Jahrgang 1898. München, Freitag, 1. Juli. Nummer 143.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XXXVII.

Erster Brief zur Centenarfeier Savonarola's.

„Di un tanto uomo se ne debbe parlare con riverenza.“
Machiavelli, Discorsi I, 11.

Florenz, 23. Juni. Florenz ist die Blumenstadt, die Stadt der Lilien; Du kommst zu ihr wie in Dein eigenes Haus — so schrieb Marsilio Ficino[2]) an den König von Frankreich, Karl VIII., als dieser sich zu seiner Impresa d'Italia aufmachte, jenem großen politischen Ereigniß, welches, wie Gibbon einmal sagt, das Antlitz Europa's verändert hat. Ja, die Blumenstadt! So grüßen sie alle Fremden, wenn sie von den Pistojeser Bergen in das lachende Arnothal herabsteigen: aber die wenigsten wissen, wie breit und tief das Meer von Blut und Thränen war, aus dem die rothe Lilie der Florentiner emporstieg. Welche Greuel erfüllten diese Stadt — von den Tagen an, wo die Guelfen die Ghibellinen, das Volk den Adel, die Schwarzen die Weißen austrieben bis hinüber zu der Stunde des Assedio, mit der die Freiheit begraben wurde, und endlich bis herab zu den Schandthaten, welche die Regierung der letzten Medici befleckten!

In dieser langen Reihe von Bluthaten ist keine der Erinnerung der Geschlechter so gegenwärtig geblieben, keine hat diesseit wie jenseit der Alpen so lebendige und allgemeine Theilnahme erweckt, wie der große und gräßliche Justizmord, der sich am 23. Mai 1498 auf der Piazza della Signoria abgespielt hat. Nach den fröhlichen und von der toscanischen Bevölkerung in heiterer Freude begangenen Festen, welche das Centenario Amerigo Vespucci's und Toscanelli's neulich mit sich brachte, sollte eine stillere Feier dem Andenken Savonarola's gewidmet sein. Aber auch diese mußte hinausgeschoben werden, denn inzwischen war, in den wenigen Wochen, welche beide Gedächtnißtage trennten, der zackige Blitz der Revolution durch Italien hindurchgefahren, und Gründe der öffentlichen Sicherheit ließen das Centenario des Frate unterdrücken, den eine wohlbekannte Partei als einen republikanischen Heiligen und als den glorreichen Märtyrer der „christlichen Demokratie“ soeben auf den Altar zu erheben sich anschickte. Dem Lokalkomitee, welches sich in Florenz unter dem Protektorat des — nebenbei gesagt, vortrefflichen, edlen und allem antinationalen Treiben der Intransigenten gründlich abholden — Kardinalerzbischofs Bausa gebildet hatte, war auch von Rom aus abgewinkt worden: man hatte dort, wie wir sehen werden, sehr gute Gründe, einer größere Kreise erfassenden Savonarola-Feier mit einer gewissen argwöhnischen Bangigkeit zu begegnen und man athmete sicher etwas auf, als der 23. Mai ohne zu lebhafte Verherrlichung des Reformators des 15. Jahrhunderts verstrichen war.

So sind die unteren Schichten des Volkes an diesem Tage ziemlich gleichgültig vorübergegangen, ganz wie zu erwarten war, denn zu allen Zeiten ist und bleibt die Masse des Volkes unwissend und undankbar. Aber in den gebildeten Kreisen Italiens wie des Auslandes ist der 400jährige Todestag Savonarola's nicht ohne eine tiefe Bewegung der Geister vermerkt worden. Monate vorher schon war der Frate der Mittelpunkt der Gespräche in Rom wie in Florenz. In Deutschland wie in Italien erhob sich eine breite Wellen schlagende Verhandlung über die „Savonarola-Frage“, d. h. über die Frage, was man von dem Frate zu halten habe, ob man ihn heute noch einmal mit der Signorie von 1498 wenigstens in effigie verbrennen, oder ob man sein Andenken hochhalten, ihn gar als Heiligen kanonisiren solle. Die Kontroverse hat zwar zunächst einen historischen Charakter; aber sie greift auch auf das Gebiet der Politik hinüber; ja, man darf ruhig sagen, der Mann, um den sie sich dreht, sein Werk und sein Schicksal sind gerade heute wieder ein Gegenstand aktuellster Bedeutung für die kirchenpolitische Betrachtung geworden. Aus dieser Erwägung heraus folgen wir gern einer von vielen Seiten an uns ergangenen Aufforderung, indem wir dem Fra Girolamo einige unsrer kirchenpolitischen Briefe widmen. Selbstverständlich können wir nicht daran denken, auf diesen wenigen Blättern das Leben und Wirken Savonarola's, seine ganze Zeit, sein Aufsteigen und seinen Untergang, in allen ihren Details vorzuführen, mit anderen Worten, in wenigen Spalten das zu versuchen, was Andere in umfangreichen Bänden unternommen haben. Wir wollen, immer unserm Programm treu bleibend, den Gegenstand vor allem nur nach der Seite behandeln, welche für die heutige Kirchenpolitik in Betracht kommt. Aber wir finden es für angezeigt, unsre Betrachtung mit einer Darlegung des Ganges zu unterbauen, welchen die Gestalt Savonarola's seit vier Jahrhunderten durch die Geschichte gemacht hat. Ein rascher Blick auf seinen Lebensgang und sein Ende wird dieser Darlegung vorauszugehen haben, nur so gelangen wir zu einer entsprechenden Erkenntniß seiner wirklichen Bedeutung. Es wird weiter der Frate nach seiner Stellung zur Politik und zu dem Reformgedanken, damit zugleich auch in seinem Verhältniß zu

---

1) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 121 vom 1. Juni d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat [illegible] der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größer[illegible] Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlosse[illegible] und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf [illegible]f eine Mark festgesetzt. D. Red.

2) „Florentiam a flore, id est a lilio dictam. Liliorum ubique plenum. In propria venies etc.“ *Marsil. Fic.* Opp. p. 961. Edit. Basil. 1561. Hier wird wohl zum erstenmal in der Literatur von der „Blumenstadt“ gesprochen, die in denselben Tagen in seiner Predigt vom 25. Okt. 1495 Savonarola Florenz als die unter allen Städten Italiens geliebteste und liebenswürdigste gefeiert hat: Fra tutte le città della Italia Firenze è più amata ... et in merito et in numero.

dem Florentiner Freistaat, wie zu dem Papstthum und dessen damaligem Vertreter, Alexander VI., zu charakterisiren sein. Wir werden seine positiven Leistungen, wie seine Irrthümer, die Gründe seiner immensen Popularität wie seines jähen Sturzes zu prüfen und am Schluß den Versuch zu machen haben, ein nach allen Seiten möglichst gesichertes Gesammturtheil über die Persönlichkeit desselben zu gewinnen und dasjenige herauszustellen, was heute etwa von seinem Werke und seinem Gedanken noch übrig bleibt.

II.

Haß und Liebe bestimmen das Urtheil unsrer Mitmenschen: nur wenigen bedeutenden Menschen ist es vergönnt, schon zu Lebzeiten über die Antipathien der Gegner zu siegen; den meisten erweist erst nach längerer Zeit das Urtheil der Geschichte Gerechtigkeit. Savonarola gehört zu den seltenen Männern, denen bis zu dieser Stunde auch diese Genugthuung versagt blieb: wie in seinen sterblichen Tagen, so schwankt noch heute, 400 Jahre nach seinem grauenvollen Tode, sein Charakterbild in der Geschichte — „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt". Die Parteien heißen heute nicht mehr Piagnoni und Arrabiati, nicht mehr Borgia und Sforza, Medici und Bourbon. Sie tragen andere Namen und andere Drapirungen; aber wer ihnen die Maske abzieht, wird vielleicht etwas von den Zügen derer wieder erkennen, die einst dem Frate gefolgt oder derer, die ihn bis zum Tode verfolgt haben. Die Zeiten ändern sich, aber die Menschen bleiben immer dieselben.

Die Geschichte des zwiespaltigen Urtheils über Savonarola bildet eines der sonderbarsten Blätter in der Geschichte der historischen Kritik: sie ist fast eine Geschichte des kirchenpolitischen Urtheils vom Beginne der Hochrenaissance bis zur Gegenwart, und darin liegt ihr allgemeines Interesse, selbst für denjenigen, welcher zu der Persönlichkeit des Frate und den von ihm vertretenen religiösen oder politischen Ideen keinerlei inneres Verhältniß haben sollte. Dies zwiespältige Urtheil führt uns schon in die Jahre zurück, wo Savonarola auf der Höhe seines Ruhmes und seines Einflusses stand. Sehen wir zu, wie diese Dinge sich entwickelt haben.[1])

Girolamo Savonarola, am 21. Sept. 1452 als dritter Sohn Niccolò Savonarola's und Elena Bonaccorsi's in Ferrara geboren, hatte unter dem Eindruck einer in Faenza gehörten Predigt eines Augustiners am 24. April 1474 das elterliche Haus insgeheim verlassen und war in Bologna bei den Predigermönchen von S. Domenico als Novize eingetreten. Er rechtfertigte diesen Schritt in einem Briefe an seinen Vater, den er gleich am 29. April schrieb[1]) und in welchem bereits der das ganze Leben des künftigen Bußpredigers beherrschende Gedanke klar hervortritt. Was ihn ins Kloster treibt, ist das große Elend dieser Welt, die Uebelthaten der Menschen. Er kann das ungeheure Verderbniß des Jahrhunderts — la gran malitia di cechati populi de Italia — nicht ferner mitansehen. Er verweist den Vater auf eine von ihm in seiner Kammer zurückgelassene Schrift über „die Verachtung dieser Welt", in welcher die Sitten der Zeit wie so oftmals später schon als die von Sodoma und Gomorrah beschrieben werden.[2]) Schon hier wird ein Ausbruch des Zornes Gottes, eine Züchtigung des sündigen Italien, wie einst der Untergang der Aegypter im Rothen Meer, in Aussicht gestellt. In den 7 Jahren, welche der Frate in S. Domenico zu Bologna weilte, vertieften sich nur diese Anschauungen. Die beiden furchtbaren Canzonen De Ruina mundi, welche der 20jährige Jüngling noch zu Hause gedichtet (1472), und die De Ruina Ecclesiae, welche 1475 gesetzt wird, sind der vollkommenste Ausdruck dieser Stimmung: es ist höchst bemerkenswerth, wie schon der 23jährige Mönch in der weltlichen Gesinnung und Verderbniß der römischen Kurie die Ursache davon erblickt, daß die liebenswürdige alte Zeit der Vergine Casta (der Kirche) nun dahin ist — che l'amoroso | Antico tempo, e il dolce suo periglio | Or mai sia perso. Mit voller Klarheit ist hier ausgesprochen, wofür 23 Jahre später der Frate in den Tod gegangen ist:

> Quando
> Io vidi a Roma entrar quella superba,
> Cha va tra' fiori e l'erba
> Securamente, mi ristrinse alquanto
> Ove io conduco la mia vita in pianto![3])

Elf Jahre später, als nach dem Tode Sixtus' IV. und vor der Wahl Innocenz' VIII. ein Schisma drohte, ruft der geistliche Sänger wieder Jesu als Retter der Kirche an:

> Soccorri a la Romana
> Tua santa Chiesa, che il demonio atterra
> Rompendo i nervi e l'osse,
> Se non ripari a le sue gran percosse.

Auch darüber, worin die eigentliche Versuchung des Dämons liegt, läßt die Canzone De Ruina Ecclesiae keinen Zweifel: es ist die Fallace, superba meretrico, Babilona, welche das Verderben bedingte: der Frate bewegt sich hier ganz im Anschlusse an Dante's Vision im irdischen Paradiese.

Freilich, über die Frage, was diesem Mysterium iniquitatis gegenüber zu thun ist, ist der junge trauernde Mönch sich noch nicht im klaren. Er wendet sich an die Madonna (d. i. hier die Kirche) und seufzt um Aufklärung, was geschehen könne, um solche Gewalt zu brechen — Se

[1]) Der Leser kann nicht erwarten, daß wir die ganze, höchst umfangreiche Literatur, welche sich an den Namen Savonarola's knüpft, verzeichnen. Begnügen wir uns auf die allgemeinsten Nachweise.

Die Bibliographie der Werke des Frate findet man, abgesehen von dem alten bei Villari 1 App. Doc. p. XXII abgedruckten Katalog, bei *Burlamacchi*, Vita del P. F. Girolamo Savonarola, Ed. Lucca 1764, p. XCV—CIX; bei *Echard*, Script. Ord. Praed.; bei *Quétif* in s. Addit. zu *Jos. Franc. Pici Mirandulae* Vit. F. Hieronymi Savonarolae, Par. 1674, II, 616—652. — Fr. K. Meier, Girolamo Savonarola aus großentheils handschriftlichen Quellen, Brl. 1836, S. 398—401. *Audin de Rians* im Anhang zu s. Poesie di Jeronimo Savonarola, Fir. 1847. — Vgl. auch die Bibliografia della Opere di Fra G. in Catalogo della Biblioteca religiosa Guicciardini, Fir. 1867 und neuerdings *L. O. Olschki's* Bibliotheca Savonaroliana, Fir. 1898. Eine Bibliographie der Briefe gaben *Marchese* im Arch. stor. Ital. VIII. App. 140 f. und der Conte *Carlo Capponi*, Alcune Lettere die Fra Gir. Sav., ora la prima volta publ. Si aggiungono le notizie storiche e bibliografiche intorno alle lettere del medesimo. Fir. 1858.

Für die Literatur über S. sind zu vergleichen: *Audin de Rians* a. a. O.; *Batines*, Bibl. d. S., Fir. 1846. — Meier a. a. O. S. 320 f. — *Villari Pasq.*, La storia di Girolamo Sav. e de' suoi tempi, 2 voll. 2a ed. Fir. 1888, I p. XVII—XXX. — *Potthast*, Bibl. hist. 2. ed. Berl. 1896. II, 1564.

[1]) Das Autograph dieses Briefes wurde von dem Grafen Carlo Capponi in Alcune Lettere di Fra Gir. Savonarola, Fir. 1858 publizirt; ein weiterer Abdruck dieses schon früher bekannten, aber nie korrekt wiedergegebenen Aktenstückes findet sich bei *Villari* 1, App. 1 Doc. II, p. V.

[2]) Diese Schrift „Dispregio del mondo" mit dem Eintrag des Vaters (ricordo come alli 24 aprile, che fu il dì di S. Giorgio del 1475, Geronimo mio figlio, stodente nell' arte [della medicina!], si parti di casa etc.) befand sich im Besitz der Gondi, bei denen sie Carlo Capponi 1858 fand und 1862 publizirte; *Villari*, I App. Doc. III, hat sie wieder abgedruckt.

[3]) Savonarola's Poesien, von denen einige schon zu seinen Lebzeiten oder bald nach ihm bekannt wurden, waren von *Fra Benedetto* di Firenze (cod. Maglia 6. Cl. VII, cod. 365. Cl. XXXV, cod. 90) gesammelt worden und sind zuerst von Meier S. 330, dann von *Audin de Rians*, Fir. 1847, wiederum von *Carlo Capponi* und *Cesare Guasti* (Le Poesie di G. S. tratte dall' autografo, Fir. 1862) und endlich wieder soeben auszüglich in *P. Villari's* und *Casanova's* Scelta di prediche e scritti di Fra G. S., Fir. 1898, 395 f. veröffentlicht worden. Es sind im ganzen 24 Canzonen und Gebete.

romper si potria quelle grande ale! Und sie weiß nichts zu antworten, als:

> Lingua mortale
> Non può, nè lice, non che mover l'arme.
> Tu piangi e taci: e questo meglio parme.

Diese Worte reißen die Seele der damaligen Christenheit auf. Aus der Brust des noch so jungen Zeugen bricht der ganze Jammer durch, den das christliche Gemüth angesichts der Dinge, die in Rom geschehen, empfinden muß. Er weiß sich nicht zu helfen. Er wagt nicht gegen eine geheiligte Autorität das Wort zu ergreifen; er seufzt und — schweigt.

Anderthalb Jahrhunderte, die bewegtesten der Kirchengeschichte, gehen vorbei — und die Dinge stehen im Grunde wieder auf dem alten Fleck. Der Kardinal de Berulle und Mr. de Saint-Cyran befestigen sich gegenseitig „dans le silence que les vrais enfants de l'Église devaient garder dans la vue de ces maux intérieures et de ces plaies intestines", die S. Bernhard schon für unheilbar erklärt hatte: mehr als zu Zeiten des hl. Gregor von Nazianz, finden sie, haben wir — „rien à donner à l'Eglise que nos larmes."[1])

Aber es gibt stärkere Naturen, denen dies „silence de gémissement" auf die Dauer unmöglich ist. Zwanzig Jahre, nachdem St. Cyran dem älteren Port-Royal diese Parole gegeben, erhob sich Pascal mit dem Ausruf: „le silence est la plus grande persécution. Jamais les saints ne se sont tus. Il est vrai qu'il faut vocation; mais ce n'est pas des arrêts du conseil qu'il faut apprendre si l'on est appelé; c'est de la nécessité de parler."[2])

Diese innere Stimme, welche das größte Genie Frankreichs zum Sprechen gebracht hat, empfand, mit derselben inneren Nöthigung, Fra Girolamo 15 Jahre nach der Abfassung jener Canzone. 15 Jahre sind ein großer Zeitraum im Leben eines jungen Mannes — magnum aevi spatium, wie schon Tacitus sagte. In Stille und Sammlung, in Gebet und Studium hingebracht, fern von den Menschen und nahe bei Gott, reichen sie hin, um den Mann zu reifen, der das Recht und dann auch die Pflicht hat, an den Geschicken der Menschheit und der Kirche sein Theil zu nehmen. Als Savonarola 1490 (?)[3]) in Florenz auftrat, als ihm die Kanzel von S. Marco und bald darauf diejenige von S. Maria del Fiore als Schlachtfeld zufiel, war er ein gereifter Mann. Alles, was er wollte, stand ihm klar vor Augen. In S. Marco in Florenz trat Savonarola in die Atmosphäre ein, welche der hl. Antoninus soeben durch seine Wirksamkeit in diesem Kloster verklärt hatte, und in allen Zellen des Konvents begrüßte ihn der Geist Fra Angelico's, der diese Wohnungen seiner Ordensgenossen mit seinem unsterblichen Pinsel geschmückt hatte. In der Stadt aber und in dem Freistaat begegnete er der Herrschaft Lorenzo's il Magnifico und dem allgewaltigen Einfluß der sich um diesen Herrn bewegenden Gruppe der Platoniker und Humanisten, an deren Spitze Marsilio Ficino und Poliziano standen. Ehe er Florenz zum zweitenmal betrat, predigte er um 1484 und 1485 in dem sienesischen Bergstädtchen San Gimignano zuerst, dann in Brescia und anderen lombardischen Städten das, was auch in der Hauptstadt Toscana's bald die dominirende Note seiner Predigten sein sollte: 1. daß die Kirche einer Züchtigung entgegengehe; 2. daß sie dann erneuert werde und 3. daß dies bald bevorstehe. Noch im Januar 1490 schrieb er von Pavia aus einen Brief an seine Mutter, dessen Bekanntmachung wir P. Marchese (Arch. stor. It., VIII) verdanken. Trotz des Widerspruches L. v. Ranke's muß es als feststehend betrachtet werden, daß Giovanni Pico, Fürst von Mirandola, es gewesen ist, welcher bei Lorenzo il Magnifico die Berufung des Mannes beantragte und durchsetzte, der sich bald als den gefährlichsten Gegner der mediceischen Herrschaft erweisen sollte. Pico war damals wegen seiner von Rom aus zensurirten 900 Thesen in Bedrängniß und suchte offenbar eine Stütze an dem kühnen Mönche, den er in Reggio gegen das Verderbniß der Kurie und des Klerus hatte predigen gehört. S. Marco war bald zu klein, um die Menge der Zuhörer zu fassen, welche Savonarola's Predigt anzog: so öffnete sich ihm der Dom (S. Maria del Fiore oder S. Reparata), wo er zuerst 1491 als Fastenprediger auftrat und, nachdem er anfänglich mehr nur die Korruption und den Skeptizismus der herrschenden Klasse gegeißelt, wie aus plötzlicher Eingebung (wir kommen auf diesen von ihm selbst geschilderten psychischen Vorgang zurück) am zweiten Fastensonntag jene furchtbare Predigt hielt — terrificam predicationem — in welcher er zuerst den hohen und niedrigen Klerus mit den schwersten Vorwürfen überhäuft.[1]) Es folgten die höchst merkwürdige Predigt über das Uebertreiben der äußeren Zeremonie und die Nothwendigkeit, die Menschen zum inneren Leben zurückzuführen (oportet viros se ad omni opere exteriori alienare),[2]) und, seit 1491, die Vorträge über den ersten Brief des hl. Johannes, endlich, seit der Fastenzeit 1492, die in S. Lorenzo gehaltenen Predigten über die Arche Noah's, die so ungeheures Aufsehen erregten und die letzten Tage Lorenzo's il Magnifico bekümmerten, der eben in seiner herrlichen Villa zu Careggi dem Tode entgegenging. Man weiß, daß Savonarola auf des Sterbenden Wunsch nach Careggi ging: Angelo Poliziano hat uns diesen Besuch und den Tod des großen Fürsten, der ihm unmittelbar folgte, beschrieben; aber über das, was zwischen ihm und dem Mönche sich eigentlich zutrug, gehen die Ansichten auch heute noch auseinander.[3]) Uns erscheint durchaus unwahrscheinlich, daß Lorenzo den

---

[1]) Aufzeichnungen der Mère angélique von 1653, bei *Le Maitre* Mém. pour servir à l'histoire de Port-Royal II, 307 f.

[2]) *Pascal* Pensées, Ed. Par. Didot 1878, p. 193 (art. XVI, No. 72.)

[3]) Das Datum der ersten Ankunft Savonarola's in Florenz und das seiner zweiten, definitiven Uebersiedelung steht nicht ganz fest. Alessandro Gherardi, dem wir die neuesten Untersuchungen darüber verdanken (Nuovi Documenti e Studi intorno a Gir. Savonarola, Fir. 1887, S. 369 f.) entscheidet sich gegenüber der traditionellen Angabe, welche die Jahre 1481 und 1489 nennt, und gegenüber Villari, der in seiner 2. Ausgabe dieser beitritt, für 1482 als Datum der ersten Ankunft Savonarola's in Florenz und für den 1. Aug. 1490 als Datum seines ersten öffentlichen Auftretens als Prediger. In seinem Verhör (Villari II, p. CL) gibt Savonarola selbst 1490 als Beginn seiner Erklärung der Apokalypse in S. Marco an, in dem Compendium Revelationum aber Sonntag, den 1. Aug. 1489; letzteres muß ein Irrthum sein, da der 1. Aug. erst 1490 auf einen Sonntag fiel.

[1]) *Villari*, I. Doc. VII, p. XXVIII hat aus dem in S. Marco bewahrten Autographon einige Proben aus dieser berühmten Predigt mitgetheilt. Es finden sich darin Sätze, wie diese: non Deo fiunt hodie officia, et eaque fiunt in ecclesia, sed pecuniae. . . . Pulcra officia faciunt, ut populus currat etc. Inveniunt nova altaria et virgines marias etc. Ordinantur omnes dummodo afferant. Nihil est, nullum donum Spiritus Sancti, est nulla gratia que obtineri non possit pecunia. Pauperes solum opprimuntur. . . . Dicunt beata quella casa che ha una chierechata. Sed veniet tempus quando oportebit dicere: quai etc. Si amas filios, fa' a mio modo, non lo far prete; necabitur etc. Nicht weniger schrecklich ist die Schilderung des unzüchtigen Treibens, das sich bis in die Kirchen drängt; wir verschonen damit unsre Leser, welche den Passus bei *Villari* I. Doc. p. XXX nachlesen mögen.

[2]) *Villari* I. 141. Upp. Doc. IX, p. XXXV. Wir kommen auf diese in S. Marco gehaltene, für die Beurtheilung Savonarola's und seines Geistes äußerst wichtige Predigt am Schlusse unsrer Ausführungen zurück.

[3]) Am besten dürfte immer noch die Darlegung dieser Dinge sein, welche A. v. Reumont in seinem Lorenzo de' Medici, 2. A., Leipzig 1883, II, 417 f. gegeben hat; wozu dann freilich noch der damals unedirte Bericht über den Tod Lorenzo's zu vergleichen ist, welchen L. Frati im Arch. stor. Ital. 1889, 255 f. herausgegeben hat. Vergl. auch Villari I, 182 f.

Frate zu sich entbot, um ihm seine Beichte abzulegen, und daß dieser die Absolution verweigerte, als Lorenzo auf die Forderung, das florentinische Volk wieder in seine Freiheit und Gemeindeverfassung einzusetzen, das Haupt, ohne zu antworten, weggewandt habe. So lautet die allgemein bekannte Erzählung des jüngeren Pico von Mirandola; aber Poliziano, der sicher besser unterrichtet war und fast ununterbrochen neben dem Lager des Sterbenden stand, weiß weder etwas von der Beichte, noch von dieser Bedingung der Absolution. Man darf als sicher ansehen, daß es dem Magnifico nur darauf ankam, Savonarola und dessen Partei von jeder Feindseligkeit gegen das Haus Medici und die unwürdigen Erben seiner großen Stellung abzuhalten.

Das ist nun freilich dem Manne nicht gelungen, der sonst wie wenige seiner und aller Zeiten das höchste diplomatische Genie und den Zauber einer fast unwiderstehlichen Ueberredungskunst besaß. Lorenzo's Tod (am 8. April 1492) und das bald darauf folgende Ableben Innocenz' VIII. (25. Juli 1492), sowie die in der Nacht vom 10. zum 11. August ergangene Wahl Alexanders VI. veränderten sofort die gesammte Lage. Es war ein für die Christenheit an epochemachenden Ereignissen überreiches Jahr. Am 2. Januar 1492 war Granada gefallen und die Kreuzesfahne auf der Alhambra aufgepflanzt worden; am 3. August brach Christoph Columbus aus dem Hafen von Palos auf, um eine neue Welt zu entdecken. Acht Tage darauf stieg mit der Wahl des Borgia das von Savonarola geweissagte ingens flagellum über Italien empor. Florenz, das, wie der Frate sagte, in der Mitte dieses Landes daliegt, wie das Herz in dem Menschen (Florentia veluti cor in homine, in medio Italiae vita) wird davon in erster Linie ergriffen. Savonarola, der unterdessen (zuerst Juli 1491, dann wieder 1494) zum Prior von S. Marco gewählt und am 14. Nov. 1494 auch zum Provinzial ernannt worden war, hatte inzwischen auswärts (im Mai 1492 zu Venedig, dann zu Pisa, in der Fastenzeit 1493 zu Bologna) gepredigt: wie es scheint, war Piero de' Medici so glücklich gewesen, den unbequemen Volksfreund auf eine Zeit lang zu entfernen. Hier dürfte der Grund liegen, weßhalb sich Savonarola entschloß, seinen Konvent wieder mitsammt den toscanischen Klöstern des Predigerordens, wie vor 1448, von der lombardischen Provinz unabhängig zu machen: er fand es für bedenklich, Befehlen zu unterliegen, welche mit dem, was seine Zukunft forderte, nicht in Einklang zu bringen waren. Der Kardinal von Neapel setzte am 29. Mai 1493 die Trennung nach den Wünschen Savonarola's durch. Im Advent 1493 nahm derselbe mit seinen 25 Predigten über den Psalm Quam bonus seine Thätigkeit in Florenz wieder auf, immer unter steigender Beunruhigung Piero's de Medici und unter ebenso steigender Begeisterung seiner Zuhörer. Die Luft Italiens war schwanger, die Gemüther durch die Besorgniß fremder Invasionen beunruhigt, als am 21. Sept. 1494 Savonarola's furchtbare Strafpredigt mit dem Texte ecce ego adducam aquas super terram und der Ankündigung des Zuges Karls VIII. nach der Halbinsel wie ein Blitz einschlug. Welchen Eindruck solche Bußpredigten auf das Publikum machten, erzählen uns gleichzeitige Schriftsteller. Die Leute gingen, sagt Cerretani, wie halbtodt, ohne miteinander zu sprechen, aus dem Dom heim. Pico von Mirandola, der dieser Predigt beiwohnte, erzählt, daß ihm all seine Gebeine zitterten und ihm die Haare zu Berge stiegen. Der Prediger selbst war aufs tiefste erschüttert. Am 4. Nov. fand jene berühmte Sitzung der Signorie und des Rathes der Siebenzig statt, wo mit Piero di Gino Capponi's Erklärung „ormai è tempo d'uscire di questo governi di fanciulli“ das Regiment der Medici zusammenbrach; mit ihm und drei Anderen ging Savonarola am 5. nach Pisa als Gesandter zum König von Frankreich, dem Piero schon thatsächlich die Geschicke der Stadt überantwortet hatte. Am 9. Nov. ertönte das abasso le palle, und Piero, wie sein Bruder, der Kardinal Giovanni mußten nach nutzlosem Widerstande Florenz verlassen. Am 17. Nov. hielt Karl VIII. seinen Einzug in Florenz, von wo er nach stürmischen, durch das Eingreifen Capponi's berühmt gewordenen Verhandlungen und Besiegelung eines weit mehr dem französischen König als den durch die Furcht vor der Rückkehr der Medici eingeschüchterten Bürgern günstigen Freundschaftsvertrags am 28. Nov. wieder abzog.

Savonarola hatte während dieser Umwälzung ohne Unterlaß Ruhe und Frieden gepredigt. Er hatte die Ankunft des Königs begünstigt und herbeigewünscht, aber auch bald gefunden, daß dessen Bleiben in der Stadt nicht sei, und er hatte Karl inständig gebeten, seinen Weg baldmöglichst fortzusetzen. Nach der Abreise des Königs fiel ihm der maßgebende Einfluß wie ein reifer Apfel in den Schoß. Die Medici waren verbannt, ihre nächsten und besten Freunde, wie Angelo Poliziano und Pico von Mirandola, beide zugleich die Führer einer dem Frate entgegenstehenden geistigen Richtung, waren rasch hintereinander gestorben (24. Sept. und 17. Nov.). Eine Zeitlang noch schwankte der Frate freilich, wie die ersten Predigten über den Propheten Haggäus zeigen, ob er die Hand nach der politischen Herrschaft ausstrecken sollte. Aber in Florenz herrschte allgemeine Rathlosigkeit. Die lange Tyrannis der Medici hatte die Florentiner ebenso die Gewohnheit wie die Fähigkeit des Regierens verlernen lassen, Savonarola fühlte in sich die Macht und das Talent, den Staat aus seiner Verwirrung herauszuziehen. Am dritten Adventssonntag, 12. Dez., bricht schon diese Ueberzeugung siegreich in jener Predigt aus, wo er sein grenzenloses Vertrauen auf die Wiedergeburt der Stadt und damit auch auf die Einleitung zur Wiedergeburt Italiens und der Christenheit in so glänzender Weise verkündet. Als Kernpunkt seiner Politik stellt er ein entschieden demokratisches Prinzip auf: Stellenvergebung, Regierung, Gesetzgebung, alles soll von der Gesammtheit ausgehen: Che nessuno riconosca beneficio alcuno se non dallo universale, il quale deve, solo, creare i magistrati ed approvare le leggi. Von diesem Tage ab tritt Savonarola als wirklicher Politiker auf. Die Signorie nimmt seine Rathschläge in S. Marco entgegen, und er selbst erscheint jetzt zu wiederholtenmalen im Palast derselben, um seine Ansichten vorzutragen; unter den Autographen seiner Reden finden sich solche, welche in Palatio ad dominos bezeichnet sind. Eine nähere Darlegung seines Programms gab er dann selbst auf der Domkanzel in einer Predigt, zu der Magistrat und Volk mit Ausschluß der Frauen und Kinder eingeladen waren. Dies merkwürdige kirchenpolitische Programm umschließt vier Punkte: 1. Die Furcht Gottes und die Reform der Sitten; 2. die Liebe zur Volksherrschaft (governo popolare) und zum öffentlichen Wohl, mit Beiseitesetzung jeglichen privaten Vortheils (d. h. mit Ausschluß jedes Prinzipates oder jeder Tyrannis wie der der Medici); 3. den allgemeinen Frieden, der eine Amnestie nebst Erlaß der Geldstrafen für die Anhänger der gestürzten Regierung und Nachsicht gegen alle Staatsschuldner in sich schließen solle; 4. eine wirkliche Volksregierung (governo universale), an welcher, wie ehedem, alle Bürger des Freistaates Antheil haben sollten. Die Einrichtungen des Consiglio maggiore der Venezianer sollten, soweit sie sich für Florenz schickten, hier als Vorbild dienen. In der That, die mit so unglaublichem Elan vorgetragene Idee des Consiglio Grande al modo Veneziano wurde von der Bevölkerung ergriffen, die Einführung der popularen Verfassung wurde durchgesetzt, die Autorität der

Otto di guardia, die mit ihren sechs Bohnen die Ausweisung eines Bürgers verfügen konnte, ward durch die Appellation an das große Consiglio eingeschränkt, und der Gedanke, daß das Consiglio kraft der Versammlung aller Berechtigten Meister der Stadt sei, gelangte zum völligen Durchbruch; mit dem freiwilligen Rücktritt der 20 Accoppiatoren, mit denen bisher aus den vornehmsten Geschlechtern die Signoria und die höchsten Aemter der Republik besetzt wurden, war der Ausbau der neuen Verfassung geschehen (8. Juni 1495). Sie ging in einem wesentlichen Punkte über die Ansichten des Frate hinaus, welcher die Appellation nicht an den von den Leidenschaften des Tages bewegten, sachlichen Erwägungen meist unzugänglichen Consiglio Maggiore, sondern an einen aus sachverständigen Staatsmännern und Juristen gebildeten engeren Rath gebunden haben wollte. Hier lag der schwache Punkt der neuen Verfassung: der Ausgangspunkt neuer Rückkehr zur zügellosen Demokratie und damit zur Anbahnung der Rückkehr der Tyrannis.[1])

Wir gehen hier auf die republikanischen Agitationen der Jahre 1495 und 1496 nicht näher ein. Savonarola, dessen Partei, die Frateschi,[2]) jetzt die Stadt beherrschte, hatte noch im Advent 1494 seine Vorträge über Haggäus abgeschlossen, um dann im Januar 1495 in den Predigten über die Psalmen eine der glänzendsten und großartigsten Gaben seiner Beredsamkeit darzureichen, aus denen freilich bereits die Empfindung des kommenden Zerwürfnisses in der Republik herausspricht. Unter ihnen ist die Predica della Rinnovazione (13. Januar 1495) die berühmteste und die folgenschwerste: in keiner anderen hat er Rom so harte und furchtbare Dinge gesagt, wie in dieser, wo er den damaligen Zustand der Kirche als das von dem apokalyptischen Seher vorausgesehene dritte Stadium, dasjenige der Lauen (tepidi), schildert, die Nothwendigkeit einer baldigen Reform der Kirche betont und voraussagt, Gott werde seinen Weinberg, d. i. Rom und die Kirche, Anderen zur Pflege übergeben — denn in Rom ist nichts von Liebe (Gottes und des Nächsten) übrig geblieben, nur der Teufel blieb da (perchè a Roma non è rimasta carità alcuna: ma sola il diavolo, e questo basta quanti alle figure).[3]) Diese furchtbare Predigt, das Stärkste, was vor Luther gegen den römischen Hof gesagt worden war, durchlief, gleich gedruckt, ganz Italien: in Rom, wo man sonst auf die Worte der Bußprediger kein Gewicht legte, fing man an, sich ernstlich zu beunruhigen; die Arrabiati und die Medici begannen das Netz ihrer Intriguen bei Alexander VI. auszuwerfen und waren nahe daran, die Entfernung des Frate aus Florenz und seine Versendung nach Lucca durchzusetzen. Aber die Stadt war dagegen, Karl VIII., der eben in Neapel war, war zu fürchten, und so gestattete der Papst Savonarola, die Quaresima in S. Maria del Fiore zu predigen. Er predigte über das Buch Hiob und forderte die Reform der Sitten. Nach diesen Fastenpredigten, die nur in unvollkommener Gestalt auf uns gekommen sind, war der Frate tief erschöpft, abgemagert und schwer leidend. Aber der Erfolg der Quaresima war unermeßlich. Die Begeisterung für den Prior von S. Maria erreichte ihren höchsten Punkt, zahlreiche Novizen aus den besten Kreisen traten in sein Kloster ein, das bald statt 50 Insassen 238 zählte. Und doch begannen die Dinge sich jetzt zu des Frate's Untergang zu neigen. Karl VIII. zog sich angesichts der am 31. März 1495 in Venedig anscheinend gegen den Sultan, in Wirklichkeit gegen die Franzosen zwischen der Republik Venedig, dem Papst, dem Kaiser und Spanien geschlossenen Liga zurück: sein Gesandter, der berühmte Philippe de Commines, besuchte damals Savonarola in seiner Zelle und hatte, wie seine Memoiren (Livre VIII, c. h. 3) berichten, einen sehr bedeutenden Eindruck von dieser Persönlichkeit. Zwischen dem König und Florenz war trotz des Fortbestandes der Allianz eine tiefe Verstimmung wegen der von Karl beanspruchten Leistungen ausgebrochen; wieder mußte Savonarola als Vermittler zu ihm gehen. Die Zusammenkunft fand im Juni 1495 in Poggibonsi statt, wo der Frate dem Monarchen die Strafe des Himmels ankündigte, weil er das Werk der Reform der Kirche nicht durchgeführt habe. Man sieht, im Grunde war auch das Bündniß mit Frankreich für Savonarola nur ein Ring aus der Kette seiner Reformgedanken. Am 11. Oktober 1495 kehrte er auf die Kanzel zurück, um vor der Wiederkehr der Medici und ihrer Tyrannis zu warnen, denn diesen war seit dem Abzug der Franzosen neuer Muth gekommen, um einen Handstreich gegen die Stadt zu versuchen. Dieser Handstreich mißlang in der That. Aber Savonarola mußte den verstärkten Haß der Medici bald empfinden. Ein neuer Feind erwuchs ihm in dem Despoten Ludovico il Moro, der sich in den gegen die Laster der italienischen Fürsten gerichteten Predigten des Frate angegriffen glaubte und nun durch seinen Agenten Paolo Somenzi gegen ihn wühlen ließ. Alexander VI., bis dahin gleichgültig gegen Savonarola, war die Angriffe gegen den römischen Hof natürlich hinterbracht worden. Sowohl die Medici — der Kardinal Giovanni lebte damals in Rom — als des Mohren Bruder, der Kardinal Ascanio Sforza, hetzten den Papst gegen den Frate auf, und der alte Gegner desselben, Fra Mariano di Gennazzano, der gegen ihn gepredigt und vor ihm den Kürzeren gezogen hatte, that das Seinige hinzu, um vor dem Werkzeug des Teufels, wie er den Prior nannte, zu warnen. Savonarola war unbequem geworden: er wäre, in Ruhe gelassen, der erste unbequeme Mann gewesen, dessen sich die Borgias nicht zu entledigen gewußt hätten. Um jene Zeit mag es gewesen sein, daß dem Papste sein sechster oder siebenter Sohn (Giovanni) geboren wurde. Des Papstes neue Liebe zu Giulia Farnese fing an, ruchbar zu werden —, er selbst hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, diese Neigung in dem Briefe an Lucrezia vom 24. Juli 1494 zu verrathen. Solche Dinge durften nicht auf die Kanzel gebracht werden: es war aber alles von Savonarola zu fürchten, der schon so deutlich gegen das unsittliche Leben der Häupter der Kirche sprach, daß die Zuhörer mit den Fingern auf Alexander hinweisen konnten. Am 25. Juli 1495 schrieb dieser an den Frate ein Breve von unsagbarer Arglist. Alexander drückt zu Eingang des Schreibens seine hohe Freude darüber aus, daß Savonarola im Weinberg des Herrn so Großes wirke, was gewiß das Werk des hl. Geistes sei. Er höre aber auch, daß der Frate künftige Dinge weissage und solche Voraussagungen auf göttliche Offenbarung zurückführe: darüber wolle er ihn selbst hören; und so befehle er ihm in Kraft des hl. Gehorsams sich baldigst nach Rom auf den Weg zu machen (abgedr. bei

[1]) Man vergleiche die Urtheile Giannotti's, Guicciardini's und Machiavelli's über diese Verfassung und Savonarola's Antheil an derselben bei Villari I, 319, auch Cipolla's Aufsatz Fra G. Sav. e la Costituzione Veneta (Arch. Ven. apr.-ott. 1874).

[2]) Ihre wüthenden Gegner auf Seite der Mediceischen Partei, die Palleschi, nannten die Frateschi auch Piagnoni, „die Heuler" (wie man im Rheinland 1848 die Konservativen taufte). Unter den Bianchi verstand man jetzt eine Faktion, die keine Freundin des Frate und der Mönche war, aber Savonarola vorläufig gewähren ließ, weil er die Geschäfte ihrer demokratischen Politik zu besorgen schien. Die Grauen (Bigi) waren die verkappten Anhänger der Medici, welche dem Einfluß Savonarola's ihre Amnestirung verdankten und darum mit ihm gingen, so lange sie seiner zu bedürfen glaubten, im Grunde aber stets an der Rückkehr der Medici arbeiteten; die mit den Palleschi theilweise identischen Arrabiati wollten eine aristokratische Republik. Aus beiden setzten sich meist die Compagnacci (giovani viziosi e sfacciati) zusammen.

[3]) Wir citiren hier nach der Ausgabe der Prediche sopra i Salmi e molte altre notabilissime materie, Ven. 1539, f. 19.

Villari I, Doc. XXIII, p. CIV). Savonarola wird keinen Augenblick darüber in Zweifel gewesen sein, daß er nie lebendig nach Rom, sicher nicht lebendig aus der ewigen Stadt herausgekommen sein würde. Ihm hätte gewiß geblüht, was ein anderer Bruder von S. Marco erfuhr, Benedetto Fojano, der während des Assedio 1529 im Geiste Savonarola's predigte, nach Rom kam und dort von Clemens VII. in einem unterirdischen Kerker im Castell S. Angelo verwahrt wurde, bis er, gewiß zufällig, am Hunger starb. In einer Predigt am 28. Juli spielte der Frate auf die Situation an: er werde nun Fra Domenico an seiner Stelle predigen lassen, wenn er zurückkomme, werde er wieder anfangen — vorausgesetzt, daß er noch am Leben sei: io tornerò poi, se sarò vivo. In seiner Antwort an den Papst vom 31. Juli (Villari a. a. O. CV) verzichtet er auf diesen Humor, aber bei aller Bescheidenheit ist sein Wort klar und fest: es mußte Alexander zeigen, daß der Mönch vollkommen wußte, mit wem er zu thun hatte. Er erkennt die höchste Autorität in dem Papste an, sagt, daß er gern nach Rom gekommen, das er nie gesehen, daß aber dieser Reise ad limina apostolorum jetzt unübersteigliche Hindernisse entgegenstünden: einmal sein Gesundheitszustand, der so leidend sei (febris sc. et dissenteriae), daß ihm die Aerzte selbst das Predigen und Studiren verboten hätten, dann der Haß seiner Gegner, der ihm nicht gestatten würde, ohne militärische Bedeckung Florenz zu verlassen. Seine Entfernung würde für den Frieden der Stadt gefahrbringend sein. Er müsse also seine Reise nach Rom um eine kurze Zeit aufschieben, werde unterdessen aber eine Schrift, deren Druck er eben verfügt habe,[1]) dem Papst zusenden, aus welchem Buche alles zu erfahren sei, was er über Italiens Untergang und die Erneuerung der Kirche vorzutragen habe: was geheim zu halten, habe er für sich behalten (quae in archa habenda sunt, nulli mortalium aperire fas est). Der Papst antwortete auf dieses Schreiben nicht, sandte aber am 8. September den S. Marco feindlichen Franziskanern von S. Croce ein Breve, welches mit Verachtung von einem tal Fra Girolamo sprach, der sich eine besondere göttliche Mission zulege, und mittheilte, es sei die Verfolgung dieser Sache dem Fra Sebastiano de Madiis, Generalvikar der lombardischen Dominikanerprovinz, übertragen und Savonarola eingeschärft, sich bis auf weiteres jeder öffentlichen und privaten Predigt zu enthalten. Der Frate vertheidigte sich in einem langen Aufschreiben an Alexander (vom 29. Sept. 1495), worauf dieser am 16. Okt. mit der erneuerten Aufforderung, nach Rom zu kommen, wo er ihn väterlich und freundlich aufnehmen wolle, aber auch mit dem erneuerten Verbot jeglicher Art von Predigt antwortete. Ehe dies Breve in Florenz anlangte, hatte Savonarola noch dreimal gepredigt, jetzt verzichtete er für den Advent 1495 auf die Domkanzel.

In jener Zeit mußte es dem Frate klar werden, daß er sich einem gefährlichen Dilemma ausgesetzt sah. Unterwarf er sich den Forderungen des Papstes nicht, so zog er sich den Vorwurf einer unkirchlichen Gesinnung zu, ja er trieb in einen Konflikt hinein, in welchem er als Priester und Mönch nur den Kürzeren ziehen konnte. That er, was der Papst verlangte, so gab er damit seine ganze Stellung

[1]) Dies war offenbar das Compendio di Rivelatione dello inutile servo di Jesu Christo Frate Hieronymo da Ferrera, welches Francesco Buonaccorsi am 18. Aug. 1495 zuerst italienisch, dann am 12. Okt. d. J. lateinisch herausgab. Lorenzo Morgianni druckte schon 12 Tage später das Buch nach, das 1496 auch in Paris und in Florenz wieder lateinisch erschien. Ebenso gab es Quetif in s. Vita Sav. II, 213 (Paris 1674). Den italienischen Text, wohl mit den gothischen Lettern der Ausgabe von 1495, reproduzirte auch Stagnino, Venedig 1536. Das Compendium Revelationum, auf welches wir sehr eingehend zurückzukommen haben, ist weitaus die wichtigste Selbstvertheidigung des Frate und mit dem 1497 gedruckten Dialogo della verità profetica zusammenzuhalten.

in Florenz preis, und mit seinem Rücktritt war der Sieg der Arrabiati und die Wiederaufrichtung der mediceischen Herrschaft gegeben. In dem einen wie in dem andern Fall zerfiel das Hauptwerk seines Lebens, die Reform der Kirche. Sein Geist mußte in solcher Lage auf neue Ressourcen ausgehen; keine andere konnte ihm vielverheißender erscheinen, als die Zusammenberufung eines allgemeinen Konzils, welche von Alexanders bitterstem Gegner, dem Kardinal di San Piero in Vincolis (Giuliano della Rovere, dem späteren Papst Julius II.), seit 1492 betrieben wurde und das mitsammt der Absetzung in der That dem Papste unmittelbar drohte, damals, als Karl VIII. in Rom war und bereits die Kanonen gegen das Kastell S. Angelo gerichtet waren. Die Briefe des Frate an den König, die uns sicher nur zum Theil erhalten sind, zeigen, wie sehr er sich bemühte, Frankreich für dies Unternehmen zu gewinnen. Andrerseits wurde von seinen Freunden in der Signoria daran gearbeitet, ihm die Rückkehr auf die Kanzel zu ermöglichen. Wie es scheint, gestattete sie Alexander auf Andringen des Kardinals von Neapel (Caraffa Oliviero's, des Protektors der Dominikaner), unter der Bedingung, daß der Prior seine Sprache mäßige. Ja, Alexander ging jetzt sogar zu dem Versuche über, sich Savonarola zum Freund zu machen. Er hatte einen Bischof aus dem Predigerorden mit der Untersuchung der Schriften Savonarola's beauftragt: der Bischof fand nichts der Zensur würdiges in diesen Schriften und rieth dem Papst, den Mönch auf seine Seite zu ziehen, ja ihm selbst die Kardinalswürde anzubieten. Das Anerbieten ward in der That gemacht, und Savonarola erfuhr, wie Villari bemerkt, bei diesem Anlaß, daß in Rom jedes Ding seinen Preis habe. Die Antwort wollte er selbst in seiner nächsten Predigt geben: in derselben sagt er in der That: „ich will keinen Hut, keine Mitra, mag sie groß oder klein sein. Was ich ersehne, ist, was Christus seinen Heiligen gegeben, den Tod: der rothe Hut, nach dem mich verlangt, ist ein blutiger.“[1])

Wie groß und vornehm sticht diese Gesinnung des Poverello fratello ab von der Gier, mit der zu seinen Zeiten wie heute noch die servilen Mittelmäßigkeiten im Klerus nach geistlichen Bediententiteln laufen, mit denen sie die klägliche Blöße ihrer geistigen Armuth zuzudecken vermeinen!

Am 17. Febr. 1496 bestieg der Frate nach langer Pause wieder die Kanzel, um die Fastenzeit mit jenen Predigten über die Propheten Amos und Zacharias auszufüllen, welche in ganz Italien und darüber hinaus wiederhallten und die Begeisterung der Seinen, ebenso aber auch den Ingrimm seiner Gegner aufs höchste trieben.[2]) Schon hier sprach er den Satz aus, daß, wenn wirklich, wie gewisse Leute behaupteten, ein Exkommunikationsdekret gegen ihn ausgegangen, dasselbe null und nichtig sei. Die Predigt auf den zweiten Fastensonntag in den meisten Exemplaren durch die Inquisition verstümmelt oder herausgeschnitten, ist namentlich berühmt durch die Anwendung des Schrifttextes O vaccae pingues auf die Unzahl der in der Hauptstadt der Christenheit herumlungernden Buhlerinnen: „quivi uomini e donne son fatte meretrici.“ Das stehende Thema der Rede war die Ankündigung des kommenden Strafgerichts, auch der Pest; dazwischen kommen zwei Vorträge politischer Natur, welche die Wahl der neuen Signoria am 25. Februar zum Gegenstand hatten. In

[1]) Diese Erzählung, von Einigen bestritten, wird von Marchese, Meier, Perrens, Villari angenommen; sie beruht auf den Angaben der Vita latina und Burlamacchi's, wird aber auch von Bzovius u. A. bestätigt. Ueber allem Zweifel erhaben ist sie uns nicht.

[2]) Diese Predigten ließ schon 1497 (mit dem Datum 1496) Lorenzo Vivuoli in Florenz drucken; andere Abdrucke sind von Venedig 1514, 1519, 1539, 1543, zum Theil sehr verstümmelt, hergestellt.

einer dieser vielleicht den Höhepunkt der ganzen italienischen Kanzelberedsamkeit darstellenden Predigten findet sich die klassische Definition des Tyrannen, die mit den Worten anhebt: „tiranno è nome di uomo di pessima vita, che vuol tutto per sè e niente per altri, nemico di Dio e degli uomini.“ Den Medici wie den Borgia war hier der Spiegel vorgehalten. Diesem Bilde stellte der Frate das eines Freistaates gegenüber, welcher keinen anderen König als Christus anerkennt! Viva Cristo nostro Re! Diese Vorträge schlossen mit der Vision, welche Savonarola in der Nacht vorher erlebt und in der er Christus am Kreuz zwischen Rom und Jerusalem erblickte: ein Blutstrom geht von dem Gekreuzigten aus; die Christen gehen diesem Heilsstrom aus dem Wege, während die Ungläubigen voll Sehnsucht brennen, sich in ihm zu baden.[1]) Es war die Zeit, wo jetzt eine Menge publizistischer Angriffe auftraten, denen die Freunde Savonarola's zahlreiche Vertheidigungsschriften entgegensetzten, auf die wir zurückzukommen haben. Die Haltung der römischen Kurie, welche Savonarola's Doktrin einer neuen Prüfung durch 14 Theologen des Dominikanerordens soeben unterziehen ließ, wurde immer bedenklicher, freilich trat immer klarer heraus, daß nicht theologische, sondern politische Gesichtspunkte sie zum Einschreiten gegen den Prior von S. Marco trieb. Wurde doch, bezeichnenderweise, den 14 Theologen als Hauptanklagepunkt die Anklage vorgelegt, Savonarola sei eigentlich der Urheber all des Unglücks, das Piero de Medici zugestoßen. Savonarola hatte eben in Prato über den Propheten Joël gepredigt: unermeßlich war der Zulauf des Volkes, das ganze Land von Prato, sagt ein alter Biograph, war zur Kirche geworden. Marsilio Ficino, der meist in der Nähe weilte, war außer sich vor Bewunderung; der berühmte Nikolaus Schomberg bekehrte sich damals und trat in S. Marco ein, freilich, um später Erzbischof von Capua und Kardinal zu werden. Nach Florenz zurückgekehrt, war der Frate sofort darauf bedacht, den Konflikt mit Rom auf sein richtiges Terrain zurückzuführen. Er that es durch Publikation der im Januar verfaßten glanzvollen Schrift Della simplicità della vita cristiana, die Girolamo Benivieni ins Lateinische übertrug und in der, der politischen Ausartung der herrschenden Kurie gegenüber, das katholische Dogma in seiner ganzen majestätischen Einfachheit und Hoheit herausgestellt war. Bald darauf veröffentlichte er die Erklärung des Psalms Qui regis Israel (gedr. im Sept. 1496). Er predigte nur noch an einigen Festtagen, um Rom nicht zu sehr zu reizen. Diese Festreden galten den Büchern Ruth und Micha's. Am 20. Aug. 1496 hielt er auf Einladung der Signoria im großen Saale des Consiglio maggiore einen Vortrag, in welchem er sein eigenes Verhalten vertheidigte und, wie Sanudo angibt, von neuem das Festhalten an der französischen Allianz empfahl. Florenz befand sich damals durch den Krieg mit dem abgefallenen Pisa und die Bewegungen der Liga in einer gefahrvollen Lage. Einer seiner besten Bürger, Piero Capponi, fand vor Castel di Soiana, 25. Sept. 1496, den Tod. Maximilian I. erschien in Italien, freilich mehr als Condottiere der Liga, denn als Kaiser, die Haltung des Papstes gegen Florenz wurde immer drohender, diejenige der Signoria immer unschlüssiger und schwankender. Immerhin war sie es, welche Savonarola einlud, die Kanzel wieder zu betreten. Er that es am 28. Oktober: nicht mehr vor einer Zuhörerschaft, die mit ungetheilter Freude an seinen Lippen hing, sondern schon angesichts zahlloser bitterer Feinde, die ihm den Untergang drohten. Aber sein Wort richtete doch die niedergedrückte Gemeinde wieder auf, und es schien wie eine glückliche Prophezeiung, als zwei Tage später, mitten in dem Festumzug zu Ehren der Madonna dell' Imprunela, ein Bote mit guten Nachrichten aus Livorno über den Ponte alla Carraia in die Stadt ritt. Am 1. und 2. November setzte der Frate seine Vorträge fort, diesmal mit der prächtigen Predigt über „Die Kunst gut zu sterben“ — „la morte,“ sagt er, „è il momento solenne della nostra vita.“ Da der Papst am 7. November eine neue Verfügung betreffs der Zutheilung von S. Marco zu der neuerrichteten Ordensprovinz von Rom-Toscana traf, schrieb der Frate seine Apologia della congregazione di san Marco und den „Trionfo della croce“, dessen Erscheinen er ankündigte. Den Schluß des Jahres machte er mit den Predigten über Ezechiel, unter denen diejenige vom 13. Dezember wieder einen hervorragend politischen Charakter annahm: sie ging auf alle die Tagesereignisse von dem Sturz Piero's de' Medici bis zur Rückkehr Maximilians ein. Die Situation schien sich für Savonarola entschieden zum Guten zu wenden, als sein treuester Parteigänger, Francesco Valori, mit einer ihm ergebenen Signoria zu Anfang 1497 als Gonfaloniere ins Amt trat. Einen letzten Triumph erlebte er am Karneval dieses Jahres. Die Anhänger der Medici und die Partei der Lebemänner (Compagnacci) hatten gedacht, diesen Karneval wieder mit all den Thorheiten und Ausschweifungen vergangener Tage zu feiern. Savonarola und die Seinigen setzten ihnen jene große und berühmte Bußprozession entgegen, welche sich am 7. Februar unter dem Vortritt eines von Donatello gearbeiteten Gesù bambino durch Florenz bewegte und bei welcher, auf der Piazza, jenes vielbesprochene Bruciamento delle vanità, die Verbrennung zahlreicher literarischer und artistischer Werke stattfand, deren Inhalt oder Ausstattung als sittenverderblich erklärt wurde. Dieser Vorgang ist namentlich ausgenutzt worden, um den Frate des Kunsthasses anzuklagen und ihn schwerer Versündigung an der Welt des Schönen zu bezichtigen. Von verschiedenen Schriftstellern, zuletzt von Villari, sind diese Anklagen mit Erfolg zurückgewiesen worden, und namentlich der Letztere hat mit Anziani (1872) und Piccolomini (1875) nachgewiesen, wie die Errettung der mediceischen Handschriftensammlung durch Savonarola und seine Brüder von S. Marco (1495) den Frate über allen Verdacht, als ob er sich gegen die Schätze der Literatur habe versündigen können, erheben muß. Bedenklicher kann erscheinen, daß er mit diesen Festen, wie schon in der Quaresima von 1496, die Gährung und Bewegung in die Kinderwelt hineinwarf und den Aufzügen und geistlichen Uebungen der letzteren eine Bedeutung zuwies, die Vielen ein Kopfschütteln abnöthigte. Diese Feste der Fanciulli mögen noch so gut gemeint gewesen sein — sie zeigten den Frate von der großen Politik zum Kleinen und zu kleinlichen Mitteln herabsteigend: sicher haben die Arrabiati sich nicht entgehen lassen, hier den Uebergang vom Erhabenen zum Lächerlichen herauszufinden. Wie sollten sie es nicht, wenn z. B. eine fromme Klosterfrau den Prior von S. Marco anging, sich um Schnitt und Maß der Röckchen ihrer Pensionärinnen anzunehmen.[1])

Die Fastenpredigten von 1497 behandelten den Propheten Ezechiel: ausführlicher als je ging der Frate auf die Frage des weltlichen Besitzes der Kirche ein, dessen

[1]) Dies Gesicht, welches Savonarola in der Nacht von Gründonnerstag auf Charfreitag 1496 hatte, ist von Domenico Benivieni in seiner Defensio (gedr. Flor. 28. Mai 1496), c. 10 in einem blattgroßen Holzschnitt vorgeführt worden. Danach findet es sich reproduzirt bei *Gruyer*, Illustrations des écrits de Savonarole p. 131 und jetzt wieder bei *Villari e Casanova*, Scelta di Prediche etc., Fir. 1898, p. 354.

[1]) . . „Le fanciulli di nuovo si rivestano . . vorrei ben sapere che foggia et forme habino affare.“ Lettera di una Monaca, *Suora Margarita di Martino*, a Fra Jeronimo Savonarola. Dieser merkwürdige Brief, datirt vom 2. Mai 1496, ist kürzlich, nelle nozze Carnesecchi-Bonni zum 30. April 1898, durch den trefflichen Oberbibliothekar der Laurenziana, Hrn. Guido Biagi, publizirt worden.

Berechtigung und Nützlichkeit er unter Umständen anerkannte, den er aber im ganzen mehr als schädlich denn als nützlich erklärte. Ueberaus herbe Worte fielen gegen den schlechten Gebrauch, den die Kleriker von dem Kirchengut machten, gegen die römische Kurie, die wieder als die meretrice in sulla sedia di Salamane gemalt wird; gegen den Pharisäismus von Mönchen und Priestern, welche das Christenvolk in ein Grab von Zeremonien (sepolcro delle ceremonie) versenkt haben. Einer etwaigen Exkommunikation, sagte der Prediger, sehe er ruhig entgegen, ja er bitte den Herrn, daß sie bald komme. Ein neuer Versuch Piero's de' Medici, der in Rom den letzten Rest seiner Habe in einem Leben voll bestialischer Ausschweifungen verpraßte, sich Florenz' zu bemächtigen, schlug fehl (20.—27. April); er führte das völlige Unterliegen der Bigi, aber auch das Emporkommen der Arrabiati herbei, welche jetzt die neue Signoria besetzten. Der Umschwung der Stimmung zeigte sich in dem skandalösen Tumult, den die Arrabiati bei der Predigt des Frate auf Himmelfahrtstag verursachten. Diese Predica dell' Ascensiane rief eine ungeheure Aufregung in ganz Italien hervor; sie war gleichwohl der Anfang vom Ende. Der Frate erklärte in seiner vom 8. Mai 1497 datirten Schrift „A tutti gli eletti di Dio e fedeli cristiani", daß er dem Beispiel des Herrn folgend, sich einstweilen von den Schriftgelehrten und Pharisäern zurückziehe; wohl wissend, wie stark aber, besonders durch seinen alten Gegner, den Fra Mariano, gegen ihn in Rom gewühlt werde, schrieb er noch am 22. Mai einen Brief an den Papst, um dessen Zorn zu beschwichtigen. Aber ehe dies Schreiben an seine Bestimmung gelangte, war bereits am 13. (nicht 12.) Mai, das Exkommunikationsbreve abgegangen. Es war in der ungewöhnlichen Form eines Zirkularschreibens an einige Florentinerkonvente gekleidet; erhalten ist uns das an die Badia gerichtete Exemplar, welches del Lungo zum erstenmal bekannt gemacht hat.[1]) Sehen wir uns das nächste Mal dieses hochinteressante historische Denkmal etwas näher an.

SPECTATOR.

Mittheilungen und Nachrichten.

-ch. **Freiburg i. B.**, 28. Juni. Die Mittheilung, daß Hr. Adolf Schaeffer in Frankfurt die hiesige Universität zum Erben seiner außerordentlich werthvollen spanischen Büchersammlung eingesetzt hat, veranlaßte die philosophische Fakultät, den Verfasser der bekannten „Geschichte des spanischen Nationaldramas" zum Doctor honoris causa zu ernennen.

* **Straßburg.** Der Professor Andreas v. Thur in Basel wird einem Ruf an die juristische Fakultät der hiesigen Universität zur Uebernahme der neugeschaffenen Professur für Bürgerliches Recht Folge leisten.

* **Jena.** Vom 3. bis 23. August werden folgende Kurse an der hiesigen Universität abgehalten werden: I. Allgemeine Fortbildungskurse für Damen und Herren. 1. Allgemeine Physiologie, exakte Naturlehre, Geologie, physiologische Psychologie, Philosophie, Religionsgeschichte, Kulturgeschichte. 2. Pädagogik: Schulhygiene, allgemeine Didaktik, spezielle Didaktik, Theorie des Arbeitsunterrichts, Methodik des geographischen Unterrichts, pädagogische Pathologie. 3. Sprachkurse und Literaturgeschichte für Ausländer. II. Besondere Fortbildungskurse für Lehrer der Naturwissenschaften an höheren Lehranstalten: Astronomie, Botanik, Mineralogie, Physiologie, Physik, Zoologie.

* **Halle a. S.** Als Nachfolger von Professor Kraus wird der bisherige Direktor des Botanischen Instituts zu Basel, Professor Dr. Georg Klebs, die hiesige Professur der Botanik übernehmen.

* **Berlin.** In Glion am Genfersee ist der als Shakespeare-Forscher bekannte Berliner Stadtverordnete Prof. Dr. Friedr. Aug. Leo im Alter von 78 Jahren gestorben.

* **Königsberg.** Der ordentliche Professor der Philosophie in Rostock Dr. Busse ist in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität berufen worden und hat den Ruf angenommen. Prof. Busse, ein geborner Braunschweiger, war vor seiner Berufung nach Rostock sechs Jahre lang als Professor in Tokyo thätig.

[1]) *Del Lungo.* Arch. stor. Ital. N. S. XVIII, 1, 17. (1863). Auch abgedr. bei Villari II, Doc. V, p. XXXIX. Dieses im Archivio di Stato in Florenz bewahrte Dekret ist dasselbe, welches am 22. Mai 1497 in S. Maria del Fiore verlesen wurde, aber nicht identisch mit der Mittheilung des Papstes an die Serviten der Annunziata vom 12. Mai, welches Villari in seiner ersten Auflage für das eigentliche Exkommunikationsdekret hielt.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Willibald Alexis in seiner frühesten Entwicklung.

Trotz der 100 Jahre, die seit der Geburt Willibald Alexis' verflossen sind, kann man von dem Dichter sagen, daß er für die Nation mehr als ein bloßer Name ist. Seine historischen Romane finden noch immer ein kleines, aber um so treueres Publikum; und auch in den Kreisen, in denen er nicht mehr gelesen wird, verknüpfen sich doch mit seinem Namen sogleich bestimmte Vorstellungen, und der Umkreis des von ihm bearbeiteten Stoffgebietes ist den meisten Gebildeten gegenwärtig. Dagegen ist die Produktion des Dichters, welche vor den preußischen Romanen liegt, so gut wie unbekannt, was freilich nicht wundernehmen kann, da viele Arbeilen aus dieser Frühzeit des Dichters den heutigen Leser fremdartig berühren. Aber erscheint es auch als ausgeschlossen, daß irgend etwas aus diesen dichterischen Anfängen Alexis' jemals wieder zu neuem Leben erweckt werden kann, so gibt uns das doch noch nicht das Recht, über das erste Jahrzehnt seiner dichterischen Thätigkeit stillschweigend hinwegzugehen. Vielmehr darf gerade dieser früheren Entwicklungszeit des Dichters eine besondere Bedeutung für die geschichtliche Betrachtung seiner Dichtung zugesprochen werden. Wie so häufig, erschließen sich gerade in seinen Anfängen werthvolle Gesichtspunkte für die Beurtheilung der Leistungen seiner reiferen Zeit, und vieles, was uns an individuellen Zügen in seinen Hauptschöpfungen auffällt, findet sich naturgemäß schon in seinen früheren dichterischen Versuchen im Keime vorgebildet. Deßhalb wird es gewiß Billigung finden, wenn man gerade in diesen Tagen einmal der so vernachlässigten Anfangsperiode der dichterischen Thätigkeit Alexis' Aufmerksamkeit zuwendet; an Betrachtungen über seine bekannteren Werke hat es ja ohnehin nicht gefehlt.

Das Werkchen, mit dem Alexis zuerst an die Oeffentlichkeit trat, ist wenig bekannt geworden, auch sind wohl die Exemplare des merkwürdigen Buches jetzt nicht mehr häufig zu finden. „Die Treibjagd“, ein scherzhaft idyllisches Epos in vier Gesängen (1820, die Vorrede ist vom Juni 1819 datirt), stellt sich innerlich und äußerlich als einer der Ausläufer des idyllischen Epos dar, wie sie am Anfange des 19. Jahrhunderts die Richtung des 18. Jahrhunderts fortsetzten. Aeußerlich durch die Verwendung des Hexameters und bestimmter Formeln der homerischen Sprache, wie sie durch Voß Eingang auch in das idyllische Epos gefunden hatten; innerlich dadurch, daß auch die Gefühlswelt im wesentlichen noch die des 18. Jahrhunderts ist. Denn trotzdem sich der Dichter sichtlich bemüht, beständig über dem von ihm behandelten Gegenstande und den dargestellten Personen zu stehen, so gelingt ihm das doch keineswegs immer. Eine durchweg ironische Darstellung war beabsichtigt, aber sie ist nur zum Theil durchgeführt; zuweilen gleitet der einmal aufgenommene Faden dem Dichter aus der Hand, und an die Stelle des ironisirenden Tones tritt eine wirkliche innere Antheilnahme an den geschilderten Vorgängen. Der Inhalt läßt sich in der Kürze folgendermaßen zusammenfassen: Der Held Adolf ist ein schwärmerischer Jüngling, der sich jedem neuen Eindruck willig hingibt und daher keinen festen Halt im Leben gewinnen kann; als Kontrastfigur ist ihm sein verständiger, das Leben überall richtig erfassender Freund, der Baron Rondal, gegenübergestellt. Adolf schwankt zwischen zwei Frauen hin und her; zuerst hat er sein Herz der schönen Amalie zugewandt, dann aber fühlt er sich zu der lieblichen Pfarrerstochter Mathilde hingezogen, für die er sich schließlich auch entscheidet. Auf seine Werbung antwortet das Mädchen zunächst zustimmend, verlangt aber dann, daß er ihr zuvor von der durch Rondal veranstalteten Treibjagd einen selbsterlegten Hasen nach Hause bringe. Auf der Jagd wird ihm nun der Hase bis unmittelbar vor seinen Standplatz getrieben, aber da er auch hier beständig sich in seine Träumereien versenkt, kommt er nicht zum Schuß. Als er dann wirklich schießt, trifft er statt des Hasen den ihm von der Geliebten mitgegebenen Hund, und erst nachdem er einige Stunden in traurigen Betrachtungen zugebracht hat, gelangt er ans Ziel; unversehens fällt er nämlich in eine Grube, dabei entlädt sich sein Gewehr, und der Schuß trifft den Hasen, der hier Schutz gesucht hat. Mit der erlegten Beute eilt er nun zu Mathilde, die ihn freudig empfängt, während Amalie die Braut seines Freundes Rondal wird. — Da diese ziemlich dürftige Handlung vier ziemlich umfangreiche Gesänge ausfüllt (das Büchlein umfaßt beinahe 200 Seiten), so läßt sich denken, daß der Verfasser versucht hat, den an sich nicht allzu anziehenden Stoff durch sorgfältige Ausführung des Einzelnen möglichst zu beleben. Diese Bemühungen sind vor allen Dingen dem Hauptbelden Adolf zugute gekommen; um sein Wesen deutlich zu bezeichnen, werden ihm lange Monologe in den Mund gelegt, die sich zuweilen zu förmlichen Exkursen erweitern. Diese Selbstgespräche sollen natürlich der Charakteristik dienen und uns die Gemüthsstimmung des schwärmerischen Jünglings zur Anschauung bringen; mit starker, parodistischer Uebertreibung wird uns somit ein Sohn des Zeitalters der Empfindsamkeit vorgeführt, wie wir ähnliche, nur schärfer gezeichnete Gestalten denn auch bei anderen Schriftstellern der gleichen Zeit, z. B. bei Hoffmann, antreffen. Es entspricht durchaus der Grundstimmung des Helden, daß eine starke ästhetisirende Tendenz zum Ausdruck kommt, welche die am Anfange des 19. Jahrhunderts so häufig wiederkehrende Mischung von Nachklängen aus Jean Paul und Gedanken der Romantik aufweist. Ganz im Sinne der Romantik wird das Mittelalter gepriesen („Heil'ge romantische Zeit, wo im kleinen die hohe Bedeutung — Ruhte und Glauben und Sein sich vereinten zum Schauer der Ahnung!“); durchaus nach den Grundsätzen der romantischen Kunstanschauung werden Shakespeare und Calderon gegen manche Angriffe von Kritikern der Aufklärungszeit

in Schutz genommen. Ebensowenig fehlt ein begeistertes Lob Jean Pauls, das sich zu einer allgemeinen Charakteristik der hervorstechendsten Seiten seiner dichterischen Eigenart erweitert. — Derartige allgemeine Betrachtungen sind aber nicht bloß dem Hauptheldon in den Mund gelegt, sondern sie erscheinen in dem Gedichte auch sonst, und zwar meist als Anreden des Verfassers an das lesende Publikum, wiederum eine in der epischen Dichtung des beginnenden 19. Jahrhunderts überaus häufig vorkommende Darstellungsmanier. — Die eigentliche Charakteristik ist diesem betrachtenden Element gegenüber entschieden zu kurz gekommen; die wirklich für die Handiung in Betracht kommenden Personen erscheinen recht farblos und ohne bestimmte individuelle Züge; nur zur etwas besseren Herausarbeitung des Freundes Rondal ist gelegentlich ein Ansatz gemacht. Weit glücklicher zeigt sich der Dichter in der Vergegenwärtigung kleinerer Nebengestalten, so eines allen Schäfers und namentlich des Försters und seines Jungen; in den Reden, die diesen Figuren in den Mund gelegt sind, spürt man gule Beobachtung des wirklichen Lebens. — Ein Gesammturtheil hat seine Schwierigkeiten, einmal wegen des oben dargelegten etwas zwiespältigen Charakters des Werkchens, und dann wegen des Mißverhältnisses zwischen dem etwas dürftigen Inhalt und der Breite der Ausführung. Dennoch kommt der Dichtung immerhin eine gewisse Bedeutung zu; der Versuch, den Gegensatz zwischen Schwärmerei und wirklichem Leben parodistisch zu fassen, kehrt zwar in der Romantik und bei den durch die Romantik beeinflußten Dichtern am Anfange unsres Jahrhunderts verschiedentlich wieder; als bekanntes Beispiel möge nur Heine's „Gespräch auf der Paderborner Heide“ hier angeführt werden. Immerhin aber ist die Art, in der dieser Vorwurf hier zur Grundlage einer größeren Erzählung gemacht wird, bemerkenswerth und sichert der Dichtung wenigstens einen literarhistorischen Werth. Eine wirkliche poetische Kraft zeigt sich vor allem in den mit besonderer Liebe ausgeführten Naturschilderungen, wobei namentlich die Kunst des Dichters hervortritt, für einzelne Naturvorgänge charakteristische Ausdrucksformen zu finden.

In Ton und Darstellungsart weist die nächste poetische Arbeit, das ziemlich umfangreiche Märchen: „Drei Tage im Riesengebirge“ (veröffentlicht in der Zeitschrift: Der Gesellschafter, Jahrgang 1821) innige Beziehungen zu der soeben besprochenen Dichtung auf, während es sich ihr in der Form allerdings weit überlegen zeigt. Denn an die Stelle des steifen unv nicht immer mit Geschick verwendeten Hexameters tritt jetzt eine klare und kräftige Prosa, die die vorschwebenden poetischen Intentionen viel klarer und deutlicher zum Ausdruck zu bringen versteht. Man sieht bei einem Vergleich zwischen den beiden, zeitlich nicht allzuweit auseinanderliegenden Arbeiten sofort, daß der Dichter hier die ihm zusagende und seiner Art gemäße dichterische Form gefunden hat: nämlich die prosaische Erzählung, in der er eine gewisse Breite und Umständlichkeit entwickeln konnte, die durch die Verwendung des Metrums von vornherein ausgeschlossen werden. Insofern verdient auch diese Dichtung eine besondere Hervorhebung, denn sie bezeichnet eine Etappe in der Entwicklung des Poeten; der Novellist tritt zum erstenmal vor uns hin und die von Alexis an den Tag gelegte Kunst der Erzählung zeigt sich so bedeutend, daß wir eine schon längere Uebung voraussetzen müssen. — Im Inhalt und in der Art der Ausführung tritt die romantische Grundstimmung ebenso wie in der „Treibjagd“ hervor. Der Dichter selbst erzählt von einer Begegnung mit Rübezahl, der ihn selbst auf mannichfache Weise foppt und äfft und einer ihm widerwärtigen Reisegesellschaft noch übler mitspielt, ja sie schiießlich in das Gefängniß zu bringen weiß, aus dem sie nur auf das Bitten des gutherzigen Dichters hin erlöst werden. Diese verhältnißmäßig einfache Fabel ist durch genaue Beschreibungen, landschaftliche Schilderungen und Gespräche zu einer recht breiten Darstellung ausgesponnen worden. In der Art, in der die Hauptgestalt eingeführt wird, macht sich zum erstenmal der Einfluß E. T. A. Hoffmanns geltend; wie eine Hoffmann'sche Spukgestalt erscheint Rübezahl abwechselnd als wirklicher Berggeist und als ein armer, buckliger Weber vom Gebirge. Auch bei der genauen Beschreibung dieser grotesken Gestalt ist die Einwirkung Hoffmanns nicht zu verkennen, ebenso in der Ausmalung des von Rübezahl angerichteten Unheils. Aber so deutlich auch die Anlehnung des jüngeren an den älteren Dichter ist, so klar zeigt sich schon hier, daß die poetische Richtung Hoffmanns nicht der dichterischen Eigenart Alexis' entsprach. Es bleibt bei einer äußerlichen Nachahmung; was den großen Vorzug Hoffmanns ausmacht, von der Gabe der scharfen Beobachtung und lebendigen Vergegenwärtigung, die uns auch das Unwahrscheinlichste glaubhaft zu machen versteht, findet man nur sehr wenig bei Alexis, dessen ganz anders geartete eigenthümliche Vorzüge übrigens schon hier hervortreten. Sie zeigen sich namentlich in dem feinen Erfassen der poetischen Stimmung, die aber mehr in dämmernden Umrissen festgehalten wird, so daß eine so lebhafte, scharf ausgeprägte Darstellung wie bei Hoffmann nicht erreicht wird. In der sonstigen Charakteristik der Personen erweist sich der Einfluß der übrigen Romantiker stärker als der Hoffmanns. Obgleich auch Hoffmann liebte, das Märchen zu ironisiren, bleibt er doch bei derartigen Versuchen im Gebiete des poetisch Zulässigen. Alexis' Art erinnert dagegen mehr an Tiecks dramatisirte Märchen, wo wir zuweilen den Boden des Märchenhaften über Anspielungen auf Zeitereignisse völlig unter den Füßen verlieren. So erklärt bei Alexis Rübezahl, daß er kein unabhängiger Geist mehr sei, sondern die spanische Konstitution (es handelt sich um die dem König Ferdinand VII. 1820 abgetrotzte Konstitution der Cortes) angenommen habe, durch die alle Geister einander gleich geworden seien. Ebenso unterhält sich Rübezahl mit dem Dichter über allerlei literarische Gegenstände, über Houwald, Tieck und Ernst Schulze, durchaus in der Art, in der ähnliche Anspielungen bei Tieck vorgebracht werden. Weniger gewaltsam als diese und ähnliche romantisch-ironisirende Zuthaten ist die Form, in der das Lob von Musäus verkündet wird. Auf einer Baude, in der der Dichter mit der obenerwähnten Reisegesellschaft zusammen übernachtet, bringt er ein Hoch auf den älteren Dichter aus, in das der unter der Gestalt des Webers anwesende Rübezahl begeistert einstimmt. Daß Alexis Musäus' Märchen hochhielt, wissen wir auch sonst (so wird z. B. in der Novelle: Acerbi, das Märchen von der Brunnennixe erwähnt); hier wird Musäus' Lob von dem Dichter mit begeisterten Worten verkündet: „Kennen Sie nicht den Mann, der uns in einer trüben Zeit, wo man bestrebt war, alle eigenthümlichen Erinnerungen des ahnungsreichen Volkslebens auszulöschen, die alten Wiegenmärchen mit reicher Laune und inniger Phantasie wieder erzählte, daß sie noch jetzt jugendfrisch in denselben Farben und Gestaltungen uns vor Augen schweben und wie Probiersteine die seichten Machwerke der neueren Zeit als falsch uns erkennen lassen?“ — Diese Worte sind übrigens keineswegs bloß inhaltlich von Interesse. Wer mit Hoffmanns dichterischer Art vertraut ist, der kann die auffallende Aehnlichkeit mit gleichartigen Ausrufen in seinen Kunstbetrachtungen nicht verkennen. Wir sehen demnach, wie auch stilistisch sich Alexis an Hoffmann gebildet hat.

Hand in Hand mit diesen ersten umfangreicheren epischen Versuchen geht in dieser Periode von Alexis' Dichtung die poetische Produktion auf dem Gebiete der Ballade und der Lyrik. Die Erzeugnisse der rein lyrischen Dichtung

sind verhältnißmäßig spärlich; einiges nahm der Dichter später in die gleich noch zu erwähnende Sammlung seiner Balladen auf; anderes ist in Taschenbüchern zerstreut. Man braucht daraus noch nicht zu schließen, daß der Quell der Lyrik dem Dichter besonders schwach geflossen sei; vielmehr wird er wenig aus diesen Arbeiten der Veröffentlichung für werth gehalten haben. In der That ist das, was uns von lyrischen Dichtungen erhalten ist, an Bedeutung nicht besonders hoch anzuschlagen, was bei der Neigung zu empfindungs- und gefühlvollen Betrachtungen in den epischen Stücken aus Alexis' Frühzeit eigentlich wundernimmt. Der Gedankeninhalt erhebt sich durchweg nicht besonders hoch und der Ausdruck ist einfach und nüchtern, ja stellenweise hart und trocken. Ein wenig bekanntes Gedicht: „Wolkenschritt", wird am besten geeignet sein, von der Art dieser Lyrik eine Vorstellung zu geben (es ist im Frauentaschenbuch von 1822 gedruckt):

Laß spötteln der Spötter Schaar,
Sie lebt, die göttliche Idee;
Wir schwingen hinan zur unendlichen Höh',
Wa nur des Trunkenen Auge war.
Frei werfen wir oon uns irdischen Hang,
Rein sind wir in geistigem himmlischen Drang. —
Dach wenn wir auf irdischen Triften gehn,
Sall nicht das Aug' in die Walken sehn,
Wir wallen verächtlich uns nicht erheben
In Flügeln über das Erdenleben,
Leicht möchten sonst — im Drang nach dem Großen —
Wir blind an die Steine der Erde stoßen.

Kommt hier der Schlußgedanke nicht ohne einen Beigeschmack von Trivialität zum Ausdruck, so erscheint der Dichter in anderen Stücken, in denen er sich an das Volkslied anlehnt, etwas frischer; aber ein irgendwie bedeutender Eindruck wird auch hier nicht erreicht. Besser gelingen schon Lieder, die auf der Grenze der epischen und lyrischen Dichtung stehen, nämlich Gedichte, die aus einer bestimmten Rolle herausgedichtet sind. So spricht Alexis etwa im Liede die Stimmung der englischen Reformer aus, deren Umtriebe später die Grundlage des „Walladmor" abgeben sollten; er läßt die Torys, die Radikalen, die deutschen Patrioten im Liede ihre Ansichten, Wünsche und Bestrebungen aussprechen; und wirklich gewinnen diese Stücke mehr Farbe und Leben als die eigentlich lyrischen Gedichte. Ganz nah wird das Gebiet der Ballade schon gestreift, wenn wir beispielsweise den halb aus Anrede, halb aus Erzählung bestehenden Monolog eines Ritters erhalten, der die widerstrebende Geliebte entführt hat. Die Balladen, von denen die erste schon 1822 veröffentlicht ist, hat Alexis 1836 mit verwandten Stücken zu einer Sammlung zusammengefaßt; doch fallen fast sämmtliche Stücke in die Zeit vor der Entstehung des „Cabanis". Auch diese Seite der Dichtung Alexis' ist wenig bekannt geworden; nur die Ballade: „Der späte Gast" hat durch Loewe's Komposition eine weitere Verbreitung erhalten. Mustert man die behandelten Stoffe, so fällt eine Neigung zum Schauerlichen und Grausenhaften auf. Die Schrecken der Einsamkeit in Moor und Heide, das Treiben der Gespenster und Hexen, der blutige Untergang eines alten Rittergeschlechts, die Rache, die die Blutthat trifft — das sind die Stoffe, denen der Dichter sich mit besonderer Vorliebe zuwendet. Zuweilen wird in Stoff und Darstellungsform diese Vorliebe für die Nachtseite so übertrieben, daß das Gegentheil des beabsichtigten Eindrucks erreicht wird, so z. B. in der Ballade: „Ella's Bräutigam", wo die Geliebte ihre Seligkeit verkauft, um ihren Geliebten auf dem Schlachtfeld wieder zum Leben zu erwecken, es sich nachher aber herausstellt, daß eine Verwechselung stattgefunden und sie irrthümlicherweise einem fremden Ritter zum Leben verholfen hat. Die Anlehnung an die Romantik tritt in der Wahl der Stoffe deutlich hervor; sie zeigt sich auch in den verwandten poetischen Mitteln, bei denen die Einwirkung des Volkslieds unverkennbar ist. Ganz nach dem Muster des Volkslieds: „Großmutter Schlangenköchin" und verwandter Stücke erhalten wir einen Dialog zwischen Mutter und Kind, aus dem sich ergibt, daß die Mutter des Nachts auf dem Blocksberge gewesen ist. Ueberhaupt wird der Dialog mit Vorliebe und zuweilen mit großem Geschick verwendet. Daß auch die spanisch-arabischen Romanzen nicht fehlen, versteht sich im Zeitalter der Romantik ganz von selbst. Ein Gesammturtheil ist auch hier nicht leicht zu fällen. Im allgemeinen wird man sagen können, daß die Stoffe unserm Empfinden und Geschmack zu sehr entrückt sind, als daß wir ihnen ganz unbefangen gegenübertreten könnten. Andrerseits ist der von dem Dichter gewählte Vorwurf zuweilen so simpel oder erweist sich wenigstens in der Ausführung als so wenig eindrucksvoll, daß unmöglich irgend ein stärkeres Interesse geweckt werden kann, so z. B. in einer der frühesten Balladen: „Der Sonntag" (1822). Indessen so äußerlich zuweilen auch mit den Mitteln der Schauerromantik gewirthschaftet wird, so macht sich doch in einzelnen Balladen schon ein großer Vorzug geltend: Die Kunst nämlich, durch eine geheimnißvoll verschleierte Darstellung das Unheimliche noch unheimlicher erscheinen zu lassen, so z. B. in der durch Loewe komponirten Ballade: „Der späte Gast" und in dem kurzen Gedicht: „Wen scharren sie ein?"

Einen wichtigen Schritt auf dem Wege zu dieser Hauptthätigkeit des Dichters bilden die Novellen, die Alexis seit 1823 veröffentlichte, dann 1830 in einer vierbändigen Sammlung zusammenfaßte. Eine zweite zweibändige Sammlung folgte 1836; auch die in diesen Bänden vereinigten Stücke reichen ihrer Entstehung nach noch in die Zeit vor „Cabanis" zurück, wenn auch die Ausführung zum Theil erst später erfolgt ist; wir haben daher ein Recht, auch sie hier mit zu behandeln. Die Novellen der ersten Sammlung zeigen noch einen zwiespältigen Charakter; einerseits weisen sie deutlich auf die Romantik und Hoffmann zurück, andrerseits ist die in den preußischen Romanen später zur Meisterschaft entwickelte Eigenart von Alexis hier bereits deutlich oorgebildet. Durchaus im Sinne der Romantik, mit durchweg ironisirender Behandlung des Stoffes wird z. B. in der Novelle: „Die ehrlichen Leute" eine Gaunergesellschaft vorgeführt. Aber die Charakteristik des Haupthelden ist hier doch bereits in einer Weise durchgeführt, die über die Art und Romantik hinausweist, und die derbe Züchtigung, die den Helden schließlich wieder zum ehrlichen Leben zurückführt, weist ganz reale und mit behaglichem Humor dargestellte Züge auf. Aehnlich verhält es sich mit der Eingangsnovelle: „Iblou". In der Anlage ist Hoffmanns Vorbild nicht zu verkennen. Wie so häufig bei Hoffmann, werden zwei Unbetheiligte in eine düstere Familiengeschichte hineingezogen, auf die sie durch geheimnißvolle Ahnungen längst vorbereitet worden sind. Aber während von der Kraft, mit der Hoffmann derartige unheimliche Familiengeschichten zu entwickeln weiß, hier nur sehr wenig vorhanden ist, zeigt der Dichter doch schon selbständige und eigenthümliche Vorzüge, die über die zum Theil oon ihm bearbeiteten Anregungen hinausweisen. Er weiß das Zeitkolorit gut zu erfassen, die Stimmung, die in den verschiedenen Gesellschaftsschichten des besiegten Frankreichs von 1815 zum Ausdruck kam, wird in einzelnen gut gezeichneten Typen lebendig vergegenwärtigt. Nach der gleichen Richtung hin liegen die Vorzüge der zweiten Novelle, der „Schlacht von Torgau". Hier betritt Alexis schon ganz unmittelbar das Gebiet, auf dem er später so große Erfolge erringen sollte. Der Hauptnachdruck ruht auch in dieser Geschichte nicht so sehr auf einer eindringen-

den Charakteristik und ebensowenig auf der Führung der ziemlich einfachen Erzählung, die die Schicksale und endliche Rettung eines zum Soldaten gepreßten Theologen berichtet, als wiederum auf der glücklichen Schilderung des gesammten Zeitcharakters. Dos Lager- und Kriegsleben des 7jährigen Krieges erscheint in einem farbigen und doch klaren Bilde, in dem auch die Gestalt des großen Königs selbst nicht fehlt. Werden wir hier vielfach durch die Haltung des Ganzen, sowie durch einzelne Motive an „Cabanis“ gemahnt, so tauchen verwandte Klänge auch in der Novelle „Der Schleichhändler“ auf, wo sie aber mehr in der langsam sich ergebenden Vorgeschichte als in der Erzählung selbst ihre Rolle spielen. Die Art, in der die Voraussetzung der Geschichte erst noch und nach hervortritt, erinnert wieder an Hoffmann, mit dem Alexis auch in dieser Beziehung durchaus nicht wetteifern kann; auch sonst weist die Räuberromantik der Erzählung in mehr als einer Beziehung auf romantische Vorbilder hin. Wie der Dichter selbst diese Sphäre seiner literarischen Bildung überwunden und vor allen Dingen von Hoffmanns übermächtigem Einfluß sich frei gemacht hat, dos hat er auch novellistisch festzuhalten gesucht. Indessen die Erzählung „Der Braune“ (früher „Collaborator Liborius“ genonnt), in der diese Entwicklung zum Ausdruck gebracht werden soll, ist nicht zu seinen glücklichen Leistungen zu zählen.

Indessen, wenn der Dichter auch überzeugt sein mochte, den Einwirkungen der Romantik sich völlig entzogen zu haben, so versteht es sich doch von selbst, daß so tief eingreifende Anregungen sich nicht mit einemmal abstreifen ließen. So zeigt z. B. die sehr gelungene Erzählung „Venus in Rom“ (in der auch das in der Romantik mehrfach behandelte Motiv von der Bildsäule, der ein Ring an den Finger gesteckt wird, seine Rolle spielt) durchaus das Gepräge der Romontik. Erfreuen wir uns aber hier an der feinen und sorgfältigen Ausführung, durch die uns ein schönes Bild von dem Rom des beginnenden 16. Jahrhunderts entworfen wird, so zeigt sich der Einfluß der Romontik und wohl ouch der Jean Pauls in onderen Novellen in psychologischen Absonderlichkeiten, die dann im Verhältniß zu ihrer inholtlichen Bedeutung viel zu sehr aufgebauscht werden. Dos ist z. B. in der Erzählung „Acerbi“ (im vierten Bonde der Sammlung) der Fall. Hier können einzelne gelungene Gestolten, so z. B. die eines alten derben Pfarrers nicht für die verunglückte und viel zu breit ousgeführte Choralteristik des Helden entschädigen, der uns nirgends wirklich näher gebracht wird.

Derartige Elemente, in denen uns der Abstand der Zeit deutlich zum Bewußtsein kommt, fehlen auch in der zweiten zweibändigen Sammlung von 1836 nicht. Daß der Einfluß der Romontik, den Alexis so völlig überwunden zu haben glaubte, auch hier noch keineswegs ganz verschwunden ist, lehren die stark mit schwonkhaften Zügen versetzten Erzählungen „Das Dampfschiff“ und „Es weiß Niemand, woher der Wind kommt“. Eine recht gelungene kleine Erzählung, „Der Begnodigte“, kann den Einfluß der Tieck'schen Novellistik nirgends verleugnen, während die ebenfalls gut erzählte Geschichte „Der Vater im Schnee“ durch die Verwendung drastischer Erzählungsmittel auf die in den Bolloden zutage tretenden Neigungen zurückweist. In den onderen Novellen fällt eine große Breite der Darstellung auf, die zuweilen zu dem vorgeführten Inhalt nicht in dem richtigen Verhältniß steht. Die bis ins Einzelnste gehende Ausführung der Gespräche, die sorgfältige Schilderung auch der nebensächlichen Zustände — alles das führt uns hier schon über den Rahmen der rein novellistischen Form hinaus. Mon fühlt, wie dem Dichter die poetische Form, in der er sich bewegt, zu eng wird, und wie er die Fesseln, die diese Gattung seinem Gestaltungsvermögen anlegt, zu sprengen versucht. Es war, wie auch schon aus der ersten Novellensammlung hervorgeht, ein durchaus natürlicher und der Art seines Entwicklungsgonges entsprechender Schritt, der ihn zum Roman führte.

Diesen Schritt hat Alexis im „Walladmor“ (1825) gethan. Wie auf die Novellen neben den romantischen Vorbildern seiner Jugend schon Walther Scott eine ersichtliche Einwirkung ausübt, so war es bekanntlich ouch dieser Dichter, unter dessen mächtigem Schutz er seinen ersten Versuch auf diesem Gebiete wagte. Die äußere Veranlassung, diesen Roman für ein von Scott verfaßtes Werk auszugeben, war sicher nur etwas zufälliges; uns erscheint vielmehr als eine innere Nothwendigkeit, daß der Dichter, um seine Selbständigkeit ganz zu gewinnen, noch einmal scheinbar völlig in einer fremden Individualität aufging.

Was den Romon für den Betrachter der Gesammtthätigkeit des Dichters so anziehend macht, ist nicht die Thatsoche, daß es Alexis vortrefflich gelungen ist, Scott im Ganzen wie in Einzelzügen naturgetreu zu kopiren. Dennoch ist auch diese Seite der Darstellung nicht so unwichtig, daß es sich nicht verlohnen würde, wenigstens mit einigen Worten dobei zu verweilen. Wenn der Dichter seine Aufgabe so gut gelöst hat, daß auch seine scottfesten Zeitgenossen sich täuschen ließen und „Walladmor“ wirklich für ein Erzeugniß des schottischen Dichters hielten, so muß die Einkleidung mit besonderem Geschick bewerkstelligt sein. Das ist denn in der That auch der Fall, und zwor wird der Schein der Echtheit keineswegs bloß durch äußerliche Mittelchen herbeigeführt, die allerdings auch Alexis nicht ganz verschmäht hot. Dohin gehört die öfters wiederkehrende Beziehung auf den Wortlout des angeblich vorliegenden englischen Textes; auch die Herübernahme einzelner Namen aus Scott, so z. B. des Namens einer der Hauptpersonen, des „Bertram“ aus „Guy Mannering“, mog man dahin rechnen, ebenso die Mottos vor den einzelnen Kapiteln, die wir ja auch bei den anderen Nachohmern Wolther Scotts in Deutschland, z. B. bei Houff im „Lichtenstein“, wiederfinden. Mehr trifft es schon das Wesen der Sache, wenn Alexis im zweiten Theil des Romons von seiner Wanderung auf den schottischen Hochflächen erzählt, die er in Begleitung eines englischen Adeligen unternommen habe. Indessen alle derartigen Züge würden nicht genügen, der Darstellung die von dem Dichter beabsichtigte spezifische Färbung zu geben. Diese wird vielmehr einmal durch die sehr geschickte Fabel herbeigeführt, die ganz in Scotts Art eine obenteuerlich-romantische Reihe von Ereignissen und Verwicklungen unmittelbor mit ganz bestimmten geschichtlichen Begebenheiten verknüpft und sie aus ihnen hervorgehen läßt. Zwar rückt Alexis die von ihm gewählte zeitliche Grundlage des Romans näher an die Gegenwart heron, als Scott in den meisten Fällen zu thun pflegt, aber er hat durch die ganze Führung der Hondlung dofür gesorgt, daß der romantische Schimmer nirgends fehlt. Das geschieht einmal dadurch, daß der Theil der Hondlung, der am unmittelbarsten mit den Zeitereignissen verbunden ist, durchaus dem Gebiet der Räuber- und Verschwörerromantik angehört. Donn aber ergibt sich durch das wechselvolle Geschick des schon genannten Bertram, der in die Verschwörer- und Räuberhandlung hineingezogen wird, Gelegenheit zur Ausmalung der mannichfachsten Abenteuer, die uns in bunter Reihe Schiffbruch, Kerkerscenen, Volksfeste, unheimliche Nachtscenen auf öder Hoide und unwirthlichen Mooren anschaulich und mit lebendiger Ausführung des Einzelnen vorzuführen wissen. Dazu kommt, doß die Gestolt des alten Squires auf Wolladmor, dessen beide in frühester Kindheit geraubten und erst am Schlusse des Werkes wieder erkonnten Söhne die eigentlichen Hauptbelden sind, eine besonders glückliche, im Scott'schen Geiste

erfundene, übrigens auch im einzelnen vielfach an Scott'sche Gestalten erinnernde Figur ist. Der Stolz des alten Edelmannes auf seine uralte wälsche Abstammung, seine Neigung, sich in die alten Zeiten der wälschen Vorherrschaft zu versetzen und die Art, in der er die Führung seines ganzen Hauswesens auf diesen Grundton zu stimmen sucht, — diese Eigenschaften, die aber nicht mit absonderlich-komischen Zügen, sondern mit einem hoheitsvollen und edlen Wesen gepaart sind, prägen der Gestalt einen Charakter auf, der sie ohne allzu große Unwahrscheinlichkeit aus der sie umgebenden Gegenwart heraushebt und in scheinbar weit zurückliegende Zeiten versetzt. Rechnet man zu dem hier Anführten — dem sich noch zahlreiche Einzelheiten anfügen ließen, namentlich was die Entlehnungen von kleineren Zügen Scott'scher Romane betrifft — noch die Thatsache, daß Schilderungen des Landes und der Lebensgewohnheiten der Bewohner mit besonderer Liebe ausgeführt und der eigentlichen Handlung angepaßt sind, so würde das ungefähr aufgezählt sein, wodurch es dem Dichter gelungen ist, eine ziemlich getreue Kopie der Werke seines Vorbildes zu geben, das er auch in der Anlage der Erzählung, namentlich in der breiten Ausführung der Exposition mit vielem Geschick nachgeahmt hat.

Es kann indessen nicht fehlen, daß neben Scott auch die früheren literarischen Leitsterne des Dichters noch wirksam sind. Während abenteuerliche Gestalten, wie die der tollen Gillie, durchaus an verwandte Scott'sche Figuren gemahnen, zeigen andere wohl gelegentlich Familienähnlichkeit mit den Erfindungen Scotts, sind aber in der Hauptsache auf andere Quellen zurückzuführen. Das gilt z. B. von der komischen Person des ersten Romans, dem halbverrückten Politiker Dullberg. Diese Gestalt ist mit Farben ausgemalt, die ganz deutlich auf E. T. A. Hoffmann zurückweisen, und es kann auch gar kein Zweifel sein, daß sie nach einem bestimmten Hoffmann'schen Vorbilde ausgeführt ist, nämlich nach dem Irländer Ewson in den „Elixiren des Teufels". Auch bei anderen Gestalten wird man an die scharfe Art der Charakterisirungskunst Hoffmanns gemahnt, ohne daß Anklänge im einzelnen nachzuweisen wären. Hat der Dichter in dieser Beziehung sich stark an Hoffmann angelehnt und viel von ihm gelernt, so ist er dagegen in einem anderen Punkte weit hinter ihm zurückgeblieben: in der Kunst nämlich, das Unwahrscheinliche glaubhaft zu machen. Nach dieser Richtung hin setzt Alexis bei seinen Lesern einen allzu starken Glauben voraus, und so fallen namentlich dem heutigen Leser mannichfache störende Unwahrscheinlichkeiten auf.

Eigenthümlich sind die Reflexionen, mit denen der Autor wiederholt in einer Art von gefühlvoller Ansprache an seine Leser herantritt; sie sind zwar bei Scott ebenfalls gelegentlich nachzuweisen, scheinen aber bei Alexis, wie seine früheren Arbeiten bezeugen, nicht durchaus auf fremde Anregungen zurückzugehen. Wiederholt sind derartige Betrachtungen in Selbstgesprächen einzelner Persönlichkeiten, namentlich des Bertram niedergelegt. Neben einem recht charakteristischen Monolog im Eingange des Romans (Bd. I, S. 92) sei hier namentlich auf eine, an die aus der „Treibjagd" mitgetheilten Verse erinnernde spätere Auslassung verwiesen, in der die Gedankenwelt der Romantik recht eindringlich zum Ausdruck kommt und der Preis der verschwundenen alten Heldenzeit lebhaft verkündet wird: „Wunderbare, romantische Welt! du wurdest im Frühling geboren, in dem Frühling jener Zeiten, welche näher den goldenen lagen, wo die Luft glänzender war, die Sonne heller strahlte und alle Farben lebendiger ins Auge fielen; alles war jung und froh, selbst die Greise waren es; keine Reflexion trübte das Leben. Kindlich und gläubig sprach sich das Gefühl aus; und wie rührend klingen dennoch jene Stimmen zu uns herüber, wenn der Ritter sein treues Schwert, als der Tod ihn davon trennen soll, anredet? Dem Tode wird sein Stachel genommen, denn überall leuchtet der Himmel, welcher nur der verklärte Widerschein aller Frühlingsfarben ist, auf die Erde, und in allen Elementen leben die vermittelnden Geister."

Der große Erfolg, den „Walladmor" bei dem lesenden Publikum der Zeit errang, wird es verschuldet haben, daß der zweite in Scotts Manier verfaßte und auch unter Scotts Namen veröffentlichte Roman: „Schloß Avalon" (1827) gewöhnlich hinter Walladmor zurücktritt. Dennoch kann gar kein Zweifel daran sein, daß „Schloß Avalon" als Kunstwerk dem ersten Roman weit überlegen ist. An Stelle der verwickelten, unwahrscheinlichen, vielfach über Gebühr aufgeschwemmten Handlungen im Walladmor ist hier eine einfache und klare Entwicklung getreten, die sich auf einer der anziehendsten Perioden der englischen Geschichte aufbaut. Von den letzten Jahren Karls I. werden wir bis zur glorreichen Revolution geführt; die Nachklänge der ersten Revolution schlagen in der alttestamentlichen Sprache der bibelfesten Heiligen noch überall an unser Ohr, das Leben des Hofes, des Adels und des Bürgerthums wird in charakteristischen Gestalten und Ereignissen verkörpert. Die Voraussetzungen der Ritter- und Räuberromantik, die uns heute in Walladmor so sehr stören, sind völlig verschwunden; und daß der Dichter mit dem Stoff auch die Darstellungsart geändert, muß jedem Leser sofort in die Augen fallen. Eine klare, durchsichtige, aber doch nicht nüchterne Erzählungsart ist an die Stelle des nicht immer einwandfreien epischen Stils im „Walladmor" getreten; von den Gestalten treten namentlich die Nebenfiguren gut heraus, doch weiß der Dichter auch für die Haupthelden der Erzählung unsre Theilnahme zu wecken. In die politische Lage, die der Roman voraussetzt, werden wir gut und ohne jeden Zwang eingeführt, und recht anziehend ist die Schilderung der allgemeinen Verhältnisse, der Zustand des entarteten Theaters, der wüsten Volksbelustigungen und ähnlicher Züge, ohne daß doch jemals diese nur zur Charakterisirung der allgemeinen Verhältnisse verwendeten Episoden zur Hauptsache würden. Der Gesammteindruck ist jedenfalls durchaus günstig; man kann sagen: der Dichter hat in „Schloß Avalon" im Dienste und in der Arbeitsweise eines fremden Lehrherrn sein Meisterstück gemacht und sich dadurch für die selbständige Thätigkeit auf verwandten Gebieten auf das beste vorbereitet.

Jedenfalls erscheint mit „Schloß Avalon" die eigentliche Vorbereitungszeit des Dichters im wesentlichen abgeschlossen, und es lohnt sich daher wohl, die wichtigsten Merkmale dieser Anfangsepoche zusammenzufassen. Schon in der „Treibjagd" finden wir das Bestreben, die Reden der handelnden Personen möglichst ausführlich und naturwahr wiederzugeben; daneben wird auch hier schon der glückliche Versuch unternommen, die Stimmung der umgebenden Natur in ihren charakteristischen Grundzügen zu erfassen. Wie die „Balladen" zeigen, verweilt Alexis bei einer derartigen Ausmalung der Landschaft mit besonderer Vorliebe bei den düsteren und unheimlichen Seiten. Je mehr die Novellistik Alexis' sich historischen Stoffen zuwendet, desto mehr tritt die Neigung hervor, vor allem auch hier den wesentlichen Stimmungsgehalt zu erfassen. In der Darstellung wird immer stärker die sorgfältige Ausführung des Dialogs betont; das Fortschreiten der Erzählung liegt dem Dichter nicht in dem gleichen Maße am Herzen. Dadurch ergibt sich eine gewisse Breite der Darstellung, durch die namentlich die Expositionen zuweilen allzu stark belastet werden. Eine größere Sicherheit in der Behandlung der geschichtlichen Grundlage des Romans erwirbt sich Alexis durch das genaue Studium Scotts und indem er sich zunächst äußerlich ganz seiner Art anschließt

gewinnt er eine gründliche Kenntniß der Mittel, auf denen sich die Scott'sche Romantechnik aufbaut. Erst nachdem er Scott so auf seinem eigenen Gebiete die Darstellungsmittel abgelauscht, konnte er zu selbständigen größeren Gestaltungen fortschreiten. Das Stoffgebiet, dem er sich nunmehr zuwandte, entsprach durchaus seiner ganzen Veranlagung und seinen besonderen Neigungen. Die märkische Landschaft kam seiner Vorliebe für düstere Naturschilderungen entgegen; die Breite der Darstellung und die genaue Ausführung des Gesprächs der eingeführten Figuren eigneten sich ausgezeichnet für die Behandlung eines Gebietes, auf dem die verwickeltsten Voraussetzungen und Verhältnisse klar gemacht werden sollten. Auch das, was Alexis aus seiner romantischen Periode her noch anhaftete, das eigenthümlich Verschwimmende und Zerfließende der Darstellung mancher Partien, macht sich in seiner späteren Produktion keineswegs immer zu ungunsten der poetischen Wirkung geltend, wie z. B. „Der falsche Woldemar“ beweist. So war es nur die richtige Erkenntniß seiner individuellen Begabung und der Grenzen seiner gestaltenden Kraft, die ihn veranlaßte, sich von 1832 an so gut wie ausschließlich der märkischen und preußischen Geschichte zuzuwenden.

G. E.

Die Wege nach Alaska.

Washington, 8. Mai. Es haben sich bis heute schon sehr bemerkenswerthe Resultate in Bezug auf die Alaska-Wanderung herausgestellt. Es war natürlich, daß man in Amerika annahm, 1898 werde eine genaue Wiederholung von 1849 werden, da man ja kein anderes Jahr zur Vergleichung heranziehen konnte. Im Vertrauen darauf bestellte man neue Schiffe für den Ozeanverkehr von Seattle nach St. Michaels, viele Hinterraddampfer für den Verkehr auf dem Yukon und setzte alte Schiffe in leidlichen Zustand für den Verkehr. Zum großen Erstaunen der betreffenden Leute ist nichts von der Art eingetroffen. Wohl hat seit dem Sommer 1897 lebhafter Verkehr mit Alaska stattgefunden, aber nicht in dem erwarteten Grade. Man sah bald ein, daß Alaska kein Kalifornien sei, das, fruchtbar und mit mildem Klima, Millionen leichten Unterhalt gewähren konnte. Die grimme Winterkälte und die Moskitos des Sommers schreckten Viele ab. Dann aber kam ein anderer Umstand dazu, den man außer acht gelassen hatte: in den 49 verflossenen Jahren hat Besiedelung der Westküste Amerika's stattgefunden und die Wanderung nach Alaska stellt sich jeden Tag mehr als eine Angelegenheit der Westküste heraus, bei der der Osten nicht wesentlich betheiligt ist. Dabei ist jedoch der Umstand wohl zu beachten, daß Alaska der Welt eine Thatsache entgegenhält, die überall und unter allen Umständen schwer wiegt: in Alaska bezahlte man im Sommer 1897 15 Dollars Gold Taglohn. Wenn nächsten Monat die im Winter 1897—1898 ausgegrabenen Schätze ankommen werden, wird das Interesse an Alaska sehr steigen.

Alaska ist ein großes Land, dessen Küstenlinie auf 18,211 englische Meilen geschätzt wird. Natürlich gibt es viele Zugänge zu dem großen Lande. Ich will gegenwärtig die hauptsächlichsten Routen zu demselben aufführen. Zuerst seien genannt die beiden benachbarten Wege, welche am geradesten von der Küste des Lynnkanals über hohes Gebirge nach dem Yukon führen. Von Skaguai führt ein Weg durch den White-Paß nach dem See Bennett; eine Luftbahn erleichtert den Transport. Der andere Weg führt von Paiya (früher Dyeo) ebenfalls nach dem Bennettsee, dann weiter zu dem oberen Yukon. Diese beiden Routen werden von den Bürgern der Vereinigten Staaten bevorzugt. Die Kanadier haben sich einen anderen Lieblingsweg ausgesucht; dieser führt von Vancouver, dem Haupthafenplatz von British Columbia, zu Wasser nach der Mündung des kleinen Flusses Stikine in Alaska; diesen gehen die Dampfer hinauf, so weit als möglich, dann kommt ein Landweg zum See Peslia, der einen Theil des Yukon bildet. Die kanadische Regierung baut in diesem Augenblick einen Fahrweg, um den Verkehr auf dieser Route zu unterstützen. Auf der Ostseite von Alaska macht das Städtchen Edmonton große Anstrengungen, der Ausgangspunkt eines Weges nach Alaska zu werden. Edmonton ist der Endpunkt einer Zweiglinie der kanadischen Eisenbahn, also in Verbindung mit dem ganzen östlichen Amerika. Eine Fortsetzung der Eisenbahn bis zu den Athabaskafällen steht in Aussicht. Durch Benutzung des mächtigen Mackenzie kann man sich den Goldfeldern nähern, die man dann durch Ueberschreiten einer Landstrecke erreicht.

Ich komme nun zur Hauptverkehrsader Alaska's, zu dem mächtigen Yukon. Die Ufer des Stroms besitzen eine solche Menge gestrandeten Treibholzes, daß dieses für alle wahrscheinlichen Zwecke ausreicht. Außerdem kennt man schon heute genug Kohlenlager in Alaska, um alle Befürchtungen wegen mangelnden Feuerungsmaterials zu zerstreuen. Schon der kommende Sommer wird eine zahlreiche Flottille auf dem Yukon sehen, welche Alaska Lebensmittel, Handelswaaren und Strapazen scheuende Passagiere zuführt. Für den so nöthigen Postverkehr sind von den Vereinigten Staaten die nöthigen Vorkehrungen getroffen und ebenso wird der für das moderne Leben unentbehrliche Telegraph bis dorthin gelegt werden.

Ueber die für die zivilisirte Welt so wichtige Goldproduktion Alaska's werde ich berichten, sobald die betreffenden amtlichen Berichte in meinen Händen sind. Diese sind der einzige sichere Anhalt, denn die privaten Schätzungen gehen weit auseinander.

Theodor Poesche.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat Juli. Die Stellung der sichtbaren Sternbilder ist um die Mitte des Monats Juli, gegen 10 Uhr abends, die folgende:

Die **Milchstraße** steht schon hoch am Himmel; als breites, in dunklen Nächten glänzendes Band zieht sie vom südlichen Horizont östlich vom Zenithpunkt vorüber zum nördlichen Horizont. Ganz nahe dem Meridian, nur wenig südlich vom Scheitelpunkt, steht das reiche Sternbild der **Leier** mit dem Stern erster Größe **Wega**, nordöstlich der Leier, inmitten der Milchstraße, glänzt das Sternbild des **Schwans** mit dem Stern erster Größe **Deneb**. Südöstlich der Leier, ebenfalls in der Milchstraße (beim Beginn eines größeren dunklen Fleckes in derselben) liegend, erblicken wir das schöne Sternbild des **Adlers** mit dem Stern erster Größe **Atair** (auch **Altair**), der in 2.5' Abstand einen schwächeren Begleiter hat. Die drei genannten Sterne erster Größe bilden, was zur leichten Auffindung derselben erwähnt sein mag, ein gleichschenkliges Dreieck, dessen Spitze mit Atair zusammenfällt. Auf dem gleichen Parallelkreis, wie Deneb, nur etwa 10 Grad östlich von demselben, befindet sich im Schwan ein prachtvoller Sternhaufen, dessen einzelne Sterne schon in kleinen Fernrohren unterschieden werden können, und der in dunklen Nächten auch mit bloßem Auge sichtbar ist.

Tief im Süden, ebenfalls theilweise in die Milchstraße hineinragend, stehen die Sternbilder des **Schlangenträgers** und des **Skorpions**, im letzteren der rothfunkelnde Stern erster Größe **Antares**. Weiter westlich stehen in geringer Höhe über dem Horizont die Sternbilder der **Waage** und der **Jungfrau**, letztere ist schon theilweise untergegangen, nur ihr hellster Stern, die **Spica** (und der benachbarte Planet **Jupiter**), leuchtet noch tief am westlichen Himmel.

Zwischen dem Zenithpunkt und dem westlichen Horizont erblicken wir verhältnißmäßig nahe beisammen die Sternbilder des **Herkules**, der **nördlichen Krone** und des **Bootes**, letzterer mit dem Stern erster Größe **Arctur** etwa in halber Höhe zwischen dem Scheitelpunkt und dem westlichen Horizont stehend.

Oestlich vom Meridian, in der Milchstraße zwischen Schwan und Adler, bemerken wir noch die kleineren Stern-

bilder des Fuchses, der Gans und des Delphins. Im Sternbild des Fuchses befindet sich ein schöner Doppelnebel, dem Lord Rosse den Namen Dumbbellnebel (dumb bell = stumme Glocke) gab, weil er in seiner Form an die in England mit diesem Namen bezeichneten Hanteln erinnert. Südlich vom Adler, am Ostrand der Milchstraße, bemerken wir noch die Sternbilder des Antinous und des Schützen und östlich von beiden das Sternbild des Steinbocks.

Im äußersten Osten ist das Sternbild des Wassermanns und im Nordosten das Sternbild des Pegasus im Aufgang begriffen.

Die Sonne nähert sich nunmehr wieder langsam dem Aequator, ihre Kulminationshöhe beträgt um die Mitte des Monats jedoch immer noch rund 63 1/2°. Am 2. Juli erreicht sie ihre größte Entfernung von der Erde (20.6 Millionen Meilen), von da an nimmt ihre Entfernung wieder langsam ab, im Verlauf des ganzen Monats um rund 40,000 Meilen. Der scheinbare Sonnenhalbmesser wächst entsprechend dieser Annäherung an die Erde von 15′ 43.9″ auf 15′ 45.6″.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Juli	Aufgang			Untergang		
1.	4 h	19 m	morgens	8 h	15 m	abends
8.	4	24	"	8	12	"
15.	4	30	"	8	8	"
22.	4	38	"	8	2	"
31.	4	49	"	7	50	"

Die Tageslänge nimmt demnach während des Monats Juli schon wieder um 55 Minuten ab, sie beträgt am Schluß dieses Monats bereits nur mehr 15 Stunden 1 Minute.

Am Abend des 18. Juli findet eine ringförmige Sonnenfinsterniß statt, welche jedoch nur in der südlichen Hälfte des Stillen Ozeans, sowie auf Neuseeland und der Südspitze von Südamerika sichtbar sein wird. Die einzelnen Phasen dieser Finsterniß und die Zeiten und Orte des Eintritts derselben sind:

	M.-E. Z.			Oestl. Länge v. Gr.		Breite	
Beginn der Finsterniß überhaupt	6 h	2.4 m	nm.	201°	14′	— 15°	53′
Beginn der ringförmigen Verfinsterung	7	44.2	"	189	46	— 33	9
Zentrale Finsterniß im wahren Mittag	9	6.9	"	239	46	— 42	35
Ende der ringförmigen Verfinsterung	9	41.5	"	270	55	— 64	38
Ende der Finsterniß überhaupt	11	11.5	"	276	39	— 45	54

Die Dauer der ringförmigen Verfinsterung (welch letztere übrigens nur auf dem Meer sichtbar ist) beträgt im Maximum 5m 53s, und zwar bei 228° 23′ östl. Länge und 35° 8′ südl. Breite.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Juli sind die folgenden:

3.	Juli	3 h	nachm.	Erdnähe
8.	"	10	nachts	Vollmond
10.	"	6	abends	Letztes Viertel
16.	"	6	"	Erdferne
18.	"	9	nachts	Neumond
26.	"	3	nachm.	Erstes Viertel
31.	"	12	nachts	Erdnähe.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Juli	Aufgang			Untergang		
1.	6 h	9 m	abends	1 h	20 m	nachts
8.	10	30	nachts	10	12	vorm.
15.	1	15	"	5	58	nachm.
22.	8	27	früh	9	16	abends
31.	6	44	abends	2	12	nachts.

Der helle Stern Antares (α Scorpii) wird in diesem Monat sogar zweimal, am 1. Juli nachmittags und am 29. Juli früh, vom Mond bedeckt.

Die scheinbaren Mondkanäle Cerulli's (s. diese Beilage, Nr. 107) konnten wir bei Beobachtung des Vollmonds mit einem gewöhnlichen Opernglas in dem Umfang, wie Cerulli sie sah, nicht wahrnehmen.

Am Abend des 3. Juli findet eine partielle Mondfinsterniß statt, deren nähere Elemente die folgenden, für alle Orte der Erde gültigen, sind:

Anfang der Finsterniß . .	8 h	45.8 m	mitteleuropäische Zeit
Mitte der Finsterniß . .	10	17.4	" "
Ende der Finsterniß . .	11	49.0	" "

Zu den angegebenen Zeiten steht der Mond im Zenithpunkt der durch die nachfolgenden geographischen Koordinaten bestimmten Erdorte:

Oestliche Länge von Greenwich		Breite		Lage
63°	27′	— 23°	48′	Indischer Ozean, südöstl. der Mascarenen
41	32	— 23	38	" " westlich von Madagaskar
19	37	— 23	27	Afrika, Süd-Damaraland.

Die Größe der Verfinsterung beträgt in Theilen des Monddurchmessers 0.94, um die Zeit der größten Phase wird demnach der Mond nur noch als eine schmale Lichtsichel erscheinen. Die erste Berührung des Mondes mit dem Kernschatten der Erde erfolgt im Positionswinkel von 49° (vom Nordpunkt des Mondrandes über Ost gezählt, also links oben), der Austritt des Mondes aus dem Erdschatten erfolgt im Positionswinkel von 290° (am westlichen Rand, oberhalb der Mitte).

Die Finsterniß ist in ganz Europa, Afrika, Australien, Südamerika, in Asien, mit Ausnahme der Nordostspitze, sowie im Indischen und Atlantischen Ozean sichtbar. In München geht der Mond am 3. Juli um 8 Uhr 11 Min. abends auf, so daß also daselbst die Finsterniß in ihrem ganzen Verlauf beobachtet werden kann.

Merkur eilt im Verlauf des Monats von den Zwillingen in rascher rechtläufiger Bewegung durch das Sternbild des Krebses hindurch in das des Löwen. Seine Entfernung von der Erde, die am 1. Juli ihr Maximum erreicht hat, nimmt dabei fortwährend ab, sie sinkt im Verlauf des Monats von 26.9 auf 20.7 Mill. Meilen, was ein Anwachsen des scheinbaren Durchmessers der etwa zur Hälfte erleuchteten Merkurscheibe von 5.0″ auf 6.6″ zur Folge hat. Am 7. Juli erreicht Merkur seine größte nördliche heliozentrische Breite, am 20. kommt er in Konjunktion mit dem Monde und am 27. in Konjunktion mit dem Stern erster Größe Regulus (α Leonis) zu stehen, an dem er in nur 1/2 Bogenminute Abstand nördlich vorübergeht. Am 30. Juli mittags geht Merkur durch den niedersteigenden Knoten seiner Bahn, hat also von diesem Zeitpunkt an wieder südliche Breite. Merkur geht durchschnittlich 3/4 Stunden nach der Sonne unter, ist also in der zweiten Hälfte des Monats unter günstigen Umständen als Abendstern am westlichen Himmel sichtbar.

Venus geht rechtläufig vom Sternbild des Krebses in das des Löwen, das sie fast in seiner vollen Ausdehnung durchmißt. Ihre Entfernung von der Erde wird ebenfalls beträchtlich kleiner, da sie am Anfang des Monats 26.0, am Schluß desselben nur noch 21.8 Mill. Meilen beträgt. Dieser weiteren beträchtlichen Annäherung entspricht eine Zunahme des scheinbaren Durchmessers der durchschnittlich zu 76 Hundertsteln erleuchteten Venusscheibe von 13.0″ auf 15.6″. Am 13. Juli abends gegen 8 Uhr kommt Venus gleichfalls in Konjunktion mit dem hellen Stern Regulus (s. oben), wobei sie 1° 11′ nördlich von diesem steht; am 22. Juli kommt sie in Konjunktion mit dem Mond. Venus geht im Juli durchschnittlich 1 1/2 Stunden nach der Sonne unter, ist also während des ganzen Monats am westlichen Himmel bequem als Abendstern sichtbar.

Mars geht in rechtläufiger Bewegung vom Sternbild des Widders in das des Stiers. Seine Entfernung von der Erde nimmt fortdauernd ab, sie beträgt am Anfang des Monats 36.0, am Ende desselben 33.3 Mill. Meilen; der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu 90 Hundertsteln beleuchteten Scheibe wächst im gleichen Zeitraum von 5.3″ auf 5.6″. Mars geht durchschnittlich 1/2 Stunde nach Mitternacht auf, ist also in den Morgenstunden am östlichen Himmel sichtbar.

Jupiter setzt seine langsame rechtläufige Bewegung im Sternbild der Jungfrau fort. Seine Entfernung von der Erde wächst im Monat Juli abermals um 9.9 Mill. Meilen, so daß sie am Schluß des Monats 121.0 Mill. Meilen beträgt. Der scheinbare Durchmesser der Jupiterscheibe mißt am An-

fang des Monats 33.2", am Ende desselben 30.7". Jupiter ist im Monat Juli nur noch für einige Stunden des Abends am südwestlichen Himmel sichtbar, da er um die Mitte des Monats schon um 10½ Uhr nachts untergeht. Am 24. Juli kommt Jupiter in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Saturn besitzt auch im Monat Juli nur eine minimale rückläufige Bewegung im Sternbild des Schlangenträgers. Seine Entfernung von der Erde wächst, sie beträgt am 1. Juli 185.0, am 31. Juli 192.4 Millionen Meilen, dementsprechend sinkt der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe von 16.8" auf 16.2". Die große Achse des elliptischen Ringes mißt durchschnittlich 40.2", die kleine Achse 17.4". Saturn geht durchschnittlich bereits um 4 Uhr nachmittags auf, um die Zeit des Sonnenuntergangs ist er nicht mehr weit vom Meridian entfernt und bleibt am Himmel bis etwa 1 Stunde nach Mitternacht sichtbar. Am 1. und 28. Juli kommt Saturn in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Uranus ist rückläufig im Skorpion; seine Entfernung von der Erde wächst, sie beträgt im Juli durchschnittlich 369 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe mißt durchschnittlich 3.8". Uranus geht in den späten Nachmittagstunden auf und durchschnittlich 1½ Stunden nach Mitternacht unter, er kann also vom Eintritt der Dämmerung ab (am südöstlichen Himmel) beobachtet werden.

Neptun ist rechtläufig im Sternbild des Stiers und geht erst einige Stunden nach Mitternacht auf, ist also der Beobachtung nach nicht besonders günstig.

Kometen. Die Zahl der gegenwärtig am Himmel stehenden bekannten Kometen ist infolge der ungewöhnlich zahlreichen Kometenentdeckungen des Monats Juni auf sieben gestiegen. Es sind dies

Komet	Erste Beob.	Helligkeit	Stand
1. Winnecke	5. Januar	sehr schwach	südlich
2. Perrine (1898b)	19. März	schwach	nördlich, Perseus
3. Coddington ...	11. Juni	hell	südlich, Skorpion
4. Encke	12. Juni	schwach	Mitte Juli sehr südl.
5. Perrine	15. Juni	schwach	nördlich, Giraffe
6. Wolf	16. Juni	schwach	nördlich, Widder
7. Giacobini	18. Juni	schwach	südlich, Steinbock.

Für die drei neuentdeckten Kometen hat Hr. Berberich vorläufig parabolische Bahnelemente abgeleitet, nach denen der Komet Giacobini bereits am 6. Juli, der zweite Perrine'sche Komet am 5. August und der Komet Coddington am 15. Sept. durch das Perihel geht.

Zur Beobachtung mit schwächeren Instrumenten ist lediglich der Komet Coddington geeignet.

Im Monat Juli sind zahlreiche Sternschnuppenfälle mit verschiedenen Radiationspunkten zu beobachten. Zu den auch im Juli noch fortdauernden Cepheiden und Cygniden kommen die Pegasiden, die in der Nähe des Sterns β Pegasi auszustrahlen scheinen, die Aquariden, die im Wassermann aufleuchten, besonders aber (gegen den Schluß des Monats) die Perseiden, die von dem Stern η im Perseus aus nach allen Richtungen ausstrahlen und unter dem Namen „Laurentiusstrom" längst bekannt sind (Maximum erst im August). -rt-

* Zur Florianslegende. Infolge einer zufälligen Verspätung kommt mir erst heute die Beilage Nr. 102 vom 7. Mai d. J. mit der Erwiderung Dr. Bernhard Sepps auf die Ausführungen des zweiten Artikels über „die Unechtheit der Passio S. Floriani" in Beilage Nr. 53 vom 7. März zu Gesicht. Ich bitte, den Lesern der Allgemeinen Zeitung zur Kenntniß bringen zu wollen, daß diese Erwiderung in der bereits unter der Presse befindlichen Abhandlung: „Die Passio S. Floriani und die mit ihr zusammenhängenden Urkundenfälschungen" ihre — wie ich glaube, zufriedenstellende — Beantwortung finden wird.

Kremsmünster, am 27. Juni 1898.

Julius Strnadt.

* Bei den Ausgrabungen der griechisch-archäologischen Gesellschaft in Thermos ist, wie wir der „Nordd. Allg. Ztg." entnehmen, außer einem dorischen Tempel, dessen Giebelfelder mit plastischen, in gebranntem Thon ausgeführten Gruppen ausgefüllt waren, eine eherne Säule gefunden worden, auf der in deutlicher Schrift ein Vertrag der Aetoler und Akarnaner zum Schutze gegen ihre Grenznachbarn und zur Abwehr der Einfälle der Peloponnesier eingegraben ist. Nach den Schriftzeichen und der Sprache wird diese Inschrift nach der Meinung des Generalephoren Kavvadias in das 3. Jahrhundert v. Chr. zu setzen sein. In Thermos läßt die archäologische Gesellschaft jetzt ein Gebäude errichten, um die Funde darin aufzustellen. So werden denn die Freunde des griechischen Alterthums, da ihnen von Missolunghi eine Strecke Eisenbahn zur Verfügung steht, bald auch das Museum von Thermos besuchen können.

* **Breslau.** Die Ernennung des außerordentlichen Professors der hiesigen Universität Dr. Ernst Beling zum ordentlichen Professor des Strafrechts, als Nachfolger des verstorbenen Professors Bennecke, ist, wie verlautet, in Aussicht genommen.

* **Prag.** Der bisherige außerordentliche Professor der Musikwissenschaft an der hiesigen deutschen Universität Dr. Guido Adler ist zum ordentlichen Professor der Theorie und Geschichte der Musik an der Wiener Universität ernannt worden. Er wird auf diesem Lehrstuhl der Nachfolger des Hofraths Dr. Eduard Hanslick, der wegen Erreichung der vorgeschriebenen Altersgrenze sein Amt niedergelegt hat. Professor Adler leitet u. a. die Herausgabe der „Denkmäler der Tonkunst in Oesterreich" und hat sich durch zahlreiche musikhistorische und musiktheoretische Schriften einen Namen gemacht. — Professor Dr. Finger hat die ihm angebotene Lehrkanzel für Strafrecht, Rechtsphilosophie und Völkerrecht an der Universität Graz abgelehnt. Damit ist das Verbleiben dieses ausgezeichneten akademischen Lehrers, der sich unter der Studentenschaft großer Beliebtheit erfreut, an der hiesigen deutschen Universität gesichert.

* **Zürich.** In diesen Tagen hat Fräulein Abelina Rittershaus, Tochter des verstorbenen Dichters Emil Rittershaus, die an der hiesigen Universität Germanistik studirte, die Doktorprüfung magna cum laude bestanden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Justizrath Krappel: Das selbständige Notariat in den bayerischen Landestheilen diesseit des Rheins und das Bürgerliche Gesetzbuch. Bamberg, Karl Hübscher 1898. — K. E. Schmidt: Vive Montmartre! Aus der Pariser Bohème. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. — Gustav v. Dziatowski: Isidor und Ildefons als Literarhistoriker. (IV. Bd. 2. Heft der „Kirchengeschichtl. Studien". Hggb. von Knöpfler, Schrörs und Sdralek.) Münster i. W., Heinrich Schöningh 1898. — W. Heimar: Vom Urwald zur Kultur. Erlebnisse eines Mädchens. Berlin, O. Janke 1898. — Wilhelm v. Arnim: Lehrbuch einer internationalen Verkehrssprache, genannt „Veltparl". 2. verm. Aufl. Leipzig, Erfurt, Zürich, Eduard Moos 1898. — Hans v. Windeck: Ruhmreiche Berge. Ausgew. Dichtungen. Ebd. 1898. — Friedrich Rapp: Leitfaden durch das Bürgerliche Gesetzbuch für gerichtliche u. Verwaltungsbeamte. 2. u. 3. Heft. Berlin, J. J. Heine 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zwei Jugendlustspiele von Heinrich v. Kleist?

Von Dr. Spiridion Wukadinović.

I.

Als vor einiger Zeit die Nachricht durch alle Blätter ging, dem Professor der deutschen Literatur in Kiel, Eugen Wolff, sei es gelungen, zwei bisher unbekannte Jugendlustspiele Heinrich v. Kleists aufzufinden, mochte man glauben, daß es sich um einen handschriftlichen Fund von unzweifelhafter Echtheit handle. Man wunderte sich vielleicht, daß zwei Stücke Kleists so lange Zeit ganz verschollen gewesen sein konnten, daß in allen seinen Briefen, in den vielen Zeugnissen Anderer über sein Leben gar nie die Rede von ihnen gewesen sein sollte —, aber man nahm schließlich doch eine so apodiktisch gebrachte Nachricht gläubig, wenn auch mit einem begreiflichen Maß von Neugierde entgegen. Diese Neugier ist nun gestillt. Wolff hat zuerst im „Berliner Tageblatt" vorläufige Mittheilungen über die beiden Stücke gebracht, die bereits das Wesentlichste enthalten, und jetzt sind auch die Stücke selbst erschienen,[1] begleitet von einer abschließenden Einleitung des Herausgebers. Nun stellt sich der Sachverhalt aber ganz anders dar. Wolff war durch verschiedene dunkle Andeutungen Kleists über seine literarische Thätigkeit zu dem Schlusse gelangt, daß noch vor der „Familie Schroffenstein", im Jahre 1802, Lustspiele Kleists im Verlage Geßners zu Bern und Zürich erschienen sein müssen. Er suchte, fand richtig laut Ausweis des Leipziger Meßkatalogs, daß Geßner in diesem Jahre ein anonymes Werkchen, „Lustspiele" betitelt, verlegt hatte und vermuthete, daß dies die von ihm gesuchten Kleist'schen Lustspiele seien. Nach einigem Suchen wußte er sie sich zu verschaffen, und siehe da — seine Vermuthung ward ihm zur Gewißheit, denn zu den äußeren Gründen gesellten sich auch innere, die ihm die gefundenen Stücke unzweifelhaft als Kleists geistiges Eigenthum erscheinen ließen.

Diese näheren Begleitumstände stellen freilich den Fund Wolffs in ein wesentlich anderes Licht. Ein solcher Fund würde allerdings, wenn er sich als unzweifelhaft herausstellt, dem Entdecker alle Ehre machen, denn neben dem glücklichen Zufall, dem Vater aller Entdeckungen und auch aller literarischen Ausgrabungen, hätte der Scharfsinn und die Kombinationsgabe des Herausgebers hervorragenden Antheil an der Auffindung der beiden Stücke. Der Literarhistorie wird seit jeher gern Mangel an Exaktheit vorgeworfen, und besonders die Vertreter der „exakten" Wissenschaften pflegen sie über die Achsel anzusehen. Die That eines Leverrier, der aus dem Zusammentreffen gewisser Erscheinungen die Existenz des Neptun ableitete und dessen Stellung auf das genaueste berechnete, ohne ihn je zuvor mit Augen gesehen zu haben, traut man ihr einfach nicht zu. Hier hätten wir nun mutatis mutandis eine solche That auf dem Gebiete der literarhistorischen Forschung. Aber eine derartige Entdeckung bedarf, wenn sie sich einen gleichberechtigten Platz neben anderen erringen soll, nicht minder einer mathemathisch genauen Beweisführung, ja sie muß mehr als eine andere sich auf Zeugnisse von schlagender Unwiderleglichkeit stützen, vor denen sich der Zweifel in alle Winkel verkriecht. Sonst muß sie es sich gefallen lassen, von dem stolzen Throne unwiderleglicher Wahrheit abgesetzt und in das nebelhafte Reich unbewiesener Hypothesen verwiesen zu werden.

Sehen wir nun zu, ob die Gründe Wolffs von solcher Beschaffenheit sind. Wolff geht davon aus, daß Kleists Briefe seit dem Jahre 1800 zahlreiche Anspielungen auf literarische Bethätigung aufweisen. Das ist nichts neues. Wir wissen, daß Kleist auf seiner Würzburger Reise den Beruf zum Dichter in sich entdeckte. Wir dürfen aus verschiedenen Andeutungen seiner Briefe vermuthen, daß er sich schon in Berlin mit allerhand dichterischen Plänen trug, wir hören von ihm selbst aus Paris, daß er sich dort mit einer poetischen Arbeit befaßte, wir wissen endlich, daß er in der Schweiz voll von literarischen Entwürfen steckte. Neben den Schroffensteinern arbeitete er am „Robert Guiskard", schuf er den ersten Akt zu einem „Leopold von Oesterreich", entwarf er einen „Peter der Einsiedler", — eine reiche Saat, aus der die Schroffensteiner als einzige Frucht hervorging. Ja, wir müssen aus dunklen Anspielungen Kleists, sowie aus Mittheilungen Anderer vermuthen, daß das, was wir über seine literarische Thätigkeit in der Schweiz wissen, nicht einmal alles umfaßt. Auf diese Zeugnisse nun legt Wolff großes Gewicht. Der Dichter spricht hier öfters von literarischem Erwerb, er berichtet von „Geschäften" mit dem Buchhändler Geßner, von 30 Louisd'ors, die er sich durch eigene Arbeit verdient habe. Zschokke erzählt, wie die Freunde sich „von eigenen poetischen Schöpfungen" freigebig mittheilten, und Münch, der Biograph Zschokke's, der wegen der „beispiellos seltenen Treue des Gedächtnisses" gerühmt wird, ergänzt dessen Mittheilungen dahin: „Mit vieler Laune hat Zschokke seinen späteren Freunden noch oft erzählt, wie Ludwig Wieland, der nicht das mindeste Talent zum Tragöden, sondern vielmehr ein launig-humoristisches hatte, wie sein nachmaliges Leben deutlich bewies, unaufhörlich mit der Idee umging, er sei dazu bestimmt, ein großer Trauerspieldichter zu werden; Heinrich Kleist aber sich anstrengte, witzige und lustige Komödien zu verfassen. Das Unglück wollte, daß die Gesellschaft, worin die corpora delicti mitgetheilt wurden, über die Trauerspiele Wielands sich halb todt lachte und über die Lustspiele Kleists sich halb todt gähnte, was Beide dann oft nicht wenig verdroß." — Das alles klingt freilich sehr bestechend, es fragt sich aber, ob Wolff berechtigt war, daraus so weitgehende Schlüsse zu ziehen.

[1] Zwei Jugendlustspiele von Heinrich v. Kleist. Herausgegeben von Eugen Wolff. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Vor allem muß man bedenken, daß Kleists Briefe aus der Schweiz von einem ganz besonderen Gesichtspunkte aus zu betrachten sind. Er hatte sich mit seinem Entschlusse, Landmann zu werden, in Widerspruch mit den Seinen gesetzt. Seit jeher war er das Schmerzenskind der Familie gewesen, aber mit diesem Schritt hatte er allem die Krone aufgesetzt. Der Weg ins Elternhaus war ihm versperrt, solange ihm nicht der Erfolg recht gegeben hatte. Er vergleicht sich selbst dem verlorenen Sohn und spricht von einer Verbannung, von der sich zu befreien sein unaufhörliches Streben sei. Daher sind denn auch alle seine Briefe von der deutlichen Absicht durchdrungen, seinen Umgang, seine Thätigkeit, seine ganze Lebensführung in das denkbar beste Licht zu stellen. Gleich in seinem ersten Briefe aus Bern weiß er seiner Schwester zu berichten, daß auch Zschokke — er, der kluge Mann, der es doch schon so weit gebracht — mit dem Gedanken umgehe, sich in der Schweiz, sogar in seiner Nähe anzukaufen, daß er ihm das Schweizer Bürgerrecht verschaffen wolle und dergleichen mehr. Später wieder erzählt er ihr von seinen Beziehungen zu Geßner, „Sohn des berühmten, der eine Wieland, Tochter des berühmten, zur Frau . . . hat.“ Man merkt also deutlich, wie es dem Dichter darum zu thun ist, die besorgten Seinigen über sein derzeitiges Schicksal zu beruhigen. Bei alledem war jedoch der angehende Schweizer Bürger beständig in Geldnöthen und gezwungen, an die Güte seiner Schwester zu appelliren. Um sich aber nicht die Vorwürfe Ulrikens zuzuziehen, die ihm von der Uebersiedelung in die Schweiz am eindringlichsten abgerathen hatte, fügte er naturgemäß einige beruhigende Bemerkungen über die künftige Ausgestaltung seiner finanziellen Lage hinzu. Und das fiel ihm damals nicht schwer. Denn bei dem schrankenlosen Optimismus, der sich stets seiner bemächtigte, sobald seine literarischen Arbeiten von statten gingen, gab er sich sogleich den extremsten Hoffnungen hin und glaubte seine kühnsten Träume in die nächste Nähe gerückt. Schon 2 Monate nach seiner Ankunft schreibt er der Schwester: „In Hinsicht des Geldes kann ich Dir versichern, daß in der Zukunft zur Nothdurft für mich gesorgt. Du kannst es errathen, ich mag darüber nichts sagen.“ Zuvor bittet er sie aber, ihm den Rest seines Vermögens zu schicken. Und wenn er ihr im nächsten Briefe schreibt: „Nun, von der einen Seite, mein bestes Mädchen, kann ich jetzt Dich beruhigen, denn wenn mein kleines Vermögen gleich verschwunden ist, so weiß ich jetzt doch, wie ich mich ernähren kann,“ so haben wir diese Aeußerung wohl auch auf die Zukunft zu beziehen, und noch dazu auf eine Zukunft, wie Kleist sie sich ausmalte, und wie sie keineswegs immer der Wirklichkeit entsprach. Von verblüffender Bestimmtheit ist dagegen eine Stelle aus einem Briefe von der Aarinsel bei Thun, dem einzigen, den er aus seiner idyllischen Verschollenheit an die Schwester richtete: „Von allen Sorgen vor dem Hungertod bin ich, Gott sei Dank, befreit, obschon alles, was ich erwerbe, so gerade wieder draufgeht.“ Gerade dieser Brief ist aber auch sonst besonders charakterisch. Die Tage, die Kleist auf jener weltentrückten-Insel verlebte, gehörten ja in jeder Beziehung zu den glücklichsten seines Lebens, und hier, mitten in seinem dichterischen Schaffen, ging gelegentlich auch in den Briefen die Phantasie mit ihm durch und spiegelte ihm als Wirklichkeit vor, was eigentlich nur in seiner Einbildung bestand. Zwei markante Beispiele hiefür finden sich gerade in diesem Briefe. Kleist erzählt unter anderem, daß er, während seine schöne Wirthschafterin „Mädeli“ dem Gottesdienst beiwohne, das Schreckhorn zu besteigen pflege und dann mit ihr gemeinsam nach Hause zurückkehre. Nun war aber das Schreckhorn, das die ansehnliche Höhe von 4082 m hat, damals überhaupt noch nicht erstiegen und erfordert von Thun aus mindestens drei beschwerliche Tagereisen. Und über seinen Verkehr berichtet er: „Zuweilen kommen Geßner oder Zschokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir.“ Geßner aber konnte damals seine einem freudigen Familienereigniß entgegensehende Frau und sein arg bedrohtes Geschäft kaum verlassen, von einem Aufenthalte Wielands in Thun weiß der erhaltene Briefwechsel nichts zu berichten, und von Zschokke endlich wissen wir ganz sicher, daß er sich damals im Aargau befand, den er nicht mehr verließ. (S. Zolling, Heinrich v. Kleist in der Schweiz, S. 63 f.) Haben wir da nicht ein Recht, auch die obige Aeußerung Kleists über seinen Lebensunterhalt skeptisch aufzunehmen? Aber nehmen wir an, sie beziehe sich auf jene 30 Louisd'or, von denen Kleist einige Monate später in einem Briefe an Pannwitz spricht. Wolff meint, damit könne unmöglich das Honorar für die „Familie Schroffenstein“ gemeint sein, denn Kleist schreibe in einem Briefe nach dem Erscheinen des Dramas ausdrücklich, daß Geßner ihn nicht bezahlt habe. Die Sache kann sich aber auch noch anders verhalten haben. Kleists Anspielungen auf „Geschäfte“ mit dem Buchhändler Geßner datiren erst seit der Zeit, wo er sein Drama im Kreise der Freunde vorgelesen hatte. Auch aus anderen Andeutungen sind wir berechtigt, zu schließen, daß Geßner dem Freunde gleich seinen Verlag angeboten habe. Da wir nun wissen, daß Kleist sich beständig in Geldnöthen befand, da es ferner aus verschiedenen Zeugnissen bekannt ist, daß der junge Geßner alles andere eher war als ein praktischer Geschäftsmann, so wäre es nur zu begreiflich, wenn er dem Autor einen Theil des Honorars — eben jene 30 Louisd'or — im vorhinein bezahlte. Den Rest aber, auf den Kleist natürlich sicher gerechnet hatte, konnte Geßner, der inzwischen stark in die Klemme gekommen war und in solchen Fällen auch sonst gelegentlich mit dem Honorar auf sich warten ließ (wie z. B. für Wielands Attisches Museum), nicht mehr bezahlen. Was nun endlich die Mittheilung Münchs betrifft, daß Kleist „sich anstrengte, witzige und lustige Komödien zu verfassen“, so berechtigt auch sie nicht zu dem Schlusse, daß diese Komödien auch gedruckt sein müßten. Im Gegentheil wird man annehmen dürfen, daß Kleist, der damals anderen Idealen zustrebte, solche Lustspiele, bei denen sich die Zuhörerschaft „halb todt gähnte“, ebensowenig der Oeffentlichkeit übergeben habe, wie die gleichzeitig erwähnten Trauerspiele des jungen Wieland je den Druck erlebten. — So hat denn Wolff mit seiner Zusammenstellung nur das bestätigt, was wir eigentlich schon früher wußten — den Beweis aber, auf den es ihm ankam, daß nämlich Lustspiele Kleists im Jahre 1802 gedruckt worden seien, hat er damit nicht erbracht. Und doch würde erst ein solcher Beweis die feste Grundlage schaffen, auf der dann erst alles Uebrige aufgebaut werden kann.

Wir wollen sehen, ob nicht die beiden Stücke selbst eine solche feste Grundlage entbehrlich machen, indem sie aus ganz besonderen inneren Gründen als das Werk Kleists reklamirt werden müßten. Das scheint nun aber auch nicht der Fall zu sein. Fassen wir sie näher ins Auge. „Das Liebhabertheater“ und „Koketterie und Liebe“ sind sie betitelt: Intriguenlustspiele, wie sie damals zu Dutzenden die deutsche Bühne bevölkerten. Die Handlung bewegt sich in den ausgefahrenen Geleisen der damaligen Lustspieltechnik, die Figuren weisen eine stattliche Ahnenreihe von Weiße bis zu Iffland-Kotzebue auf. Hier und da Ansätze zu individueller Charakteristik, so daß es den Anschein erweckt, als hätten bei einigen von ihnen Personen aus der Umgebung des Dichters Modell gestanden. Die Technik ist durchaus schülerhaft. Die „Familie Schroffenstein“, das Erstlingswerk Kleists, das ja gewiß manche Unbeholfenheit aufweist, verräth doch den geborenen Dramatiker. Hier ist

davon nichts zu spüren. Ich will nur ein Beispiel herausgreifen. Die Verwendung des Monologs. Kleist war ein Gegner des Monologs, er empfand ihn als Hemmschuh für den Fortgang der dramatischen Handlung. Darum verwendet er ihn äußerst selten und nie überflüssigerweise. Minde-Pouet hat erst vor kurzem an dieser Stelle (Nr. 66 der Beilage) darauf hingewiesen, daß sich in Kleists sämmtlichen Dramen nur 17 Monologe vorfinden, die sich, bis auf zwei, durch große Kürze charakterisiren, und von denen außerdem fünf nur scheinbar Monologe sind. Vergleichen wir damit die Monologe in den beiden Lustspielen. Schon die Art ihrer Verwendung ist ganz unkleistisch. Ist der Dichter in Verlegenheit, wen er auftreten lassen soll, — gleich stellt ein Monolog zur rechten Zeit sich ein; hat er die Handlung ein Stück vorwärts gebracht, so schickt er Jemand vor die Rampe, der unter dem Deckmantel des Monologs den neugierigen Zuschauern etwas von dem weiteren Programm verrathen muß. Besonders lehrreich ist der 15. und 16. Auftritt im ersten Akt des „Liebhabertheaters“. Dort tritt zuerst Roderigo auf, hält seinen obligaten Monolog und geht dann ab, seine Frau zu suchen, — die nun bei der anderen Thür hereinkommt, um ihren Monolog zum besten zu geben. Sollte man das einem Heinrich v. Kleist wirklich ernstlich zumuthen dürfen? In den zwei Akten des „Liebhabertheaters“ finden sich fünf Monologscenen, in den dreien von „Koketterie und Liebe“ elf, und vier Auftritte beginnen mit Monologen, die durch das Hinzutreten einer zweiten Person unterbrochen werden. Die fünf Akte der beiden Lustspiele weisen somit 20 Monologe auf, mehr als Kleist in allen seinen Dramen zusammengenommen geschrieben hat! Auch das Beiseitesprechen, von dem hier in der ausgiebigsten Weise Gebrauch gemacht wird, ist ein Hülfsmittel, dessen sich Kleist mit großer Sparsamkeit bediente.

Wolff führt ferner den Stil der beiden Stücke zur Unterstützung seiner Behauptung ins Treffen. Nun sind aber stilistische Prinzipien überhaupt unzuverlässige Stützen, wo es sich um die Feststellung geistigen Eigenthumsrechts handelt. Selbst bei einer so ausgeprägten Individualität wie der Kleists haben sie schon ihren Dienst versagt. Ich erinnere nur an die Erzählung „Mord aus Liebe“, die man lange Zeit, gerade auf Grund stilistischer Eigenthümlichkeiten, irrigerweise für ein Werk Kleists gehalten hat. Und doch sagt Erich Schmidt einmal über den Stil Kleists: „Alles, was er geschaffen, sagt uns sofort: Ich bin kleistisch.“ Dieser treffenden Wahrnehmung wird sich gewiß Niemand entziehen können, der sich eingehender in Kleists Dichtungen vertieft. Aber gerade dieses Zwingende, Schlagende fehlt hier. Allerdings finden sich Stellen in beiden Stücken, bei deren Lesung man sich sagt: Das könnte auch Kleist geschrieben haben. Und von dieser Art sind auch die Beispiele, die Wolff zur Begründung seiner Ansicht vorbringt. Alles, was er von dem Vorkommen von Bildern und Sentenzen, von der Verwendung des einfachen statt des zusammengesetzten Zeitworts, von grammatischen und orthographischen Eigenthümlichkeiten anführt, spricht nicht gerade gegen Kleist, aber es muß deßhalb noch lange nicht für ihn sprechen. Denn alles das läßt sich auch bei anderen Dichtern belegen, während gerade speziell Kleist'sche Eigenthümlichkeiten, die einen einigermaßen sicheren Schluß zuließen, fehlen. In einem anderen Zusammenhang wird dies noch näher erörtert werden.

Wir wenden uns nun dem letzten und schwerwiegendsten Punkt der Wolff'schen Beweisführung zu, der „unwillkürlichen Individualisirung des Helden nach der Seele des Dichters selbst“. Es läßt sich in der That nicht leugnen, daß einzelne Personen der beiden Stücke in ihrer Charakterzeichnung überraschende Analogien mit Kleist aufweisen, und Wolff zieht daraus den naheliegenden Schluß: Kleist liebte es, in seinen Dichtungen sich selbst abzuzeichnen, folglich sind auch diese beiden Lustspiele, in denen er mit verblüffender Aehnlichkeit portraitirt ist, Kinder seiner Muse. Die Prämissen stimmen beide. Es ist richtig, daß die meisten der Kleist'schen Helden Züge ihres Dichters an sich tragen. Es ist ebenso richtig, daß Personen der beiden Lustspiele auffallend an Kleist erinnern. Weniger im „Liebhabertheater“, obwohl auch hier der Held ein Stück Kleist ist. Zwar, daß er in Begleitung eines als Mann verkleideten Frauenzimmers reist, wie Kleist mit seiner verkleidungsfrohen Schwester Ulrike, könnte man auch auf Rechnung einer seit Jahren gehegten Lustspieltradition setzen. Aber Roderigo ist Offizier, der den Dienst quittirt hat, wie Kleist, und seine ihm insgeheim angetraute junge Frau die Tochter eines höheren Offiziers, wie Kleists Braut Wilhelmine v. Zenge. Noch mehr erinnert in „Koketterie und Liebe“ der „Liebhaber“ Eduard Felseck an unsern Dichter. Er wird uns geschildert als ein Mensch, „der entweder alles oder nichts besitzen will, und auch da ungestüm fordert, wo man nur durch Hingebung und Bescheidenheit am meisten gewinnt“. Wir hören von seinen „herrischen“ Neigungen, von einem plötzlichen Entschluß, schnurstracks nach Amerika zu reisen, als er seine Liebe zu Sophie nicht erwidert glaubt. „Er bittet um Liebe, die Pistole in der Hand, und sieht immer aus, als dächte er, wenn Sie nicht wollen, Mademoiselle, so lassen Sie es bleiben.“ Und doch, welch ein Unterschied zwischen der unbewußten Subjektivität Kleists und dieser Charakteristik! Eine so ausgesprochene Persönlichkeit wie er legte — allerdings mehr unbewußt als bewußt — von seinem Ich in die Gestalten seiner Dichtungen. Aber haben wir denn hier etwas derartiges vor uns? Gewiß, Kleist war einer solchen Liebe, „mit der Pistole in der Hand“, fähig, aber er spielte mit seiner Art zu lieben nicht Komödie, er dachte von der Liebe zu ernst und zu hoch, als daß er geneigt gewesen wäre, sie in einer Komödie zu prostituiren. Das scheint mir der Punkt, der am entscheidendsten gegen die Annahme der Verfasserschaft Kleists spricht. Mit solchen Dingen hat er nie gescherzt. Er hat sich gelegentlich selbst geschildert, aber er hat sich nie persiflirt — am allerwenigsten in dem, was ihm das Heiligste war: in der Liebe und der Kunst. Gerade auf seine dramatische Kunst lassen sich aber eine Reihe von karikirenden Aeußerungen in dem mit literarischen Anspielungen reich gespickten „Liebhabertheater“ beziehen, aus denen hier das Wesentlichste herausgegriffen werden soll.

Zschokke berichtet in seiner „Selbstschau“ von den literarischen Konventikeln der Freunde: „Zuweilen theilten wir uns auch freigebig von eigenen poetischen Schöpfungen mit, was natürlich zu neckischen Glossen und Witzspielen den ergiebigsten Stoff lieferte. Als uns Kleist eines Tages sein Trauerspiel ‚Die Familie Schroffenstein‘ vorlas, ward im letzten Akt das allseitige Gelächter der Zuhörerschaft, wie auch des Dichters, so stürmisch und endlos, daß bis zu seiner letzten Mordscene zu gelangen, Unmöglichkeit wurde.“ Wie solch ein Witzspiel, mit besonderer Berücksichtigung der „Familie Schroffenstein“, muthet nun das „Liebhabertheater“ an. Es ist bekannt, daß Kleist sein Erstlingsdrama ursprünglich in Spanien spielen ließ. Der junge Wieland war speziell derjenige, der sich daran stieß und den Dichter bewog, den Schauplatz nach Deutschland zu verlegen und die hochtrabenden spanischen Namen in deutsche zu ändern. Der Held, Ottokar von Schroffenstein, hieß damals Rodrigo —, ebenso wie der Held unsres Lustspiels. Der Baron Eichthal, in dessen Haus das Stück spielt, nennt seine Schwester bei ihrem Namen Brigitte. Sie aber bittet ihn: „Nenne mich doch bei meinen anderen,

Isabelle oder Marie, das klingt so sanft, so schmachtend." Noch an einer anderen Stelle glaube ich eine Anspielung auf die Verlegung der Schroffensteiner in eine so ferne Gegend zu finden. Silberbach, eine lächerliche Figur des Stücks, der „an einem neuen Werk für die Ewigkeit" arbeitet, muß näheres darüber mittheilen. Er habe zuerst in der biblischen Geschichte nach einem Sujet gesucht, dann aber diese Idee wieder aufgegeben und nun zufällig in der lappländischen Chronik einen dankbaren dramatischen Stoff gefunden. Auch aus den Inhaltsproben, die Silberbach von seinem Zukunftsdrama gibt, läßt sich manches für die Schroffensteiner entnehmen. So wenn er, um zu beweisen, wie er „auf den Effekt losgearbeitet" habe, erzählt, daß es gleich im ersten Anftritt ein fürchterliches Ungewitter mit Donner und Blitz absetze, wobei wir uns der gesucht effektvollen Eingangsscene des Kleist'schen Trauerspiels erinnern mögen; oder wenn er berichtet, wie der lappische Held seiner Lappln auf dem Kirchhof den Eid der Treue schwört, wobei uns die nächtliche Liebesscene zwischen Ottokar und Agnes in der Höhle vorschweben kann. Und als ob wir das Gelächter der Freunde über die „Mordscenen" der Schroffensteiner im Hintergrund hörten, muthet es uns an, wenn Roderigo zum Schluß dem begeisterten Lobredner seines eigenen Opus den Rath gibt: „Ich finde alles herrlich, nur, dünkt mich, fehlen einige Hinrichtungen. . . . Blut muß fließen, es mag herkommen, wo es wolle, wenn Ihr Stück schon kein Trauerspiel ist." Selbst auf die Entstehungsgeschichte der „Familie Schroffenstein" scheint angespielt zu sein. Wir wissen, daß den Dichter zunächst die Verkleidungsscene im letzten Akt interessirte, und daß sich an sie erst alles Uebrige angliederte. Und ebenso erzählt Silberbach, daß er den dritten Akt bereits vollendet habe, und nun am ersten arbeite. Auf die erstaunte Frage des Barons, ob er denn „von hinten" anfange, erwidert er: „So schreiben jetzt alle Genies. Das neueste dramatische Meisterwerk hat die drei Einheiten, diese Popanze der Dichtkunst, zu Boden geschlagen. Ich versichere Sie, es ist jetzt ein bloßer Spaß, ein Drama zu schreiben." Kleists Zuversicht in seine dichterischen Fähigkeiten war in der Schweiz erheblich gewachsen, und er wird es den Freunden gegenüber sicher nicht an selbstbewußten Aeußerungen über seine Kunst haben fehlen lassen. Sagt er doch selbst einmal, daß er eine „neue Entdeckung" auf dem Gebiete der Kunst habe machen wollen; und daß die Höhe, die Goethe und Schiller erreicht hatten, ihm nicht genügte, daß er über sie hinausstrebend ein neues Drama schaffen wollte, ist zur Genüge bekannt. Auch Silberbach ist von dieser Anschauung durchdrungen, die sich freilich in seinem Munde lächerlich ausnimmt. „Es wird Ihnen bekannt sein, daß im dramatischen Fache noch viel zu thun ist." Jeder der verehrten Männer, die neulich für die Bühne geschrieben haben, lasse noch etwas zu wünschen übrig. Besonders am Trauerspiel sei manches auszusetzen. Einer unsrer größten Tragiker sei zu wild genialisch, ein anderer zu irdisch. „Ich habe mich also entschlossen," meint Silberbach, „einen Mittelweg einzuschlagen und das Vortreffliche beider großen Männer zu vereinigen."

Eine solche Uebereinstimmung bis in alle Einzelheiten ist zu auffällig, als daß man an bloßen Zufall glauben könnte. Kein Zweifel, die dramatische Kunst Kleists ist hier aufs Korn genommen. Aber soviel steht fest: Kleist selbst würde sich nie und nimmer dazu hergegeben haben, sein dichterisches Streben selbst lächerlich zu machen. Er, der später sein Ringen nach einem neuen Kunstideal in der tiefsten seiner Tragödien, in der „Penthesilea", verkörpert hat, konnte sich nicht zum Harlekin herabwürdigen. Freilich kommt es vor, daß ein Dichter ein Werk aus früherer Zeit in einem späteren ironisirt, sich selbst davon innerlich befreit, aber erst wenn er die betreffende Periode seines dichterischen Schaffens überwunden hat. So hat Goethe seiner Wertherstimmung im „Triumph der Empfindsamkeit" ein Denkmal gesetzt — Kleist hätte auch das nicht vermocht. Damals aber, als die beiden Lustspiele erschienen, war er noch ganz von den stolzen Anschauungen durchdrungen, die darin frivol bewitzelt werden, denn er arbeitete gerade damals eifriger denn je am „Robert Guiskard", indem er mit kühnem Adlerflug dem unbekannten Land einer neuen Kunst zustrebte.

II.

Wer war nun aber der Verfasser der beiden Lustspiele, wenn Kleist sie nicht geschrieben hat? Die obigen Ausführungen vermögen uns auf seine Spur zu leiten. Diese Stücke konnte nur Jemand geschrieben haben, der mit Kleists geheimsten Regungen vertraut war, also Einer aus dem engsten Freundeskreise. Zu dieser Vermuthung stimmt auch die Erwähnung Wolffs, daß Beziehungen Geßners zu anderen Dichtern als zu Kleist, Zschokke und Ludwig Wieland nicht nachweisbar sind. Zschokke kommt hier natürlich gar nicht in Betracht, denn erstens hat er später eine Gesammtausgabe seiner poetischen Werke veranstaltet und dann liegen die beiden Lustspiele von seiner sonstigen Art zu dichten weit ab. Wie steht es aber mit dem jungen Wieland? Dieser lebte seit 1800 in Bern bei seinem Schwager Geßner, um das buchhändlerische Fach zu erlernen. Der Vater aber hatte höhere Pläne mit ihm. Er sollte die diplomatische Laufbahn einschlagen, überhaupt trachten, sich in der Schweiz eine amtliche Stellung zu erringen, die ihm der alte Wieland in der Heimath nirgends verschaffen zu können glaubte. Aber der 23 jährige Ludwig erfuhr durch den Freundeskreis ebenso literarische Anregungen wie die anderen Genossen und scheint dem Vater gelegentlich davon Mittheilung gemacht zu haben. Denn am 10. Juni 1802 schreibt dieser dem Sohn: „Natürlich bin (ich) auch begierig mit dem ersten Produkt, womit Du (wiewohl incognito) im Publico aufgetreten bist, bekannt zu werden. Melde mir also den Titel und den Verleger, damit ich mich baldmöglichst in den Besitz eines Exemplars setzen könne." Wir haben es somit offenbar mit einem anonymen Werke zu thun, das bereits gedruckt sein muß. Die erste als solche bekannte Publikation des jungen Wieland, der erste Band der „Erzählungen und Dialogen" erschien aber erst 1803 und mit dem vollen Namen des Verfassers. Sie kann also hier nicht gemeint sein. Aber auch auf die anonym erschienene „Familie Schroffenstein" Kleists, deren Schlußredaktion von Wieland vorgenommen wurde, kann hier nicht angespielt sein, denn diese war damals gleichfalls noch nicht in die Oeffentlichkeit gekommen. Durch das Interesse, das der Vater an dem „ersten Produkt" des Sohnes zeigte, kühn gemacht, erwiderte nun dieser in einem Briefe, den wir zwar nicht kennen, dessen Inhalt wir uns aber aus einem Antwortbriefe des Vaters vom 9. August leicht zu rekonstruiren vermögen. „Der einzige Nahrungszweig, der mir, wie jedem, offen steht, ist Schriftstellerei, und diesem mich ausdrücklich zu widmen ist mein Entschluß." So lautet eine wichtige Stelle, die der besorgte Vater aus dem Brief des seit jeher leichtsinnigen Söhnchens wörtlich herausgreift. Aber es bleibt nicht bei diesen allgemeinen Andeutungen. Der junge Mann glaubt in sich den Beruf zum Lustspieldichter zu fühlen, er glaubt „Talent für die echte Komödie" zu besitzen. Daß der alte Vater, dessen Pläne mit seinem Sohne ganz anderswohin gerichtet waren, von solchen, noch dazu in „kavalierischem Ton" gehaltenen Mittheilungen gerade nicht erbaut war, läßt sich denken. Er versucht denn auch, dem jungen Springinsfeld, der zu alledem auch die Schweiz verlassen will, seine Luftschlösser

einzureißen und schildert ihm die Schriftstellerei als das „elendeste, ungewisseste und verächtlichste Handwerk", als den „sichersten Weg im Hospital zu sterben", wenn man nicht durch außergewöhnliches Talent begnadet sei. Und nun fährt er fort: „Wie es scheint, existieren schon zwei Stücke von Dir im Druck. Wie kommt es, daß Du nicht für gut gefunden hast mir ein Exemplar davon zu schicken? Zwar mit dem neuesten, das Du dem guten Geßner aufgehängt hast, bist Du selbst nicht wohl zufrieden; es ist weder komisch noch spaßhaft und hat also in Deinen Augen keinen Werth, sagst Du? Warum ließest Du es also drucken?" (Zeitschrift für Bücherfreunde 1, 298 ff.) Hier haben wir also deutlich die Bestätigung, daß Ludwig Wieland zwei Stücke — Lustspiele, wie wir aus dem ganzen Zusammenhang annehmen müssen — anonym (das wissen wir aus dem früheren Briefe Wielands) im Geßner'schen Verlage 1802 hatte erscheinen lassen. Wolff führt Theile aus den beiden citirten Briefen an, aber um zu beweisen, daß Wieland der Verfasser der beiden Lustspiele nicht sein könne. Fürs erste habe er dem Vater trotz seiner Aufforderung vom 10. Juni noch am 9. August die Stücke nicht eingeschickt. Nun darf man aber nicht vergessen, daß der junge Wieland ein äußerst fauler Briefschreiber war. Oft und oft beklagt sich der Vater, daß er 6 bis 7 Wochen lang nichts von dem Sohne höre, und das oft in entscheidenden Augenblicken seines Lebens. Und ebenso oft schärft er den Verwandten ein, seinen Louis doch ja zu fleißigerem Schreiben anzuhalten. Daß der Sohn nach jener ausgiebigen Abkanzelung vom 9. August die Stücke, von denen er selbst nicht sonderlich erbaut war, nicht schickte, wäre auch nur zu leicht begreiflich. Aber auch später, meint Wolff, könne der alte Wieland derartige Lustspiele seines Sohnes nicht zu Gesicht bekommen haben, weil er in dem Briefe, in dem er Ludwigs „Erzählungen und Dialogen" dem Buchhändler Göschen zum Verlag empfiehlt, dieser Lustspiele nicht ausdrücklich Erwähnung thut, sondern nur von „verschiedenen Aufsätzen" spricht, mit denen er bald nach Ludwigs Zurückkunft überrascht worden sei. Bei der diplomatischen Art Wielands, mit seinen Verlegern zu verkehren, und bei der geringen Werthschätzung, die der Dichter selbst und vielleicht im stillen auch der Vater diesen Erstlingsprodukten entgegenbrachte, dürfte es nicht wundernehmen, wenn Wieland Göschen gegenüber schwieg. Und selbst wenn Wieland wirklich die poetischen Erstlinge seines Sohnes nie gesehen haben sollte: besitzen wir in jenen oben angeführten Briefstellen nicht untrügliche Zeugnisse dafür, daß thatsächlich zwei Lustspiele des Sohnes 1802 anonym im Verlage Geßners erschienen waren? Nun sagt Wolff, daß 1802 im Geßnerschen Verlag „neben religiösen, politischen und wissenschaftlichen Werken nur eine poetische Schrift" herauskam — eben jene anonymen „Lustspiele". Was liegt näher, als zu vermuthen, daß ihr Verfasser Ludwig Wieland und kein Anderer sei?[1]) Und nun halten wir uns noch einmal vor Augen, was wir am Schlusse des vorigen Abschnitts über die persiflirende Darstellung der Kleist'schen Kunst erfahren haben. Eine solche Darstellung setzt nicht nur eine Persönlichkeit aus dem vertrautesten Umgang des Dichters voraus, sondern sie wird überhaupt erst erklärlich, wenn wir uns den Verfasser der Lustspiele als einen Menschen vorstellen, der, an und für sich zur Bespöttelung der Nebenmenschen veranlagt, nicht in allen Fragen der Kunst mit Kleist übereinstimmte. Beides paßt auf Ludwig Wieland. Daß er sich zu den Schroffensteinern in offenen Gegensatz stellte, haben wir gehört. Zschokke sprach, wie wir uns erinnern, von seinem „launig-humoristischen Talent". In seiner „Selbstschau" stellt er ihn einmal mit Kleist zusammen: „Der eine von ihnen, Ludwig Wieland, Sohn des Dichters, gefiel mir durch Humor und sarkastischen Witz. . . . Verwandter fühlt ich mich dem andern, wegen seines gemüthlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerischen Wesens, worin sich immerdar der reinste Seelenadel offenbarte. Es war Heinrich v. Kleist." Aber auch der alte Wieland findet den „leichtsinnigen, witzelnden, herzlosen Ton" seines Sohnes anstößig und ermahnt ihn: „Mit satirischen Launen, mit beißend tadelndem und spottendem Witz, mit strengen Forderungen an andere bei großer Nachsicht gegen sich selbst, mit überspannten Begriffen und Grundsätzen, mit großer Einbildung von sich und geringer Meinung von anderen, kommt Niemand durch die Welt." Einem Menschen, der so charakterisirt wird, kann man auch eine solche Persiflage des Freundes zutrauen, der vielleicht, wie bei jener Vorlesung der Schroffensteiner, auch hier in das Gelächter der Freunde mit eingestimmt haben wird. Wer aber die Charakterbilder zusammenhält, wie sie Zschokke von den beiden jungen Dichtern entwirft, wird wohl kaum im Zweifel sein, wem von Beiden die hier besprochenen Stücke eher zuzutrauen seien.

1) Nur ganz nebenher sei bemerkt, daß L. Wieland 3 Jahre später zwei Lustspiele, und zwar auch unter dem einfachen Kollektivtitel „Lustspiele" veröffentlichte.

Was mir sonst noch zu sagen bliebe, besonders ein Vergleich der beiden Lustspiele mit den späteren Stücken des jungen Wieland unter Heranziehung Kleists, behalte ich einer späteren Darstellung vor. Doch sei schon hier bemerkt, daß sich in Bezug auf Motive und dramatischen Stil auffällige Uebereinstimmungen nachweisen lassen. Das aber, was ich hier vorgebracht habe, dürfte genügen, meiner Hypothese mindestens ebensoviel Daseinsberechtigung zu sichern als der Wolffs (man wird mir verzeihen, wenn ich nach den vorangegangenen Ausführungen von einer „Hypothese" Wolffs spreche). Ja, die meinige hat sogar eines voraus: sie stützt sich auf zuverlässige Zeugnisse, daß Lustspiele Ludwig Wielands 1802 anonym bei Geßner erschienen sind — ein Beweis, den uns Wolff für Kleist schuldig geblieben ist.

Neujahrswünsche des 15. Jahrhunderts.

Unter den Erstlingen des Bilddrucks spielen die Neujahrswünsche eine wichtige Rolle. Ja vielleicht reicht ihre Geschichte noch über die Anfänge der mechanischen Vervielfältigung hinauf. Dann würden sie zu den Blättern gehören, die so lange mit Feder und Pinsel hergestellt wurden, bis der lästige Zwang immer erneuter Wiederholung zur Anwendung des Druckes führte. Jedenfalls haben Kupferstich und Holzschnitt sich sofort in ihren Frühzeiten an den Neujahrswünschen versucht, und es sind keineswegs uninteressante Blätter, die auf diese Weise entstanden.

Es ist daher sehr dankenswerth, daß der unermüdliche Verlag von Heitz u. Mündel in Straßburg soeben eine Zusammenstellung und Nachbildungen sämmtlicher bis jetzt bekannter Neujahrswünsche des 15. Jahrhunderts veröffentlicht hat.[1]) Das Werk tritt in vornehmem Gewande auf, die Ausstattung ist sogar glänzend: wir dürfen daher einen sehr hohen Maßstab zur Beurtheilung anlegen. Eine kurze Einleitung orientirt über die Geschichte des Neujahrswunsches. Die Frage, wann zuerst nachweisbar Einzelblätter mit einem Bild oder Spruch oder beidem zum Neujahr verschickt wurden, ist wohl kaum zu beantworten. Es mag das schon sehr früh geschehen sein, d. h. vielleicht schon im 14. Jahrhundert. Daß Blätter derart nicht erhalten sind, kann nicht wundernehmen, wenn man die

1) Paul Heitz: Neujahrswünsche des 15. Jahrhunderts. Mit 43 Abbildungen in Originalgröße, wovon 14 auf Papier des 15. Jahrhunderts und zehnfarbig. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel) 1899.

Masse des verlorenen Stoffes bedenkt. In unsre Sammlung aufgenommen sind nur die Stücke, die einen ausdrücklichen Wunsch aufweisen.

Neben den Einzelblatt-Neujahrswünschen gibt es weiter zahlreiche Kalender, die in Bild und Schrift einen Neujahrswunsch zeigen. Ja es scheint weitverbreitete Gewohnheit gewesen zu sein, auf den Kalendern einen Wunsch anzubringen, denn wo eine in Holz geschnittene besondere Leiste mit Bild und Wort nicht zur Verfügung war, setzte man doch häufig die Worte: „ein gut selig jar" wenigstens in Schrift auf den Kalender.

Auf die Einleitung folgt die Aufzählung zunächst der Einblatt-Neujahrswünsche mit Literaturangaben. Der Kupferstich des Meisters E. S. von 1466 eröffnet die Reihe. Es folgen die zahlreichen Kopien dieses Blattes in Stich und Holzschnitt. Die Holzschnittkopien haben eine ganze Reihe Eigenthümlichkeiten in der Zeichnung gegenüber der Vorlage gemeinsam. Folglich sind sie wohl nicht untereinander unabhängig, vielmehr wird Nr. 4 eine getreuere, Nr. 6 eine freiere Kopie von Nr. 3 sein. Die Feststellung dieses Sachverhalts ist insofern wichtig, als die Betrachtung dieser Blätter wieder einmal lehren kann, wie wenig aus der Technik für die Chronologie der Frühdrucke zu gewinnen ist: Nr. 3 mit Kreuzschraffirungen ist wahrscheinlich älter als Nr. 6 ohne diese. Daß Hr. Baron v. Rothschild die Nachbildung der in seinem Besitz befindlichen, hierher gehörigen Kopie verweigert hat, ist sehr zu bedauern. Vielleicht würde das Blatt genaueren Aufschluß über die Abhängigkeitsverhältnisse gewähren.

Weiterhin sind besonders interessant die Blätter, die den Wunsch dem Christkind in den Mund legen. Der Knabe sitzt unbekleidet auf einem Kissen, segnend oder spielend. Ein Spruchband gibt den Wunsch. Die große Zahl der Wiederholungen dieses Motivs (Nr. 8—14 und das schöne Schrotblatt Nr. 16) beweist seine Beliebtheit. Nr. 11 bis 13 gehören dabei wieder enger zusammen. Aber auch hier scheinen Zwischenglieder zu fehlen, so daß sich die Abhängigkeitsverhältnisse (die für die Chronologie nicht unwesentlich sind) nicht sicher bestimmen lassen.

Unter den Neujahrswunschleisten aus Kalenderdrucken ist das wohl werthvollste Stück Nr. 28. Die Heimath der Blätter ist meist nach Schreiber bestimmt. Dazu ist aber zu bemerken, daß Schreibers Dialektbezeichnungen durchaus nicht überall einwandfrei sind. So kann Nr. 7 (Schreiber 795) auch aus dem Elsaß stammen. Am nächsten liegt es, an Basel oder Straßburg zu denken. Nr. 11 (Schreiber 783) ist sicher nicht oberrheinisch, wohl aber aus dem Gebiet des heutigen Hessen-Nassau. Nr. 15 (Schreiber 1851) möglicherweise auch bayerisch-österreichisch. Nr. 28 (Schreiber 1913) kann dem Dialekt nach auch rheinfränkisch sein. Und da fühlt man sich versucht, an Mainz zu denken, wohin der Stil der schönen Arbeit recht gut passen würde. Nr. 42 (Schreiber 794) ist gemeinniederdeutsch.

In die Wiedergabe der Aufschriften haben sich einige Druckfehler eingeschlichen, die sich leicht nach den Faksimiles berichtigen lassen. Zum Theil betreffen sie gerade Dialekteigenthümlichkeiten. So bei Nr. 9: Jar, bei Nr. 11: evige, bei Nr. 14: lieb hout und sin' leste rät, bei Nr. 17: guts u. a. m.

Ganz ausgezeichnet sind die Faksimiles gerathen. Und unter ihnen wieder muß die Wiedergabe der kolorirten Holzschnitte als vorzüglich bezeichnet werden. Ich kenne keinerlei Nachbildungen, die das Bezeichnende der Briefmalerei des 15. Jahrhunderts in Farbenton und Farbenauftrag so gut getroffen hätten, wie unsre Blätter 7—14.

Nicht unwesentlich trägt zu diesem Eindruck absoluter Treue der Umstand bei, daß 14 der Nachbildungen auf echtes, altes Papier gedruckt sind, was meines Wissens zum erstenmal geschehen ist. Bedauern kann man vielleicht, daß zur Wiedergabe einiger Holzschnitte Autotypie verwandt wurde. Da die Blätter kolorirt sind, konnten sie nicht mittelst Zinkhochätzung nachgebildet werden. Es fragt sich aber, ob dann nicht — in einer so vornehmen Veröffentlichung — Lichtdruck angebrachter gewesen wäre. Indessen, da diese weniger befriedigende Wiedergabe nur unbedeutendere Stücke trifft, ist sie kein schwerer Fehler, umsoweniger, als andere Reproduktionsarten weit kostspieliger sind. Alles in allem ist danach die neue Veröffentlichung mit großem Danke zu begrüßen. Sie bereichert unsern Schatz an brauchbaren Nachbildungen graphischer Werke des 15. Jahrhunderts auf sehr erfreuliche Weise. Und insbesondere ist sie dadurch werthvoll, daß sie auch von dem farbigen Charakter der Blätter ein getreues Bild gibt und so auch nach dieser Richtung zu vergleichenden Studien gutes Material bietet. Es ist nicht das erste Verdienst um die deutsche Kunstgeschichte, das sich die rührige Verlagsanstalt durch dieses Werk erworben hat. Wir können nur wünschen, daß ihm noch recht zahlreiche gleich treffliche Veröffentlichungen von Kunstblättern vergangener Zeit folgen möchten.

Rudolf Kautzsch.

Mittheilungen und Nachrichten.

T Ueber die Entdeckung der beiden neuesten Bestandtheile unserer Atmosphäre ist jetzt der ausführliche Bericht des am 16. Juni vor der Royal Society in London von Ramsay u. Travers gehaltenen Vortrags veröffentlicht worden. Nachdem die Wissenschaft schon durch die Entdeckung des Argon in das höchste Staunen darüber versetzt wurde, daß sich in der so unzählige Male untersuchten Luft noch ein unbekannter Bestandtheil nachweisen ließ, muß sich jetzt die Annahme aufdrängen, daß wir die Zusammensetzung unsrer Atmosphäre bisher überhaupt nur ganz unvollkommen gekannt haben, denn die letzten Wochen haben nicht weniger als drei neue in der Luft enthaltene Elemente zur Kenntniß gebracht, zuerst das Krypton und bald darauf das Neon und das Metargon. Die Entdeckung der beiden letzten Stoffe war erst dadurch möglich geworden, daß vor einigen Monaten von Ramsay ein Verfahren ersonnen worden war, das Argon in großen Mengen zu gewinnen. Es standen ihm nicht weniger als 18 Liter dieses seltenen Gases zur Verfügung. Ramsay versuchte bereits zusammen mit Norman Collie, durch Hindurchfiltriren des Gases durch eine Thonwand zu ermitteln, ob sich das Argon in noch weitere Bestandtheile zerlegen ließe, aber das Experiment hatte kein bestimmtes Ergebniß, obgleich die Wahrscheinlichkeit, daß in dem Argon noch weitere Elemente enthalten wären, wuchs. Ramsay u. Travers beschlossen daher, mit Hülfe flüssiger Luft neue Versuche zur Zerlegung des Argon in großartigem Maßstabe vorzunehmen. Dieselben verliefen folgendermaßen: Indem man die flüssige Luft unter vermindertem Druck verdampfen ließ, verwandelte sich das Gas Argon leicht und schnell in eine Flüssigkeit. Man ließ nämlich mittelst eines Zweiweghahnes das Argon in eine kleine Röhre eintreten, die mit flüssiger Luft von außen gekühlt wurde, nachdem man es zunächst durch gewisse reinigende Stoffe hatte hindurchgehen lassen. Der Zweiweghahn war mit Quecksilbergasbehältern, sowie mit einer Quecksilberluftpumpe verbunden, so daß durch letztere die Luft aus einem Theile des Apparates ausgepumpt werden konnte. Das Argon schied sich dabei als Flüssigkeit aus, aber gleichzeitig wurde die Ausscheidung einer beträchtlichen Menge eines festen Körpers beobachtet, der sich theils an den Wänden der Röhre, theils unter der Oberfläche der Argonflüssigkeit absetzte. Nachdem sich etwa 13—14 Liter Argon niedergeschlagen hatten, wurde der Hahn geschlossen und zunächst die Temperatur für einige Minuten auf ihrem niedrigen Stand erhalten, damit sich ein Gleichgewicht zwischen der Flüssigkeit und dem Dampf in dem Apparat herstellen konnte. Inzwischen wurden die erwähnten Quecksilbergasbehälter luft-

leer gepumpt und man ließ das Gas, das über dem flüssigen Argon vorhanden war, in dieselben hineinsteigen, so daß man in jedem der Behälter etwa 50—60 ccm davon erhielt. Dieses leichte Gas war schon bei einem früheren Versuch in einer kleinen Menge erhalten und seine Dichte zu 7.2 bestimmt worden. Nun wurde der Luftdruck wieder gesteigert und das flüssige Argon in einen besonderen Gasbehälter wegdestillirt, bis der unbekannte feste Körper an den Wänden und am Boden der Röhre übrig blieb. Dann ließ man diesen festen Körper in besondere Gasbehälter verdunsten, was sehr langsam vor sich ging und schließlich zwei Proben des Stoffes in gasiger Form von je 70—80 ccm ergab. Es waren nun also außer dem Argon zwei Stoffe in gasigem Zustand in größeren Mengen gewonnen worden, und man konnte an die Untersuchung derselben gehen. Zunächst wurde das erstere leichtere Gas in eine luftleere Röhre gebracht, durch den elektrischen Wechselstrom ins Glühen versetzt und sein Spektrum untersucht. In diesem Spektrum fielen besonders mehrere helle rothe Linien auf, darunter eine ganz besonders glänzende, und eine helle gelbe Linie, während die grünen und blauen Linien zwar zahlreich vorhanden, aber verhältnißmäßig wenig auffallend waren. Die gelbe Linie des Spektrums lenkte die größte Aufmerksamkeit auf sich, da sowohl das Natrium als die beiden Elemente Helium und das eben erst entdeckte Krypton ebenfalls helle gelbe Linien in ihrem Spektrum aufweisen. Es wurde aber sofort nachgewiesen, daß die gelbe Linie des neuen Gases von allen jenen verschieden war, obgleich von gleicher Helligkeit wie jene (die Wellenlänge wurde zu 5849.6 bestimmt. Die Dichte des Gases wurde diesmal zu 14.67 bestimmt). Wenn das neue Element, denn ein solches hatte man ja zweifellos unter der Hand, in das periodische System der Elemente hineinpassen sollte, so hätte man eine Dichte von 10 oder 11 erwarten müssen. Ramsay u. Travers nehmen an, daß das Element auch thatsächlich diese Dichte besitzt und daß die untersuchte Probe nur noch nicht rein genug war. Diese Annahme wird schon dadurch nahegelegt, daß bei der einmaligen früheren Untersuchung des Gases sogar eine Dichte von 7.2 gefunden worden war. Daß dieses Gas wirklich ein neues Element ist, ist genügend bewiesen, nicht nur durch die Eigenart seines Spektrums und durch seine ihm eigenthümliche Dichte, sondern auch durch sein Verhalten in der luftleeren Röhre. Ganz im Gegensatz zu Helium, Argon u. Krypton wird das neue Gas, das Neon, wie es von den Entdeckern getauft wurde, in der Röhre von den Aluminium-Elektroden rasch absorbirt, und die Lichterscheinung beim Durchgang des elektrischen Stromes geht bei abnehmendem Druck von Karminroth in ein äußerst glänzendes Orange über, das noch bei keinem anderen Gas gesehen wurde. Nun wurde das zweite Gas, das aus dem erwähnten festen weißen Körper gewonnen worden war, in eine luftleere Röhre eingeführt. Dasselbe zeigte ein sehr mannichfaltig zusammengesetztes Spektrum, das zwar in der allgemeinen Anordnung dem des Argon ähnlich, in allen Einzelheiten aber vollkommen von demselben verschieden war. Bei schwacher Farbenzerstreuung erschien es als ein Bandenspektrum, bei starker Farbenzerstreuung durch ein Gitter aber traten zahlreiche einzelne helle Linien in fast gleichen Abständen hervor, auch die Zwischenräume zeigten sich noch mit vielen matten, aber deutlich erkennbaren Linien erfüllt. Es wurden nicht weniger als 11 helle Linien bestimmt und ihre Wellenlänge gemessen, 5 davon lagen im grünen, 6 im blauen Theil des Spektrums. Die Wellenlänge jeder dieser Linien entsprach einer Linie im Spektrum des Argon, besaß aber eine verschiedene Wellenlänge in Bezug auf letztere. Die Linien im Roth waren sehr schwach und wurden noch nicht gemessen. Das Auftreten eines rothen Linienpaares bewies, daß dem Gase noch etwas Argon beigemischt war. Die Dichte wurde durch zwei verschiedene Bestimmungen zu 19.87 ermittelt und ist danach nur wenig von der des Argon unterschieden. Durch Bestimmung der Wellenlänge des Schalles in diesem Gase wurde nachgewiesen, daß dasselbe einatomig ist. Wegen des sehr bedeutenden Unterschiedes des Spektrums von dem des Argon und seinem abweichenden Verhalten bei niedrigen Temperaturen (fester Zustand bei der Temperatur flüssiger Luft) muß es als ein neues Element betrachtet werden, das wegen der nahen Verwandtschaft zu Argon von den Entdeckern Metargon genannt wurde. Ramsay und Travers machten darauf aufmerksam, daß das Metargon zum Argon in einem ähnlichen Verhältniß zu stehen scheint wie das Nickel zum Kobalt, beide Paare haben fast dasselbe Atomgewicht, aber verschiedene Eigenschaften. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die weiteren Untersuchungen die Zahl der in der Atmosphäre vorhandenen Elemente noch weiter vermehren werden, denn wer kann sagen, daß in der zweifellos nicht reinen Probe des Neon, die bisher erhalten wurde, nicht noch ein oder mehrere andere neue Elemente versteckt waren? Diese großartigen Entdeckungen der letzten Wochen sind übrigens ein glänzender Beweis für die ungeheure Bedeutung, welche die Verflüssigung der Gase und besonders der Luft für die wissenschaftliche Untersuchung gehabt hat und haben wird. Wenn man erst flüssigen Wasserstoff in größeren Mengen wird erzeugen und dadurch noch tiefere Temperaturen erhalten können, wird man noch eine weitere Reihe von Ueberraschungen ersten Ranges zu erwarten haben.

* An sämmtlichen deutschen Universitäten sind in diesem Sommersemester 32,230 Studenten immatrikulirt, gegen 31,110 im vorigen Winter und 30,932 im vorjährigen Sommer, also fast 1300 mehr als im Sommer 1897 und fast 2500 mehr als im Sommer 1896 (29,747). Die Vertheilung dieser gewaltig angewachsenen Studentenzahl zeigen folgende, der „Frkf. Ztg." entnommene Zahlen, denen des Vergleichs wegen in Klammern die Frequenz zuerst des letzten Winters und dann die des vorjährigen Sommers beigefügt ist: Berlin 4882 (5935—4705), München 4028 (3817—3817), Leipzig 3174 (3277—3064), Bonn 1975 (1671—1889), Halle 1603 (1606—1534), Breslau 1587 (1497—1541), Freiburg 1545 (1073—1449), Heidelberg 1384 (1084—1230), Tübingen 1377 (1226—1289), Würzburg 1312 (1425—1430), Göttingen 1216 (1154—1123), Marburg 1115 (908—1042), Erlangen 1070 (1068—1140), Straßburg 1040 (1066—1016), Greifswald 864 (756—834), Kiel 838 (580—727), Jena 755 (632—704), Gießen 733 (674—663), Königsberg 733 (684—695), Münster 537 (526—487), Rostock 462 (451—499). Von der Gesammtzahl sind 29,961 (gegen 28,727 und 28,687 in den beiden letzten Semestern) als deutsche Staatsangehörige verzeichnet, die Zahl der Ausländer beträgt 2269 (gegen 2383 und 2245); die stärkere Zunahme entfällt also wiederum ausschließlich auf die deutschen Staatsangehörigen selbst. — Zur Vergleichung fügen wir hieran eine Statistik der französischen Universitäten, die wir der „Nordd. Allg. Ztg." entnehmen. Die studentische Bevölkerung Frankreichs vertheilt sich für das Jahr 1898 auf die verschiedenen Universitäten folgendermaßen: In Paris gibt es 11,647 Studenten und 400 Studentinnen, das ist beinahe die Hälfte aller französischen Studenten. Von den Hauptfächern wird Medizin von 3971, exakte Wissenschaften (Sciences) von 1273, Literatur von 1697, Pharmazie von 1401 studirt. An zweiter Stelle steht Lyon mit 2335 Studenten, unter denen 436 Rechtskunde, 321 Naturwissenschaften, 272 Pharmazie und 200 Literatur betreiben, dazu kommen für das letzte Fach 63 Frauen. Bordeaux hat 2144 männliche und 29 weibliche Studenten, darunter 773 Juristen, 737 Mediziner, 224 Naturwissenschaftler, 153 für Literatur und 257 Pharmazeuten. Dann folgen Toulouse, Montpellier, Lille, Rennes und Nancy mit je 1000 Studenten. Von anderen Universitäten haben Aix (Marseille) 849, Poitiers 746, Dijon 604, Caen 598, Grenoble 476, Besançon 197. Medizin wird im ganzen von 8064 Leuten studirt, darunter 168 Frauen und 734 Ausländern. Unter den 3497 Studenten der Naturwissenschaften sind 8 Frauen und 101 Ausländer.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 23. Juni. Vorsitzender Sekretär: Herr Waldeyer. 1. Hr. Pernice las über den privatrechtlichen Standpunkt in der Lehre der römischen Juristen. Die theoretische Scheidung von jus publicum und jus privatum, wie sie die römischen Juristen den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend aufstellen und durchführen, löst die privaten Rechtsinstitute vollständig aus dem Zusammenhang mit dem öffentlichen Recht und der natürlichen Rücksicht auf das Allgemeine. Infolgedessen sehen die römischen Juristen die privaten Rechtsverhältnisse vom privat-

rechtlichen Standpunkt und gelangen durch doktrinäre Begriffsentwicklung von da aus zu Gestaltungen, die für uns fremdartig erscheinen. Dies wird durch Beispiele erläutert, einmal aus dem Prozeß (Prozeßbeginn, Urtheil, Verjährung), dann an Fällen von „sozialen Rechtssätzen" und an den sogenannten Quasikontrakten; endlich durch die dingliche Gemeinschaft und die verschiedenen Bürgschaftsformen. 2. Hr. **Gerhardt**, korrespondirendes Mitglied, übersendet eine Mittheilung: **Ueber die vier Briefe von Leibniz, die Samuel König in dem Appell au public, Leide MDCCLIII, veröffentlicht hat.** Von den vier Briefen von Leibniz, die König veröffentlicht hat, dürfte das Original des ersten, datirt Hanover 16 Octobr. 1707, durch welchen der Streit zwischen **Maupertuis** und **König** veranlaßt wurde, nicht mehr vorhanden sein. Dieser Brief ist für Leibniz von Wichtigkeit, insofern darin die ersten Andeutungen über das Prinzip der kleinsten Aktion sich finden. Es wird als höchst wahrscheinlich nachgewiesen, daß derselbe, wie bereits **Murr** angegeben hat, an Varignon gerichtet war. 3. Hr. **Klein** legt vor eine Mittheilung des Hrn. Prof. E. **Cohen** (Greifswald): **Ueber das Meteoreisen von Cincinnati, Vereinigte Staaten.** Dasselbe erweist sich als ein nickelarmer Ataxit und besteht aus: 99.54 Proz. Nickeleisen, 0.32 Proz. Phosphornickeleisen, 0.14 Proz. Troilit. 4. Die philosophisch-historische Klasse hat Hrn. Prof. Dr. Theodor **Schiemann** in Berlin zu einer Reise nach Frankreich zum Zweck der Sammlung handschriftlichen Materials für eine Geschichte Kaiser Nikolaus' I. von Rußland 1000 M. bewilligt.

* **Meiningen.** Auf Betreiben der beiden bekannten **Rennsteigforscher** Oberlehrer Dr. **Hertel** (Hildburghausen) und Dr. **Bühring** (Arnstadt) sind im Dezember 1896 an 282 Geschichts- und Touristenvereine Deutschlands Fragebogen geschickt worden, in denen über das Vorhandensein, Ausdehnung, urkundliche Ueberlieferung von **Rennsteigen, Rennwegen** Auskunft erbeten wurde. Die Umfrage ist nicht ohne Erfolg geblieben. Statt der im Mai 1896 allgemein bekannten 20 Rennsteige und Rennwege werden deren heute 121 gezählt. Eine ausführliche, das werthvolle statistische und urkundliche Material der Antworten erschöpfende Arbeit Dr. Hertels wird als Osterprogramm des Hildburghauser Gymnasiums erscheinen. Die Absicht, den Rennsteig im bisherigen engeren Sinn, d. h. den Rennweg des Thüringer Waldes, aus seiner in wissenschaftlicher Beziehung im allgemeinen immer noch bestehenden Vereinzelung herauszuziehen und in Vergleich mit anderen — thüringischen, sächsischen, hessischen, schwäbischen, bayerischen — Rennwegen zu setzen, ist bis zu einem gewissen Grad erreicht worden.

* **Königsberg.** Die **physikalisch-ökonomische Gesellschaft**, welche jetzt vor 100 Jahren von Mohrungen hieher übersiedelte, schreibt zu ihrer Jubelfeier auf Grund einer Preisstiftung des Stadtraths Dr. Walter Simon eine **Preisaufgabe** aus; sie verlangt: eine Arbeit, welche auf dem Gebiete der pflanzlichen oder thierischen Elektrizität entweder fundamental neue Erscheinungen zutage gefördert oder hinsichtlich der physikalischen Ursache der organischen Elektrizität oder ihrer Bedeutung für das Leben überhaupt oder für bestimmte Funktionen wesentlich neue Aufschlüsse gewährt. Zur Bewerbung ist Jeder zugelassen. Der Preis beträgt 4000 M. Die Einreichungsfrist läuft bis 31. Dezember 1900.

A. **Rostock**, 1. Juli. Auf dem Landesarchiv hierselbst ist zur Zeit dem Publikum eine interessante **Ausstellung von mecklenburgischen Urkunden**, Karten, Portraits, sonstigen Ansichten, seltenen Druckschriften und anderen Erwerbungen des Instituts zugänglich gemacht. Ein hervorragendes Interesse bietet die **Korrespondenz Goethe's und Schadows** betreffend das hier errichtete Blücherdenkmal, von dem auch eine größere Anzahl von zum Theil unbekannten Entwürfen ausgestellt ist. Man sieht da das Monument in völlig antikem Stil in der Form einer Trajanssäule entworfen. Andere Entwürfe führen ein Reiterstandbild mit starker Accentuirung der realistischen Auffassung vor. Noch andere Vorlagen tragen einen romantisch-antiken Charakter. Ein Brief Schadows, d. d. Berlin, 16. April 1817, enthält die bekannte Inschrift Goethe's: In Harren und Krieg ꝛc. Goethe's Briefe sind aus Weimar und Karlsbad 1819 datirt. Von den seltenen Druckschriften mag ein fliegendes Blatt, Copia-Schreibens eines Jesuiten an den Generalobersten Wirmond in Rostock ..., betreffend die Schlacht von Breitenfeld 1631, erwähnt werden. Daneben befindet sich ein Extrablatt der Schwerin'schen Zeitung, welches den Sieg der Verbündeten bei Leipzig 1813 verkündet. Das Extrablatt ist in Schwerin am 24. Oktober 1813, morgens $8\frac{1}{2}$ Uhr, ausgegeben worden. Auch eine seltene livländische Chronik vom Jahre 1578 gehört zu den sehenswerthen Druckschriften des Archivs.

* **Wien.** An der hiesigen Universität wird vom Studienjahr 1898/99 an ein **Lehrstuhl für mathematische Statistik und Versicherungswesen** errichtet werden. Zur Feststellung der im Versicherungswesen erworbenen theoretischen Ausbildung an der Wiener Universität werden **Staatsprüfungen** über folgende Gegenstände abgehalten werden: Allgemeine Mathematik (Elementarmathematik, Differential- und Integralrechnung), Wahrscheinlichkeitsrechnung und mathematische Statistik, Versicherungsmathematik und Buchhaltung, sowie Nationalökonomie und Versicherungsrecht. Die Kandidaten müssen eine Mittelschule absolvirt haben und können von der Prüfung einzelner Gegenstände befreit werden, müssen sich jedoch jedenfalls der Prüfung aus Versicherungsmathematik unterziehen. — Als Privatdozenten sind an der hiesigen Universität zugelassen worden: Dr. Karl Camillo **Schneider** für Zoologie und Dr. Rudolf **Gruber** für Augenheilkunde.

* **Dorpat**, 29. Juni. Mittelst Allerhöchsten Tagesbefehls vom 24. d. M. ist der ordentliche Professor für semitische Sprachen und alttestamentliche Exegese Wirkl. Staatsrath Dr. **Wilhelm Volck** nach 36jährigem Dienst an der Dorpater Universität verabschiedet worden. Die theologische Fakultät verliert in ihm ihr einflußreichstes Mitglied. An seine Stelle ist der bisherige Privatdozent Mag. theol. Alexander v. **Bulmerincq** zum außerordentlichen Professor auf dem Lehrstuhl der semitischen Sprachen ernannt worden. Bulmerincq ist ein Zögling der Dorpater Universität und hat später seine Studien in Leipzig unter Socin fortgesetzt; seit etwa 2 Jahren ist er Privatdozent.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. **Nikolaus Paulus**: Kaspar Schatzgeyer, ein Vorkämpfer der katholischen Kirche gegen Luther in Süddeutschland. (III. Bd. 1. Heft der Straßburger Theologischen Studien, hggb. v. A. Ehrhard u. E. Müller.) Straßburg. Freiburg, Herder'scher Verlag 1898. — Dr. **Norbert Peters**: Die Sahidisch-koptische Uebersetzung des Buches Ecclesiasticus. (III. Bd. 3. Heft der Biblischen Studien, hggb. v. Prof. Dr. O. Bardenhewer.) Ebd. 1898. — *A. Faggi*. Lenau e Leopardi. Studio psicologico-estetico con un saggio di versioni poetiche dal Lenau. Palermo, Albert Reber 1898. — Dr. **Julius Koch**: Römische Geschichten. 2. Aufl. (Bd. 19 der Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1898. — A. **Galanti**: Das Wesen der Spionirerei an der französischen Grenze. Zürich, Cäsar Schmidt Verlagshandlung. — **Verein zur Abhaltung akademischer Vorträge für Damen.** Jahresbericht und Mitgliederverzeichniß über das 3. Vereinsjahr 1897/98. Wien, Selbstverlag des Vereins 1898. — **Alfred Friedmann**: Gallier und Hellenin. Inez de Castro. Der Alte von Nervi. Bd. 3814. Leipzig, Ph. Reclam jun. — **Hugo Böttger**: Geschichte und Kritik des neuen Handwerkergesetzes. Florenz, Leipzig, Eugen Diederichs 1898. — M. **Philippson**: Max v. Forckenbeck. Ein Lebensbild. (Männer der Zeit, hggb. von Dr. Gustav Diercks VI.) Dresden, Leipzig, Karl Reißner 1898. — **Staatshandbuch für das Königreich Sachsen auf das Jahr 1898.** Dresden, C. Heinrich. — **Emmy v. Egidy**: Marie-Elisa. Roman. Dresden, Leipzig, E. Pierson 1898. — Dr. **Max Graf**: Deutsche Musik im 19. Jahrhundert. — **Karl Rosner**: Die dekorative Kunst im 19. Jahrhundert. (5. u. 6. Bd. von „Am Ende des Jahrhunderts", hggb. von Dr. Paul Bernstein.) Berlin, Siegfried Cronbach 1898. — **Der Widerspenstigen Zähmung von Shakespeare.** Nach Baudissins Uebersetzung hggb. von **Eugen Kilian**. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Johann Frhr. v. Wessenberg.

I.

Mit tiefer Wehmuth und Trauer beendigt man die Lektüre der letzten historischen Arbeit, mit welcher Oesterreichs hervorragendster Geschichtschreiber in der Gegenwart, der weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannte Direktor des kaiserl. und königl. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien, Geh. Rath Alfred Ritter v. Arneth, sein arbeits- und erfolgreiches Leben abgeschlossen hat. Vom Juni 1897 ist die „Vorrede“ zu dem vorliegenden Werke datirt, und wenige Wochen später, am 31. Juli, entriß ihn der Tod der Wissenschaft und dem Kreise seiner zahlreichen Verehrer. Als Biograph betrat Arneth die Laufbahn des vaterländischen Historikers mit dem Werke: „Das Leben des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg 1657—1737“ (Wien, 1853), und die Schilderung des Lebens und Wirkens „eines österreichischen Staatsmannes des 19. Jahrhunderts“ schließt die stattliche Reihe seiner biographischen Arbeiten ab. Unter diesen ragen insbesondere die Werke über „den edlen Ritter“, den Prinzen Eugen von Savoyen (drei Bände, Wien, 1858) und die zehnbändige Darstellung des Lebens und der Regierung der unvergeßlichen Kaiserin-Königin Maria Theresia hervor. An diese seine bekanntesten Arbeiten lehnen sich dann viele theils archivalische, theils monographische Publikationen über Personen, Zustände und Einrichtungen der Theresianischen und der Josephinischen Periode des vorigen Jahrhunderts; in neuester Zeit veröffentlicht Arneth werthvolle „Erinnerungen“ aus dem eigenen Leben, sowie aus dem Verkehr mit dem österreichischen Staatsmann und Politiker Anton Ritter v. Schmerling und zuletzt das Buch über den Freiherrn Johann v. Wessenberg, dem diese Zeilen gewidmet sind.

Auch dieses letzte Werk Arneths,[1]) dessen Vollendung im Druck er noch überwachen konnte, zeichnet sich durch die Vorzüge der historischen Arbeiten des Meisters aus. Die vollständige Beherrschung und Durcharbeitung des Stoffes auf Grund eines eingehenden Studiums der vorhandenen Quellen und der einschlägigen Literatur, übersichtliche Vertheilung und Anordnung des Materials, sowie klare, schmucklose, doch anziehende sprachliche Darstellung im ungezwungenen, gebildeten Erzählerton befriedigen und reizen den Leser ebenso wie die unbefangene Auffassung und Beurtheilung der Menschen, der Staaten und Völker, die vorurtheilsfreie Prüfung der Thatsachen und Handlungen, das aufrichtige Streben nach Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit, auch dem Gegner gegenüber, doch niemals ohne Verleugnung der eigenen Ansicht und Ueberzeugung. Arneth ist als Geschichtschreiber kein Parteimann, aber er gehört auch nicht zu jenen Fischblutnaturen der „reinsten Objektivität“, die auf allen Seiten Unbehagen und Mißbilligung erregen; Alfred v. Arneth gibt sich überall als österreichischer Patriot, voll Hingebung und Begeisterung für sein Vaterland, für dessen Ruhm und Ehre, Blüthe und Gedeihen sein Herz in der Brust schlägt. Allein sein Patriotismus wird weder auf- und vordringlich, noch macht er ihn ungerecht gegenüber dem Gegner. Er anerkennt überall das Wahre und Gute, würdigt ehrliche Ueberzeugungstreue und echtes Verdienst und führt in der Polemik, in der Abweisung, Widerlegung und Richtigstellung entstellter oder unwahrer Mittheilungen und Behauptungen, sowie übelwollender oder einseitiger Urtheile eine zwar entschiedene, aber milde, besonnene Sprache. Daß er gegen die Mängel und Gebrechen, gegen Fehler, Mißbräuche und Schäden im öffentlichen Leben seines Vaterlandes, sowie bei dessen leitenden oder einflußreichen Persönlichkeiten gleichfalls ohne Schonung der Wahrheit die Ehre gibt und selbst scharfen Tadel nicht scheut, kann unsre Achtung vor dem Historiker und Patrioten nur erhöhen. Arneth ist ein Meister in der knappen, ebenso lichtvollen als zutreffenden Charakteristik der handelnden historischen Personen, deren Wesenheit und Bedeutung er überall im pragmatischen Zusammenhang mit den Zuständen und Verhältnissen ihrer Zeit schildert. Von diesem Hintergrunde heben sich die Charaktere in plastischer Form ab. Die Biographie wird dadurch zum lebensvollen Zeitgemälde.

Das ist nun im besonderen auch bei dem letzten Werke Arneths der Fall. Das Leben Johann v. Wessenbergs (geb. zu Dresden am 28. Nov. 1773, gest. zu Freiburg i. Br. am 1. Aug. 1858) umfaßt eine ereigniß- und wechselvolle Zeit, in deren Verlauf namentlich auf dem europäischen Festlande die tiefstgreifenden Umgestaltungen im Staats-, Völker- und Kulturleben stattgefunden haben. Arneth gibt an dem Faden der Lebensgeschichte Wessenbergs von einigen bedeutsamen Momenten dieser Epoche ein anschauliches Bild.

Die Wessenberg sind ein altes alemannisches Geschlecht aus dem schweizerischen Kanton Aargau, wo sie im Dienstverhältniß zu dem Grafen von Habsburg standen. Als Anhänger des von Kaiser Sigismund geächteten Herzogs Friedrich „mit der leeren Tasche“ von den Schweizern aus ihrer Stammburg und Heimath vertrieben, wandten sich die Wessenberg nach dem österreichischen Breisgau, wo sie unfern von Breisach und dem Rhein sich ansässig machten. Seither zählten sie zu den Mitgliedern des schwäbischen Adels und als solche zur schwäbischen Ritterschaft des Reiches. Den Reichsfreiherrnstand erhielt Johann Franz v. Wessenberg von Kaiser Leopold I. am 16. Aug. 1681 und zugleich die Erlaubniß, seinem Namen und Wappen jene des Geschlechtes der Ampringer beifügen zu dürfen. Die Wessenberg waren mit den Ampringern durch Vermählung in verwandtschaftliche Beziehungen getreten. Von

[1]) Johann Frhr. v. Wessenberg. Ein österreichischer Staatsmann des 19. Jahrhunderts. Von Alfred Ritter v. Arneth. Mit Wessenbergs Porträt. 2 Bde. Wien und Leipzig, W. Braumüller. gr. 8. 1. Band: XIV und 292 S. 2. Band: X und 337 S.

den Ampringern erbten sie auch die Grundherrschaften Föhrenthal und Feldkirch im Bezirke Stausen im Breisgau.

Im 18. Jahrhundert bekleideten die Wessenberg hohe Staats- und Hofämter am sächsischen Hofe in Dresden. Der Vater unsres Wessenberg, Philipp Karl, war erstlich Prinzenerzieher, später Referenzminister und Oberſthofmeister, dann zog er sich 1776 mit den Seinigen nach Feldkirch im Breisgau zurück, wo sein Vater, Rupert Eldrian, noch lebte und die nunmehr vereinigte Familie ein frohes, glückliches Stillleben führte. Hier erhielt auch der junge Johann und sein Bruder Ignaz Heinrich, der später berühmte Koadjutor des Bisthums Konstanz, den ersten Unterricht vom Vater und von einem geistlichen Hauslehrer. Der Unterricht war übrigens ziemlich mangel- und lückenhaft, es wurde aber durch eifrige Lektüre und durch den steten Verkehr mit dem gebildeten und erfahrenen Vater vieles ersetzt. Johann v. Wessenberg hatte hierauf eine Art militärische Ausbildung, zum Theil in Frankreich, erhalten, wird jedoch im Jahre 1790 sammt seinem jüngeren Bruder Heinrich in die von Jesuiten geleitete Lehranstalt St. Salvator nach Augsburg gebracht. Doch weder der Unterricht noch der in der Anstalt herrschende Geist konnten befriedigen. Im Jahre 1792 widmete sich Johann v. Wessenberg erst in Freiburg i. B., dann in Straßburg den juristischen Studien, sein Bruder Heinrich betrat in Dillingen die theologische Laufbahn. Der Tod seines Vaters (1794) veranlaßte Johann v. Wessenberg, seine Studien abzubrechen; er trat bei der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg als Assessor in den österreichischen Staatsdienst. Nachdem er mehrere Jahre hindurch in dieser untergeordneten Stellung geblieben war, treffen wir ihn nach einer beschwerlichen, doch glücklich durchgeführten Mission nach dem Hauptquartier der französischen Armee in der Schweiz im März 1799 im Hauptquartier des Erzherzogs Karl zu Stockach. Wessenberg blieb bei der österreichischen Armee auf ihrem unglücklichen Feldzug in der Schweiz und am Bodensee. Seine Berichte über die Zustände und Vorgänge in der Armee und auf den Kampfplätzen zogen die Aufmerksamkeit des österreichischen Ministers Thugut auf sich, und Wessenberg erhielt in der Eigenschaft eines Oberamtsrathes seine förmliche Zutheilung zum Hauptquartier mit dem Auftrage, künftighin alles Wissenswürdige unmittelbar an Thugut zu melden. Als „selbständiger Berichterstatter“ begleitete der zum „vorderösterreichischen Regierungsrath“ vorgerückte Wessenberg die österreichische Armee, von deren Zustand seine Berichte ebenso wahrheitsgetreue als niederschmetternde Nachrichten gaben, und auf dem Leidenswege ihrer Niederlagen, welche sie nach dem Rücktritt des Erzherzogs Karl unter ihren unfähigen Führern und infolge der elenden Kriegsverwaltung im Jahre 1800 namentlich in der vernichtenden Hauptschlacht bei Hohenlinden (3. Dez. 1800) erlitt. Die ganze Erbärmlichkeit des Regierungssystems, sowie die überaus verderblichen Wirkungen der Eifersucht und des Mißtrauens des Kaisers Franz gegen seinen Bruder, den genialen und beliebten Feldherrn Erzherzog Karl, treten nirgends so klar zutage wie in der fast unglaublichen Thatsache, daß an die Stelle dieses kriegskundigen, erprobten Feldherrn dessen weit jüngerer Bruder, der erst 18jährige Jüngling Erzherzog Johann, der noch niemals ein Kriegslager gesehen, zum — Oberkommandanten der österreichischen Armee bestellt wurde. Der über Nacht zum Feldmarschall-Lieutenant avancirte Prinz, dessen spärliche materielle Mittel nicht einmal zu seiner militärischen Equipirung ausreichten, mangelte es ihm doch selbst an Wäsche und Kleidern, fuhr mit dem Kaiser in das Hauptquartier, wo er scheinbar den Oberbefehl übernahm, thatsächlich führte diesen der Unglücksmensch Feldzeugmeister Lauer.

A. v. Arneth gibt von diesen Zuständen und Verhältnissen eine authentische Darstellung, und obgleich blutenden Herzens über die Schmach und das schwere Unglück, welches sein Vaterland durch die Schuld der leitenden Persönlichkeiten getroffen, verschweigt oder beschönigt er doch nichts. Besonderes Mitleid erregt das arme Opfer, der jugendliche Erzherzog Johann, der in seinem späteren Leben so Treffliches geleistet; der unglückliche Prinz mußte macht- und hülflos die Unfähigkeit seiner maßgebenden Rathgeber und die daraus entspringenden verhängnißvollen Folgen erdulden. Als im Moment der höchsten Noth Erzherzog Karl wieder gerufen wurde, da war nichts mehr zu retten. Oesterreichs Armee bestand nur noch aus zuchtlosen Flüchtlingshaufen, vom Feinde wie das Wild gehetzt. Der Friede von Luneville (9. Febr. 1801) endigte den verlustreichen Krieg.

Während dieses Feldzugs hatte Wessenberg wiederholte Proben seines diplomatischen Talents gegeben und sich das Zutrauen des Erzherzogs Johann für sein ganzes weiteres Leben erworben. Aber auch seine Vorgesetzten waren mit seiner Thätigkeit sehr zufrieden; auf den Vortrag des Staatskanzlers Graf Colloredo hin wurde Wessenberg zum Legationssekretär bei der österreichischen Gesandtschaft in Berlin ernannt, wo er am 17. August 1801 eintraf. In dieser wenig bedeutenden und für Wessenbergs selbständige Arbeitslust unbehaglichen Stellung verblieb er bis 1803, während welcher Zeit er eine längere Urlaubsreise unternahm und den Winter von 1802 auf 1803 in Paris zubrachte. Er konnte da das Werden des neuen Soldaten-Kaiserthums aus unmittelbarer Nähe beobachten. Im August 1803 wurde er dann zum Ministerresidenten bei der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. mit einem Jahresgehalt von 6000 Gulden ernannt.

Dieser Posten hatte keine politische Bedeutung; Wessenberg sollte sich wesentlich auf zurückhaltende Beobachtung und Berichterstattung beschränken. Gleichwohl gewann gerade diese Thätigkeit angesichts der sich vorbereitenden Pläne Napoleons in Bezug auf Deutschland große politische Wichtigkeit. Die Verhaftung und gewaltsame Wegschleppung des Herzogs von Enghien, die Thronbesteigung des neuen Cäsar, dessen Eintreffen und gebieterisches Auftreten in Mainz, wo die deutschen Reichsfürsten von Seite des übermüthigen Emporkömmlings die schmachvollste Behandlung erfuhren und erduldeten — all diese Vorgänge waren nur das Vorspiel zu einem neuen Unterjochungskrieg Napoleons.

In Wien folgte man dem Verhalten des Franzosenkaisers mit wachsendem Mißtrauen und machte sich zu einem abermaligen Kampf gegen diesen „Störer des Weltfriedens“ bereit. Dabei war man bedacht, die deutschen Fürsten zum engen Anschluß und zur kräftigen Mitwirkung zu gewinnen. Frhr. v. Wessenberg wurde im August 1805 auch zum österreichischen Gesandten am Hofe zu Kassel ernannt, wo er bald Gelegenheit fand, das Gebaren französischer Willkür aus unmittelbarer Anschauung und Erfahrung kennen zu lernen. Der unglückliche Verlauf des Krieges vom Jahre 1805 ist bekannt; die siegreichen Franzosen kannten in Deutschland keinerlei Rücksichten mehr, Deutschlands Fürsten und Völker fühlten die unbarmherzige Faust des Tyrannen und seiner Satrapen. Dem Unglücksjahr 1805 folgte das Jahr 1806, die Vollendung der Zertrümmerung und Demüthigung des einstigen deutschen Reichs. Auch der Kurfürst von Hessen, der in erster Zeit schwankend gesinnt war, erfuhr nun die Folgen dieser Umsturzpolitik. Aus seinem Lande vertrieben, seines Thrones für verlustig erklärt, übergab der Kurfürst kurz vor seiner Flucht dem österreichischen Gesandten Wessenberg fünf große Brieftaschen mit anderthalb Millionen Thaler in guten Papieren, eine Menge Juwelen und seine ganze Korrespondenz mit England und Frankreich, endlich Abschriften der aufgefangenen Berichte des französischen Gesandten in Kassel. Wessenberg

konnte den größten Theil des Geldes nach Hannover in Sicherheit bringen, der Rest wurde ebenfalls gerettet, die Korrespondenzen vertilgt und die Juwelen der Kurfürstin mit der Bitte eingehändigt, sie in den Kleidern zu verbergen. Es war die höchste Zeit; denn in der Nacht vom 12. auf den 13. November 1808 wurde Wessenberg, der Gesandte Oesterreichs, durch den französischen General Lagrange verhaftet unter dem Vorwand, der Gesandte habe in seiner Wohnung Schätze des Kurfürsten verborgen.

Aus der kurzen Haft befreit, begab sich Wessenberg nach Frankfurt zurück, wo er mit unverändertem Eifer seine Berichterstattung nach Wien fortsetzte. Insbesondere war es die Haltung Preußens, die ihn beschäftigte. Interessant ist aus seinen Berichten die merkwürdige Antwort, welche Napoleon dem Fürstprimas Dalberg auf den Vorschlag ertheilte, sich nunmehr die Kaiserkrone Deutschlands aufs Haupt zu setzen. Er wäre hiezu durchaus nicht geneigt, erwiderte Napoleon, indem er überzeugt sei, daß die deutschen Fürsten dann gegen ihn ebenso konspiriren würden, wie sie es früher gegen das Haus Oesterreich gethan (Wessenbergs Bericht vom 6. August 1807). Interessant sind auch die Mittheilungen über das Leben und Treiben am ephemeren Hofe des Königs von Westfalen, sowie die Meldungen über die feindseligen Gesinnungen und Absichten Napoleons gegen Oesterreich, welche schließlich zu einem neuen Zusammenstoß mit dem Soldatenkaiser führen mußten.

In Oesterreich verschloß man sich denn auch dieser Nothwendigkeit nicht und rüstete trotz der unermeßlichen Verluste, welche der Feldzug 1805 und der Preßburger Frieden gebracht, neuerdings zum Kriege gegen Frankreich. Dabei reifte jedoch auch allmählich die Erkenntniß, daß vor allem einmüthiges Zusammenwirken mit Preußen den Erfolg einer kriegerischen Unternehmung gegen Napoleon verbürgen könne. Man wußte in Wien auch, daß die gleiche Anschauung von den angesehensten Männern, den erlesensten Kreisen in Preußen gehegt wurde. Ihr beim König selbst zum Siege zu verhelfen und ihn zu entschlossener Parteinahme für Oesterreich, zu bewaffnetem Eingreifen in den bevorstehenden Krieg zu vermögen, darauf hinzuwirken, war die Aufgabe, welche dem zum Gesandten am preußischen Hofe ernannten Frhrn. v. Wessenberg gestellt wurde (20. Februar 1809). Die Mission blieb jedoch ohne den gewünschten Erfolg, ja Wessenberg kam gar nicht in die Lage, seine Aufträge dem König von Preußen mittheilen zu können. Der König ließ ihn ersuchen, an dem Hoflager in Königsberg nicht zu erscheinen, sondern des Königs Ankunft in Berlin abzuwarten. Des Königs Befürchtungen vor Napoleon, seine Rücksichten auf die politische Haltung Rußlands, seine eigene Unentschlossenheit und Willensschwäche verhinderten den vom preußischen Volke und dessen hervorragendsten Männern lebhaft ersehnten und verlangten Anschluß an Oesterreich. Die einschlägigen Mittheilungen bei Arneth sind sehr lesens- und beherzigenswerth.

Der Verlauf und Ausgang des österreichisch-französischen Krieges vom Jahre 1809 brachten für Oesterreich ebenso großen Kriegsruhm, als abermals schwere Verluste an Land und Leuten. Frhrn. v. Wessenbergs Mission in Berlin ging erst im April 1810 zu Ende. Er wurde zum Gesandten am neuen Königshofe zu München ernannt, wo er am 22. März 1811 eintraf. Für einen österreichischen Gesandten war München damals keine leichte und keine angenehme Stellung. Der allmächtige Minister Montgelas empfing Wessenberg mit kühler Zurückhaltung, Mißtrauen waltete auf beiden Seiten; ein Lichtblick für Wessenberg war die Gesinnung des Kronprinzen Ludwig, der ganz andere politische Ansichten hegte als sein Vater und dessen Hauptrathgeber, Minister Montgelas. Zwischen dem Kronprinzen und Wessenberg entwickelte sich bald ein intimes Verhältniß. Bei einer Gelegenheit erklärte der Kronprinz, daß, wenn ihm jemals ein entscheidender Einfluß auf die Regierung Bayerns gegönnt sein würde, er sich zu jeder Verhandlung und selbst zu jedem, nur immer möglichen Ländertausch mit Oesterreich bereitfinden lassen wolle.[1] Denn er gehe ein für allemal von dem Gesichtspunkt aus, daß es für Bayern ohne den Schutz Oesterreichs keine Sicherheit gebe. Bayern vom maßgebenden französischen Einfluß zu befreien, war sein Hauptbestreben. Napoleon kannte diese Gesinnung des Kronprinzen Ludwig, von dem er in Wien zu dem General Grafen Bubna geäußert, „derselbe sei nicht zur Regierung geschaffen". Ging doch damals in Paris das Gerücht, der französische Kaiser wolle die Nachfolge in Bayern auf den Prinzen Eugen Beauharnais übertragen und so den natürlichen Thronerben von der Regierung ausschließen.

Die niederschmetternden Ereignisse auf den Eisfeldern Rußlands im Jahre 1812 hatten zur Folge, daß unter den Mächten der Gedanke ausdrücklich rege wurde, den von Napoleon selbst angedeuteten allgemeinen europäischen Frieden zu verwirklichen; namentlich Oesterreich entwickelte in dieser Richtung große Rührigkeit und schickte Spezialgesandte nach Rußland und England, um zu ergründen, ob diese Mächte gesonnen seien, die Hand zu einem solchen Frieden zu bieten, durch welchen die Wiedereinsetzung der europäischen Staaten in eine ihren früheren Machtverhältnissen entsprechende Stellung und dadurch dauernde Ruhe herbeigeführt werden könnten. Mit der Sendung nach England wurde Frhr. v. Wessenberg betraut. Dieser mußte die Reise unter angenommenen Namen antreten und sie auf dem weiten Umweg über Dänemark und Schweden zurücklegen. Als „Johann Willmann" in Begleitung eines „Paul Pottri" (des Grafen Anton Palffy) traf nach vielen Mühseligkeiten und Gefahren Wessenberg am 22. März 1813 in London ein, nachdem er vom 8. Februar an, also nahezu 2 Monate, unterwegs gewesen. Ein Jahr lang verweilte Wessenberg in London; die ihm übertragene Mission hatte nur theilweise Erfolg, immerhin schloß sich England den gegen Napoleon verbündeten Kontinentalmächten an und lieferte Waffen, Munition und Subsidien an Oesterreich.

Wessenberg verließ mit seinem treuen Palffy London am 7. März 1814 und begab sich gemäß dem ihm ertheilten Auftrag in das Hauptquartier des österreichischen Kaisers nach Frankreich. Auf dieser Reise gerieth er und seine Begleitung bei Saint-Thiebaud in französische Gefangenschaft und wurde nach Wegnahme seiner sämmtlichen Reiseeffekten und seines Geldes auf Befehl vor Napoleon gebracht, der in der Stadt Saint Dizier verweilte und den österreichischen Gesandten mit großer Freundlichkeit empfing. In der hierauf stattgehabten Unterredung, welche Arneth hier zum erstenmal nach der gleichzeitigen Aufzeichnung Wessenbergs (28. März 1814) mittheilt, suchte der gebeugte Soldatenkaiser vor allem seine Friedensliebe, seine Bereitschaft zu großen Opfern für die Erlangung des Friedens und seine Sympathien für Oesterreich zu bezeugen und letztere Macht für die Vermittelung des Friedens zu gewinnen; er könne den Friedensschluß getrost in die Hände des österreichischen Hofes legen. „Oesterreich bleibe nichts mehr zu wünschen übrig; denn es werde alles erhalten, was es in Polen, in Italien, in Deutschland nur immer erlangen wolle. Sein Uebergewicht werde größer sein als je; welchen Beweggrund besäße es, bis aufs äußerste den Krieg fortführen zu wollen? Es nehme sich in acht, Preußen

[1] Bei den später geführten langwierigen Verhandlungen zwischen Oesterreich und Bayern über Territorialausscheidungen und Grenzbestimmungen vertrat der Kronprinz Ludwig einen wesentlich anderen Standpunkt. Vgl. Arneth, Wessenberg II, S. 61 ff.

und Rußland werden den meisten Nutzen aus der Koalition ziehen, und es werde vielleicht die Zeit kommen, in welcher Oesterreich wieder seiner (Napoleons) bedürfe. „Kaun Metternich vergessen," heißt es wörtlich weiter, „daß meine Heirath mit einer österreichischen Erzherzogin sein Werk ist? Ihr Kaiser scheint seine Tochter nicht zu lieben; liebt er sie, so könnte er nicht gefühllos für ihre Leiden sein. Ich beging einen argen Fehler, als ich mich mit ihr vermählte. Hätte ich eine russische Prinzessin geheirathet, so befände ich mich nicht auf dem Punkt, auf welchem ich jetzt stehe. Ich wußte wohl, daß die Bande des Blutes nur wenig gelten, wenn die Interessen der Höfe zu einander im Gegensatz stehen, aber ich hätte doch nicht geglaubt, daß die Kaiserin ihrem Vater völlig fremd werden könnte. Würde er sie, würde er ihr reizendes Kind sehen, so müßte sein Herz sich erweichen. Ich wiederhole es, ich beging einen sehr großen politischen Fehler, als ich mich mit einer österreichischen Erzherzogin verband, aber andrerseits vermag ich nicht zu leugnen, daß die Kaiserin eine ganz unvergleichliche Frau ist. Wahrhaftig, Sie kennen ihr Verdienst nicht, aber ich hätte keine bessere zu wählen vermocht. Ich bürge dafür, daß sie es verstehen wird, die Regierung zu führen, besser als dies die berühmte Anna von Oesterreich that. Sie ist in diesem Augenblick mein geschicktester, mein thätigster und mein treuester Minister. Wenn sie sich noch durch 2 Jahre in den Geschäften bewegt, so wird ihr gar nichts mehr fehlen, um ein Reich zu regieren."

Diese von Sentimentalität angehauchten Expektorationen Napoleons sollten zugleich als Schutzrede dienen für sein Projekt einer Regentschaft der Kaiserin und des Senats, welcher die Franzosen den Vorzug geben würden vor einer Regierung der Bourbonen; er (Napoleon) sei der Mann dazu, die Regierung in die Hände der Kaiserin zu legen. Auf den hierüber geäußerten Zweifel Wessenbergs rief der Kaiser aus: „Nein, nein! Auch der Ehrgeiz nützt sich ab und ich stehe dem Alter nicht mehr fern, in welchem man ruheliebend wird." Am Schluß seiner langen Auseinandersetzungen wiederholte Napoleon, daß er bereit sei, sich in sehr große Opfer zu ergeben, um seinen Völkern Frieden zu verschaffen; er werde sich nur auf Frankreich beschränken....

Nach Abschluß des Pariser Friedens (30. Mai 1814) wurde Frhr. v. Wessenberg nach Mailand entsendet, um dort an der Uebernahme und Einrichtung der zurückerhaltenen italienischen Provinzen Oesterreichs mitzuwirken. Auf der Hinreise hatte er in München dem heimkehrenden Kaiser Franz die mit Bayern vorläufig abgeschlossene Konvention über die vorzunehmenden Gebietsveränderungen zu übergeben. Diese Konvention erregte das entschiedene Mißfallen des Kaisers, der auf den ihm vorgelegten Bericht schrieb: „Der Vertrag mit Bayern ist schlecht, insbesondere ist mir nicht recht, daß wir Berchtesgaden nicht bekommen, etwas zu Böhmen Gehöriges, sowie zu Vorarlberg und Tirol hergeben sollen; dieses muß noch redressirt werden bei den allgemeinen Verhandlungen über Deutschland."

Diese Verhandlungen, wie die Berathungen der siegreichen Koalitionsmächte über die Neueinrichtung Europa's nach dem napoleonischen Umsturz, kamen in langsamer Vorbereitung auf dem für Anfang August 1814 zu eröffnenden Wiener Kongreß allmählich in Fluß. Wir verweisen auf die interessanten Mittheilungen Arneths über diese vielberufene Fürstenversammlung und beschränken uns auf die Bemerkung, daß neben dem Fürsten Metternich der Frhr. v. Wessenberg zum zweiten Bevollmächtigten Oesterreichs bei dem Kongreß ernannt wurde und in dieser Eigenschaft durch seine Arbeitsamkeit, sein Pflichtgefühl, seine Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit, Ueberzeugungstreue und Sittenreinheit sich ebensoviele Verdienste um das öffentliche Wohl, wie Achtung und Werthschätzung seiner Person erwarb. Die wichtigste Aufgabe, deren Erfüllung ihm während der Dauer des Wiener Kongresses oblag, erstand ihm aus seiner Theilnahme an den Verhandlungen über die künftige Gestaltung Deutschlands. A. v. Arneth bringt hierüber eine urkundliche Darstellung, welche zahlreiche Angriffe und Urtheile Treitschke's, namentlich in Bezug auf das Verhalten und Vorgehen Oesterreichs, entschieden zurückweisen und widerlegen. Von großem Interesse und erheblichem historisch-politischem Werth ist insbesondere die sachliche und objektive Darstellung des langen und heftigen „preußisch-sächsischen Streits", bei dessen Lösung Frhr. v. Wessenberg wirksamen Antheil hatte. Wie dieser Streit, so machte das Markten und Schachern um Land und Leute auf diesem Kongreß überhaupt einen beschämenden Eindruck. Dies gilt im besonderen auch von den Verhandlungen zwischen Oesterreich und Bayern über die endgültige Regelung der Grenzgebiete. Frhr. v. Wessenberg und Fürst Wrede führten diese unerquickliche Transaktion, über deren Verlauf Kaiser Franz zu Wrede die bittere Bemerkung machte: „Sie haben wie ein Jude gegen mich gehandelt und um jedes Dorf gefeilscht." Wrede erwiderte schlagfertig: „War ich ein Jude, so war Wessenberg gewiß ein Rabbiner."

In dieses Feilschen und Streiten um Quadratmeilen und Unterthanenseelen traf am 6. März 1815 die Nachricht von der Entweichung Napoleons aus Elba wie ein Blitz vom heitern Himmel. Namenloser Schrecken durchzuckte allenthalben die Fürsten und deren Rathgeber, und man beeilte sich, der neuen drohenden Gefahr rasches zu begegnen. Vorerst sollten aber die Arbeiten des Wiener Kongresses schlecht und recht zu einem Abschluß und Resultat gebracht werden. Das schwierigste Problem war wohl die „Lösung der deutschen Frage". Monatelang dauerten die Verhandlungen über die zukünftige Gestaltung Deutschlands; die „deutsche Konferenz" konnte zu keiner Verständigung über den Entwurf einer Bundesakte gelangen, welchen Wessenberg angefertigt hatte. Endlich, in der Sitzung vom 10. Juni, erfolgte von der Mehrzahl der deutschen Fürsten die Annahme der mehrfach modifizirten Bundesakte, der Beitritt Badens zu derselben geschah erst am 26. Juli, jener Württembergs am 1. Sept. 1815. Der durch diese Akte neugeschaffene „Deutsche Bund" erweckte bekanntlich nach keiner Seite im deutschen Volk Befriedigung, gleichwohl darf nicht außer acht gelassen werden, daß in jenen Tagen eine andere Form der „Einigung" Deutschlands kaum möglich gewesen war. Daß Wessenberg auch noch im Jahre 1848 und später die Verfassung des „Deutschen Bundes" in Schutz nahm, begreift sich bei dem Autor der Bundesakte als verzeihliche menschliche Schwäche. Für seine mühevolle Antheilnahme an den Kongreßarbeiten erhielt Wessenberg das Großkreuz des St. Stephansordens, die höchste Auszeichnung, über welche der Kaiser von Oesterreich überhaupt zu verfügen vermag.

Wessenberg folgte dem Fürsten Metternich in das Hauptquartier der Verbündeten nach Frankreich und war hier wieder an jenen Ministerkonferenzen der vier Mächte betheiligt, welche die künftige Stellung zu Frankreich, sowie dessen territoriale Abgrenzung und finanzielle Belastung, die Kriegskontribution und andere europäischen Streitsachen regeln sollten. Wir gehen auf diese Verhandlungen nicht weiter ein. Zur Charakteristik der damaligen Politik der vier Verbündeten sind sie jedoch überaus werthvoll.

Prof. Dr. J. H. Schwicker.

Die Gährung als chemischer Vorgang.

Unter „Gährung" im engeren Sinn versteht man bekanntlich Zersetzungen organischer stickstofffreier Substanzen, die nicht nach den bekannten Regeln der chemischen Ver-

wandtschaft vor sich gehen, Zersetzungen, welche durch die Anwesenheit sogenannter „Fermente“ bedingt werden, das sind spezifisch wirkende Körper, die theilweise nicht organisirte, theils organisirte, also pflanzliche oder thierische Substanzen vorstellen. Die bekannteste von allen Gährungserscheinungen ist die alkoholische Gährung, das ist die Zerlegung der Zuckerarten durch den Hefepilz in Alkohol und Kohlensäure. Allen Arten von Alkoholdarstellung in der Praxis liegt diese allbekannte und weitverbreitete Erscheinung zugrunde. Ueber die Natur der Hefe sind die Anschauungen seit längerer Zeit vollständig festgelegt; nicht aber über den Vorgang der Gährung selbst.

Die Hefe wurde 1680 von Leeuwenhoek als aus ovalen Körnchen bestehend erkannt; 1846 wies Caguiard de Latour nach, daß die Hefe eine Pflanze sei. Es ergeben sich nun in Bezug auf das Wesen der Hefegährung zwei Möglichkeiten. Entweder bewirkt der Hefepilz als solcher die Zersetzung des Zuckers in Alkohol und Kohlensäure, oder er scheidet einen chemischen Stoff ab, ein nicht organisirtes Ferment, das unabhängig von der lebenden Hefe die Gährung hervorruft. Während die obengenannten Forscher und auch Mitscherlich sich der ersteren Theorie zuneigten, ist nach Liebigs Meinung die Gährung die Folge einer Wirkung von Fermenten, welche sich in den Hefezellen bilden.

Die größte Anerkennung und offizielle Gültigkeit aber fand bis heute die Theorie von Pasteur, welche wiederum die alkoholische Gährung als das Produkt des Lebensprozesses des Hefepilzes darstellt. Alkohol und Kohlensäure sind danach identisch mit den Produkten des Stoffwechsels jener Organismen. Dagegen wurde die Anschauung, daß ein den Hefezellen entstammender, besonders gearteter Eiweißkörper die Gährung veranlasse, als Enzym- oder Fermenttheorie im Jahre 1858 von M. Traube ausgesprochen und später insbesondere von F. Hoppe-Seyler vertheidigt Die Abtrennung dieses vermutheten Körpers von den Hefezellen war aber nicht geglückt. Die Frage nach dem Wesen der alkoholischen Gährung ist nun zur Zeit durch Versuche von Prof. Buchner in Tübingen um einen bedeutenden Schritt vorwärts gerückt, und zwar insofern, als von ihm durch Versuche nachgewiesen worden ist, daß die Gährung nicht von dem Lebensprozeß der Hefepilze abhängt, sondern durch einen von denselben erzeugten und von ihnen trennbaren chemischen, nichtorganisirten Körper hervorgerufen wird.

Die Lehre, die durch diese Versuche bewiesen wird, ist ja nicht neu; sie war auch schon, wie oben erwähnt, von Liebig, Traube und Anderen ausgesprochen worden, indessen die thatsächliche Führung des Beweises für diese Lehre ist Buchner vorbehalten geblieben. Buchner veröffentlichte die Resultate seiner Beobachtungen in mehreren einzelnen Aufsätzen in den Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft, die natürlich nicht ohne Anzweiflung und Anfechtung geblieben sind. Am 14. März d. J. hielt er in Berlin vor derselben Gesellschaft einen zusammenfassenden Vortrag über seine Arbeiten. Es ist danach möglich, aus Hefe einen zellenfreien Saft auszupressen, welcher Zucker in Gährung versetzt. Das Verfahren, welches im Münchener hygienischen Institut ausgearbeitet worden ist, ist kurz folgendes:

Frische Münchener untergährige Bierpreßhefe, bei 50 Atmosphären Druck entwässert, wird mit dem gleichen Gewicht Quarzsand und einem Fünftel des Gewichts Kieselgur sorgfältig gemengt und hierauf zerrieben. Der Prozeß wird unterbrochen, wenn die anfangs staubtrockene Masse von selbst feucht geworden ist und sich zusammenballt. Es muß dann also offenbar Flüssigkeit aus dem Innern der Zellen ausgetreten sein. Die mikroskopische Untersuchung ergab auch in der That, daß etwa 40 Proz. der Zellen zerrissen waren. Nun setzt man die teigförmige Masse in der hydraulischen Presse einem allmählich gesteigerten Druck bis zu 500 Atmosphären aus; nach etwa 2 Stunden wird der Preßkuchen zerstoßen, mit Wasser angefeuchtet und nochmals demselben Druck unterworfen. Man erhält im ganzen bei dieser zweimaligen Pressung aus 1 kg Hefe einen halben Liter Flüssigkeit, wovon nur 140 ccm als Wasser zugesetzt waren. Der Preßsaft wird in einem durch Eiswasser gekühlten Gefäß aufgefangen, um einer Veränderung des Saftes nach Möglichkeit vorzubeugen. Im rückständigen Preßkuchen fanden sich bei der mikroskopischen Untersuchung nur mehr 4 Proz. intakte Hefezellen, aber gegen 60 Proz. der früheren Zellen als leere Häute vor.

Prof. Buchner führte, um seine Versuche durch den Augenschein erläutern zu können, frischen Hefepreßsaft in einem großen Eiskübel bei einer Temperatur von 0 Grad von München nach Berlin über. Dieser Saft stellt eine gelbliche, nach Hefe riechende Flüssigkeit vor. Dieselbe enthält viel Kohlensäure gelöst, die bei 40 Grad zu entweichen beginnt. Ferner sind im Preßsaft ziemliche Mengen von gerinnbarem Eiweiß vorhanden, die bei langsamem Anwärmen zu einer festen Masse gerinnen. Buchner war bemüht, den Hefepreßsaft, soweit es ging, auf seine chemischen Bestandtheile zu untersuchen; unter anderen Körpern wurde darin das „Invertin“ nachgewiesen. Dieses Invertin ist ein in der Hefe enthaltener, nichtorganisirter chemischer Körper, der die Eigenschaft hat, den Rohrzucker, das ist also den gewöhnlichen Zucker, und ebenso den aus Rüben gewonnenen, in Traubenzucker und Fruchtzucker (Dextrose und Levulose) zu spalten. Diese beiden Zuckerarten sind vergährbar, nicht aber der Rohrzucker selbst. Wenn also Hefe auf Rohrzucker gährungserregend wirkt, so ist diese Erscheinung in zwei Folgeerscheinungen einzutheilen, in die Spaltung des Rohrzuckers in Traubenzucker und Fruchtzucker und die Vergährung dieser beiden Klassen von Zuckerarten. Das Invertin läßt sich aus den durch einstundiges Erhitzen auf 150 Grad getödteten Hefezellen mittels Wasser ausziehen und durch Fällen mit Alkohol als ein in Wasser leicht lösliches Pulver isoliren. Auf die gleiche Weise ist der die Gährung bewirkende Stoff nicht zu erhalten. In den so hoch erhitzten Hefezellen dürfte er wohl überhaupt nicht mehr vorhanden sein.

Der wesentlichste Bestandtheil des von Buchner hergestellten Preßsaftes ist also natürlich diejenige chemische Substanz, die die spezifische Eigenschaft hat, gährungsfähige Zuckerarten zu vergähren; diese Substanz, die der Hefepreßsaft enthält, ist noch nicht aus demselben isolirt und noch viel weniger in ihrem chemischen Verhalten charakterisirt worden. Die neue Thatsache, die festgestellt ist, ist nur die, daß ein nur chemische Substanzen enthaltender, also von Organismen freier Saft Gährung zu erregen vermag. Prof. Buchner führte seinen Zuhörern eine in München 30 Stunden vor dem Vortrag durch Mischung von 100 ccm frischen Hefepreßsaftes mit dem gleichen Volum einer 50proz. Rohrzuckerlösung hergestellte Flüssigkeit vor, ferner eine zweite, die aus denselben Bestandtheilen 10 Stunden vor dem Vortrag am Ort desselben, also in Berlin gebildet war, endlich zur Kontrole und zum Vergleich der Intensität der Gasentwicklung einen dritten Gaszylinder, der ebenfalls mit 100 ccm 50proz. Rohrzuckerlösung, aber nicht mit wirksamem Hefepreßsaft, sondern 50 ccm destillirtem Wasser, ferner 50 ccm durch Stehen unwirksam gewordenenem Hefepreßsaft und 10 Stunden vor dem Versuch mit 5 g frischer Preßhefe versetzt worden war. Obgleich in dem letzteren Fall die Flüssigkeit infolge der vielen darin suspendirten Hefezellen milchig trüb und undurchsichtig erschien, übertraf die Gasentwicklung und die Schaumschicht durchaus nicht die gleichen Symptome in den beiden fast klaren und durchsichtigen Versuchsflüssigkeiten mit wirksamem Preßsaft. Beim Eingießen eines kleinen Volums einer 30 Grad warmen

50 proz. Rohrzuckerlösung in ein gleiches Volum frischen Preßsaftes tritt etwa 10 Minuten nach dem Mischen deutliche Kohlensäureentwicklung ein, welche bei Zimmertemperatur einige Tage, bei 7—8 Grad eine Woche andauert. Beträchtlich rascher noch tritt die Gasentwicklung beim Auflösen von 5 g pulverisirtem Rohrzucker in der dreifachen Menge des Preßsaftes ein.

Bei Anwendung von frischer Münchener untergähriger Bierpreßhefe zur Herstellung des Preßsaftes wurde in gegen 50 Einzelfällen, die sich über den Zeitraum von 18 Monaten vertheilten, immer gährungsfähiger Preßsaft erhalten.

Merkwürdigerweise lieferte sogenannte Getreidepreßhefe, bezogen aus einer badischen Fabrik und dort eigens zur Preßhefefabrikation im großen herangezüchtet, einen Preßsaft, welcher auf Rohrzucker keine deutliche Gährwirkung ausübt.

Es hat sich weiter ergeben, daß der Preßsaft zur Trockne gebracht werden kann, ohne seine Wirkung einzubüßen. Man erhält dadurch eine spröde gelbliche Masse, die 9—10 Proz. des Preßsaftgewichts repräsentirt. Mit der fünffachen Menge Wasser löst sie sich bei 30 Grad bis auf einen geringen Rückstand wieder auf, durch mehrmaliges Aufgießen auf ein gewöhnliches Papierfilter erhält man eine klare Flüssigkeit, welche mit 75 proz. Rohrzuckerlösung vermischt nach 6—10 Stunden deutliche regelmäßige Gasentwicklung zeigt, die tagelang andauert und zur Bildung einer beträchtlichen Schaumschicht führt. Der so getrocknete Preßsaft behält seine Wirksamkeit mindestens 20 Tage, wahrscheinlich aber viel länger.

Auch durch Fällung mit Alkohol ist es gelungen, wirksame Substanz zu isoliren. Die Lösung des auf diese Weise erhaltenen weißen Pulvers zeigte, mit dem gleichen Volum einer 75 proz. Rohrzuckerlösung zusammengebracht, nach 5 Stunden eine geringe Gasentwicklung, die nach 20 Stunden bedeutend zunahm. Aus den erwähnten Beobachtungen wurde nun der Schluß gezogen, daß die lebenden Hefezellen zur Einleitung der alkoholischen Gährung nicht nöthig sind. Der Gährungsvorgang darf daher nicht als physiologischer Akt, das heißt als komplizirter Lebensvorgang aufgefaßt werden, vielmehr wird er durch eine nichtorganisirte Substanz eingeleitet, welche in der Natur allerdings nur in den lebenden Hefezellen entsteht. Eine Isolirung dieses Stoffes ist, wie erwähnt, vorläufig nicht gelungen. Die Vergährung des Zuckers durch diesen Körper, den Buchner „Zymase“ nennt, kann nun innerhalb der Hefezellen stattfinden, wahrscheinlicher aber scheiden die Hefezellen diesen Eiweißkörper in die Zuckerlösung aus, wo er die Gährung bewirkt. Der Vorgang bei der alkoholischen Gährung wäre dann vielleicht nur insofern als ein physiologischer Akt aufzufassen, als es die lebenden Hefezellen sind, welche die „Zymase“ ausscheiden.

Es sind nun natürlich Einwände von wissenschaftlicher Seite gegen die Buchner'sche Theorie nicht ausgeblieben. Nach dem einen derselben soll nicht der Preßsaft selbst, sondern die in ihm noch vorhandenen Mikroorganismen die Gährung veranlassen. Gegen diesen Einwand hebt Prof. Buchner hervor, daß auch Preßsaft, der durch Filtriren keimfrei gemacht ist, starke Gährwirkung besitzt. Ganz überzeugend sind ferner Vergleichsversuche ausgefallen zwischen der Gährkraft frischen Preßsaftes und durch längeres Aufbewahren unwirksam gewordenen, dem je 1 g lebende Hefe zugesetzt wurde; die Hefe und die in dem alten Preßsaft anwesenden Bakterien kommen unter den eingehaltenen Bedingungen nur äußerst langsam und bei Zusatz von arsenigsaurem Kalium, welches tödtend auf Mikroorganismen wirkt, überhaupt nicht zur Wirkung; der frische Preßsaft zeigt dagegen große Gährkraft. Beweisend wirkt ferner ein Vergleich des Gährvermögens einerseits frischen Preßsaftes, andrerseits desselben, nachdem er einen oder zwei Tage gestanden hat. Wären Organismen die Ursache, so müßte die Gährkraft beim zweiten und dritten Versuch steigen, denn hier haben die Organismen Zeit zu ihrer Vermehrung gehabt; es war aber im Gegentheil raschestes Zurückgehen der Gährwirkung mit dem Aufbewahren zu konstatiren. Die Gährkraft des Preßsaftes bleibt beim Zusatz von antiseptischen Mitteln erhalten, welche die Lebensthätigkeit niederer Organismen hemmen, wie arsenige Säure, Chloroform, Benzol, große Zucker- oder Glycerinmengen. Vergleichende Versuche in dieser Richtung sind von dem Bruder Prof. Buchners, Hans Buchner in München, angestellt worden.

Ein zweiter Einwurf nimmt an, daß die beobachtete Kohlensäureentwicklung nicht durch alkoholische Gährung, sondern durch einen anderen Vorgang verursacht sei. Demgegenüber wird hervorgehoben, daß eine Gasentwicklung im Preßsaft bei gewöhnlicher Temperatur erst nach Zusatz von gährungsfähigem Zucker, nicht aber z. B. von Milchzucker oder Mannit, die auch mit Hefe nicht gähren, eintritt. Ferner entsteht bei dem Vorgang annähernd gleich viel Alkohol und Kohlensäure, wie das auch bei der Hefegährung des Zuckers der Fall ist. Endlich verschwindet bei dem Prozeß thatsächlich der Zucker und an seiner Stelle treten Kohlensäure und Alkohol auf. Daran also, daß eine wirkliche Gährungserscheinung vorliegt, ist gar nicht zu zweifeln. Dieselben Argumente, die gegen die Erklärung der Erscheinung durch die Anwesenheit geringer Mengen von Hefezellen sprechen, lassen sich auch gegen den Einwand verwenden, daß es lebende Plasmatheilchen sind, die dem Preßsaft die Gährkraft verleihen. Da antiseptische Mittel das Wachsthum der lebenden Hefezellen vernichten, müssen sie noch viel schädlicher auf suspendirte, der schützenden Membran beraubte Plasmatheilchen wirken; diese Mittel heben aber, wie bereits erwähnt, die gährungserregende Kraft des Buchner'schen Preßsaftes in keiner Weise auf. Der Vollständigkeit halber sei ein Prioritätsanspruch erwähnt, den eine russische Dame, Frau Marie v. Manassein, bis zu einem gewissen Grade auf die Entdeckung erhebt. Frau v. Manassein hatte schon im Jahre 1871 eine Arbeit veröffentlicht, deren Hauptergebniß sie in den Worten ausdrückte: „Auf Grund aller dieser Versuche halte ich mich für berechtigt, zu behaupten, daß lebende Hefezellen zur alkoholischen Gährung nicht nothwendig seien. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß das spezifische Ferment der alkoholischen Gährung in der lebenden Hefezelle und in einigen Schimmelarten ebenso wie das Emulsin in den süßen Mandeln gebildet werde.“

Indessen waren die Versuche, auf die sich Frau v. Manassein stützt, mehr Wahrscheinlichkeits- als wirkliche Beweise. Sie bestanden im wesentlichen darin, daß nachgewiesen wurde, daß bei Ausschluß atmosphärischer Keime mit vollkommen getödteter Hefe alkoholische Gährung hervorgerufen wurde. Eine Sonderung des gährungserregenden Stoffes von der Hefepflanze war Frau v. Manassein nicht gelungen. Gerade darin aber besteht das Charakteristische der Buchner'schen Entdeckung. J. T.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. S. Von den größeren süddeutschen Reichsstädten war in der historischen Literatur Konstanz am wenigsten beachtet. Es hat die Stadt bis heute keine brauchbare Geschichtsdarstellung, sie hat kein Urkundenbuch, und die Ausgabe der Chroniken, die von privater Seite ausging, ist der gerade hier vorwaltenden Schwierigkeiten nicht Herr geworden. Die badische historische Kommission hat nun unter ihre Aufgaben auch die Quellen zur Verfassungsgeschichte von Konstanz auf-

genommen und als Vorläufer dazu erscheint von einem jungen Konstanzer, einem Schüler Richard Schröders in Heidelberg, ein kleines Buch, das den Titel führt: „Die Konstanzer Rathslisten des Mittelalters“. (Heidelberg, Winter 1898. VII und 252 Seiten.) Konrad Beyerle hat mit außerordentlichem Fleiße alle auf den Rath bezüglichen Dokumente gesammelt und in einer vortrefflichen Einleitung die Entwicklung des Raths von einer durch die bischöflichen Beamten gebundenen und geleiteten Schöffenbank bis zu einem ganz selbständigen, wesentlich zünftlerischen Stadtregiment gezeichnet. Den Abschluß bildet die Bestürmung der Stadt durch die spanischen Truppen (1548), wodurch die protestantische Reichsstadt eine katholische österreichische Landstadt wurde. Die Listen sind für das 13. Jahrhundert reichlich, das 14. aber bietet äußerst spärliche Nachrichten, bis mit 1376 das älteste Rathsbuch einsetzt. Leider ist das nächstfolgende Rathsbuch (1392—1415) verloren; es ist das um so mehr zu bedauern, da wir gerade für diese Zeit über die Geschichte des Handels der Stadt besonders gut unterrichtet sind und man mit Interesse den Antheil der Konstanzer Kaufherren am Stadtregiment verfolgen würde.

Es war jene Zeit wo Konstanzer Kaufleute in Venedig, Mailand, Genua, in Spanien, Savoyen, Avignon und Flandern nachzuweisen sind, wo Konstanz mit Augsburg, Nürnberg und Basel wetteiferte. Die hervorragendsten Kaufherren, die reichen Muntprats, sind von den Zünften zu den Geschlechtern übergegangen und erscheinen von da an regelmäßig im Rath vertreten. Die Konstanzer Geschlechter haben überhaupt am Handel sich sehr lebhaft betheiligt: da waren die Blarer, Pfefferhart, v. Ulm, Schilter und als Agenten der großen Handelsgesellschaften von Konstanz und Ravensburg die Fry und im Steinhaus. Auch sie erscheinen regelmäßig in diesen Rathslisten. Auch die Vertreter der Zünfte bieten manchen glänzenden Namen. Die Vorfahren des großen Juristen Zasius, die des Rathes der Kaiser Siegmund und Friedrichs III., Marquard Beisacher, und Konrad Grünenberg, der durch die königliche Gunst aus der Zunft der Goldschmiede in die Geschlechter versetzt wurde. Der Verfasser und Zeichner des berühmten Wappenbuches holte sich am heiligen Grabe die Ritterwürde, auch vorher hatten schon Ulrich Hartzer und Wilhelm Schilter, zwei von den Geschlechtern, die Pilgerfahrt unternommen. Konrad Grünenberg erscheint seit seiner Pilgerfahrt als Ritter in den Listen, sonst haben die Konstanzer Geschlechter auf die Ritterwürde wenig Werth gelegt, selbst der Großkapitalist Lütfrid Muntprat war nicht Ritter. Es sind noch andere, glänzendere Namen, die an uns vorüberziehen: die Reihe der Geschichtschreiber sitzt ausnahmslos im Rath bis auf Gregor Mangolt, dem Historiker der Reformationszeit, und Ulrich Richenthal, dem berühmten Geschichtschreiber des Konzils, das älteste und glänzendste Beispiel eines mittelalterlichen Reporters. Für seine Zeit sind die Listen sehr unvollständig, so daß auch er doch im Rath gesessen haben mag.

In den Tagen der Reformation sehen wir im Rathe den Bruder des Reformators Ambrosius Blarer Thomas und ebenso Dr. Johann Zwicks Bruder Konrad. Ueberhaupt führen die Rathslisten uns Jahr für Jahr die hervorragendsten Bürger der Stadt an. Beyerle hat den Arbeiten, die wir von ihm auf dem Gebiete der Konstanzer Geschichte erwarten dürfen, einen trefflichen Anfang gegeben, und das Beispiel der Herausgabe solcher Rathslisten, die bisher nur für kürzere Perioden erfolgte, so in Straßburg, wird gewiß Nachahmung finden.

R. H. **Schleswig,** 23. Juni. Aus Kopenhagen wird gemeldet, daß vor wenigen Tagen Professor Reinhold Meiborg gestorben ist. Die Nachricht wird besonders die mit Bedauern erfüllen, die ihre Aufmerksamkeit der Entwicklungsgeschichte des deutschen Hauses zuwenden. Hiefür hatte Meiborg namhafte Beiträge geleistet und weitere zu liefern sich vorgesetzt. Er war zugleich einer der Gelehrten, die zwischen deutschem und dänischem Wesen vermitteln, wie denn auch sein Forschungsgebiet zum Theil diesseit der Grenze liegt. Von dänisch-vaterländischer Gesinnung beseelt, stand er dem Deutschthum und den Deutschen nicht abgeneigt gegenüber. Die deutsche Ausgabe seines großen Werkes hat er unsrer Kaiserin gewidmet. Seine unparteiische Wissenschaftlichkeit ist ihm freilich nicht ganz ungestört hingegangen, und unfreundliche Angriffe haben dem liebenswürdigen Mann die letzten Jahre schmerzlich verdüstert. Sein Leben hatte er in ungewöhnlicher und merkwürdiger Weise nur den Wissenschaften gewidmet. Er war 1845 zu Kerteminde auf Fühnen geboren. Sein Großvater war als Emigrant nach der Stadt Schleswig gekommen und von da nach mehrjährigem Aufenthalt nach Dänemark gezogen. Entschlossen, mit den Ueberlieferungen einer in Standesvorurtheilen befangenen Vergangenheit, die ihn theils quälten, theils belustigten, ganz zu brechen, verließ Reinhold Meiborg am Begräbnißtag seines Vaters das düstere, leere Elternhaus, um unbehaust, unbeweibt, frei auch von der Last des hochadeligen Namens, durchs Leben zu gehen. Zuerst hatte ihn sein Vater nach Deutschland senden wollen, damit er Architektur studire; Kränklichkeit des Sohnes hatte die Ausführung der Absicht verhindert, und er hatte sich an der Hochschule zu Kopenhagen dem Studium der Naturwissenschaften ergeben. Nach bestandener Abgangsprüfung ging er zur Kunstakademie über. Da studirte er in den Wintern Architektur und lieferte Aufnahmen für das Nationalmuseum und das Archiv des Kopenhagener Magistrats, auch einige Entwürfe zu Herstellungs- und Neubauten (1878—1878); drei Sommer war er auf dem Lande beim Kammerherrn F. Sehested auf Broholm mit Arbeiten für dessen Werk über dortige Alterthümer beschäftigt. Sein bescheidenes, liebenswerthes Wesen, seine außerordentliche treue Arbeitskraft und seine schönen Leistungen erwarben ihm Freunde und Gönner, deren Hülfe er lebenslang mit rührender Dankbarkeit anerkannte. Nachdem er an einer Jubelschrift der Hochschule mitgearbeitet hatte, erhielt er vom Staat und dem mächtigen Karlsbergfonds Unterstützung zur Ausführung literarischer Arbeiten, und der Minister Baron Rosenörn-Lehn ward sein besonderer Förderer. Den Wohnsitz hatte Meiborg in einem kleinen Zimmer zu Kopenhagen, meist aber reiste er im Lande umher, durch das er auf allen Eisenbahnen freie Fahrt hatte, und er wandte alles, was er an irdischem Gut und an geistigem Vermögen besaß, auf seine wissenschaftlichen Bestrebungen. Er hat insbesondere veröffentlicht: Bürgerhäuser (1881), Christians V. Hof (1882), das Altdänische Haus (1888), über schleswigische Bauart (1891), das nordische Bauernhaus, 1. Band (1892). Letzteres Werk sollte den germanischen Norden umspannen; seiner Vollendung war Meiborg mit hingebender Liebe und unendlichem Fleiße zugewandt. Es gehörte zu seinen Freuden, daß es auch in deutscher Ausgabe hat erscheinen können, unterstützt von den diesseitigen Behörden. Als er nach Ostern 1895 nach längerem Besuche Schleswig verließ und ich die Hoffnung aussprach, ihn bald hier wieder zu sehen, antwortete er: „Sehr gern; nur bin ich vorläufig bis 1914 mit meinen Arbeiten für die übrigen Bände des Bauernhauses besetzt.“ Die Folgezeit hindurch hat er leider mit schwerer Krankheit zu kämpfen gehabt, zuletzt doch im eigenen Heim gepflegt; er hatte sich noch vor 2 Jahren mit seiner Jugendliebe verehelicht. Nun ist er schon vor der Vollendung seines Werkes abberufen worden; in seinem Sinn und in seiner Weise wird, was er begonnen und vorbereitet hat, nie zu Ende gebracht werden können.

* Die Kommission für den Lessing-Preis für Studirende (Vorsitzender Hr. Professor Dr. Thorbecke in Detmold) hat beschlossen, für 1899 folgende Preisaufgabe auszuschreiben: „Der Grundsatz der Gewissensfreiheit und seine Begründung in den philosophisch-theologischen Schriften des Comenius“. Die Kommission fordert eine auf Quellenstudien beruhende Arbeit, der eine Einleitung über die Entwicklung des Toleranzgedankens seit der Reformation vorauszuschicken ist. Ablieferungstermin ist der 1. April 1899. Es werden nur Arbeiten solcher Bewerber zugelassen, die an den Hochschulen zu Bonn, Aachen oder Münster als Studirende matrikulirt sind und das 12. Semester nicht überschritten haben. Der Preis beträgt 400 M.

* **Marburg.** Der außerordentliche Professor in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Troeger ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* **Berlin.** Als Nachfolger von Sallet ist der bisherige Direktorialassistent Professor Dr. Menadier zum

Direktor des Münzkabinets der königlichen Museen ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der o. Professor der klassischen Archäologie an der Universität in Innsbruck Dr. Emil Reilch ist zum o. Professor dieses Faches an der Universität in Wien, der Privatdozent Dr. Ernst Kraus zum a. o. Professor der deutschen Sprache und Literatur an der böhmischen Universität in Prag ernannt worden. — In Wien starb am 3. Juli der durch seine Gelehrsamkeit in vielen Kreisen des In- und Auslandes bekannte Orientalist Hr. Tobias Spiegel im 68. Lebensjahre.

> **Kopenhagen,** 30. Juni. In diesen Tagen, da wir hier nach einer Pause von mehreren Jahrhunderten wieder vor der Eröffnung eines Aussatzhospitals stehen, dürfte eine Abhandlung, die Dr. Ehlers in der „Bibliothek for Läger" (für Aerzte) veröffentlichte, von Interesse sein. „Dänische St. Jörgenshöfe im Mittelalter" ist ihr Titel, und der Verfasser erzählt, wie schon in frühester Zeit die furchtbare Krankheit, der Aussatz, die Aufmerksamkeit geistlicher und weltlicher Behörden erregte und zu strengen Gesetzen, die meist auf Isolation der Kranken ausgingen, Anlaß gab. Die ersten Hospitäler wurden zur Aufnahme von Aussätzigen erbaut, und wenn man im frühen Mittelalter von Hospitälern sprach, meinte man immer Krankenhäuser für Aussätzige. Der skandinavische Namen der Krankheit: Spedalskhed, schwedisch: Spitälska, deutet eben an, daß die Krankheit die einzige ist, die Hospitalpflege erheischt. In Nord- und Osteuropa standen die Hospitäler unter dem Schutz St. Georgs, skandinavisch St. Jörgen, daher ihr Name, an den heute noch das große Spital Stockholms, St. Göran, erinnert. In Süd- und Mitteleuropa war St. Lazarus der Patron der Aussätzigen. St. Lazare in Paris ist ein aus jener Zeit bewahrter Name, und Dr. Ehlers sieht in Neapels Lazzaroni, theoretisch betrachtet, Nachkommen der Aussätzigen jener Stadt. In Frankreich bestand schon im Jahre 464 ein Hospital in St. Oyon, 570 eines in Chalon-sur-Saone und 630 eines in Verdun. Dänemarks 19 St. Jörgenshöfe sind weit späteren Datums; als die wohl am frühesten begründeten werden die in Kallundborg 1171 und in Roskilde 1253 erwähnt. Ueber die Aufnahme der Kranken in das Hospital und ihre Absonderung von anderen Menschen bringt die Abhandlung interessante Details. Nur Bürger der Stadt oder des Distrikts, in dem das Spital das Recht Almosen zu sammeln hatte, fanden Aufnahme, und jeder Patient hatte selbst den nöthigen Hausrath mitzubringen, der nach seinem Tode der Anstalt zufiel. Zur Untersuchung verdächtiger Personen waren bestimmte Regulative ausgearbeitet worden, die von genauer Kenntniß der Symptome der Krankheit zeugen. Ein Regulativ von 1555 beginnt: „Der Arzt sehe sich wohl vor, und merke wohl auf die Anzeichen des Aussatzes, wieder und wieder denke er darüber nach und baue nicht auf ein einzelnes Zeichen, sondern auf mehrere, und er sehe zu, welches die besonderen Zeichen sind und welche zweifelhaft sind und er urtheile nach denen, deren am meisten da sind." Der Kranke muß schwören, die Wahrheit zu sagen, und der Arzt soll ihn damit trösten, daß die Krankheit Rettung für die Seele sei. Dann soll er ihn ausfragen über Lebensweise und Diät, er soll ihn zur Ader lassen und sein Blut untersuchen, und endlich eine gründliche Untersuchung der Augen, Ohren, Nasenlöcher, des Mundes und Gesichts, der Brust, der Hände, der Füße, des ganzen Körpers und des Pulses vornehmen. War ein neuer Fall von Aussatz bekannt geworden, so verkündigte der Pfarrer vom Predigtstuhl den Tag, an dem der unglückliche Kranke aus der Gemeinschaft der Menschen ausgeschlossen werden sollte. Eine Prozession führte ihn zur Kirche, Verwandte und Freunde erwiesen, ihm folgend, die letzte Ehre. In der Vorhalle passirte er die Weidenbahre, die ihn einst zum Grab tragen würde, in der Sakristei das ausgebreitete Leichentuch. Ganz allein stehend, mit verhülltem Antlitz, hörte er seine eigene Todtenmesse an, war diese zu Ende, so segnete der Priester ihn, gab ihm den grauen Mantel mit der Kapuze, den er forthin tragen mußte, Handschuhe, Gürtel, Messer und die Schnarre, deren Rasseln andere Menschen vor seiner Nähe warnen sollte, und führte ihn dann hinein auf den Kirchhof. Mit den Worten: „Mein Freund, du bist todt für diese Welt", schüttete der Priester drei Schaufeln Erde über sein Haupt, worauf die Prozession sich nach dem Hospital in Bewegung setzte. Hier gelobte der Kranke auf die Bibel Gehorsam, Armuth und Keuschheit, und nun schlossen sich die Pforten hinter ihm, er war bürgerlich todt. In Kopenhagen erinnert noch der St. Jörgensee an das Aussatzhospital, das 1261 an seinem Ufer lag. Zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts gingen die meisten St. Jörgenhöfe in privaten Besitz über, sie blieben wohl noch eine Zeit lang milde Stiftungen, aber als Aussatzhospitäler hatten sie aufgehört zu bestehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Manfred, dramatische Dichtung von Lord Byron, aus ihren Grundgedanken erklärt. Von einem Theologen. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz.) — Zur Erinnerung an den Generalsuperintendenten Esdras Heinrich Mutzenbecher in Oldenburg. Ebd. — W. Hincke: Karl Alexander, Großherzog von Sachsen. Eisenach, Arthur Lane 1898. — Prof. H. Raydt: Die Handelshochschule zu Leipzig, die erste in Deutschland. Eine Denkschrift. Leipzig, Max Hesse's Verlag 1898. — Funk: Die fünfte Kavallerie-Division vom 3. September 1870 bis zum 25. Mai 1871. Berlin, Militär. Verlag R. Felix 1898. — Otto v. Monteton: Cherchez la femme! Ein Beitrag zur sozialen Frage. Berlin, Ebd. 1898. — E. Engmann: Die Vertheidigung neuerer Festungen vom taktischen Gesichtspunkt. Aus dem Russischen von W. Cremat. Theil 1. Berlin, Ebd. 1898. — *Baronne Isabelle Ungern-Sternberg:* Portrait intime d'un écrivain d'après six lignes de son écriture. Etude de graphologie supérieure. Paris, Librairie H. Le Soudier. — Dr. Hermann Wedding: Ausführliches Handbuch der Eisenhüttenkunde. 2. vollk. umgearb. Aufl. 2. Bd. 2. Lfg. Braunschweig, Fedr. Vieweg u. Sohn 1898. — Dr. Ed. Martinak: Ueber einige logische Schwierigkeiten in den Sprachlehrbüchern unsrer Volks- und Bürgerschulen. Vortrag. Graz, Kommissionsverlag von Leuschner u. Lubensky 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Kulturgeschichte der Chinesen.

Nach einem Vortrag von Prof. Dr. Friedrich Hirth.

I.

Die Kulturgeschichte der Chinesen ist ein Wissenszweig, der aus doppeltem Grunde das Interesse der europäischen Forschung in Anspruch nimmt. Erstens, weil die in ihrer ursprünglichen Abgeschlossenheit scheinbar spontane Kultur des Mittelreiches in allen ihren Phasen ein ausgezeichnetes Vergleichsmaterial zur Geschichte aller westlichen Kulturen abgibt; zweitens, weil die chinesischen Quellen über diesen Gegenstand so reichlich fließen, daß wir schon deßhalb nicht umhin können, ihnen eine gewisse Beachtung zuzuwenden.

Die vergleichende Methode unsrer eigenen allgemeinen Kulturgeschichte und der verwandten Disciplinen setzt die Heranziehung alles uns zugänglichen Materials voraus in Gestalt von Parallelen. Wir begnügen uns nicht damit, die Erscheinungen unsres eigenen Kulturlebens in ihrer historischen Entwicklung zu ergründen, die uns ja an und für sich häufig genug über die Nachbarvölker hinweg in entlegenere Gebiete führt. Wir interessiren uns für alles was ähnlich ist, sowie für das, was anders ist als bei uns, auch in den fernsten Gegenden. So kurz z. B. für die uns bekannte Kultur der Menschheit die Erscheinung des Tabakrauchens ist, so führt uns doch von vornherein schon die Geschichte ihrer Entstehung in einen fremden Welttheil; doch noch mehr als das: wollen wir gründlich über den Gegenstand unterrichtet sein, so wird es nöthig, die Wanderungen des Tabaks als Kulturpflanze über die ganze Erde zu verfolgen, ebenso die Wege und Umwege kennen zu lernen, auf welchen das kulturgeschichtlich so wichtige Laster nicht nur uns, sondern auch die zahlreichen wilden und halbwilden Stämme beider Hemisphären, und die großen Kulturländer Asiens unterjocht hat.

Man lese in einem Werke wie Wilhelm Roschers „System der Volkswirthschaft", einem frühen Muster für die historische Methode dieses dem unsrigen so nahe verwandten Faches. Da wird keine Erscheinung, die zunächst nur unser eigenes deutsches, europäisches oder indo-germanisches Zusammenleben betrifft, in Betracht gezogen, ohne zu fragen: woher stammt diese Einrichtung? wie war es bei den Griechen und Römern? wie war es bei den alten Aegyptern, Persern oder Indern? Aber auch: wie ist es bei den Botokuden, bei den Hottentotten, bei den Australnegern? Kein Volk ist uns zu gering, kein Gebiet zu entlegen, um nicht in den Bereich der kulturgeschichtlichen Forschung gezogen zu werden. Da muß Jeder, der mit der Geschichte und Literatur China's vertraut ist, sich wundern, daß wir nicht viel öfter als dies thatsächlich der Fall ist, die Frage aufwerfen: wie ist es, wie war es bei den Chinesen? Sind doch die Chinesen jetzt das einzige Volk der Welt, das auf eine ununterbrochene Geschichte, und Hand in Hand damit auf eine ununterbrochene Geschichtschreibung von vier Jahrtausenden für die Entwicklung seiner Kultur hinweisen kann, einer Kultur, die sicher alt und ehrwürdig ist, wenn sie auch jetzt die Altersschwäche nicht verleugnen kann. Was ist aus allen den starken Völkern des Alterthums geworden, aus Assyrern, Medern, Persern, was aus den Phöniziern und Aegyptern? Die Kunde ihres einst so blühenden Völkerlebens mußte aus Ruinen und Gräbern wiedererweckt werden. Dagegen kann man von den Chinesen sagen, daß sie trotz aller inneren und äußeren Kämpfe seit den frühesten Erinnerungen ihrer Existenz nie ganz untergegangen sind, daß sie im wahrsten Sinne des Wortes ein langlebiges Volk sind! Langlebig, ununterbrochen langlebig ist auch ihre Literatur. Denn die Chinesen haben nie aufgehört, ihre eigene Geschichte zu schreiben und uns damit ein Denkmal ihrer Kulturentwicklung von den frühesten Zeiten hinterlassen, wie es sich einheitlicher für einen solchen Zeitraum bei keiner Nation des Westens wiederfindet. Nicht nur chinesische Geschichte wird uns darin mitgetheilt, sondern vor allen Dingen auch die der umgebenden Völker Asiens von den Gestaden des Stillen Ozeans bis an die Grenzen des Sassanidenreiches, — eines Gebietes, das in den Epochen des Alterthums, theilweise auch des Mittelalters, für unsre Kenntniß vollkommen verloren sein würde ohne den Fleiß der chinesischen Geschichtsschreiber, die uns seit Ssï-ma Ts'iën, dem Herodot des fernen Ostens, von Epoche zu Epoche ausführliche Kunde über die Völker Asiens aufbewahrt haben. Den Akten der chinesischen Geschichte ist alles entnommen, was wir über das Volk der Hiung-nu wissen, jener Vorfahren der türkischen Rasse und ihrer Verwandten. Zu diesen bin ich auch die Yüé-tschï oder Indoskythen zu zählen geneigt, die im zweiten Jahrhundert vor Christus, vor den rassenverwandten, aber politisch verfeindeten Hiung-nu fliehend, eine so große Rolle in den Anfängen der das Alterthum beschließenden allgemeinen Völkerwanderung spielten. Während wir über die östlich von Persien und nördlich von Indien gelegenen Völker im Alterthum durch unsre klassische Literatur nur äußerst mangelhaft unterrichtet sind, werden die chinesischen Quellen um so klarer und ausführlicher, je weiter wir nach Osten vordringen. Dies ist für unsre Kenntniß Zentralasiens von um so größerer Wichtigkeit, als diese weiten Länderstrecken von literaturarmen, zum Theil nur wenig seßhaften Völkern bewohnt wurden. Selbst für ein Land wie Indien, ein Kultur- und Literaturland ersten Ranges, füllen die Aufzeichnungen der Chinesen Lücken aus, die unsre Kenntniß der indischen Geschichte, Geographie und Kultur als Stückwerk erscheinen lassen müßten, wären wir ausschließlich auf einheimische Quellen angewiesen. Die brahmanische Literatur bildet für die Zeit vom 1. Jahrhundert vor, bis zum 3. Jahrhundert nach Christus, um mit Max Müller zu

reden, a blanc, — ein leeres Blatt, dessen Ausfüllung mit der Geschichte der Yüé-tschi, jener Türkenstämme, die von Norden her Indien erobert hatten, wir den Chinesen verdanken. Ja selbst in der Geschichte des Buddhismus, diesem der indischen Literatur ureigenen Thema, spielen chinesische Aufzeichnungen eine unentbehrliche Rolle. So im Anfang des 4. Jahrhunderts der Reisebericht des chinesischen Buddhisten Fa-hién und im 7. Jahrhundert der des großen Reisenden Hüan Tschuang, dessen Bericht über seinen vieljährigen Aufenthalt in Indien zu den wichtigsten Quellen der historischen Geographie des Landes gehört. Noch vor kurzem erfuhr unsre Kenntniß des Buddhismus in Indien und im indischen Archipel eine wichtige Bereicherung in der Uebersetzung der Aufzeichnungen des chinesischen Buddhisten J-tsing durch den Japaner Takakusu. J-tsing lebte im 7. Jahrhundert und hat der Nachwelt die werthvollsten Schilderungen der kirchlichen Einrichtungen des indischen Buddhismus hinterlassen. Geradezu grundlegend, weil sie für die ältesten Zeiten die einzige zuverlässige Quelle bilden, sind die Mittheilungen der Chinesen über die Länder des indischen Archipels, über Formosa, die Liu-tschu-Inseln, Japan und Korea.

Sind schon die Aufzeichnungen der chinesischen Literatur des Alterthums und des Mittelalters für unsre Kenntniß der Kultur eines Gebiets, das den größten Theil von Asien umfaßt, von unschätzbarem Werth, um wie viel mehr muß es für den vergleichenden Kulturhistoriker die auf die chinesische Heimath selbst gerichtete Geschichtsschreibung sein. An der Hand der chinesischen Literatur lassen sich mit einiger Mühe fast sämmtliche wichtige Kulturerscheinungen im Leben dieses unsrer eigenen Sphäre scheinbar so weit entrückten Volkes in ihren Anfängen und Wanderungen verfolgen. Wenn in einem Werke wie Viktor Hehns „Kulturpflanzen und Hausthiere“ griechische und römische Schriftsteller den Kern der Quellen bilden, ohne deren Vermittlung der Ausbau unsrer Wissenschaft von den Wanderungen der Hauptelemente europäischer Zivilisation einfach unmöglich wäre, so fällt für das ganze Gebiet des fernen Ostens der chinesischen Literatur die gleiche Rolle zu, wie hier der klassischen. Hier tritt selbst die reiche japanische Literatur in den Hintergrund. Die ganze japanische Zivilisation steht ja auf den Schultern der chinesischen; in erster Linie die Philosophie — ein Geständniß, das wir noch vor kurzem auf dem Pariser Orientalistenkongreß aus dem Munde eines hochgebildeten Japaners, des Philosophieprofessors Inouyé aus Tokio in einem Vortrag „über die Entwicklung der Philosophie in Japan vor der Einführung der europäischen Zivilisation“ zu hören Gelegenheit hatten. Wenn auch hier die Wissenschaft in eigenartiger Entwicklung fortgebildet worden ist, so fußt sie doch in ihren Anfängen auf der Ueberlieferung der Chinesen. Aehnlich steht es mit der japanischen Kunst, insbesondere der Keramik und der Malerei. Ursprünglich Nachahmer chinesischer Vorbilder haben es allerdings die japanischen Künstler verstanden, ihrem Schaffen ein gewisses liebenswürdiges Element hinzuzufügen, das uns Europäer gefangen nimmt. Aber die Japaner selbst erkennen die Chinesen als ihre Lehrer an. Aehnliche Beobachtungen lassen sich in Korea machen, zum Theil auch in Annam, bei den Tanguten und Mongolen; doch nähern wir uns, je mehr wir nach Südwesten vorschreiten, mehr und mehr dem Gebiet der indischen Einflüsse, die ja bekanntlich durch die Vermittlung des Buddhismus sich frühzeitig selbst in China geltend gemacht haben. Dieser weiten Verbreitung chinesischer Einflüsse in den umgebenden Ländern ist es zu verdanken, daß die chinesische Kulturgeschichte namentlich in ihren Anfängen für einen großen Theil Asiens gewissermaßen typisch ist. Es verlohnt sich daher sehr wohl der Mühe, bei unsern vergleichenden Studien nicht nur die Botokuden und Hottentotten heranzuziehen, sondern vor allen Dingen die Chinesen, deren Literatur uns viel reicheres und zuverlässigeres Material eröffnet, als die gelegentlichen Beobachtungen europäischer Reisender bei wilden und halbwilden Völkern. Ich will damit keinen Tadel aussprechen. Aber wenn man beispielsweise die Quellen eines so bedeutenden kulturgeschichtlichen Werkes wie Ploß, „Das Weib“, analysirt; wenn man die chinesische Literatur in der Ursprache durchmustert und allein in der großen Encyklopädie T'u-schu-tsi-tsch'öng 58 chinesische Bände (pön), deren Uebersetzung vielleicht dem Umfang des Ploß'schen Werkes entsprechen würde, lediglich dem Leben des Weibes in allen seinen Phasen gewidmet sieht; so muß man sich wundern, daß die hier für das Chinesische so spärlichen Beobachtungen oft recht mangelhaft unterrichteter europäischer Reisender als Autorität gelten müssen, wo uns die Chinesen selbst so reiches Material aus ihrer Geschichte zur Verfügung stellen. Aus diesem Material lernen wir sehr viel mehr, als uns der scharfsinnigste Beobachter über selbst Gesehenes und von den Eingeborenen Erfragtes mittheilen kann. Namentlich macht sich dieser Vortheil da geltend, wo es darauf ankommt, den Kulturerscheinungen in ihren Anfängen, ihrer historischen Entwicklung und in ihren Wanderungen von Gebiet zu Gebiet zu folgen. Für die allgemeine Kulturgeschichte ist jede Literatur von der größten Wichtigkeit, die uns in den Stand setzt, die Wanderungen gewisser Kulturelemente sicher nachzuweisen. Dem aufmerksamen Leser von Hehns „Kulturpflanzen und Hausthiere“ wird es nicht entgangen sein, daß eine ganze Reihe wichtiger Elemente dem europäischen Kulturkreis von Osten her über Vorderasien und die Mittelmeerländer zugeführt worden ist. Aehnliche Wanderungen lassen sich mit Hülfe der alten chinesischen Literatur für recht viele Erscheinungen des ostasiatischen Kulturkreises nachweisen. Die chinesischen Aufzeichnungen spielen dabei eine ähnliche Rolle, wie im Hehnschen Werke die unentbehrlichen Citate aus griechischen und römischen Klassikern. Dafür nur eine ganz kleine Auswahl von Beispielen mitzutheilen ist der Zweck meiner heutigen Erörterungen.

* * *

Wenn wir den Versuch machen, das, was wir über die Kulturgeschichte der Chinesen wissen, seinem Ursprunge nach einzutheilen, so dürfen wir mit Fug und Recht von zwei Epochen der Geschichte reden. Die erste und älteste möchte ich die Zeit der autochthonen, d. h. der auf eigenem Boden erwachsenen Kultur nennen; die zweite die Zeit der Vermischung mit fremden Einflüssen. Die erste, die Periode der autochthonen Entwicklung, reicht von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. Erst da fängt China an, mit fremden Kulturländern in Beziehungen zu treten, die einen deutlich wahrnehmbaren, historisch nachweisbaren Kulturaustausch ermöglichen. Wenn sich in der vorausgehenden Periode gegenseitige Einflüsse geltend gemacht haben, so können sie nur durch die dicke Scheidewand, die sich zwischen den hochzivilisirten Chinesen des frühen Alterthums und den gleich hochstehenden Westasiaten in Gestalt weiter, von halbwilden Nomaden bewohnter Länderstrecken erhob, gewissermaßen durchgesickert sein. Völkerverkehr zwischen Ost- und Westasien ist in dieser Zeit historisch nicht nachzuweisen; und wenn man Aehnlichkeiten und Anklänge an einzelne Erscheinungen westasiatischen Geisteslebens zu entdecken vermag, so müssen sie entweder in der gemeinsamen Organisation des menschlichen Denkens begründet sein, das unter ähnlichen Umständen zu ähnlichen Mitteln, das Menschenleben zu organisiren, greift, oder aus Wanderungen entstanden sein, deren

Erinnerung aus dem Volksbewußtsein sowohl der Chinesen, wie der Westasiaten vollständig verschwunden ist.

Die Kultur der ältesten Chinesen erreichte ihre Blüthezeit unter dem großen, nüchternen Philosophen Confucius, der von 551 bis 479 v. Chr. lebte. Durch seine Hände gegangen, jedoch theilweise schon ein Jahrtausend früher entstanden, ist die unter dem Namen Schi-king erhaltene Sammlung alter chinesischer Volkslieder. In diesem „Buch der Lieder" ist ein gutes Stück der chinesischen autochthonen Kulturgeschichte enthalten. Dem deutschen Leser möchte ich die Uebersetzung unsres greisen Dichters, Sinologen und Aegyptologen Victor v. Strauß empfehlen; dem Kulturhistoriker, so lange eine aktenmäßige Kulturgeschichte des ältesten China nicht vorhanden ist, die Kapitel „Religion und Kultus" und „Sitten und Lebensweise" in der Einleitung.

Aus jener Zeit sind leider weder Monumentalbauten, noch Gräber erhalten, wie bei den Aegyptern, wohl aber Kunstdenkmäler in Gestalt von metallenen Opfergefäßen, deren stilvolle Ornamente bis jetzt noch in keiner Weise mit der Kunst des Westens in Zusammenhang gebracht werden konnten. Diese älteste Kunst der Chinesen ist in jeder Beziehung eigenartig; ihre Erzeugnisse erstrecken sich auf einen Zeitraum von reichlich anderthalb Jahrtausenden, und was im Anfang dieser Periode geschaffen wurde, sieht den Stilproben aus den letzten Jahrhunderten der vorchristlichen Zeit so ähnlich, daß ein ungeübtes Auge kaum einen Unterschied in den Gefäßformen und ihrer Ornamentik erkennt. Erst um die Wende des 2. Jahrhunderts v. Chr. tritt ein auffallender Wechsel im Kunstgeschmack ein. Diese Thatsache steht in unmittelbarem Zusammenhang mit den politischen Ereignissen, denen China seinen ersten freien Blick in die fernere Welt der westasiatischen Kulturländer verdankt. Was sich von der Kunst mit Hülfe der in jener Zeit durch fremde Einflüsse beeinflußten Ornamentik mit ziemlicher Sicherheit nachweisen läßt, gilt gleichzeitig von manchem anderen Zweige des Kulturlebens. Es fand um diese Zeit eine Art Kulturschub statt, der für die bisher so konservative nationale Entwicklung China's von der größten Bedeutung ist. Da diese erste Eröffnung China's den Westen Asiens aus mehr als einer Rücksicht, den römischen Weltmarkt aber schon wegen des Seidenhandels angeht, so verlohnt es sich der Mühe, auf die Umstände, unter denen sich dieser Wechsel vollzog, etwas näher einzugehen.

Das chinesische Volk war an seinen nördlichen und nordwestlichen Grenzen seit Jahrhunderten von kriegerischen Türkenstämmen, dem Volke der Hiung-nu, von Zeit zu Zeit hart bedrängt worden. Ein anderes, den Chinesen freundlicheres Volk, die in unsern Geschichtswerken mit Unrecht Indoskythen genannten Yüé-tschi, hatte von ihren Einfällen nicht weniger zu leiden gehabt. Die Yüé-tschi waren in ihren ursprünglichen Sitzen an den Ufern des Bulungir von den Hiung-nu besiegt worden und mußten es mit ansehen, daß ihr König enthauptet und aus seinem Schädel ein Trinkgefäß verfertigt wurde. Ein Theil des Volkes floh darauf nach Westen, passirte auf seiner Wanderung das Land Ta-yüan, worunter das jetzige Ferghana zu verstehen ist, und kam nach dem Lande Ta-hia, d. i. Baktrien, wo seit der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. griechische Kultur unter Königen von griechischer Abstammung gepflegt wurde. Die Yüé-tschi unterjochten dieses Land und gründeten ein Reich mit Herrschersitz im Norden des Oxus. Ein Menschenalter hindurch blieben sie dort für China verschollen.

Hier fuhren inzwischen die Hiung-nu fort, den Frieden des Volkes zu stören, über das in den Jahren 140 bis 86 vor Christus ein energischer, unternehmungslustiger, weitblickender Fürst, der Kaiser Wu-ti, regierte. Um den lästigen Erbfeind mit Erfolg zu bekämpfen, suchte Wu-ti einen Verbündeten. Dazu schien ihm kein Volk geeigneter als die entflohenen Yüé-tschi, von denen er glaubte, daß sie, von Rachedurst gegen die Mörder ihres Königs erfüllt, sich mit Freuden den Chinesen zu einem größeren Feldzug anschließen würden. Aber man wußte nicht recht, wohin sich die Yüé-tschi auf ihrer Flucht nach dem Westen gewandt hatten. Deßhalb wurde ein kühner, die Abenteuer liebender General Namens Tschang K'ién damit beauftragt, das ausgewanderte Volk zu suchen. Tschang K'ién begann seinen Zug nach Westen im Jahre 138 v. Chr., gerieth aber unterwegs in die Gefangenschaft der Hiung-nu, aus der er erst nach 10 Jahren entkam, und erreichte 128 das Land Ta-yüan oder Ferghana. Von da aus begab er sich an den Hof der Yüé-tschi in der Gegend des späteren Bokhara, wo er ein Jahr zubrachte. Er machte von dort aus einen Abstecher nach Ta-hia, d. i. Baktrien, und kehrte den Südrand des Tarim-Beckens entlang nach abermaliger Gefangenschaft bei den Hiung-nu im Jahre 126 nach China zurück. Seine Rückkehr war für das seit Jahrtausenden von der Welt des Westens vollständig abgeschnittene chinesische Volk ein Ereigniß von unermeßlicher Tragweite.

Der Bericht, den der General seinem erstaunten Kaiser vorlegte, enthielt die Schilderung von Welttheilen, von denen man in China bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Unter anderem berichtete Tschang K'ién, daß er bei den Baktriern Bambusstöcke gefunden habe, die nur in China, und zwar in der Nähe der Stadt K'iung in der Provinz Ssï-tsch'uan wachsen —, eine charakteristische Bambusart, die leicht an ihrer dreitheiligen Wurzel zu erkennen ist; ferner ein Gewebe, das der General bestimmt als ein Produkt der Provinz Ssï-tsch'uan wiedererkannte. Auf die Frage, woher sie diese beiden Artikel beziehen, antworteten die Baktrier: aus dem Lande Schön-tu. Schön-tu, was für Sindh steht, ist der alte chinesische Name für Indien, der den Chinesen auf diesem Wege zuerst bekannt wurde. Das Land sollte mehrere tausend Li südöstlich von Baktrien gelegen sein und an das große Meer grenzen. Aus der Schilderung, die ihm von der Lage des Landes gegeben wurde, schloß der General ganz richtig, daß Indien verhältnißmäßig nahe an der chinesischen Provinz Ssï-tsch'uan gelegen sein mußte. Er vermuthete, daß von dort aus eine Handelsstraße nach Indien führe, auf der die in Baktrien wiedergefundenen chinesischen Produkte dahin gelangt seien.

Dies ist der erste weite Blick, den China in das Getriebe des Welthandels gethan hat. Von nun an entwickelte sich rasch beim Kaiser der Wunsch, mit den Völkern des Westens in Verbindung zu treten, die starken zu Verbündeten zu machen, die schwachen zu unterjochen. Die Leichtigkeit, mit der ihm dies gelungen ist, hat wohl sicher nicht wenig dazu beigetragen, die Idee vom Sohne des Himmels als eines obersten Schirmherrn der umgebenden Welt zu erzeugen, von der sich China nie ganz trennen konnte. Zwar fühlten sich die Yüé-tschi als Herren in den eroberten Oxusländern viel zu wohl, um wieder zu ihren ehemaligen dürftigen Weiden zum Kampfe gegen die Hiung-nu zurückzukehren, aber sie störten auch den Kaiser nicht in seinen weiteren Unternehmungen.

Der General Tschang K'ién wurde 115 v. Chr. zum zweitenmal nach dem Westen geschickt, um ein anderes, in der Gegend des Sees Issyk-kul angesessenes Volk, die Wu-sun, gegen den Erbfeind aufzureizen. Von dort aus schickte er Untergesandte in die baktrischen Gebiete, und als ein Jahr später Tschang K'ién starb, kehrten diese Untergesandten in Begleitung von Eingeborenen jener Länder nach China zurück. Schon im Jahre 108 wurden die Völker des Tarim-Beckens dermaßen unterjocht, daß dem ungehinderten

Karawanenverkehr zwischen China und den baktrischen Grenzländern nichts mehr im Wege stand. Es ist selbstverständlich, daß von nun ab der Handel zwischen dem fernen Osten und Westasien in ein sicheres Geleise kam. Was den Kaiser Wu-ti von den Schätzen des Westens zunächst am meisten anzog, waren die schönen turkomanischen Pferderassen, die der Fürst von Ta-yüan (Ferghana) in einer Stadt seines Gebietes Namens Jr-schl, nach Angabe späterer chinesischer Historiker in der Gegend des heutigen Uratube gelegen, versteckt hielt. Chinesische Abgesandte, die der Kaiser zum Eintausch solcher Rassepferde nach Ta-yüan geschickt hatte, waren von den Eingeborenen in einen Hinterhalt gelockt und ermordet worden. Dies führte zu einem Rachezug, wie er romantischer nicht gedacht werden kann. Besäßen die Chinesen ein Nationalepos, die Geschichte dieses Feldzugs müßte ihre Iliade sein! Dafür dürfen wir dem in dürrer Prosa in den Annalen der Han-Dynastie mitgetheilten, ungeschminkten Bericht umsomehr Vertrauen schenken, als er sich im einzelnen mit der Erzählung des Ssi-ma Ts'ién, des chinesischen Herodot, der um das Jahr 86 v. Chr. starb und die geschilderten Ereignisse als reifer Mann miterlebt hat, vollkommen deckt.

Danach wurde im Jahre 104 der General Li Kuang-li mit einem Feldzug beauftragt, der an abenteuerlicher Kühnheit nur von den Alexanderzügen übertroffen wird, in seinen Folgen aber für die Kultur des fernen Ostens kaum weniger bedeutsam ist, als die Eroberungen des großen Makedoniers. Durch diese war Westasien bis zu den Abhängen des Tsung-ling der griechischen Kultur näher gebracht worden; der Zug der Chinesen gegen Ferghana aber bahnte den Weg für den Einzug westasiatischer, durch das Griechenthum veredelter Kultureinflüsse im fernsten Osten.

Johann Frhr. v. Wessenberg.

II.

Nach Abschluß des Zweiten Pariser Friedens gab es namentlich in Deutschland noch eine Reihe territorialer Streitfragen zu lösen; zur Lösung derselben wurde die „Frankfurter Territorialkommission" bestellt, an welcher von Seiten Oesterreichs Frhr. v. Wessenberg theilnahm. In dieser Kommission traten die Rivalität der beiden deutschen Großmächte, das Mißtrauen, die Eifersucht und Eitelkeit, die Ländergier und Unbotmäßigkeit der deutschen Fürsten in abstoßender Gestalt zutage. Arneth verweist mit Recht auf den „verhängnißvollen Irrthum" Metternichs, der „immer nur die deutschen Fürsten, von denen die Mehrzahl sich gerade während der napoleonischen Herrschaft in recht erbärmlichem Licht gezeigt, und nie auch das deutsche Volk, welches sich damals weit mehr als jene um das gemeinsame Vaterland verdient gemacht hatte, in den Kreis seiner Berechnungen zog". Außerhalb dieser Kommission wurde endlich auch die Abgrenzungsfrage zwischen Oesterreich und Bayern durch den Vertrag vom 14. April 1816 erledigt. Das Inn- und das Hausruckviertel, sowie der größere Theil Salzburgs gelangten an Oesterreich, einige werthvolle Landstriche, darunter das Berchtesgadener Ländchen, blieben bei Bayern. Die Frankfurter Territorialkommission gelangte erst am 20. Juli 1819 zum Abschluß ihrer Arbeiten.

Frhr. v. Wessenberg hatte schon im Januar 1819 den Wunsch geäußert, sich für einige Zeit ganz vom Dienst zurückziehen zu dürfen, um sich während eines stillen Landaufenthalts auf seinem Gut zu erholen. Es dauerte noch geraume Zeit, bis dieser Wunsch am 17. Mai 1820 erfüllt wurde. Wessenberg erhielt mit einem Wartegeld von 8000 Gulden jährlich den angesuchten längeren Urlaub. In dieser Zeit der Muße und Erholung verfolgte Wessenberg gleichwohl den Gang der öffentlichen Dinge mit gespannter Aufmerksamkeit. Insbesondere fesselten ihn die Vorgänge in Deutschland. Er verurtheilte aufs schärfste die Karlsbader Beschlüsse und die Haltung der deutschen Bundesversammlung, die Maßregelung der Universitäten, sowie die Einschränkung der Preßfreiheit; er sympathisirte mit dem Erstarken des deutschen Volksgeistes und entfremdete sich mehr und mehr von der Politik des Wiener Hofes, wo man seiner gar nicht mehr zu gedenken schien. Trotz seiner Anregung zur dienstlichen Wiederverwendung dauerte seine Stellung außer Dienst über 10 Jahre.

Der Zusammenbruch des so mühsam aufgerichteten Thrones der Bourbonen erschütterte das gesammte Metternich'sche Staatssystem, das ohnehin nur durch verschärfte Maßregeln polizeilicher und militärischer Gewalt aufrechterhalten werden konnte. Die Losreißung und vollständige Trennung Belgiens von der aufgezwungenen Verbindung mit Holland war die nächste Folge der französischen Julirevolution (1830). Die großmächtlichen Hüter der europäischen Ruhe beschlossen zur Eindämmung des „ferneren Umsichgreifens des revolutionären Geistes" die Abhaltung einer Konferenz in London, zu welcher Frhr. v. Wessenberg als zweiter österreichischer Bevollmächtigter entsendet wurde. Die Konferenz hatte sich hauptsächlich mit der Ordnung der belgisch-holländischen Frage zu beschäftigen. Durch den eigensinnigen Widerstand des Königs der Niederlande zogen sich die Verhandlungen ungebührlich in die Länge. Frhr. v. Wessenberg, der an den Arbeiten des Kongresses den wesentlichsten Antheil hatte, verließ nach seinem Wunsch noch vor Beendigung dieses Kongresses London (15. Febr. 1834), wo aufreibende Arbeit, das Klima und die Unzufriedenheit mit der Politik des Fürsten Metternich seine Gesundheit arg geschädigt hatten. Wessenberg stand auf Seiten der Belgier, tadelte entschieden den Starrsinn des Königs Wilhelm und neigte in seinen politischen Ansichten jenen Palmerstons zu. In Wien vertrat man die gegentheilige Anschauung, und Metternich sprach seinen Unwillen über Wessenberg offen aus. Vergeblich nahm der österreichische Botschafter in London, Fürst Paul Esterhazy, seinen Kollegen Wessenberg tapfer in Schutz; dieser wurde bald nach dem Tode Kaiser Franz I. (2. März 1835) in den bleibenden Ruhestand versetzt. Der Schluß der Londoner Konferenz fand erst am 19. April 1839 statt.

Frhr. v. Wessenberg verlebte seinen Ruhestand in fortgesetzter geistiger Thätigkeit. Er beobachtete den Lauf der öffentlichen Angelegenheiten mit lebhafter Aufmerksamkeit, verfaßte Denkschriften über politische, finanzielle, historische rc. Fragen, schrieb eifrig an seinen Tagebüchern, die eine reichhaltige geschichtliche Fundgrube bieten, unterhielt einen regen Briefwechsel mit hervorragenden Persönlichkeiten, unter denen Erzherzog Johann obenan zu nennen ist, beschäftigte sich mit Lektüre, mit seiner Familie und mit der Bewirthschaftung seiner Güter im Breisgau und in Böhmen. Wiederholt führten ihn seine Reisen auch nach Wien, wo er von Metternich mit großer Freundlichkeit behandelt wurde.

Da brach der Sturm des „Völkerfrühlings" 1848 herein und fegte das „für ewige Zeiten" aufgerichtete Metternich'sche Staatssystem über Nacht hinweg; der allgewaltige Fürst-Staatskanzler mußte in rascher Flucht sein Heil suchen. Sehr bezeichnend sind die Aeußerungen des Erzherzogs Johann in einem Brief (Wien, 7. März 1848) an Wessenberg. Nach einem Blick auf die Vorgänge in Frankreich heißt es darin: „Und das deutsche Vaterland, was wird aus diesem werden? In den meisten und auch in den ruhigsten Ländern überall Aufregung, überall lautwerdende Wünsche und Forderungen der Völker! Die Regierungen, welchen Weg werden diese einschlagen, wo

liegt die Grenze der Befriedigung? Ernste Fragen, wer wird diese beantworten? Sie müssen beantwortet werden, ob gut oder schlecht, dies wird für die Zukunft entscheiden. Behagliche Ruhe wie in den verflossenen 30 Jahren ist nicht mehr möglich. Schrecken verursacht mir diese Zeit nicht, sie war mir nie fremd, aber sie erfüllt mich mit banger Besorgniß, daß man nicht allgemein jene Kräfte, jene moralische Thätigkeit entwickelt, welche allein retten können. Die Zeit eilt und ebenso die Ereignisse, es heißt hier handeln und mit der Zeit wuchern, keinen Augenblick versäumen."

Der Erzherzog erkannte mit richtigem Blick das Herannahen des Sturmes auch für Oesterreich, aber er sah auch mit bitterem Leid die Erbärmlichkeit und Unhaltbarkeit der Zustände in seinem Vaterland. Nur wenige Tage nach seinem obigen Brief brach in Wien die aufständische Bewegung aus, welche das bisherige Regierungssystem und seinen Hauptträger beseitigte. Wessenberg folgte dem stürmischen Lauf der Begebenheiten in athemloser Spannung; er sympathisirte mit den Reformideen. „Kein Schritt rückwärts mehr, sondern vorwärts zum Ziel!" schrieb er dem Erzherzog Johann (24. März 1848).

Ganz unvermuthet zogen diese Ereignisse auch Wessenberg in den Kreis ihrer drängenden Bewegung. Der österreichische Bundespräsidialgesandte in Frankfurt a. M., Graf Franz Colloredo, verlangte den politischen Zuständen gegenüber ungestüm seine Abberufung. Da lenkte Erzherzog Johann die Aufmerksamkeit der Wiener Kreise auf Wessenberg, als den geeignetsten Mann für diesen Posten. Doch Wessenberg lehnte im Hinblick auf die Schwierigkeit der Aufgabe und auf sein vorgeschrittenes Alter und seine andauernde Kränklichkeit diese Mission ab. Da erging wenige Zeit später der dringende Ruf an ihn, im österreichischen Ministerium die Leitung der auswärtigen Geschäfte zu übernehmen. „In Wessenbergs selbsteigenem Interesse," sagt A. v. Arneth, „sowie in dem noch weit höher stehenden der Sache, um die es sich handelte, ist es wohl nur zu bedauern, daß er (Wessenberg) an dem Entschluß, den er hinsichtlich des Frankfurter Postens gefaßt hatte, nicht auch in dem Augenblick festhielt, in dem ihm die noch unendlich viel schwierigere Aufgabe zugemuthet wurde, an die Spitze des Ministeriums des Aeußern zu treten."

Das ist sicherlich wahr; dennoch ist es lobend anzuerkennen, daß Wessenberg in den Tagen der Noth und der Gefahr dem Ruf seines Kaisers folgte und, wie er selbst betont, „einzig und allein aus Pflichtgefühl" in so bedrohlichem Augenblick sich seinem Vaterland nicht entzog. Er selbst kannte am besten die engen Grenzen seiner Leistungsfähigkeit, welche Alter und Kränklichkeit ihm setzten. Als er am 26. Mai 1848 in Wien eintraf, war der Kaiser und sein Hof vor der Revolution nach Innsbruck geflüchtet. Dorthin begab sich auch Wessenberg und bat um Enthebung von den ihm auferlegten Pflichten, denen er nicht mehr gewachsen sei. Im äußersten Nothfall wolle er die Leitung des Ministerpostens für einige Zeit übernehmen. Diese Noth war da, und Wessenberg mußte bleiben, zur Freude aller aufrichtigen Freunde der schwer heimgesuchten habsburgischen Monarchie. Auch außerhalb Oesterreichs wurde der Eintritt Wessenbergs in das Ministerium gut und vertrauensvoll aufgenommen.

Die italienische und die deutsche Frage boten damals in der auswärtigen Politik die größten Schwierigkeiten, deren auch Wessenberg trotz des besten Willens nicht leicht Herr werden konnte; doch boten in Italien der Held Radetzky, in Deutschland der zum Reichsverweser gewählte Erzherzog Johann einige Zuversicht und Beruhigung. Der überstürzende Gang der Ereignisse brachte indessen dem erschöpften Wessenberg nicht nur keine Erleichterung im Amt oder gar die ersehnte Enthebung von demselben, sondern er mußte im Juli 1848 sich zur Bildung eines neuen Kabinets entschließen und darin das Präsidium übernehmen. In dieser Eigenschaft ward er nun auch mit den Sorgen der inneren Wirren im damaligen Oesterreich belastet und es ist buchstäblich wahr, wenn er in einem Brief an Erzherzog Johann (3. September) klagt: „Wir leben dahier (in Wien) von beständigen Stürmen belagert, und es ist wahrlich schwer, seinen Verstand in dem Gewirr von Unsinn nicht zu verlieren." Die wachsenden Schwierigkeiten in und mit Ungarn vermehrten die Trostlosigkeit der Situation; der Wiener Oktober-Aufstand machte dann jedes weitere Fortschreiten auf dem Wege friedlicher Reformen unmöglich. Wessenberg, der bei der scheußlichen Ermordung des Kriegsministers, des Grafen Latour, ebenfalls in Lebensgefahr schwebte und nur mit genauer Noth flüchten konnte, begab sich an den kaiserlichen Hof nach Olmütz, wo er bald erkennen mußte, daß inzwischen ganz andere Strömungen im Staatsleben zur Geltung gelangten und seine Person überflüssig, wenn nicht gar lästig wurde. Anfang November schreibt er: „Ich habe den Fehler, rein konstitutionell zu sein und bleiben zu wollen, weil wir einmal in diese Bahn durch die Macht der Zeit geworfen wurden und mir kein anderer Weg möglich scheint, die mir theure Monarchie zu retten."

Fürst Alfred Windischgrätz und Fürst Felix Schwarzenberg hofften diese Rettung der Monarchie auf dem Wege des Absolutismus zu erreichen; Fürst Schwarzenberg wurde zur Bildung eines neuen Ministeriums berufen, und es vollzogen sich die neuen Veränderungen größtentheils ohne Vorwissen Wessenbergs, obgleich dieser dem Namen nach noch immer an der Spitze der Regierung stand. Ist es doch charakteristisch für die Vernachlässigung, ja Beleidigung des vielverdienten Staatsmannes, daß der wichtige Akt des Thronwechsels vorbereitet und durchgeführt wurde, ohne daß Wessenberg davon vorher nur die geringste Kunde erhalten hatte. Nachdem er wiederholt um seine Entlassung angesucht, wurde er endlich (18. November) von seinem Amt enthoben. Fürst Felix Schwarzenberg trat an die Spitze des neuen Ministeriums. Wessenberg kehrte in seine Heimath nach dem Breisgau zurück, wo er das letzte Decennium seines Lebens in gewohnter rastloser, geistiger Arbeit und in anregendem persönlichen und schriftlichen Verkehr verbrachte, von häuslichem Unglück und vielen körperlichen Leiden gedrückt, von den Zeitgenossen ziemlich vergessen. Am 1. August 1858 starb er. Wenige Jahre später (1865) erlosch mit dem Selbstmorde seines Enkels, Heinrich v. Wessenberg, des letzten männlichen Sprößlings, das alte Geschlecht.

Dem halbverschollenen, vielfach verkannten Staatsmann Joh. Frhrn. v. Wessenberg setzte Alfred v. Arneth dieses schriftliche Denkmal. „Denn nicht leicht hat irgend Jemand Oesterreich inniger und hingebender geliebt als er, ihm aufopfernder gedient, mehr für ihn gearbeitet, ertragen und gelitten, als dies bei Wessenberg der Fall war. Darum wird ihm hoffentlich in diesem Lande wenigstens von denen, welche die beiden hervorstechendsten Eigenschaften Wessenbergs, treues Festhalten an der eigenen Ueberzeugung und furchtloses Bekennen zu ihr, zu den edelsten Mannestugenden zählen, ein ehrendes Andenken bewahrt werden. So wie anderswo, hat es ja auch in Oesterreich zu allen Zeiten nicht allzu Viele, die es hierin Wessenberg gleichthaten, und kaum Einen gegeben, der ihn noch übertraf. . . ."

Prof. Dr. J. H. Schwicker.

Mittheilungen und Nachrichten.

G. Die nunmehr vollständig herausgegebene Korrespondenz zwischen Robert Burns und seiner Freundin und Kritikerin Mrs. Dunlop (Robert Burns and Mrs. Dunlop by William Wallace, London. Hodder and Stoughton) ist ein höchst lesenswerthes, interessantes Buch. Es enthält 97 meist sehr lange Briefe der Mrs. Dunlop von nicht immer einwandfreiem Stile, die ohne Kürzungen, soweit die Prosa in Betracht kommt, wiedergegeben sind. Ihre Verse sind uns größtentheils erspart geblieben. Mrs. Dunlops Charakter bietet, ganz abgesehen von ihren Beziehungen zu Burns, viel Eigenartiges, und ihre Briefe sind eine getreue Selbstportraitirung einer schottischen Edeldame aus dem 18. Jahrhundert. Sie hatte Söhne im Landheer in Indien und in der Marine, und ihre Töchter waren an französische Emigranten verheirathet und von manchem harten Schicksalsschlag betroffen. Aber trotz all ihrer persönlichen Sorgen und Mühen und ihrer liebevollen Aufopferung für die Ihrigen bewahrte sie sich lebhaftes Interesse an der Litteratur und Politik und pflegte ein wahrhaft mütterliches Freundschaftsverhältniß zu dem „Bauernsänger", dessen Wesen in mancher Hinsicht ihr Feingefühl verletzte, für dessen Genius sie jedoch eine aufrichtige und schöne, wenn auch nicht immer begründete Verehrung hegte. Durch den Schwulst und die Geschraubtheit des damaligen Briefstils hindurch erblickt der Leser in Mrs. Dunlop eine weise und großherzige Frau. Der erwähnte Briefwechsel macht uns mit viel Eigenartigem und Neuem bekannt. Currie und Cromek hatten die schönsten Briefe von Burns schon veröffentlicht, aber sie beachteten gar manches Charakteristische nicht, so z. B. eine Stelle aus einem Briefe vom Jahre 1788, der an Mrs. Dunlops Sohn gerichtet ist, und in dem der Dichter seine Vermählung in echt Burnsschen Ausdrücken mittheilt: „Wissen Sie, daß ausgenommen für Ihre Frau Mutter und die ganze gute Familie, meine Existenz oder Nichtexistenz für die große Welt, der ich unlängst Lebewohl sagte, von ebenso geringer Bedeutung ist, wie die Satelliten des Georgianischen Gestirns für Ihre Arbeiter? Ich habe dies von Anfang an vorausgesehen. Der Ehrgeiz konnte keinen höheren Wunsch erzeugen, als den, mit der „Novität" vermählt zu sein; ich aber zog mich in die Einsamkeit zurück mit schönem Stolz und einigen schönen Pfunden, und selbst da genieße ich das besondere Glück der Freundschaft und des Briefwechsels mit Mrs. Dunlop, ein Glück, das ich nächst den süßesten Banden, in die mein Herz geschlagen ist, stets dankbar preisen werde. Darum rufe ich der Welt in meinem „Ploughman Compliment" gut Glück zu. Ihre Frau Mutter machte nie eine Anspielung, daß ihr die jüngste Veränderung in meinem Leben zu Ohren gekommen sei, und ich wußte nicht, wie ich sie ihr mittheilen sollte. Ich fürchte, sie wird die Beweggründe meiner Handlung nicht völlig billigen, und so habe ich bisher gänzlich geschwiegen. Ich sah, daß in meiner Hand das Glück oder Unglück eines einst und noch jetzt vielgeliebten Wesens lag, und ich wagte nicht, mit einer solchen Sache zu spielen. Stolz und scheinbares Recht, gleich echten mörderischen Königsadvokaten, sprachen viel von mir zugefügten Kränkungen und Ungerechtigkeiten, aber die Großmuth, die Menschlichkeit und die Versöhnlichkeit waren so unwiderlegliche Rathgeberinnen für den armen Geschworenen, daß eine Jury alter Anhänglichkeit und neuer Zärtlichkeit den Urtheilsspruch fällte — Nicht schuldig!"

Schon zu Anfang ihrer Freundschaft stellt Mrs. Dunlop Burns wegen seiner Verletzung des literarischen, nicht des persönlichen Anstandes in bestimmten Ausdrücken zur Rede. Sie schrieb: „Machen Sie sich klar, was für ein köstliches Vergnügen Sie mir hätten bereiten können, wenn Sie ein halbes Dutzend Stellen gestrichen hätten, die Ihnen Ihr eigenes Gefühl als unpassend bezeichnen muß, und die nur in einer Kilmarnock'schen Ausgabe des ersten Werdeganges von Schriftstellern entschuldbar sind, denen der Verkehr mit der Welt versagt ist, und die mit dem Witz in seinem schlechtesten Aufputz, bevor noch sein Gesicht gewaschen ist, zufrieden sind, weil sie ihn nie besser gekleidet gesehen haben. Aber wie soll ich vor mir selbst eine Wiederholung jener alten und neuen Unschicklichkeiten entschuldigen, denen Sie Ihre Unterschrift und meinen Namen leihen, und die Sie drucken lassen, nachdem Sie doch so lange in der gebildeten Welt gelebt und, was noch schlimmer ist, nachdem Sie Briefe geschrieben haben, die einen großen Geist voll der zartesten Gedanken und höchsten Fähigkeiten verrathen, der in Ihrer Stellung zehnfachen Glanz auf seinen Besitzer zurückstrahlt?"

Selbst „Tam o' Shanter" beleidigte Mrs. Dunlops übertriebenes Feingefühl. Ein Jahr, nachdem sie mit dem Dichter Freundschaft geschlossen hatte, machte sie Burns Vorstellungen über den schlimmen Einfluß, den sein „unvergleichlicher West-Inder", Richard Brown, auf ihn ausübe: „Er verwischte den feinen Glanz, den die Hand des großen Schöpfers der menschlichen Seele verlieh, und der, wenn einmal getrübt, durch keine Kunst wiedererlangt werden kann. Er erweiterte Ihren geistigen Horizont, lehrte Sie, reines Gold für gleißenden Flitter aufgeben und die natürlichen Empfindungen des ehrlichen Bauern gering achten, jene Empfindungen, die Sie einst in Ihrer eigenen Brust hegten und die Sie auf Andere übertrugen, ihnen damit eine Seligkeit schaffend, wie sie Reichthum, Ruhm oder Kenntnisse nicht zu verleihen noch zu ersetzen vermögen. Von diesem Augenblick an machte er aus Ihnen einen weniger glücklichen Menschen und einen weniger schätzenswerthen Mann und stellte Sie auf gleiche Stufe mit jenen Adeligen, über die sich zu erheben Sie geboren wurden, indem er Ihre reinsten Freuden und vernunftgemäßesten Bestrebungen in trivialen Zeitvertreib verwandelte und ernste Neigung zu gezierter Fopperei und modischer Buhlerei erniedrigte, die keiner aufrichtigen Erwiderung würdig ist. Während Sie auf der Jagd nach Vervollkommnung jeden Nerv anspannten, liefen Sie unglückseligerweise unter lauten Beifallsrufen den Weg zurück und verloren den Menschen auf der Suche nach dem Edelmann."

Es ist in hohem Maße charakteristisch für Burns und Mrs. Dunlop, daß ihre Freundschaft nach einer so übermäßig offenen Sprache ungetrübt fortbestand. Die Einsicht, welche die Ermahnerin des Dichters in diesem Briefe entfaltete, ist wirklich bemerkenswerth. Weniger glücklich ist sie in einem anderen Briefe, in dem sie Burns auffordert, sich mit einem „epischen Werk" zu versuchen. So freimüthig Mrs. Dunlop mit ihrem Tadel war, ebenso verschwenderisch spendete sie Lob, und Burns löste seine Schuld ihr gegenüber ein, indem er seiner Freundin bescheidene Verse, wenn auch nicht übertrieben, lobte. Ein andermal begleitete Mrs. Dunlop eines der zahlreichen Geldgeschenke, die sie dem Dichter machte, mit folgender Anekdote: „Da Ihr Mißfallen weniger schrecklich als das meinige ist, habe ich, selbst auf die Gefahr hin, das Ihrige zu erregen, gewagt, Ihnen eine Anweisung auf 5 Pfund Sterling an die Thistle Bank zu schicken. Habe ich unrecht gethan — wie Lord Banton zu seiner Frau sagte, als sie von einem Dutzend seiner Tischtücher eines vermißte: „Meine Theure! Bei der Beerdigung meiner letzten Frau vergaß ich es herauszuziehen, als ich ihre Leiche in den Sarg legte. Das nächstemal werde ich es besser machen."

Welch hohen Werth Mrs. Dunlop auf Burns Freundschaft legte, bezeugt eine Stelle in einem Briefe, den sie schrieb, als der Dichter infolge von Trägheit oder vorübergehenden Gekränktseins lange Zeit verstreichen ließ, bis er ihr antwortete: „Sollte ich Ihnen nie wieder schreiben, was, ausgenommen Sie wünschen es, gewiß nicht der Fall sein wird, so werde ich diesen Briefwechsel mit größerem Schmerz als irgend einen anderen in meinem Leben aufgeben. Mein Schweigen ist nicht der Ausfluß des Verdrusses über das Ihrige, es entspringt vielmehr einzig und allein jenem unaussprechlichen Etwas im weiblichen Gemüthe, das uns den Verkehr mit uns lästig erscheinen läßt von dem Augenblick an, wo er aufhört, überschätzt zu werden, und uns verbietet, uns irgend Jemand aufzudringen, der den Gefallen an diesem Verkehr verloren hat, weil die Zeit seine Schalheit, die die Neuheit verbarg oder die Höflichkeit zuerst nicht zugestehen wollte, aufdeckte. War Ihre Höflichkeit dieser Art, so wurde sie mir lange zutheil. Sie sah so sehr nach Freundschaft aus, daß die Eitelkeit den Unterschied nie herauszufühlen vermochte, und diese Annahme war viel zu schmeichelhaft für mich, als daß ich sie verworfen hätte, selbst dann, wenn Jemand, dessen Talent ich bewunderte, und dem mein Alter und meine Nationalität Ehrfurcht einflößten, den geringsten Zweifel daran erweckt hätte. ... Ich will Sie nicht bitten, mir zu antworten, ja wünsche gar keinen Brief von

Ihnen, wenn Sie ihn lieber nicht schreiben möchten, da es viel besser ist, sich unglücklich zu fühlen, als Anderen, die man nicht zurückzurufen vermag, und denen unsre besten Wünsche kein Vergnügen bereiten, lästig zu fallen. Sollte dies schon mit uns der Fall sein, so sind doch Sie, Ihre Frau und Knaben meiner besten Wünsche sicher. O Burns! Muß ich Ihnen auf diese Weise Lebewohl sagen, ohne zu wissen, ob es für immer ist? Was für kurzsichtige, klägliche Geschöpfe sind wir doch! Wenigstens ist — Frau A. Dunlop."

Einen Monat später läßt sie ihr Entschluß im Stich und sie schreibt: „Mein theurer Herr! Ich sagte, ich würde Ihnen nie wieder schreiben, es müßte denn sein, daß Sie sich die Mühe gäben, mich darum zu bitten. Wollen Sie mich meines Entschlusses entbinden, dem treu zu bleiben mir schmerzlich ist, und darf ich mir noch schmeicheln, Sie werden erfreut sein, von mir zu hören, obgleich Sie mich davon überzeugt haben, daß Sie wohl die Gunst erweisen, einen Brief hinzunehmen, ihn zu erbitten jedoch verschmähen?"

Es ist sehr zu bedauern, so schreibt „The Daily Chronicle", daß der Briefwechsel unterbrochen wurde bis 18 Monate vor dem Tode des Dichters. William Wallace's Buch enthält auch den letzten Brief, den Burns im vollen Bewußtsein seines herannahenden Endes, das 11 Tage später erfolgte, an Mrs. Dunlop schrieb, und worin er seiner vernachlässigten Freundin in würdigen, wahrhaft pathetischen Worten Lebewohl sagt.

γ Um die Mitte dieses Jahrhunderts wurden bei Ausgrabungen in der Vigna Marini nahe der Via Appia bei Rom Gegenstände eigenthümlicher Art aus einem Grabe zutage gefördert. Es waren über 50 zusammengerollte, auf der Innenseite mit Figuren und Schriftzeichen versehene Bleitafeln. Sie enthielten in griechischer und (nur in einem Falle) in lateinischer Sprache abgefaßte Beschwörungsformeln, womit spätrömische Wagenlenker ihren Nebenbuhlern zu schaden glaubten. Außer einigen wenigen Abbildungen und der von de Rossi im Jahre 1880 veröffentlichten lateinischen Tafel blieb die Hauptmasse unbekannt, ja selbst der Aufbewahrungsort war verschollen. Endlich gelang es dem durch die Ausgabe der attischen Beschwörungstafeln rühmlich bekannten Gelehrten Dr. Richard Wünsch, die Sammlung im Museo Kircheriano in Rom, wohin sie nach einigen Irrfahrten gelangt war, in gutem Zustande wieder aufzufinden. Sogleich schritt er an die Bearbeitung, deren Ergebniß nun in einem starken Heft vorliegt: Sethinnische Verfluchungstafeln aus Rom, hrgg. von Richard Wünsch, Leipzig, Teubner. Zunächst gibt der Verfasser eine genaue Wiedergabe der in das Blei eingegrabenen Schriftzüge, die oft eine doppelte ist, da die vielen Zauberfiguren wegen ihrer hohen Bedeutung nicht wegfallen durften. Dann wird eine zeitliche Bestimmung der Schrift vorgenommen: aus den Schriftformen, aus sprachlichen Erscheinungen, aus den vorhandenen Eigennamen erschließt Wünsch die Wende des 4. Jahrhunderts als Abfassungszeit der Bleitafeln. Es folgt eine Schilderung des römischen Rennlebens mit seinen Ränken und Listen und endlich die Einordnung der gewonnenen Thatsachen in die Abschnitte der alten Religions- und Zaubergeschichte, die hier in Betracht kommen. Es ist erklärlich, daß der an letzter Stelle genannte Wissenschaftszweig den meisten Vortheil aus obiger Veröffentlichung zieht; mit feinem Verständniß wird Aegyptisches, Griechisches und Gnostisches gesondert, wird die Verschmelzung fremdartiger Bestandtheile geschildert. So z. B. tritt der Verfasser mit gewichtigen Gründen der herrschenden Meinung entgegen, als sei das bekannte Spottkruzifix, von dem Palatin, den gekreuzigten Jesus mit Eselskopf darstellend, eine Verhöhnung des christlichen Glaubens; wir haben das Bild nun als ein gnostisches Kultzeichen anzusehen. Auf der anderen Seite erhalten wir bei Durchsicht dieser Tafeln einen sehr belehrenden, neue Gesichtspunkte bietenden Einblick in das Leben und Treiben in der römischen Rennbahn zur Zeit des Theodosius; wir erfahren die Hoffnungen und Sorgen der Wagenlenker, die Namen ihrer Pferde und der Partei, für welche sie liefen. Von den bekannten Parteien der Weißen, Grünen, Rothen und Blauen sind die drei ersten hier vertreten. Daß auch die Sprachwissenschaft nicht leer ausgehen werde, war schon auf Grund des hohen Alters jener Schriftdenkmale zu erwarten. Es genüge, auf das Wort ζέκλα 20,72 hinzuweisen, was nunmehr das älteste Beispiel des Uebergangs vom römischen c (k) in z ist. Das vorliegende Griechisch ist ein wichtiger Zusatz zu den italienischen Zeugen griechischer Sprache und unterscheidet sich deutlich in gewissen Punkten von der anderswo, z. B. in Aegypten, herrschenden Mundart. Auch hier geht Wünsch sehr umsichtig zu Werke, doch sehe man δεὶ Φρυγία aus δεὶ Φυδρία lieber vermittelst der Mittelstufe δεὶ Φυγρια abgeleitet, wie ja auch in Handschriften oft ἔφυγρος und ἔφυδρος wechseln. Auch scheint in ἤδη ἤδη ἤδωσιν ταχύ ταχύ, was die Form ἤδωσιν anlangt, keine Fortbildung aus ἤδη, sondern vielmehr ἴδωσιν zu stecken: „bald, bald sollen sie es merken (nämlich den Zauber), schnell, schnell!" Möge es dem Verfasser vergönnt sein, mitsammt seinem Freunde Prof. Dr. Albrecht Dieterich in Marburg, dem die vorliegende Schrift gewidmet ist, uns noch manchen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Religionswesens und Aberglaubens der Alten zu bescheren!

γσ. **Berlin.** Die Akademie der Wissenschaften beging am 30. Juni nach altem Herkommen ihren Leibniztag durch eine Festsitzung. Kurz nach 5 Uhr nachmittags versammelten sich die Akademiker in dem historischen Sitzungssaale, dessen Ausstattung noch an den Beginn unsres Jahrhunderts erinnert. Der beständige Sekretär Geheimrath Waldeyer nahm zuerst das Wort zu einer Darlegung über die bei der Akademie bestehenden Stiftungen und ihre Wirksamkeit für wissenschaftliche Aufgaben. Leibniz hegte nach den Ausführungen des Redners von Anfang an die Absicht, zugunsten der Akademie materielle Mittel in reichlichem Maße flüssig zu machen, die er besonders zu wissenschaftlichen Reisen, astronomischen Beobachtungen und experimentellen Forschungen nutzbar machen wollte, auch die Kurfürstin Sophie Charlotte unterstützte diese Bestrebungen. In den von Jablonski dem Kurfürsten Friedrich III. vorgelegten Stiftungsplänen ist eine Einnahme für die Akademie aus dem Monopol der Herstellung von Kalendern in Aussicht genommen, dessen Ertrag auf 2500 Thaler jährlich geschätzt wird. Man wollte besonders zu astronomischen Studien „gute Observatores" über Moskau und Batavia nach China schicken, die auch die Reinheit des Glaubens daselbst befördern sollten. Doch erst mit der Erneuerung der Akademie durch Friedrich den Großen konnten ihr reichlichere materielle Mittel zur Verfügung gestellt werden. Das Eller'sche Legat zur Beförderung mathematischer Studien ist eine der ältesten Stiftungen bei der Akademie; die heute bestehenden elf großen Stiftungen, die den umfassendsten Aufgaben dienen, datiren jedoch zum größten Theil erst aus der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts. Das Steiner'sche Legat befördert die Mathematik, die Savigny-Stiftung die Rechtswissenschaft, während die Mittel der Humboldt-Stiftung der Naturforschung in weitestem Umfange zugute gekommen sind; so ist die hochbedeutsame Plankton-Expedition des Prof. Hensen durch diese Stiftung ermöglicht worden. Die Sprachwissenschaft, diese eigenste deutsche Schöpfung, findet durch die Bopp-, Diez- und Charlotten-Stiftung immer wieder die Mittel zu neuen, zeitgemäßen Unternehmungen. Die altmexicanischen Bilderhandschriften Alexander v. Humboldts zu publiziren, hat die Graf Loubat-Stiftung der Akademie ermöglicht. Während die Eduard Gerhard-Stiftung der klassischen Archäologie zugute kommt, kann die Akademie über die Zinsen der $1\frac{1}{2}$ Millionen großen Wenzel-Heckmann-Stiftung frei nach ihren Absichten und Zwecken verfügen. Die griechischen und lateinischen Inschriftenwerke, die Prosopographie der römischen Kaiserzeit, die Herausgabe der Aristoteles-Kommentatoren, die Münzenwerke, die Unternehmungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte im 18. Jahrhundert und zur Geschichte des Großen Friedrich, die Edition der Werke Kants, die Herstellung eines Wörterbuchs der älteren deutschen Rechtssprache, sowie eines großen ägyptischen und lateinischen Wörterbuchs, das letztere in Verbindung mit den anderen deutschen Akademien, die Publikation der wichtigsten Quellenwerke für die Geschichte des Islam sind neben sonstigen Leistungen Zeugnisse für die Art, mit der die Mittel von der Akademie benutzt werden. Neuerdings ist der Plan einer Klassifikation sämmtlicher bekannter Thierspezies in Angriff

genommen worden. Die moderne Naturforschung bedarf, wie der Vortragende betonte, besonders großer materieller Mittel zur Ausführung ihrer Aufgaben und solche Forschungen, wie die jüngst in England gelungene Flüssigmachung des Wasserstoffs, können nur mit reicher materieller Unterstützung in Angriff genommen werden. Die Astronomie bedarf heute gleichfalls großer materieller Mittel, um ihren Fortschritten gemäß arbeiten zu können. Diese Mittel, hofft der Vortragende, werden der Akademie anläßlich ihres 200jährigen Geburtstags reichlich zuströmen. — Alsdann hielt Prof. Engelmann, als Nachfolger E. du Bois-Reymonds in die Akademie berufen, seine Antrittsrede. Der in mittlerem Lebensalter stehende Gelehrte betonte in seinen Darlegungen die Bedeutung des Vorlandes, von dem aus der Physiologe zu seinen eigentlichen fachwissenschaftlichen Studien gelange. War dieses Vorland ehemals die Heilkunde, so fanden sich seit Beginn unsres Jahrhunderts Forscher, die theils von der Anatomie aus, theils von der Physik und später von der Chemie aus zur Physiologie, der „Physik des Lebendigen“ kamen. Im Beginn seiner eigenen Studien beherrschte die Feststellung der Zelle als des Elementarorganismus κατ' ἐξοχήν durch Schwann schon die Biologie, dazu kamen dann später die epochemachenden Anregungen, die Helmholtz, Darwin, Liebig und Du Bois-Reymond durch die Aufstellung ganz neuer Sätze und andrerseits durch die unendliche Verfeinerung der wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden gaben. v. Bezold und Gegenbaur nennt Engelmann seine Lehrer, durch sie ist er seinem eigentlichen Forschungsgebiet der mikrophysiologischen Forschung vom Wachsthum der Zelle und deren Funktionen zugeführt worden; für diese Forschungen nun ist es ihm gelungen, zum größten Theil neue, sich als vortheilhaft erweisende Methoden aufzustellen. Er hofft die Vorgänge des Wachsthums, der Muskelbewegung, der Befruchtung und der Fortpflanzung in genetisch vergleichender Forschung mehr und mehr zu erhellen. — Geheimrath Waldeyer feierte in seiner Begrüßungsrede den neuen Akademiker als den Pfadfinder auf den Forschungsgebieten von der Fortpflanzung der Infusorien und Bakterien, namentlich betonte er die photometrischen Bakterienstudien Engelmanns und seine Untersuchungen über die Einwirkung des Lichts auf die thierische Netzhaut und stellte ihn als Forscher in die Reihe der Ehrenberg, Alexander Braun und Swammerdam. — Als zweites neues Mitglied sprach Prof. Kekule v. Stradonitz. In seiner Einführungsrede gab er einen trefflichen Ueberblick über die Entwicklung der Archäologie des klassischen Alterthums von Winckelmann bis heute und gab einen Ueberblick auf die umfassenden Aufgaben, die der heutigen archäologischen Wissenschaft gestellt sind, die sich zu einer Kunsterklärung der Werke des Alterthums entwickelt hat und diese neue Aufgabe nur im Hinblick auf die Dichtkunst und das gesammte geistige Leben der klassischen Völker einer Lösung zuführen können wird. Er ließ der Genialität von Welkers Persönlichkeit, dessen Leben er beschrieben hat, volle Geltung zutheil werden und forderte neben einem liebevollen Versenken in die Persönlichkeit der einzelnen Künstler und der einzelnen Epochen ihres Schaffens für den modernen Archäologen die Antheilnahme an der lebendigen Dichtung und geistigen Arbeit seiner eigenen Zeit als Vorbedingung für ein fruchtbares Studium. Die Anregungen seiner Lehrer, Friederichs, Brunns, Otto Jahns und Schnase's sind ihm bei seinen Studien stets maßgebend gewesen, und in ihrem Sinne hofft er seine Kraft der weiteren Erforschung des antiken Kunstlebens zu widmen. Gelte es doch heute, nachdem die „Wissenschaft vom Spaten“ Olympia, Pergamon, Troja und Mykene aufgedeckt, die Blüthe altionischer Kultur aus dem Alluvium zu heben. — In seiner Begrüßung des Forschers konnte Geheimrath Diels auf dessen im Großbetrieb und im Kleinbetrieb der Wissenschaft erprobtes organisatorisches Talent hinweisen, dem die Aufdeckung einer späthellenischen Kunstblüthe in Priene zu danken sei, und zugleich dem Streben des Gelehrten Anerkennung zollen, dessen künstlerischem Geiste nicht die erforschten Thatsachen das letzte Ziel darstellen, der vielmehr das Typische und Gesetzmäßige der Kunstentwicklung mit Sicherheit plastisch herauszuarbeiten berufen sei. An die Begrüßung schloß sich nunmehr die formvollendete, in warmer Empfindung gesprochene und doch ein wenig kritisch gefärbte Gedächtnißrede Prof. Engelmanns auf E. du Bois-Reymond, sowie die Gedächtnißrede Prof. Dümmlers, die dem verstorbenen Wilhelm Wattenbach galt, dem ersten Kenner unsrer mittelalterlichen historischen Ueberlieferung, dem warmen deutschen Patrioten und feinsinnigen wie freimüthigen Gelehrten, dessen weiches und doch kernhaft niederdeutsches Naturell ihn als Menschen so liebenswerth erscheinen ließ. Die Verkündung der Preisaufgaben folgte. Es ist für 1901 eine mathematische und eine astronomische Preisaufgabe gestellt, über die noch das Nähere bekanntgegeben werden wird; ferner fordert die Akademie zum 200. Stiftungstag eine Darstellung der Grundgedanken und der Quellen des Leibniz'schen Systems, die über die bisherigen Darstellungen hinausgeht und den Gegenstand wissenschaftlich vertiefen soll; besonders der Nachweis der Abhängigkeit der einzelnen Leibniz'schen Sätze von einander innerhalb des Systems soll erbracht werden. Aus der Gerhard-Stiftung ist dem in Smyrna weilenden Dr. phil. Wiegand eine Summe von 6800 M. überwiesen worden zur Förderung seiner Studien der älteren Architektur der Akropolis in Athen.

* **Berlin.** Prof. Leyden ist von der französischen Akademie der Wissenschaften zum korrespondirenden Mitglied erwählt worden.

* Ein Sittlichkeitskongreß. Mitte Juli laufenden Jahres findet in London ein internationaler Kongreß statt, auf welchem die Frage der öffentlichen Sittlichkeit von sozialpolitisch geschulten Männern und Frauen erörtert, die verschiedenen Standpunkte auf diesem Gebiete klargelegt und womöglich neue Gesichtspunkte gefunden werden sollen, um ein die moderne Kulturwelt im innersten Kern gefährdendes Uebel wirksam zu bekämpfen. Der Kongreß wird von der Federation abolitioniste einberufen, und Mrs. Josephine Butler, die Gründerin dieser Federation und Urheberin der abolitionistischen Bewegung, wird die Verhandlungen auf demselben leiten. Die abolitionistische Bewegung richtet sich gegen die vom Staate tolerirte Prostitution und fordert die gleichen Moralgesetze für beide Geschlechter.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. 24. Jahrg. Augsburg. J. A. Schlosser'sche Buchhandl. (F. Schott) 1897. — Kirchliche Monatsschrift. Organ für die Bestrebungen der positiven Union. Hggb. von G. Lasson. 17. Jahrg., Hft. 9. Gr.-Lichterfelde, Berlin, Edwin Runge 1898. — E. Nascher: Geschichte der Weltliteratur. 1. Lfg. Berlin, Leipzig, Wien, Fischer u. Franke. — Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden, 4. Bd., 2. Abthlg., bearb. von Adolf v. Oechelhäuser. Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1898. — Hermann Gercke: Die Torpedowaffe, ihre Geschichte, Eigenart, Verwendung und Abwehr. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Helm: Die deutsche Marine nach dem Flottengesetz von 1898 mit Berücksichtigung der bis zum Jahre 1903 erforderlichen Neu- und Ersatzbauten. Ebd. 1898. — Max Bäckler: Leitfaden der vereinfachten deutschen Stenographie, Einigungssystem Stolze-Schrey. 2. durchgesehene Aufl. Ebd. 1898. — Marie Brugger: Lieder einer kleinen Frau. 1. Bd. München, Seitz u. Schauer 1898. — A. de Brenat: Vetter Gaspards Millionen. 1. Heft. München, Aug. Schupp. — Meyers Reisehandbücher: Wegweiser durch das Riesengebirge. 11. Aufl.; Schweiz. 15. Aufl.; Deutsche Alpen. 1. Theil. 6. Aufl. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1898. — Sanitätsrath Dr. Linius Fürst. Vademecum der weiblichen Gesundheitspflege. Würzburg, A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch).

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 7. Juli. Nummer 148.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Erinnerung an Heinrich Noé.

Von Friedrich Ratzel.

Da ich den festen Glauben hege, daß eine Zeit kommen wird, wo man Heinrich Noé's Schriften mehr lesen wird als heute, habe ich es zuerst für überflüssig gehalten, noch einmal von ihm in diesen Spalten zu sprechen, wo er oft mit der herrlichen Gabe seiner Schilderung groß, schön, heiter, durchsichtig, geheimnißtief über Natur und Menschen geredet hat. Ich sehe aber zu meinem Bedauern, daß die Welle seines Ruhmes noch nicht ansteigen will. Noch immer gehören seine Bücher zu den billig ausgebotenen. Ihre Titel kehren in den antiquarischen Katalogen viel zu häufig wieder, während man sie in den Verzeichnissen der Bibliotheken oftmals vergebens sucht. Die Zahl der Gebildeten, die höchstens einmal ein Feuilleton von Heinrich Noé gelesen haben, das sie nicht anregte, nach weiterem zu verlangen, nur weil sie sich nicht hineinvertieften, ist noch immer groß. Sein Tod hat nicht in so weiten Kreisen Theilnahme erweckt, wie die glauben mochten, die seinen Werth erkannt haben. Für sein Grabdenkmal in Gries sind die Beiträge nicht sehr reichlich geflossen, wiewohl der Aufruf von unbekannten Freunden und unerwarteten Verehrern in der weiten Welt mit freudigen Worten des Dankes beantwortet ward. Das Denkmalkomitee hat deßhalb den guten Gedanken verwirklicht, zum Besten dieses Denkmals aus dem Nachlaß Noé's eine kleine Sammlung von Aufsätzen über die Umgebung Bozens herauszugeben, die Martin Greif mit einem sinnvollen poetischen Nachruf, Ludwig v. Hörmann mit einem gemüthvollen Vorwort, Karl Amonn mit einer Kopie seines sprechend ähnlichen Bildnisses Noé's im Batzenhäusl zu Bozen und Defregger mit zwei Bildern aus Bozen geschmückt hat![1]) Dieses Büchlein bekannter zu machen, ist der Zweck dieser Zeilen. Es wird zwar Jeden anmuthen, der es zu Gesicht bekommt. Ich wende mich aber an die Vielen, die noch nichts davon wissen, und möchte die Gelegenheit benutzen, um diese und Andere an die unvergleichliche Frische des Quells zu erinnern, der in Noé's alten und neuen Schriften springt.

Das Büchlein Bozen und Umgebung birgt unter einem Titel, der sonst mehr oder weniger praktische Führer zu Gasthaus und Sehenswürdigkeiten deckt, Schilderungen Bozens und der Bozener Landschaft aus allen Jahreszeiten und mit den verschiedensten Staffagen. Der Kreis ist bis Bahrn und Saturn, Tiers und Villnöß gezogen. Zu den Noé'schen Stücken haben die Herausgeber drei hübsche Versuche der Maria Walpurgis Noé gefügt, der talentvollen ältesten Tochter des Dichters, deren früher Tod ihn nach drei trauervollen Jahren nachgezogen hat. Man sieht in den feinen, noch schüchternen und unverkennbar weiblichen Zügen dieser Skizzen mit Rührung das Streben, den Werken des Vaters nachzukommen, und versteht die Freude, die er an der Gefährtin des Wanderns und der Genossin der Feder hatte. Das Ganze ist ein Büchlein, das man als lieben Reisebegleiter bei sich trägt, wenn es auch kein unmittelbar nützliches Reisehandbuch ist. Es ist, wie alle Noé'schen Schriften, unbeschreiblich reich an Beobachtungen und Gedanken. Gleich der erste Aufsatz des Büchleins „Bozener Winter“ zeigt die tiefe Auffassung von Naturerscheinungen, an denen Unkundige achtlos vorbeigehen. Wir kennen Alle den Lichtreichthum, mit dem die niedrig stehende Wintersonne das Himmelsgewölbe und zugleich die Schneedecke des Bodens durchtränkt, wenn Milliarden unsichtbarer Eiskrystalle in geringer Höhe die Luft erfüllen, ohne sie undurchsichtig zu machen: der „Diamantstaub“ der Polarfahrer. Noé ist es vorbehalten, diese Lichttage, die der Winter des Etschlandes reiner und glänzender kennt, uns in ihrer herrlichen Eigenart zu deuten. Ihr allverbreitetes Goldlicht erinnert an das Gold, das die alten Maler der Welt der Seligen zum Hintergrund gaben, womit sie ein stetiges ätherklares Leuchten andeuten wollten, das weder Abendroth, noch Morgenroth, noch metallischer Glanz sein soll: Eine Lichtwelt, welche nach oben und immer weiter nach oben strebt. Dieses Licht ist unveränderlich und hat keine Abtönung. Diese Vorstellung, meint er, kann nur aus der Beleuchtung an einem südlichen Wintertag geschöpft sein, wo von der Erde fast nur noch Licht da ist, die anderen Dinge versunken und verträumt zu sein scheinen, das Licht aber ohne die Sommervorstellungen von Hitze, Staub und Schweiß waltet. An solchen durchleuchteten Tagen muß sich in dem Menschen, der die Gabe des Blickes in die geheimnißvollen Gründe hat, in denen das künstlerische Empfinden sich unbewußt von der Sinnenwelt loshebt, eine mit dem Wesen der Mystik zusammenklingende Ahnung regen. „Mag auch die Kälte eine stärkere sein, so macht uns doch die Beleuchtung der Erdoberfläche an einem sonnigen Nachmittag gegen das Ende des Jänners hin einen Eindruck, der völlig von dem verschieden ist, den ein solcher Tag etwa zu Beginn des Dezember hervorbringt.“ Wie Viele, die diesen Satz lesen, werden sich nicht aufgefordert fühlen, sich zu den hinter ihnen liegenden Wintermonaten umzuwenden und zu fragen, ob sie diesen Unterschied zwischen Dezember und Januar empfunden haben? Gewiß nehmen sich Manche vor, ein Auge auf die Wirkungen der höher steigenden Sonne in der Winterlandschaft zu halten und an den Entdeckungen theilzunehmen, die in den Abschattirungen der Jahreszeiten noch zu machen sind.

Diese Art von Gewinn mag der Leser unsres Büchleins in noch höherem Maße aus dem Aufsatz „Allerlei über Wohnhäuser“ ziehen, in dem Noé eine Ausmalung der verschiedenen Erscheinungsformen beabsichtigt, in welchen uns

[1]) Bozen und Umgebung von Heinrich Noé. Aus dessen Nachlasse herausgegeben vom Heinrich Noé-Denkmalkomitee. 1898. Verlag des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Sektion Bozen.

die Wohnstätten der deutschen Bergbewohner erscheinen. Er versteht es, diese Wohnstätten in ihre Umgebung hineinzuzeichnen, mit der sie eins sind: das feste, aus mächtigen Lärchenstämmen gezimmerte Haus in einem wilden Tauernthal, schwarzbraun, blockähnlich, mit keinem anderen Zweck als dem des Schutzes vor Unbilden der Luft und des Wassers. Seine Umgebung sind der Bach, der von seitwärts her in jähem Gefäll mitten durch die Hüttengruppen über die von ihm selbst hergewälzten ungeheuerlichen Blöcke braust, die spärlichen Gerstenhalme auf dem Gries, der täglich überschwemmt werden kann, die tiefen Schneehaufen, die hier noch lange liegen, wenn im milderen Thal draußen der Kuckuck singt und im Buchwald die Maiglöckchen glänzen. In Thälern, die um einige Stufen dem Verkehr der Menschen näher stehen, gestaltet sich das rohe Blockhaus mit winzigen Gucklöchern zur zierlich gezimmerten Wohnstätte mit glatten Außenwänden und schmucken Altanen, die man überall im Gebirg findet, wo Deutsche wohnen. Noë beschreibt sie uns aus Sapada, jenem von der jungen Piave durchrauschten deutschen Dorf auf italienischem Boden. Wer kennt nicht die braunen Häuser auf weißem Mauerunterbau, ein altes braunes Kruzifix an der Stelle, wo Mauer und Holzbau zusammenstoßen, daneben ein Brunnen, dessen Plätschern wie ein Nachhall des weißschäumenden Wasserfalles klingt, der oben durch den Lärchenwald braust und dessen Wasser, durch die Blöcke der Berghalde sickernd, den Brunnen nährt? Wie Noë das Haus schildert, dessen tief eingesetzte Fenster hinter der hohen Wand gleichmäßig abgesägter Holzscheite fast verschwinden, die davor aufgeschichtet sind, wie er den Zaun darum, worinnen Eschenbäume stehen, das aus hölzernen Röhren über die weißdoldige Wiese sprudelnde Wasser und selbst die Haufen von Holzscheitern, Schäffel und andere Holzgefäße nicht übersieht, die daneben liegen, das zeigt seine treue Beobachtung, die nie vergaß, die charakteristischen Erscheinungen gleich beim Erblicken in das Buch einzutragen, wo sie die volle Frische des ersten Eindrucks bewahrten. Er hat es oft ausgesprochen, daß der Naturschilderer mit Worten noch weniger als der Maler nur aus der Erinnerung zeichnen darf, weil die Gegenwart allein ihm aus der undefinirbaren „Stimmung" heraus das richtigste körperlichste, die Stimmung gleichsam aushauchende Wort zur Verfügung stellt.

Ich will damit nicht sagen, daß Noë nur über dieses Material verfügt habe. Seine Schilderungen wären nicht, was sie sind, wenn sie nur dieses hätten. Mühelos zum Lichte gerufen aus einer Erinnerung, deren weite Hallen sie mit nichts theilen, was trübend oder zersetzend auf sie einwirken könnte, gereift in einer Seele, die immer enger mit der Natur befreundet wurde und immer tiefer in ihre Geheimnisse eindrang, haben Noë's Schilderungen die Wahrheit ohne Härte und Zwang und die Poesie ohne Zerflossenheit. Von den Alpen wenigstens, und besonders von seinem Lieblingsland Tirol, hatte er das Wesen aller der eindrucksvollen Landschaftsbilder so fest inne, daß er dem Maler verglichen werden kann, der das Geistige der Erscheinungen, ohne zu fehlen, aus der Erinnerung schöpft, wenn er auch jede einzelne Linie und jeden Farbenton der Natur nachbildet. Aber Noë hat bis zuletzt keinen Schritt ins Freie gemacht, ohne mit Tagebuch und Stift ausgerüstet zu sein. Es war ihm zu gut der merkwürdige Zeugungsprozeß vertraut, in dem die Phantasie angesichts der neuen Dinge, die auf sie eindringen, das neue Wort, die beste Wendung schafft, mit denen sie jene sich zu eigen macht. Kein Dichter hatte vor ihm so eindringende Naturstudien angestellt; er folgte darin, wie einst Adalbert Stifter, den Landschaftsmalern, die seit Rousseau und Genossen die Naturschilderung weit hinter sich gelassen haben, indem sie das innerste Wesen einer Landschaft mit den einfachsten Mitteln darzustellen streben. Darauf richtet sich auch Noë's Bemühen. Und zwar mit jedem Bilde mehr. Sein Stil war früh fertig; er ist im Bayerischen Seebuch von 1865 im Grund derselbe wie in dieser nachgelassenen Schrift. Aber man erkennt doch, wie ein unablässiges Streben nach dem kürzesten, verdichtetsten Ausdruck im Kampf liegt mit der Freude an den Einzelformen und -farben. Die früher manchmal behaglich sich ergehende Erzählung wird immer mehr in eine Folge von wuchtigen, gedankenreichen Sätzen zusammengedrängt. Noë dachte unablässig über Form und Stil nach und gab besonders gern seiner Abneigung gegen Breite und Schwulst Ausdruck. Daher auch sein Krieg mit überflüssigen Beiwörtern, dem er in heiterer Stimmung die Maske eines wilden Hasses lieh. Er zieh sie der verderblichsten Wirkungen, behauptete, sie erstickten die kräftigen, arglosen Hauptwörter in ihren Massenumarmungen und trügen die Hauptschuld an dem Herunterkommen der deutschen Sprache überhaupt. Er verzieh es Alexander v. Humboldt, dessen Ansichten der Natur er trotzdem hochhielt, nie, daß er dieses Unheil angestiftet habe mit seinem mit Beiwörtern und tönenden Latinismen ausgepolsterten Stil. Sein eigenes Ideal hat er in der schönen Schilderung Thoreau's, seines neuengländischen Vorläufers und Doppelgängers, formulirt und zugleich sich selbst gezeichnet, indem er schrieb: „Die stilistische Schärfe ist französisch, das Vermögen, in der Natur den Geist zu erblicken, germanisch; die Treue der Färbung, das Ueberzeugende des Ausdrucks eine Wirkung des Fleißes, welcher sich mit Recht nicht auf das Gedächtniß verläßt, sondern das Bild in der Unmittelbarkeit des ersten Eindrucks wiedergibt." Der mystische Zug in Thoreau's Weltauffassung vollendete ihm die Verwandtschaft mit dem eigenen Geist. Die Neigung, die Erscheinungswelt für einen den Sinnen zugänglichen Ausdruck von Gedanken zu halten, die Bewegungen eines unergründlichen Wesens sind, wurzelt in der That bei Beiden in der liebevollen Versenkung in die Natur. Wiewohl ich selbst 1889 durch die Uebersendung der Bücher „Walden" und „Maine Woods" und eines 1876 veröffentlichten Aufsatzes, vielleicht des ersten, der in Deutschland über Thoreau erschienen, Noë's Bekanntschaft mit Thoreau vermittelt und von unserm Noë dann manche interessante Bemerkung über den neuengländischen Noë vernommen habe, ist es mir doch zweifelhaft geblieben, ob der Schilderer der Alpen auch den tiefen Unterschied zwischen ihm und dem Schilderer der nordamerikanischen Wälder empfunden hat. Noë hat sich nie eingehender darüber ausgesprochen, daß in Thoreau's Schriften ein Rest neuengländischen Sektenwesens sonderbare Blasen treibt und daß die energische Theilnahme Thoreau's an den Anfängen des nordamerikanischen Bürgerkrieges zeigt, daß seine Naturversenkung noch nicht bis zu einer bewußten Abkehr von den Welthändeln gediehen war, die sich in Noë herausgebildet hatte. Insofern war Noë's Mystik reifer. Hatte sie sich doch nicht, wie die Thoreau's, an religiösen Grübeleien genährt, sondern war in dem hellen Medium eines umfassend und tief gebildeten Geistes erwachsen, dessen Weltauffassung und Naturbetrachtung so waren, daß eine mystische Richtung gar nicht hineingetragen zu werden brauchte. Noë verband mit seinen künstlerischen Naturstudien wissenschaftliche Vertiefung. Er suchte vor allem in die Geologie und Botanik einzudringen, hat sich auch mit Geographie und Völkerkunde viel beschäftigt. Dabei wurde ihm nur immer klarer das Unwesentliche der Formen, in die Gott seine Gedanken kleidet und der Stufen, über die im ewigen Werden die Schöpfungsgedanken einem Ziele zugehen, das ihnen gesetzt ist. Er verachtete aber nicht die Einzelheiten, weil sich sein Blick jeder Erscheinung gegenüber zum Ganzen erweiterte, sondern sie gewannen ihm als Theile Werth für die Schöpfung der Bilder, in deren jedem das Ganze und die

Tiefe der Welt durchscheint. Wer den ganzen Noë von dieser Seite her kennen will, lese sein 1890 in Klagenfurt erschienenes Buch „Sinnbildliches aus den Alpen", in dem er den der sinnlichen Wahrnehmung entrückten Grund der Erscheinungen, die Unbegreiflichkeit der realen Welt ohne die Beachtung einer übersinnlichen geistigen deutlich zu machen sucht. Ich fürchte, daß dieses Büchlein zu den wenigst gelesenen Noë's gehört. Gerade weil er darin sein Bestes hat geben wollen, ist er nicht von Vielen verstanden worden. Der Schwung und Humor seiner früheren Schriften hatte dem Publikum besser zugesagt, das sich nicht unterweisen lassen, sondern sich unterhalten will. In gewissem Sinn war Noë ja immer Prophet und Lehrer, weil er immer Neues zu lehren hatte, doch ist diese Seite früher von ihm selbst mehr zurückgedrängt worden. Das Didaktische ist aber in seinen Büchern von doppelter Art. Als Dichter wird er unser Lehrer, indem er unendlich viel neues zu zeigen hat, das er unserer Aufmerksamkeit empfiehlt. Er lehrt uns sehen, wo wir achtlos vorüberzugehen pflegten, er macht uns auf neue Stimmen im Wald und auf dem Feld, im Eis und im Wasser aufmerksam. Wir machen einen Kursus in der höheren Naturbeobachtung durch, der viel fruchtbarer ist, als eine Reihe von botanischen oder zoologischen Vorlesungen bei den besten Männern des Fachs. Es kommt dabei weniger auf Namen und Zahlen von Arten, Ordnungen und Klassen, als auf die großen natürlichen Kategorien an, in denen das sinnige Auge des dichtend denkenden Naturbetrachters die Mannichfaltigkeit der Formen und Farben und überhaupt die Erscheinungswelt sieht. Das Entstehen und Vergehen als Formen des ewig Beweglichen, im Tod die Ankündigung der Auferstehung und in der Blüthe den Keim des Untergangs, in allem Wandel aber ein Bleibendes zu erkennen, dünkt ihm wichtiger als die Einprägung der wandelbaren Formen dieser großen Offenbarung. Es ist nicht so zu verstehen, als ob diese zu übersehen seien. Sie treten, in allen Einzelheiten wunderbar scharf gesehen, vor uns hin, aber sie sind Kundgebungen. Ihren Sinn zu erklären, bemüht sich der Dichter, und hier liegt die andere didaktische Bedeutung seines Werkes, die man philosophisch oder theologisch nennen mag. Sie hat aber nichts von den Formen einer Unterweisung, sondern strebt danach, im Rahmen des Kunstwerks zu bleiben. Wenn wir einmal eine eingehende, von einem gleichgerichteten Geist getragene Schilderung des Dichtens und Denkens Noë's erhalten, wird die Betrachtung der Mittel, die er anwandte, um jeden wissenschaftlichen oder philosophischen Niederschlag in der Klarheit seiner Bilder aufzulösen, eine schöne Aufgabe bilden. Ich möchte heute nur auf die Vorliebe hinweisen, mit der Noë den Wandel der Natur in den Jahreszeiten darstellt. Die Aneinanderreihung in Jahreszeitenfolge erzeugt im Leser die allernatürlichste Spannung, und Noë bediente sich dieser Spannung, um ihn auf einen geistigen Aussichtspunkt zu erheben. Was mag erst vom Frühling zu sagen sein, wenn der Winter so viele Entdeckungen im Reich des Schnees und Eises, ihrer Verflüssigung und Neubildung, bringt? Und wenn man wohl den Schilderungen des Frühlings anmerkt, daß sie mit der größten Neigung entworfen sein müssen, wird der Sommer darum verkürzt erscheinen? Wird die Heiterkeit von der Stirn des Erzählers verschwinden, wenn er beim Herbst angelangt sein wird, oder wird er sich auch dann als ein trostreicher, von beschwingten Gedanken über die Dinge weggetragener Denker bewähren? Doch das war mehr ein äußeres Mittel. Tiefer wirkte natürlich das Sicheinleben in seine ganze Weltauffassung, was aber nicht die Sache eines Jeden ist, der eine Alpen-, Karst- oder Meeresschilderung Noë's auf die Reise nahm, um sich daran zu ergötzen.

Als ich vor Jahren einmal mit ihm in einer kleinen Stadt des Friaul zusammentraf, hatte ich H. Taine's Pyrenäenreise bei mir, die ihm Anlaß zu Betrachtungen gab über das verschiedene Schicksal eines deutschen und eines französischen Schriftstellers. Heute liegt die 14. Auflage der kleinen Ausgabe dieser Pyrenäenreise vor, während von Noë's Schriften wenige zur Noth eine zweite Auflage erlebt haben. Und Taine ist zwar ein liebenswürdiger Plauderer, aber Philosoph ist er doch über alles und er erläßt uns nicht seine Gedanken über die Vergangenheit und die Zukunft der Welt, wenn er, der ebensowenig wie Noë ein großer Bergsteiger war, auf dem Rücken des Esels von Gavarnie aus den Vergonz besteigt. Taine ist als Naturschilderer groß, doch würde ich ihn nicht mit Noë vergleichen. Er hat den raschen Blick und den ebenso raschen und sicheren Griff nach dem passendsten Wort. So scharf, wie er die Formen und Farben sieht, so klar sind seine Bilder, und er schreckt vor keinem Vergleich zurück, der gut wiedergibt, besonders nicht vor der Koketterie mit gewagten Vergleichen, die er aus dem Boudoir eleganter Damen bezieht. Er geht rasch von einem Gegenstand zum andern über, sein Stil ist knapp, fast lakonisch. Auch Noë liebt die Breite nicht, seine Schilderung bricht gern gerade da ab, wo man das Gefühl hat, es bliebe wohl noch einiges zu sagen; aber seine Kürze ist der Wortkargheit des Volkes nachgebildet, hat etwas derb natürliches, während Taine die Bilder mit bewußter Absichtlichkeit scharf nebeneinander setzt. St. Beuve hat in seinem interessanten Versuch über Taine's Voyage aux Pyrénées, wo er seinen Freund „naturiste au fond, naturiste par principes" nennt, sehr richtig hervorgehoben, daß Taine sich nicht seinem Eindruck überlasse, ohne ihn zu beurtheilen und zu beherrschen; und er spielt auf Taine's Lieblingstheorie des Milieu an, wenn er sagt, er habe sich nicht begnügt, Beziehungen und Uebereinstimmungen zu finden, er habe Ursachen und Wirkungen gesucht. Davon ist Noë weit entfernt. Er ist immer Künstler, und der gehaltene Ton, der durch alle seine Betrachtungen und Schilderungen geht, beeinträchtigt nicht die Wärme, die uns aus ihnen entgegenwallt. Es ist die Zurückhaltung, die ein leidenschaftliches Herz vor dem unvermittelten Ausdruck seines Empfindens behüten will. Es ist die Furcht einer tiefen Seele vor den rohen Entgegnungen einer gröber organisirten Menge. Es ist der Verzicht auf die Hoffnung, von Vielen verstanden zu werden. Er weiß es: das Buch spricht zwar zu Vielen, wird aber nur von einigen Mitempfindenden in der Menge ganz verstanden werden. Daher kein Enthusiasmus im gewöhnlichen Sinne und noch viel weniger Aufheben.

Eine seiner verlockendsten Schilderungen, die den Namen trägt: Im Eisackthal und die Reize des kühl-sonnigen Bahrn preist, führt Noë mit einer Klage über den schwachen Dank ein, den sich der Naturschilderer erwirbt. Die geschriebenen Landschaften seien für alle Welt langweilig, außer für denjenigen, der sie niederschreibt. So empfinde nicht bloß das sogenannte Publikum, sondern die Lehrbücher der Stilistik, der Poetik, der Theorie der schönen Künste böten dem Naturschilderer, der mit Worten malt, nicht besseren Dank. Wo werden in solchen Büchern Humboldts Ansichten der Natur genannt? Es ist das kein Genre. Die Männer der Wissenschaft verleugnen es, die zukünftigen Schöngeister werfen es zur Reiseliteratur, und der Verfasser kommt noch gut weg, wenn er wenigstens nicht mit Gsell-Fels und Baedeker auf ein Bücherbrett gestellt wird. Dem Schicksal solcher Vergesellschaftung ist nun freilich Noë nicht entgangen. Aber ich halte gerade dieses nicht für beklagenswerth. Denn wenn ich auch davon absehe, daß Noë manches Büchlein in die Welt hat gehen lassen, das bestimmt war, fremden Wandersleuten Führerdienste zu thun, wenn nicht in Städten und Gasthäusern, so doch auf Bergfahrten und

in Raststätten — so betitelt sich eine 1892 veröffentlichte Sammlung von Schilderungen aus den Ostalpen —, so ergänzen doch sicherlich alle seine Darstellungen die rein praktischen Zwecken dienenden Reisehandbücher, indem sie Gesehenes oder zu Sehendes geistig und gemüthlich vertiefend deuten und erklären. Ich bin auch überzeugt, daß Noé nichts gegen eine Art von Popularität einzuwenden gehabt hätte, die den Baedeker in der einen und den Noé in der andern Tasche der Reisejoppe trug. Aber das Ueble war, daß Noé seine Bücher überhaupt auf sehr wenigen Bücherbrettern stehen und von sehr wenigen Reisenden tragen sah. Seine Lebensuhr ging rascher als der Zeiger seines Ruhmes; während er sehr langsam bekannt wurde, neigten sich seine Tage dem Ende zu. Manchem, der zu des Dichters Lebzeit sich an seinen Schriften erfreut hat, gereicht es nun vielleicht zur Genugthuung, in dem besprochenen Schriftchen sich eine Erinnerung an Noé zu erwerben und damit das Denkmal zu fördern, das eine verspätete Dankbezeigung ist.

Zur Kulturgeschichte der Chinesen.

Nach einem Vortrag von Prof. Dr. Friedrich Hirth.

II.

Ein erster Versuch, durch die unwirthsamen Einöden des Tarim-Beckens zu dringen, mißlang. Unter dem Verluste des größten Theiles seiner Armee kehrte Li Kuang-li nach zwei Jahren zurück, ohne Ferghana erreicht zu haben. Der Kaiser war darüber erzürnt und verbot den Soldaten bei Todesstrafe, die Grenze zu überschreiten. Der unglückliche Feldherr wurde beauftragt, unter der Grenzbevölkerung ein neues Heer anzuwerben und nicht eher wieder heimzukehren, bis er den Auftrag des Kaisers ausgeführt habe. Nun zog er im Jahre 101 mit 60,000 Grenzrekruten, einer genügenden Anzahl Proviantträgern, 100,000 Rindern, 30,000 Pferden, Schaaren von Eseln und Kamelen und dem nöthigen Proviant und Kriegsmaterial gegen das ferne Land, das er mit 30,000 Mann, also nach Verlust seiner halben Armee, erreichte. Nach 40tägiger Belagerung wird durch eine Kriegslist die Stadt Ta-yüan zur Uebergabe gezwungen. Ferghana opfert den Chinesen seinen König, setzt einen anderen Fürsten ein und gibt dem Kaiser die gewünschten Pferde. Seit dieser Zeit war es eine Art Schutzstaat von China geworden, und da sein Gebiet an das der Baktrier grenzte, so sind griechische Autoren nicht im Unrecht, wenn sie die Grenze von Baktrien an die der Serer oder Chinesen stoßen lassen. Ich lege auf diese Auffassung Gewicht, weil sich daraus mancherlei Widersprüche erklären lassen, in die uns die klassischen Aufzeichnungen über die Serer zu verwickeln scheinen, wenn sie darunter bald die Produzenten der Seide, die fernen Chinesen, verstehen, bald die Skythen an der Grenze von Baktrien. Auch das Eisen, von dem Plinius, wo er von den verschiedenen Sorten des römischen Marktes spricht, sagt: „Palma Serico ferro est“, d. h. „die Palme gebührt dem serischen Eisen“, stammte möglicherweise aus Ferghana und wurde „serisch“ vielleicht nur deßhalb genannt, weil dieses Land zum Gebiet der Serer gerechnet wurde. Thatsächlich erfahren wir aus den chinesischen Berichten, daß in der Zeit des Wu-ti die Kunst des Eisenschmelzens durch chinesische Techniker, die von einer Gesandtschaft desertirt waren, im Lande Ta-yüan, d. i. Ferghana, eingeführt wurde, einer Provinz, die noch unter den Khalifen wegen ihrer Eisenindustrie bekannt war.

Nach der Besiegung von Ta-yüan verschwinden die Schwierigkeiten des Transports durch die wüsten Gegenden Zentralasiens mehr und mehr. Da der Kaiser immer neue Zufuhr an turkomanischen Pferden für seinen Marstall nöthig hatte, wurden regelmäßige Gesandtschaften ausgeschickt, die auch in den über Ferghana hinaus gelegenen Nachbarländern für den Hof Kuriositäten sammeln mußten. Unter den Ländern, die somit in jener Zeit, d. i. etwa 100 bis 86 v. Chr., von chinesischen Abgesandten besucht wurden, finden sich in den Annalen ausdrücklich erwähnt: An-si (Parthien); Yeu-ts'ai (die Aorsen, die späteren Alanen am Aral-See), Li-kau (vielleicht Syrien), T'iau-tschi (Chaldaea) und Schön-tu (Indien). Anfangs mußten die Gesandten in Gesellschaft größerer Karawanen reisen, so daß oft mehrere hundert Menschen aufbrachen, was jedoch bei geregeltem Verkehr bald nicht mehr nöthig war. Solcher Karawanen wurden unter Wu-ti fünf bis zehn im Jahre geschickt, die mehrere Jahre unterwegs waren und bei fernen Ländern oft erst nach 9 Jahren heimkehrten.

Diesen Gesandtschaften nun fiel die große Aufgabe zu, aus Westasien unzählige Dinge nach China mitzubringen, die man früher dort nicht gekannt hatte. Dafür bezahlten sie mit chinesischen Produkten, in erster Linie mit Seidengeweben, die wohl lange in den weichlicheren asiatischen Ländern verhandelt wurden, ehe sie auf dem römischen Markt Fuß faßten. Durch eine dieser Gesandtschaften wurde mit einer Sendung von Rassepferden das Material zur Anpflanzung von Weingärten und Luzerner Klee (Medicago sativa) nach China gebracht. Beide Kulturpflanzen wurden, wie uns die Historiker berichten, zunächst in besonderen Gärten bei den kaiserlichen Eremitagen und Kemnaten angepflanzt, gewissermaßen auf Versuchsfeldern, von wo aus sie sich weiter verbreiteten. Mit dem Weinstock ist vermuthlich auch das chinesische Wort für die „Traube“, p'u-t'au, nach China gekommen, ein Ausdruck, der sicher nicht chinesisch ist, da die beiden Silben in den ältesten Texten mit Schriftzeichen geschrieben wurden, die ursprünglich etwas anderes bedeuteten, deren Gebrauch also nur zu diesem Zweck entlehnt sein konnte. Der Ausdruck p'u-t'au kommt in der gesammten chinesischen Literatur überhaupt zuerst im Schï-ki des Ssï-ma Ts'ién vor, und zwar in demselben Bericht über die Gesandtschaften des Wu-ti, in dem auch von der Einführung der Traube von der baktrischen Grenze nach China gesprochen wird. Er stammt vermuthlich aus dem Originalreisebericht des Generals Tschang K'ién, der seine erste Schilderung der von ihm besuchten Länder in einem Buch unter dem Titel Tschang-k'ién-tsch'u-kuan-tschï, d. h. „Bericht über die Reise des Tschang K'ién durch das Thor hinaus“, womit das Thor Yü-mön an der Ostgrenze von China gemeint ist, niederlegte. Dieses Originalwerk des Generals, das den Historikern als Grundlage zu ihren Berichten diente, wird noch im Katalog der Kaiserlichen Bibliothek um das Jahr 618 n. Chr. angeführt, ist aber seitdem verloren gegangen. Tschang K'ién hat zweifellos der früher unbekannten Frucht den Namen gegeben, den er an Ort und Stelle, und zwar in den Hofkreisen der Yüé-tschï oder Indoskythen im Norden des Oxus oder in Baktrien, gehört hatte. Ob dort griechisch gesprochen wurde, wissen wir nicht; wohl aber steht es fest, daß die Münzen mit den Bildnissen baktrischer wie indoskythischer Fürsten griechische Legenden trugen. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß eine den Griechen in ihrer Heimath schon wegen des Dionysoskultus so vertraute Frucht wie die Traube in der vornehmen Gesellschaft unter ihrem griechischen Namen βότρυς bekannt war. Linguistisch läßt sich ein chinesisches p'u-t'au als Repräsentant des Lautes botry sehr wohl rechtfertigen. Ich lege Gewicht auf diese Etymologie, weil sich in der chinesischen Sprache noch mancherlei Anklänge finden, die sich durch Uebernahme des fremden Namens mit der Sache selbst leicht erklären

lassen, während sie uns sonst ein Rätsel bleiben müßten. Dahin gehören vielleicht Ausdrücke wie das chinesische si-kua, wörtlich: „westliche Melone“, im Sinne von Wassermelone, in welchem Laute eine auffallende Aehnlichkeit mit dem sinnverwandten griechischen σικύα nicht zu verkennen ist. Bei vielen fehlen uns die Mittelglieder, aber wo der chinesische Name an einem durch Handel und Völkerverkehr nach China gelangten fremdländischen Kulturobjekt haftet, läßt sich die Etymologie meist ohne Schwierigkeit erklären, was bei zahlreichen, aus dem Indischen stammenden, durch buddhistische Entlehnungen eingeführten Ausdrücken der Fall ist, wie po-to-lo für Sanskrit pâtra, womit das lateinische patĕra verwandt ist, die Patera, ursprünglich die Almosenschale buddhistischer Mönche. Zahllos sind solche Entlehnungen auch aus dem Arabischen, Persischen und anderen Sprachen des Westens, wo es sich um Droguen und Pflanzennamen handelt, oder aus dem Alt-Türkischen im Mittelalter, wie sich bei Gelegenheit der in den letzten Jahren von den Russen entdeckten Inschriften in Sibirien und der Mongolei durch Vergleich mit den chinesischen Transkriptionen herausgestellt hat. Mit den Kulturwanderungen vom Westen her ist daher nicht nur das Leben der Chinesen bereichert worden, sondern auch die Sprache. Ein chinesisches Fremdwörterbuch würde sich schon aus dem jetzt vorhandenen Material herstellen lassen, doch würde sorgfältige Untersuchung der jeder festzustellenden Etymologie zugrunde liegenden Kulturwanderung vorausgehen müssen. Manches linguistische Rätsel würde sich auf diese Weise lösen lassen.

Auf die Gesandtschaften des Wu-ti nun lassen sich zahlreiche Kultureinflüsse zurückführen; nicht nur in Bezug auf Kulturpflanzen und Hausthiere, sondern auch unverkennbare Anlehnungen in der Kunst, wie ich an der Ornamentik gewisser Metallspiegel nachzuweisen versucht habe, die in den Hofwerkstätten des kunstliebenden Kaisers Wu-ti verfertigt wurden.[1]

Griechische und westasiatische Einflüsse haben vielleicht in der ganzen damaligen Entwicklung der chinesischen Kunst eine viel größere Rolle gespielt als die Chinesen je anzunehmen geneigt sein würden. Dies im einzelnen nachzuweisen, scheint mir eine der dankbarsten Aufgaben der Sinologie in Verbindung mit der vergleichenden Kunstgeschichte zu sein.

Wir besitzen leider kein allzugroßes Material an Kunstdenkmälern, die den Nachweis dieser Einflüsse ermöglichen. Steindenkmäler mit größeren bildlichen Darstellungen sind äußerst selten. Die Proben, die ich vorgelegt habe, stammen aus den Grabkammern am Hügel Wu-tschi-schan in der Nähe von Kia-siang-hién in der Provinz Shan-tung, nicht weit von der Lokalität, die seit kurzem durch die Ermordung unsrer Missionäre eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Sie gehören ihrer Entstehung nach dem Anfang und der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. an.

Ich will nicht auf die Entdeckungsgeschichte und das Detail dieser Skulpturproben näher eingehen; sie gehören einer beträchtlichen Sammlung von Steintafeln an, von denen einige bereits im 12. Jahrhundert wieder entdeckt waren. Erneutes Aufsehen erregten sie bei den chinesischen Kunstarchäologen seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Wer sich für die Entdeckungsgeschichte, die Entstehung, Zeitbestimmung und sonstige Kritik dieser merkwürdigen Steindenkmäler interessirt, wird alles Nöthige in der ausgezeichneten Arbeit meines Kollegen, Prof. Edouard Chavannes in Paris, finden, betitelt „La sculpture sur pierre en Chine au temps des deux dynasties Han“ (Paris, 1893). Ganz abgesehen von der Wichtigkeit, die diesen Steintafeln als illustrirtes Denkmal der chinesischen Kulturgeschichte zukommt, scheinen sie mir besonders deßhalb interessant, weil die weitere Analyse ihres Inhalts willkommenes Licht auf die Entwicklung der zeichnenden Künste in jener frühen Epoche zu werfen geeignet ist. Der Entwurf zu diesen auf Stein gemeißelten Flachreliefs, die sich im Durchschnitt nur 2 Millimeter über die Bildfläche erheben, konnte nur auf Papier gezeichnet werden. Denn wie die meisten Inschriften der Chinesen eine faksimilirte Wiedergabe der Handschrift eines auserwählten Kalligraphen bilden, die dadurch entsteht, daß die mit Tusche auf Papier aufgetragene Schrift auf die geglättete Steinfläche aufgeklebt wird, um durch den Meißel mit ihren Konturen im Stein verewigt zu werden, so sind auch diese Reliefzeichnungen durch Ausmeißeln der Konturen nach einer vorliegenden Tuschskizze auf Papier entstanden.[2] Der Papierabklatsch, der wiederum vom steinernen Bild genommen wird, gibt uns eine annähernde Vorstellung von dem zeichnerischen Talent des Künstlers, der es entwarf. Dies konnte kein bloßer Steinmetz sein, die Skizze mußte in erster Linie von einem Maler stammen. In der That lesen wir in den Biographien bekannter chinesischer Maler jener Zeit, daß sie sich mit der Herstellung von Grabdenkmälern beschäftigten. Daß in der Kunstgeschichte gerade diese Denkmäler nicht erwähnt werden gegenüber anderen ähnlichen, jetzt verloren gegangenen Werken scheint darauf hinzudeuten, daß ihre Schöpfer nicht eben zu den ersten Malern ihrer Zeit gerechnet wurden. Was uns zunächst daran auffällt, ist bei aller Manierirtheit eine gewisse stilvolle Eleganz in der Darstellung der Pferdefiguren. Die Verkürzung des einen von hinten gesehenen Pferdes zeugt sogar von nicht geringem Geschick des Künstlers, wenn wir damit die Erzeugnisse westasiatischer Kunst in derselben Zeit vergleichen. Sehr viel weniger gelungen sind dagegen die menschlichen Figuren. Der Gegensatz zu diesen ist so stark, daß der Verdacht aufsteigt, die Darsteller solcher Scenen haben ihre Pferde und Wagengruppen nach fertigen Mustern gearbeitet und nur die menschlichen Figuren frei erfunden. Pferde und Wagen, sowie einzelne andere phantastische Figuren könnten in letzter Linie auf Muster zurückgehen, die bei dem bis dahin nur zeitweise unterbrochenen Verkehr mit den baktrischen Grenzländern in Gestalt von Kunstwerken irgendwelcher Art aus Westasien nach China gelangten. Menschengruppen würden sich zur Nachahmung nicht geeignet haben wegen der den dargestellten Personen zukommenden orthodoxen chinesischen Tracht. Ich spreche diesen Gedanken lediglich als Hypothese aus. Eingehende vergleichende Studien werden uns hoffentlich bald in den Stand setzen, zu entscheiden, ob die künstlerische Anregung zu vielen überraschenden Erscheinungen, die sich uns bei näherem Eingehen auf diese Zeichnungen bieten, nicht etwa in fremden Regionen zu suchen ist.

Lebhaft genug muß schon lange vor jener Zeit der Verkehr mit Westasien gewesen sein, um irgendwelche Anlehnung in der Kunst dadurch zu erklären. Es liegt jetzt an den Sinologen, die Kunstdenkmäler gerade dieser für die Kulturentwicklung des fernen Ostens so wichtigen Periode zu sammeln, mit Hülfe der einheimischen Literatur zu beleuchten und in gemeinsamer Arbeit mit den Archäologen der griechischen und westasiatischen Kunst zu analysiren.

Wie alles Neue von der Mitwelt lebhaft ergriffen wird, so erregten auch die Erzeugnisse des römischen Marktes, mit denen nun China überfluthet wurde, im fernen Osten das größte Interesse. Die sonst so knappe ethnographische

[1] Vgl. den Artikel „Chinesische und griechische Kunst“ von Heinrich Bulle, Beil. z. Allg. Ztg. Nr. 41 vom 20. Februar 1897.

[2] Der Unterschied zwischen diesen Skulpturen und den sehr viel häufigeren Steininschriften besteht darin, daß bei den Inschriften das Bild in Gestalt der Schriftzeichen auf dem Hintergrunde konkav erscheint, während bei den meisten Skulpturen dieser Grabfunde der Hintergrund ausgehöhlt ist, um das Bild als Relief hervortreten zu lassen.

Literatur der Chinesen wird redselig über die Herrlichkeiten des Landes Ta-ts'in, das nicht lange nach der Zeit des Kaisers Wu-ti in der chinesischen Literatur eine Rolle zu spielen anfängt. Der Ruhm und die Größe, womit dieses Land Ta-ts'in den Chinesen imponirte, ist zweifellos in der politischen Macht des römischen Kaiserreichs zu suchen; das Charakteristische in den Schilderungen der Chinesen schließt aber jede Bekanntschaft mit Rom oder Byzanz, mit Italien oder Griechenland aus. Was uns geschildert wird, ist nicht das ganze Reich, sondern nur das römische Asien, allenfalls mit Alexandria als Stapelplatz für den Vertrieb seiner Industrie-Erzeugnisse. Hauptstadt von Ta-ts'in ist nicht Rom, sondern Antiochien; die geschilderten Produkte, — eine lange Liste gewobener Fabrikate, Preziosen, Glas, Droguen aller Art, kurz alles, was auf dem römischen Markt von Bedeutung war, — meist Gegenstände syrischen, ägyptischen oder kleinasiatischen Gewerbefleißes, — sprechen dafür, daß schon im 1. Jahrhundert n. Chr. lebhafter Handel mit den Kulturerzeugnissen der Mittelmeerländer nach dem fernen Osten getrieben wurde. Wenn es dafür noch eines Beweises bedarf, so ist es der Versuch des Plinius, seinen Lesern in Millionen Sesterzen vorzurechnen, wie viel schönes Geld der Handel mit Indien, Arabien und China dem römischen Reich alljährlich koste, eine Stelle, die vielfach mißverstanden worden ist. Die von Plinius angegebene Summe wäre geradezu geringfügig, wenn wir annehmen wollten, daß damit der Gesammtwerth der Ausfuhr nach diesen Ländern gemeint sein soll. Bedenken wir, daß noch zur römischen Kaiserzeit Seidenzeuge mit Gold aufgewogen wurden, so müßte erstaunlich wenig Seide eingeführt worden sein, wenn die Ziffern des Plinius eine Werthangabe für den gesammten Einfuhrhandel aus dem Orient bildeten. Die Sesterzen des Plinius bezeichnen daher nur die Summe, die an Baargeld an Arabien, Indien und China abgegeben wurde, und da damit die Rechnung für den einen Artikel „Seide“, der ja nur von China geliefert wurde, noch lange nicht erledigt sein konnte, so sind wir zu der Schlußfolgerung berechtigt, daß China zum größeren Theil mit Waaren bezahlt wurde. Worin diese Waaren bestanden, das erfahren wir aus den gleichzeitigen chinesischen Aufzeichnungen über das Land Ta-ts'in. Es handelt sich dabei nicht um gewöhnliche Tauschartikel, wie Getreide oder sonstige Landesprodukte, die man allenfalls in China selbst erzeugen konnte, sondern um Luxusartikel, die den Kunstsinn der Chinesen anreglen und zum Theil auch nachweislich das Kunstgewerbe im fernen Osten mit befruchtenden Keimen bereichert haben. Aus Syrien mit seinen weltbekannten Glasschmelzereien stammt nach einer chinesischen Quelle der erste Versuch, die bunten Glasperlen der Römer nachzumachen, wenn wir den Ausdruck Ta-ts'in-jön, Männer von Ta-ts'in, die ersten Lehrer dieser Kunst, auf syrische Händler beziehen wollen. Die Kunst des Glasschmelzens war seit langer Zeit in Vergessenheit gerathen, als im 7. Jahrhundert erneute Versuche zu ihrer Wiederentdeckung zur Herstellung von Porzellan führten. Ein Austausch von kunstvollen Geweben, namentlich Brokatstoffen, hat schon damals zwischen China und dem syrischen Industriegebiete stattgefunden. Zahllose Kulturwanderungen knüpfen sich an diesen Handelsverkehr.[1])

Wenn wir heute die chinesische Kultur analysiren wollten, so würden wir bei jeder einzelnen Erscheinung, sei es auf dem Gebiete der Kunst, des Handwerks und der Industrie oder der Volksgebräuche, zu unterscheiden haben zwischen autochthonen, d. h. ursprünglich chinesischen Elementen und solchen, die durch fremde Einflüsse entstanden sind. Die Eröffnung der zentralasiatischen Wege durch den Kaiser Wu-ti war das Signal zu einem allgemeinen Umschwung. Diese Periode ist deßhalb für die Erforschung alles Chinesischen so wichtig, weil sich in dieser Zeit fremde und ursprünglich chinesische Elemente noch leicht voneinander unterscheiden lassen. Dies wird namentlich für die Kunst in den späteren Zeiten dadurch erschwert, daß sich fremde Elemente mit den chinesischen bis zur Unkenntlichkeit verschmelzen.

Der Verkehr, der in den ersten Jahrhunderten über Land durch Zentralasien seinen Weg nahm, wendete sich seit etwa der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. der Schifffahrt zu. Als äußere Veranlassung zu diesem Wechsel, der mehr eine Verschiebung der Wege als der Kulturquellen bedeutet, betrachte ich den großen Partherkrieg, den die Römer unter ihrem Feldherrn Avidius Cassius führten. Dadurch wurden 164 n. Chr. die großen Seidenemporien der Parther in Ktesiphon und Seleucia zerstört, wozu noch eine ganz Vorderasien verheerende Pest kam. Das Zusammenwirken dieser Umstände legte den Verkehr zwischen Vorderasien und China brach. Die gewohnten Seidenkarawanen blieben aus, das einträgliche Geschäft, das den Syrern zum Verkaufe ihrer falschen Edelsteine, Glasperlen und purpurgefärbte Stoffen verhalf, stockte plötzlich. Weitblickende Kaufleute mußten daher auf einen Ausweg denken. Der natürliche Ausweg zur Wiederherstellung des gewinnbringenden Handels war die Anknüpfung von Verbindungen zur See. Ich glaube, daß die Umstände diesen lediglich als Hypothese ausgesprochenen Gedanken unterstützen, wenn wir in Betracht ziehen, daß schon im folgenden Jahre, nämlich 166 n. Chr., eine Gesandtschaft aus dem Lande Ta-ts'in in China anlangte. In den chinesischen Annalen wird die Ankunft von Fremden, wahrscheinlich Syrern, als Tributgesandtschaft bezeichnet. Ich vermuthe, daß hinter dieser wie hinter vielen der sogenannten Tributmissionen sich lediglich ein Handelssyndikat verbirgt. Denn wenn auch die sogenannten Gesandten deponirten, sie kommen vom König ihres Landes, An-tun, womit zweifellos der damals regierende Kaiser Marcus Aurelius Antoninus gemeint ist, so wissen doch die römischen Annalen nichts von einer solchen Gesandtschaft. Bei den Vorurtheilen des chinesischen Hofes war ja zu allen Zeiten ein solcher frommer Betrug der handeltreibenden Reisenden des Westens unvermeidlich.

Seit jener Zeit ist der Handel mit fremden Völkern vielfach ein Monopol des Hofes gewesen. Die eingeführten Waaren wurden nominell dem Sohn des Himmels als Tributgeschenke dargebracht. Dafür gewährte der Kaiser Gegengeschenke, und diese wurden von den Kaufleuten, die ihre Rolle als Abgesandte ihres Monarchen wohl zu spielen verstanden, mit in die indische, persische, arabische Heimath gebracht. Dies ist wohl sicher häufig der Fall gewesen, wenn auch in vielen Fällen, namentlich wo es sich um wirklich abhängige Schutzstaaten handelte, ein wirklicher Huldigungsakt beabsichtigt wurde. Für den Austausch von Kulturobjekten sind diese Tributgesandtschaften beim chinesischen Hofe von der größten Bedeutung. Die kostbarsten syrischen, persischen und indischen Erzeugnisse sind auf diese Weise während des Alterthums und Mittelalters nach China gekommen. Ebenso ist umgekehrt nur das Beste von den verschiedenen chinesischen Industriezweigen nach den Ländern des Westens in Gestalt von Gegengeschenken gebracht worden. Welchen Einfluß diese ausgesucht schönsten Fabrikate beiderseitigen Gewerbfleißes auf den Nationalgeschmack als Symptom des Kulturzustandes ausgeübt haben, beweisen zahlreiche Anklänge in der Kunst aller asiatischen Völker; hier ein chinesisches Muster auf persischem Brokatstoff; dort eine bronzene chinesische Kanne von persischer Form.

[1]) Vgl. des Verfassers Bearbeitung der chinesischen Quellen zur Kenntniß der römischen Ostprovinzen in dem Werke China and the Roman Orient (Leipzig 1885).

Die gegenseitigen Beziehungen bei allen, auch den scheinbar geringfügigen Kulturerscheinungen zu verfolgen, ist eine der dankbarsten Aufgaben der orientalischen Forschung. Der Sammeleifer unsrer Museen und die gelehrten vergleichenden Studien ihrer Kustoden werden in Verbindung mit dem wachsenden Verständniß für die asiatischen Literaturen, warunter die chinesische nicht als die geringste anzusehen ist, uns eines Tages in den Stand setzen, manches zu verstehen, was uns jetzt noch ein Räthsel ist. Dann wird auch die Zeit kommen, in der ein Viktor Hehn unter den Orientalisten reiches Material vorfinden wird zu einem nicht ganz uninteressanten Buche, dem ich als Titel voransetzen würde: Asiatische Kulturwanderungen!

Mittheilungen und Nachrichten.

Otto Braun: Aus allerlei Tanarten. Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart 1898. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. Der verdienstvolle Herausgeber des Cotta'schen Musen-Almanachs und langjährige Leiter der „Beilage zur Allg. Ztg.", Dr. Otto Braun, bietet seinen Freunden in diesem schlichten Bändchen eine Reihe höchst formvollendeter und tiefsinniger Gedichte, — „die Lieder, die jung ich gestammelt und was sonst ich in Reime gebracht", wie ihr Verfasser in den Einleitungsstrophen mit selten gewordener Bescheidenheit ausführt.

Zwar hätt' ich bessern und feilen
Noch an diesem und jenem gemocht,
Doch ein Siebziger muß sich eilen,
Eh' ganz ihm verglimmet der Docht.

Diese Lust am Feilen und Ciseliren, an der feinen Goldschmiedekunst überhaupt, lacht uns fast aus allen Gastgeschenken der Braun'schen Muse entgegen, ganz besonders aus den Sonetten, die, ob sie nun aus dem Spanischen übersetzt sind oder „Eigenes" — so lautet des Büchleins bessere Hälfte — darstellen, es an Eleganz und Prägnanz des Ausdrucks mit den Paradestücken metrischer Gymnastik eines Platen und Leuthold aufnehmen dürfen.

Otto Braun, dem, wie schon der Titel des Bändchens andeutet, auch gelegentlich der Schalk aus den Augen blitzt, versteht es meisterlich, den Pegasus in allen Gangarten der hohen Schule zu reiten. So reimt er u. a. fröhlich auf einen „Bleisack" von Sorgen das Blüthenbett der „Eisack" und packt in seinem Spritztoursonett mit Geist und Grazie über ein halbes Dutzend Wörter aus, die sich auf „Loma" zu reimen haben. In diesen Tagen, da so viel theilnehmende Herzen der „Villa Ebers" am Starnberger See in banger Sorge entgegenschlugen, mag es wohl am Platze sein, das also überschriebene Sonett als Probestück hier abzudrucken.

Wie gerne flücht' ich aus dem Stadtgedränge
Mich zu des Gastfreunds seebespülter Schwelle!
Von weitem schon, eh' ich mich ihm geselle,
Hör' ich der Kinderstimmen munt're Klänge.

Smaragden glitzert durch das Laubgehänge
Des Villensaums die schaumgekrönte Welle,
Und fernhin trägt mit dampfbeschwingter Schnelle
Das Schiff die laute festtagsfrohe Menge.

Zween erzne Leuen hüten die Terrasse,
Von der sich eine Hand mir streckt entgegen,
Die ich mit beiden Händen warm umfasse.

Nun kann ich lang entbehrter Zwiesprach pflegen —
Und schon, wenn ich den kranken Freund verlasse,
Fühl' ich zur Rückkehr sich die Sehnsucht regen.

Auch die Abtheilung „Letzte Sonette" enthält manche Perle auf diesem wenig mehr gepflegten Spezialgebiet der Poesie. In diesen Blättern herrscht die reiche Molltonart vor. Eine tiefe Wehmuth zittert aus den rührenden Versen stiller Resignation, wie sie uns etwa aus dem cis-moll-Adagio der Mondschein-Sonate entgegenklingt. Als Poet hat Otto Braun nicht nur die „verschneiten Pfade" seines Lebens mit Rosen zu bestreuen vermocht, wie er in seinem Schlußsonett („An die Muse") so schön sagt, sondern sich auch als Siebziger noch viele neue Freunde zu den alten erworben, was die nöthig gewordene zweite Auflage des liebenswürdigen Büchleins bestätigt.

-es-

* **W. v. Obernitz: Vasari's Allgemeine Kunstanschauungen auf dem Gebiete der Malerei.** Straßburg, Heitz 1897. — Vasari hat als Künstler geschrieben. Die theoretische Strenge des Urtheils lag ihm fern. Auch ist er sich über seine allgemeinen Kunstanschauungen niemals so klar geworden, daß er selbst ein System daraus hätte bilden können. Im wesentlichen steht er als Kritiker unter dem Eindruck, den die Werke der Hochrenaissance als unverbrüchliche Normen geschaffen hatten. Michelangelo war es, den er am meisten bewunderte. Vasari hat jedoch eine historische Gerechtigkeit des Urtheils besessen, die es allein rechtfertigt, daß sein ästhetischer Maßstab untersucht wird. Das ist in der Obernitz'schen Arbeit gewissenhaft geschehen. Allerdings ist fast nur die Malerei berücksichtigt worden. Und ohne Zweifel würde die Untersuchung an Werth gewonnen haben, wenn auch die Aesthetiker von Fach, z. B. Leone Battista Alberti's Schriften und Leonardo's Trattati della pittura, gleichwerthig berücksichtigt worden wären, woraus sich ein geschlossenes Gesammtbild der Kunstanschauungen der Renaissance ergeben hätte. So ist nur eine sorgsame Vorarbeit geliefert worden, die sich durch ihre klare und geschickte Darstellung empfiehlt.

Artur Weese.

bm. *Merimée* par *Augustin Filon* (Les grands écrivains français). Hachette 1898. Filon hat uns vor einigen Jahren mit einem stoffreichen Buche beschenkt: Merimée et ses amis, in dem zumal sein Briefwechsel mit der Mutter der Kaiserin Eugenie zu Ehren kam. In dieser neuen, eleganten Charakteristik wird unsres Erachtens das Verdienst des Erzählers, des Künstlers nicht durchweg seiner ganzen großen Bedeutung nach gewürdigt. Desto eindringlicher redet Filon dem Gelehrten und Briefsteller das Wort. Desto überzeugender charakterisirt er den Vielverkannten, von dem Turgenjew gesagt hat: La sensibilité était le vrai fond de son caractère, mais il vivait masqué. Die größte Freude bereitete uns indessen Filons Verheißung einer kommenden, auch die Korrespondenz umfassenden Gesammtausgabe der Schriften von Merimée.

R. Adreßbuch für die deutsche Mechanik und Optik und verwandte Berufszweige. 2. Auflage. Von F. Harrwitz. Verlag von F. und M. Harrwitz, Berlin. — Das, im Vergleich zur ersten Auflage, bedeutend vergrößerte und ergänzte Werk bildet in seiner jetzigen Form ein sehr brauchbares Nachschlagebuch für alle in Frage kommenden Berufszweige. In richtiger Würdigung des Umstands, daß gerade in den einschlägigen Branchen mehr und mehr die Entwicklung von Spezialwerkstätten zum Zwecke möglichst rationeller Herstellung einzelner Artikel sich bemerkbar macht, sind bei einer großen Anzahl Firmen die entsprechenden, von diesen selbst erhaltenen Angaben gemacht. Der Vermerk, ob die aufgeführte Firma ein reines Handelsgeschäft, eventuell mit Reparaturwerkstätte, betreibt, oder die von ihr geführten Artikel selbst herstellt, ist als eine entschiedene Verbesserung der ersten Auflage anzuerkennen, und das Werk gewinnt hiedurch gewiß an Werth für alle interessirten Kreise.

* Zur großen Freude der Alterthumsliebhaber macht die **Griechisch-Archäologische Gesellschaft** endlich Anstalten, den **Löwen von Chäronea** wieder aufzurichten. Wie die „Köln. Ztg." berichtet, ist der Architekt ernannt, der den Sockel wieder herstellen und die verstreut umherliegenden Stücke des kolossalen Löwen wieder zusammenfügen soll. Der Löwe von Chäronea wurde als Denkmal für die in der Schlacht gegen Philipp von Makedonien gefallenen Thebaner errichtet; die Athener begrub man am Kerameikos, die Makedonier in der Nähe einer Eiche, die noch Plutarch gezeigt wurde. Der Löwe war allmählich in die Erde versunken, überdauerte aber die Türkenherrschaft und wurde erst während der Freiheitskriege von einem Bandenführer, dessen Name nicht bekannt geworden, zerstört. Die ersten Ausgrabungen 1879 brachten den viereckigen Sockel ans Licht, der die Gebeine der Gefallenen umschloß.

* Die 70. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wird vom 19. bis 24. September in Düsseldorf, wo man sich schon zum würdigen Empfang der gelehrten Gäste aufs eifrigste rüstet, abgehalten werden. Das Programm ist vorläufig dahin festgestellt worden, daß in den allgemeinen Sitzungen nachfolgende Vorträge stattfinden: 1. Geheimer Regierungsrath Professor Dr. Klein (Göttingen): „Universität und Technische Hochschule". 2. Medizinalrath Professor Dr. Tillmanns (Leipzig): „100 Jahre Chirurgie". 3. Geheimer Regierungs- und Baurath Professor Dr. Intze (Aachen): „Ueber den Zweck, die erforderlichen Vorarbeiten und die Bauausführung von Thalsperren im Gebirge, sowie über deren Bedeutung im wirthschaftlichen Leben der Gebirgsbewohner". 4. Professor Dr. Martius (Rostock): „Krankheitsursachen und Krankheitsanlagen". 5. Professor van t'Hoff (Berlin): „Die zunehmende Bedeutung der anorganischen Chemie". 6. Privatdozent Dr. Martin Mendelsohn (Berlin): „Die Bedeutung der Krankenpflege für die wissenschaftliche Therapie". 7. Eventuell Geheimrath Professor Dr. Rudolf Virchow (Berlin): Thema vorbehalten. Außer diesen Vorträgen sind für die Abtheilungssitzungen über 400 Redner angemeldet. Zum erstenmal werden als neugebildete Abtheilungen die für angewandte Mathematik und Naturwissenschaften (Ingenieurwissenschaften), sowie diejenige für die Geschichte der Medizin in Thätigkeit treten. Mit der Versammlung werden nicht weniger als vier Ausstellungen verbunden sein, nämlich 1. eine historische Ausstellung; 2. eine photographische Ausstellung (die Photographie im Dienste der Wissenschaft); 3. eine Neuheiten-Ausstellung naturwissenschaftlicher und medizinisch-chirurgischer Gegenstände und Apparate, sowie chemisch-pharmazeutischer Präparate und hygienischer Gegenstände; 4. eine physikalische und chemische Lehrmittelsammlung. Für diese Ausstellungen sind bereits hervorragende Objekte in großer Menge angemeldet worden. Der Verein der Aerzte und der Naturwissenschaftliche Verein in Düsseldorf haben sich bereit erklärt, ein Preisgericht zu wählen, und sollen hervorragende Leistungen der Aussteller durch ein Anerkennungsdiplom ausgezeichnet werden. Endlich wird mit der Versammlung ein Kongreß der alkoholfeindlichen Aerzte und eine Ausstellung alkoholfreier Getränke verbunden sein. — An Vergnügungen wird es, wie sich das am frohen Rhein von selbst versteht, nach des Tages Last und Hitze nicht fehlen. Außer dem üblichen Festessen, einem Balle und einem Kommers wird es eine Theatervorstellung, einen fröhlichen Abend im „Malkasten" und Ausflüge zur Müngstener Riesenbrücke, in das Siebengebirge, nach Duisburg u. s. w. geben.

* **Paris**, 29. Juni. Wie bereits auf telegraphischem Wege berichtet worden ist, wurden hier kürzlich die Ratifikationen der Pariser internationalen Sanitäts-Konvention vom 3. April 1894 und der Additionalerklärung vom 30. Oktober 1897 ausgetauscht und ist somit die dritte Konvention in der Reihe der internationalen Sanitätsabkommen perfekt geworden. Sie bedeutet die Anwendung der gleichen Schutzmaßregeln gegen die Verbreitung der Menschenseuchen auf den eigentlichen Orient, welche in der im Jahre 1892 in Venedig abgeschlossenen Konvention für Aegypten vorgesehen worden sind. Wenn nun, wie nicht zu zweifeln ist, die im Prinzip bereits ertheilte Zustimmung auch der Türkei dank den energischen Bestrebungen der europäischen Diplomatie in Konstantinopel, auch formell erfolgen wird, so erscheint auf diesem Gebiet auch der letzte berechtigte Wunsch, der an das europäische Einvernehmen gestellt werden kann, im reichsten Maß erfüllt. Auch die Vereinbarungen der vorjährigen Pestkonferenz in Venedig, deren Bestimmungen in Anwendung auf die Pestgefahr im engsten Einklang mit denjenigen der eingangs erwähnten Pariser Konvention getroffen wurden, gehen Ende September dieses Jahres ihrer allseitigen Ratifikation in Rom entgegen. Damit ist der Ring von Schutzmaßregeln gegen Menschenseuchen jeder Art durch das Einvernehmen der Mächte geschlossen und erscheint die Aufgabe gelöst, welche die Mächte seit fast einem Vierteljahrhundert unausgesetzt beschäftigt hat.

* **Birmingham.** Die schon längst erörterte Frage der Begründung einer Universität in Birmingham scheint jetzt endlich spruchreif zu werden. Letzte Woche wurde eine große Versammlung im Rathhause abgehalten, welcher die bedeutendsten Männer der Stadt beiwohnten. Der Kolonialminister Joseph Chamberlain gab mit seiner Rede die nöthige amtliche Weihe. Birmingham allein, sagte er, besitze unter den größeren Provinzialstädten des Vereinigten Königreichs keine Hochschule. Das materielle Jagen der Stadt möge sein Corrigens in der Pflege der Wissenschaft finden. Möchten die großen industriellen Verbände Birminghams dauernd ihren Namen mit der zu gründenden Universität verknüpfen. Die Zeichnungen am Schlusse der Versammlung ergaben ein großartiges Resultat. Es wurden Schenkungen im Betrage von 95,244 Pfd. St. angekündigt. Die Brauer von Birmingham wollen 20,000 Pfd. St. beisteuern. Joseph Chamberlains Beitrag beläuft sich auf 1000 Pfd. St.

* **Rom.** In der Sala Regia des Vatikans wird jetzt auf Anordnung des Papstes die Restauration des Deckengewölbes in Angriff genommen. Dasselbe ist reich an Stuccaturen, Gemälden und Vergoldungen, die von Pierin del Vaga und Daniel da Volterra ausgeführt wurden. Die Restaurationsarbeiten leitet der vatikanische Architekt Graf Vespignani, dem verschiedene Fachleute, u. A. Prof. Seitz, zur Seite stehen. Die Sala Regia, einer der schönsten Säle des Vatikans, wurde unter dem Pontifikate Pauls III. nach den Zeichnungen von Sangallo angelegt und diente früher für die feierlichen Empfänge von königlichen und kaiserlichen Gesandtschaften an den Papst. Die Wände des Saales sind mit herrlichen Freskogemälden geschmückt, die wichtige Ereignisse in der Geschichte der Päpste verewigen. Einige derselben sind von Vasari und stellen dar: Friedrich II. Barbarossa und Alexander III. auf dem Markusplatz zu Venedig; die Schlacht bei Lepanto im Jahre 1571; Scenen aus der Bartholomäusnacht; Rückkehr Gregors XI. von Avignon nach Rom; andere haben die Brüder Zuccari gemalt, nämlich: Gregor VII. spricht Heinrich IV. in Gegenwart der Prinzessin Mathilde von Canossa vom Kirchenbann los; die Eroberung von Tunis im Jahre 1553. Ferner befinden sich in dem Saale noch Malereien von Salviati, Samaschini, Sabbatini da Bologna, Sicciolanti, Marco da Siena und Agresti.

* **Chicago.** Philipp D. Armour hat an das von ihm begründete Armour Institute of Technology eine weitere Schenkung von 500,000 Doll. gemacht; das von ihm ausgesetzte Gründungskapital betrug 1,000,000 Doll., doch hat sich dasselbe infolge des großen Andrangs von Studirenden, deren Zahl gegenwärtig auf 1000 angewachsen ist, als nicht ausreichend erwiesen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Griebens Reisehandbücher, Bd. 43: Karlsbad und Umgebungen. 13. Aufl.; Bd. 62: Führer durch Nürnberg und Umgebungen. 9. Aufl.; Bd. 76: Wiesbaden und Umgebungen. 5. Aufl.; Bd. 77: Straßburg und die Vogesen. 3. Aufl. Berlin, Albert Goldschmidt 1898. — Dr. Eduard Langer: Aus meiner Liedermappe. Ein Kaiser Josephs-Fest. (Aus dem Adlergebirge. Erinnerungen und Bilder aus dem östlichen Deutschböhmen. 3 Bde.) Prag, Verlag von H. Dominicus (Th. Gruß) 1898. — J. Boehm: Das materielle und formelle Reichsgrundbuchrecht. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung 1898. — Professor Dr. K. Koch: Der Stand der Nationalfestfrage. Eine Ansprache. Braunschweig, Verlag von Benno Goeritz 1898. — M. Alemann: Die große Neuquen-Bahn und der Rio Negro. Buenos Aires, Selbstverlag. Druck der Akt.-Ges. „Argentinisches Wochen- und Tageblatt" 1898. — Chronik der kgl. Akademie der Künste zu Berlin. 1. Oktober 1896 bis 1. Oktober 1897. Berlin, Okt. 1897. — Luthers Werke. Volksausgabe in 8 Bänden. Hggb. von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, Schneider u. A. 1. Folge, 2. Liefg. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1898. — Dr. Friedrich Walter: Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe. (Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz. I. Hggb. vom Mannheimer Alterthumsverein.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die neueste Phase der Orientfrage.

I.

Sehr bald nach der Rückkehr des Fürsten von Montenegro aus London sind in Türkisch-Serbien („Rascien“, auch „Alt-Serbien“) unmittelbar an der montenegrinischen Grenze Unruhen ausgebrochen. Das kann ein Zufall ohne besondere Bedeutung sein; denn Ruhe hat in diesen Gegenden niemals, am wenigsten aber seit 1878 geherrscht, seit sich nämlich die aus Serbien und Montenegro damals vertriebenen Arnauten hier ansiedelten. Es kann aber auch der Ausgangspunkt einer planmäßig vorbedachten großen Aktion sein, die auf das Aufrollen des dem europäischen Frieden gefährlichsten Theils der Orientfrage abzielt: der Serbenfrage. Gegenwärtig steht es der rein individuellen Auffassung des Einzelnen noch völlig frei, welche von diesen beiden Möglichkeiten er für wahrscheinlicher halten will; ja es gehört vielleicht sogar ein ungewöhnlicher Grad von Mißtrauen und Pessimismus dazu, um hinter den arnautischen Mordbrennern die treibende Kraft irgend eines politischen Gedankens zu vermuthen. Ich gestehe nun ohne Zögern gleich vorweg ein, daß ich solch pessimistischer Auffassung trotzdem zuneige und deren Berechtigung hier zu beweisen suche.

Immerhin will ich jedoch auch rundweg zugeben, daß diesmal schließlich vielleicht doch noch Jene recht behalten konnen, welche hinter den jetzigen Unruhen keine anderen Ursachen als solche rein lokaler Natur vermuthen; denn für eine solche Auffassung der momentanen Lage spricht ja sogar mein eigenes Notizbuch. Ich habe nämlich vor neun Jahren diese Gegend durchwandert und damals dort Zustände vorgefunden, die sich von den heutigen kaum unterscheiden. Ist es damals nicht zu einem europäischen Kriege gekommen, so besteht zumindest kein zwingender Anlaß, ihn jetzt für unvermeidlich zu halten. Hier eine kleine Blüthenlese aus meinen damals an Ort und Stelle gesammelten Notizen: In Rugova, zum Bezirk Berane gehörig, aber am rechten Ufer des Lim, am Abhang des albanischen Alpengebirgs gelegen, erschlugen die Leute des Omer Kosta Rugovac im Monat April 1889 den Serben Milosav Marić, welcher angeblich mit einer baldigen „Befreiung der Christen durch Montenegro“ in einer Weinschenke der Stadt Berane öffentlich geflunkert hatte. Zwei Tage später wurde einer der Thäter beim serbischen Weiler Munschije ermordet aufgefunden, worauf dann die Arnauten die 70 Häuser dieser Ortschaft niederbrannten und 18 Einwohner tödteten. Der Mutessarif von Ipek, Ferik Halil Pascha, entsandte eine Truppenabtheilung zur Züchtigung der Arnauten und erließ den Befehl, daß diese Letzteren die Städte Ipek und Berane nicht mehr bewaffnet betreten dürften, wurde aber schon nach wenigen Tagen in der Stadt Ipek selbst gelegentlich eines Spaziergangs von einer Arnautenbande umringt und durch Todesdrohungen gezwungen, diesen Befehl zurückzunehmen. Etwa 14 Tage nach diesem letzteren Austritte war ich, von Berane kommend, in Ipek eingetroffen. In dieser Zeit gab es fortwährende Kämpfe auch in der Umgebung des den Serben altehrwürdigen Klosters Visoke Detschani, etwa zwei Wegstunden südlich von Ipek. Der damalige Iguman (Prior) dieses Klosters, Rafailo, hatte nämlich einen neuen „Schirmvogt“ gewählt, weil er dem bisherigen, dem vor einem Jahre wieder oft genannten Hadschi Mollah Zeka Biber, nicht mehr traute. Die Stammesgenossen des alten und des neuen Schirmvogts bekämpften sich nun gegenseitig, und der Iguman war schon im Monat Februar gezwungen gewesen, infolge dieser Kämpfe nach Montenegro zu flüchten. Heftige Blutrachekämpfe fanden damals auch bei Djakova statt, weil zwei christliche Mädchen ihren Eltern durchgegangen und Mohammedanerinnen geworden waren, um mohammedanische Jünglinge zu heirathen, die jedoch Beide der Rache der Christen zum Opfer fielen. Im großen Ganzen war demnach die damalige Situation der heutigen sehr ähnlich; und genau so wie damals kann zweifellos auch heute wieder der ganze Rummel schließlich spurlos verlaufen, ohne den Frieden Europa's gestört zu haben.

Meine pessimistischen Ausblicke in die Zukunft gehen jedoch von ganz anderen Voraussetzungen aus. Vor neun Jahren hatte keine einzige europäische Macht den Willen, die althergebrachten Raufereien der Arnauten zu großpolitischen Fragen aufzubauschen. Mangelt es nun an diesem Willen auch heute noch ebenso allgemein wie damals?!

Vieles in der Welt hat sich seither geändert; und nichts so durchgreifend, wie die Stellung Großbritanniens im Welthandel. Mächtige Rivalen sind der britischen Weltstellung am Niger, am oberen Nil, im Transvaal, in China, ja vielleicht sogar schon südlich des Hindukusch erstanden. Auch der kontinentale Handel Europa's emanzipirt sich von der britischen Industrie mit Riesenschritten. Dabei wächst aber in Großbritannien selbst jene Prozentziffer der Bevölkerung fortwährend, deren Ernährung dem Handel mit britischen Industrieprodukten zur Last fallt. Heute stehen diese Dinge schon so, daß England einer kaum noch abwendbaren inneren Katastrophe entgegengeht, wenn der britische Welthandel dauernd stationär bleiben oder gar vielleicht zurückgehen würde. Das glaube ich in meiner Broschüre „Die deutsche Weltpolitik“ [1]) an der Hand eines ausreichenden statistischen Datenmaterials hinlänglich nachgewiesen zu haben, begnüge mich demnach hier statt aller weiteren Argumente mit dem kurzen Hinweis auf die Thatsache, daß England im Jahre 1831 bloß 40 Proz., im Jahre 1891 aber schon 70 Proz. seiner Bevölkerung mit den Erträgnissen der Industrie und des Welthandels zu ernähren hatte, während sich gleichzeitig die kultivirte Acker-

[1]) Verlag Friedrich Schalk, Wien VI/2 Mariahilferstraße 97. Zehn Bogen gr. Okt. Preis M. 1.50.

fläche um 62 Proz. verminderte, die gesammte Volkszahl aber, trotz aller Auswanderungsmaßregeln dee Regierung, um 58 Proz. vermehrte. Stellt man diesen Ziffern alle jene Einengungen entgegen, welche sich das noch vor 10 Jahren ziemlich unbestrittene britische Weltmonopol heutzutage schon gefallen lassen muß, dann wird man die Vermuthung gewiß gelten lassen, daß die britischen Staatsmänner bestrebt sind, sich die Handelsrivalität des kontinentalen Europa um jeden Preis vom Halse zu schaffen, und daß sie diesen Zweck am ehesten zu erreichen glauben, wenn es ihnen gelingt, die Kontinentmächte zu einem Krieg untereinander zu drängen. Damit gewinnt dann aber auch die Londoner Reise des Fürsten von Montenegro, sowie die mit seiner Rückkehr zusammenfallende Beunruhigung Albaniens ein sehr bedenkliches Relief: es kann sich da möglicherweise doch auch um etwas ganz anderes als um die altgewohnten Halsabschneidereien der Albanesen untereinandee handeln; nämlich um die Fortsetzung jener britischen Verhetzungen, welche schon mit der armenischen und mit der Kretafrage, sowie mit dem griechisch-türkischen Konflikt erfolglos versucht wurden.

Selbst wenn sich Lord Salisbury jetzt thatsächlich entschlossen hätte, mit Benützung des Fürsten von Montenegro die Serbenfrage aufzurollen, würde man nicht erwarten dürfen, daß er das aller Welt öffentlich verkündigt. Immerhin darf man abee, ohne sich gerade lächerlich zu machen, die Möglichkeiten der näheren Zukunft doch gewiß einmal auch unter jenen Voraussetzungen überdenken, die sich ergeben würden, wenn es thatsächlich geschehen wäre. Es sind da zunächst alle jene Fragen zu erwägen, welche sich auf die Möglichkeit einer Inscenirung dieser Aktion beziehen; und in zweiter Linie deren muthmaßliche Folgen, sowie die Mittel der Abwehe. Die Gruppe der ersteren Fragen erstreckt sich auf die persönlichen Qualitäten des Fürsten Nikola, auf seine Hoffnungen, sowie auf die Machtmittel, mit denen er muthmaßlich rechnet. Und in zweitee Linie haben wie uns zunächst darübee klar zu werden, ob die Pläne des Fürsten geeignet sind den Frieden Europa's zu gefährden, sowie über die Möglichkeit, diese Gefahr abzuwenden. Die Mittel, mit denen sich Oesterreich-Ungarn eine bloß lokale Verlegenheit, welche Europa nicht weiter in Mitleidenschaft zieht, ersparen könnte, mögen dann alle unsre Erwägungen abschließen.

Vorerst abee noch einige Worte übee das Wesen der im europäischen Abendlande leider sehr wenig bekannten Serbenfrage überhaupt. Diese Frage besteht darin, daß die Serben ihre Vereinigung in einem einheitlichen nationalen Staatswesen wünschen, weil sie gegenwärtig noch unter sieben verschiedenen Regierungen vertheilt sind, deren fünf sie als „Fremdherrschaft“ betrachten. National-serbische Staatswesen gibt es bloß zwei: Montenegro seit 1702 und das Königreich „Serbien“ (eigentlich heißt dieses Land „Schumadija“) seit 1804, definitiv seit 1815. Außerdem leben Serben unter der ungarischen und der kroatischen Regierung, unter dem Wiener „österreichischen“ und dem Wiener „gemeinsamen“ Ministerium, sowie unter der Pforte. Der nationale Einigungsdrang der Serben datirt jedoch erst aus einer verhältnißmäßig noch sehr jungen Vergangenheit; denn wenn auch schon vor der türkischen Invasion ein großserbisches Reich bestand, welches unter dem Zar Duschan dem Starken (1331—1355) nahezu die ganze Balkanhalbinsel umfaßte, so brauchte es doch eine sehr lange Zeit zu seiner allmählichen Entstehung, umfaßte niemals alle serbischen Gebiete und zerfiel wieder in sich selbst, schon übee zwei Dezennien vor der Entscheidungsschlacht gegen die Türken am Amselfelde (1389). Bemerkenswerth ist aber immerhin, daß das damalige Großserbien durch eine aus dem heutigen Montenegro stammende Dynastie geschaffen wurde, daß von hier auch die panserbischen Erhebungsversuche der Jahre 1614 und 1688 ausgegangen sind, und daß Montenegro ebenso zuletzt unter die türkische Botmäßigkeit fiel, wie es sich auch zuerst und ohne fremde Hülfe aus derselben wieder befreite. Die heutigen „großserbischen“ Bestrebungen datiren aus dem Jahre 1833: sie wurden damals von den Belgrader Staatsmännern Wukšić, Petronjević und Garaschanin eingeleitet und bilden seit 1848 das Programm der „Omladina“, auf die ich weiter unten noch etwas ausführlicher zu sprechen komme.

Was die Persönlichkeit des Fürsten von Montenegro betrifft, so muß vor allem darauf hingewiesen werden, wie unklug ein großer Theil der Presse, namentlich der österreichischen, handelt, wenn sie glaubt, über dessen politische Aspirationen mit einer mitleidigen Handbewegung hinwegsehen zu dürfen. Ein Feind wird nicht kleiner, wenn man ihn unterschätzt; und Fürst Nikola bietet zu solcher Unterschätzung gewiß den allerwenigsten Anlaß. Es mag ja sein, daß er sich übee seine Machtmittel täuscht; das entbindet uns aber nicht von der Pflicht, sie wenigstens unsrerseits ohne Selbsttäuschung zu erwägen. Und eine Selbsttäuschung wäre es schon, wenn man seine diplomatische Erfahrung und Gewandtheit negiren wollte. Man darf eben nicht vergessen, was die montenegrinische Dynastie vor ihm war und was sie durch ihn wurde. Fürst Danilo, sein Onkel und Vorgänger, betrachtete es noch als einen Glücksfall, daß er eine halbwegs wohlhabende Triester Kaufmannstochter als Gemahlin heimführen konnte. Fürst Nikola dagegen hat sich durch seine Töchter mit vier hervoeragenden und alten europäischen Dynastien verschwägert. Sein Vater, der Großvojvode Mirko, war zwar ein tapferee Kriegee (Sieger von Grahovo 11.—13. Mai 1858) und in seiner bürgerlichen Thätigkeit ein ganz außerordentlich geriebener Handelsmann, der beispielsweise alles Geld der Wittwe Danilo's (Darinka) in die eigene Tasche zu leiten verstand; aber dabei doch nur ein von der europäischen Kultur sehr wenig angekränkelter, noch recht urwüchsiger Montenegriner, der niemals das Bedürfniß empfand, zu den gebildeteren oder gar höheren europäischen Gesellschaftskreisen in irgendwelche persönliche Beziehungen zu treten. Schon deßhalb nicht, weil ee im Gedankenaustausche einzig nur auf seine serbische Muttersprache beschränkt war und ihm auch in dieser das Lesen und Schreiben zeitlebens ziemlich mystische Künste geblieben sind. Fürst Nikola dagegen brachte es zur persona gratissima am Hofe Alexanders II., ja sogar zum „einzigen Freund“ Alexanders III.; er verkehrt mit mächtigen Potentaten wie mit seinesgleichen und steht aufrecht vor Thronen, an die noch sein Vater ohne einen tiefen Bückling nicht einmal zu denken wagte. Das sind doch gewiß diplomatische Erfolge, welche besonders die Gegner des Fürsten nicht unterschätzen sollten. Weniger bekannt, aber nicht weniger berücksichtigenswerth, ist auch die ganz außerordentliche Autorität, die er bei allen Serben genießt. Er, der als 21jährigee Jüngling nach dem Bombardement von Belgrad (1862) an den Fürsten Michael Obrenović schrieb: „Erhebe Dich, Fürst! Zersprenge die Fesseln, die unser armes Serbenvolk bedrücken! Ich, der Fürst von Montenegeo, werde dann stolz darauf sein, vor Deinem Zarenpalaste als einfacher Soldat Schildwache stehen zu dürfen“ — er selbst gilt heute allen Serben als dee von der Vorsehung prädestinirte Führee und Befreier des gesammten Serbenthums. Einen so großen Theil dieser Autorität er immerhin seiner ungewöhnlichen dichterischen Begabung zu verdanken haben mag, die er ganz und gar in den Dienst des nationalen Einigungsgedankens stellte, muß sie doch zum weitaus größten Theile auf die Rechnung seiner unleugbar bedeutenden, allerdings aber auch entsprechend selbstbewußten Persönlichkeit gesetzt werden. Man

denkt so auffallend selten daran, daß aus dem übersprudelnden 19jährigen Nikitza, welcher im Jahre 1860 gegen alle menschliche Voraussicht auf den Fürstenstuhl gelangte, mit der Zeit ein abgeklärter, Wollen und Können abwägender 57jähriger Nikola geworden ist.

Die politischen Aspirationen des Fürsten kann man sehr übersichtlich aus seinen poetischen Werken erkennen. Beispielsweise aus der „Balkankaiserin", einem vor etwa 15 Jahren verfaßten Drama, in welchem er dem alten Guslar die Prophezeiung in den Mund legt: „Die Freiheit wird aus diesen schwarzen Felsen zu euch Serben niedersteigen: sie sind der Grundstein für Duschans wiedererstehende Zarenherrlichkeit." Und vor 10 Jahren begrüßte er die (übrigens nicht zustande gekommene) montenegrinische Schiffahrtsaktiengesellschaft mit dem Gedichte „Raduj se s nama, Jadrane burni: mornari srpski već dižu steg" („Freut euch mit uns, stürmische Wogen: serbische Schiffer rüsten den Mast"), das in den Worten ausklingt: „Die Adria wird jetzt zum serbischen Meere und bringt einst euch Serben das Heil." Endlich versichert er in seinem Gedichte „Onamo, namo, za brda ona, gje nebo plavo zavija svod" („Hinüber, hinüber, über die Berge, dorthin, wo der Himmel den Rundblick begrenzt"), seine Seele werde nicht eher Ruhe finden, als bis alle Serben aus fremder Knechtschaft befreit sind. Es ist also nach jeder Richtung hin vollkommen klar, was Fürst Nikola anstrebt. Und vermöge seiner dichterischen Begeisterungsfähigkeit ist es zumindest nicht ganz ausgeschlossen, daß er jetzt, am Abend seines Lebens, daran denkt, seine vom Glück bisher so auffallend begünstigte Herrscherlaufbahn mit der Realisirung seiner Jugendträume abzuschließen, um im Herzen aller Serben den Ruhm seines Namens zu verewigen.

II.

Unklar ist sehr vielen abendländischen Politikern, auf welche Machtmittel Fürst Nikola seine Pläne stützt. Daß Rußland, welches gegenwärtig daran arbeitet, sich eine Zukunftsposition am Stillen Ozean gegen die Rivalitäten Englands und Japans zu begründen, gerade jetzt geneigt sein sollte, ihm zuliebe einen Krieg in Europa zu riskiren, ist nicht wahrscheinlich. Man darf also mit einiger Berechtigung voraussetzen, daß die ihm von dorther gemachten Geschenke an Waffen und Kriegsmaterial weit eher einen defensiven als offensiven Zweck haben: sie sollen ihm vermuthlich nur die Erhaltung des Friedens an der türkischen, aber nicht einen Vorstoß über die österreichisch-ungarische Grenze erleichtern. Weil nun seine nationalen Aspirationen weit mehr gegen Oesterreich-Ungarn als gegen die Türkei gerichtet sind, scheint es, daß er entschlossen ist, hierin gegen den Rath, ja vielleicht sogar gegen den klaren Willen Rußlands ganz auf eigene Faust zu handeln, und daß er viel diplomatische Gewandtheit aufwenden muß, um das St. Petersburger Kabinet trotzdem bei guter Stimmung zu erhalten. Doch rechnet er jedenfalls mit der Voraussetzung, daß Rußland den „einzigen Freund" unter gar keiner Bedingung fallen lassen darf und daß es, wenn das Unternehmen mißlingt, schließlich doch alles wird daransetzen müssen, um von ihm das Aergste, ein Antasten seiner Souveränität und seines Herrschaftsgebiets, abzuwenden. Doch ist ihm damit allein, daß er sich gegen Züchtigungen durch Oesterreich-Ungarn ziemlich geschützt wähnt, nicht viel gedient; denn angesichts der positiven Ziele, die er anstrebt, hat dieses Bewußtsein für ihn doch nur einen negativen Werth.

Zum Kriegführen im großen Stil fehlen ihm vorläufig zwei recht nothwendige Dinge: Geld und Soldaten. So arm, wie man gemeinhin glaubt, ist er allerdings nicht; denn in der Englischen Bank liegt ein ganz anständiges Depot unter seinem Namen. Man schätzt es auf etwa 10 Millionen Francs. Aber es ist das sein Privateigenthum (allerdings aus montenegrinischen Steuergeldern stammend), von dem er gewiß nicht einen rothen Heller für die „Freiheit des Serbenthums" opfern wird, weil er es braucht, um den erträumten serbischen Zarenthron für sich und seine Nachfolger behaglich einzurichten. Der Fürst Nikola ist nämlich — eine bei so begabten Dichternaturen sonst sehr seltene Eigenschaft — ein ausnehmend sparsamer Familienvater und ein in Geldsachen ungemein genauer Herr, dem die großserbische Begeisterung zeitlebens immer weit mehr eingetragen als gekostet hat. Man wird da an die Behauptung Schopenhauers erinnert, nach welcher wir Menschen von der Mutter den Intellekt, vom Vater den Charakter erben: die Mutter des Fürsten (Stana Martinowitsch) war eine geistig ausnehmend begabte Frau, während die hervorstechendste Eigenschaft im Charakter seines Vaters ein durchaus schmutziger Geiz und jene grenzenlose Habsucht war, welche nicht ruhte, ehe er den letzten Kreuzer vom Vermögen der Fürstin Darinka in die eigene Tasche herüberbugsirt hatte.

Fürst Nikola braucht also zur Verwirklichung seiner politischen Aspirationen vor allem fremdes Geld. Er hofft hierin jedenfalls auf die Freigebigkeit des Lord Salisbury. Damit ist das Rätsel gelöst, wieso der „einzige Freund" Rußlands im Rahmen der heutigen Weltlage zum Verbündeten Englands werden könnte. Hat er Geld, dann bekommt er auch Soldaten, zumal es ja vielleicht sehr bald schon genug Flüchtlinge aus Türkisch-Serbien in Montenegro geben wird, für deren Bewaffnung nach dem Einlangen der auf dem Wege befindlichen russischen Repetirgewehre jene 30,000 Werndlgewehre frei werden, welche die montenegrinische Armee gegenwärtig besitzt. Außerdem liegen noch etwa 20,000 brauchbare Wänzlgewehre der früheren Armeeausrüstung in den Magazinen; und über den Hafen von Antivari kann schließlich auch England noch so viel Waffen, als es will, nach Montenegro bringen. Selbst wenn die Regierung Oesterreich-Ungarns an der ihr laut Art. 29 des Berliner Vertrags zufallenden Seepolizei längs der montenegrinischen Küste ernster festhalten wollte, als sie an den ihr im selben Artikel zugesprochenen sonstigen Rechten festhielt, hätte sie keinen rechtlichen Vorwand, derlei Waffensendungen zu verhindern, solange sie mit Montenegro offiziell im Frieden lebt; und „offiziell" wird man, ebenso wie im Jahre 1869 und 1882, wahrscheinlich auch dann noch gegenseitig „im Frieden" leben, wenn einmal die Herzegovzen und Süddalmatiner längst schon wieder rudelweise nach Montenegro flüchten, um dort die Revoltirung ihrer Heimath vorzubereiten. Und neben diesem Zuzug an kriegsbrauchbaren Leuten aus der Nachbarschaft, kann Fürst Nikola in seiner Stellung als Haupt der „Omladina" auch noch auf den Zuzug aus anderen serbischen Ländern rechnen, ja vielleicht sogar darauf, daß die ihm seit Milans Mißwirthschaft spinnefeindlichen Obrenović vom eigenen Volk gezwungen werden, gegen ihre bessere Erkenntniß ebenfalls zugunsten Nikola's loszuschlagen, oder aber das eigene Leben außer Landes zu salviren.

Hier einige sehr nothwendige Erläuterungen des Wesens der „Omladina" („Jugendbund"). Sie entstand im Jahre 1848, als die Wiener Regierung die Unklugheit beging, zur Bekämpfung der Magyaren die Hülfe von 3000 Schumadija-Serben unter General Knićanin (gewiß keine ausschlaggebende Macht!) anzunehmen. Der damalige Wladyka Petar II. machte auch 10,000 Montenegriner marschbereit, doch war man in Wien wenigstens in diesem Fall klug genug, sie zum Daheimbleiben zu bewegen. Das Programm der „Omladina" war von Anfang ab auf die „Verbrüderung aller Serben" gerichtet, aber durch geraume Zeit bloß auf kulturellem Gebiet. Im Beginn der 60er Jahre strebte

ihr Wortführer Svetozar Miletić auch die politische Verbrüderung an; und zwar, was seinem politischen Verständniß sehr zur Ehre gereicht, im engen Bund mit den Magyaren. Die Deákisten unterstützten ihn hierin, hielten aber nicht eine einzige Versprechung, als sie ihre speziellen Ziele erreicht hatten. An Stelle des „altungarischen“, territorial zentralistischen, aber national föderativen Staatsgedankens, welchen im Jahre 1841 auch noch Graf Széchényi („der größte Ungar“) in seinem 24 Bogen starken Buch „Kelet népe“ („Volk des Ostens“) dem Chauvinismus Kossuths gegenüber sehr energisch vertrat, war der „neumagyarische“ Kossuthianismus zur Herrschaft gelangt, der nur Magyaren und Feinde der Magyaren, aber nichts dazwischen kennt. Damit war dann das schöne und edle Streben des Svetozar Miletić unterbunden, welcher bis dahin gehofft hatte, seine jenseits der Save lebenden Volksgenossen mit Hülfe der Magyaren dem abendländischen Kulturkreise friedlich einverleiben zu können. Die Orientfrage hätte heute eine ganz andere Gestalt und Rußlands Einfluß auf der Balkanhalbinsel gewiß keinen Boden mehr, wenn die Magyaren ihre Zukunft als „Volk des Ostens“ damals besser begriffen hätten.

Den geänderten Verhältnissen entsprechend reorganisirte Svetozar Miletić die „Omladina“ schon im Jahre 1867 auf der Grundlage einer Einigung der Serben aus sich selbst heraus, also ohne fremde Hülfe. Wegen der nun alsbald beginnenden harten Verfolgungen seitens der magyarischen Machthaber trat die „Omladina“ beiläufig seit dem Jahre 1871 in ein immer feindseligeres Verhältniß zu Oesterreich-Ungarn, ohne jedoch jemals panrussisch zu werden. Sie ist das auch heute noch nicht: man will Rußland bloß zum Freund, aber nicht als Herrn haben. In ihrer jetzigen Gestalt gleicht die „Omladina“ so ziemlich den „Carbonari“, mit deren Hülfe bekanntlich das Haus Savoyen unter dem Schutz Englands Italien einigte; und die damalige Rolle Piemonts wird wohl auch mit den jetzigen Plänen des Fürsten von Montenegro beiläufig übereinstimmen.

Es ist klar, daß er als Oberhaupt der „Omladina“ über einen wohlorganisirten und machtvollen Agitationsapparat verfügt. Aber zweifellos fest steht auch die Thatsache, daß dies nur deßhalb der Fall ist, weil ein großer Theil aller Serben, namentlich aber in der strategisch so wichtigen Herzegowina und in Bosnien, dem Staat Oesterreich-Ungarn voll Haß und Erbitterung gegenübersteht. Die Ursachen dieser erst nach und nach sehr allmählich entstandenen Mißstimmung sind ziemlich mannichfach und datiren zum Theil auch mit ihren Anfängen sehr weit zurück. Das macht es mir aus Raumrücksichten unmöglich, das Wesen dieser Fragen hier mit genügender Deutlichkeit zu erläutern; und mit flüchtigen Andeutungen allein wäre wieder dem Zweck nichts genutzt, nämlich der Verallgemeinerung der Erkenntniß, daß es durchaus keine unlösbare Aufgabe ist, dem Fürsten Nikola wenigstens diesen einen Machtfaktor, gerade jenen, auf welchen er zweifellos am meisten baut, zu entwinden. Die Zeit, in welcher die gesammte serbische Intelligenz ihre Ziele nicht gegen, sondern mit Oesterreich-Ungarn zu erreichen strebte, liegt ja noch gar nicht so weit hinter uns, daß sie schon vergessen sein könnte. Und warum sollte es in der Zukunft nicht wieder so werden können, wie es in einer noch sehr nahen Vergangenheit schon einmal war? Natürlich hätte das zur Voraussetzung, daß das Wiener Kabinet die gemeinsame Wurzel aller seit 65 Jahren in seiner Serbenpolitik begangenen Fehler endlich erkennen lernt und sie sodann beseitigt. Wer sich daran erinnert, wie oft schon im laufenden Jahrhundert alle Serben auf Rußland recht schlecht zu sprechen waren und deßhalb den innigen Anschluß an Oesterreich-Ungarn suchten, der wäre vielleicht sogar zur Voraussetzung geneigt, daß die Wiener und Budapester Staatsmänner wenigstens aus den alleroffenkundigsten Thatsachen zu einiger Selbsterkenntniß gelangen; aus der Thatsache beispielsweise, daß erst vor 18 Jahren wieder so ziemlich das ganze Königreich Serbien Eine große „austrophile“ Partei war, heute aber dort aus Furcht vor dem Geprügeltwerden kein Mensch mehr wagt, sich äußerlich „austrophil“ zu geben, selbst wenn er es innerlich noch wäre. Leider setzt keine Politik der Welt dem Erkennen und Verbessern begangener Fehler einen so hartnäckigen Eigensinn entgegen, wie die Oesterreich-Ungarns. Deßhalb werden die Ereignisse dem altgewöhnten Wiener „Justamentnicht“ noch gar manches eindringliche „Memento“! entgegensetzen müssen, bevor wenigstens im politisch und strategisch wichtigsten Gebiet, in Bosnien und der Herzegowina, die Wühlarbeit des montenegrinischen Gernegroß endlich einmal auf den undurchdringlichen Boden staatstreuer Gesinnungen stoßen wird.

Gegenwärtig findet diese Wühlarbeit, deren Bestehen auch die Regierung gar nicht mehr leugnet, in der dort leider herrschenden allgemeinen Unzufriedenheit den denkbar günstigsten Boden. Allerdings hört man offiziöserseits oft behaupten, die Unzufriedenheit sei eine Folge der Wühlereien; das ist jedoch ein Verwechseln von Ursache und Wirkung. Fänden bei einer zufriedenen Bevölkerung die von auswärts kommenden Wühler Gehör?! Die Wahrheit über Bosnien-Herzegowina läßt sich mit recht wenigen statistischen Zahlen ganz erschöpfend darstellen: Es leben daselbst 66,000 Fremde (die Garnisonen ungerechnet), welche allein alle Vortheile der österreichisch-ungarischen Verwaltung genießen; und $1\frac{1}{2}$ Millionen Eingeborene, welche jetzt $3\frac{1}{2}$ mal soviel Steuern zu zahlen haben wie zur Türkenzeit. Für die Katholiken (18 Proz. der Eingeborenen) hat man seit 1878 etwa 30 katholische Klöster und Klosterschulen mit großer Freigebigkeit errichtet; die Orthodoxen (45 Proz. der Eingeborenen) haben aber schon zwei Beschwerdedeputationen nach Wien entsendet, weil man ihnen sogar die Organisirung ihrer Kirche und Schule aus eigenen Mitteln erschwert. Das was schon vor 180 Jahren Prinz Eugen im (damals österreichisch gewordenen) heutigen Königreich Serbien am energischsten bekämpfte und wogegen er sogar zu sehr harten Maßregeln griff, verbittert heute abermals die weitaus größte Mehrzahl der Bosnier: die vordringliche katholische Proselytenmacherei. Der Unterschied ist nur der, daß Prinz Eugen im Hofkriegsrathserlaß vom 17. Jänner 1720 den „Glaubensboten“ jede kirchliche Funktion und 4 Monate später sogar das Betreten des Landes verbot, während im Juli 1897 die Sarajevoer offiziösen Blätter ganz ungenirt die Beträge jener Geldentlohnungen veröffentlichten, welche der Vatican „den Gemahlinnen“ sehr hoher Landesbeamter für deren Verdienste um die Ausbreitung des Katholizismus übersandte. Wer bosnische Schaustellungen bewundert, der denke dabei immer an die 66,000 Fremden; und wer von den Machtmitteln des Fürsten Nikola spricht, an die $1\frac{1}{2}$ Millionen Eingeborener. Damit wird er der Wahrheit stets am nächsten bleiben.

Diese vorstehend nach allen Seiten hin erwogenen Machtmittel ziffermäßig abzuschätzen, wäre überflüssig. Bleiben wir demnach einfach bei der Erkenntniß stehen, daß sie einem Herrscher mit entsprechendem Selbstvertrauen — und das ist Fürst Nikola durch seine Erfolge geworden! — immerhin genügend scheinen können, um auch einmal einen „großen“ Wurf zu wagen. Und überlegen wir nun, auf diese Erkenntniß gestützt, die Situation, der wir dann gegenüberstünden.

Nachdem ich einerseits zweimal die Gelegenheit hatte, die Tüchtigkeit der österreichisch-ungarischen Soldaten im Gebirgskriege kennen zu lernen (1878 und 1882), und

anderrerseits später auch mit den Montenegrinern in viel zu nahe Berührung gelangt bin, als daß ich vor den Legenden über ihren Heldenmuth allzuviel Respekt haben könnte (Omer Pascha hat ihnen zweimal, 1853 und 1862, die Nähte ganz gehörig ausgeklopft), zweifle ich nicht einen Augenblick daran, daß man sie mit blutigen Köpfen heimschicken wird. Der Sieg wird nicht leicht sein; doch nur die Berge machen ihn schwierig, nicht der Gegner. Was fangen aber die Diplomaten mit dem militärischen Waffenerfolge an?! In dieser Frage liegt meines Erachtens der Schwerpunkt alles Erwägens.

Daß Rußland nicht erlauben wird, die Montenegriner nach Verdienst zu züchtigen, ist zweifellos. Es brächte sich ja sonst für immer um allen Einfluß auf die Balkanvölker. Man wird demnach bloß die Wahl haben, entweder das montenegrinische Wespennest fortbestehen zu lassen; oder aber, um es einmal gründlich auszuheben, den Krieg gegen Rußland zu riskiren. Fortbestehen lassen kann man es nicht, weil das sehr bald die Finanzen Oesterreich-Ungarns zerrütten würde, wie folgende Rechnung beweist. Im Jahre 1882 war der herzegowinisch-dalmatinische Aufstand räumlich ziemlich beschränkt und dauerte nicht lang, kostete aber trotzdem im Extraordinarium (allerdings sammt den Fortsbauten) 68 Millionen Gulden. Eine von Montenegro ausgehende Beunruhigung, die jahraus, jahrein je 365 Tage währt, würde alljährlich mindestens das Vierfache dieser Summe kosten; gar nicht gerechnet die Verluste, welche auch noch Produktion und Handel naturgemäß erleiden müßten. Da wäre denn doch der Krieg gegen Rußland bald das kleinere Uebel; und deßhalb würde man ihn schließlich eben riskiren müssen. Wie er wohl enden würde?! An dieser Frage scheitert jeder Vernunftschluß, weil es da nichts absehbares mehr gibt; es sei denn das Eine, daß schon sehr bald nach dem ersten Kanonenschuß England in China, in Aegypten und im Transvaal der unbestrittene Alleinherrscher wäre. Im übrigen wird man sich jedoch nur an die Rede des Generalfeldmarschalls Graf Moltke in der Reichstagssitzung vom 14. Mai 1890 halten können: „Wenn der Krieg, welcher jetzt schon seit mehr als 10 Jahren wie ein Damoklesschwert über unsern Häuptern schwebt, wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. . . . Meine Herren, es kann ein 7jähriger, es kann ein 30jähriger Krieg werden — und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte ins Pulverfaß schlendert!"

Trösten wir uns: der Ehrgeiz des Fürsten Nikola ist ja einstweilen doch nur eine Hypothese. Allerdings aber eine solche, die im Bereiche der Möglichkeit liegt und deßhalb Aufmerksamkeit verdient. Es wird also immerhin keine ganz vergebliche Mühe sein, in den beiden folgenden Aufsätzen auch noch die Mittel zur Abwehr dieses Ehrgeizes einer Erwägung zu unterziehen.

Karl Hron.

Zur Eröffnung der Dampfschiffahrt auf dem Mittelmain.

Ein Rückblick.

Von Richard Held.

Die dieser Tage stattfindende Eröffnung der Kettenschleppschiffahrt auf dem Mittelmain — Lohr bis Würzburg — und die gleichzeitige Inbetriebnahme neuer Umschlagseinrichtungen in der unterfränkischen Kreishauptstadt läßt es von Interesse erscheinen, im nachfolgenden einen kurzen Rückblick auf die bereits mehr als ein Säkulum zurückreichenden Bestrebungen zur Verbesserung der Mainschiffahrt zu werfen.

Schon zu Zeiten des Fürsten Friedrich Karl, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, setzten die Bemühungen um Verbesserung der Mainschiffahrt ein, aber die Zersplitterung der Herrschaften und die dadurch hervorgerufene Kleinheit der Territorien, deren Regenten es zu einem so großen Unternehmen an Geld fehlte, ließen die ganze Sache im Sand verlaufen. Viel mochte dazu auch der gänzliche Mangel an wirklich geeigneten Sachverständigen beigetragen haben, Technikern, die es mit weitausschauendem Blick verstanden hätten, eine den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Wasserstraße herzustellen. Es wäre anziehend und verführerisch genug, den Gang dieser Entwicklung zu schildern, die Fährlichkeiten und Hindernisse darzulegen, welche sich dem jetzt endlich zum größten Theil realisirten Projekt einer praktikablen Schiffahrt auf dem Mittelmain unaufhörlich entgegenstellten. Wer sich dieser mühevollen Aufgabe unterziehen wollte, hätte über eine endlose Reihe von Kämpfen der Mainschiffer gegen ihre eigenen Regierungen zu berichten. Eine solch eingehende Darstellung ist uns selbstverständlich in dem gegebenen Rahmen unmöglich; sie muß vielmehr für später vorbehalten bleiben. Einen Einblick in die damaligen chaotischen Zustände in einem trefflichen Werke „Fränkische Handelspolitik im Zeitalter der Aufklärung" gegeben zu haben, ist das Verdienst von Dr. Gottfr. Zöpfl, der in dieser Studie natürlich auch zu einer umfassenden Darlegung der Verhältnisse der fränkischen Hauptwasserstraße kommen mußte, da Handel und Verkehr im Frankenlande und weit darüber hinaus in viel höherem Maße als heute nach dem Maine gravitirten.

Bis zum Anfang dieses Jahrhunderts war die Lage womöglich noch trostloser geworden. „In den trockenen Jahren von 1811—1814 blieben oft die nur 13" oder 0.32 m im Wasser gehenden Schiffe auf dem Sand liegen. Bei kleinerem Wasser konnten sie höchstens den dritten Theil der Ladung führen, die sie hätten führen sollen. Nicht selten mußten die Schiffer über die Untiefen mittelst Sandscharren oder mittelst Aufstauungen durch vorgelegte Schiffe sich mühselig durcharbeiten." (Schanz: „Die Mainschiffahrt im 19. Jahrhundert." 1894.) So war der Fluß und sein Regime in jeder Hinsicht verwildert und verwahrlost. Eine weitere Erschwerung des Verkehrs bildeten die zur Erhebung gelangenden Mainschiffahrtszölle. Mehrfach wurden zwar in den folgenden Jahrzehnten wesentliche Verbesserungen am Flusse selbst vorgenommen, aber etwas durchgreifendes geschah nicht. Es war zwar im Jahre 1841 die Dampfschiffahrt auf dem Main formell eingeführt worden, nachdem die auf dem Neckar vorausgegangen war, aber sie konnte nur in Ausnahmefällen und dann nur mit sogenannten Raddampfern unter Ueberwindung der denkbar größten Schwierigkeiten, die durch die spezifischen Eigenthümlichkeiten, insbesondere den gekrümmten Flußlauf und den oft sehr niedigen Wasserstand, hervorgerufen waren, zur Anwendung gelangen. Ueberhaupt vermochte sie mit der Entwicklung der übrigen Verkehrsmittel keinen Schritt zu halten, nachdem bald darauf durch die Eisenbahnen die Entfernungen abgekürzt wurden. Allerdings hatte man es im Jahre 1843 zu 6, im Jahre 1852 zu 9 Dampfbooten gebracht. Doch war der Betrieb äußerst mangelhaft. Von 1854 ab (Eröffnung der Ludwigsbahn von Frankfurt bis Bamberg) dienten die Dampfschiffe lediglich dem Lokalverkehr. Die Gütertransporte, welche einst den schönen Mainstrom belebten, zogen sich demgemäß theils auf die Bayerische Ludwigs-Westbahn, um auf diesem Wege zur Donau hin und nach Oesterreich zu gelangen, theils zogen sie sich, und zwar zum größten Theil, auf dem Rheine gegen Mannheim, um von da auf der Eisenbahn weiter nach dem Osten geführt zu werden. Die Wasserstraße verödete und der Betrieb wurde 1858 gänzlich eingestellt.

Bereits am 5. Jan. 1851 war in der Beilage zur Allgem. Ztg. Nr. 336—338 eine Korrespondenz erschienen, die nachzuweisen versuchte, welch hohe Bedeutung die schiffbaren Ströme Bayerns auch dann behielten, wenn mit ihnen Eisenbahnen parallel laufen würden. In einem weiteren Aufsatz der Allg. Ztg. vom Jahre 1853 (Nr. 5) war es lebhaft beklagt worden, daß der größte Theil des Güterverkehrs durch die Segelschiffahrt vermittelt würde, man könne es den Kaufleuten nicht verdenken, wenn sie sich gänzlich von der Schiffahrt abwenden würden, denn die Ansprüche des Handelsstandes seien auf eine weitaus größere Beschleunigung der Fahrten gerichtet, welche die Segelschiffe mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln nicht zu erzielen vermöchten. Die Dampfschleppschiffahrt allein sei imstande, hier Abhülfe zu schaffen. Es sei bekannt, daß die Zeit des Transports mit Einführung des Schleppdampfbootes auf den fünften Theil reduzirt werden könnte, welche bei der Segelschiffahrt erforderlich sei. Ferner wurde die Einführung einer regelmäßigen Dampfschleppschiffahrt zwischen Würzburg und Köln (antweise) angeregt und darauf hingewiesen, daß durch ein solches Unternehmen im Anschluß an die direkten regelmäßigen Güterfahrten zwischen Köln und den Seehäfen Englands auch der Verkehr auf dem Main gewinnen würde. Dieser Artikel erregte großes Aufsehen und wurde von der gesammten fränkischen Presse abgedruckt und kommentirt. Trotzdem blieb alles beim Alten, da die Staatsregierung den Grundsatz „laisser faire, laisser passer“ befolgte. Und doch hätte gerade in dieser für das Schiffergewerbe so kritischen Zeit Staatshülfe dringend noth gethan, um die Betriebsweise verbessern zu können. Die Schiffer befanden sich der Eisenbahn gegenüber in einer Lage, wie das heutige Kleinhandwerk der Großindustrie gegenüber. Erst zu Anfang der 70er Jahre setzte wieder eine Agitation für Hebung der Mainschiffahrt ein, und zwar handelte es sich, wie 1853 angeregt, um die Schaffung von Dampfschleppschiffen und die Legung der Kette auf dem Main. Im Laufe der Zeit hatte nämlich auch die Technik hinsichtlich der Benutzung der Dampfkraft staunenswerthe Fortschritte gemacht, und das Beispiel Frankreichs (jenes Landes, welches vor allem den hohen Werth der Wasserstraßen neben und in Verbindung mit den Eisenbahnen erkannt und erstere in ein treffliches System vereinigt hatte und auf dessen Flüssen vielfach Tauerei mittelst der Kette betrieben wird) veranlaßte ihre Einführung auch in Deutschland, und zwar zunächst auf der Elbe 1869. Infolge der sehr befriedigenden Resultate, besonders auch in Württemberg, konstituirte sich auf dem Neckar eine Gesellschaft, die 1878 die Kette legte. Auf dem Main begnügte man sich bisher immer noch mit der Benutzung der Pferdekraft. Im Jahre 1872 traten nun auf Anregung der Firma H. Held. u. Co. in Mainz erfahrene Männer aus den zunächst interessirten Geschäftskreisen zusammen, um zu dem „einzigen Rettungsmittel“, die Schiffahrt auf dem Main vor gänzlichem Ruin zu bewahren, zur Einführung der Kettendampfschleppschiffahrt, zu greifen. Die damals schon gepflogenen Berathungen und erhobenen technischen Gutachten hatten zur Genüge gezeigt, daß die Kettenschiffahrt auf dem Main eingeführt werden kann, und daß, weil eine andere Konkurrenz, Dampfboote und Remorqueure, nicht bestehen könne, auch die Rentabilität eine gute sein würde. Ueberdies wurde konstatirt, daß der Grund des Mains, bis auf wenige Stellen aus Sand und Kiesgerölle bestehend, der Legung der Kette äußerst günstig sei und das Fahrwasser keine einzige so scharfe Krümmung hat, wie sie im Neckar und in der Elbe zu überwinden waren. Durch die Ungunst der im Jahre 1873 eingetretenen Geldverhältnisse war es nicht möglich, obwohl schon damals — wie aus dem Prospekt hervorgeht — eine 10proz. Dividende nachgewiesen wurde, die Mittel einfach auf dem Wege der Aktienzeichnung aufzubringen, weil sich das Kapital immer mehr von industriellen Unternehmungen zurückzog. Die größten Bemühungen des damals gebildeten Komitees für Einführung der Kettenschleppdampfschiffahrt auf dem Main hatten keinen Erfolg. Infolgedessen ruhte die ganze Angelegenheit bis zum Jahre 1879. Abermals traten Interessenten und sachkundige Männer der Mainstädte in Aschaffenburg zu neuer Berathung zusammen, um, gestützt auf die Erfolge und Erfahrungen der Kettenschiffahrt auf dem Neckar, die nöthigen Schritte zu thun, die auf dem Main in den letzten Zügen liegende Segelschiffahrt durch das einzige Mittel, die Kettendampfschiffahrt, wieder lebensfähig zu machen. Unterstützt wurden diese neuen Anstrengungen noch durch eine im September desselben Jahres in Aschaffenburg abgehaltene Versammlung von 219 bayerischen, bezw. 257 Mainschiffern, die durch ein Komitee eine sehr bemerkenswerthe Denkschrift ausarbeiten ließen, in welcher neben einem interessanten Rückblick die Vortheile der Kettenschleppschiffahrt für das Schiffergewerbe überzeugend nachgewiesen wurden; diese Denkschrift wurde mit der Bitte dem Ministerium unterbreitet: „man möge von Seite hoher kgl. Regierung der zur Errichtung der Kettendampfschleppschiffahrt auf dem Main ins Leben zu rufenden Aktiengesellschaft jede mögliche Förderung angedeihen lassen in der Art, daß dem Aktienunternehmen eine Zinsgarantie aus Staatsmitteln auf eine Reihe von Jahren, bis dasselbe durch den Betrieb selbst hinreichend erstarkt ist, gewährt werde.“ Das Ministerium war indessen dafür nicht zu gewinnen, da man sich auf eine Staatsgarantie nicht einlassen wollte, und sowohl die Bemühungen des Landtags als diejenigen der Schiffer blieben erfolglos. Auf dem Untermain kam wenigstens die Aktiengesellschaft „Mainkette“ in Mainz zustande, die die Kette von Mainz bis Frankfurt legte, aber nicht prosperirte. Während also am Main so gut wie nichts geschah und vom Staate auch keine Unterstützung der Sache zu erwarten war, wurde am Neckar mit staatlicher Zinsengarantie ein solches Unternehmen zuwege gebracht; ja die badische Regierung schuf in Mannheim einen Hafen von solcher Ausdehnung, daß alle verschiffbaren Güter dort gelandet werden konnten. Die offenbare Schädigung, die hiedurch, bei den geringen Wasserspesen, insbesondere dem Holztransport der bayerischen Eisenbahnen zugefügt wurde, veranlaßte die Münchener Regierung, ein wachsames Auge auf diese Entwicklung zu haben, und so kam es, daß sie sich im Jahre 1889 und 1890 auf erneute Vorstellungen der Handelskammer Würzburg an den Landtag viel entgegenkommender zeigte und den Gegenstand in ernstliche Erwägung zog. Staatsminister Dr. Frhr. v. Crailsheim gab zwar keine direkte Zusage, aber aus den Aeußerungen des kgl. Staatsministers ging doch hervor, daß er einer Legung der Kette durch den Staat selbst durchaus nicht unsympathisch gegenüberstehe. Nachdem man sich endlich davon überzeugt hatte, daß von privater Seite hier nichts auszurichten wäre und wohl auch die Verantwortung für das mähliche aber sichere Sinken des Wohlstandes und die auffallende Abnahme der Bevölkerungsziffer in Unter- und Oberfranken nicht länger tragen wollte, entschloß man sich endlich für den Betrieb durch den Staat. Aber von dem Entschluß bis zu seiner Ausführung war noch ein weiter Weg. Zunächst wurden Gesuche der Aktiengesellschaft „Mainkette“ Mainz, die bald die Wahrnehmung machen mußte, daß die kurze Strecke Mainz—Frankfurt nur eine Verluststrecke für sie sei, um die Konzessionsertheilung noch abschlägig beschieden; erst als am 27. Mai 1891 die Gesellschaft bat, ihr wenigstens die Konzession zur Legung der Kette bis Miltenberg zu gewähren, wurde in Verhandlungen eingetreten. Inzwischen war die Agitation für Weiterführung der Kette bis Würzburg, bezw. Bamberg immer lebhafter

geworden. Die Handelskammer Würzburg, die schon mehrere Jahre vorher mit Petitionen an den Landtag herangetreten war, richtete im Herbst 1891 eine neue Eingabe an die Abgeordnetenkammer, in der die Errichtung eines Floßhafens bei Würzburg als ein unabweisbares Bedürfniß für den fränkischen und bayerischen Handel dargelegt wurde und in welcher sie mit warmen Warten für die Beschleunigung der Einführung der Kettenschleppschiffahrt eintrat. Begleitet war diese Eingabe von eingehenden Denkschriften, verfaßt von dem damaligen Sekretär der Handelskammer, Dr. Gottfr. Zöpfl: „Der Main als Verkehrsstraße" und „Die volkswirthschaftliche Bedeutung der Mainkettenschiffahrt". In diesen Schriften schilderte der Verfasser unter Beibringung eines umfassenden statistischen und kommerziellen Materials die allmähliche Entvölkerung und Verarmung der Bevölkerung von Unterfranken und Oberfranken, hervorgerufen durch den gänzlichen Niedergang der wichtigsten Verkehrsstraße dieses Landes, des Maines, zu dessen Hebung einerseits der Bau eines großen Binnenhafens bei Würzburg, andrerseits die Einrichtung der Kettenschleppschiffahrt von Aschaffenburg bis Bamberg unbedingt erforderlich sei. Kurz darauf, am 10. Febr. 1892, trat die Unterfränkische Handels- und Gewerbekammer mit einer Petition an die Kammer der Reichsräthe hervor, der sich auch der Stadtmagistrat Würzburg in einer eigenen Eingabe anschloß. Es wurden in diesen Petitionen und Denkschriften schlagend die enormen Vortheile nachgewiesen, welche sich bei der Einführung der Kettenschleppschiffahrt für die Bevölkerung der Maingegenden ergeben würden. Durch diese durchaus volksthümlich gehaltenen Abhandlungen drang das Interesse für die Binnenschiffahrt auch in Kreise, die der Bewegung früher völlig apathisch und verständnißlos gegenüberstanden. Immer mehr brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß die bisherigen Zustände haltlos, ja geradezu trostlos seien. Inzwischen war der Bewegung ein mächtiger Förderer erstanden. Se. kgl. Hoheit Prinz Ludwig von Bayern trat am 18. Dez. 1891 in der Kammer der Reichsräthe mit beredten Worten für die Sache der Mainschiffer ein und entwickelte den Plan einer leistungsfähigen, ganz Bayern durchquerenden Wasserstraße. In ganz Bayern und weit darüber hinaus fand diese Rede lauten Widerhall und Beifall. Im Mai 1892 erschien in den „Münchener Neuesten Nachrichten" ein Aufruf, der die Gründung eines Vereins zur Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern anregte. Im Oktober 1892 übernahm Prinz Ludwig das Protektorat über den neu zu gründenden Verein. Von dem Hofmarschall des Prinzen wurde bei dieser Gelegenheit mitgetheilt: „Die wichtigste Aufgabe des Vereins erscheint Sr. kgl. Hoheit — unbeschadet anderer später auszuführender Verbesserungen oder Neubauten von Wasserstraßen — die zu sein, mit allem Fleiße den Umbau der bereits bestehenden, ganz Bayern von Aschaffenburg bis Passau durchziehenden, in ihren derzeitigen Abmessungen aber durchaus ungenügenden Wasserstraße in eine den Anforderungen der Jetztzeit vollkommen entsprechende anzustreben." Damit war der künftige Wirkungskreis des neuen Vereins treffend charakterisirt, der sich dann am 6. Nov. 1892 in Nürnberg konstituirte. Seinen unausgesetzten Bemühungen ist es zu danken, daß sich die Staatsregierung endlich veranlaßt sah, am 28. Sept. 1893 einen Gesetzentwurf, „betreffend die Verbesserung des Mainfahrwassers und die Einrichtung der Kettenschleppschiffahrt auf dem Main", dem Landtage vorzulegen. Die Motive wiesen auf den erheblichen Aufschwung hin, den die Binnenschiffahrt in neuerer Zeit genommen hatte und der auch die Staatsregierung nach Lage der Verhältnisse bereits Rechnung trug durch Schaffung der Hafenanlagen in Ludwigshafen. Der Gesetzentwurf will die Korrektion des Mains von Aschaffenburg bis Kitzingen und die Legung der Kette, sowie den staatlichen Betrieb der Kettenschleppschiffahrt auf dieser Mainstrecke. Die Kosten bezifferten sich auf 4 Millionen Mark. Von diesen Kasten entfällt der Betrag von 338,000 M. auf die mit Baden gemeinschaftliche Mainstrecke, und dieser Staat wäre auch zu Zuschüssen geneigt gewesen; Bayern zog es jedoch mit Recht vor, im Interesse unbeschränkter Freiheit des Betriebs davon abzusehen. Das Frachtgeschäft beabsichtigte die Regierung zunächst nicht mit eigenen Transportschiffen zu betreiben, die Mainschiffer sollten sich vielmehr unbedingt durch eine auf ihrem engeren Erwerbsgebiet auftretende Transportkonkurrenz der Vortheile der Kettenschleppschiffahrt erfreuen, weßhalb nur letzteres als staatliches Unternehmen einzurichten beschlossen wurde. Die Betriebsführung wird der Generaldirektion der kgl. bayer. Staatseisenbahnen als Aufsichtsbehörde unterstellt. Der Gesetzentwurf wurde von beiden Kammern des Landtags angenommen und erhielt am 5. Juni 1894 die Allerhöchste Sanktion. In Ausführung dieses Gesetzentwurfs hat in diesen Tagen die Eröffnung der Kettenschleppschiffahrt bis Würzburg stattgefunden. Es ist damit die Zeit der Erfüllung langgehegter Wünsche der unterfränkischen Bevölkerung gekommen und die begründete Erwartung vorhanden, daß die unausgesetzten heißen Kämpfe jetzt durch reiche Erfolge belohnt werden. Freilich, eine erhöhte Bedeutung der Mainschiffahrt wird man erst dann erwarten dürfen, wenn die Kette bis Bamberg gelegt sein wird, und der Anschluß an den ja auch noch so sehr verbesserungsbedürftigen Ludwigs-Donau-Main-Kanal gefunden ist und zugleich die Kanalisirung des Mains von Frankfurt nach Bayern fortgesetzt wird. Dann würde der Main bald wieder zu seiner alten Bedeutung gelangen, die längere Zeit herabgeminderte Verkehrsthätigkeit einer Reihe fruchtbarer und betriebsamer Gegenden sich steigern und damit wiederum ein die Volkswohlfahrt förderndes Problem gelöst sein.

Mittheilungen und Nachrichten.

Kuno Walther: Das Abendmahl von Lionardo da Vinci. Braunschweig. George Westermann 1898. — Noch einmal, allerdings in varnehmer Haltung, wird das historisch und ästhetisch Bekannte über Lianarda's Abendmahl wiederhalt. Gaethe's herrlicher Aufsatz gibt in einigen Citaten die Schmuckperlen für die varliegende Besprechung, die die gefühlsselige Kanzelrhetorik eines Theologen verräth. Gegen die neu vargeschlagene Tischardnung der Apastel spricht nur das allbekannte Dakument: das Fresko in der Kirche van Porte Capriasca mit den beigeschriebenen Namen der Jünger. Es darf auffallen, daß die Weimaraner Zeichnungen immer wieder als Originale Lianarda's vargeführt werden. Rulands feinsinnige Rettung ist seit der Erwerbung der Straßburger Gegenstücke als gescheitert zu betrachten. Allerdings sind die Straßburger Blätter ebenfalls Kapien nach dem Gemälde von S. Maria delle Grazie, haben aber den Barzug, der Urquelle näher zu stehen als die pietätvall bewunderten Zeichnungen in Weimar.

Artur Weese.

Henri Rasnin: Impressians d'Allemagne. Dieuxième éditian. Maison Didat, Paris 1898. — Wir sind glücklicherweise über die Zeit hinaus, in der jedes Wart eines Franzosen, der einige Manate in Deutschland zugebracht hatte, uns oan unermeßlichem Werth dünkte. Ueberhaupt erscheint uns der Werth solcher im Fluge aufgehaschter Reiseeindrücke recht zweifelhaft; wer ein Volk kennen lernen will, muß viele Jahre unter ihm leben, seine Geschichte, Literatur und Kunst studiren, seinen politischen und sozialen Einrichtungen auf den Grund zu kommen suchen. Mit einigen allgemeinen Bemerkungen über daß Aeußere der deutschen Städte, über studentische Sitten, über den Charakter der deutschen Frauen u. s. w. ist nicht viel gethan. Der Hang zu fehlerhaften Verallgemeinerungen, der schon allzusehr verbreitet ist, wird durch derlei

oberflächliche Beobachtungen noch mehr genährt, so z. B. wenn es heißt, daß die deutschen Frauen die am wenigsten kostspieligsten der Welt sind, daß ihnen nichts über ihre Kaffeekränzchen geht u. dgl. Nun gibt es aber sehr viele deutsche Frauen, die es an Verschwendungssucht mit jeder Französin aufnehmen, ebenso viele, die gar kein Bedürfniß zum Kaffeeklatsch haben. Wenn wir nur nicht immer hören müßten, der Deutsche ist so, der Franzose so! Nein, die individuellen Verschiedenheiten sind bei allen Völkern viel größer als die Gleichartigkeit, die auf der gemeinsamen Abstammung beruht.

Paul Seliger (Leipzig).

* Ueber eine seltene **kunstgeschichtliche Entdeckung**, die vor kurzem in **London** gemacht worden ist — es wurden dort in einem Hause, das zum Palast von Kew gehört, fünf **Bronzereliefs** französischen Ursprungs entdeckt, die als Kunstwerke ersten Ranges zu bezeichnen sind —, kann die „Kunstchron." jetzt nähere Angaben machen. Die Reliefs befanden sich bisher in einem fast vollständig dunkeln Zimmer, etwa 5 bis 6 Fuß über dem Fußboden in die Wand eingelassen. In demselben Maße, in dem diese mit Oelfarbe gestrichen wurde, hatten die Reliefs durch einen neuen Anstrich mitzuleiden. Daher wurden sie bisher als werthlose Gipskopien angesehen und nur durch einen Zufall aus der Vergessenheit an das Tageslicht hervorgezogen. Es sind in vollendeter Weise ausgeführte Arbeiten in Hochrelief. Der Ursprung der Werke ist französisch und die Zeit der Entstehung in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zu verlegen. Die Darstellungen behandeln im heroisch-monumentalen Stile thatsächliche Begebenheiten aus der Regierungszeit Ludwigs XIV. Der König ist in jedem der Reliefs als der Mittelpunkt und die Hauptfigur aufgefaßt. Die Größe der Medaillons beträgt 3 Fuß im Durchmesser und das Gewicht jedes Stückes etwa 100 Pfund. Als unzweifelhaft kann es gelten, daß diese Medaillons Theile eines öffentlichen, bei Lebzeiten Ludwigs XIV. und ihm zu Ehren gesetzten Monuments waren. Wahrscheinlich wurde das Gesammtwerk in der Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts zerstört und die Bronzen nach England verkauft. Augenscheinlich ist der König im Alter von 40 bis 50 Jahren dargestellt, und hieraus, sowie aus anderen Anzeichen kann die Entstehung der Arbeiten ungefähr in das Jahr 1680 gesetzt werden. Nach dem Frieden von Nymwegen ließ der König bekanntlich in mehreren Städten Frankreichs Siegesdenkmäler errichten. In einer der Kompositionen ist der König in der Mitte seiner Hofleute dargestellt, als er ein in Obeliskenform errichtetes Monument den Behörden übergibt. In einem anderen Medaillon befindet sich Ludwig XIV. im Krönungsornat, im Begriffe, fremde Gesandten zu empfangen, von denen zwei ihm Kronen überreichen. Einer der Gesandten trägt den dänischen Elephantenorden. Alles deutet darauf hin, daß der Urheber der Bronzen ein Künstler ersten Ranges sein mußte.

T. Ueber das „**kalte Licht**", die aufsehenerregende neueste amerikanische Entdeckung, bringt der „Scientific American" jetzt einen ausführlichen Bericht, der die Errungenschaft als eine recht bedeutende erkennen läßt. Wie bereits mitgetheilt, soll die Erfindung des jungen amerikanischen Elektrotechnikers Mac Ferlan Moore den großen Energieverlust beseitigen oder doch weit vermindern, der mit allen bis jetzt verwandten künstlichen Lichtquellen verbunden ist, indem bis zu 95 Proz. der erzeugten Energie als Wärme entweicht. Moore verwendet bekanntlich die Geißler'schen Röhren, jene luftleeren mit verdünnten Gasen gefüllten Glasröhren. Diese sind wegen ihrer schönen Farbenerscheinungen, die der elektrische Wechselstrom in ihnen erzeugt, allgemein beliebt, aber praktisch bisher nicht verwendbar, weil sie zu schwaches Licht geben. Je häufiger der elektrische Strom, der durch die Röhren hindurchschlägt, unterbrochen wird, desto größer muß die Leuchtkraft der Röhren sein. Aber bei den gewöhnlichen Ruhmkorff'schen Induktionsapparaten, die zur Erzeugung solcher Ströme verwendet werden, ist die Häufigkeit der möglichen Stromunterbrechungen durch den von der Luft entgegengesetzten Widerstand beschränkt. Moore ist nun auf den Gedanken gekommen, die Stromunterbrechungen in einem luftleeren Raum geschehen zu lassen, wo dieselben um vieles schneller aufeinander folgen können. Der dazu benutzte Stromunterbrecher ist gänzlich abweichend von dem bisher verwandten konstruirt und ermöglicht, die Zahl der Stromunterbrechungen auf 60,000 in einer Minute zu bringen. Dadurch wird der Strom ungleich wirksamer und die von ihm durchschlagenen Geißler'schen Röhren erglänzen in einem außerordentlich starken Licht, das von fast gar keiner Wärmeentwicklung begleitet ist. Außerdem kann dem Licht jede beliebige Farbe gegeben werden, je nachdem man die Luft aus der Röhre mehr oder weniger auspumpt; dadurch lassen sich nicht nur hervorragende Beleuchtungseffekte hervorrufen, sondern es kann sich auch Jeder das für sein Auge angenehmste Licht auswählen. Auf der elektrischen Ausstellung in New-York war eine kleine Kapelle gebaut, deren Spitzbogen und Gewölbe vollkommen mit diesen leuchtenden Röhren von 5 cm Durchmesser und $2\frac{1}{2}$ m Länge ausgekleidet waren. Die Beleuchtung des Raumes war außerordentlich hell und dabei sehr angenehm; die Helligkeit gestattete die Aufnahme von Photographien in jedem Theil der Kapelle. Wegen der Ausnutzung der erzeugten Energie lediglich zur Lichterzeugung soll das „kalte Licht" eine große Ersparniß gestatten.

* **Berlin**, 7. Juli. Professor Dr. **Koch** hielt in der Deutschen Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege einen Vortrag über seine in Indien gesammelten Erfahrungen über den Ursprung und die Ausbreitung der **Beulenpest**. Dieselbe sei eine Bakterienkrankheit. Redner schloß, die Krankheit habe sich schon jetzt in die äußersten Winkel zurückgezogen. Man könne auf ihr gänzliches Verschwinden hoffen. Sie vermöge der vordringenden Kultur nicht Stand zu halten.

* **Görlitz**. Am 4. d. M. starb hier Dr. Ernst Walther **Zehme**, vormals Direktor der Gewerbeschule in Hagen, im Alter von 76 Jahren. Zehme ist mehrfach mit mathematischen Schriften an die Oeffentlichkeit getreten. Hervorzuheben sind sein „Lehrbuch der ebenen Geometrie" (1850), die Studie über die Behandlung von verschiedenen Cykloiden und seine „Geometrie der Körper" (1859).

* **Wien**. An der hiesigen Universität hat sich Dr. Franz Eduard Sueß, ein Sohn des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Prof. Dr. Eduard Sueß, mit einer Antrittsvorlesung über „Vorkambrische Gebirgsbewegungen" habilitirt. Dr. Sueß jun. hat sich demnach der akademischen Laufbahn auf demselben Wissensgebiete zugewendet, auf welchem sich sein Vater einen berühmten Namen erworben hat.

* **Graz**. Der Mineraloge und hiesige Universitätsprofessor Dr. Cornelius **Doelter** hat einen Ruf an die deutsche Universität in Prag erhalten, aber mit Rücksicht auf die politischen und nationalen Verhältnisse in Böhmen abgelehnt.

* **Bibliographie**. Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. **Otto Knörk**: Die Turnerschaften auf deutschen Hochschulen (V.-C.), ihre studentische und nationale Bedeutung. Leipzig-Reudnitz. Druck und Verlag von Aug. Hoffmann 1898. — Dr. **Hugo Neumann**: Handausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz. 1. Lieferung. Berlin, Frz. Vahlen 1898. — **Paul Bourget**: Jenseits des Ozeans. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von **Lothar Schmidt** und **Otto Dammann**. 1. und 2. Theil. 2. Ausg. Oppeln und Leipzig, Georg Maske 1898. — **Shakespeare**: Antonius und Cleopatra. Nach Baudissins Uebersetzung bearbeitet von **Eugen Kilian**. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898. — **Marie v. Suttner**: Wie es Licht geworden! Ein Roman. Dresden und Leipzig, Piersons Verlag 1898. — Dr. **S. Pohle**: Die Kartelle der gewerblichen Unternehmer. Eine Studie über die großindustriellen Organisationsformen der Gegenwart. Leipzig, Veit u. Co. 1898. — **Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preußens im 18. Jahrhundert**. II. Bd. Bearbeitet von G. Schmoller, O. Krauske und V. Loewe. Berlin, Paul Parey 1898. — *Theodor de Wiceca:* Beethoven et Wagner. Essais d'histoire et de critique musicale. Paris, librairie académique. Perrin et Co. 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Goethe und Maria Paulowna.

Von Karl Koetschau.

Hermann Grimm hat jüngst das Weimarische Goethe-Schiller-Archiv als „symbolisches Gesammtmonument der regierenden Familie" bezeichnet.[1]) Der Ausdruck ist glücklich gewählt. Denn mit einem Blick läßt er uns die stetige Entwicklungsreihe dessen übersehen, was man treffend den „Weimarischen Gedanken" genannt hat, von jenem Punkte an, wo Anna Amalia das Saatkorn in die wohlzubereitete Erde legt, bis zu dem, wo die durch liebevolle Pflege prächtig gediehene Frucht von der Großherzogin Sophie in die Kornkammer geborgen wird, um eine immer frische Speise zu bieten für alle Zeit. Zwischen der „anfänglichen Stifterin" und der, welche dem Weimarischen Gedanken eine Burg als Stützpunkt gab, von dem aus er weiter und weiter siegreich vordringen kann, stehen, das Ueberkommene sorglich hütend und fördernd, die Großherzoginnen Luise und Maria Paulowna, immer, wie jene, unterstützt von den im glücklichsten Einverständniß mit ihnen zusammenwirkenden Fürsten. Die Thätigkeit Anna Amalia's ist längst geziemend gewürdigt worden. Von Karl August konnte man nicht sprechen, ohne der Herzogin Luise zu gedenken, die „mehr im Sinne der Hausfrau Sichwiderstrebendes verband und milderte".[2]) Wie die Großherzogin Sophie für ihr Wirken in der überallhin sich erstreckenden weimarischen Gemeinde Verständniß und warmherzige Anerkennung fand, dessen bedarf es keiner Erwähnung. Nur an Maria Paulowna hatte die Geschichte, trotzdem sie bald nach ihrem Tode einen Biographen gefunden hat,[3]) bis jetzt noch eine Schuld abzutragen. Denn nicht als die allzeit hülfsbereite Landesmutter allein war sie späteren Geschlechtern zu schildern, sondern auch als diejenige, welche in ihrem feinsinnigen Erfassen des Weimarischen Gedankens und in dessen fürsorglicher Pflege würdig den anderen hohen Frauen zur Seite steht. Aber auch diese Schuld ist nunmehr eingelöst worden: zum 80. Geburtstage wurde dem Sohn Maria Paulowna's, dem Großherzog Karl Alexander, eine Festschrift dargebracht, welche den Titel trägt: „Goethe und Maria Paulowna. Urkunden, herausgegeben im Auftrage des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen."[4])

[1]) Im Juniheft der „Deutschen Rundschau" in dem Aufsatz „Die Zukunft des weimarischen Goethe-Schiller-Archivs". Ich möchte nicht versäumen, nachdrücklich auf diese Arbeit alle diejenigen hinzuweisen, welche mit der außerordentlich werthvollen Idee eines Goethe-Wörterbuches sich näher bekannt zu machen wünschen.

[2]) Grimm a. a. O.

[3]) Preller, „Ein fürstliches Leben".

[4]) Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger. — Auch an dieser Stelle darf wohl des rühmlichen Vorgehens der Besitzer des Verlags gedacht werden, welche die Festschrift auf eigene Kosten zu drucken und auszustatten sich erboten.

Ein feinsinnigeres Geschenk konnte dem hohen Herrn nicht überreicht werden. Für ihn haben die Urkunden eine lebendigere Sprache als für jeden Anderen, für ihn bergen die Blätter nicht nur an die Mutter Erinnerungen, sondern auch an die nicht minder unvergeßliche Gattin. Denn sie, die Begründerin des Archivs, ist die ureigentliche Spenderin; ihr Geist, ihr Wollen leuchtet allenthalben aus den Zeilen hervor. Schon der Umstand, daß der Direktor des Archivs, Bernhard Suphan, mit seinen drei Beamten, Fresenius, Schüddekopf und Wahle, die Arbeit, wenn er auch zu ihr den Anstoß gab, sie organisirte und in ihrem Verlauf leitete, als durchaus gemeinsam auffaßte, daß ferner die Vier, wie es im Schlußwort heißt, „gerade auf das Mit- und Ineinander Werth legten", dies allein schon entspricht ganz den Gedanken der Großherzogin, die sie über die Verwerthung der Schätze des Archivs hegte. Aber auch den schlichten Titel würde sie so gewählt haben: „Urkunden". In der That wird aber weit mehr geboten. Denn der Ertrag angestrengtester Arbeit, die neben der Findung und Veröffentlichung der Urkunden hergeht, eine Fülle unbekannten historischen Materials ist in den Blättern geborgen, welche die bescheidene, offenbar jeden gelehrten Anklang absichtlich meidende Ueberschrift tragen „Erläuternde Beigaben". Und doch stellen sie gerade erst die Arbeit des Künstlers dar, welcher mit dem Ziselirstahl dem Bronzeguß die Vollendung gibt, wie das von Suphan geschriebene Schlußwort, wenn ich im Bilde bleiben darf, den Sockel für dieses Monument der Dankbarkeit. — Das Buch ist nur in 100, nicht verkäuflichen Exemplaren gedruckt worden. Wenn ich es versuche, kurz die Leser mit seinem Inhalt bekannt zu machen, so dürfte dies Unterfangen, meine ich, schon die Seltenheit der Schrift entschuldigen. Der Zustimmung der Betheiligten glaube ich mich versichert halten zu können.

„Wir alle," schreibt Schiller im Juni 1804 an W. v. Wolzogen, „sehen hier dem neuen Stern aus Morgenland mit gespannter Erwartung entgegen." Am 9. November erfolgte der Einzug Maria Paulowna's in Weimar, und im Fluge hatte sie sich Aller Herzen erobert. Es ist von höchstem Interesse, die Stimmen der Zeitgenossen, welche im 5. Kapitel der Festschrift gesammelt sind, zu vernehmen.[1]) Nicht eine ist darunter, die auch nur einen leisen Tadel vorzubringen hätte, eine jede beeilt sich vielmehr, die Freude, welche Weimar widerfahren ist, in die Ferne hinaus zu verkünden. Aus dem Rest des Jahres sind allein elf Briefe erhalten: ein Beweis, daß Maria Paulowna's Persönlichkeit einen unmittelbaren, keinen erst allmählich zum Bewußtsein kommenden Zauber auf ihre Umgebung auszuüben verstand, einen Zauber, der sich nicht verwischte wie der Farbenschmelz auf den Flügeln des Schmetterlings,

[1]) Ich gebe hier, da ich sonst keine Gelegenheit wieder haben werde, die Ueberschriften der Kapitel an: I. Dichtungen (Goethe's an u. für M. P.). II. Briefe: 1. Goethe's Briefe. 2. Briefe von Maria Paulowna an Goethe. III. Zeugnisse gemeinsamer Thätigkeit: 1. Die freie Gewerkschule. 2. Das Lesemuseum. IV. Die Weimarischen Kunstfreunde. Widmungen. V. Maria Paulowna in Briefen von Goethe, Schiller und Zeitgenossen. VI. Nachwirken. VII. Erläuternde Beigaben. Schlußwort von B. Suphan.

sondern der noch, als die Großen Weimars dahingegangen waren, mit dem klaren Licht eines Edelsteins auch auf das heraufdämmernde Zeitaltee der Epigonen wirkte. Liebenswürdig, anmuthig, würdevoll, gütig, feinsinnig, verständig, das ungefähr ist der Vorrath lobender Beiwörter, dessen die Briefschreibenden sich immer wieder in allen möglichen Abwandlungen und, wie aus dem intimen Ton dee Briefe hervorgeht, in vollster Ueberzeugung dedienen. Ein Zeugniß wenigstens mitzutheilen, sei mir erlaubt. Ich wähle absichtlich das durch die Anmuth der Erscheinung einer Geschlechtsgenossin weniger leicht zu beeinflussende einer Frau. Charlotte v. Schiller schreidt an die Geh. Kirchenräthin Griesbach am 2t. November 1804: „So gern ich sonst das unruhige Leben entbehre, so din ich munter und bei der Hand, wenn es darauf ankömmt, unsre so liebe Großfürstin zu sehen. Unsre Hoffnungen sind ganz erfüllt, übertroffen möchte ich sagen, denn so etwas Liebenswürdiges gidt es nur einmal. Daß wir es gerade desitzen, ist ein Glück, dessen wir uns werth machen müssen. — Ich habe noch nichts gesehen, was mit der Grazie und Anmuth die Würde und den Ernst vereinte, das vornehme Wesen in der Erscheinung und dabei die gränzenlose Güte und das Zuvorkommen. Sie ist ein Muster von Erziehung, sie ist überall zu Hause, kennt gleich Jeden, sagt Jedem etwas Angenehmes, was auf ihn persönlichen Bezug hat, so daß Jeder glaudt, sie nehme Notiz von ihm, und es entgeht ihr nichts im Ganzen; dabel ist sie selbständig und hat so viel Talente, die ihr das stille Leben verschönern, und sie ist gern für sich beschäftigt."

Auch Goethe hatte alsdald nach seinem Erscheinen „dem neuen Stern aus Morgenland" gehuldigt. „Wir haben," schreibt er z. B. im Anfang des Jahres 1805 an Johannes v. Müller, „jetzt eine schöne junge Heilige bei uns, zu der es wohl zu wallfahrten der Mühe werth ist." Ich glaube, daß kaum eine andere Bezeichnung so treffend sein Verhältniß zu Maria Paulowna charakterisirt als diese. „Eine Heilige": Goethe verehrt ihre vortrefflichen Eigenschaften mit reinster, zartester, ehrfürchtiger Hingebung. „Eine schöne junge Heilige": Goethe, „ein Herold und Adorant des Schönen," hat sich, so sagt Suphan im Schlußwort, auch hier sein Geheimniß vordehalten. Er kounte gar nicht anders als liebend verehren. Er ist „bezaubert von der Morgenerscheinung", wenn er eine frühe Botschaft der Herrin erhält. „Erquickend" ist ihm ihre Nähe. Man kann, ohne dies zu derücksichtigen, dem feinen Stimmungsgehalt der Briefe nicht gerecht werden, kann sonst die Lieder-Opfergaben, die er der „liebiich Würdigen" darbringt, nicht nach ihrem vollen Werthe ermessen. Es ist in diesem Zusammenhang bezeichnend, daß der Dichter dem zartesten Kind der Natur, der Biume, seine Huldigung überträgt. So beginnt ein Sonett, das er in das Stammbuch der Fürstin einträgt:

„Zu wüediger Umgebung Deines Bildes,
Wie es mir immerfort im Geiste waltet,
Wählt' ich in Tagen, wo der Frühling schattet,
Des Gartens Blumen, Blumen des Gefildes." [1])

Und in einem Vierzeiler zum Geburtstag des Jahres 1812 heißt es:

„Die Blumen, in den Wintertagen,
Versammeln froh sich hier zu Hauf,
Mit heitern Blicken uns zu sagen:
An Ihrem Fest blüht alles auf."

Aber auch in die Briefe hinein winden sich Blumen. „So oft ich mich in Gedanken," schreidt Goethe 5 Jahre später am Geburtstag der Großfürstin — dem 16. Februar — „an Ew. kaiserl. Hoheit wende, scheine ich mir immer von einem orientalischen Blumengarten umgeben, und so kann ich, bei der winterlichsten Einsamkeit, mich an den schönsten Frühlingstagen erquicken."

In der Harmonie, in der es begonnen, verlief auch während seiner ganzen Dauer das schöne Verhältniß zwischen Fürstin und Dichter. Maria Paulowna, die, wie Charlotte v. Schiller einmal schreibt, „den Meister auf eine so leise Art versteht und gewähren läßt, daß es einen recht ergötzt", äußert sich in einem ihrer Briefe an Goethe, sie empfinde es als eine angenehme Pflicht, ihn jeder wichtigen oder Interesse erregenden Angelegenheit ihres Hauses beizugesellen. Und in der That zieht sie ihn zu allem heran, was sie deschäftigt, freut sie sich des Gedankenaustausches mit ihm, spricht sie allwöchentlich mit ihrem Gemahl bei ihm vor, um aus seinen kurzen zwanglosen Vorträgen Belehrung zu gewinnen, empfindet sie es als schmerzliche Entbehrung, wenn Goethe's Gesundheitszustand diese Besuche verbietet, kurz, bringt sie ihm so viel Verständniß, so viel Zartsinn, so viel Herzensgüte entgegen, daß man es nicht als konoentionelle Phrase, sondern als wahrhaftige Herzensmeinung aufzufassen hat, wenn sie in ihren, das eigene Wesen so klar widerspiegelnden Briefen von „aufrichtiger Freundschaft" und „unwandelbarer Zuneigung" zu Goethe redet. Solch ein Verhältniß mußte auch den Tod überdauern. Als die weimarischen Kunstfreunde, noch im frischen Schmerz um den dahin geschiedenen Meister, das aus dessen Nachiaß herausgegedene Heft „Ueber Kunst und Alterthum" der Großherzogin widmeten, wußten sie sehr wohl in rechter Erkenntniß dessen, was Maria Paulowna im Leben des Dichters zu dedeuten gehabt hatte, daß sie ihren Bestrebungen, im Sinne Goethe's fortzuwirken, einen festen Anhalt geben würde. Deßhalb leuchtet auch aus ihren Widmungsworten, mögen sie auch in ein feierliches Zeremoniell gehüllt sein, doch warmherzige Dankbarkeit heraus, und allein schon um der historischen Erkenntniß willen, die in ihnen liegt und die, so klar formulirt, es eigentlich hätte verhindern sollen, daß Maria Paulowna so lange in ihrem Verhältniß zu Goethe nicht nach ihrer Bedeutung gewürdigt wurde, schon um deßwillen mögen sie hier eine Stelle finden: „Fürwahr es dedarf nicht erst unsres Zeugnisses, daß die vertrauensvoll innige Zuneigung, daß die zarte, liedevolle Aufmerksamkeit und Fürsorge Euerer Kaiserlichen Hoheit und Allerhöchstihro erhabenen Gemahls, des Großherzogs unseres gnädigsten Herrn Königliche Hoheit, die letzten Lebensjahre Goethe's auf eine Weise erheitert und erfrischt haben, welcher allein es gelingen konnte, Ihm, der üder ein haldes Jahrhundert hindurch in dee Achtung und Freundschaft eines unvergeßlichen Fürstenpaares so köstlichen Schatz besessen, den seines Herzens würdigsten Ersatz zu gewähren."

Die Widmung des „Winckelmann" an Anna Amalia und die der „Farbenlehre" an Luise bedeuten keine leeren Höflichkeitsformen eines Hofmannes. Sie sind vielmehr ganz persönlich-intimer Natur und finden die eine in dem thatkräftigen Eintreten Anna Amalia's für Kunst und Wissenschaft, die andere in der aufmerksamen, aufmunternden und zu neuen Gedanken anregenden Antheilnahme Luisens an Goethe's Vorträgen ihre innerliche Begründung. Wenn nun Goethe seinen „Philipp Hackert" der Großfürstin Maria Paulowna widmet, so fällt dafür der rein äußerliche Umstand, daß „die glänzenden Namen Kathaeina, Paul und Maria hier in dem Leben eines Privatmannes als günstige Sterne leuchten", kaum ins Gewicht im Vergleich zu Goethe's Erkenntniß von der Großfürstin ernsthafter, zu hülfreicher That immer bereiter Liede zur Kunst. Die treffliche Erziehung, die Maria Paulowna zutheil geworden war, mußte sie zur lebendigen Antheilnahme an

[1]) Ich kann diese Stelle nicht citiren, ohne der feinsinnigen, wohlgelungenen Erklärung des „kunstvoll verschlungenen und geründeten Gedichts", einem Kabinetsstück der Interpretationskunst, das sich in den „Erläuternden Beigaben" findet, vollste Anerkennung zu zollen.

allen Erscheinungsformen geistiger Thätigkeit besonders geeignet machen. Bei der bildenden Kunst aber kam ihr natürliches starkes Talent, welches sie durch gewissenhafte Pflege stets weiter auszubilden bemüht war, fördernd hinzu. Da sie diesen künstlerischen Neigungen, hier wie immer auf die „Forderung des Tages" bedacht, mit Vorliebe die Richtung zum Praktischen zu geben suchte, so mußte sie Goethe, der hier einen ihm selbst eigenen Zug in ihr wiederfand, als die schätzbarste Bundesgenossin für seine Pläne erscheinen. In diesem Zusammenhang ist es für beide nun charakteristisch, daß sie sich mit Wärme des im Jahre 1828 von anderer Seite angeregten Planes, eine freie Gewerkschule in Weimar zu errichten, annahmen. Denn dabei konnte ihr beiderseitiger Wunsch, Kunst und Handwerk möglichst innig zu verschmelzen, am ehesten Aussicht auf Verwirklichung haben. Goethe wird denn auch nicht müde, mit seinem Rath die Angelegenheit zu fördern. Ausführliche Gutachten werden von ihm ausgearbeitet, und als rechter Mann der That sorgt er vor allem für die Aufbringung der Mittel. In der „Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst" hatte er schon oft genug erfahren, daß für diese Zwecke seine fürstliche Herrin stets eine offene Hand hatte. Auch hier durfte er mit ihrer Freigebigkeit rechnen. Inniger aber mußte ihn noch das persönliche Interesse erfreuen, wie es die Großherzogin bei einem Besuche bald nach Eröffnung der Anstalt durch Berücksichtigung auch der geringsten Bedürfnisse derselben bewies. Und auch nach Goethe's Tode hörte sie nicht auf, ihre ernste landesmütterliche Fürsorge der Schule zuzuwenden in treuer Erinnerung an das, was sie mit ihm gemeinsam geschaffen hatte.

Man kann nicht von dem der Kunst gewidmeten Zusammenwirken Goethe's und Maria Paulowna's sprechen, ohne Johann Heinrich Meyer, den Leiter der weimarischen freien Zeichenschule, deren Aufgaben und Bedürfnisse ihn ohnehin gewiß oft in Berührung mit der Großfürstin brachten, zu nennen. Wie nahe sie diesem verdienten Manne stand, geht allein schon aus der Widmung seiner Geschichte der bildenden Künste an sie hervor. Auf ihre Veranlassung hin ist das Werk entstanden, und sie hat seinen Fortgang so theilnahmsvoll beobachtet, daß es schließlich, wie Meyer sagt, kein Blatt gab, das ihr unbekannt geblieben sein dürfte. Für Beider Verhältniß zu einander, an dem natürlich Goethe als ihr Freund seinen vollgemessenen Antheil hatte, ist aber ein Brief ganz besonders charakteristisch, den der Meister an den damals (1814) in der Schweiz weilenden Meyer schrieb: „Ich würde Sie jedoch zu einer Rückkehr nicht unmittelbar aufmuntern, wenn ich es nicht um der Hoheit willen thäte, die es zu wünschen scheint, ob sie gleich, nach ihrer leisen und zierlichen Art, nichts entschiedenes äußert. Ich glaube aber, und Sie werden es selbst fühlen, daß Sie ihr nothwendig sind. Bisher habe ich als Surrogat meine Sachen so gut als möglich gemacht; kommen Sie zurück und ich bleibe in der Nähe, so kann man gemeinschaftlich wirken und dem schönen, obgleich von mancherlei Seiten bedrängten Leben etwas zuliebe thun." Wie die beiden Freunde dies etwa thaten, geht aus dem Eifer hervor, mit dem sie sich des Planes der Großfürstin annahmen, den sie für die Ausschmückung der neu zu erbauenden Zimmer des westlichen Schloßflügels ihnen zur Begutachtung vorlegte.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich Einzelheiten über diese und ähnliche Unternehmungen angäbe, wie ich denn überhaupt den reichen Inhalt der Urkunden in meiner Darstellung nur anzudeuten vermag. Auf eine Kunstangelegenheit möchte ich aber doch noch, weitere Ausführungen darüber mir für eine andere Gelegenheit vorbehaltend, hinweisen, weil sie das Bestreben Maria Paulowna's, immer anzuregen, immer wissenschaftliche und künstlerische Unternehmungen ins Leben zu rufen, recht deutlich erkennen läßt. Die Großfürstin hat — wohl bei irgend einem Ausflug ins Thüringer Land — die Ruinen des Klosters Paulinzelle kennen gelernt. Ergriffen von ihrer Großartigkeit, wendet sie sich bei ihrer Heimkehr an Goethe: sie wünscht eine Sammlung von Zeichnungen zu veranstalten, „um Liebhabern der Kunst des Mittelalters einen Begriff von Paulinzelle zu geben". Goethe entwirft sofort einen Plan, in dem an alles Erforderliche gedacht ist und aus dem eine sehr bemerkenswerthe Kenntniß kunstgeschichtlicher Entwicklung spricht. Es ist bedauerlich, daß dieser Plan nicht zur Ausführung gelangt ist und auch eine spätere Beschäftigung Goethe's mit dem Kloster nicht zu einer Abhandlung geführt hat, um so bedauerlicher, als man auch heute noch nach einer würdigen Veröffentlichung der Ruinen des Cisterzienserklosters vergebens sich umsieht.

Ich hätte nun noch die Stellung Maria Paulowna's zu anderen, nicht der bildenden Kunst dienenden, wissenschaftlichen Unternehmungen zu berücksichtigen. So könnte ich wohl von ihren Verdiensten um das Lesemuseum reden, dem eine ihrer letzten Thaten — die Erbauung des Hauses der Gesellschaft — zugute kam, und dem auch Goethe so viel Antheil schenkte, daß er darin noch den Anlaß zu seinen gedankenvollen Aphorismen über die „Epochen geselliger Bildung" fand. Ich könnte ferner ihres Interesses an der Bibliothek gedenken, über deren Wachsthum und sonstige Verhältnisse sie sich von Goethe unterrichten ließ, und noch manches andere wäre aus den Urkunden herauszulesen. Aber ich glaube, der Fürstin Verhältniß zur Wissenschaft läßt sich ausreichend klar darlegen, wenn ich nur mit einer einzigen, aber charakteristischen Angelegenheit den Leser bekannt mache. Bei einem Aufenthalt in Tennstedt (1816) hatte Goethe vom Kreisamtmann Just eine „Kurze Vorstellung der Kantischen Philosophie" erhalten, deren Verfasser der ihm von Karlsbad (1807) her bekannte, einige Jahre später in Dresden verstorbene Oberhofprediger Dr. Franz Volkmar Reinhard war.[1]) Es ist nun sehr bemerkenswerth, daß Goethe diese Blätter, „vielleicht," wie er selbst sagt, „das Abgezogenste, was Menschen Geist und Sinn von sich selber hören kann", Maria Paulowna als Neujahrsgeschenk übersendet. „Daß er," sagt Suphan, „diese Blätter der Großfürstin vorlegte, ist ein Zeugniß für die hohe Meinung, die er von den Anlagen und der Bildung der Fürstin hegte. Ihrem weitumfassenden, durch Kunst und philosophische Studien gebildeten Geiste durfte eine Neujahrsgabe, wie sie wohl selten in fürstliche, in Frauenhand gelangt, unbedenklich dargereicht werden." Ist nun das Was der Gabe für Maria Paulowna's Stellung im geistigen Weimar bezeichnend, so das Wie für den Geber. „Demohngeachtet konnte ich nicht unterlassen, ein Blatt hinzuzufügen, wodurch die Strenge eines allzu scharfen Denkens vielleicht gemildert und erheitert werden könnte." Dieses Blatt, das R. Haym „die Zuthat eines Dichters zu den Gedanken eines Philosophen" nennt, mußte der Großfürstin die Gabe besonders werthvoll erscheinen lassen. Denn hier fand sie sicherlich die Art des Denkens wieder, wie sie im Verkehr mit Goethe gewiß auch ihrem bildungsfähigen Geiste eigenthümlich geworden war, hier mag sie empfunden haben, daß sie sich als vollberechtigte Bürgerin des geistigen Weimar fühlen durfte.

„Ich war," schreibt Maria Paulowna an die Gräfin Karoline v. Egloffstein, „im voraus überzeugt, daß Sie

[1]) Das Nähere hierüber ist in dem diesjährigen Goethe-Jahrbuch in dem mit einem werthvollen Beitrag R. Hayms ausgestatteten Aufsatz Suphans: „Goethe an die Großfürstin Maria Paulowna über Kants Philosophie" nachzulesen. In den „erläuternden Beigaben" findet man einen kurzen Auszug daraus.

außerordentlich gerührt sein würden durch den Tod unsres Goethe: wie er mich trifft, brauche ich kaum zu erwähnen." Die in ihrer Einfachheit stark wirkenden Worte zeigen die Größe des Schmerzes über den erlittenen Verlust. Aber die reife Lebensanschauung der hohen Frau ließ es zu keinem weichmüthigen, thatenlosen Gedenken an die Vergangenheit kommen. Sie wußte, daß sie die übrige Lebenszeit, die Zeit des Wirkens nach, nicht mehr mit und neben Goethe, mit einer hohen Aufgabe auszufüllen habe, mit der Pflege des weimarischen Gedankens. Wie sie ihr nachgekommen ist, darüber mögen die Worte Varnhagens von Ense, die auch einem Kapitel der Festschrift als Motto vorgesetzt sind, Zeugniß geben: „Noch heute strömen dem Lande Weimar ununterbrochen die Segnungen des Ernstes und der Anmuth, welche sich dem Dasein und Wirken einer hohen Frau verbinden, von der Goethe mir einst mit Wahrheit schreiben konnte, daß sie jeden Stand zu erhöhen geeignet gewesen wäre, und selbst auf dem höchsten noch persönliche Bewunderung erregt."

Die neueste Phase der Orientfrage.

III.

Wenn die Orientfrage den Frieden Europa's seit 4 Jahren wieder so ernstlich bedrohen kann, so hat das seinen Grund hauptsächlich, ja vielleicht sogar ausschließlich darin, daß dort das Zündeln gerade für diejenigen, welche mit dem Feuer spielen, am wenigsten riskant ist. Im allerschlimmsten Falle gewinnen sie nichts; denn der Sorge, daß sie vielleicht doch auch etwas verlieren könnten, sind sie durch die Verkehrtheiten der mitteleuropäischen Orientpolitik gänzlich überhoben. Dabei denke ich jedoch nicht an die „kleinen Diebe", die man bekanntlich, wie beispielsweise vor 3 Jahren die Armenier, meistens zu hängen pflegt, oder ihnen doch, wie im vorigen Jahre den Griechen, tüchtig auf die Finger klopft; sondern an die „großen" Herren, die man immer wieder laufen läßt. Ihnen gegenüber entbehrt die Vertheidigung der mitteleuropäischen Orientinteressen viel zu sehr der offensiven Rückschläge für den Fall muthwilliger Angriffe. Deßhalb werden wir, solange für uns die drei Worte „quieta non movere" das Destillat aller Weisheit bleiben, immer wieder wie der humpelnde Invalide unsre liebe Noth mit den bösen Rangen haben, die so gern daran rütteln möchten. Es ist ja allerdings wahr, daß unser Interesse um so eher auf seine Rechnung kommt, je länger die Dinge bleiben, wie sie liegen; und daß es ein geradezu wahnsinniges Unterfangen wäre, wenn wir selbst sie durcheinander schütteln wollten. Doch gibt es im Walten der Natur keinen unwandelbaren Stillstand: überall stirbt das Alte langsam ab, und neues Leben sproßt aus den Ruinen. Auch im Orient. Wir stünden demnach auf einem verlorenen, unhaltbaren Posten, wenn wir hier alle unsre Kräfte ausschließlich nur auf die unwandelbare Aufrechthaltung des Bestehenden konzentriren wollten. Es gewaltsam zu ändern oder auch nur seinen natürlichen Entwicklungsgang zu beschleunigen haben gewiß wir Deutsche am allerwenigsten irgend eine denkbare Veranlassung; aber schließlich fehlt uns doch auch die Macht, ihn aufzuhalten. Deßhalb können wir vernünftigerweise nichts anderes anstreben, als daß die natürliche und unaufhaltbare Fortentwicklung der Orientfrage in einer unsern Interessen entsprechenden Richtung stattfindet. Welche Richtung ist das?

Hier muß ich den Leser bitten, die Niederungen der Alltagspolitik zu verlassen und wie der Tourist, der sich orientiren will, mit mir einen Aussichtspunkt zu erklimmen, damit wir vorerst das Wesen und den Zusammenhang des ganzen Komplexes der Orientfragen klar überschauen, ehe wir den Versuch unternehmen, uns im Gewirre der Details zurechtzufinden. Und dieser Aussichtspunkt, auf welchen ich den Leser führen will, heißt „Geschichtserkenntniß"; denn meines Erachtens führt in der Politik eine praktisch angewandte Geschichtsphilosophie immer am sichersten zum Ziele.

In der Einleitung zu seiner rühmlichst bekannten „Geschichte des osmanischen Reiches" schreibt J. W. Zinkeisen: „Schon das byzantinische Reich, auf der Grenzscheide zweier Erdtheile und zweier Weltalter stehend, hatte an der selbständigen Entwicklung des europäischen Staatenlebens keinen Antheil. Es pflegte zwar in sich die Trümmer der alten Welt, besaß aber nicht genug bildende Kraft, aus ihnen auch die Keime des neueuropäischen Lebens, die es allerdings in sich aufnahm, zu selbständiger Entwicklung emporzutreiben. Sie erstarben unbefruchtet im Schoße dieses siechen Bodens, dem eine andere Bestimmung vorbehalten war: er sollte der Schauplatz des Kampfes zwischen der Bildung des Abendlandes und des Morgenlandes sein, dessen Wechselfälle die Geschichte des osmanischen Reichs in Europa ausmachen. Dieser Kampf ist eine der größten und inhaltreichsten Erscheinungen der neueren Weltgeschichte."

Wenn wir die Orientfrage von diesem Standpunkte aus betrachten, nämlich als einen Kampf zweier einander fremder, theilweise sogar einander feindlicher Kulturentwicklungen, dann haben wir sofort ein so ungemein plastisches Bild vor Augen, daß ein Irrgehen nicht mehr leicht möglich ist. Wie im 9. Jahrhundert, zur Zeit Ludwigs des Deutschen und seiner orientalischen Zeitgenossen — des Croatenfürsten Trpimir, des Bulgarenchans Boris, sowie der drei serbischen Großzupane Muntimir, Strojimir und Gojnik —, handelt es sich auch heute noch darum, ob sich die nationale Kulturentwicklung dieser Völker unter dem Einflusse des Morgenlandes oder des Abendlandes vollziehen soll. Nach dem Vertrage, welchen Ludwig der Deutsche und Chan Boris im Jahre 864 in Tulln abschlossen, schien es, daß sich die Balkanslaven politisch und kulturell dem Abendlande angliedern würden, trotzdem dieser Chan das Christenthum aus Byzanz empfing; doch brachte der Orient in seinem Sohne Symeon wieder einmal einen willenskräftigen, aus sich selbst schöpfenden Herrscher hervor, der die Grenzlinie des Abendlandes mit starker Hand nach Westen zurückrückte. Nochmals eröffnete sich dem deutschen „Drange nach Osten" im Mittelalter eine großartige Fernsicht durch jenen Vertrag, welchen Stephan Nemanja, der Begründer des großserbischen Reiches, mit dem Kaiser Friedrich dem Rothbart im Jahre 1189 in Nisch vorläufig verabredet hatte. Leider ging aber mit dem Kaiser auch dieser Vertrag in den Fluthen des Kalykadnos unter. Und ein dritter Versuch, den abendländischen Kulturkreis bis an die Grenze Kleinasiens vorzuschieben, war die Aufrichtung des kurzlebigen „lateinischen" Kaiserthums (1204—1261) in Byzanz durch Balduin von Flandern; er scheiterte an der Rivalität zweier abendländischer Seemächte: der Venetianer und der Genuesen.

Daß aber das in der Orientfrage enthaltene kulturpolitische Problem auch noch im Laufe aller seither verflossenen Jahrhunderte ungelöst bleiben konnte, erklärt sich aus dem Ersatze, welchen das politisch absterbende Byzanz durch die kräftig aufstrebende Osmanenherrschaft fand, die unsre Vorfahren sehr bald zwang, das abendländische Kulturgebiet unter den Mauern Wiens zu vertheidigen. Man sagt häufig, bei Wien habe die Zivilisation gegen das Barbarenthum gekämpft. Das ist aber ein Irrthum: es war ein Kampf gegen eine uns zwar durchaus fremde, damals aber in mancher Hinsicht überlegene Kulturentwicklung. Wenn sich alle Jene, welche in der Orientfrage die

öffentliche Meinung zu beeinflussen suchen, nur die Mühe nehmen wollten, im dritten Bande von Zinkeisens bestbekanntem Geschichtswerke den mit zahlreichen abendländischen Dokumenten belegten „Rückblick auf das innere Leben des osmanischen Reiches“ (pag. 1—380) zu lesen, dann wäre das allgemeine Urtheil über diese Frage jetzt gewiß schon weit weniger verworren. Die Osmanen verstanden es jedoch nicht, die Eroberer und die Unterjochten gesellschaftlich und volkswirthschaftlich zu assimiliren: noch bis zum heutigen Tage sind im großen Ganzen die Ersteren die privilegirten Ausbeuter, die Letzteren dagegen hörige Zinssklaven. So fern lag der Gedanke an die Möglichkeit eines sozialpolitischen Ausgleichs dem Erkenntnißkreis der Osmanen, daß die Sultane den Uebertritt der Orientchristen zum Mohammedanismus sogar streng verboten haben, als sich die Assimilation unter dem Zwange der Verhältnisse von selbst zu vollziehen begann (Zinkeisen III, pag. 220). Nur deßhalb, aber nicht weil sie Mohammedaner sind, werden die Türken in verhältnißmäßig naher Zeit aus Europa wieder vertrieben werden.

Schon erhebt sich jetzt hinter der absterbenden Türkei abermals eine neue Vormacht des Orients: Rußland. Und im Kampfe mit dieser Macht wird es sich aller Voraussicht nach endgültig entscheiden, ob die Balkanhalbinsel „europäisch“, oder ob, wie Napoleon Bonaparte es prophezeite, Europa „kosakisch“ werden soll. Es ist hier am Platze, an einen sehr merkwürdigen Brief von G. W. Leibnitz zu erinnern, in welcher dieser umfassende, weit in die Zukunft vorblickende Geist die in der Orientfrage enthaltene, heute bereits sehr fühlbar gewordene Russengefahr schon vor 230 Jahren vorausgesagt hat. Es war gelegentlich der polnischen Königswahl 1669, bei welcher sich neben einem russischen Kandidaten (Peter des Großen Stiefbruder) auch der Pfalzgraf von Neuburg um die Krone bewarb, als Leibnitz im Hinblick auf die erstere Kandidatur an diesen Letzteren schrieb: „Glauben wir, daß die Christenheit mit verschlungenen Armen zuschauen wird, wenn der Türke verdoppelt und eine neue Macht geboren wird, stark genug, um ganz Europa zu unterjochen? Folglich würden zum Löschen des Feuers Alle zusammenströmen: in unsern Ebenen würden dann alle unsre Nachbarn um die Herrschaft über Europa kämpfen, und wir würden die Beute der Sieger sein.“ Im Hinblick auf die Orientfrage ist das auch heute noch die Summe der gesammten, aus dem bisherigen Verlaufe der Orientfrage zu ziehenden Erkenntniß: des Lebens ganze Weisheit und aller Bücher tiefster Sinn.

Die germanisch-abendländische und die slavisch-morgenländische Kulturentwicklung sind dem Wesen nach grundverschieden. Der ersteren ist die Willensfreiheit des Individuums das treibende Leitmotiv, der letzteren dagegen die Uniformität der Gesammtheit. Dieser Unterschied reicht bis in die Urzeiten zurück: einerseits der germanische Einschichthof, andrerseits das slavische Ringdorf gelten den Ethologen als untrügliche Kennzeichen des urspräglichen nationalen Charakters einer Gegend. Und wer in Dr. Baumgartens „Deutsch-Afrika“ die Ansiedelungsart der Boers liest (pag. 473 der II. Aufl.), in Stepnjaks Buch „Der russische Bauer“ dagegen die Art der Neubesiedelung unbewohnter Gebiete durch Russen (pag. 99 der deutschen Uebersetzung von Dr. V. Adler), der wird finden, daß dieser grundlegende Unterschied bis heute fortbesteht. Ganz verschiedene Ideenkreise haben sich daraus entwickelt: die Russen sind ebensowenig befähigt, das innere Wesen des „faulen Westens“ zu begreifen, wie auch wir wieder den „moskowitischen Herdentrieb“ nicht verstehen. Der von Rußland aus genährte Haß gegen das Germanenthum erklärt sich hieraus ganz zwanglos. Und dieser politische Faktor, mit dem wir rechnen müssen, datirt auch nicht erst von gestern: schon vor 1060 Jahren werden am Hofe des mährischen Fürsten Mojmir, welcher den nationalen Kampf gegen die Franken begann, die Abgesandten des Bulgarenchans Preßjam kaum wesentlich anders gesprochen haben, als beispielsweise jüngst in Prag, anläßlich der Palacky-Feier, der russische General Komarow. Vieles ist zwar seit der ersten Berührung zwischen Slaven und Germanen in der Welt anders, speziell sind auch die Mittel und die Formen dieses Ringens im großen Ganzen viel zivilisirter geworden: aber schließlich ist doch nur, mit J. V. v. Scheffels Worten gesprochen, „neues Rüstzeug, alter Kampf“.

Weil diese beiden Kulturentwicklungen so grundverschieden sind, können sie selbstverständlich nur in national getrennten Räumen, nicht aber in einem und demselben nationalen Besiedelungsgebiet friedlich nebeneinander bestehen. Im letzteren Falle wäre der Kampf unvermeidlich: ein die Weltgeschichte vielleicht wieder vom Grunde auf umgestaltender Kampf, ähnlich der Völkerwanderung und den Kreuzzügen, welche der gesammten menschlichen Fortentwicklung die christlich-germanische Kultur, statt der früheren römisch-heidnischen und der späteren arabisch-mohammedanischen, zur Richtlinie setzten. In dieser Erkenntniß liegt für uns Deutsche der Kernpunkt des Orientproblems.

Rußland an und für sich hat keinen inneren Drang, gegen das waffenstarrende Mitteleuropa offensiv anzurennen; ja nicht einmal irgend einen denkbaren äußeren Anlaß, solange es da bestenfalls bloß einige Slavenstämme zu gewinnen gäbe, die im Laufe der Jahrhunderte vom Abendlande doch schon weit mehr „individualistische“ Kulturelemente in sich aufgenommen haben, als der nivellirende Moskowitismus verträgt. Ganz anders stünde es dagegen, wenn einmal auf der Balkanhalbinsel ein kräftiges „großserbisches“ Staatswesen als Annex des moskowitischen Kulturkreises entstehen würde; denn damit bekäme Rußland den Impuls, sehr greifbare, reale Offensivziele gegen den „faulen Westen“ anzustreben und deßhalb den Offensivkampf gegen das Germanenthum fortab von zwei Seiten, vom Osten und vom Süden, aufzunehmen. Dieser Kampf würde sich zwar gewiß nur sehr langsam und allmählich, aber dabei doch auch ganz zweifellos mit jener eisernen Folgerichtigkeit entwickeln, mit der sich bisher alle großen Zivilisationskämpfe der Weltgeschichte vollzogen haben. Bekanntlich ist ja keine dieser Umwälzungen mit einem Schlage und als fertige Thatsache ins Leben getreten. Sein nächstes Ziel würde über die nationale Einigung der Serben gewiß noch nicht hinausreichen; aber erst in St. Andreä, nördlich von Budapest, befindet sich der nördlichste serbische Bischofssitz. Die spätere logische Fortsetzung wäre dann der vor 65 Jahren von den Croaten erfundene „Illyrismus“ (serbo-kroatisch-slovenischer Bund), dessen politische Aspirationen bis Parndorf bei Bruck a. d. Leitha, ja bis zu den Niederlassungen croatischer Ziegelarbeiter am Laaerberge im Wiener Gemeindegebiete reichen. Damit wäre dann das Witzwort Metternichs, daß der Orient beim „Stubenthor“ beginnt, zur ernsten Wahrheit geworden.[1]) Und hinter dem „Illyrismus“ lauert schließlich der „Panslavismus“, der allgemeine slavisch-germanische Rassenkampf, mit dem man jetzt wieder einmal in Prag so unvorsichtig spielt. Er würde nicht mehr bloß an das Stubenthor Wiens, sondern auch an das Brandenburger Thor Berlins klopfen; und damit wäre dann vielleicht sehr bald die christlich-germanische Kultur einem neuen, dem „slavisch-orientalischen“ Weltprinzip, für immer gewichen.

Es ist klar, daß das deutschnationale Interesse mit aller Entschiedenheit verbietet, russische Hände in der serbischen Frage zu dulden. Rußland mag sich in Bulgarien, am

[1]) Das „Stubenthor“ ist der östliche Ausgang aus der „inneren“ Stadt Wiens.

Bosporus und an den Dardanellen, ja sogar in Griechenland, so häuslich einrichten, als es ihm beliebt. Wir Deutsche haben absolut keinen Grund, es daran zu hindern, weil von dorther jeder nationale Zusammenhang mit unserm Kulturkreise fehlt; und am allerwenigsten Grund haben wir, den russischen Riesen, dem die freie Passage in das Mittelmeer ein Lebensbedürfniß ist, durch dessen Verweigerung zu reizen. Unsre Politik des Friedens darf jedoch keine Politik der Schwäche sein: dieselbe Enthaltsamkeit, die wir uns selbst auferlegen, müssen wir mit Ernst und Nachdruck von ihm verlangen. Die Timok-Struma-Linie ist unser Rubikon. Uns über die unabwendbaren Folgen des ersten russischen Offensivschrittes auf serbisches Gebiet noch eine Zeit lang schwächlich selbst täuschen zu wollen, wäre nutzlos. Oder sollen wir den Entscheidungskampf vielleicht erst dann aufnehmen, bis sich der jetzt doch erst noch recht nebulose Illyrismus und der noch weit nebulosere Panslavismus zu konsistenten Gebilden entwickelt haben? Wir dürfen den Kampf nicht suchen; aber wir müssen ihn, wenn er uns aufgezwungen wird, beherzt wagen, ehe es zu spät ist. Deßhalb wird Rußland vor die Wahl gestellt werden müssen, entweder unsern Rubikon unter allen Umständen strikte zu respektiren, oder aber mit einer von Finnland bis zum Pontus reichenden europäischen Koalition zu rechnen, die entschlossen ist, eine endgültige Grenzlinie zwischen Europa und — Asien zu ziehen. Der Friede Europa's wird dann nicht mehr ein Friede von Rußlands Gnaden sein. Damit wird uns dann auch die Abrechnung mit England möglich gemacht.

Die öffentliche Meinung Mitteleuropa's wird sich zu diesem Zwecke daran gewöhnen müssen, die Orientfrage mehr als bisher vom realpolitischen Standpunkte aufzufassen und die antitürkischen Sentimentalitäten in die Rumpelkammer zu werfen, in welche sie längst schon gehören. Die Keime abendländischen Kulturlebens können ja wir mit Aussicht auf Erfolg bei den christlichen Orientvölkern, namentlich bei den Serben, deren Besiedlungsgebiet in unsre Kulturzone übergreift, doch nur so lange säen, so lange die absterbende Türkei, nicht aber das aufstrebende Rußland auf der Balkanhalbinsel herrscht. Und die zerfahrene, ziellose, unklug bramarbasirende Orientpolitik Oesterreich-Ungarns hat seit 65 Jahren dort so viel Unkraut emporwuchern lassen, daß wir Jahrzehnte lang zu jäten haben werden, ehe unsre Kulturbestrebungen endgültig durchgreifen können. Diese Gnadenfrist müssen wir der türkischen Herrschaft in Europa in unserm eigenen Interesse gönnen. Und vom allgemein menschlichen Standpunkt können wir ihr sie auch gönnen, weil es einfach nicht wahr ist, daß es den russischen Muziks (Bauern) besser geht, als den türkischen Kmets. Denn die Letzteren verhungern wenigstens nicht von etwa 5 zu 5 Jahren rudelweise; und der russische Kantschu („Knute") ist doch schließlich auch kein Werk der christlichen Barmherzigkeit. Deßhalb fort mit den Ammenmärchen, welche lange genug die Orientfrage verwirrt und schließlich auf einen Punkt gebracht haben, an welchem sich Mitteleuropa gezwungen sieht, die eigene Existenz gegen Rußlands ungezügeltes, muthwillig überquellendes Kraftgefühl zu vertheidigen, statt die Existenz der christlichen Balkanvölker zu verbessern. Die Türkei ist, ebenso wie Schweden, für uns jetzt ein wichtiger Machtfaktor der Abwehr gegen Rußland geworden, weil der Moskowitismus nicht früher mehr zur Raison gebracht werden kann, als bis er sich überzeugt, daß er eher die Retablirung der schwedischen Herrschaft in Finnland, die Wiederaufrichtung Polens, die Vereinigung Bessarabiens mit Rumänien und die Wiederherstellung des tartarischen Chanats in der Krim erleben könnte,[1]) als ein moskowitisches Großserbien an der Südgrenze Oesterreich-Ungarns.

Der abendländische Wall von Finnland bis zum Pontus soll jedoch die Orientpolitik Oesterreich-Ungarns nicht ermuntern, die zahllosen Fehler der Vergangenheit auch in der Zukunft endlos fortzusetzen; er soll ihr vielmehr bloß die Zeit gewähren, welche deren Verbesserung erfordert. Erkennen die Wiener Staatsmänner ihre Aufgaben im Orient auch fürderhin ebensowenig wie bisher, dann würden wir eben von Zeit zu Zeit immer wieder vor einer Orientkrisis stehen und schließlich eine Lösung zu unserm Nachtheil nicht einmal mehr mit den Waffen in der Hand abwehren können.

Diese Erkenntniß führt uns wieder zurück zur Alltagspolitik: zu den mit der Orientfrage in Verbindung stehenden Verwaltungsgrundsätzen der Wiener und der Budapester Regierung. Ihre Besprechung im folgenden Aufsatze soll unsre Erwägungen abschließen.

Karl Heon.

[1]) Erbberechtigte (legitime) Nachkommen der tartarischen Dynastie Girai leben noch.

Mittheilungen und Nachrichten.

Verzeichniß der am 1. Januar 1898 im Deutschen Reiche bestehenden Reformschulen.

A. Altonaer System.

Ort	Beginn	Schulform	Bemerkungen
Altona	Ostern 1878	Realgymnasium	Verbunden mit Realschule
Güstrow	„ 1885	„	
Magdeburg (Guerickeschule)	„ 1887	„	Verbd. m. Oberrealschule. Seit Ostern 1897 zu dem Frankf. Syst. übergegang.
Iserlohn	„ 1892	„	Verbunden mit Realschule
Hildesheim	„ 1893	„	„
Ettenheim i. B.	Sept. „	Realprogymnasium	Fakult. Unterricht i. Griech. in 3 Jahreskursen
Osnabrück	Ostern 1893	Realgymnasium	Verbunden mit Realschule
Harburg	„ 1894	„	„
Altenburg	„ „	„	
Baden	Sept. 1895	Oberrealschule	Verbd. m. Realgymnasium
Hamburg	Ostern 1897	Realgymnasium	

B. Frankfurter System.

Ort	Beginn	Schulform	Bemerkungen
Frankfurt a. M. (Goethe-Gym.)	Ostern 1892	Gymnasium	
Frankfurt a. M. (Wöhlerschule)	„ „	Realgymnasium	
Frankfurt a. M. (Musterschule)	„ „	„	
Hannover (Leibnitzschule)	„ 1895	Realgymnasium u. Gymnasium	Realgymn. u. Gymn. bis Ob.-III einschl. verbunden
Lippstadt	„ „	Realgymnasium	Mit Realschule verbunden
Breslau (Realgym. z. hl. Geist)	„ „		
Ohrdruf i. Th.	„ „	7stufiges Prog. u. Realgymn.	
Gera	„ „	Realgymnasium	
Dresden (Dreikönigsschule)	„ „	„	
Barmen	„ „	„	
Breslau (König Friedr.-Gym.)	„ „	Gymnasium	
Witten i. W.	„ „	Realgymnasium u. Realschule	
Karlsruhe	Sept. 1896	Realgymnasium u. Gymnasium	
Kiel	Ostern 1897	Realgymnasium	
Charlottenburg	„ „	Gymnasium	
Schöneberg bei Berlin	„ „	„	
Remscheid	„ 1898	Realgymnasium u. Realschule	

Aus diesem Verzeichniß, welches dem „Pädagogischen Archiv", Bd. XL, 1898, Heft 5, entnommen ist, wird ersichtlich, daß die Schulreform ihren Weg langsam, aber sicher

weiter geht. Dies mag den bayerischen Schulreformer beruhigen und ermuntern! Dazu kommt, daß die preußische Unterrichtsverwaltung 15,000 M. ins Budget (bereits genehmigt) eingesetzt hat, um vor allem die Ausbildung der Lehrer zu ermöglichen, welche später an Reformschulen thätig sein und deßhalb in Frankfurt a. M. oder an anderen derartigen Schulen längere Zeit hospitiren sollen. In Bayern herrschen noch die alten Vorurtheile, man verzichtet auf die Errichtung auch nur einer Reformschule und begibt sich damit des Vortheils, eine Stimme in die Waagschale legen zu können, wenn es sich nach einigen Jahren darum handeln wird, alles, was die Reformschulen leisten, zu prüfen und das Beste zu behalten.

München. Falch.

T. **Ein klassisches geologisches Werk**, dessen theilweise Veröffentlichung jetzt etwa ihren 100jährigen Gedenktag feiern könnte, wird binnen kurzem, wenn auch nicht seinen Abschluß, so doch eine sehr werthvolle Fortsetzung erhalten. Dieses Werk stammt von dem „Vater des Vulcanismus“, dem schottischen Gelehrten James Hutton, und ist wenigstens mit seinem Namen „Theorie der Erde“ noch heute jedem Geologen bekannt, während sein Inhalt eine der Grundvesten dieser Wissenschaft ist. Nennt man den Freiberger Geologen Abraham Gottlob Werner den Vater der Geologie überhaupt, so berichtigte Hutton in dem genannten Werke einen wesentlichen Irrthum Werners. Werner lehrte nämlich, daß sämmtliche Gesteine sich aus Wasser abgesetzt hätten, während Hutton zu der Ueberzeugung gekommen war, daß eine Anzahl von Gesteinen, die wir heute vulkanische und plutonische nennen, aus einer gluthflüssigen Masse entstanden sein müßten. Wie sich bald unwiderleglich herausstellte, hatte Hutton recht, und seine „Theorie der Erde“ wurde so berühmt, daß sein bedeutendster Schüler, Lord Playfair, seine wissenschaftliche Hauptaufgabe darin erblickte, dieses Werk noch besonders zu erläutern und zu ergänzen. Bisher fehlte davon noch immer der dritte Band, bis vor einem Jahre wenigstens einige Kapitel desselben aufgefunden wurden, die jetzt veröffentlicht werden. Sie sind für die Geologie ebenfalls von klassischem Werthe. Eines darunter berichtet über den berühmten Besuch Huttons in dem schottischen Thale Glen Tilt, wo Hutton zum erstenmale Granitadern und damit einen Beweis für deren feurige Entstehung entdeckte und darüber in solches Entzücken gerieth, daß seine Führer glaubten, er habe Silber oder Gold gefunden.

* **Deutscher Dichterhain.** Biographische Uebersichten von Dr. **Gansen**, Regierungsrath und Schulrath. Leipzig. Adolf Lesimple's Verlag 1898. — Der Herausgeber dieses sogenannten „Deutschen Dichterhains“, der ganze 55 Seiten zählt, hat sich die Sache, einen Westentaschen-Parnaß anzufertigen, sehr leicht gemacht. Das Rezept („Begleitwort“) zum Genuß dieses Schriftchens lautet: „Bei dem lebendigen Interesse, das unsre Zeit an der literarischen Entwicklung Deutschlands nimmt, hofft diese Uebersicht Manchem nicht unwillkommen zu sein, indem sie von den hervorragenderen Schriftstellern deutscher Zunge kurz und zuverlässig die wichtigsten biographischen und literarischen Punkte zusammenstellt. Die alphabetische Ordnung erleichtert das Zurechtfinden. Schriftsteller, die noch den Lebenden angehören, sind nicht mit aufgenommen.“ Leider müssen wir den in Aachen lebenden Hrn. Regierungs- und Schulrath darauf aufmerksam machen, daß auch verschiedene Schriftsteller, die schon das Zeitliche gesegnet haben, und auch gewissermaßen zu den „Hervorragenderen“ zählen sollen, wie Gottfried Keller, Laube, Ludwig, Nissel, Hebbel, Leuthold, Dranmor, Grabbe, Zschokke u. s. w. nicht mit in den Deutschen Dichterhain aufgenommen worden sind. Die Aermsten haben das freilich nicht zu bereuen, sie würden ohne Zweifel ebenso schlecht weggekommen sein wie Heine, von dem Dr. Gansen im Jahre 1898 nichts zu sagen weiß als: „Heine mißbrauchte sein lyrisches Genie, um alles Hohe und Erhabene, Vaterland und Christenthum, zu verhöhnen und zu besudeln. Er selbst sagt, daß seine Lieder vergiftet seien. Nur wenige (!) seiner Gedichte sind ohne verletzende, abstoßende Spitze, sie gehören aber auch zum Besten, was außer Goethe deutsche Lyriker gedichtet haben.“ Von Hamerling heißt's auf S. 25 ebenso kurz und „schlagend“: Hamerling, geboren in Niederösterreich, der Schiller unter den österreichischen Dichtern. Er schrieb die Oper „Ahasverus (!) in Rom“ und „Der König von Sion“ (Die Wiedertäufer in Münster) und die verfehlte Satire „Homunculus“. — Punktum! Anzengruber ist natürlich ebenfalls nicht gewürdigt worden, im Gansen'schen Dichterhain Parade stehen zu dürfen, oder sollte der Hr. Schulrath ihn wie die bedeutenden Lyriker Leuthold und Dranmor vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennen? Der Leipziger Verlag darf jedenfalls auf diese, übrigens recht dürftig ausgestattete, Publikation stolz sein. -ee-

-ski. Im jüngsten Heft der „Athenischen Mittheilungen des kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts“ erörtert E. **Ziebarth** mehrere in der letzten Zeit in Athen entdeckte **Inschriften**, von denen eine von besonderer historischer Bedeutung ist. Dieselbe befindet sich auf einer schon vor einiger Zeit gefundenen Stele aus pentelischem Marmor, die sich jetzt im Nationalmuseum zu Athen befindet, und ist als das Fragment eines Psephisma etwa aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts anzusehen, durch welches einer großen Zahl von Leuten, welche ausschließlich nach ihrem Beruf bezeichnet werden, das Bürgerrecht verliehen wird, und zwar sind dies, wie es in der Inschrift heißt, diejenigen, welche zu den „Phylekämpfern“ gehörten, jenen Befreiern Athens, und die „Munychiakämpfer“. Diese Inschrift ist nun hauptsächlich deßwegen von Interesse, weil sie die bisherigen Mittheilungen über die Vorgänge bei der Befreiung Athens in dem großen Jahre 403 zum Theil bestätigt, zum Theil ergänzt. So geht insbesondere aus der Inschrift hervor, daß unter den Verbannten eine große Zahl von Metöken vertreten waren, da sich gegen sie die Verfolgung der Dreißig in hervorragendem Maße richtete, ferner, daß nicht nur den Helden von Phyle, wie Aeschines berichtet, sondern auch den Munychiakämpfern, also überhaupt den Rettern des Vaterlands, das Bürgerrecht verliehen worden ist. Dieses Psephisma befindet sich auf der Rückseite der Stele, auf der mindestens vier, wahrscheinlich aber fünf Reihen von Namen gestanden haben müssen, also im ganzen etwas mehr als 100 Namen. Diese Annahme stimmt auch mit der Angabe des Aeschines überein, daß die Zahl der für ihre Verdienste Belohnten über 100 betrug, während die sonstigen Angaben zwischen 30 und 70 schwanken.

γ Die von der **ägyptischen Abtheilung der königlichen Museen in Berlin** veranstaltete **Ausgabe der griechischen Papyrus-Urkunden** hat mit dem eben abgeschlossenen zweiten Bande insofern einen gewissen Abschluß erreicht, als alle die verschiedenen Papyrus-Arten der reichen Fayumer Sammlung nunmehr in mehr oder weniger zahlreichen Vertretern vorliegen. Daneben ist, wie schon am Schlusse des ersten Bandes ein umfassendes Verzeichniß der im zweiten Band enthaltenen Eigennamen, Ortschaften, Maß-, Münz- und Gewichtszeichen, Monatsnamen u. s. w. beigefügt, zur großen Erleichterung der wissenschaftlichen Benutzung. Die hervorragende Bedeutung der Berliner Veröffentlichung, an der die Gelehrten **Krebs**, **Viereck** und **Wilcken** als ständige, **Mommsen** (auf römischem Gebiet) und **Gradenwitz** (in juristischen Fragen) als außerordentliche Mitarbeiter thätig sind, ist nicht zum wenigsten dadurch bedingt, daß die Arbeiten sehr rasch gefördert wurden, und daß eine sehr verständige Art und Weise der Herausgabe gewählt wurde, welche es ermöglicht, alle wichtigen Vorkommnisse in den einzelnen Stücken getreu wiederzugeben. Die Zahl der bis jetzt vorliegenden Urkunden beträgt 696, alle, mit Ausnahme weniger lateinischer Stücke, die aber gerade wegen ihrer Seltenheit sehr wichtig sind, in griechischer Sprache abgefaßt. Ist auch noch ungefähr die gleiche Anzahl in unvollendeter Bearbeitung, so sind doch nun weitaus die besten Sachen der wissenschaftlichen Behandlung zur Verfügung gestellt, ein großes Arbeitsfeld für die mannichfachen Kreise, die an jener Veröffentlichung Antheil nehmen.

* **Düsseldorf.** Als Vorläuferin der **Naturforscher- und Aerzteversammlung** (19. bis 24. Sept.) soll hier gegen den 20. Juli eine **Ausstellung der historisch-ethnographischen Medizin** veranstaltet werden. Es ist der erste Versuch dieser Art. Wenn auch noch nichts vollständiges geboten werden kann, so wird sich doch mehr bieten, als bisher jemals an einem Ort vereinigt zu besichtigen war. In

den ältesten Perioden ergeben sich außerdem ganz neue Gesichtspunkte und Zusammenstellungen. Der älteste ägyptische hiehergehörige Papyrus, der in Reproduktion hier ausgestellt wird, ist der Veterinärpapyrus von Kahun (12. Dynastie), in jeder Weise ein Unikum. Er zeigt die Veterinäroperationen vor 4000 Jahren auf fast gleicher Höhe wie heute. Aus den Schliemann-Sachen werden die sonderbaren Töpfe u. s. w. in Reproduktion ausgestellt, die Schliemann für Spielerei des Töpfers hielt, die aber äußerst zweckmäßig gestaltet sind, um am offenen Feuer ohne direkte Feuerberührung Fett u. s. w. auszuschmelzen und dann die mittlere klare Schichte, frei von Schaum und Bodensatz, auszugießen. Für Griechenland werden die wichtigen Funde des kaiserlich deutschen Archäologischen Instituts in Athen ausgestellt, die beweisen, daß in Athen der Aerztegott ursprünglich Amynos — also „der Abwehrende" — war und Asklepios erst in späterer Zeit eingeführt wurde. Aus der jüngern Zeit ist besonders die Mitarbeiterschaft des Vorsitzenden der historischen Sektion zu erwähnen, Dr. Sudhoffs in Hochdahl. Er wird als bewanderter Forscher eine Paracelsus-Ausstellung bieten können, wie sie sonst nirgends vorhanden ist. Es sind dies einzelne, in der „Köln. Ztg." erwähnte Beispiele, um Programm und Aufruf zu illustriren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Max Oberbreyer: Kissinger Badeplaudereien. Buntes Allerlei in Ernst und Scherz, in Prosa und Poesie. Würzburg, Stahel'sche Verlagsanstalt 1898. — Die Stadt Basel und ihre Umgebung. Herausgegeben vom Verkehrsverein der Stadt Basel. Basel, Benno Schwabe 1898. — Numa Droz: Politische Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert. Lausanne, F. Payot; Bern, Schmid u. Francke. 2 Liefg. — Hans Wedel: Der Rekrut. Militärische Briefe zur Erbauung für Rekrut und Instruktor. Kommissionsverlag: Nagy-Kanizsa, Philipp Fischels Buchhdlg. — Friedrich Crönert: Kaiser Friedrich und Marc Aurel, eine Vergleichung. Halle a. S., Otto Hendel. — Praktisches Hotel-Adreßbuch für die Reise. Berlin, Albert Goldschmidt 1898. — Dr. med. Alfred Guthmann: Die Brunnen-, Luft- und Badekur bei Erkrankungen von Lunge, Hals und Nase. Berlin, Oscar Coblentz 1898. — Dr. Th. Groß: Robert Mayer und Hermann v. Helmholtz. Eine kritische Studie. Berlin, Fischers technologischer Verlag M. Krayn 1898. — Südbayern, Tirol und Salzburg. Handbuch für Reisende. 28. Aufl. Leipzig, Karl Baedeker 1898. — Heinrich Brunns kleine Schriften. Gesammelt von Herm. Brunn und Heinr. Bulle. 1. Bd. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — Dr. Alfred Hettner: Die Entwicklung der Geographie im 19. Jahrhundert. Ein Vortrag. Ebd. 1898. — Alfred Stößel: Das Haus der Leiden. Novellen. 2. Aufl. der „Schwarzen Märchen" von Lothar Biller. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. — Rob. Scheu und Otto Stoeßl: Waare. Wiener Stück in drei Aufzügen. Ebd. 1898. — Dr. Th. Ziehen: Die Ideenassoziation des Kindes. 1. Abhandlg. — Dr. Ferdinand Kemsies: Arbeitshygiene der Schule auf Grund von Ermüdungsmessungen. — Dr. phil. G. Cordes: Psychologische Analyse der Thatsache der Selbsterziehung. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiet der pädagogischen Psychologie und Physiologie. Herausggb. von Schiller und Ziehen. 1. Bd. Heft 6. 2. Bd. Heft 1 und 2.) Berlin, Reuther u. Reichard 1898. — Dr. Benno Frhr. v. Paffauer: Die Pensionen und Provisionen der k. k. österreichischen Zivilstaatsbediensteten und Staatsarbeiter, sowie die Versorgungsgenüsse ihrer Hinterbliebenen. Heft 6. Bog. 26—30. Wien, Manz 1898. — Dr. Gg. Neumann: Kommentar zu den Zivilprozeßgesetzen vom 1. August 1895. 12. Liefg. Ebd. 1898. — Dr. Aug. Jos. Nürnberger: Papstthum und Kirchenstaat. 2. Reform, Revolution und Restauration unter Pius IX. (1847—1850). Mainz, Frz. Kirchheim 1898. — Dr. Joseph Müller: System der Philosophie. Ebd. 1898.

Jahrgang 1898. München, Montag, 11. Juli. Nummer 151.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Arbeiterorganisationen. [1])

Von Wilhelm Stieda.

I.

1. Durch die arbeitenden Klassen der Gegenwart geht unverkennbar das Bestreben, sich zu emanzipiren. Der arbeitende Stand ringt danach, ein selbständiger vierter Stand zu sein und die Anerkennung und Beachtung zu erhalten, die man ihm Jahrzehnte verweigert hat. Er strebt in der Gesellschaft eine geachtetere Stellung einzunehmen, als ihm bisher vergönnt war, und an den Segnungen unsrer täglich reicher werdenden Kultur sich in hervorragenderem Maße zu betheiligen, als ihm seither unter dem Drucke gewisser Verhältnisse möglich war.

Der Staat hat diesen Bestrebungen nicht theilnahmslos gegenüberbleiben können. Er hat sie seit 50 Jahren unterstützt, vielleicht zuerst widerwillig, dem Drange der Umstände nachgebend, dann in immer klarerer Erkenntniß des Problems, die Nothwendigkeit eines Arbeiterschutzes betonend, ihn als eine seiner Aufgaben anerkennend. Die hochherzige Initiative Sr. Majestät des Deutschen Kaisers in seinen Erlassen vom 4. Februar 1890 hat dann mehr als je die Aufmerksamkeit allgemein auf dieses Gebiet gelenkt. Man durfte sich sagen, daß damit nur die Bereitwilligkeit ausgedrückt war, die Traditionen seiner erlauchten Vorfahren in Bezug auf eine zweckmäßige Sozialgesetzgebung zugunsten der Schwächeren und Schwächsten im Staate fortzusetzen. Es wurde gewissermaßen nur angeknüpft an die denkwürdige Botschaft von 1881, die dem Deutschen Reich die Arbeiterversicherung brachte, jene Einrichtung, deren kultureller und volkswirthschaftlicher Segen trotz mancher Ausstellung im einzelnen heute wohl kaum in Frage gezogen werden kann, um die uns das Ausland beneidet. Auf die Erlasse ist dann am 1. Juni 1891 eine Novelle zur Gewerbeordnung gefolgt, die den guten Willen, den arbeitenden Klassen ihre Mühsal zu erleichtern, bezeugte und den deutschen Arbeiterschutz allen anderen Gesetzgebungen in mancher Beziehung voransetzte. Indeß zu wünschen blieb doch auch seit dieser Novelle noch viel, und sowie einige ihrer Bestimmungen nur zögernd ins Leben traten — Jahre lang dauerte es z. B. noch, bis dem deutschen Arbeiterstande der Sonntag zurückgegeben wurde —, so scheint endlich die ganze Bewegung ins Stocken gerathen zu sein.

Es würde mir schlecht anstehen, hier öffentlich vermuthungsweise in eine Erörterung der Gründe einzutreten, die an höchster Stelle eine Aenderung der bisherigen Auffassung bewirkt zu haben scheinen. Wissen wir doch gar nicht, ob eine solche sich vollzogen hat! Wohl aber darf daran erinnert werden, daß Seine Majestät kurz vor den Erlassen gelegentlich einer Audienz ausgesprochen hat: es käme darauf an, den Arbeitern die Ueberzeugung zu verschaffen, daß sie ein gleichberechtigter Stand seien! Dann werde es gelingen, sie der Sozialdemokratie zu entfremden.[1]) Und wir dürfen dankbar dabei verweilen, daß in der Eröffnungsrede zur 3. Session der 9. Legislaturperiode ausdrücklich die Absicht, die Sozialgesetzgebung fortzuführen, kundgethan wurde. „Getreu den Ueberlieferungen der Vorfahren“, heißt es in ihr, „betrachten Meine Hohen Verbündeten und Ich es als die vornehmste Aufgabe des Staats, die schwächeren Klassen der Gesellschaft zu schützen und ihnen zu einer höheren wirthschaftlichen und sozialen Lebensstellung zu verhelfen.“ Auch hat bei der Beantwortung einer Interpellation im Sommer 1895 über die Ausführung der kaiserlichen Erlasse der Reichskanzler erklärt: Bei der kgl. preußischen Regierung wenigstens bestände kein Zweifel, daß der Erlaß Seiner Majestät von 1890 zur Durchführung zu bringen wäre. Ob baldigst, fügte er freilich einschränkend hinzu, könne man zur Zeit nicht sagen, da im Bundesrath darüber noch keine Erörterung stattgefunden habe.[2])

Immerhin darf man doch bei derartiger Sachlage vertrauensvoll für die weitere Entwicklung der Sozialreform in die Zukunft blicken. Sie kann und wird nach solchen Anfängen sicher nicht stillstehen. Allerdings darf von keiner Seite, die dazu berufen erscheint, aufgehört werden, immer wieder aufs neue die Wichtigkeit zu thuender Schritte zu betonen. Und so mag es denn wohl angemessen sein, heute in dieser Versammlung die freilich schon oft genug besprochene Frage der Arbeiterorganisation zu erörtern.

2. In den kaiserlichen Erlassen ist vor allen Dingen darauf hingewiesen worden, daß man bei allem, was man für die Arbeiter thun wolle, diese selbst hören solle, daß die für sie im Interesse ihrer Thätigkeit und Existenz geplanten Maßregeln vor ihrer Ausführung von ihnen begutachtet werden müßten. „Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern“, so heißt es in den von hoher Stelle gesprochenen Worten, „sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten betheiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlung mit den Arbeitgebern und mit den Organen Meiner Regierung befähigt werden.“ Der hiemit für die weitesten Kreise gegebenen Anregung ist die Verwirklichung auf dem Fuße gefolgt, insofern in den kgl. Steinkohlengruben bei Saarbrücken das Institut der „Vertrauensmänner“ und auf einer gewissen Anzahl von Fabriken „Arbeiterausschüsse“ oder „Aeltestenkollegien“ ins Leben gerufen wurden. Und weiter nahm die erwähnte Novelle eine wohlwollende Stellung zu diesen neuen Schöpfungen ein, indem sie verfügte, daß sie in Fabriken, wo sie be-

[1]) Referat auf dem evangelisch-sozialen Kongreß in Berlin am 2. Juni 1898.

[1]) Stenogr. Berichte über die Verhandlungen des Deutschen Reichstags 1894/95, I, 716.
[2]) Stenogr. Berichte 1894/95, I, 695.

ständen, über den Inhalt der zu erlassenden Arbeitsordnung zu befragen seien. Auch wurde der Erlaß von Vorschriften über das Verhalten der Arbeiter bei Benutzung von Wohlfahrtseinrichtungen, sowie über das Verhalten minderjähriger Arbeiter außerhalb des Betriebes an die Zustimmung der Ausschüsse geknüpft.

Zweifellos können derartige Ausschüsse, über deren nähere Einrichtung ich wohl nicht nöthig habe, mich erst eingehend zu verbreiten,[1]) bei der Organisation der Arbeit eine sehr wirksame Rolle übernehmen. Sie sind gedacht als ein zwischen dem Unternehmer und der Arbeiterschaft vermittelndes Organ. Hervorgegangen aus den Kreisen der letzteren durch deren eigene Wahl, scheinen sie befähigt, Beschwerden und Wünsche, Meinung und Stimmung ihrer Genossen zum Ausdruck zu bringen. Andrerseits findet die Betriebsleitung in ihnen einen Kanal, durch den sie die Ansichten und Motive, von denen sie sich bei ihren Handlungen leiten ließ, in die Arbeiterschaar selbst zu bringen lassen vermag. Darüber hinaus kann der Ausschuß zu einer Verwaltungsinstanz werden. Er kann dem Unternehmer helfen, innerhalb des Etablissements die Ordnung aufrecht zu erhalten, und er kann außerhalb desselben auf die Haltung der Arbeiter Einfluß gewinnen, ihr häusliches und sittliches Leben überwachen, ihre Anschauungen über Zulässiges und Verkehrtes klären.

So ließe sich erwarten, den Gegensatz zwischen Unternehmer und Arbeiter allmählich gemildert zu sehen. Dem Unternehmer wird zum Bewußtsein gebracht, daß diejenigen, mit deren Hülfe er seine Gedanken und sein Kapital umsetzt, doch auch ein Recht haben, mitzusprechen, daß ein Zustand, bei welchem der Eine befiehlt und der Andere blindlings gehorcht, auf dem heutigen Kulturniveau, das uns einen rechtlich freien, seinen Mitbürgern politisch gleichberechtigten Arbeiter zeigt, nicht mehr möglich ist. Auf der anderen Seite erfährt der Arbeiter, daß er in seinen Forderungen Maß halten muß, daß es gewisse Gesetze und Vorkommnisse im Wirthschaftsleben gibt, über die auch sein Brodherr nicht hinauskann, daß die wirthschaftliche Abhängigkeit, in der er sich befindet, niemals ganz gehoben werden kann, es sei denn, daß man das Lohnsystem durch einen anderen Modus zu ersetzen imstande wäre.

Man muß zugeben: die Arbeiterausschüsse sind glücklich gedacht, und man begreift es, daß sie überall Sympathie gefunden haben. Unter den deutschen Nationalökonomen hat besonders Professor Schmoller sie mit warmen, ja begeisterten Worten gepriesen. Er hat von ihrer außerordentlichen Bedeutung für die Zukunft ein sehr lebhaftes Bild entworfen. Still und harmlos, einfach und bescheiden, meint er,[2]) setzen sie mit ihrer Thätigkeit ein, aber sie veränderten von innen heraus das Gefüge der großen Unternehmungen. Sie seien der eigentliche Hebel, um alle humanitären und Wohlfahrtseinrichtungen zu verbreiten und durchzuführen, neben der Herrschafts- die Genossenschaftsidee innerhalb der Geschäfte zu stärken. Die alte Despotie der Hauswirthschaft verwandelten sie in eine öffentliche Anstalt, oder im sozialistischen Sprachgebrauch: die Epoche des Kapitalismus, die Diktatur des Kapitals ginge dank diesem Ausschusse zu Ende und eine neue Epoche der volkswirthschaftlichen Organisation beginne.

Der geehrte Herr Kollege möge es mir nachsehen, wenn ich ihm auf diesem Wege nicht zu folgen vermag, seine Auffassung für viel zu enthusiastisch halte, seine Beurtheilung nicht mit der Wirklichkeit in Einklang bringen kann.

Es zeigen uns auch jetzt die Berichte unsrer Fabrikaufsichtsbeamten, daß mit den gepriesenen Arbeiterausschüssen nichts erreicht wird. Weder macht ihre Errichtung wesentliche Fortschritte — außerhalb Deutschlands kennt man sie nicht einmal dem Namen nach —, noch weisen die vorhandenen ihrer sozialpolitischen Bedeutung entsprechende Lebensäußerungen auf. Die Unternehmer zeigen Abneigung, die Arbeiter Gleichgültigkeit und Mangel an Vertrauen. Die Bemühungen der Aufsichtsbeamten, neue zu errichten, sind erfolglos.[1]) Mit der Abgabe von Gutachten über den Inhalt der Arbeitsordnungen scheint ihr schwacher Lebensodem erlöscht. Wie Oasen in der Wüste tauchen die Behauptungen vereinzelter Industrieller auf, daß mit der Errichtung von Ausschüssen ein neuer Geist in ihre Fabrik eingezogen sei. Die meisten führen nur ein Scheindasein[2]) und verfallen einer ruhmlosen Vergessenheit. Sie werden vom Unternehmer nur in Nebensachen gefragt und sinken demnach zu voller Bedeutungslosigkeit herab. Viele Arbeiter scheinen unter dem Eindrucke sich zu befinden, als ständen sie einer Falle gegenüber.[3]) Selbst die offensten und rücksichtslosen Erklärungen helfen dagegen nicht. Demgemäß haben sie bei Fragen, wie der Beaufsichtigung des Arbeiterkonsumvereins, der Lehrlingsfortbildungsschulen u. s. w., ihre Mitwirkung versagt oder wenigstens nicht ausreichendes Interesse gezeigt. Die Unternehmer ihrerseits wiederum sehen den Ausschuß nur als einen bequemen Weg an, auf dem die außerhalb der Fabrik stehenden Organe der Arbeitervereine oder minder berufene Führer der Arbeiterbewegung ihre Wirksamkeit und Thätigkeit, in den seltensten Fällen zum Vortheil der Arbeiter, in die Arbeitsverhältnisse der Fabrik hineintragen können.[4]) Daher begünstigen sie seine Entstehung nicht oder lassen ihn nicht zur vollen Wirksamkeit sich entfalten. Ja, man hat sie sogar, wie Hr. v. Heyl im Reichstage ausführte, mißbraucht, um Bestrebungen der Arbeiter in der Lohnbewegung niederzuhalten. Man hat verstanden, sie heranzuziehen, in besonderer Weise zu ehren und zu begünstigen, um bei Lohnbewegungen die Interessen der Arbeiter zu beeinflussen.[5])

Es ist nach diesen Urtheilen einsichtsvoller Sachverständiger nicht wahrscheinlich, daß man auf diesem Wege in der Arbeiterorganisation weiter käme. Statt eines allgemeinen Fortschrittes ist stellenweise sogar ein Rückschritt zu verzeichnen. Es liegt das an der Institution selbst. Obligatorisch läßt sie sich nicht machen. Es wäre offenbar Widersinn, den Fabrikanten einen derartigen Arbeiterrath aufzudringen! Selbst wenn man es könnte, so würde doch die Sache dadurch nicht gebessert. Ueber eine platonische Berathung gewisser Fragen käme man nicht heraus. Es wäre ein Unding, vom Fabrikanten die Berücksichtigung der ihm gegenüber geäußerten Wünsche, die Befolgung des ihm ertheilten Raths erzwingen zu wollen. Darin, daß man das nicht vermag, liegt die Schwäche der Einrichtung.

Die Arbeiter treten zusammen, sie wählen. Ihre berufenen Vertreter erhalten Weisungen, was sie dem Arbeitgeber sagen sollen, oder sie wissen von selbst, aus ihrer eigenen Erfahrung, wo sie der Schuh drückt. Der Ausschuß gibt auch zu Protokoll, wie er sich eine Verbesserung der Zustände denkt. Und dann sieht der Betriebsleiter entweder das Protokoll nicht nach, oder er hält die geäußerten Meinungen für unbescheiden, für undurchführbar, für verhängnißvoll. Nun heißt es immer, daß ein kluger Unternehmer berechtigte Wünsche und Forderungen erhören wird, daß es in seinem eigenen Interesse läge, auf die ihm unterbreiteten Vorschläge soweit als möglich einzugehen. Aber man vergesse nicht, daß ein Ausschuß unbequem werden

---

1) Vergl. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 46 u. 47, und Böhmert im Arbeiterfreund 1889, S. 439 u. f.

2) Zur Sozial-Gewerbepolitik 1890, S. 439.

1) Jahresbericht für 1893, S. 244.

2) Jahresbericht für 1896, S. 420.

3) Jahresbericht für 1894, S. 488.

4) Jahresbericht für 1896, S. 423.

5) Stenogr. Bericht 1894/95 I, S. 740.

kann, daß er die Verwaltung erschwert, daß er dem Fabrikanten das Gefühl raubt, sein eigener Herr in seinen Entschließungen zu sein. Es wird daher nicht so einfach für den Betriebsleiter, sich den an ihn gestellten Ansinnen zu fügen. Nun gar, wenn es sich um die Hauptsache für den Arbeiter handelt, die Festsetzung des Lohnes. Da gibt es keine Gutmüthigkeit mehr, da will der Unternehmer keine Vorschriften von Seiten einer freiwillig von ihm zugelassenen Institution. Bis jetzt sind Lohnangelegenheiten u. s. w. in den bestehenden Arbeiterausschüssen nur ganz vereinzelt verhandelt. Die Forderung, daß es allgemein geschehen sollte, würde der ganzen Einrichtung den Hals kosten. Die Arbeiter würden die Ohnmacht ihres Ausschusses mehr als je empfinden. Der Unternehmer gibt in solchen Fällen eben nur nach, wenn er auf Seite derjenigen, mit denen er verhandeln soll, auch eine gewisse, ihn eventuell zwingende Macht gewahrt.

3. Diese erhält der Arbeiter in seinem Verbande, und darum ist es nothwendig, daß, solange das Lohnsystem besteht, im Rechtsstaate ihm die Möglichkeit eingeräumt würde, freie Vereinigungen mit den Rechten eines anerkannten Vereins zu begründen.

Die Mannichfaltigkeit der heutigen deutschen Arbeitervereine ist sehr groß. Man hat politische und konfessionelle Vereine, sozialdemokratische Gewerkschaften¹) und evangelische Arbeitervereine, die auf dem Boden des evangelischen Christenthums stehen und die materialistische Weltanschauung der Sozialdemokratie bekämpfen; Fachvereine, die eine Regelung der Arbeitsangelegenheiten ins Auge fassen; Vereine, die für gesellschaftliche Unterhaltung, Wahrung der Standesinteressen sorgen; Arbeiterbildungsvereine; Vereine zur Unterstützung der Mitglieder in Unfällen, bei Krankheiten, bei Sterbefällen u. s. w.

Für die Existenz aller dieser Vereine besteht eine nicht wegzuleugnende Rechtsunsicherheit. Sofern sie wirthschaftliche Zwecke verfolgen, sofern sie Handelsgesellschaften, Gesellschaften mit beschränkter Haftung, Kolonialgesellschaften u. dgl. m. sind, haben Reichs- oder Landesgesetze die für sie geltenden besonderen Normen aufgestellt. Diejenigen Vereine aber, die allein oder neben einem wirthschaftlichen Zweck gesellige, religiöse, wissenschaftliche, sittliche, sozialpolitische u. dgl. m. Zwecke verfolgen, können Korporationsrechte in den meisten deutschen Staaten nur durch staatliche Verleihung erhalten. Eine solche Verleihung aber auszuwirken, ist sehr schwer, weil die Regierungen entweder mit den Bestrebungen des Vereins nicht einverstanden sind oder sich vor der Verantwortlichkeit scheuen, die sie für den privilegirten Verein zu übernehmen scheinen.²) Demnach stehen die Arbeiterverbände sozusagen in der Luft. Es gibt kein Vereinsvermögen, die Mitglieder haften persönlich für alle Schulden; sie haben keine Vermögens-, keine Prozeßfähigkeit u. dgl. m.

Nur in Bayern können Arbeitervereine die Rechtsfähigkeit erwerben. Nach dem Gesetze von 1869 nämlich können Vereine, die keinen wirthschaftlichen Geschäftsbetrieb bezwecken, dadurch Vermögensfähigkeit erwerben, daß sie in ihre Statuten die gesetzlichen Normativbestimmungen aufnehmen und diese in das Vereinsregister bei dem Landgericht eintragen lassen. Thatsächlich haben Arbeiter- und Gewerkvereine von diesem Gesetz wenig Gebrauch gemacht, weil die bayerischen Gerichte auch Vereine, die keine Rechtsfähigkeit besitzen, zur Prozeßführung zulassen.

Mit der Herrschaft des Bürgerlichen Gesetzbuches werden die Arbeitervereine nur wenig besser gestellt sein. Vereine, welche keinen wirthschaftlichen, sondern die früher erwähnten idealen Zwecke verfolgen, müssen, um rechtskräftig zu werden, in besondere Register bei den Amtsgerichten eingetragen werden. Doch haben die Verwaltungsbehörden ein Einspruchsrecht dagegen.¹) Dieselben sind von der Anmeldung zu unterrichten und sie können Einsprache geltend machen, wenn der Verein nach dem öffentlichen Vereinsrecht unerlaubt ist oder verboten werden kann; oder wenn er einen politischen, sozialpolitischen oder religiösen Zweck verfolgt. Nach der bekannten Erklärung des Staatssekretärs des Justizamts ist es durchaus unwahrscheinlich, daß politische oder sozialpolitische Vereine in Zukunft mehr als bisher Rechtsfähigkeit erlangen werden. Jene Erklärung ging dahin, daß die Verleihung der Rechtsfähigkeit an Vereine eine Störung ihrer Organisation bedeute. Da es nun unzweifelhaft Vereine gäbe, deren Zweck und Thätigkeit sich gegen die öffentlichen Interessen, wie die Regierung sie zu schützen hätten, richteten, so könnte man diese nicht noch mit den Mitteln staatlicher Gesetzgebung stärken.²)

Nun ist es freilich möglich, daß unter der Herrschaft des Bürgerlichen Gesetzbuches auch den Vereinen, die keine Rechtsfähigkeit erlangen konnten, eine gesicherte Rechtsstellung gegeben und eine ihren Zwecken entsprechende Wirksamkeit ermöglicht werde. Dies zwar durch die Anwendung der Vorschriften über Gesellschaften. Aber es werden damit nicht alle praktischen Vortheile, welche die Rechtsfähigkeit gewährt, erreicht und es muß das Vereinsstatut immerhin in etwas künstlicher Weise geordnet sein. Vor allen Dingen aber bliebe das Eine doch bestehen, daß die Gleichberechtigung der Arbeitervereine in Frage gezogen würde. Das aber wird auf die Dauer nicht nur in der Arbeiterwelt, sondern in allen billig denkenden Kreisen als eine Ungerechtigkeit empfunden werden.

Nicht minder drückt in den heutigen Zuständen das thatsächliche Verhalten der Unternehmer den Vereinen gegenüber. Seit die Gesetzgebung die früheren Koalitionsverbote aufgehoben hat, sind derartige Vereinigungen als erlaubt anzusehen. Aber doch kann man es dem Unternehmer nicht verwehren, Arbeiter, die ihnen angehören, zu maßregeln. Sie schließen sie durch Nichtanstellung oder auf dem Wege ordnungsmäßiger Kündigung von ihren Anlagen aus.³) Sie thun dies, weil sie eben wissen, daß die Regierungen die Arbeitervereine auch nicht gern sehen und sich mit den Unternehmern zusammen vor der Bethätigung ihrer Wirksamkeit fürchten. Die Arbeiter aber sind durch dieses Vorgehen aufs äußerste betroffen. Sie können nicht verstehen, daß man ihnen die Koalitionsfreiheit zugesteht und doch die Verhinderung, sie zu benutzen, zuläßt. Sie fangen so an zu glauben, daß der Staat unfähig sei, sie zu schützen, und büßen das Vertrauen auf die Macht des Staates gegenüber der des Unternehmers ein. Ob unter dem Druck solcher Verhältnisse die Arbeiterorganisation heute einen Fortschritt oder einen Stillstand in sich schließt, beweist nichts für die Nothwendigkeit der gesetzlichen Regelung. Wenn die Arbeiter auf Grund der heutigen Erfahrungen nicht so oft zur Bildung von Vereinen schreiten, so ist darum ihr Bedürfniß zum Zweck der gemeinsamen Vertretung ihrer Interessen Vereine bilden zu wollen, doch vorhanden. Es wird dadurch nur erreicht, daß von Mund zu Mund das Einverständniß geht: Wir können heute nicht so wie wir wollen, weil ein auf uns lastender, ungerechtfertigter Druck uns an der Bildung von Vereinen hindert.⁴)

¹) Ueber diese vgl. das vorzüglich orientirende Buch von J. Schmöle: „Die sozialdemokratischen Gewerkschaften" 1896—1898.

²) Löning in Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. XXVI, 275 f. Kulemann, das deutsche Vereins- und Versammlungswesen im Archiv für soziale Gesetzgebung X, 815 ff.

¹) Bernhöft im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Supplement S. 201.

²) Stenogr. Bericht 1896/97, Anlagen III, 1990.

³) Jahresbericht d. Fabrikaufsichtsbeamten 1893. S. 258.

⁴) Jahresbericht d. Fabrikaufsichtsbeamten 1897. S. 276.

Die neueste Phase der Orientfrage.

IV. (Schluß.)

Die Regierungen und die Parteien Oesterreich-Ungarns werden sich mit der Zeit wohl oder übel an den Gedanken gewöhnen müssen, daß eine „Serbenfrage" thatsächlich existirt, daß sie früher oder später gelöst werden muß und daß es Oesterreich-Ungarns Aufgabe ist, hier die Kultur ganz Mitteleuropa's gegen das aggressive Vordringen des Moskowitismus zu schützen. Das Bestehen einer Frage fortgesetzt leugnen zu wollen, welche vielleicht eines Tags 500,000 Feuergewehre für sich sprechen lassen könnte, selbst dann, wenn es der Dreibundspolitik gelingt, jede Möglichkeit einer russischen Einmischung abzuschneiden, halte ich zum mindesten nicht für klug. Allerdings braucht man heute noch nicht darüber zu streiten, welche staatsrechtliche Gestaltungen der Zukunft die Lösung dieser Frage im Gefolge haben wird. Ob beispielsweise ein Militär-, Zoll- und Handelsbündniß Oesterreich-Ungarns mit den bestehenden und den etwa noch neu dazu kommenden serbischen Nationalstaaten; ob das Fortbestehen des heutigen „Reichsland"-Verhältnisses der beiden occupirten Provinzen oder deren Vereinigung mit einem anderen Kronlande oder die Errichtung einer habsburgischen Secundogenitur 2c. 2c. zweckmäßiger sei, als beispielsweise die Schaffung einer dritten „serbischen" Staatsgruppe, neben „Oesterreich" und „Ungarn", aus allen jenen serbischen Ländern, welche nicht schon heute im unmittelbaren Verbande der St. Stephanskrone stehen. Ich persönlich halte zwar das Letztere für die klügste, allen betheiligten Interessen am besten entsprechende Lösung, weiß aber, daß sie bisher noch viele Gegner hat. Man muß demnach, meines Erachtens, diesen Theil der Frage einstweilen noch ausreifen lassen: sie wird sich dann möglicherweise ganz von selbst im Sinne der von Konstantin Frantz propagirten Föderationsidee entwickeln.

Die Sorge der Gegenwart kann sich vernünftigerweise bloß auf jene Uebelstände der inneren Verwaltung Oesterreichs und Ungarns richten, deren Fortbestehen das natürliche Ausreifen der Serbenfrage nachtheilig beeinflußt; und das sind zunächst die katholische Glaubenspropaganda, dann der magyarische Chauvinismus, endlich die Inhaltslosigkeit des österreichischen Deutschthums in seiner jetzigen Form.

Welchem verschrobenen Gehirn der Gedanke entsprungen ist, daß man zur Lösung der Orientfrage dort die Interessen der Politik Oesterreich-Ungarns mit jenen des Katholizismus verbinden müsse, ist mir nicht bekannt. Ich weiß nur, daß dieser Gedanke die Orientfrage schon seit sehr langer Zeit verwirrt. Es wurde bereits erwähnt, daß er schon vor 180 Jahren den Prinzen Eugen zu harten Maßregeln der Abwehr gegen die römische Glaubenspropaganda zwang. Hier sei ergänzend beigefügt, daß zur Konkordatszeit in den 50er Jahren unsres Jahrhunderts die orientalisch-orthodoxen Popen in amtlichen Rundschreiben aufgefordert wurden, sich der römischen Unionspropaganda anzuschließen; daß man damals die serbischen Popen Süd-Dalmatiens zwang, ihre Zwilstandsregister in lateinischer Sprache zu führen; und daß die Installirung der Jesuiten in Ragusa (die man sonderbarerweise nicht der österreichischen, sondern der italienischen Ordensprovinz entnahm) sogar einem Konflikt der Wiener Zentralregierung mit der dalmatischen Statthalterei erzeugte. Heute richtet sich das behördliche Streben in Ungarn sowohl, wie auch in Bosnien-Herzegowina, auf die Einschränkung der — zu den grundlegenden Prinzipien der orientalischen Kirche gehörigen — Laienautonomie bei gleichzeitiger Stärkung der hierarchischen Allgewalt.[1]) In den Versuchen zu solcher Verschiebung der althergebrachten Kirchenorganisation erblicken die betroffenen orientalisch-orthodoxen Christen den ersten Schritt zur Union mit Rom, so daß ungemein viel Haß und Erbitterung dadurch erzeugt wurde. Leider hat die Sorge vor möglichen Uebergriffen des Moskowitismus selbst klardenkende Köpfe so verwirrt, daß man sogar von sonst ganz vernünftigen Leuten oft genug die Behauptung hören kann, im Oriente sei der Katholizismus eine „Schutzwehr" des Abendlandes. Wahr ist aber das gerade Gegentheil: er zieht, wie der Magnet das Eisen, die russischen Bajonette erst recht an. Denn wenn es überhaupt irgend ein Mittel gibt, die öffentliche Meinung Rußlands zugunsten der Serben gegen das Abendland aufzustacheln, so liegt dasselbe zuverlässig nur in der Religionsfrage.

Unsre Kirchenpolitik hat im Orient etwas ganz anderes anzustreben, als die Union mit Rom.

Ich erinnere hier zunächst an den Ausspruch Schopenhauers: „Daß die Zivilisation unter den abendländischen Völkern am höchsten steht, liegt nicht darin, daß unser Christenthum ihr günstig, sondern darin, daß es abgestorben ist und wenig Einfluß mehr hat; solange es ihn hatte, war die Zivilisation weit zurück: im Mittelalter." Was der Katholizismus in seinen extremen Erscheinungsformen als „politisches Staatsprinzip" leistet, sehen wir übrigens auch in der Gegenwart an dem Zustande Spaniens, sowie der Staaten Mittel- und Südamerika's. Hinter dem Abendlande kulturell zurückgeblieben ist also der Orient nicht deßhalb, weil dort die orientalisch-orthodoxe Kirche herrscht, sondern weil überhaupt dort das Religionsdogma alles öffentliche Leben seit jeher viel zu sehr beeinflußt. Während unsre christianisirten Vorfahren von allem Anfange ab, oder doch seit der Verdrängung des Arianismus, einer ihnen dem Wesen nach fremdnationalen Theokratie mit tiefem nationalen Mißtrauen entgegenstanden, haben die Orientalen ihre Kirche in rein nationalem Sinn organisirt und deßhalb gerade in ihrer Theokratie stets den stärksten Rückhalt ihres nationalen Bewußtseins gefunden. Uns haben folglich die politischen Interessen der Nation aus dem Banne des Dogma schrittweise herausgeführt, wogegen die Orientalen durch die gleichen Interessen in diesen Bann immer tiefer hineingedrängt wurden. Unsre Kirchengeschichte erzählt von kühnen Reformatoren, sowie von Kaisern und Königen, welche sich aus nationalen Motiven gegen die theokratische Fremdherrschaft aufbäumten; die orientalische dagegen von Königssöhnen nationaler Herrscherhäuser an der Spitze der nationalen Kirche. Daraus allein, nicht aber aus einem gar nicht bestehenden Unterschiede im Kulturwerthe der kirchlichen Dogmen, erklärt sich ganz von selbst, warum im Abendlande trotz Autodafé 2c. das Dogma einen die allgemeine Kulturentwicklung hemmenden Einfluß nicht so lange wie im Orient ausüben konnte. Später kam dann im Morgenlande auch noch der dort rein sozialpolitische Kampf zwischen Kreuz und Halbmond dazu. Weil die Christen wegen ihrer Nationalität im Diesseits zur Knechtschaft verdammt waren und ihnen sogar sehr bald auch der Uebertritt zum Mohammedanismus verboten wurde (Zinkeisen, „Geschichte des osmanischen Reiches", III. Bd., pag. 220), stellten sie naturgemäß umso höhere Anforderungen an die ausgleichende Gerechtigkeit im Jenseits, was dann natürlich den Einfluß ihrer nationalen Kirche auf die Gemüther abermals bedeutend hob.

Was die Politik des Abendlands in den kirchlichen Fragen des Orients anzustreben hat, ist weiter nichts, als daß, wie Schopenhauer es ausdrückt, die dortigen Völker aus dem Banne des kirchlichen Dogma kulturell herauswachsen. Dieses Ziel werden wir aber zuverlässig nicht erreichen, wenn wir durch Proselytenmachereien den dogmatischen Eigensinn auf der Gegenseite immer wieder von

[1]) Während beispielsweise der katholische Priester das Meßopfer ohne Beisein einer Gemeinde, bloß mit einem Ministranten, vollbringen kann, ist ein orientalisch-orthodoxer Gottesdienst ohne den Wechselgesang zwischen Priester und Gemeinde in den kanonischen Büchern gar nicht vorgesehen.

neuem nähren. Sobald dagegen die Religionsfragen des Orients aufgehört haben werden, einen Zankapfel der Politik zu bilden, wird dort auch nicht bloß das Religionsdogma aufhören, alles nationale Leben entscheidend zu beherrschen, sondern es wird sogar durch seine Fortentwicklung im rationalistischen Sinn allmählich eine viel kulturfreundlichere Gestalt annehmen. Man hört zwar oft behaupten, daß der Nationalismus in den orientalischen Religionsbekenntnissen undenkbar sei; doch ist das eben auch nur eines jener zahlreichen, auf totaler Unkenntniß der Verhältnisse fußenden Vorurtheile, deren Bestehen das Durchgreifen vernünftiger Ansichten über die Orientfrage es ungemein erschwert. Ohne mich (aus Raumrücksichten) auf die Details dieser Sache näher einzulassen, erinnere ich hier bloß an den Chersoner Erzbischof Eugenios Bulgaris am Ende des vorigen, an den montenegrinischen Wesdyka (Erzbischof) Petar II. in der Mitte des ablaufenden Jahrhunderts und an die mohammedanische Lehrrichtung der „Mutaziliten" in der Glanzperiode der Khalifenzeit. Starr fortschrittsfeindlich ist bloß der Moskauer „heilige Synod" — und gerade deßhalb sollte durch eine wohlwollende Kirchenpolitik die freie Entwicklung der Nationalkirchen der Balkanvölker und das allmähliche Durchgreifen des Nationalismus innerhalb derselben gefördert werden.

Was den Einfluß des magyarischen Chauvinismus auf die Orientfrage betrifft, so muß zunächst die geschichtliche Thatsache festgestellt werden, daß es kein nationaler Eigenbau der Magyaren, sondern ein Produkt fanatischen Renegatenthums ist. Das berechtigt vielleicht zu der Hoffnung, daß er kein unwandelbarer politischer Faktor bleiben, sondern mit der Zeit vielleicht doch noch vernünftigeren Anschauungen weichen wird. Sein Grundgedanke, nach welchem es in der Politik eigentlich nur zwei Alternativen gäbe: entweder andere Völker entnationalisiren, oder von ihnen selbst entnationalisirt werden, entspricht weder den Gesetzen einer klugen Kraftabwägung, noch dem in Europa am Ausgange des 19. Jahrhunderts herrschenden Gesittungszustande. Er erinnert vielmehr sehr stark an das „Fressen oder Gefressenwerden" der Niam-Niam Mittelafrika's. Wir Europäer kennen nämlich — wenigstens vom Hörensagen! — auch noch eine dritte Möglichkeit: das auf kultureller Interessengemeinschaft fußende, friedliche Nebeneinanderleben der Völker. Diesen Zustand nach der Balkanhalbinsel hin anzustreben, hätten die Magyaren jedenfalls noch weit mehr Ursache als wir selbst.

Ich bin übrigens freimüthig genug, hier rundweg zu sagen, daß es für Europa kein Unglück wäre, wenn die Magyaren ihre nationale Hegemonie über die Save hinüber ausdehnen könnten; denn schließlich waren eigentlich doch erst sie in der Donau-Niederung das staatsbildende Element. Erst mit ihrem Eindringen trat an die Stelle der dort früher existirenden, in rascher Folge einander ablösenden Eintagsstaaten (Illyrier, Dacier, Römer, Byzantiner, Gothen, Hunnen, Gepiden, Longobarden, Avaren, Franken, Bulgaren, Mährer) ein dauerndes Staatswesen. Dasselbe war jedoch auf „territorialer", nicht auf „nationaler" Grundlage aufgebaut: es war territorial zwar zentralistisch, in nationaler Hinsicht dagegen durchaus föderativ organisirt. Ganz Ungarn war mit Magnaten auch der verbündeten nichtmagyarischen Völker überschwemmt, und einzelne derselben haben auf die Entwicklung des Staates den rühmlichsten Einfluß in den höchsten Stellungen ausgeübt. Des Königs Geyza II. berühmter Paladin Belusch war ein Serbocroate aus Dalmatien; und der größte ungarische Nationalheld, Johannes Hunyady, ein Rumäne aus Siebenbürgen. (Dessen Vater, der Rumäne Woik, war zur Belohnung tapferer Kriegsdienste mit der Burg Hunyad belehnt worden.) Uebrigens beweist schon die eine Thatsache, daß das Lateinische bis über das erste Drittel unsres Jahrhunderts in Ungarn die äußere Amtssprache und die Verhandlungssprache der öffentlichen Vertretungskörper war, wie sehr der seit Kossuth zur Herrschaft gelangte „neumagyarische" Staatsgedanke dem früher bestandenen „altungarischen" widerspricht. Deßhalb wandelt der Kossuthianismus einen Irrweg und strebt Unmögliches an.

Den größten Schaden hat der neumagyarische Chauvinismus in der abendländischen Orientpolitik dadurch angerichtet, daß ihm als „staatsfeindliche, zentrifugale Tendenz" gilt, was dem ursprünglichen altungarischen Staatsgedanken als politische Nothwendigkeit galt. Vor dem Auftreten Kossuths förderten die ungarischen Politiker den staatlichen Ausweitungsdrang; seither verhindern sie ihn. Die Arpaden wurden nacheinander Könige von Bosnien, Croatien, Dalmatien, Slavonien, Serbien,[1]) Galizien und Vladimirien, dann Lehensherren der rumänischen Bane. Und noch im Jahre 1825 stand an der Spitze der „Präferentialbeschwerden" des Reichstags an den Kaiser das Verlangen, es mögen Galizien und Lodomerien, sowie Dalmatien der ungarischen Krone wieder einverleibt werden. Heute würde man dagegen an der momentanen Grenze des Stephansreiches wohl am liebsten eine chinesische Mauer aufrichten, um jede nationale Verbindung der nichtmagyarischen Völker Ungarns mit ihren jenseits wohnenden Volksgenossen möglichst vollständig zu unterbinden. Immerhin liegt es jedoch auch ohne Beweisführung klar auf der Hand, um wieviel besser gegen innere Unruhen ein Ungarn geschützt wäre, welches seinen jetzt überflüssigen, brachgelegten und deßhalb malkontenten rumänischen und serbischen Intelligenzen auch heute noch ein lohnendes und ehrenvolles Feld der Bethätigung bis an die Donaumündungen und bis an die griechische Grenze hinab zu bieten vermöchte, als das Ungarn Kossuths es ist, welches mit dem nationalen Bewußtsein der Nichtmagyaren nichts anzufangen weiß, es daher als eine staatliche Verlegenheit empfindet und gewaltsam zu unterdrücken sucht. Auf welche reale Macht wird sich die magyarische Regierung schließlich stützen, wenn nach abermaligen Mißernten die Agrarrevolten gerade der magyarischen Bauern, bei welchen allein der Agrarsozialismus bisher Wurzel gefaßt hat, in verstärktem Maße wiederkehren?! Darüber mag sich übrigens die ungarische Regierung selbst den Kopf zerbrechen. Wir Abendländer haben bloß zu konstatiren, daß wir im Orient aggressive Kulturziele verfolgen, für deren Propagirung bei den Orientvölkern wir keine besseren Kulturpioniere finden könnten, als ihre europäisch gebildeten Volksgenossen Ungarns, daß wir demnach gerade das, was der neumagyarische Chauvinismus „zentrifugale Tendenz" nennt, im höheren Staatsinteresse fördern müssen.

Dem aktuellen Bedürfnisse wäre Genüge gethan, wenn das Nationalitätengesetz Ungarns ex 1868 bloß in den § 6 und 7 den dortigen nichtmagyarischen Völkern insoweit Rechnung tragen wollte, als es in den untersten Ausläufern der Verwaltung und in der Protokollführung der lokalen Vertretungskörper nichtmagyarischer Gegenden den magyarischen Sprachenzwang beseitigt. Mit den übrigen 13 Paragraphen dieses Gesetzes werden sich die Nichtmagyaren Ungarns im Hinblick auf die Vortheile abfinden, welche ihnen die ungarische Verfassung gewähren wird, bis einmal die magyarischen Staatsmänner erkannt haben werden, daß nur die Gerechtigkeit in nationalen Fragen das sicherste Fundament ihrer Hegemonie ist. Und die zweite aktuelle Nothwendigkeit ist eine endliche Regelung der ungarländisch-serbischen Kirchenfrage. Man sollte glauben, daß die Lösung dieser Frage keine Schwierigkeiten mehr bieten kann, seit

[1]) Die Serben selbst haben diesen Titel allerdings niemals anerkannt.

die Serben aufgehört haben, auf dem strikten Wortlaut der kaiserlichen Patente vom 21. August 1690 und 20. August 1691 zu stehen und sie sich mit jenen Konzessionen begnügen, welche ihnen die ungarischen Gesetzartikel 27 ex 1790—1791 und 9 ex 1868 „im Prinzip“ gewähren. Die Serben haben damit dem ungarischen Staatsgedanken alles denkbare Entgegenkommen bewiesen. Sie brauchten ja aus dem einfachen Grunde vom Wortlaute jener kaiserlichen Patente nicht abzugehen, weil ihre Vorfahren einfach nicht nach Ungarn eingewandert wären, wenn man ihnen die darin eingeräumten Freiheiten nicht gewährt hätte. „Denn es handelte sich damals nicht darum, vertriebene Flüchtlinge aufzunehmen und ihnen einige öde Gründe einzuräumen,“ schreibt Frhr. v. Bartenstein in seiner zum Unterrichte für den nachmaligen Kaiser Joseph II. bestimmten Denkschrift, „sondern ansässige und vermögliche Leute, die in ihren bisherigen Wohnsitzen in der Religionsübung nicht gestört wurden, zu bewegen, daß sie sich mit der Gefahr des Leibes und Lebens, der Habe und des Guts auf die Seite des Kaisers schlagen mögen.“ Den Ausgangspunkt der ganzen damaligen Aktion bildet das Manifest des Markgrafen Ludwig von Baden dd. Paratjin, 19. Sept. 1689 an den Patriarchen von Ipek und alle Serben, die er aufforderte, gegen die Türken die Waffen zu ergreifen. Daraufhin leitete der Patriarch Arsenije III. Čarnojević Verhandlungen mit dem Wiener Hofe ein, welche zur Erhebung der Serben unter Georg Branković, einem Nachkommen früheren serbischen Herrschers gleichen Namens, und zum kaiserlichen Manifeste vom 6. April 1690 an die Serben führten. Erst als sich das Waffenglück nach dem Tode des Generals Piccolomini vom kaiserlichen Heere abwandte, munterten dessen Generale die Serben auf, sich in Südungarn als Grenzwehr gegen die Türken anzusiedeln, was zu neuerlichen Verhandlungen und schließlich zu den beiden ersterwähnten kaiserlichen Patenten führte. Allerdings wurden dieselben ohne Zustimmung des ungarischen Reichstags erlassen, von diesem daher zuerst gar nicht, seit 1791 aber, wie erwähnt, wenigstens theilweise anerkannt. Darunter jetzt noch herabzugehen und gegen den Willen des serbischen Volkes eine Kirchenorganisation schaffen zu wollen, welche der magyarischen Regierung eine Ingerenz auf die serbischen Kirchenfonds im Wege eines abhängigen Episkopats schafft, ist weder rechtlich noch staatsklug. Der letzte, von den Serben erst vor wenigen Wochen abgelehnte Vorschlag der ungarischen Regierung geht dahin, daß die geistlichen Mitglieder des serbischen Kirchenkongresses nicht von den Urwählern, sondern bloß von der Geistlichkeit gewählt, also, ohne Umschreibung gesprochen, von den Bischöfen ernannt werden sollen. Vielleicht wird die Budapester Regierung schon sehr bald durch ernste Ereignisse jenseit der Save darüber belehrt werden, wie unklug sie handelt, wenn sie — im Grunde genommen zwecklos — so viel Haß und Verbitterung unter den Serben säet.

Die Magyaren brauchten in ihrer Geschichte gar nicht weit zurückzublättern, um zu erkennen, wohin der Kossuthianismus naturnothwendig führen muß: am 13. August 1849 konnte Fürst Paskjewitsch dem Kaiser von Rußland melden: „Ungarn liegt Euerer Majestät zu Füßen.“ Allerdings haben sich die Magyaren später wieder aufzurichten vermocht. Daran hatten jedoch die Fehler der Wiener Staatsmänner vom Grafen Leo Thun, dem Konkordatsminister, bis zum Sistirungsminister Grafen Belcredi herab, ein weit größeres Verdienst als die Magyaren selbst. Und trotz aller dieser Fehler haben erst nicht die Kossuthianer, sondern jene Männer ihr Vaterland wieder aufgerichtet, welche sich, wie Franz v. Deák, schon lange vor dem 15. April 1849 von Kossuth losgesagt hatten. Es bleibt jedenfalls ein großes Wagniß, die ganze nationale Existenz bloß auf politische Fehler Anderer aufzubauen; denn die Zukunft Europa's und mit ihr auch die Zukunft der Magyaren, hängt ja nicht von der Wiener Regierung allein ab. Gibt es aber irgendeine Gewähr dafür, daß der Panslavismus, wenn er einmal den offenen Kampf gegen das Magyarenthum aufnehmen wollte, den eigenen Vortheil ebensowenig erkennen wird? Und diesen Kampf um Sein oder Nichtsein werden die Magyaren umso eher heraufbeschwören, je mehr ihr kurzsichtiger Chauvinismus den Haß der südlichen Nachbarvölker herausfordert.

Der letzte und heikelste Punkt in den Beziehungen Oesterreichs zur Orientfrage betrifft die politische Inhaltslosigkeit des österreichischen Deutschthums in seiner jetzigen Form. Hier zur Klarstellung dieses Punktes eine Stelle aus dem Werke Moritz Wagners „Reise nach Persien und dem Lande der Kurden“ (Leipzig 1851, 2 Bde.). Er schreibt im ersten Bande, pag. 39:

„Noch mehr als seine geographische Lage berief Oesterreich seine deutsche Bildung zum Völkerführer an der östlichen Donau. Im Westen dem konservativen System huldigend, war seine Aufgabe im Orient eine entschieden progressive. Nur wenn es die letztere Aufgabe erfüllte, genügte Oesterreich seiner historischen Mission und überzeugte die Welt von der Nothwendigkeit der Existenz eines aus so verschiedenen Völkern gemischten Staates. . . . . . Das Verkennen dieser Aufgabe wird sich durch eine stetig zunehmende innere Fäulniß rächen. . . . . . . Indem man versäumte, den Völkern nach außen hin einen thätigen Impuls zu geben, durch die Thore der Levante dem Handel und der Kolonisation eine großartige Fernsicht zu zeigen; indem man jene Sehnsucht der Völker, welche mit den siegreichen Befreiungskriegen von 1813 und 1814 so mächtig erregt wurde, nicht nach einer Seite hinlenkte, wo sie die wichtigsten Interessen des Abendlandes schirmen und dabei die eigene Kraft stählen konnten; indem man den traurigen Versuch vorzog, jene edlen Gefühle wieder in den Schlaf zu lullen und statt eines kräftigen Heeres eine zahlreiche Polizei zum Schirmvogt des Staates zu machen; indem man diese Fehler beging, legte man den Keim für alle inneren Gefahren, für jene unheilvollen einseitigen Nationalitätenbestrebungen, deren Trennungs- und Selbständigkeitsgelüste jetzt tief im Marke des österreichischen Staatsbaues wühlen. Man scheute sich, gegen Osten hin mit einem System der Kraft und der That aufzutreten, man wollte im Orient nicht als Mitbewerber um die Prämie herrenlos werdender Länder ringen; man scheute davor zurück, die Phantasie der Völker dort zu beschäftigen und so die Gemüther durch die Idee von Macht, Ruhm, Reichthum und Größe zu gewinnen. . . . . . Wo Staatsmänner in hartnäckiger Verblendung den zeitgemäßen Reformen im Innern, wie der nothwendigen Kraftentwicklung nach außen Raum zu geben versäumen, werden jene bösen Dünste erzeugt, welche den Kern des Staates unsichtbar anfaulen, bis endlich das heimlich gezeugte Unheil in allgemein offenem Verderben ausbricht.“

Diese vor 47 Jahren niedergeschriebenen Worte erklären unsre Gegenwart vollständig. Ihnen etwas hinzuzufügen, wäre überflüssig.

Karl Hron.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- **Herausgabe von Gauß' Werken.** Nach einer Pause von mehr als 20 Jahren, die seit dem Erscheinen der ersten sechs Bände von Gauß' Werken verstrichen ist, soll nunmehr nach einer Mittheilung von Prof. Felix Klein in Göttingen die Herausgabe der gesammelten Werke des berühmten Göttinger Mathematikers und Astronomen binnen kurzem (etwa in 3 Jahren) zum Abschluß gebracht werden.

Die bereits erschienenen sechs Bände hat bekanntlich der im vorigen Jahre verstorbene Prof. Dr. E. Schering im Auftrag der Göttinger kgl. Gesellschaft der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Es ist nunmehr beabsichtigt, den Rest von Gauß' wissenschaftlichem Nachlaß in drei weiteren Bänden zu veröffentlichen, und zwar soll enthalten: Band VII alle bisher noch nicht veröffentlichten astronomischen Abhandlungen, insbesondere die Theoria motus und Untersuchungen zur Theorie der Planetenstörungen; Band VIII Nachträge zu den schon erschienenen Bänden II bis V über Zahlentheorie, Analysis, Geometrie, Geodäsie und Erdmagnetismus; Band IX Biographisches und Korrespondenz. Ein ausführliches Register zu sämmtlichen neun Bänden wird in einem Supplementband erscheinen. Als Bearbeiter der noch ausstehenden Bände wurden gewonnen Prof. Brendel (Göttingen), Prof. Fricke (Braunschweig), Prof. Stäckel (Kiel), Prof. Börsch, Prof. Krüger (Potsdam), Prof. Wiechert (Göttingen). — Bedauerlicherweise fehlen in der Sammlung von Gauß' wissenschaftlichem Nachlaß einige wichtige Stücke, so das erste, in deutscher Sprache geschriebene Manuskript zur Theoria motus und eine Reihe von Briefen an Olbers aus dem Jahre 1812, welche vermuthlich Mittheilungen über die Pallasstörungen enthalten. Etwaige Mittheilungen über den Verbleib dieser und anderer Bestandtheile des Gauß'schen Nachlasses wären an Hrn. Prof. F. Klein in Göttingen zu richten.

* Die Falb'sche Theorie und der Vesuv. Prof. Eugenio Semmola veröffentlicht in den Atti dei R. Istituto d'incoraggiamento (Neapel) eine Arbeit, in welcher er, gestützt auf vergleichende Untersuchungen über Vesuvthätigkeit, Mondstände und Springfluthen, die vom Juli 1895 bis Juli 1897 geführt wurden, nachweist, daß kein Zusammenhang zwischen erhöhter Vulkanthätigkeit und Mondständen erkennbar war. Die Tage der Maximal- und Minimalthätigkeit des Vesuvs waren viel zahlreicher als die Mondstände, die man dafür hätte verantwortlich machen können, und die Lavaflüsse ergossen sich meist zwischen den für bedenklich ausgegebenen Mondständen hübsch in der Mitte. Eine Vergleichung der zehn heftigeren Vesuveruptionen von 1800 bis heute zeigte, daß bei fünf derselben ungefähr Neu- oder Vollmond war, während bei den übrigen fünf Eruptionen das erste oder letzte Viertel die nächst entfernte Phase bildete. Es scheine demnach keine Beziehung zwischen Vesuvthätigkeit und Mondphasen erkennbar oder nachweisbar zu sein.

Br. Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während des Monats April 1898. Gemäß den Veröffentlichungen des kais. Gesundheitsamts sind im Monat April von je 1000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in Augsburg 25.7, München 26.2, Nürnberg 26.9, Würzburg 23.0, Altona 18.8, Berlin 16.2, Charlottenburg 13.6, Breslau 27.1, Frankfurt a.M. 17.7, Hannover 14.4, Köln 22.3, Königsberg 22.5, Magdeburg 16.7, Stettin 19.5, Wiesbaden 16.3, Dresden 18.2, Leipzig 19.2, Stuttgart 19.9, Karlsruhe 17.9, Braunschweig 18.2, Hamburg 18.1, Straßburg 25.1, Metz 17.2, Amsterdam 18.0, Antwerpen 16.5, Brüssel 22.4, Budapest 24.3, Christiania 21.9, Edinburg 14.9, Glasgow 23.3, Kopenhagen 23.3, Krakau 35.1, London 18.7, Lyon 24.7, Moskau 27.5, Odessa 19.5, Paris 21.8, St. Petersburg 33.1, Prag 30.0, Rom (März) 18.3, Stockholm 18.8, Triest 24.2, Turin (März) 23.0, Venedig 18.0, Warschau 20.6, Wien 25.4, New-York 18.3. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 4 Wochen, vom 3. bis einschließlich 30. April, zusammengefaßt und den Berechnungen zugrunde gelegt worden.) — Der Gesundheitsstand im Monat April blieb in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen sowohl wie der nichtdeutschen europäischen Berichtsorte im allgemeinen günstig und auch die Sterblichkeit zeigte mit geringen Schwankungen ähnliche Verhältnisse wie im März. Die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (mit einer Sterblichkeitsziffer unter 15.0 p. M.) war ein wenig größer als im Vormonat, 34 gegen 32 im März, und seien aus der Zahl derselben hier nur die Vororte Berlins Deutsch-Wilmersdorf und Groß-Lichterfelde, ferner Bielefeld, Celle, Charlottenburg, Göttingen, Guben, Hannover, Kiel, Neiße, Neumünster, Prenzlau, Schöneberg, Weißenfels, Wesel, Wurzen, Zittau, Ludwigsburg, Güstrow, Wismar, Jena, Dessau, Zerbst und von nichtdeutschen Städten Edinburg erwähnt. Die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer über 35.0 p. M.) blieb, wie im Vormonat, auf 2 beschränkt, Fürth und Buer. Das Sterblichkeitsmaximum, das im Vormonat 37.1 p. M. betrug, erreichte im April Fürth mit 36.2. Groß blieb die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer zwischen 15.0 und 20.0 p. M.), wenn sie auch ein wenig kleiner als im März war (111 gegen 118) und seien aus der Zahl derselben hier nur Ansbach, Hof, Ludwigshafen, Speyer, Altona, Barmen, Berlin (und die Vororte Steglitz und Weißensee), Beuthen O.-S., Bonn, Bromberg, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. O., Frankfurt a. M., Halberstadt, Halle, Harburg, Kassel, Insterburg, Koblenz, Krefeld, Kreuznach, Magdeburg, Merseburg, Münster, Nordhausen, Potsdam, Schleswig, Spandau, Stendal, Stettin, Thorn, Wiesbaden, Bautzen, Dresden, Freiberg i. S., Leipzig, Meißen, Eßlingen, Gmünd, Heilbronn, Stuttgart, Ulm, Karlsruhe, Pforzheim, Darmstadt, Rostock, Schwerin i. M., Braunschweig, Bremen, Hamburg, Metz und von nichtdeutschen Städten: Amsterdam, Antwerpen, London, Odessa, Rom (März), Stockholm, Venedig, New-York angeführt. Auch die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer von 20.0 bis 23.0 p. M.) war nahezu gleich groß wie im Vormonat, 54 (gegen 55), und seien aus der Zahl derselben hier nur Aschaffenburg, Erlangen, Ingolstadt Aachen, Bochum, Danzig, Duisburg, Essen, Flensburg, Fulda, Görlitz, Goslar, Hirschberg, Kiel, Königsberg, Paderborn, Trier, Chemnitz, Plauen, Reichenbach i. S., Reutlingen, Baden-Baden, Freiburg i. B., Konstanz, Mannheim, Offenbach, Eisenach, Weimar, Gera, Coburg, Lübeck und von nichtdeutschen Städten: Brüssel, Christiania, Paris, Warschau genannt. — Unter den Todesursachen kamen akute Darmkrankheiten in zahlreichen Orten häufiger zum Vorschein und forderten auch in vielen derselben, darunter in Augsburg, Fürth, München, Nürnberg, Würzburg, Aachen, Breslau, Köln, Königsberg, Magdeburg, Glauchau, Leipzig, Gera, Hamburg, Krakau, Odessa, New-York, mehr Opfer, während in Berlin, Stettin, Budapest, Glasgow, Moskau, Paris, St. Petersburg, Warschau, Wien die Zahl der Sterbefälle kleiner wurde oder, wie in Danzig, Dresden, Mülhausen i. E., Straßburg, Brüssel, London, Prag, fast die gleich große wie im Vormonat blieb. Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war im allgemeinen ein wenig gesteigert; von je 10,000 Einwohnern starben, aufs Jahr berechnet, in Berlin 41, in Hamburg 52, in Dresden 57, in Stuttgart 62, in München 98 Säuglinge. Dagegen erfuhr die Sterblichkeit in den höheren Altersklassen eine erheblichere Zunahme, und zwar infolge der auch in diesem Monat recht zahlreich vorkommenden akuten Entzündungen der Athmungsorgane mit tödlichen Ausgängen, die erst in der letzten Woche des Monats abzunehmen begannen. So war in Fürth, Kaiserslautern, Nürnberg, Aachen, Altona, Barmen, Elberfeld, Essen, Hannover, Köln, Krefeld, Mannheim, Mainz, Homburg, Lübeck, Kolmar i. E., Christiania, Kopenhagen die Zahl der durch diese Krankheitsformen veranlaßten Sterbefälle größer, dagegen in München, Berlin, Bielefeld, Breslau, Düsseldorf, Königsberg, Magdeburg, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Freiburg i. B., Bremen, Mülhausen i. E., Straßburg, Antwerpen, Budapest, London, Lyon, Moskau, Paris, St. Petersburg, Prag, Rom (März), Stockholm, Triest, Venedig, Warschau, Wien, New-York etwas kleiner und blieb in Augsburg, Würzburg, Frankfurt a. M., Posen, Stettin, Amsterdam fast die gleich große wie im März. Erkrankungen an Influenza, wiewohl noch immer häufig vorkommend, haben etwas weniger Sterbefälle als im Vormonat hervorgerufen; mehrfache Todesfälle an Influenza wurden aus Hannover, Kopenhagen und Warschau je 2, aus Halle, Offenbach, Oldenburg je 3, aus Breslau 4, aus Barmen, Elberfeld, Frankfurt a. M., Köln, Bremen, Lübeck, Kolmar, Stockholm, Wien je 5, aus Moskau 8, aus Hamburg 9, aus Berlin 11, aus Rom (März) 17, aus St. Petersburg 18, aus Amsterdam und Paris je 19, aus New-York 23, aus London 107 mitgetheilt. Sterbefälle an Lungenschwindsucht wurden gleichfalls etwas mehr als aus dem Vormonat berichtet. — Bezüglich der Verbreitung der großen Volkskrankheiten lauteten die Nachrichten im allgemeinen nicht ungünstig; nur die Pest scheint

in Indien noch größere Verbreitung zu gewinnen. In der Stadt Bombay begann zwar die Epidemie Ende März abzunehmen, so daß Anfang April die Zahl der täglichen Pesttodesfälle erheblich unter 200 sank. Dagegen hat die Seuche in Punjab zugenommen, namentlich in den größeren Orten (Lahore-Amritsar); auch in Karachi stieg im April die Zahl der Pestfälle. In Hongkong sind vom Beginn des Jahres bis 31. März 213 Personen an der Pest erkrankt, von denen 185 starben. Ende April kamen auch in Calcutta bei einheimischen Personen Pestfälle vor. In Djeddah (Arabien) sind im ganzen seit 22. März bis 18. April 21 Erkrankungen und 26 Todesfälle an Pest festgestellt worden; seit dem 30. April ist jedoch kein neuer Pestfall mehr vorgekommen. In Suez wurde Anfang Mai ein vereinzelter Pestfall festgestellt. Die Cholera hat in Calcutta Mitte April nachgelassen; vom 20. März bis 23. April wurden daselbst 181 Todesfälle an Cholera gezählt. Auch in Bombay kamen mehrfach Cholerafälle vor. Das Gelbfieber hat Ende März auf Cuba erheblich abgenommen; es kamen nur noch aus Sagua la Grande und aus Havana einige wenige Fälle zur Mittheilung. Dagegen hat das Gelbfieber in Rio de Janeiro mehr Opfer verlangt; doch scheint Mitte März schon ein erheblicherer Nachlaß stattgefunden zu haben. Auch in Santos, Sao Paulo, S. Carlos de Pinhal und in Ribeirao Bonito kamen Gelbfieberfälle vor. In Buenos Aires wurden Anfang April auf drei Schiffen, welche vorher brasilianische Häfen angelaufen hatten, mehrere Gelbfieberfälle festgestellt. — Von den anderen Infektionskrankheiten kamen Todesfälle an Masern, Keuchhusten, Genickstarre und Pocken etwas mehr, an Scharlach, Diphtherie und Typhus seltener als im Vormonat zum Bericht. Masern gewannen im April noch größere Verbreitung als im März und wurden namentlich aus Breslau, Hamburg, Budapest, Edinburg, London, St. Petersburg, Prag und aus den Regierungsbezirken Königsberg, Marienwerder, Posen, Schleswig und Wiesbaden u. a. sehr viele Erkrankungen mitgetheilt. Recht bösartig war der Verlauf von Masern in Altona, Oberhausen, Posen, Dresden, Plauen, Stuttgart, Hamburg, Budapest, Moskau, Paris, Rom. In Kaiserslautern, Berlin, Leipzig, Magdeburg, Straßburg i. E., Glasgow, London, St. Petersburg, Warschau, Wien, New-York hat die Zahl der Sterbefälle etwas abgenommen, in München, Breslau, Köln, Prag blieb sie fast die gleiche wie im Vormonat. — Das Scharlachfieber hat in Breslau, Antwerpen, Moskau, Odessa, Paris etwas mehr, in Berlin, Budapest, London, St. Petersburg, Warschau, Wien, New-York etwas weniger Todesfälle als im März hervorgerufen. Erkrankungen kamen nur aus Budapest, Edinburg, London, Paris, St. Petersburg, Wien in größerer Zahl zur Mittheilung. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup war überwiegend eine geringere als im März. So war in München, Berlin, Dortmund, Halle, Köln, Dresden, Leipzig, Straßburg, Edinburg, Glasgow, Kopenhagen, Krakau, London, Moskau, Odessa, Paris, St. Petersburg, Triest, Warschau, Wien, New-York u. a. die Zahl der Sterbefälle kleiner, in Breslau, Essen, Magdeburg, Stettin, Stuttgart, Budapest, Stockholm die gleiche mäßig große wie im März und nur in Danzig, Düsseldorf, Hannover, Königshütte, Karlsruhe, Hamburg, Amsterdam etwas gesteigert. — Erkrankungen zeigten sich in München, Berlin, Budapest, London, Paris, St. Petersburg, Stockholm, Wien nicht selten. — Todesfälle an Unterleibstyphus waren allgemein seltener, in Budapest, London, Moskau, Odessa, Paris, St. Petersburg, Warschau, New-York war die Zahl der Sterbefälle vermindert. An Flecktyphus wurden aus Moskau 1, aus Amsterdam 2, aus St. Petersburg und Warschau je 4 Todesfälle berichtet. Erkrankungen zeigten sich außer in St. Petersburg in den Regierungsbezirken Arnsberg und Trier nur in vereinzelten Fällen. — Dem Keuchhusten erlagen in Berlin, Edinburg, Liverpool, London, New-York mehr Kinder als im März. Erkrankungen an Genickstarre gelangten häufiger zur Anzeige, in Kopenhagen traten sie sogar epidemisch auf. Vereinzelte Erkrankungen wurden aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Königsberg und aus dem Herzogthum Braunschweig gemeldet; aus Berlin und den Regierungsbezirken Posen und Schleswig kamen je 2, aus dem Regierungsbezirk Stettin 3, aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf 4, aus Wien 5, aus Kopenhagen 13 zur Anzeige; Todesfälle aus Kattowitz und Moskau je 1, aus Erlangen und Wien je 2, aus Beuthen O.-S. 3, aus Kopenhagen 4, aus New-York 38. — Sterbefälle an Pocken gelangten aus Hof, Berlin, Christiania je 1, aus Lemberg und Odessa je 2, aus Moskau 5, aus St. Petersburg 11, aus Warschau 40 zur Mittheilung; Erkrankungen aus Bielefeld, Edinburg, Budapest je 1, aus Berlin 2, aus Edinburg 9, aus Paris 23, aus St. Petersburg 124. — Von seltener vorkommenden Infektionskrankheiten kamen aus Wien und aus Rom (März) je 1 Todesfall an Milzbrand, aus St. Petersburg 1, aus Moskau 2 Todesfälle an Tollwuth zum Bericht.

-nn. **Leipzig.** Die philosophische Fakultät der Universität Leipzig hat den Professor der griechischen Sprache an der Universität Athen Hrn. Georg N. Hatzidakis (*Γεώργιος N. Χατζιδάκις*) zum Ehrendoktor ernannt. Die Verdienste dieses Gelehrten um die Erforschung des Entwicklungsganges, den die griechische Sprache im Mittelalter und in der Neuzeit genommen hat, sind in der kleinen Gemeinde der Sachverständigen längst anerkannt, und Hatzidakis gilt mit Recht als der Begründer der echt wissenschaftlichen Erforschung des Neugriechischen. Er hat seine wissenschaftliche Ausbildung in der zweiten Hälfte der 70er Jahre an deutschen Hochschulen genossen und sich seitdem stets als Vorkämpfer für deutschen wissenschaftlichen Geist in Griechenland bewährt. Daß ihm endlich aus dem Kreis der deutschen Gelehrten eine Ehrung zutheil geworden ist, ist um so erfreulicher, als Hatzidakis in seinem Bestreben, seine Landsleute über die wahre Natur ihrer Muttersprache zu belehren, unausgesetzt durch die heftigsten Angriffe gehemmt wird. Möge dem wackeren Forscher und Lehrer die Kraft in dem Kampf, den er gegen Vorurtheile und Schlendrian und nicht selten auch gegen blinden Fanatismus unter seinen Landsleuten zu bestehen hat, nicht erlahmen! — Sein 50jähriges Doktorjubiläum beging am 8. d. M. der außerordentliche Professor der Frauen- und Kinderheilkunde an der hiesigen Universität Dr. Karl Hennig, eines der ältesten Mitglieder der hiesigen medizinischen Fakultät.

* **Aus Oesterreich.** An der Wiener Universität wird eine Lektorstelle für Methodik der Gabelsberger'schen Stenographie errichtet werden. Professor Joseph Schiff ist für sie ausersehen. Der Hauptzweck der Neueinrichtung ist, der weiteren Zersplitterung der Stenographie in immer neue Systeme vorzubeugen und der Gabelsberger'schen Stenographie die Vorherrschaft in Oesterreich zu sichern. — Regierungsrath Dr. Karl Hiller, Professor für Strafrecht und Strafprozeß an der Universität Czernowitz, ist für die gleichen Fächer an die Universität Graz berufen worden.

* **Warschau.** Das neue Polytechnikum Kaiser Nikolaus II. wird in diesem Herbst eröffnet werden. Aufgenommen werden in die mechanische Abtheilung 100 Studenten, in die chemische 60 und in die Abtheilung für Ingenieure 90 Studenten. — Mehrere Landschaften haben den „Nowosti" zufolge die Absicht, Stipendien beim medizinischen Institut für Frauen zu stiften.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Julius Kaerst: Studien zur Entwicklung und theoretischen Begründung der Monarchie im Alterthum. München-Leipzig, R. Oldenbourg 1898. — Mathematische und naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn. Hggb. von Roland Baron Eötvös, Jul. König, Karl v. Than. Redig. von August Heller. 14. Bd. Berlin, R. Friedländer u. Sohn, Budapest, Friedr. Kilians Nachf. 1898. — M. Koch v. Berneck: Rundreisen in der Schweiz. (Bruckmanns illustr. Reiseführer Nr. 54—59.) 12. Aufl. München, Bruckmanns Verlag 1898. — *Stanislas Lami:* Dictionnaire de sculpteurs de l'école française du moyen âge au règne de Louis XIV. Paris, Honoré Champion 1898. — *A. S. Grenier:* Repertoire des faits politiques, sociaux, économiques et generaux de l'année 1897. Paris, Berger-Levrault et Co. 1898. — Conrad Thuemmel: Mittelalterliche Volkssagen als Ausdruck religiös-politischer Kämpfe. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) 1898. — Otto Kern: Bei den Mönchen auf dem Athos. Ebd. 1898.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 12. Juli. Nummer 152.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Nochmals „Zwei Jugendlustspiele von Heinrich v. Kleist“.

Von Eugen Wolff.

Als Herausgeber der „Zwei Jugendlustspiele von Heinrich v. Kleist“ muß ich Spiridion Wukadinović für die ausführliche und sachliche Untersuchung dankbar sein, die er in Nr. 145 der Beilage zur Allg. Ztg. über die beiden Werkchen angestellt. Bei der von ihm so stark betonten Wichtigkeit einer derartigen eventuellen Entdeckung wird es erlaubt sein, daß ich sofort zu des Referenten Bedenken Stellung nehme.

Zwar hat er mir die Arbeit sehr erleichtert, indem er meinen Nachweisen weitgehende Zugeständnisse macht: „Es ist richtig,“ bekennt er, „daß die meisten der Kleist'schen Helden Züge ihres Dichters an sich tragen. Es ist ebenso richtig, daß Personen der beiden Lustspiele auffallend an Kleist erinnern.“ Ja der Referent geht bis zu dem Anerkenntniß: „Diese Stücke konnte nur Jemand geschrieben haben, der mit Kleists geheimsten Regungen vertraut war.“ Trotzdem bleibt für Spiridion Wukadinović die Inanspruchnahme von Kleists Autorschaft eine bloße Hypothese, die zum mindesten nicht größere Daseinsberechtigung habe, als seine eigene Hypothese, daß Ludwig Wieland der Verfasser dieser Lustspiele sei.

Was er freilich zur Erschütterung meiner äußeren Zeugnisse für Kleists Autorschaft vorbringt, bleibt doch jedenfalls völlig hypothetisch. Unter Kleists Hindeutungen auf literarischen Erwerb während der in Rede stehenden Zeit findet er jedenfalls eine „von verblüffender Bestimmtheit“. Aber wie schafft er sie aus der Welt? „Hier, mitten in seinem dichterischen Schaffen, ging gelegentlich auch in den Briefen die Phantasie mit ihm durch und spiegelte ihm als Wirklichkeit vor, was eigentlich nur in seiner Einbildung bestand.“ Mit anderen Worten: Kleists fortgesetzte Behauptungen aus dem Jahre 1802, daß er durch schriftstellerische Thätigkeit Geld verdient habe, sind Lügen — oder höflicher: Erfindungen. „Zwei markante Beispiele“ sollen beweisen, daß dergleichen Kleist gerade damals zuzutrauen gewesen. Der Unglückselige behauptet: Sonntags, während seine Wirthschafterin den Gottesdienst besuche, „besteige“ er das Schreckhorn, „und nach der Andacht kehren wir beide zurück“. Es scheint mir keine glückliche Stunde, in der uns Referent alles Ernstes zu belehren unternahm, wie hoch das Schreckhorn sei, wieviel Tagereisen die Besteigung erforderte und daß es „damals überhaupt noch nicht erstiegen“ war! Glaubt Wukadinović ernstlich, Kleist habe seine weitgereiste Schwester für eine Böotierin gehalten, der er weismachen könne, er pflege jeden Sonntag in einer Stunde das Schreckhorn zu „ersteigen“. Das „Besteigen“ soll natürlich einen kleinen Spaziergang bergauf bedeuten, wobei entweder pars pro toto oder allenfalls eine Namensverwechslung vorliegt. Ebensowenig ist ein Grund ersichtlich, weßhalb er seiner Schwester den Besuch der Berner Freunde vorspiegeln sollte. Das bevorstehende „freudige Familienereigniß“ bei Geßners und sein „arg bedrohtes Geschäft“ können doch nicht hinreichen, um Kleist Lügen zu strafen, und auch für Zschokke ist die Möglichkeit eines gelegentlichen kurzen Besuches nicht ausgeschlossen. Jedenfalls liegen hier nirgends so handgreifliche Erfindungen vor, daß man daraufhin auch Kleists Behauptung eines schriftstellerischen Erwerbs als unwahr bezeichnen könnte. Wenn schließlich Referent die 30 Louisd'or, von denen Kleist etwas später in ernster Stunde als von selbstverdientem Gelde spricht, für eine vorläufige Anzahlung auf die später erschienene „Familie Schroffenstein“ auffassen möchte, so ist bisher von den Forschern bereits diese Summe allein als auffällig hoch für ein Drama eines Unbekannten bezeichnet worden. Wiederum löst sich das Bedenken in eine vage Vermuthung ohne die geringste Wahrscheinlichkeit auf.

Doch auch innere Bedenken werden geltend gemacht. Positiv fundirt ist nur der Abstand in Verwendung des Monologs. Nun, vor wenigen Monaten erschien eine Schrift von Friedrich Düsel, welche den „Dramatischen Monolog“ in den Jugendlustspielen Lessings mit seiner Verwendung in desselben Dichters Meisterwerken kontrastirt; auch für den jungen Lessing ist der Monolog dramaturgischer Nothbehelf einer noch unfertigen Technik.

Bloße Behauptung ohne jeden Versuch eines Beweises bleibt das folgende Bedenken: alles, was ich „von dem Vorkommen von Bildern und Sentenzen“ 2c. anführe, „alles das läßt sich auch bei anderen Dichtern belegen“. Im Gegentheil weist meine Einleitung gerade den spezifisch Kleist'schen Charakter dieser Bilderjagd und Sentenzensucht nach; und was im besonderen den vom Referenten vermutheten Autor Ludwig Wieland betrifft, so liegt ihm ein derart geschmückter und pointirter Dialog völlig fern.

Als „Punkt, der am entscheidendsten gegen die Annahme der Verfasserschaft Kleists“ sprechen soll, wird aber angeführt: Kleist „spielte mit seiner Art zu lieben nicht Komödie, er dachte von der Liebe zu ernst und zu hoch, als daß er geneigt gewesen wäre, sie in einer Komödie zu prostituiren“. Zunächst neigt Kleist gerade umgekehrt zu fortgesetzt theoretischen Erörterungen über seine Liebe, was schon so vielen Forschern anstößig erschien. Andrerseits kann von einem „Prostituiren“ oder gar von einer „Persiflage“ nicht die Rede sein: „Koketterie und Liebe“ gibt eine positive Aussprache seiner jungen Leiden, der Grundton ist tiefernst und gemüthvoll.

Für das andere Werkchen nimmt Referent sogar in ausgedehnterem Maße als meine Einleitung auf Kleist Bezug. Wohl in zu weitem Umfang glaubt er Anspielungen auf „Die Familie Schroffenstein“ zu finden, während ich vielmehr auf die ausdrücklichen Verspottungen der Iffland-

Kotzebue'schen Modedramatik hinweise. Daß aber hier Kleists Kunstwerk „frivol bewitzelt“ sei, diese Annahme des Referenten verbietet sich doppelt, wenn er uns Ludwig Wieland als Verfasser plausibel machen will: denn dessen begeisterte Aeußerungen über Kleist sind bekannt genug. Gerade um die in Frage stehende Zeit schreibt er dem Vater nach Weimar: es sei ein ganz außerordentliches Talent entdeckt, das sich mit aller Kraft auf die dramatische Kunst geworfen habe, und von dem in diesem Fach etwas viel größeres zu erwarten sei, als bisher in Deutschland gesehen worden. Und zur selben Zeit sollte er denselben Freund als unfähigen und anmaßlichen Dilettanten verspottet haben? Und Geßner, der Verleger der „Familie Schroffenstein“, sollte bereits drei Vierteljahre vorher eine Parodie dieses Werkes selbst gedruckt haben?

Schon meine Einleitung gibt den Hinweis, daß zwei dramatische Arbeiten des jungen Wieland allerdings für 1802 feststehen: zuerst sein Konkurrenzstück über den „Zerbrochenen Krug“, alsdann seine Ueberarbeilung der „Familie Schroffenstein“. Seine Umgestaltung dieser Kleist'schen Tragödie ging so weit, daß er schon berechtigt war, davon zu sprechen, und ja auch später noch in absichtlich dunklen Wendungen sich eine Art Autorschaft an diesem Werke anmaßte. Meine Einleitung gibt bereits einige — vom Referenten unbeanstandet gelassene — Proben von L. Wielands Verballhornung der Kleist'schen Handschrift; der umfassende Nachweis dieser literarischen Bethätigung des jungen Wieland ist für Heft 5/6 der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ im Druck. Hierin sehe ich das einzige Drama, für welches des alten Wieland Brief ausdrücklich Geßner als Verleger nennt. Im übrigen ist dieser ersichtlich aus den geflissentlich unklaren Andeutungen des renommistischen Sohnes nicht recht klug geworden. Aber selbst wenn dieser sich eines Eigenthumsrechts an den zwei Lustspielen gerühmt haben würde, hätte er nicht mehr gethan, als im Fall der Schroffensteiner. Daß er dort wie hier einen neuen Plan zur Ueberarbeitung in seinem Sinne erdacht, würden wir ihm glauben dürfen.

Das spätere Schweigen von Sohn und Vater über diese Lustspiele führt Referent auf die geringe Werthschätzung zurück, die Beide diesen Erstlingsprodukten entgegengebracht haben mögen. Diese Lustspiele, so bescheiden ihr Werth auch sein mag, überragen aber weitaus alles, was Ludwig Wieland je geschrieben hat; und Referent müßte der Erste sein, diese Leistungen aller Achtung würdig zu finden, wenn er verschiedenen Charakteren verblüffende Portraittreue zugesteht.

Die angekündigte Untersuchung über L. Wielands spätere Stücke mag Referent nur bald folgen lassen. Bevor er nicht den Beweis wirklich erbracht hat, muß ich auf Grund monatelanger Beschäftigung mit den Leistungen des jungen Wieland die Behauptung „auffälliger Uebereinstimmungen in Bezug auf Motive und dramatischen Stil“ als das diametrale Gegentheil von der Wahrheit ansehen. Nur ein paarmal sucht er, wie sonst vorherrschend seinen Vater, Freund Kleist zu kopiren: aber gerade dann ist der Abstand selbst von diesen Jugendlustspielen Kleists evident.

Mehr noch als gegen das, was Referent sagt, hätte ich darüber auszuführen, was er verschweigt. Doch will ich hier nur kurz die Thatsachen aufzählen, die er außer acht gelassen. 1. Meine Einleitung gibt seitenlang zahlreiche Berührungen des Dialogs mit Kleists Briefen an seine Braut. 2. Kleist sucht die Geliebte ausdrücklich als Mitarbeiterin heranzuziehen, indem er sie zur Niederschrift und Mittheilung tagebuchartiger Aufzeichnungen über ihre Gedanken auffordert: „Du weißt, daß ich mich jetzt für das schriftstellerische Fach bilde. . . . Wenn Du auch einen kleinen Beitrag zum Ideenmagazin liefertest, so könntest Du den Stolz haben, zu einem künftigen Erwerb auch etwas beizutragen.“ 3. Wenn Referent schon dem jungen, vom eigenen Vater als so unfähig geschilderten Wieland intuitive Ergründung von Kleists „geheimsten Regungen“ zutraut, woher kannte jener die Charaktere von Wilhelmine und Luise v. Zenge, die nicht minder lebendig wieder gegeben sind? 4. Woher die Fülle französischer Wendungen aus der Umgangssprache des deutschen Adels, da Ludwig Wieland geflissentlich seine französischen Studien in Bern vernachlässigt, mit der klassischen Begründung: „weil er die Franzosen nicht leiden kann“!? Woher der unwillkürliche jambische Rhythmus und Schwung weiter Strecken des Prosadialogs, während L. Wieland, selbst wo er Verse sucht, erbärmlich radebrecht? Schließlich: wenn die Dinge wirklich so ständen, daß wir nur die Wahl hätten, ob der edle, ernste Heinrich v. Kleist oder ein von seinem sonst so gutmüthigen Vater arg gezeichneter Ludwig Wieland geflissentlich unwahre Behauptungen über seine literarische Thätigkeit aufgestellt hat — wem würde die Wahl schwer fallen?

Kiel, 6. Juli 1898.

Arbeiterorganisationen.

Von Wilhelm Stieda.

II.

Die Bestrebungen, den Arbeitervereinen das Recht der juristischen Persönlichkeit zu verschaffen, reichen bei uns bekanntlich schon recht weit zurück. Bereits am 4. Mai 1869 brachte Schultze-Delitzsch einen Entwurf, betreffend die privatrechtliche Stellung von Vereinen, im Norddeutschen Reichstag ein.[1])

Im Zusammenhang mit der damals sich abspielenden Berathung über die Gewerbeordnung war er darauf gekommen, Vereinen, deren Ziele auf Hebung und Sicherung des gewerblichen Lebens direkt gerichtet waren oder indirekt damit zusammenhingen, die Rechts- und Vermögensfähigkeit auswirken zu wollen. Nicht nur die Vereine, die eine mehr oder weniger materielle Richtung verfolgten, müßten anerkannt werden, sondern alle. Das bedinge die moderne Kultur. Zu einer Diskussion im Reichstag selbst kam es damals gar nicht. Man verwies den Antrag an eine Kommission, aus der er, verstärkt durch die Empfehlungen derselben, zurückkehrte. Diese erklärte, daß die selbständige Rechtsfähigkeit der natürliche Ausfluß des Rechtes der Individuen, sich genossenschaftlich zu einigen, sei. Daher müsse man mit dem bisherigen unwahren Rechtszustande brechen. Die juristische Persönlichkeit dürfe nicht ein Kunstprodukt des Staatswillens, kein Gnadengeschenk der Staatsgewalt sein; der Wille der Betheiligten selbst vielmehr müsse sie schaffen können.

Bei den daranschließenden Berathungen wurden gegen die Ausführungen der Kommission keine Bedenken laut. Man billigte den Grundgedanken des Entwurfs und nahm am 21. Juni 1869 die Vorlage mit großer Mehrheit an. Nur von einer Seite wurde darauf hingewiesen, daß der Entwurf, so wie er liege, nicht Gesetz werden könne. Es war die Stimme des Abgeordneten Wagener.[2]) Sie sollte recht behalten.

Schulze hat seinen Antrag dann noch zweimal wiederholt.[3]) Petitionen gingen ein, die im Reichstag um seine Annahme ersuchten. Auch die zur Begutachtung ernannten Kommissionen stellten sich in ihrer Mehrheit auf den Stand-

[1]) Stenogr. Bericht über d. Verhandl. d. D. R. 1869. III, Nr. 164 S. 525.

[2]) Stenogr. Ber. 1869 II, 957, 1315, 1331, 1336; III, Nr. 273 S. 818. Nr. 280 S. 842.

[3]) Stenogr. Ber. 1871 II, 896; III, Nr. 45 S. 117; Nr. 151 S. 340. — 1872 I, 79, III, Nr. 13.

punkt, daß der Entwurf einem unabweisbaren Bedürfniß des Rechts und der modernen Kultur entspräche. Und es hat fast den Anschein, als ob man damals dem erträumten Ziele näher war als heute. Denn der Vertreter des Bundeskanzleramts erklärte, daß der Bundesrath sich an die Bundesregierung gewandt hätte mit dem Ersuchen um Aeußerungen, ob der Entwurf überhaupt annehmbar für sie sei. Beim Ausbruch des Krieges aber wären die Antworten noch nicht eingegangen gewesen und der Bundesrath habe daher zur Zeit noch nicht Stellung nehmen können.[1])

Beinahe 20 Jahre vergingen, ehe man daran dachte, dieses Thema von neuem im Reichstag vorzubringen. Am 14. Mai 1890 lief der Antrag Hirsch-Eberty ein, daß Vereinen von nicht geschlossener Mitgliederzahl, welche die Förderung der Berufsinteressen und gegenseitige Unterstützung ihrer Mitglieder bezwecken, auf ihren Antrag die Rechte eines eingetragenen Berufsvereins zuzugestehen seien.[2]) Seitdem hat dieser Vorschlag unsre gesetzgebende Versammlung wiederholt beschäftigt.[3]) Auch das Centrum hat ihn in sein Programm aufgenommen. Tagelang ist über eine im Grunde so einfache und so selbstverständliche Sache, wie die gesetzliche Vertretung der Arbeiter, debattirt worden. Es ist auch viel beherzigenswerthes und schönes zugunsten der Regelung gesagt worden und die Mehrheit des Parlaments hat sich für sie entschieden. Aber erreicht worden ist trotzdem nichts!

4. Fragt man nach den Einwänden der Gegner, so ist der Grundzug aller Bedenken die Sorge, daß die anerkannten Vereine über ihr Ziel hinausschießen würden. Sie würden über kurz oder lang zu einem politischen Terrorismus übergehen. Sie seien keine Institutionen des Friedens, sondern Kampfesorganisationen, „une organisation pour les grèves“. Sie würden die Gleichberechtigung der den Vertrag Schließenden stören. Denn nun werde eben die Organisation der Arbeiter der Paciscent sein, mit dem der Unternehmer verhandeln müsse, meinte der nationalliberale Abgeordnete Müller.[4]) Und als gelegentlich der Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuches in einer Resolution die Erwartung ausgesprochen werden sollte, daß die Regelung der Rechtsverhältnisse der Berufsvereine nun nicht mehr lange auf sich warten lassen würde, machten die Konservativen Front. Sie erklärten, daß sie allerdings den Arbeitern wie jedem andern Stand eine Organisation gönnten, daß, wenn man sie ihnen aber jetzt geben würde, die Sozialdemokratie zugreifen und daraus ein Werkzeug für ihre Zwecke schmieden würde.[5])

Dem gegenüber ist man wohl veranlaßt, sich ins Gedächtniß zurückzurufen, was eigentlich der Zweck der Arbeitervereine sei: Ich glaube nicht, daß es nöthig sein wird, lange dabei zu verweilen.

Wir wissen Alle, daß der rechtlich freie Vertrag zwischen Unternehmer und Arbeiter faktisch nicht immer ein freier ist. Der Arbeiter ist sich nicht immer der Tragweite seiner Handlungsweise voll bewußt. Er beherrscht die Bedingungen des Arbeitsmarktes nicht; er weiß nicht, wie hoch er in seinen Forderungen gehen kann. Da ihn nun die Noth drückt, da seine Mittellosigkeit ihm nicht erlaubt, die Erkundigungen, deren er bedürfte, einzuziehen, geht er in vielen Fällen auf die ihm gestellten Bedingungen ein. Merkt er dann über der Arbeit, daß er zu voreilig gewesen, wird es ihm klar, daß er mehr haben könnte und müßte, fühlt er sich gleichwohl gebunden, so ist die Bitterkeit da, die ihn gegen die Gesellschaft einnimmt und ihn den Irrlehren der Sozialdemokratie zugänglich macht.

Davor kann ihn der Verband bewahren. Vereinzelt muß er sich alles vom Arbeitgeber als dem Stärkeren gefallen lassen. Mit seinen Kameraden verbündet, stellt er eine Macht dar, auf deren Wünsche und Forderungen der Unternehmer Rücksicht zu nehmen gezwungen ist.

Indeß mit der gemeinsamen Regelung der Arbeitsbeziehungen ist ihre Aufgabe keineswegs erschöpft. In dieser Hinsicht ähneln sie den Innungen und Zünften früherer Kulturstufen. Nur daß damals die selbständigen Gewerbetreibenden zusammentraten, heute die wirthschaftlich unselbständigen Lohnarbeiter sich zusammenfinden. Ja dieser Versuch, den Arbeitsmarkt beherrschen zu wollen, ist oft gar nicht der erste Zweck, den sie ins Auge fassen. Er kommt ihnen erst in der Vereinigung, die sie aus irgend einem andern Grunde, behufs Vervollständigung ihrer Ausbildung, zur Begründung von Hülfskassen, zur Versorgung der Wittwen und Waisen, behufs Hülfeleistung in Tagen unverschuldeter Arbeitslosigkeit, gegründet haben. Und insofern berühren sie sich wieder mit den Gesellenbrüderschaften des Mittelalters, die zunächst sich bilden, um gewisse äußere Standesinteressen zu wahren; und später erst beginnen sie sich in bewußt ökonomischen Gegensatz zu den Meisterzünften zu stellen.

Aber wie dem nun sei — die Hauptsache im Wesen dieser Verbände bleibt immer die gegenseitige Unterstützung mit Rath und That, mit freundlichem, gutgemeintem Zuspruch, mit materiellem Kapital. Man will sich wechselweise Rechtsberathung und Rechtsschutz angedeihen lassen, sich im Arbeitsnachweis und in Nothfällen unterstützen, überhaupt alle das Interesse der Genossen berührenden Fragen gemeinsam behandeln, sich in seiner technischen, geistigen, sittlichen Ausbildung gegenseitig fördern.

Es versteht sich von selbst, daß für alle diese Veranstaltungen Geld muß gesammelt werden können. Wenn die Vereine Vermögen besitzen, können sie in ganz anderer Weise an die Lösung aller dieser Aufgaben herangehen. Sie können dann wirklich ein großes Stück praktischer Sozialpolitik üben, sich für die Erziehung der Arbeiter nachdrücklich bethätigen.[1])

Man hat nun wohl gemeint, daß das sozialreformatorische Vorgehen des Staats bei uns Arbeiterverbände unnöthig mache. Wo der Arbeiterschutz bereits so ausgedehnt sei, wo in der verzweigten Versicherung für die Bedürfnisse des Arbeiterstandes schon gesorgt ist, wo Wohlfahrtseinrichtungen vorhanden, sei für die Arbeiterverbände kein rechter Raum mehr.

Indeß, man vergesse nicht, wie außerordentlich viel noch zu wünschen übrig bleibt und wie vielfacher Anstrengung es noch bedarf, um alle die gesetzlichen, auf dem Papier stehenden Maßregeln in Wirklichkeit umzusetzen. Man lese nur in den Jahresberichten der Fabrikaufsichtsbeamten, wie oft noch immer Verstöße gegen die Sittlichkeit, gegen die Hygiene, gegen die direkten Vorschriften des Gesetzes vorkommen. Dieselben Beamten behaupten auch, daß ihr Verkehr mit den Arbeitern sich erst dort recht ergiebig und wirksam gestalte, wo sie mit irgendwelchen Arbeiterorganisationen, Vereinen, Fachvereinen, Gewerkschaften in Beziehung treten können.[2]) Trotz der Sprechstunden, die die Herren ansetzen, kann ihr Verkehr mit den Arbeitern doch nur in der Form eines Verkehrs mit ihren geordneten Vertretungen sich vollziehen. Die Arbeiter selbst fühlen das. Sie haben „Beschwerdekommissionen“ ins Leben

---

[1]) Stenogr. Ber. 1871 I. Sess. III, Nr. 151.

[2]) Stenogr. Ber. 1890/91 I, Nr. 32; VI, Nr. 770.

[3]) Stenogr. Ber. 1892/93 I, Nr. 37; 1893/94 I, Nr. 24; 1894/95 I, Nr. 20.

[4]) Stenogr. Ber. 1894/95 I, S. 697.

[5]) Stenogr. Ber. 1895/97. 11. Dez. 1896. Vgl. auch Dietzel in Soziale Praxis, VII, 426.

[1]) Stenogr. Berichte. 1895/97 I, 733.

[2]) Jahresberichte 1893 S. 42; 1894 S. 276.

gerufen, vor denen die in der Mitte der Genossen ertönenden Klagen erst durchgesiebt werden, ehe sie an die Aufsichtsbeamten gelangen.

Wenn man bei uns so vielfach die Ansicht hört, es sei nun für die Arbeiter bereits genug geschehen, und das Bedürfniß nach Erlaß eines ihre Vereine schützenden Gesetzes leugnet, so glaube ich, spielt dabei ein wenig die Scheu mit, englische Zustände bei uns sich wiederholen zu sehen. Man möchte nicht diesen organisirten Klassenkampf der Unternehmer und Arbeiter, wie er sich offenbart, wenn Verbände auf beiden Seiten bestehen. Man glaubt, einen bellum omnium contra omnes heraufzubeschwören, wenn man die Vereine der Arbeiter begünstigt. Man behauptet auch, gestützt auf die Urtheile englischer Industrieller, daß die Gewerkvereine dort zur Verminderung der Wettbewerbsfähigkeit der Industrie auf dem Weltmarkte beigetragen hätten.[1])

Ich gestehe, daß es sehr schwer ist, zu einem abschließenden Urtheil über die Bedeutung der englischen Gewerkvereine zu gelangen, so sehr widersprechen sich die Nachrichten. Selbst die neuesten verdienstvollen Historiker des Trade-Unionismus, das Ehepaar Webb, haben mir keine vollständige Klarheit gebracht. Nur die Ueberzeugung habe ich aus dem Studium ihrer Werke — sowohl der „Geschichte“ als der „Theorie und Praxis“[2]) — gewonnen, daß es nicht zulässig ist, ihre Wirksamkeit von einem Punkte aus beurtheilen zu wollen. Schließlich sind immer wieder die besonderen Verhältnisse der betreffenden Industrie und der augenblicklichen wirthschaftlichen Lage bestimmend dafür gewesen, was hat erreicht werden können.[3])

Jene Auffassung scheint mir ganz gewiß verkehrt, die sich darin gefällt, in ihnen die reinen Friedensinstrumente zu sehen und eine Verbesserung der heutigen Lage der Arbeiterwelt lediglich auf dem Wege der Gewerkvereine träumt erzielen zu können. Wenn es auch vielleicht eine Uebertreibung ist, zu behaupten, daß die britische Arbeiterschaft mit Pauken und Trompeten ins sozialistische Lager übergegangen sei, so ist man doch von der Verwirklichung des sozialen Friedens, wie neuere Schriftsteller angenommen haben, in England noch recht weit entfernt. Aber ebenso verkehrt scheint es mir auch, den Nutzen der Gewerkvereine für die Hebung des Arbeiterstandes bestreiten zu wollen. Die in den Jahren 1891—1894 tagende „Royal commission on labour“ hat denn doch in ihrem Majoritätsbericht den günstigen Einfluß der Gewerkvereine anzuerkennen nicht umhin gekonnt. Ausdrücklich ist da hervorgehoben, daß der nicht zu leugnende beträchtliche Fortschritt mit dem der modernen Industrie-Entwicklung angepaßten Gewerberechte Hand in Hand geht. Man hat betont, daß die Arbeitergruppen in hohem Grade die Kraft und das Geschick der Organisation, Selbstverwaltung und Selbsthülfe besäßen, daß sie durch die Association als Konsumenten selbst Organisatoren und Leiter großer und blühender Handels- und Gewerbeunternehmungen geworden sind.[4])

Die Wahrheit wird demnach wohl, wie so oft, zwischen den beiden Extremen einer antigewerkschaftlichen und derjenigen in den Gewerkvereinen ausschließlich das Heil erblickenden Auffassung liegen. Darum aber, glaube ich, haben es unsre deutschen Praktiker und Gelehrten versehen, die sich um die Belebung des Gewerkvereinswesens verdient gemacht haben. Sie haben zu sehr auf die englischen Vorbilder sich bezogen und die grundverschiedene politische Entwicklung Englands und Deutschlands nicht genügend gewürdigt. Wenn nicht von vornherein die Anregung zur Bildung von Gewerkvereinen den Verdacht in sich geschlossen hätte, nur eine Nachahmung des englischen Beispiels sein zu wollen; wenn nicht später einseitig und starr, gegenüber laut werdenden Bedenken, an der Ueberschätzung der Leistungen der englischen Gewerkvereine festgehalten worden wäre, wie namentlich auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik im Jahre 1890 hervortrat, so wäre die Abneigung, die jetzt leider in weiten Kreisen der deutschen Bevölkerung gegen die Anerkennung der Berufsvereine sich kundthat, gar nicht so groß geworden.

Und ist denn eigentlich die ewige Angst, daß in den anzuerkennenden Berufsvereinen unlautere Ziele gepflegt werden könnten, begründet? In einem gewissen Gegensatz müssen sich Unternehmer und Arbeiter immer befinden. Das liegt in der Natur der Dinge. Freiwillig bietet das Kapital den Arbeitern nur selten erhebliche Vortheile und ist nicht geneigt auf den Gewinn, mit dem es bisher rechnete, zu verzichten. Daraus folgt aber noch nicht gleich ein gefährlicher Zustand für Staat und Gesellschaft. Blicken wir auf die bisherige Wirksamkeit der gewerkschaftlichen Organisationen in Deutschland, so sind ihre Leistungen bis jetzt doch recht bescheiden. Sie haben Aufklärung vorhandener Mißstände und ihrer Folgen vom Standpunkte der Arbeiter aus angestrebt, eine erzieherische Einwirkung auf ihre Mitglieder auszuüben gesucht. Zu genossenschaftlichen Einrichtungen behufs Verbilligung des Lebens und der Erhöhung der Kultur ihrer Mitglieder haben sie es noch nicht oft oder gar nicht gebracht. Sie sind eben noch jung, schwach, unentwickelt.[1]) Es ist, um eine gewerkschaftliche Organisation in die Höhe zu bringen, ein schon ententwickelter Arbeiterstand nöthig. Dieselbe fordert eine bestimmt ausgesprochene Mitgliedschaft; sie verlangt ein zähes, ausdauerndes Festhalten an den aufgestellten Zielen. Dagegen haben die politischen Organisationen unter den Arbeitern es leichter. Sie können von einer ausgesprochenen Mitgliederschaft absehen und mit einem massenhaften periodischen Eintreten bei Abstimmungen begnügen.[2]) Darum machen sich diese Arbeitervereine gegenwärtig mehr bemerklich. Aber sie werden und müssen zurückweichen, je mehr der eigentlich gewerkschaftliche Gedanke die Arbeitermassen beherrscht und ergreift.

Ich kann mich in dieser Beziehung nur durchaus mit den Ausführungen von Prof. Diehel[3]) einverstanden erklären, die darin gipfeln, daß eine Arbeiterschaft, von der ein beträchtlicher Theil in beruflich exklusiven Verbänden organisirt ist, ein weit spröderes Material für die Sozialdemokratie darstellen wird als das jetzt der Fall ist. Die Gruppirung der Arbeiter in Fachvereinen bedingt eine Pflege der Berufsinteressen und bewirkt, daß auf engerem Gebiet auch wirklich etwas erreicht wird. Dieses Gefühl läßt sie nur dann von den ins Nebelhafte gerichteten, auf Umsturz der heutigen Gesellschaftsordnung berechneten Bestrebungen abwenden. Es läßt sich das auf dem Gebiete des Handwerks schon lange verfolgen. Innungen werden zahlreich begründet, aber zur Bildung eines Innungsausschusses, der in einer Stadt den Mittelpunkt der Organisation bilden soll, will man sich nur in selteneren Fällen

[1]) Schriften d. Ver. f. Sozialpol. 76, S. 407.

[2]) Sidney und Beatrice Webb: „Die Geschichte des britischen Trade-Unionismus“, 1895; dieselben: „Theorie und Praxis der englischen Gewerkvereine“. 2 Bde. 1898.

[3]) Vgl. auch N. Bernsteins Nachtrag zur Geschichte des Trade-Unionismus. S. 444—446. Ueber die Bestrebungen in Belgien, den Berufsvereinen die Rechte juristischer Personen zu verschaffen; vergl. B. Mahaim in Soziale Praxis VII, 216.

[4]) Herkner in Schriften d. Vereins f. Sozialpolitik, Bd. XXVI 386 ff. M. Biermer, Die neueste Entwicklung der britischen Arbeiterbewegungen, 1898, S. 18 ff. Vergl. auch T. S. Cree, Eine Kritik der Theorie der Gewerkvereine, 1897, und darüber Biermer im Jahresbericht d. Gesetzg. Verw. XXI, 221 ff. F. W. Galton, Die Fortschritte der englischen Gewerkvereine im Archiv f. soz. Gesetzg. XII, 449 ff.

[1]) Jahresberichte 1896, S. 447.

[2]) Jahresberichte 1895, S. 515.

[3]) Soziale Praxis (1898) VII, Nr. 17, 18, 19.

verstehen. Da tritt der Partikularismus der einzelnen Zunft, die nur an ihre Vortheile denkt, hindernd in den Weg. Es mag das Schwinden des Solidaritätsgefühls in mancher Hinsicht beklagt werden; es liegt jedoch in der Natur der Dinge. Glückt es, über diese auseinandergehenden Bestrebungen zu triumphiren und die widerstreitenden Interessen von einem höheren Gesichtspunkt aus doch zu versöhnen, wie in der Handwerkskammer versucht werden soll, dann ist in dieser Zusammenfassung umsomehr Garantie geboten, daß kein Schritt von ihr geschieht, der die Gesammtheit beeinträchtigen könnte.

Aus allem diesem heraus kann ich nur den Erlaß eines die Arbeitervereine anerkennenden Gesetzes empfehlen.

5. Nicht minder nothwendig aber ist, gleichsam zur Bekrönung des ganzen Vereinswesens, die Errichtung von Arbeiterkammern. So wie der Handelsstand Handelskammern, die Handwerker Handwerkskammern, die Landwirthschaft Landwirthschaftskammern, zum Theil erst nach jahrelangen Kämpfen, endlich bekommen haben, so sollte auch dem Arbeiterstand die Erfüllung der berechtigten Forderung nach Arbeiterkammern nicht verweigert werden. Ich glaube, es wird nach dem Vorausgeschickten erlaubt sein, sich über diesen Punkt kurz zu fassen.

In ihren Kammern würden die Arbeiter Wünsche und Vorschläge über sämmtliche Angelegenheiten ihres Standes berathen. Und sie würden in die Lage gesetzt sein, alle ihre Wahrnehmungen, betreffend die Bedürfnisse ihrer Genossen, zur Kenntniß der Behörden zu bringen. Ehe die Regierung einen Gesetzentwurf, der Interessen der Arbeiter berührt, den zuständigen Körperschaften unterbreitet, müßten die Arbeiterkammern gefragt werden. Auch die Verwaltung hätte ein Interesse daran, sich zu vergewissern, ob das, was sie anordnen will, die Wünsche der Arbeiter trifft oder nicht. Alle öffentlichen Anstalten zur Förderung des Arbeiterwohls sollten nicht errichtet, eine wesentliche Aenderung ihrer Verfassung nicht ausgeführt werden, ehe Arbeiterkammern sich darüber ausgelassen haben. Beispielsweise wäre es bei den Arbeiten über die Durchführung der Sonntagsgesetzgebung nicht unwesentlich gewesen, bezüglich der zu schaffenden Ausnahmen Arbeiter vernehmen zu können. Und überhaupt könnten die Kammern für die Handhabung der Gewerbeordnung von Einfluß werden, sofern es sich darum handelt, die Zulässigkeit der Abweichungen von der gesetzlichen Vorschrift zu beurtheilen. Vielleicht könnte man ihnen auch das Recht zugestehen, ähnlich den Fabrikaufsichtsbeamten auf eine gegebene Anregung hin, sich zu vergewissern über die Durchführung der Arbeiterschutzvorschriften in den einzelnen Etablissements.[1])

Auch für die städtischen Kammern könnten Arbeiterkammern bedeutungsvoll werden. Wenn ein Arbeitsnachweis organisirt, eine Haushaltungsschule ins Leben gerufen, ein Projekt zur Beschaffung von Arbeiterwohnungen diskutirt werden soll — sollte es sich in diesem und ähnlichen Fällen nicht empfehlen, die Arbeiter zu Wort kommen zu lassen?

Nun, über die Ausdehnung ihres Pflichten- und Aufgabenkreises wird man reden können. Darauf kann es ja heute nicht ankommen, diesen Kreis genau begrenzen zu wollen. Die Hauptsache ist, daß die unselbständigen, als Lohnarbeiter in einer fremden Unternehmung thätigen Personen eine Vertretung bekämen.

In der praktischen Ausführung zeigt sich insofern eine Schwierigkeit, als es fraglich sein kann, ob die Bildung und Denkfähigkeit des Durchschnittsarbeiters ausreichen, um über die angeregten Punkte berathen und beschließen zu können. Die Antwort darauf wird je nach dem Standpunkt der Betreffenden ausfallen, ob er pessimistisch oder optimistisch über die deutsche Arbeiterwelt denkt, ob er es für richtig hält, erst den Arbeiter zu bilden und ihm dann die Freiheit einzuräumen oder ihm die letztere zugestehen will in der Hoffnung, daß er sie bald richtig gebrauchen lernen wird. Für mich würde daraus nur folgern, daß man Arbeiterkammern nicht gerade jetzt gleich begründen müßte, sondern die Wirkung eines die Berufsvereine anerkennenden Gesetzes wohl erst abwarten könnte. Es müßte nur grundsätzlich an der Richtigkeit solcher Kammern festgehalten werden.

Eine andere Schwierigkeit scheint sich mir darin zu zeigen, daß der Arbeiterstand nicht einheitlich ist, sondern doch wieder in Berufskategorien auseinanderfällt. Hat sich bei den preußischen, vom Fürsten Bismarck geschaffenen Gewerkkammern der 80er Jahre gezeigt, daß es unmöglich wäre, zwischen den verschiedenen Gewerbsinteressen zu vermitteln, so kann man sich kaum ein befriedigendes Ergebniß versprechen, wenn landwirthschaftliche Taglöhner und Fabrikarbeiter, Hausdiener und Kellner, Handwerkslehrlinge und kaufmännische Angestellte in einer Kammer verschmolzen werden sollten. Ich glaube, man müßte zunächst die Kammern auf die Arbeiter in den der Fabrikaufsicht unterstellten Anlagen beschränken. Für den Gehülfen im Kleingewerbe ist ja durch den Gesellenausschuß bei den Innungen und der Handwerkskammer gesorgt. Ob für weitere Organisation ein Bedürfniß vorhanden ist, muß die Zeit lehren.

Gerade die große Bedeutung, die in dem neuen Handwerksgesetz der Organisation beigemessen wird, legt es nahe, sie für die wirthschaftlich Unselbständigen erst recht zu reklamiren. Die Letzteren haben sie viel nöthiger. Und zwar müßte man in den Kammern die Arbeiter allein, getrennt für sich berathen lassen, nicht, wie gelegentlich vorgeschlagen ist, in Gemeinschaft mit den Unternehmern. Sonst fehlt die Unbefangenheit der Aussprache und macht sich leicht eine Beeinflussung geltend, die im Interesse einer objektiven Behandlung aufgeworfener Fragen vermieden werden sollte.

Damit bin ich an das Ende meines Referats gelangt. Ich übersehe nicht, inwieweit es mir gelungen ist, dem so oft erwogenen Thema neue Seiten abzugewinnen. Auch rechne ich nicht auf volle Uebereinstimmung, die ja bei der Gegensätzlichkeit der aufeinanderstoßenden Interessen in wirthschaftlichen und sozialen Fragen nicht immer zu erreichen ist.

Ich halte es nicht für zweckmäßig, den Arbeiter daran zu gewöhnen, daß ihm alle Hülfe und Verbesserung nur vom Staate kommen kann. Vielmehr sollte ihm nahe gelegt werden, daß er bis zu einem gewissen Grade seines Glückes eigener Schmied zu sein vermag. Diese Gesinnung kann er in seinen Vereinen bethätigen.

Die Vereine sind aber keineswegs nur im Interesse der Arbeiter selbst. Sie haben die größte Bedeutung auch für die Gesammtheit. Es ist viel wahres darin, wenn gesagt ist: die Gründung auch des kleinsten Arbeitervereins wird für den zukünftigen Kulturhistoriker von größerem Interesse sein, als alle Schlachttage von Sadowa und Königgrätz. Die Arbeiterorganisation hat in ihrer erzieherischen Funktion eben eine weitreichende kulturelle Bedeutung.

Im Zeitalter der Fabriken hat die Menschheit technisch unzweifelhaft sehr große Fortschritte gemacht. Daß sie ethisch und wirthschaftlich nicht zurückbleibe — dazu können die Arbeitervereine beitragen.

[1]) Vgl. R. Stegemann in Ztschr. f. Handel u. Gewerbe 1889, S. 43—45; R. Graetzer, Die Organisation der Berufsinteressen 1890, S. 281—327; Oechelhäuser, Die sozialen Aufgaben der Arbeitgeber 1887, S. 35.

Mittheilungen und Nachrichten.

Kriminalpsychologie. Von Dr. Hans Groß. Graz, Leuschner u. Lubensky 1898. — Es ist noch nicht lange her, daß man die Psychologie als eine überwundene Wissenschaft ansah und all das, womit sie sich befaßt hatte, der Physiologie als zugehöriges Forschungsgebiet überweisen wollte. In medizinischen Kreisen hat diese Auffassung, nach der unser ganzes Denken, Fühlen und Wollen nichts ist, als die durch bewußte oder unbewußte äußerliche Anregungen hervorgerufene Thätigkeit unsres Nervensystems, noch viele Anhänger, die optimistisch darüber hinwegsehen, wie viele Fragen von diesem Standpunkt aus nur gezwungen und unbefriedigend, wie unendlich viele gar nicht gelöst werden können. Freilich ist die Psychologie, so wie sie lange gelehrt und vertreten wurde, selbst nicht unschuldig daran, daß sie der Mißachtung anheimfiel. Während machtvoll auf allen Wissensgebieten die Grundregel sich Bahn brach: „Erst beobachten, dann urtheilen!" glaubte sie an ihrer aprioristischen Methode festzuhalten und Behauptungen um deßwillen als Wahrheiten bieten zu dürfen, weil sie aus dem als sicher angenommenen Obersatz auf logische Weise sich als Schlußfolgerungen ergaben. So verlor sie sich in das nebelhafte Gebiet der Hypothesen und entfernte sich mit ihren Konstruktionen von dem festen Boden der Wirklichkeit. Dieser Fehler kann wieder gut gemacht werden und die Thätigkeit, die auf dieses Ziel hinstrebt, ist allseits eine rege. Es kommt ihr sehr zugute, daß man so lange Zeit alle die Erscheinungen, die man als psychische oder Ausflüsse des Seelenlebens zu bezeichnen pflegt, materialistisch zu erklären suchte und zum Theil auch zu erklären vermochte; denn wenn auch der Körper des Menschen nicht der ganze Mensch, ja nicht einmal sein besserer Theil ist, so ist er eben doch ein eminent wichtiger Theil von ihm, weil sein Thätigwerden in dieser Erdenwelt nur mittelst dieses Körpers möglich ist. Im Traum mag die Seele, von diesen Fesseln frei, ihre Schwingen ungehindert entfalten; ja ausnahmsweise, wie die nicht länger anzuzweifelnden Thatsachen des Fernsehens und Fernwirkens darthun, mag eine vom Körperlichen losgetrennte Seelenwirkung auch im Wachen sich finden; die unendlich überwiegende Regel bleibt, daß die Seele nur in körperlichen Aeußerungen sich darthut. Die körperlichen Aeußerungen sind nicht für sich selbst Gegenstand der Psychologie, so wenig die Funktionen, die eine von unsichtbarer Kraft getriebene Maschine verrichtet, an und für sich für die Lehre von dieser Kraft in Beachtung kommen; aber sie sind das sichere Material, von dem aus fortschreitend die Wissenschaft der Psychologie neu aufzubauen ist. Vielleicht wird sie dereinst zeigen, daß die Konstruktion dieselbe wird, wie sie früher, von oben herab, entworfen wurde. Um so besser dann. Die Aufgabe der Gegenwart reicht noch nicht bis zu dieser Prüfung; wir müssen uns begnügen, das Fundament zu legen. Auch diese Thätigkeit ist schon reizvoll und dankbar. Ich habe das aus eigenen Bemühungen empfunden; ich habe es mitgefühlt beim Studium des Werkes, das ich hier zu besprechen habe und über das ich gern ein ausführliches Referat erstatten möchte, sähe ich nur die Möglichkeit, die Menge des interessanten Stoffes, der darin vereinigt ist, in knapper Uebersichtlichkeit zusammenzufassen. Es ist sicher nicht zu bestreiten, daß nächst dem Beichtvater, für den sein Wissen allerdings außer dem Beichtstuhl ein todtes ist, der Strafrichter die reichlichste und beste Gelegenheit zu psychologischer Beobachtung hat. Freilich ist die Beobachtung nicht einfach, und viele Eigenschaften müssen zusammentreffen, damit sie Zuverlässigkeit und Werth erlange. Nur dem gewissenhaften Richter, dem es ausschließlich um ein gerechtes Urtheil zu thun ist, nur dem hochgebildeten Manne, der auch außerhalb des Kreises seiner Fachwissenschaft sich umgesehen hat, nur dem scharf blickenden, aber zugleich warmfühlenden Menschen kann es gelingen, aus der Fülle der Erscheinungen das herauszufinden, worauf es ankommt, die treibenden Federn der Handlungen zu entdecken, über die er entscheiden soll, ob sie Strafe verdienen oder nicht, in den Seelen der Personen, die vor ihn treten, zu lesen, richtig zu wägen, was sie kundthun, und zu ergänzen, was sie verschweigen. Dem Nummerntödter, dem Streber, dem Bureaukraten, dem Paragraphenjuristen bleiben diese Dinge ewig ein verschlossenes Buch. Daß Hanns Groß der rechte Mann sei, um eine Kriminalpsychologie, wie ich sie hier bezeichnet habe, zu verfassen, sagt Jeder, der ihn kennt. Sein „Handbuch für Untersuchungsrichter" hat schon bewiesen, daß er ein klares Auge hat; ein umfassendes Wissen auf den einschlägigen Gebieten tritt auf jeder Seite seines neuen Werkes hervor, und daß der wackere Steiermärker über seinen Akten nicht zum Aktenmenschen geworden ist, sondern sein warmes, ehrliches, deutsches Herz unversehrt erhalten hat, das wissen wohl Alle, die mit ihm in Berührung kamen, und das weiß auch ich, der ich gerade jetzt an die allerdings nur kurze Zeit persönlichen Verkehrs mit besonderer Freude zurückdenke. Darum ist auch sein Werk ganz ausgezeichnet gelungen. Es enthält eine so reiche Summe feiner Wahrnehmungen, überzeugender Schlüsse und werthvoller Winke, daß kein Kriminalist es ohne Befriedigung lesen wird, zumal das Lesen durch den schlichten, gemüthvollen Ton, in dem alles sich gibt, selbst schon einen Genuß bedeutet. Für die Kreise der Fachgenossen ist das Buch in erster Linie bestimmt; es verdient auch darüber hinaus, soweit ein Interesse für Psychologie besteht, Beachtung zu finden.

Franz Riß.

Die Wettervorhersage. Eine gemeinverständliche praktische Anleitung zur Wettervorhersage auf Grundlage der Zeitungswetterkarten und Zeitungswetterberichte für alle Berufsarten. Im Auftrage der Direktion der Deutschen Seewarte bearbeitet von Prof. Dr. W. J. van Bebber, Abtheilungsvorstand der Deutschen Seewarte. Mit zahlreichen Beispielen und 125 Abbildungen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart 1898. Verlag von Ferdinand Enke. XVI u. 218 S. gr. 8⁰. — Sieben Jahre sind vergangen, seit der Unterzeichnete an diesem Orte über van Bebbers Anweisung zur Wetterprognose Bericht erstattete, und schon ist eine Neuauflage des hübschen Werkchens erschienen — ein deutliches Zeichen dafür, daß dasselbe nicht nur in Fachkreisen, sondern auch bei einem größeren Publikum Anklang gefunden hat. Es ist das um so erfreulicher, da man täglich erproben kann, daß selbst hochgebildete Menschen über die praktische Witterungskunde, weil sie den Stein der Weisen einstweilen noch nicht gefunden hat, hochmüthig die Achseln zucken, von jeder zufälligen Bestätigung einer Falb'schen Prophezeiung aber mit einer gewissen Andacht Notiz nehmen. Allmählich dringt, wie dieser literarische Erfolg beweist, die Wahrheit eben doch durch, und wir hoffen, daß auch diese zweite Ausgabe, die in ihrer würdigen Ausstattung der Vorgängerin nicht nachsteht, gleichfalls noch nicht die letzte sein werde. Daß ein Mann, der, wie der Autor, mitten in der Ausübung des Wetterdienstes steht und tagtäglich ein Erfahrungsmaterial durch seine Hände gehen sieht, wie es nicht vielen Sterblichen beschieden sein dürfte, die Gelegenheit nicht vorübergehen läßt, um früher Gesagtes sachgemäß abzuändern und zu vervollständigen, versteht sich von selbst, und so ist denn auch die Vorlage in Einzelheiten eine andere geworden; doch ist gänzlich neu nur der allerdings ziemlich umfängliche siebente Abschnitt hinzugekommen. Statt die beiden Auflagen einer Textvergleichung zu unterziehen, was sich vielleicht für eine rein wissenschaftliche Zeitschrift empfehlen würde, ziehen wir es hier vor, eine kurze Uebersicht über den Inhalt der Neuauflage zu geben, da sich dieselbe ja doch wesentlich auch an solche Leser wendet, welche nicht über eine spezifisch-meteorologische Vorbildung verfügen, sondern dasjenige erst erlernen wollen, was man braucht, um eine Wetterkarte mit Verständniß lesen, d. h. prognostisch deuten zu können. — Der Verfasser beginnt mit einer ansprechenden geschichtlichen Einleitung, welche uns die Entstehung und Ausbildung einer exakten Witterungskunde vorführt und vorläufig mit jener synoptischen Methode bekannt macht, welche hauptsächlich durch den Niederländer Buys Ballot geschaffen wurde und deren Wesen eben darin besteht, daß auf der Landkarte die Ortskurven gleichen Luftdrucks (Isobaren) verzeichnet werden, womit dann Richtung und Intensität der Winde ebenfalls schon bis zu einem gewissen Grade gegeben ist. Damit aber solche kartographische Darstellungen möglich werden, muß man durch Depeschen Nachricht über den augenblicklichen Witterungszustand einer größeren Anzahl distanter Orte erhalten haben; wie man sich dieselben verschafft und wie man sie für die Herstellung der Tageskarte verwerthet, wird übersichtlich gezeigt. Die De-

pressionsgebiete, in deren Bereich das Quecksilber des Barameters besonders niedrig steht, und welche im großen und ganzen als durch unbeständiges, regnerisches Wetter gekennzeichnet gelten können, treten ebenso wie die Hochdruckbezirke im Kartenbilde deutlich hervar, und wenn man also weiß, wie sich in der Umgebung solcher ausgezeichneten Stellen die Witterungsfaktoren — Druck, Temperatur, Bewölkung, Windrichtung und Windstärke, Niederschlag — gewöhnlich gestalten, so kann man van vornherein mit einiger Sicherheit aussagen, wie das Wetter einer bestimmten Gegend geartet sein wird. Diese Fundamentaleigenschaften der sogenannten Cyklonen und Anticyklanen lehren Abschnitt 3 und 4 des näheren kennen. Stabil bleiben aber die Maxima und Minima nicht; vielmehr bewegen sich namentlich die letzteren aft mit ziemlich großer Geschwindigkeit von West nach Ost über Europa hin und es ist wesentlich das Verdienst unsres Autors, die Wege oder „Zugstraßen" ermittelt zu haben, welche bei dieser Bewegung mit Vorliebe gewählt werden. Gestützt auf diese Erkenntniß, charakterisirt der Verfasser eingehend die Wetterlagen, welche, in den beiden Hauptjahreszeiten verschieden, den einzelnen Straßen entsprechen; diese Detailuntersuchungen, in welche sich wohl kein Anderer gleich tief zu versenken imstande wäre, nehmen dem Raume wie der sachlichen Bedeutung nach den größten Theil der Schrift in Anspruch. Durch die sehr praktischen Schemata wird der Praktiker seine Thätigkeit wesentlich erleichtert finden. Der Schlußabschnitt, in welchem die Möglichkeit der Wetterprognose auf längere Frist erörtert wird, während man bislang fast nie über den nächstfolgenden Tag hinauszugehen wagte, besitzt besonders deßhalb hohen Werth, weil in ihm eine der modernsten und wichtigsten Theorien, die von Hoffmeyer, Teisserenc de Bort und Köppen geschaffene Lehre von den Wettertypen, zum erstenmale dem allgemeinen Verständniß näher gebracht wird. Die große Anzahl trefflich ausgeführter Wetterkärtchen bildet eine Zierde des Buches. — Wer das letztere durchgearbeitet hat, hat damit natürlich noch nicht die Eigenschaft erworben, mit unfehlbarer Gewißheit sagen zu können, wie margen das Wetter beschaffen sein werde, aber er weiß wenigstens ganz genau, bis zu welchem Standpunkte es die rasch forschreitende Wissenschaft in der Gegenwart gebracht hat. S. Günther.

Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung von der Urzeit bis zur Errichtung van Stadtschulen. Von Dr. F. Tetzner. Gütersloh. Druck und Verlag van C. Bertelsmann. 1897. — Das Buch, das dem Schneeberger Seminar zu seinem 25jährigen Jubiläum gewidmet ist, gibt eine Geschichte der deutschen Jugendbildung in der vorkarolingischen Zeit und im frühen Mittelalter. Die einzelnen Abschnitte sind schon früher in Zeitschriften und Programmen veröffentlicht worden. Daraus erklären sich wohl manche Ungleichmäßigkeiten in der Behandlung. Anzuerkennen ist, daß der Verfasser nicht nur die gelehrte Bildung berücksichtigt, sondern auch der Volksbildung im weiteren Sinne des Wortes durch Priester und Dichter gebührende Beachtung schenkt. Für die älteste Zeit wird man bei der Spärlichkeit und Ungenauigkeit der Quellen gerade auf dem hier in Frage kommenden Gebiete wohl nie zu einer lückenlosen Darstellung gelangen, und so ist es dem Verfasser denn zu danken, daß er sich der mühsamen und dabei undankbaren Aufgabe unterzogen hat, die Ergebnisse daraus zusammenzustellen. Ganz überflüssig erscheint uns allerdings der Wiederabdruck so bekannter Gedichte wie des Wessobrunner Gebets, des Hildebrandliedes, der Merseburger Zaubersprüche.

Paul Seliger (Leipzig).

A. F. Eine Sammlung, die Verbreitung in weitesten Kreisen verdient, sind die „Biographischen Volksbücher. Lebensbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert". Leipzig. R. Voigtländers Verlag 1898. Es sind bis jetzt erschienen: Nr. 1—4 König Albert von Sachsen, Nr. 5—7 Werner v. Siemens, Nr. 8—10 Emile Zola, Nr. 11—16 Heinrich v. Treitschke, Nr. 17—20 Louise Otto-Peters, Nr. 21 bis 22 Gerhart Hauptmann, Nr. 23—27 Alfred Krupp. — Werner v. Siemens von Franz Poht. Der Verfasser, Oberlehrer in Charlottenburg, gibt ein umfassendes Bild des „Fürsten der Technik", der gleich groß war als wissenschaftlicher Forscher, genialer Erfinder, wie als umsichtiger Geschäftsmann. Seine Erfindungen und Entdeckungen, seine Verdienste um das Telegraphenwesen, besonders um die Kabeltelegraphie, werden eingehend besprochen. Auch seines Familienlebens ist gedacht, der patriarchalischen Stellung im Kreise der Seinen, des Verkehrs mit den Mitarbeitern und der Fürsorge für die Tausende von Arbeitern in seinen Werkstätten. Eine kurze Uebersicht über die Entwicklung der Firma Siemens u. Halske bildet den Schluß. — Emile Zola van Dr. Benno Diederich. Diese Biographie ist die erste ausführliche Biographie des Dichters in deutscher Sprache. Der Laie und der Literaturkundige wird sie mit gleichem Interesse und Verständniß lesen. In kurzer, fesselnder Weise ist die Stellung Zola's innerhalb der französischen Literatur präcisirt, vom Beginn seiner Laufbahn, als er noch mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, bis heute, wo sein Ruhm sich verbreitet hat über die ganze zivilisirte Erde. Einen besonderen Werth hat das Buch noch dadurch, daß es knappe Analysen und Inhaltsangaben der Werke Zola's bietet van den ersten Novellen an, über den bekannten Romancyklus der Rougon-Macquart bis zu Paris, seiner letzten Schöpfung. — Louise Otto-Peters von Auguste Schmidt und Hugo Rösch. Rösch gibt ein fesselndes Bild des reichbewegten Lebens dieser seltenen Frau, welche auch an den politischen Stürmen des Jahres 1848 theilgenommen und sich mit einem der begeistertsten Kämpfer jener Zeit, August Peters, verheirathet hat. Als Dichterin und Führerin der Frauenbewegung beleuchtet sie Auguste Schmidt, ihre langjährige Freundin und nunmehrige Nachfolgerin in der Leitung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins. — Gerhart Hauptmann von Adalbert v. Hanstein. Durchgehends übt Hanstein eine sachliche Kritik an den Dichtungen Hauptmanns, die, unbeschadet der Wärme des Schriftchens, auch die Fehler der Hauptmann'schen Muse, den Mangel an kraftvollen Gestalten und an Lebensmuth, deutlich hervortreten läßt, neben den starken Vorzügen Hauptmanns, die wesentlich in seiner scharfen Beobachtungsgabe und in der Beherrschung der realistischen Darstellungsmittel zu suchen sind.

* Ein Urtheil Mommsens über Heine veröffentlicht der Herausgeber der neubegründeten Zeitschrift „Siegfried. Eine Wochenschrift am Rhein", Hr. Hans R. Fischer in Mainz. In dem Streite über die Errichtung eines Denkmals für Heinrich Heine am Rhein hatte sich damals Hr. Fischer an verschiedene namhafte Persönlichkeiten gewandt, um zu erfahren, welche Stellung sie zur Frage des Heinrich Heine-Denkmals am Rhein einnehmen. So auch an Theodor Mommsen. Dieser hatte jedoch nur privatim geantwortet; sein Gutachten war deßhalb damals nicht veröffentlicht worden. Jetzt hat Hr. Fischer bei Prof. Mommsen um die Erlaubniß nachgesucht, dieses Gutachten nachträglich veröffentlichen zu dürfen. Prof. Mommsen hat zugestimmt. Sein Urtheil lautet: „Ihrer Aufforderung, hinsichtlich des Heine-Denkmals mich zu äußern, kann ich nicht folgen, und ich bitte Sie, mir kurz eine Darlegung meiner Gründe gestatten zu wollen. Daß Heine zu unsern allerersten Dichtern gehört und die Scheffel und Freiligrath u. s. w. gegen ihn Kleinmeister sind, ist zweifellos. Aber leider ist er nicht bloß ein ungezogener Liebling der Grazien, sondern auch kein Mann rechter Ehre. Was ich von seiner persönlichen Haltung und seinem politischen Thun weiß, ist schmählich, und wenn das Genie alle Verirrungen deckt, so gilt dies doch nicht von ehrlosem Thun. Wenn mich dies verhindert, mich zugunsten der Denkmalserrichtung auszusprechen, so möchte ich auch nicht öffentlich dagegen auftreten. Einmal kenne ich die thatsächlichen Vorgänge (Bei der Denkmalsfrage in Düsseldorf und Mainz. Der Herausgeber.) nicht genau genug, um dies zu thun und dann widerstrebt es mir durchaus, gegen einen Verstorbenen und einen Dichter von Gottes Gnaden Henkersdienst zu leisten." Bekanntlich ist der vom Bildhauer Herter in Berlin hergestellte und erst für Deutschland bestimmte Loreley-Brunnen inzwischen nach Amerika geschafft worden.

* In der jüngsten Nummer der Münchener „Medizinischen Wochenschrift" bringt Privatdozent Dr. Rieder weitere Mittheilungen über die Wirkung der Röntgenstrahlen auf Bakterien und auf die menschliche Haut. Diese Mittheilungen sind infolge der praktischen Resultate, die sich an die rein wissenschaftlichen Versuche anschließen, von größtem

allgemeinem Interesse. Wir haben seinerzeit schon an dieser Stelle über die ersten Versuche berichtet, die Dr. Rieder in der Gesellschaft für Morphologie und Physiologie im Januar d. J. mitgetheilt hat, und möchten heute nur kurz die weiteren Erfolge besprechen, die er mit Hülfe der neuen, besonders geeigneten Voltohm-Röntgen-Apparate erzielte, welche die Voltohm-Elektrizitätsgesellschaft A.-G. München fertigt. Die Versuche wurden theils im hygienischen Institut, theils in der medizinischen Klinik, wo solche Apparate in Gebrauch sind, ausgeführt. Es ergab sich u. a., daß die Tödtung der Bakterien durch Röntgenstrahlen auch erfolgt, wenn die gleichzeitig mit den Röntgenstrahlen auftretenden elektrischen Strahlungen beseitigt, bezw. unwirksam gemacht wurden, so daß also die bakterientödtende Wirkung ausschließlich auf die Röntgenstrahlen zurückzuführen ist. Von besonderem Interesse ist die Anwendung dieser Eigenschaft der Röntgenstrahlen **in der Praxis**, indem bei verschiedenen, besonders parasitären Hautkrankheiten, die in der Münchener medizinischen Klinik nach dieser Richtung behandelt wurden, **eine Reihe bemerkenswerther Heilungen** erzielt worden ist, z. B. bei Favus, Psoriosis, Lupus, Leichentuberkeln und chronischem Ekzem. Dr. Rieder schließt seine interessanten Ausführungen mit folgenden Worten: „Schien es anfangs, als ob auf dem großen Gebiet der Medizin die Entdeckung Röntgens nur der chirurgischen Diagnostik Gewinn bringen sollte, so steht es jetzt bereits fest, daß auch andere Disciplinen, d. h. normale und pathologische Anatomie, Embryologie, ferner die der Pathologie, sowie die Diagnostik und vielleicht auch die Therapie der inneren Krankheiten daraus Nutzen ziehen können. Das Gebiet für die Verwendung der Röntgenstrahlen in der Medizin hat sich somit seit ihrer Entdeckung stetig vergrößert, und so ist zu hoffen, daß die Erkenntniß ihrer Wichtigkeit speziell für Diagnose und Therapie immer weitere Verbreitung in ärztlichen Kreisen findet."

* **Eine Revision des Index** wird aus Rom angekündigt. Der „Köln. Volksztg." wird darüber geschrieben: Im Schoße der Kongregation des Index wurde unter Leitung des Präfekten Kardinal Steinhuber ein besonderer Ausschuß mit dem Auftrag gebildet, den Katalog der interdizirten Bücher zu revidiren. Eine solche Revision war nothwendig, da besonders die im letzten Jahrzehnt in Deutschland von katholischer Seite herausgegebenen Schriften genau feststellten, daß eine nicht unbedeutende Zahl von alten deutschen katholischen Schriftstellern, besonders aus der Zeit vor der Reformation, in den Katalog der verbotenen Bücher aufgenommen worden. Dieses war geschehen, weil zur Zeit der Verfassung des ersten Katalogs die Protestanten jene Schriftsteller als ihre Vorläufer angaben, obschon dieselben sich von der Kirchenlehre nicht entfernt hatten. Wohl hatten Einige, wie z. B. Geiler von Kaisersberg, mit apostolischer Freiheit die verdorbenen Sitten des Klerus und der Laien ihrer Zeit scharf gekennzeichnet, was später den Protestanten Anlaß gab, dieselben als Vorgänger der sog. Reformation zu bekennzeichnen. Andrerseits wurden Schriften in das Verzeichniß der verbotenen Bücher aufgenommen, in denen allzu hitzige Kontroversen über gewisse Themata zwischen katholischen Theologen und Schriftstellern ausgefochten wurden. Als Beispiel dienen die Schriften, die über das Dogma der unbefleckten Empfängniß veröffentlicht wurden. Ferner stehen noch im Verzeichniß der verbotenen Bücher gewisse besonders alte Werke, die wohl zur Zeit ihres Erscheinens viel Staub aufgewirbelt haben mögen, nun aber von der Gesammtwelt gänzlich vergessen sind. Diese können nur noch einen gewissen historischen Werth für Gelehrte haben. Die Arbeiten der genannten Kommission werden besonders darin bestehen, die alten Werke zu durchforschen und nach erläuterter Sache dieselben eventuell aus dem Verzeichniß zu streichen. Wohl wird später kein neues Dekret über die ausgestrichenen Bücher erscheinen, aber man wird eine neue Ausgabe des Index-Verzeichnisses besorgen, in welchem die Titel der nicht mehr verbotenen Bücher ausgelassen werden.

* **München.** Für die neuerrichtete außerordentliche Professur für historische Hülfswissenschaften an der hiesigen Universität ist der bisherige Kustos an der Hof- und Staatsbibliothek und Privatdozent Dr. Henry **Simonsfeld** ernannt worden. — Die neuerrichtete außerordentliche Professur für Balneologie und Balneotherapie an der Universität **Würzburg** ist dem bisherigen Privatdozenten daselbst Dr. Richard **Geigel** übertragen worden.

* **Erlangen.** Der Bibliothekar an der hiesigen Universitätsbibliothek, Dr. **Markus Zucker**, ist zum Oberbibliothekar mit dem Rang eines ordentlichen Universitätsprofessors ernannt worden.

* **Tübingen.** Der Professor des Staats- und Völkerrechts an der hiesigen Universität, Dr. F. v. **Moritz**, hat einen Ruf als Rath an das preußische Oberverwaltungsgericht und gleichzeitig als Professor an die Berliner Hochschule erhalten und wird, wie der „Schwäbische Merkur" erfährt, demselben Folge leisten.

§ **Eisenach**, 10. Juli. Professoren der Universität Jena haben einer öfter schon erfolgten Anregung stattgegeben, **wissenschaftliche Vorlesungen für Volksschullehrer Thüringens und der angrenzenden Gebiete** einzurichten. Der Beginn derselben ist bereits für den Oktober in Aussicht genommen, wenn auf eine Theilnehmerzahl von mindestens 100 Lehrern gerechnet werden kann. Es finden zunächst folgende Vorlesungen statt: 1. Prof. Rein: Die ethischen Grundlagen der Erziehungswissenschaft. 2. Geh. Hofrath Eucken: Die geistigen Strömungen im Alterthum, Mittelalter und in der Neuzeit. 3. Prof. Pierstorf: Die Grundzüge der Volkswirthschaftslehre. 4. Prof. Detmer: Bau und Leben der Pflanzen unter Hervorhebung der Zweckmäßigkeitseinrichtungen. 5. Prof. Verworn: Allgemeine Physiologie.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Wilhelm Fischer: Grazer Novellen. 1. u. 2. Bd. Leipzig, Gg. Heinr. Meyer 1898. — **Adolf Pichler**: Letzte Alpenrosen, Erzählungen; In Lieb und Haß, Elegien. 2. Aufl.; Marksteine, Dichtungen. 2. Aufl.; Die Tarquinier, Trauerspiel. 2. Aufl. Ebd. 1898. — **Fritz Koegel**: Gedichte. Ebd. 1898. — Dr. **Theodor v. Frimmel**: Galeriestudien. Geschichte der Wiener Gemäldesammlungen. 1. Bd. 2. Liefg. Ebd. 1898. — **Der Bote für deutsche Literatur, ausgesandt an die Deutschen der Erde.** 1. Jhrg. Heft 7, 8 und 9. Ebd. 1898. — **Gustav Pollak**: Das todte Kätzchen. Roman. Ebd. 1898. — **Minna Urbantschitsch**: Margueriten. Gedichte. Ebd. 1898. — **Berichte des Freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M.** Hggb. vom Akadem. **Gesammtausschuß.** Neue Folge. 14. Bd. Heft 2. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer 1898. — **Führer durch Weimar und Umgebung.** 4. Aufl.; **Führer durch Homburg und Umgebung.** 3. Aufl.; **Führer durch Berlin.** 9. Aufl.; **Führer durch Hannover.** 7. Aufl. Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. — **Otto Teutomar**: Die Umsturzgefahr. 2. verm. Aufl. Berlin, Oswald Seehagens Verlag (Martin Hoefer) 1898. — Dr. **Günther A. Saalfeld**: Fremd- und Verdeutschungswörterbuch. Ebd. 1898. — **Gesammelte Werke des Grafen Adolf Friedrich v. Schack.** 6. Bd. 3. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898. — **Jean Pauls ausgewählte Werke.** 7. Bd. Ebd. — **Statistisches Handbuch für das Königreich Württemberg.** Jahrg. 1897. Bearb. im kgl. Statistischen Landesamt. Stuttgart, W. Kohlhammer, Mai 1898. — **Württembergische Jahresbücher für Statistik und Landeskunde.** Hggb. von dem kgl. Statistischen Landesamt. Jahrg. 1897. Ebd. Mai 1898. — **Karl Strobl**: Der verkannte Hans. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt. — **Max Bernstein**: Mädchentraum. Spiel in drei Akten. Berlin, S. Fischer 1898. — **Politik und Krieg.** Betrachtungen über das Heerwesen der Gegenwart bei den Großmächten des europäischen Kontinents. Von A. S., einem Soldaten. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller 1898. — **Karl Justi**: Winckelmann und seine Zeitgenossen. 1. Bd. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel 1898. — **Gesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit.** Erläutert von Ebert u. Dudek. Breslau, M. u. H. Markus 1898. — **Berichte von Lehrern über die Engel'sche Methode der Stimmbildung oder die praktische phonetische Lautschulung.** Karlsruhe, M. Gillardon'sche Druckerei 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 13. Juli. Nummer 153.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Giacomo Leopardi.

Von Dr. Karl Federn.

I.

Die lyrische Poesie der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts erhielt ihr Gepräge von einer Reihe großer Dichter, die man mit einem banalen Schlagwort die Weltschmerzdichter genannt hat. Sie gehörten den verschiedenen Nationen und Rassen, den verschiedensten sozialen Schichten an, sie hatten die verschiedensten Schicksale und sie trafen nur darin überein, daß der alles durchzitternde Grundton ihrer Gesänge eine schmerzliche Klage war. War es der Zusammenbruch einer alten Ordnung und das Aufstürmen neuer Zeiten, das denen, die in diesem Wirbel standen, solche Klagen erpreßte? War es Zufall? Oder war es vielleicht, daß die „Persönlichkeit", die seit dem Beginn der Renaissance in der Dichtung Ausdruck zu finden begonnen hatte, mit dem Uebergang vom 18. zum 19. Jahrhundert sich ihrer selbst erst völlig bewußt zu werden anfing und daß dabei das Ich, das sich der Welt gegenüberstellte, all seine Unzulänglichkeit, all seine unbefriedigte Sehnsucht erst völlig inne ward? War der Weltschmerz nicht eigentlich der persönlichste Ich-Schmerz, der je Ausdruck gefunden?

Viele Dichter waren unglücklich und vielleicht unglücklicher als die meisten anderen Menschen; ihre gesteigerte Sensibilität, ihre Weltfremdheit, die unerfüllbaren Ansprüche, die sie an die Menschen und oft auch an sich selbst stellen, lassen das leicht erklären. Dennoch finden wir keineswegs bei Allen diese subjektive Noth. Heinrich v. Kleist und Franz Grillparzer gehören zu den unglücklichsten Naturen, die je gelebt haben. Sie haben derselben dichterisch so reichen Epoche angehört wie Byron und Alfred de Musset und Heinrich Heine, aber Niemand wird sie zu den Weltschmerzdichtern rechnen. Waren sie stärkere Menschen oder war nur die Anlage des Talents eine verschiedene? Denn ihr Schicksal erklärt uns nichts. Wie viel reicher und farbiger war das Leben Byrons als das Kleists — und wenn er und Musset und so viele Andere Paroxysmen von Schmerz und Wuth und Zeiten trostloser Abspannung und Lebensmüdigkeit gekannt haben, welcher leidenschaftliche Mensch kennt diese Zustände nicht? Und wie verschwindet das alles vor dem grenzenlos monotonen Elend, vor dem unerträglichen Gefühl eines öden Mitleids, das den ergreift, der den Briefwechsel Leopardi's liest. Sein Leben kennt diese Stürme und Paroxysmen nicht, es ist arm, ereignißleer und öde, ein fortgesetztes Leiden, dem alle dramatischen Aufregungen fehlen; es ist ein Leben, das keine Erlebnisse hat — es ist eine Krankengeschichte. Das langsame Ausringen eines kranken, elenden Körpers, dem ein gewaltiger Geist jede Zeile, jeden Gedanken unter heftigen Schmerzen abringen mußte, um so unter den schwersten körperlichen und seelischen Qualen eine Reihe unvergleichlicher Werke zu schaffen. Es ist — sagt Camerini — „die Geschichte einer Seele, einer großen, leidenschaftlichen Seele und ihres ungeduldigen Kampfes gegen den körperlichen Schleier, der sie verdüsterte und den sie in kurzer Zeit denkend und liebend verzehrte".

„Pensando ed amando", das waren die beiden Flüche, die ihn vernichteten, grausames, unerbittliches Denken, das sich selbst jede Illusion, jede Hoffnung, jede Spur von Glück, von Freude am Dasein zerstörte, und heiße, erstickte, stets unglückliche Liebe.

Er war eine großherzige, liebevolle Natur, von einer Lauterkeit, wie sie selten gefunden wird, ein scharfer, höchst originaler Denker, einer der größten Gelehrten seiner Zeit, einer ihrer ersten Dichter, eine unerschrockene, unbestechliche, unbezwingliche Natur — aber er war klein, krank und schwächlich von Jugend an, und er gesteht trübselig selbst zu: „Die Menschen sind so gewohnt, das seelisch Würdige in würdevoller Form zu sehen, daß sie das Gegentheil nicht fassen können — ich darf's ihnen kaum übelnehmen."

Es erscheint wie eine unerhörte Grausamkeit der Natur, daß sie solch einen Geist in einen so erbärmlichen Körper fesselte. „Nicht etwa lesen oder schreiben," sagt er in einem seiner Briefe, „sondern jeder ernste Gedanke erregt mir sofort Kopfschmerzen, Flimmern vor den Augen und Uebelkeiten im Magen — und ich kann nicht, nicht denken! Dabei aber oft noch hungern müssen und die Roheiten meiner Landsleute ertragen, das übersteigt selbst die gigantische Kraft zu leiden, die ich besitze."

Seine Werke sind daher kein Bild des Lebens — wie sollten sie auch, er hat ja nicht gelebt —, er hat keine Gestalten geschaffen, die reiche Plastik und die leuchtenden Farben, die die Werke der anderen großen Italiener auszeichnen, sind nicht bei ihm zu finden; aber trauervolle Gesänge, die melodiösesten der melodienreichsten Sprache der Welt, voll von tiefen erschreckenden Gedanken, voll schwermüthiger Verzweiflung und zugleich voll einer seltsamen Begeisterung, einer Begeisterung, die über alle Resignation und Verzweiflung hinweg die Grundtöne eines hohen, zu Tode gequälten Herzens erklingen läßt. Dann philosophische Aufsätze und Dialoge in einer wunderbaren, ganz eigenartigen Prosa geschrieben, fein und geistreich und originell wie die Essays Montaigne's gedacht und voll des dunkelsten Pessimismus. „Keiner," sagt Schopenhauer, „hat diesen Gegenstand so gründlich, so erschöpfend und so reizvoll dargestellt wie Leopardi." Solch eine Anlage und solch ein Schicksal mußten zusammentreffen, um den Dichter zu schaffen, der in diesem Moment dem ganzen Jammer der Menschheit den konzentrirtesten Ausdruck geben sollte.

Sein Vater war der Graf Monaldo Leopardi, seine Mutter Adelaide, eine geborene Marchese Antici, die Familie eine der ersten des Kirchenstaates. Er selbst ist am 28. Juni 1798 zu Recanati in den Marken geboren;

er war nicht von Anfang an krank, sondern in den ersten 10 Jahren seines Lebens ein zartes, aber doch frohes und gesundes Kind, von dessen phantastischen Spielen mit den Geschwistern in dem großen Kinderzimmer des Schlosses die letzteren genug erzählt haben.

Wenn je ein Kind unvernünftige Eltern gehabt hat, so hatte Leopardi die unvernünftigsten; ihre Gedankenlosigkeit und Beschränktheit trägt an dem Unglück seines Lebens den wesentlichsten Theil der Schuld. Sie haben ihn theils sich zugrunde richten lassen, theils selbst zugrunde gerichtet. Nicht als ob sie ihn nicht geliebt hätten, im Gegentheil, der Vater war eine kaum minder zärtliche Natur als der Sohn, und selbst die Mutter, die eine wenig liebenswürdige Dame gewesen sein muß, nannte ihn nie anders als ihren „figlio d'oro“, ihren „Goldsohn“. Monaldo Leopardi war ein streng klerikaler Edelmann, ein gutherziger schwacher Mann, gelehrt auf seinem Gebiet, er besaß eine große Bibliothek, war selbst Schriftsteller und schrieb Erbauungsbücher und klerikale Streitschriften. Die Frau war es, die das Haus regierte, und das ganze für Giacomo unglückselige System des Hauses beruhte nicht nur auf der Einsichtslosigkeit der Eltern, sondern auch auf ihren ökonomischen Verhältnissen. Die Familie hatte große Güter, aber der Graf Monaldo war zu jung in den Besitz seines Vermögens gekommen und hatte die Güter mit Schulden überlastet. Die Gräfin Adelaide übernahm es, die Familie wieder in die Höhe zu bringen. Sie muß eine jener ausgezeichneten Wirthinnen und frommen Frauen gewesen sein, die das Schreckniß all derer werden, die mit ihnen leben müssen. Drei Dinge wollten die Leopardi bewahren: das standesgemäße Leben, dann das Vermögen der Familie und das Seelenheil der Kinder, und die Gräfin führte dies mit solcher Konsequenz durch, daß sie ihre Ziele fast durchweg erreichte, nur gingen die Kinder leider darüber zugrunde. Giacomo, derjenige, der dem Hause den wirklichen Adel gab, starb; die anderen gleichfalls hochbegabten Geschwister fielen nach seinem Tode in Schwermuth und Pietismus, fast in religiösen Wahnsinn. Diese Menschen, dieses Haus sind ein deutliches Beispiel dafür, daß nur die Liebe das Recht hat, sich Liebe zu nennen, die von absoluter Toleranz für die Individualität und die Anschauungen des Geliebten begleitet ist.

Anfangs wuchs der kleine Giacomo in den Ton des Hauses hinein, seine ersten zwischen dem 10. und 17. Jahre verfaßten Schriften — er war ein furchtbar frühreifes, übersensitives Kind — sind theils erbaulichen, theils grammatischen Inhalts, Aufsätze zum Preise der hl. Jungfrau, über den Tod der Jesabel, über die Niederlage des Sennacherib, Gebete an den hl. Franz von Sales und dergl.; besonders charakteristisch ein Schmähgedicht auf Joachim Murat, den selbst ein Autor von so überzeugter katholischer Gesinnung wie Manzoni gepriesen hatte. Aber es kam die Zeit, wo die kindlichen Anschauungen einem revolutionären Freisinn Platz machten; und nun begann unter seiner Führung die stille, halb zitternde, sich immer in der besten Form haltende Rebellion der drei sich innig liebenden älteren Geschwister Giacomo, Carlo und Paolina. Bis zum 24., ja bis zum 26. Jahre durfte keines der Kinder allein auch nur einen Schritt aus dem Hause thun, oder einen Brief empfangen oder schreiben, der nicht gelesen wurde. Die Jesuiten beherrschten das Haus, und bereits 1815 ließ der alte Graf dem Sohn, den er in vorschnellem Eifer zum Geistlichen bestimmt hatte, die Tonsur ertheilen. Die Religiosität des Vaters war die ehrlicher Ueberzeugung, und nie hat er mit ihr einen äußeren Vortheil zu erreichen gesucht. Monaldo Leopardi hat es stets bitter empfunden, daß sein Sohn ihn nicht so wieder liebte, wie er ihn; und man mag sich den Schmerz des bigotten Paares vorstellen, als Giacomo der ausgesprochenste und hoffnungsloseste Atheist Italiens geworden war.

Aber man denke sich auch neben diesem Vater (der sich, beiläufig bemerkt, für einen bedeutenden Mann hielt und ausdrücklich betonte, daß es nicht Stolz, sondern Liebe zur Wahrheit sei, wenn er stets seine Meinung durchsetzen wollte) diesen Sohn, dessen Anschauungen jenen absoluten Freisinn erreicht hatten, dem keine Autorität und keine Institution heilig sein darf, die er nicht geprüft und heilig befunden, jenen geistigen Anarchismus, der kleinen Köpfen so verderblich ist, ohne den aber die großen und schöpferischen Großes und Neues nicht leisten können.

Man mag den Eltern verzeihen, daß sie nicht nachgeben wollten, wo es sich in ihren Augen um das Seelenheil des Sohnes handelte, man mag ihnen selbst verzeihen, daß sie Giacomo stets bei sich haben wollten, obwohl er das Klima in Recanati nicht vertrug. Aber unentschuldbar erscheint, daß, als Giacomo erkrankt war, Wagen, Kutscher, Koch und Bediente gehalten wurden, während kein Geld da war, um ihn in eine Gegend zu schicken, in der er sich hätte erholen können, und daß später, als er nicht mehr im Hause lebte und mit dem größten Elend kämpfte, er von seiner Mutter keine 10 Francs erhielt, während drei bis vier Geistliche als müßige Pensionäre im Hause lebten. Der alte Leopardi hat sich nach dem Tode des Sohnes bittere Vorwürfe gemacht, und es fehlt nicht der tragikomische Beiklang, wenn er schreibt: „Man wird an alledem mir die Schuld geben, man sieht ja nicht ins Innere des Hauses und weiß nicht, wer das Haupt des Hauses ist.“

Ungünstig, erstickend und verbitternd, wie das elterliche Haus, wirkte auch die unwissende und beschränkte Umgebung der Vaterstadt auf ihn ein, in der nicht ein Mensch war, der ihm kongenialen Umgang geboten hätte, die für den gebrechlichen und schüchternen Knaben höchstens Spott hatte. Er haßte seine Vaterstadt und schrieb später, daß seine Umgebung in Recanati seinen Charakter für immer geschädigt habe. Es läßt sich kaum etwas wehmüthigeres denken, als die Existenz der drei Kinder auf dem Schlosse, die sich so unglücklich fühlten und in verzweifelter Liebe aneinander hielten. Als Giacomo 10 Jahre alt geworden war, erklärte der Abbate, der ihn unterrichtete, daß er ihm nichts mehr zu lehren hätte. Der Wissensschatz des Abbate wird, wie Montefadini bemerkt, nicht eben reich gewesen sein. In der väterlichen Bibliothek setzte Giacomo seine Studien allein fort und erwarb sich in den folgenden 10 Jahren seines Lebens jenes „Meer von Wissen“, wie Giordani sich ausdrückte — und ruinirte mit diesen Arbeiten seine Gesundheit auf immer und unwiederbringlich. „Er arbeitete Tag und Nacht fast ohne aufzuhören, er kniete in der Nacht vor den Kerzenstümpfchen,“ schreibt sein Bruder, er arbeitete in geradezu grauenerregender Weise, wenn man denkt, wie das stärkste Hirn solchen Anstrengungen hätte erliegen müssen, wie er sein ganzes Leben damit vernichtet hat, und welchen Ballast und Wust todten Gelehrtenkrams er in sich aufnahm. Es trieb ihn unstillbarer Wissensdurst, Begeisterung für die Alten und ein flammender Ehrgeiz. Er gestand dies immer ein. „Ich habe einen ungeheuren, gar nicht zu bemessenden Durst nach Ruhm,“ schrieb er in seinem 20. Jahre, „und eine tödliche Furcht vor der Mittelmäßigkeit.“

Die Zahl selbständiger Arbeiten aus diesen frühen Jahren ist allein erschreckend. Abgesehen von einer Unzahl werthloser Dichtungen in den verschiedensten Versarten, finden wir das Fragment einer Geschichte der Astronomie, umfangreiche Uebersetzungen des Porphyrius und anderer Griechen, Kommentare und Lebensgeschichten kaum bekannter Rhetoren und Kirchenväter und anderes. So trocken und

seelenlos die meisten dieser Arbeiten sind, ebenso ungeheuer erscheint das in ihnen verwerthete Wissen; so entsetzlich die Arbeiten selbst, wenn man bedenkt, daß ein Kind sie geschrieben hat. Der thörichte Vater war entzückt und begeistert und ließ das Wunderkind gewähren und sein armes, junges Hirn völlig erschöpfen.

Auch seine ersten Publikationen sind philologischer Natur, theils Uebersetzungen nach Virgil, Simonides, des Froschmäusekriegs, theils Editionen wenig bekannter Griechen. Eine Arbeit über Plotinus, die er in seinem 16. Jahre verfaßt hat, wurde von den bedeutendsten Philologen benutzt und citirt, Niebuhr, damals preußischer Gesandter in Rom, nannte ihn die Zierde der italienischen Wissenschaft. Er war noch nicht 20 Jahre alt, im Hause als kleines Kind, in seiner Vaterstadt als Kretin angesehen, als die Akademie zu Viterbo ihn zu ihrem Mitglied erwählte.

Am 21. Februar 1817 sandte er eine seiner Abhandlungen mit einem begeisterten Brief an den damals hochberühmten Pietro Giordani. Am 5. März antwortete Giordani mit einem Briefe, in welchem er das übermäßige Lob bescheiden ablehnt und sich über die eingesandte Schrift sehr günstig äußert. Der Brief beginnt mit den Worten „Pregiatissimo et illustrissimo Signor Conte“. Aber schon am 12. folgt ein zweiter Brief, der mit den Worten „Signor Contino pregiatissimo“ eingeleitet wird, und in dem er des Staunens kein Ende findet, erfahren zu haben, daß der Autor erst 19 Jahre alt sei, denn jetzt begreift er die überschwängliche Begeisterung, nicht mehr aber das Wissen seines jugendlichen Korrespondenten.

Und nun begann zwischen ihnen jene unzertrennliche Freundschaft, die bis zu Leopardi's Tod und darüber hinaus währte, denn Giordani fand Gelegenheit, sie auch nach Leopardi's Tod zu beweisen. Giordani's Schriften sind heute vergessen, aber sein Briefwechsel mit Leopardi wird ein Denkmal für ihn bleiben und sein männliches Wesen und sein warmherziges Gemüth immer erkennen lassen. Die Briefe, die die Beiden wechseln, sind wahre Liebesbriefe: aber Liebesbriefe gedankenreicher Männer mit bedeutendem Inhalt, die das Uebersetzen wohl verdienten; wie Leopardi's Briefe überhaupt von unendlicher Zierlichkeit und Anmuth und fast nie ohne einen gewissen wehmüthigen Humor sind; in dem unbedeutendsten Satz klingt etwas mit, das die liebenswürdige und tiefe Natur des Schreibers verräth.

In den Briefen an seine Freunde, insbesondere an Giordani, sowie in denen an seinen Bruder Carlo, ergoß er sein dürstendes Herz, all die überquellenden Gefühle, die seine Schüchternheit und bald auch sein Zustand, den Frauen entgegenzubringen ihm versagten. Zwei Dinge hat Leopardi genossen, wie wenig Andere: frühen Ruhm und innige Freundschaft. Beide genügten ihm nicht. Des Ruhms wurde er bald satt und statt der Freundschaft begehrte er zärtlichere Verbindungen, die ihm versagt blieben. Wie Musset in dem Verse „Être admiré ce n'est rien, l'affaire est d'être aimé“, so schrieb Leopardi im Jahre 1828 an seine Freundin, die Frau des Professors Tommasini. „Ich habe weder Bedürfniß nach Achtung, noch nach Ruhm, noch nach irgend etwas anderem Verlangen, sondern nur nach Liebe.“ Liebe, Liebe als das einzige Glück ist das Wort, das in seinen Versen und in seiner Prosa immer wiederkehrt, in jener gesteigerten, fast unnatürlichen Sehnsucht und Idealisirung, die nur die unglückliche Liebe kennt, die in sich selbst und in ihren Träumen immer neue Nahrung findet und die Enttäuschung und Bitterkeit des Besitzes nicht kennt. Aus diesem Grunde sind Leopardi's Liebesklagen und seine Liebesschwärmereien ebenso gesteigert, wie seine Urtheile über die wirklichen irdischen Frauen verbittert und ungerecht sind, wie eben die eines Menschen, der in der Liebe alles Leid und keine Lust genossen hat.

Die musikalischen Kunstausdrücke und die Sprachreinigung.

Von Heinrich Rietsch (Wien).

Die Sprachforschung als solche steht im allgemeinen den Bestrebungen zur Sprachreinigung kühl gegenüber. Ihr bietet die Frage, woher und in welcher Gestalt ein Wort in die Sprache aufgenommen wurde, meist größeres Interesse als die Frage, warum und mit welchem Recht dies geschehen ist. Sie sieht diese Aufnahme als einen natürlichen, unvermeidlichen Vorgang an, der gelegentlich in einem hübschen Bilde mit der physikalischen Erscheinung der Exos- und Endosmose verglichen wird.[1])

Wenn gleichwohl heute die Bewegung gegen diesen Aufnahmevorgang immer mehr um sich greift, so dürfte dies kaum ohne innere Nothwendigkeit geschehen sein. Zwei treibende Kräfte sind vor allem wirksam: die Gegenströmung gegen den verstärkten Zufluß fremder Wörter, die in dieser Menge von der Sprache nicht mehr verdaut, d. i. nicht mehr angeglichen werden können — und das erhöhte Volksempfinden unsrer Zeit, das zu allererst im sprachlichen Selbstbewußtsein zum Ausdruck kommt. Waren diese Kräfte einmal entbunden, so lag nichts näher, als daß in Hast und Hitze manchmal übers Ziel geschossen wurde und daß hier und da dem guten Willen nicht die entsprechende Einsicht zur Seite stand. Aber selbst wenn sich die Sprachwissenschaft mit vollem Einsatz der Frage bemächtigen wollte, wäre davon allein ein befriedigendes Ergebniß bei der Vielseitigkeit der Ausdrucksgebiete nicht zu erhoffen. Eine gedeihliche Fortentwicklung hat vielmehr zur Voraussetzung, daß sich die einzelnen Fachwissenschaften der Sache annehmen und — nach dem Grundsatz der Arbeitstheilung — aus ihrem Bedürfniß heraus die Zulässigkeit fremder Ausdrücke erwägen oder für geeigneten Ersatz aus der Volkssprache Sorge tragen.

So auch im besonderen auf dem Gebiete der musikalischen Kunst, die ja wie keine andere das Gemüthsleben beeinflußt, die als Tonsprache an Eindringlichkeit mit der Wortsprache wetteifert, in der aber auch, wie nicht bald auf einem anderen Gebiete des Lebens, von dem regen Verkehr der Völker untereinander ein starker Niederschlag fremder Wörter zurückgeblieben ist. Hier hat denn auch die lebendige Musikübung dem lehrhaften Wege vorgegriffen und die sprachreinigende Bewegung kann sich mit Recht auf das Vorgehen berühmter Tonmeister berufen.[2])

Trotzdem ist die Gefahr keine geringe. Eine Zersplitterung, ein wahl- und planloses Vorgehen kann mehr schaden als nützen. Es muß daher als eine dankbare Nebenaufgabe der Musikwissenschaft angesehen werden, hier einzugreifen, die Grundsätze der sprachreinigenden Bewegung im allgemeinen auf ihre Zulässigkeit im musikalischen Leben zu prüfen und sodann für die nach Gruppen gesonderten Fachausdrücke leitende Gedanken zur Behandlung der Fremdworte zu geben.

Eine solche grundsätzliche Darstellung, dürfte gerade für unsre deutsche Tonkunst um so weniger überflüssig oder verspätet erscheinen, da gerade sie im Gegensatz zu ihrer führenden Stellung die größte sprachliche Entfremdung zeigt und da die bisher gemachten theoretischen Versuche[3])

[1]) R. Kleinpaul: Das Stromgebiet der Sprache. Leipzig 1892. S. 512 f.

[2]) Von deutscher Seite werden meist Robert Schumann und Richard Wagner angezogen. Es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß heute schon die Mehrzahl unsrer jüngeren bedeutenden Tonkünstler auf diesem Wege gefolgt ist.

[3]) O. Dittrich: Die Fremdwörter der Tonkunst (Verlag). Nebst einem Verzeichnisse von Verdeutschungen. Dresden 1888. (Bietet Anregung in manchen Punkten; leider die grundfalsche Schreibung „allmälig“!) Das dort angekündigte Verdeutschungsbuch von Friedrich

eine geordnete Darlegung vermissen lassen, zum Theil nur geschichtlich erzählend verfahren.

I.

Hermann Riegel, der Begründer des allgemeinen deutschen Sprachvereins hat als allgemeine Richtschnur den Satz aufgestellt: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann.“ [1]) In der Anschauung aber, wann eine Verdeutschung gut zu nennen ist, liegt die Schwierigkeit. Im allgemeinen läßt sich wenig sagen. So gewiß es ist (wenn auch von den Gegnern der Sprachreinigung mit Vorliebe unbeachtet gelassen), daß sich die Bedeutungen des Fremdausdrucks und der Verdeutschung nicht decken müssen, ihr Anwendungsgebiet vielmehr bloß ineinandergreift, so wird es doch einen besonderen Vorzug der Verdeutschung bilden, wenn sie den Umfang des Fremdworts vollkommen oder doch zum größten Theil erschöpft, wie es bei dem in unser Gebiet gehörigen Wort Programm der Fall ist, für das Karl Bruns erst kürzlich das treffende Wort „Ansage“ gefunden hat. Dadurch werden die Theilverdeutschungen „Einladungsschrift“ (C und D[2]), Festordnung, Uebersicht (D) Vormeldung, Voranzeige (C) und nun gar das leider sehr übliche „Vortragsordnung“ ersetzt. Diese letzte, von den Gegnern der Sprachreinigung mit Recht bespöttelte Bildung[3]) bringt uns auf eine zweite allgemeine Betrachtung, über die Gefahr nämlich, bei Verdeutschungen zunächst immer auf zusammengesetzte Wortbildungen zu verfallen, die doch wegen ihrer Schwerfälligkeit zum Ersatz des Fremdworts am wenigsten geeignet sind. Leicht wird oft durch Weglassung des Bestimmungswortes zu helfen sein, wo der Sinn der Stelle es ersetzt; häufig ist ja auch im Fremdwort diese nähere Bestimmung nicht enthalten: (Bürger-)Steig (trottoir nicht au citoyen), (Ton-)Leiter (scala nicht dei toni), (Schrift-)Leiter, (Spiel-) Plan, (Spiel-)Zeit, (also nicht „todte Spielzeit“ für saison morte, sondern „todte Zeit“). Hier und da auch umgekehrt: Uebung(-sstück) für étude neben dem Lehnwort Studie.

Die Ausmerzung der Fremdwörter in der Tonkunst wird aber noch besonders bekämpft unter Hinweis auf das internationale Gepräge dieser Kunst. Dies könnte zunächst einmal nur für die Spielmusik[4]) geltend gemacht werden, da der Gesang schon die Zugehörigkeit zu einer Wortsprache bedingt. Aber auch diese Unterscheidung würde auf einem Fehlschluß beruhen. Denn die Kunst überhaupt ist nicht international, sondern ist in ihrer Wesenheit bedingt von der (über das Schöne) gewonnenen gemeinsamen Anschauungsweise eines Volkes, der sich in gewissen Abständen die Art der unter ähnlichen Verhältnissen lebenden Völker angliedert. So wird z. B. die deutsche Kunst von stamm- oder bildungsverwandten Völkern verstanden und zur Anregung benutzt werden können, ohne daß sie aufhört, ihrer Wesenheit nach von der Kunst dieser Völker ebenso verschieden zu sein, wie die deutsche Sprache von der der anderen Nationen.[1]) Nur die Dichtkunst, indem sie sich eben dieser Wortsprache als Ausdrucksmittels bedient, hat für diese Verschiedenheit auch ein äußeres Zeichen. Innerlich, mit Bezug auf den künstlerischen Ausdruck, ist die volkliche Verschiedenheit nicht im entferntesten größer als bei den übrigen Künsten; müssen wir uns doch stets vor Augen halten, daß alle Künste nur Strahlenbrechungen einer und derselben Lichtquelle, der Kunst an sich, der Allkunst sind, lediglich durch das Prisma der verschiedenen Techniken gesehen.

Hier kann diese Gedankenreihe nicht weiter verfolgt werden. Es genüge so viel, um vom Standpunkt der abstrakten Kunstlehre die Sprachreinigung, da sie einen nicht vorhandenen internationalen Charakter auch nicht stören kann, für erlaubt erscheinen zu lassen. Später wird noch Gelegenheit sein, die damit zusammenhängenden praktischen Bedenken zu zerstreuen.

II.

Die musikalischen Kunstausdrücke lassen sich in drei Gruppen sondern, je nachdem sie bezeichnen:

1. die Formen in Kunstlehre und Kunstübung,
2. die Mittel zur Tongebung,
3. die Art der Ausführung.

Wollen wir mit dem Namen der Kunst selbst die erste Gruppe eröffnen, so finden wir gleich das Fremdwort Musik. Die Wörter aus dem Griechischen auf -ik zeigen in der Betonung einen schwankenden Gebrauch. Die Endsilbe wird betont oder nicht, je nachdem die Uebernahme auf dem Umwege des Französischen oder des Mittellateinischen erfolgte. Während man z. B. bei Metrik dem deutschen Betonungsgesetz folgt, ist Republik aus naheliegenden Gründen französisch betont. Die μουσική (τέχνη) hat zwar im Mhd. den Ton des lat. musica beibehalten, deßgleichen im Englischen und im mundartlichen Deutsch, in der Sprache des Umgangs wird aber allgemein der französischen Betonung gehuldigt. Es wäre wünschenswerth, daß dieses nicht zu entbehrende Fremdwort doch wieder auf die unserm Sprachgefühl entsprechende Betonung zurückgeführt würde. „Tonkunst“ ersetzt nicht nach allen Richtungen hin die „Musik“, wird aber willkommene Abwechslung gewähren.

Auch wenn wir ins einzelne eingehen, finden wir von der Komposition bis herab etwa zu den einzelnen Intervallen einen großen Theil anderen Sprachen entlehnt. Wie steht es da mit der Verdeutschung? Das Wort Komposition zunächst. Mehrere Künste kennen diesen Ausdruck. In der Tonkunst hat er sogar doppelte Bedeutung, eine abstrakte und eine konkrete. In der konkreten Bedeutung wird es mit Tonstück (allgemein), Vertonung (einer dichterischen Vorlage) und noch vielfältig anders[2]) übersetzbar sein, in seiner abstrakten Bedeutung dürfte dies nicht leicht gelingen.[3]) Auch das Intervall wird durch Bildungen mit „Ton=“ verdeutscht. Tonstufe (S) hat schon eine andere bestimmte Bedeutung, Tonabstand (S. D.), Tonzwischenraum (C. D.) sind zu schwerfällig. Es wäre aber (Ton=) Spanne zu erwägen. Die einzelnen Intervalle ließen sich nach Vorgang des holländischen achttoon mit Ton als Grundwort und der Zahl als Bestimmungswort verdeutschen. Aber auch umgekehrt: Tonachte (C neben

Friebe scheint nicht erschienen zu sein. — M. Chop (Charles): Von der deutschen Sprache im Musikleben. Neuruppin 1892. — C. Willing: Zur Geschichte der Fremdwörter in der deutschen Musik. „Zeitschrift des allg. deutschen Sprachvereins“ 1895. Sp. 219 ff.

1) Ein Hauptstück von unsrer Muttersprache. Braunschweig 1888.

2) C = J. H. Campe: Wörterbuch zur Erklärung u. Verdeutschung der unsrer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. Braunschweig 1813. D = Dr. H. Dunger: Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter. Leipzig 1882.

3) Ed. H(anslick): Modernes im Zeitungs- und Theaterwesen. „Neue Freie Presse“ v. 23. August 1891.

4) Dieser Ausdruck, sowie „Spielkunst“ statt des schwerfälligen Doppelfremdworts Instrumentalmusik findet sich bei Gervinus: Händel und Shakespeare. Leipzig 1868, während die neueren Verdeutschungswörterbücher hiefür keinen Ersatz bieten; C sagt „Klangspiel“.

1) Trefflich sagt Spitta von einer angeblich internationalen Kunst der Töne: „Wie wenn alle Völker, die sich desselben Alphabets bedienen, dieselbe Sprache redeten.“ (Zur Musik S. 21.)

2) D. Sanders: Verdeutschungswörterbuch, Leipzig 1884 (weiterhin S) hat allein hiefür sechs zusammengesetzte Bildungen mit „Ton“. — Sie werden sämmtlich und zwar im Zusammenhang auch ohne das Bestimmungswort gut anzuwenden sein.

3) Nur C gibt hiefür „Setzkunst“.

Achtklang, Tonbezirk für Oktave)[1]). Harmonie als musikalischer Kunstausdruck[2]) und Kontrapunkt[3]) spotten aller Verdeutschungsversuche. Vom Kontrapunkt gibt es sogar eine Angleichung ans Deutsche mit volksetymologischer Wendung, leider als Eigenschaftswort. Kunterbunt nämlich ist, wie hier endgültig festgestellt werden soll, aus dem adjektivisch oder adverbial gebrauchten Kontrapunkt (hervorgegangen; das Durcheinander der Stimmen eines sehr kontrapunktisch geführten Satzes wurde offenbar vom Volk auf ähnliche verwirrende Eindrücke ausgedehnt; schließlich bot sich die Aehnlichkeit mit bunt dar, die Volksetymologie konnte durch eine einfache Stellvertretung der Sinne (wie umgekehrt bei Spektakel von spectaculum) den Gehöreindruck auf das Geschaute übertragen. Dagegen dürften die ersten zwei Silben mit dem Wort kunter = Ungethüm auch nachträglich kaum zusammenzustellen sein. Ursprünglich jedenfalls nicht, denn kunter in diesem Sinn ist oberdeutsch, kunterbunt anfänglich niederdeutsch. Trotz der Hervorhebung dieses Umstandes und trotz der Zusammenstellung mit kuntervêch, Konterfei, contrafacta, gibt das Grimmsche W.-B. die Erklärung: verstärktes „bunt“, „zu bunt“, „grell bunt“, welche Erklärung sich überdies mit dem Sprachgebrauch nicht deckt, da auch heute noch keine nothwendige Beziehung auf Farben besteht. Diese Erklärung ist um so verwunderlicher, als das W.-B. im letzten Absatz auf die richtige Ableitung zu sprechen kommt[4]) und sie sogar mit einer hier mitzutheilenden Stelle belegt. Von einer endgültigen Anerkennung dieser Etymologie scheint die Sprachforscher der Mangel einer richtigen Vorstellung vom musikalischen Kontrapunkt abgehalten zu haben. Wenn wir uns aber den oben geschilderten Eindruck eines reich kontrapunktischen Stückes auf das naive Volk vergegenwärtigen und es uns noch gelingt, eine Zwischenform zu belegen, so darf wohl jeder Zweifel schwinden.

Eine solche Zwischenform hat sich gefunden. J. Bolte[5]) veröffentlicht aus einer Berliner Handschrift ein Liedchen, die Altenburger Bauernkirms (= Kirchmesse, Kirchweihfest). Es beginnt:

„Auf, ihr Bursche, sitt vull Freda,
Tantzt und springt, su gut ihrs kunt!
Spelmon, spon du deine Saita,
Dass es klingt fein contrabund!“

Dieser Stelle reihen sich nun die in Grimms W.-B. angezogenen Verse aus einer Reimchronik vom Jahr 1499 an, wo es heißt:

„Conterbunt war darbi zwar,
lieplich gieng es durch einander gar
ganz mit rechter kunst vnd art,
als do lert musica die zart.“[6])

Und selbst bei Wieland finden wir noch die Schreibung mit o, der Bezug auf die Musik ist entfallen:

„Es geht ja manchmal wohl ein wenig konterbunt
Und garstig zu auf diesem Erdenrund.“[7])

Also contrapunkt, contrabund, conterbunt, konterbunt, kunterbunt. Die geschlossene Reihe spricht für sich selbst.

---

1) J. Chr. Markwort: Umriß einer Gesammttonwissenschaft (Darmstadt 1826), sagt „große, kleine Dritte“ für große, kleine Terz.

2) Die Verdeutschungswörterbücher berücksichtigen meist nur die allgemeine Bedeutung.

3) Tonsetzkunst, Kunst des Stimmenwechsels (?) (C, D) mit je drei Worten!

4) Von den späteren etymologischen Wörterbüchern unbeachtet gelassen, vgl. Friedr. Kluge: Etym. W.-B. Straßburg 1884, Paul Imm. Fuchs: Deutsches W.-B. auf etymol. Grundlage. Stuttgart 1898.

5) Acta germ. I. S. 262, Nr. 27.

6) Joh. Lenz: Der Schwabenkrieg. Herausgegeben von H. v. Dießbach. Zürich 1849.

7) Schach Lolo, V. 65 f.

Wir wollen nach dieser Abschweifung zum Gebiet der Verdeutschung zurückkehren und aus der ersten Gruppe noch zwei Ausdrücke herausnehmen, Sonate und Symphonie, die Eckpfeiler der klassischen Spielmusik. Die Symphonie hat — vielleicht ob der Möglichkeit, die erste Silbe deutsch zu erklären — wenig Anfechtung erfahren.[1]) Dagegen hat sich die Sonate und ihr Gegenstück, die Kantate, seit langem die Gegnerschaft selbst gemäßigter Schriftsteller gefallen lassen müssen.[2]) Man sagte sich wohl, die Uebersetzung liege so nahe: Klang- oder Klingstück, Sang- oder Singstück. Dagegen machen sich aber zwei Bedenken geltend, zunächst in der Uebersetzung von Sonate. Suonare, dem cantare gegenübergesetzt, ist transitiv, heißt klingen lassen, d. i. so viel als (ein Instrument) spielen.[3]) Es müßte also Spielstück heißen, wenn da nicht das zweite Bedenken einträte, daß nämlich bald nach ihrem Auftreten Sonate und Kantate ein mehrsätziges Tonwerk, dort der Spielmusik, hier der Singmusik bezeichnen. Ein solches mehrsätziges Werk aber Stück zu nennen, dürfte jedenfalls unserm Sprachgefühl zuwiderlaufen. Spielstück wird dagegen eine gute, weil kurze, Verdeutschung für Instrumentalpiece abgeben.

Die großen Formen der Gesangmusik sind die Oper und das Oratorium. Sagt man statt Oper Musikdrama, so ist nur der neuere Ausdruck durch einen älteren, der kürzere durch einen längeren ersetzt und vom Standpunkt der Verdeutschung nichts gewonnen. Singschauspiel (C u. Grimm) oder etwa Hörschauspiel sind zu sehr zusammengesetzt, um das schon Lehnwort zu nennende „Oper“ zu ersetzen. Viel störrischer gegen die Angleichung zeigt sich das Wort Oratorium. Die Behandlung der aus dem Lateinischen überkommenen Wörter auf = um gestaltet sich heute sehr schwierig. Früher freilich sagte man des Oratorii, dem Oratorio u. s. f., ja das war so eingewurzelt, daß ein Prediger sogar von einem treuen Bekenner des Christenthi sprechen konnte.[4]) Da es aber geschichtlich mit dem auch heute noch Oratorium genannten Betraum in der Kirche zusammenhängt und kein Verdeutschungsversuch bisher gemacht worden ist, dürfte das lateinische Wort wohl noch die absterbende Kunstform selbst überdauern. Gleich eingebürgert wie die Oper dürfen wir die Hymne ansehen, deren mannichfache Verdeutschungen (durchweg in Bildungen mit -Gesang oder -Lied) jenen einfachen Ausdruck nicht ersetzen, insbesondere nicht in seiner engeren kirchenmusikalischen Bedeutung. Hiezu kommt, daß unsre Sprache hier noch in der nhd. Zeit die Kraft gezeigt hat, das Wort nach Endung und Geschlecht umzugestalten.[5]) Aehnlich hat das durch seine Aufnahme in Suite und Sonate auch bei uns eingebürgerte Menuett im Deutschen das sächliche Geschlecht angenommen und man thut unrecht, ihm neuerlich den männlichen Artikel vorzusetzen, aus der dem Deutschen eigenthümlichen Scheu, sich nur ja nicht etwa als unvertraut mit der Sprache zu zeigen, aus der das entlehnte Wort stammt.

III.

Was vom Menuett gesagt wurde, gilt in gleicher Weise vom Fagott und damit treten wir zur zweiten Gruppe technischer Ausdrücke über. Die Mittel zur künstlichen Hervorbringung der Töne nennen wir (Musik-)Instrumente.

---

1) C Allklangstück. Neuere Verdeutschungen sind mir nicht bekannt geworden.

2) Wie H. A. Köstlin, Hans v. Bülow.

3) M. Prätorius sagt in seinem Syntagma musicum (1619): „Sonata a sonando wird also genennet, daß es nicht mit Menschenstimmen, sondern allein mit Instrumenten musizirt wird.“ (III, 22).

4) W. Wackernagel: Die Umdeutschung fremder Wörter. Basel 1863².

5) Wahrscheinlich durch Neubildung aus dem schwachen Plural „Die Hymnen“. Vgl. J. Blumer: Zum Geschlechtswandel der Lehn- und Fremdwörter im Hochdeutschen. Leipzig, Fock.

Wir sehen, daß das Bestimmungswort, wo kein Zweifel entstehen kann, wegfällt. Ob aber bei den Verdeutschungen nach Weglassung von Ton — oder Klang — das „Geräth“ oder „Werkzeug“ sich hiefür eignet, möchte ich bezweifeln, mit den Bestimmungswörtern andrerseits sind die Ausdrücke zu schwerfällig. Für Zusammensetzungen, wie Holzblasinstrumente, Streichinstrumente, ist im übertragenen Sinne vielfach Holzbläser, Streicher üblich geworden. Nun zu einzelnem. Die Königin der Instrumente ist die Orgel. Dies Wort, entstanden aus organa (plur. neutr.) über mhd. orgene, orgele zu einem sing. fem., ist Lehnwort im Gegensatz zu dem aus organum hervorgegangenen Organ. Die der Orgel zunächst stehenden Bläser sind entweder Lehnworte oder weisen doch deutschen Lautstand auf. Wir werden also weder Gellflöte noch Hellholz für Klarinette, nicht Hochholz für Oboe sagen. Bei den Streichern ist der deutsche Lautstand nicht gewahrt. Die Violine genießt noch einen unberechtigten Vorzug vor der Geige (wenn auch das Stammwort Viola möglicherweise germanischen, Geige möglicherweise romanischen Ursprungs ist). Man kann gewissermaßen drei Zeugungsstufen bei der aus fidula gebildeten Wortfamilie unterscheiden:

Viola

Vergrößerung: — Verkleinerung:

Violone — Violino — Violetta

Verkleinerung:

Violoncello — Violoncino

Violetta und Violoncino sind im Laufe des 18. Jahrhunderts in Vergessenheit gerathen. Das Violoncell hat sich im Deutschen, Französischen und Englischen erhalten, obwohl es dem Lautstand keiner dieser drei Sprachen entspricht. Die unschöne Verdeutschung „Kniegeige“ konnte sich mit Recht keine Freunde erwerben. Am besten scheint mir Kleinbaß (C) im Gegensatz zum Kontrabaß. Für die Viola als Altinstrument unsres Streichkörpers ist das Lehnwort Bratsche (Viola da braccio) mehr zu empfehlen.

Die Gesammtheit der Streich- und Blasinstrumente, zu denen sich noch die Schlaginstrumente gesellen, bilden den herrlichen Klangkörper, das Orchester. Dieses griechische Wort haben wir aus dem Französischen übernommen. Beweis dessen die französische Stellung der Endbuchstaben in der ersten Zeit seines Gebrauchs im Deutschen.[1]) Es sind keine beachtenswerthen Verdeutschungsversuche zu verzeichnen. Die Mitglieder des Orchesters als Vertreter bestimmter Instrumente werden nach diesen benannt, und zwar vielfach mit der Endsilbe -ist (ista); tritt diese Silbe an ein deutsches Wort, so können wir mit Wackernagel von einer Umwälschung sprechen. Während man aber den Mattheson'schen Symphonisten (Orchestermitglied) nicht mehr kennt, auch der Operist und die Operistin (obwohl noch bei Heyse, Fremdwörterbuch 1865[13] angeführt) nicht mehr üblich sind, behaupten sich Flötist, Hornist u. s. f., ja es wurde noch in neuerer Zeit der Paukist ähnlich gebildet.[2]) Nun haben wir aber ein gutes einfaches Wort „Pauker“, das ebenso wie Posauner schon im 15. Jahrhundert gebraucht war,[3]) und es käme nur auf den Versuch an, Flöter zu sagen, den Goethe'schen Harfner allgemein aufzunehmen und den Geiger durchaus an Stelle des Violinisten zu setzen.

IV.

Die dritte Gruppe umfaßt die Ausdrücke, welche der Notenschrift zur Erläuterung und näheren Bestimmung beigegeben werden. Die Schrift für die Tonsprache, wie wir sie heute besitzen, ist ein Triumph des menschlichen Geistes und es kann gegenüber den mannichfachen, ja ungezählten Versuchen, sie für irgend eine neue Erfindung preiszugeben, nicht genug betont werden, welchen Schatz wir an ihr, dem Ergebniß tausendjähriger Arbeit, besitzen. Keiner der neuen Vorschläge läßt sich an Anschaulichkeit mit der herrschenden Schrift vergleichen. Ja meistens bedeuten sie ein Zurückgreifen auf längst abgethane Systeme. Ein Vorwurf könnte aber unsrer Notenschrift gemacht werden — und damit komme ich auf unsern Gegenstand zurück —, daß nämlich weder das absolute Zeitmaß, noch die Stärkegrade, noch gewisse Spielanweisungen für die Instrumente in der Notenschrift selbst zum Ausdruck kommen, und daß dadurch die Beihülfe einer Wortsprache nothwendig wird, die wieder ein Hinderniß für die Allgemeinverständlichkeit bildet. Dem war nicht immer so. Wie heute noch die der musikalischen nächstverwandte dramatisch-recitirende Kunst der näheren Anweisungen für die zu sprechenden Worte und Sätze entbehrt,[1]) so war dies auch einmal bei der Tonkunst der Fall, selbst noch in der Blüthezeit des unbegleiteten Gesanges (15. und 16. Jahrhundert). Das Mittelalter hatte in dieser Hinsicht den Beruf erfüllt, die Aufzeichnung der Töne nach Höhe und Maß aus unsicheren Anfängen zu vollem Ausbau zu bringen. Das Uebrige war Sache der Ausführenden, und es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß den Musikern jener Zeit der ästhetische Grundsatz der Bewegung, als Auf- und Abnahme im Zeitmaß sowohl als in der Stärke nicht bekannt, seine Uebung nicht gefordert worden wäre. Aeußerlich freilich tauchen erst im 17. Jahrhundert, zur Zeit und im Zusammenhang mit dem Bestreben nach dramatisch-persönlichem Ausdruck, vereinzelte Bezeichnungen auf: Adagio, Allegro, Piano, Forte. Mit diesen und einigen anderen Zusätzen ging man aber noch zu J. S. Bachs Zeiten sparsam um. Ja selbst Haydns und Mozarts Werke sind gegenüber denen Beethovens noch dürftig bezeichnet. Erst mit diesem Meister setzt die Bewegung mit Macht ein, und heute haben wir schon sogenannte Phrasirungsausgaben von demselben Beethoven, der also nach dem Standpunkt ihrer Herausgeber noch viel zu wenig Bezeichnungen gegeben hat. Sollten diese mit Zeichen und Bemerkungen überladenen Ausgaben wirklich nothwendig sein, dann können wir wohl sagen: Indem wir reicher wurden, sind wir ärmer geworden! Sehen wir aber von solchen Ausgaben ab und halten uns an das, was die Komponisten selbst zuzusetzen für nothwendig fanden, so zeigt sich, daß gerade die romantische Schule eine Bezeichnungsart eingeführt hat, die über bloße Zeit- und Stärkebestimmung hinausgehend, den ganz besonderen Charakter einer Stelle dem Spieler nahebringen soll. In der Schwierigkeit, diese nicht mehr herkömmlichen Vorschriften in einer anderen als der eigenen Volkssprache richtig und verständlich auszudrücken, lag von selbst der Hinweis auf den Gebrauch der Muttersprache für den Komponisten. Die Verdeutschung der Titel ist schon seit Schumann durchgeführt oder eigentlich wieder aufgenommen worden, hat doch schon J. S. Bach in seiner späteren Schaffenszeit statt italienischer Titel deutsche geschrieben. Die Verdeutschung der Vortragsbezeichnungen dagegen befindet sich erst in der Entwicklung und es tritt uns bei der

[1]) Nicht bei Goethe und Zelter, welche das Grimm'sche W.-B. als früheste Belege anführt, wohl aber bei dem Musiker Joh. Mattheson, dessen Buch „Das Neu-Eröffnete Orchestre“ 1713 zu Hamburg erschienen ist.

[2]) Th. Billroth in der „N. Züricher Ztg.“ 1861—1868, wieder abgedruckt „N. Fr. Presse“ vom 8. Sept. 1894, S. 6, Feuill. Sp. 3. — Herm. Bahr in der „Deutschen Zeitung“ vom 6. Sept. 1892.

[3]) Man vergleiche z. B. Dr. F. Waldner, Nachrichten über die Musikpflege am Hofe zu Innsbruck. (Beil. zu den „Monatsheften für Musikgeschichte“.) Langensalza 1897/98, wo die paugger und pusauner neben dem trumetter und trummenschlacher ungezählte Male genannt sind.

[1]) A. v. Berger, Dramaturgische Vorträge. Wien 1890. S. 30 ff. „... so steuert der Schauspieler die andere Hälfte der Sprache bei, durch welche der Wortlaut erst zur vollen, lebendigen Sprache wird.“

reinen Spielmusik das schon oben erwähnte Bedenken entgegen, daß man den Austausch der Musik von Volk zu Volk erschwert. Nachdem wir früher schon gesehen haben, wie es mit dem sogenannten internationalen Charakter der Tonkunst bestellt ist, soll hier noch der praktische Gesichtspunkt ins Auge gefaßt werden.

Die Bezeichnungen und Zusätze zur Notenschrift sind entweder hergebrachte Ausdrücke, die an und für sich schon wegen ihrer festbestimmten, beschränkten Zahl kein Hinderniß für das allgemeine Verständniß bieten; oder es sind jene genaueren Spielanweisungen, zu denen sich die neuere Musik veranlaßt sieht. Bei den Bezeichnungen dieser zweiten Art bildet, wie wir eben vorhin gesehen haben, die fremde Sprache ein unleugbares Hinderniß für den Komponisten wie für den Spieler. Es finden sich denn auch bei Deutschen gelegentlich arge Sünden gegen den italienischen Sprachgeist, von der Rechtschreibung ganz zu schweigen, und es hat sich bei denen, die solches vermeiden wollten, längst die Zuhülfenahme einheimischer Ausdrücke als nothwendig herausgestellt. Dadurch aber entsteht ein buntscheckiges Gemisch verschiedensprachiger Anweisungen, wie wir es heute thatsächlich in den deutschen, englischen und französischen Partituren beobachten können; und die Neuitaliener ihrerseits wenden ganz andere Ausdrücke an, als die noch mumienartig bei uns erhaltenen. Sollte es da nicht angemessen sein, mit der ganzen vielsprachigen Wirthschaft aufzuräumen und zu dem Beweggrund der Nützlichkeit und des praktischen Bedürfnisses, der, wie wir gesehen haben, der Volkssprache auf der einen Seite zur Herrschaft verhalf, den zweiten Beweggrund der schönen und einheitlichen Gestaltung zu gesellen, jenes Motiv, welches der aus Liebe zu Volksthum und Sprache entsprungenen Bewegung gleichsam den festen Untergrund allgemein ästhetischer Berechtigung verleiht?[1]) Auf unsern Fall die Anwendung machend, mögen wir zur Herstellung eines einheitlichen Bildes auch die Gruppe der herkömmlichen Ausdrücke in die eigene Sprache umsetzen in der Erwägung, daß, wenn wir bei ihnen die italienische Sprache als kein Hinderniß für das Verständniß angesehen haben, es gewiß auch nicht schwer fallen wird, ein für allemal Breit (statt Largo), Schnell (für Presto), Lebhaft (für Vivace) u. s. f. zu verstehen, und auch dem Ausländer wird dies sehr bald kein Hinderniß sein, eine deutsche Ausgabe zu lesen. Was die Kunstübung bei kleineren Nationen anbelangt, so wird der gleiche Grund, der sie den Markt der größeren Völker durch den Verleger aufsuchen heißt, sie auch bestimmen, die Bezeichnung in einer der Weltsprachen allein oder neben der eigenen durchzuführen.

Eine Ausnahme werden wir freilich machen müssen, die Darstellung der Stärkegrade durch die Abkürzung von piano und forte und einigen verwandten Ausdrücken (p f mp mf pp ff sf), wofür auch schon Dittrich a. a. O. eintritt. Wir haben es dabei eigentlich nur mehr mit vereinbarten Zeichen zu thun, die durch Kürze und Deutlichkeit wesentliche Dienste thun. Da dürfte es sich denn fügen, daß so wie piano und forte geschichtlich die ersten Vortragszeichen waren, sie auch als die letzten ihrer italienischen Genossen das Feld behaupten werden. Zwischendurch haben sie auch einem Instrument den Namen gegeben, dem Pianoforte, das jetzt durch seinen neueren Bruder, das leider nicht verdeutschte (Hammer-) Klavier ersetzt worden ist.

[1]) So wird uns eine Mischung auch in anderen Sprachen unangenehm klingen, wenn wir z. B. bei Schilderung eines ländlichen Festgebrauches lesen: The *fête* is concluded with a *carouse* (Kehraus!) in the village inn. (The Graphic vom 22. Juni 1893). Hier wäre vielleicht auf die französische Schreibung des alten Instruments Krummhorn als cromorne hinzuweisen.

V.

Es konnte nicht die Aufgabe der vorliegenden Zeilen sein, all die zahlreichen musikalischen Kunstausdrücke auf ihre Nothwendigkeit zu prüfen oder Ersatzworte vorzuschlagen. Es mußte genügen, einzelne Fälle herauszugreifen, um so gleichsam von Strecke zu Strecke den Weg zu beleuchten, der eingeschlagen werden muß, um zu einem für Sprache und Kunst gleich gedeihlichen Ziele zu gelangen. Wollen wir nach diesen Schlaglichtern den Weg selbst näher bezeichnen, d. h. den Vorgang feststellen, nach dem wir im einzelnen Fall zu einer befriedigenden Entscheidung gelangen können, so werden wir drei verschiedene Gesichtspunkte ins Auge fassen müssen, deren Anwendungsgebiete sich gegenseitig zu durchdringen haben und zwar:

A) die Feststellung, ob etwa der Fremdausdruck im Laufe der geschichtlichen Entwicklung gleichsam das Heimathsrecht in unsrer Sprache ersessen hat;

B) die Beurtheilung, inwieweit sich das Fremdwort in Betonung, Lautstand und Endung dem Deutschen angeglichen hat und ob ihm nicht andere sprachliche Bedenken entgegenstehen (s. oben I).

C) die Einreihung des Fachausdrucks in eine der drei oben (II—IV) getrennt behandelten Gruppen.

Dabei wird sich ergeben: In der ersten Gruppe der Fachausdrücke wird der Gesichtspunkt A besonders hervorzukehren sein. Wir werden mit Verdeutschungen vorsichtig zu Werke gehen und im Zweifel uns für den eingebürgerten Fremdausdruck entscheiden, insbesondere wenn er sich nach Gesichtspunkt B mehr oder minder eng an die deutsche Umgebung anschließt.

Für die dritte Gruppe wurde eben einer vollständigen Verdeutschung das Wort geredet, haben wir es doch hier zumeist gar nicht mit Wörtern zu thun, die in unsre Sprache aufgenommen sind, sondern mit der unmittelbaren Anwendung einer oder der anderen Fremdsprache (hauptsächlich des Italienischen, während das Französische für die Titelblätter höchstens noch bei der sogenannten Salonmusik zu finden ist). Die zweite Gruppe neigt sich im allgemeinen zur Behandlungsart der ersten. Wie sie aber begrifflich die Vermittlung zwischen der ersten und dritten Gruppe darstellt, so wird ihr auch in der Verdeutschungsbestrebung eine Neigung zu kräftigerem Vorgehen angemessen sein.

Wenden wir uns nun zum Schlusse mit der Frage an die Zukunft, ob die Sprachreinigung das von ihr angestrebte und hier kurz erläuterte Ziel in dem Gebiete der Tonkunst erreichen wird, so können wir wohl getrost einer dereinstigen Bejahung entgegensehen. Freilich gehört hiezu der gute und thätige Wille aller Betheiligten, und wenn Fr. Kluge in seinem an dieser Stelle veröffentlichten Vortrag über Sprachreinheit und Sprachreinigung [1]) von dem Berufe des Dichters spricht, zunächst über die Sprachreinheit zu wachen, so haben wir für unsern Sonderzweck vor allem naturgemäß die Vertreter der Schwesterkunst, die schaffenden Musiker, im Auge und an sie ergeht vor allem der Ruf, in ihren Werken, den Schöpfungen deutscher Tonkunst auch der deutschen Sprache ihr Recht werden zu lassen, eingedenk des Goethe'schen Satzes: „Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe."

Mittheilungen und Nachrichten.

* Der Redaktion der Beilage der Allgemeinen Zeitung mache ich die folgende Mittheilung:

In der neulich veröffentlichten Liste der beim Untergang des Dampfers „La Bourgogne" ertrunkenen Passagiere mit deutsch klingenden Namen wird Professor E. L. Walter an-

[1]) Beil. der Allg. Ztg. vom 2. und 3. Nov. 1894.

geführt. Der Verunglückte ist offenbar Hr. Dr. Edward L. Walter, Professor der romanischen Sprachen und Literaturen an der Staatsuniversität von Michigan. Er ist kein Deutscher, sondern ein geborener Amerikaner, und als ich eine Professur an derselben Hochschule bekleidete, war er Student und gehörte zu meinen besten Schülern. Er war ein liebenswürdiger Mann und sehr tüchtiger Gelehrter. Sein frühzeitiger Tod ist ein empfindlicher Verlust für die Wissenschaft und wird von allen seinen Bekannten aufs tiefste beklagt.

E. P. Evans.

γ Wenn heutzutage die Meisterwerke der Literatur allen möglichen Kunstgegenständen Stoff zu bildlicher Ausschmückung leihen, so lassen sich die ersten Anfänge dieser Einwirkung schon ins hohe Alterthum hinein verfolgen. Unter den Erzeugnissen der ersten Kaiserzeit nehmen die nach den zumeist auf ihnen erscheinenden Bildern **homerische Becher** genannten Thongefäße eine wichtige Stellung ein. Was davon erhalten ist, hat Prof. **Karl Robert** im 50. Winckelmannsprogramm der Berliner Archäologischen Gesellschaft mustergültig veröffentlicht und erklärt. Viele der Becher waren nur in schlechtem Zustande auf uns gekommen, doch ließ der Umstand, daß sie fabrikmäßig hergestellt wurden, eine Bereicherung des Stoffes bei späteren Ausgrabungen erwarten. Und so ist neuerdings von dem Berliner Antiquarium ein neuer Becher unsicherer Herkunft erworben und im Sommerhefte des Jahrbuchs des kaiserl. Archäologischen Instituts von Fr. **Winter** zur allgemeinen Kenntniß gebracht worden. Es trifft sich günstig, Daß ein schon früher bekannter, sehr verstümmelter Becher (J bei Robert) durch diesen neuen, zu den besten Vertretern der ganzen Gattung gehörenden Fund in willkommener Weise ergänzt wird. Ein zweifaches ist dargestellt: Priamos vor Neoptolemos an den Zeusaltar flüchtend, und derselbe in dem Augenblick, wo ihn Neoptolemos vom Altar wegreißt und tödtet, während Hekabe laut aufjammert. Sowohl die Personen, als auch die Oertlichkeiten sind durch Beischriften bezeichnet, am wichtigsten aber ist, was zwischen beiden Bildern in deutlicher Erhaltung zu lesen steht: *κατὰ ποιητὴν Λέσχην ἐκ τῆς μικρᾶς Ἰλιάδος· καταφυγόντος τοῦ Πριάμου ἐπὶ τὸν βωμὸν τοῦ Ἑρκείου Διὸς ἀποσπάσας ὁ Νεοπτόλεμος ἀπὸ τοῦ βωμοῦ πρὸς τῇ οἰκίαι κατέσφαξεν.* Der Verfertiger des Bechers hat seiner Darstellung wohl einen Prosa-Auszug aus der kleinen Ilias des Lesches zugrunde gelegt; das Epos selbst war vielleicht schon damals dem Untergange nahe.

* Die **englische Südpolexpedition** unter Leitung des Norwegers **Borchgrewink** wird in diesem Monat abgehen. Ihr Schiff ist ein norwegisches Robbenfahrzeug, die acht wissenschaftlichen Begleiter sind Engländer, dagegen besteht die über 20 Mann starke Besatzung meistens aus Norwegern. Die Expedition ist auf 2 Jahre berechnet, wird aber für 4 Jahre ausgerüstet und bezweckt wissenschaftliche Forschungen. Dagegen können die längere Zeit hindurch gemachten Bestrebungen, die hauptsächlich von der **geographischen Gesellschaft in London** ausgingen, um sowohl die englische Regierung, wie die großen australischen Kolonien für eine umfangreiche Südpolexpedition zu interessiren, als gescheitert betrachtet werden. Auf das Schreiben, das die geographische Gesellschaft in London an die Regierung richtete, hat Lord Salisbury eine ablehnende Antwort gegeben. Er theilt mit, daß er nach Verhandlung mit der Finanzverwaltung und der Admiralität erklären müsse, man dürfe unter den jetzigen Umständen nicht auf Unterstützung der Regierung rechnen, ebenso hätten die australischen Premierminister auf einer in Melbourne abgehaltenen Konferenz erklärt, daß von einem gemeinsamen Eintreten der Kolonien für diese Sache keine Rede sein könne. Infolgedessen hat nun die geographische Gesellschaft beschlossen, für Aufbringung der Kosten einer Südpolexpedition zu wirken, und sie selbst will 5000 Pfd. St. beisteuern. Die Kosten der Expedition sind auf mindestens 50,000 Pfd. St. festgesetzt worden. In den englischen Blättern wird die Aussendung einer großen Südpolexpedition warm empfohlen, damit England sich wieder in umfangreicher Weise an der Polarforschung betheiligen könne. Man macht geltend, daß Cook seine großen Entdeckungsreisen ausführte, als ganz Europa gegen England stand, und daß England einen Theil seiner historischen Berühmtheit derartigen Expeditionen verdanke.

* Die **canadische Regierung** hat dem bekannten **Yukon-Fluß**, der das Klondyke-Gebiet in nördlicher Richtung durchströmt, den Namen **Nordenskiöld-Fluß** gegeben.

* **Graz.** Nach langem qualvollen Leiden starb hier am 8. d. M. der Schriftsteller Viktor **Wodiczka** im Alter von 47 Jahren. Seine Dichtungen „Schwarzer Junker", der bei Reclam bereits in zweiter Auflage erschienen ist, sein prächtiger „Bellicosus" und sein Roman „Aus Herrn Walthers jungen Tagen" sind durchweg Schöpfungen, die sich den besten Erzeugnissen der österreichischen neueren Literatur anreihen.

* **Turin**, 10. Juli. Der Professor der Anatomie an der hiesigen Universität, Carlo **Giacomini**, einer der hervorragendsten Mediziner Italiens, ist heute gestorben.

* **Como.** Eine **Centenarfeier der Elektrizität**, d. h. eine Erinnerungsfeier an die vor 100 Jahren erfolgte Erfindung der **voltaischen Säule** soll im nächsten Jahre in Como stattfinden. Vom 15. Mai bis 15. September wird daselbst eine internationale Elektrizitätsausstellung abgehalten werden, ferner wird ein Kongreß von Elektrotechnikern und Gelehrten aller Länder zusammentreten, auf welchem die neuesten Errungenschaften in der Wissenschaft der Elektrizität besprochen, deren Anwendung in der Praxis demonstrirt und Gelegenheit zu fruchtbaren Erörterungen gegeben werden soll. Außerdem hat die Stadt Como einen Preis von 10,000 Lire ausgesetzt für die neueste Erfindung. Die näheren Bedingungen des Preisausschreibens, sowie das genaue Programm werden demnächst bekannt gegeben werden.

* **Aus Rußland.** Der Professor der mongolischen Sprachen an der St. Petersburger Universität, A. M. **Posdnejew**, hat dieser Tage eine Reise nach dem Osten angetreten, um sich speziell mit dem Studium der Lage der **medizinischen Wissenschaft in Tibet** und ihrer Literatur zu beschäftigen. Bis hiezu ist in Europa nur wenig über den Stand der tibetanischen Medizin bekannt geworden; so weit jedoch Prof. Posdnejew auf seiner ersten Reise nach dem Osten hat feststellen können, wäre die nähere Bekanntschaft mit den in Tibet angewandten Arzneimitteln für die europäische Medizin ungemein werthvoll. Zu diesem Behufe will auch der Gelehrte die wichtigsten tibetanisch-mongolischen medizinischen Werke in das Russische übertragen. Die Reise unternimmt Prof. Posdnejew auf Anregung und Kosten des Hrn. A. W. Kokorew; das Protektorat über die wissenschaftliche Expedition hat, wie die „Now. Wr." mittheilt, die kaiserliche Geographische Gesellschaft übernommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Sprache, Stimme und Stimmbildung. Vortrag von Dr. med. O. **Schwidop**. Karlsruhe, Buchdruckerei J. J. Reiff 1898. — Dr. med. A. **Botland**: Die Lungenschwindsucht, ihre Entstehung, Verhütung, Behandlung u. Heilung. Tübingen, Osiander (R. Köhler) 1898. — Dr. jur. **Werner Brandis**: Rechtsschutz der Zeitungs- und Büchertitel. Ein Beitrag zur ungenügenden Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs durch die Gerichte. Berlin, Frz. Lipperheide 1898. — **Rudolf Goette**: Deutscher Volksgeist. Vier Abhandlungen zur Einführung in die Politik der Gegenwart. Altenburg, Stephan Geibel 1898. — **Reinhold Fuchs**: Strandgut. Ausgewählte Dichtungen. 4. vermehrte Aufl. Ebd. 1898. — **Ernst Ewert**: Satan. Roman. Breslau, gedruckt bei Erich Petersen 1898. — **Zur Erhaltung Alt-Rothenburgs.** Vortrag von Dr. **Paul Johannes Rée**. Nürnberg, Joh. Leonh. Schrag 1898. — **Ed. Aly**: Es werde Licht! Tragödie. Coburg, Selbstverlag des Verfassers. Vertrieb durch die Dietz'sche Hofbuchdruckerei 1898. — **Archiv für Religionswissenschaft**, hggb. von Dr. phil. Ths. Achelis. 1. Bd. 2. Heft. Freiburg i. B. ꝛc., J. C. B. Mohr 1898. — Dr. **Adolf Kohut**: Das Ewig-Weibliche in der Welt-, Kultur- und Literaturgeschichte. Leipzig, F. E. Neuperts Nachf. 1898. — **Müller-Pouillet**: Lehrbuch der Physik und Meteorologie. 9. umgearb. u. verm. Aufl. Hggb. von Dr. **Leopold Pfaundler**. 2. Bd. 2. Abth. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 14. Juli. Nummer 154.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Giacomo Leopardi.

Von Dr. Karl Federn.

II.

Unterdessen waren die Folgen jener wahnsinnigen Kraftvergeudung eingetreten Sein Kopf und seine Augen hatten durch die Ueberanstrengung so gelitten, daß er jede Arbeit aufgeben mußte, und zwar für ein ganzes Jahr. In diesem Jahre stieß er seine kindliche Weltanschauung um und gewann jene neue verzweiflungsvolle, die Niemand verfochten hat wie er, und die er nicht mehr änderte.

Der Aufenthalt in Recanati wurde ihm völlig unerträglich, er sehnte sich nach einer Gesellschaft bedeutender, wenigstens gebildeter und modern denkender Menschen, obgleich er voraussah, daß es ihm nicht viel helfen würde: „Ich habe die Welt noch nicht gesehen,“ schrieb er an Giordani, „aber ich weiß, daß ich mich in ihr noch bitterer in mich selbst werde zurückziehen müssen.“ Endlich hielt er es nicht mehr aus und im Jahre 1819 machte er einen Fluchtversuch aus dem väterlichen Hause. Der ergreifende und verbitterte Brief an seinen Vater, in dem er seine trostlose Jugend, seinen inneren Beruf, seine Verzweiflung schildert, ist vorhanden. Die Flucht wurde entdeckt und vereitelt. Damals hatte er außer den wissenschaftlichen Arbeiten auch bereits zwei Canzonen, die an Italien und die auf das in Florenz vorbereitete Dante-Monument, die, obwohl noch etwas weitschweifig und voll mythologischer Bilder, durch die Kraft des Ausdrucks überraschten. Er hatte sie an die Männer versandt, die damals in Italien für die bedeutendsten galten und von Allen schmeichelhafte Antworten erhalten. Giordani aber gebrauchte von ihm die Worte des Propheten „Inveni hominem“ und schrieb über ihn an den General Colletta und an Niccolini: „Er ist von einer unmeßbaren, geradezu erschreckenden Größe — stellt euch vor, daß Monti und Mai vereinigt kaum eine Zehe am Fuß dieses Kolosses bilden würden, und — er ist noch nicht 21 Jahre alt! . . Ich fange an zu glauben, daß Torquato Tasso nach 200 Jahren von seinen langen und unwürdigen Leiden ausgeruht wieder auferstanden ist und mit seinem tiefen, trauervollen Wesen seiner Gewalt in Vers und Prosa und seiner Philosophie — lebt und schreibt in der Person meines geliebtesten Giacomo Leopardi.“

Endlich im Jahre 1822 bat ihm sein Oheim, der Marchese Antici, aus, daß er nach Rom reisen und den Winter bei ihm verbringen durfte. Der Aufenthalt dort war für ihn eine Enttäuschung, das geistige Leben in Rom war gering und öde, er fand keinen Umgang, der ihn erfreut hätte, die Trennung von den Geschwistern that ihm weh, und einen Gang zu Tasso's Grab nennt er in einem Briefe das erste und einzige Vergnügen, das er in Rom gehabt. Bemerkenswerth ist, daß Georg Niebuhr seine Bekanntschaft suchte und gleichfalls mit Staunen in dem Verfasser der Werke, die ihn angezogen, fast noch einen Knaben fand. Niebuhr bot ihm auch seine Vermittlung an, um ihm eine Stelle zu verschaffen. Er suchte ein kleines Amt, nur um davon leben zu können. Der Kardinal-Staatssekretär Consalvi, an den Niebuhr sich wendet, verspricht alles Mögliche, am besten eine Prälatur: die höchsten Staatsämter, ja das Kardinalat werden dem jungen Mann, auf dessen Begabung die Kurie aufmerksam gemacht worden ist, in Aussicht gestellt; aber Leopardi will nicht. Er schreibt die charakteristischen Worte: „Ich suche eine Versorgung, um unabhängig zu sein, will aber nicht meine Unabhängigkeit aufgeben, um versorgt zu sein.“ Nun stellt man ihm ein kleines Steueramt in Aussicht oder etwa eine Professur. Niebuhr drängt immer, und Consalvi verspricht immer wieder, — „ja wenn er sich nur entschließen könnte, Geistlicher zu werden“. Nachdem Niebuhr fort ist, nimmt der neue preußische Gesandte, Hr. v. Bunsen — der Historiker — sich seiner ebenso energisch beim neuen Staatssekretär Kardinal Somaglia an, und so geht es durch Jahre fort, bis die Baronin Bunsen erfährt und empört mittheilt, daß man fest entschlossen sei, Leopardi kein Amt zu geben, wenn er nicht Geistlicher würde. Dem Vater wäre nichts erwünschter gewesen, aber Leopardi ging nie darauf ein. Unerklärlich bleibt dabei eines: der alte Leopardi, ein Mann von notorischer Frömmigkeit und päpstlicher Gesinnung, stand beim Vatikan durchaus in Gnaden, ebenso seine Verwandten, die Marchesi Antici und Melchiorri — konnten oder wollten sie dem Sohn kein Amt verschaffen?

Im Sommer kehrte er nach Recanati zurück, hielt es aber dort nicht mehr aus; wenn er aber fortging, mußte er sich selbst erhalten. — Da gibt sein Verleger A. F. Stella in Mailand eine Cicero-Uebersetzung heraus und forderte Leopardi auf, gegen ein kärgliches, aber regelmäßiges Monatshonorar mitzuarbeiten. Die folgenden Jahre brachte er nun in Mailand, in Bologna und später in Florenz zu, in steten Arbeiten für Stella. Vom Cicero zog er sich bald zurück und arbeitete an einer Petrarca-Ausgabe, dann an einer Chrestomathie aus alten italienischen Prosaschriftstellern und ähnlichem. Für diese langwierigen, ihm höchst zuwideren Arbeiten, mit denen er sich das Restchen von Gesundheit, das in ihm war, endgültig zugrunde richtete, erhielt er monatlich 11 Scudi, und von diesem Honorargeld und von dem, was er hie und da durch eine Lektion verdiente, lebte er Jahr für Jahr, gefeiert, aufgesucht von jedem bedeutenden Menschen, aber fast nie gesund genug, um Jemand empfangen oder besuchen zu können.

Er liegt auf dem Sopha, geht ein wenig aus; jetzt geht's besser, nur sehen kann er nicht, dann wieder nicht essen; im Winter zittert er wochenlang vor Kälte, weil er das Ofenfeuer nicht verträgt, und im Sommer wird er das Fieber nicht los. Und bei alledem arbeitet er, obgleich gerade das Arbeiten ihn am meisten hernimmt, noch an seinen philosophischen Aufsätzen, ist immer freundlich und

heiler im Verkehr, immer hilfsbereit; seinem Bruder möchte er gern eine Reise zahlen; seine Briefe haben etwas rührend kindliches. Stets glaubte man, er werde das nächste Jahr nicht erleben, und warum er nicht zum Selbstmord schritt, an den er beständig dachte, den er beständig pries, das hat er im Dialog zwischen Plotinus und Porphyrius auseinandergesetzt — er konnte es seiner Familie nicht zu leide thun.

In der Akademie zu Bologna veranstaltete man ihm zu Ehren am 4. April 1826 eine öffentliche Sitzung, in der er seine Canzone an den Grafen Pepoli vorlas und von ganz Bologna gefeiert wurde. Aber man feierte ihn, mehr geschah nicht. Er wäre vielleicht gesünder geworden, wenn er in diesen Jahren sich nicht hätte so aufreiben müssen. „Es ist eine Schande für ganz Italien, und ich erröthe, indem ich es ausspreche," schreibt Prospero Viani, der Herausgeber seines Briefwechsels, „daß kein Mensch sich fand, der ihm eine Versorgung verschafft hatte, der dem ohnedies Gequälten wenigstens ein erträgliches Leben möglich gemacht hätte." Italien mag sich trösten, dergleichen nachträgliche Erklärungen werden in allen Ländern veröffentlicht.

Der erste, der nach Niebuhr einen derartigen Schritt that, war wieder ein Deutscher, Baron Bunsen, aber Leopardi nahm das angebotene Darlehen nicht an. Da die päpstlichen Anstellungen ausblieben, trug ihm Niebuhr von Berlin aus eine Lehrkanzel in Bonn an, wo das Klima ein milderes sei — aber Leopardi wagte es doch nicht, so weit nach Norden zu gehen, wollte auch Italien nicht verlassen. Seine Freunde Professor Tommasini und Baron Cornacchia verschafften ihm eine Berufung nach Parma als Professor der — Zoologie.

„Das wäre recht schön," schrieb er darauf, „aber erstens bin ich auf diesem Gebiet ein Esel und zweitens sage ich offen: vier Louisd'or monatlich sind für meine Verdienste zu viel, für meine Lebensbedürfnisse zu wenig, mit weniger als fünf kann ich nicht leben." Einen fünften Louisd'or wollte man in Parma nicht zahlen und so ward nichts aus der Sache. Leopardi suchte nun einen Posten als Schullehrer, konnte aber auch den nicht finden.

Im Jahre 1829 trug ihm der als Historiker und Soldat ausgezeichnete General Pietro Colletta, der ehemalige Geniechef Murats, seine Börse an, er nahm nichts, scheint aber später doch eine kurze Zeit von ihm unterstützt worden zu sein. Erst 1835, als in Neapel die Cholera wüthete und er kein Geld hatte, die Stadt zu verlassen, erinnerte er Hrn. v. Bunsen an das ihm vor 10 Jahren gemachte Anerbieten und erhielt das Geld sofort.

1830 erschienen zum erstenmal seine gesammelten Gedichte. Vier Jahre vorher hatte er geschrieben, daß die Zeit der Poesie vorüber sei, jeder wolle zwar Verse schreiben, aber nur Prosa lesen, Politik und Nationalökonomie beschäftige die Generation, die für Gedichte weder Zeit noch Laune habe, und so habe auch er das Versschreiben endgültig aufgegeben. Er hat sich geirrt. Den Winter 1827 verbrachte er in Pisa und von hier aus, wo er sich wohler fühlte, schrieb er am 2. Mai 1828 an seine Schwester: „Liebe Paulina, denke, ich habe seit 2 Jahren zum erstenmal wieder Verse gemacht, aber wirklich Verse, wie in alter Zeit und mit dem alten Herzen!" Und daher befindet sich heute zu Pisa auf dem Hause in der Via Fagiuoli eine Steintafel mit folgender Inschrift:

Zum ewigen Gedächtniß daran
Daß hier
Im Winter 1827—28
Giacomo Leopardi gewohnt
Und hier
Zu den süßen Erinnerungen der Jugend zurückkehrend
Den Gesang an Silvia verfaßt,
Hat die Jugend der Universität
Vor solchem Namen und solchem Unglück
In Ehrfurcht sich beugend
Diesen Stein gesetzt.
d. 6. Juni 1880.

Er hatte sich bereits wie todt gefühlt, interesselos an der Zeit und ihren Ereignissen, ohne Hoffnungen, ohne Illusionen, selbst die sehnsüchtigen Träume der Jugend abgestreift, das poetische Feuer in sich für erloschen gehalten. Und er hatte sich geirrt. In dem wundersamsten seiner Gedichte, in der „Auferstehung", hat er sein Wiedererwachen gefeiert. Aber welch ein Erwachen: verzweifelt wie früher, in klarer Erkenntniß der Vergeblichkeit und des Irrthums, feiert er in herzzerreißenden Versen das Wiedererwachen der alten vergeblichen Träume, die hoffnungslose Wiederkehr der alten poetischen Berauschung. Alles ist nur unseliger Wahn, aber die Erstarrung wenigstens ist vorüber! Wenigstens der Schmerz war wiedergekommen!

Mit mir kehren zurück zum Leben
Die Berge, die Steine, die Welle,
Zum Herzen spricht mir die Quelle,
Mir redet in Zungen das Meer!

Wer gibt mir zurück das Weinen
Nach so langem Ersticken?
Und wie erscheint meinen Blicken
Verwandelt die Welt umher?

Vielleicht hat die Hoffnung, mein armes
Herz, dir gelächelt in Lüge?
Weh mir! der Hoffnung Züge
Erschaue ich nimmermehr!

Freilich, übersetzt sind mit diesen Zeilen Leopardi's wunderbare Harmonien, das süße „Chi mi ridona il piangere —, dopo cotanto obblio!" nicht.

Die Ausgabe von 1830 wurde von seinen Freunden in Toscana, Vieusseux, Colletta, Viergili, Giordani und anderen, auf Subskription veranstaltet und trug ihm 80 Zechinen ein, die größte Summe, die ihm je in die Hände gekommen ist. Er widmete die Ausgabe denselben Freunden, aber er hat sein Werk kein zweitesmal gelesen, nachdem er es geschrieben, Fremde haben die Korrektur besorgen müssen — denn er war damals fast völlig erblindet.

Im Jahre darauf erschienen die „Operette morali"; der entsetzte Vater forderte, daß Leopardi die darin ausgesprochenen Ansichten widerrufe; und es kam zu einem seltsamen Kreuzen der Meinungen, denn wieder ein Jahr später gab der alte Leopardi seine klerikaten „Dialogbetti über die laufenden Ereignisse" heraus, und nun erklärte Giacomo, den alle Welt für den Verfasser hielt, öffentlich, daß er es nicht sei und die darin ausgesprochenen Meinungen nicht theile. Briefwechsel und Erklärungen zwischen Vater und Sohn verliefen in ehrfurchtsvollster Form von Seiten des letzteren, aber in einem Briefe an seinen Vetter Giuseppe Melchiorri machte er sich Luft und schrieb: „Ich kann mit solch einem Flecken im Gesicht nicht existiren, daß man mich für den Urheber hält „di quel infame, infamissimo, sceleratissimo libro!"

In jener Zeit entschloß er sich zum erstenmal, an seinen Vater eine Bitte zu richten, und er schrieb ihm einen berühmten, verzweiflungsvollen Brief, der eigentlich nur Entschuldigungen dafür enthält, daß er überhaupt bittet: er fragte an, ob es möglich wäre, ihm von Hause 12 Scudi monatlich zu senden. Sie wurden ihm, nachdem er einen zweiten verlangten Brief an die Mutter geschrieben, bewilligt. Gleichzeitig siedelte er nach Neapel über und verbrachte dort die letzten 7 Jahre im Hause seines Freundes Antonio Ranieri. Er starb zu Neapel am 14. Juni 1837.

Leopardi's Aufenthalt im Hause Ranieri's ist eine zweifelvolle Sache. Man hat Ranieri als den hülfreichen Engel gepriesen, der Leopardi's letzte Jahre erleichtert hat. Plötzlich aber sind Stimmen laut geworden, die nicht ohne einen Schein von Gewicht erklärten, daß Ranieri Leopardi ausgenutzt habe und daß der Kranke sehr wider seinen Willen bei ihm geblieben sei. Es ist sehr schwer, nach dem vorliegenden Material zu entscheiden, welche Anschauung die richtige ist. Ranieri hat entrüstet geantwortet [1] und in seiner Antwort zwecklos eine Reihe von Flecken auf Leopardi selbst geworfen, unangenehme Eigenheiten, die einem seit Jahren schwer kranken Menschen nicht angerechnet werden können, Ranieri aber in keiner Weise entlasten würden. Auch ist das Buch so voll pathetischer Phrasen, daß es schon deßhalb nicht für ihn einnimmt. Andrerseits wieder: wieviel italienische Bücher sind frei von Phrasen? Montefredini, der in seiner Biographie Leopardi's die Rhetorik „la peste della razze" nennt, könnte ruhig drei Viertheile seines eigenen Buches streichen und dann wäre es erst ein vortreffliches Werk. Und so bleibt das Verhältniß zu Ranieri leider dunkel und zweifelhaft; vielleicht wird neues Material einmal darüber Klarheit bringen.

Leopardi war in diesen letzten 7 Jahren völlig erblindet und arbeitsunfähig, seine spärlichen Briefe aus dieser Zeit sind fast alle diktirt „sono un tronco, chi sente e pena" „ich bin ein Strunk (Kloß), der fühlt und leidet" heißt es in einem. Und doch hat er in diesen Jahren in den wenigen begeisterten Stunden, die ihm noch gegönnt waren, gleichsam in lichten Zwischenräumen zwei seiner herrlichsten Gesänge „La Ginestra" und den „Pensiero dominante" verfaßt, „einen Triumphgesang der Liebe" nennt Paul Heyse den „Pensiero", wie er glühender nie geschrieben wurde. Und er starb klar und unerschüttert, wie er gelebt hatte.

Ranieri schrieb allerdings an die Eltern, daß Leopardi bekehrt unter geistlichem Beistand gestorben sei, und von klerikaler Seite ist diese Angabe ausgenutzt worden. Als die Unwahrheit der Mittheilung nachgewiesen wurde, gestand Ranieri, daß er zum Trost der Eltern einen frommen Betrug geübt. Das wäre wohl zu entschuldigen, aber es ist nicht geeignet, den Glauben an Ranieri's Wahrhaftigkeit zu kräftigen.

An der politischen Bewegung Italiens hat Leopardi keinerlei Antheil genommen. Wie Grillparzer in Oesterreich hielt er sie für aussichtslos, weil er die Mehrzahl der Theilnehmer zu sehr verachtete. Auch war es seine bestimmte pessimistische Ansicht: „Jede Regierung ist schlecht und unter jeder Regierung müssen die Menschen nothwendig unglücklich sein." Dennoch gehört auch er zu den vornehmsten Faktoren der Wiedergeburt Italiens. „Ohne Literatur keine Nation", sagt er selbst einmal, und die italienische Literatur des Jahrhunderts würde sehr verarmen, wenn man Leopardi ihr entziehen könnte. Er war übrigens von glühender Liebe zu Italien erfüllt, nur von der Politik wollte er nichts wissen und für die politischen Wissenschaften hatte er die bitterste Verachtung: „Mein armseliger Kopf faßt sie nicht", pflegte er zu sagen.

Seine Werke — vom Briefwechsel, von den philologischen Schriften und von den recht unbedeutenden Jugenddichtungen sehe ich ab — liegen in zwei mäßigen Bänden vor uns. Er geht mit wenig Gepäck zur Unsterblichkeit ein.

Seit den glänzenden 250 Jahren, der Zeit von Dante bis Tasso, in der Italien an der Spitze der europäischen Kultur stand, hatte es keinen Dichter wie Leopardi hervorgebracht. In der Renaissance hatte sich der Genius des Volkes erschöpft. Was noch lebte, das erstickte die Gegenreformation und die spanische Herrschaft. Schon Tasso war durch die kirchliche Reaktion zugrunde gerichtet worden. Eine kurze Zeit blieb die damals ungefährlicher scheinende Wissenschaft geschont, dann ward auch sie unterdrückt. Giordano Bruno, Galilei, Campanella sind nur die bekanntesten einer langen Reihe von Märtyrern. Die Dichter jener Zeit — Marini, Guarini und wie sie heißen, die Dichter schwülstiger Gedankenlosigkeit sind vergessene Produkte der Ohnmacht einer einst so glänzend begabten Rasse.

Auch Oesterreich hat an Italien viel gesündigt, aber selbst italienische Autoren, wie Fenini, gestehen zu, daß ein Ruf der Erlösung durch Italien ging, als im Jahre 1714 durch den Frieden von Utrecht die spanische Herrschaft von der österreichischen abgelöst wurde. Der aufgeklärte Absolutismus hat auch in Italien manches nützliche gewirkt. Dann kamen die Vorboten der Revolution, das nationale Streben, der wüthende Haß gegen die Fremdherrschaft; neben dem zahmen Hofdichter Metastasio, der Satiriker Giuseppe Parini und vor allem Vittorio Alfieri.

Während dieser öden Jahrhunderte war von den Dichtern nur auf eines geachtet, vom Publikum nur eines geschätzt worden, den Wohlklang der Sprache. Und nun tritt ein Dichter auf, der diese von Unzähligen vorbereitete, geglättete, geschmeidige und süß klingende Sprache mit einer ganz eigenartigen Meisterschaft zu handhaben weiß. Er verleiht ihr einen freien, klangvollen und schwermüthigen, schwebenden Rhythmus, er weiß ihre Melodie und Süße womöglich noch zu steigern, aber während die andern großen Dichter Italiens sich der weichen Vokalharmonie der Sprache hingaben, die unfähigeren sich von ihr zu Klangspielen und tönender Rhetorik verleiten ließen, gab er ihr einen herben, knappen, heroischen Gang, wie ihn vor ihm nur Dante zu zwingen wußte. Dante ist der einzige italienische Dichter, dem Leopardi an herber Kraft des Tones in der großartigen Einfachheit des Ausdrucks und in der wenigstens in seinen reifen Gesängen ganz ungekünstelten, unrhetorischen Anschauung der Natur zu vergleichen ist. Das meinte Alfred de Musset, als er in seinem Gedicht „Après une lecture" Leopardi unter anderem mit folgender (hier recht unvollkommen übersetzter) Strophe gefeiert hat:

„So herb war deines Geistes ernste Klarheit,
So keusch die Liebe dein zur rauhen Wahrheit,
Daß in Ausoniens weichen Redefluthen
Du nur verschmäht des Reimes Harmonien
Und der erzürnten Leier Melodien
Geweiht dem Unglück und der Freiheit Gluthen!"

In der That hat Leopardi seinen Stil in Vers und Prosa an den Trecentisten gebildet. Und die Schroffheit seines Ausdrucks, sowie die Finsterkeit des Gedankens hat ihn seinen Landsleuten vielfach entfremdet. Es sind nicht mehr als 36 Gedichte, die er in der Zeit von seinem 20. Jahre bis zu seinem Tode verfaßt hat; fast durchweg schwermüthige, trauervolle Oden, die, welchen Moment des Daseins sie auch zum Ausgangspunkt nehmen, das Denkmal Dante's, die Hochzeit der Schwester, eine Mondnacht oder den Sieg eines Athleten, immer den ganzen Jammer des Menschenschicksals in ihm erkennen und beklagen. Nur zwei Dinge gibt es, die Leopardi preist, es sind die beiden, nach denen er sich am meisten sehnt: der Tod und die Liebe.

Leopardi's arme Liebeserlebnisse erklären seine seltsame Liebespoesie. Schon den Knaben quälten harmlose, aber ihn selbst tief aufregende Schwärmereien, erst für die Tochter des Kutschers, dann für eine Weberin, die er als „Nerine" gefeiert hat; beide Mädchen sind ganz jung gestorben und umsomehr verklärte sich ihr Bild im Andenken des Dichters. Die zu Pisa verfaßte Ode an Silvia gedenkt der Zweiten. Später liebte er leidenschaftlich unter Qualen, deren Ver-

[1] „Sette anni di sodalizio con Giacomo Leopardi."

trauter nur sein Bruder ward, und, ohne je ein Geständniß zu wagen, seine schöne Cousine die Gräfin Gertrude Cassi. Wie einfach und wie herzzerreißend sind die Verse aus dem Gedicht des 21jährigen: „Der Abend des Festtags“:

„Süß ist und hell die Nacht und still die Lüfte,
Und über den Dächern, in den weiten Gärten
Ruhet das Mondlicht; in der Ferne zeichnen
Sich klar die dunkeln Berge. — O mein Mädchen,
Schon schweiget jeder Pfad, von den Balkonen
Fällt hier und dort der Schein der späten Lampe.
Du schläfst, ja, dich umfängt ein süßer Schlummer
In deinem traulichen Gemach. Dich kränken
Nicht Sorgen, und du ahnst und denkst nicht,
Welch eine Wunde du in meine Brust gerissen —
Du schläfst; und ich — bemühe mich zu grüßen
Den Himmel, der dem Aug' so gütig scheint
Und die alte, die allmächtige Natur,
Die mich zum Leid geschaffen. „Dir verweigr' ich
Die Hoffnung, selbst die Hoffnung,“ sprach sie, „und
Nie sollen von anderm Schimmer deine Augen
Glänzen als nur von Thränen.“ Dieser Tag,
Er war ein Festtag und von Scherz und Spiel
Ruhst du nun aus, und denkst vielleicht daran,
Wie vielen Augen du gefallen, und
Wer dir gefiel — nicht ich, nicht einmal, daß
Ich hoffe, fällt dir ein. Ich frag' indessen
Wielang zu leben mir noch übrig bleibt,
Und hier werf' ich mich auf die Erde nieder
Und schrei' und zittere. O grauenvolle Tage
In also früher Jugend! — . . .“

In Bologna im Jahre 1826 glaubte er glücklich zu werden. Er schreibt an seinen Bruder, daß er mit einer nicht mehr ganz jungen, aber überaus graziösen und klugen Frau in ein eigenthümliches, vertrautes Freundschaftsverhältniß getreten sei, ihr alles sage, seine Werke vorlese, und unendlich glücklich sei. Es war dies die Gräfin Teresa Carniani-Malvezzi. Aber die Freundschaft steigerte sich bei ihm zur Leidenschaft und die Dame ließ ihn merken, daß sie den Verkehr unter diesen Umständen nicht fortsetzen wolle.

Leopardi aber schuf sich in seinen Gedichten ein Ideal, ein Weib, das er träumte, das nicht existirt und nie existiren wird, und von dem er dies wußte. Und an diese eigenthümliche Traumgestalt hat er seine herrlichsten und glühendsten Canzonen gerichtet. Die irdischen Frauen verachtete er aufs tiefste, für den wirklichen Werth wirklich lebender Frauen hat er keine Empfindung, aber in dies Traumbild verliebte er sich thatsächlich. Mit dieser Gestalt seiner Phantasie war er in der Phantasie bald selig vereint, bald in Sehnsucht von ihm getrennt. Dieses Weib hat nichts mit den mystischen Frauengestalten Dante's gemein, der den höchsten Ideen die er kannte, Gestalt und Namen wirklich geliebter, wirklich gekannter Frauen verlieh, nichts mit dem kühlen, die Gefühle in spitzfindigen Poesien verwerthenden Schmachten Petrarca's nach der vergötterten Laura de Sade, — es ist etwas völlig eigenartiges, diese glühende bewußte Liebe zu einem eingestandenermaßen nicht existirenden Weibe. Ja diese Leidenschaft ist der „Pensiero dominante“, der beherrschende Gedanke, von dem er sagen kann:

„Und es wächst das Entzücken
Und es wächst jener Wahnsinn,
Der mich am Leben hält“

In der 18. Canzone nennt er sie direkt „seine Geliebte“ — „Alla sua donna“ ist die Canzone gerichtet und sie beginnt mit den Worten:

„Theure Schönheit, die seit langem
Liebe mir einflößt. . . .“

er gesteht:

„Dich jemals lebendig zu schauen
Hege ich keine Hoffnung,
Wenn's dann nicht wäre, kann, wenn entblößt und einsam
Auf neuem Weg nach einem fremden Raume
Mein Geist einst wandeln wird.“

und schließt:

„Wenn von den ew'gen Ideen,
Du eine bist, der sichtbare Gestaltung
Der ewige Geist verschmähte zu verleihen,
Um hier im vergänglichen Gewande
Zu fühlen dieses gräberhaften Lebens Leiden,
Wenn eine andre Welt in höhern Kreisen
Dich aufnahm unter ungezählten Welten,
Und ein Gestirn, das heller als die Sonne
Dir leuchtet, wenn du süßere Lüfte athmest, —
Von hinnen, wo der Jahre Kreis kurz und unselig flieht,
Empfang' von einem unbekannten Liebenden dies Lied!“

Nur eine Canzone ist anders, nur eine zeichnet ein wirkliches Weib und zeichnet mit der Kraft der Erlebniß trefflich in wenig Stücken. Im Oktober 1831 war er plötzlich, scheinbar grundlos, von Florenz nach Rom geflohen. Der Grund war jene uns unbekannte schöne Frau, die einzige, der er seine Liebe gestanden und auch die einzige, die mit dem armen Menschen gespielt, ihn angelockt und dann verhöhnt hatte. Das schöne und kokette Weib ist in dem Gedicht so geschildert, daß wir aus dieser Spur erkennen können, wie Leopardi das Leben vielleicht hätte darstellen können, wenn das Leben ihn nicht ausgestoßen hätte. Montefredini hat recht: Wir haben nur einen einseitig entwickelten Leopardi vor uns, die reichen Möglichkeiten seines Talents hat sein Schicksal erstickt. Dieser Unselige hat alle Formen der unglücklichen Liebe kennen gelernt und nie auch nur die karge Befriedigung genossen, irgend einem und wäre es einem ungeliebten Weibe ein Liebesgefühl einzuflößen. Abgründe von Leid und Verirrung thun sich beim Schicksal Leopardi's vor uns auf. Daß dieses gequälte, zur Unfruchtbarkeit verurtheilte, gelähmte Geschöpf, dem die Natur nichts als zitternde, melodische Saiten zur Klage verliehen, nur eines noch zu preisen fand, die Auflösung ins Nichts, den Tod, das ist begreiflich.

„Du, die ich seit dem Beginn des Lebens
Immer verehrend anrufe,
Schöne Göttin des Todes!
Die du allein dich des irdischen Elends
Mitleidsvoll annimmst,
Wenn du jemals gefeiert
Wurdest von mir, wenn ich jemals
Die Scheu des dankbaren Volkes
Dir zu vergüten strebte, —
Zaudre nicht länger, erhöre
Die ungewohnten Bitten!
Verschließe endlich dem Lichte
Diese traurigen Augen
O Königin der Zeit!
Mich wirst du sicherlich finden
Wann immer du deine Schwingen
Meinem Wunsche entfaltest,
Erhobener Stirne, gewappnet,
Immer trotzend dem Schicksal,
Die Hand, die geißelnd sich färbet
In meinem unschuldigen Blute,
Nicht segnen,
Nicht mit Lob überhäufen,
Wie seit Alters
Der Menschen Geschlechter gethan in schmachvoller Feigheit;
Jede eitle Hoffnung,
Mit der gleich den Kindern
Die Welt sich belügt,

Jede thörichte Tröstung
Von mir werfen; von Keinem
Als von dir sie erwarten
Und jenen Tag als den ersten
Festlichen Tag begrüßen,
An dem ich ewig entschlafen,
Berge mein Haupt
An deinem jungfräulichen Busen!"

Ein Jahr nach den Canzonen erschienen die „Operette morali". „Nie ist wohl in italienischer Prosa etwas besseres geschaffen worden," war das Urtheil Manzoni's. Leopardi's Prosa ist — um deutsche Beispiele zu geben — wie die Schopenhauers, die Nietzsche's, wie die Prosa Goethe's, wie die aller großen Prosaisten etwas im Vergleich zur gewöhnlichen Sprache unnatürliches. Dieses scheinbar Unnatürliche ist ein natürlicher Unterschied, wie zwischen dem gewollten Ton eines Vortrags und dem des Gesprächs. Nichts ist thörichter, als von der Prosa großer Schriftsteller die volle Natürlichkeit und Ungenirtheit der gewöhnlichen Rede zu verlangen — es ist ganz, als ob man darauf bestehen würde, daß die Menschen im Schlafrock und unfrisirt in die Oeffentlichkeit träten oder daß ein Tänzer sich auf die Schritte des gewöhnlichen Gehens beschränke. Es ist dies um so thörichter, als 30 Jahre später jede Prosa stilisirt oder, man sollte eigentlich sagen kostümirt, erscheinen muß und als zwischen Affektation und künstlerischer Form ein strenger Unterschied besteht.

So hat denn auch die Prosa Leopardi's ernstere, kältere Töne als die des Gesprächs, man fühlt wohl, daß diese Sätze gepreßt und ziselirt sind, die Harmonie, der Wohlklang, die scheinbare Leichtigkeit selbst entfernen sie von den rauheren und nachlässigeren Formen des alltäglichen Redens. Dabei erscheint sie kindlich, einfach, sie hat etwas antikes, der Kundige fühlt, daß sie nach den herben Mustern der Frührenaissance gebildet ist, sie hat etwas bilderarmes und nacktes, aber „es ist," wie Giordani trefflich charakterisirt, „nicht die Nacktheit eines Bettlers, sondern die eines Athleten." — Und durch den ganzen Stil geht ein eigenthümliches, fühlbares Lächeln, das Lächeln der Verzweiflung.

Der Inhalt dieser Dialoge und Aufsätze ist in allen Verkleidungen derselbe wie der der Canzonen, die dunklen Weltanschauungen, deren Grundgedanken sind: Es gibt keine Güte und kein Gutes in der Weltordnung, die Gottheit, das Fatum oder die Natur ist gleichgültig oder grausam, die Menschen sind unglücklich, müssen unglücklich sein und sind infolgedessen schlecht. Das einzige Positive sind Illusionen, infolgedessen sind die Allerunglücklichsten die, welche die Illusionen verloren haben. Und so muß auch die ganze Menschheit immer unglücklicher werden, weil sie die Illusionen immer mehr verliert. Der erbittertste Feind der Menschen, ihre größte Geißel ist — die Wahrheit „con la vista impura l'infausta verità".

Diese Weltanschauung ist nicht neu — neu ist nur das Kleid, in dem sie verkündet wird, die Individualität Leopardi's, die jeden Vers der Canzonen und jeden Satz seiner Prosa imprägnirt. Gesprächsweise sagte einmal S. Heller zu uns: „Der Pessimismus ist keine Philosophie, sondern nur eine Stimmung." Dann muß wohl derjenige der Meister aller Pessimisten genannt werden, der diese Stimmung am nachhaltigsten in uns zu erzeugen vermag. Und das ist unzweifelhaft Leopardi, der mit der ganzen Stärke der Logik jene nachhaltigere Macht über unsern Geist verbindet, den die melodienreichste Poesie auf unsre Stimmung auszuüben vermag. Seine Verse sind süße Tropfen eines gefährlichen Gifts, das freilich in den besten Uebersetzungen sehr destillirt erscheint und einen Theil seiner tödlichen Kraft verloren hat.

Diese Weltanschauung läßt sich auch nicht widerlegen; sie richtet sich durch ihre Sterilität. Goethe hat aller Spekulation ein leuchtendes Kriterion in dem Satz aufgestellt:

„Was fruchtbar ist, allein ist wahr."

Wie überall zog er die Grenzen der Menschheit mit der sicheren Hand eines Halbgotts. Was im besten Sinn wahr ist, wissen wir so wenig wie Pilatus. Aber was fruchtbar ist, vermögen wir zu erkennen.

Keine Anschauung ist lähmender und darum unfruchtbarer als der Pessimismus. Wir können ja vor der tödlichen Fluth des einzelnen und allgemeinen Elends die Augen nicht zudrücken — aber Jedem bleibt nichts übrig, als solange es ihm möglich ist, sich dieser Lähmung zu entziehen, und zu thun, was und wie viel er vermag: im Thun liegt die Befreiung. Und Niemand ist so wesentlich zum Glück bestimmt, wie der Dichter. Denn wenn der Ethiker und Philosoph an der Welt verzweifeln mag, wenn von seinem Standpunkt kein Heil sich zeigt, weil sie eben nicht so ist, wie sie sein soll, oder sagen wir bescheidener, wie wir sie uns wünschen — für den Dichter als den praktischen Aesthetiker ist sie nicht trostlos, denn er kann sie darstellen. Und

„Wohin das schwelgende Auge schaut,
Wer kann die Schönheit ermessen?!"

Leopardi's Elend und die trostlose Zeit, in der er lebte, erklären seine Stimmung und seine Anschauung nur zu sehr. Wieder muß die Schönheit seiner Werke uns über die tödliche Tendenz hinweghelfen.

„Infelicissimo si fece il cantore degli infelici." Wie es auf jener Tafel zu Pisa heißt, versuchen auch wir, heute, wo es bald hundert Jahre sind, daß dieser unglücklichste aller Poeten das für ihn „so unheitvolle Licht" sah, „vor solchem Namen und solchem Unglück in Ehrfurcht uns beugend", diesen Stein zu seinem Andenken beizutragen.

Eine Reise nach Finnland.

Von Paul Levertühn.

I.

Trübe, in Regenschauer gekleidet, entschwand langsam die Stadt St. Petersburg den Blicken der wenigen Passagiere, welche an Bord eines schmucken finnischen Personendampfers die Fahrt nach Helsingfors am 20. August 1897 antraten. Nachdem der 27 km lange Seekanal (Morskoi-Kanal) nahe der südlichen Küste etwa bis zur Mitte durcheilt war, erschienen jenseit des Wassers die unbestimmten Umrisse des Sergiusklosters und später die der Anlagen von Peterhof, woselbst soeben der französische Präsident in großartigster Weise gefeiert worden war. Der genannte Kanal, welcher als menschliche Riesenarbeit den Namen seines Meisters führen sollte, verbindet in ziemlich gerader Linie die Gutujewinsel vor St. Petersburg mit der Festung Kronstadt durch den verschlammten und verschlammenden finnischen Meerbusen. Erst durch diese direkte Verbindung, die Vollendung des Werkes im Jahre 1888, bekam die Festung die letzte Linie jener Bedeutung als Seebollwerk, zu welchem Peter der Große sie ausersehen hatte. Müssen doch jetzt alle Fahrzeuge unter den Kanonen der Forts „Alexander" und „Peter I." einerseits und „Pane" und „Nikolas" andrerseits vorbeidefiliren, falls sie nicht auf Untiefen zu gerathen wagen wollen.

Im Kriegsfalle werden die Seezeichen, farbige Bäume, Tonnen und Stangen, natürlich entfernt, und nur die erfahrensten eigenen Lootsen würden den 7 m tiefen, bei Kronstadt nur 125 Fuß breiten Tiefweg zu finden wissen,

Im Krimkriege kehrte bekanntlich die englisch-französische Flotte nach bloßer Sicht vor der Festung um — die Uneinnehmbarkeit des Platzes damit auf das deutlichste bezeichnend; heute, wo die unheimlichen Fortifikationen eine ganz andere Ausdehnung und Ausfeilung erfahren haben, würde vielleicht auf das Entfernen der Seezeichen zwischen Kronstadt und St. Petersburg verzichtet werden können, da kein Schiff den durch furchtbarste Waffen bezeichneten Kordon zu passiren unternehmen könnte.

Mit solchen Betrachtungen sind wir an Kronstadt und seinen Verderben drohenden Batterien vorbeigefahren; trotzdem des Himmels Bläue auf die Insel hinablacht, macht sie mit ihrer krieggemahnenden Umgebung einen unheimlichen und wenig einladenden Eindruck, und wir athmen froher auf, als wir diese grausiger Vernichtung geweihte Stätte hinter uns liegen haben. Dunkelblaue Wellen umspielen den Bord, grünlichweißes Kielwasser bezeichnet unsre Spur, Heringsmöven suchen die darin aufgerührte Nahrung fischend zu erhaschen. Auf dem Schiffe herrscht musterhafte Sauberkeit und Ordnung. Frauenhände verwalten es. Außer dem Kapitän und einigen Matrosen gewahren wir zu unserm Erstaunen ausschließlich weibliche Bedienung. Sogar der Stewart ist eine Stewarteß. Alles spricht schwedisch, die elegante Sprache des Nordens, fein Französisch. Natürlich wird finnisch gedacht. Diese Seejungfrauen unterliegen nicht der Seekrankheit; emsig erfüllen sie ihre Tagesarbeit auf der schönen Fahrt von Stockholm nach Helsingfors und von da via St. Petersburg zurück zur nordischen Seecapitale. Sie bereiten eine ganz vorzügliche Küche, einen Kaffee allerersten Ranges und erwecken durch freundliches Entgegenkommen auf alle Nachfragen entschiedene Sympathie bei allen Mitreisenden. Ein Japaner, der von Tientsin auf dem Landwege nach Rußland gekommen war, um die Schätze der Stockholmer Ausstellung zu bewundern, äußerte sonderliches Erstaunen über dieses Walten weiblicher Arbeit. Den Nordländern ist es nichts ungewohntes. Sie finden es nur natürlich, daß die Frauen auch arbeiten, während die Männer dem Fischfang und der Schiffahrt obliegen. Diese Vorstellung von der Theilung der Arbeit zu Hause und draußen hat jedenfalls den Kern der mächtigen Emancipationsbewegung gebildet, welche jetzt Skandinavien und die nördlichen germanischen Völker durchzieht. Auch wenn der Mann oder Bruder nicht mehr Bootsmann oder Harpunier ist, lernt die Schwester und die Frau ein Gewerbe oder betreibt ein Studium und steht leicht auf eigenen Füßen. Ist sie darauf angewiesen, so war es eine Nothwendigkeit; ist sie's nicht, um so besser. Dann kann sie sich eine behaglichere Existenz für den Lebensabend besorgen, oder aber anderen Bedürftigeren ihn versüßen und vergolden. Solche Ideale und freie Lebensauffassung habe ich mehrfach in Schweden und Finnland äußern gehört und eine Reihe praktischer Beispiele dafür gesehen. Schon die Thatsache, daß auf den Gymnasien in den oberen Klassen Schüler und Schülerinnen gemeinsamen Unterricht genießen, ohne jede bedenklichen Konsequenzen, spricht für eine wahrhaft „humane" Lebensauffassung. Die Frage, ob dem Manne durch die weibliche Thätigkeit Konkurrenz oder gar Gefahr droht, kommt nicht in Betracht. Denn — wer sich von seinem Platze verdrängen ließ, ist eben nicht werth gewesen, ihn einzunehmen. Das gilt auch für diejenigen Arbeitsfächer, welche ihrem Wesen nach als dem Manne vorbehalten angesehen wurden, gerade wie Schiffsdienst, Kajüten- und Bordthätigkeit. Ehemals war das Schiff die Domäne des Mannes, aber die häusliche Arbeit genügte der Frau nicht, zumal wenn sie unverheirathet oder Schwester zahlreicher Schwestern war. Sie trat in das große Arbeitsfeld der Erziehung und Aufklärung ein; neu sich erschließender Quellen der Lebensausfüllung, entstehender Berufsarten bemächtigte sie sich mit Vorliebe, so des Telegraphen-, Post- und Telephondienstes, welcher in Schweden und Finnland jetzt bis zu den höheren Chargen hinauf fast ausschließlich in weiblichen Händen ruht. Als aber die Fülle der bereitwilligen Arbeitskräfte zu groß und der Stellen zu wenige wurden, ward sie, „die energische Frau", zu Berufsarten getrieben, welche ehemals ihr gerade die Alleinarbeit auf anderem Gebiete zuwiesen. So der Dienst an Bord. Welch eigenthümlicher Kreislauf! — Ist diese Thätigkeit der nördlichen Frau auch höchst ehrenwerth und zu loben, so erscheint dem südlichen Boden entstammten Beobachter doch manche Berufsart, die das nordische Weib ergriff, unpassend und gefährlich. Weibliche Gymnasiasten in Simultanschulen, Studentinnen, weibliche Aerzte, weibliche Gymnasiasten, weibliche Forschungsreisende — alle Achtung. Aber das Weib, arbeitend dort, wo es bisher selbst als Zeuge ausgeschlossen war, das heißt es degradiren und ihm jene edlen Vorrechte entziehen, welche bisher dem schwächeren Geschlechte unbedingt eingeräumt wurden. — Ich trete in Helsingfors in einen Friseurladen, um mich rasiren zu lassen. Da sitzen eingeseift drei Herren in ihren bequemen Korbstühlen. Eine Frau schäumt den einen ein, ein Mädchen rasirt den zweiten, eine Kassiererin nimmt den geringen Preis in Empfang. — Ein alter biederer Geheimrath aus Berlin spürte Lust, den Staub der Landreise von St. Petersburg in einem russisch-irischen Bade loszuwerden, und fuhr ebenfalls in Helsingfors in die Warm-Badeanstalt. Eine Frau gibt ihm das Billet, eine andere weist ihm die Kabine an. Das geht noch an. Aber auch zum Massiren stellen sich weibliche Kräfte ein, und zum Abtrocknen sogar mehrere! Das will uns nicht gefallen! Ganz abgesehen von dem so naheliegenden Mißbrauche — der eben seltsamerweise in dem reinen Norden fern liegt — empfinden wir eine unwürdige Erniedrigung darin, von Weibern rasirt und im Bade bedient zu werden. Trotzdem ist das Masseuramt in ganz Finnland in Frauenhänden! — Eine alte Jugenderinnerung steigt auf: wurde nicht auch Odysseus, als er am Gestade des Vaters der Nausikaa landete, von holden Jungfrauen im Bade bedient und mit köstlichen Salben geölt. Sollte die hehre Reinheit vorhistorischer Tradition in unsern poesieentkleideten Zeiten eine Wiedergeburt im kalten Norden erleben?

Der Abend ist heraufgedunkelt. Der Sternenhimmel funkelt über dem Schiff. Kein Land ist sichtbar. Wir sind auf hoher See. Die Ostsee ist ruhig. Ein warmer Wind macht den Aufenthalt an Deck doppelt angenehm. Spät zeigt sich das letzte Viertel des Mondes. Spät in der Nacht glänzt das erste Leuchtfeuer der Insel Hoghland: der erste Gruß aus Finnland.

Nach wenigen Stunden der Ruhe in einer geräumigen, bequemen Kabine erfreuen wir uns alsbald der herrlichen Einfahrt durch die zahllosen Inseln, Inselchen und Schären nach der finnischen Hauptstadt zu. Bei strahlender Beleuchtung liegt Helsingfors vor unsern Augen. Den ersten Anblick einer Stadt zu schildern, die man noch nicht kennt, ist eine mißliche Sache. Wir wollen darauf verzichten; aber ein Charakteristikum macht sich schon hier bemerkbar: die aus dem Meere wie aus dem Lande ragenden enormen Blöcke Urgesteins; diese Granit- und Gneisriesen mit ihren mächtigen, auch dem Bayerauge auffallenden Gletscherspuren geben dem Gestade ein eigenartiges Gepräge. Die rothbraune Farbe der Inselchen und Gestade herrscht vor.

Ohne jede Zoll- oder andere Formalität werde ich an Land gelassen als einziger Passagier — die anderen Genossen fahren einige Stunden später nach Stockholm weiter. Obwohl das Großfürstenthum Finnland zu Rußland gehört, ist alles sehr von dortiger Art verschieden, und so

gleich diese Landung. Welch ein Unterschied mit der Einfahrt in Odessa, wo alles über eine Stunde an Bord hocken bleiben mußte, um Quarantäne, statistische, Steuer- oder zollamtliche und hundert andere Formalitäten zu erfüllen. Ein blonder Kutscher, der etwas russisch versteht, führt mich und mein Gepäck in die Stadt. Auf meine Frage nach dem Wieviel bleibt er stumm und erwartet ruhig, daß ich ihm das Richtige geben werde. Er dankt höflich, mit dem Kopfe nickend. Auch das ist frappant. Der russische Jswotschik möchte von jedem Fahrgast, namentlich aber vom gehaßten Fremden, möglichst viel und zu viel herausschlagen: der germanische Finnländer vertraut optimistisch auf die Ehrlichkeit seines zeitweiligen Herrn. Diese Beobachtung habe ich überall in Finnland zu wiederholen Gelegenheit gehabt. Wenn man hervorhob, einen Unterschied, und noch dazu einen günstigen, im Vergleich mit russischen Einrichtungen gefunden zu haben, so begegnete man zweifellos dankbarer Anerkennung. Die Antipathie gegen das Russische basirt indessen nicht auf irgend einer Form von Unterdrückung. Im Gegentheil! „Wenn die Russen uns so weiter in Ruhe lassen, wie sie es jetzt thun bei gleichzeitiger Unterstützung unsrer humanitären oder anderweitig nützlichen Unternehmungen, so können wir ganz zufrieden sein, denn so gut hatten wir es unter der ärmeren schwedischen Oberhoheit nicht," so äußerte sich ein angesehener, gut nationaler Finnländer. Man erkennt mit großer Genugthuung an, was Rußland seit der Occupation für Finnland that — von den 1868 bewilligten $1\frac{1}{2}$ Mill. Rubeln Alexanders I. angefangen —, aber man möchte die Selbständigkeit unter der Schutzmarke der „Personalunion" auf alle Fälle wahren. Darum wird der Rubel und das Kopekenstück nur sehr ungern selbst in der Hauptstadt als Geld angenommen anstatt der Landesmünze in Mark und Penni. Auf diesen wie auf allen offiziellen Papieren ist nur vom Großfürsten von Finnland, nicht vom Zar und Selbstherrscher aller Reußen die Rede. Als am 2. September der gesammte VII. internationale geologische Kongreß in Stärke von fast 600 Personen in Extrazügen von St. Petersburg nach Imatra transportirt wurde, um die herrlichen Wasserfälle kennen zu lernen und zu studiren, brachte ein hohes Senatsmitglied aus Helsingfors den ersten Toast mit den Worten aus; „à la santé de notre bien aimé grand duc", was abends sehr bemerkt wurde und unter den telegraphischen Depeschen in Moskau und St. Petersburg zu lesen stand.

Wohl mit auf Grund der Antipathie gegen den Einfluß des russischen Bären hat sich die Sympathie für alles Schwedische entwickeln können. Es gibt in Finnland eigentlich keine politischen Parteien, wohl aber zwei große Nationalparteien: die Schwedenfreunde und die reinen Finnländer. Erstere erkennen dankbar ihre politische Herkunft aus Schweden an, erziehen ihre Kinder in schwedischer und finnischer Sprache und räumen Schweden das Recht der Vorherrschaft namentlich auf intellektuellem und sprachlichem Gebiete ein. Die Anderen dagegen wünschen die möglichst rein nationale Entwicklung des Landes, dessen Kolonisirung im 12. Jahrhundert von Schweden aus sie mehr als Akt einer Landeserweiterung und Eroberung auffassen. Thatsächlich ist in der Verwaltung des Landes Schwedisch und Finnisch als Dienstsprache gleichberechtigt, während das Russische nicht existirt. Von Russifizirungen, wie sie etwa in den Ostseeprovinzen an der Tagesordnung sind, spürt man noch nichts. Der jetzige Zar ist persönlich sehr beliebt und man wünscht sehr seinen Besuch — dahinein spielt das Bedauern, keinen eigenen Landesregenten, keinen Hof mit seinen Annehmlichkeiten für Handel, Gewerbe und Volksaufklärung zu haben.

Mittheilungen und Nachrichten.

Gustav Wiedemann: Die Lehre von der Elektrizität. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zugleich als vierte Auflage der Lehre vom Galvanismus und Elektromagnetismus. Bd. III mit 320 eingedruckten Holzstichen. 1895. Bd. IV mit 269 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1898. — Die Neuauflage des großen Werks von Wiedemann über die Elektrizität, über deren ersten Band diese Beilage 1893 am 16. November eine ausführliche Besprechung gebracht hat, ist jetzt nach mehr als 4 Jahren durch das Erscheinen des vierten Bandes vollendet. Vollendet allerdings nur insofern, als der Verfasser die elektrischen Erscheinungen in Gasen, die früher in dem letzten Band enthalten waren, jetzt vollständig von seinem Werk abgetrennt hat und die Bearbeitung dieses enorm gewachsenen Gebiets seinem Sohn, Prof. E. Wiedemann überlassen hat, von dem also ein eigenes Werk über dieses Thema zu erwarten ist.

Das Erscheinen namentlich des vierten Bandes des „großen Wiedemann" wurde von allen Seiten auf das sehnlichste erwartet. Enthält doch dieser Band das Gebiet der Induktionserscheinungen, in welchem sowohl in theoretischer Hinsicht durch die Arbeiten über elektrische Schwingungen, wie in praktischer Hinsicht durch die Entwicklung der Elektrotechnik die größten Fortschritte gemacht sind, und man durfte gespannt darauf sein, wie der Verfasser diese enorm gewachsene Literatur bewältigen und zu einem geordneten Ganzen zusammenfügen werde. Außerdem enthält dieser Band die theoretischen Untersuchungen über die Erklärung der elektrischen Erscheinungen, und auch darin war eine methodische und kritisch vergleichende Behandlung ein Bedürfniß.

Eine Durchsicht des neuen Bandes zeigt, daß die verschiedenen Hoffnungen und Wünsche, die man auf das Buch setzen konnte, reichlich, wenn auch etwas ungleichmäßig, befriedigt sind. Die Elektrotechnik hat der Verfasser mit vollem Recht von seinem Werk ausgeschlossen. Das Buch will die wissenschaftliche Elektrizitätslehre behandeln und findet darin allein reichlich genügenden Stoff, so daß für die Anwendungen nur kurze Andeutungen genügen müssen. Damit kann man sich völlig einverstanden erklären. Doch möchte es scheinen, um eine kleine Ausstellung vorweg zu nehmen, als ob für diese Andeutungen doch ein etwas modernerer Standpunkt hätte gewählt werden können, als es auf S. 578—615 geschah, und insbesondere wäre zu wünschen gewesen, daß den Wechselströmen eine ausführlichere Behandlung zutheil geworden wäre.

Mit großer Sorgfalt und in der möglichsten Vollkommenheit dagegen sind die rein wissenschaftlichen Untersuchungen behandelt, welche sich auf die absoluten Maße der elektrischen Konstanten beziehen. In diesem für die gesammte elektrische Meßkunde wichtigen Kapitel findet man die dankenswertheste und vollständigste kritische Uebersicht über die vielen, schließlich von Erfolg gekrönten Bemühungen, die elektrischen Einheiten festzulegen. Die eigenen Arbeiten des Verfassers auf diesem Gebiet sind mit denen der anderen Autoren zu einem wohlgeordneten Ganzen verbunden.

In dem ganz neu hinzugekommenen Kapitel „Oscillatorische Entladungen" ist die außerordentlich große Zahl der Untersuchungen angeführt, welche durch die berühmten Entdeckungen von Hertz veranlaßt sind. In diesem Gebiet berührt sich die Elektrizitätslehre mit der Optik und der Verfasser mußte, wollte er nicht die ganze Optik in sein Buch einverleiben, an einem Punkt eine Scheidung zwischen beiden Gebieten eintreten lassen. Dieser Punkt ist heute noch ziemlich genau zu fixiren, in zwanzig Jahren wird wohl der Uebergang von dem einen Gebiet in das andere ein durchaus stetiger sein. Viele Betrachtungsweisen in diesem Kapitel sind schon rein optische, auch mit optischen Bezeichnungsweisen versehen. Auffallend war dem Referenten, daß diejenige Arbeit, in welcher die anomale elektrische Dispersion zum erstenmal konstatirt wurde, nicht erwähnt ist, während spätere Arbeiten, die diese Erscheinung in anderen Fällen nachentdeckten, citirt und besprochen sind. Vielleicht liegt diese Auslassung, von denen sonst nur wenige in dem Buch zu konstatiren sind, daran, daß sich der Verfasser in manchen Fällen auf die Mittheilungen wissenschaftlicher Freunde verließ.

Sehr dankenswerth ist das letzte theoretische Kapitel des vierten Bandes, welches die hypothetischen Ansichten über das Wesen und die Wirkungsweise der Elektrizität behandelt. Wir stehen offenbar sehr nahe an einer vollkommenen Zurückführung der elektrischen Erscheinungen auf bekannte und anschauliche Vorgänge, wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß eine reine Aetherthoorie, wie man sie sich auf Grund der Maxwell'schen Gleichungen zu bilden geneigt ist, das letzte Wort enthalten wird, sondern wenn auch eher die Molekulartheorien zu erneuter Geltung kommen werden. Das letzte Kapitel gibt nun eine höchst nützliche und umfassende Behandlung der vielen Anläufe, die von verschiedenen Seiten zur Lösung dieses großen Räthsels gemacht sind. Wenn es auch zum Theil sich nur auf Literaturnachweise beschränken muß, so enthält es doch auch vieles Neue in ausgeführter und methodisch geordneter Form. Die Uebersicht über die Arbeiten des englischen Forschers Heaviside möchte ich hiebei als besonders erwünschten Theil dieses Kapitels bezeichnen.

Alles in allem genommen ist das Werk von Wiedemann auch in dieser neuen Auflage ein glänzendes Produkt wissenschaftlicher Darstellungskunst und methodischer Umsicht. Es hat seinen Ruhm, das größte und vollständigste Handbuch über die Elektrizitätslehre zu sein, trotz der enorm gewachsenen Ausdehnung dieses Gebiets, ungeschmälert beibehalten und ist daher jetzt wie früher als ein unentbehrliches Werk für Jeden, der im Gebiet der elektrischen Wissenschaften auf der Höhe sein will, zu bezeichnen und zu empfehlen.

Prof. Graetz.

* **Nernst'sches Licht.** (Vgl. Nr. 49 und 86 der Beilage.) Während von Amerika die Kunde herüberkommt, daß auch dort ein neues elektrisches Glühlicht entdeckt sei, ist der so rasch bekannt gewordene Göttinger Professor Nernst thätig bei der Arbeit, um seiner Erfindung das zu geben, was ihrer Ueberführung in die Praxis bislang noch im Wege steht. Es handelt sich ja bei seiner Erfindung nicht um eine neue Art der bisher bekannten elektrischen Lampen, sondern um einen völlig neuen Typus, da Nernst mit dem bisherigen Verfahren, bei welchem leitende Substanzen, wie zuerst Platindrähte, später Kohlenfäden, benutzt werden und die Technik darauf ausging, die Ausnutzung namentlich der Kohle auf einen möglichst hohen Grad zu bringen, völlig bricht und an die Stelle der bisher benutzten Materialien die Metalloxyde setzt, wie Magnesia, Thonerde und die sog. seltenen Erden. Die Stoffe sah man früher als nicht leitend an, Nernst hat aber nachgewiesen, daß sie leitend gemacht werden können, sowie man sie nur auf eine bestimmte Temperatur erhitzt. Ist das geschehen, so lassen sie den elektrischen Strom, und zwar die Gleichströme so gut wie die Wechselströme, durchgehen und werden dadurch zum Glühen gebracht, entwickeln dabei aber vermöge ihrer großen Lichtausstrahlungsfähigkeit ein stärkeres und namentlich weißeres Licht als Platin und Kohle. Die von Nernst verwandten Erden haben ferner den Vorzug, daß sie bei der enormen Temperatur, die bei ihrem Glühen auftritt und die über 3000 Grad Celsius beträgt, vollständig unversehrt bleiben, während Platin und Kohle dabei sich sofort verflüchtigen. Dadurch aber wird der Vortheil erreicht, daß bei dem Nernst'schen Glühlicht mit ungleich geringerem elektrischen Strom eine hohe Lichtstärke erzielt werden kann, so daß das Licht der bis jetzt benutzten Bogenlampen dabei Schatten wirft, und daß trotzdem eine Kraftersparniß eintritt, welche die der Kohlenlampe bedeutend übertrifft. Weiter ist für das Nernst'sche Licht charakteristisch, und dadurch unterscheidet es sich ebenfalls sehr von dem neuen amerikanischen Licht, daß es zum Glühen des Leuchtkörpers keines luftleeren Raumes bedarf, sondern daß im Gegentheil Luftzutritt die Leuchtkraft noch erhöht. Eine Luft zulassende Glasumhüllung würde nur als Schutzvorrichtung Werth haben. Die erste Arbeit des Entdeckers galt natürlich der Herstellung der Leuchtkörper, und es gelang ihm ziemlich rasch, die Schwierigkeiten, soweit sie aus der Verbindung des glühenden Stoffes mit den Stromzuleitungen erwuchsen, zu überwinden; es blieb bisher aber noch ein Problem ungelöst, nämlich das, wie der Leuchtkörper, der, ehe er erglüht, einer Erhitzung bedarf, leicht und selbstthätig erwärmt werden könne, und ehe diese Frage nicht gelöst, war die Lampe Nernsts noch zur Ueberführung in die Praxis nicht reif. Jetzt ist auch darin ein Schritt weiter geschehen. Während das Platin, welches bislang als Ofenmaterial für die Vorwärmung diente, den Preis der Lampen übermäßig erhöhte, ist es jetzt im elektrotechnischen Institut in Göttingen, das unter Professor Nernsts Leitung steht, gelungen, einen neuen, haltbaren und billigen Heizkörper zum automatischen Anwärmen der Lichtkörper zu finden, und damit ist die letzte Schwierigkeit beseitigt und die Technik wird jetzt das Nernst'sche Licht alsbald anzuwenden imstande sein, durch das dann ein ganz neues Gebiet der elektrischen Beleuchtung eröffnet wird.

* **Tübingen,** 12. Juli. Der außerordentliche Professor der Chemie Dr. Ed. Buchner hat einen Ruf als ordentlicher Professor an die landwirthschaftliche Hochschule in Berlin erhalten und bereits angenommen.

▱ **Halle a. S.,** 12. Juli. Heute fand in der üblichen Weise in der Aula der Universität der Rektoratswechsel statt. Ein zahlreiches Publikum von Damen und Herren hatte sich zu diesem feierlichen Akt eingefunden. Prof. Volhard, der abtretende Rektor, gab eine interessante Uebersicht über die in seinem Verwaltungsjahr vorgekommenen Ereignisse an der Hochschule und übergab die Abzeichen der Rektorswürde seinem Nachfolger, dem Professor der Theologie D. Kautzsch. Dieser vorzügliche Gelehrte und gern gehörte Lehrer der orientalischen Sprachen hielt einen geistvollen Vortrag über das Verhältniß des semitischen Rassencharakters zu den Schöpfungen der Kunst. Er erörterte in feinsinniger Weise die im ganzen doch sehr beschränkte Kulturentwicklung der Semiten im Gegensatz zu den großartigen Hervorbringungen der indogermanischen Völker auf dem weiten Gebiet der Wissenschaft und Kunst. Zum Schluß theilte er die Namen der neuen Dekane der Fakultäten mit. Im Anschluß an diese Feier fand in der Aula die Enthüllung eines Oelbildes des Ehrendoktors unsrer Hochschule, des Fürsten Bismarck, statt, den im Jahr 1876 die philosophische Fakultät zum Ehrendoktor ernannt hat. Das Bildniß ist eine Schöpfung Franz v. Lenbachs, der es der Universität als Geschenk überwiesen hat zur Bekundung seines Dankes für die auch ihm im Jahre 1894 beim Universitätsjubiläum durch die Ernennung zum Ehrendoktor der philosophischen Fakultät zutheil gewordene Ehrung. — Der Rektor der Landesschule Schulpforta, Dr. Volkmann wird zu Michaelis in den Ruhestand treten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Briefwechsel zwischen Erzherzog Johann Baptist von Oesterreich und Anton Graf v. Prokesch-Osten. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1898. — Dr. Karl Lentzner: Wörterbuch der englischen Volkssprache Australiens und einiger englischer Mischsprachen. Halle, Leipzig, Ehrhardt Karras 1891. — Dritter Rechenschaftsbericht der Deutsch-Akademischen Lese- und Redehalle in Wien. Vereinigungsjahr 1896/97 u. Vereinshalbjahr 1897/98. Wien, im Verlag der Ver.-Druck. von J. Steinbock u. L. Schlager. 1898. — Spanien. Illustrirte Broschüren für Literatur, Kunst, Wissenschaft, Handel u. Industrie. Hsgbr.: Ernst Baron v. Ungern-Sternberg u. Ernst Bark. Madrid, Biblioteca de la sociedad poliglota 1898. — Des St. Galler Mönches Ekkehard I. Gedicht von Walther und Hildegund, übersetzt von Dr. Paul v. Winterfeld. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung 1897. — F. X. v. Wegele: Vorträge und Abhandlungen. Hggb. von R. Graf Du Moulin-Eckart. Leipzig, Duncker & Humblot 1898. — August von Bulmerincq: Die Verfassung der Stadt Riga im ersten Jahrhundert der Stadt. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Stadtverfassung. Ebd. 1898. — Ernst v. Meier: Hannover'sche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 1680 bis 1866. 1. Bd. Ebd. 1898. — Dr. Wilhelm Kley: Die Schwindsucht im Lichte der Statistik und Sozialpolitik. Ebd. 1898.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 15. Juli. Nummer 155.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Eine Reise nach Finnland.

Von Paul Leverkühn.

II.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, eine vollständige Beschreibung alles dessen zu geben, was ich in Finnland gesehen und gehört habe, denn das käme zu sehr dem Amerika-Entdecker Christoph Columbus gleich. Ich muß mich darauf beschränken, einige Bilder herauszugreifen und die Momente festzuhalten, welche mir als besonders auffallend abweichend und neu erschienen sind. So will ich denn gleich beginnen mit derjenigen nationalen Eigenschaft, die dem Fremden und zumal dem erwarteten Fremden, wie es mit der Geologischen Gesellschaft der Fall war, auf das angenehmste bemerkbar wird — mit der Gastfreundschaft. Außer einer kleinen internen Versammlung skandinavischer Mediziner, welche 1896 abgehalten worden ist, hat Finnland noch niemals einen aus anderen Nationen zusammengesetzten wissenschaftlichen Kongreß beherbergt. Es mag sein, daß der 1897er VII. internationale geologische Kongreß, weil er der erste war, den Duft der ersten Blüthe genoß, mehr als dies etwaige ihm nachfolgende haben werden. Ob das der Fall ist oder nicht, jeder der 150 Theilnehmer an den finnländischen Exkursionen hat in vollen Zügen die offene Herzlichkeit und die uneingeschränkte Gastfreiheit der braven Nation des hohen Nordens kennen und schätzen gelernt. Dazu kam eine meisterhafte, von einem dem Soldatenthum so fernstehenden Volke kaum zu erwartende militärische Organisation aller in corpore ausgeführten Bewegungen. Gleich in Helsingfors wurde von der Stadt ein großes Bankett veranstaltet, dessen taktvoll vertheilte Toaste auf das angenehmste berührten, dessen gute Speisen den verwöhntesten Gaumen befriedigten und dessen Einleitung — die Platzvertheilung — gleich bewundernden Beifall hervorrief. 150 unbekannte Leute passend zu plaziren, die zum Theil am selben Tage eingetroffen, kaum identifizirt waren — war jedenfalls eine schwere Aufgabe. Aber man hatte sich prächtig geholfen! Aus St. Petersburg war die Liste der zu Erwartenden bezogen und alphabetisch geordnet gedruckt; jeder Theilnehmer bekam seine laufende Nummer, die vor dem festlich geschmückten Saale mitgetheilt wurde. Ebendaselbst war ein sehr großer Grundriß der Eßtische aufgeschlagen, deren Plätze wiederum numerirt waren; in Klammern dahinter standen die Personalnummern. So hatte man nur nöthig, seine alphabetische Nummer zu erkunden und konnte dann mit Leichtigkeit sich den Platz und die Dienernummer suchen, so daß ohne jede Unsicherheit und Zeitverlust diese erste kommensuatistische Schwierigkeit vermieden wurde. Finnische melancholische Volkslieder erklangen bei der Tafel, Reden in allen erdenklichen Sprachen wurden gehalten — auffallenderweise keine finnische, aus einem zu pünktlichen Befolgen des Paragraphen der Kongreßordnung, laut welcher Französisch die Umgangssprache sein sollte. Lernte man sich hier zunächst oberflächlich kennen, so hatte man im Verlaufe von fast 10 Tagen bessere Gelegenheit, finnländische Offenherzigkeit und Gastlichkeit zu würdigen. Die Mahlzeiten, um das kulinarische Thema abzuschließen, waren überall von ausgesuchter Mannichfaltigkeit und Vorzüglichkeit. Eine geradezu verführerische Reichlichkeit der verschiedensten Sakuski eröffnete jede Mahlzeit; Fische, Fischpräparate und andere Meerprodukte wetteiferten, den Gaumen zu weiteren Genüssen vorzubereiten — oder auch nicht vorzubereiten, denn mancher Biedermann that besonders in der Anfangszeit des Guten an diesen kalten Aufschnitten so viel, daß sein solcher Fülle kaum gewohnter Magen weiteren Zumuthungen sich widersetzte. Der Wein war natürlich stets importirt, denn auch im südlichen Theile des Landes reift die Traube kaum noch zu eßbarer Weiche. Bier dagegen wird in jedem größeren Orte gebraut, und zwar in sehr guter Qualität. Dazu kommen an Getränken sehr erfrischende und namentlich im Innern des Landes sehr beliebte Limonaden aus sehr verschiedenen Früchten. Auch der Kwaß fand seine Vertreter. Von dem russischen Einfluß zahlloser Schnäpse und Wodka will ich lieber schweigen. Zu den ziemlich gefährlichen Genüssen muß ich auch den schwedischen Punsch zählen, welcher nach Dessert, Kaffee und Chaß-Kaffee servirt zu werden pflegt. Wer davon mehrere Glas vertragen kann, ist für starke Angriffe gefeit. Man hat uns oft versichert, diese gute, reichliche und fast üppige Kost und Getränke seien durchaus gang und gäbe und in der Hütte des Armen sowohl zu finden, wie im Hause des reichen Kaufherrn. Wenn man einen Spaziergang über einen Markt in einer finnischen Stadt unternimmt, so zweifelt man kaum daran, denn die Menge der angebotenen Leckerbissen übertrifft, was ihre Mannichfaltigkeit anlangt, jedenfalls bei weitem den Durchschnitt einer jeden deutschen Provinzialstadt. Die Masse der Süßwasserseen, die Nähe des Meeres, die leichte Transportmöglichkeit haben zu dieser Verwöhnung wohl das Ihrige beigetragen. Dem harten Winter und dem rauhen Klima kann man nur mit wohlgefülltem Magen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen! — Eine gleichmäßig vortreffliche Verpflegung fanden wir auf allen Exkursionen — in großen Städten, wie Helsingfors und Tammerfors, auf dem Lande, wie in Lahtis unter erratischen Blöcken und auf postglazialen Resten, wie am Yoldia-Meere, an Bord von Binnenseen und Meerschiffen, in der Tiefe unendlich einsamer Fichten- und Birkenwälder und selbst im Innern ärmlich bewohnter Inselchen. Da das Land wenig von Touristen besucht wird, vollends nicht von solchen Heerschaaren, wie wir eine bildeten, so mußte unsre Unterkunft militärischer Einquartirung ähnlich eingeleitet werden. Wie glänzend das ausgeführt ward, davon gebe unsre Ankunft in Lahtis ein Beispiel. Nach achtstündiger Bahnfahrt kam unser Extrazug abends 10 Uhr bei vollständiger Dunkelheit

auf der kleinen Station an. Unter der ganzen Gesellschaft befand sich außer den Führern nicht Einer, der ein Wort Finnisch verstand. Wo sollte man diese Horde Wilder unterbringen? Man mußte auf verheirathete Leute und unverheirathete Einzeldamen, auf alte Herren und hohe Würdenträger Rücksicht nehmen. — Sehr einfach: mit Hülfe von Kutschern! 40 zweiräderige Wagen warteten unser, jeder zur Aufnahme von zwei Passagieren bereit. Jeder Kutscher hatte drei Fahrten zu machen nach genauer Instruktion wohin, d. h. in welches Quartier. Wir wurden wieder numerirt! Dann ward draußen vor dem Wagen die Nummer laut ausgerufen; man gesellte sich womöglich schon vorher zusammen mit dem Nummerkollegen — dann erfuhr man, mit wem man die Nachtruhe zu theilen hatte. Kam die Nummer an die Reihe, so kletterte man vergnügt auf das einspännige Cabriolet — und fuhr darauf los, ohne eine Ahnung wohin. Ich für meine Person hatte ein sehr nettes Quartier in einem Schulhaus mit sieben anderen Herren zusammen! Andern Tags zum Frühstück wurde man durch bunte Fähnchen gelockt, die auf der Straße an Birkenbäumchen befestigt waren — sie führten zu mehreren improvisirten Thee- und Kaffeeschenken, in denen man sich bequem und reichlich zu den bevorstehenden Strapazen stärkte.

Außer den vom Organisationskomitee getroffenen Einrichtungen erlebten wir aber auch Ueberraschungen ganz spontaner Art. Jedes Bauernhaus öffnete, falls nöthig, seine Vorrathskammer oder Milchstube. Reichere Autoritäten des Landes luden den ganzen Trupp Kongressionisten zu luxuriösen Malen ein — ja ein Konsul entführte uns zu dem Zweck auf einer ihm gehörigen schmalspurigen Eisenbahn mittelst hiefür hergerichteter offener Wagonets zu einem enormen Holzhause bei Lielaks, das, ad hoc gebaut, in einen prächtigen Prunkspeisesaal verwandelt war.

Die Fürsorge für die Gäste erstreckte sich aber auch auf anderes: in Tammerfors bekam Jedermann ein Büchelchen mit Coupons in die Hand gedrückt, um damit Droschke zu fahren. Alle öffentlichen Institute, wissenschaftlichen Anstalten, aber auch Volksgärten und Vergnügungsetablissements öffneten sich uns, falls wir mit der „Mente- und Malleo“-Marke gekennzeichnet erschienen. Gedruckte Führer, Landkarten, geschmackvolle Menus, bilden dauernde Erinnerungen an den leider nur so kurzen Aufenthalt in dem einsamen, großartigen, melancholischen Lande der Felsen, Seen und Wälder. Nicht vergessen darf werden, daß das Wetter die finnische Reise in tadellosester Weise begünstigte, so daß auch in dieser Richtung alles programmmäßig ausgeführt werden konnte.

Auf der Bahnfahrt von Helsingfors nach Tammerfors bekommt man den ersten und richtigen Eindruck vom Lande. Ausgedehnte Waldstrecken aus Birken, Fichten, Föhren, Erlen, hie und da Espen bestehend, wechseln mit ernsten Seen, auf denen selten ein Boot erblickt wird; dagegen sieht man zuweilen die halbe Wasserfläche bedeckt von gefälltem Holze, das zum Heizen bestimmt ist. Leider wird der Holzreichthum dadurch langsam aber sicher abnehmen, denn eine systematische Art des Nachpflanzens scheint mir kaum zu bestehen. Die Preise für Brennholz, dem ausschließlichen Heizmaterial des Landes, sind für mitteleuropäische Begriffe geradezu fabelhaft gering. Einer der größten Industriellen des Landes erzählte mir, daß er in seinen Besitzungen und Wäldern Fallholz und Reisig nicht sammeln ließe, da die Löhne dafür bedeutend höher sein würden, als der Preis für gutes, fremdes Brennholz, geschnitten ins Haus geliefert!

In der Nähe der Stationen und spärlichen Ansiedelungen gewahrt man Fruchtfelder, meistens Roggen, Hafer, auch Gerste, oft Kartoffeln; alles reift sehr spät, und manchmal tödtet frühe Kälte die Frucht auf dem Halme. Als wir Ende August Südfinnland bereisten, fanden wir noch keine Diemen, während zur selben Zeit der bulgarische Bauer schon den Ertrag des gedroschenen Getreides berechnet. Hie und da sieht man einsam im Felde liegend eine Art Blockhaus, meist auf einigen Steinen in etwa Halbmeterhöhe als Fundament aufgeführt. Diese Blockhäuser sind sehr solid gebaut und haben Wände aus dicken Balken, nicht aus Brettern. In den Ecken kreuzen sich die Balken und ragen außen aus dem Hause. Das schräge, nach hinten und vorn geneigte Dach besteht ebenfalls aus Holzbalken. Solche Behausung ist im Sommer kühl und im Winter warm; sie wird außerdem meist durch einen sehr umfangreichen Ofen geheizt. Das dazu gehörige Terrain — Wagenremise, Pferdestall, Innenhof — ist durch eine Lattenplanke eingezäunt und oftmals, wenn in recht verlassener Gegend gelegen, von der Welt noch dadurch abgesperrt, daß der zuführende Fahrweg vor und hinter dem Hause durch eine Pforte abgefangen wird. Wer sich nach verwegenster Einsamkeit sehnt, der möge sich in einer finnischen Pirtti einrichten. Die Seen sind meist tief und nicht sumpfig, doch finden sich auch zahlreiche wahre Moräste mit dem ihnen eigenthümlichen Wildreichthum. Da es aber der Wasserflächen eine so unendlich große Menge gibt, verschwindet gewissermaßen wie der Kiesel in der Wüste der Wasservogel dem spähenden Auge.

Aus den Seen ragen oft Felsblöcke hervor, vielfach Eilande bildend: ihre graubraune und röthliche Farbe stimmt harmonisch zu dem Dunkelblaugrün der Fluthen. Sie gehören, wie fast ausschließlich alle Berge Finnlands, der primitiven Zeit an, deren eigenthümliche Art sich durch die Erdperioden hindurch rein erhalten hat. Die Tausende von kleineren und größeren Seen sind die Reste der Eiszeit. Ganz Finnland bildet eine gewaltige Moränenlandschaft. Moränenschutt bedeckt den größeren Theil der Berge und bildet selbst mächtige Hügel, die sogenannten „Asach“ oder Asen und Bergrücken, welche das Land vielfach durchziehen. Erratische Blöcke finden sich dazwischen gestreut. Nach der Eiszeit überflutheten Meere das Land; ihre ehemaligen Ufer sind noch deutlich zu erkennen in Gestalt von Terrassen, enormen Blockanhäufungen und Geröllmeeren — heute mit saftigem Grün bekleidet und vom Moos zerfressen. Diese postglazialen Meere, welche man nach den charakteristischen Leitfossilien benannte als Yoldia ancylus und Lidovina-Meer, lagerten auf den Moränen in den Thälern und Ebenen Thon und Sandschichten ab. Diese einfache geologische Genesis liegt in Finnland gewissermaßen offen zutage, so daß auch der Laie dort leicht in die Wissenschaft vom Antlitz der Erde eingeführt wird.

Das soeben Skizzirte wurde den Theilnehmern der Exkursionen auf das prächtigste demonstrirt in der Nähe der Farm „Messilä“, etwa 15 km von Lathis, unweit des süßen Wesijäoi-Sees, am alten Ufer des Yoldia-Meeres. Weit entfernt von dem heutigen Meere finden wir dort mitten im Lande eine „Falaise“, eine Meeresküste mit mächtigen Steinblöcken, ehemals von den Wogen abgerundet und glatt gewaschen, finden wir echte marine Versteinerungen, wie sie nur das Vorhandensein der ehemaligen Salzfluth zu erklären vermag. Die dürftige Erdschicht, welche hier und da das Terrain bedeckt, läßt einen regelrechten Wald hier nicht aufkommen, nur einzeln stehende Fichten und Birken auf dem errungenen Boden. Der liebenswürdige und gelehrte schwedische Professor de Ceers, welcher diese Bildungen besonders studirt hat, hielt den malerisch am Boden gelagerten Festgenossen einen sehr instruktiven Vortrag, dabei selbst auf einem der dem Yoldia-Meer entstammenden Felsblöcke stehend. Indessen über die geologische Ausbeute der Exkursionen werden sich andere, geschultere Leute

hören lassen; ich wollte nur einen kleinen Einblick auf das so höchst interessante Ziel der Wanderungen gewähren.

Zu dem genannten Orte Messilä fuhren wir von Lathis aus auf Cabriolets. Es sind das leichte, einspännige Wägelchen mit zwei ziemlich hohen Rädern, auf denen ein einfaches Brett als Bank befestigt ist. Der Kutscher sitzt entweder vorn oder hinten gekauert, meist aber fährt man zu Zweit — ohne Kutscher, so wie in Norwegen, wo einem jeden Reisenden zu seinem Erstaunen der Wagen vermiethet wird mit dem Pferde, aber ohne Rosselenker. Die Federn sind nicht grade sehr elastisch, dafür aber ist der Boden entweder weich und moosig oder der Weg glatt und gut gepflegt. Im Winter wird das Obergestell des Gefährts natürlich auf Schlittenkufen gesetzt. Wie auch in Mitteleuropa die Schlittenpferde oft eine Art hölzernen Jochbogen über den Hals weg tragen, so haben insgemein in Rußland und Finnland die Wagen diese Einrichtung, selbst die vornehmeren vierräderigen Droschken in den größeren Städten. Für den Wagen scheint es eigentlich nicht sehr nothwendig zu sein! Die kleinen Pferde laufen sehr schnell und ausdauernd, meist in ziemlich lang ausholendem Trabe. Sie gehen bergab mit großer Vorsicht, auch auf steileren Böschungen, und hemmen die der Hemmschuhe entbehrenden Wagen durch stärkeres Zusammenziehen der Hüftmuskeln. Man spannt sie mit einfacher Wassertrense ein, Kandaren sah ich nirgends. Die Peitsche wird selten benutzt, ist auch nicht immer vorhanden; das Zügelende als Schlaginstrument zu benutzen, wie es die Iswostschihs thun, unterlassen die Finnländer; dagegen ermuntern sie die Thiere durch Zuruf. Der Preis der Pferde ist äußerst gering; für 200 Francs oder Mark bekommt man ein junges, arbeitsames Roß. Bei den großen Entfernungen zwischen den Ansiedelungen in dem so spärlich bevölkerten Lande ist das Fuhrwerk eine große Nothwendigkeit auch für den minder Begüterten, fast so groß, wie das Boot, dem wohl als allerwichtigstem Vehikel der Vorrang gebührt. — Auf einer solchen Wagenfahrt ereignete sich eine kleine, für die Biederkeit der Landbewohner bezeichnende Scene. Ein Festtheilnehmer ließ seinen unschätzbaren Bädeker aus der Tasche auf die Erde fallen, ohne es zu merken. Der Wagen fuhr in sehr lustigem Tempo. Ein armer Fußgänger sah dies, ergriff das rothe Buch und rannte hinter dem Cabriolet her, um es dem Eigner zuzustellen. Aber vergebens, das Pferd lief so schnell, daß er den Wagen nicht einholen konnte. Nun begann er zu rufen — das thut der schweigsame Finnländer ungern — umsonst! Man glaubte wohl, er wolle betteln. Aber er verdoppelte seine Bemühungen und erreichte keuchend und athemlos schließlich bei einer kleinen Anhöhe das Gefährt, um das Buch abzugeben. Er war erstaunt, als der Besitzer ihm ein Geldstück als Belohnung anbot, erstaunter jedenfalls darüber, daß der Fremde sein Rufen nicht hatte hören wollen.

Auf unsern Fahrten im Cabriolet begegneten wir oftmals festlich geschmückten, stets aber sehr sauber gekleideten Bauern. An unserm Ankunftstage in Tammerfors, einem Sonntage außerdem, hatte die Bevölkerung im Feiertagsgewande längs der Bahnstrecke Aufstellung genommen und begrüßte uns in unserm Extrazuge mit lautem Willkommen und Hurrahrufen, mit Tücherschwenken und Hütewerfen. Wir waren für sie ebenso neu und sehenswerth, wie sie für uns. Das Vorhandensein der vielen Hämmer — ein Hammer pro Person — schien ihnen sehr auffallend, das Steinklopfen und vollends Davontragen so vieler Steine, „nur Steine", ganz unerklärlich. Da wir die erste Massentouristenerscheinung in manchen Gegenden Finnlands waren, ist es nicht unmöglich, daß der geologische Hammer als Zeichen des Kulturträgers überhaupt aufgefaßt wurde, und daß der zukünftige Einzeltourist verwundert die Frage der Eingeborenen hören wird, wo er denn seinen Hammer habe?

Uebrigens ist der Finnländer sehr schweigsam, sowohl der Bauer wie der Gebildete. Er mag froh sein, er behält es für sich, er lacht innerlich, selten mit den Zügen. Sehr gern gibt er Aufklärung über sein Land, das er leidenschaftlich liebt und zu dem er eine hochentwickelte Heimathsliebe hegt. Selten wandert ein Finne aus, selten findet man im Auslande einen finnischen Kolonisten — Europamüdigkeit ist ein dort unbekanntes Wort. Wohl wandert er für einige Zeit in die Fremde, um zu sehen, zu lernen, zu studiren, aber nach kurzer Zeit zieht es ihn unwiderstehlich zurück zu seinen rauhen Felsen, zu den öden Meeren und den schweigsamen, waldumstandenen Seen. Vollends ohne Wasser kann er nicht leben. Die junge, schöne Frau eines Arztes in Helsingfors, mit dem ich seit 12 Jahren in Freundschaft verbunden bin, schilderte mir ihr Leben, als sie längere Zeit in einer Binnenstadt in Europa hatte zubringen müssen: ohne Segel, ohne Leewind, ohne Bad im Freien. Alles badet hier, so der Bauer wie der Gebildete, Mann, Weib und Kind. Schwimmschulen findet man selten, denn man lernt schwimmen, wie man gehen lernt. Aber an jedem See stehen kleine niedliche Badehäuschen, jedes auf einem See endigende Einzeldominium besitzt eine Anziehkabine, wenn nicht gar eine Landungsbrücke. In den Städten, unter der aufstrebenden Jugend, gibt es Schwimmvereine, und Wettschwimmen belustigen alle Schichten der Bevölkerung. Auch auf unsern Exkursionen fanden sich die wenigen fremden Badeliebhaber gleich zusammen mit den zahlreichen eingeborenen Wasserfreunden. Wenn das Schiff hielt, wenn vor einer Exkursion oder auch während ihr eine halbe Stunde Zeit frei war, so tummelten die schön gewachsenen, blonden Söhne des Nordens ihre gesunden Leiber in den erfrischenden Fluthen. Frauen und Männer baden zusammen. Gerade weil der Finne ein außerordentlich keuscher, sittenstrenger Mann ist, fehlt ihm das Verständniß für jede Prüderie. Das Bedürfniß des Bades kann überall leicht befriedigt werden, Badeorte in unserm Sinne braucht man nicht und hat man nicht. Bietet ja die ausgedehnte Küste der Ostsee, bieten doch die abertausend Inseln hinreichend Gelegenheit zum Süß- und Salzwasserbade. Letzteres genossen wir auch bei der Ankunft in Helsingfors, namentlich auf der schönen Fahrt zur Insel Hogland.

Da dieses Eiland wohl selten besucht worden ist, werden einige Bemerkungen zur Orientirung am Platze sein. Zwischen Kronstadt und Helsingfors, ungefähr in der Mitte, ebenfalls mitten zwischen Finnland und Esthland im Finnischen Meerbusen, liegt eine 12 km lange und 1—3 km breite felsige Porphyr- und Granitinsel, die, hoch aus dem Meer ragend, bis zu 160 m, den Namen eines hohen Landes wohl verdient. Schiffe landen hier selten, Passagierdampfer gar nicht, die 750 Bewohner holen sich ihren Lebensbedarf aus der nächstgelegenen Stadt Kotka, bei gutem Winde in 3 bis 5 Stunden die 40 km zurücklegend. Es sind vortreffliche Seeleute, die nur finnisch reden und sich von Lootsendienst und Fischfang ernähren. Ein Seelsorger versieht den Dienst in der schmucklosen, kleinen, protestantischen Kirche; drei Leuchtthürme benachrichtigen die vorbeieilenden Schiffe über den richtigen Weg. Die zwei Dörfer liegen auf der Ostseite, das eine, Kiislinskylä, etwa in der Mitte, das andere, Suurikylä, auf dem Nordlande an einer behaglichen Bucht nahe dem nördlichen Blickfeuer. Hier befindet sich ebenso die Rettungsanstalt der russischen Marine mit Booten, Baken und Raketenapparat. Wir fuhren am Abend des 26. August von Kotka, einer Inselstadt, die 1879 angelegt wurde, auf drei eleganten Dampfern nach lustigem Nachtmahl bei elektrischem Licht ab; zwei davon waren russische

Kriegsyachten, der dritte, auf dem ich mich befand, „Aavasaksa“, ein finnischer Personendampfer, natürlich mit weiblicher Bedienung. „Aavasaksa“ ist der Name eines wegen der von ihm aus gut sichtbaren Mitternachtssonne berühmten Berges im Kirchspiel Obertornea im nördlichen Finnland. Am andern Morgen lagen wir in einer lieblichen Bucht vor dem Orte Sunrikytä vor Anker. Früh wurde in die Boote geklettert, und man hörte manchen seufzen: „Es ist doch schwierig, Mensch zu sein, namentlich wenn man noch nicht gut ausgeschlafen hat und abends zu lange den sirenenhaften Nationalgesängen der finnischen Doktoressa Fräulein Lindberg zugehört hat!“ Am Ufer wechselte schönster Sandstrand und schroffer Porphyr mit Quarz, aus dem viele fleißige Hämmer allsogleich Handstücke zu schlagen begannen. Wir wandern unweit des sanft umbrandeten Gestades nordwärts bis zur Spitze der Insel, in deren Nähe ein ziemlich hoher (106 m) Porphyrberg, Pohjoiskorkia, eine prachtvolle Fernsicht über das unendliche Meer und die bewaldete Insel gewährt. Die klare, blendende Luft führte uns eine eigenthümliche Luftspiegelung für einige 10 Minuten vor, wie ich sie früher abendlich an der Nordsee beobachtete: man sah einen Küstenstreifen deutlich und gut erkennbar in der Atmosphäre schwebend; später stellte sich die Verbindung mit dem Meere des Horizonts wieder her. Ausschließlich Nadelholz in kaum Zwei-Mannshöhe begrünt den rauhen Winden ausgesetzten Theil der Insel. Finken und Quäcker ließen sich darin hören. Der melancholische Pfiff eines großen Brachvogels durchsägte die Luft. Ich ließ die Berufsgeologen emsig ihren Weg verfolgen; allein mit einem Badefreund und einem echtnordischen bildhübschen jungen Finnländer streckte ich mich auf das grüne Hochland Hoghlands, den Blick auf die ewige Bläue gerichtet, in welcher Meer und Himmel in eins verschmelzen. Erstaunt betrachtete uns der Leuchtwart, gern bereit, uns den Weg zu weisen, den die Anderen einschlugen. Das war eine Arbeit für Fafner und Fasolt! Riesige Porphyrblöcke, umgestürzte enorme Kegel bilden den Felsbau Majakallio, dessen Gerölle, oft zu Kugeln gestaltet, die Accumulation eines Ufers des berüchtigten Yoldiameeres bedeuten. Mit vielem Gelächter, die halsbrechendsten Sprünge wagend, eilen wir, warm werdend, dem wohligen Strande zu, um den fischreichen Imbiß einzunehmen. Aber die Nachmittagspartie zum Felsenplateau des Purjekallio, der steil zur Westseite der Insel abfällt, war fast noch anstrengender. Nur waghalsig konnte man riskiren, von einem dieser kolossalen Quarzitblöcke zum andern zu springen. Dabei prallte die Sonne derb auf die schweißtriefenden Rücken. Eine prächtige breite Aussicht auf das Meer erfrischte die erschlaffenden Lebensgeister. Endlich war auch diese Strapaze überstanden. An Bord wurden die Selterswasserschätze gestürmt und die Fahrt zum andern Dorf Kiistinkytä angetreten. Da der Effekt des Morgenbades schon ziemlich aufgehoben schien, stürzten sich manche Freischwimmer von neuem in die Fluthen: ihnen gesellten sich die kleinen Kinder der Bewohner dieses Dorfes zu, welche, Jungen und Mädchen, das Schiffen mit dem Baden verbanden, indem sie sich nackt in kleine Bottiche setzten, darin fortruderten oder auch „Kentern“ spielten. Große Silbermöven putzten ihr graues Gefieder, am fernen Horizont stieg der Rauch aus dem Schlote eines Dampfers auf. Die Sonne neigte sich zur Küste und abendliche Schauer durchkälteten die Atmosphäre. Als alle Mann wieder an Bord waren, abermals eifrig mit Essen und Trinken beschäftigt, setzte sich die kleine Flottille in Bewegung, um zunächst majestätisch die ganze Insel zu umkreisen, dann aber sich aufzulösen: zwei Schiffe wählten den Weg über Wiborg, unsres fuhr direkt nach St. Petersburg. Die Marineboote verfügten über reiche Illuminationsmittel und gaben uns den prächtigen Anblick eines Feuerwerkes auf See; zum Schluß erglänzten die Breitseiten in einem Meer farbiger elektrischer Lampen. Auf dem Dach des Achterdecks des „Aavasaksa“ hatte man Bänke aufgestellt: die finnischen Studenten, welche offiziell die Fremdenführer in den Landungsplätzen ersetzten und als liebenswürdige Ciceroni allgemeine Sympathie erwarben, fanden sich hier ein, um schwermüthige Nationallieder vierstimmig zu singen. Sie sangen vortrefflich und musikalisch überraschend geschult, nicht mit den unisonen Brüllstimmen deutscher Bierkneipanten. Die Mehrzahl der Lieder war schwedisch, einzelne finnisch, durch eine gewisse Worthärte sogleich auffallend. Das Schwedische dagegen lautet sehr weich und angenehm. Ein unendlicher Zauber lag auf dem Bilde. Die einsame Insel mit ihren freundlichen Leuchtfeuern dem Auge mehr und mehr entschwindend, auf dem dunklen Meere das geisterhaft in Lichter- und Raketenglanz erstrahlende ferne Schiff, einzelne Sterne an dem mondlosen Firmament, das regelmäßige Stampfen der thätigen Maschine, der warmempfundene Gesang der jugendfrischen, weißbemützten Studios: alles das, auf so verschiedene Sinne wirkend, vereinte sich, um eine äußerst wohlthuende Stimmung zu erwecken. Mir fielen alte, liebe Jugenderinnerungen von der fernen Nordsee und frohem Kinderspiel ein und wie im Traume stammelte ich den schönen Vers:

„O Meer im Abendstrahl,
An deiner stillen Fluth
Fühl' ich nach langer Qual
Mich wieder fromm und gut.

Das arme Herz vergißt,
Woran's sich müd' gekämpft,
Und jeder Wehruf ist
Zur Melodie gedämpft. . . .“

* * *

Imatra! Es gibt Leute, die von Finnland nur so viel wissen, daß es dort Wasserfälle gibt, die den Namen Imatra führen. Von denen, die auch das nicht wissen, schweige ich galant. Die Imatrafälle bilden die Extra-Paradenummer des Großfürstenthums, sie wurden daher auch allen Kongreßtheilnehmern als Extra- und Hauptnummer vorgeführt. Die Mitglieder, welche Esthlands einförmige Tristen besucht, und die, welche die wilde Schönheit des Urals kennen gelernt hatten, Alle wurden sie, mit den eigentlichen Finnland-Exkursionisten vereint, zu diesen weltberühmten Katarakten geführt. Somit bekamen alle Festgenossen wenigstens einen flüchtigen Einblick in finnische Eigenart und Leben. Daß die Imatrafälle einen Besuch verdienten, wurde uns erst dann recht klar, als wir einige Tage vor dem Besuche in einer Zeitung lasen, eine bekannte Erzherzogin habe sie zu besuchen geruht und sich sehr befriedigt über das Naturphänomen geäußert. — Also!

Vom entfernten finnländischen Bahnhof in St. Petersburg brach die Versammlung der Geologen am 2. Sept. 1897 in zwei mächtigen Extrazügen um 7 Uhr morgens auf. Die kürzeste Route über Wiburg Antrea wurde befahren. Das rollende Material der finnischen Eisenbahnen ist für kurze Fahrten berechnet, sehr reinlich und sehr gut gehalten. Die meisten Züge führen nur zweite und dritte Klasse; Schlafwagen kursiren nur für den einen Schnellzug, der abends St. Petersburg verläßt, um morgens in Helsingfors anzukommen. Die Wagen zweiter und dritter Klasse haben in der Mitte einen Korridor, so daß man sich nicht ausstrecken kann: man soll eben die Seen bewundern! In der Mitte eines jeden Wagens steht ein handfester Ofen — die Plätze in der Nähe müssen Winters nicht sehr angenehm

sein. Ebenfalls erfreut sich jeder Wagen einer sauberen und freundlich eingerichteten Waschtoilette. Die Sitzplätze sind durchgehends hölzerne, gebogene, mit Luftlöchern versehene Bänke, auf die in der zweiten Klasse Polsterüberzüge geschnallt werden. Die Doppelfenster sind groß und ganz zu öffnen. Die Beleuchtung geschieht mittelst innerhalb aufgehängter Lampen. Wahrscheinlich würde das Besorgen der von oben in die Wagen gehängten Lampen durch den Schnee im Winter zu sehr erschwert werden. Von den Schaffnern kann ich nichts berichten, denn wir fuhren ausschließlich mit Separatzugen, die von schmucken Kellnerinnen mit zahlreichen Butterbroten und Getränken bedient wurden. Mochte man die angenehme Wanderung durch den ganzen Zug, so traf man jedenfalls irgendeine speisende Gruppe. Das Rangiren, soweit wir es erlebten, ging mit großer Präzision vor sich und mit wenig schrillen Signalen. Auf den Stationen wird die Abfahrt abgeläutet. Unsre Züge gingen stets pünktlich ab und kamen ebenso an — dasselbe kann man von russischen Eisenbahnen nicht behaupten. Viele Exkursionisten bevölkerten die Plattformen, ohne je vom Dienstpersonal deßwegen behelligt zu werden. — So bewunderte man die im Fluge durcheilten Gegenden! Auf den Stationen wartete meist eine freundlich grüßende Volksmenge, die Buffets erfreuten sich stets eifrigen Zuspruchs — obwohl, wie gesagt, unsre Züge wandelnden Restourants glichen. — Diese Bemerkungen beziehen sich natürlich auf alle unsre Fahrten in Finnland.

Gegen Mittag langten wir auf der Zweigbahn längs Wuohsen auf der Station Imatra an und marschirten, von einer Musikbonde der finnischen Miliz empfangen und eskortirt, in fröhlichem Schritte den einen Kilometer durch Birkenwald auf sandiger, regenbefeuchteter Chaussee bis zu den Fällen. Eine kühngeschwungene Brücke übersetzt sie und führt zu den Schweizer Hotels, welche namentlich von angelsporttreibenden Engländern besetzt sind. In der Nähe war eine große, prächtig geschmückte Festhalle gebaut, in welcher unter dem Brausen des nahen Falles das üppige Mohl eingenommen wurde.

Das Brausen der Katarakte hört man auf 10 km Luftlinie — das ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß in der Sekunde 450—700 cbm Wasser oder 1,773,000,000 l in der Stunde vorbeistürzt in einer Länge von 350 m in einem engen Felsenbette von 23—25 m Breite bei einer Niveaudifferenz von 9—10 m. Diese Leistung entspricht 117,700 indizirten Pferdekräften, die man bis jetzt noch nicht industriell ausnutzt — man könnte damit sicherlich ganz gut das bewohnte Finnland elektrisch beleuchten.

Der Name Imatra-Fälle ist nicht sehr gut gewählt, „les rapides" oder die Stromschnellen, Katarakten, würde ein besseres Bild geben. Denn im strengen Sinne des Wortes fällt der Fluß Wuohsi, aus dem Saimasee kommend, nicht, sondern rutscht, stürzt, gleitet, rast auf schiefer Ebene durch das im Laufe von Tausenden von Johren in den harten Stein gehöhlte Bett. Wenn man an diese Aushöhlung glaubt — und nur ein Blinder kann sich der Natur und dieser Wahrheit verschließen — so würde die Masse der fortgewaschenen Felsen bis jetzt etwa 150,000 cbm darstellen.

Die tosende Wassermasse ist auf der ganzen Strecke des eigentlichen Imatrakataraktes in weißen Gischt verwandelt. Klatschend schlägt sie gegen die zahlreichen, ihr Widerstand bietenden Klippen im engen Bette — jede menschliche Sprachäußerung überstimmend. Schon geraume Zeit oberhalb der Brücke zerschellt viel Wasser in hellen Schaum und kommt zerstäubt in den sprudelnden Bereich. Vor einem größeren Blocke stäubt eine Brandung ununterbrochen haushoch empor. Im Jahre 2997 wird dieser Block vielleicht dem unaufhörlichen Ansturm haben weichen müssen — denn auch hier gilt im großen das Sprichwort für die kleinen Verhältnisse: Gutta cavat lapidem non vi sed semper cadendo. Steter Tropfen höhlt den Stein. —

Dichter Wald säumt den Fall, soweit das Auge reicht, in freundliches Grün ein. Aber Mancher der friedlich aufsprossenden Bäume wird von einer höher steigenden Welle gepackt, fortgerissen und in verwegenem Spiele zwischen den Riffen zerschellt. Oft sieht man aus dem wallenden, brausenden, siedenden, zischenden Strudel zerschlagene Balkenköpfe, zerspellte Bretter und entwurzelte Stämme wie hülfeflehend ragen; im nächsten Augenblicke aber hat sie der rasende Strom schon davongeführt, vielleicht um sie, wie sich selbst, zum friedlicheren Ladogosee zu führen.

Für die Fachgenossen bot die Umgebung der Katarakte größtes Interesse durch die Gletschertöpfe, welche sehr zahlreich und fast so tief wie die berühmten Marmites de Géautes im Luzerner Garten auf die kolossale erodirende Thätigkeit der Wassermassen die Aufmerksamkeit lenken. Weniger sicher ist die Erklärung der bekannten rundlichen und bizarr geformten Imatrasteine, welche blouäugige Landeskinder überall zum Verkaufe anbieten. Sie bestehen aus Thonschiefer, welche sich im glazialen Thon bildeten — ehemals hielt man sie für fossile Mollusken.

Das Land der tausend Seen ist reich an Wasserfällen und Stromschnellen, auch der Wuohsi bildet in seinem Laufe deren noch mehrere andere, sehr pittoreske, welche wir aber leider nicht zu sehen bekamen. Dagegen genossen wir aber den schönen Anblick des großen Wassersturzes von Tammerfors, welcher die Fluthen des Näsijärvi und Pyhäärvi vereint. Eine zierliche Eisenbahnbrücke führt über den Anfang des Falles. Ihm verdankt diese Industriestadt ihre Entstehung. Von den zahlreichen Anlagen möge nur eine erwähnt werden: die Nottbeck'sche Baumwollspinnerei und Weberei, zu welcher der größte aller Fabriksäle in Europa aus Glas, Stein und Eisen gehört. Zweitausend Arbeiterinnen sitzen darin, jede mit zwei kleinen Webemaschinen beschäftigt — alles rasselt, alles zittert — unharmonisch und schlimmer als das Gebrüll der Imatra dröhnt die menschenerzeugte Maschine —, so daß Railway Spine und Taubheit häufige Berufskrankheiten dieser armen Opfer der Zivilisation sind, obwohl die Inspektoren uns versichern: die Mädchen gewöhnen sich daran. Vom Tosen des Imatras verlor noch kein Fischer das Gehör — erst wo der Mensch hinkommt mit seiner Qual, fängt die Zerstörung an. Und von dieser Zerstörung sind auch die emanzipationsdurstigen Frauen Finnlands nicht verschont, trotz oder gerade wegen ihres thatkräftigen Eingreifens in den Kampf ums Dasein!

Literarische und wissenschaftliche Neuigkeiten aus Rußland.

Unter den in Rußland bevorzugten Wissenschaften befand sich die Philosophie früher nicht; sie wurde sogar recht stiefmütterlich behondelt, und es ist eine bekannte Thatsache, daß Rußland, wenn man von Leo Tolstoi absieht, dessen Schriften immerhin eine selbständige moralphilosophische Tendenz haben, keinen hervorragenden Philosophen produzirt hat. Seit einigen Jahren fängt man aber auch dort an, sich mit der Philosophie ernstlicher zu beschäftigen und es wurden in letzter Zeit einige erwähnenswerthe philosophische Werke herausgegeben. Hr. W. A. Koshewnikow veröffentlichte eine Philosophie des Gefühls und des Glaubens in ihrer Beziehung zur Literatur, zum Rationalismus des 18. Jahrhunderts und zur kritischen Philosophie; von M. M. Philippows Philosophie der Wirklichkeit erschien der 2. Band; A. N. Ssawin übersetzte John Locke's Essay concerning human understanding und N. J. Karejew Sorels „Montesquieu".

Die Geschichte, namentlich die des eigenen Landes, erfreute sich dagegen von jeher einer eifrigen Pflege; wir können auch diesmal eine Reihe von Werken nennen, die davon zeugen. J. N. Boſherjanow gab „Graf Cancrins Leben, seine literarischen Arbeiten und einen Ueberblick über seine Thätigkeit als Finanzminister" heraus; von St. O. Gulimbaſcharow erschien ein Werk über den Welthandel im 19. Jahrhundert und Rußlands Antheil an demselben; W. A. Gljebowski veröffentliche „Kaiserin Katharina II. und ihre Regierung"; L. K. Artamonow schrieb ein Werk über die Unterwerfung der Turkmen-Tekinzen durch General Skobelew 1880—1881; K. Druſhinin eine Untersuchung über die strategische Thätigkeit der deutschen Kavallerie im Feldzug von 1870; der erste Band von P. K. Menſkows „Aufzeichnungen" enthält: Die Donau und die Deutschen. Die Orientalische Frage 1853—1855; Martſchenko gab ein Buch unter dem Titel „Peter der Große. Das geistige Element in dessen militärischer und politischer Thätigkeit" heraus. Von P. Rowinskij's Werk „Montenegro in der Vergangenheit und Gegenwart" erschien der 1. Theil des 2. Bandes; W. N. Alexandrenko veröffentlichte „Die russischen diplomatischen Agenten in London im 18. Jahrhundert" in 2 Bänden; von den Publikationen der russischen historischen Gesellschaft erschien der 100. Band.

A. Tratſchewskij veröffentlicht ein Werk: „Deutschland am Vorabend der Revolution und seiner Einigung", und kommt in demselben zu folgenden Schlüssen: „Die Deutschen sind im letzten Vierteljahrhundert zu einer Weltmacht ersten Ranges emporgewachsen und man darf wohl sagen, daß in sozialwirthschaftlicher Beziehung das Herz der Menschheit jetzt in Deutschland pulsirt. Deutschland ist aber auch in Bezug auf Politik ein lehrreiches Beispiel und es ist ein absolutes Bedürfniß jedes Russen, sich dafür Verständniß anzueignen."

Von Gneditſchs Geschichte der Künste erschien die 12. Lieferung. A. Wertelowskij gab ein Werk über die mittelalterliche Mystik und ihr Verhältniß zum Katholizismus heraus; W. Wodowoſow schrieb „Skizzen aus der russischen Geschichte des 18. Jahrhunderts"; von Katkows Leitartikeln aus der „Moskowsk. Wjedomoſti" erschienen die Jahrgänge 1871 bis 1874; J. Malyſchewskij veröffentlichte „Westrußland im Kampf für Glauben und Nationalität", Fürst W. P. Meſchtſcherskij den ersten Band seiner „Erinnerungen"; ferner erschienen noch der dritte Band von N. K. Schilders „Kaiser Alexander I., sein Leben und seine Regierung"; J. Pokrowskij, „Die russischen Eparchien im 16. bis 19. Jahrhundert"; Prof. W. K. Nadlers Vorlesungen über die Geschichte der französischen Revolution und des ersten Kaiserreichs; J. Jelez, Kaiser Menelik und sein Krieg mit Italien, nach Akten und N. S. Leontjews Kriegstagebüchern; G. A. Jewrejnow, Vergangenheit und Gegenwart in der Bedeutung des russischen Adels; W. Potto, Der kaukasische Krieg in Skizzen, Episoden, Legenden und Biographien, Band I, Lieferung 3; N. Glolke, Jan Kochanowski und seine Bedeutung für Polens Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts.

Von historischen Abhandlungen, die in Zeitschriften veröffentlicht wurden, sind zu erwähnen: Rußland und England während der Regierung Kaiser Nikolaus I., von Fr. Martens (Wjestnik Jewropy); Alexander I. und sein Zeitalter, 2. Periode, 1811—1815, von W. A. Timirjasew (Istoritſcheskij Wjestnik); Rud. Virchow, sein Leben und seine wissenschaftliche und öffentliche Thätigkeit, von J. Malis (Mir Boſhij); Kaiser Nikolaus I. im Jahre 1832. Aufzeichnungen des Grafen Benkendorf, mitgetheilt von N. K. Schilder (Russkaja Starina).

Der Slavische Wohlthätigkeitsverein will zum 50jähr. Dienstjubiläum des Generals M. G. Tſchernjajew, eines der hervorragendsten Kämpfer im serbisch-türkischen Kriege zur Befreiung der slavischen Völker vom türkischen Joche, eine Geschichte dieses Krieges herausgeben. Vom polnischen Historiker Alex. Kraushaar erscheint nächstens ein Werk unter dem Titel: „Die Bourbonen in der Verbannung"; es sollen darin auch bisher unveröffentlichte russische Quellen verwerthet werden. Aus dem Nachlaß des Generallieutenants S. J. Kiſchmiſchew soll ein Werk: „Die letzten Jahre des Reiches der Georgier" herausgegeben werden. Leider ist diese Arbeit unvollendet geblieben, sie endet mit der Regierung Iraklios II., die Jahre 1798 bis 1800 fehlen. W. Maximow plant die Herausgabe einer Fortsetzung von Karamſins Russischer Geschichte; sie soll das 17., 18. und 19. Jahrhundert umfassen und 12 Bände stark werden.

Von sonstigen neuen Erscheinungen wissenschaftlichen Inhalts wären noch folgende zu nennen: W. A. Beresnikow, Reise im norwegischen Lappland im Jahre 1884; J. Dogel, Einfluß der Musik auf Menschen und Thiere; M. Sſodolew, Die Mobilisirung des Grundeigenthums und die neue Agrarpolitik in Deutschland; N. Strachow, Der Kampf mit dem Westen in unsrer Literatur. Der erste Theil des 3. Bandes von A. N. Tichonrawows Werken enthält die gesammelten Studien des verstorbenen Akademikers über russische Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, namentlich über Lomonoſſow, Vonwiſin, Puſchkin, Gogol und Shukowskij. A. N. Oſtrogorskij veröffentlichte „Pädagogische Exkurse aus dem Gebiet der Literatur". Vom Wörterbuch der russischen Sprache, herausgegeben von der 2. Abtheilung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften erschien die 4. Lieferung des 2. Bandes (E bis Sheleſnij); von Brockhaus u. Efrons Encyklopädischem Lexikon der 44. Halbband (bis Patent). Fürst G. Gagarin gab eine Sammlung byzantinischer, grusinischer und altrussischer Ornamente und architektonischer Denkmäler heraus. Von S. A. Wengerows „Russische Dichtkunst. Sammlung russischer Dichter mit kritisch-biographischen Artikeln und Bildnissen" erschien der 1. Band und von Tſchitſcherins „Kursus der Staatswissenschaft" der 3. Band. A. J. Krasnow veröffentlichte „Die Theegebiete in den subtropischen Ländern Asiens, mit Illustrationen, Lieferung 2: China, Indien, Ceylon und Kolchis. Unter der Redaktion des Fürsten S. P. Uruſſow erschien „Das Buch vom Pferde" von Graf K. G. Wrangel. Frau Z. Wengerow gab Literarische Charakteristiken heraus. Ferner sind noch erwähnenswerth: P. J. Tſchaikowskij's Musikalische Feuilletons und Notizen; eine ausführliche Biographie dieses hervorragenden Komponisten, nebst dessen Tagebüchern soll nächstens erscheinen. Sſoſonowitſch veröffentlichte: „Zur Frage vom Einfluß des Westens auf die slavische und russische Poesie". Von einem Werke über das Aktienwesen in Rußland erschien der 2. Band, die Statistik der Aktiengesellschaften enthaltend. Scherſchewitſchs Werk „Das Konkursrecht", erlebte eine 2. Auflage; Th. Florinskij gab seine Vorlesungen über slavische Sprachen: Tschechisch, Slowakisch, Polnisch, Kassubisch, Serbo-lausitzisch und Polabisch heraus. Von Juſchkewitſchs Litauischem Wörterbuch mit Erklärungen in russischer und polnischer Sprache erschien die 1. Lieferung.

Zur Förderung der Kenntniß der östlichen Grenzländer Rußlands hat das Finanzministerium Schilderungen des Amurgebiets und der Mandschurei herausgegeben; nächstens soll Korea an die Reihe kommen. — Die Akademie der Wissenschaften gibt Puſchkins Werke unter der Redaktion von L. N. Maikow heraus, ferner auch ein von S. A. Wengerow verfaßtes „Verzeichniß der russischen Schriftsteller und Gelehrten, nebst Angabe der Quellen zu ihrem Studium".

Von Werken und Aufsätzen, die sich auf deutsche Literatur, Wissenschaft u. s. w. beziehen, sind in letzter Zeit folgende erschienen: Im 6. Bande von N. K. Michailowskij's Werken befinden sich Studien über Bismarck und Sacher Masoch; Lessings „Nathan" wurde dreimal übersetzt, von V. Krylow, W. S. Lichatſchow und P. Weinberg; der Letztere kommt dem Original am nächsten. A. N. Pypin veröffentlichte eine Studie über Hermann Hettner; L. S. Slonimskij, M. L. Ratner und M. Pfilippow schrieben über die Lehre von Karl Marx; G. Jollos über den Statistiker Ernst Engel. L. S. Sack lieferte eine Abhandlung über den deutschen Bauer nach seiner Befreiung; Alex. v. Reinholdt brachte Artikel über H. Sudermann und die Grundmotive seiner Dramen, über Marie Janitſchek und Prinz Emil Schönaich-Carolath. Professor Tratſchewskij schrieb über Kuno Fischer und Georg Brandes;

Wischnewskij über die Universitäten in Deutschland; Wladimir Karenin veröffentlichte einen Artikel über Karoline Neuber.

Wissenschaftliche und gemeinnützige Arbeiten werden von der russischen Regierung stets sehr freigebig subventionirt; wir können daher auch jetzt von solchen Unterstützungen berichten.

Prof. A. W. Prachow erhielt den Auftrag, das Ausland zu bereisen, um seine Forschungen über die Geschichte der klassischen Kunst fortzusetzen. Die Abtheilung für russische Sprache und Literatur der kaiserl. Akademie der Wissenschaften bestätigte den Plan einer wissenschaftlichen Edition russischer Schriftsteller in chronologischer Reihenfolge; die Werke sollen mit Biographien und literarhistorischen Kommentaren versehen werden, und man will mit den Autoren des 11. und 12. Jahrhunderts beginnen. Der kaiserlichen Obstbaugesellschaft wurden 18,000 Rubel zu einer Beschreibung der im vorigen Jahre in St. Petersburg veranstalteten internationalen Ausstellung und zur Herausgabe eines Atlas von Früchten, die von wirthschaftlicher Bedeutung sind, bewilligt. Das Ministerium der Volksaufklärung wies zur Erforschung historischer, auf Rußland bezüglicher Denkmäler und Akten 12,000 Rubel an.

Es wird ferner ein illustrirtes Prachtwerk vorbereitet, das alle Berichte über die bei Gelegenheit der Krönung des jetzt regierenden Kaiserpaares von städtischen Magistraten, Landschaftsversammlungen, Gesellschaften und Vereinen gestifteten Stipendien und gemeinnützigen Veranstaltungen enthalten soll. Eine Kommission des Reichsraths arbeitet an einer Sammlung von Gesetzen und Verordnungen über das Bauwesen. Die Akademie der Wissenschaften wird nächstens ein Wörterbuch der Mundarten des Gouvernements Olonez von G. P. Kulikowskij herausgeben.

Auch eine bedeutende Anzahl von Gesellschaften, Vereinen und Privatpersonen verausgabt für wissenschaftliche und gemeinnützige Zwecke größere Summen. Von solchen Zuwendungen wären diesmal folgende zu erwähnen: Die russische Gesellschaft zum Schutze der Volksgesundheit beabsichtigt die Herausgabe von populärmedizinischen Broschüren, die in großer Anzahl verbreitet werden sollen. Das von A. M. Sibirjakow vor 14 Jahren bei der Akademie der Wissenschaften gestiftete Kapital von 10,000 Rubel soll, nach der Eröffnung einer juristischen Fakultät an der Universität von Tomsk, dieser übergeben werden. Die Zinsen sollen je nach 3 Jahren als Prämien für historische Arbeiten in russischer Sprache über Sibirien vertheilt werden. Fürst Tenischew will zur internationalen Ausstellung in Paris (1900) ein Prachtwerk über die Ethnographie Rußlands herausgeben, dessen Herstellungskosten auf 1/2 Million Rubel geschätzt werden. Der polnische Kriegshistoriker K. Gurski vermachte der Krakauer Akademie und der Warschauer Mianowski'schen Unterstützungskasse für Solche, die sich wissenschaftlichen Arbeiten widmen, je 10,000 Rubel. Der Uebersetzer bei der Samarkand'schen Gebietsverwaltung schenkte dem asiatischen Museum der kaiserlichen Akademie ein sehr altes Manuskript des arabischen Exegeten Zamachschari mit uigurischen Glossen. — Die Herausgeber des Sammelwerks „Brüderliche Hülfe für die in der Türkei leidenden Armenier“ sandten dem armenischen Patriarchen in Konstantinopel 13,000 Franken. — In Moskau wird eine große Volkslesehalle zum Andenken an den Zar-Befreier Alexander II. errichtet. Die für den Bau nothwendige Summe ist bereits gedeckt.

W. Henckel.

Mittheilungen und Nachrichten.

✓ In manchen Landestheilen kommt die wenn auch noch so sehr von Einzelnen betriebene örtliche Geschichtsforschung deßhalb nicht zur gebührenden Geltung, weil ein allgemeines Sammelbecken aller Einzeluntersuchungen fehlt. Diesem Uebelstand ist nun für die Trierer Lande abgeholfen. Der langjährige Leiter der trierischen Stadtbibliothek, Dr. Max Keuffer, hat in dem Trierischen Archiv (Trier, Fr. Lintz) die Herausgabe van Heften in zwangloser Folge begonnen, ein Unternehmen, welches eine Sammelstätte bieten soll für alles Wissenswerthe aus der trierischen Landeskunde. So enthält denn das nun vorliegende erste Heft aus der Feder des Herausgebers die Beschreibung eines wichtigen Prumer Lektionars aus dem 11. Jahrhundert und eines Namenbuchs der Geistlichkeit des St. Simeonsstifts in Trier. Wichtige Rechtsurkunden zur Geschichte des Trierer Schöffengerichts veröffentlicht Dr. Isay, die Herausgabe einer deutsch abgefaßten Gesindeordnung des trierischen Domkapitels aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verdanken wir Dr. H. Sager. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 14. Jahrhunderts ist der mit neuen urkundlichen Quellen ausgestattete Aufsatz von Felten über eine den Prozeß Johann XII. betreffende Streitschrift. Im Anschluß an die sehr dankenswerthe, von F. Kutzbach begonnene genaue Beschreibung der alten Häuser Triers mag darauf hingewiesen werden, wie viel in dieser Hinsicht besonders in Süddeutschland noch nachzuholen ist. Eine Schriftenschau und lose Mittheilungen schließen das vielversprechende Heftchen, dem wir den Wunsch auf den Weg mitgeben möchten, daß es in enge Fühlung treten möge zu den auf die Erhaltung alter Kunst- und Geschichtsdenkmäler unter der thatkräftigen Leitung des Bonner Privatdozenten und Provinzialkonservators Dr. Clemen hinzielenden Bestrebungen, daß aber auch das vorläufig geplante zwanglose Erscheinen durch Eingreifen weiterer gelehrter Kräfte sich bald zu einer regelmäßigen Ausgabe gestalte.

* **Die direkte Besichtigung der Luftwege innerhalb der Lungen selbst** ist Professor **Killian** in Freiburg i. B. gelungen. Es ist ihm in einer ganzen Anzahl von Fällen geglückt, mittelst einer Art röhrenförmigen Spiegelinstruments bis in die feineren Verzweigungen der Luftwege hineinzublicken. Bisher vermochte das Auge des untersuchenden Arztes nur bis in den Kehlkopf und die Luftröhre, allenfalls bis zu der Stelle vorzudringen, wo die letztere sich in die sogenannten Bronchien theilt; auch die Beleuchtung und die Besichtigung der Speiseröhre ist gegenwärtig recht wohl möglich. Professar Killian nun ist es gelungen, nachdem er die Theile vorher durch Cocaïn unempfindlich gemacht, van jener Gabelungsstelle der Luftröhre aus das vorher angewärmte Röhrenspeculum noch weiter in die beiderseitigen Luftwege vorzuschieben und mittelst einer kleinen elektrischen Stirnlampe tief hineinzublicken. Eine Beeinträchtigung der Athmung trat kaum jemals ein, da die Kranken sowohl durch die eingeführte Röhre als auch an ihr vorbeiathmen konnten. Der Durchmesser der Röhren betrug bei erwachsenen Patienten 9 Millimeter.

* **Ein neues Element** hat, wie der „Magd. Ztg“ aus **Padua** geschrieben wird, der Prafessar **Nasini** van der dortigen Universität entdeckt. Er hat es bei der spektroskopischen Untersuchung der vulkanischen Gase, die dem Vesuv und den Solfataren von Pozzuoli entströmen, gefunden. Prafessar Nasini nennt dasselbe „**Coronium**“, da es aus spektraskapischen Gründen mit einem Elemente dieses Namens, das in der Sonnencorona vermuthet wird, identisch zu sein scheint.

* **Im Ulmer Münster** wurde vor einiger Zeit ein Fund gemacht, der für die Kenntniß der Persönlichkeiten der ersten Baumeister dieses neben dem Straßburger Dom berühmtesten süddeutschen Münsters van Wichtigkeit ist. Bei Arbeiten zur Münsterheizung stieß man, wie Max Bach im „Zentralbl. der Bauverwalt.“ ausführlich mittheilt, im nördlichen Seitenschiff auf einen etwa 40 cm tief im Schutt eingebetteten Kalksteinblock, der zwar keine Inschrift trägt, aber durch die darauf angebrachte Reliefarbeit untrüglich als Grabstein eines Münster-Baumeisters zu erkennen ist. Der Stein trägt auf seiner Schauseite ein gothisches Kreuz, das sich am Fuß in einen sogenannten Eselsrücken auflöst; zu beiden Seiten des Kreuzes sind zwei Steinmetzhämmer in natürlicher Größe ausgehauen. Hienach kann es kein Zweifel sein, daß dieses Werkzeichen das Wappenzeichen der bekannten Familie Parler oder der „Meister van Gmünd“ ist. Da nun aus anderen Quellen bekannt ist, daß der erste Münsterbaumeister ein „Heinrich“ war, und da ferner auf der Büste des berühmten Prager Dombaumeisters Peter, der ein Sohn des bis jetzt bekannten ältesten Mit-

gliedes jener Familie Parler, des Erbauers der Heiligkreuzkirche in Gmünd, Heinrich war, dasselbe Wappenzeichen, wie oben geschildert, sich befindet, so schließt M. Bach daraus, daß dieser Heinrich, Meister von Gmünd, als der erste Baumeister des Ulmer Münsters — der Grund zu diesem wurde am 30. Juni 1377 gelegt — anzusehen ist, und daß, da spätere Mitglieder der Familie Parler zweifellos als Baumeister des Münsters zu Ulm bekannt sind, man sich demnach unter den ersten Baumeistern nur Mitglieder der „Meister von Gmünd“ zu denken hat.

* **Erlangen.** Dem außerordentlichen Professor Dr. Ludwig Heim wurde die Funktion eines Direktors des hygienisch-bakteriologischen Instituts der hiesigen Universität übertragen.

* **Tübingen.** Die durch die Berufung des Professors O. Crusius nach Heidelberg erledigte ordentliche Professur für altklassische Philologie ist dem bisherigen außerordentlichen Professor an unsrer Universität Dr. Wilhelm Schmid übertragen worden.

* **Berlin,** 14. Juli. Der bisherige Propst von Berlin, Professor D. Benno Bruno Brückner, Wirkl. Geh. Oberkonsistorialrath und Domherr, feierte gestern sein 50jähriges Doktorjubiläum. Da er früher viele Jahre in Leipzig wirkte und noch in regen Beziehungen zu Leipzig steht, hat der Rath dieser Stadt ihm ein Glückwunschschreiben übersandt.

* **Wien,** 13. Juli. Am hiesigen Mädchengymnasium wurden gestern die ersten Abiturientenprüfungen abgeschlossen. Diese wurden vor einer staatlichen Prüfungskommission von Universitätsprofessoren vorgenommen. Von 17 Prüftingen erhielten 2 ein Zeugniß der Reife mit Auszeichnung, 9 ein Zeugniß der Reife, 4 wurden auf 2 Monat, 2 auf 1 Jahr zurückgestellt. In den Gegenständen Latein und Deutsch entsprachen alle Mädchen den Anforderungen, in Geographie und Geschichte entsprach nur eines nicht, in Physik fielen 2 durch. Griechisch bildete für 3 das Verhängniß und 4 fielen in Mathematik durch.

* **Zürich.** Der durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der Statistik, der Zoll- und Agrarpolitik bestens bekannte Dr. Joseph Goldstein aus München hat sich als Privatdozent der Statistik und Wirthschaftspolitik an der staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität habilitirt.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Es geht das Gerücht, daß Prof. Dr. Rasthorn aus Prag Nachfolger des verstorbenen Prof. Halbertsma zu Utrecht werden soll. — Am 11. Juli starb plötzlich in seinem Laboratorium zu Leiden der Botaniker Prof. Dr. W. F. R. Suringer, zugleich Direktor des Hortus Botanicus. Geboren 1832, studirte er später zu Leiden und Utrecht, wurde 1857 außerordentlicher Professor zu Utrecht, 1862 ordentlicher Professor in Leiden. Im Jahre 1884 unternahm er mit seinem Kollegen, dem Geologen Prof. Martin, eine wissenschaftliche Reise nach Westindien, deren Ergebnisse in der Zeitschrift der Geographischen Gesellschaft und in den Abhandlungen der kgl. Akademie der Wissenschaften veröffentlicht wurden. — Die theologische Fakultät der Universität Utrecht besitzt bekanntlich ein großes Kapital, welches der aus Frankenthal (Rheinpfalz) stammende Bernhard als Stipendium Bernhardinum einst der Fakultät übergab. Von den Zinsen sollten jährlich eine Anzahl Studenten der reformirten Theologie ein Stipendium erhalten; die einzige Bedingung war nur, daß sie in der ehemaligen Kurpfalz geboren waren; auch Ungarn sollten berücksichtigt werden. Viele Studenten haben seitdem die Wohlthat dieses Stipendiums genossen, darunter auch solche, die sich dreist von irgendeinem Dorfbürgermeister bescheinigen ließen, daß sie in der ehemaligen Kurpfalz geboren seien, denn man konnte ihnen hier das Gegentheil nicht beweisen. Jetzt ist dies anders geworden, seit die Fakultät sich von deutschen Archivaren (?) ein Ortsverzeichniß der ehemaligen Kurpfalz hat anfertigen lassen. Seitdem sind manche Kantone der Rheinpfalz für immer ausgeschlossen, während Studenten aus der Rheinprovinz und aus der holländischen Provinz Limburg mehr als früher berücksichtigt werden. Uebrigens herrscht über die Verwaltung des Kapitals und die Verwendung der Zinsen noch dasselbe geheimnißvolle Dunkel wie früher. Die Personen wechselten im Laufe der Zeit, das System blieb dasselbe. Auch die neueste kgl. Verfügung hat daran nichts geändert. Sie lautet: „Unter Aufhebung der kgl. Verfügung vom 30. Juli 1878 wird hiemit festgesetzt, daß die an der Staatsuniversität Utrecht bestehende Stiftung von Daniel Bernhard Guljanz fortan gemeinschaftlich von den staatlichen Professoren der Theologie und den (von der reformirten Kirche angestellten) kirchlichen Professoren verwaltet werden soll, um diese Stiftung entsprechend der Absicht des Stifters und ihrer Bestimmung gemäß zu erhalten.“ — Die französischen Musikverleger und Komponisten haben Glück bei ihrer Verfolgung der holländischen Nachdrucker. Die Firma Hengel in Paris hat kürzlich einen Prozeß gegen die ehemalige Firma J. und S. Blok in Haag gewonnen. Letztere wurde zu einem Schadenersatz von 1600 fl. verurtheilt und S. Blok noch speziell zu einem Schadenersatz von 300 fl. Wenn dies den Franzosen gelingt, sollte es dann nicht auch den deutschen Komponisten gelingen, deren Werke massenhaft nachgedruckt wurden? — Vom 29. September bis 1. Oktober soll zu Amsterdam ein Kongreß für Kunstgeschichte stattfinden. Diejenigen, welche daran theilnehmen oder Vorträge halten wollen, müssen sich vor 15. August bei Hrn. Jhr. B. W. T. van Riemsdyk in Amsterdam anmelden.

* **St. Petersburg.** Die nach Kamtschatka entsandte Expedition, deren Leiter der Bergingenieur Bogdanowitsch ist, beendet den letzten im Bergdepartement erhaltenen Nachrichten zufolge die Erforschung der Halbinsel Kamtschatka. Die Expedition hat im Flusse Oglukamennaja sichere Anzeichen von Gold entdeckt, mehrere erloschene Vulkane besucht und ist im Oberlaufe des Tigil auf bisher unbekannte Gletscher gestoßen. Hr. Bogdanowitsch hat den „Nowosti“ zufolge gemeldet, im Herbst werde die Expedition ihre Erforschung Kamtschatka's beenden und am 1. Dez. in St. Petersburg eintreffen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Alexander Conraby: Geschichte der Clanverfassung in den schottischen Hochlanden; Alfred Kühne: Das Herrscherideal des Mittelalters und Kaiser Friedrich I.; Fritz Friedrich: Politik Sachsens von 1801—1803. Ein Beitrag zur Geschichte der Auflösung des heiligen römischen Reichs. (Leipziger Studien aus dem Gebiete der Geschichte. Herausgegeben von Buchholz, Lamprecht, Marcks, Seeliger. Bd. 4, Heft 4 und Bd. 5, Heft 1 und 2.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1898. — Dr. M. J. Berdyczewski: Ueber den Zusammenhang zwischen Ethik und Aesthetik; Dr. Simon Rosenblüth: Der Seelenbegriff im Alten Testament. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Bd. IX und X. Herausgegeben von Dr. Ludw. Stein.) Bern, Steiger & Co. 1898. — Bürgerliches Gesetzbuch. Handausgabe mit Anmerkungen in Verbindung mit Eugen Ebert und Heinrich Schneider hggb. von Otto Fischer u. Wilh. Henle. 2. Aufl. München, C. H. Beck 1898. — Zivilprozeßordnung nebst Gerichtsverfassungsgesetz; Konkursordnung; Gesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit, erläutert von Heinrich Schneider. (Deutsche Reichsgesetze. Textausgabe mit Anmerkungen und Sachregister.) Ebd. 1898. — A. T. Mahan: Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte, 1783—1812. Uebersetzt von Vize-Admiral Batsch. 7. Lfg. Berlin, S. Mittler & Sohn 1898. — Albert Niethammer: Das wirthschaftliche und sittlich-religiöse Verhältniß zwischen den Arbeitnehmern und Arbeitgebern. Vortrag. Leipzig. Bernh. Richter 1898. — G. Güttinger: Die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Ein Lesebuch für das Volk. Stuttgart, Strecker & Moser. — Joseph Holl: Der Teufel in Goethe's Faust. Ein kritischer Beitrag zum Verständniß der Faustdichtung. Frankfurt a. M., Peter Kreuer 1898. — Festschrift zum VIII. allgemeinen deutschen Neuphilologentage in Wien, Pfingsten 1898. Verfaßt von Mitgliedern der österreichischen Universitäten und des Wiener neuphilologischen Vereins, hggb. von J. Schipper. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller 1898.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 16. Juli. Nummer 156.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die germanische Philologie in Nordamerika.

Wiederholt schon ist in dieser Beilage von berufener Feder die hochbedeutsame Einwirkung deutschen Lebens, deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft auf die Entwicklung der Vereinigten Staaten hervorgehoben worden,[1]) und es dürfte daher nicht ungerechtfertigt erscheinen, einige Worte darüber zu sagen, wie die Amerikaner selbst oder genauer die wissenschaftlichen Kreise Amerika's über dieses Verhältniß denken.

Es ist mit Freude und Genugthuung zu begrüßen, daß man dort jetzt die Wichtigkeit dieses Einflusses besser und unbefangener würdigt als früher und daran geht, die innerlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika auch wissenschaftlich zu untersuchen und festzustellen. Das zeigt sich vor allem in der Begründung zweier neuer Zeitschriften, deren erster Jahrgang nunmehr vollständig erschienen in je einem stattlichen Bande vor uns liegt, und zwar in einer vortrefflichen Ausstattung in Druck und Papier, die mit zwingender Nothwendigkeit zu einem leider für uns wenig schmeichelhaften Vergleich mit gar mancher unsrer deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften herausfordert. Die ältere, die seit Januar 1897 erscheint, nennt sich: „*Americana Germanica.* A quarterly devoted to the comparative study of the literary, linguistic and other cultural relations of Germany and America“ und wird mit Unterstützung vieler anderer bewährter und zum Theil auch bei uns vortheilhaft bekannter Gelehrter von Marion Dexter Learned, Professor an der Universität von Pennsylvania herausgegeben.[2]) — Die zweite ist „*The Journal of Germanic Philology*“, herausgegeben von Prof. Gustav E. Karsten (Universität von Indiana), dem ebenfalls ein Stab amerikanischer Mitherausgeber, sowie als europäischer coeditor Prof. Georg Holz in Leipzig zur Seite steht. Sie erscheint seit dem 1. April 1897 auch vierteljährlich.[3]) Beide Zeitschriften sind Produkte der Nothwendigkeit; sie verdanken einem wirklichen und dringenden Bedürfniß ihr Dasein; denn sie sind die ersten speziell germanistischen Journale und versprechen diesen Studien fortan ein sicheres Heim und eine größere Verbreitung zu gewähren, als es bisher möglich war, wo sich germanistische Publikationen mit dem bescheidenen Platze begnügen mußten, den ihnen andere Zeitschriften mit weiterem Rahmen und allgemeineren Zielen, wie die Modern Language Notes, die Publications of the Modern Language Association of America, oder das American Journal of Philology, nur einzuräumen vermochten. Obwohl sich nun beide in den Dienst der Germanistik im weitesten Sinne stellen — beide nehmen übrigens deutsch und englisch geschriebene Artikel an —, sind doch ihre Ziele durchaus nicht völlig dieselben, so daß die Befürchtung einer Konkurrenz, die etwa beide schädigen könnte, wohl unbegründet sein dürfte.

Die „Americana Germanica“ verfolgen, ihrem Titel entsprechend, ein engeres Ziel. Die allgemeine Germanistik ist für sie nur der weitere Rahmen, innerhalb dessen als Hauptmittelpunkt des Interesses eben die mannichfaltigen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika gedacht sind. In den Kreis der literarischen Beziehungen fällt die Entstehung deutscher Werke in Amerika, die Geschichte der Neudrucke deutscher Werke ebendort, amerikanische Uebersetzungen deutscher Literatur und die Beeinflussung der deutschen Literatur durch die amerikanische. Die sprachlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern sollen erörtert werden an der Entwicklung der deutschen und skandinavischen Dialekte sowie des Englischen auf amerikanischem Boden. Endlich sollen auch allgemeine kulturelle Beziehungen, wie sie sich in Sitten, Bräuchen und Gewohnheiten, in Gewerbe und Kunst, überhaupt im täglichen Leben zeigen, Gegenstand der Betrachtung werden. Aufsätze und Abhandlungen rein philologischen Inhalts werden nur von amerikanischen Mitarbeitern angenommen.

Daß es mit diesem Plane den Herausgebern ernst ist, und daß sie dank einer stattlichen Anzahl tüchtiger Hülfskräfte schon jetzt recht Erfreuliches geleistet haben, dafür möge eine kurze Uebersicht über den wichtigsten Inhalt des ersten Jahrganges des neuen Unternehmens Zeugniß ablegen. A. B. Faust (Wesleyan University, Middletown, Conn.) eröffnet es mit einem Aufsatze über die literarische Stellung des ersten Nachahmers Coopers in Deutschland, des Begründers des exotischen Romans, Karl Postls (Charles Sealsfield); diese Abhandlung ist übrigens nur ein ins Englische übersetztes Kapitel eines größeren Werkes desselben Verfassers über den Dichter,[1]) welches im dritten Heft derselben Zeitschrift (S. 94) einer eingehenden und nicht gerade anerkennenden Kritik unterzogen ist. — Eine weitere literarische Studie bildet G. A. Mulfinger (Chicago) in einer ziemlich umfänglichen Betrachtung über „Lenau in Amerika“. Auf Grund neuen Materials und besonders mündlicher Auskünfte vermag er manch neues Licht auf das Verhältniß des unglücklichen Dichters zu diesem Lande, sowie auf die Entstehungszeit einiger seiner Gedichte zu werfen. — Der wohlverdiente, bei uns auch als Dichter nicht unbekannte Karl Knortz (Evansville, Ind.) gibt einen hübschen Ueberblick über „die plattdeutsche Literatur Nordamerika's“. — Kuno Francke (Harvard University,

[1]) Z. B. von H. Schönfeld (Columbian University) in Nr. 167, 169, 225 des Jahrganges 1897.

[2]) New-York und London (Macmilan u. Co.); Berliner Agenten sind Mayer und Müller. — Subskriptionspreis des Jahrganges: 2 Dollars.

[3]) Im Verlage des Herausgebers, Bloomington, Ind. — Agenten für Amerika: Ginn u. Co. in Boston, New-York, Chicago; für Europa: G. Fock in Leipzig. — Jahressubskription: 3 Dollars.

[1]) A. B. Faust, Charles Sealsfield (Karl Postl). Der Dichter beider Hemisphären. Sein Leben und seine Werke. Weimar, E. Felber, 1897.

Cambridge, Mass.) hatte bereits im fünften Bande der Harvard Studies and Nates über das Verhältniß August Hermann Francke's zu seinem amerikanischen Freunde Cotton Mather gehandelt, hier, in den „Americana Germanica", bringt er nun als Ergänzung einen wichtigen und sehr langen Brief Francke's an Mather (aus dem Jahre 1714) zum erstenmal zum Abdruck. Er enthält eine eingehende Beschreibung von Francke's Stiftungen und schildert noch besonders den Besuch König Friedrich Wilhelms I. im Waisenhaus. Daran anschließend folgt eine Wiedergabe der selten gewordenen Abhandlung Mathers, Nuncia Bona e Terra langinqua (Boston 1715), die im wesentlichen den Inhalt von Francke's Brief rekapitulirt und einige lobende und moralische Betrachtungen darüber hinzufügt. — M. D. Learned berichtet sodann über eines der interessantesten Denkmäler der deutsch-amerikanischen Literatur des 17. Jahrhunderts, über den Bee-Hive oder Bee-Stock des Francis Daniel Pastorius, des „Pennsylvania Pilgrim", des Gründers von Germantown. Das Werk ist in einer Foliohandschrift erhalten, die Pastorius im Jahre 1696 als Vermächtniß seiner Kenntnisse an seine Söhne zu schreiben begann. Learned nennt es die Magna Charta der deutschen Kultur im kolonisirten Amerika, ein wahres speculum scientiarum des 17. Jahrhunderts, die erste amerikanische Encyklopädie. Auf die Beschreibung des leider schon etwas verstümmelten Manuskriptes folgte eine genaue Inhaltsangabe der einzelnen Blätter und dann als vorläufige Probe ein getreuer Abdruck der verschiedenen Titelblätter. Der größte Theil des Buches ist englisch geschrieben, doch finden sich auch eine ganze Menge Stellen und Citate in griechischer, lateinischer, holländischer, deutscher, französischer und italienischer Sprache.[1]) — Kleinere Beiträge zur Geschichte der Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika liefern Learned durch die Mittheilung eines anonymen „Gesanges bey dem Abmarsch der hochfürstlich Brandenburg-Anspach-Baireuthischen Auxiliartruppen nach Amerika. Anno 1777" und J. Fr. Sachse (Philadelphia), der eine an sich recht unbedeutende Schülerleistung des später in der Revolutionsperiode berühmt gewordenen Predigers, Staatsmannes und Gelehrten Fr. Aug. Mühlenberg wieder ans Licht zieht: es ist ein Gedicht auf den Tod seines Lehrers Gotthilf August Francke, des Sohnes und Nachfolgers des großen Halle'schen Pädagogen.

Mehr der politischen als der Literaturgeschichte gehören die beiden folgenden Aufsätze an; in „Ferdinand Freiligrath in Amerika" schildert uns Learned in lebhaften Farben die Vorliebe des Dichters für dieses Ideal der Freiheit, das er doch nie betrat. Als willkommene Ergänzung dieser Ausführungen dient die Veröffentlichung einer Anzahl bis dahin noch ungedruckter Briefe Freiligraths an seinen amerikanischen Freund Prof. Georg F. Seidensticker, den Herausgeber des „Philadelphia Demokraten" und später des „Bürgerfreundes". Klara Seidensticker theilt sie mit einer orientirenden Einleitung mit. — In dieselbe Zeit führt uns dann T. S. Baker (John Hopkins University, Baltimare, Md.) mit seinem nicht gerade sehr klaren Aufsatze: „America as the political utopia af Yaung Germany", wobei unter „Jungdeutschland" übrigens die Demokraten von 1848 verstanden sind.[2])

Von den drei Beiträgen aus dem Gebiete der deutschen Philologie im engeren Sinne ist der umfänglichste und wichtigste Daniel B. Shumway's (University of Pennsylvania) Studie über das Verbum bei Thomas Murner. — Ueber das viel gedeutete und viel umstrittene Carmen Goticum stellt A. Gudeman (Univ. of Penns.) einige neue Hypothesen auf, wobei er in der Hauptsache an Konrad Müllers Auffassung festhält und mit Recht manches gegen Kögels Vermuthungen einwendet. — F. G. G. Schmidt (Cornell College, Mt. Vernon, Jowa) druckt sodann ein unbedeutendes, kleines, geistliches Spiel: „Theatrum Crucis et Passionis Domtni Jesu Christi" nach einer Maichinger Handschrift des 17. Jahrhunderts ab und schickt ihm eine kurze, etwas oberflächliche Einleitung voraus. — Endlich enthält jedes Heft noch eine Reihe von Rezensionen, die zum Theil sehr gründlich und eingehend gearbeitet sind.

Ein ganz anderes Gepräge zeigt unsre zweite Zeitschrift, das „Journal af Germanic Philology". Die deutsche und englische Philologie innerhalb der althergebrachten Grenzen, auch die vergleichende Sprachwissenschaft sind ihre Hauptgebiete, strenge, ernste Gelehrsamkeit ist ihr vornehmster Charakterzug; die Erörterung solch allgemeiner Fragen mehr kulturgeschichtlichen Inhalts, wie sie die „Americana Germanica" an erster Stelle pflegten, sind hier vermieden. Die Verfasser der selbständigen Aufsätze sind sämmtlich Amerikaner, und das Gebotene ist ein schönes Zeugniß dafür, mit welcher Rührigkeit, mit welchem Eifer und Erfolge die einschlägigen Disciplinen jenseit des Ozeans betrieben werden. Die deutsche Literatur ist von den Anfängen bis zur Neuzeit berücksichtigt. Karsten handelt über das Hildebrandslied, H. S. White (Cornell University, Ithaca N.-Y.) gibt eine hübsche, flottgeschriebene Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Frage nach der Heimath Walthers von der Vogelweide, ein paar kleine ältere Texte folgen. O. Heller (Washington University, St. Louis, Mo.) untersucht die Beziehungen zwischen Goethe und der Philosophie Schopenhauers, M. Batt (Chicago) gibt eine zusammenfassende Darstellung von Schillers Verhältniß zur französischen Revolution. Die englische Literatur ist vertreten durch einige Bemerkungen über den altenglischen Christ, eine neue Ausgabe der Erzählung von „Malchus", zwei Aufsätze über Chaucer, einige Quellenbeiträge zu anderen mittelenglischen Dichtern und eine anziehende, wenn auch nicht erschöpfende Skizze von E. P. Morton (Indiana) über Shakespeare im 17. Jahrhundert.

Besonders reich an Zahl und Inhalt sind sodann die sprachlichen Untersuchungen. Fr. A. Wood (Cornell College, Mt. Vernon, Jowa) bietet zwei umfängliche Aufsätze über indo-europäische Wurzelbildung; doch werden ihm schwerlich die Sprachforscher überall auf seinen Wegen folgen wollen. G. H. McKnight sucht die urgermanische Wortfolge im Satze festzustellen, G. A. Heech (University of Michigan) handelt mit großem Scharfsinn über die stimmhaften Spiranten im Gothischen, O. B. Schtutter (Hartford High School) weist an vielen Belegen nach, wie unzuverläsig Henry Sweets „Oldest English Texts" sind. Abgesehen von einer ganzen Reihe kleinerer interessanter linguistischer Beiträge ist noch besonders hervorzuheben der Aufsatz von H. Collitz (Bryn Mawr College, Penns.): „Der Name der Gothen bei Griechen und Römern" und die leider etwas zu kurz gefaßten „Phonetical Notes" von H. Schmidt-Wartenberg (Chicago), die eben nur für die gründlichsten Kenner der Phonetik ganz klar und nutzbringend sein dürften. — Auch diese Zeitschrift enthält eine reiche Auswahl von Rezensionen und Literaturberichten, deren einige von deutschen Gelehrten geschrieben sind.

Ein schönes Zeichen für das Interesse und die Bereitwilligkeit, mit der in Amerika auch Privatleute und Nichtgelehrte ihre Kräfte in den Dienst der Wissenschaft stellen, um sie zu fördern und ihr die Möglichkeit zu geben, auch

---

[1]) Eine vollständige Ausgabe des merkwürdigen Denkmals stellt Prof. Learned in Aussicht; eine Geschichte der Familie Pastorius der jetzige Besitzer der Handschrift, Hr. Daniel Pastorius Bruner in Germantown.

[2]) Vgl. dazu das Urtheil Goebels in Heft 3, S. 98, A. 1, und die Anzeige eines Buches von J. Müller, „Aus den Erinnerungen eines Achtundvierzigers", Heft 2, S. 106.

äußerlich ihre Ergebnisse in würdigem Gewande zu veröffentlichen, ist es, daß eine ganze Anzahl von Bürgern von Indianopolis, Ind. — alle tragen übrigens deutsche Namen —, die Zeitschrift durch Geldspenden unterstützen, ein Verfahren, das auch bei uns Nachahmung verdiente.

„Amerika hat die Alte Welt vier Jahrhunderte lang unter dem Zauber seiner ureigenthümlichen Kultur gehalten. Erst vor kurzem hat es begonnen, den Schätzen Aufmerksamkeit zu schenken, die es selbst von der Alten Welt empfangen hat. Das vergleichende Studium der Sprache, Literatur und Einrichtungen fördert immer neue urkundliche Beweise für die engen Beziehungen zwischen der neuen Zivilisation der Neuen Welt und der alten Kultur der Alten Welt zutage und erschließt so der wissenschaftlichen Forschung ein neues und reiches Gebiet.“[1]) An dieser schönen Aufgabe arbeiten unsre beiden Zeitschriften, jede in ihrer eigenen Weise; daß das Verfahren beider fruchtbringend sein kann, und daß beide zu guten Ergebnissen kommen können, das haben die bis jetzt gegebenen Proben wohl zur Genüge gezeigt. Die Leitungen beider haben sich übrigens auch darum bemüht, die hervorragendsten Vertreter der germanischen Philologie in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz für sich zu gewinnen, und die meisten der Letzteren haben sich auch bereit erklärt, gelegentlich Beiträge zu liefern. Indessen im Interesse der Sache dürfte es wünschenswerth sein, wenn die beiden transatlantischen Gründungen ihren eigenthümlichen Charakter als Organe der germanischen Philologie in Amerika möglichst streng wahrten. Denn dann werden sie am treuesten und sichersten Zeugniß davon ablegen, wie unsre Wissenschaft dort drüben blüht und wirkt und schafft, so werden sie den europäischen Fachgenossen am leichtesten und vortheilhaftesten die Ergebnisse ihrer Forschungen mittheilen, so am besten dazu beitragen, das geistige Band, welches die gleichartigen Bestrebungen hüben und drüben vereint, immer fester zu knüpfen.

H. Jantzen.

Die Weinrebe und ihre Kultur im Rheingau.

Von August Ammann.

Keine Pflanze des Erdbodens hat seit den ältesten Zeiten bis zu unsern Tagen in der Kultur der Völker eine solche Bedeutung gehabt, wie die traubentragende und weinspendende Rebe, vitis vinifera, die echte oder edle Rebe, die von ihren wild wachsenden Verwandten zu unterscheiden ist. Sie nimmt eine Sonderstellung unter allen Pflanzen ein. Eigenartig ist die Gestalt des Weinstocks, merkwürdig sind seine Geschicke im Lauf der Geschichte, von keiner anderen Pflanze erreicht an Güte und Vortrefflichkeit ist der Saft, mit dem er den Menschen erquickt und erfreut, und zahllos sind die Lieder und Gesänge, die zu seinem Preis und Lob unter fast allen Völkern erklungen sind und noch heute erklingen und die wie freundliche Arabesken die Prosa und die Poesie ihrer Literaturen umranken.

Der Weinstock zeigt sich uns in auffallenden Formen. Nicht strebt er glatt und gerade in die Höhe wie das Tannenreis; wenig gleicht er in seinem Bau und seiner Art anderem Gesträuche seiner Größe. Schaut ihn an, den kräftigen, durch tief in den Boden gehende Wurzeln gefestigten, krummen, knotigen Stamm mit seinem verschlungenen Gezweige, das ihn geeignet macht, unendliche Erntefülle zu tragen,[2]) mit den drei- und fünfzackigen Blättern, mit den zahlreichen Ranken, auf denen die schlichten Formen der Blüthe ruhen! Prunklos und bescheiden sind sie, aber sie verbreiten einen köstlichen Duft, dem der keiner anderen Pflanze vergleichbar ist, und prachtvoll glühen die saftstrotzenden Trauben. Und alles, Blätter, Ranken, Blüthen erscheint in dem schönen, hoffnungsvollen Grün bis zu der gereiften, hellgrünen Frucht; nur die Beeren, die den dunkelfarbigen Wein liefern, zeigen sich in violettem bis tiefdunklem Kleide.

Die Kultur des schon in uralter Zeit über die ganze Erde verbreiteten Weinstocks ist aus dem Orient, wo wir sie bei den Aegyptern am frühesten nachweisbar finden, über Griechenland, Italien und Frankreich zu uns gelangt.[1]) Spuren des Weinbaues am Rhein finden sich schon am Anfang unsrer Zeitrechnung; im 4. Jahrhundert stand er an der Mosel in voller Blüthe, wovon uns Ausonius in seiner Mosella ein begeistertes Bild entworfen hat. Durch Domitians Verbot 2 Jahrhunderte lang, wenn auch nicht ganz unterdrückt, so doch schwer gehemmt, hart geschädigt durch die Wirren der Völkerwanderung, blühte er mit der fränkischen Zeit rasch wieder auf und verbreitete er sich im Lauf der folgenden Jahrhunderte immer weiter, indem er bis in den Norden Deutschlands, auf nordische Inseln, ja sogar bis nach England vordrang. Später wurde das Gebiet unsres Weinbaues durch mannichfache Einflüsse wieder in engere Grenzen gebannt. Man begann bald geringere Lagen zu vernachlässigen, die besseren zu begünstigen, indem man die trefflichen Eigenschaften des Weins immer mehr schätzen lernte. Der 30jährige Krieg legte viel Rebenland brach, das man später mit dem Pflug durchzog, um den nothwendigeren Getreidebau zu heben. Namentlich that die vor etwa 200 Jahren erfolgte Einführung des Kaffees, des Thees und der Chokolade dem Weingenuß großen Eintrag, nicht zum mindesten aber in unserm Jahrhundert der ungeheure Aufschwung der Bierbereitung.

Gerade am rechtsrheinischen Ufer und somit im Rheingau haben die neuen Eisenbahnlinien viel herrliches Rebengelände weggenommen. Dafür fanden aber, besonders in letzter Zeit, durch die Massenankäufe verschiedener reicher Herren veranlaßt, zahlreiche Neuanrodungen statt, damit den kleinen Winzern Gelegenheit geboten würde, sich wieder dem altererbten Berufszweige zuzuwenden. So wurde die erlittene Einbuße an Weinland wieder einigermaßen ausgeglichen.

Schon lange hatte man die hervorragende Güte des rheinischen und vor allem des Rheingauer Weins[2]) erkannt und gewürdigt und war bestrebt gewesen, sie zu fördern, namentlich durch Anpflanzung des Rießlings,[3]) der besten Rebensorte. Die frühere Sitte, die verschiedensten Rebensorten bunt durcheinander zu pflanzen, hatte man schon längst aufgegeben und dadurch einen bedeutenden Fortschritt in der Erzielung charakteristischer Weine gemacht. Jetzt zieht man auf einem Feld nur eine Sorte, höchstens zwei derartige, die sich ergänzen. Denn je vorzüglicher etwas an sich ist, umsomehr verlangt es Reinheit und verliert es durch fremdartige Bestandtheile. Planmäßiger Wein-

---

[1]) Learned in Amer. Germ. Heft 3, S. 67.

[2]) Ein Ausspruch des Seneca lautet: „Des Weinstocks eigenthümliche Tugend ist Fruchtbarkeit.“

[1]) Näheres hierüber bringt Cahn, „Die Pflanze“, II, S. 179, Anm. 31, in der 2. Auflage.

[2]) Ein alter Spruch lautete:

Bonum vinum Franconum,
Melius Mosellanum;
Vinum tamen optimum
Vinum est Rhenanum.

[3]) Die Herkunft dieser Bezeichnung ist unbekannt. Schon Ende des 15. Jahrhunderts ist sie nachweisbar. Im Jahr 1490 werden „Rüslinge“ und ein „Rüslingweingart“ bei Worms erwähnt. Eine neue Weinzapfordnung des Binger Raths vom Jahre 1468 befahl den Bürgern statt Kleinberger Trauben Rießlinge zu pflanzen. Eine geringere, aber mehr Ertrag liefernde Sorte heißt Oesterreicher; warum sie gerade diesen Namen führt, ist uns ebenfalls unbekannt. In der Haardt wird sie Franken genannt.

bau aber begann erst seit dem vorigen Jahrhundert, in dem überhaupt der Rhein schon viel bereist, beschrieben und gefeiert wurde. Zahlreiche aus jener Zeit stammende Rhein- und Weinschriften geben uns hievon Kunde.[1]) Die Erfolge, die man erzielte, regten den Eifer zu immer weiterer Vervollkommnung der Rebenzucht an, in der man in unserm Jahrhundert die außerordentlichsten Fortschritte gemacht hat, und man darf wohl sagen, jetzt steht der Rheingauer Weinbau auf einer Höhe, wie nie zuvor. Erst die Thätigkeit und die Mitwirkung des Menschen bringen die Triebe der Natur zu voller Entfaltung; es ist der Geist, der die rohe Kraft leitet, erzieht und adelt und sie zu den höchsten Leistungen befähigt. Die edlen Rheingauer Weine und unvergleichlichen Auslesen gewähren uns das glänzendste Bild menschlicher Betriebsamkeit und menschlichen Kulturfortschritts. Keine andere Pflanze hat eine so reiche Entwicklungsgeschichte, wie die Rebe des Rheingaus.

Die Aufmerksamkeit, die der Winzer des Rheingaus dem Gedeihen seiner Reben widmet, ist so sorgfältig und gewissenhaft, seine Thätigkeit ist so unermüdlich, seine Beobachtungen sind so eingehend und feinfühlig, daß es unser Staunen und unsre Bewunderung im höchsten Grade erregen muß. Sieben Aufgaben sind es, deren gute Lösung dem Winzer am Herzen liegt: Bodenbearbeitung, Reinhaltung des Stocks, niedrige Zucht, zweckmäßiger Schnitt, richtige Lese, sorgfältige Kelterung und gewissenhafte Behandlung des gekelterten Stoffes. Die Natur aber leiht unsern Winzern hiebei ihre mächtige Hülfe. Günstiger kann kaum ein Rebengelände liegen, als das des Rheingaus. Die Mittagssonne bescheint es; der hohe, gewaltige Gebirgszug schützt es vor rauhen Winden. Der rheinische Schieferboden, der ein Haupterforderniß für das Gedeihen des Weinstocks ist, wie ja auch die Schieferlager bei Oporto so köstlichen Wein liefern, saugt die Sonnenstrahlen ein, die ihn erhitzen und Feuer und Kraft in die Trauben senden, und die von ihnen erwärmten Fluthen des Rheins beeinflussen wiederum die Reben aufs günstigste. Der Wein ist ein Sonnenkind! Und schön sagt Dr. Bähr:

„Was ist Wein?
Sonnenschein,
Den die Reben fingen ein.
Trinke Wein!
Sonnenschein
Wird ins Herz dir dringen ein."

Jeder Monat des Jahres stellt dem Winzer seine bestimmten Aufgaben, die er genau kennt. Wenn im November die allgemeine Weinlese beendet ist und die Kelter- und Kellerarbeiten im Gange sind, dann beginnt er auch schon wieder in den Weinbergen seine vorsorgliche Arbeit für das nächste Jahr. Hunderte von kleinen und doch außerordentlich wichtigen, oft sehr beschwerlichen Verrichtungen sind nothwendig. Zunächst werden die Weinstöcke untersucht, schlechte entfernt, durch Einleger Ersatz geschaffen; überall wird gedüngt und Erde zugetragen. Diese und ähnliche Arbeiten füllen den Winter, der auch dazu benutzt wird, neue Weinpfähle zu schnitzen. In der wärmeren Jahreszeit kommen wieder andere Aufgaben. Unkraut muß vertilgt werden, Spinnengewebe wird entfernt, Ungeziefer verschiedener Art beseitigt oder unschädlich gemacht. Eine der wichtigsten Arbeiten ist das unausgesetzte Lockern des Bodens, damit die Sonnenstrahlen soviel als möglich auf die Wurzeln einwirken können. Schon der gelehrte Agronom Columella hat gesagt: „Finis fodendi vinum nullus est; nam quanto saepius foderis, tanto uberiorem fructum ceperis." Wenn nun das Jahr bis zum August günstig verlaufen ist, kein Maifrost geschadet hat und im Juni die Blüthe gut vonstatten gegangen ist, die Blätter recht üppig stehen und die Beeren[1]) anfangen, sich zu runden, dann wird gelaubt, d. h. das über den Trauben hängende dichte Blattwerk wird zum Theil abgeschnitten, wiederum, damit die Sonnenstrahlen besseren Eingang zu den Trauben finden und damit diese mehr Luft bekommen. Zahlreich und mühevoll sind die Verrichtungen, die der Weinbauer auszuführen hat. Nicht behaglich, wie der Landmann, schreitet er auf ebener Scholle dahin, sondern steile Höhen muß er erklimmen, oft auf schlüpfrigem Boden, das Weinbergswerkzeug in der Hand und auf dem Rücken die Kieze,[2]) die beim Aufstieg mit Dünger, bei der Rückkehr mit ausgejätetem Unkraut gefüllt ist. Dies sollten wir bedenken, wenn der edle Trank der Rebe vor uns in den Gläsern funkelt. Goethe, dessen scharfer Beobachtung nichts entging, sagt an einer Stelle in Wilhelm Meisters Lehrjahren in schöner Metonymie: „Mit welcher Nachlässigkeit schlürft man die Sorge des Winzers hinunter!"

Wenn nun im Spätherbst des Weinstocks strotzende Frucht der Reife naht, dann regt sich der alte Vater Rhenus. Behaglich und wohlwollend hat er seit dem Beginn der Winterarbeiten dem Schaffen des Winzers zugeschaut; nun ist seine Aufgabe gekommen. Früh des Morgens sendet er all seine Nebelgeister aus, die Strom und Land in so dichten Schaaren überziehen, daß der Ruderschlag der Kähne schweigt und die Räder der Dampfschiffe verstummen, und sie hüllen alles ein in eine feuchte, graue Wolke und baden die Trauben in erfrischender Kühle, und wenn sie nach vollbrachtem Werke verschwunden sind, dann kommen wieder die freundlichen Sonnenstrahlen und küssen ihre Lieblinge mit feurigem Hauche. Diese Herbstnebel sind für die Reife der Traube von der größten Wichtigkeit und ein Hauptmoment ihrer guten Entwicklung.

Der Herbst geht zu Ende, die Trauben werden voller und süßer und man rüstet sich zur Lese. Diese hat in Bezug auf Zeit und Methode seit etwa 100 Jahren im Rheingau einen völligen Umschwung erlitten und die Qualität seiner Weine zu einer nie gekannten Höhe gesteigert: daher rühren die weltberühmten Auslesen.[3]) Die Auslese verlangt, daß man die Traubenernte auf so spät als möglich hinausschiebt, um die sogenannte Edelfäule zu erzielen, dann die besten und reifsten aus den übrigen ausliest und sie besonders keltert. Oft erstreckt sich diese Auslese sogar auf die einzelnen Beeren, was zu einer sehr beschwerlichen Arbeit wird, wenn sie durch ungünstige Witterung heruntergefallen sind. Diese Behandlungsweise der Trauben beruht auf der Erfahrung, daß mit dem fortschreitenden Reifeprozeß ihr Zuckergehalt zu- und ihr Säuregehalt abnimmt. Wenn nun auch durch eine natürliche Gedankenverbindung das Wort Auslese oft in der Bedeutung „vorzüglicher Wein" aufgefaßt wird, so ist es für den Kenner doch stets mit der Vorstellung von der Art der Gewinnung dieses Weines verbunden. Daß die Franzosen dieses dem Rheingauer so lieblich klingende Wort mit crème, vin d'élite, vin du meilleur crû wiederzugeben suchen, kann sich unsre Auslese immerhin gefallen lassen, aber diese Bezeichnungen sind keine Uebersetzungen; auch Nichtauslesen können crème, vin d'élite, vin du meilleur crû sein. Daß diese Auslesen zu einem der wichtigsten Theile der Traubenzucht geworden sind, verdankt man einem Zufall.

Es kam so. Der Pater Kellermeister des Johannisberges bei Geisenheim, der früher Bischofsberg hieß und im

[1]) So aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts Hoffmanns Schrift De natura et praestantia vini Rhenani. Im Jahre 1765 erschien Borsters Werk: „Der Rheingauer Weinbau".

[1]) Die einzelne Beere nennt der Rheinländer gewöhnlich Berkel.
[2]) Rheinischer Ausdruck für eine Art Korb; die Bewohner der Mosel sagen Stürze dafür.
[3]) Eine andere Bezeichnung für Auslese ist Ausbruch.

vorigen Jahrhundert noch ein zu Fulda gehöriges Benediktinerstift war, hatte die Verpflichtung, im Herbst, sobald die Trauben dicht vor der Reife standen, eine Probe davon nach Fulda zu bringen, damit der hochwürdige Ablbischof sie koste, entscheide, ob die Trauben die nöthige Reife hätten und den Befehl zur Lese gebe; vorher durfte diese nicht stattfinden. Nun geschah es im Jahre 1775, daß sich die Ankunft des Kellermeisters in Fulda derart verzögerte, daß die Erlaubniß zur Lese erst 14 Tage später, als üblich war, auf dem Johannisberg eintraf. Hiedurch wurde der berühmte 1775er Wein erzielt, der sich durch eine nie gekannte Feinheit der Blume auszeichnete. Dieses Ergebniß bewirkte allmählich einen Umschwung der Weinerntezeit im ganzen Rheingau, und man begann die Traubenlese auf so spät als möglich zu verlegen. Die Erfahrung, daß die gereiftesten Trauben den vorzüglichsten Wein lieferten, führte dann bald dazu, unter ihnen nochmals eine Ausscheidung der überreifen vorzunehmen, was vorwiegend bei den besten Qualitäten zu geschehen pflegt.

Uebrigens kannte man die Wirkung der späten Lese schon früher, wenn sie auch noch nicht in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt wurde. Ein Schriftsteller der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schrieb: „Es ist übrigens zur vollkommenen Känntniß des Weinbaues und der Weinpflanzung die Bemerkung sehr fürträglich, daß, so sehr die aus ganz abgereiften oder verfaulten Trauben von all andern als die besten und lieblichsten gerühmt werden, dieselben dennoch von weit geringerem Gehalte seien, als die unausgestoßene und frische Weinbeere in sich schließt.“ Mit dieser Bemerkung beweist er, daß er eine echte Rheingauer Weinzunge hatte, dem die lautere Rheinweingähre über alles geht. Sie ist aber insofern richtigzustellen, daß die edelreifen Rieslingtrauben den besten und feinsten Rheinwein liefern und unbedingt den ersten Rang unter den Rebenprodukten des Rheingaus einnehmen. Der aus edelfaulen gewonnene Wein büßt etwas von dem reinen, herrlichen Weinbouquet ein und erinnert an Sherry, und trotzdem wird er am höchsten geschätzt und bezahlt.

Allgemeine Würdigung und Anwendung der Auslese fand also erst viel später statt, ja die vollkommene Methode ihrer Herstellung hat sich erst im Laufe dieses Jahrhunderts ausgebildet, so daß wir dieses köstlichste aller Pflanzenprodukte noch nicht sehr lange besitzen. Was nun anfangs nur Nachahmung, dann Gewohnheit gewesen war, wurde bald Gesetz, und so streng wird jetzt von den Ortsbehörden beider Rheinufer auf die richtige Zeit der Traubenlese geachtet, indem eine allzufrühe Ernte als gemeinschädlich gilt, daß bei beginnender Reife der Trauben alle Weinberge der einzelnen Gemarkungen amtlich geschlossen werden und sogar den Eigenthümern deren Betreten verboten ist. Diese Absperrung der Weinberge, die auch äußerlich an den Weinbergpfaden durch Verschlüsse kenntlich gemacht wird, dauert in der Regel mehrere Wochen, bis durch Gemeinderathsbeschluß der Beginn der Traubenlese festgesetzt oder vielmehr freigegeben wird. Denn jeder Weingutsbesitzer kann die Lese so lange hinausschieben, als es ihm gutdünkt. Und es kommt vor, daß erst im Dezember dazu geschritten wird. Diese Zögerung kann aber verhängnißvoll werden. Plötzlich eintretendes anhaltendes Regenwetter, wie es der November nicht selten bringt, Schneefall oder Frost können die Traubenernte quantitativ und qualitativ in hohem Grade beeinträchtigen.

Wenn des Winzers Gewohnheiten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit bei allen die Pflege des Weinstockes betreffenden Verrichtungen sind, so zeigen sich diese bei der Lese und Kelterung im höchsten Maße. Die Geräthschaften, die nur irgendwie zur Verwendung kommen, müssen durchaus rein sein. Die Lese bedarf der größten Umsicht. Oft hält man eine oder zwei Vorlesen ab. Von Wichtigkeit ist es, alle verwellten, unreifen oder sonst schadhaften Trauben auszuscheiden oder einfach hängen zu lassen, damit nur edle Bestandtheile zur Kelterung gelangen. Auf diese folgt der Gährungsprozeß, hierauf die mehrmalige Umfüllung, die die Beseitigung aller unreinen Stoffe zum Zwecke hat, bis endlich der lautere Saft der Rebe in den Fässern lagert und allmählich sein Bouquet entwickelt, dessen Güte sich bei der Flaschenlagerung in wunderbarer Weise steigert. Bei all diesen Vorgängen haben Erfahrung, verbesserte Maschinentechnik, Wissenschaft eine Menge Vorschriften geschaffen, deren Einzelheiten und Bedeutung nur der praktische Winzer und der theoretisch gebildete Fachmann kennt und zu würdigen vermag. Die zweckmäßige Auslese aber ist es vor allem, die den rheinischen Weinbau im Laufe unsres Jahrhunderts zu der glänzenden Höhe geführt hat, die im Jahre 1862 die Jury der internationalen Ausstellung zu London zu der Erklärung veranlaßte, daß die Rheingauer Weine unter allen Weinen der Erde den ersten Rang einnähmen.

Im Rheingau haben sich zwei Wörter vereinigt, die uns gar traulich anmuthen. Wenn auch das erste keltischen Ursprungs ist,[1]) so hat es doch seit den ältesten Zeiten einen so heimischen Klang für uns, wie kaum ein anderes. Gau ist ein altdeutsches Wort, dessen Etymologie bis jetzt noch nicht hat ermittelt werden können,[2]) das sehr früh vorkommt und soviel wie Bezirk bedeutet. Unter dem Namen Rheingau versteht man nur einen Theil des rechten Ufers und zwar den, der von der Walluf bei Niederwalluf, dem Rhein und der Wisper bei Lorch[3]) umschlossen ist, eine Strecke von nur etwa 20 km, die ungefähr eine Stunde in das Land hineinreicht. Dem Fremden und Unkundigen ist die Bezeichnung Rheingau oft ein weiter und unklarer Begriff; er läßt ihn bei Hochheim[4]) beginnen und rechnet gar noch das linke Rheinufer hinzu. Da manche an das Gebiet des Rheingaues angrenzende Ortschaften ihren Namen gern das so schön klingende „im Rheingau“ hinzufügen, so führen wir hier die Namen der Weinorte an, die allein auf diesen historisch, geographisch und in Bezug auf die Güte des Weins qualitativ begründeten Zusatz ein Recht haben: Frauenstein, Niederwalluf, Neudorf, Kiedrich, Rauenthal, Eberbach, Eltville, Erbach, Hattenheim, Hallgarten, Schloß Vollrads, Johannisberg, Oestrich, Mittelheim, Winkel, Geisenheim, Eibingen, Rüdesheim, Aßmannshausen, Lorchhausen. Als die vorzüglichsten Lagen sind zu nennen: Steinberg, Rüdesheim, Johannisberg, Markobrunn, Hattenheim, Rauenthal, Gräfenberg bei Kiedrich, Sonnenberg bei Eltville, für Rothwein bekanntlich Aßmannshausen.

Als die hervorragendsten Jahrgänge des 19. Jahrhunderts sind zu erwähnen: 1811, den Goethe poetisch verherrlicht hat, 1822, 1827, 1834, 1846, ferner wahre Segensperioden bringende die 50er und 60er Jahre, 1857 1858, 1859, 1861, 1862, 1865, 1868. Da wurde manches Weingut schuldenfrei und mancher Winzer ein wohlhabender Mann. Daß zwei oder gar drei vortreffliche Jahrgänge aufeinanderfolgen, ist eine Seltenheit, deren sich unser Jahrhundert bis jetzt nur zweimal erfreuen konnte, und die fünf ausgezeichneten Jahrgänge 1746—1750 sind ein Unikum in der Geschichte des Rheingauer Weinbaues. Als vorzüglichster Jahrgang unsres Jahrhunderts steht bis jetzt

[1]) Es ist gleichen Namens wie Rhone und hängt wohl mit unserm „rinnen“ zusammen.

[2]) Die Ableitung vom griechischen γῆ, γαῖα hat Grimm wegen mangelnder Lautverschiebung abgelehnt.

[3]) Das rechte Ufer der Wisper von Lorch bis Lorchhausen (früher Larcherhausen) ist noch hinzuzurechnen.

[4]) Die besten Hochheimer Lagen, wie Domdechanei, werden gern unter den Rheingauer Weinen aufgezählt. So vortrefflich sie auch sind, es fehlt ihnen doch die echte Rheingauer Gähre.

1893 da. Mehr noch erwartete man von dem 1895er; er erwies sich jedoch zwar als sehr gut, nicht aber als Wein erster Klasse. Gute und vorzügliche Jahrgänge, die er Hauptjahre nennt, unterscheidet nämlich der Rheingauer wohl voneinander. So haben wir zwischen 1868 und 1893 eine Anzahl recht guter Jahrgänge, aber kein Hauptjahr zu verzeichnen gehabt. Das Jahr 1896 lieferte überreichen Ertrag, aber nur von mäßigee Qualität; es war ein sogenannter Mittelwein. Im Jahre 1897 gab es wenig, aber zum Theil sehr guten Wein. Denn oft ist auch in dem nämlichen Jahre nach Lage und Rebensorte die Güte des Weines oft auffallend verschieden. Die diesjährige Ernte wird gering ausfallen; über die Qualität läßt sich noch nichts bestimmtes sagen.

Große Weinkeller, wie der Bremer Rathskeller, dem Wilhelm Hauff ein so schönes Denkmal gesetzt hat, pflegen es sich zur Ehre anzurechnen, eine Anzahl „historischer" Weine zu besitzen, wie die ganz alten Jahrgänge genannt werden. Kein Wein läßt sich allerdings so lange aufheben, wie der Rheingauer; er ist von schier unverwüstlicher Lebensdauer. Allein es hat alles seine Grenzen; über ein gewisses Alter hinaus verliert er an Kraft und an Aroma, wenn er auch immerhin noch trinkbar ist. Im allgemeinen kann man sagen, daß geringe Weine 3—5 Jahre lang, die edlen dagegen bis zu 25, in Flaschen gelagert bis zu 50 Jahren ihre guten Eigenschaften bewahren. Da außerdem die Faßweine von Zeit zu Zeit nachgefüllt werden müssen, so verändert sich schließlich die Qualität des ursprünglichen Weines, und es ist eine Art Selbsttäuschung, gewisse alte Jahrgänge als solche bewundernd zu kosten. Dazu fehlt regelmäßig die Kontrole, da es keine Methusaleme mehr gibt. So besitzt die bekannte Kellerei von Wilhelmj in Hattenheim noch Weine von dem ehemaligen Hofkeller des Kaisers Napoleon I., 1738er Rüdesheimer Berg Orleans und 1783er Markobrunner, dabei auch 1728er Würzburger Steinwein. Der Großherzog von Luxemburg hat in seinem Schlosse zu Biebrich am Rhein noch folgende Jahrgänge lagern: 1706, 1779, 1783, 1806, 1811, 1822, 1831, 1834, 1835, 1839, 1842, 1846, 1848, 1857, 1858, 1859. Die empfehlenswertheste Art, ältere Weine zu behandeln, ist, sie zu rechter Zeit zu trinken.

Welch ungeheuren Werth die Weine des Rheingaus in sich bergen und wie hoch sie geschätzt werden, das erhellt aus den ganz enormen Preisen, die auf den verschiedenen Weinversteigerungen für die besten Sorten der Hauptjahre gezahlt werden. Für den 1893er sind z. B. im Frühjahr 1896 folgende Preise erzielt worden: Zehn Halbstück Rüdesheimer wurden mit 66,190 M. bezahlt, was für das Stück [1]) den Durchschnittspreis von 13,238 M. ausmacht, d. h. für den Liter über 12 M. Für 578 Steinberger Kabinet wurden 17,570 M. gegeben, d. h. mehr als 30 M. für den Liter! Die kgl. Domäne erzielte bei der Versteigerung vom 28. Mai in Eberbach für Steinberger Kabinetweine durchschnittlich für das Stück M. 19,266.66, d. h. etwa 16 M. für den Liter. Im Mai 1897 wurde bei einer Versteigerung in Mainz ein Halbstück Rüdesheimer Bronnen, für das 8000 M. geboten worden waren, wieder zurückgezogen und dann zu 9500 M. aus freier Hand verkauft, so daß sich der Liter auf beinahe 11 M. stellte.

Marschall Kellermann verkaufte im Sommer 1811 als damaliger Besitzer des Johannisbergs unbedachterweise den ganzen Herbst für 32,000 fl. an den Kaufmann Mumm in Frankfurt a. M. Dieser machte damit ein Weingeschäft, wie es seitdem wohl nicht wieder vorgekommen ist und legte hiedurch den Grund zu seiner großen, später so berühmt gewordenen Weinhandlung. Es waren 65 Stück; ein einziges verkaufte er zu 11,000 fl. Der Marschall hatte sogar noch die Fässer aus freien Stücken dazu gegeben. Seinem jetzigen Besitzer, dem Fürsten Metternich, bringt der Johannisberg jährlich etwa 150,000 M. ein.

[1]) Ein Stück = 1200 l; an der Mosel ist als Einheitsmaß das Fuder üblich, etwa 1000 l.

In dem gesegneten Weinjahr 1846 erlöste die Stadt Rüdesheim $1\frac{1}{2}$ Mill. fl., d. h. über $2\frac{1}{2}$ Mill. M.

Wenn man die Weinpreise der Hauptjahre von 1811 bis 1861 verfolgt, so ergibt sich das interessante Resultat, daß der Preis für eine Flasche von 2 Thlr. 10 Sgr. (7 M., für damals schon sehr viel) allmählich bis zu 15 Thlr. = 45 M. gestiegen ist.

Die Weinpreise der guten Lagen sind ungemein schwankend, wie kaum bei einer anderen Waare, den Hopfen vielleicht ausgenommen, dessen Preisveränderungen übrigens mehr dem Gebiet des Börsenspiels angehören. Von bedeutendem Einfluß sind größere oder geringere Vorräthe älterer Jahrgänge, Quantität und Qualität des letzten, die Erwartung des Ausfalls des neuen Weines, die wechselnden Wirkungen der Nachfrage und des Angebots und nicht zum mindesten individuelle Schätzung. Allgemeine Marktpreise für den Rheingauer Wein gibt es nicht, wie bei den Weinen anderer Gegenden. Wenn auch für einen gewissen Jahrgang ein gewisser mittlerer Preis eine Zeit lang Geltung hat, so dient er beim Abschluß eines Geschäftes doch nur als ungefahrer Maßstab; schließlich müssen sich Käufer und Verkäufer einigen nach den verschiedenen Rücksichten, die für sie maßgebend und mitwirkend sind. So geschieht es oft, daß jemand ein Stück Wein für die Hälfte des Preises verkauft, den er einige Monate vorher hätte erhalten können, und umgekehrt, und häufig kommt es bei Weinversteigerungen vor, daß die Verkäufer Weine zurückziehen, die sie für zu niedrig taxirt erachten.

Wie oben angedeutet, wurde in der Zeit des Mittelalters bis in das 17. Jahrhundert hinein in Deutschland mehr Wein getrunken als jetzt. In den letzten Jahrzehnten hat der Weingenuß wohl wieder etwas zugenommen, aber weniger zum Vortheil der Rheinlande. Südweine werden stark begehrt, griechische, italienische, spanische und Ungarweine von Händlern überall angeboten, und Unsummen fließen jährlich aus Norddeutschland nach Frankreich für Bordeaux- und Burgunder Weine, deren Reinheit und Echtheit und somit Zuträglichkeit schon lange sehr fraglich geworden sind. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Rheinwein in Norddeutschland besser gewürdigt würde und mehr Verbreitung fände; denn er steht als gesündestes Getränk von allen, die die Pflanzen liefern, obenan. Wohl sind in Berlin bedeutende Verkaufsstätten für Rheinwein errichtet worden; in Schlesien hat sich kürzlich ein Verein gebildet, der es sich angelegen sein läßt, ihn bei unsern östlichen Stammesgenossen beliebt zu machen. Aber dies genügt noch nicht; er müßte mehr ein allgemeines Getränk werden. Dies läge in nationalökonomischem Interesse. Es würde dies dem Volke zum Wohle gereichen und den Wohlstand des rheinischen Weinbauers heben, der bei weitem noch nicht überall befriedigenden Lohn für seine mühevolle Thätigkeit findet. Mit dem größeren Absatz würde der Wein auch erheblich billiger geliefert werden können. Viele Gegenden des Rheinlandes bringen guten Rothwein hervor, der noch viel zu wenig bekannt ist und größere Verbreitung verdient.

Zum Schlusse bemerken wir noch, daß an der Lahn, wo in früheren Zeiten vielfach Weinbau getrieben wurde und jetzt noch der bei Nassau und Runkel gezogene Rothwein in gutem Rufe steht, [1]) man in zahlreichen Gemarkungen kürzlich wieder Weinberge angelegt hat. Mögen sie gedeihen in diesem freundlichen, an Naturschönheiten so reichen

[1]) Das Weinland des Altenbergs bei Wetzlar ist leider vor einigen Jahren ausgerodet worden.

Thale und sich die Winzer der Lahn die bewährten Erfahrungen ihrer rheinischen[1]) Nachbarn beizeiten zu nutze machen!

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Scb. **Sammlung Helfert.** Die österreichische Revolution im Zusammenhong mit der mitteleuropäischen Bewegung der Jahre 1848 und 1849 in Wort und Ton, in Bild und Erz. Wien und Leipzig. With. Braumüller, 1898, gr. 8°, 101 S. — In vorliegender Schrift gibt der österreichische Historiker und Staatsmann, Frhr. A. v. Helfert, eingehenden Bericht über seine Sammlung an Dokumenten, Büchern, Zeitschriften, Bildern und Denkwürdigkeiten anderer Art, welche auf die Geschichte der österreichischen wie der mitteleuropäischen Bewegung der Jahre 1848 und 1849 Bezug haben. Baron Helfert ist bekanntlich einer der genauesten Kenner und Geschichtsschreiber dieser Bewegung: seine „Geschichte Oesterreichs wie der Wiener Oktoberrevolution bis zum Erlaß der österreichischen Verfassung vom 4. März 1849“ (6 Bände), dann seine Einzelschriften: „Die Wiener Journalistik im Jahre 1848“, „Die Konfessionalfrage in Oesterreich 1848“, „Oesterreichische Münzen und Geldzeichen 1848“ u. a. bieten eine selten reiche Fülle von zumeist neuem und interessantem Material in anziehender, lichtvoller Darstellung. Der Verfasser hat an einzelnen wichtigen Vorgängen jener Tage persönlichen Antheil genommen oder war als Zeuge gegenwärtig und befand sich durch seine Verbindungen in der Lage, seine Mittheilungen aus ersten Quellen zu schöpfen. Mit welchem unermüdlichem Eifer, mit welcher Umsicht, Sorgfalt und Opferbereitschaft er bemüht war, sich über die ereignißvollen Jahre 1848 und 1849 nach allen Seiten auf das genaueste zu unterrichten, davon legt auch seine „Sammlung“ vollgültiges Zeugniß ab. Seit mehr als 50 Jahren schente Baron Helfert weder Mühe noch Kosten, um diese, seine „Sammlung“, möglichst zu vervollständigen und so hat sich aus theilweise sehr bescheidenen Anfängen eine umfassende Sammlung herausgebildet, mit der sich nicht bloß ihrer Reichhaltigkeit wegen, sondern auch darum keine andere in Vergleich setzen kann, weil diese sich in der Regel nur auf eine einzelne Richtung der vielgestalteten Bewegung beziehen, während Baron Helfert bei Anlage und Vervollständigung seiner „Sammlung“ alle Erscheinungen, Kundgebungen und Ereignisse der Bewegungsjahre 1848/49 im Auge behalten und bedacht hat. Indem wir auf die nähere Betrachtung der Schrift selbst verweisen, führen wir hier nur an, daß die streng geordnete und musterhaft gehaltene „Sammlung Helfert“ in folgende acht Hauptabtheilungen zerfällt: Tagesschriften, Bilder, Münzen und Geldzeichen, Musikalien, Bibliothek, Zeitungen und Zeitschriften, Varia, Mappen. In der vorliegenden Schrift wird jede dieser Hauptabtheilungen des näheren beschrieben und charakterisirt, auch werden anschauliche Proben mitgetheilt. Man erhält auf solche Weise einen deutlichen Einblick in die Reichhaltigkeit und den Werth der „Sammlung“, von der lebhaft zu wünschen ist, daß sie für alle Zukunft in ihrer Gesammtheit erhalten und der wissenschaftlichen Benutzung gewahrt bleibe. Wie einzelne Stücke der Sammlung, so gewinnt auch das Ganze mit jedem Jahr mehr an historischer Wichtigkeit und Bedeutung.

* **München.** Julisitzungen der kgl. Akademie der Wissenschaften. In der philosophisch-philologischen Klasse legte Hr. Geheimrath v. Christ die neue Auflage seiner „Geschichte der griechischen Literatur“ vor und wies auf die erheblichen Vermehrungen infolge der neuen Funde auf dem Gebiet der griechischen Literatur hin. Frhr. v. Hertling machte Mittheilung von der für römische und christliche Archäologie wichtigen Publikation Wilperts: „Un capitolo di storia del vestiario.“ Hr. Kuhn legte zum Druck in den Abhandlungen vor: „Die indo-arischen Sprachen des Hindukusch. Bibliographie, ethnographische Uebersicht und Versuch einer Klassifikation.“ Es handelt sich dabei um einen Gegenstand, über welchen der Vortragende bereits vor 12 Jahren der Klasse Bericht erstattet hat. Die schon damals beabsichtigte, ausführliche Bearbeitung ist bis jetzt nicht zur Ausführung gekommen, da der Verfasser bald darauf bei Gelegenheit des Wiener Orientalistenkongresses auf Grund der Mittheilungen des vor einigen Jahren verstorbenen k. k. Gymnasialdirektors K. F. Burkhard sich davon überzeugen mußte, daß ohne eine genauere Kenntniß des damals noch sehr unzureichend bearbeiteten Kaschmiri, mit welchem der genannte Gelehrte sich gerade damals zu beschäftigen angefangen hatte, die Arbeit nicht wohl zu Ende geführt werden könne, zumal auch das Material für die eigentlichen Hindukusch-Dialekte vieles zu wünschen übrig ließ. Nach beiden Seiten hin haben nun namentlich die letzten Jahre erfreulichen Zuwachs gebracht, und zwar haben zu dieser weiteren Bereicherung unsrer Kenntnisse, wie so häufig in Indien, die politischen Verhältnisse in erster Linie beigetragen. Als die Russen im Jahre 1891 sich im Pamirgebiete dauernd festgesetzt hatten, sah sich die indische Regierung bewogen, auch ihrerseits in die Verhältnisse der Bergstämme einzugreifen. Das führte zunächst zur Unterwerfung der bisher mehr oder weniger unabhängigen Stämme am oberen Indus, ferner zu der mit dem Maharadscha von Kaschmir vereinbarten Verlegung einer britischen Garnison nach Gilgit, sowie zur Herstellung einer gesicherten Militärstraße zwischen diesem Ort und dem bisherigen Endpunkt des indischen Eisenbahnnetzes. Andrerseits erheischten seit 1892 die Streitigkeiten um die Thronfolge in den Fürstenthümern Yassin und Tschitral eine direkte Einmischung der indischen Regierung, durch welche auch diese Distrikte mehr und mehr in die britische Machtsphäre hereingezogen werden; von dort aus lenkte sich ferner erneute Aufmerksamkeit auf das noch ganz unabhängige Gebiet der Kafir, d. h. der dem Islam noch nicht gewonnenen Stämme, südwestlich von Tschitral, welche wegen ihrer Feindschaft gegen die Mohammedaner gewissermaßen als geborene Bundesgenossen der Engländer betrachtet werden dürfen. Diesen Maßnahmen verdanken wir die vollkommenen Mittheilungen, die neuerlich Kapitän D. J. F. O'Beien über das Khorar, die Sprache von Tschitral, sowie der politische Agent in Gilgit, G. H. Robertson, über die Stämme von Kafiristan veröffentlicht haben. Aber auch der gesteigerte Verkehr mit Kaschmir trug reichliche Früchte, und den sorgfältigen Arbeiten Burckhards folgte bald die aus lebendiger Sprachkenntniß geschöpfte Grammatik des Missionars T. R. Wade, und neuerlich eine Reihe von Publikationen des als Linguisten wohlbekannten G. A. Grierson, welche an praktischer Sachkenntniß und minutiösester Korrektheit alles bisher über das Kaschmiri Erschienene weit hinter sich lassen. So hatte der Vortragende genügenden Grund, auf den lange zurückgesetzten Gegenstand von neuem zurückzukommen. In dem vorgelegten ersten Theil seiner Untersuchungen wird nach eingehender Bibliographie und einer Uebersicht der einzelnen Volksstämme zum erstenmal der Versuch einer wirklichen Klassifikation aller in Betracht kommenden Dialekte unternommen. Weitere sprachliche Erörterungen sollen in späteren Abhandlungen nachfolgen. Sodann legte Hr. Kuhn noch die Abhandlung des korrespondirenden Mitgliedes Em. Schlagintweit in Zweibrücken vor: „Die Lebensbeschreibung von Padma Sambhara, dem Begründer des Lamaismus“, I. Theil, die Vorgeschichte, enthaltend die Herkunft und Familie des Buddah Cakyamuni, aus dem Tibetanischen übersetzt. Die Drucklegung in den Abhandlungen wird beschlossen. — In der mathematisch-physikalischen Klasse gedachte der Klassensekretär Hr. v. Voit des schweren Verlustes, den die Klasse durch das Ableben W. v. Gümbels erlitten hat. Hr. H. Seeliger hielt hierauf einen Vortrag: „Betrachtungen über die räumliche Vertheilung der Fixsterne.“ Auf Antrag des Hrn. G. Bauer wurde die Drucklegung einer nachgelassenen Abhandlung Ludwig Philipp v. Seidels: „Ueber die Bedingungen möglichst präziser Abbildung eines Objekts von endlicher, scheinbarer Größe durch einen dioptrischen Apparat“ in den Sitzungsberichten beschlossen. Hr. E. Lommel überreichte eine Abhandlung Ludwig Zehnders: „Ueber eine neue Erscheinung bei elektrischen Entladungen in verdünnten Gasen“, deren Aufnahme in die Sitzungsberichte beschlossen wird. Hr. W. Dyck

---

[1]) Es ist merkwürdig, daß in der deutschen Sprache Rhein der einzige Flußname ist, der ein Adjektiv gebildet hat, rheinisch. Bei allen anderen muß dieser Redetheil durch Zusammensetzung oder den Genitiv ersetzt werden. Elbisch erscheint erst im Kompositum (ostelbisch) als Adjektiv und cis- und transleithanisch sind abnorme Bildungen. Als einzige wirkliche Ausnahme wäre donisch zu erwähnen: donische Kosaken.

legte eine Abhandlung Eduard v. Webers vor: „Ueber Schaaren von bilinearen Formen“, die in den Sitzungsberichten erscheinen wird. — In der historischen Klasse berichtete Hr. Prof. v. Heigel ausführlich über den für die Junisitzung angemeldet gewesenen Vortrag des verstorbenen ordentlichen Mitgliedes Felix Stieve: „Zu Wallensteins Leben.“ Die letzte Arbeit des Forschers wird in den Sitzungsberichten gedruckt werden.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 7. Juli. I. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Planck las: Ueber irreversible Strahlungsvorgänge. Vierte Mittheilung. 2. Hr. Fuchs las: Zur Theorie der Abel'schen Funktionen. 3. Hr. van't Hoff las eine mit Hrn. Dr. T. Estreicher-Rozbierski bearbeitete achte Mittheilung aus seinen Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen, insbesondere des Staßfurter Salzlagers. 4. Hr. L. Königsberger, korrespondirendes Mitglied, übersendete eine Mittheilung: Ueber die Erniedrigung der Anzahl der unabhängigen Parameter Lagrange'scher Bewegungsgleichungen durch Erhöhung der Ordnung des kinetischen Potentials. — II. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. Harnack las Beiträge zur Geschichte der Königlichen Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1806 und 1807. 2. Hr. Mommsen legt eine Anzahl werthvoller Drucke und Manuskripte Kantischer Schriften vor, welche Hr. Direktor Hagen (Charlottenburg) die Güte gehabt hat, für sich und die Glieder seiner Familie der Akademie zum Zweck der Benutzung bei der von derselben unternommenen neuen Kant-Ausgabe leihweise für einen Zeitraum von 2 Jahren zu überlassen. 3. Hr. Diels berichtete über den eben erschienenen ersten Band der von Grenfell und Hunt gefundenen und herausgegebenen Oxyrhynchus Papyri (London Offices of the Egypt Exploration Fund 1898). 4. Hr. Mommsen knüpfte einige weitere Bemerkungen über No. XXXIII derselben werthvollen Publikation an. Es enthält dieses Stück Reste des merkwürdigen Protokolls, in welchem ein alexandrinischer Abgesandter und Gymnasiarch Appianos vor dem Kaiser zu Gericht steht und zum Tode verurtheilt wird, vielleicht wegen einer bei diesen Verhandlungen gegen den Kaiser gefallenen Majestätsbeleidigung. „Weißt du nicht,“ sagt der Kaiser, „mit wem du sprichst?“ „Freilich, Appianos mit dem Tyrannen.“ „Nein, mit dem Herrscher (*βασιλεῖ*).“ „Sage das nicht,“ erwidert der Angeklagte, „deinem Vater Antoninus stand es wohl an, zu regieren, er war erstens ein Philosoph, zweitens nicht habgierig, drittens rechtschaffen; dir ist von allem dem das Gegentheil eigen, Tyrannei, Nichtsnutzigkeit, Rohheit (*ἀπαιδία*).“ Man wird unter diesen Verhältnissen eine zutreffende Charakteristik des angeredeten Herrschers nicht erwarten dürfen; die Herausgeber halten denselben für Markus und vielleicht mit Recht. Aber es darf doch daran erinnert werden, daß divus Antoninus zweideutig ist; diese Bezeichnung ist wohl die offizielle des konsekrirten älteren Herrschers, aber gewöhnlicher, und zwar schon von Anfang an, heißt dieser divus Pius und der jüngere, offiziell konsekrirt als M. Antoninus Pius, wird auch divus Antoninus schlechtweg genannt, z. B. in der Inschrift von Sinope C. I. L. III, 239. Hat Appianos zu Commodus geredet, so kann die Geschichte gegen seine Charakteristik nichts einwenden. Uebrigens ist geschichtlich über diesen Vorgang nichts bekannt; wer in dem Appianos den Sohn des Geschichtschreibers finden will, dem wird das Gegentheil nicht bewiesen werden können. 5. Hr. Conze legt die 10. Lieferung der im Auftrag der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien und mit Unterstützung des Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts herausgegebenen „Attischen Grabreliefs“ vor.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Annuario statistico italiano 1898. (Ministero di agricoltura, industria e commercio. Direzione generale della statistica.) Roma, Tipografia Nazionale di G. Bertero 1898. — Dr. Arnold Kowalewski: Ueber das Kausalitätsproblem. Eine philosophische Studie. Leipzig, Oswald Mutze 1898. — Ausgewählte Urkunden zur deutschen Verfassungsgeschichte seit 1806. Zum Handgebrauch für Historiker und Juristen herausgegeben von Dr. Wilh. Altmann. I. und II. Theil. Berlin, R. Gaertner. — August Sperl: Fridtjof Nansen. Ein Sang. München, C. H. Beck 1898. — Dr. Paul Stengel: Die griechischen Kultusalterthümer. 2. verm. Aufl.; Wilh. Christ: Geschichte der griechischen Literatur. 3. verm. Aufl.; Martin Schanz: Geschichte der römischen Literatur. 1. Theil. 2. Aufl. (Handbuch der klassischen Alterthumswissenschaft hggb. von Dr. Iwan v. Müller. 5. Bd. 3. Abth. 7. u. 8. Bd.) Ebd. — Handbuch der deutschen Aktiengesellschaften. 3. verm. und verb. Aufl. 1898—99. I. Bd. Leipzig, A. Schumann. — Die deutschen Nationalfeste. Mittheilungen und Schriften des Reichsausschusses. 1. Bd., 6. Heft. Ausgegeben 1. Juli 1898. München, R. Oldenbourg. — Prof. Dr. Zürn: Das Haarkleid, die Farben und Abzeichen der Pferde. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger 1898. — Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie. Redigirt von E. v. Leyden und A. Goldscheider. 1. Bd., 2. Heft. Leipzig, Gg. Thieme 1898. — Arthur Pfungst: Laskaris. 3. Aufl. Dichtung. Berlin, Ferd. Dümmler 1898. — Festschrift für das IX. Deutsche Turnfest in Hamburg 23.—27. Juli 1898. — Dr. Christian Rothenberger: Pestalozzi als Philosoph. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Bd. XI. Hggb. von Dr. Ludwig Stein.) Bern, Steiger & Co. 1898. — Dr. phil. Paul Bergemann: Die Sittlichkeitsfrage und die Schule. Vortrag. (Pädagogische Zeit- und Streitfragen. Flugschriften zur Kenntniß der pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart. 54 Heft.) Wiesbaden, Emil Behrend 1898. — Max Sternau: Wörterbuch für Staatsverwaltungsbehörden. Ansbach, C. Brügel & Sohn 1898. — Gebrüder Grimm: Deutsches Wörterbuch. 4. Bd., 1. Abth., 3. Theil. 1. Lfg. und 9. Bd., 13. Lfg. Leipzig, S. Hirzel 1898. — Dr. Albert Bielschowsky: Goethe, sein Leben und seine Werke. 1. Bd., 2. Aufl. München, C. H. Beck 1898. — Dr. Severin Robinski: Operiren oder Nichtoperiren bei Krebserkrankungen. Berlin, Robinski & Co. 1898. — Albr. Wirth: Geschichte Formosa's bis Anfang 1898. Bonn, Carl Georgi 1898. — Dr. Ed. Langer und Joh. Schade: Führer durch das Adlergebirge. Trautenau, Selbstverlag des Bundes der Deutschen Ostböhmens 1898. — L. William Stern: Psychologie der Veränderungsauffassung. Breslau, Preuß & Jünger 1898. — Sidney Webb: Englands Arbeiterschaft 1837—1897. Autor. Uebersetzung von Dora Landé. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1898.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Reil in München.

Jahrgang 1898. München, Montag, 18. Juli. Nummer 157.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Neue Romane und Novellen.

I.

S. S. Mehr als einmal während der Vorbereitungen zu dieser Uebersicht waren wir auf dem Punkte, die Arbeit niederzulegen. Es ist wirklich keine Kleinigkeit, in kurzer Frist einen ganzen Haufen moderner Belletristik durchlesen zu müssen, und wer mit uns der Meinung ist, daß die Zeit zu besserem da ist, als todtgeschlagen zu werden, der wird die Gefühle des Grolles begreifen, die uns zuweilen zu übermannen drohten. Aber wenn wir alles genau gegen einander abwägen, dann dürfen wir sie nicht Herr über uns werden lassen, denn es ist bei der Lektüre doch etwas übrig geblieben. Wenn wir müde und abgerackert von einem sokenuen Diner nach Hause gekommen sind, dann werden wir beim Zurückdenken an den verbrachten Abend diesen nicht als einen ganz verlorenen betrachten, haben wir auch nur eine einzige Seele, unter vielen Larven nur eine fühlende Brust gefunden. Und wenn wir unter fünfundzwanzig neuen Büchern auch nur ein einziges kennen lernten, das uns etwas zu sagen hatte, so dürfen wir über die Zeit nicht klagen, die wir an die anderen wandten.

Wir sind in der erfreulichen Lage, aus der großen Anzahl von Büchern, die uns während der letzten Wochen um die Ruhe brachten, mehr als dies eine hervorheben zu können, die warmen Interesses würdig sind, vor allem zwei, die uns wahren Genuß bereitet haben: eines von einem Autor, dessen Ruf als feiner Seelenkenner, als trefflicher Menschenschilderer und guter Erzähler schon lange feststeht, und ein zweites, das einen neuen Mann zum Verfasser hat. Jener ist Adolf Wilbrandt und sein neuer Roman heißt „Eine glückliche Frau“.[1]) Ein schönes Buch, ein Buch voll sonniger Heiterkeit, voll Lebenswärme, bei dem es Einem wohl ums Herz wird. Man könnte sich zuerst zu dem Gedanken versucht fühlen, daß der Titel ironischen Beiklang hätte, aber er ist ganz ernst gemeint. Diese Frau Klara Forster ist wirklich eine glückliche Frau, denn sie gehört zu den Begnadeten, die das Glück in der eigenen Brust tragen, die aus allem, was das Schicksal bringt, das Gute herauszufinden wissen und über das Andere gelassen hinauskommen. Ihr Gatte ist jung gestorben und von ihren Kindern ist ihr nur die eine Tochter Hanna geblieben. Mit dieser lebt sie fröhlich und behaglich in dem hübschen, wohnlichen Landhaus und wenn, wie es häufig geschieht, Gäste kommen, dann freuen sie sich der Gemüthlichkeit, die von der stets vergnügten Frau Klara ausgeht, der guten Küche, die man bei ihr findet, und die sie selbst so verständnißvoll und zur Mitfreude aneifernd zu würdigen weiß. Der Bankerott des Bankiers Gruber, der ihre Werthpapiere aufbewahrt hatte, stürzt sie plötzlich in tiefste Armuth, aber ungleich härter als diese trifft sie die Täuschung durch einen Mann, dem sie volles Vertrauen geschenkt, der oft an ihrem Tisch gesessen hatte. Noch wenige Stunden vor seinem Sturz, als ihr dringend gerathen worden war, ihr Geld von ihm zurückzuziehen, da hatte er ihr gesagt, es sei ganz sicher, was auch mit ihm selbst geschehen möge. Und als er dies sagte, war er durchaus guten Glaubens, denn erst nachher wurde er durch das Geständniß seines verzweifelten Sohnes vor die schreckliche Wahl gestellt, diesen in den Tod gehen zu sehen oder mit dem ihm von der Freundin anvertrauten Gut Erich zu retten. Dieser aber war völlig ahnungslos darüber, daß sein Vater um seinetwillen zum Verbrecher geworden war, erst in Amerika, als der Vater schwer krank darniederlag, erleichterte er sein Herz durch das Geständniß dessen, was er gethan. Von diesem Augenblick an kennt Erich kein anderes Lebensziel mehr, als sich emporzuarbeiten, um der verehrten Frau, der Mutter des heißgeliebten Mädchens, das wieder zu ersetzen, was durch seine Schuld, aber ohne sein Wissen ihnen geraubt worden. Und dies Ziel erreicht er, ebenso wie er die Braut nach langen Kämpfen mit dem Widerspruch der Mutter heimführen darf. Frau Klara hatte sich mit überraschender Fassung in die Dürftigkeit hineingefunden. Die Freunde, die sie auf dem kleinen, mecklenburgischen Städtchen besuchten, wohin sie sich mit den Trümmern ihrer Habe zurückgezogen hatte, waren darum mächtig erstaunt, sie in ungebrochener Lebensfreude anzutreffen, während sie gemeint hatten, diese Frau sei nur für das Leben in Sonnenschein geschaffen und sie würden sie nach dem plötzlichen schroffen Wechsel als vergrämte, tiefgebeugte Thränenweide wiedersehen. Man wird diesen Heroismus in der Fähigkeit, auch die neue Situation sofort zu bemeistern, vielleicht etwas unglaubwürdig finden, aber genauer besehen ist es gar kein Heroismus, sondern die Gleichgültigkeit gegen materiellen Besitz, die solchen glücklichen Naturen eigen ist, die unerschütterliche Lebensfreude, die in der eigenen Natur wurzelt. Weniger stimmt es mit dem ganzen Charakter der Frau Klara überein, daß sie dem Herzenswunsch der Tochter gegenüber so hart bleiben und es so lange ertragen kann, daß sie und das einzige, in manchen Dingen ganz nach ihr geartete Kind wie Fremde nebeneinander hergehen. Doch kommt dann alles zu gutem Ende und auch der wackere Zauderer, Leopold Mosbach, der Frau Klara schon, als sie noch ganz junges Mädchen war, geliebt hatte, und der in seiner minnesängerhaften Anbetung für sie treu geblieben ist, darf endlich die reife, aber noch immer schöne Frau als die Seine heimführen. In dem ganzen Aufbau, in der lebhaft pulsirenden Handlung macht der Roman den Eindruck, als sei er ursprünglich als Drama beabsichtigt gewesen, zu dem er sich ohne allzu große Mühe umformen ließe. Zu gewissen Strömungen in Literatur und Kunst nimmt Wilbrandt mit ein paar kräftigen Worten Stellung, die der Heldin in den Mund

[1]) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1898.

gelegt sind. „Wir sind auch wirklich wir angenehmen, netten, ehrenwerthen Menschen. Unser Humor und unsre Lebenslust ist so gut auf der Welt, wie eure ungewaschenen Bosnickel, die mit triefenden Glotzaugen in ihre zerrissenen Stiefel starren. . . . Ihre Wahrheit ist schwarz, meine ist grün; es gibt so viele Wahrheiten, wie es Farben gibt — und Ihre ist die häßlichste." . . . Vielleicht ist der Einwand berechtigt, daß in dem Buch etwas zu viel und zu gescheit geredet wird, daß auch manche Betrachtungen nicht gerade unmittelbar aus der Situation herauswachsen. Wilbrandt hat in verschiedenen seiner neueren Bücher die Hauptfiguren getreu dem Leben nachgezeichnet. Dem Urbild der Frau Klara einmal im Leben zu begegnen, das müßte in der That interessant sein.

J. C. Heer, Verfasser des Romans „An heiligen Wassern",[1]) wurde schon bisher in seiner schweizerischen Heimath, namentlich um seiner hübschen und anschaulichen Reiseschilderungen willen, sehr geschätzt, auch manche seiner schwungvollen Gedichte haben dort ihren Weg gemacht. Bei uns war sein Name bisher noch wenig bekannt geworden, aber nach diesem seinen ersten Roman wird man sich ihn zu merken haben, und er wird künftig voll neben denen klingen, die das schweizerische Erzählerthum bei uns zu Ehren gebracht haben. Heer ist kein Keller, Meyer oder Widmann, er ist eben ein ganz Anderer, aber er ist „auch Einer". Es steckt Mark in dem Buch und Kraft und Schönheit und Poesie. Der Verfasser ist mit dem Wesen und der Eigenart des von alter Zeit her in seiner Ursprünglichkeit und Unberührtheit gleich gebliebenen Walliser Landes innig vertraut und er weiß uns die rauhen Schönheiten seiner Natur, seine hohen unwegbaren Berge greifbar und plastisch darzustellen, er lehrt uns die Menschen kennen und verstehen, die in jenen Bergen leben. Schon gleich nach den ersten Seilen nimmt das Buch uns gefangen und läßt uns dann bis zum Ende nicht mehr los. In sagenhafter Vorzeit ist der Brauch begründet, daß die „heiligen (heiligen) Wasser" in hölzernen Känneln von den Bewohnern von St. Peter an den steilen unwegsamen „weißen Brettern" vorübergeführt und vom Glelscher an bis zum Bildhaus von Tremis unterhalten werden. Alle 14 Jahre einmal ein paar Sommer früher, dann ein paar Sommer später, kommt die Wildleutlaue und zerstört die Leitung. Dann wird durch feierliche Losung unter den Bewohnern von St. Peter entschieden, wer die Leitung wieder herzustellen hat. Zuweilen meldet sich ein Freiwilliger, aber immer, wann die heiligen Wasser zerstört sind, muß ein Mann auf Leben und Sterben die weißen Bretter emporsteigen. An diese den thatsächlichen Verhältnissen im alten Wallis entnommenen Bräuche ist eine fesselnde, theilweise mächtig spannende und ergreifende Geschichte geknüpft. Der erste Theil des Buches führt uns die Hauptgestalten in ihrem Lebensfrühling vor und zeigt uns gleichzeitig den Quell des Grolls zwischen den Familien des Liebespaars, das nach vielen Fährnissen und merkwürdigen Schicksalswendungen das Ziel erreicht. Die Besteigung der weißen Bretter durch den Wildheuer Seppi Blatter und sein jäher Absturz, als die andächtig betende Gemeinde schon geglaubt hatte, daß alle Gefahr überwunden sei, bietet dem Dichter schon im ersten Abschnitt des Buches zu einer Schilderung Anlaß, die voll dramatischer Kraft und hinreißender Schönheit ist. Der Presi (Präsident) von St. Peter hatte die Nothlage des Wildheuers Seppi Blatter dazu benutzt, diesem die unterschriftliche Zusage abzulisten, daß er, anstatt das Loos bestimmen zu lassen, sich freiwillig zu der gefahrvollen Besteigung der weißen Bretter melde. Zum klaren Bewußtsein seiner selbst zurückgekehrt, empfindet Blatter das Versprechen, das er um schnöden Geldes willen gegeben, als schweren Frevel und fühlt sich dadurch tief bedrückt. Der wackere „Garde" Hans Zuensteinen, dem er sich auf dessen eifrigen Zuspruch anvertraut, streckt ihm aus freien Stücken die Summe vor, die er dem Presi schuldete und um derenwillen er das Versprechen gegeben hatte. Nun ist er frei, nun ist die Last von seiner Seele gewichen, und er geht freudigen Herzens als ganz Freiwilliger den schweren Gang, von dem er nicht lebend zurückkehren soll. Seine Frau hatte vergebens bei dem Presi gefleht, daß er ihrem Mann die schlimme Handschrift zurückgeben solle. Josi, der Held des Buches, wird durch das harte Schicksal früh zum Mann herangereift. In seiner Brust entsteht bittere Feindschaft gegen den Presi, den er als den Urheber all des schweren Leides ansehen muß, das er und die Seinen durchmachen, und auch die Neigung zu Binia, der Gespielin seiner Kinderzeit, der lieblichen Tochter des Presi, wird dadurch erstickt. Bis sie dann in hellen Flammen wieder auflodert, da er erkennt, mit welch tapferer, standhafter, unerschrockener Liebe das scheue, zarte Kind an ihm hängt. Für den Presi ist der allmählich in Verruf und in Konflikt mit dem ganzen Dorf gerathende Josi wie ein Stück bösen Gewissens und er wehrt sich lange und mit Gewaltmitteln dagegen, ihm seine Tochter zu geben. Aber Josi ist in den Schicksalen, die er durchmachte, ein ganzer Mann geworden und er hat in den Jahren, die er als Gehülfe des Ingenieurs George Lemmy in Indien zubrachte, manches gelernt, was ihm gerade für die Noth, unter der die Heimath leidet, nützlich wird. Seine kraftvolle männliche Art überwindet schließlich den Widerstand von Binia's Vater, und wie es ihm gelingt, mit Hülfe der erworbenen technischen Kenntnisse das Dorf St. Peter von der alten Blutfrohn zu befreien, da ist auch der Presi für die Vereinigung seiner Tochter mit Josi gewonnen. Die Schrecknisse der wilden Wasser und Lawinen sind in packender Weise dargestellt, die auf alten Ueberlieferungen beruhenden Maßregeln zu ihrer Bekämpfung, die Sagen und die Volksmeinungen, die sich daran knüpfen, sind zu einem reichen, einheitlichen, lebensvollen Bild verwebt. Auch die Gegensätze zwischen der seit Jahrhunderten oon der nivellirenden Kultur unberührten Bergbevölkerung und dem hereinströmenden Fremdenverkehr treten uns ähnlich wie in Rods „Là-haut" charakteristisch entgegen, ohne aber hier eine so wesentliche Rolle zu spielen, wie in dem Buch des französischen Autors. Ein Nachtstück von grausiger Kraft schildert die von dem „letzköpfigen" Kaplan irregeleitete Bevötkerung von St. Peter, wie sie gegen die vermeinten Sünden am alten Glauben kämpfen will. Da zeigt es sich, wie recht der Garde hatte, wenn er von dem Völklein von St. Peter sagte, „das paktirt nicht, das schweigt, das seufzt und schimpft im stillen, das ballt die Fäuste im Sack, das besinnt sich siebenmalsiebenmal, das betet, duldet und trägt — aber wenn's ihm zuletzt aus der Seele an die Knochen fährt — ich würde mich dann lieber vor hundert wüthende Bullen hinstellen, als oor die Gemeinde". Die Gestalt des Helden Josi Blatter und seine Lehr- und Leidensjahre erinnern an manches, das schon früher dagewesen, aber er gewinnt unsern Antheil und wir bleiben ihm gut. Und es wirkt gar nicht komisch, sondern geradezu ergreifend, wenn Binia ihn, den Flüchtling, den verfolgten und geächteten „Rebellen" zum erstenmal wiedersehend, in die Worte ausbricht: „Wenn du keinen Fetzen auf dem Leibe hättest, und noch zehnmal mehr Läuse auf dem Kopf, ich liebte dich doch." Binia, die tapfere Tochter Peter Waldischs, des Präsidenten von St. Peter, ist eine entzückend liebliche, poesieumflossene Gestalt und wenn sie ihren „kleinen Schrei" ausstößt, so wirkt das immer aufs neue ganz eigenartig ergreifend auf uns. Mehr als das Liebespaar, obgleich auch dieses sich

[1]) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1898.

uns lebhaft einprägt, mehr noch als die imposante Prachtgestalt des alten Garden, ist in künstlerischer Hinsicht der Presi hervorzuheben, der, aus guten und bösen Eigenschaften zusammengesetzt, ein wirklicher Mensch ist, nicht eine konstruirte Romanfigur. Seine Schuld ist durch sein Temperament begründet, das der Garde mit den Worten sehr gut trifft: „Der Presi hat sich mit euch einfach verrannt, aber wie er ist, wenn die vorderen Räder des Wagens in den Koth gefahren sind, so hat er die Gnade nicht, ‚hüß' zu rufen, nein, wenn die heilige Jungfrau mit der ewigen Seligkeit auf dem Wagen säße, die Hinterräder müssen auch hinein. Aber gewohlt hat's ihm, wie ein Anderer an die Deichsel gestanden ist und kehrt gemacht hat." Die Nebenfiguren sind nicht mit so kräftigen Farben gemalt, aber gerade unter ihnen sind einige voll individueller Züge wie die Frau des Garden, die Schwester des Helden, die tüchtige Vroni; auch die praktische zweite Frau des Presi, eine künstlerisch vortrefflich ausgeführte, romantische Gestalt, und der tolle Kaplan Johannes, wären allein schon hinreichend, das starke Können des Verfassers zu beweisen. Nur der windige niederträchtige Thöni Grieg ist einigermaßen nach Holzschnittmanier gediehen, vielleicht ist auch die Motivirung von Josi Blatters langem Schweigen auf etwas zu romanhaften Gründen aufgebaut. Aber alles in allem ist dieser erste Roman Heers ein schönes, erfreuliches und bedeutendes Buch. Der Verfasser kennt und liebt Land und Leute, die er schildert, und weiß sie unserm Herzen nahe zu bringen. Auch der treuherzige naive Erzählerton nimmt für ihn ein. Noch lange, nachdem wir das Buch aus der Hand gelegt, klingt es hell und voll in uns nach und seine Gestalten gehören zu denen, die man nicht mehr vergißt.

Ganz anders als die warme Subjektivität dieses Autors wirkt die kühle, vornehme Ruhe, die in der Darstellung Rudolf Lindau's hervortritt. „Der Fanar und Mayfair"[1]) zeigt die oft gewürdigten Vorzüge dieses Autors, die Reife und Erfahrungsfülle des vielgewanderten Mannes, der Welt und Menschen kennt und zu der abgeklärten Ruhe des friedsamen Alters sich durchgerungen hat. Auch Rudolf Lindau's Menschen lieben und hassen, auch sie werden von der Leidenschaft erfaßt, aber nie treten ihre Gefühle laut und ungestüm hervor. „Du brauchst nicht heiter zu sein," sagt die kühle Alice Minton einmal zu ihrer Cousine Maud. „Es gefällt mir an dir, daß du still bist. Laute, mittheilsame Menschen sind unausstehlich," und das entspricht den Anschauungen des Verfassers ebenso wie die melancholischen Worte Aleko Nikusi's: „Der Tag war heiß und schwül.... Wie schön ist die ruhige, Ruhe verheißende Nacht", mit denen das Buch ausklingt. Der Fanar, ein Stadttheil in Konstantinopel, der Wohnsitz der alten, vornehmen griechischen Familien, und Mayfair, die fashionabelste Gegend in London, sowie die Landsitze englischer Aristokratenfamilien, sind die Stätten der Handlung. Ueberall, wohin Lindau uns führt, ist er ganz zu Hause und wir haben immer sicheren Boden unter unsern Füßen. In schlichtem, chronikartigem Tone werden uns die Geschicke zweier Paare erzählt, des Kapitäns Harry Midford, der ohne große Schwierigkeiten sein Ideal verwirklichen, die liebliche Hypatia Nikusi als sein Weib heimführen darf, und des ernsten Panayotti, der auch das Weib seiner Liebe, Maud Elmhurst, erringt, aber bald nach ihrer Vereinigung zu seinem Kummer bemerkt, daß sie sich an seiner Seite unglücklich fühlt. Maud Elmhurst hatte nur einmal einen kurzen Glückstraum durchlebt, als ihr Vetter Richard Egerton sie umarmt und sie ihm ihr ganzes Herz gegeben hatte. „Da war sie schwach gewesen. Der kurze Windstoß unaussprechlicher Freude hatte all ihre Besonnenheit mit sich fortgerissen, aber in Schmerz und Noth zeigte sie sich stark." Ihr Herz war seitdem leer; müde und resignirt ließ sie das Leben über sich ergehen. „Wenn sich zwei Greise vereinigt hätten, um den kurzen Weg vom kühlen Lebensabend zur kalten Nacht als Gefährten zurückzulegen, so hätten sie nicht gelassener sein können, als Maud und Panayotti nach ihrer Verlobung erschienen." Aber in diesem brennt und glüht es innerlich, und nur seiner vollendeten Selbstbeherrschung gelingt es, seiner Umgebung nichts von den Gefühlen merken zu lassen, die in ihm durch die Annäherungsversuche Egertons an seine schwer kranke Frau erregt werden. Das geheimnißvolle Ende Egertons wird denn auch nie bekannt und Panayotti lebt nach Mauds Tode als einsamer, stiller Mann in der Heimath. Gerade in der Schlichtheit der Vortragsweise erzielt das Buch starke Wirkung, an den Menschen und ihren Geschicken nehmen wir regen Antheil und mit Wohlgefallen weilen wir bei einzelnen Nebenfiguren, die der Verfasser mit besonderer Liebe gezeichnet hat, den ernsten, schweigsamen Lords Minton und Midford.

In ganz andere Gegenden versetzt uns der Roman „Antje Bergholm" von Hanns v. Zobeltitz,[1]) in dem, wie in dem Heer'schen die Scenerie, die Landschaft eine große Rolle spielt. Der Verfasser führt uns an den Nord-Ostseekanal und unter die Regierungsbeamten, Baumeister, Bauunternehmer, die dort mit Baggermaschinen („Riesendreckfresser" nennt eine der handelnden Personen sie drastisch), Lotories ꝛc. an dem Riesenwerk arbeiten. Das Milieu ist offenbar mit großer Sachkenntniß dargestellt, auch die Thätigkeit der handelnden Personen wird uns anschaulich gezeigt. Zwar kennen wir selbst den Ort der Handlung nicht, aber eine Episode in dem Buch, eine Fahrt der Hauptpersonen nach der Insel Helgoland, gab uns Gelegenheit, die dortigen Schilderungen nachzuprüfen, und wir fanden das Bild, das wir von Helgoland in der Erinnerung tragen, mit photographischer Treue wiedergegeben, was uns ein gutes Vorurtheil für die Ortsschilderungen des Autors einflößte. Das Buch ist eine brave, solide, man möchte sagen saubere Arbeit, kein Werk des Genies, aber ein Buch, das unsern Antheil erregt und wach hält. Im Mittelpunkt stehen zwei Frauengestalten, Antje, die Tochter des großspurigen Unternehmers Bergholm, eine anmuthige, innerliche, zu einer gewissen Melancholie hinneigende Natur, und die blendende Lilli v. Burger, die der schlichten Antje in vieler Hinsicht überlegen ist. Zwischen Beiden schwankt Otto Pfäldner und er dankt es nur der Kraft, zu der Lilli sich durchgerungen, daß er nicht sich selbst und sein Glück dem Augenblick opfert. Pfäldner ist Bayer, hat aber in seinem dienstlichen Auftreten etwas von der Art des strammen preußischen Beamten, während er in der Selbstherrschaft und Selbstachtung in der Stunde der Entscheidung über sein eigenes Geschick von Lilli beschämt wird. Eine gut gezeichnete Figur ist Antje's protziger Vater, und die Scene, in der er, einem Andern das Leben rettend, das seine verliert, wirkt in ihrer Knappheit ergreifend und bildet einen versöhnlichen Abschluß seiner von Schuld und Fehler nicht freien Laufbahn. Auch einzelne Nebenfiguren, darunter der etwas flache, windige Bauführer, treten plastisch hervor. Etwas gezwungen ist der Humor, der in der Benennung Sulphonelchen für die Apothekertochter angewandt wird. Die Entzündlichkeit des Mannes, der seiner Natur nach zur Polygamie hinneigt und von dem sicheren Besitz zu dem fremden, unsicheren hingezogen wird, die sieghafte Macht der gluthvollen Frau Venus gegenüber der frommen Elisabeth, die Verlockungen der Nixe und Seejungfrau im Märchen, dies bildet ein in der neueren

[1]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1898.

[1]) Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1897.

Romanliteratur häufig behandeltes Thema. Hanns v. Zobeltitz hat sich die Sache nicht so leicht gemacht, wie manche andere Erzähler, die alles Licht auf die eine Figur ausgießen und die andere nüchtern und reizlos darstellen, und es liegt jedenfalls die größere Kunst und schwierigere Aufgabe in solcher Behandlung, als wenn alles programm- und schablonenmäßig vertheilt wird.

Ein höchst anregender und stimmungsvoller Roman, „Sonnige Tage" von Wilhelm Hegeler[1] („Max Halbe, dem Freunde in dunklen und sonnigen Tagen, gewidmet"), schildert uns den Liebestraum des jungen Oldenburgers Heinrich Sölding während eines Sommeraufenthalts in Genf, nach dessen Ende er von seiner Jugend Abschied nimmt und seine brave, gute Braut zum Weibe nimmt. Ketty, die schöne Genferin, von der er gleich beim ersten Anblick gefesselt wurde, „war groß, und alles an ihr war üppig und voll, Brust, Hals und Wangen von schwellender Weichheit. Bei ihrer Schönheit hatte sie etwas liebenswürdiges, daß Heinrich sich gleich zu ihr hingezogen fühlte. ... Meine Braut ist ein schönes Mädchen, sagte er sich, aber das Weib hier ist schön, von einer verschwenderischen Fülle der Schönheit, reich und gesegnet wie die Ufer des blauen Sees." Nach diesem Bilde muß man annehmen, daß Ketty schon über die allererste Jugend hinaus ist, vielleicht schon in der Mitte der 20er Jahre steht. Nun wird einmal im Gespräch zwischen ihr und Heinrich Victor Hugo erwähnt, von dem es heißt: „Er lebt und ist jünger als wir Beide." Das mag bildlich gemeint sein, aber außerdem wird als Gegenstand der Lektüre Musset, Lamartine, Voltaire bezeichnet, was alles für eine weit hinter uns liegende Zeit spricht. Auch sonst könnte man dem ganzen Ton und der Stimmung des Buches nach sich die Begebenheit in einer fernen Vergangenheit spielend deuten. Nun heißt es aber, daß Ketty's Vater Ingenieur beim Bau der Gotthardbahn und unter dem Unternehmer Louis Favre an dem großen Tunnel mitthätig war. Im Jahre 1875 verunglückte er dort. Ketty war damals noch ein kleines Mädchen und daß wir sie uns zur Zeit der Handlung nicht etwa als kaum Zwanzigjährige zu denken haben, geht auch daraus hervor, daß sie im Ausland eine Stellung angenommen hatte, zuerst in St. Petersburg als Gesellschafterin, dann in Deutschland als Erzieherin lebte und schließlich in Genf Klavierstunden sowie Sprachunterricht gab. Nach Hause zurückgekehrt, heirathet Sölding seine Tine. Ihr erzählt er seine Erlebnisse in Genf, aber nicht, wie sie sich in Wirklichkeit begeben haben, sondern wie er sie jetzt sah. „Ein Wahn hatte ihn verblendet, ein Fieber seine klare Denkkraft zerstört." „Nach zwei Jahren bekamen sie einen Jungen, nach weiteren zwei noch einen, dann dauerte es vier Jahre, bis der dritte kam, und zuletzt schenkte sie ihrem Gatten ein Mädchen, worüber er sich am meisten freute. In den ersten Jahren füllte der Beruf seine Zeit aus, bis er sich eingearbeitet hatte. Dann kamen die Jahre stillen Familienglücks. Nach und nach wurde er ziemlich beleibt, aber er blieb noch immer ein schöner stattlicher Mann mit sanften Augen und einer prachtvollen Stirn unter dem lichten Haar. Sein Weib hing an ihm in treuer Liebe und Sorge." Das ist also offenbar eine stattliche Anzahl von Jahren. 1875 war aber Ketty ein kleines Mädchen, also müssen wir den Sommer in Genf frühestens in den Anfang der 90er Jahre verlegen. Zählen wir nun alle die Jahre dazu, die uns der Verfasser vorrechnet und sehen wir ganz von den weiteren ab, die er andeutet, dann kommen wir wohl oder übel am Schluß der Geschichte auf eine Jahreszahl, die weit, weit über das Jahr 1898 hinausreicht. Warum mußte auch in die ganz nebelhafte Zeit die realistische Erwähnung vom Bau des Gotthard-Tunnels eingefügt werden! Man soll auch mit solchen Kleinigkeiten vorsichtig sein!

[1] Berlin, F. Fontane u. Co. 1898.

Von dem gleichen Verfasser liegt ein Bändchen Novellen, „Pygmalion",[1] vor, in dem eine gewisse Vorliebe an seltsamen Stoffen, eine starke Phantasie und auch eine satirische Ader hervortritt. „Des Pfarrers Traum" ist nicht ohne Witz, „Tod und Dichter" zeugt von starker Gestaltungskraft, in „Goldenes Licht auf dunklem Grunde" tritt eine ungesunde Sinnlichkeit hervor; die einzige der Geschichten, in der sich der Verfasser zu einer klaren und einfacheren Darstellungsweise durchgerungen hat, ist „Das alte Mädchen".

Auch zwischen zwei Frauen steht der Held der Erzählung „Verspielte Leute" von Helene Böhlau.[2] Wir haben die außerordentlichen Vorzüge dieser Schriftstellerin bei der Besprechung ihrer vortrefflichen Romane „Der Rangirbahnhof" (Beilage 1896, Nr. 45) und „Das Recht der Mutter" (Beilage 1897, Nr. 115) voll gewürdigt und wir wollen auch nicht verschweigen, daß uns verschiedene unsrer Freunde in ganz begeisterten Tönen von dem prächtigen Humor in dieser neuen Erzählung vorschwärmten. Uns aber hat die ganze Darstellung der Schnaases nicht den Eindruck des Humors, sondern flachen, breiten Wortwitzes gemacht, und eine Charakteristik, bei der Ausdrücke wie Kinderchen — Rinderchen, Heinerich — Schweinerich uns das Wesen der Figuren zeigen sollen, vermag uns ebenso wenig der Verfasserin würdig zu scheinen, als etwa folgende Stelle: „So sagte man bei Schnaasens im theilnahmvollsten fragenden Tone: ‚Leberwürschtchen?' wenn man sich nach dem Befinden erkundigen wollte. Niemand wußte, woher dies stammte und weßhalb man das that; und ‚Krankes Schalmeichen!' sagten sie sonderbarerweise, wenn sie einem Familienmitglied Mitleid ausdrücken wollten. In zärtlichen Augenblicken sagte Söphchen zu ihrem Vater: ‚Schapperdons, Papelons, Papelorum', Erfindung von Schnaase dem Aelteren." Der junge Mediziner Heinrich Oehlwein brauchte noch nicht der Freundschaft Arthur Schopenhauers würdig zu sein, den er „lieber Prachtkerl", „lieber Herzensbruder" anredete — die ganze Einfügung Schopenhauers macht etwas reklamenhaften Eindruck —, um es schließlich in der Schnaasen-Gesellschaft nicht mehr aushalten zu können, so daß er ohne Rücksicht auf die schon fertige Aussteuer und auf das Gerede der Stadt Söphchen Schnaase im Stiche läßt. Er fühlt sich gegenüber der dortigen Banalität und Unnatur mächtig zu der sterbenskranken Nähterin Lori hingezogen, die, einen kurzen Augenblick des Glücks genießend, in seinen Armen stirbt. Und dann schießt er sich todt. „Söphchen ist Urgroßmutter aller jetzigen Schnaases und es ist alles voll von Schnaases." Die große Kühnheit der Verfasserin tritt namentlich in der Scene hervor, wie Heinrich von den Schnaase's zu Lori flüchtet, „im Rausche der hülflosen Zartheit des süßen Körpers nicht achtet, auch vergißt, wie lose das Leben an ihr hängt, daß sie seiner Sorge empfohlen ist".... Es liegt aber ein förmlicher Haß gegen das Männergeschlecht darin, den Arzt in solcher Situation zu zeigen. „Verspielte Leute" und die auch tragisch ausklingende Erzählung „Des Bäckerlehrlings Johannisnacht" werden in der buchhändlerischen Ankündigung „Zwei reizende Geschichten" genannt. Reizend ist für unsern Geschmack gar anders. Auch in „Schlimme Flitterwochen"[3] macht sich hier und da die große Darstellungskunst der Verfasserin bemerkbar, aber sie ist vielfach zur Manier ausgeartet; doch soll nicht geleugnet werden, daß ohne jeden Aufwand von Schilderung die Menschen mit voller Lebendigkeit vor uns stehen und

[1] Berlin, F. Fontane u. Co. 1898.

[2] Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn 1898.

[3] Berlin, F. Fontane u. Co. 1898.

daß wir in die Seele der Frau hineinfühlen, die ihre geordneten behaglichen Verhältnisse verlassen hat, um dem Manne ihrer Liebe zu folgen und die von der Gesellschaft jetzt über die Achseln angesehen wird und unter den Launen des nervösen Mannes leiden muß. Warum dann plötzlich, da ihr Mann in seiner Kunst die Anerkennung der Menge findet, Beide auf die Dauer getettet sein sollen, ist uns nicht recht verständlich. Man hat manchmal den Eindruck, als habe die Verfasserin ein Stück Wirklichkeit nachgezeichnet, als sehe sie die Urbilder vor sich, die sie absichtlich in einem gewissen Helldunkel lasse. Für das Urtheil des Lesers ist aber nur bestimmend, wie die Menschen auf ihn einwirken, nicht, was etwa hineingeheimnißt ist. Auch die zweite Geschichte „Gloria, Gloria, Hallelujah“ hat uns nicht viel zu sagen vermocht. Aber wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen und es klingt hohl, nun, vielleicht haben wir da für die neue Kunst, die darin zum Ausdruck kommt, noch nicht das richtige Verständniß. Uns war jedenfalls Frau Böhlau lieber als sie noch einfacher war.

Russische oder sibirische Kurorte

und die Bedeutung der Kumyskuren in der Tartaren-, Baschkiren- und Kirgisensteppe.

Von Wasla Wellow.

Wo ist der Hypochonder, dessen Gesicht nicht ein sonniges Lächeln verklärt hätte, als er in diesen Tagen irgend eine größere Zeitung in die Hand nahm und dort eine kurze Mittheilung über sibirische Kurorte las. Es war nicht viel, was man in etwa 15—20 Zeilen darüber zu sagen wußte, aber auch das Wenige genügte, um zu überraschen. Man hat wohl schon gehört, daß ein forschungsdurstiger Engländer auf Franz Josephs-Land seine Sommerlust gesucht hatte, aber von sibirischen Kurorten bisher noch so gut wie nichts erfahren. Gleichwohl ist die Thatsache weder neu noch unwichtig, und die Zeit rückt mit der sibirischen Eisenbahn rapid schnell immer näher, wo jene Länder, die wie der Nordpol seit Jahrtausenden eine Mythe für uns blieben, sich noch mehr als bisher der Beachtung der kurbedürftigen gebildeten Welt erzwingen werden.

Schon vor 50 Jahren und viel weiter zurück, als wir infolge der erschwerten Zugänglichkeit dieser Länder nur selten eine Kunde aus denselben erhielten, war es eine landesübliche Sitte unter den dort angesiedelten vornehmen Russen, die nicht den Wanderzügen ihrer Landsleute nach den Erholungsorten des westlichen Europa folgen konnten, sich so gut als es ging, eine Entschädigung für den modern gewordenen Besuch der ausländischen Bäder und Vergnügungsorte zu gönnen, indem sie daheim im Hause eine Kur improvisirten oder auch von der Natur bevorzugte Orte aufsuchten, um mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden und mit dem Gebrauch heilsamer Quellen im Kaukasus, der Krim oder Transkaukasiens — z. B. in der Umgebung von Tiflis u. s. w. — auch Berg- oder Meeresluft zu genießen. Derartige Quellen und Orte gab es im Süden und Südwesten Rußlands genug, und einige derselben besaßen schon lange den Ruf außerordentlicher Heilwirkung. Namentlich waren auch die Vorzüge der Steppe und Steppenluft, sowie der Gebrauch des Kumys (Pferdemilch) immer hoch geschätzt. Der Ruf des letzteren war sogar über die ganze alte und neue Welt verbreitet, und die überraschende Thatsache, daß die mörderische Lungensucht trotz des ihr scheinbar günstigen Klimas und anderer Uebelstände bei den kumystrinkenden Hirtenvölkern eine beinahe unbekannte Erscheinung war, wußte man sich nicht anders zu erklären, als daß der reichliche Genuß der Steppenmilch die Tuberkulose nicht aufkommen ließ. Ein Jahrzehnt hindurch stand daher auch der Kumys bei uns in so hohem Ansehen, daß die Pferdemilchanstalten wie Pilze aus der Erde wuchsen, obwohl die wichtigste aller Vorbedingungen für solche Fabriken! — nämlich die Rasse — gänzlich fehlte. Kumys- oder Pferdemilch ohne Pferde zu bereiten, war die neueste Leistung der Spekulation; obgleich jeder Kenner von Kumys sofort herausfinden mußte, daß unser Fabrikat mit wirklicher Steppenmilch auch nicht im entferntesten eine Aehnlichkeit besaß. Ja, selbst die Fabrikanten hatten vom echten Kumys und seinen Eigenschaften so wenig eine Ahnung, daß ihre Unwissenheit schon aus der Form, wie sie ihr Surrogat verpackten, verabreichten und versandten, offen zutage trat. — Man versandte nämlich den Kumys in Glasflaschen und auf jede Entfernung für längere Zeit, wiewohl der Kenner weiß, daß Pferdemilch sich noch weniger als jede andere Milch aufbewahren und transportiren läßt, da sie schon nach wenigen Stunden gerinnt und überhaupt zur Kur nicht mehr zu verwenden ist, zu welchem Zweck nur täglich gelieferte frische Milch gebraucht werden kann. Noch weniger hält sich aber Kumys in Holz- oder Glasgefäßen, weßhalb derselbe auch bei den Steppenvölkern in Lederbeuteln zubereitet und verabfolgt wird.

Die Folge dieser mangelhaften Nachahmung konnte keine andere sein, als daß unsre Kumysanstalten nur wenige Jahre blühten und nachdem in einzelnen maßgebenden Blättern auf die unmoralische Geschäftspraxis hingewiesen worden war, ebenso schnell wieder der Vergessenheit anheimfielen, wie sie entstanden. Zwar wurden noch einige Versuche gemacht, die Nachahmungen in anderer Form zu wiederholen und unter Mißbrauch des Namens erfindungsreicher großer Chemiker „echten Kumys“ aus der amerikanischen Steppe einzuführen, oder Kefir, bezw. Kumys in kondensirter Form, zu verabreichen, aber es blieb bei den Versuchen, und der Zusammenbruch dieser unlauteren Anstalten war nicht mehr aufzuhalten. Immerhin hatte man aber doch den Zweck erreicht, sich mit dem Blutgeld unglücklicher und geängstigter Todeskandidaten zu bereichern und die wohlthätige Wirkung des echten Kumys an Ort und Stelle gründlich in Verruf zu bringen.

In urtheilsfähigeren Kreisen, wo man Surrogat und echtes Produkt, d. h. Pferdemilch, von Kuhmilch wohl zu unterscheiden verstand, trank man indeß den Kumys nach wie vor mit demselben Erfolg weiter und vollends in der Steppe jubelten und schwelgten die Hirtenvölker in den Sommerlagern (Tabunen) bei ihren Kumysgelagen lustig fort. Russen und Deutsche sandten ihre kurbedürftigen Patienten mit Erfolg in die Steppe, und Gesunde, die noch gesünder werden wollten, als sie waren, tranken wenigstens im häuslichen Heim längere Zeit das heilsame Getränk, das ihnen jeden Morgen frisch von einem Baschkiren, Kirgisen oder Tartaren geliefert werden mußte. Von einer rationellen und wirksamen Kur konnte da allerdings nicht sehr die Rede sein, sondern man erfüllte nur einen modern gewordenen Brauch, der immer mehr in Aufnahme kam. Da aber bei einer ernsteren Kur auch eine etwas geregeltere Diät eingehalten werden mußte, was jedoch im Hause wohl selten geschah, und verwöhnte Patienten wieder in der Steppe nicht ihre Bequemlichkeiten fanden, so unternahmen spekulative Aerzte die Errichtung von Kumysheilanstalten. Aber auch in diesen Fällen war der geschäftliche Zweck die Hauptsache, und oft waren die Orte schon so schlecht gewählt, daß man eine unglücklichere Wahl nicht hätte treffen können, wie das z. B. in der großen — aber allen Stürmen ausgesetzten und fortwährend in eine Staubwolke gehüllten Stadt Samara der Fall war, der ohnehin

alles das abging, was der Patient zu seiner Erholung dringend nöthig hat — vornehmlich Schatten.

Wenn nun auch in diesen Anstalten eine Täuschung ausgeschlossen war, weil die in Hülle vorhandene Pferdemilch billiger ist als ein Surrogat und ein Betrug also keinen Zweck hätte, so wird man doch Bedenken hegen können, ob gerade diese Anstalten sehr zu empfehlen sind, wo eine Kumyskur anzurathen wäre. Trotzdem sind in neuerer Zeit derartige Kurorte auch in anderen Städten entstanden, von welchen einzelne mehr vorzuziehen wären, als andere, aber die Mehrzahl sucht doch der Mode gerecht zu werden. Namentlich seit der Aufhebung der Leibeigenschaft, mit der sich ganz andere Lebensverhältnisse entwickelten und die Wanderungen in das Ausland eine wesentliche Einschränkung erfahren haben, ist man immer mehr darauf bedacht gewesen, solche Erholungsorte im eigenen Land für den Bedarf herzurichten und zu entdecken. Eine große Anziehungskraft hat immer die Krim mit ihren verschiedenen Quellen und landschaftlichen Reizen ausgeübt, und das gleiche gilt von dem Kaukasus, der an herrlichen und romantischen Schönheiten unvergleichlich dasteht; aber der Aufenthalt dort ist kaum billiger als eine Reise in das Ausland. Viele gehen nach dem wundervollen Tiflis und wer auch das nicht ausführen kann, begnügt sich mit näher gelegenen Zufluchtsorten oder besucht die sibirischen Kurorte, von welchen natürlich die meisten nur dem Namen nach das sind, wofür sie ausgegeben werden — vorausgesetzt, daß Geselligkeit, Zerstreuung und Vergnügen nicht auch ein nothwendiges geistiges Bedürfniß werden kann. Im Norden der ersten Region Sibiriens wird wohl das 120 Werst von der europäischen Grenze entfernte Städtchen Thümän (russ. Tjumen) und in der Gegend von Irkutsk (in Mittelsibirien), der Baikalsee mit seinen Quellen und romantischen Orten, am meisten besucht. Man genießt dort den Vortheil sich zwangloser bewegen und durch Partien aller Art belustigen zu können. Man reitet, fährt, fischt und jagt oder thut, was einem gefällt, und kann doch alles das finden, was der zivilisirte Gast zu seiner körperlichen und geistigen Erfrischung wünschen muß: gute Militärkonzerte, eine hinreichende Tagesliteratur und Journale, sowie Bibliotheken und Thee- oder Gasthäuser und Spielplätze 2c.

Wenn aber auch die Schwefelbäder des Baikal oder die heißen und Mineralbäder des Kaukasus, der Krim und von Tiflis u. a. in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen sind, und in geselliger Beziehung die geräuschvollsten zu sein pflegen, so dürften doch die Kumyskuren in der Steppe für einzelne Patientenkategorien als die wichtigeren erscheinen. Ich habe selbst hinreichend Gelegenheit gefunden, die Wirkungen solcher Kuren an Bekannten oder nahestehenden Personen zu beobachten und zu bewundern, und es ist gar keine Frage, daß das Leben und die freie Bewegung in der Steppe einen außerordentlich stärkenden und verjüngenden Einfluß auf den ganzen menschlichen Organismus auszuüben vermag. Man braucht nicht Arzt zu sein, um einzusehen, daß die kräftige Pferdemilch bei blutarmen, bleichsüchtigen, magenschwachen oder lungenkranken und nervösen Personen oder noch anderen Schwächlingen eine höchst wohlthätige Wirkung äußern muß, die natürlich noch durch die eingeathmete würzige Steppenatmosphäre unterstützt wird. — Dieser Aufenthalt in der letzteren kann für Gesunde und Kranke nirgends ersetzt werden. Beide Theile finden in dem blumigen Ocean der Steppe so viele anregende Zerstreuungen, daß die erschlafften Nerven wieder gestählt und der träge Magen und das müde Herz wieder erfrischt werden müssen. Wer Lust hat, besteigt das Roß oder den Wagen und reitet oder fährt wohin er will, um entweder den Baschkiren oder Kirgisen einen Besuch abzustatten und ethnographische Studien zu machen, oder man nimmt das Gewehr auf den Rücken, um in der offenen flachen Steppe das in zahlreichen Familien (Rudeln) vorhandene scheue Murmelthier zu erlegen oder in benachbarten Gehölzen das massenhaft vertretene Birkhuhn und die Wildtaube oder in den Tümpeln und Flüssen die schmackhafte Wildente zu erbeuten, und wenn man zu fischen liebt, geht man zum nächsten Fluß, um seine Neigung zu befriedigen, ohne besorgen zu müssen, auf verbotene Wege zu gerathen oder gegen Polizeiverordnungen zu verstoßen, die zu umgehen — auch mit dem Westentaschenlexikon in der Tasche — bei uns beinahe eine Unmöglichkeit geworden ist.

Es ist mithin leicht einzusehen, daß wir unter solchen Umständen hierorts niemals mit einer Kumyskur den gleichen Erfolg zu erzielen imstande sind, auch wenn wir für echte Pferde- oder Eselsmilch genügende Bürgschaft zu haben glauben. Allerdings sind solche Kuren von höchsten und allerhöchsten Personen auch bei uns schon mehrfach mit überraschendem Erfolg gebraucht worden, und man hat zu diesem Zweck eine Anzahl Steppenpferde aus der Baschkiren- oder Kirgisensteppe kommen lassen; aber — wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die Rasse der Pferde für die Güte der Milch wesentlich in Betracht kommt, und daß es etwas anderes ist, Pferdemilch statt Kuhmilch zu trinken, so wissen wir doch ebenso gut, daß die Nahrung aller Säugethiere auch auf die Milch derselben von so eminentem Einfluß ist, daß wir fast zu jeder Tageszeit und nach jeder Fütterung eine ganz verschiedene Milch erhalten, weßhalb man auch den Kühen — die besonders für Kurzwecke zurückgestellt werden — Jodkalium verabreicht. Aeußert mithin nicht nur das Futter, sondern auch der leiseste Wechsel in der Lebensweise — ja selbst die geringste seelische Erregung, eine augenblickliche Einwirkung auf die Milch, dann liegt es auch auf der Hand, daß das Steppenpferd ebenfalls keine Ausnahme von der Regel macht und nicht mehr die gleiche Milch wie in der Steppe geben kann, sobald es aus der mit Kräutern gewürzten Grasweide seiner Steppenheimath an die Haferkrippe des fürstlichen Stalles versetzt wird.

Was aber für das mehr oder weniger erfreuliche Ergebniß der Kur gerade so wichtig ist, wie die Steppenweide für das Thier, das ist die Steppenluft für den Patienten und der ewig heitere Himmel, der einen Tag wie alle Tage in derselben Reinheit auf das duftende Grasmeer herabscheint, so lange der kurze Sommer dauert. Diese nie unterbrochene Gleichmäßigkeit der Temperatur, die fast noch weniger eine Abwechslung erleidet als die Landschaft in ihrer — trotzdem wohlthuenden — Monotonie, sie kann man anderwärts nicht künstlich nachtäuschen.

Aus diesem Grund kann man begreifen, daß der Besuch der Steppe von Jahr zu Jahr zunimmt und — in der Folge noch mehr zunehmen wird. Wer kennt nicht die Prophezeiung, daß einmal die Völker wieder ebenso nach ihrem Wiegenland zurückfluthen würden, wie sie ehemals von dort über Europa hinwegwälzten? Die Reflexion hat bereits begonnen, und wenn dieselbe auch nicht ganz in der Form vor sich geht, wie sie dem Propheten vorgeschwebt haben mag, so wird man doch kaum zweifeln können, daß man die Vorzüge der Steppenkuren auch bei uns immer mehr schätzen lernen wird und in Zukunft die Schaaren der Wißbegierigen und Vergnügungssüchtigen, wie der Erholungsbedürftigen ebenso nach den Steppen gen Osten wandern werden, wie ehemals unsre Vorfahren in umgekehrter Richtung von Osten nach Westen gewandert sind. Die Reise ist schon gegenwärtig mit so geringen Beschwerlichkeiten verbunden, daß sie nicht größere Anstrengungen und Ueberwindung kostet, als sie zur Zerstreuung und Aufmunterung der Wallfahrer wünschenswerth ist!

Mittheilungen und Nachrichten.

tt. **Athen.** Die Ausgrabungen, die das amerikanische archäologische Institut in Korinth unter Leitung von Prof. Richardson unternimmt, sind für dieses Jahr zum Abschluß gebracht worden, und haben, wie schon früher mitgetheilt, kurz vor der Sommerpause zur Auffindung des Hauptbrunnens der alten Stadt, der Quelle Peirene, geführt. Das Ausgrabungsgebiet liegt unmittelbar östlich von den malerischen Säulen des alten dorischen Tempels. Von der Höhe des Tempelhügels führt eine breite, flache Treppe, die wegen ihrer geringen Neigung auch für Thiere, vielleicht sogar für leichte Wagen gangbar war, abwärts zu einem Komplex von Gebäuden, die aus Quadern errichtet, aber römischen Ursprungs sind. Soweit aus den Grundrissen etwas zu erkennen ist, waren es Privathäuser. An der Ostseite dieses Komplexes geht eine breite, mit großen Platten gepflasterte und mit einer Wasserrinne eingefaßte Straße in der Richtung von Norden nach Süden. Die Verlängerung der Straße nach Norden, nach dem Meere zu, wo sie bereits an mehreren Stellen konstatirt worden ist, führt in direkter Linie auf die Stelle des alten Lechaion, der einen der beiden Hafenstädte Korinths. Nach Süden hin steigt die Straße in flachen Treppenstufen bergan. Hier muß sie, wenn sie weiter bloßgelegt wird, auf den Markt führen. Dena östlich von dem jetzt aufgedeckten Stück, also rechts für den, der aus dem lechaeischen Thor des Marktes herauskommt, liegt nach der Beschreibung des Pausanias die Quelle Peirene und ebenda ist von Prof. Richardson die höchst interessante Wasseranlage aufgefunden worden, die einen festen Punkt für die Topographie des alten Korinth bildet. Der Wasserreichthum Korinths im Alterthum beruhte darauf, daß unter einer dünnen Schicht von Nagelfluh sich eine Lage weichen Gesteins hinzieht, die reichliches Wasser führt, und von theils natürlichen, theils künstlich erweiterten Stollen durchzogen ist. An den Stellen, wo die obere Nagelfluhschicht infolge des Abfalls des Terrains durchgebrochen ist, tritt das Wasser aus der unteren Schicht zutage. Das ist noch jetzt der Fall an einer am Nordrande des Stadtplateaus gelegenen Stelle, die den Namen Bad der Aphrodite führt, und wo noch heute das Wasser aus künstlich erweiterten Stollen hervorströmt. Die Nagelfluh hängt hier weit über. Dasselbe war ursprünglich bei der Peirene der Fall, und daraus erklärt sich die merkwürdige Anlage. Unter dem vorkragenden Gestein sind dort, rechtwinkelig zur Vorderwand des Felsens, Wände aus schön geglätteten Quadern eingezogen, wodurch sechs Kammern entstehen. Die Stirnseiten dieser Wände sind als Pfeiler gebildet und schneiden mit der Façade des auf ihnen ruhenden Felsens ab. An der Rückwand der Kammern befindet sich eine etwa bis in Kniehöhe reichende Schranke; auf dieser steht in der Mitte eine schlanke ionische Säule, an den Ecken je ein Pfeiler; über ihnen liegt ein feines ionisches Gebälk mit Zahnschnitt, das bis unmittelbar unter die Felsdecke der Kammer reicht. Im Zwischenraum zwischen den Säulen und Pfeilern war, etwa 1 m weit zurückliegend, die Rückwand des Felsens sichtbar. Unten aber, hinter der Schranke, floß und fließt noch heute das Wasser, und man schöpfte also, indem man sich über diese Schranke hinabbeugte. Der Zufluß zu diesem Kanal, der hinter den sämmtlichen sechs Kammern entlang läuft, kommt an der westlichen Kammer im rechten Winkel aus der Tiefe des Felsens heraus. Die bisher beschriebene Anlage stammt, nach dem Charakter der Architektur zu schließen, aus guter griechischer Zeit, etwa der hellenistischen Epoche. Später hat sich, unbekannt aus welchen Gründen, das Niveau des Wassers so stark erhöht, daß es über die Brüstung floß. Man hat dann die Kammern an ihrem Eingange bis etwa in Brusthöhe zugemauert und benutzte sie nun, indem man sie ringsum mit hydraulischem Mörtel auskleidete, als Bassins, aus denen man von außen schöpfte. Außen lag der Boden, wahrscheinlich infolge des natürlichen Ausschüttungsprozesses, jetzt höher als das Niveau des Wassers. Die Vorderseite der Kammerwände, soweit sie noch sichtbar waren, und der Fels darüber wurden jetzt durch eine Façade aus Quadern verkleidet, die über jedem Bassin einen Bogen bildet. Gegenüber den Quellkammern wurden in derselben Zeit eine große halbrunde Apsis mit drei Nischen für Statuen angelegt. Diese Bauten stammen aus römischer Zeit. In der byzantinischen Epoche endlich wurden die Quellkammern, die Apsis und der dazwischen liegende Raum zu einer Kirche hergerichtet. Da das Wasser der Peirene noch heute fließt und weiter unten zutage tritt, wo es von den Bewohnern des Dorfes Altkoriath benutzt wird, so mußten sich die Ausgräber entschließen, das Wasser hinter den Kammern in einer eisernen Röhre entlang zu führen und die Oeffnungen der Kammern nach dem Kanal zu durch Mauerwerk zu schließen, damit einerseits die Leitung nicht gestört wird, und andrerseits das Wasser nicht in das tiefliegende Ausgrabungsfeld strömt, wo es einstweilen keinen Abfluß fände. Im nächsten Jahre werden die Arbeiten an dieser Stelle wieder aufgenommen werden. — Ueber die Ausgrabungen des englischen Instituts auf Melas unter Prof. Hogarth sei noch einiges aus eigener Anschauung nachgetragen. An der Nordostseite der Insel liegt im Innern einer weiten Bucht, an einer Stelle, die heute Phylakopi genannt wird, eine uralte Ansiedelung, die schon von früheren Reisenden (Dümmler) bemerkt worden ist und seit 2 Jahren von den Engländern systematisch untersucht wird. Unmittelbar aus dem Meere erhebt sich ein etwa 20—25 m hohes Plateau, ursprünglich ein flacher Hügel aus weichem Tuff, dessen eine Hälfte infolge von Unterspülung ins Meer gestürzt ist. Bei einem späteren Einsturz ist auch ein beträchtlicher Theil der Ansiedelung mit in die Tiefe gegangen. Etwa 5 Minuten von der Ansiedelung entfernt, hat sich durch Einsturz ein rechteckig begrenztes Bassin gebildet, in dem eine Anzahl kleiner Barken Platz findet; ringsum ist dieser höchst malerische Hafen von 20 m hohen, senkrechten Wänden umschlossen. Eine künstliche Felstreppe führt im Zickzack zur Höhe des Plateaus. Nach dem Meere zu öffnet sich ein schmales, niedriges Felsthor, nicht sehr viel höher als die Einfahrt in die blaue Grotte von Capri. Für den vom Meere Kommenden ist der Eingang kaum sichtbar, und es erregte unser nicht geringes Erstaunen, als die vor uns herfahrende Barke wie durch einen Zauber plötzlich in der steilen Felswand verschwunden war. Es ist zwar, bei der raschen Arbeit, die das Wasser in dem weichen Gestein macht, nicht sicher, ob dieser Seeräuberschlupfwinkel schon im Alterthum bestanden hat; es ist aber im höchsten Grade wahrscheinlich, daß eine ähnliche Formation zur Gründung der Ansiedelung Veranlassung gegeben hat. Diese ist von sehr geringer Ausdehnung, aber trotzdem, wenigstens in mykenischer Zeit, außerordentlich stark befestigt gewesen, so daß sich auch hier wieder der Gedanke an den Sitz eines kleinen Seetyrannen aufdrängt. Man unterscheidet drei Perioden der Besiedelung. In der untersten Schicht ist der Boden überall dicht durchsetzt mit Splittern von Obsidian, die bei der Herstellung von Messern, Pfeilspitzen u. dgl. abgefallen sind. Der Obsidian findet sich am Ostrand des großen Seebeckens von Milo, bei dem Dorfe Trippiti, noch heute massenhaft in großen Klumpen in dem vulkanischen Gestein steckend. Phylakopi muß in jenen ältesten Zeiten ein bedeutender Ausfuhrort für Obsidiangeräth gewesen sein; ob in dieser ersten Periode schon Mauern bestanden haben, ist noch nicht festgestellt. Die zweite Schicht wird charakterisirt durch Mauern aus großen Lavablöcken, die im Meere gelegen haben und dadurch wie Kiesel rund gewaschen sind. Innerhalb dieser Mauern findet sich reichliches Thongeräthe, das in mattem Firniß mit spärlichen geometrischen Ornamenten bemalt ist; es ist die Gattung, die man als „Kykladenwaare" zu bezeichnen pflegt und die man der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. zuschreibt. Ob die Niederlassung in dieser Periode bereits eine Festungsmauer hatte, ist noch nicht festgestellt. Sicher ist dies jedoch in der dritten, der „mykenischen" Epoche der Fall. Eine beträchtlich dicke, aus unregelmäßigen polygonalen Steinen hergestellte Mauer schließt den Ort nach der Landseite ab. Die Mauer ist in Abschnitten erbaut, so zwar, daß jeder neue Abschnitt um einige Centimeter vorspringt, so daß eine scharfe Kante entsteht, genau so wie es bei den Mauern des mykenischen Troja, bei Arne (Gia) in Böotien und sonst der Fall ist. An den Hausmauern im Innern läßt sich an einer Stelle noch der Grundriß eines mykenischen Megaron erkennen. In dieser Schicht sind sehr schöne mykenische Gefäße gefunden worden, aber nicht in großer Menge. Vielmehr war — gegenüber diesen kostbaren importirten Töpfen — die eigent-

liche Gebrauchswaare eine lokale Imitation des mykenischen Geschirrs, die aber, was sehr interessont ist, nicht in der mykenischen Technik mit glänzendem, undurchlässigem Firniß, sondern in der alten, technisch mangelhaften Mattmalerei hergestellt ist. Bezeichnenderweise sind von den mykenischen Gefäßen nur die mit linearen Ornamenten (Spiralen u. s. w.), nicht die mit naturalistischen Blättern und Seethieren nachgeahmt worden. Aus einer jüngeren Epoche als der mykenischen hat sich nichts gefunden. Der Ort ist offenbar früh verlassen worden, und so fehlt auch von seinem antiken Namen jegliche Kunde. — Auf Paros unternimmt Dr. Rubensahn im Auftrag des deutschen Archäologischen Instituts eine Ausgrabung, bei der zunächst festzustellen war, ob von der berühmten Weltchronik, dem Marmor Parium, von dem kürzlich ein neues Stück zufällig zutage kam, der noch fehlende Schluß durch systematisches Suchen zu finden sei. Leider hat sich die Hoffnung als trügerisch erwiesen, da jenes Fragment von seinem ursprünglichen Ort verschleppt gewesen war. Die zweite Aufgabe ist die Bloßlegung der Fundamente des Asklepiostempels bei dem heutigen Parikia und die Verfolgung der alten Stadtmauer. — In Thermon in Aeiolien hat Soteriadis, der mit Mitteln der Archäologischen Gesellschaft gräbt, neue wichtige Funde gemacht, von denen wir bald aus eigener Anschauung berichten zu können hoffen. Die letzten Ergebnisse waren mykenische Gräber mit reichen Beigaben von Thongefäßen, und zwar sollen es, was bisher im Bereich der mykenischen Kultur noch nicht vorgekommen ist, Brandgräber sein. Soteriadis wollte die Vasen nach Athen schaffen, die Bauern verlangten aber, daß in Thermon ein Lokalmuseum gegründet werde, damit die Fremden dorthin kämen. Soteriadis telegraphirte an das Ministerium des Innern um Unterstützung. Diese wurde ihm verweigert. Daraufhin hat die Archäologische Gesellschaft erklärt, daß sie sofort ihre sämmtlichen Ausgrabungen einstellen würde, wenn die Regierung ihr nicht zu ihrem Rechte verhelfe. Gerade jetzt beabsichtigt die Gesellschaft, zwei neue Ausgrabungen anfangen zu lassen, die eine durch Stais am Tempel von Sunion, wo man auf Skulpturenfunde und jedenfalls auf Dokumente für den noch immer namenlosen Tempel hofft, die andere durch Tsundas auf verschiedenen Inseln (Siphnos, Melos, Mykonos, Paros), wo hauptsächlich nach Gräbern gesucht werden soll.

* Im Nachtrag zu meinem Aufsatz „Naturwissenschaft und Materialismns" in Nr. 140 und 141 der Beilage muß ich konstatiren, daß der Ausdruck „erhaltungsmäßig" für „zweckmäßig", laut mir gewordener Mittheilung bereits vor 20 Jahren von K. Möbius (Direktor der zoologischen Sammlung, Berlin) mit näherer Begründung in seiner Abhandlung über die Bewegungen der fliegenden Fische in Vorschlag gebracht und empfohlen worden ist (Zeitschrift für wissensch. Zoologie 1878. Bd. 30. Supplement S. 343—382).

H. Buchner.

* „Zwei Jugendlustspiele von Heinrich v. Kleist." Hr. Dr. Sp. Wukadinović theilt uns mit, daß er die Gegenargumente Wolffs (in Nr. 152 der Beilage), die seine Ansicht nicht erschüttert haben, in einem längeren zusammenfassenden Aufsatze beantworten wird, der das erste Kapitel eines zu Beginn des nächsten Jahres erscheinenden Buches „Studien zu Heinrich v. Kleist" bildet. Seine Ansicht, daß die beiden Lustspiele von Ludw. Wieland herrühren, wurde durch neues, zum Theil ungedrucktes Material noch bestärkt.

-m. **Erlangen,** 11. Juli. Die Erlanger Juristenfakultät hat, um die Zahl ihrer Doktorkandidaten herabzumindern, die Bestimmung, daß das Rigorosum vor Annahme der Dissertation abgelegt werden kann, aufgehoben.

* **Berlin.** Als Nachfolger von Professor Schlatter tritt der bisherige Erlanger Ordinarius Prof. Dr. R. Seeberg in den Lehrkörper der theologischen Fakultät zu Berlin ein.

* **Aus Oesterreich.** Zu Privatdozenten wurden ernannt der Gerichtsadjunkt Dr. Gustav Walker für österreichisches zivilgerichtliches Verfahren an der Universität in Wien, Dr. Ludwig Waelsch für Dermatologie und Syphilis an der deutschen Universität in Prag, Dr. Ivan Honl für Bakteriologie und Dr. Alois Velich für allgemeine und experimentelle Pathologie an der tschechischen Universität in Prag und Dr. Ludwig Lercher für philosophisch-theologische Propädeutik an der Universität in Innsbruck.

---

* Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende buchhändlerische Kataloge in letzter Zeit eingegangen:

Karl W. Hiersemann, Leipzig: Katalog 201: Deutschland im 18. und ersten Drittel des 19. Jahrh. Kultur- und Sittengeschichte; Katalog von Zeitschriften geographischer Gesellschaften, Reisewerken und Atlanten. — H. Cubasch u. R. Löscher, Wien: Kollektion Eugen Winkler (Nachlaß). — Theodor Ackermann, München: Antiquarischer Anzeiger, Nr. 165. Territorial-, Partikular- und Lokalgeschichte Deutschlands; Antiquariatskatalog Nr. 447: Staatswissenschaft, Politik, Sozialwissenschaft. — B. G. Teubner, Leipzig: Mittheilungen, 31. Jahrgang. Nr. 1, 2 u. 3. — G. Hedeler, Leipzig: Verzeichniß von Privat-Bibliotheken III: Deutschland. — Gilhofer u. Ranschburg, Wien: Katalog seltener und kostbarer Bücher u. Handschriften. — E. Freieslebens Nachf. (G. Rettig) Stroßburg i. E.: Mittheilungen aus dem Antiquarischen Bücherlager Nr. XV. — S. Calvary, Berlin: Antiquarischer Anzeiger Nr. 44: 1848. Revolutionen; Demokratie u. Sozialismus. — Friedrich Meyer, Leipzig: Antiquariatskatalog Nr. 7: Literarhistorik, Bibliothek Karl v. Lützow, Abth. II. — M. Spirgatis, Leipzig: Verzeichniß des Antiquarischen Bücherlagers Nr. 58: Philosophie u. Pädagogik. — Breitkopf u. Härtel, Leipzig: Musikalischer Monatsbericht Nr. 5—7. — Catalogo Generale dei Successori Le Monnier Editori, Florenz. — Monthly Bulletin of Books added to the Public Library of the City of Boston. Vol. III., 6. u. 7. — Richard Lösler, Dresden: Katalog Nr. 3, Philosophie.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Graf Speranski.

Von Arthur Kleinschmidt.

Vielleicht der größte Russe des scheidenden Jahrhunderts, ist Speranski selbst in den gebildeten Kreisen des Auslandes eine noch vielfach unbekannte Persönlichkeit, und ich will darum Leben und Wirken dieses echten Staatsmannes und Gelehrten hier in Kürze schildern.

Michail Michailowitsch kam als Sohn eines armen Landpfarrers am 12. Januar[1]) 1772 im Darfe Tscherkutin (Gauvernement Wladimir) zur Welt und wurde zum Priesterstande bestimmt, erhielt darum die erste Erziehung auf dem Seminar zu Wladimir, wa man ihm wegen seiner hervorragenden Begabung, die viel erhoffen ließ, den Namen Speranski beilegte, besuchte die geistliche Akademie in St. Petersburg, gab bei einem Fürsten Dolgaruki Unterricht und zeichnete sich neben großer Liebenswürdigkeit durch ungewöhnliche Fähigkeit, unermüdlichen Fleiß und unbeugsamen Willen aus; der Metropolit wurde auf ihn aufmerksam und verschaffte ihm schon 1795 eine Präfektenstelle am Seminar der geistlichen Akademie im St. Alexander-Newski-Klaster, wo er Mathematik und Physik lehrte. Da ihm jedoch zum geistlichen Stande jede Neigung gebrach, so ebnete ihm der wackere Metropolit die Bahn zu weltlichen Erfalgen; er brachte ihn als dritten Privatsekretär bei dem Fürsten Alexei Borissawitsch Kurakin unter, bei dem er außer freier Kost und Wohnung 400 Rubel Papier jährlich beziehen, freilich mit der Dienerschaft leben sollte. Schon 1796 wurde der Fürst, Panins Großneffe, Generalprokureur des Senats, in welcher Stellung er nach den Denkwürdigkeiten A. M. Turgenjews[2]) eine Aera des Betrugs eröffnete, von Wollust und Habsucht beherrscht. Speranski trat nun mit dem Range der 9. Klasse in den Staatsdienst über, stieg schan nach 3 Manaten zum Titularrath auf und war als Expeditor in Kurakins Kanzlei bald die leitende Persönlichkeit derselben, ihr bester Beamter und Kurakin unentbehrlich. Im Jahre 1800 wurde er Staatsrath und arbeitete voll Eifer in der Kanzlei des Geheimen Raths, Kaiser Paul verlieh ihm 1801 den Malteser-Orden und schenkte ihm 2000 Dessätinen unbewahnten Landes im Gauvernement Ssaratow.

Speranski's Bedeutung aber liegt in der Periode Alexanders I. und Nikolaus' I. Unter Alexander gehörte er 1801 zu der Kommissian, welche St. Petersburg mit Getreide zu versehen hatte; auch in solchen Fragen wußte er Bescheid, denn er benutzte die Zeit zur inneren Ausbildung und Ausreifung und wallte alle neuen Einrichtungen in Europa kennen lernen, um sie seinem Vaterlande dienstbar zu machen. Auf Vermittlung des Staatssekretärs Troschtschinski hin wurde er 1801 Staatssekretär und Troschtschinski's Stütze, 1802 Sekretär des Reichsraths und Direktor im Ministerium des Innern; der Inhaber desselben, Victor Pawlowitsch Kotschubei, ein Mann von trefflichen Gemüthseigenschaften, hatte zwar das beste Wallen und Bestreben, aber gar wenig Thatkraft; diese besaß Speranski in um so höherem Maße, der Minister schenkte ihm vollstes Vertrauen, seine Arbeitsamkeit erregte seine Bewunderung und aus seiner Feder flossen die wichtigsten Aktenstücke, ausgezeichnet durch Klarheit und Eleganz, während er vam Reichsrath aus in direktem Verkehr mit dem Kaiser stand. Im Jahre 1802 organisirte er das Ministerium des Innern neu und schuf damit ein Varbild für die Umgestaltung der anderen Ministerien. Er dachte ganz modern, hatte eine seltene Auffassungsgabe und durchschaute mit genialem Blick rasch die innere Natur auch ihm bisher fremder Dinge, sa daß Alexander keinen besseren Berather haben konnte; seit 1807 war Speranski der Erbe des Triumvirats Stroganaw-Czartoryski-Nowossilzow, der Universalgehülfe des Zaren, den er 1808 auf den Kongreß nach Erfurt begleitete; an der französischen Publizistik geschult, mit Montesquieu und Condarcet auf dem vertrautesten Fuße, hegte er eine besondere Vorliebe für Frankreich, und nun sollte er, wie Vandal sagt, „Napoleon sehen, jene suggestiven Kanversationen hören, in denen der Kaiser der Franzasen seine Regierungsweise detaillirte, sollte in diese graße Schule der Ordnung und der Methode gehen“. Napoleon empfing ihn in besonderer Audienz, unterhielt sich lange mit ihm und schenkte ihm sein Portrait in Diamanten; die refarmatorischen Pläne Alexanders und Speranski's schienen ihn ungewöhnlich zu interessiren. In Speranski erkannte Alexander, nach Vandals Wort, „seine eigenen Bestrebungen, besser definirt, präziser, empfänglicher für die Uebertragung in kankreter und greifbarer Form. Je mehr er Speranski kennen lernte und ihn sich näher brachte, empfand er, daß dieser aus dem Valke hervorgegangene Minister, jedem Kastengeiste fremd, ihn ergänzen, seine Hülfe und seine Stärke werden könnte. Ein glühender und mystischer Denker, besaß Speranski außerdem di. Fähigkeit und das Bedürfniß des Handelns, die frohgemuthe Tapferkeit, die nöthig ist, um gegen die Vorurtheile anzukämpfen, um gegen die Mißbräuche zu Feld zu ziehen, die Ausdauer in der Anstrengung und den Willen, ans Ziel zu kommen.“ Mehr und mehr verknüpften Zar und Berather eine intime Gedankenrichtung, vollkommene Uebereinstimmung der Ansichten, Speranski war bei allem Alexanders bester Mitarbeiter; weit mehr als die auswärtige Palitik interessirte den Papensohn die innere; er richtete darum Alexanders Augen stets wieder auf die Verwaltung seines Reiches, dessen Regeneration ihm mehr als jede auswärtige Unternehmung am Herzen lag; wenn er das Bündniß mit Frankreich schätzte, so war es ihm erzieherisch und kulturell besonders werth, er erhoffte daraus geistige Beziehungen zwischen beiden Nationen,

[1]) Die Daten stets nach neuem Stile.
[2]) „Russkaja Starina“, Mai 1895.

und in Erfurt suchte er, auf alles aufmerksam und beständig Fragen stellend, Napoleons Staatsweisheit und Methode kennen zu lernen, in Frankreich suchte und fand er die Muster zur Nachahmung für seine Verwaltungsideen. Als Präsident der Gesetzgebungskommission und Gehülfe des Justizministers hauchte er seit 1809 der Kommission neues Leben ein, gab ihr eine feste Organisation, berief tüchtige Juristen in ihren Schoß und leitete ihre Arbeiten so einheitlich, daß schon 1809 das Projekt eines Zivilgesetzbuchs, 1810 das Personen- und Sachenrecht erschien; freilich war Speranski als Nichtjurist nicht imstande, Ureigenes zu schaffen, und lehnte sich zu sehr an das Vorbild, den Code Napoléon, an, was seinen Feinden im hohen Adel zu neuem Tadel und Grimm Anlaß bot. Als Leiter der Oberverwaltung in dem jüngst eroberten Großfürstenthum Finnland und als Kurator der Universität Abo verwendete er sich voll Wärme für die Wahrung der Sonderrechte Finnlands und förderte die Wissenschaft nach Kräften; um ihm zu danken, bot ihm der Adel Finnlands die Immatrikulation an, doch lehnte er sie ab. Er hatte die russischen geistlichen Schulen genau kennen gelernt und wollte sie gründlich reformiren, wollte den Unterricht heben, die Schulen neu organisiren, erhöhte ihre Fonds und verschaffte den klassischen Sprachen Verbreitung; als Mitorganisator der geistlichen Akademie in St. Petersburg, deren Schüler er gewesen, beschäftigte er sich seit 1809 an ihr eifrigst in der Klasse der philosophischen Wissenschaften und der alten Sprachen. Obwohl er keine gründlichen Kenntnisse von Staats- und Volkswirthschaft hatte und von der Finanzkunst wenig verstand, ordnete er mit Hülfe von Fachmännern voll Geschick und Scharfsinn den Finanzzustand Rußlands, setzte einen Theil des das Reich überschwemmenden Papiergeldes außer Kurs und hemmte so „diese zirkulirende Pest", wie Mirabeau es nannte; er schuf einen Amortisationsfonds, ordnete Budget und Steuerwesen, reformirte die Kriminal- wie die Handelsgesetzgebung und trug tausend segensreiche Keime in alle Gebiete des öffentlichen Lebens hinein. Trotz aller Mißgunst von Alexanders „bösem Engel", dem Grafen Araktschejew, der ihm fortgesetzt entgegenarbeitete, schaltete der Reichssekretär, seit September 1809 geheimer Rath, gewissermaßen als Universalminister. Berichte der königlich westfälischen Gesandtschaft bezeichnen ihn geradezu als ohne diesen Titel de facto ersten Minister, und über seine Bedeutung war sich selbst Araktschejew klar, der zu seinem Handlanger Kleinmichel sagte: „Hätte ich nur ein Drittel von Speranski's Verstand, so wäre ich ein großer Mann."[1])

Im Besitze des kaiserlichen Vertrauens, berechtigt zu Vorschlägen jeder Art, sann Speranski auf eine Umgestaltung der ganzen Verwaltung; mit Regeln und Prinzipien sollte alles normirt werden. Im Juli 1809 begann er die Reform mit der Beamtung und schuf die Bureaukratie, d. h. einen modern gebildeten Beamtenstand. Besonders zog er den Reichsrath in Betracht. Er dachte sich denselben nicht als spezielles Organ der Gesetzgebung, sondern als allgemeine Konzentrirung sämmtlicher Funktionen der höchsten Verwaltung und als Leiter der Regierung; im Reichsrath sah er nur den Anfang der Reorganisation des ganzen Staatssystems, und wäre sein Plan verwirklicht worden, so würde der Reichsrath kein Organ der Gesetzgebung geblieben sein, sondern hätte diese Funktion an einen Staatsrath abgegeben, um Leiter der ganzen Regierung zu werden; als die Reorganisation des Reichsraths zu Neujahr 1810 erfolgte, war er nichts weiter als ein spezielles Organ für die Gesetzgebung, im Reichsrath konzentrirte sich die Gesetzgebungsfunktion, alle administrativen Geschäfte aber erhielt nicht der Reichsrath, sondern das Ministerkomitee. Der Reichsrath zerfiel in vier Departements, neben ihm stand eine besondere Kommission für Abfassung der Gesetze; Speranski wurde Reichssekretär und Referent im Plenum des Reichsraths. Er setzte die Grenzen der Ministerkompetenz fest, wünschte die Abschaffung des Ministerkomitees als besonderen Tribunals und erreichte seine Kaltstellung durch Alexanders Instruktion vom 7. Juli 1811; an diesem Tage erhielten die Ministerien durch ihn ihre heutige Organisation, bei ihnen wurden ein Rath des Ministers und eine allgemeine Departementsversammlung eingerichtet, die freilich Speranski's Erwartungen nicht entsprachen, die Ministerzahl wurde vermehrt und die Ministerverantwortlichkeit ausgesprochen. Alexander beschränkte den Senat auf die „Bewahrung der Gesetze" und ließ ihn nur als höchsten Gerichtshof des Reichs eine Rolle spielen, Speranski's Projekt einer Reorganisirung des Senats erlangte zwar im Reichsrath die Majorität, wurde aber nicht ausgeführt, auch nicht unter Nikolaus, nachdem man es wiederum geprüft hatte.

Speranski's Neuerungen kamen mit mancherlei Privatinteressen in Konflikt, er verletzte manches Vorurtheil und legte viel Eitelkeit bloß, ohnehin als Emporkömmling dem hohen Adel verhaßt. Er unterließ es, sich durch Verschwägerung mit demselben einen Rückhalt zu verschaffen, und bewegte sich mit Vorliebe in der mittleren Gesellschaft; nachdem seine Neigungsheirath von 1798 mit Miß Stevens schon 1799 nach der Geburt einer Tochter durch den Tod gelöst worden war, blieb er unvermählt und verschmähte es, durch eine zweite Heirath in die Kreise des hohen Adels einzudringen. So blieb er seinen zahllosen Feinden gegenüber ohne Verbindungen, einzig auf die Gunst Alexanders gestützt. Speranski war Freihändler und schon deßhalb ein Gegner der Kontinentalsperre Napoleons, die Rußlands Handel zu ruiniren drohte; er sorgte dafür, daß sie laxer gehandhabt wurde, und wirkte auf den milderen Zolltarif von 1810 hin, der den Handel rasch wieder hob. Er dachte an die schon unter Katharina II. einmal angeregte Aufhebung der Leibeigenschaft, und der Zar schien Feuer und Flamme dafür zu werden, freilich nur in dem Sinne der Befreiung der Bauern ohne Grund und Boden, aber Rostoptschin, Derschawin, Karamsin, Schischkow u. A. sprachen schroff dagegen, Alexander fand keine Zustimmung und ließ das Projekt fallen; dem Adel aber hatte Speranski damit neuen Anlaß zur Abneigung gegeben, Rostoptschin nannte ihn einen Jakobiner, rüttelte an Alexanders Vertrauen und veranlaßte Karamsin, den großen Historiker, gegen ihn zu schreiben. Nie machte Jemand derart den Eindruck der Abgemessenheit und Verstecktheit, wie Speranski, sorgsam vermied er Gespräche über Politik und über ernste Fragen, seine wahre Meinung ließ sich aus seiner Physiognomie nur schwer erkennen; ganz merkwürdig war die Form seines kahlen Schädels, die schmalen, etwas schief geschnittenen Augen waren stets halb geschlossen, die Backenknochen sprangen vor, dumpf klang die Stimme — so war das Aeußere wenig anmuthig.[1]) Er arbeitete fast immer zu Hause, empfing fast Niemand und ging nur selten an den Hof, so daß er die Wühlereien seiner zahllosen Neider und Feinde kaum bemerken mochte. Schon 1811 wollte die sogenannte „patriotische Partei", die ihn als Vaterlandsverräther, Franzosenfreund und verkappten Illuminaten verdächtigte, ihn stürzen, und er bot selbst im Februar d. J. seine Entlassung an, Alexander jedoch hielt noch an ihm fest, bewog ihn zu bleiben, verlieh ihm am 13. Januar 1812 das große Band des St. Alexander-Newski-Ordens, und das Ansehen des Reichssekretärs war so groß, daß sich im

[1]) „Russkaja Starina", 1872.

[1]) Speranski und Balugjanski in „Russkaja Starina", Juli 1882.

Reichsrathe kein Minister setzte, bevor er erschienen war. Napoleon nahte Rußlands Grenzen, die altrussische Partei gewann die Oberhand, der Haß gegen den Reformer brach von neuem los, man stempelte den warmen Patrioten zum Vaterlandsverräther und eine gemeine Intrigue stürzte ihn. Unter denen, welche ihm näherzutreten suchten, waren zwei bedenkliche Kreaturen: der schwedische Ueberläufer Graf Armfeldt und der Polizeiminister Alexander Dmitriewitsch Balaschew. Luden sie ihn zu sich, so ließ er sagen, er habe zu thun; endlich aber ging er einmal zu Armfeldt zum Thee und fand bei ihm nur Balaschew. Da schlugen sie ihm vor, mit ihnen ein Triumvirat zu bilden und die Macht des Zaren einzuschränken; nachdem er lange zugehört hatte, erklärte er ihnen, ihr Vorhaben sei unmöglich, zumal bei Alexanders Charakter, und entfernte sich. Am folgenden Morgen empfing ihn Alexander, als er zum Vortrage kam, freundlich, eröffnete ihm aber, er müsse sich von ihm trennen; Speranski, im Besitze seines guten Gewissens, bat um Angabe des Grundes, Alexander wollte mit der Sprache nicht heraus, da fiel Speranski auf die Kniee und betheuerte, er stehe nicht auf, bis er den Grund wisse. Alexander erklärte ihm nun, er habe nicht ahnen können, daß Speranski, der sein ganzes Vertrauen genieße, Armfeldt und Balaschew den Vorschlag zur Einsetzung eines Triumvirats mache. Entsetzt über solche Niederträchtigkeit, rief der treue Diener, sie hätten ihm das Ansinnen gestellt. Alexander tadelte ihn, daß er in diesem Falle es ihm nicht mitgetheilt habe, Speranski bekannte sich der Verschweigung schuldig, rechtfertigte sich nicht weiter und ging heim; hier traf er Balaschew, der sein ganzes Kabinet versiegelt hatte, an der Treppe stand eine Troika.[1]) Die Schurken hatten ihn dem mißtrauischen Kaiser als Schwarzkünstler, Illuminaten, Freimaurer und Verschwörer geschildert, ihn als bestechlich und käuflich, als Gegner seiner Selbstherrschaft verleumdet und Alexander hatte ihnen Glauben geschenkt; er gab den besten Freund, den größten Rathgeber seiner Krone preis. Speranski bekundete Balaschew gegenüber eine seltene Kaltblütigkeit und Fassung; „Gott gebe," so sagte er, „daß meine Abreise dem Kaiser und dem Vaterlande zum Nutzen gereiche. Bitte Seine Majestät wissen zu lassen, daß ich mit den innigsten Wünschen für das Glück Rußlands abreise." Er lehnte es ab, von seiner Tochter Abschied zu nehmen, zumal er den Kaiser gebeten, sie ihm nachzuschicken,[2]) und bestieg die Troika. Alexander hatte zuerst die Absicht, ihn erschießen zu lassen, dann begnügte er sich mit der Entlassung aus allen Aemtern und ließ ihn nebst dem Reichssekretär Magnitzkii und dem Rathe Gervais in der Nacht zum 29. März 1812 nach Nishnii-Nowgorod deportiren. Hier warf man ihm die Fenster ein, denn das Volk glaubte an seinen Verrath und an seine Verschwörung mit Napoleon; er aber zeigte, durch sein reines Gewissen gefestigt, große Seelenruhe; man hielt ihn in strengster Haft, es gebrach ihm häufig am Nothwendigsten. Bei der Durchsuchung seiner Papiere fand sich nicht der mindeste Anhalt gegen ihn, in Nishnii-Nowgorod aber wich ihm Jedermann aus, ein Polizeioffizier folgte ihm beständig und der Gouverneur vermied jede Begegnung mit ihm, um sich nicht in St. Petersburg zu kompromittiren; nur seine alten Freunde Slobin und Stolypin besuchten ihn mehrfach auf ihrer Reise aus Ssaratow und Pensa. Nach der Einnahme Moskau's durch Napoleon veranlaßten seine noch immer rührigen Feinde im September seine Verschickung nach Perm, etwa 1000 Kilometer weiter; von hier aus rechtfertigte er sich 1813 in einem Memoire an den Kaiser, der nun dem mittellosen Mann eine Pension anwies. Er sandte seine Tochter auf sein Gütchen bei Nowgorod und beschwor Alexander in einem Briefe vom 21. Juli 1814 aus Perm[1]) um Mitleid mit seiner elenden Lage; vor einem halben Jahre, so schrieb er ihm, habe er Elisabeth Michailowna einen Brief an ihn übergeben, um ihn bei der ersten Gelegenheit an ihn gelangen zu lassen, und er bitte ihn, den Rest seiner traurigen Tage auf dem kleinen Gute bei Nowgorod, dem Erbe seines Kindes, verleben zu dürfen. Der Kaiser willigte ein und Speranski lebte neben dem Ackerbau der Erziehung Elisabeths[2]) und den Studien; auf die theologischen Studien seiner Jugend zurückgreifend, ergänzte er seine hebräischen Kenntnisse, übersetzte die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis aus dem Lateinischen ins Russische[3]) und brachte, mit der Feder in Händen nachsinnend, seine Gedanken aus allen Gebieten des Wissens sofort zu Papier. Er ertrug das Exil würdig und voll Seelenfrieden und bat Gott um die Kraft, seinen Feinden vergeben zu können, wie er denn später keinerlei Rache an ihnen nahm, fest im Unglück, milde und verzeihend im Glücke. Ganz unerwartet rief ihn Alexander in den Staatsdienst zurück, ein Ukas vom September 1816 sprach ihn von jedem Verdachte frei und ernannte ihn zum Zivilgouverneur in Pensa, wo er sich rasch durch Umsicht, Rechtlichkeit und Herzensgüte allgemeine Verehrung und Liebe erwarb. In drei Monaten erlernte er die deutsche Sprache, Klopstock und Schiller wurden seine Lieblinge, er nahm den regsten Antheil am Gange der deutschen Literatur und widmete ihr gleiches Interesse wie der französischen und englischen. Alexander schenkte ihm 7000 Dessätinen Landes, und Speranski schrieb aus Pensa am 28. Januar 1817 seinem Freunde D. B. Tewkelew, der ihm auch in den Tagen der Verfolgung seine Anhänglichkeit offen bezeugt hatte: „Mein Schicksal besaß die merkwürdige Eigenthümlichkeit, daß ich während dieser ganzen Zeit keinen einzigen Freund verlor, hingegen einige neue hinzu erwarb; diese Eroberung ist, wie Kinder in allen Tagen, die reizvollste und köstlichste."[4]) Allgemeine Befriedigung erregte es,[5]) als der Exilirte von Perm im Mai 1819 zum Generalgouverneur des verwahrlosten Sibirien ernannt wurde; ein Segen für das ungeheure Gebiet, bereiste er es nach allen Richtungen, steuerte der Willkür der Beamten, suchte das Loos der Verbannten zu mildern und entwarf mit großer Detailkenntniß einen Organisationsplan, der zum Glück 1822 ins Werk gesetzt wurde; im März 1821 nach St. Petersburg zurückgekehrt, wurde er von Alexander gütig empfangen und Mitglied der Kommission für Sibirien wie der Gesetzabtheilung des Reichsraths.

Jedoch erst unter Nikolaus I. erwarb Speranski wieder einen hervorragenden Einfluß; er entwarf auf Antrieb des bekehrten Karamsin für Nikolaus das Manifest seiner Thronbesteigung und ging im Dekabristen-Prozesse dem neuen Gebieter mit Rath und That an die Hand. Auf juristischem Gebiete Autodidakt wie Napoleon, bekundete er wie dieser ein seltenes juristisches Verständniß, war ein gesetzgeberisches Genie, der größte Legist, der Tribonian Rußlands. Frisches Leben strömte wieder durch die Arbeiten der von ihm geleiteten Gesetzgebungskommission, er zog den aufstrebenden Baron Modest A. Korff, „die goldene Feder", seinen späteren besten Biographen,[6]) und den talentirten Dmitrii N. Bludow heran und war die unschätzbare Stütze des Justizministers Fürsten Alexei A. Dolgoruki, der ohne ihn eine Null gewesen wäre. Nikolaus überschüttete Speranski mit Huld

[1]) Erzählung von E. N. Lwow in „Russkaja Starina", Juni 1880.
[2]) Memoiren von J. J. de Sanglen, 1776—1831. Stuttgart 1894.

[1]) Schilder in „Russkaja Starina", Febr. 1881.
[2]) Geboren in St. Petersburg 17. Sept. 1799.
[3]) Erschien 1819.
[4]) „Russkaja Starina", Nov. 1880.
[5]) „Russkaja Starina", Nov. 1881.
[6]) Das Leben des Grafen Speranski, 1861.

und suchte an ihm die Schuld seines Vorgängers gut zu machen. Nach der Errichtung der zweiten Abtheilung der kaiserlichen Geheimkanzlei wurde Speranski am 31. Jan. 1826 ihr Generaldirigent, bald auch wirklicher geheimer Rath und Mitglied des Reichsraths. Schon unter der varigen Regierung hatte er sich damit beschäftigt, eine möglichst umfassende und dach einfache Gesetzgebung zu schaffen, unter Nikolaus nahm er die Aufgabe wieder auf, und schon im Juli 1827 kannte er ihm die Anfänge der Gesetzsammlung vorlegen, wofür er die Diamanten zum St. Alexander-Newski-Orden empfing. Im Januar 1828 wies er darauf hin: wenn man die Rechtspflege unumstößlich fundiren walle, sa müsse man gesetzkundige Rechtsgelehrte nud Richter haben und Prafessoren erziehen, die mit der Rechtstheorie und mit den Landesgesetzen vertraut seien; die Regierung schickte hierauf junge Leute nach Berlin, um sich unter Savigny zu schulen, und diese trugen dann den Geist der historischen Schule nach Rußland. Speranski's Werk einer vollständigen Sammlung der russischen Gesetze ging rasch von statten, schon 1830 war der Druck der ersten Sektion, welche die Jahre 1649—1825 umschlaß, vollendet; ebenso fleißig war Speranski mit dem Gesetzbuche, der russischen Digeste, beschäftigt und 1832 konnte er Nikalaus den Swad sakonaw, sein unsterbliches Werk, überreichen, Nikolaus heftete ihm seinen eigenen Stern des St. Andreas-Ordens an die Brust. 1833 wurde der Swad durch Ukas zum alleingültigen Rechtsbuche erhoben und trat am 13. Jan. 1835 in Kraft. Speranski schrieb 1838 eine „Anleitung zur Kenntniß der Gesetze", die unvollendet 1845 auf kaiserlichen Befehl veröffentlicht wurde. Speranski, der den Balten durchaus nicht abgeneigt war, beauftragte 1829 den livländischen Landrath Samsan v. Himelstjerna mit der Abfassung eines Gesetzes über die Vermögen in den Ostseepravinzen, und es wurden Gouvernementskomitees zur Leitung und Ueberwachung von Samsans Arbeit ernannt; an der Hand letzterer beschäftigte sich seit 1836 eine Kammissian mit der Revision der Gesetze, doch entsprach dieselbe Speranski's Ideen gar nicht, man verlangte in St. Petersburg eine auf dem Boden des Swod basirende Arbeit und es kam nichts zuwege.[1]) Gegen das Ministerkomitee, dem Alexander nach Speranski's Sturz neue Macht verliehen hatte, verhielt sich Speranski ablehnend, und erst als Araktschejew gestürzt war, rieth er im Dezember 1826 zur Umgestaltung und zur Vereinigung des Komitees mit dem ersten Departement des Senats, es blieb jedoch zur Begutachtung bestimmter gesetzlich bezeichneter Dinge bestehen. Seit 1838 Präsident des ersten Departements des Reichsraths, unterrichtete Speranski den Thronfolger (Alexander II.) in den Anfangsgründen der Rechtswissenschaft und flößte ihm Interesse daran ein. General Oldwig v. Natzmer, der ihn 1832 in St. Petersburg kennen lernte, spricht vom würdigen, freundlichen Benehmen dieses echten Staatsmannes.[2]) Zu Neujahr 1839 erhob Nikolaus denselben in den erblichen Grafenstand, aber schan am 23. Febr. d. J. starb er; er fiel auf dem Felde der bürgerlichen Ehre. Seine Tochter schenkte seine Papiere der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek. Die herrliche Frau, die wie ein Engel für ihren Vater besorgt war und das Exil mit ihm getheilt hatte, war nicht mit nach Sibirien gegangen, sandern hatte den Senator Alexander Frolow-Bagreew geheirathet und war Ehrendame der Kaiserin Elisabeth gewarden. Puschkin war ihr vertrauter Freund, ihr Saton versammelte die ersten Gelehrten, Dichter, Künstler und Staatsmänner; ihr sprühender Geist fesselte Alle und ihrem großen Vater blieb sie eine wahre Seelenfreundin; nach seinem Tode litt es sie nicht mehr in der Residenz, sie reiste und erzog dann auf einem Gute in der Ukraine ihre zwei Kinder; auf ihren Sohn Michail Alexandrowitsch hätte Speranski sa gern seinen Grafentitel übertragen sehen, jetzt endete Michail 1844 im Kaukasus als Offizier durch die Hand eines betrunkenen Kameraden und 1845 starb ihr geliebter Gatte; sie vermählte ihre Tochter Maria Alexandrowna mit dem Fürsten Rodian Nikolajewitsch Kantakusin, pilgerte nach Jerusalem und beschrieb nach ihrer Heimkehr ihre Reise, 1850 aber sagte sie Rußland Valet und ließ sich dauernd in Wien nieder. Hier lebte sie, wie einst an der Newa, von allen Notabilitäten umgeben, Grillparzer zumal stand Elisabeth Michailowna Bagreew-Speranski nahe; sie schrieb neben einer Reihe geistreicher Romane und einer Skizze über die letzten Stunden des Kaisers Nikalaus philosophische und religiöse Betrachtungen und starb am 4. April 1857 in Wien.

[1]) Speranski und Balugjanski" in „Russkaja Starina", Juli 1882.

[2]) Unter den Hahenzollern, 2. Theil. Gotha 1888.

Neue Romane und Novellen.

II.

S. S. Auch um zwei Frauen, diesmal nach einander, dreht es sich in der Erzählung „Knospenzauber" von Fedar v. Zabeltitz.[1]) Da heißt es: „Es gibt Männer, die eine volle Blüthe der Knospe vorziehen und Andere, die die kaum erschlossene Blume schöner finden, als die in üppiger Reife prangende Rose." Das genügt!

„Dem Tag entgegen" von Eva A. v. Arnim[2]) ist eine ziemlich abgeschmackte Geschichte, in der mit Spiritismus, Hypnotismus und etwas Hoffmannsmanier gearbeitet wird.

„Norddeutsche Menschen"[3]) und „Hinterm Lebensvorhang" van Hermann Heiberg[4]) sind kleine Skizzen, die besanderen literarischen Werth nicht haben, allenfalls mag die lustige Schnurre „Der Lebensmüde" erwähnt werden.

Mehr bieten uns die kleinen, flott erzählten Geschichten, die Heinz Tavate unter dem Titel „Abschied"[5]) gesammelt hat. Die verschrienen früheren Bücher dieses Autors sind uns bis jetzt unbekannt geblieben. Er hat von den französischen Meistern affenbar gelernt, und das stark satirische „Tödte mich" würde auch Maupassant nicht zur Unehre gereichen. Recht hübsch ist in „Meta" das kleine, dreiste Berliner „Mächen" gezeichnet; dieses Geschichtchen hat Erdgeruch. Auch bei den anderen kommt man über eine verlorene Viertelstunde angenehm hinaus.

„In blauer Ferne" von Emil Roland[6]) enthält ein paar gut und spannend erzählte Geschichten, unter denen „Zwischen Stendal und Uelsen" und „Viel Malheur" ein gewisses Talent für humarvolle dramatische Situationen zeigen. Wir glauben, daß sich unter diesem Schriftstellernamen ein weiblicher Autor verbirgt, der gerade wie Rosa Ratteck, die Heldin der ersten der Geschichten „Die Globustrotterin" sehr satirisch über die Herren der Schöpfung urtheilt.

Richard Bredenbrücker[7]) hat sich in seinen Novellen auf einen ganz bestimmten Theil des Tiraler Landes beschränkt und ist in der Darstellung der Menschen und der Natur seines Staffs vallauf Meister. Die Geschichten haben eine gewisse Verwandtschaft untereinander. In dem vor-

[1]) Berlin, Otto Janke.

[2]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1898.

[3]) Berlin, Otto Janke.

[4]) Ebenda.

[5]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1898.

[6]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1898.

[7]) Crispin der Dorfbeglücker und andere Geschichten. Berlin F. Fontane u. Co. 1898.

liegenden Bande ist „Der reichste Mann von Grametsch“ in der Charakteristik, wie auch in der logischen Entwicklung die bedeutsamste. Der hartköpfige, unlenksame Bauer, der sein Geschick durch die Spekulation aufbessern will und sich dann das Leben nimmt, ist eine gut geschaute und gut gezeichnete Figur.

„Monte Carlo“ von Ernst Wichert[1]) erzählt uns in der Titelnovelle die Geschichte einer unverbesserlichen und unrettbaren Spielerin und bringt in „Trotzdem“ ein interessantes psychologisches Problem zu wirksamer Ausführung. Sehr hübsch und lustig ist die wahre Geschichte „Ein Buchstabe“. Da heißt es: „Ich schlenderte mit dem alten Regierungsrath D. da über den Steg, als im Sonnenschein einige der entfernten Kuppen blitzten. Er hatte eben Hans Hoffmanns grandiose Erzählung „Der Landsturm“ gelesen, die in dem schrecklichen Winter von Anno Zwölf zwischen jener Sanddüne spielt und konnte nicht müde werden, die wahrhaft dichterische Schilderung dieser grausig erhabenen Einsamkeit in immer wechselnden Stimmungsbildern von erstaunlicher Anschaulichkeit zu rühmen. Der hat's gesehen, sagte er.“

Von dem hier so gefeierten Dichter liegt wieder ein Bändchen kleiner Geschichten unter dem Titel „Aus der Sommerfrische“[2]) vor, die weit über dem Durchschnitt derer stehen, die wir heute zu besprechen hatten. Die schnurrige Schwiegermuttergeschichte „Auf nie erstiegenem Gipfel“ liest sich ganz nett, die Novellette „Die Sänfte“ hat hübsche Pointe, „Im Vaterhause“ ist gut erzählt und in der Erzählung „Der kluge Kommissar“ kommt der feine Humor, um dessentwillen wir Hans Hoffmann so hoch schätzen, zur Geltung. Im ganzen aber steht das Buch doch auch nicht auf der Höhe der Anforderungen, die wir an einen so vortrefflichen Autor wie an Hans Hoffmann stellen dürfen. Der Künstler muß auch manchmal nebenbei ein Handwerk treiben. Es ist aber eine Schande für die deutsche Lesewelt, daß sie die literarisch werthvollen Meisterwerke dieses Autors kaum kauft, daß sie seinen minderwerthigen Büchern weit bessere Aufnahme zutheil werden ließ, als seinen Meisterwerken. Aehnlicher Sünden hat sie sich auch gegen andere Autoren hohen Ranges schuldig gemacht. Für die Kritik kommt der praktische Erfolg, die mehr oder minder große Zahl der Exemplare, die gekauft werden, nicht in Betracht und sie muß dem Meister gegenüber natürlich viel strenger sein, als dem Stümper.

Auch C. Viebig hat durch ihre früheren Erzählungen den Beweis dafür erbracht, daß sie jene Höhe erreicht hat, auf der nur der den ganz Großen gegenüber geziemende strenge Maßstab der berechtigte ist. Einem andern Autor geringeren Ranges würden die drei Novellen, die in der Sammlung „Vor Thau und Tag“[3]) vereinigt sind, zur Zier gereichen, C. Viebig hat schon Bedeutenderes geschaffen, namentlich aber in ihren früheren Geschichten der Konvention nicht solche Konzessionen gemacht. Die Titelnovelle „Vor Thau und Tag“ variirt auch das mehrfach angeschlagene Thema von dem Manne, der zwischen zwei Frauen hin und herirrt oder vielmehr von der Erwählten und ihm Bestimmten zu der Anderen hinirrt. Der Tod der glücksehnsüchtigen Susanne in der Novelle „Wen die Götter lieben“ ist in erschütternder Weise dargestellt, und vielleicht soll ihr schweres Hinsterben in unbefriedigter Sehnsucht eine Art von Protest gegen den in dem Titel der Novelle liegenden Glauben sein. Peinlich berührt die karikirte Darstellung der Eltern des jungen Mädchens und des Verhältnisses der beiden Männer zu der Mutter des jungen Mädchens. Das Motiv, auf dem die Novelle „Gespenster“ aufgebaut ist, hat etwas gesuchtes und gezwungenes. Die angstvolle Erwartung des ersten Kindes und die Befreiung der Seele nach seiner Geburt ist mit großer Kraft dargestellt.

Auch um ein Neugeborenes dreht sich das Interesse in der allerliebsten kleinen Geschichte „Achilline“, der letzten der Sammlung „Mann und Weib“ von G. v. Berlepsch.[1]) Die ungebundene Lebensweise des jungen Malerpaares auf dem rheinischen Gute ist natürlicher und glaubwürdiger dargestellt, als das ähnliche Motiv in der Hegeler'schen Novelle „Goldenes Licht auf dunklem Grunde“, und sehr lustig macht es sich da, daß der Sprößling, für den die Eltern schon ganz bestimmt den Namen Achilles vorgesehen hatten, ein Mädchen wird. Etwas breit ist die Novelle „Künstler und Sänger“ ausgefallen. Frisch und flott ist die Charakteristik in „Der Trompeter von der Türkenschanze“. Die bedeutendste Novelle der Sammlung ist die Wiener Geschichte „Ein Maitag“, in der der Verfasser — wohl eine Verfasserin — mit flammenden Worten gegen den leichtfertigen Mädchenbethörer eintritt. In dieser Novelle hat Jeder bis zu einem gewissen Grade recht, die Mutter, die Heldin Toni selbst, der junge Geistliche und sogar bis zu einem gewissen Grade ihr leichtlebiger Prinzipal. Mit dem Herzen steht Berlepsch offenbar ganz auf der Seite der verlassenen Heldin, die sich das Leben nimmt, nur muß gesagt werden, daß diese nicht nur gefallen, sondern auch gesunken ist, daß sie strengere Beurtheilung verdient, als ein Mädchen, das sich etwa dem geliebten Manne hingibt. Denn sie lebt als seine Maitresse weiter, allerdings immer hoffend, er werde sie noch ehrlich machen.

Die Sammlung „Leben und Lieben“ von Paul Mahn[2]) enthält ein paar flott geschriebene Geschichten, die im Ton verschiedenartig sind. Ganz altmodisch klingt die Titelnovelle, in der auch Tagebuchaufzeichnungen eine stärkere Rolle spielen, als ihnen wohl je in der Wirklichkeit zutheil wird. „Kellner, Kellner“ ist ein erschütterndes Augenblicksbild und „Der Oberst“ eine kecke, lustige Schnurre. Der Oberst erzählt, warum er unbeweibt geblieben ist, denn gerade, als er auf die Angebetete zueilen wollte, um ihr seine Liebe zu gestehen, war sie auf einem natürlichen, aber etwas „schenirlichen“ Gang begriffen und das schreckte ihn zurück. Vielleicht hat der Verfasser mit dieser Skizze eine Satire auf moderne Literaturrichtungen beabsichtigt, durch die gezeigt werden sollte, daß nicht alles, was wahr und natürlich ist, sich darum auch für künstlerische Behandlung eignet.

„Vom heißen Stein“ von Ernst Müllenbach[3]) behandelt in einem farbenreichen Gemälde den Hexenglauben, der noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts wüthete, und die Erregbarkeit der Massen für Wahnvorstellungen, mögen sie auch noch so seltsam sein. Dies ist übrigens keine Besonderheit jener vergangenen Tage, vielmehr könnten wir ja bis in unsre erleuchtete Gegenwart hinein ähnliches verfolgen. Der Künstler in Müllenbach verleugnet sich in den Darstellungen nicht, immerhin erinnern Stoff und Behandlung etwas an die Tromlitz und Van der Velde. Von den einzelnen Gestalten des Buches hat uns der trocken humorvolle Meister Baltzer und die rührend sympathische Renata den stärksten Eindruck hinterlassen, doch hat das Buch die Erwartungen nicht ganz zu erfüllen vermocht, welche durch die hübsche und originelle Betrachtung an dessen Anfang erregt wurden. Da wird nämlich ausgeführt, wie wohl die beiden Großen, die im Frühjahr 1616 kurz nacheinander starben, Cervantes und Shakespeare, sich in den himmlischen Gefilden begrüßt haben mögen, nachdem sie auf Erden einander nie sahen.

---

1) Leipzig u. Dresden, Karl Reißner 1898.
2) Berlin, Gebr. Paetel 1898.
3) Berlin, F. Fontane u. Co. 1898.

---

1) Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1893.
2) Berlin, F. Fontane u. Co. 1898.
3) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1897. Dritte Auflage.

„Die Flucht" von Ida Boy-Ed[1]) ist ein gut und fesselnd geschriebener Roman, in dem die weibliche Hauptfigur indessen besser gediehen ist, als der etwas verschwommene Held. Conradine de la Frémoire ist eine schöne, große und schlanke Erscheinung mit dunkelgrauen, sehr lebhaften Augen, Lippen von wundervollem Schwung der Linien, fein und roth mit tiefen Mundwinkeln. Da Felix Dahland ihr zum erstenmale begegnet, wird er mächtig von ihr angezogen und fühlt, daß sie sein Schicksal sein wird. Er hatte sich gerade erst von verzweifelten Entschlüssen emporgerungen. Wie der Versuch seiner Flucht aus dem Leben vereitelt wird, wie er den letzten Freund, den treuen Hund, getödtet und dann den Muth verlor, sich selbst das Leben zu nehmen, und vor dem Tod flüchtet, das ist in einem wirksamen und ergreifenden Kapitel zu Anfang des Buches geschildert. Unterschiedslos hatte er sich als Kommis, als Lehrer, als Abschreiber, als Reisebegleiter gemeldet. Immer umsonst. Da war er von tiefer Muthlosigkeit gepackt worden. Und dann führt ihn das Schicksal in die Dienste Conradinens, und es hebt ihn in seinem Selbstgefühl und seiner Selbstachtung, daß er ihr, die ihm bloß auf sein Aeußeres, auf die offene Enthüllung seiner Geschicke volles Vertrauen entgegengebracht, dies lohnen, ihr zeigen kann, daß er der rechte Mann am rechten Platz ist. Die Gefühle heißer Verehrung, die er für die herrliche Frau hegt, kommen in den Briefen, die er an sie richtet, immer schärfer zum Ausdruck und nach mannichfachem Suchen und Fliehen wird sie die Seine. Nun aber quälen ihn Zweifel und Sorgen, er fühlt sich klein und ihrer nicht würdig und immer mehr verbittert und zerwühlt er sein Inneres, und da sie sich ihm ganz gegeben, da flieht er anders als damals aus dem Leben in den Tod. Es sind interessante, gut geschaute Menschen, die wir in dem Buche kennen lernen; mehr noch als die beiden Hauptfiguren gewinnt das amüsante Liebespaar Adrian und Colla unsern Antheil. Eine recht wahre und tiefe Bemerkung konnten wir uns bei dieser Lektüre aufzeichnen. „Wenn man Jemand an das Leben verliert, hat man ihn wahrhaft verloren. Aber einen theuren Menschen an den Tod verlieren, heißt zugleich ein wunderbares Eigenthumsrecht an ihn gewinnen."

An dem Roman „Alltagsleute" von Wilhelm Meyer-Förster[2]) ist uns nichts humoristischer vorgekommen, als der Gegensatz des Titels zu dem Inhalt — allerdings von einem etwas unfreiwilligen Humor. Ein jüdischer Justizrath, der orthodoxen Richtung angehörend, der seine Kinder taufen läßt, aber den Namen seines Sohnes Abraham dabei nicht ändert, ein Kellner mit richtigen Kellnermanieren, der die Geheimrathstochter zum Weibe erwirbt, ein verlumpter Projektenmacher, der im Gefängniß, wo er wegen unvorsichtiger Aeußerungen wegen Majestätsbeleidigung zwei Monate sitzen muß, von dem märchenhaften amerikanischen Bruder fünf Millionen erbt — das ist nichts alltägliches und die Gestalten sind auch keine Alltagsleute. Der Roman steht nicht über dem Niveau der Unterhaltungslektüre, etwa Genre Hackländer. Von wirklich stärkerem Können des Autors und von seiner Fähigkeit, uns zu bewegen und zu rühren, zeugt die Behandlung der Scenen, in denen Klaus, der sich hinsichtlich der Vermögensverhältnisse seiner Braut in starker Täuschung befunden hatte, sich von dieser lossagt, und das freiwillige Ende Eva Simons. Eine gut und anscheinend dem Leben nach gezeichnete Figur ist der Justizrath Simon, der durch seine leichtfertigen Lebemannsausgaben sein und seiner Kinder Glück verspielt hat. Aehnlich der Situation, in der er die frierende schutz- und obdachlose Anna Kreiser auf der Straße aufgreift und mit an seinen warmen Herd nimmt, ist diejenige, auf der sich der Roman „Das Ende vom Lied" von Konrad Telmann[3]) aufbaut. Bruno Welsberg kommt müde und mißgestimmt aus einer Gesellschaft. In grimmigen Betrachtungen über die Verlogenheit und Herzensroheit, die dort unter der leichten Tünche vorhanden ist, über das Mädchen, das ihn erst angezogen und sich dann als frivole Kokette entpuppt hatte, gerade in sich erwägend, wie gering der Unterschied zwischen diesen Halbjungfrauen und den vollen Dirnen im Grunde eigentlich ist, sieht er plötzlich ein junges, blondes Dirnlein vor sich stehen. Das schmale, nicht unfeine Gesicht mit großen, müden, halbumflorten Augen hatte nichts keckes und lüsternes, eher etwas scheues und verängstigtes. In plötzlichem Entschluß nimmt er sie mit sich nach Hause, unklar über das, was er mit ihr vorhat, in halb instinktivem Trotz gegen die geschminkten, innerlich hohlen Menschen, die er gerade verlassen. Beim Plaudern mit ihr und wie er sie in ihrem Wesen beobachtet, sieht er, daß sie noch ein Kind ist und daß sie trotz des schamlosen Gewerbes, das sie halb unbewußt kurze Zeit hindurch getrieben, sich eine gewisse Seelenreinheit bewahrt hat. Da befestigt sich der Gedanke in ihm, sie zu retten, sie emporzuheben aus dem Schlamme, in den sie gerathen. Er miethet sie bei den Tischlersleuten im Hinterhause ein, die ihm den Haushalt besorgen, läßt ihr Unterricht geben und nach kurzer Zeit wird er von ihrer natürlichen Anmuth, von ihrer treuen, hingebenden Verehrung so hingerissen, daß er sich regelrecht in sie verliebt und sie zum Weibe nehmen will. Sie selbst kann ein so großes Glück nicht glauben, ihre Vergangenheit lastet auf ihrem Gemüthe, umsomehr, je reiner und besser sie sich dank seinen Lehren und seiner Führung geworden fühlt. Aber diese Vergangenheit erhebt sich bei verschiedenen Gelegenheiten und zeigt ihm, wie schwer es dem in der Gesellschaft lebenden Menschen ist, sich über derartiges hinauszusetzen. Und da ein anderes Weib, die liebliche Cilli Maydel, ihn mächtig anzieht, da der Verstand ihm unablässig zuflüstert, welche Opfer er bringen müsse, wenn er Kläre zum Weibe nimmt, wieviel klüger es sei, die kleine Cilli zu heirathen, die ihm den Weg zur großen Carriere bahnen könne, da sträubt sich sein besseres Selbst gegen solch feiges Verlassen des Mädchens, das in ihm seinen Abgott sieht, das er gewissermaßen neu geschaffen. In wirrem, heißem Begehr heimkommend, tastet er nach dem Hinterhause und klopft an Klärens Thüre. Ihre angstvolle Frage, was ihm sei, beantwortet er mit den Worten, daß er zu ihr herein wolle. Sie erwiderte nichts, sie regte sich nicht. Nur eine unendliche Trauer breitete sich plötzlich über ihre Züge. Selbst ihm entging sie nicht, und es wurde etwas mahnendes, etwas peinvolles in ihm wach...." Er hatte sich mit einem gewissen Sophismus vorgeredet, daß er die Schiffe hinter sich verbrennen, sich unlöslich an sie ketten wolle, sie aber zog logischere Folgerungen daraus, daß er sie, die er als seine Verlobte geachtet hatte, nun hinnahm. Er hatte ihr an jenem ersten Abend gesagt, sie müsse unerbittlich fort, wenn sie je wieder fallen sollte. Und da meinte sie, er habe sie in der Erkenntniß, daß es doch nichts zwischen ihnen werden könne, zum Fortgehen bringen wollen. Sie sei, so schreibt sie ihm in einem schlichten und rührenden Abschiedsbriefe, durch ihn ein guter Mensch geworden, sie könne jetzt nicht mehr bloß seine Maitresse sein, aber sie werde auch fortan ehrbar und sittsam durchs Leben gehen. So hatte sie ihn, der nur noch durch ein Pflichtgefühl, das er sich selbst vorgeredet hatte, an ihr hing, aus freien Stücken befreit. Eine Zeitlang beschäftigte ihn die plötzliche Trennung, dann streifte er die Gedanken

[1]) Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898.
[2]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1898.
[3]) Leipzig u. Dresden, Karl Reißner 1898.

ab und griff nach dem neuen Glück, das sich ihm bot, fuhr nach der Gartenstraße ins Haus Maydel, um die Tochter des Landesdirektors zu freien und durch sie Stelle zu erlangen, die der einflußreiche Mann zu vergeben hatte. Ob nicht vielleicht doch Kläre ein besseres, treueres, sorglicheres Weib für ihn geworden wäre, als die anmuthige, aber ganz in der Konventionswelt lebende Cilli? So endet die Geschichte mit einer schroffen Dissonanz, aber ein anderer Ausgang war nicht wohl denkbar. Das Problem ist kühn gestellt, die Ausführung aber vermochte die Schwierigkeiten, die der Stoff bietet, nicht zu überwinden. Mahadöh, der in der Bajadere „mit Freuden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz“ sieht, der die Verlorenen „mit feurigen Armen zum Himmel emporhebt“, ist ein Gott und über die Schlacken und Begierden als Erdenmenschen erhaben. Was der mitten im Gesellschaftsleben stehende heißblütige junge Advokat sich zugetraut hatte, war Uebermenschliches und konnte nicht gelingen. Die Charakteristik der einzelnen Figuren ist lose und flüchtig, aber um des Stoffes willen ist das Buch immerhin fesselnd.

Ein ganz hübscher, etwas breit und altmodisch erzählter Roman ist „Ein Kaufmann“ von Sophie Junghans.[1]) Der Held, der mit eiserner Energie es zuwege gebracht hatte, seinem Lebensziel entsagen, sich ganz der Wiederaufrichtung des nach dem Tode des Vaters in kritischen Verhältnissen zurückgebliebenen Geschäftes hinzugeben, der kleine Kaufmann Gustav Brehmer, ist eine im Wesen und in der Erscheinung stark für sich einnehmende Persönlichkeit. Auf weibliche Gemüther übt er mächtigen Reiz aus, und die vornehme Isa Butler kann es trotz der Kluft, die sich zwischen ihnen aufgethan hat, nicht lassen, ihre Künste an ihm auszuüben. Diese schöne gewandte Isa, eine schillernde und fesselnde Persönlichkeit ohne Seele, ist uns in der alten und neuen Romanliteratur schon häufiger begegnet, auch die schlichte und tüchtige Julie Simon, auch der Gegensatz zwischen dem nach außen glänzenden und innerlich morschen Butler'schen Heim, und die sorgenvolle Existenz des so fröhlich veranlagten Regierungsrathes Butler. Die guten Menschen in dem Buche, wie Gustav, der Baurath, Julie, sind gar zu einheitlich gut. Wie wenige Autoren gibt es doch, die uns den Menschen als ein komplizirtes, aus gut und böse zusammengesetztes Wesen darzustellen vermögen. Der Gang der Handlung ist nicht einheitlich und entwickelt sich nicht gleichmäßig, sondern mit einer etwas veralteten Technik werden verschiedene Fäden aufgenommen und dann wieder eine Zeitlang liegen gelassen. Eine hübsche Aeußerung, die uns in dem Buch aufgefallen ist, möge hier notirt werden: „In diesen Tagen ist es mir klar geworden, warum Goethe sich damals seine Christiane so unstandesamtlich ins Haus genommen, und noch klarer, warum er sie die vielen Jahre so behalten hat. Er wollte der lieben Hofdamen- und Konsistorialraths- und Hofraths- und so weiter Gesellschaft in Weimar einen Riegel vorschieben. Diese verwünschte vornehme Geselligkeit hätte ihn dann gar abgesponnen, wie einen Wecken — ein Bild, das ich von ihm selber habe — und von dem Dichter, dem Künstler, wäre endlich gar nichts mehr übrig geblieben.“

Zum Schluß sei noch eine humoristische Berliner Erzählung „Heirath auf Tausch“ von Hugo Gerlach[2]) erwähnt, die in kleinbürgerlichen Handwerkskreisen in der Gegend des Stettiner Bahnhofes spielt. Der Humor ist klein, aber niedlich und manche Situationen sind ganz schnurrig. Die alte Frau Kutschke will ihre alternde Tochter unter die Haube bringen und hat sich als Opfer den benachbarten Max Fürbringer ausersehen. Um bei der Familie ihren Plan plausibel zu machen, verlangt sie, daß ihr Sohn Fritz die 36jährige Auguste Fürbringer heirathen soll. Beide Mütter setzen es auch richtig durch, daß es zur Verlobung kommt, die Hochzeit soll am gleichen Tage stattfinden und alles ist schon dafür angeordnet. Da wird Max Fürbringer am Tage der Hochzeit scheinbar krank, der Arzt, der ihn untersuchte, schrieb ein Rezept, auf dem nichts weiter stand als „aqua destillata 200 g.“ und sagte dann mit unerschütterlichem Ernst: „Lassen Sie das in der Apotheke machen und geben sie ihm stündlich einen Eßlöffel voll; wenn er schlafen will, lassen sie ihn schlafen.“ Auguste Fürbringer aber ist ganz außer Rand und Band, denn wenn ihr Bruder die Schwester ihres Verlobten nicht heirathet, dann heirathet dieser sie auch nicht, und so schreit sie denn: „Ick mache eenen Schkandal, det's die janze Welt erfährt und die janze Nachbarschaft ooch! Keen Hund soll mehr 'n Stück Brot von dir nehmen.“ Die wirksamste Scene ist die, in der Frau Fürbringer der Nachbarin mit gut gespielter Bestürzung die plötzliche Erkrankung des Sohnes meldet und von dieser stumm, starr und unbeweglich angehört wird, bis sie sie dann ruhig an das Bett ihres Sohnes führt, der auch die Medizinflasche neben sich stehen hatte. „Auge in Auge standen die beiden alten Frauen einander minutenlang gegenüber — kein Wort wurde dabei zwischen ihnen gewechselt, aber ihre Blicke sprachen deutlich. Sie verstanden einander.“ Sie waren auf den ganz gleichen Kniff verfallen. Dann bringt die Energie der beiden ältlichen Jungfrauen zuguterletzt die Heirath doch zustande „und die beiden Ehen gestallen sich gerade so wie tausend andere auch“.

Wir haben uns bei unsern Betrachtungen hauptsächlich mit dem Stoff der behandelten Bücher beschäftigt, von der Stimmung, dem Unbestimmten, Undefinirbaren, das nur zwischen den Zeilen liegt und doch auf den Leser übergeht, war bei den einzelnen nicht viel zu sagen. In dieser Beziehung möge nochmals auf die „Sonnigen Tage“ von Hegeler hingewiesen werden, in denen gerade die weiche träumerische Stimmung, die zu dem ganzen Inhalt paßt, vorzüglich getroffen ist. Wir durften hier ein Buch behandeln, das kennen gelernt zu haben dauernder Gewinn und Genuß ist, einige andere, von denen Gutes zu sagen war, und auch bei den minderwerthigen konnte uns da und dort ein hübscher Gedanke, eine fesselnde Schilderung frappiren. Und das ist für nicht gerade übertriebene Ansprüche ein immerhin befriedigendes Ergebniß.

Mittheilungen und Nachrichten.

— Oeffentliche Archive, Bibliotheken und Museen erfreuen sich gemein- und französischrechtlich (s. Dr. Pfannenschmids Archivwesen in Elsaß-Lothringen, 1875, S. 49 und 194, vgl. S. 41 und 45) der Verkehrsunfähigkeit auch für Drucksachen, Handschriften und sonstige inventarisirte Mobilien, so daß letztere selbst nach 40 Jahren aus den Händen des bestgläubigen Erwerbers, der sie etwa im Wege öffentlicher Versteigerung zugeschlagen erhielt, zurückverlangt werden können. Die neue Reichsgesetzgebung greift nicht in das öffentliche Recht ein, stellt es daher den Bundesstaaten anheim, durch ihr Ausführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch diese Verkehrsunfähigkeit beizubehalten, oder wo sie noch nicht bestand, einzuführen. Im Reichsland bewendet es deßfalls beim bisherigen Recht (s. Geigels Reichs- und reichsländisches Kirchen- und Stiftungsrecht, Juli 1898, bei Le Roux, Straßburg, S. 127, worin die sonst nirgends veröffentlichten Verhandlungen der Landesausschußkommission auszugsweise mitgetheilt sind, das Plenum der Landesvertretung läßt [Sept. 1898] hievon kaum mehr eine Aenderung eintreten). Zweckmäßig würde in jedem Einzelstaate die Verkehrsunfähig-

[1]) Zweite Auflage. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898.

[2]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1898.

keit in einer keinen Zweifel mehr lassenden Form ausgesprochen; denn es fehlt nicht an hochstehenden Richtern, welche sie gern, als den heutigen Rechtsanschauungen weniger entsprechend, durch communis opinio juris consultorum (gewohnheitsrechtlich) über den Haufen zu werfen ebenso bereit als bestrebt sind.

Das letzte Wort hierin haben jedoch die Archivbeamten; trotzdem sie sich grundsätzlich nicht gern de lege ferenda vernehmen lassen, bestätigten sie mir, wie mit Archivstempel versehene werthvollste Unica mitunter über eine Generation verschwiegen und verheimlicht werden, dann aber in der Annahme, die Verjährungsfrist finde auch auf sie Anwendung, unter der Hand oder selbst meistbietend verkauft werden. Warum sollte denn einem, dem öffentlichen Dienste gewidmeten Staats-, Kommunal- oder Anstaltseigenthum der erhöhte Rechtschutz plötzlich entzogen werden? Unsre Formaljuristen, welchen das öffentliche Recht oft ebenso unbekannt, als unbequem ist, möchten gern den Begriff der res extra commercium „unmoderirt devastiren"; gelingt es ihnen, auch gegenüber den Inventarstücken von Kunst- oder geschichtlichem Werth tabula rasa zu machen, so leidet hierunter das Gemeinwesen, da namentlich Archivhandschriften zumeist unersetzlich, auch nicht selten von höchstem Werth sind, weit mehr, als unter der ausnahmsweisen Durchbrechung des § 932 ff. des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Die höchsten Archivbeamten haben diese Rechtsfrage noch nicht eingehender studiren können, die Referenten in den Justizministerien aber ohnehin Beschäftigung genug; sonst wäre das Archivrecht gewiß nicht so vernachlässigt worden.

Straßburg i. E., 15. Juli 1898.

F. Geigel, kaiserl. Regierungsrath a. D.

∞ Der literarische Nachlaß des berühmten Statistikers und früheren Direktors des Berliner statistischen Bureaus Geheimrath Ernst Engel wurde, einem ausdrücklichen Wunsch Engels gemäß, von den Hinterbliebenen dem Dozenten der Nationalökonomie am Brünner Polytechnikum Dr. Stephan Bauer anvertraut. Dr. Bauer hat bisher eine Reihe in den Berichten der Brünner Handelskammer und anderwärts veröffentlichter, vorzüglicher Studien, sowie statistischen Inhalts herausgegeben u. a. „Die Arbeiter der Brünner Maschinenindustrie ꝛc." Dieser Nachlaß von Engel behandelt vornehmlich „Die Lebenskosten der Arbeiter aller europäischen Länder und Amerika's" auf Grund eines in solcher Vollständigkeit sonst nirgends gesammelten Materials. Die ernährungsphysiologischen Partien wird Prof. Finkler (Bonn) übernehmen.

* Ueber die wissenschaftliche Expedition des Grafen Zichy im nördlichen Asien laufen hier interessante Nachrichten ein. Bekanntlich verfolgt diese Expedition den Zweck, über die Stammverwandtschaft der Ungarn mit den Völkerschaften des Ural und Sibiriens Genaueres festzustellen. Die Stammverwandtschaft der Ungarn mit den Wogulen und Ostjäken ist schon seit längerer Zeit nachgewiesen. Insofern ist die sprachliche Verwandtschaft dieser Volksstämme eine auffällige, als die Wogulen und Ostjäken sehr vieles verstehen, was ihnen in ungarischer Sprache gesagt wird. Es ist nun das Bestreben des Grafen Zichy, Wesen und Art dieser Verwandtschaft näher zu erforschen, indem er namentlich den Weg feststellen will, den diese im Ural bereits aussterbenden Volksstämme vor ungefähr anderthalbtausend Jahren nach dem jetzigen Ungarn genommen haben. Auf die Spuren dieses Weges will Graf Zichy durch Auffindung gewisser archäologischer Merkmale kommen, was ihm auch in vielen Fällen bereits gelungen ist. Ueberaus charakteristische archäologische Funde machte diese wissenschaftliche Expedition in den Museen von Kijew, Kasan, Perm und Jekaterinenburg. Namentlich in Jekaterinenburg ist die wissenschaftliche Ausbeute eine sehr reiche gewesen, so daß Graf Zichy erklärt hat, er hätte nie erwartet, ein derart geordnetes und in mancher Hinsicht reichhaltiges Museum so fern von Westeuropa zu finden. Am 27. Juni hat sich Graf Zichy nach Tjumen begeben, um von dort nach Tomsk und Tobolsk zu gehen. Die Rückkehr eines Theils der Expedition dürfte im Oktober d. J. erfolgen, während andere Mitglieder die Expedition über dieses Terrain hinaus fortsetzen werden. So wird Professor Janlschko den ganzen Winter über am Obflusse zubringen, wo er von Jurte zu Jurte übersiedelt und reiches Material sammelt.

* **Aus Baden.** Dem Privatdozenten für mittelalterliche Geschichte und mittelalterliche und neuere Kunstgeschichte an der Universität Freiburg Dr. Karl Sulter, dem Privatdozenten der Philosophie an der Technischen Hochschule Karlsruhe Dr. Arthur Drews und dem Privatdozenten an der Technischen Hochschule in Karlsruhe Dr. Hans Hausrath wurde der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen.

* **Göttingen.** In der theologischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich der frühere Inspektor des theologischen Stifts, Licentiat Otto, habilitirt.

* Aus **Leipzig** kommt die Nachricht von dem Tod des berühmten klassischen Philologen, ordentlichen Professors an der dortigen Universität Dr. Otto Ribbeck, dessen Name besonders durch die dreibändige „Geschichte der römischen Dichtung" auch über die philologischen Fachkreise hinaus bekannt geworden ist. Ribbeck war ein geborener Thüringer (geb. am 23. Juli 1827 in Erfurt) und hatte seine Universitätsstudien in Berlin und später, unter Ritschl, in Bonn gemacht. Nach Absolvirung derselben brachte er zunächst ein Jahr in Italien zu, um darauf als Gymnasiallehrer in Berlin und Elberfeld zu wirken. Im Jahr 1856 ging er als außerordentlicher Professor der klassischen Philologie nach Bern, wo er 1859 zum ordentlichen Professor aufrückte. Von da ging er Ostern 1862 nach Basel, im Herbst 1862 nach Kiel, 1872 nach Heidelberg und 1877, an Ritschls Stelle, nach Leipzig. Sein Hauptarbeitsgebiet war das der römischen Dichtung. Außer der schon genannten Geschichte der römischen Dichtung schrieb er ein Buch über „Die römische Tragödie im Zeitalter der Republik" und gab er mehrere römische Dichter, u. a. den Juvenal, mustergültig heraus. Auch eine Biographie seines Lehrers Ritschl verdanken wir ihm.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 20. Juli. Nummer 159.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Byron'sche Heldentypus.

Von Erich Petzet.

In der Fülle widerstreitender Meinungen über die dichterische und menschliche Persönlichkeit Byrons liegt für den Forscher, der aufs neue die Akten des vielvergötterten und vielgeschmähten Dichterlords kritisch durchgeht, die Gefahr nahe, sich so ausgiebig nach rechts und links mit Gegnern herumschlagen zu müssen, daß die nöthige Unbefangenheit und Ruhe zu eigener Darstellung leicht verloren gehen könnte. Heinrich Kräger, der mit seiner Schrift „Der Byron'sche Heldentypus" [1]) einen Vorläufer einer neuen Biographie Byrons aussendet, hat dieser Gefahr gegenüber den besten Weg beschritten, indem er, auf jegliche Polemik verzichtend, nur seine eigene Auffassung des Wesens von Byrons Dichtung überzeugend darzulegen sucht. Mit klarem Zielbewußtsein stellt er sich sein Thema in einer Formulirung, wie sie am präcisesten den Kernpunkt, auf den es ihm ankommt, heraustreten läßt und bisher noch nicht versucht worden ist. Man wird seinen Ausführungen nicht in allen Punkten beistimmen können; aber seine großen, leitenden Gesichtspunkte, die sich so fern halten von der alltäglichen Kleinlichkeit wissenschaftlicher Dutzendwaare, und die reiche Fülle fruchtbarer Anregungen, die sich noch nebenbei dem aufmerksamen Leser bietet, lassen es als ebenso lohnend wie lockend erscheinen, sich damit näher auseinander zu setzen.

Karl Elze hat in seiner bekannten Biographie Byrons jede literarisch bedeutsame Grundlage seiner Dichtungen abgeleugnet. „Bei Byron sehen wir uns," meint er, „vergebens nach einer entsprechenden Unterlage für seine Poesie um; in seiner Entstehung, seiner Bahn, seinem Glanz und seinem Verschwinden glich er, wenigstens in Bezug auf die englische Literatur, durchaus einem Meteor." Krägers Studien dagegen wollen „den Nachweis führen, daß die Helden der vornehmlichsten Dichtungen Byrons mehr oder weniger Kopien jenes Titanentypus sind, den bereits die englische Literatur im Satan des „Paradise lost" ausgeprägt hatte" — Kopien wohlverstanden nicht im Sinne unselbständiger Nachahmung, sondern geistesverwandter Neuschöpfung. „Byron schrieb sich selber aus, während er Andere zu kopieren schien; er hatte das große Unglück, daß, als er selbständig wurde, ihm die Originalität seines Charakters literarisch bereits vorweg genommen war; das mußte sich bei ihm um so schlimmer geltend machen, weil er sich bloß nach der einen Seite hin entwickeln und nicht, wie es Aeschylus, Milton und Schiller in ihren übrigen Werken thaten, noch nebenher andere Typen dichterisch ausarbeiten konnte." Also nicht in seiner Isolirung, sondern in seinem Zusammenhang mit seinen Vorgängern wird hier Byrons dichterisches Schaffen beleuchtet.

Kräger geht dabei von einer Analyse des „Verlorenen Paradieses" aus, bei der das Hauptgewicht auf die Person des Satan gelegt und dieser als echter Nachkomme des Aeschyleischen Prometheus erwiesen wird. Im weiteren Wandel der Weltliteratur kehrt sodann der gefesselte Titane der griechischen, der gestürzte Engel der christlichen Mythologie, durch Klopstock nach Deutschland gebracht, auch in menschlicher Gestalt wieder als Karl Moor in Schillers „Räubern" — eine vorzügliche Parallele, die sich von aller Kleinlichkeit freihält und darum, unbeirrt durch alle stofflichen Unterschiede, vortrefflich das Wesentliche erfaßt. Von Schillers „Räubern" und seinem „Geisterseher" gehen reichlich direkte Einflüsse auf Byron hinüber, die von dem englischen Dichter eigenartig verarbeitet wurden. Aber daneben verknüpfen auch noch manche andere verborgenere Fäden die zwei scheinbar so verschiedenartigen Dichter; mit Recht verweist Kräger auf Schillers „Menschenfeind", seinen Timon, dessen Grundstimmung in „Childe Harold" so vernehmlich anklingt, auf beider Dichter Neigung zur Didaxis, die freilich bei Byron nur in satirischer Form selbstschöpferisch auftrat, u. a. m. Auf dieser Grundlage baut sich die Betrachtung von Byrons „Werner" und den kleineren Epen auf. Zwar vernachlässigt Kräger auch nicht die Berücksichtigung von Byrons Jugendlektüre: Vathek, Zeluco, Miß Lees Germans Tale; aber die äußeren Entlehnungen daraus fallen nicht so schwer in die Waagschale wie die tieferen Beziehungen zu Byrons größeren Vorgängern.

In „Werner", „Gjaur", „Braut von Abydos", „Korsar", „Lara", „Belagerung von Korinth", „Parisina", „Die Insel" — überall finden wir den Byron'schen Heldentypus rein und unverkennbar ausgeprägt: einen groß angelegten Menschen (den Ausdruck „Uebermensch" vermeidet Kräger fast immer, wie er mit Recht auch das beliebte Schlagwort vom „Weltschmerz" verschmäht), einen groß angelegten Menschen, der, in seinen hohen Bestrebungen eingeengt, in seinen reinen Empfindungen bitter enttäuscht, gegen die brutale Uebermacht der göttlichen und menschlichen Ordnung, in der er eine waltende Gerechtigkeit nicht zu erkennen vermag, mit allen Mitteln, auch mit ungeheuren Verbrechen jeder Art, ankämpft, ohne den Sieg zu erringen, ja ohne auch nur innere Befriedigung oder Beruhigung zu erlangen. Bis in mannichfache Einzelheiten entspricht dieser Typus dem Milton'schen Satan, dessen Verworfenheit ja auch in seiner Größe und seinem Unabhängigkeitsdrang ihre Ursache hat. So weiß sich auch der Korsar „mit herrschaftlichen Rechten über seine Seele ausgerüstet, aus der er selbst, ohne nach Gott und Teufel zu fragen, einen Himmel oder eine Hölle macht; er ist der Fleisch gewordene und nirgends beschränkte freie Wille, er ist die Verkörperung von Byrons Dogma, der unter höchster menschlicher Würde immer die Selbstbestimmung, d. h. eine in Willkür ausartende Freiheit

[1]) München, Karl Haushalter 1898. (Das Buch bildet zugleich das VI. Heft der von Franz Muncker herausgegebenen „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte".)

verstanden hatte. Darum setzt sich der Korsar auch gegen jeden Einspruch, selbst gegen Gott, zur Wehr. Weil er aber den Kampf nicht körperlich durchführen und wie die Titanen den Ossa nicht auf den Pelion thürmen kann, verschanzt er sich trotzig in der Burg seiner uneinnehmbaren Seele."

Schon Brandes hot im Hinblick auf „Kain" treffend ausgeführt, daß Byrons Satan, richtig verstanden, eben „nichts anderes ist als die freie Kritik, und wäre Byrons Poesie nach ihm benannt worden, so hätte sie den Namen der ‚satanischen' führen können, ohne sich dessen zu schämen". Die Bezeichnung also, die Southey in gehässiger Weise denunzirend zuerst gegen den großen Widersacher gebraucht hat, die aber schon Brandes in den angeführten Worten ihres schmähenden Charakters entkleidet hat, diese Bezeichnung wird in Krägers Ausführungen aufgenommen und zu einem stolzen Ehrennamen gemacht, wie es in der Geschichte ähnlich die Namen Christen und Geusen geworden sind.

Die Einkleidung, die dieser satanische Typus in Byrons Dichtungen erfährt, ist verhältnißmäßig wenig verschiedenartig. Mit Recht betont Kräger wiederholt die Erfindungsarmuth von Byrons Phantasie, die so oft zu der Einführung wilden Piratenlebens ihre Zuflucht nimmt und dabei eine unverkennbare Anleihe bei Schillers „Räubern" macht. Freilich sprechen dabei wohl auch Byrons Erfahrungen im Orient, wie namentlich sein romantischer Besuch bei Ali Pascha in Janina, mit. Ihnen verdankt Byron auch die Anschaulichkeit und den Farbenreichthum seiner landschaftlichen Schilderung, die in so stimmungsvoller Weise den geographischen Hintergrund zu der sprunghaften Handlung seiner Epen zeichnet. Byron ist mehr Maler als Plastiker. Die lyrische Stimmung und die farbigen Elemente seiner Bilder gelongen in weit vollkommenerer Weise zur Geltung, als der Umriß der Gestalten. Nicht immer sind die nebelhaften Personen mancher von seinen Dichtungen mit Absicht so unklar gehalten; manchmal fehlt eben die Kraft plastischer Gestaltung, auch wo sie bei der Bedeutung der betreffenden Person für die Handlung in hohem Grade wünschenswerth wäre. Namentlich zeigt sich das bei einzelnen Frauengestalten, die, wie z. B. im „Gjaur", den Anstoß zu einer Handlung geben, die dann einzig von dem Mann ausgeführt wird.

Solche Schwächen einzelner Dichtungen vergrößern noch mehr eine heikle Schwierigkeit, die sich dem Biographen Byrons entgegenstellt: die richtige Beurtheilung seines Verhältnisses zu den Frauen, das sich in seinen Werken gar mannichfach widerspiegelt. Hier läßt sich nicht ein alleingültiger Frauentypus aufstellen, der sein Ideal, in mannichfachem Wechsel wie sein Heldentypus immer wiederkehrend, verkörperte. Den edelsten und selbständigsten Gestalten, wie Myrrha, Neuha oder Aholibama, stehen gleichgültige Schemen, wie Therele oder Leila, gegenüber, die, wenn sie allgemeine Gültigkeit haben sollten, die Meinung begründen könnten, als ob Byron wirklich in türkischem Sinne den Frauen alle individuelle Bedeutung und Verantwortlichkeit absprechen wollte. Dem widersprechen aber andere Dichtungen nur allzu schlagend. Auch die ungeheure Selbstverständlichkeit, mit der Byron wiederholt, z. B. im „Mazeppa", den Ehebruch des Weibes behandelt, findet nicht nur in seinem prinzipiellen Kampfe für volle natürliche Freiheit gegen jede Fessel und Einschränkung, also auch die Ehe, ihre Erklärung, sondern vor allem auch in der Würdigung des Umstandes, daß er in dem einzelnen Werke eben sein Interesse im wesentlichen auf den Mann, als den berufenen Kämpfer, konzentrirt hat und daß es ihm hier mehr auf den Kampf gegen die bestehende Ordnung als auf die Ursache dieses Kampfes ankommt. Damit ist die Frage nach dem Maß eigener Verantwortlichkeit des Weibes von ihm durchaus noch nicht geleugnet; sie ist nur in den betreffenden Einzelfällen außer Betracht geblieben, um in anderen Dichtungen, wie „Sardanapal", „Himmel und Erde", „Die Insel", in der würdigsten und ernstesten Weise poetisch ausgestaltet zu werden.

Ebenso verhält es sich mit Byrons Auffassung der Schuld im „Gjaur" und im „Manfred". Der Gjaur fühlt schwer lastend eine Schuld an dem Tode der geliebten Leila, die der Pascha aus begründeter Eifersucht getödtet hat: „Not mine the act, but I the cause". Und ebenso hot Monfred nicht die geliebte Schwester Astarte-selbst getödtet, aber an seiner Liebe ist sie zugrunde gegangen; wieder ist nicht die That von Manfred vollführt, sondern nur die Ursache in ihm gelegen. Kräger nennt nun das Schuldgefühl, das Manfred wie den Gjaur aus diesem Gedanken heraus nie mehr verläßt, eine „falsche, überfeine Empfindlichkeit" und bezeichnet es als „eingebildet" und „künstlich", zumal die beiden Helden ihre wirklichen Verbrechen, hier den Incest, dort das Räuberwesen, nicht als Verschuldung betrachten oder bereuen. Gerade dem feineren Empfinden aber wird diese Art des Schuldgefühls, dem der Grund für alle späteren Unthaten diese Verbrechen selbst ganz verdunkelt, sittlich durchaus nicht so ungesund erscheinen, und ästhetisch trifft hier eben wieder einmal der poetische Schuldbegriff mit dem juristischen durchaus nicht zusammen — wie so oft. Nicht in der Art der Schuldempfindung — die ist bei Faust Gretchen gegenüber gerade so vorhanden —, sondern darin, daß Byrons Helden daraus nicht Läuterung gewinnen, sondern nur den verhängnißvollen Schritt zu einem unaufhaltsamen Sturz in den Abgrund in ihr erblicken, darin liegt das Krankhafte und Quälende dieser Dichtungen. Gewiß ist Byrons Auffassung von Liebe und Ehe für die Qualifikation der Frau zur Selbständigkeit nicht eben günstig; aber sie leugnet sie nicht und hebt noch lange nicht, wie Kräger möchte, die Grundlage des Verhältnisses der Geschlechter, die Gegenseitigkeit und beiderseitige Verantwortlichkeit, auf.

Der zweite Hauptabschnitt ist vollständig dem „Monfred" gewidmet. In der Zergliederung und Erklärung der Dichtung, wie in der Darlegung ihrer äußeren und inneren Beziehungen hat Kräger große Sorgfalt, Umsicht und Feingefühl bewiesen. Wenn er bei seiner besonnenen Darlegung aller Schwächen und Unklarheiten in Anlage und Ausführung der Dichtung die unvergleichlich packende Stimmungsgewalt des mächtigen Werkes nicht ganz zu eindringlicher Erscheinung kommen läßt — auch Robert Schumanns Musik dazu hätte an dieser Stelle wohl eine sachliche Erwägung, wenigstens ihrer Bedeutung für die Aufführbarkeit der Dichtung verdient —, wenn er die „trostlose Verödung in Herz und Seele", die sich hier ein so ergreifendes Denkmal gesetzt hat, mit überlegener Kühle charakterisirt und zu einem verhältnißmäßig scharfen Gesammturtheil über das Werk gelangt, so hat er dabei doch den Zweck vorzüglich erreicht, an diesem Beispiel einmal bis ins einzelne eingehend sein Hauptthema, dos Verhältniß des Byron'schen Heldentypus zu seinem eigenen Leben, wie zu seinen literarischen Vorläufern, zu erörtern. Auch die oft gezogene Parallele mit Goethe's „Faust" ist hier in einer Weise ausgeführt, daß die wesentlichsten Punkte in gescheiter Weise beleuchtet werden; vielleicht wäre dabei noch etwas mehr zu gewinnen gewesen, wenn der „Faust" nicht nur als Ganzes, wie er uns jetzt vorliegt, sondern auch nach seiner ursprünglichen Anlage betrachtet worden wäre, die wohl sicher nicht die Errettung, sondern den Untergang Fausts ins Auge gefaßt hatte. Dagegen ist der Vergleich mit „Hamlet" wenig ergiebig geblieben.

Bei den sogenannten Mysterien, „Kain" und „Himmel und Erde", fällt die Berührung mit Milton auch stofflich

so in die Augen, daß schon frühere Biographen Byrons darauf hingewiesen haben. Vielleicht aus diesem Grunde faßt sich Kräger bei diesem Kapitel, das so reiche Beiträge zur Charakteristik von Byrons Satanismus liefern könnte, verhältnißmäßig kurz. Ihm kommt es nicht — und dadurch eben zeichnet sich seine Auffassung von der Aufgabe einer vergleichenden Literaturgeschichte so rühmlich aus — auf den Nachweis stofflicher Entlehnungen an, sondern auf die Aufspürung der großen geistigen Zusammenhänge, die sich unter dem Wechsel der Formen verbergen. Nachdem er nun einmal die Art von Byrons Schaffen an dem Beispiele des „Manfred“ so eindringend analysirt hatte, konnte er sich hier mit kürzeren Ausführungen begnügen, die wieder schlagend den alten Typus Byrons in all seinem skeptischen Pessimismus in Kain, in all seinem Trotze in Aholibama aufweisen. Noch eingehendere Betrachtungen müßten zu Wiederholungen führen und ermüden. So erklärt es sich auch, daß Kräger auf „Childe Harolds Pilgerfahrt“, „Mazeppa“, „Sardanapal“ und die beiden venetianischen Tragödien nur gelegentlich zurückgreift, ohne sie einzeln durchzugehen; auch diese Dichtungen hätten ihm noch manche neuen Belege, doch keine neuen Gesichtspunkte geboten.

Anders verhält es sich mit dem „Beppo“ und dem „Don Juan“, in denen Byron, sein Lebenswerk abschließend, nach Elze „ganz von der Höhe seiner ursprünglich idealistischen Geistesrichtung in unsittlich pessimistischen Nihilismus“ versinkt. Kräger versucht demgegenüber in geistvoller Weise nachzuweisen, daß gerade hier sich nicht ein Untergang, sondern vielmehr eine Ueberwindung der krankhaft titanischen Vorstellungen der früheren Zeit vorbereitete. Er erblickt in „Beppo“ und „Don Juan“ Beweise, wie Byron selbst sich „vom Erhabenen und Uebermenschlichen weg zum Einfachen, Gesunderen wandte und seine Melancholie in anderen Stimmungen vergaß.“ Wohl spielt der Satanstypus auch in den „Don Juan“ herein, aber hier wird er ins Komische gewendet. „Wir müssen daher,“ meint Kräger, „den Beppo und Don Juan geradezu als Symptome eines Heilungsprozesses ansehen, der sich in Byron langsam, aber stetig anbahnte. Mit Geist und Witz und Scherz schlug er das trauervolle Gefolge des Prometheus ab. Und das ist wichtig. Er befreite sich nicht mit Schillers sittlichem Ernst von den falschen Titanenidealen seiner Jugend, aber er lernte sie mit der Zeit doch ironisch verlachen.“ Kräger betrachtet als Grundstimmung des „Don Juan“ eine „alles fortreißende Lustigkeit“ und sieht aus allem Unmuth darin siegreich „die innere Heiterkeit“ hervorbrechen. Den ernsten Gehalt, den Byron wiederholt für sein geniales Epos in Anspruch nahm, will er dabei durchaus nicht verkennen. Der blendenden Satire, die mit so empfindlichen Schlägen England mit all seiner prüden Verlogenheit traf, wird eine noch viel weiter reichende Bedeutung zugesprochen: Der „Beppo“ und „Don Juan“, „wo Byron mit voller Herrschaft über sich selbst durch seine unerbittliche Ironie die Menschheit reformiren wollte“, setzte die Klagelieder des Childe Harold „in ein unsterblich strafendes Gelächter um“.

So lebendig und fesselnd Kräger seine Auffassung vertritt, so wird doch gar mancher Leser des „Don Juan“ davon nicht so leicht überzeugt werden. Ja sogar einen gewissen inneren Widerspruch wird er nicht unbemerkt lassen, wenn er neben den citirten Stellen auch die folgende findet, die der Eigenart des satirischen Epos in seiner Charakteristik gerecht wird: Byrons „muntere Laune steigerte sich im „Don Juan“ fieberhaft über alles Menschenmaß hinaus. Der „Don Juan“ bleibt die großartigste Verneinung der Langeweile, jener furchtbaren grauen Stimmung, die den Dichter selbst oft genug überschlichen hatte; er sprang in toller Beweglichkeit von einem Thema zum andern über, als ob er so dem Gespenst, das ihm auf den Fersen saß, am sichersten entgehen könnte.“ „Fieberhaft“, „Gespenst“ — und dabei doch „innere Heiterkeit“, „volle Herrschaft über sich selbst“! Da drängt sich doch der Gedanke unabweisbar auf, daß der „Heilungsprozeß“ hier sehr in den Anfängen stecken geblieben ist.

Prüfen wir nur einmal die Heiterkeit des „Don Juan“ etwas genauer auf ihren Gehalt an befreiendem Humor! Wie es oft mit Byrons Scherzen bestellt war, das hat er selbst in einer charakteristischen Aeußerung an Thomas Moore, worin er sich als großen Bewunderer der katholischen Religion bekennt, sehr treffend gekennzeichnet: „Ich fürchte, alles dies klingt frivol — das ist aber nicht meine Absicht. Mein Geist hat so eine Neigung, alles von der möglichst absurden Seite aufzufassen und die bricht ab und zu gegen meinen besseren Willen hervor.“ Im „Don Juan“ hat Byron ihr einmal mit Wissen und Willen den freiesten Spielraum gewährt. Er will einmal die Welt in ihrer ganzen Absurdität zeigen, will lachen, wo er sonst grollend geklagt, und kitzeln, wo er sonst mit scharfen Waffen zugeschlagen. Man darf es als offen und wahrheitgemäß annehmen, wenn er über die Absicht seiner Dichtung sagt:

„Nur Eins steht fest, ich hatte keinen Plan,
Als daß ich gern ein bißchen ‚lustig‘ wär’, —
Ein neues Wort in meinem Diktionär.“

Aber seine Lustigkeit ist leider von der Art, die er selbst im „Korsaren“ in den wundervollen Versen gezeichnet hat:

„Seltsam, daß Lustigkeit in tiefsten Schmerz
Sich oft verwebt; doch heilt sie nicht das Herz;
Der Scherz der Trauer, der nicht fröhlich macht,
Er lacht in Bitterkeit — gleichviel er lacht.
Der Weisesten, der Besten lust’ger Spott
Ertönt bisweilen selbst noch vom Schaffott;
Die Herzen täuscht er mit dem Schein der Lust,
Nur nicht das Herz in seiner eignen Brust.“

Und so bricht denn der tiefe innere Schmerz an vielen Stellen echt und mächtig durch, wie in den Versen am Ende des ersten Gesangs:

„Nie mehr, nie mehr, o nie mehr wird wie Thau
Die Frische meines Herzens mich durchdringen
Und meiner Brust aus jeder holden Schau
Stets neue liebliche Gefühle bringen,
So wie die Biene Honig bringt zum Bau:
Glaubst du, der Honig quell’ in jenen Dingen?
Ach, nicht in ihnen, — deine eigne Macht
Ist’s, die den Duft der Blume süßer macht.

Nie mehr, nie mehr, mein Herz, o niemals mehr
Kannst du mein Weltall sein, du ganz allein!
Alles in allem einst, nun aber leer,
Kannst du mir weder Fluch noch Segen sein:
Die Täuschung floh und ohne Wiederkehr,
Und du bist stumpf; indeß ich bracht’ es ein,
Statt deiner ward mir ein gut Theil Vernunft, —
Mich wundert nur, wo fand sie Unterkunft?“

So lenkt Byron von der ernstesten Klage wieder zum Scherz hinüber. Er will damit die innere Kälte und Verödung, die er fühlt, verdecken — ohne doch neue Gluth, neuen Lebensinhalt zu gewinnen. Und er will sich all seines unversöhnlichen Hasses und Grolls lachend entladen — ohne sich doch wirklich davon befreien zu können. Es ist nicht richtig, daß die Verbesserung der Welt der Zweck seiner Satire wäre; an einen solchen Erfolg, der ihm ja ganz schön vorkäme, glaubt er von vornherein nicht:

„Ich machte herzlich gern die Welt verständig
Und tugendhaft, statt Hiebe auszutheilen;
Nur zeigt Cervantes’ allzu wahres Buch,
Es wär’ ein ganz vergeblicher Versuch.“

Dieses „statt" (than) ist charakteristisch; es bekennt so offen und freimüthig, daß ihm eben nun einmal die negative Bethätigung viel mehr im Sinne liegt, als ihr etwaiger positiver Erfolg. Darum gilt auch seine Satire, die das Lebenselement des ganzen Gedichtes ist, viel weniger der ganzen Menschheit als den Engländern, wie auch Kräger betont. Aber nicht „kaltblütige Vorurtheilslosigkeit" betrachtet hier die Heimath, wie Kräger meint, und sucht sie durch Aufdecken ihrer Gebrechen liebevoll zu bessern; sondern glühende Leidenschaft nimmt hier bittere Rache für erlittene Unbill und alles, was sie als Unbill empfand. Es bleibt hier doch wohl bei dem treffenden Worte Gildemeisters: „Es ist, als ob ein Soldat im Gefechte neben seiner militärischen Kampflust auch noch eine Privatrache befriedige. Wenn dies dem sittlichen Werthe Eintrag thut, so kommt es doch dem poetischen Reize zu statten."

Bei der Fülle von Widersprüchen in Byrons Wesen, das die Extreme liebte, läßt sich ja unsrer Auffassung des „Don Juan" gegenüber gewiß bis in jede Einzelheit auch ein Beleg für das Gegentheil in Byrons eigenen Worten beibringen. Man darf daher das Gewicht einzelner Stellen bei ihm nie überschätzen, und es wird sich am letzten Ende als Sache der Empfindung erweisen, welchen Grundcharakter man dem „Don Juan" zusprechen will. Aber, so möchten wir fragen, wer hört nicht immer und immer wieder in diesen 16 Gesängen mißtönend „jenes bittere Lachen sich entgegenschallen, bei dem Keiner froh wurde, das die tiefen inneren Schmerzen nur kümmerlich verdeckte", wie wir es zum erstenmale in Miltons Epos vernommen haben? Wer fühlt nicht die Bitterkeit in der Schilderung der Leiden der Schiffbrüchigen und ihrer Vertierung, in dem Ausmalen der Einnahme von Ismail, in den Scherzen über den Selbstmord von Lord Castlereagh oder in der Genugthuung über das tragische Geschick des Advokaten Romilly? Wer kann bei der Haidee-Episode mit ihrem poetischen Zauber die tiefe Melancholie des Dichters verkennen, der auch hier die innere Fäulniß eines scheinbar so unschuldsvollen Idylls ironisch aufdeckt? Ist das wirklich echter Humor und innere Heiterkeit der Seele, wie sie ein Dichter, über den Dingen stehend und bei voller Herrschaft über sich selbst, bewähren würde? Ist das ein Weltbeglückungsdrang, der die Menschheit verbessern will? Ist nicht vielmehr hier derselbe Grundton zu hören, der auch in den tragischen Dichtungen Byrons angeschlagen ist? Und wo sind denn die „falschen Titanenideale seiner Jugend" verlacht? Nimmt der Dichter hier nicht vielmehr denselben Kampf auf gegen alles, was er als ungerechte Beschränkung der ewigen Freiheitsrechte seines selbstherrlichen Ich empfand, wie in seinen anderen Werken sein titanischer Held? Nur mit anderen Waffen kämpft er hier, mit beißendem Witz und leichtem Geschütz, während er früher das schwere Kaliber erdrückenden Ernstes angewandt hatte; aber seine Fahne, die unbeschränkte Souveränität der Individualität, ist die gleiche geblieben, und ebenso der Feind, die Uebermacht, die Anderen Gesetze vorschreiben will, ohne die innere Berechtigung dazu zu besitzen. So erscheint mir also der „Don Juan" nicht als ein Bruch mit Byrons bisherigen Bahnen, sondern gerade als die genialste Ausbildung nicht seines Heldentypus, wohl aber der titanischen Seelenstimmung, deren Ausgeburt der Byron'sche Heldentypus ist. Denn hier ist dieser kampfesfrohe und doch hoffnungslose Titanentrotz so restlos des Dichters persönlichstes Eigenthum geworden, wie vorher selbst in seinen bedeutendsten Werken nicht. Der Unterschied gegen früher liegt nur in der künstlerischen Form, nicht in dem Gehalt. Seiner Tendenz nach ist der „Don Juan" nichts anderes als ein ganz ursprüngliches, modern-realistisches Trutzgedicht auf die herrschenden Gewalten von einem neuen verstoßenen Luzifer in eleganter Gesellschaftstoilette.

Wenn wir also nicht mit Kräger im „Don Juan" eine Ueberwindung der früheren Titanenideale Byrons, sondern vielmehr ihre individuellste und genialste Ausgestaltung erblicken, so empfinden wir um so lebhafter mit ihm das ästhetische Bedürfniß, am Ende seiner Untersuchung das Krankhafte dieses Gedankenkreises auch noch in seiner historischen Läuterung und Gesundung beleuchtet zu sehen. Das Schlußkapitel Krägers, das uns die Ueberwindung Byrons als Carlyle's größte That in knappen, scharfen Zügen überzeugend darlegt, muthet daher geradezu wie die Erfüllung einer künstlerischen Nothwendigkeit an. Der Gang der englischen Literatur hat es an einem wuchtigen Gegengewicht gegen Byrons destruktive Tendenzen nicht fehlen lassen. „Was Schiller einst in Deutschland in einem kurzen Schauspiel, in den ‚Räubern', erschöpfte, das vertheilte sich in England auf zwei Personen, auf den Dichter Byron und auf den Philosophen Carlyle, der mit christlicher Selbstüberwindung und Entsagung den prometheisch gearteten Vorgänger überholte. Der letzte Akt des Byron-Dramas mit seinem erlösenden Finale ward mehr als ein Jahrzehnt nach des Dichters Tode von Carlyle gespielt und geschrieben." Glänzend charakterisirt Kräger den Gegensatz dieser beiden Pole der neueren englischen Literatur, der sich wie in ihrem ganzem Wesen und Wirken, in der südlich feurigen Art des Einen und dem nordischen Ernste des Andern, so auch vor allem in ihren Heldenidealen ausprägt. Carlyle's Helden, wie er sie in seinen Vorlesungen über die „Hero-worship" verherrlichte, „lehnen sich nicht, wie Satan und sein Gefolge, gegen Gott auf, sondern handeln gleichsam als Träger einer heiligen Mission im Einklang mit den göttlichen Gesetzen. Nun erst war Byrons merkwürdiges Glaubensbekenntniß von seinem Volke völlig überwunden worden".

Mit diesem freien Ausblick schließt Krägers Untersuchung wissenschaftlich und künstlerisch bedeutungsvoll ab. Zwischen den beiden begrenzenden Höhen Miltons und Carlyle's beleuchtet sie die ewig fortlebende Titanenidee des sich unsterblich fühlenden Menschen, die, in den verschiedensten Zeiten und Völkern immer wiederkehrend, kaum je wieder eine so individuelle Ausgestaltung erfahren hat, wie in den Dichtungen Byrons. Neben der vortrefflichen Bewältigung dieser anziehenden Hauptaufgabe aber, deren Klarheit und Sicherheit in schöner Weise wissenschaftliche Gründlichkeit und Kritik mit ästhetischem Feingefühl und ursprünglicher Kraft der Darstellung vereinigt, bietet Krägers Buch noch mehr: eine seltene Fülle fesselnder und belebender Anregung. Es reizt uns unwiderstehlich, Byron selbst zur Hand zu nehmen und seine Poesie mit neuem Verständniß zu genießen; es zwingt uns, selbst die großen Ausführungen des geistreichen Historikers nachzuprüfen und uns mit ihnen auseinanderzusetzen. Es ist ein Buch, das den Leser innerlich zu bereichern vermag, nicht bloß an Kenntnissen, sondern an eigenem Denken.

Neue Schriften zur Völkerkunde.

An erster Stelle nennen wir unter den verschiedenen Schriften, über welche wir die Leser mit einigen Worten orientiren möchten, die **Völkerkunde** des verdienstvollen österreichischen Forschers **Michael Haberlandt** (Göschen'sche Sammlung, Leipzig 1898), welche in höchst übersichtlicher und knapper Weise die mannichfachen ethnologischen Probleme behandelt, ohne Voreingenommenheit und Parteilichkeit und doch mit deutlicher, scharfumrissener Kennzeichnung des eigenen Standpunktes überall, selbst in der systematischen

Entwicklung, unter thunlichster Bezugnahme auf konkretes Material. Der Verfasser huldigt weder einem erfahrungsfeindlichen Idealismus, der immer im Völkerleben die feinsinnigsten Motive voraussetzt und das rein Praktische und Nützliche deßhalb verächtlich beiseite schiebt, noch dem entgegengesetzten Extrem eines gewissen naturwissenschaftlichen Terrorismus, der in Religion und Mythologie nur traurige Blendwerke einer irregeleiteten Phantasie erblicken zu müssen vermeint. Nur ein Beispiel dafür; man hat leider sehr unbedacht das Schamgefühl mit der Kleidung verquickt, so daß man (ein recht drastischer Beweis für die Enge des europäischen Horizontes) Mangel an Bekleidung mit Schamlosigkeit identifizirte! Dem gegenüber stellt Haberlandt mit Recht fest: Die Bedeckung der Schamgegend ist durchaus nicht das erste und einzige Kleidungsbedürfniß der Unkultur. Bei nacktgehenden Menschen ist das Bedürfniß des Schutzes gegen die sengende Sonnenhitze wie den Regen eine sehr ergiebige Quelle improvisirter, wenn auch unvollständiger und nicht gewohnheitsmäßiger Bekleidung. (S. 46.) Oder wenn es sich um den vielumstrittenen Ursprung der Religion handelt, so heißt es: Kein Volk ist ohne Religion, so wenig wie ohne Sprache oder Kunst. Der Streit hierüber, der in der Völkerkunde vielfach geführt wurde, ist ein sehr müßiger. Wenn man unter Religion das Gefühl der Abhängigkeit von unsichtbaren, unfaßbaren Mächten versteht, so ist auch der roheste Stamm auf Erden in seiner Art religiös. Der wilde Wedda heult im Walde seine Zauberweisen, um sich gegen die Geister der Wildniß zu schützen — das ist bereits Kultus und befriedigt religiöse Empfindung. Die Wurzeln der Religion sind in verschiedenen ewigen Thatsachen der Existenz und in unvertierbaren Bedürfnissen des Geistes zu suchen. Vor allem ist es die Todesthatsache, welche dem primitiven Denken den stärksten und unablässigen Antrieb zu religiösen Vorstellungen gibt. Der Seelenglaube, der hier wurzelt, die von Angst und Schmerz geschaffene Welt von Ideen über die Fortdauer der durch den Tod rätselhaft und nur unvollkommen abgeschlossenen Existenz ist auf primitiven Stufen fast ausschließlich der geistige Inhalt der religiösen Erregungen. Eine bedeutsame Quelle des religiösen Bewußtseins ist weiterhin die Frage nach den verborgenen Ursachen rätselhafter Naturerscheinungen. Nicht die Wunder der Schöpfung, nicht der Zauber der Natur veranlassen ihren wilden Zögling zu religiösen Erregungen, sondern die unerklärlichen, ihn schreckenden und peinigenden Vorkommnisse im täglichen Lebensablauf. Krankheit und Gefahr, die boshaften Hindernisse des Zufalls, die Rätsel der Dunkelheit mit ihrer Behinderung der Sinnesthätigkeit und Aufstachelung der Phantasie, das sind zunächst die geisterhaften Dinge, die ihn mythisch beschäftigen. (S. 97.) Andrerseits weist unser Gewährsmann unsichere Hypothesen, und stellen sie sich auch in einem noch so einschmeichelnden Lichte dar, unerbittlich von dem Bestand der wissenschaftlichen Thatsachen und Prinzipien ab, das gilt z. B. von der immer noch als induktives Ergebniß behaupteten Gynäkokratie, der angeblichen politischen Weiberherrschaft, zu welcher Theorie fadenscheinige Analogien bei einigen Indianervölkern (besonders den Irokesen), den Tuaregs u. a., in Verbindung mit höchst unsicheren Ueberlieferungen aus dem Alterthum seinerzeit Backofen das erforderliche Material lieferten. Vortreffliche Illustrationen unterstützen das Verständniß des auch sonst auf die weiten Kreise unsrer gebildeten Gesellschaft berechneten Textes, der somit allseitiger Beachtung warm empfohlen werden kann.

Das zweite Buch, dessen wir hier Erwähnung thun wollen, beschränkt sich auf einen engeren Kreis ethnologischer Beobachtung, nämlich auf slawonische und croatische Verhältnisse, betitelt: „Die Pfahlbauern" von Vilin Korajac (Wien, Dalerkow 1898, Bd. 192—193 der Allgemeinen National-Bibliothek), frei verdeutscht von dem bekannten Ethnographen und Herausgeber des „Urquell", Dr. Friedr. S. Krauß in Wien. Diese Silhouetten, die, wie es im Vorwort heißt, als eine Perle südslavischer humoristischer Literatur in Croatien und Slawonien gelten, mit stark satirischer Tendenz, sind ethnologisch von Wichtigkeit in mehr als einer Beziehung. Zunächst nämlich sind es exakt authentische Beobachtungen, die hier niedergelegt sind — der Verfasser ist in der geschilderten Umgebung groß geworden, so daß wir es nicht mit einem zweifelhaften touristischen Machwerk zu thun haben. Dadurch gewinnen diese Schilderungen unmittelbar den Werth eines wissenschaftlich beweiskräftigen Materials und ragen thurmhoch über die flüchtigen feuilletonistischen Reisebeschreibungen empor, welche nicht genügend scharfe Kritiker irre zu führen geeignet sind. Dazu kommt nun aber, daß der eigentliche Hintergrund, auf dem sich das Gemälde entrollt, in drastischer Weise die Gesetze des sozialen Entwicklungsganges veranschaulicht, insbesondere den rettungslosen Zerfall der uralten, über die ganze Welt verbreiteten patriarchalischen Hausgenossenschaft. Ueberlassen wir dem berufenen Kenner dieser Verhältnisse, Krauß, das Wort: Das gesetzmäßig Gewordene oder Gewachsene ist als Ding an sich weder ernst noch lächerlich, z. B. ein Baum, ein Vogel, Wasser, Luft. Das Gleiche gilt von sozialen Einrichtungen, die ein Entwicklungsergebniß darstellen. Korajac wuchs inmitten einer Landbevölkerung auf, bei der der soziale Verband, der als vaterrechtliche Hausgemeinschaft wohl bekannt ist, die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung einmal bildete und gerade damals mit jäher Raschheit seiner Auflösung entgegeneilte. Ihm fiel dieser Zustand nicht besonders auf, weil er gewohnt war, ihn vor sich zu sehen. Von der internationalen Verbreitung der sozialen Einrichtung besaß er zur Zeit der Abfassung seiner Silhouetten keine nachweisbare Kenntniß. Ihm war es fremd geblieben, daß die vaterrechtliche Hausgemeinschaft ebenso im indischen Archipel, z. B. bei den Batak auf Sumatra, wie bei den Kabylen in Nordafrika vorkomme, und daß es ohne mehr Aufwand von Mühe, als es das Einsetzen verschiedensprachiger Namen verursachen würde, anstandslos anginge, den Schauplatz der von ihm geschilderten Begebenheiten zu den Batak auf Sumatra, zu den Monangkabauschen Malayen, zu den Kabylen, zu irgend einem innerafrikanischen Negerstamm, nach Irland oder ins italienische und französische Mittelalter zu verlegen. Er führt uns eine aus Hausgemeinschaften bestehende Dorfgemeinschaft vor, in der die geschlechtsgenossenschaftliche Solidarität schon ganz aufgehört hat, und die häusliche infolge der Neigung der meisten männlichen Dorfbewohner, sich selber auf Kosten der Wohlfahrt ihrer hausgemeinschaftlichen, gleichberechtigten Genossen ein wirthschaftliches Uebergewicht zu erwerben, in die Brüche ging. Diesen Konflikt zwischen Recht und Pflicht einerseits und betrügerisch selbstsüchtigem Vorgehen andrerseits erfaßte Korajac nicht. Er erblickte in den verschmitzten Hausgenossenschaftsdieben urwüchsige, unbeholfene Naturen, die in ihrer Einfalt und kaufmännischen Unerfahrenheit zugrunde gehen und darum beim ferner stehenden Beobachter Lachlust und Mitleid hervorrufen. (S. 9.) Man kann, und im geeigneten Fall muß man sogar somit das rein ästhetische Motiv von der sozialen Perspektive der wissenschaftlichen Betrachtung trennen; die Tragik, welche im engeren Rahmen kaum aufkommen konnte, gewinnt in dieser weiteren Beleuchtung recht eigentlich ihren erschütternden Ernst und ihre weltgeschichtliche Bedeutung. Aber auch für ein minder geschärftes Auge wird diese fast naiv gehaltene, höchst anschauliche Skizze ihren Reiz haben.

„Die Wahrheit über Bulgarien" von Jos. Beckmann (Leipzig, G. H. Meyer 1898) führt uns unmittelbar

in die Gegenwart, in das Gebiet politischer Wirren und Intriguen. Auch hier haben wir es mit langjährigen, an Ort und Stelle angestellten Studien zu thun, so daß der etwas pomphafte Titel wohl berechtigt erscheint; dazu kommt eine vorurtheilsfreie Haltung des Verfassers, der sich nicht durch vorgefaßte Meinungen nach der einen oder anderen Seite hin bestechen läßt. Freilich ist es gerade kein anziehendes Bild, das sich vor uns entfaltet, überall Lug und Betrug, Korruption oben und unten, kriechende Schmeichelei und niederträchtige Brutalität nebeneinander, und man muß in der That großes Vertrauen von vornherein mitbringen, wenn man an eine bessere Zukunft, wenigstens in absehbarer Zeit, glauben will. In einer zusammenfassenden Charakteristik äußert sich Beckmann folgendermaßen: Daß das politische Leben Bulgariens sich so gibt, wie vorstehend geschildert, liegt daran, daß Bulgarien die Aeußerlichkeiten eines modernen Staates zeigt, während seine Bevölkerung noch zahlreiche Spuren der halben Barbarei, in welche eine 500jährige Knechtschaft sie erhielt, aufweist. Bulgarien besitzt erst seit 18 Jahren das Recht zum Leben. Selbst das nationale Erwachen des bulgarischen Volksthums ist jungen Datums; es reicht kaum 50 Jahre zurück und war nur Auflehnung gegen die Vorherrschaft des griechischen Klerus. Die Bulgaren kämpften um die Sprache und die nationale Schule. Durch die 1870 erfolgte Errichtung des bulgarischen Exarchats erkannte die Pforte das Bestehen einer bulgarischen Nationalität an; es ist also nicht zu verwundern, wenn der Bulgare sich in der im Leben der Völker verschwindend kurzen Zeit von 18 Jahren noch wenig verändert hat, wenigstens nicht zum Guten. Dazu kommt, daß in Bulgarien der gesammte Grundbesitz sich in den Händen der Türken befand und andrerseits es keine Aristokratie gab, wie in Rumänien und Griechenland und selbst in Bosnien. (S. 11.) Es fehlen hier eben die natürlichen, im Laufe der sozialen Entwicklung zu weittragender geschichtlicher Bedeutung emporgewachsenen Faktoren und Stützen der gesellschaftlichen Organisation, wie wir sie kennen, deßhalb die unheilvollen Krisen, die höchst willkürlichen sozialpolitischen Experimente, unter welchen das Land leidet. Dazu kommt noch der für die öffentliche Moral sehr charakteristische Umstand, daß Patriotismus (woran der Durchschnittsbulgare reich ist) und Geschäft identisch sind, was bei der ausgeprägten Sparsamkeit und dem Sinn für Gelderwerb erklärlicherweise doppelt verhängnißvoll wirkt. Rühmend kann man aber hervorheben, daß die bulgarische Regierung reichlich 11 Proz. der Gesammtausgaben auf den Unterricht verwendet, und daß sie es verstanden hat, in unglaublich kurzer Zeit ein europäisch eingerichtetes modernes Schulwesen zu schaffen, dessen Früchte freilich noch eine spätere Zukunft ernten wird ($^9/_{10}$ z. B. der Soldaten sind nicht imstande zu lesen und zu schreiben, aber andrerseits ist nicht zu vergessen, daß unter den Gymnasiasten die Bauernsöhne ein starkes Kontingent bilden). Auch das Heer verdient alles Lob, obwohl russische Dressur (wenigstens früher) die Grundlage gelegt. Von dem reizbaren, launenhaften Fürsten entwirft der Verfasser gerade kein schmeichelhaftes Portrait; es scheint, als ob die sogenannte Popularität vielfach nur ein künstliches Produkt der käuflichen Presse ist. Im übrigen steht das Zeitungswesen, wie zu erwarten, noch in den ersten Stadien unreifer Jugend. Auch diese Darstellung darf zur Orientirung über die einschlägigen Verhältnisse unbedingt empfohlen werden.

Auch ein mehr das Gebiet der Philosophie berührendes Buch wollen wir hier erwähnen, nämlich Max Müllers Naturalreligion (Longmans, Green u. Co., London 1898), ein Werk das jetzt in dritter Auflage vorliegt (die erste erschien 1889) und zwar als erster Band der Collected Works. Es wäre recht überflüssig, die hervorragenden Verdienste unsres Landsmanns um religionswissenschaftliche und mythologische Studien im einzelnen erörtern zu wollen — es möge genügen, wenn wir statt dessen nur auf die bekannte, unter seinen Auspicien begonnene Sammlung der Sacred books of the East hinweisen (jetzt 49 Bände stark), zu welcher Max Müller auf dem internationalen Orientalistenkongreß in Paris 1874 die erste folgenreiche Anregung gab. Im übrigen spricht die Herausgabe und Erklärung eines so riesenhaften Werkes, wie es der Rig-Veda ist, schon genug für sich. Nicht minder wird jede unparteiische Auffassung unserm Gelehrten darin volle Zustimmung zuerkennen, daß er mit vollem Nachdruck überall die strengernste historische Methode eingeführt hat, um aus dem Gewebe unsicherer Vermuthungen auf das verläßliche Gebiet der Thatsachen zu gelangen. Dadurch wurde auch, wie die Vorrede es andeutet, die richtige sozialpsychologische Perspektive in die Forschung eingeführt: Sprache, Mythologie, Religion, ja selbst Philosophie kann nun als das Ergebniß mehr eines natürlichen Wachsthums und einer Entwicklung als absichtlicher Anstrengungen oder eines individuellen Geistes erwiesen werden. In der frühen Geschichte der Menschheit hat nachweislich der Einfluß der Vielen auf die Wenigen, dem der Wenigen auf die Vielen die Wage gehalten, ja ihn übertroffen. Selbst die Gründer der großen Religionen und Philosophien der alten Welt sind nun mehr als die Kinder, als die Erzeuger ihrer Zeiten erkannt worden. Der sogenannte Zeitgeist ist nicht länger ein bedeutungsloser Ausdruck, sondern ein sehr solider Bestand von historischen Thatsachen, die ihren Eindruck auf die folgenden Generationen hinterließen. Es gab niemals einen Bruch in der Geschichte des menschlichen Geistes. (S. VI.) Oder etwas genauer: Theorien, so abenteuerlich wie diejenigen, welche in dem letzten Jahrhundert über den Ursprung und das Wachsthum der Sprache aufgestellt wurden, machten sich auch in Bezug auf den Ursprung und das Wachsthum der Mythologie geltend. Einige entdeckten darin mehr oder weniger zersprengte Ueberbleibsel einer einst dem ganzen Menschengeschlecht zutheil gewordenen Offenbarung; Andere betrachteten sie einfach als das Werk des Teufels, Andere wiederum als das Werk schlauer Priester. Wir wissen jetzt, daß die Mythologie unsrer großen arischen Vorfahren ein natürliches Produkt war, in der That ihre halbpoetische, halbreligiöse Philosophie, in welcher die Ursachen, welche sie naturgemäß für den Wechsel von Licht und Dunkelheit, von Regen und Sonnenschein, Frühling und Winter und aller anderen befremdlichen Naturerscheinungen begriffen, als thätig, als wandelnd, als Individuen, als Personen, ja zuletzt als mächtige und übermenschliche Personen oder als das, was wir Götter nennen, aufgefaßt wurden. (S. XI.) Das Werk, berechnet nicht nur für den engeren Kreis der Fachwissenschaft, behandelt dann Ursprung und Entwicklung der mythologischen und religiösen Ideen, unter steter Bezugnahme auf konkretes Material, das aber, wohl bemerkt, nicht nur der arischen Vorzeit entlehnt ist. Wir müssen umgekehrt ungerechtfertigten Angriffen gegenüber konstatiren, daß der Verfasser gar nicht selten die Dokumente der Völkerkunde zurathe zieht, die ja in der That von religionswissenschaftlich weittragender Bedeutung sind. Vielfach, so will es uns scheinen, berührt sich Müller in seinen begrifflichen Erörterungen (so über das Wesen der Religion), mit dem verdienten amerikanischen Gelehrten Prof. Brinton, der so viel für die Aufklärung der verworrenen indianischen Mythologie gethan.

Th. Achelis.

Mittheilungen und Nachrichten.

n. In weiten Kreisen wird das Erscheinen einer neuen (der fünften) Auflage von **Eduard Zellers Grundriß der Geschichte der griechischen Philosophie** (Leipzig, O. R. Reisland 1898) mit lebhafter Freude begrüßt werden. Denn diese neue Auflage ist nicht nur das schönste Zeugniß für die jugendliche Geistesfrische des allverehrten Altmeisters der philosophischen Forschung, sie hat auch ein hervorragendes wissenschaftliches Interesse, da sie die Stellung Zellers zu der sehr regen Bewegung deutlich erkennen läßt, welche die zwischen der 4. und 5. Auflage liegenden 5 Jahre auf diesem Gebiete gebracht haben. Zeller hat augenscheinlich diese Bewegung mit größter Sorgfalt verfolgt, zu einer Veränderung seiner Position aber ist er dadurch nirgends gezwungen worden. Namentlich beharrt er mit Entschiedenheit an seinem Urtheil über Plato's Schriften und Lehre, wie an seiner gesammten Auffassung der sokratischen Schule. Aber wenn das Buch im großen und ganzen unverändert geblieben ist, so findet der genauere Beobachter eine Fülle kleiner Aenderungen und Zusätze, die als ein Ergebniß gewissenhaftester Erwägung und Nachprüfung für den Forscher und Leser von höchstem Werthe sind. An verschiedenen Stellen ist der Ausdruck noch deutlicher gestaltet und die eigene Fassung stärker gegen Mißverständnisse geschützt, hie und da ist die Behauptung vorsichtiger formulirt, so z. B. S. 93 hinsichtlich der Uebereinstimmung der Berichte Plato's und Xenophons über Sokrates. Die Darstellung der Philosophen selbst hat gewonnen durch kleine, aber gehaltvolle Zusätze, z. B. über die astronomischen Lehren des Pythagoras, über den Arzt Alkmäon, und so durch den ganzen Verlauf des Buches, namentlich aber in seinen letzten Abschnitten (z. B. über die Therapeuten, bei Plotin u. s. w.). Bisweilen wird durch ein paar Worte auf die Beziehungen verschiedener Philosophen oder Lehren hingewiesen. Bemerkenswerth erscheint auch eine Vermehrung der Angaben über das Verhältniß der Philosophie zu anderen Wissenschaften oder zum allgemeinen Leben. So S. 21 über den Einfluß der mathematischen und astronomischen Studien, sowie der anatomischen und physiologischen Beobachtungen auf die älteste griechische Philosophie, so S. 201 über das Eintreten gräcisirter Orientalen in die griechischen Schulen der nacharistotelischen Zeit, so S. 224 über den Kosmopolitismus der Stoa und seine Bedeutung für das Christenthum. Auch das möchten wir nicht unerwähnt lassen, daß hier und da genauere Datirungen erfolgt sind. Die Arbeit des Diogenes von Apollonia wird statt um 440—425 jetzt um 430 gesetzt, das Geburtsjahr des Protagoras mit Gomperz um 485 statt 480, die berühmte Philosophengesandtschaft nach Rom 155 statt 156; bei dem Stoiker Antipater ist das Todesjahr 129 hinzugefügt. So bewährt sich in allen Stücken der Grundriß als ein durchaus zuverlässiger Führer, und es wird sicherlich das durch seine Umsicht, Klarheit, Tüchtigkeit hervorragende Buch auch in der neuen Bearbeitung überall mit Dank und Freude aufgenommen werden.

vl. **John Ruskin: Wege zur Kunst**, aus dem Englischen übersetzt, zusammengestellt und eingeleitet von **Jakob Feis**. Straßburg bei Heitz. — Feis bietet uns mit dieser Uebersetzung kein geschlossenes Werk des berühmten englischen Kunstschriftstellers, sondern er gibt in vorsichtiger Beschränkung eine Gedankenlese aus den Werken Ruskins. Der erste Theil besteht aus einer Reihe allgemeiner, oft ziemlich langer Betrachtungen, die in echt englischer Weise humanitären Bestrebungen dienen wollen. Die Kunst wird nach dem mit Recht so viel angegriffenen und von Ruskin immer wieder vertheidigten Grundsatz behandelt: Geschmack ist Sittlichkeit. Man hat bei uns in Deutschland wenig Sinn für diese moralisirende Betrachtungsweise, die der Kunst nicht das Recht zugesteht, freie Herrin im eigenen Hause zu sein, sondern sie immer als Werkzeug für Moral und Religion benutzen will. Nichtsdestoweniger ist es dankenswerth, daß wir mit Ruskin näher bekannt gemacht werden; denn die Ansichten eines so kenntnißreichen und edelgesinnten Mannes sind immer beachtenswerth. Ruskin besaß zudem eine Schärfe des Blicks und eine Feinheit der Empfindung, daß er neben abstrakten und — ehrlich gestanden — nutzlosen Untersuchungen sehr viel positives bietet. Es ist dabei oft interessant, zu beobachten, wie er das Richtige sieht und konstatirt, es aber unrichtig erklärt. So macht ihm von seinem Standpunkt aus, daß es etwas absolut Gutes gibt, und daß dieses nie aus dem Bösen hervorgehen kann, die von ihm freimüthig geschilderte Thatsache viel Beschwerden, daß die Höhenstufen der Kunst immer mit einem sehr tristen Sittenverfall verbunden waren. Er kommt, indem er diesen Fall erörtert, zu den seltsamsten Erklärungsversuchen, nur nicht zu dem, daß die Blüthe der Kunst zusammenhängt mit der Blüthe der individuellen Entwicklung. Wo der Mensch sich ungenirt frei bewegen darf, da werden nicht nur die schönen, sondern auch die unschönen Eigenschaften der Menschennatur sich immer stark bethätigen; hierüber zu klagen, wäre unrecht. Ruskins eben erwähnte freimüthige Schilderungsweise läßt ihn auch Dinge sagen, die man anderweitig nicht häufig findet, und darin liegt ein großer Vorzug seiner Bücher. Eine ausgezeichnete Stelle möge als Beleg — jedoch mit Ausmerzung eines geschichtlichen Irrthums — angeführt werden: „Holbein ist der Skelettzeichner par excellence. Sein Todtentanz steht unter allem derartigen unvergleichlich und unbestritten obenan. Er zeichnet in jeder möglichen Stellung Skelett auf Skelett; doch niemals, daß er ihre Rippen zählte! Er scheint nicht wissen zu wollen, noch kümmert er sich darum, wie viele Rippen ein Skelett hat. Es sind immer genug da zum Klappern." (I, 114.) In der That ist an dem bewundernswerthen Todtentanze Holbeins doch immer das eine das bewundernswertheste, daß Holbein ungestraft wagen durfte, sich um Richtigkeit im alltäglichen gar nicht zu kümmern. Es sind ja auch die menschlichen Figuren sehr willkürlich gezeichnet, nicht nur die Skelette. Wenn man aber bedenkt, daß selbst ein so eminenter Kritiker und Kunstgelehrter wie Woltmann in seinem Holbeinwerk sich nur brummig mit diesen Unkorrektheiten zufrieden gibt, wird man die Stelle Ruskins, obwohl sie in der ursprünglichen Form verschiedene grobe Unkenntnisse aufweist, höher schätzen müssen, als selbst das Urtheil Woltmanns. Der II. Theil behandelt die Renaissance und die Gothik. Zur Bezeichnung von Ruskins Standpunkt sei eine Stelle angeführt, die mir, auch rein schriftstellerisch betrachtet, vortrefflich zu sein scheint. „In einer Hinsicht ist der gothische Stil nicht nur der beste, sondern der einzig vernünftige, da er sich vor allen anderen sowohl den alltäglichen, als den edelsten Zwecken anpassen kann. An keine Regel gebunden, unter welchem Winkel gegiebelt das Dach, wie hoch der Pfeiler, wie breit die Bogenspannung oder wie der Grundplan angelegt sein muß, kann er sich winzig in ein Thürmlein zusammenziehen, sich mächtig zur Halle ausdehnen, sich als Treppe schlängeln, und ohne seine Anmuth einzubüßen und seine Gestaltungskraft zu erschöpfen, hochgethürmt in die Lüfte ragen; und wo immer sich eine Gelegenheit bietet, die Form einem bestimmten Zweck anzupassen, unterzieht er sich der Aufgabe, ohne von seiner Einheit oder Majestät auch nur das geringste einzubüßen, listig und beweglich wie eine feurige Schlange, doch allzeit auf die Stimme des Zauberers lauschend." (II, 21.) Es steckt viel Spleen in dem Buche, ein Spleen, der zwar sehr edel, aber darum nicht weniger befremdlich ist; jedoch Stellen, wie die eben angeführte, werden den vernünftigen Leser reichlich entschädigen. Die Uebersetzung ist sehr gut; jedoch wäre man dem Uebersetzer für seine Arbeit noch dankbarer, wenn er auch die gelegentlichen rein historischen Irrthümer Ruskins hätte ausmerzen wollen.

* **Bergische Sagen.** Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von **Otto Schell**. Mit 5 Lichtdruckbildern. Elberfeld, Baedeker'sche Buch- und Kunsthandlung, A. Martini u. Grüttefien, G. m. b. H. — Diese Sammlung enthält die Sagen des Gebiets, welches ehemals das Herzogthum Berg bildete. Dieses wurde bekanntlich durch Beschluß des Wiener Kongresses mit Preußen vereinigt. Die Benennung „im Bergischen" hört man noch jetzt sehr häufig im rheinisch-westfälischen Industrierevier. Das Herzogthum Berg ging auf dem rechten Rheinufer von Honnef bis nach Angerort, oberhalb des zum Herzogthum Cleve gehörenden Duisburg, an der Sieg aufwärts bis oberhalb Au; das Gebiet der Wupper umfaßte es fast ganz, von dem der Ruhr nur wenig. Der Verfasser der erwähnten Sammlung zerlegt sein Gebiet, im natürlichen Anschluß an die Fluß- und Bachläufe, in eine Anzahl kleinerer Gebiete. Dazu bewogen ihn die treffenden Aus-

führungen Dahns in seiner Abhandlung „Die deutsche Sage“ und die Unmöglichkeit, eine scharfe Sonderung in geschichtliche, mythologische u. s. w. Sagen durchzuführen. Viele Sagen können verschiedenen Gebieten zugezählt werden, und da kaum ein heimischer Sagenzug ganz allgemein volksthümlich geworden ist, wurde die Theilung nach geographischen Gesichtspunkten sehr erleichtert. Die reichhaltige Sammlung beweist, daß das Bergische Volk hinsichtlich seiner Sagenwelt nicht hinter den anderen Stämmen des deutschen Vaterlandes zurückgeblieben ist. Der Verfasser hat zahlreiche Sagen aus dem Volksmunde gesammelt und sie in einfacher, schlichter Form wiedergegeben. Außerdem standen ihm mehrere Vorarbeiten zu Gebote, und zwar Sammlungen von Leibing, Montanus u. A. Die älteste Quelle für die bergischen Sagen ist Cäsarius von Heisterbach, der bekannte, für die Kulturgeschichte seiner Zeit hochbedeutsame Cisterziensermönch, über dessen Bedeutung als Sagenerzähler bereits mehrere Abhandlungen erschienen sind. Der allgemein bergischen Sagen gibt es sehr wenige. Auch verdient hervorgehoben zu werden, daß trotz des so gewerbfleißigen Charakters der hier in Frage kommenden Gegend nur sehr wenig Sagen sich auf die Industrie beziehen; aus dem Gebiete der Ruhr ist z. B. nur eine kurze Sage über die Entdeckung der Steinkohlen zu erwähnen. Im Anschluß hieran sei noch eine topographische Beschreibung der Gegend genannt: Das ehemalige Herzogthum Berg und seine nächste Umgebung. Beschreibende und geschichtliche Uebersicht von Hermann Hengstenberg, Professor am Realgymnasium zu Elberfeld. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Elberfeld, B. Hartmann 1897. — Dieses aus einer Programmabhandlung entstandene Werk bietet außer einer kurzen Geschichte des Herzogthums Berg und den dazu gehörigen Regentenverzeichnissen und genealogischen Tafeln eine gründliche Darlegung der geographischen und topographischen, sowie der gewerblichen Verhältnisse des Landes. T. Kellen.

Joseph Schrattenholz. Berliner Frühlingslieder. Frau Berolina gewidmet. Berlin W. 35. Meußer, Messer u. Co. — „Gott schütze mich vor meinen Freunden!“ darf Hr. August Bungert ausrufen, wenn er dieses halbe Dutzend Trutzgedichte durchliest, die den Sänger der „homerischen Welt“ von der ihm widerfahrenen Berliner Kritik lämmchenweiß und rein waschen möchten. Namentlich auf den bösen Festspielverderber Alex. Moszkowsky scheint es der Verfasser abgesehen zu haben, über ihn hauptsächtich ergießt er die Schale seines komischen Zornes aus, gegen ihn schießt er die Giftpfeile seines Sarkasmus ab. Nebendei wird der „Tandramenritter“ Bungert natürlich in überschwänglichen Ausdrücken gefeiert; läßt Schrattenholz doch am Schluß seines Heftchens Zeus in Person zu den armen, die verhungerte Odyssee nicht kavirenden Menschen sprechen:

> Wenn euch dürstet (!) oder hungert
> Geht zu meinem August Bungert!
> Ihn sollt ihr nur fleißig hören
> Und zu seinem Gotte schwören!
> Ihn verehren allzusamm,
> Denn er ist von meinem Stamm!

Zeus und Bungert! Das genügt! So weit also hat es der Musikantendünkel — nach Wagner — glücklich gebracht, daß er sich nicht scheut, derart läppisches Zeug in die Welt hinauszusenden. Wer bis dahin trotz allem Tamtamgeschmetter gegen die Bungert'schen Heldenthaten noch nicht eingenommen war, muß es durch die Quicktöne dieser aufdringlichen Schratten-, Holz- und Strohmusik werden. -ee-

* Ein neues Fach im medizinischen Studium wird, wie die „Tägl. Rundschau“ mittheilt, die medizinische Fakultät der Staatsuniversität von Minnesota dem Unterrichtsplan dieser Anstalt einfügen. Mit Beginn des nächsten Halbjahrs wird die Klasse der Vorgerückten sich mit Kochkunst zu befassen haben. Auf dem Vorlesungsverzeichniß wird das Fach als „Practical Dietetics“ bezeichnet. Die Studenten werden das „Laboratorium“ belegen müssen und sich in der Herstellung von Suppen, Abkochungen, Breisorten, Braten u. s. w. für Kranke und Genesende üben müssen. So lächerlich die Sache beim ersten Anblick erscheinen mag, so muß man doch dem praktischen Sinn der Yankees die gebührende Achtung zollen. Für die praktische Thätigkeit des Arztes am Krankenbett ist es zweifellos wichtiger, wenn er imstande ist, dem Kranken und seinen Angehörigen genaue Angaben über Zubereitung der Krankenkost und Zusammensetzung von Krankenspeisekarten zu machen, als wenn er alle möglichen und unmöglichen Keime des Wassers und der Luft dem Namen nach kennt, oder in alle Finessen der Volksstatistik und der Seuchenlehre eingeweiht ist.

* Volksthümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern. Die sogenannten Hochschulkurse, die seit einigen Jahren in Wien, München, Jena, Leipzig und anderen Universitätsstädten mit großem Erfolg abgehalten worden sind, werden nunmehr auch im nächsten Winter in Berlin stattfinden. Ein Komitee von Berliner Hochschullehrern, dem u. A. die HH. Professoren Diels, Oertmann, Schmoller, Waldeyer, Witt und Geh. Ob.-Reg.-Rath Dr. Post angehören, hat beschlossen, in den Monaten November und Dezember volksthümliche Kurse zu veranstalten. Die Vorarbeiten werden in kurzer Zeit beendigt sein.

* **München.** Der Privatdozent Dr. Hermann Rieder in der medizinischen Fakultät wurde zum außerordentlichen Professor ernannt. — In die philosophische Fakultät der Universität Würzburg wurde Dr. Fritz Reitzenstein als Privatdozent der Chemie aufgenommen.

* **Münster i. W.** In der theologischen Fakultät der hiesigen Akademie habilitirte sich als Privatdozent Dr. theol. et phil. Wilhelm Engelkamp.

* **Breslau.** Der Professor der Chirurgie an der hiesigen Universität Dr. Mikulicz wurde von der Universität Edinburg zum Ehrendoktor der Rechte ernannt.

* **Wien**, 19. Juli. In Waldneukirchen in Oberösterreich ist der bekannte Volksdichter Dechant Norbert Purschka im 85. Lebensjahr gestorben. Norbert Purschka wurde am 6. Juni 1813 als Sohn eines Beamten der bischöflichen Kanzlei in Linz geboren; nach absolvirten Studien trat er in das Linzer Priesterseminar, feierte 1836 seine Primiz und war seither als Priester thätig. Als Volksdichter hat sich Norbert Purschka nicht nur in seiner engeren Heimath einen Namen gemacht; in sinnigen mundartlichen Dichtungen legte er die reichen Erfahrungen seines 50jährigen Wirkens im Volke in künstlerischer Verklärung nieder. Aus seinen Poesien spricht ein echter Volksdichter, dessen Schöpfungen für die Kulturgeschichte seiner engeren Heimath ebenso werthvoll sind wie für die Literatur.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Hermann Losch: Die Arbeitslöhne in Württemberg. Stuttgart, W. Kohlhammer 1898. — Viktor v. Kohlenegg: Die Höpse. Eine Art Familienroman. Berlin, Otto Janke 1898. — Otto v. Leixner: Der Frack Amors. Der Stipendiat des Frhrn. v. Erck. 2 Erzählungen. Ebd. 1898. — Hermann Heiberg: Lebensbürden. Novelletten; Daseinshumor. Geschichten. Ebd. 1898. — Fliegende Blätter. Bd. 108. München, Braun & Schneider. — Die Burschenschaft Germania zu Jena. Jena, Hermann Costenoble 1897. — Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsre Zeit. Bearbeitet von Dr. K. A. Schmid, fortgeführt von Gg. Schmid. 4. Bd., 2. Abth., 2. Lfg. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898. — Festschrift zum 70. Geburtstage Sr. Exzellenz Dr. Joseph Unger überreicht von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der k. k. Universität Wien. Ebd. 1898. — Otto Böhm: Die Kornhäuser. Eine Studie. (Münchener volkswirthschaftliche Studien. Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz. 26. Stück.) Ebd. 1898. — H. Rohne: Neue Studien über die Wirkung des Infanteriegewehrs. Berlin, E. Mittler u. Sohn 1898. — Dr. R. Koch: Aerztliche Beobachtungen in den Tropen. Vortrag. Berlin, Dietrich Reimer 1898. — Spiritistische Selbstschau Böcklins zur Abwehr seiner Verhimmelung. 13 séance. Budapest, A. Tietz 1898. — Th. Alemann: Ein Ausflug nach dem Chubut-Territorium. 2. Theil. Buenos Aires 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft.

I.

Alles menschliche Leben und Streben bewegt sich in Gegensätzen. Wie es die Aufgabe der Wissenschaft ist, diese gegensätzlichen Strömungen zu erkennen, sie bis zu den Quellen zurück zu verfolgen und ihre Wirksamkeit aufs genaueste zu beobachten, so ist es Aufgabe des vernünftigen praktischen Handelns, die erkannten Gegensätze — nicht aufzuheben; das wäre ebenso schädlich als unmöglich, ja gleichbedeutend mit Stillstand oder Tod —, sondern möglichst an- und auszugleichen, um allzugroße Kräfteverschwendung, um allzuweite Zickzacksprünge und Spiralwindungen zu verhüten und so den menschlichen Kulturfortschritt immer vernünftiger, d. i. immer steiger, geordneter, maßvoller zu gestalten. Während bisher halbbewußte Instinkte und blinde Impulse die bewegenden Kräfte aller menschlichen Einzel- und Gesammtthätigkeit waren, muß fortan mehr und mehr die bewußte Vernunft und energische Selbstbestimmung Einzelne und Völker zu kunst- und planvollen Schmieden ihrer Geschicke, zu Thätern ihrer Geschichte machen. Dahin soll und wird die Kulturmenschheit die bisher gewonnene, immer noch rastloser erweiterte und vertiefte „wissenschaftliche“ Erfahrung und Einsicht führen.

Erfahrung und Einsicht, beide gehören aufs engste zusammen, wie Stoff und Form, wie Körper und Geist, wenn die Wissenschaft ihre höchste und fernste Aufgabe lösen soll, nämlich die von Allen erkannte und anerkannte Führerin der Einzelnen und der Völker zur zweckmäßigsten Anpassung an die inneren und äußeren Lebensbedingungen, zur größten Tüchtigkeit, d. i. Leistungs- und Tragkraft, sowie zur reichsten Entfaltung ihrer besten Anlagen zu werden. Wohl keine Wissenschaft genießt heute so allgemeines Ansehen, findet so weitverbreitetes Interesse, scheint so vielfach als Beratherin und Führerin der modernen Völker zu gelten, wie die Nationalökonomie. In der That bietet sie, was die Erfahrungsseite betrifft, trotz ihres relativ jugendlichen Alters, dank ihrer engen Verbindung mit Geschichte und Statistik des Stoffes die Fülle, um daraus die Leitsätze und Richtungslinien für die Gestaltung des nationalen und individuellen Wirthschaftslebens zu entnehmen. Aber um die nöthige tiefere und umfassendere „Einsicht“ in die „bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft“, in die Zwecke und Ziele, in die Triebe und Motive zu gewinnen, welche das wirthschaftliche Leben der Einzelnen wie der Völker bestimmen, bezw. bestimmen sollen, muß die Nationalökonomie zurückgehen zu der gemeinsamen Mutter aller modernen Wissenschaften, zur Philosophie, und zwar zur Philosophie der belebten Natur (Biologie) und zur Philosophie des Menschen (Psychologie und Ethik).

Während man früher glaubte, die Volkswirthschaftslehre als reine Naturwissenschaft, als das freie Spiel mechanischer Kräfte und Gesetze betrachten und betreiben zu dürfen, schenkt man jetzt dem Hauptfaktor, dem menschlichen Willen und seiner eigenartigen Motivationsweise, größere Beachtung; zumal wo es sich um die künftige, mehr oder weniger absichtliche Gestaltung sozialer und wirthschaftlicher Verhältnisse handelt, ist eine sorgfältige Berücksichtigung der menschlich-sittlichen Ziele und Beweggründe neben den natürlich-mechanischen Gesetzen und Ursachen unabweisbar. Darum ist es höchst anerkennenswerth, daß der Verfasser des uns vorliegenden neuesten Werkes[1]) aus dem Gebiete der ökonomischen Wissenschaft die Philosophie, namentlich Psychologie und Ethik, so eingehend heranzieht. Leider ist er in der Wahl der philosophischen Lebensauffassung, die er seinen Erörterungen zugrunde legt, nicht recht glücklich gewesen. Bei aller Anerkennung der erkenntniß-theoretischen Verdienste des Philosophen Schopenhauer kann man sich doch der Einsicht nicht verschließen, daß seine Ethik auf allzu schmaler Basis und auf allzu schwachen Füßen steht, als daß man aus ihr für die Erkenntniß und Gestaltung des gegenwärtigen Einzel- und Gesammtlebens Zwecke und Normen entnehmen könnte. Wer, wie Schopenhauer, ein einzelnes ethisches Motiv, das Mitleid, das doch nur in den Beziehungen der Einzelnen zu Einzelnen eine Rolle spielt, zum alleinigen Grundprinzip des sittlichen Lebens erhebt; wer den Zweck des Lebens und aller Entwicklung in der Verneinung des Willens zum Leben, in der Selbstvernichtung erblickt; wer den menschlichen Willen für ganz und gar unfrei und den Charakter für unabänderlich erklärt; wer über die Pflichten des Einzelnen zur Gesellschaft und Gemeinschaft, sowie über die sozial-ethischen Aufgaben dieser Gesammtheit uns gar nichts zu sagen weiß: dessen Lebensauffassung mag für indische Büßer, für christliche Mönche und hypochondrische Sonderlinge eine gewisse Bedeutung und Berechtigung haben, aber zur Ordnung unsres kräftig pulsirenden Staats- und Gesellschaftslebens, zur Leitung unsres mächtig fortschreitenden Kulturschaffens, endlich zur Richtschnur für eine wissenschaftliche Nationalökonomie vermag sie so gut wie gar nichts zu bieten. Zum Glück hat der Verfasser die Schopenhauer'sche Lebensauffassung nicht in allen ihren Einzelheiten zu seiner Untersuchung über „die bewegenden Kräfte der Volkwirthschaft“ herangezogen — sonst wäre er wohl zu merkwürdigen Folgerungen über die Gestaltung unsres Wirthschaftslebens gelangt —, sondern er beschränkt sich darauf, den Grundgedanken der Schopenhauer'schen Metaphysik: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ ins Nationalökonomische zu übertragen durch Betrachtung der „wirthschaftlichen Welt als Wille und Vorstellung“ (S. 55), und begrenzt das Problem seines Werkes auf die Untersuchung, „inwieweit das vom Triebleben des Willens geschaffene und dauernd beherrschte rein „wirthschaftliche“ Prinzip frei bestimmbar erscheint, ob es

[1]) K. Th. Reinhold: Die bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft. Leipzig, Hirschfeld 1898.

bewußt geleitet, verändert und aufgehoben werden kann durch das aus dem Intellekt und dem sittlichen Geiste geborene politische oder rein menschliche Prinzip."

Aber trotz der vielverheißenden Titel über den einzelnen Abschnitten: I. Selbstbestimmung und Gebundenheit im menschlichen Wirthschaftsleben (S. 1—86); II. Das Willensmoment im wirthschaftenden Menschen (S. 87—201); IV. Wille und sittliche Idee des wirthschaftenden Gemeinschaftslebens (S. 415—603), vermissen wir unter der Fülle von treffenden Einzelbemerkungen und unter der Ueberfülle von gelehrlen Citaten doch eine klare, bestimmte Anschauung über das Verhältniß und die Wirksamkeit „der bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft", werden wir in dem 632 Seiten starken Buche bis zur Ermüdung und zum Ueberdruß umhergeworfen zwischen den beiden Polen: Wille und Idee. Es ist wahr, in der Volkswirthschaftslehre, sowie in den die wirthschaftlichen Verhältnisse behandelnden ethischen Werken macht sich vielfach eine weichherzig-sentimentale, allzu idealistische Grundstimmung bemerkbar. Diese verkennt die gegebenen Voraussetzungen unsres heutigen Staats- und Wirthschaftslebens, nämlich die egoistische, zu Vergewaltigung und Unersättlichkeit einerseits, zu Trägheit, Feigheit und Genußsucht andrerseits geneigte Natur des Menschen, sowie die internationalen, von Wettbewerb und Mißtrauen beherrschten Beziehungen selbst der höchststehenden Kulturnationen vollständig. Die ethischen Forderungen und Ziele vorausnehmend, konstruirt sie aus einer verfrüht angenommenen idealen Menschennatur heraus unrealisirbare Staats- und Wirthschaftsordnungen. Um solchen krankhaften, utopischen Idealismus, der statt des gesunden, schrittweise schaffenden und energisch fortbildenden praktischen Idealismus in unser Geistesleben eingedrungen ist, wie der Symbolismus in die naturalistisch entartete Kunst, zu überwinden, wäre es ein Verdienst gewesen, wenn ein philosophisch geschulter genialer Nationalökonom es gewagt hätte, selbst mit unvermeidlicher Einseitigkeit die natürlichen und geschichtlichen, wahrhaft bewegenden, d. i. realen Kräfte der Volkswirthschaft hervorzuheben und ihre Wirksamkeit eindringlich zu prüfen. Dann würde er vielleicht, ähnlich wie Carlyle und Nietzsche auf politischem und ethischem, so auf wirthschaftlichem Gebiet das Thörichte, Natur- und Fortschrittswidrige einer sozialen Demokratie, d. i. einer das wirthschaftliche Leben ordnenden (!), einzig und allein mit dem allgemeinen Stimmrecht regirenden, staats- und zwanglosen Gesellschaft in seiner ganzen Unmöglichkeit aufgedeckt und so dazu mitgewirkt haben, unser Vaterland vor diesem gefährlichsten aller politischen Experimente zu bewahren. Statt solcher entschiedener Stellungnahme und konsequenter Durchführung einer klaren, durch Erfahrung und Einsicht gewonnenen Theorie des Wirthschaftslebens begegnen wir in dem umfangreichen Werke, das allzu sehr die den Stoff bewältigende Geistesarbeit des philosophischen Denkers vermissen läßt, einer verschwommenen, widerspruchsreichen, darum bei Gelehrten und Laien voraussichtlich ganz unwirksamen, endlosen Erörterung darüber, ob der Wille oder ob die Idee von größerem Einfluß auf die Volkswirthschaft sei.

Dabei ist schon der Ausdruck „Wille" unklar und irreführend. Während Schopenhauer darunter das aller Erscheinung zugrunde liegende metaphysische Ding an sich versteht, der psychologische Sprachgebrauch dagegen die äußerst komplizirte, durch Reize, Triebe und Vorstellungen bestimmte aktive Seite des menschlichen Seelenlebens, faßt Reinhold „Willen" als einfachen egoistischen Selbstbehauptungstrieb, als das praktische Eigeninteresse, das sich bis zum Eigennutz und zur nackten rücksichtslosen Selbstsucht steigert.

Er bleibt aber bei dieser klaren Fassung, die der Nationalökonomie seit ihrer ersten wissenschaftlichen Begründung geläufig ist, nicht stehen. „Wille" ist bei ihm das Wort, das immer und überall, wo Begriffe fehlen, stets zu rechter Zeit sich einstellt. S. 96 wird gar der Wille = Individuum oder Persönlichkeit gesetzt und die „Entwicklung der Kultur als die fortschreitende Erkenntniß, Anerkennung und Verwirklichung des menschlichen Willens" bezeichnet; die „Geschichte der Freiheit = Geschichte des Willens"; trotzdem soll der Wille stets derselbe, soll er unveränderlich sein!

Auch die gegenseitige Einwirkung zwischen dem, was Reinhold die „Idee", das Geistige und Ideale, das politische oder humane Prinzip nennt, und jenem natürlich-sinnlichen Willen, d. h. die Wechselwirkung zwischen den beiden „bewegenden Kräften der Volkswirthschaft", ist nirgends klar und bestimmt dargelegt; vielmehr schwankt der Verfasser beständig zwischen einer ideal-optimistischen und resignirt-pessimistischen Grundstimmung hin und her. So lesen wir in den für die Kenntnißnahme des Werkes wichtigsten Kapiteln II. „Lauf und wahrer Stand der sozialen Bewegung" (S. 20—40) und XV. „Die Schlußrechnung des Willens" (S. 603—632) folgende Sätze: „So endigt jeder Optimismus hoffnungsvoller Gedanken mit der Einsicht, daß die Natur des Menschen und der Weltlauf sich nicht verändert" (S. 29). „Der durch unzählige Thatsachen überzeugend geführte Beweis ergibt die in der Leidenschaft der materiellen Interessenkämpfe der Gegenwart vergessene oder von Vielen nie geahnte großartige Wahrheit, daß nichts wirklich ist als die Idee" (S. 50). „Von der Größe und Macht des Geistes kann man nicht groß genug denken" (S. 629).

Besonders unfruchtbar bleiben die Erörterungen unsres Nationalökonomen (vgl. namentlich die ausgedehnte Untersuchung über die Frage der „Volksvermehrung" (S. 201 bis 270) auch aus dem Grunde, weil er statt des Ganzen, der Nation, das Atom, das Individuum, als Ausgangs- und Zielpunkt des wirthschaftlichen Lebens ansieht: „Das Atom, das örtliche individille Leben und seine Bedingtheit, entscheidet über jede einzuschlagende Politik (S. 33); diese wird dadurch zu einer vielbefragten Lehre vom menschlichen Glück" (S. 48). „Ausgangs- und Endpunkt des Ganzen ist das Individuum" (S. 532). Trotzdem schließt er sich auch Schmoller an, dem er darin Recht gibt, „daß die moderne Gesellschaft ohne einen hochgespannten Patriotismus, ohne ein intensives Staatsgefühl nicht auskommen kann" (S. 626).

II.

Jedoch statt mit der für die Kritik leichten, für den Leser werthlosen Aufdeckung der Widersprüche und Unklarheiten in den psychologischen und ethischen Voraussetzungen des vorliegenden Werkes fortzufahren, möchte ich lieber in aller Kürze den Weg andeuten, den eine die Verhältnisse der Gegenwart und die Aufgaben der Zukunft philosophisch erfassende Volkswirthschaftslehre einzuschlagen hätte.

Vor allem muß sie über die Ziele und Zwecke des Menschenlebens und seiner Entwicklung eine wissenschaftlich haltbare Ueberzeugung zu gewinnen suchen. Das ist es, was bei Reinhold fehlt und warum er z. B. sich unfähig erweist, die sozialistische Theorie zu entwurzeln. Er schwankt, selbst ganz unklar, zwischen eudämonistischer und evolutionistischer Lebensauffassung, sowie zwischen Nächsten- und Gattungsmoral hin und her. Wenn in der That das Glück, und zwar das Glück (= Ueberschuß an Lustgefühlen) jedes Einzelnen oder wenigstens das größte Glück der größten Zahl, das nachweisbare Ziel des Menschenlebens ist, dann hat der demokratische Sozialismus recht, dann haben wir, d. i. die Gesellschaft, nichts eiligeres zu thun, als jedem Individuum zu dem, was er nach seinem beschränkten Massenverstand, d. i. nach seinem animalisch-

sinnlichen Instinkt, für Glück hält, zu verhelfen; denn für das sogenannte höhere Glück, das aus Bildung, Reichthum und Kunstgenuß fließt, haben die meisten keinen Sinn und kein Bedürfniß. Ihnen genügt es, glücklich zu sein, d. h. mit möglichst wenig Schmerz und Anstrengung möglichst viel Lebensgenuß sich zu verschaffen; darin haben sie auch in dem größten Theil unsres gebildeten und besitzenden Bürgerstandes, zumal in der von der Illusion eines unbegrenzten Genußstrebens noch nicht geheilten Großstadtjugend, die nachahmungswerthen Vorbilder.

Nun ist es aber eine aus biologischen, psychologischen, soziologischen und kulturhistorischen Thatsachen unwiderleglich hervorgehende Erfahrung, daß Glück = Lustüberschuß nicht der Zweck des Menschenlebens sein kann, folglich auch nicht sein soll; daß vielmehr der theoretische und praktische, der individuelle und soziale Eudämonismus die größte Gefahr, die gefährlichste Klippe für Völker und Menschen, zumal für hochkultivirte, der Sicherheit des Instinktes beraubte, zur Ueberreizung und Entartung neigende, vom Ueberfluß materieller Kulturerzeugnisse umgebene Mensch ist.

Wenn aber größtes Glück der größten Zahl nicht der Zweck der menschlichen Kulturentwicklung sein kann, was ist dann der Zweck oder das Ziel? Gibt es überhaupt ein solches? Oder nur ein jenseitiges, überirdisches Glück, wie es die Religion verheißt, um die Menschen„kinder“ von dem gefährlichen irdischen Glücksstreben abzulenken und die „Enterbten“ zu trösten?

Zum Heile für die sonst rathlos zwischen „Glauben und Genießen“ [1]) hin und her taumelnde Menschheit wächst mit dem Uebergang zur Reife und Mündigkeit, welcher die Abwendung vom Glauben und von der Jenseitshoffnung mit sich bringt, auch die Erfahrung und Einsicht in die bewegenden Kräfte und erkennbaren Zwecke des Menschenlebens. Aus dem Studium der Natur und der Geschichte ergeben sich dieselben nicht allzuschwer für den von theologischen und metaphysischen Theorien nicht befangenen, auf das Positive gerichteten Geist der Wissenschaft. Erhaltung des Ganzen (im weiteren Sinne der Menschheit als Gattung; im engeren der Rasse und der Nation) durch Erhaltung, Fortpflanzung und Anpassung der Einzelnen; Behauptung und Fortbildung der erworbenen Vorzüge und Tüchtigkeit durch zweckdienliche Auslese, durch energischen Wettbewerb, durch Vererbung und Ausbildung, endlich Veredelung oder Humanisirung, d. i. immer reichere und höhere Ausgestaltung der im Lauf der Geschichte erworbenen spezifisch menschlichen Eigenschaften (Vernunft, Menschenwürde, Persönlichkeitsbewußtsein, Charakterstärke, Rechts- und Gemeinsinn u. a.), sowie Befestigung und Ausbreitung derselben durch entsprechende soziale und politische Einrichtungen: das sind, um es kurz zu sagen, die drei stufenweise sich aus einander entwickelnden Zwecke des Menschenlebens, wie sie uns die rückschauende Betrachtung der Natur und Geschichte erkennen läßt.

Wenn man so über das Ziel klar und einig geworden ist, so ist es nicht allzuschwer, über die Mittel und Wege sich zu verständigen, welche die Menschheit, zunächst die Kulturvölker, einzuschlagen haben.

Da ist vor allem die aus der Doppelnatur des Menschen (als Natur- und Kulturwesen) hervorgehende Doppelaufgabe ins Auge zu fassen, die ich die praktisch-ethische nenne, d. h. der Mensch, auch auf höchster Kulturstufe, hat als Naturwesen vor allem die primitiven oder Naturzwecke: die Erhaltung und Entwicklung des Ganzen durch Fortpflanzung, Anpassung und Entwicklung der Einzelnen zu erfüllen, da sie die unentbehrliche Basis bilden, auf welcher aller weitere Fortschritt beruht. Daraus ergibt sich ein für die Volkswirthschaftslehre höchst wichtiges Gesetz: „Die ‚praktischen‘ Forderungen haben, zumal was die Erhaltung des Ganzen betrifft, vor den ‚ethischen‘ den Vorrang und die human-ethischen können und dürfen nur in dem Grade erfüllt werden, als die Erfüllung der ersteren anderweitig oder durch diese selbst gesichert ist.“ Die Volkswirthschaft — das vergessen unsre humanen Sozialethiker und -politiker allzuleicht — ist, wie die Politik, in erster Linie eine „praktische“ (d. h. die Erhaltung des Ganzen und der Einzelnen bezweckende) und erst in zweiter eine „ethische“ (d. h. die Veredelung der Einzelnen und des Ganzen bezweckende) Bethätigung und Wissenschaft. Sie hat daher vor allem die biologischen Gesetze und Bedingungen zu berücksichtigen, d. h. sie muß bei der Beurtheilung und Ordnung des wirthschaftlichen Gesammtlebens in erster Linie darauf achten, daß durch die bestehenden und anzustrebenden wirthschaftlichen Betriebsweisen (Gütererzeugung und -vertheilung) das erste und nächste Ziel aller Menschheitsentwicklung, das sich in die Formel zusammenfassen läßt: „Größte Tüchtigkeit der größten Zahl der das nationale Ganze bildenden Individuen“, möglichst vollkommen erreicht wird. Die Grundfrage für eine planvoll verfahrende Volkswirthschaftslehre muß danach lauten: Wie hat der Einzelne und ein Volk (sodann die Kulturmenschheit und die ganze Gattung) sein wirthschaftliches Leben zu gestalten, um sich gesund (physisch und psychisch), kräftig und tüchtig, d. i. anpassungs- und leistungsfähig zu erhalten? Denn als Naturwesen müssen auch die Einzelnen und die Völker diejenigen (biologischen) Eigenschaften zu behaupten und zu steigern suchen, welche zum Siege im Wettbewerb mit den innerhalb und außerhalb der nationalen Schranken vorhandenen Konkurrenten führen; z. B. Gesundheit, Kraft, Schlauheit (im menschlichen Sinne: Bildung), Volkszahl u. a. Da der Mensch aber nicht bloß Natur-, sondern auch Kulturwesen ist, da er nicht nur die natürlich-biologischen Zwecke, sondern auch die historisch-humanen (Veredelung, Humanisirung) erfüllen soll, so hat er auch diejenigen Eigenschaften zu behaupten und fortzubilden, welche ihn jenem hohen idealen Ziele entgegenführen. Dazu hat auch die Ordnung und Gestaltung des nationalen Wirthschaftslebens in immer reicherem Maße mitzuwirken, in dem Grade und Verhältniß, als dadurch die vorher gezeichneten „praktischen“ Aufgaben nicht vernachlässigt oder geschädigt werden. Jede human-ethische Forderung, welche bei gewissenhafter Prüfung die Tendenz hat, die wirthschaftliche Kraft und Leistungsfähigkeit der Nation zu mindern, ist vorläufig energisch zurückzuweisen. Der soziale und internationale Konkurrenzkampf, den jedes menschlich fühlende Gemüth um der unvermeidlichen Leiden und Opfer willen beseitigen möchte, ebenso die individualistisch organisirte Produktionsweise sind so lange unentbehrlich, bis die geistige und sittliche Bildung der arbeitenden Klassen so weit fortgeschritten ist, daß sie die Gewähr bieten, auch ohne den Druck der Noten des Zwanges, der Bevölkerungszunahme und der Auslese, die volkswirthschaftlich nöthige Arbeitsleistung zu vollbringen, den ihnen heute entzogenen Mehrwerth auch volkswirthschaftlich, d. i. produktiv, nicht konsumtiv, zu verwenden. Je zahlreicher, je stärker und zuverlässiger durch fortgesetzte zweckmäßige Geistes- und Charakterbildung die human-idealen Beweggründe des Handelns bei einer immer größeren Zahl von Kulturmenschen werden (z. B. Liebe zur Arbeit, Ordnung und Sparsamkeit, Pflichtgefühl, Gemeingeist, planmäßiges, einträchtiges Zusammenwirken, willige Anerkennung des Tüchtigeren, Unter- und Einordnung in die Arbeitsorganisation u. a.), umsomehr können und werden jene roheren, natürlichen Zwangsmittel, wie Eigennutz, Gewinnsucht, Auslese, Kampf ums Dasein,

[1]) Vgl. das Schiller'sche: „Genieße, wer nicht glauben kann; wer glauben kann, entbehre!“ und die nach Paulus unvermeidliche atheistische Lebensformel: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt.“

monarchische statt parlamentarischer Fabrikordnung u. a., zurücktreten.

Gewiß wird noch lange zwischen den „ethischen" Optimisten und Pessimisten, zwischen den Vertretern unbegrenzten Vertrauens in die Güte der Menschennatur und denjenigen berechtigten Mißtrauens, Streit und Zweifel herrschen darüber, wie weit die jeweilige Kulturmenschheit für menschenwürdigere, freiere und vernünftigere Einrichtungen reif und fähig sei. Allein, wenn es nur gelänge, bei allen Volksgenossen Uebereinstimmung in den genannten Zwecken des Menschenlebens und freudige, willige Hingabe an dieselben herzustellen, so würden die Abweichungen in den Ansichten über einzelne Maßregeln zwischen jenen und diesen immer geringer und dadurch die Entwicklung immer stetiger werden, so würden nicht, wie heutzutage, die ethischen Optimisten der radikalsten, phantastischen, weil auf eine nicht vorhandene ideale Menschennatur gegründeten Gestaltung des Wirthschaftslebens das Wort reden, während die ethischen Pessimisten, zu denen auch Reinhold [1]) im Grunde seines Herzens gehört, an jeder Verbesserungsfähigkeit des wirthschaftenden Menschen zweifelnd oder ganz verzweifelnd, für die reaktionärsten Maßnahmen eintreten. Bei der gegenwärtigen Spannung der Meinungsdifferenzen scheint nur die Gewalt, sei es die revolutionäre oder die reaktionäre, eine Entscheidung bringen zu können. Und doch zeigt die Geschichte des Wirthschaftslebens, daß die größten Fortschritte (die Uebergänge aus der Sklaven- zur Hörigen-, zur freien Arbeit) auf sozialwirthschaftlichem Gebiet sich vielfach ohne Gewalt, wenn auch nicht ohne Härten, vollzogen haben.

Auch der nächst bevorstehende, die Emanzipation oder Verselbständigung der industriellen Arbeiter, wird sich in einem Zeitalter, wo Einsicht, Rechtssinn und Werthschätzung der Persönlichkeit auf allen Seiten im Wachsen begriffen sind, ohne gewaltsamen Bruch mit der bisherigen Entwicklung verwirklichen lassen, aber nur, wenn seine natürlichen und geschichtlichen Bedingungen erfüllt sind, nur wenn die moralische Hebung und Schulung der Fabrikarbeiter so weit gediehen ist, daß die Gesammtheit ohne Einbuße an Leistungsfähigkeit und nothwendiger Kapitalisirung ihnen den vollen oder wenigstens einen größeren Antheil an der Ordnung und dem Ertrage der wirthschaftlichen Thätigkeit einräumen kann. Daß zu dieser Vorbildung die bloße politische Organisation nicht ausreicht, daß die durch Stimmzettel gewonnene Diktatur des Proletariats nur von kurzem Bestand sein könnte, ist jedem Einsichtigen aus der Natur der Sache, d. i. aus den Bedingungen des nationalen und internationalen Wirthschaftslebens, einleuchtend.

Denn auch die an sich zweckmäßigste Organisation der Volkswirthschaft — ebensowenig wie die sogenannte „beste" Staatsverfassung — wird ihren Zweck, der mit jenen allgemeinen Zwecken des Menschenlebens (Erhaltung und Veredlung der Einzelnen, der Völker und der Menschheit) zusammenfallen muß, nicht erfüllen können, wenn die für die betreffende Organisationsstufe nöthigen psychischen und ethischen bewegenden Kräfte in den wirthschaftenden Menschen nicht vorhanden sind. Dazu reicht aber der „Wille", d. i. das Selbstinteresse, nicht aus, auch nicht, wenn er als das freie und gleiche Selbstinteresse Aller sich auswirken kann, sondern dazu bedarf es höherer und edlerer Kräfte, die nur durch eine entsprechende planvolle nationale Erziehung [2]) geweckt werden können. Darum sind wir weder ethische Optimisten, noch Pessimisten, sondern Melioristen, deren Wahlspruch lautet: Per meliores ad meliora! oder „Bessere Zeiten durch bessere Menschen!"

Möchte das deutsche Volk wenigstens den Muth und die Kraft zeigen, endlich die drückenden Bande zu sprengen, welche seine freiere geistige Entwicklung hemmen; möchte es jene finstere Macht in ihre Schranken weisen, welche die geschworene Gegnerin jeder Selbständigkeit, auch die Erziehung zur Freiheit, zur Einsicht und zur Beachtung der wissenschaftlich erkannten Bedingungen des Einzel- und Gesammtlebens verwehrt, welche es unmöglich macht, durch richtige und tüchtige, vernünftige und edle Menschen allmählich die bisher bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft durch neue zu ergänzen und zu erhöhen! Möchte es dem deutschen Volk durch aufrichtige, kühne, geistig-sittliche Reformarbeit gelingen, die verhängnißvolle Allmacht jenes orientalisch-römischen „ethischen Pessimismus" zu überwinden, welcher auf Grund unglaublicher Märchen von Sündenfall und Erbsünde an der unabänderlichen Verderbtheit der Menschennatur festhaltend, nur eine Erlösung durch Glauben und Gnade, aber keine geistig-sittliche Veredelung der Menschheit kennt! Diese grundfalsche Auffassung vom Menschen und seiner Entwicklung trägt die Schuld daran, daß gerade die frömmsten Völker moralisch und wirthschaftlich sich am schwersten emporarbeiten, daß auch unsre leitenden Kreise, statt den Bauern und den Arbeiter, den Handwerker und den Kaufmann durch eine den Anforderungen des modernen politischen und wirthschaftlichen Lebens entsprechende Erziehung zur Anpassung an die modernen Verhältnisse und zur denkenden Erfüllung ihrer bürgerlichen Pflichten zu befähigen, sich bemühen, sie zu gläubigen, gehorsamen Gliedern einer staatsfeindlichen Kirche, zu unselbständigen, hülflosen Herdenthieren zu verbilden.

Erschreckt über die physische Entartung und moralische Verwilderung eines ohne jedes Verständniß und Gefühl für die Aufgaben und Gesetze des irdischen und bürgerlichen Lebens aufgewachsenen Geschlechts, das von seiner „Freiheit" keinen anderen Gebrauch zu machen weiß, als sich und das Ganze durch unrichtiges Leben zu ruiniren, fängt man in der neuesten Zeit an, durch alle möglichen Mittel den modernen Menschen nicht weise und tüchtig, sondern wieder fromm zu machen, als ob eine künstliche unlautere Frömmigkeit bessere Menschen und Bürger hervorzubringen vermöchte!

Wahrlich! Wenn Deutschlands Volk und Regierungen einmal ganz und gar durchdrungen sind von der Einsicht in den ersten und nächsten Lebenszwecken einer Nation: „Erhaltung und Erhöhung der Volkstüchtigkeit!", dann werden sie sich nicht ängstlich auf Lehren zu stützen suchen, die für den Bestand einer Nation keine Bedeutung haben können, da sie das Ziel des Daseins im Jenseits sehen. Dann wird man vielmehr hingehen zur Wissenschaft und fragen: „Welches sind die Voraussetzungen zur Größe, Kraft und Gesundheit — der leiblichen und seelischen, der politischen und der wirthschaftlichen der Nationen?" Dann werden Staat und Gesellschaft, jener durch Gesetz und Recht, diese durch Sitte und Wirthschaft, die gewonnene Erkenntniß im Leben und den Einrichtungen unsres Volkes zu verwirklichen trachten. Dann wird in erster Linie die heranwachsende Jugend von früh an erzogen werden zur Beachtung und Begeisterung für alles, was die Tüchtigkeit der Einzelnen und der Völker sichert und hebt, und zum Abscheu vor allem, was dieselbe schädigt und untergräbt! Und das sollte unmöglich sein? Es sollte leichter gelingen, der modernen Jugend für kirchliche Dogmen und ein jenseitiges Leben Verständniß und Begeisterung beizubringen, als für natürliche und geschichtliche Thatsachen und Gesetze, als für das Wohl und Wehe

[1]) In politischer Beziehung ist er allerdings noch gewaltiger Optimist, da er von parlamentarischer Regierung in Deutschland die beste Ordnung des Wirthschaftslebens erhofft. S. 35.

[2]) Vgl. Unold, Grundzüge für eine künftige nationale Erziehung in Nr. 40 der Beil. z. Allg. Ztg. (19. Febr. 1898).

ihres Volkes und Vaterlandes?"[1]) — Allein nur der heute durch Angst und Gleichgültigkeit vergrabene ethische Optimismus vermag zu solcher staatsmännischen Vorarbeit für die Zukunft zu begeistern, vermag zu den heute bewegenden Kräften der Volkswirthschaft Einsicht und Rührigkeit, Rechtsgefühl (d. i. Achtung der Menschenwürde bei sich und Anderen) und Gemeinsinn hinzuzufügen, vermag die für jeden wirthschaftlichen und politischen Fortschritt unumgängliche Voraussetzung zur allgemeinen Anerkennung zu zu bringen: Per meliores ad meliora! Bessere Zeiten durch bessere Menschen!

München. Dr. J. Unold.

Zur Geruchslehre.

Von L. Fürst (Berlin).

I.

Für die Lehre vom Riechen und von den Gerüchen bietet uns die umgebende Natur das reichste Material. Ihr Blumenflor, alles was in ihr grünt, blüht, wächst und Früchte trägt, ist die schönste Illustration für jede Duftlehre. Ja man darf wohl sagen: erst der Geruch macht uns den Naturgenuß zu einem vollständigen und verleiht ihm einen nicht zu beschreibenden Reiz. Müßten wir uns den Geruchssinn als nicht vorhanden, als völlig ausgeschaltet denken, wie vieles in Wald und Flur, auf Wiesen und Feldern und nicht zum wenigsten im Garten, würde uns nur halbe Freude gewähren! Der bloße Anblick der Blumen würde uns, auch wenn ihre Farbenpracht dieselbe bliebe, doch nur einen Theil ihrer Schönheit zeigen. Das Anmuthigste, den specifischen, so äußerst mannichfaltigen Duft kann uns weder die Leuchtkraft, Tiefe und Zusammenstellung der Farben, noch die graziöse oder phantastische Blüthenform ersetzen. Die wundersamen Orchideen, die stolzprahlenden Tulpen, das lieblichfreundliche Vergißmeinnicht, die prunkende Päonie — sie entbehren des Duftes. Ein strahlendes Gewand, eine poetische Tradition muß ihn für uns ersetzen. Wie sehr aber unsre Vorstellung des Duftes mit der vom Anblick einer Blume verknüpft ist, kann man schon daraus entnehmen, daß von zehn Menschen, denen man eine Blume überreicht, sicherlich neun sie sofort an die Nase führen werden, auch wenn sie ihnen als duftlos bekannt ist. Instinktmäßig benutzen sie das Geruchsorgan zur genaueren Orientirung.

Erst allmählich erwachen im Frühling die Blumendüfte and nur schüchtern wagen sie sich hervor. Schneeglöckchen, Himmelschlüssel, Veilchen, Maiglöckchen entwickeln noch jenen zarten, bescheidenen, waldfrischen Duft, der ebenso wie der des jungen, feinen Laubes, für den Frühling so recht charakteristisch ist. Und dennoch ist er schon kräftig genug, um, wie wir dies an den hellgrünen Blättchen der Birke zu Pfingsten wahrnehmen, das ganze Haus zu durchströmen, Maienluft in die Wohnräume zu tragen. Linde und Akazie athmen aus ihren Blüthen aromatische, starke Düfte aus. Je wärmer die Jahreszeit wird, desto mehr entwickeln sich die Riechstoffe der Blumen zu Kraft, Fülle und Mannichfaltigkeit. Die Hyacinthen werden vom Flieder, von den Nelken abgelöst. Rose, Lilie, Orangenblüthe und zahlreiche andere Blumen, deren jede einen eigenartigen Geruch besitzt, vereinigen sich jetzt zu einer wahren Duftsymphonie.

Das ist die schöne Zeit, in welcher poetisch gestimmte Liebende auf den Vergleich ihrer „Angebeteten" mit einer duftigen Blume kommen und Heine's Verse „Du bist wie eine Blume" in ihrem Herzen einen Wiederhall finden. Allmählich geht dieses Fortissimo, sobald der Herbst naht, in ein Decrescendo über. Die Natur macht förmliche Anstrengungen, noch durch Malven, Dahlien, Georginen, Astern und Chrysanthemum wenigstens das Auge zu blenden. Der Wald und der wilde Wein schmücken sich mit allen nur möglichen Farbeneffekten vom hellsten Gelb bis zum tiefsten Roth. Vergeblich: die Düfte schwinden mehr und mehr, bis sie im Winter vollständig dahin sind.

Offenbar bringen, wie dies ja auch die Flora der Tropen beweist, die Licht- und Wärmestrahlen der Sonne, die Gerüche der Pflanzen zu kräftigerer Entwicklung, während sie nach dem Norden zu, gleichzeitig mit der zarten Oberflächenstruktur und der lebhafteren Färbung der Blätter, zurücktreten. Gerade die langsamen Fortschritte der natürlichen Entfaltung sind es, welche die Riechstoffe in den Pflanzenzellen reifen und zur kräftigen Ausbildung gelangen lassen. Dieselbe Blume, die unter natürlichen Bedingungen, zur rechten Zeit erblüht, ihren Duft ganz spezifisch und voll produzirt, vermag dies, wenn sie vorzeitig, künstlich getrieben wurde, nur in verkümmerter, abgeblaßter Weise. Die Kultur des Treibhauses bringt die Riechstoffe, trotz des beschleunigten Wachsthums der Pflanze, nicht in dem gleichen Tempo zur vollständigen Entwicklung.

Die Mannichfaltigkeit spezifischer Gerüche, die uns schon in der Natur geboten wird, ist so wunderbar, so großartig, so unerklärlich, daß man darauf verzichten muß, dies weiter auszumalen. Wenn man bedenkt, wie viele ganz bestimmte, scharf zu unterscheidende Arten von Gerüchen es in der Blumen- und Blüthenwelt gibt, wie jeder derselben bei jeder neuen Pflanze derselben Art ganz genau so wiederkehrt, wie ferner die Varietäten einer Pflanzenfamilie — man denke nur an die Rosenarten, an gefüllte und ungefüllte Blumen — ihren eigenen, deutlich ausgesprochenen Duftcharakter haben und behalten, so steht man hier vor einem noch gänzlich ungelösten Räthsel. Worin das Wesen, die Eigenart der spezifischen Gerüche besteht, was deren feine Nuancen bedingt, ist uns durchaus unbekannt. Noch entbehren wir für die Geruchsphysiologie jeder Systematik, jedes Gradmessers, jeder exakten, zahlenmäßigen Bestimmungsmethode.

Ist die Fülle von ausgesprochenen Geruchscharakteren schon in der Blumenwelt ganz gewaltig, so wächst sie noch mehr, wenn wir weiter im Pflanzenreich Umschau halten. Zumal Gewürze (Pfeffer, Muskat, Nelke, Zimmt u. s. w.), Gemüse (Spargel, Sellerie, Meerrettig), Früchte (Ananas, Melone, Birnen- und Aepfelsorten, Erd- und Himbeeren u. s. w.), ferner die ätherischen Oele vieler Blätter, Blüthen, Samen oder Wurzeln (Baldrian, Mentha, Bergamotte, Nelke, Senf, Kiefernadel u. s. w.) bieten uns eine unerschöpfliche Reihe von Riechstoffen deutlichster Eigenart. Selbst mit verbundenen Augen würde sie Jeder richtig bezeichnen, sie scharf unterscheiden. Wir können sowohl das Wesen dieser verschiedenen Riechstoffe, als auch das feine, spezifische Unterscheidungsvermögen der Geruchsnervenendigungen nur anstaunen. Leider ist es der Wissenschaft noch nicht möglich gewesen, eine Osmologie zu begründen. Es bildet gerade dieses Kapitel die dürftigste Partie in den Lehrbüchern der Physiologie.

Und doch ist es so interessant und greift es so unmittelbar in das tägliche Leben ein, daß wir diese Lücke nur bedauern können. Sie auszufüllen, ist nur der Anatomie

---

[1]) Vgl. des Verfassers: Moderne Lebensanschauung. Leipzig, Hirzel 1896. (S. 357—358.) Auch bei Reinhold dämmert ein derartiger Zukunftsgedanke auf: „Das älteste wie das neueste Problem ist, ob die Idee der im nationalen Staat verkörperten Volkspersönlichkeit und die Ordnungsgewalt des Staatsgedankens eine der religiösen Vorstellung ebenbürtige Kraft entwickeln könne, ob die Staatsidee und das Nationalgefühl mit ihrer rein diesseitigen Welt einer Macht erfolgreich entgegentreten könne, welche den Völkern auch noch ein ewiges Leben verspricht." (S. 627.) Aber sein resignirter Pessimismus schließt doch damit, „daß die Wiedergeburt der Gesellschaft, wie die Erlösung des Menschen hauptsächlich, ja für die große Mehrheit der Sterblichen, fast allein in der Religion zu finden ist."

zum Theil gelungen. Denn durch sie wissen wir, daß diejenige Stelle der Nasenschleimhaut, in welchen die Ausläufer der beiden Riechnerven enden und durch Riechstoffe erregt werden, die sog. Regio olfactoria, über der oberen und unteren Nasenmuschel, also am obersten Theil der Nasenschleimhaut sitzt. Schon für das unbewaffnete Auge unterscheidet sie sich von benachbarten Schleimhautgebieten durch ihre gelbliche Farbe. Betrachtet man diese Stelle mit dem Mikroskop, so findet man ein Epithel von besonderer Eigenart, das außer den sogenannten Zylinderzellen schlanke, bei Thieren mit Härchen versehene „Riechzellen" enthält, welch letztere mit den Endigungen des Riechnerven (Olfactorius) in Verbindung stehen. Hier, hoch oben, wohl geschützt vor der durch das untere Nasengebiet bei jedem Athemzug ein- und ausströmenden Luft, mit ihren zahllosen organischen oder unorganischen Beimengungen, sowie ihrer oft sehr kühlen Temperatur, liegt also die eigentliche Empfangsstation für unsre Geruchseindrücke. Schon diese Unterbringung derselben in den oberen Stockwerken der Nase macht es verständlich, daß unsre Geruchsnerven nicht unnöthig mit Reizen inkommodirt werden und daß wir, wenn wir riechen wollen, wenn uns daran liegt, feinere Nüanzen wahrzunehmen oder zu beurtheilen, die Luft in die Höhe zu ziehen bestrebt sind. Da wir in der Regel nur gasförmige Stoffe riechen und nur solche, die sich in Bewegung befinden, so nehmen wir diese meist erst dann wahr, wenn sie von selbst oder durch unsre Bemühung über den unteren, respiratorischen Theil der Nase emporgelangt sind. Das „Schnüffeln" mancher Personen, was für den raffinirten Spürsinn von Spionen, Detektivs oder Neugierigen geradezu sprichwörtlich geworden ist, hat in diesem Aspiriren seinen physiologischen Grund.

Auch wenn die riechenden Substanzen fest sind, wie der Blüthenstaub, oder flüssig, wie das Rosenwasser, nehmen wir doch nur die von ihnen ausströmenden gasförmigen Riechstoffe wahr. Wenigstens ist unser Geruch, sobald wir unter Wasser tauchen, fast aufgehoben. Wenn man einem Menschen bei tiefgelagertem Kopfe die Nase mit einer irgendwie parfümirten 0,6proz. Kochsalzlösung anfüllt, so ist die Wahrnehmung dieses Geruchs stark abgeschwächt. Der Normalmensch, der bekanntlich ein Nasenathmer ist, riecht deßhalb besser, als ein anderer, der infolge von unwegsamer Nase genöthigt ist, mit offenem Munde zu athmen und der geruchempfindlichen Schleimhaut die spezifischen Reize nur vom Nasen-Rachenraum aus, also indirekt zuführen kann.

Je feiner die Riechstoffe vertheilt sind, desto feiner ist auch ihre Wahrnehmung. Die Enden der Riechnerven leisten darin sehr bedeutendes. Die höchsten Verdünnungen kleinster Quantitäten von Moschus, Kampher, Ambra, Castoreum oder Nelkenöl nehmen sie noch wahr und erkennen sie nach ihrer spezifischen Eigenart; ja erst aufs stärkste verdünnt wirken solche Stoffe angenehm auf die Geruchsnerven, während sie in konzentrirter Form diese unangenehm reizen. Zur Verdünnung und Wahrnehmung bedürfen die meisten Riechstoffe einer gewissen Wärme; beträgt diese 37.5° C. oder mehr, so steigert sich die Perzeptionsfähigkeit, während sie in der Kälte abnimmt. Wärmere Jahreszeit, wärmeres Klima macht für Gerüche empfänglicher.

Wird die Empfangsstation von Riechstoffen in spezifischer Weise erregt, so leiten die Fasern der Riechnerven, welche durch das Siebbein in die Schädelhöhle treten und hier, im Vorderhirn, zu dem Geruchszentrum (dem Bulbus olfactorius) hinziehen, den Sinneseindruck zum Bewußtsein. Wir empfinden hier, in einem zum Vorderhirn gehörigen großen Ganglion, in der sog. Riechsphäre, nicht nur den Geruch überhaupt, sondern auch die spezifische Eigenart desselben. Hier wandelt sich die Sinneswahrnehmung zu bestimmten Vorstellungen um. Daß Thiere, welchen dieser Theil künstlich entfernt wurde, oder Menschen, bei denen ihn Krankheitsprozesse zerstört haben, keine Gerüche mehr wahrnehmen oder unterscheiden, hat uns den Beweis geliefert, daß sich hier thatsächlich die Lokalisation des Geruchsvermögens befindet.

Allerdings empfinden wir auch bisweilen neben dem spezifischen Geruch ein schmerzhaftes Stechen, Brennen und Prickeln, z. B. dann, wenn ätzende, flüchtige Säuren oder Basen (schweflige Säure, Aetzammoniak u. dgl.) in die Nase dringen. Wer einer ohnmächtigen Dame Riechsalz unter die Nase hält, erregt nicht nur Geruchsempfindung oder belebenden Reiz damit, sondern eine Art von Schmerz. Diese wenig angenehme Empfindung wird nicht durch den Riechnerven vermittelt, sondern durch Empfindungsfäserchen eines anderen Nerven, des Trigeminus, die auch nach den Nasenhöhlen zu ihre Ausläufer senden. Die reine Geruchsempfindung ist an sich schmerzlos, lediglich angenehm oder unangenehm. Doch ist nicht zu leugnen, daß zu konzentrirte Gerüche auch als starke Reize empfunden werden, die Grenzlinie des Schmerzes erreichen können und daß gewisse Gerüche, wie der brenzliche, moderige, faulige, dem empfindlichen Reize nahestehen.

Eine Aesthetik der Nase und eine erschöpfende Physiologie derselben ist noch nicht geschrieben, obwohl dieses Organ eine der wichtigsten Sinnesempfindungen vermittelt und hiezu durch die eigenartige Faltung der Nasenmuscheln und durch die damit verbundene große Flächenausdehnung der Schleimhaut besonders sinnreich eingerichtet ist. Auch als das die normale Athmung, die Vorwärmung kühler Außenluft vermittelnde Organ ist die Nase vom Fachmann genügend gewürdigt, während der Laie von der Tragweite dieser Leistung der Nase kaum eine rechte Ahnung hat. Eine Fülle interessanter Einzelheiten würde ein Ueberblick über die Varietäten des Riechorgans in der Thierwelt ergeben, vom gewaltigen Rüssel des Elefanten bis zu den auch dem Geruche dienenden Fühlern der Insekten und Krebse.

Wir sahen, daß die Verbindung der Riechnervenausläufer mit dem Gehirn eine ganz nahe, der Leitungsweg bis dahin ein ungemein kurzer ist und werden es daher natürlich finden, wenn schon seit Jahrhunderten der Zusammenhang zwischen Nase und Gehirn als ein inniger angesehen wurde. Freilich lief dabei manche Vorstellung mitunter, welche physiologisch nur zum Theil gerechtfertigt war, wie die Entlastung des Gehirns von schlechten Säften beim Katarrh und die für dasselbe wohlthätige Wirkung des „Niesens", das man noch jetzt in Volkskreisen bei Krankheiten als das Zeichen der beginnenden Rekonvaleszenz ansieht. Die vielfach üblichen Zurufe: „Prosit!", „Zur Genesung!", „Zur Gesundheit!" oder „Helf Gott!" rühren noch von jenen Theorien her. Daß das Nießen aber auch entschieden pathologisch sein kann, zeigt das „Heufieber", jener zuerst 1819 von Bostock beschriebene Sommerkatarrh, welcher, hervorgerufen durch den Blüthenstaub mancher Gräser, die Gefäßnerven erregen, Asthmen, Schnupfen und Nießkrampf bis zu 50 und mehr Nießanfällen bewirken kann. Auch der „eingenommene Kopf" und der Stirnkopfschmerz, den man jetzt hauptsächlich auf einen in die Nebenhöhlen der Nase fortgepflanzten Katarrh bezieht, galt früher als ein nervöses „Mitergriffensein" des Gehirns bei Grippe. Gewiß ist dieser Zusammenhang der Riechnerven mit dem Gehirn nicht ganz abzuleugnen. Auch wenn er nicht anatomisch und experimentell nachgewiesen wäre, würden ihn jene zahllosen Chloroform- und Aethernarkosen beweisen, welche täglich vorgenommen werden. Wenn der zu operirende Patient von seinem Arzt „etwas zu riechen" erbittet, damit er „nichts fühlt", wenn er

wirklich schon nach wenigen Zügen einschläft und vollkommen empfindungslos wird, so ist diese prompte Wirkung zweifellos durch die Nasenathmung eingeleitet und theils direkt mittelst der Nervenleitung, theils indirekt durch die Athmung und den Lungenkreislauf auf das Gehirn und Rückenmark übertragen.

Nicht immer funktionirt das Geruchsorgan normal. Schon die subjektiven Geruchsempfindungen, die zuweilen von Hysterischen und von psychisch Leidenden angegeben werden, sind pathologisch, ganz so wie subjektive Empfindungen anderer Sinnesorgane. Wenn überhaupt kein riechender Gegenstand vorhanden ist, der Kranke aber dennoch behauptet, einen bestimmten Geruch zu empfinden, so handelt es sich um eine Hallucination, die volle Beachtung verdient. Ein gesunder Mensch kann sich vielleicht einen spezifischen Geruch mehr oder weniger lebhaft vorstellen, nie aber ihn wirklich auf rein psychischem Wege in sich erzeugen. Eine andere, ungleich häufigere Krankheitsform ist die Verminderung der Riechfähigkeit, die alle Grade bis zum völligen Verlust derselben durchmachen, einseitig oder beiderseitig, dauernd oder vorübergehend bestehen kann. Wenn sich Jemand zu lange einem intensiven Geruch aussetzt, so tritt — bisweilen schon nach 2—3 Minuten — eine Uebermüdung der Geruchsnerven ein. Diese sind jetzt für den spezifischen Reiz abgestumpft, erholen sich aber bald wieder, sobald man diesen außer Wirksamkeit setzt. Leute, die viel mit der Nase prüfen, die bei ausströmendem Leuchtgas Arbeiten ausführen müssen u. dgl., machen an sich die unliebsame, ja im letzteren Falle sogar verhängnißvolle Erfahrung, daß sie für den betreffenden Geruch nach und nach unempfänglich werden. Auch bei heftigem Katarrh ist das Riechvermögen vorübergehend stark herabgesetzt, wie wohl Jeder schon an sich erfahren hat. Wesentlich wichtiger ist die von selbst und dauernd eintretende Verminderung des Geruchs, welche sich bis zum völligen Untergange dieses Sinnes (Anosmie) steigern kann; denn diese Erscheinung ist häufig eine Begleiterin von Krankheiten des Zentralnervensystems. Aber selbst wenn man von diesen glücklicherweise selteneren Fällen absieht, ist auch der angeborene oder den Menschen für kürzere Zeit befallende Riechmangel für ihn eine Quelle der verschiedensten Unzuträglichkeiten. Denn der Geruch ist ein treuer Warner vor Schädlichkeiten. Gerade weil das Leuchtgas riecht, kann man sich rechtzeitig davor schützen, wenn sich ein geschlossener Raum damit anfüllt. Um wieviel gefährlicher ist das geruchlose Gruben- oder Sumpfgas. Ein Menschenfreund, der aus einer Grube ein Kind retten will, ein Bergmann im Steinkohlenwerk, der ahnungslos im leichten Kohlenwasserstoffgas, der Ursache der berüchtigten „schlagenden Wetter", beim Scheine seiner Grubenlaterne arbeitet, ein Wanderer, welcher einem Verunglückten zu Hülfe eilt und in eine aus Verwesung organischer Stoffe entstandene Schicht von Sumpfgas geräth, alle diese fallen als Opfer, weil kein verdächtiger Geruch sie warnt. Ein Riechender wird sich hüten, ein Stück verdorbenen Fleisches zu essen, das der des Geruchs Ermangelnde ohne Skrupel verzehrt, um alsdann einer schweren Toxinwirkung zu verfallen. Schon oft ist ein Vergiftungsversuch mit Phosphor, Arsen u. dgl. dadurch vereitelt worden, daß der schon halb dem Tode Geweihte noch rechtzeitig durch den befremdenden Geruch seiner Suppe, seines Kaffees gewarnt wurde.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der Lehrer in der Literatur. Beiträge zur Geschichte des Lehrerstandes. Van Rektor Dr. **Wohlrabe.** Freiburg i. B., P. Waetzel 1898. 2. Auflage. — Ueber den pädagogischen, literar- und kulturhistorischen Werth des vorliegenden Buches dürfte wohl nur eine Stimme sein. Es ist nicht nur für den Lehrer, sondern auch für das weitere Publikum ein interessantes und förderndes Werk. Eine Fülle von Lebens-, Lehr- und Lernweisheit steckt für Jeden darin; denn auch die Pädagogik der Familie ist an den gegebenen Exempeln aus Schriftstellern verschiedenster Art trefflich beleuchtet. Der Tüchtigkeit des deutschen Lehrerstandes sind viele Kapitel dieses Sammelwerks gewidmet; aber mit tödlicher Standeskritik hat der Sammler auch eine Fülle von Bildern zu der biographischen, epischen und dramatischen Darstellung des Lehrers gegeben, welche die seinem Fache manchmal anhaftende Verschrobenheit, Besserwisserei, Pedanterie u. s. w. charakterisiren. Das Bild des Lehrerstandes im 18. Jahrhundert und an der Wende desselben springt im allgemeinen schärfer und charakteristischer in die Augen, als das des modernen Lehrers. Auch hier zeigt sich die normirende, die Eigenart verwischende Thätigkeit des Jahrhunderts des Verkehrs und der Erfindungen. Eine Schilderung z. B. des Rektors Wiedemann in Sudermanns „Glück im Winkel", dem übrigens Wuhlrade viel zu viel Ehre anthut, zeigt, verglichen mit einer aus den satirischen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts, Salzmann, Rabener, Heinecke, oder einer Schilderung bei Jean Paul oder Gotthelf, ein höchst verwaschenes Gepräge. Ab und zu findet man bei den Autoren bedauernde Rückblicke auf eine Zeit, die zwar mehr Käuze, aber auch mehr Individuelles in dem ganzen Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler aufzuweisen hatte. Dabei wird freilich vergessen, daß das, was Lehrerstand und Lehrerverhältniß der vergangenen Zeit vielleicht an intimer Einwirkung mehr hatten, in der Jetztzeit durch die Breite einer zielbewußten, umfassenderen und gleichmäßigeren Thätigkeit aufgewogen wird. Aus der Gesammtheit des Buches geht hervor, daß der deutsche Lehrerstand im Spiegel der Literatur ein Bild aufweist, dessen er sich nicht zu schämen braucht; ja, das im Vergleich zu dem manch anderer Länder eine Fülle wohlthuender Linien schmücken.

Hoffentlich gibt uns Wohlrabe in einem anderen Werke mit derselben Gründlichkeit die Geschichte des Lehrerstandes vom 18. Jahrhundert rückwärts und zeichnet uns an der Hand literarischer Belege den Lehrer des Mittelalters, der Reformationszeit und des 17. Jahrhunderts, soweit hier Züge aufzufinden sind. Das Werk würde eine willkommene Ergänzung des vorliegenden bieten.

Noch Eines! In dem vorliegenden Buch hat Wuhlrade einen schätzenswerthen Beitrag außer acht gelassen, nämlich Grillparzers Selbstbiographie, welche über die Schulmeihade der nachjosephinischen Zeit in Oesterreich interessante Aufschlüsse gibt. Vielleicht benutzt er diese Anregung, um in einer dritten Auflage dies nachzuholen!

Karlsruhe i. B. **Albert Geiger.**

Marie Herzfeld: Die skandinavische Literatur und ihre Tendenzen nebst anderen Essays. Verlag von Schuster u. Löffler, Berlin und Leipzig. 1898. 225 S. Geh. 3 M. — Marie Herzfeld, die sich als Uebersetzerin einer großen Reihe skandinavischer Dichtungen einen Namen gemacht hat, versucht in dem ersten Essay, dessen Titel dem Werke den Namen gegeben hat, die Hauptströmungen nachzuweisen, die sich in der Literatur Dänemarks, Schwedens und Norwegens finden. Es würde eine große und dankbare Aufgabe sein, eine Literaturgeschichte über die modernen dichterischen Erzeugnisse dieser Länder zu schreiben. Als Vorarbeit zu einer solchen kann dieser Aufsatz bezeichnet und willkommen geheißen werden. Die Verfasserin unterscheidet zwei große Gruppen, eine, die als „direkte Erbin des 18. Jahrhunderts" auftritt, deren Losungswort Vernunft und Freiheit, deren Religion der Rationalismus, deren Moral der Utilitarismus ist. Ihr Mittelpunkt und Führer ist der Däne Georg Brandes, von dessen Auftreten als Dozent an der Kopenhagener Universität die Zeitrechnung der modernen skandinavischen Literatur ihren Anfang nimmt. Um ihn gruppirt sich die ganze Dichtung der 70 er und 80 er Jahre. Mit ihm gehen für kürzere oder längere Zeit Männer wie August Strindberg, Henrik Ibsen, Björnsterne Björnson. Die zweite, jüngere Literaturgruppe löst sich erst allmählich klar von der durch Brandes geführten ab. Ihr Kennzeichen ist eine pantheistische Hingabe an die Natur; dem Rationalismus auf jener Seite tritt hier der Mystizismus

gegenüber. „Was sie alle dumpf und in individueller Zersplitterung empfunden, hat der Schwede Ola Hansson als Erster scharf und klar formulirt." Arne Garborg, Holger Drachmann, Thomas Krag, Per Hallström gehören zu diesem Heereszug. Außer diesen beiden Gruppen gibt es noch eine große Anzahl anderer Dichter, die sich in keinen von ihnen recht einreihen lassen, die „einen farbenfunkelnden Regenbogen aus allen Zeiten und Kulturen auf die graue Wolkenwand des Alltags zaubern". Nicht ohne Geschick hat Marie Herzfeld die Einreihung der Einzelnen in die von ihr aufgestellten Gruppen versucht. Daß allgemeine Strömungen mit gemeinsamen Merkmalen bestehen, ist zweifellos. Nur darf man der hier gemachten Unterscheidung keinen größeren Werth beimessen. Bei der genauen Analyse der Dichter zerrinnen doch diese Strömungen, und man steht schließlich Individuen gegenüber, die eine strenge Einregistrirung nicht zulassen. Schon Brandes ist ein in sich zu vielseitiger, zu viele Gegensätze umfassender Schriftsteller, als daß sein Name und seine Richtung als Programm dienen könnte. Noch vielgestaltiger und von noch bunterer Färbung ist die zweite Gruppe, deren Glieder zum Theil größere Verschiedenheit unter sich als Abweichung von denen der ersten Richtung haben. Den zweiten Theil des Herzfeld'schen Buches bilden Einzelbesprechungen über einige skandinavische Dichter, oder besser: Dichtungen, denn wir erfahren hier mehr über Bücher als über Persönlichkeiten. In den meisten Fällen ist es die Inhaltsangabe eines Werkes, die den Mittelpunkt der Essays bildet. Frl. Herzfeld erweist sich hier als sehr gewandte Nacherzählerin und weiß überall das Charakteristische in fesselnder Weise hervorzuheben. Der Stil des Buches zeigt jene blendende Sprache, die — wie es scheint, unter nicht unwesentlichem Einfluß von Max Nordau — seit geraumer Zeit Mode geworden ist und die bei allem Glanze doch nicht frei von Schwülstigkeit und gelinden Geschmacklosigkeiten ist. Im übrigen sei betont, daß das Buch mit großer Sachkenntniß und Hingebung geschrieben ist und namentlich wegen seines ersten Aufsatzes Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung machen kann.

H. Brömse.

* Captains Courageous by *Rudyard Kipling*. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. (Tauchnitz Edition. Vol. 3249.) — Dieses Bändchen ist augenblicklich das Lieblingsbuch der Amerikaner. Die Amerikaner haben in jedem Halbjahr einen Roman, den sie auf ihren Schild heben. Im vorigen Sommer war es „Trilby" von dem allzu früh verstorbenen George du Maurier. In diesem Sommer ist es das vorliegende Buch. Wenn wir nicht sehr irren, verlor der Verfasser, ähnlich wie kürzlich Mark Twain, sein in rastloser Arbeit erworbenes Vermögen. Wenn dem so ist, so wird ihm der enorme Absatz, den die liebenswürdige Erzählung „Captains Courageous" in den Vereinigten Staaten hat, ihm das Verlorene in reichem Maß wiedererstatten. Der Reiz der Erzählung liegt in ihrer Eigenschaft, eine treffliche Erholungslektüre nach nervenaufreibender Thätigkeit zu sein. Der jugendliche Held ist der verhätschelte, unerzogene Sohn eines mehrfachen Millionärs. Vater, Mutter und Sohn sind echt amerikanische Typen. Der Erstere, ein Mann, der sich aus eigener Kraft zu Ansehen und Reichthum emporgearbeitet hat, aber keine Zeit findet, seinen Sohn zu erziehen; die nervöse Mutter, die das einzige Kind geradezu ruinirt, indem sie ihm jeden Wunsch gewährt, und der junge Mann selbst, der auf dem besten Weg ist, ein unleidlicher fauler Protz zu werden, sind mit wenigen Strichen vorzüglich gezeichnet. Es ist ergötzlich zu lesen, wie dieser jugendliche Amerikaner durch einen „glücklichen Unglücksfall" erzogen und zu einem tüchtigen Menschen herangebildet wird.

-rt- Die Amerikaner sind, was man an ihnen auch immer aussetzen mag, praktische Leute. In Allegheny-City in Pennsylvanien besitzen sie eine Sternwarte, welche von der dortigen Bürgerschaft gegründet und ausstaffirt wurde und welche bis vor kurzem Professor James E. Keeler als Direktor hatte. Nach dem Rücktritt Professor Holdens von der Leitung der Licksternwarte wurde dem Professor Keeler die Direktion dieser letzteren Sternwarte angeboten, seine Mitbürger drangen jedoch in ihn, den erhaltenen Ruf abzulehnen und er sagte dies zu unter der Bedingung, daß behufs Ausrüstung der Allegheny-Sternwarte mit einem 30zölligen Refraktor und behufs Begründung eines Lehrstuhls für Astronomie an der Pennsylvanian University innerhalb der kurzen Frist von 2 Wochen die Summe von 200,000 Dollars durch freiwillige Beiträge aufgebracht würde. Das Ergebniß der sofort eingeleiteten Sammlung war höchst respektabel (175,000 Doll.), erreichte jedoch nicht den geforderten Betrag, so daß Professor Keeler wirklich ging. Die aufgebrachte Summe wurde nunmehr gleichwohl der Sternwarte in Allegheny überwiesen und mit Rücksicht auf die nothwendige instrumentale Neuausrüstung derselben der Besitzer einer in Allegheny bestehenden, rühmlichst bekannten mechanischen Werkstätte, Mr. Brashear, zum Direktor der dortigen Sternwarte ernannt.

* **Heidelberg.** Geh. Hofrath Dr. Uhlig, Direktor des hiesigen Gymnasiums, hat, wie die „Frkf. Ztg." meldet, einen Ruf als Leiter der Fürstenschule zu Schulpforta erhalten. Die Verhandlungen schweben noch, doch dürfte Uhlig der hiesigen Anstalt erhalten bleiben.

* **Straßburg.** Der außerordentliche Professor für romanische Philologie an der hiesigen Universität, Dr. H. Schneegans, hat einen Ruf für das neuerrichtete Extraordinariat dieses Faches in Erlangen erhalten und angenommen.

* **Krakau.** Der Professor der Chirurgie an der hiesigen Universität, Dr. Alfred Obalinski, ist in voriger Woche gestorben.

* Ueber die Bibliothek des verstorbenen Hrn. Prof. Dr. L. Sohncke in München erscheint soeben im Antiquariat für Naturwissenschaften von Richard Jordan (München) die erste Katalogsabtheilung, welche die in Buchform erschienenen physikalischen Werke enthält, während die Separata, Dissertationen ꝛc. in dem später erscheinenden Katalog Nr. 21 verzeichnet werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Hermann Seyffert: Sofort chinesisch sprechen ohne Lehrer. (Kollekt. „Sofort". Bd. 1.) Berlin, O. Georgi. — Dr. F. H. Franke: Geodätische Punktcoordinirung in sphärischen Kleinsystemen. München, Theodor Ackermann 1898. — Schaubecks illustrirtes Briefmarkenalbum. Nachtrag Nr. 14. Leipzig, P. F. Lücke 1898. — Goyau, Pératé, Fabre: Der Vatikan, die Päpste und die Zivilisation. Dtsch. Uebersetzung von Karl Muth. Heft 11, 12, 13 u. 14. Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Benziger u. Co. — Rosa Luxemburg: Die industrielle Entwicklung Polens. Leipzig, Duncker u. Humblot 1898. — Dr. Friedrich Frhr. v. Weichs-Glon: Die Brotfrage und ihre Lösung. Ebd. 1898. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 302—304. Wien, k. k. Hof- u. Staatsdruckerei. — Gg. Hirth: Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben. I. Serie. 6. u. 7. Lfg. Bearb. von Dr. Heinrich Bulle. Selbstverlag des Herausgebers. — Heinrich Noë: Bozen und Umgebung. Verlag des Deutsch-österreichischen Alpenvereins Sektion Bozen 1898. — A. Scobel: Thüringen. Bielefeld, Leipzig, Velhagen u. Klasing 1898. — Dr. Gust. Lewinstein: Einige Betrachtungen über die aktive und passive Handelsbilanz der Staaten. (Volkswirthschaftliche Zeitfragen, Vorträge u. Abhandlungen, hggb. v. d. Volkswirthschaftl. Gesellschaft in Berlin. Heft 158.) Berlin, Leonh. Simion 1898.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 22. Juli. Nummer 161.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann.[1])

Eine Studie zur Geschichte der zeitgenössischen Dichtung
von **Eduard Stilgebauer.**

III.

Sudermanns Dramen.

Während Sudermann in den „schaffenden Charakteren“ seiner Romane dem modernen Streben nach dem Feststellen neuer Ziele und Ideale Ausdruck verliehen hat, tritt die andere Seite der modernen Dichtung, die durch satirische Kritik das Morsche an den bestehenden Zuständen ins Licht zu stellen sucht, in seinen Dramen, vor allem in einem Theile derselben, am klarsten hervor. Als eine soziale Dichtung ließ sich die „Moderne“ im allgemeinen charakterisiren, als soziale Dramen stellen sich auch die hier in Betracht kommenden Theaterstücke Sudermanns dar. Was nun zunächst die Handlung dieses sozialen Dramas angeht, so muß vor allem die Thatsache in den Vordergrund gerückt werden, daß hier nicht mehr der Konflikt zwischen einzelnen Charakteren, sondern vielmehr der zwischen zwei Volksklassen das Ausschlaggebende ist. Nicht allein als solche haben die Menschen hier einen dramatischen Kampf auszufechten, nein. Sie stehen da als die Vertreter ihrer Gesellschaftsklasse, und aus diesem Grunde tritt mit diesem sozialen Drama ein neuer moderner Faktor in das altgewohnte Bühnenbild: „das Milieu“. Die feine Kunst der Milieuschilderung, sie ist es nun vor allen Dingen, die den Zuschauer in Sudermann den bedeutenden Theaterdichter in speziell modernem Sinne bewundern läßt. Denn in seinen Dramen und namentlich in seinen satirisch-kritischen Stücken — vor allem in der „Ehre“, in „Sodoms Ende“ und der „Schmetterlingsschlacht“ — treten sich zur Bildung des dramatischen Konflikts zwei einander feindliche Milieus gegenüber. Dieser Umstand ist für das Verständniß des sozialen Dramas von eminenter Bedeutung. Denn eben dieser Kampf der beiden Milieus führt die soziale Frage in das moderne Drama hinein. Nicht um einen Helden und um dessen Schicksal im alten Sinne handelt es sich also in diesem sozialen Drama. Hinter der Hauptfigur dieser Stücke steht die soziale Frage selber, und über diese will der Dichter seinen denkenden und urtheilenden Zuschauer entscheiden lassen. So kommt es, daß ein Held im Sinne des hergebrachten Bühnendramas hier nicht existirt. Niemand wird Robert Heinecke, niemand Willy Janikow, Niemand Max Winkelmann und Röschen Hergentheim für dramatische Helden halten, denn um für die soziale Frage das höchstmögliche Interesse zu gewinnen, muß der Dichter seine Hauptfiguren so darstellen, daß uns ihr Schicksal als eine nothwendige und unabwendbare Folge der gesellschaftlichen Zustände erscheinen muß. Diese Thatsache, daß die Hauptfiguren des modernen Dramas als Opfer der sozialen Zustände erscheinen sollen, bezeichnet seine Tendenz. Mit bewußter Tendenz zeichnet Sudermann seine Milieus in der „Ehre“, in „Sodoms Ende“, in der „Schmetterlingsschlacht“, damit seine Hauptfiguren als die Opfer ihrer Gesellschaft erscheinen können. Aus eben diesem Grunde spielen auch die Nebenfiguren in Sudermanns Dramen eine so wichtige Rolle, denn sie sind keine Nebenfiguren im alten Sinne, sie sind vielmehr das nothwendige Mittel, um das von dem Dichter geforderte soziale Milieu zu schaffen. Sie sind auf das energischste mitspielende Faktoren, die die Hauptfigur so werden ließen, wie sie geworden ist.

Wie entwickelt nun Sudermann den Konflikt seines Dramas? In der „Ehre“, in „Sodoms Ende“ und in der „Schmetterlingsschlacht“ bedient er sich immer des gleichen Mittels. Durch irgendwelche äußere Umstände läßt er seine Hauptfigur aus ihrem Milieu herausfallen und in das andere Milieu hinübergreifen. So entsteht jene Zwittererscheinung des dramatischen Helden, in welcher zu gleicher Zeit der Grund zur Entwicklung von Seelenkämpfen gegeben ist. So steht Robert Heinecke zwischen dem Vorder- und dem Hinterhaus, an das Hinterhaus binden ihn die Bande des Blutes, des Sohnes und Geschwisterliebe, an das Vorderhaus seine in einem neuen Leben gewonnene Weltanschauung und die Neigung zu Leonore Mühlingh. Zwischen dem Milieu, in dem die arme, heruntergekommene, sich redlich und mühsam durchschlagende Gutspächterfamilie lebt und dem verlotterten Sohn des Börsenjobbers Barcinowsky steht Willy Janikow, gefesselt wie Robert Heinecke durch Bande des Blutes und der Liebe an sein Elternhaus, geschmiedet an Adda Barcinowsky durch die gemeinsame Schuld eines ehebrecherischen Verhältnisses. Zwischen dem Milieu des Arbeitgebers und Arbeitnehmers, zwischen der nach Männer angelnden und an der Brotrinde nagenden Gesellschaft aus dem verarmten Beamtenhaushalte der Frau Hergentheim und dem Hause des Fabrikanten Winkelmann, in dem die Tausende zusammengeschachert werden, stehen Max und Röschen, Beide durch die Bande des Blutes an das jedesmalige Elternhaus gebunden und doch hinausgestoßen aus ihrem Milieu, Max, weil ihn sein Vater einst als Kind mit der Mutter auf die Straße trieb, und Röschen, weil sie die Liebe zu Max an das Heim des reichen Fabrikanten fesselt. So werden die tiefsten Gefühle der Menschenbrust, die festesten Bande zwischen Menschenherzen, Liebe und Blutsverwandtschaft, zu den starken Trägern einer echt sozialen Handlung, die zu einem Konflikte der beiden einander gegenübergestellten Gesellschaften, zu einem sozialen Kampfe im modernen Drama bei Sudermann führen.

In ganz verschiedenen Erscheinungsformen treten diese Milieus in Sudermanns satirisch-kritischen Dramen auf, allein der soziale Grundzug, hier Besitz, dort Besitzlosigkeit,

1) Vergl. Nr. 61 und 96 der Beilage d. J.

bleibt stets der gleiche. Am schroffsten sind die Gegensätze in der „Ehre", eine ganze Welt scheint hier das Hinterhaus von dem Vorderhaus zu trennen, gemildert sind sie in „Sodoms Ende", sich nahe gerückt in der „Schmetterlingsschlacht". Die große Verschiedenheit der geistigen Bildung, die in der „Ehre" die Insassen des Vorderhauses von denen des Hinterhauses trennte, ist in „Sodoms Ende" kaum, in der „Schmetterlingsschlacht" gar nicht mehr vorhanden. Nicht von moralischer Bildung ist hier die Rede, denn moralische Bildung besitzen in diesen Dramen grundsätzlich nicht die Träger der mit Sarkasmus gezeichneten Gesellschaften, sondern lediglich die Hauptfiguren, die, aus ihrem Milieu herausgefallen, den dramatischen Konflikt zwischen den beiden Schichten zu vermitteln haben. Die tiefste gesellschaftliche Kluft trennt die Familie des zum Proletarier herabgesunkenen, das Geld für die Schande der Tochter mit Freuden annehmenden Handwerkers Heineke von der noch leidlich anständigen Familie Mühlingh. Mühlingh ist ein Mann, der sich in redlicher Arbeit ein bedeutendes Vermögen erworben hat. Für die moralische Skrupellosigkeit seines Sohnes Kurt ist er nur insofern verantwortlich zu machen, als er es dem Sohne gegenüber an dem nöthigen Ernste und der Beschränkung der diesem zur Verfügung gestellten Geldmittel hat fehlen lassen. Seine Anschauung und die seiner Familie — mit Ausnahme der Leonorens — sind gegeben durch das Milieu, dem diese Familie entstammt. Genau ebenso wie die Anschauungen des Hinterhauses durch das Milieu gegeben sind. In der meisterhaften Detailschilderung werden zwei grundverschiedene Gesellschaftsklassen, zwei sich gegenüberstehende Weltanschauungen verkörpert und einander schroff entgegengesetzt. Mühlingh würde es nicht verstehen, wenn man an ihn die Forderung stellte, die dem Proletariermädchen von seinem Sohne angethane Schande anders als durch eine Geldsumme wieder gut zu machen, und Heineke würde keine andere Genugthuung annehmen, mit solcher Freude annehmen, als jene Abfindungssumme, die in seinen Augen und in den Augen seiner Familie ein ungeahntes, unverständliches Glück bedeutet. Die Anschauung dieser beiden Hauptvertreter aus den beiden verschiedenen Milieus findet sich auch in den anderen Figuren wieder. Die gleiche Kluft trennt Frau Heineke, die arme, biedere und so naive Proletariersfrau, von der Kommerzienräthin. Dieselbe trennt auch Leonore Mühlingh von Alma Heineke und Auguste Michalsky. Hier ist eine Einigung nicht möglich. — In seinem ersten Drama hat Sudermann diese sozialen Gegensätze nicht ohne Absicht auf den Begriff der Ehre zugespitzt. Die verschiedenen Gesellschaftsklassen haben eine verschiedene Ehre, ebenso wie die einzelnen Völker, die Wilden und die Kulturvölker, verschiedene Begriffe von der Ehre haben, so philosophirt Graf Trast v. Sarberg, der allmächtige Freund Robert Heineke's. Nicht ohne bestimmte Absicht hat Sudermann dies gethan, denn seine Tendenz geht ausgesprochenermaßen dahin, den Begriff der Ehre — der, mag man ihn wenden und drehen wie man will, doch eine willkürlich zur Moral erhobene Schätzung der eigenen Person bezeichnet — durch den der Ethik näherstehenden Begriff von der Pflicht gegenüber den Mitmenschen, durch die Anwendung des Sittengesetzes auf die Person des Andern und nicht auf die eigene zu ersetzen. Herausgefallen aus ihrem Milieu sind Robert Heineke und Leonore Mühlingh. Sie Beide haben kein Verständniß für ihre Umgebung, sie Beide sind mit einem fremden Zuge ausgestattet, und aus diesem Grunde sind sie Beide zu den Trägern des Konfliktes zwischen dem Vorderhause und dem Hinterhause geworden. Fast geradeso wie in der „Ehre" liegen die Verhältnisse in „Sodoms Ende" und in der „Schmetterlingsschlacht", nur daß sich in diesen beiden Stücken die gesellschaftliche Brücke von dem einen Milieu zu dem andern leichter schlagen läßt. So finden sich auch in den beiden Stücken thatsächlich die beiden Schichten in gesellschaftlichem Verkehre miteinander. Das Haus des Börsenjobbers Barcinowsky ist ein anderes als das der großen Firma Mühlingh, das sich auf solidester Grundlage aufbaut. Barcinowsky ist ein Mann, von dem Niemand weiß, woher er eigentlich sein Vermögen hat, weil man die Leute nicht nach ihren Geheimnissen fragt, so erklärt Sudermann durch den Mund seines Sprechers in diesem Drama in unzweideutiger Weise. Der alte Janikow ist ein biederer, aber heruntergekommener Gutspächter, man kennt ihn schon aus dem Roman „Frau Sorge", nur nicht ganz so verlassen wie der Vater Paul Mayhöfers. Ein Mann, Ende der Sechzig, der bessere Tage gesehen und der sich nun für seine Familie, nicht zum mindesten für den genial faulenzenden Maler, seinen Sohn, abschinden muß. In schroffstem Gegensatz steht Ada Barcinowsky, die stündlich betrogene und aus diesem Grunde ihre Hand nach genialen Männern ausstreckende Gemahlin des Börsenjobbers, eine Schwester der Felicitas v. Kletzing aus dem Roman „Es war", und die grundbrave, in der spießbürgerlichsten, hausbackensten Anschauung ihres Milieus gehaltene Mutter Willy Janikows. Dieselbe grundehrliche, an eine Täuschung, an eine Schlechtigkeit gar nicht glauben wollende Anschauung vertreten Niemann, Kramer, Klärchen Fröhlich, das reizende Sonnenscheinchen, Willy's mit dem Tode büßendes, letztes Opfer, vertritt der ganze, spießbürgerliche Haushalt der braven Frau Janikow. Der frivolen Lebensauffassung der Barcinowskys hat eine ganze Anzahl trefflich gezeichneter Typen, die den Kreisen einer verdorbenen haute finance nahestehen, sich zu fügen. Aus ihrem Milieu herausgefallen sind Willy Janikow, der geniale, verbummelte Maler, und Kitty Tattenberg, Ada's Nichte. Auch sie verstehen ihre Umgebung nicht mehr. Dem reineren Milieu seines väterlichen Hauses, vor allem durch den verderbenbringenden Umgang mit Ada ist Willy völlig entfallen und Kitty sehnt sich heraus aus dem anrüchigen Hause der Tante, hinein in eine reinere Atmosphäre. So kommen sich Willy und Kitty auf halbem Wege entgegen, und auch sie könnten, wie Robert und Leonore, ein neues Glück in einem neuen Kreise finden, hätte Willy nicht durch die Verführung des Sonnenscheinchens, durch die er das einzig Reine, das ihm noch geblieben, die Jugendgespielin, das Elternhaus befleckt hat, die schwere Schuld auf sich geladen, die noch dazu den Verrath an dem treuesten Freunde in sich birgt und so ihm und seinem Opfer den Tod bringt. Dem Hause Mühlinghs näher, indessen kleinlicheren Verhältnissen entsprechend, ist Winkelmanns Haus in der „Schmetterlingsschlacht" gedacht. Dem alten Winkelmann fehlt jeder große Zug, ihm fehlt Mühlinghs weltgewandtes, die Menschen richtig taxirendes, sicheres Wesen, ihm fehlt auch die beispiellose Skrupellosigkeit und der Leichtsinn eines Barrinowsky. Er ist der Mann, der, nach dem er einmal sein Geld verloren, sich mit allen Mitteln emporgearbeitet hat und der nun zäh an jedem Groschen hält. Für ihn gibt es nur eine Frage: Was ist heute zu verdienen? — Die Liebe zu dem Sohne, die Liebe zu den Menschen hat ihn diese selbstsüchtige Frage gekostet. Er steht als das Haus Winkelmann, dem er und nur er allein sein charakteristisches Gepräge verleiht, als Arbeitgeber der Beamtenwittwe Hergentheim gegenüber, der Wittwe mit den Töchtern, die alle noch den Standesdünkel im Kopfe haben und auf eine reiche Partie lauern. Auf der einen Seite der geizige Arbeitgeber, auf der andern die standesstolze, auf die „Bildung" ihrer Tochter Werth legende, mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln für die Töchter nach Männern angelnde Wittwe Hergentheim. In diesem letzten Stücke sind sich die beiden Milieus schon viel näher gerückt,

als in der „Ehre" und auch in „Sodoms Ende". Aus ihrem Milieu herausgefallen sind Winkelmanns Sohn Max und Frau Hergentheims jüngste Tochter, das die Schmetterlinge malende Röschen. In diesem Stücke scheinen die beiden Hauptfiguren dazu bestimmt zu sein, nicht nur den Konflikt herbeizuführen, wie in der „Ehre" und in „Sodoms Ende", sondern auch eine Versöhnung der beiden Milieus anzubahnen. Freilich ist dies hier ein unendlich viel leichteres Stück Arbeit, als in der „Ehre" und in „Sodoms Ende", da in diesem Stücke die schwere Schuld Willy's und Ada's, in jenem der unüberbrückbare Bildungsunterschied des Hinterhauses und des Vorderhauses eine Milderung des Gegensatzes unter dem Fortbestehen der betreffenden sozialen Verhältnisse vollkommen ausschließen. Von ganz besonderem Interesse sind nun die drei weiblichen Hauptfiguren in diesen Stücken. Leonore Mühlingh, Kitty Tattenberg und Röschen Hergentheim, sie alle drei müssen neben Olga Bremer und Regine Hachelberg als schaffende Charaktere in Sudermanns Sinne genannt werden, insofern nämlich, als sie es sind, die den Vorurtheilen ihres Milieus zum Trotz der Stimme ihres Herzens und ihres Gewissens zu folgen den Muth finden, insofern weiter, als ihnen die Aufgabe zufällt oder wenigstens zufallen könnte, in der Seele ihrer männlichen Partner, in der Seele Roberts, Willy's und Maxens neue Ideale, die sie in ihrem Innern tragen, zu schaffen.

Dem satirisch-kritischen Beobachter des Lebens tritt in diesen Stücken eine Bühnenfigur zur Seite, der dieser Beobachter, nämlich der Dichter, seine Kritik in den Mund gelegt hat. Am nöthigsten erschien dem Dichter diese über die gegebenen Verhältnisse raisonnirende Figur in der „Ehre". Hier hatte sie dem Hörer des Dichters Ansicht von der verschiedenen Ehre der verschiedenen Millieus vorzutragen, und außerdem fiel ihr hier die Rolle eines deus ex machina zu. Sie hatte für Robert Heinacher eine einzig mögliche Brücke zu schlagen, auf der der Sohn des Hinterhauses in das Vorderhaus gelangen konnte, — denn nur die Millionen des Grafen Trast machen einen befriedigenden Schluß des Dramas möglich. Mit großem Geschick hat nun Sudermann diese seine raisonnirenden Personen aus dem jedesmaligen Milieu seiner Stücke herauswachsen lassen. Graf Trast, der frühere Offizier, der die Ehre gerade so gut wie das Kaffeegeschäft kennt, er paßt so genau als Raisonneur in die „Ehre", wie der cynische Schriftsteller Dr. Weiß in den verlotterten frivolen Salon der Ada Barcinowsky und der bummelige, lebenskluge Handlungsreisende Keßler in das Comptoir der Herren Winkelmann und das Chambre garnie der Wittwe Hergenthem. Für das moderne soziale Drama, insonderheit für dessen satirisch-kritische Richtung, sind gerade diese Figuren von hervorragender Bedeutung, denn sie sind die in eine Bühnenerscheinung umgesetzte, der jedesmaligen Umgebung angepaßte Vernunft des Dichters, welche die in die Erscheinung tretenden gesellschaftlichen Zustände zu wägen hat.

Während also in der „Ehre", in „Sodoms Ende" und der „Schmetterlingsschlacht" sich der von Sudermann geschaffene dramatische Konflikt aus der Gegenüberstellung zweier sozialer Milieus ergibt, liegen die Verhältnisse in seinen beiden Dramen „Heimath" und „Das Glück im Winkel" wesentlich anders, denn hier handelt es sich um einen anderen, nicht minder modernen dramatischen Kampf. Aehnlich wie in seinen Romanen kämpft auch in diesen Dramen der schaffende Charakter um das Recht seiner Individualität. Und nun richtet sich der Kampf dieser schaffenden Charaktere in diesen beiden Dramen darauf, die heiligsten Bande zu zerreißen, welche die Menschheit aneinander ketten, weil eben diese der freien Entwicklung der betreffenden Individualität eine Schranke setzen wollen. Gegen das Elternhaus mit seiner Autorität wendet sich Magda in der „Heimath", gegen die von Staat und Kirche sanktionirte Ehe Röchnitz im „Glück im Winkel". Denn vollkommen ausgebildete Ich-Naturen-Charaktere, die nur mit sich allein zu rechnen verstehen, sind Magda und Röchnitz. Frei sei ihr Weg, das ist die Forderung, die Sudermann, die sie selber an ihr Schicksal stellen. Das individuelle Recht auf eine möglichst hohe Summe von Glück, dies ist es, das die Thaten und Leiden einer Magda Schwartze, das Vorgehen eines Röchnitz bestimmt. Kein sozialer Kampf mehr im Sinne der „Ehre", kein Kampf ums Brot, wie ihn die arme Familie Janikow, wie ihn die Wittwe Hergentheim mit ihren unversorgten Töchtern führt, ist hier zu bestehen. Das Milieu, dem Magda entstammt, kennt den Mangel nicht, ihre Familie lebt in einem mäßigen Wohlstand, gerade so gut, wie man das Haus des Rektors Wiedemann, in dem Elisabeth ihr Glück im Winkel zu finden meinte, ein bürgerlich erträglich situirtes Haus nennen kann. Wie kommt es nun zu dem dramatischen Konflikt? Wie in den Romanen, so sind auch in diesen Dramen die schaffenden Charaktere ihrer Umgebung über den Kopf gewachsen. Wie dort, so handelt es sich hier um den Kampf des groß veranlagten Individuums, das die ihm durch die allzu engen Verhältnisse gesteckten Grenzen durchbricht, um sich selbst treu, um ein schaffender Charakter bleiben zu können. Am reinsten ausgebildet und am konsequentesten durchgeführt ist dieser schaffende, im Kampf um das Recht seiner Individualität stehende Charakter in der „Heimath". Aus diesem Grunde ist auch die „Heimath", wenn man von einer unverkennbaren theatralischen Mache und einer Menge von Unwahrscheinlichkeiten im Gang der äußeren Handlung absieht, das bedeutendste Theaterstück, das Sudermann geschrieben hat, denn Magda Schwartze bleibt sich selbst getreu. Gerade mit dem Moment, da sie einen leisen Anfang macht, sich selbst ungetreu zu werden, ihren obersten Grundsatz, „denn ich bin ich und darf mich nicht verlieren", zu vergessen, mit diesem Moment setzt die Handlung des Stückes, setzt Magda's Verhängniß ein. Sie ist dem Elternhaus vor Jahren entflohen, weil die Autorität des väterlichen Willens ihren Willen knebeln, weil der Vater, ihre Individualität nicht achtend, sie dem ungeliebten Manne geben wollte. Dieser erste wichtige Zug, daß Magda, um ihre Individualität zu wahren, die Heimath aufgibt und in die Ferne zieht, trennt sie prinzipiell von der weiblichen Hauptfigur im „Glück im Winkel", von Elisabeth Wiedemann, die dem ungeliebten Mann folgt, weil man sie wie eine Fremde durch die Welt stieß, weil sie sich nach einem Herrn sehnte. Elisabeth Wiedemann fehlt eben das Wichtigste, um ein schaffender Charakter im Sinne Sudermanns zu sein, ihr fehlt der Muth, ihrer Individualität zu folgen, ein Muth, dem Magda ohne Besinnen und ohne Bedingung nachgibt. Elisabeth schließt Kompromisse und zimmert sich ein Glück im Winkel zusammen, Magda weist jeden Kompromiß von sich, und da sie einen Moment vergißt, daß sie sich selbst treu zu bleiben hat, verliert sie sich selbst, um sich zu ihrem Glück im leben- und schicksalentscheidenden Augenblick wiederzufinden. Dieses ist der fundamentale Unterschied zwischen Magda Schwartze und Elisabeth Wiedemann. Nicht Elisabeth ist die Hauptperson in dem „Glück im Winkel", der schaffende Charakter, der rücksichtslos seine Individualität vertretende Repräsentant einer modernen Anschauung ist Röchnitz. Ihm fehlt die Magda an seiner Seite, die die Fesseln zu zerreißen imstande wäre. Aus diesem Grunde, weil Röchnitz allein steht, ist man am Schluß des Dramas so weit, wie man am Anfang war, denn ein Jeder muß sich sagen, daß weder die schwache Elisabeth, noch der sinnen- und willenstarke Röchnitz sich mit diesem Schluß ihres Schicksals zufrieden

geben werden. Also schon in der Handlungsweise, die vor dem Beginn des eigentlichen Dramas liegt, sind Magda und Elisabeth fundamental voneinander geschieden.

Halb aus Trotz, halb aus Wehmuth ist Magda Schwartze nach 12jähriger Abwesenheit in die Heimath zurückgekehrt. Von den Mächten der Heimath wird sie nun aufs neue gepackt. Aufs neue schlägt die väterliche Autorität sie in Fesseln, denen sie endlich nur mit knapper Noth, allein den Stachel im Herzen, entflieht. Mit dem Moment, da sie das Vaterhaus wieder betritt, verliert sie aus rein menschlichen Gründen ihre freie Selbstbestimmung, die sie nur aus rein menschlichen Gründen wieder finden kann. Allein sie findet sie wieder. Mit einem genialen Griff hat Hermann Sudermann in der „Heimath“ den Charakter der Magda Schwartze über den einer egoistischen Abenteurerin hinausgehoben und läßt mit einem Male den Altruismus mächtig in den Gang der Handlung eingreifen. Magda Schwartze ist vor Jahren in Berlin einem aalglatten Verführer zum Opfer gefallen, für das Kind aus dieser Verbindung hat sie gearbeitet und ihre nach Freiheit dürstende selbstherrliche Natur in den Dienst eines anderen Menschen, eben dieses Kindes, gestellt. Die allvermögende Mutterliebe Magda's, sie ist der geniale Zug, durch welchen der Dichter seine individualistische Figur, diese Kraft und Vollnatur, die nur sie selbst bleiben will und sich nicht verlieren darf, die sich aber beinahe schon verloren hat, zu der Höhe einer altruistischen Weltanschauung emporhebt. Die Mutterliebe, stärker als jedes andere Gefühl in Magda's Busen, die Mutterliebe, stärker in dieser Mutter als in einer anderen, die ihr Glück legitimen Beziehungen zu verdanken hat, sie verleiht ihr die Kraft, dem Verführer, der ihr nun, durch die Verhältnisse gezwungen, seine Hand anbietet, und die Stirn hat, um seine Stellung zu wahren, die Geheimhaltung des Kindes, Magda's Trennung von dem geliebten Wesen zu verlangen, diesem Schwächling die Thür zu weisen und noch einmal in individueller Größe die Bande zu zerreißen, die die Heimath, die das Vaterhaus mit seiner Autorität schon wieder um ihr Haupt geschlungen hat. Ueber die Leiche des eigenen Vaters hinweg, hinweg über die in den Staub getretene Alltagsmoral führt Magda's aufs neue errungener Weg in die Freiheit, und merkwürdig, die die Anschauungen des Vaterhauses, die die Anschauungen einer ganzen Welt in den Staub tretende, den Individualismus in seiner schroffsten Form zum Ausdruck bringende Magda Schwartze findet jetzt den Muth, ihre Ketten zu zerreißen, nicht im Pochen auf die Macht der eigenen Persönlichkeit, sondern im Dienst der hingebenden Liebe zu ihrem Kinde, also für ein anderes geliebtes Wesen als schaffender Charakter im Sinne Sudermanns. Mit dem Schluß der „Heimath“, mit dem Höhepunkt von Magda's Handeln, da sie dem egoistischen Keller die Thüre weist, da sie über die Leiche des eigenen Vaters, über das zerstörte Glück der Ihrigen den Weg zu ihrem Kinde wiederfindet, hat Sudermann nach dieser Richtung hin den Gipfel seines Schaffens erreicht, denn keiner der schaffenden Charaktere in den Romanen, auch nicht Regine, die ihr Leben dahingab, hatte den Muth, im Dienste ihrer Individualität das äußerste zu thun und alles in den Staub zu treten, wie es Magda Schwartze im letzten Akt der „Heimath“ that.

Eine ganz andere Physiognomie zeigt Elisabeth Wiedemann im „Glück im Winkel“, die nicht ihrem Naturell gemäß, nicht ihrer sozialen Stellung entsprechend verheirathete Rektorsfrau. Sie, die einen Herrn suchte, die sich ihr bißchen Glück in den Winkel schleppte, wie Elstern Blankes in den Winkel schleppen, sie ist kein schaffender Charakter im Sinne Sudermanns. Obwohl sie einen Betrug begangen, obwohl sie einen Kompromiß geschlossen, da sie den Rektor heirathete, hat sie weder den Muth, dies offen einzugestehen, noch die Kraft, ihr Schicksal heroisch zu tragen, noch die starke Individualität, die Fesseln zu zerreißen. Stünde Magda dem Röchnitz an Stelle der Elisabeth im „Glück im Winkel“ gegenüber, dann hätte das Drama einen, das moderne Gewissen befriedigenden Schluß gefunden. Aus dem Roman „Es war“ ist uns der Freiherr v. Röchnitz bekannt. Er ist der auf die Bühne getretene Leo Sellenthin mit Leib und mit Seele, der schaffende Charakter, dem leider in dem wichtigen Moment der Entscheidung der Muth der Wahrheit fehlt. — Dieser Muth der Wahrheit, der Leo Sellenthin dem Freunde gegenüber mangelt, mangelt auch dem Freiherrn v. Röchnitz trotz allen Bramarbasirens, trotz aller Kraftmeierei dem alten Lehrer und Freunde Wiedemann gegenüber. Zwar rühmt er sich, daß er dem Gegner, wie seine Vorfahren, die Raubritter, den reisenden Kaufleuten nicht aus dem Hinterhalt, sondern Aug' in Aug' die Beute entreißen wollte, doch diese Ruhmrederei ist eitel Wortgeklingel und weiter nichts. Mit Recht hält ihm Elisabeth selbst vor: „Das nennen Sie Aug' in Auge!“ — So kommt es zu keiner Auseinandersetzung zwischen den beiden Männern, die um das Weib kämpfen sollen, so findet das Stück keinen Abschluß.

Schon bei der Besprechung der Magda ist darauf hingewiesen worden, auf welch geschickte Weise Sudermann die Weltanschauung des Individualismus mit der des Altruismus in der „Heimath“ durch das Motiv der allbesiegenden Mutterliebe vermählt hat. Diese Auffassung, die leiden kann aus Liebe, die dulden kann, um den Andern zu fördern, die handelt zum eigenen Nachtheil und zum Vortheil des Nächsten, hat in dem Pfarrer Heffterdingk der „Heimath“ einen glänzenden Vertreter gefunden. Mit diesem Zuge in Magda's Herzen und mit dieser Figur des Pfarrers ist ein neues Moment in Sudermanns Dichtung in die Erscheinung getreten, von dem aus sich vielleicht seine Dichtung weiter entwickeln wird. Denn auch der Held seines letzten Dramas, der Täufer Johannes, der auf die eigene, ihm durch den Glauben an das Gesetz verliehene Kraft pochte, empfängt als letzte Botschaft und als letzte Weisheit das Evangelium von der Liebe. Diese alte und doch ewig neue Botschaft von der Liebe verkündet schon der Pfarrer in der „Heimath“. Man lasse sich nun nicht verführen und stelle dem Rektor Wiedemann im „Glück im Winkel“ dasselbe Zeugniß aus. Wiedemann ist nicht derselbe wie Heffterdingk, denn Wiedemann hat das Entbehren im Dienst und zum Heil des Nächsten nicht gelernt. Er ist nur ein Schwächling, der, überall geduckt und zurückgehalten, vor sich selbst wenig Achtung hat. Seine an Elisabeth gerichteten Trostesworte sind eitel Pathos und sein schönes Wort „bescheiden muß sich Jeder, auch der Glücklichste“, ist in seinem Munde nichts als eine hohle Phrase, denn das Beste an Elisabeth gehört dem Freiherrn und bescheiden kann sich nur der, der sein bißchen Glück aus einer reinen Hand empfangen hat.

In der „Heimath“ scheint der schaffende „Charakter“ Sudermanns sein letztes Wort gesprochen zu haben. Hier scheint man am Ende einer Entwicklungsphase des Dichters zu stehen. — Verkündet nun der Täufer eine neue Botschaft, der auf den Kommenden wartende, der selber dem Volke keine Antwort weiß? — Das ist die Frage!

Zur Geruchslehre.

Von L. Fürst (Berlin).

II.

Wir riechen der Milch das Saure, der Butter das Ranzige, alten Eiern, Fischen oder Krebsen das Faulige an und danken es dem Geruche, wenn wir solchen Genuß

vorsichtig vermeiden. Aber nicht bloß Warner ist er uns, nein, auch ein angenehmer, unsre Freude am Genuß erhöhender, das Behagen an Speise und Trank steigernder Freund. Es ist in sehr vielen Fällen nicht der Geschmack allein für unser kulinarisches Behagen maßgebend, sondern der gleichzeitig von uns mit Lust eingesogene Geruch. Die dampfenden Kartoffeln, der duftende Braten, der pikante Käse, der Kaffee, Thee und Cacao würden uns ohne das spezifische Aroma wenig munden. Für den Kenner ist der würzige Geruch des Biers, die Blume des Weins, der eigenartige Duft feinerer Liqueure, ausgesuchter Tabaksorten oft erst bestimmend und jedenfalls die Quintessenz des Genusses.

Allerdings kann auch die übermäßig feine Geruchsempfindlichkeit, die abnorme Steigerung dieser Sinneswahrnehmung einem Dauaergeschenk der Natur gleichen, das seinen Besitzer wenig beglückt. Mit einer solchen „Hyperosmie“ ausgestattet, wird er in Bezug auf den Wohlgeschmack der Nahrung viel schwerer zu befriedigen, bezüglich ihrer Qualität und Zubereitung stets zur Kritik aufgelegt sein. Kaum merkliche Gerüche, die den Normalmenschen noch nicht irritiren, sind ihm schon unerträglich, und Düfte, welche den Meisten sogar angenehm sind, verursachen solchen an Hyperästhesie der Geruchsnerven Laborirenden schon Kopfschmerzen, ja sogar Ohnmacht oder, da sie bei ihnen ungewöhnlich lange haften, ein Gefühl der Uebelkeit. Schließlich kann auch eine Vorliebe für Gerüche, die nach allgemeinem Urtheil widerlich sind, oder eine Abneigung gegen solche, welche sonst nicht als unangenehm gelten, sich bis ins Krankhafte steigern. Eigentlich ist schon die Liebhaberei mancher Personen für penetrante Gerüche, wie Moschus oder Haut-Goût, kaum noch normal zu nennen.

Uralt ist die Vorliebe für Wohlgerüche. Wenn sich die alten Gräber der Aegypterinnen aufthun, finden wir darin u.-a. Büchschen und Fläschchen mit duftendem Inhalt. Aus den Zeiten des Moses wird uns berichtet, daß er ein wohlriechendes Salböl benutzte, um den Priester zu weihen, und daß der Hohepriester auf dem Altar räucherte. Von den Brandopfern sagt Gott zu Mose: „Das ist ein Feuer zum süßen Geruch des Herrn“ und dem Aaron befahl er, auf dem Altar der Stiftshütte zu „räuchern gut Räuchwerk alle Morgen“. Und der alte königliche Frauenverehrer Salomo ruft begeistert aus: „Der Geruch deiner Salben ist schöner als alle Würze, der Duft deiner Kleider lieblicher als der Libanons.“ Auf wohlriechende Kräuter betteten die Alten Lebende und Todte, mit duftendem Oel salbten die Griechen den Körper, während die Römer Luft und Wasser des Baderaums parfümirten. So sehen wir denn, daß die orientalische Sitte oder Unsitte des Parfümirens Jahrtausende zurückreicht, und dürfen nicht zweifeln, daß die geschäftigen Phönizier sie dem Abendlande zugeführt haben. Sie hängt mit der Kulturgeschichte aller Zeiten eng zusammen und läßt sich von dem alten Rosenöl der Türken und Frangipani's Weingeistauszügen, den Vorläufern des Kölnischen Wassers, bis auf unsre Tage verfolgen, in denen sie, dank den Fortschritten der Chemie, eine hohe Entwicklung erfahren hat. Gegenwärtig wirken beim Parfümiren Mode, Eitelkeit, Gebrauch, individuelle Vorliebe und der Wunsch, bei Anderen angenehme Eindrücke anzuregen, zusammen, und — um dies nicht zu vergessen — bisweilen das Bestreben, irgend einen unangenehmen Geruch des eigenen Körpers zu verdecken. Haut, Haar, Mundhöhle sollen — abgesehen von der natürlichen Perspiration und den schwachen Dunststoffen des reinlichen, gesunden Menschen — eigentlich nicht „riechen“. Inwieweit jeder Mensch seinen ihm speziell eigenen Duft besitzt, an dem man ihn erkennt und wiedererkennt, was Jäger u. A. fest behaupten, darüber sind die Alten noch nicht geschlossen, obwohl die Sache viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ein Beispiel erzählt uns schon das Alte Testament: Als Jakob seinen blinden Vater, um sich dessen Segen zu erlisten, belog und täuschte, indem er ihm in seines Bruders Esau Kleidern das angeblich erjagte Wild vorsetzte, ließ sich der arme Alte durch den Geruch der Kleider irreführen. „Siehe,“ sagte er, „der Geruch meines Sohnes ist wie ein Geruch des Feldes, das der Herr gesegnet hat.“ Und er segnete ihn.

Hat ein Mensch einen nicht angenehmen Geruch — und leider sind nicht wenige damit behaftet —, so sucht er diese unangenehme Eigenschaft nicht selten durch Parfüm zu verbergen. Gewiß wäre eine rationelle Pflege der Körperoberfläche, der Zähne, der Mund-, Nasen- und Rachenschleimhaut mehr am Platze und auch für die Umgebung weniger unangenehm, als eine Duftwolke. Bene olet, qui non olet (Gut riecht, wer gar nicht riecht); dies alte Wort wird viel zu wenig beherzigt. Statt dessen aber werden der Körper, die Wäsche und Kleider mit Blumenextrakten und Kompositionen ätherischer Oele versorgt; es wird die Mundhöhle mit aromatischen Wässern und Pillen wohlriechend gemacht, während eine Zahnkaries ruhig daneben fortbesteht; die Zimmer werden mit Räucherungen und Zerstäubungen imprägnirt, anstatt gelüftet. Ja selbst Krankheitsstoffe glauben Manche durch stark riechende Substanzen (Wachholder, Essig, Koniferengeist, Carbol u. dergl.) vertilgen zu können. Hier handelt es sich um eine moderne Form der „sancta simplicitas“; denn wir wissen jetzt, daß infektiöse Keime oder organische Exhalationen nur durch ergiebige Reinlichkeit und Lufterneuerung, allenfalls durch kräftige Desinfektionsmittel wirklich vertilgt werden können. Dem Imprägniren des eigenen Körpers mit Geruchsstoffen, das nicht nur bei Naturvölkern, sondern gerade in den Kreisen raffinirtester Kultur beliebt ist, haftet ein gewisses ethnographisches und psychologisches Interesse an. In ersterer Beziehung mag das dem englischen Geschmack zusagende Lavendelöl, die Vorliebe des Italieners für Bergamottöl, die des Franzosen für Reseda, Orange oder Jasmin charakteristisch sein, und gewiß hat der kräftige, energische Juchtengeruch ein bestimmtes nationales Gepräge. Aber in das Psychologische schlägt es in vielen anderen Fällen, wenn Jemand bemüht ist, durch ein Parfüm den Reiz seiner Erscheinung, seines Wesens zu erhöhen, sich interessant zu machen und ein gewisses „Air“ zu verleihen. Oft besteht hier das Motiv, direkt auf die Empfindungen anderer Personen einzuwirken, von denen der Betreffende annimmt, daß ihnen ein bestimmter Duft besonders lieb sein würde.

Wir berühren hier ein Gebiet des Seelenlebens, das, obwohl seit lange bekannt, doch neuerdings wieder durch Jäger bearbeitet, aber in phantastischer Weise zu einer „Seelenduftlehre“ ausgebaut worden ist, welcher wir in ihre Luftschlösser nicht zu folgen vermögen. Immerhin haben seine Theorien einen berechtigten Kern. Es liegen ihnen altbewährte psychologische Erfahrungen zugrunde, welche es als unzweifelhaft erscheinen lassen, daß spezifische Gerüche, auch in ihrer feinsten Vertheilung, wahrgenommen werden. Ja noch mehr, sie können bestimmt seelische Vorstellungen und Regungen veranlassen, wenn auch darin die Fähigkeit einzelner Individuen großen Verschiedenheiten unterliegt. Schon in der Thierwelt ist die Ausbildung des Geruchssinns oft so bedeutend, daß sie unser Erstaunen erregt. Wenn Hunde und Schweine die stark aromatisch riechende Trüffel aufspüren, so ist dies, da hier die Stärke des Riechstoffs mit in die Waagschale fällt, kaum zu verwundern. Wenn aber der Hund seinen Herrn oder seine Herrin aus Hunderten durch den Geruch heraussfindet, so ist dies eine eminente Verfeinerung des betreffenden Sinnes, die den spezifischen Individualgeruch, so unmerklich er für den Menschen ist, mit Sicherheit erkennt, ihm auf

weitesten Strecken folgt. Daß viele Thiere einen spezifischen Ausdünstungsgeruch haben, ist bekannt. Auch das ungeübte Geruchsorgan nimmt die Eigenart mancher Thiergerüche wahr; selbst bei geschlossenem Auge lassen sich Katze, Ziege, Hirsch, Taube, Rabe, Geier, Affe, Schwein, Schlange und Fisch recht wohl unterscheiden und selbst bestimmen. Sogar Eier verschiedener Vögel sollen einen spezifischen Geruch darbieten, ebenso wie dies bei den Ställen verschiedener Hausthiere der Fall ist. Wie die Mutter- und Ammenmilch von dem Säugling ganz gut unterschieden werden, ist bekannt. Andrerseits wieder können Milcharten mancher Thiere unter dem Einflusse gewisser Futterarten spezifischen Geruch annehmen. Ferner nehmen manche Thiere leicht den Geruch ihrer Nahrung an, so daß Aas, Fische u. dgl. an dem Fleisch der betreffenden Thiere herauszuerkennen sind. Auch innerhalb derselben Thiergattung treten spezifisch ganz verschiedene Gerüche auf; so duftet der Moschuskäfer nach Moschus, der Eremitkäfer nach Juchten. Umgekehrt können die heterogensten Thiere einen und denselben Geruch entwickeln. Nach Moschus riechen z. B. außer dem genannten Käfer das Moschusthier, der Tintenfisch, der Geier, das Krokodil, und jeder dieser scheinbar gleichen Gerüche zeigt doch wieder Differenzen. Die feine Witterung des Wildes, der durch künstliche Zuchtwahl noch bedeutend gesteigerte Spürsinn des Hühnerhundes sind Beispiele dafür, daß höchst verdünnte, flüchtige Riechstoffe selbst im Freien und bei günstiger Witterung auf große Distanzen wahrgenommen und richtig gedeutet werden.

Uns Menschen ist die Wahrnehmung eines spezifischen Duftes anderer Menschen meist unbewußt; aber Thatsache ist es, daß nicht nur Haut und Haare, sondern auch Wäsche und Kleider, ja selbst sonstige Gebrauchsgegenstände und die Wohnung einer Persönlichkeit deren spezifischen, individuellen Geruch annehmen und ausströmen können. Mögen diese Riechstoffe noch so flüchtig, noch so minimal sein, sie werden doch, zumal bei leichter Bewegung der damit imprägnirten Luft, nicht nur von den Enden der Riechnerven aufgenommen, sondern auch als ganz spezifische Erregung dem Zentralorgan zugeführt, wo sie dementsprechend bestimmte Vorstellungen, Erinnerungen oder Empfindungen wachrufen. Wie das derbe Wort „Ich kann den Kerl nicht riechen“ deutlich sagt, bekunden sie zuweilen Abneigung und sind sie entschieden unangenehmer Natur. Häufiger aber sind sie angenehm und unserm Seelenleben sympathisch. Ein wahrhaft und ernstlich verliebter, schwärmender Jüngling ist glücklich, etwas zu besitzen, was seine Angebetete getragen hat, sei es nun einen Handschuh, ein Band, eine Blume, die er ihr geraubt. Alles, was von ihr herrührt, was ihr gehörte, was sie berührt hat, strömt einen ihn berauschenden Duft aus, der seinen Geist, sein Herz zu ihr hinzieht. Und wenn der liebende Ritter hinauszog in die weite Ferne, und die Schöne ihm ein Andenken aus ihrem Besitz mitgab, ein Riechfläschlein, ein Amulet, eine Schärpe oder gar eine Locke, so ahnte sie sehr wohl, daß ihn ein Aroma auch in der weiten Welt an sie fesseln, seine Treue festhalten würde. Diese tausendfach beobachtete Thatsache läßt annehmen, daß hier spezifische oder individuelle Geruchsempfindungen bestimmt psychische Vorstellungen hervorrufen, ganz wie wir dies auch da, wo die Liebe nicht im Spiele ist, häufig im Leben erfahren.

Noch nach Jahren kann uns ein bestimmtes Parfüm das Bild einer bestimmten Dame, das in unsrer Erinnerung längst verblaßt war, plötzlich wieder in lebhaften Farben hervorzaubern. Ein spezifischer Geruch kann uns an eine einst erlebte, weit zurückliegende Situation gemahnen. Schlummernde Erinnerungsbilder erwachen aufs neue. Der Duft frisch gebügelter Sommerkleider kann uns an ein ländliches Fest, Geruch frischer Stallmilch an eine Alpenwirthschaft, Harzduft des Fichtenholzes oder eine frisch getünchte Wand an eine Villeggiatur, Heugeruch an eine Landpartie erinnern. Verkohltes Holz ruft uns einen erlebten Brand, Schießpulver oder Blut einen Kampf auf Leben und Tod ins Gedächtniß. Wir riechen Weihrauch, und unser Geist versetzt sich in eine kirchliche Feier zurück; wir riechen Flundern, Seemuscheln oder Tang und gedenken eines Aufenthalts an der See; wir riechen Dünger und versetzen uns auf einen Gutshof. Honig kann uns an eine Schweizer Pension, Jodoform an einen Krankheitsfall erinnern. Zahllos sind die Beispiele solcher aus Geruchseindrücken abgeleiteter Ideenverbindungen, die sich ganz ohne unser Zuthun — für uns unbewußt — ergeben. Selbst die Morgenluft, die bekanntlich sogar nächtlich vagabundirende Geister „wittern“, die Abendluft, die Binnen- und Strandluft, die Luft eines Saales, einer Schulklasse, die des Waldes und des Feldes, einer Bergeshöhe und einer Grotte — alle haben für uns spezifische Qualitäten.

Daß wir über das Wesen der Geruchsstoffe, die meist organischer Natur sind, noch sehr wenig wissen, ändert nichts an der interessanten Thatsache, daß sie auch bei ganz nüchternen Menschen, die absolut nichts „Sensitives“ an sich haben, Lust oder Unlust erregen, und daß dies auch in der höheren Thierwelt sich wiederspiegelt. Selbst als Abschreckungs- und Vertheidigungsmittel dient manchen Thieren der spezifische Geruch. Nicht umsonst sagt man von einem Menschen: „Er steht in gutem Geruche“ und von einem andern: „Er ist etwas anrüchig.“ Nicht umsonst muß ein regelrechter Teufel, der durch den Schornstein hinausgefahren ist, einen Schwefelgeruch hinterlassen, ein wahrer Engel liebliche Düfte um sich verbreiten. Die Dichter aber besangen von jeher die ganze Skala der Gerüche, von den „linden Lüften“ und „Frühlingsdüften“ bis zum „Moderhauch der Grüfte“; Entzückung und Schwermuth schöpften sie unbewußt aus der Osmologie.

Mittheilungen und Nachrichten.

K. H. Caspari, † Pfarrer in München: **Predigten über das „Vater unser“.** Nürnberg 1898. 93 Seiten. Der Reinertrag ist für die Konfirmandenanstalt in Ortenburg bestimmt. Heerdegen-Barbeck Buchh. — Während Kögels Vaterunser-Predigten sich vorzugsweise an die Gebildeten wenden und nur von diesen verstanden werden können, ist Caspari's homiletische Betrachtungsweise für alle Volkskreise bestimmt und geeignet. Wer irgend Predigten liebt, welche sich durch Einfachheit der Form, durch Klarheit und Wärme des Inhalts auszeichnen, der findet bei Caspari volles Genüge. Seine Predigten über die Perikopen haben seinerzeit die weiteste Verbreitung im Land gefunden. Wir wünschen das gleiche Geschick auch dem vorliegenden bescheidenen Büchlein und sind dem Sohne des Predigers, Hrn. Professor Dr. Caspari in Erlangen, herzlich dankbar dafür, daß er das Manuskript der Ortenburg'schen Konfirmandenanstalt zum Geschenk gemacht hat. Mit Recht hat einer das „Vaterunser“ einmal den größten Märtyrer genannt. Caspari's Betrachtungen sind so recht geschickt dazu, das Verständniß und die Andacht für das einzigartige Gebet der Christenheit zu fördern.

Nürnberg, im Juli 1898. **Julius Schiller.**

α. **Kurze Uebersicht der Feldzüge Alexanders des Großen.** Von **Maximilian Graf York von Wartenberg**, Oberstlieutenant und Abtheilungschef im Großen Generalstab. Mit sechs Textskizzen und sechs Uebersichtskarten in Steindruck. Berlin 1897. E. S. Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung. — Eine kleine, aber inhaltreiche und auch den modernen Soldaten vielfach anregende Schrift! Aber was ist uns dieser Alexander? wird gewiß mancher Laie und selbst mancher Militär fragen. Der Autor rechtfertigt

das Studium der hier betrachteten Feldzüge, bei denen ja ganz andere militärische Verhältnisse als die unsrigen in Betracht kommen, mit dem Hinweise darauf, daß Napoleon selbst, der große Kriegsmeister, den großen Makedonier — nebst Hannibal und Caesar — als Vorbild bezeichnet und die Beschäftigung mit seinen Kriegen empfohlen hat. Und um nicht bloß in verba magistri zu schwören, ging er an die Arbeit. Aus der Betrachtung der Feldherrnthätigkeit Alexanders kommt er zu dem Schluß, daß in Bezug auf die Ausdehnung und Schwierigkeit der Kriegstheater, auf denen er kämpfte, auf die Schnelligkeit und Gründlichkeit seiner Erfolge ihm nichts an die Seite zu setzen und deßhalb der glänzende Ruhm wohlbegründet ist, nicht bloß zeitlich der erste große Feldherr der Weltgeschichte zu sein. Die Kriege jeder neuen geschichtlichen Epoche bringen neues, auch der uns etwa bevorstehende Zukunftskrieg wird eine neue Erscheinung sein; aber gerade das Studium der Feldzüge, welche unter sehr von den unsrigen abweichenden Verhältnissen stattfanden, bewahrt uns vor unwillkommenen Ueberraschungen bei völlig neuen Erscheinungen der Kriegführung, wie sie z. B. die österreichischen und preußischen Generale dem jugendlichen Bonaparte gegenüber erfuhren, weil die den Sieg verleihenden Elemente stets und überall die gleichen sind. Als solche treten in Alexanders Kriegsführung besonders hervor der unerschütterliche Siegeswille und die Kriegsenergie, Eigenschaften, deren gerade die Führer moderner Volksheere mehr denn je bedürfen. Sein Heer war ein vorzügliches Kriegsinstrument, den Asiaten weit überlegen an Organisation, Bewaffnung und Taktik, aber das stärkste Uebergewicht gab ihm die festere Disciplin und das bessere Offizierkorps. Bei den heutigen großen Volksarmeen ist die Kriegsenergie nicht mehr so sehr im Führer verkörpert und konzentrirt, wie bei Alexander; ihr Träger muß vielmehr das ganze Heer selbst sein, und darum ist es unsre Aufgabe, durch feste Friedensausbildung und Erhaltung des Offizierkorps auf seiner Höhe dem Volksheere die Spannkraft zu verleihen, welche die eigene Kriegsenergie höher steigert als die unsrer Gegner. Hierin liegen die Bürgschaften des Sieges, zumal die europäischen Armeen in Bezug auf Taktik, Bewaffnung und Organisation so gut wie gar keine Unterschiede bieten. — So wirkt das Studium der Feldzüge Alexanders auch fruchtbar und lehrreich auf die Gegenwart zurück.

γ **Ein keltischer Kalender.** Im vergangenen Jahr fand man bei Ain, in der Nähe von Coligny, in Frankreich, zahlreiche Reste einer umfangreichen Bronzetafel. Daß diese Stücke aus römischer Zeit (etwa aus dem 2. bis 3. Jahrhundert) stammten, ging aus der Schrift und aus den Zahlen hervor, die Worte waren dunkel. Doch wurde schon so viel bei der ersten Ausgabe (Comptes rendus de l'académie des inscriptions et belles-lettres 1897, 730) festgestellt, daß es sich um einen **keltischen Kalender** handle. Nun hat **Seymour de Ricci** in der Revue celtique (vol. XIX Nr. 2) die Inschrift einer erneuten Prüfung unterzogen und gelangt durch geschickte Aneinanderfügung der Trümmer zu Ergebnissen, welche das bis jetzt unbekannte Gebiet der keltischen Zeitrechnung ein wenig aufhellen. Die 12 Monate spalten sich in zwei Theile, der erste hat 15, der zweite 14 bis 15 Tage. Am Beginn der ersten Reihe steht der betreffende Monatsname, über der zweiten steht regelmäßig atenoux, worin de Ricci wohl richtig die Vollmondsnacht sieht (noux = nox = νύξ). Ohne große Mühe ließ sich die Reihenfolge der Monate ausfindig machen, und so kam für das Jahr eine Zahl von 355 Tagen heraus. Da nun der Kalender sich auf eine Reihe von mindestens 5 Jahren erstreckte, so mußte man, weil die gewöhnliche Jahreslänge zu kurz ist, irgendwo einen Schaltmonat vermuthen; es hat sich herausgestellt, daß ein solcher (ciallos genannt) alle 2½ Jahre eingeschoben wurde. Merkwürdig ist, daß links neben jedem Tage ein Loch durchgeschlagen ist; dieses diente, wie sofort richtig erkannt wurde, zur Aufnahme eines Stäbchens, welches den jeweiligen Tag anzeigen sollte. Auch finden sich bei vielen Tagen rechts keltische, oft wiederkehrende Worte eingetragen, die wahrscheinlich auf Feste und andere religiöse Handlungen hindeuten. Diese Beischriften, sowie auch die Monatsnamen werden wohl noch lange der Deutung harren; eher ließe sich herausfinden, welchen Jahreszeiten die einzelnen Monatsnamen entsprechen und inwieweit die vorliegende Zeitrechnung von der römischen abhängig ist.

-rt- **Die Erde hat die Gestalt eines Kreisels.** Dies ist, wie die New-Yorker „World" und nach ihr die „Engl. Mech. and World of Sciences" allen Ernstes versichert, das Ergebniß, zu welchem Prof. E. D. **Preston**, Mitglied, wenn wir nicht irren, sogar Leiter der amerikanischen „Coast and Geodetic Survey" auf Grund des Studiums der in der letzten Zeit in Amerika ausgeführten Gradmessungsarbeiten, besonders von Pendelbeobachtungen, gelangt sein soll. Die Erde hätte hienach nicht am Aequator, sondern (wie das bekannte Kinderspielzeug) in viel höheren Breiten, etwa in der Gegend des nördlichen Polarkreises ihren größten Durchmesser und wäre von da bis zum Nordpol nur mehr schwach gekrümmt, während sie nach dem Südpol zu (der die Spitze des Drehkreisels bilden soll) in eine Spitze auslaufen würde. Es heißt dann weiter: „All the evidence obtainable points to the conclusion, that the earth is a four-sided body. Each of the four sides is a triangle. One of these triangles has for its middle point the North Pole; the other three rectangular sides bound the rest of the planet, with one apex at the South Pole . . . Sollte die „World" diese Mittheilungen nicht etwa in ihrer am 1. April erschienenen Nummer gebracht haben?

* **Ueber eine neue Art der drahtlosen Telegraphie** schreibt die „Dtsch. Verkehrsztg.": Bei der vor Jahresfrist bekannt gewordenen Marconi'schen Telegraphie ohne Draht werden elektrische Strahlen zur Uebertragung der telegraphischen Zeichen benutzt. Ein Mangel der Marconi'schen Telegraphie liegt darin, daß die von dem Strahlenapparat und dem Sendeapparat ausgehenden elektrischen Strahlen sich nach allen Richtungen des Raumes fortpflanzen, wodurch jeder Empfangsapparat, der sich innerhalb des Wirkungsbereichs dieser Strahlen befindet, von diesen getroffen und bei geeigneter Empfindlichkeit ausgesprochen wird, weßhalb also ein Auffangen (Mithören oder Mitlesen) des Telegramms leicht möglich ist. Hr. Karl **Zickler**, Professor der Elektrotechnik an der Technischen Hochschule in **Brünn**, hat nun eine neue Art der drahtlosen Telegraphie erfunden, welche frei von diesem Uebelstande sein soll. Es wurden dabei an Stelle der elektrischen Strahlen Lichtstrahlen, welche leicht und nach einer bestimmten Richtung hin ausgesendet werden können, zur Uebertragung der Zeichen verwendet. An der Empfangsstation erfolgt durch sie die Auslösung von schwachen elektrischen Wellen, wodurch die Aufnahme bleibender Zeichen, z. B. mit Hülfe eines Morse-Apparats, ermöglicht wird. Bemerkenswerth ist noch, daß diese lichtelektrische Telegraphie ohne Draht zur Nachtzeit keine Spur der Zeichengebung an dem Strahlengange erkennen läßt. Die von Professor Zickler bisher durchgeführten Versuche, welche durch die dabei verfügbar gewesenen Mittel auf eine Entfernung von 200 m beschränkt waren, lassen die Bewältigung von viel größeren Entfernungen erwarten, und der Erfinder beabsichtigt, schon in nächster Zeit Versuche im großen mit Hülfe von Scheinwerfern auszuführen.

* **Wien.** Der Professor der Philosophie und der Geschichte der induktiven Wissenschaften an der hiesigen Universität, Hofrath E. **Mach**, ist auf einer Reise, die er zu seinem in Jena wohnenden Sohn machen wollte, vom Schlag gerührt worden und mußte von Leitmeritz aus, wo ihn der Unfall traf, nach seiner hiesigen Wohnung zurückgebracht werden. Er liegt schwer krank darnieder.

▷ **Kopenhagen,** 18. Juli. Auf Veranlassung des Karlsbergfonds, der 150,000 Kronen zu ihrer Ausrüstung bewilligte, begibt sich in den ersten Tagen des August eine **Forscherexpedition nach der Ostküste Grönlands**, um die Küste und Landstrecke zwischen dem 66° n. Br. Angmagsalik und dem 70° n. Br. Scoresby, die bisher kein Europäer und wohl auch kaum ein Eskimo durchzogen hat, zu untersuchen. Der Marineoffizier Premierlieutenant Georg **Amdrup** ist Chef der Expedition, ihn begleiten als Botaniker und Geologe cand. mag. Chr. **Kruse** und als Arzt und Zoologe cand. med. K. **Paulsen** und außerdem der Unteroffizier A. **Jakobsen** und der Seemann und Schmied S. **Nielsen**. Mit einem Schiff der grönländischen Handelsgesellschaft begeben sich die

Herren zunächst nach Augmagsalik, von wo man trotz der schweren Eismassen, die die Ostküste Grönlands sa unzugänglich machen, nach aar Einbruch des Winters eine Baatfahrt nach Norden zu machen gedenkt. Am nördlichsten Punkt, den es gelingt, zu erreichen, wird ein Proviantdepot angelegt. Als Winterquartier wird bei Augmagsalik ein Holzbau, zu dem das Material van hier mitgeführt wurde, errichtet, aber sobald das Wintereis fest genug ist, beginnt die eigentliche Forschungsreise mit Hundeschlitten über das Meereis nach Norden. Es wird für 3 Monate Praviant mitgenammen, zieht sich die Reise länger aus, müssen die Hunde geschlachtet und aerzehrt werden und die Reisenden kehren dann erst im nächsten Sammer in den mitgeführten Kajaks zurück. In demselben Sommer, also 1899, wird nach einmal eine Baatfahrt nach Norden unternammen, theils um die Untersuchungen des Winters zu veraallständigen, theils um ein neues Proaiantdepot für eine spätere Expeditian anzulegen. Darauf begibt sich Lieutenant Amdrup zunächst nach Kapenhagen zurück, aber schan im salgenden Frühjahr bricht er von neuem auf, diesmal um aan Scaaesby südlich nach Augmagsalik oorzudringen. Geht alles gut, so wird mit diesen beiden Reisen also die ganze unbekannte Strecke vom 66. bis 70. Grad nördlicher Breite durchforscht werden. — Hr. Jörgen Petersen, Varsteher der landwirthschaftlichen Schule in Dalinn hat eine Schrift herausgegeben, in der er mittheilt, daß Dänemark zur Zeit ca. 1 Millian Milchkühe besitzt, die sich folgendermaßen auf die verschiedenen Bestände vertheilen: 130,000 Bestände haben 1 bis 9 Kühe, 50,000 Bestände zwischen 10 und 99 Kühen und 650 Bestände haben mehr als 100 Milchkühe. Diese Millian Kühe praduzirt jährlich 4000 Millionen Pfund Milch und mit dem Melken der Kühe sind 200,000 Personen ganz oder zum Theil beschäftigt. Welches Stadtkind denkt wohl daran, daß das Melken eine Kunst ist, die gelernt sein will, wenn dem Landmann nicht ganz ungeheurer Schaden erwachsen sall. Es gilt die Kuh ganz auszumelken, da die letzten Strahlen die fetteste Milch geben, sa daß z. B. 172 Pfund Milch der ersten Strahlen ein Pfund Butter geben, während oan den letzten Tropfen nur 12 Pfund zu einem Pfund Butter nöthig sind. Und Hr. Petersen gibt dementsprechend eingehende Anweisungen. Vor dem Melken, sagt er, muß die Kuh zunächst „freundlich gestimmt" werden, durch liebevolles Zureden, Streicheln u. s. w. Während des Prozesses „will sie Ruhe haben", lautes Sprechen und Lärm ist zu oermeiden, „ein gutes, ermunterndes Lied dagegen ist wohl angebracht" und nach Beendigung der Arbeit „muß die Kuh wieder ein paar freundliche Worte und Liebkasungen als Dank für die Milch erhalten", denn „sie quittirt für alle Unbehaglichkeiten, indem sie weniger Milch gibt".

** **Aus Rußland.** Die unter dem Vorsitz der Gräfin Uwarow stehende kaiserliche Maskauer Archäologische Gesellschaft wendet sich mit einem Aufruf an die in der Provinz lebenden Gelehrten, die Geistlichen, Lehrer, kurz Alle, die sich für vaterländische Geschichte interessiren und fardert sie zur Mitarbeiterschaft bei dem Werke der Erhaltung und Verwerthung van Archivalien auf. Sie hat zu diesem Zweck eine besondere archäagraphische Kommission errichtet, deren Hauptaufgabe ist: die Sammlung aon Nachrichten über Archive, Studium derselben, ihres Bestandes, überhaupt aller Sammlungen historischer Dakumente. Die russischen Archive sind mit zum kleinen Theil in fachwissenschaftlicher Verwaltung, der größere Theil der kleinen Staatsarchive, wie die geeinten Sammlungen entbehrt diese ganz, nicht zum Nutzen der Geschichtschreibung Rußlands. Die russischen Historiker klagen mit Recht darüber, und die archäologische Gesellschaft schließt sich in ihrem Aufruf ihnen an, daß die privaten wie amtlichen Archive mit ihren in das 17. und 16. Jahrhundert zurückreichenden Inhalt der russischen historischen Wissenschaft fast gänzlich unbekannt bleiben. In dem Bestreben, diese archivalischen Schätze zu heben, betont also die archäologische Gesellschaft zur Infarmatian ihrer gesuchten Mitarbeiter folgendes: Wünschenswerth seien ihr Nachrichten über Dakumente aller Art, theologischen Inhalts oder palitischer, literarischer, finanzieller, militärischer, ökonamischer Gattung. Von den einzelnen Archiven sallten nach womöglich Kataloge und zwar mit möglichst spezieller Detailbeschreibung angefertigt werden unter Angabe, ob das betreffende Archiv der Benutzung zugänglich ist. Privatpersonen wie Aemler werden gebeten, etwaige Handschriften der Gesellschaft, bezw. der archäologischen Kommission, zur Prüfung gegen Rückgabe, oder, wenn das nicht angänglich ist, eine Kopie der Urkunden einzusenden. Auch den Wunsch äußert die Kammission, es möchten ihr salche Archive namhaft gemacht und mitgetheilt werden, an wen man sich wenden müsse, um die Erlaubniß zur Durchforschung der Archive zu erhalten. Die bei der Kommissian einlaufenden Beschreibungen der Archive, Kopien von Urkunden, Berichte über etwa zur Prüfung eingesandte Urkunden werden ganz oder in Abkürzung, je nach ihrem wissenschaftlichen Werth in der Zeitschrift „Arbeiten der Archäographischen Kommission" veröffentlicht. Ein spezielles Programm für die Beschreibung der Handschriften gibt die Archäologische Gesellschaft bei diesem ihrem allgemeinen Aufruf nicht, fordert aber diejenigen, die sich dieser Angelegenheit intensiver annehmen wollen, auf, sich mit ihrem Gesuch um nähere Fingerzeige direkt an die Archäologische Gesellschaft, bezw. an ihre unter dem Vorsitz des Prof. Kiopitschnikaw stehende Archäographische Kommissian zu wenden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktian der Allg. Ztg. sind salgende Schriften eingegangen:

Handausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz. Bearbeitet von Dr. Hugo Neumann. 2. Lfg. Berlin, Frz. Vahlen 1898. — Archiv für soziale Gesetzgebung u. Statistik. Hggb. von Dr. Heinr. Braun. 12. Bd. 5. u. 6. Heft. Berlin, Karl Heymann 1898. — Praktische Anleitung zur Fabrikation kahlensäurehaltiger Erfrischungs- und Luxusgetränke. Bearbeitet von Max Wender u. Prof. Dr. N. Wender. Berlin, Max Brandt; Wien, Spielhagen u. Schurich 1898. — Colmar Frhr. v. d. Goltz: Der thessalische Krieg und die türkische Armee. Eine kriegsgeschichtliche Studie. Berlin, E. Mittler u. Sohn 1898. — Geographische Zeitschrift. Hggb. v. Dr. Alfred Hettner: 4. Jhrg. 7. Heft. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — L. Mirow: W. A. Mazart. Beitrag z. Mazart-Kultus. Hildesheim, Gebr. Gerstenberg 1898. — Jahresbericht über das kgl. Theresien-Gymnasium in München für das Schuljahr 1897/98. München, Wolf u. Sahn 1898. — Dr. Jos. Schlecht: Die Pfalzgrafen Philipp und Heinrich als Bischöfe von Freising. Freising, Dr. F. P. Datterer 1898. — Max Möller: Paetische Grüße und Sprüche für Ansichtspostkarten. Leipzig, W. G. Schäffel. — Ueber die Nothwendigkeit eines Zwangserziehungsgesetzes zur Bekämpfung der jugendlichen Kriminalität. Vortrag van Dr. phil. F. Schreiber. Kaiserslautern, Eugen Crusius 1898. — Sapienti sat! Eine Klarstellung Wildunger Streitfragen aon Dr. med. B. Schmitz. Bad Wildungen, Konr. Hundt. — P. Ehmann: Die Sprichwörter und bildlichen Ausdrücke der japanischen Sprache. Theil III. Tokyo, Tokyo-Tsukiji Type Foundry 1898. — Bewußtsein und Hirnlokalisation. Vortrag van W. v. Bechterew, deutsch von R. Weinberg. Leipzig, Arthur Georgi 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Verlust der deutschen Reichsangehörigkeit durch 10jährigen Aufenthalt im Auslande.

Von Karl v. Stengel.

I.

Aus der Staatsangehörigkeit ergibt sich für den Einzelnen die Pflicht der Treue gegen den Heimathstaat und die Pflicht des Gehorsams gegen dessen Gesetze. Diese Pflichten sind nicht abhängig vom Aufenthalt im Gebiete des Heimathstaates, sondern bestehen auch fort, wenn sich der Staatsangehörige im Auslande befindet, während der Ausländer, der sich in fremdem Staate aufhält, den Gesetzen dieses Staates nur so lange unterworfen ist, als sein Aufenthalt daselbst dauert.

Wie aus Staatsangehörigkeit sich gewisse Pflichten gegenüber dem Staate ergeben, so folgen aus derselben auch gewisse Rechte, wie das Recht auf Aufenthalt im Staatsgebiete, das Recht auf den Genuß der Vortheile, die sich aus der staatlichen Gemeinschaft ergeben, das Recht auf Schutz im Auslande u. s. w.

Während das Mittelalter zu einer scharfen Ausprägung der Staatsangehörigkeit als eines bestimmte Rechte und Pflichten ergebenden Verhältnisses nicht gelangt war, und die Staatsangehörigkeit im wesentlichen durch die Beziehungen des Vasallen zum Lehensherrn, durch die Gemeindeangehörigkeit und die sich aus dem grund- und gutsherrlichen Verbande ergebenden Beziehungen ersetzt war, ergab sich mit der Entstehung großer Nationalstaaten einerseits und mit der Verdrängung des mittelalterlichen Lehens- und Ständestaates durch die moderne Staatsidee, wonach der Staat der allumfassende, seine Angehörigen unter eine souveräne Gewalt beugende, sie aber auch schützende und in ihren Interessen fördernde Verband ist, andrerseits die Nothwendigkeit, zu bestimmen, welche Personen jeweils einem einzelnen Staate angehören.

Es haben denn auch alle zivilisirten Staaten in der neueren Zeit Gesetze erlassen, durch welche genau bestimmt ist, wie die Staatsangehörigkeit erworben und verloren wird und welche einzelnen Personen hienach als Angehörige eines gewissen Staates zu betrachten sind. Eine solche gesetzliche Regelung war nicht bloß durch staatsrechtliche, sondern auch durch völkerrechtliche Gründe geboten, da die Staatsangehörigkeit Voraussetzung der rechtlichen Geltung des Individuums im internationalen Verkehr ist.

In einem Bundesstaate besteht insofern eine doppelte Staatsangehörigkeit, als der Einzelne sowohl Angehöriger eines Einzelstaates wie des Gesammtstaates ist. Gleichgültig ist dabei, ob die Angehörigkeit zum Einzelstaat, wie im Deutschen Reiche, oder die Angehörigkeit zum Gesammtstaat, wie in der nordamerikanischen Union, als die Grundlage betrachtet wird. Jedenfalls muß das Verhältniß der Einzelstaatsangehörigkeit zur Bundesangehörigkeit genau geregelt sein.

Der Norddeutsche Bund sah sich daher auch genöthigt, diese Regelung vorzunehmen; es geschah dies durch das jetzt als Reichsgesetz geltende Bundesgesetz vom 1. Juni 1870 über Erwerb und Verlust der Staats- und Bundesangehörigkeit. Dieses Gesetz hat einen doppelten Inhalt. Zunächst ist das Verhältniß der Einzelstaatsangehörigkeit zur Bundesangehörigkeit in der Weise geregelt, daß Jeder, der die Angehörigkeit in einem Einzelstaate besitzt, auch Bundesangehöriger ist.

Mit der Beantwortung dieser Frage hätte sich an und für sich die Bundesgesetzgebung begnügen können. Da aber dann die vielfach voneinander abweichenden einzelstaatlichen Gesetze über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit in Kraft geblieben wären und sich daraus sehr erhebliche Mißstände ergeben hätten, so wurde auch die Frage des Erwerbes und Verlustes der Staatsangehörigkeit in den Einzelstaaten einheitlich für den ganzen Bundesstaat geregelt, so daß auf diesem Gebiete insbesondere auch fremden Staaten gegenüber das Deutsche Reich wie ein Einheitsstaat erscheint.

Auf die einzelnen Bestimmungen des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 ist hier nicht weiter einzugehen; nur zwei Verlustgründe der Reichs- und Staatsangehörigkeit — Entlassung auf Antrag und Verlust der Staatsangehörigkeit durch Aufenthalt im Auslande — sind genauer zu erörtern, da dieselben eine besondere internationale Bedeutung haben und in Bezug auf den einen Verlustgrund — Verlust der Staatsangehörigkeit durch 10jährigen Aufenthalt im Auslande — die Bestimmungen des Gesetzes vom 1. Juni 1870 entschieden verbesserungsbedürftig sind.

Was nun zunächst die Entlassung auf Antrag anlangt (§§ 14 ff. des Gesetzes), die durch eine von der höheren Verwaltungsbehörde ausgefertigte Entlassungsurkunde ertheilt wird, so unterscheidet das Gesetz, ob der um die Entlassung Nachsuchende überhaupt seine Eigenschaft als deutscher Reichsangehöriger aufgeben und ins Ausland auswandern oder bloß von einem Einzelstaat in einen andern überwandern will. Im letzteren Falle muß dem Nachsuchenden die Entlassung aus dem Staatsverbande ertheilt werden, wenn er nachweist, daß er bereits in einem anderen Einzelstaate die Staatsangehörigkeit erworben hat, beziehungsweise (durch Abstammung) besitzt.

Will dagegen der Nachsuchende seine Reichsangehörigkeit aufgeben, so darf ihm die Entlassung nur dann ertheilt werden, wenn ihm nicht die im § 15 Abs. 2 des Gesetzes vom 1. Juni 1870 aufgeführten, durch das Interesse der Wehrpflicht und des Staatsdienstes veranlaßten Beschränkungen entgegenstehen.

Im Begriffe der Auswanderung liegt es, daß der Auswandernde seinen Heimathstaat verläßt und seinen

Wohnsitz ins Ausland verlegt. Nach § 18 des Gesetzes bewirkt daher die Entlassungsurkunde mit dem Zeitpunkte der Aushändigung den Verlust der Staatsangehörigkeit nur unter einer Resolutivbedingung. Die Entlassung wird nämlich unwirksam, wenn der Entlassene nicht binnen 6 Monaten vom Tage der Aushändigung der Entlassungsurkunde seinen Wohnsitz außerhalb des Reichsgebiets verlegt oder die Staatsangehörigkeit in einem anderen Einzelstaate erwirbt. Eine derartige Bestimmung war schon deßhalb geboten, um Scheinauswanderungen zu verhüten. Dagegen ist es vom Standpunkte des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 gleichgültig, ob der Ausgewanderte sofort eine fremde Staatsangehörigkeit erwirbt oder etwa heimathlos bleibt. Daß sich solcher „heimathlosen" Personen schließlich das Reich doch wieder annehmen muß, wird später noch darzulegen sein.

Anlangend sodann den Verlust der Staats- und Reichsangehörigkeit durch Aufenthalt im Auslande, so bestimmt in dieser Beziehung § 21 Abs. 1 des Gesetzes vom 1. Juni 1870, daß Deutsche, welche das Reichsgebiet verlassen und sich 10 Jahre ununterbrochen im Auslande aufhalten, dadurch ihre Staatsangehörigkeit verlieren. Die Frist von 10 Jahren wird vom Zeitpunkte des Austritts aus dem Reichsgebiete oder, wenn der Austretende im Besitze eines Reisepapiers oder Heimathscheins sich befindet, von dem Zeitpunkte des Ablaufs dieser Papiere an gerechnet. Sie wird unterbrochen durch die Eintragung in die Matrikel eines Reichskonsulats. Ihr Lauf beginnt von neuem mit dem auf die Löschung in der Matrikel folgenden Tage.

Nach diesen gesetzlichen Bestimmungen bewirkt einfach die Thatsache des 10jährigen ununterbrochenen Aufenthalts im Auslande den Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit. Dagegen ist es nicht erforderlich, daß der Auswanderer inzwischen eine fremde Staatsangehörigkeit erworben hat. Der Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit ist vielmehr für die Frage des Verlustes der Reichsangehörigkeit, abgesehen von dem noch zu erwähnenden Falle des Abs. 3 des § 21, völlig gleichgültig.

Daraus ergibt sich eine doppelte Folgerung: der Auswanderer verliert durch 10jährige ununterbrochene Abwesenheit im Auslande seine Reichsangehörigkeit, auch wenn er inzwischen keine andere Staatsangehörigkeit erworben hat, daher heimathlos geworden ist. Andrerseits verliert der Auswanderer erst durch Ablauf der 10jährigen Frist die Reichsangehörigkeit, auch wenn er während dieser Zeit eine fremde Staatsangehörigkeit erworben hat und daher bis zum Ablaufe der 10jährigen Frist eine doppelte Staatsangehörigkeit besitzt.

Von diesen in Abs. 1 des § 21 enthaltenen grundsätzlichen Bestimmungen läßt Absatz 3 ibid. eine Ausnahme zu. Für Deutsche, welche sich in einem Staate des Auslands mindestens 5 Jahre ununterbrochen aufhalten und in demselben zugleich die Staatsangehörigkeit erwerben, kann nämlich durch Staatsvertrag die 10jährige Frist auf eine 5jährige vermindert werden, ohne Unterschied ob sich die Betheiligten im Besitze eines Reisepapiers oder Heimathscheins befinden oder nicht. Es genügt also in diesem Fall der Ablauf der 5jährigen Frist für sich allein nicht, sondern es muß noch der Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit hinzutreten. Ferner muß ein bezüglicher Staatsvertrag vorliegen, damit der Verlust der Reichsangehörigkeit unter den angegebenen Voraussetzungen eintritt. Derartige Staatsverträge sind bekanntlich im Jahre 1868 zwischen dem Norddeutschen Bunde, dann Bayern, Württemberg, Baden und Hessen einerseits und den Vereinigten Staaten von Nordamerika andrerseits abgeschlossen worden (die sogenannten Bancroft-Verträge).

Um denjenigen Deutschen, die durch 10jährigen Aufenthalt im Ausland die Reichsangehörigkeit verloren haben, den Wiedererwerb derselben zu erleichtern, enthält § 21 in den Absätzen 4 und 5 zwei einschlägige Bestimmungen: 1. Deutschen, welche ihre Staatsangehörigkeit durch 10jährigen Aufenthalt im Ausland verloren und keine andere Staatsangehörigkeit erworben haben, kann die Staatsangehörigkeit im früheren Heimathstaate wieder verliehen werden, auch ohne daß sie sich dort niederlassen (während nach § 8 einem Nichtdeutschen die Staatsangehörigkeit nur unter der Voraussetzung ertheilt werden kann, daß er sich im Reichsgebiet niederläßt). 2. Deutsche, welche ihre Staatsangehörigkeit durch 10jährigen Aufenthalt im Ausland verloren, eine fremde aber nicht erworben haben und demnächst in das Reichsgebiet zurückkehren, erwerben die Staatsangehörigkeit in demjenigen Bundesstaat in dem sie sich niedergelassen haben, durch eine von der höheren Verwaltungsbehörde ausgefertigte Aufnahmsurkunde, welche ihnen auf Nachsuchen ertheilt werden muß.

In der Begründung des Entwurfs des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 war zu § 21 Abs. 1 bemerkt: „Die in diesem Paragraphen enthaltene, in dem größten Theil des Bundesgebiets bereits in Geltung befindliche Vorschrift, nach welcher der Verlust der Bundes-, beziehentlich Staatsangehörigkeit durch einen 10jährigen ununterbrochenen Aufenthalt im Ausland eintreten soll, ist unter einem zweifachen Gesichtspunkt von Bedeutung: in formeller Hinsicht, indem sie das Erlöschen der Staatsangehörigkeit an ein einfaches im einzelnen Fall ohne besondere Schwierigkeiten festzustellendes Merkmal knüpft, in materieller Beziehung, indem sie das durch die lange Abwesenheit thatsächlich zerrissene Band der Nationalität auch rechtlich auflöst. Eine solche Vorschrift ist unentbehrlich für ein Gemeinwesen, welches, wie der Norddeutsche Bund, die schwerwiegendsten persönlichen Leistungen von seinen Angehörigen in Anspruch nimmt. Ein solches Gemeinwesen ist es seinen im Auslande sich aufhaltenden Angehörigen schuldig, eine Frist zu setzen, nach deren Ablauf das Band der Angehörigkeit von selbst als aufgelöst gilt und mit den staatsbürgerlichen Rechten auch die Verpflichtungen gegen den Staat ein Ende nehmen. Die Gesetzgebung wird auf der anderen Seite dafür zu sorgen haben, daß diejenigen, welche ausdrücklich und mit Bewußtsein den Willen bekunden, dem Vaterland auch im Ausland dauernd anzugehören, die Möglichkeit gewährt werde, diese Absicht auszuführen. Hierauf zielt außer der Geräumigkeit der Frist an sich die Vorschrift, daß dieselbe gegenüber Inhabern von Reisepapieren und Heimathsscheinen erst von dem Zeitpunkt des Ablaufs dieser Papiere an gerechnet, sowie daß sie durch die Eintragung in die Matrikel eines Bundeskonsulats unterbrochen wird."

Diese Ausführungen sind insofern nicht erschöpfend, als sie weder die Tragweite noch den Zweck des § 21 Abs. 1 mit hinreichender Deutlichkeit erkennen lassen.

Was die Tragweite anlangt, so ist bereits hervorgehoben, daß die im Ausland befindlichen Deutschen, sofern sie nicht nach Maßgabe der §§ 14 ff die Entlassung aus dem Staatsverbande sich ausdrücklich ertheilen lassen, ihre Reichsangehörigkeit bis zum Ablauf der 10jährigen Frist behalten, auch wenn sie in der Zwischenzeit eine fremde Staatsangehörigkeit erworben haben. Infolge dessen bleiben sie bis zum Ablauf der Frist den deutschen Gesetzen, insbesondere auch den Militärgesetzen, unterworfen. Mit Recht ist daher in der Begründung darauf hingewiesen, daß Deutsche, welche sich im Auslande aufhalten, selbst wenn sie dort das Staatsbürgerrecht erworben haben, innerhalb der 10jährigen Frist wie die Rechte, so auch die Pflichten eines Deutschen behalten und zur Erfüllung der letzteren, namentlich in Beziehung auf den Kriegsdienst, herangezogen, bezw. wegen unterlassener Erfüllung bestraft werden können.

Aus der Tragweite der in § 21 Abs. 1 enthaltenen Bestimmung ergibt sich auch der Zweck derselben: es soll verhütet werden, daß Wehrpflichtige sich durch bloße Auswanderung, also lediglich thatsächliche Verlegung des Wohnsitzes ins Ausland, der Erfüllung ihrer Pflicht entziehen. Erst nach Ablauf der 10jährigen Frist hört mit dem Verlust der Staatsangehörigkeit auch die Wehrpflicht auf. Wie die Entlassungsurkunde nach § 15 des Gesetzes einem Auswanderungslustigen nur ertheilt werden darf, wenn keine aus der Wehrpflicht sich ergebenden Beschränkungen entgegenstehen, so soll, mit Rücksicht auf die Wehrpflicht, der Verlust der Reichsangehörigkeit erst nach Ablauf einer 10jährigen Frist eintreten, selbst wenn der Betreffende in der Zwischenzeit eine andere Staatsangehörigkeit erworben hat.

Die deutsche Gesetzgebung steht mit den beiden Sätzen: 1. Die Staatsangehörigkeit geht durch bloßen Aufenthalt im Auslande während einer bestimmten Zeit verloren; 2. der Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit bewirkt nicht den Verlust der Angehörigkeit des Heimathstaats, so ziemlich allein, wenn auch einige Gesetzgebungen, wie z. B. die österreichische, den Verlust der Staatsangehörigkeit durch Aufenthalt im Auslande kennen.

Was zunächst den zweiten Satz anlangt, so steht die überwiegende Mehrzahl der Staaten auf dem Boden des sogenannten französischen Prinzips (art. 17 code civil: „La qualité de Français se perdra par la naturalisation acquise en pays étranger“), während nur wenige Staaten, in der Hauptsache lediglich Deutschland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, „die Prätension erheben, die Nationalität ihrer Bürger auch nach effektuirtem Uebertritt in einen fremden Staatsverband fortdauern zu lassen“.

Daß dieser Grundsatz, nach welchem der Deutsche eine doppelte Staatsangehörigkeit besitzen kann, leicht zu Verwickelungen mit fremden Staaten führt, haben die jahrelangen Streitigkeiten zwischen Preußen, dessen Gesetz vom 31. Dezember 1842 bereits diesen Grundsatz enthielt, bezw. dem Norddeutschen Bunde und den Vereinigten Staaten von Nordamerika über die Behandlung deutscher Wehrpflichtiger, welche ausgewandert, aber vor Ablauf der 10jährigen Verlustfrist wieder in ihre Heimath zurückgekehrt waren, bewiesen. Diese Streitigkeiten wurden durch die bereits erwähnten Bancroft-Verträge beigelegt, in welchen von deutscher Seite im Widerspruch mit dem obigen, bis dahin festgehaltenen Grundsatze den Vereinigten Staaten gegenüber anerkannt wurde, daß durch den Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit die bisherige verloren gehe. Außerdem hat der Abs. 3 des § 21 auch für die Zukunft den Abschluß von Staatsverträgen gleichen Inhalts wie die Bancroft-Verträge für zulässig erklärt.

Es ist hiedurch wohl festgestellt, daß der Standpunkt des deutschen Rechts, daß durch den Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit die bisherige nicht verloren geht, auf die Dauer nicht haltbar ist und daß es sich daher empfiehlt, gesetzlich zu bestimmen, daß der Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit den Verlust der Reichsangehörigkeit zur Folge hat. Es kann dabei auch noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Gesetz vom 1. Juni 1870 selbst insofern auf dem Standpunkt der Unzulässigkeit des Besitzes einer doppelten Staatsangehörigkeit steht, als nach § 21 Abs. 4 und 5 der Wiedererwerb der Reichsangehörigkeit für diejenigen Deutschen, die dieselbe durch ununterbrochenen Aufenthalt im Auslande verloren haben, nur dann erleichtert ist, wenn sie nicht inzwischen eine fremde Staatsangehörigkeit erworben haben.

August Sperl.

Von Julius Schiller (Nürnberg).

Es hängt wohl mit der Nervosität unsres Zeitalters zusammen, daß man sich heutzutage für gewisse Denker und Dichter, Vorgänge und Erscheinungen schneller begeistert, als dies früher der Fall war. Der Deutsche der Gegenwart scheint in dieser Beziehung etwas vom romanischen Blut in sich aufgenommen zu haben. Dies kann einen Vorzug, es kann aber auch eine Schwäche bedeuten. Letzteres dann, wenn die Begeisterung der Ernüchterung weichen muß und das gespendete Lob in Tadel sich verwandelt. Wie manche Denker sind bei ihrem ersten Auftreten jubelnd begrüßt worden als Sterne erster Größe! Aber ihr Glanz war bald vorüber und Niemand spricht mehr von ihnen. Andere wiederum dringen nur langsam in der Gunst des Publikums durch. Aber der Kreis der Zuhörer wächst von Jahr zu Jahr, neue Freunde kommen zu den alten, bis eine unübersehbare Schaar jedes neue Werk mit Dank und Freude entgegennimmt.

Die starke Konkurrenz, welche der Büchermarkt jahraus, jahrein sich selbst macht, trägt wohl die Schuld daran, daß der Name des Amberger Archiobeamten August Sperl bis heute noch nicht so allgemein bekannt ist, wie er es verdient.

Seit Scheffel, Freytag und Konrad Ferdinand Meyer ist uns kein Schriftsteller begegnet, der uns in gleicher Weise angezogen hätte wie der Genannte. August Sperl gehört einem alten bayerischen protestantischen Pfarrersgeschlecht an. Das verleugnet er auch nicht in seinen Büchern. Aber da ist nirgend das Religiöse Tendenz, sondern ganz ungesucht kommt die tiefe Sittlichkeit, welche der christlichen Religion eigen ist, und das reiche Gemüth, welches gewiß auch dem Verfasser persönlich innewohnt, zum Ausdruck. Es gibt Schriftsteller, welche durch ihren Geist imponiren, und andere, welche — man verzeihe den Ausdruck — mit ihrer Seele schreiben. Bei Sperl trifft beides zusammen. Das Lesen seiner Bücher wirkt wahrhaft bildend und veredelnd. Ohne es auszusprechen, ja ganz ohne Absicht appellirt er an das Gewissen seines Lesers. Jede tiefere Natur hat eine eigenartige Anziehungskraft und Ueberredungskunst. Auch der Verfasser gehört zu diesen Naturen. Wenn das wahrhaft Sittliche von beiden Richtungen, dem Optimismus und dem Pessimismus, etwas besitzt und den Mittelpunkt zwischen diesen Gegensätzen trifft, so spiegelt sich auch dieses in Sperls Werken wieder. Dabei ist seine Sprache, seine ganze Darstellungsweise ebenso originell wie lebendig, ebenso geistvoll wie herzansprechend. Bei einem Archivar denkt man unwillkürlich an Aktenstaub, Detailstudien und vielleicht auch an etwas trockene Luft. Aber unser Verfasser versteht es in ganz seltener Weise, das Ergebniß seiner Studien für Jedermann anziehend zu gestalten. Da ist auch Realismus, aber ein Realismus im besten Sinn des Wortes, nicht der jener modernen Naturalisten, welche das Leben in seiner philisterhaften Alltäglichkeit behandeln, die schale, kahle Wirklichkeit mit peinlicher Genauigkeit zergliedern und schildern und dabei mit Vorliebe bei den Schmutzflecken verweilen, da sie den Geschmack des vornehmen Pöbels genau kennen. Ganz anders Sperl in seinen Werken. Nicht ein einziges unreines Wort, nicht eine schlüpfrige Wendung oder Anspielung kommt aus seiner Feder. Er ist kein Schönfärber, der die Schwachheiten, Thorheiten, Mängel und Laster der Menschen übersieht. Vielmehr zeichnet er mit Vorliebe Größe und Edelmuth, Vorzüge und Tugenden, auch diese nicht im Vergrößerungsspiegel, sondern in getreuen, innerlich wahren Weltbildern.

I.

„Die Fahrt nach der alten Urkunde. Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigrantengeschlechtes“ (München, C. H. Beck 1898) hat in ganz kurzer Zeit die dritte, unveränderte Auflage erlebt. Mit Recht wae der Verfasser durch dieses Buch in der Gesellschaft der gebildeten Kreise sofort eingeführt.

Wie wechselt doch der Geschicke Lauf! Das ist sein Thema. Zur Zeit der hussitischen Wirren ist ein deutschböhmischer Edelmann wegen seiner Treue gegenüber dee Kirche aus der Heimath vertrieben worden. Seine Nachkommen würden mühelos das verlorene Erbe erlangen, wenn sie sich entschließen könnten, in die römische Kirche zurückzukehren. Aber ihre Liebe zum evangelischen Bekenntniß, ihe fester Charakter bewahrt sie vor der Verleugnung iheer religiösen Ueberzeugung. Sie sind heldenmüthig genug, alle Beweise ihrer hohen Abkunft zu vernichten. Nur ein kunstvoll gemaltee Stammbaum bleibt übrig, von dem ein Theil abgeschnitten wird. Alles andere ist dem Untergang geweiht. Jahrhunderte sind verflossen, da erwacht in einem Sprossen desselben Geschlechts der brennende Wunsch, den verloren gegangenen Rest des alten Pergaments wenn möglich zu finden, und er macht sich auf die Fahrt nach dee alten Urkunde. Die beiden Heraldiker, Vater und Sohn, wandern über Berg und Thal, sie finden auch so manche Spuren, welche auf die Ahnen hinweisen, abee die Urkunde selbst finden sie nicht. Sie sind darüber nicht unglücklich; ist doch ihrem Geschlecht der höchste Adel, die Treue, im Laufe der Zeiten nicht verloren gegangen! Dieser Treue begegnen sie im Herrenschlosse wie in der Arbeiterhütte, im Studir- wie im Amtszimmer. Ihre Fahrt war also doch keine ganz vergebliche. Bald malt uns der Verfasser einfache Genrebilder, jetzt wieder moderne Noth und Verirrung; in bunter Aufeinanderfolge drängen sich die Bildee, aber dem aufmerksamen Leser geht dee Faden deßhalb doch nie verloren. Ueber allen Schicksalswechsel erhebt sich der Glaube an die göttliche Vorsehung. Wer unter den Lesern nur nach augenblicklicher Erregung und nach flüchtiger Unterhaltung hascht, der wird das Buch enttäuscht weglegen; denn dieses setzt andere Leute voraus. Wem das Buch nicht gefällt, der spricht sich selbst sein Urtheil. Schon ist dies Werk in vielen Häusern eingebürgert. Wir wissen bestimmt, daß es seinen Wanderzug noch lange fortsetzen wird.

Es sei gestaltet, ein paar Proben aus den allgemeinen Betrachtungen zu geben, welche uns die Eigenart Sperls so recht erkennen lassen.

Wo läuft nun die „Geschichte“? fragt einmal der Verfasser (S. 30). Auf den großen Straßen? Auf dem Wirrsal von kleinen Wegen? Auf beiden! Auf den großen Königsstraßen nicht mehe wie auf den kleinen Pfaden, auf denen die Masse der Geschlechter kämpft und leidet, lacht und weint, lebt und stirbt, ihren Zweck zu erfüllen. Und auf beiden ist sie gleich groß, gleich wunderbar zu schauen; denn die Sonne blitzt nicht nur schön auf dem blanken Helm und auf der goldenen Krone, sondern auch im kleinen Thautropfen am schwankenden Blatte, der Wind bläst nicht nur in die rauschenden Heerfahnen, er streicht auch über das grüne Gras am Wege, und der zornige Blitz fällt nicht nur die Eiche — er zerstört auch das stille Nest des Vogels, dee sich in ihren Aesten geborgen hatte.

Was sind die Völker der Erde seit Anbeginn anderes als ein gewaltiges Pendel! (S. 62.) In geoßen Schwingungen werden sie von einer unsichtbaren Macht hin und her getrieben, steigen empor, sinken zurück, steigen wieder empor, um wieder zu sinken; und wir fühlen die mächtigen Bewegungen, wir jubeln über den unaufhaltsamen Fortschritt, wenn das Pendel steigt, wir klagen und wissen nicht, woher dee Rückschritt kommt, wenn das Pendel fällt, und wähnen doch, daß bei alledem unendliche Wege zurückgelegt werden — weil wir nicht wissen, daß es seit Anbeginn nur Schwingungen gibt. Hoch oben, über dem ruhelosen Pendel, ist wohl auch eine Uhe; denn wozu wäre sonst das Pendel? — Es ist die Weltenuhr, die Niemand kennt. In großen Schwingungen geht es unten auf und niedee und rückt doch nicht vom Platze; droben aber schreiben langsam die großen Zeigee und künden die Zeit und den wirklichen Fortschritt. Wie kurzsichtigen Menschen erkennen die Zeigee und die Ziffern nicht, sie stehen zu hoch über uns. Abee in weiten Zwischenräumen fällt auch dort oben der Hammer auf die Glocke, und ihe heller Klang ist in allen Ländern zu hören.... Das Pendel schwingt. Die Zeigee schreiben. Das Korn wird in die Eede gelegt. Weiß denn das Korn von seiner Zukunft? Weiß das Korn, daß es schon im kommenden Sommer die goldene Aehre sein wird, die sich im Sonnenschein wiegt? Laßt uns doch klug werden!

Dr. R. König hat unsee Buch „ein Hohelied der Treue“ genannt. (S. 159:) Sei treu! so lautet eine Stelle in ihm. Die Treue gleicht einem Edelsteine, dee im Lichte lag und alle Strahlen der Sonne in sich aufsog. Hernach leuchtet er im Dunkeln mit all dem fremden Glanze. Nach allen Seiten streckt sich die Treue, alles im Menschenleben umspannt sie: das Herz bewahrt sie, daß es rein bleibt, sie neigt es hin zum Feinde und tilgt den Haß und aus einee anderen Welt hat sie ihee Kraft.

Ueber die sozialen Kämpfe ruft der Veefasser (S. 83) aus: Merkwürdige, schneidende Gegensätze! Ich weiß ja gar wohl, sie müssen vorhanden sein, sie sind in der Natur der menschlichen Unvollkommenheit tief begründet; ich weiß auch sehr wohl, daß gerade in den großen Städten unendlich viel geschieht zu ihree Ausgleichung. Und doch besuche ich sie nicht gern, diese großen Metropolen. Wenn ich so fremd hereinkomme, dann sehe ich nur die Gegensätze in dem schrecklichen Gewühle und höre mitten in dem sinnverwirrenden Lärm des Verkehrs gar viel halbunterdrücktes Weinen und Klagen. Das verleidet mir alle Freude an dem bunten Treiben, ich sehe das Bild, aber ich sehe nur die häßlichen Schatten. Ich gehe durch die breiten Straßen als ein Fremder, ich blicke empor an den hohen Häusern, ich trete vielleicht auch dann und wann in die engen, düsteren Höfe und betrachte die massigen Hinterhäuser, ich beobachte, wie die Glücklichen so unbekümmert durch die Menge der Unglücklichen hinschreiten, ich schaue, und es graut mir.

Ich weiß freilich, daß das ganze Leben eine lange, lange Kette solchee unsäglich harter Gegensätze bildet. Die Stadt schuf all den Zwiespalt nicht, der ist viel älter, der war schon da, lange ehe die erste Stadt gebaut wurde. Im Dorfe sind diese Gegensätze, in der Familie sind sie, ach, im eigenen Herzen liegen sie dicht nebeneinander: hier, in diesem Winkel, sitzt die Freude, dort kauert das Elend, hiee wohnen die guten Gedanken, dort, dicht daneben, schlafen die bösen Geister, du darfst sie nue wecken, dann stehen sie auf, mächtig groß, und erschrecken dich und verderben dich vielleicht. Ja, nicht nue in den großen Städten gibt es dunkle Plätze und Gassen.

Hören wir schließlich noch Sperl über die „Liebe“ (S. 180): Liebe, du hundertblätterige Blume aus der andern Welt, mit deinem viel mißbrauchten Namen! Liebe, die wir mit unseen harten Herzen niemals ganz erfassen und begreifen und üben können, sondern immer nur stückweise, blattweise!

Unbewußt bist du, wenn das Kind jubelnd die Aermchen um den Hals der Mutter schlingt, gluthroth bist du, wenn das junge Weib ihr Haupt an der Brust des Gatten birgt

und ihr Leben mit dem seinen verbindet, selbstlos bist du, wenn der Mann freudig sein Blut für das Land der Väter verspritzt, heilig bist du, wenn der Samariter sich in Mitleid herabneigt. Wäre ich aber ein großer Bildhauer und es sagte mir ein Gewalthaber dieser Erde: „Stelle der Liebe ein Standbild, daß man es weithin sieht in meinen Ländern!" — ich nähme den Marmor und gäbe ihm durch meine Kunst die arme kümmerliche Gestalt, das faltige Antlitz und die großen Augen jener alten Mutter, wie sie mit ausgebreiteten Armen, mit schwankenden Schritten dem erstaunten (todtgeglaubten) Sohn entgegenging und unverständliche, thörichte Worte lallte; und wäre ich in der That der große Bildhauer, so müßte Jeder sagen: „Das ist die unbewußte, die glühende, die selbstlose, die heilige — die Mutterliebe!"

Ja die Liebe (S. 135) ist ewig! Prometheus stahl das Feuer und schenkte es den Menschen, daß sie sich schützen möchten vor der Kälte und aus dem rohen Wesen emporarbeiten, so erzählt die Sage. Die ewige Eroberung aber hat den mächtigen Strom der Liebe in die Menschenwelt geleitet, und der Strom fließt unaufhörlich, er ist auch in den dürrsten Zeiten niemals versiegt, unsere Ahnen haben aus seinen Fluthen geschöpft, wir sitzen an seinen Ufern, und die fernsten Geschlechter werden sich noch aus seinen Wassern stärken. Zeit und Leid sind so vergänglich — aber die Liebe, die Liebe ist ewig.

II.

Otto Harnack hat bei der Besprechung der Sperl'schen Urkundenfahrt gemeint, der Verfasser dürfte sich zweifellos auch an höhere Aufgaben wagen, und Sperl hat sich zureden lassen. Nicht lange, und es entstand ein wunderbar schöner geschichtlicher Roman (Dichtung nennt ihn der Verfasser): Die Söhne des Herrn Budswoj. (Zwei Bände. München, Beck 1897.)

Wir haben hier wieder einmal einen geschichtlichen Roman in großem Stil vor uns, der den bedeutendsten deutschen historischen Romanen würdig an die Seite gestellt werden kann. Die verschiedenartigsten Empfindungen und Gefühle des menschlichen Herzens kommen zum Ausdruck. Ist es gleich jene Zeit des Mittelalters, in welcher vielfach Dunkelheit über den Völkern lagert und die Kultur trauernd in den Hintergrund tritt, so fehlt es doch auch damals nicht an Charakteren. Das Evangelium ist noch eine Macht, freilich nicht in der herrschenden Kirche, wohl aber bei einzelnen Stillen im Lande, welche die Lehre der Waldenser sich zu eigen gemacht haben und mit ihrem Blut für ihre religiöse Ueberzeugung einstehen. Köstliche, fein empfundene, stimmungsvolle Lieder sind in das Ganze eingewebt. Die Geschichte selbst spielt in dem Böhmerland mit seinen unergründlichen Wäldern und hochragenden Burgen, mit seiner hunderthürmigen Hauptstadt und seinem majestätischen Königsschloß. Die Stunde des mächtigen und kühnen Recken Ottokar, des Böhmenkönigs, hat geschlagen. An seine Stelle tritt das Habsburgische Haus, dessen Vertreter zum obersten Grundsatz: „Glück ist Macht" erhebt. Bei den Mitteln, zur Macht zu gelangen, verfährt er nicht sehr wählerisch. Moralische Bedenken kennt er nicht. Seine Klugheit und Menschenkenntniß läßt ihn über alle Feinde Herr werden. Auch die letzten mannhaften Glieder des alten deutschen Heldengeschlechts der Witigonen: Hawisch, Witigo und Wog können wider Rudolf von Habsburg nicht aufkommen. Der tapfere Hawisch unterliegt dem listigen römischen König, welcher „die Kühlen, die Abwägenden, die Wagenden, die allzeit Vorwärtskommenden" sich zum Muster genommen hat und seinen Schwiegersohn, den unfähigen, jugendlichen König Wenzel, bestimmt, den kühnen Hawisch in die Falle zu locken, die dessen Verderben wird. Hawisch selbst ist der Mittelpunkt des ganzen Romans, der ein Heldenepos in Prosa ist. So verschieden die drei Söhne Ludwigs sein mögen: in ihrer Tapferkeit, in ihrem brüderlichen Zusammenhalten gibt keiner dem andern etwas nach. Witigo's Ruf: „Und wenn wir untergehen, dann gehen wir unter in Gottes Namen!" ist ganz der Ausdruck seiner heldenhaften Gesinnung. Nur eine vorübergehende jugendliche, schwärmerische Anwandlung hat Wog auf kurze Zeit in das Kloster führen können. In der Marchfeld-Schlacht, deren Schilderung an homerische klassische Darstellung erinnert, zeigt sich Wogs Heldennatur. Der Tapferste bis zur Tollkühnheit bleibt Hawisch. Die Mutter, Frau Berchta, hat keine leichte Aufgabe, den Jungen zu erziehen. Aber neben seinem stürmischen Wesen, das gleich auf den ersten Blättern uns bange machen muß und sein endliches Schicksal uns ahnen läßt, wohnt doch auch ein tiefes Gemüth, ein warmes Herz in ihm. Herrliche Frauengestalten fehlen dem Roman in keiner Weise. Diemut, die Gattin des Hawisch, ist ein entzückendes Wesen. Ihr ist es gegeben, kurz vor ihrem Tode im Traum das Geschick des Geliebten zu durchleben: „Ich weiß, es war heller Tag. Da wuchsen dir auf einmal Flügel, weitmächtige Flügel, und du warst ein großer Falke. Der stieg empor und flog langsam über die Wälder, hinein nach Böhmen, und ich sah eine große Stadt mit Thürmen und Mauern und Thoren, alles in der Dunkelheit, und sah, wie sich der Falke niederließ auf den höchsten von allen Thürmen — und auf einmal sah ich ihn gar nicht mehr, der Thurm war leer, ich verlor den Athem und schloß die Augen...." Hawisch, der Held ohne Falsch, der es verschmähte, seines Herzens Gedanken auf dem Angesicht zu verleugnen, der, hundertmal getäuscht, doch immer wieder den Menschen vertraute, war zu gut für diese Welt. Das Böhmervolk, zweistämmig, doppelsprachig, verfeindet unter sich bis in seine Wurzeln, verdiente solch einen Fürsten nicht.

Noch möchten wir den Verfasser gegen einen Vorwurf in Schutz nehmen. Man hat gesagt, bei den in sich abgeschlossenen Einzelbildern mache seine Erzählung oft den Eindruck der Zerstückelung. Wir haben dies nicht finden können. Freilich verlangt das großartige Werk die ganze Aufmerksamkeit des Lesers. Wer es hieran nicht fehlen läßt, der hat den größten Genuß. Die dramatischen Bilder, hervorquellend aus tiefer, sittlicher, idealer Lebensauffassung, machen das Werk zu einem seltenen Familienbuch, das Jedermann immer wieder mit Freuden hervorholen wird.

III.

Das letzte Werk, welches der bekannte Verlag Beck in München in diesen Tagen herausgegeben hat, ist „ein Sang" von Sperl: Fridtjof Nansen. (151 S. brosch.) Jeder Knabe weiß heute etwas von dem kühnen Norweger, dem Nordpolfahrer Nansen. Da lag es ja nicht allzufern, diesen Helden im Lied zu verherrlichen. In wechselndem Versmaß, je nach der zu beschreibenden Scene, führt uns der Dichter in 26 Abschnitten die Großthat Nansens von der Abreise bis zur Rückkehr vor. Das Epos ist so reich an Schönheiten aller Art, daß wir nicht wissen, ob wir der landschaftlichen Schilderung der wundersamen Heimath Nansens oder der ergreifenden Darstellung der wechselnden Stimmungen seines Helden den Vorzug geben sollen. Die höchste Befriedigung hat uns der Abschnitt „Im Schnee vergraben" (S. 99—119) gewährt. Hier philosophirt Sperl über des Menschen Thun und Leben, Glück und Schicksal in solch tiefer, weihevoller Weise, daß unser Nordpolfahrer fast zu sehr idealisirt erscheint. Seine Betrachtung über Welt und Mikrokosmos schließt ohne jede Dissonanz ab, sie klingt so versöhnlich, so feierlich aus, daß auch der Oberflächliche einer solch fein religiösen Stimmung sich kaum ganz wird entziehen können.

Wie ergreifend klingt auch Nansens Sehnsucht nach Heimath und Familie durch die ganze Dichtung!

„Wer will fragen, was es nütze?
In des Lebens Nacht herein
Müssen doch die Sterne funkeln,
Ideale müssen sein!"

Diese Strophe (S. 10) könnte dem ganzen Werk als Motto vorgesetzt werden; denn sie bildet das Leitmotiv. Wenn ein Goethe sein eigenes Sehnen, Suchen und Ringen im „Faust" niedergelegt hat, so fühlen wir es auch Sperl nach: er bietet uns sein Eigenes, und zwar das Beste, was er mittheilen kann. Welches Werk Sperls wir daraufhin anschauen mögen, immer und überall haben wir den Eindruck des Ungesuchten und Ungekünstelten, des Originellen und — was wir am höchsten schätzen — des wahrhaft Idealen. So viele Bücher in unsern Tagen auf den Markt geworfen werden mögen, es sind nicht allzuviele, welche solche Anerkennung für sich in Anspruch nehmen können. Um so dankbarer müssen wir dem Verfasser dafür sein, daß er seine schöne Gabe, unbeirrt um Gunst oder Mißgunst der Menge, in den Dienst des Idealismus stellt und dazu beiträgt, seine Leser in ihrem Streben nach wahrer Sittlichkeit und innerer Vertiefung zu bereichern und zu unterstützen.

Noch ein Wort über H. Heine's Geburtsjahr.

Von Hermann Hüffer.

Das „Magazin für Literatur" vom 18. Juni d. J. enthält einen längeren Aufsatz „Heine's Geheimniß" von Franz Held. Es wird darin ausgeführt, Heine's Eltern hätten das Geburtsjahr ihres Sohns vom 13. Dezember 1797 auf den 13. Dezember 1799 verlegt, um dadurch seine uneheliche Geburt zu verdecken. Die Ehe sei erst im Jahre 1798 abgeschlossen worden, und das „orthodoxe Rabbinat" in Düsseldorf habe die Aufnahme des jungen Paares in die jüdische Gemeinde deßhalb so sehr erschwert, weil es „nach dem stadtbekannt gewordenen Fehltritt" in „zelotischer Muckerei" kein „verirrtes Schaf" in der Gemeinde habe dulden wollen. Auch die demüthigende Zurücksetzung, die Heine in der Familie seines reichen Onkels habe erfahren müssen, die Geringfügigkeit des ihm bestimmten Vermächtnisses und die späteren Streitigkeiten, alles sei auf den Makel seiner Geburt zurückzuführen.

Wäre diese Behauptung unzweifelhaft richtig, so würde doch der frivole Ton, in welchem sie vorgetragen wird, die schärfste Rüge verdienen. Sie erweist sich aber Jedem, der mit den Verhältnissen einigermaßen vertraut ist, als ganz unhaltbar. Die Jahreszahl 1798 — genauer das Datum des 6. Januar 1798 — welche Hr. Held in der Biographie Heine's von Proelß S. 9 gefunden hat und für durchaus beglaubigt erklärt, beruht in Wahrheit auf einer Angabe Maximilian Heine's in seinen „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie", Berlin 1868, S. 7. Dies Buch ist aber gerade in Bezug auf die Familienverhältnisse, insbesondere auf Daten, durchaus unzuverlässig. Schon die von Strodtmann in der „Deutschen Rundschau" (1877, Bd. XII, S. 93 ff.) veröffentlichten Briefe von Heine's Mutter lassen deutlich die Hindernisse erkennen, welche die Rabbiner 1796, also lange vor Heine's Geburt, der Verbindung zwischen Samson Heine und Peira v. Geldern entgegenstellten. Am 8. November 1796 kann die Braut aber melden, der Widerstand sei glücklich überwunden, und man müßte schon danach annehmen, die Ehe sei Ende 1796 oder Anfang 1797 zum Abschluß gekommen. Der letztere Zeitpunkt wird aber ganz unzweifelhaft durch drei von Gustav Karpeles in der Zeitschrift „Der Abend" am 24. März 1892 veröffentlichte Urkunden.[1]) In der ersten, datirt vom 31. Januar 1797, unterzeichnen Samson Heine als Bräutigam und Betty Geldern als Braut eine Vereinbarung mit Betty's verheiratheter Schwester Brunelle. Einige Tage später schreibt Samson Heine eigenhändig: „Bescheinige hiemit von wegen der Erbschaft meines verstorbenen Herru Schwieger Vatter Medicin Doktors vom Geldern, weder an meiner Schwägerin Johanna vom Geldern noch an ihre Afecten unter keinerley Vorwande etwas zu fordern zu haben. So geschehen zu Düsseldorf, den 8. Febr. 1797." Eine dritte Urkunde vom 5. Februar 1787 erwähnt ausdrücklich „Beierle v. Geldern und respect. ihren Ehemann S. Heine" als Mitkontrahenten. Die Ehe des Paares muß also zwischen dem 31. Januar und 5. Februar 1797 stattgefunden haben, und da wir zudem — von Maximilian Heine S. 135 mitgetheilt — ein Gedicht Heine's zum Hochzeitstage seiner Eltern besitzen, das vom 1. Februar 1813 datirt ist, so läßt sich der erste Februar 1797 mit vollkommener, urkundlicher Sicherheit als Hochzeitstag der Eltern feststellen.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß Heine's Eltern, wäre die Ehe wirklich erst am 6. Januar 1798 zustande gekommen, gar keine Veranlassung hatten, die Geburt ihres Sohnes gleich um zwei Jahre zu spät anzusetzen. Von dem Verfahren des Hrn. Held nur ein Beispiet unter vielen. Ein Hauptargument gegen das Geburtsjahr 1799 findet er darin, daß Heine 1815 die Universität Bonn bezogen habe. Er kommt zu diesem Schlusse, weil die Bonner Immatrikulationskommission 1819 (d. h. bei dem wirklichen Eintritt Heine's) erwähnt, er habe bis 1814 das Gymnasium zu Düsseldorf besucht. Bekanntlich wurde die Bonner Universität 1818 eröffnet! Hr. Held hätte in seiner Quelle, dem angeführten Buch von Proelß, von S. 22 nur wenige Seiten weiter blättern dürfen, um über Heine's Universitätsjahre ausführliche Nachrichten zu finden. Daß Artikel wie der des Hrn. Held in Deutschland zu Papier gebracht werden, ist schon bedauerlich genug; aber noch weit mehr muß es befremden, daß ein namhaftes deutsches Blatt und sogar ein „Magazin für Literatur" ihnen seine Spalten preisgibt!

Es sei gestattet, hier noch ein Kuriosum zur Sprache zu bringen. Aus dem bekannten Buche von Georg Brandes „Das junge Deutschland" erscheinen eben im Verlage von H. Barsdorf in Leipzig die Uebersetzung der Abschnitte über Börne und Heine, mit einer Vorrede des Verlegers, in zweiter Auflage. — S. 88/89 finden sich im Text 17 Zeilen aus meinem Aufsatze: „Wann ist Heinrich Heine geboren?" im Dezemberheft der „Deutschen Rundschau" S. 460, so gut wie wörtlich abgedruckt: Bemerkungen über Kompositionen Heine'scher Gedichte. Statt aber auf meinen Aufsatz oder auf das von mir benutzte und angeführte Buch von Karl Hessel „Dichtungen von Heinrich Heine" S. 340 ff zu verweisen, citirt der in der zweiten Auflage nicht mehr genannte Uebersetzer als Quelle „Rassen, Neue Heinefunde S. 28", wo nur ein flüchtiger Hinweis auf Kompositionen Heine'scher Lieder in einem von J. B. Rousseau 1840 verfaßten Artikel zu finden ist. — S. 109 wird ohne jede Angabe einer Quelle aus der „Deutschen Rundschau" die dort zum erstenmale ausgesprochene Ansicht wiederholt, „man habe Heine 1816, um ihm als noch nicht wehrpflichtig das Recht der Auswanderung aus Preußen zu verschaffen, für zwei Jahre jünger ausgegeben". Wenn aber S. 113 das Bonner Prüfungszeugniß für Heine herangezogen wird, das ich 1878 in den Mittheilungen „Aus dem Leben Heinrich Heine's" S. 102 veröffentlichte, so verweist der Uebersetzer

[1]) Meinem Aufsatze „Heine auf dem Lyceum und Gymnasium in Düsseldorf" in der Beilage vom 11. Juni muß ich beifügen, daß Hr. Karpeles in jenen „Neuen Veröffentlichungen über Heinrich Heine" sich auch zugunsten des Geburtsjahres 1797 ausgesprochen hat.

wieder auf „Nassen, Neue Heinefunde S. 19“. Die Erklärung erhält man vielleicht, wenn man auf der Rückseite des Umschlags die „Neuen Heinefunde von J. Nassen“ im Verlage von H. Barsdorf angepriesen findet. Aber es wäre interessant zu erfahren, auf welchem Wege in den Text eines Werks von Georg Brandes eine Stelle gerathen ist, die manchem Leser als ein Plagiat erscheinen könnte.

Mittheilungen und Nachrichten.

ex. **Die kirchenrechtlichen Entscheidungen des Reichsgerichts, der bayerischen obersten Gerichtshöfe auf dem Gebiet des gemeinen Kirchenrechts und des bayerischen Staatskirchenrechts.** Von Dr. **Georg Schmidt.** München 1897. J. Schweitzer Verlag (Joseph Eichbichler). — Mehr als einmal habe ich an dieser Stelle schon der Ansicht Ausdruck gegeben, daß von allen auf der Universität gelehrten Disciplinen der Jurisprudenz keine in ihrer gegenwärtigen Form unhaltbarer und einer gänzlichen Umgestaltung bedürftiger sei als jene des Kirchenrechts. Nirgends ist der Gegensatz zwischen Theorie und Praxis so scharf wie hier. Wer mit den besten Kenntnissen von alledem, was ihm die Universität als Kirchenrecht gelehrt hat, in die Praxis eintritt, wird sich der ersten besten kirchenrechtlichen Frage gegenüber zum Jammern hülflos sehen. Er gleicht einem, der den Prozeß des Reichskammergerichts studirt hat und nun die neue Zivilprozeßordnung anwenden soll. Scholae didicit non vitae; er weiß, was war, aber nicht, was ist. Auch die Lehrbücher, so hervorragend einzelne darunter durch ihren wissenschaftlichen Werth sind, leiden durchgehends an dem Mangel, daß sie Gewesenes und Bestehendes schwer unterscheidbar ineinander mischen. Nach einem Werk wie das Georg Schmidts, das, von allem Geschichtlichen absehend, nur der Gegenwart Rechnung trägt, haben sich Alle, die Kirchenrecht anwenden mußten, seit langem gesehnt. Hier gewinnt man endlich Klarheit. Nicht Dissertationen werden hier geboten, sondern Feststellungen; nicht Meinungen, sondern positive Sätze. Auf einem so unsicheren Gebiet, wie es das Kirchenrecht des letzten Jahrhunderts ist, hat die Rechtsprechung eine eminente Macht; die res judicata gilt nahezu als Gesetz. Diese in den verschiedensten Publikationen zerstreuten Erkenntnisse zu sammeln, war eine mühevolle, aber sehr verdienstliche Arbeit. Sie kann und muß als Grundlage für die nothwendige Umbildung der kirchenrechtlichen Vorlesungen auf der Universität dienen, bei denen im Gegensatz zu der jetzt üblichen Methode das geltende Recht die Hauptsache, das frühere, so interessant es vom juristischen Standpunkt aus sein mag, die Nebensache werden muß.

D. Den neueren großen Sammelwerken auf dem Gebiete der nationalökonomischen Wissenschaft: dem Schönberg'schen Handbuch der politischen Oekonomie, dem Handwörterbuch der Staatswissenschaften reiht sich ein im Verlage von Gustav Fischer (Jena) erscheinendes „**Wörterbuch der Volkswirthschaft**“ an, welches zum Herausgeber den früheren Professor der Nationalökonomie zu Breslau, jetzigen vortragenden Rath im preußischen Kultusministerium Dr. Elster hat. Der erste Band desselben liegt vor uns; sein Titelblatt verzeichnet die Mitarbeiter, sämmtlich Namen mit gutem Klang in der Nationalökonomie: Prof. Dr. v. **Below**-Marburg, Prof. Dr. M. **Biermer**-Greifswald, Prof. Dr. van der **Borght**-Aachen, Prof. Dr. Karl **Bücher**-Leipzig, Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Ludwig **Elster**-Berlin, Geh. Med.-Rath Prof. Dr. **Flügge**-Breslau, Prof. Dr. **Fuchs**-Freiburg i. Br., Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Frhr. **von der Goltz**-Bonn, Privatdozent an der Universität Dr. Karl **Grünberg**-Wien, Privatdozent Dr. Max v. **Heckel**-Würzburg, Forstmeister Dr. **Jentsch**-Hann.-Münden, Bergrath **Lengemann**-Clausthal, Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. **Lexis**-Göttingen, Bibliothekar Dr. Paul **Lippert**-Berlin, Professor Dr. **Lotz**-München, Professor Dr. **Mischler**-Graz, Landgerichtsrath Dr. **Neukamp**-Göttingen, Prof. Dr. **Pierstorff**-Jena, Prof. Dr. **Rathgen**-Marburg, Hofrath Prof. Dr. **Schanz**-Würzburg, Dr. **Schott**, Vorstand des Statist. Amts, Mannheim, Prof. Dr. **Sering**-Berlin, Dr. **Wirminghaus**, Syndikus der Handelskammer, Köln, Konsul Dr. **Zimmermann**-Berlin, Prof. Dr. **Zuckerkandl**-Prag.

Das Werk soll, wie der Herausgeber bemerkt, in erster Linie den **Studirenden** als Hand- und Lehrbuch dienen und unter ihren Bildungsmitteln eine Lücke ausfüllen helfen. Zugleich aber soll es ein Rathgeber sein für alle, die den wirthschaftlichen und sozialen Fragen der Zeit mit Interesse folgen. Das Vorwort schließt mit den Vorworten: „Möchte das Wörterbuch, welches in gedrängter Kürze eine im besten Sinne populäre, aber zugleich streng wissenschaftliche Darstellung des volkswirthschaftlichen Wissens der Gegenwart bieten will, welches nicht im Dienste irgend einer Partei steht, sondern eine wissenschaftliche Betrachtung der wirthschaftlichen und sozialen Entwicklung des Volkslebens und der einzelnen Institutionen zu bringen sucht, eine freundliche Aufnahme finden und volkswirthschaftliche Belehrung in die weitesten Kreise tragen.“ Erwähnen wollen wir noch als besonderen Vorzug des Werkes das erfolgreiche Bestreben, bei jedem Artikel auch der volkswirthschaftlichen Entwicklung und Gesetzgebung des **Auslandes** besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden; erst dadurch gewinnt man vielfach das rechte Licht für die Beurtheilung unsrer eigenen Verhältnisse.

Man kann nur dem Wunsch Ausdruck geben, daß das vorliegende Werk dasselbe Schicksal habe wie sein Vorgänger aus demselben Verlage, das „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“, welches in kurzer Zeit vergriffen war. Einige Gewähr hiefür bietet der ungemein billige Preis des Werkes.

fb Als Sonderabdruck aus den „Beiträgen zur klinischen Chirurgie“ liegt uns eine Abhandlung des Tübinger Professors und Generalarztes à l. s. des württembergischen Armeekorps, Dr. v. **Bruns**, vor, welche sich mit der „**Wirkung der Bleispitzengeschosse**“, der bekannten und berüchtigten englischen „Dum-Dum-Geschosse“, beschäftigt. Die Schießversuche wurden bei Entfernungen von 25—50, 200, 400 und 600 m mit dem deutschen Ordonnanzgewehr M. 88, sowie mit der Mauser'schen Selbstladepistole angestellt, und zwar dienten Leichentheile zum Objekt, von denen fast ausschließlich die Extremitäten beschossen wurden, da die Schußverletzungen derselben den geeignetsten Maßstab zur Vergleichung mit der Wirkung anderer Geschosse, speziell der Vollmantelgeschosse, abgeben. Das wichtigste Ergebniß, zu dem Bruns gelangt ist, daß die aus kleinkalibrigen Gewehren geschleuderten Bleispitzengeschosse bei Nahschüssen bis auf 200 m Entfernung Verletzungen machen, die schwerer sind als alle bisherigen Gewehrschußwunden, während auf weite Entfernungen die Vollmantelgeschosse bedeutend wirksamer sind. Den höchst interessanten Text dieser Abhandlung illustriren vorzüglich ausgeführte Abbildungen, die theils auf photographischen, theils auf Röntgen-Aufnahmen beruhen und einen klaren Einblick in die furchtbare Zerstörungskraft gewähren, welche diesen Geschossen innewohnt.

-t. Vor ungefähr 7 Jahren erschien die erste Ausgabe der in einem ägyptischen Grabe gefundenen **Schrift des Aristoteles über das Staatswesen der Athener.** Seitdem hat an der Wiederherstellung und Erklärung der Reste ununterbrochen ein großer Kreis von Gelehrten gearbeitet, doch mußte immer noch einzelnes unsicher und dunkel bleiben. Das lag vor allem an der schwer entzifferbaren Kursivschrift. Nun hat sich Prof. U. **Wilcken**, einer der besten Kenner von griechischer Papyrusschrift, einer Neuprüfung der Rolle unterzogen, mit ziemlichem Erfolg. Es gelang ihm, eine Reihe von neuen Buchstaben, und damit manchen neuen Anhaltspunkt zu Ergänzungen zu finden, wobei sich sehr deutlich zeigt, wie glücklich man schon vorher ergänzt hat. Denn manche Vermuthungen, besonders von Blaß, sind nun als richtig bestätigt worden. Ganz sichergestellt sind jetzt die Ausführungen des Aristoteles über die Art und Weise der Richterabstimmung auf Seite 35 der Rolle. Danach erhielt jeder Richter zwei Stimmsteine, einen ganzen zugunsten des Klägers, und einen durchlöcherten zugunsten des Angeklagten. Zwei Urnen waren aufgestellt, was die eine enthielt, war gültig, die Stimmsteine der anderen waren ungültig. Da nun alle Richter in jede der beiden Urnen einen Stein werfen mußten, so war die Stimmenabgabe eine völlig geheime.

* Die „Berl. Korrespondenz“ schreibt: Aus den Beständen der Nationalgalerie werden zur Zeit Gemälde in größerer Anzahl, sowie einige Skulpturen an Provinzialsammlungen abgegeben und einzelne Werke zur Aufstellung in anderen öffentlichen Gebäuden überwiesen. Den Anlaß dazu hat die Neuordnung der Nationalgalerie geboten, bei welcher die Ausscheidung eines Theils der vorhandenen Werke unvermeidlich war, um der Sammlung im ganzen eine würdige, den Eindruck der Ueberfüllung vermeidende Erscheinung zu sichern und eine Anordnung zu ermöglichen, welche die ausgestellten Werke zur vollen künstlerischen Wirkung gelangen läßt. Zugleich wird durch die Abgabe guter Kunstwerke an die Provinzen einem Wunsch entsprochen, welcher von vielen Seiten zum Ausdruck gebracht ist. Die Werke, welche aus der Zentralsammlung in die Provinzialgalerien übergehen, werden dort in anderer Umgebung von neuem ihre anziehende und belebende Kraft bewähren, den Sinn für Kunst anregen und heben und die Freude an den Schöpfungen der heimischen Künstler auch in andere, weitere Kreise tragen. Bei der Auswahl der abgegebenen und zurückbehaltenen Werke ist der Gedanke leitend gewesen, daß in der Nationalgalerie die verschiedenen Stadien unsrer neueren Kunstentwicklung durch charakteristische Beispiele zu veranschaulichen sind und vor allem solche Werke der deutschen Kunst einen würdigen Platz und eine dauernde Stätte finden sollen, denen ihr hoher künstlerischer Werth eine von dem Wechsel der Zeitströmungen unabhängige, bleibende Bedeutung sichert.

* Unter der Leitung des Direktors des Leipziger zoologischen Instituts, Professors Dr. Karl Chun, des Nachfolgers Leuckarts, geht am 1. August die Deutsche Tiefsee-Expedition nach langen Vorbereitungen von Hamburg aus in See. Ein Stab von 10 Naturforschern wird hiebei auf Kosten des Reichs wichtige biologische, ozeanographische und bakteriologische Forschungen vornehmen. Die Expedition ist auf etwa 10 Monate berechnet und wird namentlich die Küsten Afrika's, die antarktische Region und den Indischen Ozean durchforschen. Die erste Deutsche Tiefsee-Expedition, die mit dem trefflichsten wissenschaftlichen Apparat ausgerüstet ist, verdankt bekanntlich einem Immediatgesuch des Professors Chun an den Kaiser ihr Entstehen.

* **Wien.** Zum Nachfolger des verstorbenen Professors der Mineralogie an der hiesigen Universität Dr. Albrecht Schrauf wurde der Professor desselben Faches an der Prager deutschen Universität Dr. Friedrich Becke ernannt. Professor Becke, sowie der zum Nachfolger des Hofraths Dr. Eduard Hanslick ernannte Professor Dr. Guido Adler von der Prager deutschen Universität werden ihre Lehrthätigkeit an der Universität mit Beginn des nächsten Wintersemesters eröffnen. Die durch den Tod der Professoren Dr. Friedrich Müller, Hofrath Dr. Johann Bühler und Hofrath Dr. Ritter v. Kerner-Marilaun erledigten Lehrkanzeln dürften erst im nächsten Sommersemester besetzt werden. Der außerordentliche Professor Dr. Fritsch wurde interimistisch mit der Abhaltung der Vorlesungen und Leitung des botanischen Museums betraut. Die Professoren Hofrath Dr. Max Büdinger und Hofrath Dr. Karl Schenkl werden noch das „Ehrenjahr“ absolviren und dann von ihren Lehrkanzeln scheiden. Schließlich wird gemeldet, daß der Professor der Archäologie Hofrath Dr. Friedrich August Otto Benndorf, der zum Direktor des neucreirten österreichischen archäologischen Instituts ernannt wurde, aus dem Professorenkollegium ausscheiden wird. — Die internationale Versammlung von Nahrungsmittelchemikern und Mikroskopikern findet Mittwoch, den 27. d. M., in der Universität unter dem Vorsitz des Präsidenten Hofrath Professors Dr. Ludwig statt. — Von anderen österreichischen Universitäten ist zu melden, daß der Privatdozent Dr. Hans Schreuer zum außerordentlichen Professor des deutschen Rechts und der österreichischen Reichsgeschichte und der Privatdozent Dr. Gustav Rolin zum außerordentlichen Professor der romanischen Philologie, Beide an der deutschen Universität in Prag, sowie der Privatdozent an der Universität in Catania, Dr. Emanuel Carnevale, zum außerordentlichen Professor des österreichischen Strafrechts und Strafprozesses an der Universität in Innsbruck ernannt wurden.

* **Utrecht.** An der hiesigen Universität ist Frln. Dr. Katharina van Tussenbroek, die schon seit einigen Jahren Mitglied der ärztlichen Prüfungskommission ist, zur Professorin der Gynäkologie ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Gustav Wolff: Beiträge zur Kritik der Darwin'schen Lehre. Leipzig, Arthur Georgi 1898. — Gustav Fritzsche: Ansprachen bei Lehrlings-Aufnahmen und -Entlassungen und Meister-Aufnahmen der Innungen. 2. Aufl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898. — Adam Mickiewicz: Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Litauen. Uebersetzt von Siegfried Lipiner. 2. Aufl. Ebd. 1898. — Bruno Eelbo: Die Traum-Elben. Ein Märchenfestspiel. Ebd. 1898. — Prof. Dr. Kurt Lampert: Das Leben der Binnengewässer. 8. Lfg. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz 1898. — Karl Volkmar Stoy's kleinere Schriften und Aufsätze, mit einer Einleitung von Dr. Karl Andreä, herausgegeben von Dr. Heinrich Stoy, 1. Band. Mit dem Bildniß K. V. Stoy's. Leipzig, W. Engelmann 1898. — Dr. Heinrich Stoy: Pädagogik der Schulreise. Ebd. 1898. — Friedrich Schottmüller: Walters Fahrt ins Leben, eine Dichtung aus der Revolutionszeit 1848/49. Pforzheim, Robert Kayser 1898. — Bericht über das Schuljahr 1897—1898 der deutschen Schulanstalten der evangelischen Gemeinde zu Bukarest. Bukarest, Institut „Elzevir“ 1898. — Saling: Börsen-Jahrbuch 1898/99. Berlin, Haude u. Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling) 1898. — Dr. Richard Weyl: Vorträge über das Bürgerliche Gesetzbuch, 1. Bd. München, Oskar Beck 1898. — Das bayerische Vereinsgesetz vom 26. Februar 1850, hggb. von Eugen Frhr. v. Sartor. Ebd. 1898. — Die Bauordnung vom 31. Juli 1890 für die Landestheile rechts des Rheins mit Ausnahme Münchens, hggb. von Dr. Ferdinand Englert. Ebd. 1898. — Meyers Kleines Konversationslexikon, 6. Auflage. 1. Bd., 2.—9. Heft. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1898. — Dr. E. Peschel u. Dr. E. Wildenow: Theodor Körner und die Seinen. 2 Bde. Leipzig, E. A. Seemann 1898. — Cooks Reisehandbuch über Norwegen, Schweden und Dänemark. Erste deutsche Ausgabe. Leipzig, Kommissionsverlag von Gustav Fock 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Verlust der deutschen Reichsangehörigkeit durch 10jährigen Aufenthalt im Auslande.

Von Karl v. Stengel.

II.

Während der Grundsatz des deutschen Rechts, daß die Reichsangehörigkeit durch Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit nicht verloren geht, aus Gründen des internationalen Rechts nicht wohl haltbar ist, liegt die Sache bei dem Grundsatz, daß die Reichsangehörigkeit ohne weiteres durch einen 10jährigen Aufenthalt im Auslande verloren geht, wesentlich anders. Gegen denselben werden Gründe nationaler Politik geltend gemacht.

Schon bei Berathung des Entwurfs des Gesetzes vom 1. Juni 1870 wendete sich der Abg. Miquel gegen die Vorschrift des § 21 Abs. 1 indem er hervorhob, daß hier ein Grundsatz zur Geltung gebracht sei, welchen eine Nation, die sich selbst achtet, nicht in die Gesetze schreiben dürfe, und daß auch, soviel ihm bekannt, keine andere große Nation einen solchen Grundsatz gesetzlich ausgesprochen habe. Im Sinne dieser Ausführungen war auch auf Antrag des Abg. Braun bei der zweiten Berathung des Gesetzentwurfs dem § 21 Abs. 1 folgende Fassung gegeben worden: „Norddeutsche, welche das Bundesgebiet verlassen, eine fremdländische Staatsangehörigkeit erwerben und sich 10 Jahre lang ununterbrochen im Auslande aufhalten u. s. w.“ Bei der dritten Lesung wurde jedoch die ursprüngliche Fassung des § 21 Abs. 1 wieder hergestellt, nachdem der Präsident des Bundeskanzleramts erklärt hatte, daß der § 21 Abs. 1 in der demselben bei der zweiten Lesung gegebenen Fassung für die verbündeten Regierungen unannehmbar sei.

Im Zusammenhang mit dem Erstarken des nationalen Bewußtseins unter den Deutschen im Auslande in den letzten Jahrzehnten ist jedoch die Bestimmung, daß Deutsche durch die bloße Thatsache des Aufenthalts im Auslande ihre Reichsangehörigkeit verlieren, gerade von im Ausland lebenden Deutschen sehr scharf kritisirt worden. Auch im Reichstag ist im Frühjahr 1895 von den Abgg. Hasse, Arnim u. Gen. die Abänderung des § 21 des Gesetzes vom 1. Juni 1870 im Sinne einer Erschwerung des Verlustes der Reichsangehörigkeit beantragt worden. Bei Berathung dieses Antrags beklagte Antragsteller Hasse, daß das Deutsche Reich durch seine Gesetzgebung und Verwaltung es seinen im Ausland befindlichen Angehörigen so leicht wie möglich mache, ihre Reichsangehörigkeit zu verlieren, obwohl es im Interesse eines selbstbewußten und mächtigen Reiches liege, möglichst lange über seine Angehörigen die Verfügung zu behalten.

Ebenso hat sich auch der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft in seiner am 28. Juni d. J. zu Danzig stattgehabten Sitzung mit der Frage beschäftigt und folgenden Beschluß gefaßt: „Durch das Präsidium beim Herrn Reichskanzler dahin vorstellig zu werden, daß den gesetzgebenden Organen des Reichs der Entwurf eines Gesetzes betr. Abänderung des Gesetzes über die Erwerbung und den Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit vorgelegt werde, wodurch der Grundsatz sichergestellt wird: Ein Deutscher kann die Reichsangehörigkeit nur auf seinen eigenen Antrag verlieren.“ Dieser Beschluß verlangt also eine Aenderung des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 dahin, daß Deutsche durch Aufenthalt im Auslande ihrer Reichsangehörigkeit nicht mehr verlustig gehen sollen, da dieser Verlust nicht bloß ohne ihren Antrag, sondern sehr häufig auch gegen ihren Willen eintreten wird.

Ehe auf diesen Beschluß genauer eingegangen wird, mögen einige allgemeine Erwägungen vorausgeschickt werden.

Bei den heutigen internationalen Verkehrsverhältnissen kann kein Staat daran denken, den Grundsatz zur Geltung bringen zu wollen, der bis zum Jahre 1870 in England galt, daß die Staatsangehörigkeit überhaupt nicht aufgegeben werden könne. Gegenüber dem jetzt anerkannten Grundsatz der Auswanderungsfreiheit kann der Staat denjenigen Auswanderern, die die Entlassung aus ihrem bisherigen Staatsverbande nehmen wollen, dieselbe nicht verweigern. Wohl aber muß jeder Staat, der die Macht besitzt, seine im Auslande befindlichen Angehörigen zu schützen, wünschen, daß dieselben möglichst lange ihre Angehörigkeit zum Heimathstaate aufrechterhalten. Es entspricht dies nicht bloß dem nationalen Selbstgefühl, sondern ist auch durch naheliegende politische und wirthschaftliche Gründe geboten.

Von diesem Standpunkt aus muß in der That eine gesetzliche Bestimmung, wie sie sich im § 21 Abs. 1 des Gesetzes vom 1. Juni 1870 findet, als verfehlt erachtet werden.

Allerdings kann der Deutsche den Verlust der Reichsangehörigkeit dadurch abwenden, daß er sich in die Matrikel eines Reichskonsuls eintragen läßt. Allein damit ist nicht viel geholfen; denn in sehr vielen Fällen wird von dieser Eintragung, die jährlich erneuert werden muß und daher für die Betheiligten mit Belästigungen und auch Auslagen verbunden ist, theils aus Nachlässigkeit, theils auch aus Unkenntniß mit den betreffenden gesetzlichen Vorschriften kein Gebrauch gemacht.

Daß auch durch die in § 21 Abs. 4 gegebene Möglichkeit der Wiedererlangung der Reichsangehörigkeit nicht viel erreicht werden kann, ist klar, denn ganz abgesehen davon, daß die Wiederverleihung der Reichsangehörigkeit nur gewährt werden kann, nicht muß, wird vorausgesetzt, daß der Betreffende um die Wiederverleihung nachsucht. Daß dies aber noch öfter unterlassen wird, als die Erneuerung der Eintragung in die Konsulatsmatrikel, liegt auf der Hand.

Infolgedessen gibt es viele ehemalige Reichsangehörige, die auf Grund des § 21 Abs. 1 des Gesetzes ihre Reichsangehörigkeit verloren haben. Haben dieselben in der Zwischenzeit eine fremde Staatsangehörigkeit erworben, so kommen sie natürlich für das Reich nicht weiter in Betracht. Ist dies nicht der Fall, so gehen sie auch an und für sich das Reich nichts weiter an, und sie haben namentlich kein Recht mehr auf den Schutz des Reichs. Trotzdem ist der Zusammenhang dieser Personen mit dem Reich keineswegs vollständig gelöst.

Zunächst kann sich das Reich nicht weigern, solche Personen wieder bei sich aufzunehmen, wenn dieselben ihm als unterstützungsbedürftig von einem fremden Staate überwiesen werden, denn das Völkerrecht kennt keine Heimathlosigkeit, sondern behandelt Personen, die ihre bisherige Staatsangehörigkeit verloren, eine neue aber nicht erworben haben, grundsätzlich als Angehörige des früheren Heimathstaates.

Aber auch das deutsche Recht betrachtet diese Personen in gewissen Beziehungen noch als deutsche Reichsangehörige. So wird z. B. nach der Instruktion vom 1. Mai 1872 zum Reichsgesetz über das Konsulatswesen denjenigen Personen, welche früher einem der zum Reiche gehörigen Staaten angehört haben, deßgleichen Abkömmlingen solcher Personen im türkischen Reiche einschließlich Aegypten, Rumänien und Serbien, China und Japan durch die deutschen Konsulatsbehörden Schutz gewährt.

Ferner bestimmt § 11 des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874, daß Personen, welche das Reichsgebiet verlassen und die Reichsangehörigkeit verloren haben, eine andere Staatsangehörigkeit aber nicht erworben oder wieder verloren haben, wenn sie dauernd ihren Aufenthalt in Deutschland nehmen, gestellungspflichtig sind und nachträglich ausgehoben, im Frieden jedoch nicht über das vollendete 31. Lebensjahr im Dienste zurückgehalten werden können. Dies gilt auch von den Söhnen ausgewanderter und wieder in das Reich zurückgekehrter Personen, sofern die Söhne keine andere Staatsangehörigkeit erworben haben.

Die Mißstände, welche sich aus der Anwendung des § 21 Abs. 1 ergeben, zeigen sich nicht bloß bei den Deutschen, die sich in außereuropäischen Staaten aufhalten, sondern treten im internationalen Verkehr zwischen dem Reiche und seinen Nachbarstaaten ebenso hervor. So hat schon Hasse im Reichstag darauf hingewiesen, daß die Deutschen in Rußland sehr häufig rechtlos seien, weil sie durch längeren Aufenthalt in Rußland zwar ihre Reichsangehörigkeit verlieren, die russische aber nicht erwerben. Ebenso kommt es bei dem regen Verkehr, in dem Süddeutschland mit Oesterreich und der Schweiz steht, nur zu oft vor, daß bayerische, württembergische oder badische Staatsangehörige, die sich lange Zeit in Oesterreich oder der Schweiz aufhalten, aber nicht daran denken, die österreichische oder schweizerische Staatsangehörigkeit zu erwerben, ihrer deutschen Staatsangehörigkeit verlustig gehen und daher heimathlos werden.

Wenn sonach das Gesetz vom 1. Juni 1870 dringend einer Abänderung bedarf, so liegt es wohl am nächsten, sie in der Weise vorzunehmen, daß die 10jährige Verlustfrist gestrichen, andrerseits aber an den Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit der Verlust der Reichsangehörigkeit geknüpft wird. Es würden auf diese Weise nach jeder Richtung klare Rechtsverhältnisse geschaffen.

Würde das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 in der Weise abgeändert, daß der bloße, wenn auch noch so lange fortgesetzte Aufenthalt im Auslande den Verlust der Reichsangehörigkeit nicht zur Folge hat, dieser Verlust aber stets eintritt, sobald der Deutsche eine fremde Staatsangehörigkeit erwirbt, so würde sich folgende Rechtslage ergeben:

1. Die im Auslande befindlichen Deutschen behalten ihre Reichsangehörigkeit mit den damit verbundenen Pflichten, insbesondere der Wehrpflicht und den daraus sich ergebenden Rechten, namentlich dem Anspruch auf Schutz im Auslande, bis sie dieselbe entweder ausdrücklich, durch Erwirkung der Entlassungsurkunde, oder stillschweigend — durch Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit — aufgeben, ohne daß die Eintragung in eine Konsulatsmatrikel oder die Erfüllung einer sonstigen Förmlichkeit zur Erhaltung der Reichsangehörigkeit nothwendig wäre.

Da nun nach § 3 des Gesetzes vom 1. Juni 1870 die Kinder von Deutschen, auch wenn die Geburt im Auslande erfolgt ist, die Reichsangehörigkeit, bezw. Staatsangehörigkeit ihrer Eltern erwerben, so wirft sich die Frage auf, ob nicht eine ähnliche beschränkende Bestimmung getroffen werden soll, wie sie sich im englischen Recht findet, das nur den Söhnen und Enkeln englischer im Auslande sich aufhaltender Staatsangehörigen die englische Nationalität einräumt. Eine derartige Vorschrift erscheint jedoch nicht veranlaßt. Die Abkömmlinge von Deutschen, die sich dauernd im Auslande aufhalten, werden ohnehin in der Regel in der zweiten, sehr häufig schon in der ersten Generation dadurch ihrer Reichsangehörigkeit verlustig gehen, daß sehr viele Staaten die in ihrem Gebiete geborenen Kinder von Ausländern als ihre Angehörigen erklären, oder ihnen den Erwerb der Staatsangehörigkeit ihres Geburtslandes sehr erleichtern und sie dadurch veranlassen, sich naturalisiren zu lassen. Insoweit aber Abkömmlinge von im Auslande sich aufhaltenden Deutschen auch in einer späteren Generation ihre Reichsangehörigkeit bewahren und festhalten, so wird wohl gegen einen derartigen Zustand kein ernstliches Bedenken bestehen, im Gegentheil muß es vom nationalen Standpunkt aus begrüßt werden, wenn die Deutschen im Auslande und ihre Nachkommen möglichst lange den Zusammenhang mit dem Mutterlande wahren.

Allerdings wird man von den Abkömmlingen der im Auslande befindlichen Deutschen kaum erwarten können, daß sie sich stets zur Erfüllung der Wehrpflicht ins Mutterland begeben, da ihnen hiedurch eine unverhältnißmäßig große Last aufgebürdet wäre. Von diesem Gesichtspunkte aus ist in der bereits angeführten Stelle der Begründung des Entwurfs des Gesetzes vom 1. Juni 1870 gesagt, daß die Bestimmung des § 21 für ein Gemeinwesen unentbehrlich sei, das, wie der Norddeutsche Bund, die schwerwiegendsten persönlichen Leistungen von seinen Angehörigen in Anspruch nimmt; ein solches Gemeinwesen sei es seinen im Auslande sich aufhaltenden Angehörigen schuldig, eine Frist zu setzen, nach deren Ablauf mit den staatsbürgerlichen Rechten auch die Verpflichtungen gegen den Staat ein Ende nehmen.

Es dürfte hier aber doch ein Mittelweg möglich sein in der Weise, daß die Deutschen, bezw. deren Nachkommen, auch wenn sie länger als 10 Jahre im Auslande sich aufhalten, die Reichsangehörigkeit mit ihren Rechten und Pflichten nicht verlieren, ihnen aber, sofern sie nicht wieder in das Reichsgebiet zurückkehren, in Bezug auf die thatsächliche Ableistung der Wehrpflicht in weitestem Maße Dispensation ertheilt wird. Der Nutzen, den das Mutterland mittelbar davon hat, daß die Deutschen im Auslande möglichst lange an ihrer Nationalität festhalten, ist so groß, daß dem gegenüber der Nachtheil, daß einige Hundert im Auslande geborene Nachkommen von Reichsangehörigen ihrer Wehrpflicht nicht genügen, nicht ins Gewicht fällt.

2. Sobald ein im Auslande sich aufhaltender Deutscher eine fremde Staatsangehörigkeit erwirbt, verliert er die Reichsangehörigkeit mit allen daran sich knüpfenden Rechten und Pflichten. Ob der Deutsche sich bereits eine Zeitlang im Auslande aufgehalten hat, oder sich sofort, nachdem er

sich im Auslande niedergelassen hat, sich daselbst naturalisiren ließ, ist dabei gleichgültig, da Verlustgrund für die Reichsangehörigkeit nicht der längere oder kürzere Aufenthalt im Auslande ist, sondern die Unzulässigkeit einer zweifachen Staatsangehörigkeit. Deßhalb erscheint es auch nicht veranlaßt, einen Unterschied zu machen, ob die fremde Staatsangehörigkeit mit dem Willen des Deutschen oder ohne seinen Willen erworben wurde, etwa weil der fremde Staat an die Niederlassung in seinem Gebiet den Erwerb der Staatsangehörigkeit knüpft.

Wie bereits hervorgehoben, soll durch die Vorschrift des § 21 Abs. 1 l. c. verhütet werden, daß Wehrpflichtige sich durch Auswanderung und die damit im Zusammenhang stehende Erwerbung einer fremden Staatsangehörigkeit der Erfüllung ihrer Wehrpflicht entziehen. Wird der Grundsatz anerkannt, daß der Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit unter allen Umständen den Verlust der Reichsangehörigkeit und das Aufhören der sich aus derselben ergebenden Pflichten zur Folge hat, so ist es allerdings zweifelhaft, ob ein Deutscher, der im wehrpflichtigen Alter unerlaubterweise ausgewandert ist und eine fremde Staatsangehörigkeit erworben hat, zur nachträglichen Erfüllung der Wehrpflicht angehalten werden kann, wenn er wieder ins Reichsgebiet zurückkehrt. Es mag dies im einzelnen Falle mißlich sein, ein zu großes Gewicht darf aber auf diese Fälle nicht gelegt werden, denn den Vereinigten Staaten gegenüber, die hier vor allem in Betracht kommen, ist ja im § 21 Abs. 3, bezw. durch die Bancroftverträge auf die Geltendmachung des im § 21 Abs. 1 enthaltenen Grundsatzes in der Hauptsache wenigstens verzichtet, und ob er sich anderen Staaten gegenüber auf die Dauer aufrecht erhalten läßt, ist immerhin zweifelhaft.

Im übrigen können ja solche Personen, wenn sie ins Reichsgebiet zurückkehren, jederzeit ausgewiesen werden, so daß ihnen damit die Möglichkeit genommen wird, die Vortheile des deutschen Staatswesens zu genießen, ohne die Lasten zu tragen. Auf diese Weise kann am besten mißbräuchlichen Auswanderungen entgegengetreten werden.

Der bereits erwähnte Beschluß des Vorstandes der Kolonialgesellschaft verlangt eine Aenderung des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 dahin, daß in Zukunft kein Deutscher seiner Reichs- und Staatsangehörigkeit gegen seinen Willen verlustig gehen kann. Der Beschluß richtet sich also zunächst gegen die Bestimmung des § 21 Abs. 1 des Gesetzes vom 1. Juni 1870, wonach der Deutsche seine Staatsangehörigkeit durch 10jährigen Aufenthalt im Auslande verliert. Diese Bestimmung wäre also zu streichen. Dagegen will der Beschluß den Grundsatz, daß der Deutsche eine doppelte Staatsangehörigkeit, also neben der Reichsangehörigkeit noch eine fremde Staatsangehörigkeit besitzen kann, nicht beseitigen, denn wenn der Deutsche seine Reichsangehörigkeit nur auf eigenen Antrag soll verlieren können, so folgt daraus, daß der Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit, mag derselbe mit oder ohne seinen Willen erfolgen, den Verlust der Reichsangehörigkeit nicht nach sich zieht, wenn der Deutsche nicht gleichzeitig nach Maßgabe des § 14 des Gesetzes vom 1. Juni 1870 die Entlassung aus dem deutschen Staatsverbande nimmt.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß gegen den Grundsatz der Zulässigkeit doppelter Staatsangehörigkeit Gründe des internationalen Rechts sprechen. Allein so wünschenswerth auch die Beseitigung der sujets mixtes wäre, so kann man doch nicht behaupten, daß dieselbe unbedingt nothwendig ist; ja von dem Standpunkte aus, daß der Deutsche möglichst lang seinem Vaterlande erhalten bleiben soll, kann man sich sogar für die Zulässigkeit der doppelten Staatsangehörigkeit in den Fällen aussprechen, in denen der Deutsche, der sich im Auslande niederläßt, sei es durch das Recht des Niederlassungsstaates, sei es durch wirthschaftliche oder politische Verhältnisse gezwungen ist, die Staatsangehörigkeit des Niederlassungsstaates zu erwerben.

Von diesem Gesichtspunkte aus kann man sich mit dem Beschlusse der Kolonialgesellschaft, obwohl derselbe nur den einen Mangel des Gesetzes vom 1. Juni 1870 beseitigt wissen will, einverstanden erklären und die Beseitigung der Zulässigkeit der doppelten Staatsangehörigkeit vorläufig dahingestellt sein lassen.

Dagegen spricht für die Beibehaltung der Bestimmung, daß der Deutsche durch 10jährigen ununterbrochenen Aufenthalt im Auslande seine Reichs- und Staatsangehörigkeit von selbst verliert, kein irgendwie stichhaltiger Grund. Im Gegentheil widerspricht es geradezu der Würde einer großen Nation, daß sie durch eine derartige Bestimmung ihre Angehörigen geradezu von sich stößt, statt sie festzuhalten.

Die Gründe, die für die Beseitigung der erwähnten Bestimmung sprechen, sind durch die Auslegung erheblich verstärkt worden, die in der neuesten Zeit die Rechtsprechung des Reichsgerichts dem § 21 des Gesetzes vom 1. Juni 1870 gegeben hat. In § 21 Abs. 2 a. a. O. ist nämlich bestimmt, daß der Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit sich zugleich auf die Ehefrau und die unter väterlicher Gewalt stehenden minderjährigen Kinder erstreckt, sofern sie sich bei dem Ehemanne, bezw. Vater, befinden. Streitig war es dagegen, wie es sich mit solchen Minderjährigen verhält, bei denen die angegebene Voraussetzung nicht zutrifft. In Bezug auf diese Personen wurde die auch durch die Rechtsprechung mehrerer Gerichtshöfe unterstützte Ansicht vertreten, daß für dieselben die 10jährige Frist erst vom Tage der erreichten Großjährigkeit zu laufen beginnt, da der Verlust der Staatsangehörigkeit durch 10jährigen Aufenthalt im Auslande sich als ein stillschweigender Verzicht auf die Staatsangehörigkeit darstellt, ein solcher Verzicht von handlungsunfähigen, bezw. in ihrer Handlungsfähigkeit beschränkter Personen aber nicht erklärt werden kann.

Trotzdem haben in einer Anzahl von Entscheidungen sämmtliche Strafsenate des Reichsgerichts die Ansicht zur Geltung gebracht, daß der Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit durch die bloße Thatsache eines ununterbrochenen 10jährigen Aufenthalts im Auslande eintritt und sonach auch gegen Minderjährige und Dispositionsunfähige wirksam wird, selbst wenn sich dieselben ohne ihren Vater oder sonstigen gesetzlichen Vertreter und ohne dessen Genehmigung im Auslande aufhalten.

Daß durch eine derartige Auslegung des § 21, wenn dieselbe, wie zu erwarten ist, allgemeinere Anerkennung findet, der Mangel des Gesetzes geradezu ins Unerträgliche gesteigert wird, liegt auf der Hand. Es braucht in dieser Beziehung nur darauf hingewiesen zu werden, daß den Minderjährigen kein Heimathschein und Reisepapier ausgestellt wird, und daß sie sich wegen ihrer Handlungsunfähigkeit auch nicht in eine Konsulatsmatrikel eintragen lassen können. Sie sind also gar nicht imstande, sich ihre Reichsangehörigkeit zu bewahren, wenn sie nicht innerhalb der 10jährigen Frist in das Reichsgebiet zurückkehren. Wird daher der § 21 im Sinne der Auslegung des Reichsgerichts auf sie für anwendbar erklärt, so erscheinen sie geradezu als von ihrem Vaterlande ausgestoßen.

Gelingt es, eine Abänderung des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 in dem Sinne herbeizuführen, daß die Reichsangehörigkeit durch bloßen Aufenthalt im Auslande nicht verloren geht, so wird es sich empfehlen, denjenigen Deutschen, welche infolge der jetzt als verfehlt erkannten Bestimmung des § 21 Abs. 1 die Reichsangehörigkeit verloren haben, den Wiedererwerb möglichst zu erleichtern.

Allerdings kann nach § 21 Abs. 4 des Gesetzes vom 1. Juni 1870 denjenigen Deutschen, welche durch 10jährigen

Aufenthalt im Auslande die Reichsangehörigkeit verloren haben, die Angehörigkeit in ihrem früheren Heimathstaate wieder verliehen werden, auch ohne daß sie sich daselbst niederlassen, vorausgesetzt nur, daß sie nicht inzwischen eine fremde Staatsangehörigkeit erworben haben. Diese Vergünstigung ist aber nicht ausreichend; vielmehr empfiehlt sich, wenn die Vorschrift des § 21, Abs. 1 beseitigt wird, der Erlaß einer Vorschrift dahingehend, daß alle Deutschen, welche auf Grund dieser Bestimmung die Reichsangehörigkeit verloren haben, dieselbe einfach dadurch wieder erwerben können, daß sie sich in die Matrikel eines Reichskonsuls eintragen lassen. Dabei muß es auch gleichgültig sein, ob der Deutsche inzwischen eine fremde Staatsangehörigkeit erworben hat oder nicht. Wenn nämlich die Möglichkeit des Besitzes einer doppelten Staatsangehörigkeit nicht grundsätzlich beseitigt wird, so besteht kein Anlaß, gerade in dem hier in Rede stehenden Falle die doppelte Staatsangehörigkeit nicht zuzulassen.

Schließlich ist noch auf einen Punkt aufmerksam zu machen. Im Reichsgesetze vom 1. Juni 1870 ist wiederholt einerseits vom Reichsgebiet und andrerseits vom Auslande die Rede. Es ist nun darüber Zweifel entstanden, ob die Schutzgebiete als Ausland zu betrachten seien. Dieser Zweifel ist durch die Novelle vom 15. März 1888 zum Schutzgebietsgesetze vom 17. April 1886 dahin gelöst worden, daß die Schutzgebiete im Sinne des § 21 des Gesetzes vom 1. Juni 1870 als Inland zu betrachten seien. Es ist aber wohl als selbstverständlich zu betrachten, daß die Schutzgebiete und überhaupt alle überseeischen Besitzungen des Reiches im Sinne aller Bestimmungen des Gesetzes vom 1. Juni 1870 als Inland zu gelten haben, da für die Frage der Auswanderung doch nicht Gebiete als Ausland betrachtet werden können, die unter deutscher Herrschaft stehen. Es dürfte zweckmäßig sein, zur Verhütung aller weiteren Zweifel und Streitigkeiten dies ausdrücklich im Gesetze auszusprechen.

Federico Confalonieri.

Alessandro d'Ancona, der bekannte Historiker der italienischen Literatur, hat mit der Lebensbeschreibung von Federico Confalonieri in greisen Jahren, wie er uns selbst erzählt,[1]) ein Gelübde seiner ersten Jugend erfüllt. Schon die vor wenigen Jahren geschehene Veröffentlichung der „Memorie“ von Confalonieri[2]) hat neues Licht auf diese so interessante Persönlichkeit des italienischen Risorgimento geworfen. Das Buch von d'Ancona bringt jetzt neues, sehr wichtiges Material aus den Archiven von Mailand und von Wien; für die letzten ist ihm der ehemalige österreichische Premierminister Badeni, der ihm verschiedene Urkunden mittheilen ließ, „damit dieselben im Interesse der Geschichte gebraucht werden sollten“, in sehr entgegenkommender Weise behülflich gewesen.

Das kann mehr vielleicht als jede historische Bemerkung den Geist der jetzigen Zeit kennzeichnen und den Unterschied zwischen heutzutage und den Jahren, in denen die traurige Geschichte Confalonieri's sich abgespielt hat, hervorheben.

Der italienische Gelehrte hat in seiner Arbeit, obwohl ihm der erste Gedanke dazu im Jahre 1848 entstanden ist, doch den neuen Anschauungen Rechnung zu tragen gewußt. Wenn auch ein trauriger, fast pathetischer Zug durch das ganze Buch geht, so ist dasselbe doch weit entfernt von jedem Gefühl des Hasses; das ruhige Auge des Historikers betrachtet in objektiver Weise die traurigen Ereignisse jener verhängnißvollen Jahre.

Federico Confalonieri, geboren im Jahre 1785, erscheint zum erstenmale auf der politischen Bildfläche in Mailand im Jahre 1814. Der napoleonischen Herrschaft hatte er sich sehr kühl gegenüber gestellt, und die Hofwürden, die ihm und seiner schönen jugendlichen Frau, der Teresa Casati, angeboten worden waren, hatte er einfach abgelehnt. Er erkannte an, was die französische Herrschaft Gutes mitgebracht hatte, bedauerte aber doch, daß Frankreich aus Italien nur eine Provinz machen wollte.

Die französische Herrschaft endete, wie bekannt, mit dem Tod des Ministers Prina, der vom Pöbel in gräßlicher Weise ermordet wurde. Confalonieri, der damals eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des Mailänder Adels war, wurde angeklagt, den Pöbel direkt gegen den Prina gehetzt zu haben, um den alten Grafen Melzi, den Präsidenten des Senats, zu retten, und es ist merkwürdig, wie das Gerücht, dem sonst jeder positive Anhalt fehlte, nicht unmittelbar nach den Unruhen, sondern später verbreitet wurde. Ueber diese Betheiligung des Grafen Confalonieri ist ein Sagenkreis entstanden, der vielleicht im Zusammenhang mit seinem Charakter steht. Wenige Leute haben wie er auf einer Seite so tiefe, hingebende Sympathie und auf der anderen so leidenschaftlichen, unerbittlichen Haß erweckt.

Die Grundlosigkeit dieser Anklage hatten schon Foscolo und Manzoni dargethan, und als man diese Beschuldigung in den Prozeß gegen den Confalonieri hineinzwängen wollte, hatte der Bürgermeister von Mailand, Durini, der österreichischen Regierung die Versicherung des Nichtbestehens derselben gegeben. Confalonieri selbst hatte immer die Sache mit aller Entschiedenheit geleugnet, auch in den „Memorie“, die er auf dem Spielberg geschrieben hatte, in einer Zeit, in der er nicht mehr hoffen konnte, die Freiheit je wieder zu erlangen. Eine sehr wichtige Urkunde zur Vertheidigung Confalonieri's ist jetzt von d'Ancona gefunden worden: der Gouverneur Strassoldo hebt in einem Brief an den Prinzen v. Metternich die Fehler des offiziellen Berichts über den Prozeß vom Jahre 1821 hervor und rechtfertigt Confalonieri von jeder Schuld am Morde von Prina. Wegen der Person des Schreibenden und des Adressaten und wegen der Umstände, unter welchen er geschrieben worden ist, ist dieser Brief, der jetzt zum erstenmal veröffentlicht wird, von der höchsten Wichtigkeit.

In der Verwirrung, die dem Sturze der französischen Herrschaft folgte, in einem Moment, in dem die Meisten von den Ideen eines engen Partikularismus beherrscht waren, hatte Confalonieri eine höhere, klare Anschauung der Situation: er wünschte einen größeren Staat, beschränkt von natürlichen Grenzen, mit einer großen Hauptstadt, beherrscht von einem italienischen Prinzen, und sah die Möglichkeit der Erweiterung der Gebiete des Hauses von Savoyen voraus. Praktisch aber, für den Augenblick, als er im Jahre 1814 mit einer Gesandtschaft der verbündeten Mächte nach Paris reiste, würde er sich damit begnügt haben, daß die Lombardei und Venetien ein österreichischer Prinz, der in verfassungsmäßiger Form regieren sollte, bekommen hätte.

Franz I., der die Delegirten mit den Worten empfangen hatte: „Ihr gehört mir durch Cessions- und Eroberungsrecht“, zeigte sich nicht abgeneigt, ein „Longobardisches Königreich“ zu bilden, aber auch dieser Wunsch sollte unerfüllt bleiben.

Von der Reise nach England brachte Confalonieri die größte Begeisterung für die freien Verfassungsformen mit, und gelegentlich wiederholter Reisen durch ganz Italien kam er in Verbindung mit den bedeutendsten Patrioten und lernte die Organisation der geheimen Gesellschaften kennen,

[1]) *D'Ancona*, Federico Confalonieri. (Milano, Treves 1898. S. XVIII, 475.)

[2]) *Federico Confalonieri*, Memorie e lettere publicate per cura di Gabrio Basati. Milano, Hoepli 1890. 2 Bde.

von denen es damals auf der ganzen Halbinsel wimmelte. Durch die politischen Verhältnisse gehindert, mehr zu thun, widmete er sich mit unermüdtichem Eifer dem ökonomischen und geistigen Fortschritt Italiens; so verbreitete er das Lancaster'sche Unterrichtssystem und studirte die Möglichkeit der Dampfschiffahrt auf dem Po zwischen Pavia und Venedig (eine bis heute ungelöste Frage, die erst in diesem Jahre neuen Studien unterzogen wurde).

Diese Thätigkeit konnte den polititischen Behörden, die ihn nach seiner Rückkehr von Frankreich sehr streng beobachteten, nicht anders als verdächtig erscheinen. Confalonieri hatte davon eine Ahnung, fühlte sich aber sicher. Im Jahre 1820 schrieb er dem Florentiner Patrioten Capponi: „Ich habe mir nichts vorzuwerfen, und man wird auch nie einen ernsten Grund haben, mich anzugreifen.“ Den Ausbruch des Sturmes brachte aber die militärische Revolution von Turin im nächsten Jahre. Confalonieri hatte zum Prinzen von Carignano, Carlo Alberto, briefliche Beziehungen gehabt unter dem Vorwand des Lancasterschen Unterrichtssystems und wurde durch einen Freund von der bevorstehenden Revolution denachrichtigt. Am Bett des Confalonieri, der damals sehr krank lag, versammelten sich die Freunde zur Berathung. D'Ancona fragt sich, ob dieses, wie man später zu beweisen sich bemüht hat, eine Verschwörung gewesen sei. Gewiß, die lombardischen Patrioten der später berühmten Zusammenkunft in S. Siro dachten mehr an das, was nach dem piemontesischen Einfall zu thun wäre, als eine selbstständige Bewegung ins Leben zu rufen. Merkwürdig ist der Mangel an Genauigkeil nicht nur der Pläne, sondern der Bestrebungen selbst. Es war, wie d'Ancona sehr richtig sagt, eine Verschwörung „von romantischem Typus“, moralisch vielleicht auch eine Verschwörung, aber keine im konkreten, juristischen Sinne, und der Gouverneur Strassoldo sagte richtig von den Betheiligten, „daß sie wohl viel schwätzen konnten, aber jeder praktischen Unternehmung unfähig waren“.

Die piemontesische Revolution hatte aber bald ein Ende gefunden; während in Mailand der Einfall der Piemontesen unmittelbar bevorzustehen schien, gingen die Truppen nicht über den Tessin, und kurz nach einem Monat war die ganze Bewegung erloschen. Die mailändische Polizei glaubte zuerst, daß dieselbe einen nur sehr geringen Anklang in der Lombardei gefunden hätte, und sehr gering waren auch die Erfolge ihrer Nachforschungen. Am 15. März hatte Confalonieri Gaetano Castillia und den Marchese Giorgio Pallavicino an den Oberst S. Marzano, einen der Leiter der militärischen Revolution, mit einem Brief geschickt, dessen Inhalt nicht sicher feststeht, aber doch wohl den Zweck haben sollte, ihn zu einer Attion in der Lombardei zu bewegen. Als nun die Polizei den Castillia wegen Verbindungen mit den spanischen Revolutionären arretirte, verbreitete sich das Gerücht, Pallavicino hätte den Freund verrathen. Um diese Verleumdung zu dementiren, in einem plötzlichen Anflug von Aufopferung, ging der junge Pallavicino zur Polizei und gab an, daß er selbst den Castillio verführt habe, nach Piemont zu gehen und deßwegen selbst der einzige Schuldige sei. Die unüberlegte That des leidenschaftlichen jungen Mannes wurde der Anfang des ganzen Unheils.

Am Abend selbst wurde er arretirt und kurz darauf gestand er alles dem traurig berühmten Untersuchungsrichter Salvotti, worauf die Verhaftung Confalonieri's erfolgte. Die Gründe, aus welchen dieser, der doch die Gefahr ahnte, die Gelegenheit, zu entfliehen, nicht benutzt hat, sind bis jetzt nicht klar. Es war vielleicht Stolz, vielleicht das Gefühl der Verantwortlichkeit den Genossen gegenüber, oder die Schwäche von der letzten Krankheit her. Im Augenblick der Verhaftung wurde eine geheime Thür, die seine letzte Rettung sein konnte, zugemauert gefunden, und nunmehr war er verloren. Pallavicino verstand zu spät den Fehler, den er begangen hatte, und um die Richter irre zu führen, stellte er sich geisteskrank, natürlich aber ohne Erfolg. Der Leiter des Prozesses von Confalonieri war Salvotti, der, so zu sagen, das Wesen des gräßlichen Prozeßverfahrens dieser Zeit personifizirte. Dem Confalonieri wurde das Gesetzbuch verweigert: die Angeklagten hatten keine Vertheidiger, und anstatt der zwei üblichen Probiviri wurden zwei Mitglieder aus dem Richterkollegium bestellt. Diese Art und Weise der Verhöre des Salvotti war grausam: Tag und Nacht wurden die Unglückseligen gequält, und hier und da verfehlte[1]) er nicht, den Hartnäckigen zu sagen: „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie gehängt werden.“ Außerdem wurden gegenseitiger Verdacht und Mißtrauen absichtlich unter den Angeklagten rege gemacht, so daß ihnen jede Möglichkeit der Orientirung für die Vertheidigung fehlte.

Die Anklage „wegen Hochverraths gegen die Sicherheit des Staates“ enthielt für Confalonieri verschiedene Punkte: die Organisirung der geheimen Gesellschaft der Federati, die Sendung einer Botschaft an den Prinzen von Carignano, die Vorbereitung einer Regentschaft und einer Nationalgarde, und sogar den gegen General Bubna geplanten Mord. Von dieser letzten Anklage gelang es Confalonieri sich zu rechtfertigen.[2]) Für die anderen Punkte leugnete er, was ihm zu leugnen möglich war, nur gab er zu, um sich zu entlasten, den Brief an Oberst S. Marzano geschrieben zu haben, behauptete aber, derselbe hätte den Zweck gehabt, den Piemontesen von jeder Unternehmung in der Lombardei abzurathen. Die Vernehmungen von Confalonieri scheinen leider verloren zu sein, und jede Bemühung D'Ancona's, sie aufzufinden, ist erfolglos geblieben. Was aber aus dem Referat von Salvotti, wie aus den „Memorie“ von Confalonieri hervorgeht, ist, daß der wichtigste Punkt, welcher Art die Beziehungen von Confalonieri zum Prinzen von Carignano gewesen wären, immer unklar blieb. Das Geständniß, den Brief an S. Marzano geschrieben zu haben, trotzdem diese Urkunde im Prozesse nicht vorhanden war, sollte Confalonieri verderben. Man wollte um jeden Preis ihn treffen, und dieses schien die beste Begründung der Verurtheilung. Da es sich um Hochverrath handelte, war nur die Todesstrafe möglich. Als am Ende des Jahres 1823 das Urtheil veröffentlicht wurde, wurden in Mailand alle möglichen Anstrengungen gemacht, um die Vollstreckung desselben zu verhindern. Die Familie Confalonieri reiste nach Wien und die Kaiserin Maria Theresia, gerührt von den Bitten der Teresa Confalonieri, verwendete sich für die Begnadigung beim Kaiser: gleichzeitig war in Wien eine von den bedeutendsten Persönlichkeiten von Mailand, u. A. von Alessandro Manzoni, unterschriebene Petition zugunsten des Confalonieri angekommen. So wurde die Todesstrafe in lebenslängliche Kerkerstrafe umgeändert. 23 Tage war Confalonieri unter dem Eindrucke der Todesverurtheilung geblieben, aber alle Versuche, von ihm weitere Enthüllungen zu haben, waren bis zuletzt erfolglos. Sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich fortwährend, und er wurde wiederholt von Ohnmachten befallen, die ihn stundenlang ohne Besinnung ließen. Unter diesen Umständen wurde die Reise nach dem Spielberg angetreten, und wegen seiner Gesundheit mußte er sich längere Zeit auf dem Wege aufhalten.

In Wien wurde er mit allen möglichen Rücksichten und kaum wie ein Gefangener behandelt. Am vierten

[1]) *Andryane:* Memorie. (Milano 1861.) I. Bd., S. 138, 165.

[2]) Der liebevolle Beistand, den der General Bubna nachher der unglücklichen Teresa Confalonieri widmete, kann wohl ein Beweis sein, daß er selbst an die Wahrheit der Anklage nicht glaubte.

Tage wurde ihm der Besuch einer sehr hohen Persönlichkeit angemeldet, und in einem prächtig beleuchteten Saal fand er sich in Gegenwart des Fürsten v. Metternich. Um das Geheimniß der Beziehungen zwischen Confalonieri und Piemont zu entdecken, gebrauchte man jetzt die größten Staatsmänner, und man war sogar bereit, sich an die Persönlichkeit des Kaisers selbst zu wenden. Metternich machte mit seiner berühmten diplomatischen Feinheit alle möglichen Versuche, um Erklärungen zu erhalten — aus rein politischen Gründen, sagte er, und nicht um die Prozesse und Verfolgungen wieder anzufangen. Wollte Confalonieri sich vor ihm nicht äußern, so stand es ihm frei, mit dem Kaiser selbst zu sprechen. Aber weder die scharfsinnigen, politischen Ausführungen, noch die ergreifende Hindeutung auf die Frau und die Familie konnten Confalonieri zu den gewünschten Enthüllungen bewegen. Die Partie war für Metternich verloren, und am Tage nachher setzte Confalonieri die Reise nach dem Spielberg fort, wo er am 6. März 1824 ankam.

In dem berühmten Buch von Silvio Pellico hat das traurige Leben der politischen Gefangenen im Spielberg eine klassisch gewordene Schilderung gefunden. Für Confalonieri war die Lage durch den unleidlichen Gesundheitszustand verschlimmert. Versuche, um die Wahrheit über seine politische Thätigkeit zu erfahren, wurden durch den Beichtvater Paulovich gemacht, aber wie die früheren hatten sie keinen Erfolg. In den 13 Jahren der Gefangenschaft Confalonieri's haben zwei Momente eine besondere Bedeutung gehabt. Die „Memorie" von Confalonieri und die von Andryane sprechen von zwei Gelegenheiten, die zur Flucht geeignet schienen. Der Versuch, der die größten Aussichten zu haben schien, war der vom Jahre 1829. Aber Confalonieri wollte nicht, da er fürchtete, damit die Situation der anderen politischen Gefangenen zu beschweren. So brachte er in der Stille des Gefängnisses, wie Andryane sagt,[1] seinen Unglücksgenossen das größte Opfer, das je ein ehrlicher Mensch bringen konnte.

Die arme Teresa Confalonieri war inzwischen nach so vielen seelischen Leiden gestorben: nach der Verurtheilung des Gatten hatte sie sich unermüdlich, aber vergebens, um seine Begnadigung bemüht, und noch im Sterben versuchte sie den Kaiser in einem Brief, der von Manzoni geschrieben wurde, und dem ärztliche Zeugnisse über ihren Gesundheitszustand beigelegt waren, zu bewegen. Sie starb am 27. Sept. 1830, wie Manzoni an ihrem Grabe schrieb, „gleich einer verdorrten Blume, von dem langen Kummer und von dem Andauern eines peinvollen Gedankens verzehrt, nicht besiegt vom Schmerze".

Im Jahre 1836 konnte endlich Confalonieri den Spielberg, von dem schon früher andere Patrioten freigekommen waren, verlassen. Es blieben ihm wie den Anderen die bürgerlichen Rechte entzogen, und er wurde auf einem alten Schiffe, wo jeder Komfort und sogar Aerzte und Arzneimittel fehlten, nach Amerika deportirt. Er sagte von sich selbst mit Recht, daß er wie der Schatten eines Todten auf der Erde wandle, fremd den Freuden, den Erregungen und fast allen Interessen des Lebens. Ein Jahr nachher kam er nach Frankreich, wurde aber aus Paris ausgewiesen; nachher ging er nach der Schweiz und Belgien, und um Gesundheit und Ruhe zu finden, bereiste er später Algerien, Griechenland und Aegypten.

Erst nach langen Verhandlungen konnte er eine Zeitlang, um 1840, in Mailand bleiben, wo sein alter Vater im Sterben lag. Die letzte Episode des traurigen Lebens Confalonieri's ist seine Heirath mit Sophie O'Ferral aus einer irischen Familie, die nach Dänemark übergesiedelt war. In einem von ihm an Maroncelli gerichteten Brief, der erst jetzt von d'Ancona veröffentlicht wird, haben wir eine Beschreibung von ihr. Sie war 30 Jahre alt, schön, fein und gebildet (sie hatte 10 Jahre lang am dänischen Hofe gelebt) und leistete dem kränklichen Confalonieri in seinen letzten Jahren liebe- und aufopferungsvolle Gesellschaft. In dem genannten Briefe, wo er das Glück seiner jungen Ehe schildert, will sich Confalonieri fast rechtfertigen vor der möglichen Anklage der Rücksichtslosigkeit gegen das Andenken der armen Teresa. „Die Anbetung, die Sophie," so sagt er, „für die unvergeßliche Teresa hegt, deren Ersatz sie an meiner Seite sein wollte, ist für mich der wichtigste Bewegungsgrund bei dieser Heirath gewesen." So hat Sophie O'Ferral „ihm das wenige Glück, das ihm noch vorbehalten sein konnte", gegeben. Am 10. Dezember 1846, kurz vor dem Ausbruch der großen politischen Ereignisse, starb er im Hospenthal am Gotthard, und so wurde ihm die Freude, die einige seiner Leidensgenossen noch hatten, nicht vergönnt, den Traum seiner Jugend, für den er so viel gelitten hatte, verwirklicht zu sehen. A. G.

[1] Andryane: Memorie III, 219.

Mittheilungen und Nachrichten.

K. H. Siegfrieds Pfaff: Liederbuch. Straßburg 1898, J. H. Heitz (Heitz u. Mündel). — Dieses Liederbuch ist nicht etwa mit dem „Buch der Lieder" zu verwechseln. Die Liebe nimmt wenig Raum in dem fünf Bogen umfassenden Bändchen ein, dessen Inhalt vorwiegend auf den Romanzen- und Balladenton gestimmt ist. Der Verfasser trägt nicht umsonst den Namen Siegfried. Etwas Kampffreudiges, Schwertschlag-Erpichtes klirrt uns aus seinen trotz allen hinreißenden Schwunges sorgfältig geschriebenen Versen entgegen. Knapp, markig, eindringlich sind die zum Theil erzählenden Stücke („König Gelimer", „Roland und Hildegund" ꝛc.) gehalten, in „König Tejas" und „Fehrbellin" rauschts dahin in vollen Accorden und gar die Dichtung, die Pfaff zur 25jährigen Jubelfeier der Kaiserverkündigung in Versailles sich vom Herzen geschrieben hat, stellt ein hochloderndes Opferfeuer auf dem Altar der Vaterlandsliebe dar. Bismarck, Moltke und — Mozart werden gleichfalls in kraftvollen Tönen gefeiert, aber auch im rein lyrischen Liede leistet der Verfasser erfreuliches. „Das Mädchen unter der Linde" z. B. wäre für manchen Liedertafel-Komponisten ein rechter Leckerbissen, womit kein Tadel ausgesprochen, sondern nur angedeutet sein soll, daß der Sänger nicht nur eine Saite, die patriotische, auf seiner Leier hat. -ee-

γ Professor Robert Koch über Malaria und Tropenfieber. In der Juni-Sitzung der Deutschen Kolonialgesellschaft (Abtheilung Berlin-Charlottenburg) hielt Prof. Dr. R. Koch, der erst seit wenigen Wochen aus Deutsch-Ostafrika hieher zurückgekehrt ist, einen inzwischen auch im Drucke erschienenen Vortrag über seine „ärztlichen Beobachtungen in den Tropen". Während anderthalb Jahren hatte der Vortragende Gelegenheit, in Südafrika, in Indien, in Ostafrika die Rinderpest, die menschliche Pest, Lepra, Malaria, Tropenfieber und Thierkrankheiten aller Art zu studiren, doch keine Krankheit der Tropen kommt an Bedeutung der Malaria nach seinen Darlegungen gleich, von der alle Europäer, der Beamte, der Reisende, der Soldat und der Ansiedler ergriffen werden und der nicht selten selbst die kräftigsten Individuen keinen genügenden Widerstand zu leisten vermögen. Es handelte sich nun für den Vortragenden darum, das Wesen der Krankheit zu erkennen; denn ohne eine rationelle Methode zu ihrer Bekämpfung gefunden zu haben, werden wir unsres kolonialen Besitzes kaum froh werden können. Bei diesen Studien ging er vom Texasfieber, gleichsam der Malaria des Viehes, aus, das auch in Ostafrika auftritt. Dieses Texasfieber, eine Krankheit nicht des eigentlichen Texasviehes, sondern des nordamerikanischen Viehes, das über Weiden in Texas geführt worden ist, hat der Amerikaner Smith studirt und als den Krankheitserreger in den rothen Blutkörperchen einen äußerst charakteristischen, birnenförmigen,

zweitheiligen Parasiten, das Pyrosoma bigeminum, gefunden. Smith fand, daß die Krankheit mit dem Blut übertragbar sei und daß die infizirten Thiere nach überwundener Krankheit immun geworden sind. Es konnte dargelegt werden, daß das eigentliche Texasvieh von Haus aus immun gegen das Fieber ist, wofür die Erklärung darin liegt, daß die Thiere in ihrer Jugend die leichten Formen der Krankheit durchgemacht haben. Die Uebertragung geschieht durch Zecken, und Smith will junge Zecken, die mit eigentlichen Texaszecken in keine Berührung gekommen waren, auf gesunde Thiere der Nordstaaten gesetzt haben, worauf auch bei diesen das Texasfieber aufgetreten sei; doch hat dies keinen rechten Glauben gefunden. Koch fand auch in Südafrika das Pyrosoma bigeminum, ohne die Ursache für sein dortiges Auftreten erkennen zu können. In Australien kann das Texasfieber durch amerikanisches Vieh eingeschleppt sein, aber es findet sich auch in Rumänien, im Donaugebiet und wurde vor 2 Jahren selbst in der Campagna di Roma beobachtet, wo es durch Berührung des dortigen Viehes mit dem aus der Lombardei und der Schweiz eingeführten entstanden ist. In Deutsch-Ostafrika, längs der Küste, weit nach Süden, muß das Texasfieber, das den Eingeborenen seit langem bekannt ist, schon seit hunderten von Jahren vorhanden sein. Geheimrath Koch prüfte daselbst die Zeckenversuche Smiths nach. Er nahm Zecken von gesunden Thieren und solche von einem kranken Stück Vieh, züchtete deren Jungen in Gläsern, die er nach West-Usambara von der Küste aus brachte und setzte dort die Zecken zweiter Generation auf gesundes Vieh. Dieses bekam kein Fieber, nur die jungen Zecken, deren Eltern dem kranken Küstenvieh entnommen waren, riefen bei dem Vieh in West-Usambara eine leichte Form des Texasfiebers hervor, doch war wohl das betreffende Stück Vieh schon erkrankt gewesen. Dem Einfluß der senkrechten Sonnenstrahlen, dem die Zecken bei ihrem 14tägigen Transport von der Küste her ausgesetzt waren, schreibt der Forscher eine Abnahme in deren Infektionsstoff zu. Thiere, die solche milde Form des Fiebers überstanden haben, sind gegen diese immun, ob auch gegen eine schwerere Erkrankung, das steht noch dahin. Die betreffenden Versuchsthiere bekamen dann an der Küste kein Texasfieber mehr und konnten zum Theil durch Blutinjektion immunisirt werden, wodurch die Möglichkeit einer Schutzimpfung dargethan ist. Zur Malaria übergehend, die er als eine Krankheitsgruppe bezeichnete, betonte er, daß Malaria auch bei uns an Flußniederungen und in Sumpfgegenden auftrete und gab eine graphische Darstellung des Verlaufs der Anfälle, wie sie namentlich in den Mittelmeerländern beobachtet worden sind. Die Cotidiana, die nicht, wie die sogenannte Tertiana, einen fieberfreien Tag zwischen zwei Fiebertagen aufweise, erklärte der Vortragende als eine doppelte Tertiana, gegen die Chinin angewandt wird. Er erwähnte das Aestoautumnalfieber, wie es in Italien, Sicilien, Tunis, Algier auftrete, und wies darauf hin, daß das Tropenklima das ganze Jahr hindurch das Fieber aufweise, worin die Bedeutung dieser Krankheit für jene Gegenden liege. Das sogenannte Schwarzwasserfieber, wobei Blutzersetzung eintrete, sei die höchste Potenz dieses Tropenfiebers. Während nun bei uns das Fieber regelmäßig verläuft, so ist dessen Verlauf in den Tropen unregelmäßig. Bei der Form der Continua ist es remittirend, doch verläuft es dann regelmäßig. Es handelte sich nun für den Vortragenden darum, aus dieser Erscheinung das Wesen der Tropenmalaria zu erkennen. Schon italienische Aerzte fanden bei der Tertiana in den rothen Blutkörperchen siegelringförmige Parasiten in lebhafter Bewegung begriffen und rasch wachsend, bis sie fast die Größe des Blutkörperchens erreichen. Sie ballen sich zu einem Pigment zusammen und gruppiren sich darauf zu 15—20 Kügelchen um einen Kern, um dann in die anderen Blutkörperchen auszuschwärmen. Diese Kügelchen sind die jungen Parasiten. Findet man diese zwei Stadien in der Form der Parasiten, so kann man daraus auf zwei Stadien des Fiebers schließen. Die schwerere Form der Malaria zeigt indessen der mikroskopischen Untersuchung eine ganz andere Form der Parasiten, so zeigt das Tropenfieber die Parasiten in kleiner Ringform. Die Gründe dieser Erscheinung sind noch nicht bekannt. Geheimrath Koch fand nun für Deutschostafrika vier Arten von Malaria, von denen zwei sehr selten sind, eine dritte genau wie bei uns verläuft und der Doppeltertiana gleich ist. Rechnet man auf diese Form des Tropenfiebers 10 Proz., so stellt die Tropenmalaria in ihrer Haupterscheinungsform die übrigen 90 Proz dar. Dem Vortragenden ist es gelungen, eine Anzahl Kranker ohne Chininbehandlung zu lassen, und er konnte so ein typisches Bild der Anfälle gewinnen. Das Fieber steigt stark an, bleibt eine Zeit auf der Höhe, sinkt ein Stück herab, um dann wieder ansteigend ein zweitesmal auf der Höhe zu bleiben, dann fällt es rapid ab, um den gleichen Verlauf wieder von neuem zu beginnen. Die Malariaformen der Continua und der Cotidiana kommen hiebei zur Erscheinung. — Nun entspricht der Verlauf des Fiebers genau der Entwicklung der Parasiten im Blut, der auf der Höhe des Fiebers kleine Ringe aufweist, während diese bei heruntergegangener Temperatur gewachsen sind. Man hat auf empirischem Wege gefunden, daß 6 Stunden vor dem Anfall des Fiebers gegeben 1 g Chinin am wirksamsten ist. Dieser Zeitpunkt ist durch exakte Blutuntersuchung festzustellen. Es ist dies ein Anhaltspunkt, wie ihn die Tertianabehandlung ergeben hat; denn in diesem Stadium der Entwicklung werden die jungen, sehr empfindlichen Parasiten am wirksamsten in ihrer Fortbildung gehemmt. Damit ist eine übermäßige Darreichung von Chinin, wie sie bisher durch Tropenärzte geübt worden ist, ausgeschlossen. Doch kommen auch Fälle vor, wie der Vortragende sie beobachten konnte, wo der Tropenfieberparasit nicht im Blute, sondern in der Milz vorkommt, er ist überhaupt nur von einem Drittel der Größe des Tertianaparasiten. Die Regel ist: wo der Parasit den großen Ring zeigt, da muß Chinin gegeben werden, und zwar genügt eine Dosis vollständig. Der Redner hatte mit dieser Behandlung keinen Mißerfolg, so daß er es aussprechen konnte: jedes Tropenfieber ist leicht zu heilen, wenn man es kennt. Nun kommen nach überstandenem Fieberanfall noch 1 bis 4 Wochen Rückfälle vor, die ebenso schwer und hartnäckig verlaufen wie der erste Anfall, und diese Recidive kommen ganz unabhängig vom Aufenthaltsort vor, so daß nach des Vortragenden Anschauung Sanatorien in fieberfreien Gegenden gegen die Malaria ohne Nutzen sind. Alle 5 Tage 1 g Chinin zu geben räth Koch für diese Rückfälle, deren Charakter noch genauer erforscht werden muß, deren genaue Kenntniß jedoch nur eine Frage der Zeit ist; auch bei der prophylaktischen Behandlung mit Chinin räth Koch, obgleich diese noch nicht sicher untersucht ist, zu dem nämlichen Verfahren. Nach dem Rückfall tritt nun eine wunderbar schnelle Rekonvaleszenz ein. Das Schwarzwasserfieber, zuerst durch griechische Aerzte untersucht, hat nach Kochs Ansicht ganz und gar nichts mit Malaria zu thun, es scheidet aus den Tropenkrankheiten völlig aus und ist auf Chininvergiftung fast ausnahmslos zurückzuführen. Ein vorsichtigerer Gebrauch des Chinins wird diese Krankheit zum Schwinden bringen. Als Hygieniker steht der Vortragende auf dem Standpunkte, es sei besser, die Krankheiten zu verhüten, als sie zu heilen; und dies führt zur Erforschung der Entstehung und der Uebertragung der Malaria. Die Uebertragung des Tropenfiebers findet nun, wie Versuch und Erfahrung gelehrt haben, weder durch das Wasser noch durch die Luft statt, vielmehr durch blutsaugende Insekten, durch Mosquitos, wie die Tsetsekrankheit durch die Tsetsefliege übertragen wird. Diese wahrscheinliche Vermuthung bedarf indessen noch experimenteller, genauerer Untersuchung. Hier stehen wir einem ähnlichen Prozeß gegenüber, wie wir ihn beim Texasfieber beobachten konnten. Die Mosquitos nehmen die Parasiten auf, entwickeln sie und erst die nächste Generation der Mosquitos, in denen sich die Parasiten verhältnißmäßig langsam, mit einem Inkubationsstadium von 6 bis 7 Tagen bei Malaria entwickeln, überträgt die Krankheit, gleichgültig an welchem Ort sie vorkommt. Die Küste zeigt in Deutsch-Ostafrika überall Malaria, ebenso die sumpfigen Gebiete und die Striche am Fuß der Gebirge. In einer Höhe von 1200 m ist das Gebirge malariafrei, und falls man Mosquitonetze benutzt und Chinin richtig anwendet, wozu man geschulter Aerzte bedarf, ist es möglich, Ansiedler ohne Anfälle von der Küste auf die Höhen des Usambara-Gebirges zu schaffen; einen solchen gelungenen Versuch hat der Vortragende mit fünf Trappisten gemacht. Eine natür-

liche Immunität gegen das Tropenfieber besitzt keine Menschenrasse, jedoch haben die Küstenneger eine solche Immunität erworben, weil sie selbst in ihrer Jugend leichte Anfälle durchgemacht haben, oder von ihren Voreltern, denen es so ergangen, die Immunität gegen das Tropenfieber ererbt haben; dagegen werden die Gebirgsneger von der Malaria heimgesucht. Diese natürlich erworbene Immunität gibt die Hoffnung auf die Auffindung einer künstlichen Immunisirung, von der wir freilich heute noch weit entfernt sind. Nicht in einer kostspieligen Austrocknung der Sümpfe und in Eukalyptus-Anpflanzungen in Deutsch-Ostafrika sieht der Vortragende ein wirksames Mittel die Malaria zu bekämpfen, sondern vorerst in geschulten Tropenärzten, welche die prophylaktische Behandlung des Tropenfiebers durch Chinin verstehen. Er will nur neue Wege weisen zu dem Ziel, dessen Erreichung er als sicher ansieht, Herr über die Malaria zu werden; denn dieser Sieg würde einer friedlichen Eroberung der reichsten und fruchtbarsten Landstriche des Erdballs gleichkommen.

* **Preisausschreiben der Holtzendorff-Stiftung.** Die Holtzendorff-Stiftung stellt als neue Preisaufgabe folgendes Thema: „Anwendungsgebiet und rationelle Gestaltung der Privatklage. Es wird eine Erörterung verlangt, in welchem Umfange in den hauptsächlichsten Kulturländern Europa's zur Zeit das Privatklageverfahren in Anwendung ist und welche prozessuale Gestaltung dasselbe hier erhalten hat; daran hat sich die Erörterung der Frage anzuschließen, welcher Umfang und welche prozessuale Gestaltung dem Privatklageverfahren de lege ferenda zu geben sein dürfte. Die Preisarbeiten, welche in deutscher, französischer, englischer oder italienischer Sprache abgefaßt sein können, aber mindestens mit lateinischen Lettern geschrieben sein sollen, müssen bis spätestens 1. April 1899 an den Schriftführer der Stiftung, Hrn. Rechtsanwalt Dr. Halle zu Berlin W., Kronenstraße 56, eingesandt sein. Dieselben sind mit einem Erkennungsworte zu versehen, und es ist ein versiegeltes Couvert unter gleichem Erkennungsworte beizulegen, in welchem der Name und die Wohnung des Verfassers angegeben sind. Ueber die eingegangenen Arbeiten entscheidet ein Preisgericht, bestehend aus drei Herren, nämlich: 1. Prof. v. Lilienthal, Heidelberg; 2. Prof. Dr. Ladislaus Fayer, Budapest; 3. Prof. Albéric Rolin, Gent. Im Falle, daß einer oder der andere dieser zunächst bestimmten Preisrichter fortfallen sollte, treten dafür ein: Generalstaatsanwalt Getz, Christiania, Reichsgerichtsrath Dietz, Leipzig, Kammergerichtsrath Dr. Kronecker, Berlin. — Die Arbeit, welche von dem Preisgericht als beste und zugleich des Preises würdige anerkannt wird, erhält die ausgesetzte Prämie von 1600 M. = 2000 Fr. Die preisgekrönte Arbeit wird mit der Auszahlung der Prämie ausschließliches literarisches Eigenthum der Holtzendorff-Stiftung, deren Vorstand auf Vorschlag des geschäftsführenden Ausschusses über ihre Veröffentlichung und Uebersetzung Bestimmung trifft. Die nicht preisgekrönten Arbeiten werden den Verfassern zur freien Verfügung zurückgesandt. Anfragen sind an den Schriftführer zu richten."

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 14. Juli. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Frobenius las: Ueber Relationen zwischen den Charakteren einer Gruppe und denen ihrer Untergruppen. Zwischen den Charakteren einer endlichen Gruppe und denen ihrer Untergruppen bestehen lineare Relationen, die auf zwei verschiedenen Wegen abgeleitet werden und dazu benutzt werden, in gewissen Fällen einige Charaktere einer Gruppe zu berechnen. 2. Hr. Harnack las: Ueber zwei von Grenfell and Hunt entdeckte und publizirte altchristliche Fragmente (Oxyrhynchus Pap. I, IV und V). In der Abhandlung wird gezeigt, daß das erste Fragment gnostischen Ursprungs ist, das zweite aus dem 2. Jahrhundert stammt, auf einem Citate aus dem apokalyptischen Buch des Hermas fußt und ein neues Licht auf das alte enthusiastische Christenthum wirft. 3. Hr. Klein las: Ueber Buntkupfererz aus Tirol. 4. Hr. Warburg legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. A. Righi in Bologna vor: Ueber die Absorption des Lichtes durch einen in einem Magnetfeld befindlichen Körper. Setzt man in der Anordnung des Faraday'schen Versuchs über die Drehung der Polarisationsebene an die Stelle der drehenden Substanz einen Licht absorbirenden Körper und kreuzt die Nicols, so wird bei Erregung des Magnetfeldes das Gesichtsfeld aufgehellt mit dem Licht, welches der Körper absorbirt; bei Anwendung einer Natriumflamme mit gelbem Licht, bei Anwendung von Untersalpetersäure mit blaugrünem Licht, dessen Spektrum die Umkehrung des Absorptionsspektrums der Untersalpetersäure ist. Die Erklärung hievon wird in dem Zeeman'schen Phänomen gefunden. Absorbirt nämlich der Körper außerhalb des Feldes Licht von der Schwingungszahl N, so absorbirt er im Felde rechts-zirkulares Licht von der Schwingungszahl N1, links-zirkulares von der Schwingungszahl N2. Von dem auffallenden geradlinig polarisirten Licht wird also die links-zirkulare Komponente von der Schwingungszahl N1, die rechts-zirkulare von der Schwingungszahl N2 durchgelassen, und diese Komponenten werden von dem Analysator nur theilweise ausgelöscht. 5. Hr. v. Bezold legte eine Mittheilung des Hrn. Dr. G. Lüdeling in Potsdam vor: Ueber die tägliche Variation des Erdmagnetismus an Polarstationen. — Die Akademie hat zur Vorbereitung der Feier ihres 200jährigen Stiftungsjubiläums, welche am 11. Juli 1900 stattfinden soll, eine Kommission ernannt. Dieser Kommission gehören, außer den vier Sekretären, die HH. v. Bezold, Harnack, Kekule v. Stradonitz, Schmoller und F. E. Schulze an. Hr. Harnack hat es übernommen, eine als Festschrift herauszugebende Geschichte der Akademie zu schreiben.

* **Leipzig,** 22. Juli. An der hiesigen Universität ist ein Seminar für historische Geographie eingerichtet worden, wenn wir nicht irren, das erste in Deutschland. Die Direktion desselben ist dem außerordentlichen Professor der historischen Geographie Dr. W. Sieglin, hier, übertragen worden.

* **Breslau.** Wie schon kurz an anderer Stelle mitgetheilt wurde, ist der Geh. Regierungsrath Prof. Dr. August Roßbach von der hiesigen Universität am 23. d. M. im Alter von 74 Jahren gestorben. Geboren am 26. August 1823 in Schmalkalden, studirte er nach Absolvirung des Gymnasiums in Fulda auf den Universitäten Leipzig und Marburg, wo er sich hauptsächlich unter Gottfried Hermann, Berg und Gildemeister philologischen und archäologischen Studien hingab. Nachdem er kurze Zeit dem Lehrkörper des Hanauer Gymnasiums angehört hatte, habilitirte er sich 1852 in Tübingen und blieb dort, inzwischen zum außerordentlichen Professor ernannt, bis 1856, in welchem Jahr er einem Ruf nach Breslau als ordentlicher Professor der Philologie und Archäologie Folge leistete. Unter den zahlreichen Abhandlungen, die vielfach neue Beiträge zur griechischen Literatur und Kunst enthalten, ragen besonders seine „Untersuchungen über die römische Ehe" und „Römische Hochzeits- und Ehedenkmäler" hervor; auch seine Ausgaben des Catull und Tibull sind erwähnenswerth; sein Hauptwerk ist die im Verein mit seinem Schwager R. Westphal herausgegebene „Metrik der griechischen Dramatiker und Lyriker". Außerdem verdankt ihm speziell Breslau die Gründung von Kunstvereinen, die Einrichtung eines vortrefflichen archäologischen Universitätsmuseums, endlich indirekt die Schöpfung des Breslauer Provinzialmuseums, indem seiner Anregung die Verwirklichung dieses Plans zu danken ist.

* **Brüssel.** Hier starb am 20. d. M. der Professor des römischen Rechts and Völkerrechts Dr. Alphonse Rivier.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Archiv für Strafrecht, 46. Jahrg. 1. Heft. Berlin, R. v. Decker 1898. — Zur Reform des Paketportos in Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Leipzig, Fr. W. Grunow 1898. — Prof. Christian Eidam: Bemerkungen zu einigen Stellen Shakespeare'scher Dramen, sowie zur Schlegel'schen Uebersetzung. Nürnberg, J. L. Stich 1898. — Dr. Karl Lentzner: The Mutual Relations of Literature and Life, ein Vortrag, Oxford. — Ph. u. J. U. Dr. Joseph Granzel: Die Reichenberger Tuchindustrie. Prag, Verlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 1898. — Dr. Georg Lessing: Die Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochenen Personen. Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandlung 1898.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 26. Juli. Nummer 164.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Eimers Bedeutung für die Entwicklungslehre.[1]

Von Wilhelm Haacke.

Am Pfingstsonntag starb in Tübingen Dr. G. H. Theodor Eimer, Professor der Zoologie an der dortigen Universität. Mit ihm ist unerwartet nach kurzem Krankenlager ein erst 55 Jahre alter Forscher dahingegangen, der unter den Vertretern der Entwicklungslehre eine in ihrer Art einzige Stellung einnahm. Seine Bedeutung liegt in den neuen Forschungswegen, die er der Entwicklungslehre gewiesen und bis jetzt allein eine größere Strecke weit betreten hat, und in den kaum hoch genug zu bewerthenden Ergebnissen seiner mit Beharrlichkeit verfolgten mühsamen und langwierigen Untersuchungen. Um deren Gewicht zu würdigen, müssen wir uns freilich kurz des heutigen Darwinismus erinnern.

Darwin hat bekanntlich nicht die Abstammungs- oder Entwicklungslehre, sondern die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl aufgestellt. Deren herrschende Form läßt jeden Körpertheil eines Organismus richtungslos und unabhängig von den übrigen variiren. Die Variation schafft in der großen Mehrzahl der Fälle Unbrauchbares, schlennigem Untergange Geweihtes. Das bereitet ihm der „Kampf ums Dasein“, der unerbittlich unter der großen Ueberproduktion von Thier- und Pflanzenindividuen aufräumt und für das zufällig Lebensfähige Platz schafft. Und der durch zufällige Variation begünstigte Organismus vererbt die Eigenschaften, die ihm zum Siege im Kampfe ums Dasein verholfen haben, auf etliche Nachkommen — ein Widerspruch gegen die Annahme richtungsloser zufälliger Variation, der weder Darwin noch seinen Anhängern aufgefallen ist, ein Widerspruch deßhalb, weil die Variation des Elterorganismus zufällig und richtungslos, also frei war, und weil die Nachkommen natürlich auch frei variiren können, was Vererbung zufälliger Variationen im Sinne des heutigen Darwinismus — Darwinistischer Variationen — unmöglich macht. Indessen, der Darwinismus nimmt Vererbung an, wodurch es ihm möglich wird, eine Umzüchtung von Thier- und Pflanzenarten zu neuen Arten zu folgern. Nach ihm mußte z. B. das den mißtrauischen, vom Eisbären bedrohten Robben in schneereicher Umgebung unauffällige weiße Kleid ihres Feindes allmählich aus braunem oder grauem Vorfahrenkleide entstehen. Der Tiger, der gern im Geröhricht Indiens sein Unwesen treibt, mußte durch Variation und Vererbung sein mit dem Geröhricht gleichsam verschmelzendes Streifenkleid erhalten.

Wir können an das Bergungskleid des Tigers anknüpfen, um die Darwinistische Variation ins rechte Licht zu setzen. Der Tiger ist eine Katze, und die Darwinisten nehmen an, daß alle Katzenarten von einem gemeinsamen Stammvater, einer Urkatze, abstammen. Was die für ein Kleid trug, weiß zwar Niemand; ihr Kleid muß aber wohl dem Kleide irgend einer heutigen Katzenart ähnlich gewesen sein. Die Urkatze war also entweder quergestreift wie der Tiger, oder längsgestreift wie die Pampaskatze, oder getüpfelt wie der Leopard, oder einfarbig wie der Löwe, oder sie zeigte wenigstens Anklänge an das Kleid dieser oder jener Katzenart. War ihr Kleid längsgestreift, dann mußte aus der Urkatze die längsgestreifte Pampaskatze, der getüpfelte Leopard, der einfarbige Löwe entstehen. War sie quergestreift, so mußte sich ihr Kleid zu dem des quergestreiften Tigers, des getüpfelten Leoparden, des einfarbigen Löwen umbilden. War sie getüpfelt oder einfarbig, so mußte sie in den Richtungen der jedesmal übrig bleibenden drei Hauptzeichnungsformen des Katzenfells variiren. Ihr Kleid mußte also sehr variabel sein, so variabel, daß sozusagen jedes Haar thun konnte, was es wollte. Wie hätte durch Darwinistische Variation sonst aus der irgendwie gefärbten Urkatze sowohl der quergestreifte Tiger, als auch die längsgestreifte Pampaskatze, sowohl der getüpfelte Leopard, als auch der ungezeichnete Löwe entstehen können? Also: unabhängige Variation jedes einzelnen Haares! Das ist klar, und kein wirklicher Darwinist wird es bezweifeln. Es muß uns aber auch klar werden, was das heißt!

Kann jedes Haar des Katzenfelles unabhängig von den übrigen variiren, so muß es in dem befruchteten, mit bloßem Auge kaum sichtbaren und sehr einfach organisirt erscheinenden Ei durch eine unsichtbare Anlage, die für das Haar allein da ist, vorgebildet sein; alle Haare des Katzenfelles müßten, jedes für sich, durch ebenso viele Haarkeimchen, wie es später Haare gibt, in der befruchteten Eizelle der Katze vertreten sein. Wären sie das nicht, entwickelten sie sich aus gemeinsamer Anlage, wohl gar aus einer für alle Theile des Körpers gemeinschaftlichen, so würden sie ja nicht unabhängig voneinander variiren können; eine Variation der gemeinsamen Anlage müßte alle Haare in Mitleidenschaft ziehen. Denn das ist ein Lehrsatz des von allen Schlacken gereinigten Darwinismus von heute, daß alle erblichen Variationen schon im befruchteten Ei angelegt sind, und erblich sind doch wohl die Variationen des Katzenfells? Allerdings wird der echte Darwinist der Gegenwart sagen: „und was du hier als ungeheuerliche Konsequenz des reinen Darwinismus hinstellen zu wollen scheinst, ist ja auch die Konsequenz der rechten Lehre, aber nicht ungeheuerlich; geht doch unser jetziger Führer, August Weismann in Freiburg im Breisgau, mit Recht noch viel weiter. Nicht bloß die Haare, nein, auch die Krallen, die Zähne, die Augen, die Knochen, alles, alles ist im Keime vorgebildet, und zwar immer durch besondere Keimchen; jede der Millionen und aber Millionen Zellen des Katzenkörpers hat, sofern sie unabhängig variirt, ihre eigene ‚Determinante‘, ihr eigenes Bestimmungsstück im Ei. Weismann gründet ja auf die unabhängige Variation

[1] Vergl. Nr. 152 d. J. der Beilage.

der Körpertheile seine scharfsinnige Theorie von dem verwickelten Bau des Bildungsstoffes, des Keimplasmas, und übt dadurch nur Konsequenz!"

Gewiß ist Weismann bis zu diesem Punkte konsequent. Den Gegnern von Weismanns Lehre im Lager der Darwinisten kann man keine solche Konsequenz nachrühmen. Gleichwohl reicht Weismanns Konsequenz nicht weit genug. Weismann schreckt vor den letzten Schlußfolgerungen aus seiner Lehre zurück. Die Keime der einzelnen Organe, Zellengruppen oder Zellen, ihre Bestimmungsstücke oder Determinanten, läßt Weismann zu sogenannten Iden vereinigt sein. Das Id ist der Gesammtkeim, der Keim für den ganzen Körper; bei der Entwicklung des Thieres oder der Pflanze aus der Eizelle theilt es sich in seine Determinanten, die so vertheilt werden, daß sich aus ihnen die einzelnen Organe des Individuums entwickeln müssen. Hierdurch wird das Id natürlich aufgebraucht. Wie aber kam es in die Eizelle hinein?

In der Eizelle, und ebenso in der Samenzelle, die in die Eizelle eindringt und sie dadurch befruchtet, sind nach Weismann viele Ide enthalten. Von denen wird nur ein Theil zum Aufbau des Körpers benutzt, wobei alle in derselben Weise zerlegt werden. In jedem Katzenide hat jedes Katzenhaar eine Determinante. Jedes Katzenhaar hat also viele Determinanten, von denen zwar jede für sich ein Katzenhaar bilden könnte, die sich aber, da es nun einmal viele sind, zur Bildung eines einzigen Haares vereinigen. Der Theil der in der befruchteten Eizelle enthaltenen Ide, der nicht zum Aufbau des Körpers benutzt wird, gelangt in die Keimzellen, in die Ei- oder Samenzellen, die sich in diesem Körper bilden. Und zwar geschieht das durch wiederholte Halbirung der Ide, denn es müssen ja viele Keimzellen mit Iden versorgt werden. Die halbirten Ide wachsen aber wieder zu ganzen Iden aus. Diese Ide sind für die nächste Generation bestimmt. Somit wissen wir zwar, woher die befruchtete Eizelle ihre Ide erhält. An diesem Punkte aber läßt die Konsequenz Hrn. Weismann im Stich.

Wie kommt die Hälfte eines halbirten Ides wieder zu einer zweiten Hälfte? Das weiß Weismann nicht zu sagen, obwohl er z. B. sehr gut weiß, wie die Hälfte eines halbirten, in der Mitte seiner Längenausdehnung durchgerissenen Regenwurmes wieder zu einem ganzen Thiere auswächst. In der Nähe der Wundstelle, würde Weismann sagen, liegen noch unausgebrauchte Ide, Reserveide mit Reservedeterminanten. Die theilen sich, lösen sich in ihre Determinanten auf und geben dadurch einem Regenwurmhinterende ein neues Vorderende, einem Vorderende ein neues Hinterende. Wollte Weismann konsequent sein, so müßte er auch den halbirten Iden, die für die Keimzellen bestimmt sind, Reserveide, die natürlich in ihnen stecken müßten, beigeben, eine Konsequenz, die natürlich zu einer Schachtellehre führen würde, denn für die Ergänzung der Idhälfte müßte in den Iden einer jeden Generation gesorgt sein. Weismann hat nicht gezeigt, wie seinen halben Iden ohne die Annahme der Schachteltheorie zu helfen sei.

Die Schachtellehre ist bekanntlich nichts neues. Noch im vorigen Jahrhundert nahmen die meisten Naturforscher an, daß z. B. sämmtliche Generationen des Menschengeschlechts in einem der beiden biblischen Stammeltern eingeschachtelt gewesen wären; nach den Einen war Adam, nach den Anderen Eva die älteste Schachtel. Weismann schrickt aber offenbar zurück vor der Annahme der Schachtellehre, die doch andere berühmte Männer unbedenklich angenommen und mit großem Enthusiasmus vertheidigt haben. Für seine Ide und seine Ideen haben sich trotzdem selbst Bienenväter, also Leute begeistert, von denen das reizbare Bienenvölkchen große Gemüthsruhe verlangt; die Fachblätter der Imker zeigen es. Und das junge Zoologengeschlecht jubelt ihm voller Enthusiasmus zu. Viele deuten Erscheinungen, die sich recht gut auf andere Weise verstehen lassen, trotz des Daseins entgegenstehender Beobachtungen in Weismanns Sinne, um die Vorbildungslehre durch Thatsachen zu beweisen. Und Manche suchen gar nicht erst nach Beweisen, sondern bedürfen gleich Weismann nur des Glaubens an die unabhängige Variation der einzelnen Theile des Organismus; aus ihm folgt die Vorbildungslehre ja mit unerbittlicher Konsequenz. Aber dieser Glaube ist Aberglaube, und dies gezeigt und damit den Darwinismus und seine Konsequenz, die Vorbildungslehre, dahin gewiesen zu haben, wohin sie gehören, nämlich in die wissenschaftliche Rumpelkammer, wo auch die Schachtellehre und manch andere „weltbewegende" Theorie auf staubigen Büchergestellen ruht, ist ein Verdienst, das Theodor Eimer zwar mit Anderen theilt, aber doch zu einem recht beträchtlichen Theile für sich in Anspruch nehmen durfte.

Wenn es unabhängige Variation der Theile des Organismus gibt, dann kann natürlich von gesetzmäßiger Umbildung des Thier- und Pflanzenkörpers im Verlaufe der Generationen keine Rede sein. Dann schlendert der eine Theil diese, der andere jene Entwicklungswege; dann können sich nächstverwandte Thier- oder Pflanzenarten in ganz verschiedener Weise umbilden. Unsre weißköpfige Schwanzmeise könnte dann im Laufe der Generationen einen längeren, ihre nächste Verwandte, die westliche Schwanzmeise, einen kürzeren Schwanz erhalten. Daß solches nicht möglich ist, hat der schon vor mehreren Jahren verstorbene Münchener Botaniker Nägeli an Pflanzen, der jetzt von uns geschiedene Zoologe Theodor Eimer an Thieren gezeigt. Aber Beide haben es auf verschiedene Weise gethan, Nägeli in großen kräftigen Zügen, Eimer durch vieljährige, mühsame, planmäßig-systematische Arbeit im einzelnen. Und eben wegen dieser seiner Forschungsmethode gebührt Eimer einer der hervorragendsten Plätze in der Geschichte der Entwicklungslehre.

Der Darwinismus läßt bekanntlich kleine zufällige Variationen dieses oder jenes Körpermerkmals den Ausschlag im Kampf ums Dasein geben. Sie sind das Material, woraus er eine Welt von Organismen aufgebaut hat. Dieses Material wäre einer recht sorgfältigen, planmäßigen Untersuchung werth gewesen. Das ist doch auch wohl die Ansicht der Darwinisten? Aber Darwin hat die lange Zeit seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, zusammen über 50 Jahre, nicht dazu verwendet, planmäßig zu erforschen, was planmäßige Erforschung unmöglich entbehren konnte, sollte es zur Stütze einer Theorie dienen — die Variation der Thiere und Pflanzen. Diese exakt untersucht zu haben, ist Eimers Verdienst. Der Darwinismus ist dabei freilich schlecht weggekommen.

Was Eimer seinesgleichen suchen läßt, ist die Art seiner Behandlung der systematischen Zoologie, seiner Beschäftigung mit den Artunterschieden der Thiere. Die besten Systematiker üblichen Schlages — und die Arbeit dieser Männer ist sehr nothwendig — legen das Hauptgewicht darauf, Thier- und Pflanzenarten sicher zu unterscheiden und in das System einzuordnen. Andere geben sich Mühe, auch Unterarten festzustellen. Die Eigenschaften der Individuen sind hierbei Mittel zum Zweck; sie dienen der Systematik. Diese ist den gewöhnlichen Systematikern Zweck. Bei Eimer ist die Systematik Mittel und zwar das Mittel zur Verfolgung aller Einzelheiten individueller Merkmale durch viele Individuen einer Art und alle Arten einer Gruppe nahe verwandter Arten hindurch. Durch die Untersuchung, wie sich ein Merkmal bei vielen Individuen einer Art, und wie es sich bei allen nahen Verwandten der Art verhält, wie z. B. ein Strich auf dem Vorderflügel eines deutschen Segel-

falters bei möglichst vielen Individuen dieser Art aussieht, welche Unterschiede er zeigt, und in welcher Form er bei den übrigen Arten der Gruppe der Segelfalter auftritt, gelangt Eimer zu einem sicheren Urtheil über die Wege der Variation. Er findet, daß diese Wege nicht beliebig, sondern durch die Organisation des Thieres vorgeschrieben sind, daß es also keine Darwinistische Variation gibt. Kein Strichelchen, kein Pünktchen erscheint z. B. auf dem Schmetterlingsflügel an beliebiger, es erscheint immer nur an ganz bestimmter Stelle. Keine Querbinde, kein Fleck des Schmetterlingsflügels erscheint bei einem Individuum einer Art, verglichen mit anderen, nach beliebigen, sondern immer nur nach ganz bestimmten Richtungen hin vergrößert oder verkleinert. Und was bei der einen Art als individuelle Abweichung vom Arttypus auftritt, ist bei der anderen ein Artmerkmal. Es ist deßhalb klar, daß die Umbildung einer Art im Lauf der Generationen nur in wenigen bestimmten, nämlich in den durch die Organisation vorgezeichneten Richtungen erfolgen kann. Es findet kein darwinistisches, zielloses Hinundherschwanken, sondern bestimmt gerichtete, geradlinige Entwicklung statt, Orthogenesis, wie ich sie genannt habe.

Ein hübsches Beispiel für die Orthogenesis bieten die Katzen. Eimer hat nachgewiesen, daß die Vorfahren der heutigen Katzen längsgestreift waren. Längsgestreift ist noch jetzt die Pampaskatze. Die Längsstreifen lösten sich aber bei vielen Katzenstämmen in einzelne, zunächst längliche, Flecke auf; aus den Längsstreifen entstanden Längsreihen von länglichen, und zwar in der Richtung der ursprünglichen Längsstreifen länglichen, Tüpfeln. Solche Längstüpfelung kann man heute noch am Ozelot sehen. Bei anderen Katzen wurden die Tüpfel darauf rundlich, wie wir es jetzt noch bei etlichen Katzenarten finden. Auf der Stufe der Tüpfelung blieben aber nicht alle Katzen stehen, und z. B. die jungen Löwen zeigen uns, in welcher Richtung sich die Tüpfelung umbildete; ihre Tüpfel sind zu Querreihen angeordnet. In solchen Querreihen flossen die Tüpfel bei manchen Katzen zusammen und bildeten dadurch Querstreifen, wie wir sie z. B. beim Tiger sehen. Bei vielen Katzenstämmen verblaßte indessen die Zeichnung auf der einen oder anderen Entwicklungsstufe, so beim Löwen auf der Stufe der Quertüpfelung.

Daß die Entwicklung der Katzenfellzeichnung gesetzmäßig und typisch war, zeigt unsre Hauskatze. Sie stammt von der nubischen Falbkatze ab. Diese ist allerdings ziemlich einfarbig, zeigt nur noch schwache Spuren von Querstreifung; aber ihre domestizirten Nachkommen sind mehr oder weniger entartet und auf Zeichnungsmuster von Falbkatzenvorfahren zurückgeschlagen. Wo wir nun Zeichnung bei Hauskatzen antreffen, die nicht mit der Scheckung, einem Entartungsmerkmal, verwechselt werden darf, stehen die Flecken oder Streifen immer an ganz bestimmten Körperstellen, sind sie Theile der einen oder anderen Entwicklungsstufe typischer Katzenzeichnung. Könnte man die Vorfahrenreihen aller heutigen Katzenarten untereinander vergleichen, so würde man überall denselben gesetzmäßigen Entwicklungsgang finden.

Thatsachen, wie sie Eimer festgestellt hat, fand der Darwinismus lange Zeit hindurch gut, völlig zu ignoriren; Eimer wurde todtgeschwiegen. Schließlich suchte sich das Haupt der heutigen strengen Darwinisten, August Weismann, mit den durch Eimer sichergestellten Thatsachen, ohne indessen Eimer zu nennen, in feiner Weise abzufinden. Es ist für uns nicht überflüssig, diese Weise kennen zu lernen; wir wollen es an einem Beispiele thun. Das Pferd, das nur eine Zehe an jedem Fuße hat, stammt zweifellos von Vorfahren mit fünf Zehen an jedem Fuße ab; darüber lassen uns die Knochen ausgestorbener Pferde und ihrer Verwandten nicht in Zweifel. Nur die mittlere Zehe des früher fünfzehigen Pferdefußes ist geblieben und sehr stark entwickelt; die übrigen sind allmählich kleiner geworden und schließlich geschwunden, die beiden äußeren ganz, die zweite und die vierte bis auf je ein sogenanntes Griffelbein, das unter der Haut des Pferdefußes verborgen ist und dem Skelett der entwickelten Zehe anliegt. Weismann würde nun sagen, die Umbildung des fünfzehigen zu dem einzehigen Fuß wäre nützlich gewesen, weßhalb sich natürliche Zuchtwahl der Variationen bemächtigt hätte, die in dieser nützlichen Richtung lagen. Aber mit ungeregelter Variation und Kampf ums Dasein, die den Darwinisten und auch Weismann früher völlig genügten, ging die Sache nicht. Vielmehr hat es sich, auf Weismanns Art geschildert, folgendermaßen verhalten: Im Keim des fünfzehigen Pferdestammvaters waren die Zehen des Fußes durch fünf Determinantengruppen vorgebildet. Diese variirten richtungslos, und mit ihnen die Zehen, die aus ihnen entstanden. Aber nur die Pferde mit vergrößerten Mittelzehen und verkleinerten übrigen Zehen blieben im Kampf ums Dasein Sieger. Ihre vergrößerten Mittelzehen müssen aus Determinanten entstanden sein, die mehr Nahrung an sich zu ziehen wußten, als die Determinanten der übrigen Zehen; eben deßhalb wurden die Mittelzehen größer. Die Mittelzehen mästeten sich auf Kosten der übrigen. Diese Eigenschaft ihrer Determinanten vererbte sich auf die Mittelzehendeterminanten der nächsten Generation, während die minder gierigen übrigen Determinanten ihr schwaches Mästungsvermögen gleichfalls auf die entsprechenden Determinanten der nächsten Generation vererbten. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Mittelzehendeterminanten im Laufe der Generationen immer kräftiger, die Determinanten der übrigen Zehen immer schwächlicher wurden. Die Folge war die Entstehung des einzehigen Pferdefußes; die Determinanten waren auf eine schiefe Ebene gerathen, auf der sie hinabrollen mußten. Aber warum konnten sie denn nicht mehr, so fragt hier der Unbefangene, variiren wie früher? Hrn. Weismann ist diese Frage nicht aufgestoßen. Er hat es nicht gemerkt — und seine Anhänger wissen nichts davon — daß er sich in einen vollkommenen Widerspruch verwickelt hat. Merkmale, die auf einer Entwicklungsstufe richtungslos variiren, thun es auch auf allen anderen, und Merkmale, die auf einer Entwicklungsstufe nicht richtungslos variiren können, können es auch auf allen anderen nicht; so verlangt es die Logik.

Weismann hat viele Anhänger; Eimer ist es nicht vergönnt gewesen, Eindruck auf eine nennenswerthe Anzahl von Fachgenossen zu machen. In Briefen an mich hat er sich mehr als einmal bitter darüber beklagt, daß seine so mühevolle Arbeit nicht in weiteren Kreisen bekannt werden wolle. So war der frühe Tod des verdienten Forschers nicht ohne herbe Zugabe. Aber die Wissenschaft, die wohl Rückschritt und Verirrungen kennt, weiß nichts von einem Tode. Mag die Nacht, die die Entwicklungslehre schon seit längerer Zeit umfängt, auch noch nicht ganz abgelaufen sein und uns noch blendendere Meteore bescheren, als bisher — dem empfindlichen Auge beginnt schon das Frühroth eines neuen Tages zu dämmern. Und Theodor Eimer wird noch mit Ehren genannt werden, wenn der Ruhm glücklicherer Entwicklungstheoretiker seiner Zeit längst in alle Winde verweht ist.[1])

[1]) Von Eimers Schriften seien dem Leser in erster Linie empfohlen: Die Entstehung der Arten, Jena (Gustav Fischer) 1888, und Orthogenesis der Schmetterlinge (zweiter Theil der Entstehung der Arten), Leipzig (Wilhelm Engelmann) 1898.

Altes und Neues von J. V. Widmann.

S. S. Wer mit seelischem Kummer, drückenden Geldsorgen oder heftigem Zahnschmerz auf der Reise sich befindet oder wer überhaupt von Natur aus zur Grämlichkeit hinneigt, der wird der schönsten Gegend nicht froh zu werden vermögen, die er durchwandert. An der Seite eines geliebten Wesens aber, jung, gesund und lebensfroh, wird man sich überall wohl fühlen, ja sogar die öde Haide wie ein Paradies betrachten können. Es kommt eben nicht nur darauf an, wie die Dinge sind, sondern weit mehr darauf, wie sie auf uns einwirken, nicht nur auf die äußeren Eindrücke, sondern auch auf unsre eigene jeweilige Stimmung und Aufnahmeneigung. Nun ist es für den Menschen von genußfähigem Herzen, von gutem, fröhlichem Sinn leicht, seine eigene Wesensart auf die äußeren Erscheinungen zu übertragen, also ohne Rücksicht auf Zeit und Ort frohgemuth zu sein. Gerade für den Menschen von solcher Gemüthsart bietet aber das Schöne und Große, das er sieht, erst recht den ganzen Genuß, weil bei ihm die äußeren Eindrücke auf besonders guten Boden fallen. Eine herrliche Gegend, reiche Kunstschätze, Stätten mächtiger historischer Erinnerungen sehen, begleitet von einem Führer, der den hellen Blick für das Wesentliche mit unverwüstet frischer Empfänglichkeit für das Schöne vereinigt: das ist wahrer Gewinn.

Solch ein Führer ist J. V. Widmann, und seine Reisebücher verdienen unter allem ähnlichen, was die ältere und neuere Zeit hervorgebracht hat, mit obenan genannt zu werden, weil in ihnen der reiche und dankbare Stoff eine seiner würdige künstlerische Bemeisterung gefunden hat, weil wir das Schöne in Natur, Kunst und Leben sehen, wie es ein solches empfängliches Auge wiederstrahlt. Es ist eine gar liebenswürdige, warmherzige Individualität, die aus und zwischen den Zeilen zu uns spricht, ein Mann von starkem Temperament, voll lebhaften Antheils für alles, was menschlich ist. Oft bricht er plötzlich mitten in seinen Schilderungen ab, weil ihm gerade etwas in den Sinn kommt, was ihn zu einer freudigen oder auch zürnenden Bemerkung veranlaßt, oder weil gerade sein Auge auf etwas am Wege fällt, das ihn zu Betrachtungen anregt, Mensch oder Thier, Bildwerk oder Baum. Das Subjektive, Unvermittelte in seiner Darstellung, die vielen anmuthigen Episödchen und hübschen Miniaturen, die darin eingestreut sind, verleihen diesen Büchern besonderen Reiz. Die mannichfache Belehrung, die sie uns geben, tritt nirgends lehrhaft auf, wir können sie mit vollem Behagen genießen. Das Publikum hat, entgegen seiner im allgemeinen nicht allzugroßen Findigkeit, gerade Widmann schon seit manchen Jahren nach seinem wahren Werthe zu würdigen gewußt und seine Bücher sind nicht nur gelesen und gelobt worden, sie werden auch gekauft.

Die schönen früheren Reiseplaudereien aus Italien haben es bereits zu mehreren Auflagen gebracht. Von „Jenseits des Gotthard" liegt jetzt die vermehrte und veränderte zweite Auflage vor; die prächtigen „Spaziergänge in die Alpen" sind bereits in dritter Auflage erschienen und die „Sommerwanderungen und Winterfahrten",[1]) in denen der Verfasser auch deutsche Eindrücke schildert, haben nun auch ihre zweite unveränderte Auflage erlebt.

All diese Bücher haben das miteinander gemein, daß ihr Inhalt uns um schöne und bedeutende Eindrücke bereichert, und daß sie durch ihre Form reinen Kunstgenuß gewähren.

Ein neues Buch des Verfassers über Italien trägt den Titel: „Sicilien und andere Gegenden Italiens".[2]) Es hat die gleichen Vorzüge wie die älteren, und der Verfasser weiß nicht nur den bekannten Stätten, wohin der große Touristenschwarm sich lenkt, neue Seiten abzugewinnen, er führt uns auch auf manche Pfade, die von der Masse noch nicht betreten wurden und die er gar verlockend zu schildern weiß. Kleine ernste und fröhliche Augenblicksbilder, deren das Buch viele enthält, wirken ungemein reizvoll und manche Betrachtung über allgemeines regt uns zum Nachdenken an. Gleich auf dem ersten Blatte lesen wir: „Je älter wir werden, desto lauter erwachen in uns die Stimmen aus der Jugendzeit. Die Geister, die den Knaben umschwebten, aber vor den Stürmen der Leidenschaft des Jünglings, vor dem heißen Ringen des Mannes um die Güter des Lebens sich zurückgezogen hatten, treten jetzt, da es in und um uns stiller geworden, einer um den andern aus der Verborgenheit hervor wie Alpenfirnen, die der Dunst des Mittags bedeckte, der Abend erst entschleiert." Daran knüpft nun Widmann an, wie er schon von ganz früher Jugend an das Land der Griechen mit der Seele suchte und wie nach vielen Jahren ihm die Genien Griechenlands wieder nahe sind wie in den Träumen der Knabenzeit. Da sei es nun eine seiner schönsten Lebenserinnerungen, daß ihm vor einigen Jahren die Berührung griechischen Bodens, zwar nicht in Griechenland selbst, aber in Sicilien, gegönnt war, das überall die Spuren des alten Griechenthums trägt. Was er uns von Sicilien und von den Erinnerungen, die dort geweckt werden, von den Erlebnissen, die er hatte, erzählt, das läßt sich in kurzem Auszug nicht wiedergeben.

„Sicilien ist eine Sonneninsel des Lebens und zugleich eine Todteninsel, jedes Antlitz, das bleiche wie das blühende, gleich schön. Palermo und seine Orangenhaine, Termini, die rebenbekränzten Küsten des Westens und des Ostens sind Zaubergärten Armida's. Segesta, Girgenti und Syrakus liegen im Schattenreich und der Staub aus dem Aschenkrug der Weltgeschichte weht über ihre Trümmer hin. In Taormina finden beide, die sonnige Gegenwart voll Lust und Pracht und die hehre Vergangenheit, einander wie Schwestern in einem Kuß der Schönheit, den das Herz nicht vergessen kann." Aus dem reichen übrigen Inhalt des Buches sei das Kapitel „Biglietto circolare No. XXIII" erwähnt, das aus dem früheren Reisebuche „Jenseits des Gotthard" in dieses herübergenommen wurde. Das vorliegende Buch über Sicilien ist nämlich „Johannes Brahms dem Unsterblichen in treuer Erinnerung an herzliche Freundschaft und Reisekameradschaft" gewidmet. Es sollte ihm mit den Erinnerungen an die Reisen, die Widmann gemeinschaftlich mit ihm machte, noch bei Lebzeiten eine Freude gemacht werden, aber diese Hoffnung mußte der Verfasser schon im Winter 1896, als er die Herausgabe vorbereitete, aufgeben. So sind sie nun seinem Andenken gewidmet, und da die in dem oben erwähnten Kapitel beschriebene Reise die erste war, die Widmann zusammen mit Brahms machte, so schien es ihm richtig, die drei gemeinschaftlichen Reisen in ein Buch zu vereinigen. Wie wunderschön ist darin die Begegnung zwischen Brahms und dem Bologneser Musiker Martucci erzählt, in der der deutsche Meister und sein italienischer Verehrer die zuweilen stockende Verständigung in der Unterhaltung durch den Gesang ergänzten: „Es war ein wunderbarer Auftritt, bei dem ich mir im stillen sagte, so ungefähr würde es gewesen sein, wenn J. S. Bach zu den Italienern gekommen wäre. Auch an Albrecht Dürer in Venedig mußte ich denken, wenn ich bald auf den großen, ernsten deutschen Meister, bald auf den geschmeidigen Italiener blickte." Aus diesem Kapitel sei noch das ergreifende Erlebniß mit dem schwarzen Schleier im Eisenbahn-Coupé erwähnt; ebenso die Stelle über seine Eindrücke von der unbefangenen Schönheit der Landmädchen in Bologna, die

[1]) Alles im Verlag von J. Huber in Frauenfeld.

[2]) Frauenfeld, J. Huber 1898.

der Ausdruck einer — wie soll ich sagen: kindlichen oder thierischen? — Unschuld, einer unbeschreiblichen Seelen-Einfalt bei vortrefflichen geistigen Naturanlagen ist. Dabei gibt Widmann der Freude darüber Ausdruck, „daß es ihm vergönnt war, an jenem Himmelfahrtstage tausendmal in die wie aus dem ersten Schöpfungsmorgen hervorlugenden Augen der die Welt noch nicht begreifenden jungen Eva zu blicken“. Und herzerfreuend ist die Schilderung von der Ehrfurcht, mit denen Leute von ganz einfacher Bildung den greisen Mommsen, als er seinen Namen nannte, behandelten. „Wo in Deutschland würde unter Leuten von nicht akademischer Bildung Jemand von Mommsen auch nur die geringste Notiz nehmen?“ Hier ist er doch wohl etwas ungerecht gegen unsre Landsleute!

Widmann hat in Italien viel freundliche Eindrücke in sich aufgenommen und er sieht, wie es ja auch seinem ganzen Wesen entspricht, bei seinen Rückerinnerungen Dinge, Menschen und Erlebnisse in hellem Lichte, selbst das gefährliche Abenteuer, das ihm in der Meerenge von Messina begegnete (er wurde auf dem Schiffe durch ein schweres Gepäckstück verletzt), gibt ihm Anlaß, die Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit der Reisegefährten und der Schiffsbesatzung, wie auch der anderen Italiener, mit denen er bei diesem Anlaß in Berührung kam, zu rühmen. Gar anziehend erscheint übrigens in der schlichten Schilderung das Verhältniß zwischen Widmann und Brahms, der seinen 60. Geburtstag als treuer Hüter und Pfleger an dem Bette des Freundes verlebte. Und dieselbe Freude an den Lichtseiten der menschlichen Natur tritt in dem kleinen Erlebniß mit dem Facchino in Mailand hervor, der „im letzten Augenblick, keuchend, roth im Gesicht, schweißtriefend das anvertraute Geld zurückbrachte“. Gerade im niederen Volke in Italien habe er, so erzählt Widmann, manchen galantuomo angetroffen. Selbst die venezianischen Bettler vermögen seinen Optimismus nicht zum Wanken zu bringen, und mit Behagen berichtet er, wie er sich von einem schlauen, verschmitzten Straßenjungen um einen Soldo foppen ließ, ohne sich über die Verlogenheit des kleinen Schelms in moralische Erregung bringen zu lassen. Und ein andermal, als er auf dem Rialto stand und ins Wasser blickte, waren sofort ein paar Schlingel da, die sich bereit erklärten, für 10 Francs da hinunter zu springen. „Für zwanzig wollte ich es selbst thun, antwortete ich und forderte sie auf, das Geld durch Sammlung zusammenzubringen.“

Ganz und gar nicht zufrieden sind wir damit, daß Widmann das neue Reisebuch als voraussichtlich „sein letztes“ über Italien bezeichnet. Hoffentlich wird ihm die Wanderlust wieder erwachen, und wenn er nur wieder dorthin kommt, dann ist uns nicht bange dafür, daß er auch Neues zu sehen und zu erzählen wissen wird.

Ein Theil der in diesem Buche enthaltenen Erlebnisse ist auch in das Brahms-Buch übergegangen, das Widmann unter dem Titel „Johannes Brahms in Erinnerungen“[1]) erscheinen ließ. Dieses Buch ist schon vor einiger Zeit im Feuilleton der Allgemeinen Zeitung gewürdigt worden. Es sollen daher nur einige anziehende und charakteristische Stellen daraus hervorgehoben werden. Widmann sah und hörte Brahms zum erstenmale im Winter 1865 und wurde damals schon mächtig von ihm angezogen, machte aber keinerlei Versuch zu einer Annäherung, der ihm sehr leicht geworden wäre. „Ich nahm diese Erscheinung hin, wie ein Meteor, das mit leuchtendem Glanze am Horizont meines Lebens vorübergezogen war.“ Mehrere Jahre später, 1872, lernte Widmann Brahms im Hause seines Freundes, des früh gestorbenen Komponisten Götz, kennen und seitdem, bis an das Lebensende des Komponisten, waren Beide durch warme Freundschaft verbunden. Widmann spricht mit warmer Verehrung von Brahms, mit jener Begeisterung, die er, darin jung geblieben, sich für das Große, das Verehrungswürdige erhalten hat und die auch in seinem Verhältniß zu Gottfried Keller zum Ausdruck kommt. Wie viel aber auch Brahms auf Widmann hielt, mit welch herzlicher Neigung der spröde Mann ihm zugethan war, das wird am besten dadurch bewiesen, daß er immer aufs neue ihn aufsuchte und mehrfach die Anregung zu gemeinsamen Reisen gab. Auch die hübschen Briefe, die der sonst so Schreibkarge an Widmann schrieb, sprechen dafür. Zwischen Brahms und Götz war es niemals zu einem herzlichen Einvernehmen gekommen. Er hatte sich einmal über eine pathetische Aeußerung des kränklichen und empfindlichen Komponisten geärgert. „Brahms hatte eine tiefwurzelnde Abneigung, sich irgendwie feierlich zu geben, ja man darf sogar sagen, eine Art Schamhaftigkeit, sein tieferes Fühlen zu verrathen“, worin er zweifellos eine starke Aehnlichkeit mit Gottfried Keller besaß. Widmann gibt in schlichter, anspruchsloser Schilderung ein erwärmendes und ansprechendes Bild von Brahms; wie „in Kindern, die sich in all ihrem naiven Egoismus ganz so gaben, wie sie waren, sein eigenes durch und durch treues und ehrliches Gemüth von so mancher Enttäuschung ausruhte, die ihm die Großen bereiten“; wie er bei einer Darstellung von Goethe's „Geschwistern“ „bis zu Thränen gerührt wurde, die ihm still über die Wangen herabflossen. So zart, so der Einwirkung der Kunst und Poesie aufgeschlossen war diese zugleich starke, energische Mannesseele, die eben deßhalb das Bedürfniß fühlte, sich durch eine angenommene rauhe Hülle nach außen zu schützen“; wie „die reine Schönheit, auch wenn sie aus sanften Gebilden der Kunst hervorleuchtet, ihn aufs tiefste ergreift“, mit wie leidenschaftlichem Patriotismus er an den Geschicken des deutschen Volkes hing. Ein allerliebstes Gedicht „Die Mehlspeis'“, ein anmuthiges Erlebniß zwischen dem ernsten Komponisten und einem frischen, lieben Bauernmädchen behandelnd, bildet den fröhlichen Ausklang des von ernsten, wehmuthsvollen Erinnerungen erfüllten Buches.

Schließlich sei noch eine Neuauflage der beiden wunderschönen Gedichte „Jung und Alt“[1]) erwähnt, die wir in Beilage Nr. 73 vom 27. März 1896 eingehend würdigten. Das schmucke, hübsch ausgestattete Bändchen enthält außerdem das schöne und geistvolle Dramolet „Ein greiser Paris“. In allen diesen formvollendeten Dichtungen behandelt Widmann die Gegensätze zwischen jung und alt, aber nicht mit dem Neid und dem Nichtverstehenwollen des Alters, das sich nicht mehr zu erinnern vermag, daß es selbst einmal jung gewesen, sondern mit jener Lebenskunst und jenem Lebensfrohsinn, die sich aus allen vier Jahreszeiten das Schöne, das Erfreuliche herauszufinden wissen. Wer in solcher Weise alt zu werden versteht, der ist und bleibt jung.

Die Stellung der russischen Aerzte außerhalb der Großstädte.

Daß Neuigkeiten immer desto eifriger gelesen werden, je greller sie wiedergegeben zu werden pflegen und je mehr sie den Charakter des Ausländischen und Ungewohnten tragen, ist eine hinreichend bekannte Erscheinung, und ebenso bekannt ist es, daß einzelne Blätter bewußt und — manchmal auch unbewußt — das möglichste leisten, um diesem psychologischen Merkmal ihrer Leser Rechnung zu tragen. Ob sie damit freilich den Belehrungszweck der Presse erfüllen oder nicht vielmehr eine entgegengesetzte Aufgabe lösen, mag dahingestellt bleiben. Es nimmt sich aber z. B. für einen Russen recht imposant aus, in einem

[1]) Berlin, Gebrüder Paetel 1898.

[1]) Leipzig, A. G. Liebeskind 1898, neue vermehrte Auflage.

deutschen Blatte die Akropolis seiner alten Reichshauptstadt von einer thurmhohen Mauer umgeben zu finden, odee eine von einem Originalkorrespondenten des Blattes aus eigener Anschauung geleistete Mittheilung zu lesen, daß der Kaiser Nikolaus nach der Krönungskieche, von dieser nach der Himmelfahrtskathedrale, und von dort nach Uspanski-Sabar gefahren sei, um sich endlich nach dem Alexanderpalais in den Kreml zu begeben, ohne daß das berühmte Blatt eine Ahnung davon hat, was für eine unglaubliche Fülle haarsträubenden Blödsinns in diesen wenigen Zeilen zusammengetragen wurde.[1] Derartige Mittheilungen kann man aber täglich lesen. Sie sind entweder gänzlich erfunden oder mehr oder weniger übertrieben und ungenau, niemals aber für Leser geeignet, denen es darauf ankommt, sich zu unterrichten. In diese Rubrik van Belehrungen gehört auch die Notiz, die in den letzten Tagen über die schwierige Stellung der russischen Aerzte außerhalb der Großstädte wiederholt durch die Blätter gegangen ist, und wonach der Arzt bei der ländlichen Bevölkerung mit einem unüberwindlichen Aberglauben und der daraus sich ergebenden Abneigung der Patienten zu kämpfen hätte. Ist es überhaupt schon immer gewagt, mit einzelnen derartigen Fällen, wie sie sich auch in unsern ländlichen Bezirken alle Augenblicke wiederholen, die Verhältnisse eines Landes kennzeichnen zu wollen, so ist das in Bezug auf Rußland noch weit mehr der Fall, das sich von der Weichsel bis an die Amurmündung über einen Flächenraum von 1500 geographischen Meilen Länge und 500 Meilen Breite erstreckt und nicht wie ein Staat von dem Umfange eines deutschen Fürstenthums beurtheilt werden kann. Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß in den breiteren Schichten des Volkes — namentlich auf dem Lande — der Aberglaube noch blüht, besonders aber bei den Naturvölkern Sibiriens; allein ob die Wunderdoktoren dort zahlreicher vertreten sind als in einzelnen Theilen des hochzivilisirten Deutschland oder Frankreich, mag wohl dahingestellt bleiben, und ebenso dürfte der russische Arzt mit seiner ländlichen Bevölkerung kaum größere Noth haben, als unsre Aerzte mit den vogtländischen, wendischen, mecklenburgischen, pommerischen, kassubischen und polnischen Bauern u. s. w. Obwohl es den russischen Muschiken geradeso imponirt, wenn der Arzt sich mit einem gewissen Nimbus umgibt, wie es unsern ländlichen Patienten Respekt einflößt, ein von oben bis unten vollgeschriebenes Rezept und in der Apotheke eine dementsprechend große Flasche zu erhalten, so bringt doch der russische Muschik dem Arzt ein mindestens ebenso großes — wo nicht noch größeres — Vertrauen entgegen als unser Bauer, und es kommt täglich vor, daß einfache Leute eine Wegstrecke von 200—300 Werst nicht scheuen, um die Hülfe eines Arztes nachzusuchen. Ja, selbst die halbzivilisirten Naturvölker schrecken nicht zurück, mehrere Tagereisen zu unternehmen und einen Arzt zu konsultiren, von dem sie gerüchtweise Kunde erhielten. Daß natürlich die Ausübung des ärztlichen Berufes mitunter recht gefährlich werden kann, haben wir erst bei Ausbruch der letzten Choleraepidemie gesehen; allein auch das kommt nicht nur in Rußland, sondern auch anderwärts vor, und selbst dann, wenn sich der Fanatismus des Volkes auf den Arzt entlädt, ist der Unwille weniger gegen die Person des Letzteren, als vielmehr gegen die strengen — dem betroffenen Theil herzlos scheinenden — sanitären Anordnungen gerichtet, deren unerbittliche Nothwendigkeit einzusehen das Volk sich sträubt. Es kommt aber noch hinzu, daß weit hinten im Reiche auch nicht wenig Aerzte vorkommen, die kaum auf ein sehr großes Vertrauen zu ihrer Heilkunst Ansprüche erheben können. Es sind vielfach junge, unerfahrene Leute, die wohl die Universität absolvirt haben und rezeptiren, aber praktisch so wenig Erfahrung besitzen, daß sie nicht den Thymian vom Salbei zu unterscheiden wissen, geschweige denn, daß sie in schwierigen Fällen ihrer Aufgabe gewachsen wären. Sie bekleiden meist die Stellung eines Hausarztes in einer vornehmen Familie, wo sie mehr gesellige als ärztliche Pflichten zu erfüllen haben. Ungefähr das Gleiche gilt von den meist unerfahrenen, jungen Leuten, die sich als Stationsärzte für die Bergwerke und großen Fabriken engagiren lassen und so darf man sich nicht wundern, wenn häufig der Rath des Löker (Apotheker) oder des Feldscher vorgezogen wird, die zwar gewöhnlich recht schlichte Leute zu sein pflegen, aber infolge ihres immerwährenden Umgangs mit Kranken vielfach eine anerkennenswerthe praktische Erfahrung und Uebung sich angeeignet haben, welche der junge Arzt nicht besitzt, der sich herzlich wenig um Medizin und Krankenpflege kümmert. Daß es natürlich auch in den Städten — wo Apotheker und Aerzte meist deutsche Namen tragen — sehr tüchtige und berufswillige Aerzte gibt, ist so hinreichend bekannt, daß es kaum noch hervorgehoben zu werden verdient.

Ebenso muß wohl als selbstverständlich vorausgesetzt werden, daß hier einzelne sibirische Völkerstämme, wie z. B. die wenig von der Kultur berührten ostsibirischen Naturvölker, worunter die Jakuten oder die — übrigens sehr harmlosen — Tungusen nicht in Betracht kommen können, die — abgesehen davon, daß es dort keine Aerzte gibt — ihre Kranken zu dem berühmten Zauberer führen, der in einer sehr umständlichen, aber feierlichen Sitzung, unter Beschwörungen aller Art den Krankheitsteufel austreibt, während die Assistenten des wundersam kostümirten Zauberchefs mit erhobenen sensenartigen Schwertern um den Patienten herumstehen. In vielen Fällen gelingt es in der That, den Kranken zu heilen und den Teufel auszutreiben, was in Rücksicht darauf, wie demselben zugesetzt wird, sowie in Ansehung der psychologischen Beeinflussung des Patienten wohl zu erklären ist. Ob da der Doctor med. mit Rezepten und Tinkturen viel ausrichten würde, ist freilich eine Frage, die hier nicht beantwortet zu werden braucht. W. A.

[1] Alle angeführten Kirchen sind nur eine einzige unter verschiedenen Namen.

Mittheilungen und Nachrichten.

† Moriz v. Schwind hat einen neuen Biographen gefunden an Dr. Friedrich Haack, welcher mit eingehender Sorgfalt und liebevollem Verständniß den ganzen, reichen Entwicklungsgang des großen, echt deutschen Künstlers in Bild und Wort schildert (Bielefeld und Leipzig bei Velhagen u. Klasing, als XXXI. Band von Knackfuß' Künstler-Monographien). Das Buch ist mit 162 Reproduktionen nach Gemälden, Aquarellen, Zeichnungen, Radirungen und Holzschnitten ausgestattet, wovon die größere Hälfte zum erstenmal veröffentlicht wird. Hier treffen wir z. B. die bisher fast unbekannte „Geschichte von dem wunderlichen Heiligen“, zu deren Verständniß man bisher vergeblich nach einem Schlüssel gesucht hatte. Neue Einblicke in die außerordentliche Thätigkeit seines jugendlichen Schaffens gewähren die „Reise- und Wanderbilder“, das heitere „Ständchen“ und die streng durchgebildete Federzeichnung „Armuth und Mangel“. Wenn in Wien, wie die Schubert-Ausstellung 1896 bewies, das Vorbild Danhausers auf Schwind wirkte, so gewann in der Zeit seines Münchener Aufenthalts die neue Schule fühlbaren Einfluß auf den jungen Meister: Cornelius, Schnorr, Kaulbach, Neureuther und Genelli, mit welchen Schwind, nicht immer in friedlicher Konkurrenz, sich herumschlug, um seine eigene Individualität siegreich zum Durchbruch zu bringen. Sein charakteristischer Jungbrunnen aber, aus welchem seine innerste Natur stets frische Nahrung schöpfte, war und blieb die Tonkunst. Der Ausspruch unsres trefflichen Riehl, „man versteht Schwind, den Maler, nicht ganz, wenn man Schwind, den Musiker, nicht dazu nimmt“, ist vollkommen richtig. Schwind, der warme Musikfreund, der gleich Lenau leidenschaftliche Geiger, achtbare Dirigent und Klavierspieler, der Jugendgenosse eines Franz Schubert, der Schöpfer des „Hochzeitszuges des Figaro“, der treueste Freund und Verehrer Lachners, konnte nicht leben, ohne, wie er selbst sagte, „täglich wenigstens einen Mundvoll Musik“ zu genießen; Musik war sein eigenstes Element, sein Sorgenbrecher und Freudenschenk; sie allein vermochte die oft vulkanischen Ausbrüche seiner Seele zu überwinden und zu glätten. So tragen denn alle seine gemalten

Kompositionen rhythmischen Kern und klangreichen Aufbau: durch die „Wege der Gerechtigkeit“, den „Gestiefelten Kater“, die „Symphonie“ und das „Aschenbrödel“, durch das Märchen von den „Sieben Raben“ und den Farbencyklus des Wiener Opernhauses, wie der „Schönen Melusine“ klingt und rauscht derselbe wohllautende Strom, das auf jeden Beschauer zurückwirkende, nie verstimmende, immer erwärmende Gefühl von Glück, Wonne und festlicher Freude. Schwind lieferte niemals Illustrationen im landläufigen Sinne des Wortes, sondern aus dichterischer Seele geborene Schöpfungen. Bemerkenswerth ist auch, wie Hr. Haack treffend hervorhebt, sein Talent, sich in den äußeren Habitus, wie in das innere Denken und Fühlen der verschiedenen Zeitperioden, auch des uns umgebenden Lebens, hineinzudenken: „Wir sehen da keine Akademiemodelle, die sich in den alten Prachtkostümen höchst unbehaglich fühlen, sondern wir haben es überall mit Menschen von Fleisch und Blut zu thun, denen ihre Kleider wie angegossen am Leibe sitzen, denen ihre Haar- und Barttracht ganz vorzüglich steht, die sich völlig natürlich bewegen und handeln,“ ohne die geringste Spur von Phrase und Affektation. Am meisten hat man sein Kolorit bemängelt. Schwind gebrauchte die Farbe nur, um seine Zeichnungen leicht anzutuschen, um ihnen nur den Reiz, nicht aber die Schwere des wirklichen Lebens zu geben, abgesehen, daß die meisten seiner Stoffe jeder realistischen Darstellung widerstreben. Man denke nur an pleinairistisch gemalte Elfen und „Fischweiber“, wozu die „Modernen“ wohl aus den Rettigverkäuferinnen des „Hofbräu“ oder den Gänsehändlerinnen des Marktes oder besten Falles aus brustkranken Näherinnen ihre Modelle holen würden. Und doch war seine Färbung oft von feinster Zartheit und virtuoser Stimmung, man denke nur an seine Elfenreihen, an die Mondnächte und den Ballsaal des Aschenbrödel! — Wer uns einen Meister mit seinem ganzen Sein und Wallen zum richtigen Verständniß bringt, verdient immer unsern Dank! — Vielfache Berührungspunkte mit M. v. Schwind bietet der freilich mehr heroisch angelegte **Alfred Rethel**, welcher an **Max Schmid** (XXXII. Bd. von Knackfuß' Künstlerbiographien) einen gründlichen Biographen fand. Auch Alfred Rethel (geb. 15. Mai 1816, gest. 1. Dezember 1859 zu Düsseldorf) trägt in seinem Entwicklungsgang die Signatur seiner Zeit: Schadow und Veit, Eduard Steinle und Schwind haben auf ihn Einfluß geübt, woraus seine durchaus geniale Natur sich selbständig gestaltete. Gleich Moriz v. Schwind, so bewährte auch Rethel seine ganze Kraft in cyklischen Darstellungen, mit den Kompositionen aus dem Leben „Karls des Großen“, dem „Hannibal-Zug“, den „Todtentänzen“ und den biblischen Stoffen: Alles ist groß und gewaltig gedacht und in entsprechender Formgebung ausgeprägt. Glücklich der Künstler, welchem es gelingt, seiner Sprache einen unverkennbaren Stempel aufzudrücken. Daß seine scheinbar literarisch angelegte Natur im steten Kampf sich abarbeitete, bis der, wie es scheint, auch erblich belastete Künstler allzu früh einer Gehirnerweichung erlag, ist ein tief beklagenswerthes Problem, welches unsre innigste Theilnahme erheischt. Max Schmid hat den Meister richtig erfaßt und verständnißinnig wiedergegeben.

W. H. **Geflügelte Worte der russischen Sprache.** Wer Gelegenheit hat, deutsche Uebersetzungen russischer Werke mit ihren Originaltexten zu vergleichen, wird häufig erstaunen, was für ein Unsinn da manchmal zutage gefördert wird. Es gibt Uebersetzer — nomina sunt odiosa — die keinen Begriff von russischen Sitten und Gebräuchen, vom Leben des russischen Volkes, vom Geist der russischen Sprache haben, die das Land, dessen Sprache sie oberflächlich und nur theoretisch lernten, durchaus nicht kennen und die dennoch meinen, die Meisterwerke einer ihnen geistig so fernstehenden Literatur übersetzen zu können. Um Werke von Gogol, Gribojädow, Dostojewskij, Ssaltykow-Schtschedrin, Ostrowskij, Pissemskij, Krylow, Nekrassow und anderen Schriftstellern gut zu verdeutschen, muß man unbedingt entweder in Rußland geboren sein oder doch viele Jahre dort gelebt und in regem Verkehr mit Russen gestanden haben, denn Rußland ist eine Welt für sich, die mit ihrem eigenen Maßstab gemessen werden muß. Keine Sprache ist reicher als die russische, keine hat so viele Eigenthümlichkeiten, in keiner gibt es so zahlreiche eigenartige Redewendungen, sprichwörtliche Redensarten, sogenannte „geflügelte Worte“, die in den besten Wörterbüchern vergeblich gesucht werden, wie in der russischen Sprache. Es ist daher begreiflich, daß derjenige, der mit dem Leben und der Sprache Rußlands nicht gründlich vertraut ist, auch Werke, die der russischen Volksseele entsprossen sind, nicht versteht und folglich auch dem Geiste nach nicht wiedergeben kann. Ein vortrefflicher Rathgeber für solche Uebersetzer ist nun unlängst in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage in St. Petersburg erschienen. Der Herausgeber dieses Buchs ist Hr. **Moriz Michelsson**, ein sprachkundiger und sehr belesener Mann, der mit außerordentlichem Fleiß ein Werk hergestellt hat, mit dem sich an Gründlichkeit und Reichhaltigkeit nur wenige messen können. Dieses über 600 enggedruckte zweispaltige Seiten in Lexikonformat enthaltende Buch beschränkt sich aber nicht auf die russische Sprache, sondern es vergleicht auch die darin angeführten russischen Wörter, Sätze, Redensarten und Sprichwörter mit den ihnen ähnlichen und sinnverwandten Ausdrücken im Deutschen, Französischen, Englischen, Italienischen, Lateinischen und Griechischen. Daher ist dies Werk auch für die vergleichende Sprachforschung von unschätzbarem Werth. Anerkennenswerth ist ferner nicht nur die russische alphabetische Reihenfolge nach den Schlagwörtern, sondern auch die reichhaltigen Hinweise auf entsprechende Redewendungen in den verschiedenen Sprachen, ein ausführliches russisches Register und Anhänge, in denen die deutschen, englischen, französischen, italienischen und lateinischen Redensarten auf ähnliche russische im Haupttheil des Werkes hingewiesen werden, so daß der Gebrauch dieses reichhaltigen Buchs nach jeder Richtung hin erleichtert wird. Als Beweis, daß Michelssons Werk von epochemachender Bedeutung, wenigstens für den Sprachforscher, ist, genügt es wohl, darauf hinzuweisen, daß es von der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften durch eine ehrende Anerkennung ausgezeichnet und vom Ministerium der Volksaufklärung zur Anschaffung für die Fundamental- und Schülerbibliotheken der Gymnasien und Realschulen, sowie auch für Schulprämien empfohlen wurde. Wenn wir schließlich noch erwähnen, daß der fleißige Sammler höchst werthvolle und für den Sprachforscher unschätzbare literarhistorische Notizen und Quellenangaben beigefügt hat, so glauben wir den Werth des Werkes genügend gekennzeichnet zu haben. Jeder, der das Bedürfniß fühlt, sich eingehend mit der russischen Sprache zu beschäftigen, findet in diesem Buch einen werthvollen unersetzlichen Rathgeber. Da es in der Offizin der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gedruckt ist, so kann auch die Korrektheit und äußere Ausstattung rühmend hervorgehoben werden.

-rt- **Sonnenfleckenstatistik des Jahres 1897.** Vor etwa 50 Jahren begann der nachmalige Direktor der Züricher Sternwarte, Prof. **R. Wolf**, über das Vorkommen von Flecken auf der Sonnenscheibe regelmäßig Buch zu führen, wobei er sowohl das von ihm selbst als auch das von anderen Beobachtern erhaltene Beobachtungsmaterial verwerthete. Die von Prof. Wolf hierauf verwendete Mühe wurde bald glänzend belohnt, schon im Jahre 1852 war er imstande, auf Grund des von ihm gesammelten und einheitlich bearbeiteten Materials nicht nur die Dauer der schon 1843 von H. S. Schwabe in Dessau entdeckten Periodizität der Sonnenfleckenhäufigkeit zu durchschnittlich 11$^1/_9$ Jahren zu bestimmen, sondern auch den Nachweis zu liefern, daß die Häufigkeit der Sonnenflecken dieselben Perioden und Epochen besitzt, wie die Variationen der magnetischen Deklination auf unserm Planeten.

Prof. Wolf hat die Beobachtung und Registrirung der Sonnenflecken bis zu seinem 1893 erfolgten Tode fortgesetzt, das gleiche geschieht nunmehr von seinem Nachfolger Prof. **A. Wolfer**. Der Letztere hat vor kurzem die Ergebnisse der im Jahre 1897 in Zürich und an zwölf anderen Orten (darunter **Schaufling** bei Straubing in Bayern, wo Hr. Pfarrer **Maier** die Sonne eifrig beobachtet) ausgeführten diesbezüglichen Beobachtungen zusammengestellt [1]) und mit den Schwankungen der magnetischen Deklination, wie sie aus den täglichen

[1]) **A. Wolfer**, Astronomische Mittheilungen. Nr. LXXXIX. Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. 1898. Juniheft.

Beobachtungen an den erdmagnetischen Observatorien in Christiania, Prag, Wien und Mailand erhalten wurden, verglichen. Als mittlere Relativzahl (eine von Wolf eingeführte Größe, die aus den direkt beobachteten Zahlen unter Berücksichtigung des jeweiligen Fleckenzustandes der Sonne und der Güte der Beobachtungen abgeleitet wird) für das Jahr 1897 wurde erhalten 26.2; die größte Häufigkeit fand statt im September (48.1), die geringste im November (8.4). Der Gang der Kurve der Sonnenfleckenhäufigkeit und die Uebereinstimmung der letzteren mit den Variationen der magnetischen Deklination innerhalb der letzten 11 Jahre ist aus der nachstehenden Tabelle ersichtlich; die in der dritten Spalte dieser Tabelle enthaltenen „berechneten" magnetischen Variationen sind durch Multiplikationen der in der zweiten Spalte enthaltenen Relativzahlen mit $^{1}/_{25}$ (einem von Prof. Wolf ermittelten Faktor) erhalten:

Jahr	Mittl. Häufigkeit der Sonnenflecken	Magnet. Variation berechnet	Magnet. Variation beobachtet
1887	13.1	0.52'	0.72'
1888	6.7	0.27	0.58
1889	6.3	0.25	0.14
1890	7.1	0.28	0.38
1891	35.6	1.42	1.64
1892	73.0	2.92	2.67
1893	84.9	3.40	3.91
1894	78.0	3.12	3.17
1895	64.0	2.56	2.60
1896	41.8	1.67	1.78
1897	26.2	1.05	0.95

Wie man sieht, ist die Uebereinstimmung der berechneten Werthe der magnetischen Deklinations-Variation mit den beobachteten durchgehends eine sehr gute.

Eine vor kurzem von dem englischen Astronomen Mr. William Ellis veröffentlichte Zusammenstellung der seit 1841 am Greenwicher Observatorium ausgeführten magnetischen Beobachtungen[1]) läßt ebenfalls den Parallelismus zwischen der Häufigkeit der Sonnenflecken und den Variationen der erdmagnetischen Erscheinungen mit größter Sicherheit erkennen. Mr. Ellis zeigt, daß nicht nur die Schwankungen der magnetischen Deklination (d. i. der Richtung der Horizontalkomponente der erdmagnetischen Kraft), sondern auch die Variationen der Horizontalintensität (der Größe jener Komponente) gleiche Periode mit der Frequenz der Sonnenflecken besitzen. Aus der folgenden Tabelle, welche die Epochen der Maxima und Minima der bezeichneten Erscheinungen seit 1841 (auf Zehntel-Jahre abgerundet) entfällt, geht dies unmittelbar hervor:

Phase	Magnet. Deklination	Horizontal-Intensität	Sonnenfl.-Frequenz
Minimum . . .	1844.3	1842.9	1843.5
Maximum . . .	1848.1	1849.0	1848.1
Minimum . . .	1857.2	1855.1	1856.0
Maximum . . .	1860.6	1860.2	1860.1
Minimum . . .	1867.5	1867.6	1867.2
Maximum . . .	1870.8	1870.9	1870.6
Minimum . . .	1879.0	1878.7	1879.0
Maximum . . .	1884.0	1883.8	1884.0
Minimum . . .	1889.5	1890.0	1890.2
Maximum . . .	1893.5	1894.0	1894.0

Die Abweichung zwischen den Epochen der extremen Werthe der magnetischen Elemente und denen der Sonnenfleckenhäufigkeit beträgt im Mittel für den mehr als 50jährigen Beobachtungszeitraum nur 0.06 Jahre.

Ist somit der Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der Sonnenflecken und den erdmagnetischen Variationen nunmehr jedem Zweifel entrückt, so besitzen wir gleichwohl über die Natur dieses Zusammenhanges keinerlei sichere Kenntniß. Es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß die Sonnenflecken selbst Variationen der magnetischen Ströme auf der Erde verursachen sollen, vielmehr erscheint die Annahme plausibel, daß beide Erscheinungen lediglich die uns erkennbare Folge von Vorgängen auf der Sonne sind, deren direkte Wahrnehmung uns vorläufig noch versagt ist. Auch scheinen die oben besprochenen Erscheinungen nicht die einzige Folge dieser Vorgänge zu sein. Schon vor etwa 40 Jahren hat Prof. Fritz in Zürich nachgewiesen, daß zwischen der Häufigkeit der Nordlichterscheinungen und jener der Sonnenflecken gleichfalls ein enger Zusammenhang besteht und in neuester Zeit hat Prof. Hansky in St. Petersburg, gestützt auf Untersuchungen des bei zahlreichen Sonnenfinsternissen gesammelten Materials, die Ansicht ausgesprochen, daß vermuthlich auch die Form und Ausdehnung der Sonnencorona mit der Sonnenfleckenfrequenz zusammenhängt. Endlich scheint aus Untersuchungen von Gould, R. Wolf, Hornstein, Bigelow u. A. hervorzugehen, daß auch in dem Gang der mittleren Jahrestemperatur der Erde die Sonnenfleckenperiode sich mehr oder weniger deutlich abspiegelt, wobei einer Zunahme der Sonnenbedeckung eine proportionale Abnahme der mittleren Jahrestemperatur entspricht. Nach Wolf folgt einem Maximum der Sonnenfleckenfrequenz in $6^{1}/_{2}$ Jahren ein Minimum derselben, das nächste Minimum wird demnach gegen das Jahr 1900 stattfinden und müßten dementsprechend die mittleren Jahrestemperaturen — was thatsächlich der Fall ist — gegenwärtig steigende Tendenz besitzen. Ob auf Grund der oben dargelegten Beziehungen, wie dies übrigens aus anderen Gründen schon mehrfach geschehen ist, auf einen ungewöhnlich warmen Sommer geschlossen werden darf, mag füglich dahingestellt bleiben.

* Ueber die Entdeckung des Erregers der Krebspest ging kürzlich durch einen großen Theil der deutschen Zeitungen eine auf richtigen Thatsachen fußende, aber mit vielen Unrichtigkeiten verbrämte Nachricht. Die Sache verhält sich so, daß es dem Prof. Dr. Bruno Hofer, der an der Münchener thierärztlichen Hochschule über Fischzucht und Fischkrankheiten lehrt, im Verein mit seinem Assistenten Dr. med. E. Albrecht gelungen ist, in einem Bakterium den Erreger einer als Krebspest bezeichneten Erkrankung aufzufinden. Alle anderen detaillirten Angaben, die über diese Entdeckung in den Zeitungen zu lesen waren, sind noch verfrüht; namentlich ist zunächst gar keine Ursache vorhanden zu der Befürchtung, daß etwa der Genuß gut gekochter Krebse für den Menschen schädlich sein könnte. Genauere Mittheilungen werden nach Abschluß der Untersuchungen von den genannten Gelehrten veröffentlicht werden.

* **Stuttgart.** Hier starb kürzlich Professor Dr. Friedrich Schmidt-Warneck, der sich besonders durch seine literarischen Arbeiten auf soziologischem Gebiete einen Namen gemacht hat. Sein erstes größeres Werk, welches 1881 erschien, behandelt das „Prinzip der politischen Gleichberechtigung und die modernen Emanzipationsfragen". Hervorzuheben sind ferner: „Die Nothwendigkeit einer sozialpolitischen Propädeutik" und das groß angelegte Werk aus dem Jahre 1884: „Die Volksseele und die politische Erziehung der Nation", ferner „Soziologie Fichte's", sowie die „Eigenthumsfrage der Neuzeit", die er 1888 in der „Baltischen Monatsschrift" behandelte. Die preußische Staatsregierung ehrte Schmidt-Warnecks Verdienste durch Verleihung des Professortitels.

* **London.** Dr. Hunter, Professor des römischen Rechts am hiesigen University College, ist am 21. d. M. gestorben. Sein Lehrbuch des römischen Rechts wird an allen englischen Universitäten benutzt.

* **Christiania.** Im Alter von 55 Jahren verstarb hier der Botaniker Professor Dr. Axel Gudbrand Blytt. In der wissenschaftlichen Welt hat der Verstorbene sich besonders durch die Fortsetzung des von seinem Vater begonnenen Werkes „Norwegens Flora" und durch seine auch in deutscher Sprache erschienene Arbeit über die Einwanderung der norwegischen Flora einen guten Namen erworben.

* **Genua.** Dieser Tage wurde an der hiesigen Universität Fräulein Esther Bonami zum Doktor der Medizin promovirt.

G. F. S. Am 11. Juli l. J. starb in Funchal, 75 Jahre alt, Hr. João Maria Moniz, pensionirter Finanzbeamter, in weiten Kreisen bekannt und hochgeschätzt als Botaniker, speziell als der gründlichste Kenner der Floren der Madeirensischen Inselgruppe. „Nec herba nec latens in asperis radix fefellit eum locis."

---

1) *W. Ellis*, On the Relation between the Diurnal Range of Magnetic Declination and Horizontal Force and the Period of Solar Spot Frequency. Proceed. of the Royal Society. Vol. 63.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Bodenentlastung in Bayern.

Ein Kapitel aus der bayerischen Agrargeschichte.

Von Theodor Hundhausen.

I.

Die Bodenzinsfrage ist während der letzten Session des bayerischen Parlaments so weit gefördert, daß die Schlußliquidation der alten im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Schuld aus der seit dem 15. Jahrhundert stark gewachsenen und erst in diesem Jahrhundert endgültig gelösten Gebundenheit des ländlichen Grundbesitzes ernstlich in Angriff genommen werden kann.

Die Bodenentlastung, zu der die Bodenzinsfrage gehört, bildet einen Theil der Bauernbefreiung, jener großen reformatorischen Bewegung, die berufen war, den Bauernstand aus der tiefsten Erniedrigung zur wirthschaftlichen und politischen Freiheit zu führen. Die Agrarreform zugunsten des Bauernstandes begann etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts, erst mit vereinzelten Ansätzen, dann in umfassendem Maßstabe und oft von großen sozialen und politischen Gesichtspunkten geleitet; stets freilich von Perioden des Stillstandes unterbrochen, in denen die Reformen, die eine neue Rechts- und Staatsform unternahm, vor dem geschlossenen Widerstande der Vertreter der alten ständischen Rechts- und Staatsordnung Halt machen mußten.

Es kamen eine Anzahl Umstände zusammen, die eine Befreiung der ländlichen Produktionskräfte aus politischen, wirthschaftlichen und sozialethischen Gründen erwünscht, ja nothwendig erscheinen ließen.

Die den Grundherren gegenüber erstarkten Staatsgewalten empfanden bei ihrer zahlreichen Bureaukratie, bei den stehenden Heeren und den mannichfachen, großen öffentlichen Aufgaben, die sie zu erfüllen hatten, ein steigendes Geldbedürfniß, das sich nur durch Erhöhung der Steuerkraft der Bevölkerung befriedigen ließ. Der aufgeklärte Despotismus erkannte die Nothwendigkeit, Produktion und zugleich Volkszahl zu heben und aus der wenig produktiven Arbeit der Unfreien die produktivere der Freien zu machen. Gefördert wurde dieser Gedankengang des absoluten Königthums durch die Lehren der Physiokraten, die einen leistungsfähigen Bauernstand als den Kardinalpfeiler des staatlichen Wohlstandes ansahen, und entgegen kamen ihm die aufklärenden Ideen der Philosophie und der natürlichen Menschenrechte. Die Befreiung des Bauernstandes, die damals allmählich anhob, ist weit mehr als eine nur wirthschaftlich bedeutende That, sie ist eine soziale, politische und ethische That ersten Ranges. Eine alte überlebte Rechts- und Staatsordnung, die der ständischen Ungleichheit und Unfreiheit wurde zu Grabe getragen und der Boden geschaffen für die Rechts- und Staatsordnung der staatsbürgerlichen Gleichheit und Freiheit.

Der Gang dieser Reform war trotz ihrer gemeinsamen Grundgedanken in den einzelnen Territorialgebieten sehr verschieden. Intelligenz und Energie und kühnes, rücksichtsloses Vorgehen der leitenden Gewalten haben der Gesetzgebung hier ein rasches und einschneidendes Eingreifen ermöglicht, dagegen haben Mangel an Weitblick, Schwäche und Zagheit dort das Reformwerk gehindert und aufgehalten. Radikal räumte die erste französische Republik mit den Feudallasten auf, und die bayerische Rheinpfalz, die damals unter französischem Gesetze stand, ist heute der Bodenzinssorge ledig; zaghaft ging die bayerische Gesetzgebung vor, und Bayern diesseit des Rheins beschäftigt sich noch immer mit dem Aufräumen der Bodenzinse, der Reste alter Feudallasten.

Als vor nun etwa 120 Jahren die bayerische Gesetzgebung die Reform begann, da fand sie ein komplizirtes Frondensystem vor, das sich allmählich zu verschiedenen Gattungen der grundherrlichen Rechtsverhältnisse am Boden ausgebildet hatte und vom bayerischen Landrecht festgelegt worden war. Da gab es „Erbrechte", bei denen sich das hörige Gut an die Erben und Nachkommen des Grundholden vererbte und nur mit Erlaubniß des Grundherrn verkauft oder verpfändet werden durfte, dann „Leibrechte", wobei die Verleihung des Gutes auf die Dauer der Lebenszeit des Grundholden, „Neustifte", wobei sie nur auf Lebenszeit des Grundherrn bemessen war, und weiter „Freistifte", bei denen dem Grundherrn jederzeit die „Abstiftung" des Grundholden zustand, wenn er ihm nur die Auslagen für Meliorationen und den seinerzeit entrichteten Handlohn zurückerstattete. Die durch diese Verhältnisse bedingten Abgaben, „Reichnisse" genannt, waren theils ständiger, theils unständiger Natur. Jene wurden als „Stift" oder „Zins" in Geld, als „Gilt" in Getreide und als „Klein- oder Küchendienste" in anderen Naturalien geleistet; diese waren in der Hauptsache Besitzveränderungsabgaben und wurden bei erbrechtlichem oder freistiftlichem Besitzthum „Handlohn", bei leibrechtlichem oder neustiftlichem hingegen „Leibgeld" genannt. Außer zur Leistung dieser Abgaben waren die Grundholden noch zu mannichfacher Dienstleistung verpflichtet und mit der Abgabe des „Zehent" an die Kirche oder an deren Rechtsnachfolger belastet. Außer durch die weitgehenden gutsherrlichen Realvorrechte waren sie durch eine große Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit bedrückt.

An die Lösung dieses Netzes von Lasten und Fronden ging nun die bayerische Gesetzgebung schrittweise heran.

Zunächst begann man das Loos der unmittelbar vom Staate abhängigen Bauern zu erleichtern. Das kurbayerische Mandat von 1779 gestattete den Grundholden des Staates die Umwandlung von Grundgerechtigkeiten aller Art in Erbrecht und erlaubte ihnen die bis dahin jedesmal in Baar abgeführten Besitzveränderungsabgaben in Form einer längeren Rentenleistung, „in einer wohl erschwinglichen jährlichen Frist" neben den anderen Abgaben zu entrichten. An der

prinzipiellen Grundlage der Rechtsverhältnisse wurde nichts geändert. Fast ein Vierteljahrhundert später, 1803, erging die nächste Verordnung auf diesem Gebiete, die den Grundholden der säkularisirten Klöster die Möglichkeit der Ablösung des staatlich gewordenen Obereigenthums und der Erwerbung eines freien Eigenthums brachte. Freilich blieben auf diesem freien Eigenthum die auf dem Gute haftenden Zinsen, Gilte, Dienste unter der veränderten Benennung eines „Bodenzinses“ oder „Zensus“ haften. Fünf Jahre darauf wurde durch die Verfassung von 1808 die Leibeigenschaft aufgehoben und verboten. Mit ihr fielen die Leibeigenschaftsabgaben, nicht aber die Grunddienste und Grundabgaben. Diese wurden vielmehr noch im selben Jahre neugeregelt, und zwar durch Abschaffung der „Heimfälligkeit zur Strafe“ (Kaduzität) und des gutsherrlichen Einstandsrechtes, sodann besonders durch Umwandlung der bisher ungemessenen Fronden und Scharwerksdienste in gemessene und bestimmte Dienste. Zugleich wurden bei beiderseitigem Einverständniß alle Grundrenten in Geld oder Früchten für ablösbar erklärt.

II.

Sieht man von den gesetzlichen Verfügungen aus der Mitte der 20er Jahre ab, wo den Staatsgrundholden die staatliche Einwilligung zur Fixirung, Umwandlung und Ablösung der Dienste und Abgaben erklärt wurde, so bleibt die Reform für die nächsten 4 Jahrzehnte still stehen. Die Regierungsversuche in den Jahren 1822 und 1827, die Regulirung gesetzlich weiter auszubauen, scheiterten, die Anregungen des Landtags in den Jahren 1831 und 1834 waren vergeblich, und beim Landtagsabschied von 1837 erklärte die Regierung geradezu, ein Kulturgesetz sei nur im Einklange mit einem allgemeinen Gesetze über Eigenthum, Dienstbarkeit und Eingehung von Verbindlichkeiten thuntich, wenn anders, so würde man ein Ausnahmegesetz schaffen, das durch Zerstörung wohlerworbener Rechte mehr schaden als nutzen würde. Jedoch stellte die Regierung in Aussicht, daß man bei Ausarbeitung eines allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches ein Kulturgesetz in Erwägung ziehen wolle.

Diese Aussicht war herzlich gering, und die ganze Reform der Agrarverhältnisse schien eingeschlafen, als das Jahr 1848 und mit ihm neues Leben in die Agrarreform kam. Am 4. Juni 1848 wurden die Gesetze über die Aufhebung der standes- und gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, über Aufhebung, Fixirung und Ablösungen der Grundlasten und über Aufhebung des Jagdrechtes auf fremdem Grund und Boden angenommen, Gesetze, die die Befreiung des Grundbesitzes von grundherrlichen Lasten theils durchführten, theils nur anbahnten.

Es ist zu bedauern, daß die Gesetze im Interesse der Belasteten nicht radikaler vorgingen, daß sie vor allem nicht eine Zwangsablösung vorschrieben, sondern sich mit einer fakultativen begnügten. An diesem Mißstande änderte auch das Ergänzungsgesetz von 1852, betreffend die Aufhebung und Ablösung des Weiderechtes auf fremdem Grund und Boden, und das weitere Gesetz von 1872, betreffend Grundentlastung, prinzipiell nichts.

Für die Entwicklung der rechtlichen Verhältnisse des bäuerlichen Eigenthums an Grund und Boden in den nächsten 50 Jahren und für die Weitergestaltung der Bodenlasten waren diese Gesetze grundlegend. Das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden erlosch durch sie mit dem 1. Febr. 1849. Die Ablösung des Lehensverbandes gestattete die „Befreiung sämmtlicher Lehen vom Lehenverbande“ gegen Zahlung bestimmter Prozente vom Lehenangabewerthe. Aufgehoben ohne alle Entschädigung wurden alle Natural-Frondienste und alle nicht auf Grund und Boden haftenden, rein persönlichen Abgaben. Ebenfalls ohne Entschädigung wurden gewisse Abgaben beseitigt, wie Mortuarium (Abgabe bei Todesfall des Grundholden), Blutzehent (Abgabe von den landwirthschaftlichen Nutzthieren), noch nicht erhobene Neubruchzehente (Abgaben von neukultivirtem Acker) und Kleinzehente (Abgaben von Gemüse, Obst, Wein), wenn diese beiden letztgenannten nicht älter als 30 Jahre, noch durch Vertrag, Vergleich oder Richterspruch festgestellt und anerkannt waren. Entschädigungslos fielen weiter das Weiden auf Aeckern während der Fruchtzeit und auf Wiesen während der Hegezeit und endlich die Gutsheimfälligkeit der auf Leibrecht verliehenen Güter. Verboten waren fortan die Beleihung unter Vorbehalt des Obereigenthums als Leibrecht, Neustift, Freistift oder Erbrecht und die Einführung einer Jagdberechtigung als Grundgerechtigkeit oder die eines Weiderechts als Dienstbarkeit. Der feudale Staat mit seiner Ungleichheit und Unfreiheit ersteht bei diesen Dingen vor unsern Augen, und nur fünf Jahrzehnte sind es, seitdem der bayerische Bauernstand davon befreit wurde.

Alle übrigen Lasten wurden durch die Gesetze von 1848 aber nicht beseitigt, sondern nur neu geregelt, und zwar wurden sie fixirt, d. h. in eine jährliche, unveränderliche und unter gewissen Bedingungen ablösbare Abgabe, den Bodenzins, verwandelt, dabei wurde der Zehent zum Bodenzins. Die Fixirung sollte nach freier Vereinbarung der Betheiligten erfolgen, oder, wo diese versagte, behördlicherseits geregelt werden. Erst durch die Fixirung der Besitzveränderungsabgaben wurden die bisherigen Grundholden volle Eigenthümer des von ihnen bewirthschafteten Bodens. Die Gesammtheit der bayerischen Bauern wurde also erst durch die Gesetzgebung von 1848 ein freies Grundbesitzerthum. Alle fixen oder fixirten Grundabgaben sind gesetzlich ablösbar, und zwar ist zur Forderung der Ablösung der Bodenzinszahler, nicht aber der Bodenzinsempfänger berechtigt. Zur Erleichterung der Ablösung wurde eine staatliche Ablösungskasse gegründet, die bei der Ablösung dem Bodenzinszahler eine etwas geringere Ablösungssumme als dem Bodenzinsempfänger verrechnete. Das so entstehende Defizit wurde durch einen staatlichen Zuschuß von etwa 27—30 Millionen Mark gedeckt. An diese Ablösungskasse konnten jedoch zur Ablösung nur die eigentlichen fixirten Grundlasten überwiesen werden, und es mußte die Ueberweisung bis zum 30. Okt. 1861 erfolgen. Ausgeschlossen von der Ueberweisung waren hingegen die Abgaben, für die bereits vor Erlaß des Gesetzes ein festes Ablösungskapital festgesetzt war, und ferner Bodenzinskapitalien, die man im Anschluß an Besitzveränderungsabgaben festgesetzt hatte, und Zinsen, die an andere als an Private, Stiftungen und Gemeinden zu zahlen waren.

Die Ablösung ist, wie bereits erwähnt, eine fakultative, und die Gesetzgebung hat ihr eine ganze Reihe von Wegen offen gelassen. Die durch einen bestimmten Kapitalswerth fixirten Bodenzinse werden durch die Zahlung dieses Kapitalswerthes, die anderen durch Entrichtung des 18fachen des jährlich bezahlten Zinsbetrages abgelöst. Die Ablösung kann weiter durch Annuitäten erfolgen, wobei der Zahlungspflichtige 34 Jahre lang seine ganze bisherige Abgabe oder 43 Jahre lange neun Zehntel dieser Abgabe zu zahlen hat und berechtigt ist, durch Zahlungsbeschleunigung die Ablösungsfrist abzukürzen. Will der Pflichtige jedoch nicht zur Ablösung schreiten, so kann er seine Abgabe in einen festen Zins verwandeln. Er muß dann, wo der Staat der Empfangsberechtigte ist, diesem ein Ablösungskapital, das gleich dem 18fachen seiner Jahresabgabe ist, mit 4 Proz. verzinsen oder, wo ein Anderer der Empfänger ist, diesem ein ebenso berechnetes unkündbares Bodenzinskapital stellen und mit 4 Proz. verzinsen. Dem Empfänger steht es dann offen, seine Rechte an die Ablösungskasse abzutreten, die ihm dafür nicht den 18fachen,

sondern den 20fachen Betrag der festen Rente in 4proz. Ablösungsschuldbriefen nach dem Nennwerthe vergütet. Sollte der Grundherr seine Grundrente der Ablösungskasse nicht zur Ablösung überwiesen haben, so wird der Zinspflichtige durch Annuitäten, deren Wirkung er durch schnellere Zahlung beschleunigen kann, frei, wenn er 34 Jahre lang 28 Proz. oder 43 Jahre lang 18 Proz. der ursprünglichen Jahresabgabe an die Ablösungskasse zahlt. Diese muß nämlich dann dem Grundherrn die ganze Ablösungssumme auszahlen. Dauernde Lasten, besonders Kirchbaulasten, die auf dem Bezug der Grundrente ruhen, werden zum 20fachen des Jahresbetrags zu Kapital angeschlagen und sind dann in Baar oder in Ablösungsschuldbriefen ablösbar.

III.

Die nicht gerade einfachen Gesetze von 1848 hatten nicht recht die erwünschte Wirkung. Vom Rechte der Ablösung wurde zu wenig Gebrauch gemacht, deßgleichen von der Ueberweisung an das Ablösungskasseninstitut, die zudem noch durch die Finanzgesetze von 1856 und 1861 gänzlich eingestellt wurde. Diesem theilweisen Mißerfolg suchte ein neuer gesetzlicher Eingriff im Jahre 1872 zu steuern.

Zunächst wurde ein Ablösungszwang in beschränktem Umfange durch vier Verfügungen gesetzlich eingeführt. Erstens mußten die kleinsten Grundabgaben durch Zahlung des Ablösungskapitals in den nächsten 4 Jahren abgelöst werden. Auch für die Fälle, wo durch Theilung des belasteten Grundstücks die auf die einzelne Parzelle entfallende Jahresabgabe unter 30 Kreuzer sank, wurde Ablösungszwang vorgeschrieben. Sodann mußten vom Jahre 1875 an alle Aequivalente für einstigen „Handlohn", die man bis dahin zum Theile in Bodenzinskapital verwandelt hatte, an den Empfangsberechtigten in Baar bezahlt werden. Ferner wurde für alle bei der Ablösungskasse fälligen Leistungen dadurch eine Zwangsablösung geschaffen, daß die Leistungen vom Jahre 1876 um ein Achtel ihres Betrags erhöht und so eine Tilgung der betreffenden Bodenzinskapitalien bis zum Jahre 1934 angebahnt wurde. Viertens durften endlich die nicht überwiesenen Bodenrenten von einem der Betheiligten bis Ende 1875 gekündigt werden und mußten dann, wenn eine andere Vereinbarung nicht vorlag, wie die Leistungen an die Ablösungskasse getilgt werden.

Die Ueberweisung von Bodenzinsrenten an das Ablösungskasseninstitut, die seit 1861 ausgeschlossen war, wurde in der Form des Gesetzes von 1848 wieder eingeführt, aber nicht dauernd, sondern nur für 3 Jahre, so daß für Ueberweisungen der 31. Dezember 1875 der Schlußtermin wurde. Für die Regulirung der in dieser 3jährigen Frist nachträglich überwiesenen Bodenzinskapitalien mit den Rentenempfängern wurde jedoch ein etwas anderer Modus gewählt. Es zahlt nämlich hier die Ablösungskasse für die Abtretung der Rechte der Grundherren bei der Grundrente nicht mehr das 20fache, sondern nur das 18fache, bei Bodenzinsen das Bodenzinskapital und bei Handlohnsäquivalenten 78 Prozent, alles wieder in 4proz. Ablösungsschuldbriefen zum Nennwerthe. Beträge unter 25 fl. sollten in Baar abgezahlt werden. Bei Vergütung der überwiesenen Grundrenten und Bodenzinse wurden außerdem 2 Proz. des Kapitals als Verwaltungskosten abgezogen.

Zu diesen, alles andere eher als einfachen Agrargesetzen tritt dann noch das Gesetz von 1852 über Aufhebung und Ablösung des Weiderechtes auf fremdem Grund und Boden, so weit es die einseitige Weidedienstbarkeit behandelt.

Dieses Gesetz bestimmt im wesentlichen, daß dort, wo die normale Hegezeit für die Weiden unzureichend ist, diese Hegezeit auf Antrag der Grundbesitzermehrheit eines zusammenhängenden Weidebezirks erweitert werden kann, dann aber zugleich zwangsweise für alle Betheiligten abgelöst werden muß. Die Ablösung und die dadurch bedingte Abgabenvertheilung auf die einzelnen Grundstücke hat gütlich durch die Betheiligten, oder, falls dies unerreichbar ist, amtlich zu erfolgen. Der ermittelte und in Geld veranschlagte Reinertrag des Weiderechtes bildet die jährlich im Dezember zu entrichtende Jahresabgabe, die als Reallast auf dem Grund und Boden ruht. Diese Reallast ist mit dem 20fachen der Jahresabgabe ablösbar oder in ein 4proz., jederzeit vom Verpflichteten kündbares Bodenzinskapital zu verwandeln. Durch Ueberweisung an die Ablösungskasse wird die Last wie die bereits erwähnten Bodenabgaben behandelt.

Waren die Bodenzinse durch ihren Ursprung aus gerichtsherrlichen, grundherrlichen, bannrechtlichen, lehenrechtlichen und zehentrechtlichen Verhältnissen, aus Fronden und rechtlosen Zwangshandlungen der verschiedenen Jahrhunderte eine recht bunte Gesellschaft, so wurden sie durch die verschiedenen Agrargesetze, die sich in verschiedener Weise mit ihnen beschäftigten, eine nicht minder bunte Gesellschaft von ganz, von theilweise und von gar nicht abgelösten Abgaben, die an Private, an Gemeinde- und Stiftskassen an die Staatskasse oder an die Ablösungskasse zu leisten waren und sind.

In diese Bodenzinsgesellschaft soll das neue Agrargesetz nun aufräumend eingreifen. Wir haben uns an dieser Stelle nicht mit den Einzelheiten des Gesetzes zu beschäftigen, sondern haben nur seine Grundgedanken im Anschluß an die bisherige Gesetzgebung hervorzuheben.

Eine Zwangsablösung sieht das Gesetz nur für die Fälle vor, wo ein Ackerstück dauernd dem landwirthschaftlichen Betriebe entzogen wird. Es sucht aber die Beseitigung der Bodenzinse durch drei Bestimmungen zu fördern. Erstens wird für die an Private, an Gemeinde- und Stiftskassen zu zahlenden Bodenzinse, die durch Versäumung der bis 1875 reichenden Ueberweisungspflicht von der Uebertragung an die Ablösungskasse ausgeschlossen sind, die Möglichkeit geschaffen, durch rechtzeitigen Antrag von der Staatskasse übernommen zu werden. Ebenfalls sollen die Bodenzinse für Weiderechtsablösungen von der Staatskasse auf Antrag übernommen werden können. Zweitens sollen sämmtliche Bodenzinszahler zur Staatskasse und zur Ablösungskasse sofortige Erleichterungen ihrer Lasten erhalten, theils durch allgemeine Reduktion der jährlichen Beträge, in dem bereits anderweil erwähnten Umfange, theils durch besondere Zuwendungen aus einem jährlichen Dispositionsfonds von 500,000 M. Drittens soll, und dies ist der Schlußstein des Gesetzes, aus staatlichen Mitteln nach Maßgabe der verfügbaren Ueberschüsse ein „Amortisationsfonds" gebildet werden, der mit Zinsen und Zinseszinsen so lange anzusammeln ist, bis er die Höhe der Bodenzinskapitalien erreicht hat. Tritt dies ein, dann wird dieser Amortisationsfonds unbeschränktes Staatseigenthum. Der Staat erhält diesen Fonds dann an Stelle der Bodenzinskapitalien, wodurch die Zahlung der jährlichen Bodenzinsen überflüssig wird. Dieser Amortisationsfonds hindert es nicht, daß ein Bodenzinspflichtiger jederzeit die Ablösung seines Bodenzinses beantragen kann. Es wird ihm dann entsprechend dem beantragten früheren oder späteren Ablösungstermin ein bestimmter aus dem Amortisationsfonds zu deckender Theil des Ablösungskapitals zugute gerechnet. Die eingehenden Ablösungsgelder werden zur Tilgung von Staatsschulden oder zur Bestreitung von Ausgaben verwendet.

Die Wirkung dieses Amortisationsfonds, der nur zur Beseitigung der Bodenzinse an die Staatskasse geschaffen ist, hängt natürlich davon ab, wie viel der heute an Private, Gemeinden und Stiftskassen gezahlten Grundgefälle der Staatskasse auf Grund des neuen Gesetzes überwiesen werden.

Fassen wir zum Schluß den Gang der gesetzgeberischen Thätigkeit noch einmal kurz zusammen, so haben wir zunächst Milderung der Lage der Staatsgrundholden, dann Aufhebung der Leibeigenschaft und der Leibeigenschaftsabgaben und Verwandlung der übrigen ungemessenen Abgaben in gemessene. Darauf folgt die Beseitigung des Lehenverbands und aller Naturalfronden, Verbot der Neubildung von Obereigenthumsrechten, Fixirung und Ablösbarkeit aller übrigen Abgaben. Später kam die theilweise eingeführte Zwangsablösung der fixirten kleineren Bodenlasten und die Annuitätentilgung der Bodenzinse zur Ablösungskasse. Jetzt schließt die Ueberführung der an Private u. s. w. zahlbaren Bodenzinse in Staatsbodenzinse mit sofortiger Erleichterung der Jahresabgaben und Tilgung der Staatsbodenzinse durch einen Amortisationsfonds die gesetzgeberische Thätigkeit ab.

Friedrich der Große und Maupertuis.

Während der briefliche und persönliche Verkehr zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire zu zahllosen literarhistorischen Erörterungen Anlaß gegeben hat und in Wort und Bild der Nachwelt überliefert worden ist, fehlte es bislang beinahe an authentischen Dokumenten über das merkwürdige und in seiner Art nicht minder interessante Freundschaftsverhältniß zwischen dem königlichen Schriftsteller und dem Präsidenten seiner Akademie, Maupertuis. Der Zufall fügte es, daß in den letzten Jahren eine Fülle neuer Urkunden über Maupertuis zutage gekommen ist. Außer einer großen Reihe von werthvollen Briefen, welche in Frankreich aus dem Nachlaß Condamine's nach hundertjähriger Vergessenheit aus dem Schloß d'Estorully (in der Nähe von Ham) zum Vorschein gekommen und von Le Sueur veröffentlicht worden sind, hat sich durch neuere Forschungen die Echtheit der eigenhändigen Briefe Friedrichs an Maupertuis herausgestellt, welche aus der Autographensammlung Feuillet de Conche's in den Besitz des preußischen Staatsarchivs übergegangen sind. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß gerade in diesem Jahr, in welches die 200jährige Wiederkehr des Geburtstages von Maupertuis fällt, Diels als Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften der gelehrten Versammlung auf Grund der neuen Funde ein lebensvolles und fesselndes Bild ihres großen Reorganisators vorführen konnte. Die wissenschaftliche Bedeutung Maupertuis' war bereits zehn Jahre früher von Helmholtz in einer meisterhaften psychologisch-historischen Analyse dargelegt worden. Aber seine Persönlichkeit erschien noch immer den Meisten durch das Prisma der berühmten Voltaire'schen Satire zu einer grotesken Karikatur auseinandergesetzt, einer Karikatur von so teuflischer Bosheit, wie sie nur treulose Freundeshand zeichnen kann.

Die noch ungedruckte Korrespondenz Friedrichs des Großen mit Maupertuis, welche der Monographie von Diels als Grundlage diente, erstreckt sich von den Jahren 1738, wo Friedrich noch als Kronprinz mit Maupertuis in Verbindung tritt, bis zu dem Tode des Letzteren im Jahre 1759. Weder Friedrichs noch Maupertuis' Briefe zeigen die gehaltvolle, oft geradezu dämonische Kraft der Korrespondenz mit Voltaire, wo sich die zwei genialsten Köpfe ihrer Zeit gegenseitig zu einem geistvollen Wettkampf anstachelten; wo zwei Naturen, die beide im Hassen stärker waren als in der Liebe, durch den geistigen Zauber, den sie aufeinander ausübten, zeitweise die tiefe innere Disharmonie ihrer Charaktere verstummen ließen; aber dafür entbehren sie auch vollständig jener Ausbrüche vulkanischer Leidenschaft und lodernden Hasses, welche den Verkehr Friedrichs mit Voltaire so peinlich gestalteten. Freilich fehlt es auch dem Leben Maupertuis' nicht an aufregenden und schwierigen Augenblicken; ja seine Berliner Zeit, deren Anfang so glückverheißend schien, war in ihrer zweiten Hälfte in körperlicher und geistiger Beziehung ein trauriges Martyrium.

Pierre-Louis Moreau de Maupertuis gehört zu jenen tragischen Gelehrtengestalten, die zu früh berühmt werden und dann weder die Kraft besitzen, auf gleicher Bergeshöhe weiter zu wandern, noch die Resignation, die Schritte gelassen thalabwärts zu lenken. Sie merken im Innern wohl die Abnahme der Kräfte, aber ihr Ehrgeiz reißt sie empor und verleitet sie, durch Sensationsstücke den alten Ruhm aufs neue erobern zu wollen. Indem sie die frischen Kränze, welche die Welt ihnen vorbehält, sich selbst aufs Haupt drücken, erregen sie den Spott ihrer Feinde und das Mitleid ihrer Freunde. So euden sie ihr Leben in Gram und Bitterniß. Einer der genialsten deutschen Gelehrten, der diesen Wermuthbecher voll auskosten sollte, Friedrich August Wolf, schrieb einmal freundschaftlich warnend an Alexander v. Humboldt: „Der Ruhm ist ein Sisyphusstein, der tückisch entrollt, wenn man ihn nicht immer wieder emporwälzt." Maupertuis hat sich in seinem späteren Leben vergeblich abgequält, den Stein immer wieder auf die Höhe zu wälzen. Aber es widerfuhr ihm das herzbrechende Unglück, daß sein Weltprinzip (Prinzip der kleinsten Aktion) von seinem Freunde König bekämpft, daß sein Weltsystem (Système de la nature) von seinem Freunde Diderot boshaft und unbarmherzig vernichtet und daß seine Zukunftswissenschaft (Lettres sur le progrès des sciences) von seinem Freunde Voltaire ewigem Gelächter preisgegeben wurde.

Wie anders tritt uns das Bild des Gelehrten entgegen, als der Kronprinz Friedrich von Rheinsberg aus mit ihm in Verbindung trat. Damals stand Maupertuis auf der Sonnenhöhe des geistigen und körperlichen Lebens. Zu St. Malo am 28. September 1698 aus altadeligem Geschlecht entsprossen, hatte er nach einigen Dienstjahren in der Armee sich der Mathematik gewidmet und in erstaunlich kurzer Zeit ein solches persönliches Ansehen unter den französischen Gelehrten erworben, daß er bald mit der Pariser Akademie in Verbindung treten und im Jahre 1736 die große Expedition organisiren durfte, welche diese Akademie nach Lappland aussandte, um die Länge des Meridians zu messen.

Heute, wo ganz andere Polarreisen die Augen der Menschheit auf sich ziehen, kann die Fahrt Maupertuis' und seiner Genossen leicht unterschätzt werden. Aber es war dies damals die erste zu rein wissenschaftlichen Zwecken unternommene größere Expedition. Es handelte sich nicht nur um eine möglichst genaue Gradmessung in höheren Breiten, sondern vor allem um die damals alle Gemüther erregende Frage, ob die Erde kugelrund oder an den Polen eiförmig zugespitzt oder endlich abgeplattet sei. Die letzte Ansicht war durch Newton vertreten worden, während die maßgebenden französischen Astronomen an der Annahme festhielten, die Welt gleiche einem an den Polen zugespitzten Ephäroid. Die Messungen Maupertuis', die trotz Wetter, Klima und mancherlei Unglücksfällen rasch beendet wurden, entschieden für die Ansicht des Engländers, die heute zu den selbstverständlichen Elementen des Wissens gerechnet wird. Damals rang sich freilich die Wahrheit nur mühsam durch. Denn obgleich man der Bravour Maupertuis' im Kampf mit den Elementen, seinem Wissen, seiner Genauigkeit und Geschicklichkeit allgemeine Bewunderung zollte, obgleich seine Rückkehr nach Frankreich einem Triumphzuge glich, so ließen sich doch die cartesisch gesinnten Akademiker von seinen Rechnungen nicht gleich überzeugen und der Kampf mit den eingewurzelten Vorurtheilen verwickelte ihn in heftige Streitigkeiten, die sein Selbstgefühl umsomehr steigern mußten,

als der Hof sein Verdienst nach seiner Meinung allzu kärglich belohnt hatte. Erst als die Kontrolexpedition, die unter Führung Condamine's gleichzeitig nach Peru abgegangen war, die Rechnungen Maupertuis' im Jahre 1738 bestätigte, war sein Triumph vollständig. Sein in diesem Jahr erschienener Reisebericht erregte in wissenschaftlichen wie unwissenschaftlichen Kreisen ein Aufsehen, das sich etwa nur mit dem Erfolge Nansens in unsern Tagen vergleichen läßt.

Maupertuis war schon vor seiner Expedition in dem kleinen Kreise von ausgezeichneten Gelehrten wohlbekannt, der sich um die geistvolle und liebenswürdige Schloßherrin von Cirey, die Marquise du Châtelet, gesammelt hatte. Er selbst hatte die „göttliche Emilie“ (wie die Marquise du Châtelet kurzweg von ihren Verehrern genannt wurde) und ihren Freund Voltaire mit solchem Erfolg in die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien eingeführt, daß sie Beide selbständig mit Euler um einen physikalischen Preis der Pariser Akademie ringen konnten. Voltaire war damals ebenso wie Emilie du Châtelet stolz auf die Freundschaft des kühnen Reisenden. Er schrieb ihm die schmeichelhaftesten Briefe, und da damals durch Voltaire auch der geistreiche Kronprinz von Preußen gleichsam als auswärtiges Mitglied in diese Akademie der „Emiliens“ aufgenommen wurde, so verstand es sich von selbst, daß Maupertuis ihm ein Exemplar seines Berichtes zusandte. Der erste Brief Friedrichs an Maupertuis drückt seine Ungeduld aus, in den Besitz des ersehnten Buches zu gelangen. Die lebhafte Schilderung der heroischen Polarfahrt entflammte die Sympathie des jungen Mannes, und die ausgezeichnete wissenschaftliche Darlegung imponirte dem Wissensdrang des Kronprinzen, der mit Schmerz ansehen mußte, wie die Leibniz-Akademie unter dem harten Regiment seines Vaters verödet und verwüstet war. Damals reifte in ihm bereits der Entschluß, Maupertuis dauernd an Berlin zu fesseln, und wenige Tage, nachdem er zur Regierung gelangt war, schrieb er an Maupertuis folgende denkwürdige Einladung: „Von dem Augenblick an, da ich Sie kennen lernte, erweckte mein Herz, meine Zuneigung den Wunsch in mir, Sie hier zu haben, um der Berliner Akademie die Gestalt zu geben, die Sie allein imstande sind, ihr zu verleihen. So kommen Sie, kommen Sie, um auf diesem Wildling das Reis der Wissenschaften zu pfropfen, damit es zur Blüthe gelange. Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt, zeigen Sie nun auch einem König, welche Wonne es ist, einen Mann wie Sie, sein zu nennen.“

Der erste schlesische Krieg hinderte zunächst den König, sich sofort der Wiederherstellung seiner Akademie zu widmen. „Es thut mir leid,“ schreibt er an Maupertuis aus dem Winterlager in Breslau am 3. Januar 1741, „es thut mir leid, Ihnen nicht früher Ihren Brief beantworten zu können, aber ich habe hier eine ganz andere Art von Algebra zu rechnen. Zum Glück geht unsre Geometrie vortrefflich von statten. Sobald ich damit fertig bin, die Figur Schlesiens richtig zu stellen, komme ich nach Berlin zurück und dann denken wir an die Akademie. Adieu, mein lieber Maupertuis. Nur noch ein bischen Geduld, dann werden Sie alles haben, was Sie wünschen.“ Wöchentlich ein- bis zweimal fliegt der Courrier zwischen Berlin und dem Lager hin und her bis der Friede geschlossen ist und der König nach der Residenz zurückkehrt. Nun beginnt die eigentliche Arbeit Maupertuis': die Reorganisation der Berliner Akademie. Es galt, dieselbe aus der grenzenlosen Verwahrlosung und Entwürdigung, in die sie unter Friedrichs Vater gefallen war, zu neuem Glanze emporzuheben.

Zu diesem Zweck bedurfte es heroischer Mittel, und Maupertuis zögerte nicht, sie zu beantragen. Die Leitung, die bisher einem Kuratorium von alten Hofräthen und Generalen anvertraut war, erregte zuerst den Anstoß des neuen Präsidenten. Friedrich fand die Reformvorschläge Maupertuis' durchaus gerechtfertigt. Er bewilligte ihm alles, was er wünschte, in reichem Maße und sorgte auch für seine persönliche Stellung in der freigebigsten Weise. Das unbegrenzte Vertrauen des Königs blieb nicht unbelohnt. Maupertuis, der durch den Glanz seines Namens und durch seine vortrefflichen, im wesentlichen bis jetzt festgehaltenen Einrichtungen die preußische Akademie sofort in die erste Reihe der gelehrten Gesellschaften Europa's hob, wetteiferte mit dem König, dem Protektor und eifrigen Mitarbeiter der Akademie, darin, die vorzüglichsten Instrumente, die trefflichsten Neuerungen, die besten Kräfte für das Institut zu gewinnen. Die französische Sprache, in der von nun an die Publikationen ohne Ausnahme erschienen, sicherten den Arbeiten der Berliner Akademie eine rasche Verbreitung über die ganze gebildete Welt. Der König hielt so streng auf die einheitliche französische Abfassung der Abhandlungen, daß der Antrag, den Maupertuis gestellt hatte, für einige Fächer auf Wunsch der betreffenden Akademiker die deutsche oder lateinische Sprache freizugeben, der einzige war, welcher abgelehnt wurde.

Der Eindruck, den Maupertuis' Schöpfung im Inland wie im Ausland machte, war außerordentlich. Daß der Eroberer Schlesiens imstande war, ein solches Friedenswerk noch rascher fast als seine kriegerischen Erwerbungen zustande zu bringen, gewann ihm die allgemeine Sympathie. Der König fühlte das wohl und ließ seine Dankbarkeit in herzlichen, ja enthusiastischen Briefen ausströmen. In Versen und in Prosa verherrlicht er seinen lieben Maupertuis und versichert ihn, daß „er allein eine ganze Akademie aufwiege“. In allen Berufungssachen, die ihm Maupertuis vorlegt, entscheidet der König fast immer nach seinem Vorschlage. Ein einziges Mal scheint er unentschlossen zu sein; es war dies, als der Präsident einen ausländischen Prinzen zum korrespondirenden Mitglied vorschlug, wozu er, wie der König argwöhnte, weniger durch die angeblichen literarischen Verdienste des Vorgeschlagenen als durch dessen hohen Rang veranlaßt wurde. „Ich hätte geglaubt,“ schreibt Friedrich an Maupertuis am 20. März 1756, als dieser auf den Vorschlag zurückkam, „Sie dächten an die Verse:

„Ein Fürst ist für sein Volk ein Gott, den man verehrt,
Für Maupertuis und mich ein Mensch wie andere werth.“ —

Aber da nun einmal die gewöhnlichen Vorurtheile von Rang und Geburt auf Ihr philosophisches Haupt Eindruck gemacht haben, so erkläre ich mich mit Ihrem Vorschlag einverstanden.“ Er knüpft nur die scherzhafte Bedingung daran, Maupertuis solle eine Statistik der Narren bei den übrigen Akademien veranlassen, und wenn sich dann herausstellen sollte, daß Berlin ein Minus dieser Menschenklasse aufzuweisen habe, dann könne man sich den ausländischen Prinzen gefallen lassen. —

Voltaire war schon im Jahre 1743 auf kurze Zeit zum Besuch nach Berlin gekommen. Aber solange die Marquise du Châtelet lebte, wollte er sich nicht dauernd binden. Als sie nun plötzlich am 10. September 1749 starb, war er dieser Rosenketten, die er mit ungewöhnlicher Ausdauer getragen hatte, ledig. So erschien er im Sommer des nächsten Jahres auf Friedrichs Einladung in Berlin, wo er wie ein Fürst empfangen und behandelt wurde. Wer Voltaire kannte, wer seine Briefe an den alten Freund Maupertuis hatte lesen können, wer durch die stark aufgetragenen Versicherungen ewiger Dankbarkeit und Freundschaft hindurch eine leise Ironie gegen den großen Mann durchschimmern sah, der konnte mit Sicherheit voraussagen, daß bei ihrer Begegnung in Berlin eine Katastrophe eintreten würde. Voltaire selbst fühlte das am deutlichsten. „Wissen Sie nicht,“ sagte er eines

Tags zu dem Großkanzler Jarriges, „daß, wenn sich zwei Franzosen an einem fremden Hofe oder im fremden Lande beisammen finden, einer von ihnen umkommen muß?“ Wir sehen wie Voltaire, einer Katze gleich, sein Opfer umschleicht, um die Gelegenheit zu erspähen. Aber Maupertuis kannte ihn und war auf seiner Hut. Auch war der König nicht im mindesten gewillt, seinen mehr denn je erprobten Präsidenten fallen zu lassen und etwa den erledigten Posten Voltaire anzubieten, was dessen sehnlichster Wunsch war. Voltaire hatte geglaubt, die nicht immer noblen Finanzoperationen, die ihn in Frankreich zum reichen Mann gemacht hatten, in Preußen fortsetzen und unter dem persönlichen Schutz des Königs verbotene Geldgeschäfte ungestraft treiben zu können. Das schlug fehl. Ein ärgerlicher Prozeß brachte alles ans Licht. Der König selbst war entrüstet, und Voltaire sah, daß seine Stellung in Berlin erschüttert sei. Aber mit wahrhaft dämonischer Geschicklichkeit gelang es ihm, seinen schimpflichen Abgang durch einen Triumph zu maskiren, der ihn in den Augen Europa's als Rächer der verfolgten Unschuld erscheinen ließ. Das Opfer aber, das statt seiner fiel, war Maupertuis.

Der Sachverhalt, der den Angriffen Voltaire's als Vorwand diente, war in wenigen Worten folgender: In einer Polemik, die zwischen Maupertuis und König bezüglich eines von dem Ersteren aufgestellten wissenschaftlichen Prinzips entbrannt war, hatte Maupertuis aus persönlicher Eitelkeit seinen Gegner der wissenschaftlichen Fälschung beschuldigt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß König sich vollständig gerechtfertigt hat und daß sich Maupertuis zu unrechtmäßigen Schritten hatte hinreißen lassen. Das war auch damals bereits in unabhängigen Kreisen die herrschende Meinung. Voltaire, der das Vertrauen seines Souveräns eben zu verlieren im Begriff war, warf sich nun mit Eifer dem größeren Souverän in die Arme, den er selbst groß gezogen hatte und dem er hinfort sein Leben weihte, der öffentlichen Meinung Europa's. Wie er später vor diesem höchsten Tribunal die gekränkte Unschuld der Calas und de la Barre gegen die tyrannische Justiz Frankreichs vertheidigte, so zog er jetzt das Schwert gegen Maupertuis und die Akademie, die er in einer anonymen Streitschrift eines an König verübten moralischen Justizmords vor Europa anklagte.

Man kann sich denken, wie dieser Angriff Voltaire's auf Maupertuis wirkte, der sich trotz der bevorstehenden Spannung eines solchen Attentats nicht versehen konnte und sich zudem körperlich in einem jammervollen Zustande befand. Man begreift auch, daß der König den heimtückischen Schlag gegen seine Akademie und deren Präsidenten mit heller Entrüstung aufnahm. Ein langer, herzlicher Brief sucht den todwunden Freund zu trösten, aber zugleich vor eigenem Vorgehen zu warnen. Das ritterliche Gefühl, einem schwer gekränkten Freund zu Hülfe eilen zu müssen, das sich in Friedrich schon früher einmal für Voltaire regte, als dieser durch die Voltaire-Manie Desfontaine's schwer angegriffen war, brach nun mit aller Macht in ihm durch. Er schreibt an Maupertuis: „Ich habe bis jetzt im Schweigen verharrt, um zu sehen, was Ihre Akademie begönne und ob sich denn Niemand fände, der die gegen Sie gerichteten Pamphlete beantworten würde. Aber da alle Welt stumm blieb, so habe ich meine Stimme erhoben.“ Die so angekündigte Apologie des Königs erschien anonym unter dem Titel „Brief eines Berliners an einen Pariser Akademiker“. Die wissenschaftliche Streitfrage wird nur kurz berührt und vor allem die unritterliche Feigheit gebrandmarkt, einen Mann, der dem Tode näher ist als dem Leben, anzugreifen. „Das ist der Moment,“ ruft der Verfasser entrüstet aus, „den die Feinde gewählt haben, um ihm den Dolch ins Herz zu stoßen“. Der König glaubte ohne Frage nicht nur seine Freundespflicht erfüllt, sondern den ganzen Streit niedergeschlagen zu haben, da er die Verfasserschaft nicht geheim hielt, vielmehr die zweite Auflage mit den königlichen Insignien erscheinen ließ.

Maupertuis war der Meinung, durch eine imponirende Gesammtausgabe seiner Werke am besten sein Verdienst beweisen und den immer heftiger werdenden Angriffen begegnen zu können. Er fügte eine neue Schrift hinzu, die den anspruchslosen Titel „Lettres“ trägt und in mehreren, ohne wissenschaftlichen Zusammenhang lose aneinander gereihten Kapiteln eine Reihe von Vorschlägen zu wissenschaftlichen Forschungen und Expeditionen enthält, welche ein Gegenstück zu Bacons berühmtem Buch de dignitate et augmentis scientiarum darstellen sollten. Es finden sich darin neben manchen geistreichen zweifellos einige phantastische, paradoxe, ja geradezu absurde Ideen. Maupertuis hatte das Buch dem Könige gleichsam als sein wissenschaftliches Testament übersandt. Der Begleitbrief, der verloren gegangen ist, muß traurige Betrachtungen enthalten haben. Denn der König antwortete u. a.: „Beruhigen Sie sich, mein lieber Maupertuis und kümmern Sie sich nicht um das Summen der Insekten, die in der Luft herumfliegen;“ aber eines dieser Insekten hatte unterdessen den unglücklichen Briefschreiber mit tödtlichem Stachel getroffen; einige Wochen nach der Publikation der „Lettres“ erschien Voltaire's „Geschichte des Doktors Akakia“, welche die Katastrophe herbeiführte.

Akakia war der Leibarzt Franz I. der nach der Sitte der Zeit seinen Namen Martin-sans-malice gräzisirt hatte. Hier erscheint nun dieser Doktor Harmlos als Leibarzt des Papstes und führt zunächst den Nachweis, daß ein so berühmter Mann wie der Präsident der Berliner Akademie unmöglich der Verfasser der „Lettres“ sein könne. Es sei vielmehr die Fälschung eines jungen naseweisen Studenten, der ein Drittel des Bandes aus Maupertuis echten Schriften abgeschrieben und das Uebrige mit seinen eigenen unverzeihlichen Dummheiten angefüllt habe. In dem nun folgenden Inquisitionsverfahren werden alle Schrullen und halben Gedanken, die sich in den Lettres finden, ergötzlich zu ganzen Ungedanken entwickelt; die Nordpolexpedition, das Loch bis zum Mittelpunkt der Erde, die lateinische Stadt und anderes der Art gab Anlaß zu einem göttlichen Gelächter, das über ganz Europa schallte. Die kleine, sofort in vielen Auflagen verbreitete Satire ist in der That ein Meisterwerk auf dem Gebiete, auf dem Voltaire unbestrittener Meister ist. Alle Welt lachte über den eitlen Präsidenten, an dem das Sprichwort seiner Landsleute: „Das Lächerliche tödtet“ zur Wahrheit werden sollte.

Nur Einer lachte nicht. Das war der König. Voltaire hatte die Stirn gehabt ihm das Manuskript des Pamphlets vorzulesen, um ihn durch Lachen vorher zu entwaffnen. Die Spekulation mißlang. Auf Befehl Friedrichs ward am Abend des 24. Dezember 1752 der „Dokteur Akakia“ von Henkershand am Gendarmenmarkt verbrannt.

Dieses Weihnachtsfeuer, das Voltaire aus den Fenstern seiner Privatwohnung in der Taubenstraße mitansah, gab ihm das Signal zur Flucht. Da sowohl Friedrich als er ein Interesse daran hatten, wenigstens die Form zu wahren, so reiste er nach manchem Hin und Her am 26. März 1753 mit Urlaub des Königs von Potsdam ab. Es war ein Abschied auf Nimmerwiedersehen. Maupertuis athmete auf; aber umsonst! Die Wunde saß zu tief. — Er konnte sich nicht mehr erholen. Ja, er hatte die aus seinem gänzlich zerrütteten Zustand begreifliche Unklugheit, seinem fliehenden Feinde eine Duellforderung nach Leipzig nachzusenden, worauf Voltaire wieder in der allerwitzigsten Weise antwortete. Auch eine Reise nach dem Süden brachte ihm keine Besserung der Gesundheit und Stimmung mehr. Er starb zu

Basel in den Armen des jüngeren Johann Bernouilli, am 27. Juli 1759, nachdem er in die Hand seines Freundes die feierliche Erklärung abgegeben, daß er Voltaire verziehen habe.

Eduard Sokal.

Mittheilungen und Nachrichten.

Karl Hillel: Die Versöhnung des Judenthums mit dem Christenthum. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von Gebr. Knauer. O. J. — 8⁰. 58 Seiten. — Wer irgend etwas ernsthaftes und wohlerwogenes vorzubringen hat, das zum Ausgleich des Gegensatzes zwischen Judenthum und christlicher Gesellschaft mithelfen kann, verdient aufmerksam gehört zu werden. Denn gewiß leidet nicht nur das Judenthum durch den in den letzten Jahrzehnten unsres aufgeklärten Jahrhunderts neu angefachten Haß gegen die unter uns zerstreuten semitischen Mitbürger. Als ein an sich widerwärtiger Zug und ein offenbares Krankheitssymptom der modernen Volksseele ist dies Pháäomenon ebenso für die christlich-germanische Mehrheit schwer zu beklagen. Auch die kleine Schrift Hillels verdient alle Beachtung. Als Wort eines maßvoll und unparteiisch denkenden Israeliten, der dem Problem ruhig nachgedacht hat, bringt sie manchen beherzigenswerthen Wink und Rathschlag für beide Theile. Aber ich fürchte, den Kernpunkt hat Hr. Hillel nicht getroffen. Er wendet sich gar nicht an die rechten Leute! Die Pioniere der Aufklärung, welche auf beiden Seiten an der Läuterung — auch wohl Verflüchtigung — des positiven Glaubens zur natürlichen Religion arbeiten, haben sich immer vertragen. Aber wer sie für die eigentlichen Führer des Volkes ansieht, mit denen zu verhandeln sei, scheint mir die Zeichen der Zeit nicht recht zu deuten. Eng damit zusammen hängt der Mangel an tieferer historischer Erfassung des Gegensatzes. Hillel polemisirt — nur ein Beispiel anzuführen — gegen das christliche Dogma von der göttlichen Trinität als dem israelitisch-jüdischen Gottesglauben toto coelo entgegengesetzt. Aber weiß er nicht, wieviel wesentlichen Antheil an der Genesis dieses Dogmas gerade das hagiographisch-didaktische, spätere alttestamentliche Schriftthum und die daraus weiter erwachsene rabbinische Theologie, besonders hellenistischer Färbung, gehabt hat? Kurz, so einfach, wie der Verfasser meint, geht die Sache nicht. Indeß: wer immer redlich strebend sich bemüht, der sei auch bei dieser Arbeit willkommen! S-r.

W. v. S. *Roger Marx:* Les médailleurs français depuis 1789. Notice historicque. Paris, Société de propagation des livres d'art, 1897. Gr. 8⁰. — Dank den Bemühungen Lichtwarks ist die französische Medaillenkunst dieses Jahrhunderts in Deutschland fast noch früher als in Frankreich selbst als eine der vollendetsten Offenbarungen des schöpferischen Künstlergeistes unsrer Zeit erkannt worden. Ein Werk wie das vorliegende, welches in kurzen Zügen die Entwicklung der modernen Medaille von ihren Anfängen bis zu ihrer höchsten Blüthe zeigt und diese Ausführungen durch eine Reihe vortrefflicher Heliogravuren (11 Tafeln mit einer reichen Auswahl der schönsten Medaillen) und zahlreiche Textabbildungen unterstützt, wird daher bei uns auf vielfache Antheilnahme rechnen können. Marx führt den Beginn der eigentlichen modernen Medaille auf die französische Revolution zurück, die mannichfache Gelegenheit bot, die Tagesereignisse mit Hülfe der Glyptik festzuhalten. Doch wurde der wahrhaft monumentale Stil für die Kunstgattung damals noch nicht gefunden. Unter Napoleon erstarrte sie, trotz aller Aufmunterung, die er ihr angedeihen ließ, vollkommen, so daß die Stelle für den Vertreter der Medailleurkunst am Institut de France nach Jeuffroy's Tod 1826 sogar eingezogen wurde, um erst mehr als 60 Jahre später, 1888, durch Roty wieder neu besetzt zu werden. In der Folgezeit bahnten David d'Angers durch seine lebensvollen Portraitmedaillons, sowie Chapu durch seine wie für die Medaille geschaffenen Reliefkompositionen der späteren Entwicklung die Wege, die jedoch erst Oudiné, um die Mitte des Jahrhunderts mit Bewußtsein aufnahm. Von seinen Schülern Ponscarme, Chaplain, Tasset datirt dann der wirkliche Umschwung, namentlich durch Ponscarme's Medaille auf Naudet bezeichnet, in der er den vollen Raum für die Darstellung ausnutzte, das Relief wesentlich flacher gestaltete als bisher, den Grund matt beließ, statt ihn zu poliren, den erhabenen Rand beseitigte und die Schrift mit der Darstellung in Einklang brachte. Die weitere Entwicklung bezeichnen die Namen Chaplains, Degeorges' und endlich Roty's, dessen graziöse Allegorien von dem zartesten individuellen Leben erfüllt sind. Ueber alle diese Künstler sowie ihre zahlreichen Nachfolger findet man hier auch dankenswerthe Literaturnachweise. Nachdem der Luxembourg seit 1890 die Medaillen in sein Sammlungsgebiet aufgenommen, der französische Staat 1885 diesen Kunstzweig durch die Ertheilung des Auftrags zur Herstellung neuer Münzmodelle weiter gefördert hat, fordert Marx seine Landsleute auf, nun auch eine Gesellschaft für die Medaille zu gründen, um den Sinn für diese Kunst in immer weitere Kreise zu tragen. Dazu gibt er am Schlusse seines Buches werthvolle, auch für die auswärtigen Sammler verwendbare Nachweise über diejenigen Stücke, die man gegen einen mäßigen Entgelt, sei es von dem Ministerium der schönen Künste, sei es von der Verwaltung der Münze, beziehen kann.

α **Darstellungen aus der Bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte.** Herausgegeben vom kgl. bayer. Kriegsarchiv. Heft 7. München 1898. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). — Das neue Heft dieser trefflichen Publikationen enthält eine Reihe von interessanten Abhandlungen. „Ueber das Heerwesen des Hochstifts Würzburg im 18. Jahrhundert" von Julius Henle, kgl. Bezirksamtsassessor und Premierlieutenant der Landwehr, liefert den Beweis, daß das Heerwesen des Titular-Herzogs von Franken nicht besser war, als das der übrigen Reichsstände. Zu den fünf Regimentern fränkischer Kreistruppen (drei zu Fuß, ein Kürassier-, ein Dragoner-Regiment) stellte Würzburg je zwei Kompagnien, im ganzen 1430 Mann, wovon 301 zu Pferde; daneben bestanden die Haustruppen, die je nach der politischen Konstellation auf den Beinen gehalten und in kaiserlichen Sold gestellt wurden (z. B. im 7jährigen Krieg die zwei Regimenter Blau- und Roth-Würzburg), ferner das Gendarmeriedienst leistende Husarenkorps, der sogenannte Landausschuß oder später das Landregiment zu rund 3000 Mann und endlich die Würzburger Bürgerwehr. In den Zeiten, die stets über den „Militarismus" klagen, sollte man sich an derlei Exempeln davon überzeugen, daß in der gepriesenen alten guten Zeit selbst unter dem Krummstab die Militärlast recht beträchtlich drückte; auf den sonstigen Unterschied von damals und jetzt brauchen wir nicht hinzuweisen. — „Der Kampf um die Rheinschanze dei Mannheim am 25. Januar 1798" von Hans Fahrmbacher, Rittmeister z. D., behandelt als drastisch wirkende Säkularerinnerung die Episode, wie General Oudinot unter eklatantem Bruch des Völkerrechts sich des letzten von deutschen Truppen besetzten Punktes auf dem linken Rheinufer, des Mannheimer Brückenkopfes, auf der Stätte der heutigen Stadt Ludwigshafen, trotz tapferer Vertheidigung durch ein paar Kompagnien des kurpfalzbayerischen 1. Jäger-Regiments „Schwicheldt" (jetzt im 15. Infanterie-Regiment) bemächtigt. — „Die bayerische Philhellenen-Fahrt 1826 bis 1829. Aus dem handschriftlichen Rücklaß des kgl. bayer. Generallieutenants Karl Frhrn. v. Heideck" bringt die im letzten Heft begonnenen Mittheilungen zum Abschluß. Die an charakteristischen Einzelheiten unendlich reiche Schilderung umfaßt die Thätigkeit Heidecks auf der Insel Poros, wo er durch Errichtung einer Hauptniederlage von Proviant und Munition dem früher häufig gefühlten Mangel steuerte, seine Theilnahme an der Expedition des Generals Church zum Entsatz der Akropolis von Athen, sein Wirken als Oberkommandant von Nauplia und als Kommandant des „taktischen" Korps und schließlich seine Heimkehr aus Gesundheitsrücksichten, noch mehr aber aus Verdruß über die höchst unerquicklichen politischen und militärischen Verhältnisse. Als Anhang ist der an die griechische Regierung erstattete sommarische Bericht des Freiherrn beigegeben, der beim Abschied zum General ernannt worden war und somit die dem Knaben gemachte Prophezeiung verwirklicht sah, er werde im Alter von 40 Jahren General werden. Den richtigen Blick Heidecks bewährt sein leider erfolglos gebliebener Rath an König Ludwig, sein Sohn Otto solle die Krone von Hellas nur dann annehmen, wenn die Grenzen des neuen Staates im Norden zwischen Arta und Volo gezogen, Kreta und die Inseln ein-

verleibt und 40 Millionen Francs als fundus instructus ohne Zinsen bewilligt wurden. Die Ereignisse des letzten Jahres lieferten dafür volle Bestätigung, dagegen desavouirten sie vollständig die schönen Hoffnungen, die der begeisterte Philhellene für die Zukunft des Griechenthums in sich getragen hat. — Eine höchst werthvolle Gabe bildet die „Politische Einleitung zur Geschichte des Kriegs im Jahr 1866. Verfaßt vom k. b. Hauptmann Christoph Frhrn. v. Godin" (gestorben als General d. Inf. z. D.). „Diese ‚Einleitung' war für das offizielle Buch „Antheil der k. b. Armee am Kriege des Jahres 1866" bestimmt, dessen Redaktion Hauptmann Frhr. v. Godin besorgte. Obwohl der Generalquartiermeister, Generalmajor Maximilian Graf v. Bothmer, die Einleitung als ‚sehr gut' abgefaßt erklärte, wurde sie doch vorerst bloß zu den Akten genommen, da das geplante Werk zunächst nur aus dem Grunde zur Bearbeitung kam, um den bayerischen Offizieren den Zusammenhang der bayerischen Truppenbewegungen und der Gefechte deutlich zu machen. Ist auch inzwischen der politische Theil des Kriegs längst klargestellt worden, wozu die neuesten Veröffentlichungen Friedjungs in hohem Grade beigetragen haben, so bleibt es immerhin interessant zu vernehmen, wie maßvoll und richtig ein hochbegabter Offizier die zum Krieg führenden Verhältnisse schon bald nach eingetretenem Friedensschluß beurtheilt hat." Mit diesen Worten geleitet das kgl. Kriegsarchiv die Abhandlung und der Referent hat ihnen nichts anzufügen.

n. Die New-Yorker Monatsschrift „The Forum", von deren lebhaftem Interesse für deutsches Leben und Wesen hier schon früher einmal berichtet wurde, bringt in dem Juliheft wieder verschiedene hervorragende Aufsätze in jener Richtung. **Ernst v. Wildenbruch** schreibt einen zweiten Artikel über die Entwicklung des deutschen Dramas, der zunächst mit markigen Worten den Einfluß Bismarcks auf das deutsche Leben schildert, dann in sehr bemerkenswerthen Ausführungen zu Ibsen, dem deutschen Naturalismus, dem Symbolismus Stellung nimmt und zugleich Wildenbruchs eigene Ideen vom deutschen Drama und seiner Zukunft entwickelt. Dieselbe Nummer enthält einen Artikel (1. Hälfte) von **Schäffle** über Oesterreich-Ungarn unter der Regierung Franz Josephs, einen Artikel, der sowohl durch umfassendste Sachkenntniß als durch Selbständigkeit der Auffassung imponirt, der dabei, im Gegensatz zu den heute vorwiegenden pessimistischen Anschauungen, von einem festen Glauben an die Zukunft Oesterreichs erfüllt ist. Von den anderen Artikeln dürfte in Deutschland weite Kreise ein Artikel des Chefentomologen im amerikanischen Agrikulturdepartement L. O. **Howard** über das nach dem californischen Ort San José benannte Insekt interessiren, dessen Vorkommen auf eingeführtem Obst zu den bekannten Maßnahmen der deutschen Reichsregierung Anlaß gab. Der Artikel mit seiner sachkundigen Darlegung ist eine glänzende Rechtfertigung des deutschen Verfahrens, und es verdient Anerkennung, daß das hier so offen und kräftig ausgesprochen wird. So zeigt sich das Forum mit Eifer und Geschick bemüht, für ein gegenseitiges Verständniß der großen Kulturvölker zu wirken; wie es deutsches Leben und Streben den Amerikanern näher zu bringen sucht, so eröffnet es zugleich den Deutschen einen vortrefflichen Einblick in die Empfindungen und in die Probleme des heutigen Amerika.

-rt- **Ein dritter Erdtrabant.** Hr. Dr. **Waltemath**, der famose Entdecker eines zweiten Erdmonds, ist nicht zufrieden mit dem Ruhm, den er sich durch diese Entdeckung erworben hat; er versendet neuerdings ein Zirkular, in welchem er der staunenden Welt die Mittheilung von der Auffindung eines dritten Erdmonds macht. Die Existenz eines solchen gründet Hr. Waltemath auf die bekannte Beobachtung des Hrn. Postmeisters Ziegler in Greifswald (siehe Nr. 51 der Beilage), wobei bekanntlich ein dunkler Körper in der Richtung von Ost nach West vor der Sonne vorbeigegangen sein soll. Entsprechend dieser Beobachtung läßt Hr. Waltemath den neuen, dritten Erdmond in der Richtung von Ost nach West, also entgegengesetzt der Richtung des großen Erdmonds, um die Erde laufen. Selbstverständlich hat Hr. Waltemath die Bahnelemente dieses neuen Begleiters der Erde schon mit der größten Schärfe ermittelt, er findet außerdem, daß „dieser dritte Mond ein wahrhafter Wetter- und Magnetmond" ist, er allein ist schuld am vergangenen milden Winter und an der abnormen Witterung der letzten Monate. Am 31. Juli oder in den ersten Tagen des August läßt er den Mond wieder in der Richtung von links nach rechts an der Sonne vorübergehen. — Weiterer Kommentar hiezu ist wohl überflüssig.

* **Die Untersuchung von Pergamon** soll, wie der „N.-A." schreibt, demnächst durch kartographische Aufnahme des Terrains der alten Hauptstadt und deren nächster Umgebung einen Schritt weitergeführt werden. Die königliche Akademie der Wissenschaften hat ihrem Mitglied Professor Conze hiezu die Mittel gewährt, und der Chef des Großen Generalstabs der Armee hat die Ausführung ermöglicht. Vom Kaiser beurlaubt, begibt sich Premierlieutenant Berlet vom hessischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 11, zur Zeit kommandirt zur Dienstleistung beim Großen Generalstab, nach Kleinasien, um am 1. August mit Professor Conze in Pergamon zum Beginn der Arbeit, deren Dauer auf etwa 5 Monate veranschlagt ist, einzutreffen. Im Oktober wird Professor Conze von Dr. Schuchhardt, Direktor des Kestner-Museums in Hannover, abgelöst werden. Dr. Schuchhardt hat schon früher an den Untersuchungen in Pergamon thätigen Antheil genommen. Der Magistrat der königlichen Residenzstadt Hannover hat ihm den Urlaub zur Reise bewilligt und ist so in die lange Reihe derer getreten, welche das durch die Humann'schen Funde so glänzend eingeleitete wissenschaftliche Unternehmen gefördert haben. Ausgrabungen werden diesmal nicht vorgenommen werden; die königlichen Museen, von denen sie bisher ausgingen, sind zur Zeit durch andere Unternehmungen in Anspruch genommen.

* Wie der „Voss. Ztg." aus **Brüssel** mitgetheilt wird, hat in den **Genter Archiven** der Stadtarchivar Van der Hoeghen arge **Fälschungen** entdeckt. Die Archive erwarben im Jahre 1843 eine Reihe von Dokumenten, insbesondere ein Register des 16. Jahrhunderts, das die Namen einer Reihe Genter Künstler von 1339 bis 1540 aufführte, ihnen eine Abstammung gab und eine dem Lukas von Herne zugeschriebene Dichtung mittheilte, die dazu bestimmt war, dieses Künstlerverzeichniß zu bekräftigen. Seitdem haben wiederholt Schriftsteller, die kunstgeschichtliche Werke veröffentlichten, diese Genter Maler, Bildhauer und Kupferstecher erwähnt. Alle diese Dokumente und Register sind Fälschungen, die ein bekannter Genter Schönschreiber und Sammler von Kupferstichen verübt hat. Dieser Fälscher ist seit 40 Jahren todt.

* **Tübingen.** Auf den durch den Tod Th. Eimers erledigten Lehrstuhl für Zoologie ist der ordentliche Professor Dr. **Blochmann** in Rostock an unsre Universität berufen worden und hat den Ruf angenommen.

* **Karlsruhe,** 26. Juli. Der Vorstand des Evangelischen Bundes in Baden und Professor an dem hiesigen Lehrerseminar, Professor **Albrecht Thoma**, ist von der theologischen Fakultät der Universität Jena zum Ehrendoktor ernannt worden. Die Ernennung ist wie folgt begründet: „Der einst den Dienst am Gotteswort erfolgreich verwaltet, dann durch Heranbildung der Lehrer sich aufs beste verdient gemacht hat, und außer verschiedenen vortrefflichen Proben seines theologischen Studiums den Ursprung und das Wesen des Johannes-Evangeliums in einem umfangreichen Buch aufs fleißigste und geistvollste erforscht hat, dem eifrigen Theilnehmer fast aller Vereine, welche den evangelischen Glauben pflegen und vertheidigen, dem unermüdlichen Förderer des evangelischen Diakonissenhauses in Freiburg i. B."

* **Jena.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. phil. Wolfgang **Keller** aus Freiburg i. B. für das Fach der englischen Philologie habilitirt.

* **Berlin.** An der hiesigen Technischen Hochschule ist der ständige Assistent Dr. **Klingenberg** bei der Abtheilung für Maschineningenieurwesen als Privatdozent zugelassen worden. Sein Lehrfach ist Projektirung elektrischer Anlagen.

* **Rostock.** Der außerordentliche Professor der Rechtswissenschaften v. **Blume** in Marburg wurde als ordentlicher Professor an unsre Universität berufen.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 28. Juli. Nummer 166.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Protoplasma und Lebenskraft.

Von J. P. Borodin, Prof. der Botanik an der Universität St. Petersburg.
Autorisirte Uebersetzung von S. Levinsohn.

I.

Vor zwei Jahren war gerade ein halbes Jahrhundert verstrichen, als in der Naturwissenschaft ein neuer Begriff und dementsprechend in der wissenschaftlichen Sprache ein neuer Ausdruck auftauchte, dem es vorbehalten war, eine ungeheure Rolle in der Geschichte menschlichen Denkens zu spielen und gewissermaßen eine Umwälzung in unsern Ansichten über die Natur der lebenden Körper hervorzubringen. Dieser Ausdruck ist: Protoplasma. So nannte 1846 Hugo v. Mohl den stickstoffhaltigen, beweglichen, gewöhnlich feinkörnigen Schleim, der sich in den sogenannten Zellen der Pflanzen befindet. Daß das Innere aller Pflanzenorgane durch Wandungen in geschlossene Stübchen von mikroskopischer Größe eingetheilt sei, war bereits fast 200 Jahre vor Mohl bekannt. Als nämlich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein, wenn auch nur äußerst unvollkommenes Mikroskop konstruirt und aus bloßer Neugierde auch zur Besichtigung von Querschnitten einzelner Pflanzentheile angewandt wurde, da entdeckte man auch sogleich die so wichtige Thatsache des Zellenbaues der Pflanzen, so daß sich vor dem wißbegierigen Menschengeist eine weite, ganz neue Welt aufthat. Jedoch wurde lange Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten nur auf die Erforschung der Scheidewände selbst, die durch ihre ungeheure Mannichfaltigkeit in der That ein überaus reiches Material lieferten, hingelenkt, und zwar wollte man in den Eigenschaften und im Bau dieser Wände den Schlüssel zum Verständniß der Lebenserscheinungen des Pflanzenorganismus finden. Wenn wir den klassisch gewordenen Vergleich der Zellen mit Honigwaben, der sich den ersten Beobachtern der Zellen unwillkürlich aufdrängte, beibehalten wollen, so können wir sagen, daß bis in unser Jahrhundert hinein das Interesse sich lediglich auf das Wachs konzentrirte, während man den die Wachszellen füllenden Honig gänzlich außer acht ließ. In einer Beziehung jedoch hinkt das Gleichniß sehr stark: der Honig ist in die Zelle, die vorher speziell für ihn gefertigt wurde, gewissermaßen zwangsweise hineingebracht worden, wogegen die Gefangenschaft des Protoplasmas eine freiwillige ist und die Zelle, in die es eingeschlossen ist, von seinen eigenen Händen gebaut wurde. Richtiger wäre das Gleichniß mit der Schnecke, die in einer selbstgefertigten Muschel eingeschlossen ist. Nicht in den grotesken Formen der letzteren, sondern in der in ihrem Innern befindlichen Schnecke ruht das Wesen des Lebens. Uebrigens ist der Name „Zelle“, seitdem man die Rolle, die dem Protoplasma zukommt, erkannt hat, eigentlich als Anachronismus zu betrachten; denn jetzt wird unter „Zelle“ nicht mehr die Wandung, auch nicht der von den Wandungen eingeschlossene Raum, sondern daß Lebewesen, das diesen Raum bewohnt, verstanden. Wie nicht jede Schnecke mit einer Muschel versehen ist, so ist auch nicht jede Zelle unbedingt in Häutchen eingeschlossen: es kommen auch „nackte Zellen“ vor, ein Name, der, buchstäblich gefaßt, eigentlich Unsinn ist.

Viele wird es wohl wundernehmen, wie es gekommen sein mag, daß die Gelehrten, die den Bau der Pflanzen unter dem Mikroskop mit der Absicht studirten, deren Lebenserscheinungen kennen zu lernen, sich nur mit der todten Wandung beschäftigten. Jedoch könnte man darauf hinweisen, daß die Geschichte der Wissenschaft reich an derartigen Beispielen ist, daß schon oft enorme Arbeitsmengen verbraucht wurden, um Wahrheiten, die uns heute ganz selbstverständlich erscheinen, aufzufinden. Wir dürfen unsre Ahnen darum doch nicht zu streng richten, harrt ja auch unser das Gericht der Nachkommenschaft, die es sicher in vielen Punkten unfaßbar finden wird, daß wir an Dingen, die ihnen dann als etwas selbstverständliches gelten werden, wie blind vorübergehen konnten.

Freilich kommen noch mildernde Umstände hinzu, die die vermeintliche Blindheit der ersten Mikroskopiker entschuldigen. Es ist uns nämlich gegenwärtig bekannt, daß nur sehr junge Zellen, die aber ihrer Kleinheit und Zartheit wegen zur Untersuchung ungeeignet sind, ganz mit einem lebenden Innern nach der Art der Bienenzellen gefüllt sind; im fertigen, vollständig entwickelten Zustand dagegen befindet sich der lebende Schleim — das Protoplasma — gewöhnlich wie eine dünne Hülle im Innern des die Zelle auskleidenden Häutchens, so daß man ihn leicht übersehen konnte; in dem wässerigen Saft aber, der das Innere dieser Zelle ausfüllt, wollte man mit vollem Rechte nicht den Sitz des Lebens suchen. Außerdem aber finden sich in dem fertigen Gewebe der Pflanzen ganze Gruppen von Zellen, die vollständig leer sind und thatsächlich bloß aus den Häutchen bestehen. Nur hat es sich später herausgestellt, daß es todte Zellen sind, die freiwillig von ihren Bewohnern verlassen sind. So war es denn nicht leicht, die Schnecke selbst zu fangen, zumal da ja auch die Muschel durch die schier unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der Form, Größe, Dicke, Zusammensetzung und der reliefartigen Erhebungen auf der inneren und äußeren Oberfläche die Aufmerksamkeit der Gelehrten nothwendigerweise auf sich und von der Schnecke wegwandte. Wir sehen doch auch in den zoologischen Museen sorgfältig aufbewahrt hunderte und tausende leere Muscheln und verhältnißmäßig nur vereinzelt Exemplare ihrer Einwohner, die in Alkohol aufbewahrt werden.

Aber es wäre doch unrichtig, zu glauben, daß man vor 1846 von der Existenz des Protoplasmas noch nichts geahnt habe. Vielmehr hat schon in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Italiener Corty behauptet, daß sich etwas in den Zellen unter dem Mikroskop bewege. Aber auf sein Zeugniß achtete man nicht; dem heißblütigen Italiener,

meinte man wohl, habe seine lebhafte Phantasie einen Streich gespielt. Aber am Anfang unsres Jahrhunderts hat auch ein kaltblütiger Deutscher, Treviranus, erklärt, daß sich thatsächlich der „Lebenssaft“ bewege.

Verfolgen wir jetzt die weiteren Schritte des neugeborenen Begriffes auf dem Felde der Wissenschaft! Man möchte sagen, das Protoplasma sei unter einem glücklichen Stern geboren: Gleich am Anfang hat es den Kampf mit der Thiersarkode,[1]) die fünf Jahre älter war, aufgenommen und binnen kurzem einen vollständigen Sieg davongetragen, indem die Sarkode in der Wissenschaft aufgegeben wurde. Dieser Sieg glich der Eroberung eines ganzen Reiches. Von jetzt an erkannte sowohl die Thier- wie die Pflanzenwelt die Herrschaft des Protoplasmas an; dieses wird das allgemeine Lebenssubstrat; ist doch alles, was in der Zelle sich vorfindet, das Werk des Protoplasmas: es verfertigt die bedeckenden Häutchen, es vergrößert bei Bedarf deren Umfang, es gibt ihnen diese oder jene Form und bemalt sie im Innern mit mannichfaltigen Bildern. Es hat ferner einen weichen, runden Körper wie eine Blase abgeschieden, der erst in den 30er Jahren unsres Jahrhunderts von den Gelehrten wahrgenommen worden ist und den Namen „Zellenkern“ bekommen hat. Das Protoplasma hat dann auch die in seinem Innern so häufig sich vorfindenden grünen Köenchen, Chlorophyll genannt, geschaffen, von denen die im Pflanzenreich so verbreitete grüne Farbe des ganzen Organismus oder einzelner Theile desselben herstammt und die eine mächtige Rolle nicht nur in der Ernährung, sondern auch in der Oekonomie der Natur im allgemeinen spielen. Sie sind die Ernährer aller Lebewesen', da sie im Besitze des Geheimnisses stehen, aus Wasser und Luft vermittelst des Lichtes die nahrhafte organische Substanz herzustellen. Schließlich besitzt das Protoplasma auch die Fähigkeit, in einem beliebigen Punkte seiner Oberfläche Wasser abzuscheiden, die sogenannten Vakuolen zu bilden; daher ist also auch jener wässerige Saft, der fast die ganze erwachsene Zelle ausfüllt, ein Produkt des Protoplasmas.

Dies alles aber sind Erscheinungen, die nicht wesentlich mit dem Begriffe „Leben“ selbst verknüpft sind: In den „nackten“ Zellen gibt es ja überhaupt kein Häutchen, in sehr jungen Zellen fehlt der wässerige Saft, die Chlorophyllkörner gehören nur bestimmten Zellen an, und sogar nicht einmal allen Pflanzen, wie sie doch überhaupt in der Thierwelt gar nicht vorkommen, und schließlich finden sich auch einzelne Fälle, wo der Zellenkern fehlt. Ohne Protoplasma dagegen ist kein Lebewesen denkbar. — Um diese Behauptungen zu stützen, kam es denn sehr gelegen, als in den 60er Jahren der bekannte Zoologe Häckel uns seine Moneren zeigte, diese einfachsten aller Lebewesen, die jeder sichtbaren Organisation entbehren, einfache Schleimklumpen, die aus reinstem Protoplasma zusammengesetzt sind. Und weiterhin fand man in den Tiefen des Atlantischen Ozeans den berühmten Bathybius (Bathybius Haeckelii) als eine formlose, theils dichte, theils netzartige Protoplasmaschicht, die den Grund des Ozeans in unabsehbaren Weiten bedeckt. Jetzt schien nicht nur das Lebenssubstrat entdeckt, sondeen man glaubte vielleicht sogar den Ursprung des Lebens gefunden zu haben. So wurde das Protoplasma der von Allen anerkannte Herrscher im Reiche des Lebens!

Auf der Welt aber gibt es kein dauerndes Glück; der Herrscher wurde alt — sein Ansehen fing an zu sinken. Schon in den 70er Jahren begann in dem mikroskopischen Gebiet der Zelle sich einige Verwirrung einzustellen: die verschiedenen Theile der Zelle machten einer nach dem andern den Versuch, sich von der Macht des Protoplasmas zu befreien. Das Signal dazu gab der Zellenkern. Er erklärt sich für eine von dem Protoplasma ganz unabhängige Bildung: wie Protoplasma nur aus einem anderen Protoplasma, so könne auch der Zellenkern nur aus einem anderen Kern entstehen. Das Protoplasma weist auf die kernlosen Zellen hin, aber bei einer nochmaligen Untersuchung stellt sich thatsächlich heraus, daß in diesen Zellen nicht ein Kern, sondern deren zehn, ja hunderte sogar sich finden. Die letzte Hoffnung setzte man nun noch in die Bakterien: die aber bestritten ganz entschieden, kernlos zu sein. Wenn sie schon ihre Angehörigkeit durchaus bekennen sollten, so wollten sie allenfalls Kernsubstanz sein. Vom Protoplasma aber wollten sie überhaupt nichts wissen.

Und der Bathybius? Hatte er denn auch Kerne? Allerdings nicht; denn — — er existirte überhaupt gar nicht. Auf der Versammlung deutscher Naturforscher 1876 stellte man vor einem großen Publikum den Bathybius mittelst Weingeistes aus Meerwasser her. Das vermeintliche Protoplasma entpuppte sich in Wirklichkeit einfach als ein lebloser Gipsniederschlag.

Die Folge von all dem war, daß das Interesse sich immer mehr dem Keen zuwendete, daß man das Protoplasma degradirte zur Ernährerin des Kerns, während in diesem selbst die Gelehrten das Wesen des Lebens und die Ursache der Vererbungserscheinungen suchten.

Aber auch den Kern erwartete eine Ueberraschung. Man entdeckte nämlich wiederum in seinem Innern ein winziges, selbst bei den bedeutendsten Vergrößerungen kaum bemerkbares Kernchen, das man Centrosoma nannte und von dem man nun wiederum den Kern abhängig machte; denn gegenwärtig sehen wir, daß jene wunderbaren Umgruppirungen, die sich im Innern des Kerns, jedesmal wenn er sich theilt, d. h. in zwei neue Keene zerfällt, vollziehen — und die wir im Laufe der letzten 20 Jahre sehr aufmerksam studiren, indem wir sie mit heiligem Schaudeen und völligem Unverständniß verfolgen —, daß jene Umgruppirungen keine selbständigen sind; der Kern wagt nicht, sie zu beginnen, bevor von dem Centrosoma, das den Kern beherrscht, das Signal dazu gegeben worden ist.

Hiemit bricht die Geschichte des gegenseitigen Verhältnisses von Kern und Protoplasma vorläufig ab, die unglückseligen Abenteuer des letzteren sind aber noch nicht zu Ende. Dem Kerne folgten nämlich die grünen Chlorophyllkernchen, die allein allerdings wohl ihre Unabhängigkeit vom Protoplasma nicht überzeugend hätten darthun können. Man erkannte aber ihre Verwandtschaft mit den orangefarbenen Kernchen, durch deren Existenz die Farbe vieler Blumen und Früchte bedingt ist, zugleich auch mit den zarten farblosen Kernchen, von deren Gegenwart im Protoplasma man schon lange wußte. Diese erhielten alle den gemeinsamen Namen Plastiden, bei denen es sich nun bald zeigte, daß sie mit dem Protoplasma nichts zu thun hätten. Auch die Plastiden können aus dem Protoplasma nicht entstehen.

Durch den Abfall der Plastiden aber verlor das Protoplasma auch die Gewalt über ein anderes Gebiet, nämlich die Erzeugung der Stärke. Dies ist eine in den Pflanzenzellen sehr verbreitete, in harten, schichtenartigen Körnern gelagerte Substanz, deren hohe Bedeutung auf der Fähigkeit beruht, Zucker zu bilden, der seinerseits nachher zu den verschiedensten Zwecken vom Organismus verbraucht wird. In früheren Tagen seiner Gewalt ließ man das Protoplasma selbst Stärkekernchen bauen, jetzt aber eroberten sich die Plastiden zugleich mit ihrer Freiheit auch das Privileg der Zuckerbereitung.

Von Mißerfolgen aller Art im Inneen seines Territoriums verfolgt, versuchte das Protoplasma nun noch eine

[1]) Sarkode wurde 1841 von Dujardin der zusammenziehbare Schleim, aus welchem die einfachsten Thiere, wie z. B. die Infusorien bestehen, genannt. In der Folge erwies sich dieser Schleim mit dem Protoplasma der Pflanzenzellen identisch.

verzweifelte Expedition nach außen: bis jetzt war es in dem von ihm selbst verfertigten Häutchen eingeschlossen, jetzt will es für sich auch die Räume zwischen den Zellen — intrazellulare Räume —, die durch unvollständigen Zusammenschluß oder besser durch nachheriges Auseinandergehen der einzelnen Zellen hervorgebracht werden, einnehmen. Dieser Versuch mißlang zwar, das Protoplasma mußte wieder zurück in das Innere der Zellen, aber trotzdem hat sich von diesem Augenblick an wieder das Bild des Zellenbaues radikal geändert. Die Breschen, die das Protoplasma geschlagen, werden gewissermaßen nicht mehr geschlossen. Statt getrennter Stübchen, jedes von seinem Einwohner bewohnt, dem es höchstens vorbehalten ist, durch geschlossene Fenster — die Stellen der Häutchen, die dünner sind als ihre Umgebung — auf seine Nachbarn zu sehen, haben wir jetzt mikroskopische Zimmerchen mit weit offenen Thüren, und die Einwohner können durch diese hindurch sich in voller Eintracht die Hände reichen. Statt völlig abgesonderter Theile lebenden Schleimes, deren jeder sich nur in seiner Zelle bewegt, haben wir jetzt im ganzen Organismus eine allgemeine zusammenhängende Masse des ihn bildenden Protoplasmas, obwohl diese Masse durch ein System von Wandungen in Abtheilungen getheilt zu sein scheint. Von jetzt an kann jede Empfindung, die ein Einwohner erhält, auf seine Nachbarn übertragen werden, kann sich im ganzen Territorium des lebenden Körpers verbreiten, und deßhalb können die Schicksalsschläge, die der Existenz eines Zellenbewohners drohen, durch die Anstrengungen der gesammten Einwohnerschaft abgewehrt werden.

Bis jetzt haben wir die äußere Geschichte des Protoplasmas verfolgt, werfen wir nun einen Blick auf seine innere Geschichte! Was für eine Substanz ist dieser lebende Schleim in chemischer Hinsicht? Schon bei der Entdeckung des Protoplasmas erkannte man, daß es Stickstoff enthält, und zwar in der Form des sogenannten Eiweiß — ähnlich dem Hühnereiweiß —, welches die komplizirteste aller chemischen Verbindungen darstellt. Dieses ständige Vorkommen der Eiweißkörper in Verbindung mit ihrer Labilität, die so schön mit der Empfindlichkeit, der Reizbarkeit der Lebewesen harmonirt, mußte die Gelehrten auf den Gedanken bringen, daß Protoplasma und Eiweiß fast identische Begriffe seien, und so entstand mit dem Kultus des Protoplasmas auch ein Kultus des Eiweiß; das erstere faßte man als Substrat des Lebens auf, das letztere als den chemischen Schlüssel zum Verständniß der Erscheinungen des Lebens, die sich in diesem Substrat abspielen. Wenn wir nun künstlich im Laboratoriumkolben das Eiweiß erhalten könnten, dann wäre der Versuch Wagners — so träumten die Gelehrten —, den Homunkulus in einer Retorte auszukrystallisiren, verwirklicht: zusammen mit dem Eiweiß würden wir auch Protoplasma erhalten und mit dem Erscheinen des Protoplasmas in unserm Kolben würde auch der Lebensfunken aufblitzen!

Gegenwärtig steht man der Lösung des Problems der künstlichen Eiweißdarstellung nicht zu fern; aber wenn die Wissenschaft selbst diesen Triumph feiern wird, was bleibt dann noch von den schönen Hoffnungen, auf diese Art künstlich Leben zu erhalten, übrig? Es wird nur noch wenig Menschen geben, die fortfahren, an diese Chimäre zu glauben, die durchaus die Augen vor der modernen Entwicklung der Naturwissenschaft verschließen wollen und noch davon träumen, daß an der Grenze der lebenden und todten Natur „Substanz" und „Leben" als Synonyme erscheinen! Thatsächlich verminderte sich, je mehr der Glaube an die Möglichkeit der künstlichen Eiweißdarstellung wuchs, umsomehr die Hoffnung, dabei ein Lebensfünkchen zu erhalten. Parallel mit der Entthronung des einst so wichtigen Protoplasmas verlor sich auch der Nimbus, mit dem man voreilig das Eiweiß umgeben hatte. Wie es in Wirklichkeit keine Organismen gibt, die nur aus Protoplasma zusammengesetzt sind, so existirt auch kein Protoplasma, das einzig und allein aus Eiweiß besteht: die chemische Analyse eines einfachsten, auf der niedrigsten Stufe des Lebens stehenden Organismus, nämlich eines Schleimpilzes (Myxomycetes), der bis zu einem bestimmten Stadium seiner Entwicklung das beste Beispiel vom nackten Protoplasma (obwohl mit zahlreichen Kernen) darstellt, zeigte eine ungeheuer komplizirte Mischung der verschiedensten Substanzen, unter denen das Eiweiß in quantitativer Hinsicht nur eine untergeordnete Stellung einnahm; und unter diesen Substanzen gibt es nicht wenig solche, die, soweit uns bisher bekannt ist, ganz ebenso unumgängliche Begleiter des Lebens sind, ganz ebenso ständige Bestandtheile des Lebenssubstrates, wie das Eiweiß. Ueberall eine Kombination vieler verschiedener Substanzen, aus denen man doch nicht das Recht hat, eine, wenn auch die komplizirteste, herauszureißen und ihr allein das Recht zuzuschreiben, Träger des Lebens zu sein.

Aber auch noch eine zweite Ursache trug viel zur Verminderung der Bedeutung, die man dem Eiweiß zuschrieb, bei. Lange Zeit dachten sogar Gelehrte, unter dem Eindruck des direkten Experiments stehend, daß mit dem Erlöschen des Lebens im lebenden Körper unbedingt eine Zersetzung der ihn bildenden Stoffe, ein Verwesungsprozeß, handinhand gehe, der eben den Zerfall der Eiweißstoffe — deren Labilität ja außer Frage zu stehen schien — darstelle. Aber von der Zeit an, als das Genie Pasteurs neue Lebenssphären entdeckte, indem er zeigte, daß die Erde, das Wasser, die Luft mit Myriaden kleinster Lebewesen, den Bakterien, bewohnt sei, wissen wir, daß die Eiweißstoffe keine Neigung zum Sichzersetzen nach dem Tode des Organismus besitzen, daß die Verwesung eine Erscheinung ist, die ausschließlich durch die Lebensthätigkeit der Bakterien hervorgerufen wird. Was für uns als die unbedingte Folge, als sicherstes Merkmal des Todes erschien, spricht in Wirklichkeit nur von Leben, das sich im kleinsten abspielt.

Wenn wir früher nicht begreifen konnten, woher das Leben imstande ist, den Zerfall von den nach der damaligen Annahme äußerst labilen Substanzen des Organismus abzuhalten, die auf das Signal, daß der Tod genaht sei, sofort durch Selbstzersetzung antworten, so sind wir jetzt darauf angewiesen, die Erklärung dafür zu suchen, daß diese an und für sich gerade stabilen Substanzen im Organismus so leicht der für den Lebensprozeß so charakteristischen Zersetzung verfallen. Aus dieser Schwierigkeit sucht eine Hypothese, die sich gegenwärtig einer bedeutenden Gunst in der Wissenschaft erfreut, dadurch herauszukommen, daß sie annimmt, in den lebenden Körpern sei außer den bekannten stabilen, passiven Eiweißstoffen noch ein anderer labiler, aktiver Eiweißstoff vorhanden, in dem eigentlich das Wesen der Lebenserscheinungen verborgen liege. Leider aber ist dieser außerordentlich interessante Eiweißstoff jeder Untersuchung unzugänglich, weil er eben die wunderbare Eigenschaft besitzt, bei der kleinsten Berührung des forschenden Geistes sich momentan in das wenig interessante passive Eiweiß zu verwandeln. Es liegt nun aber auf der Hand, daß dies eine von den Hypothesen ist, die sich weder beweisen noch widerlegen lassen. Nach all dem ist es denn auch nicht zu verwundern, daß die heutzutage verhältnißmäßig naheliegende Möglichkeit der künstlichen Eiweißdarstellung, die Lösung also des komplizirtesten chemischen Problems bei weitem nicht das frühere begeisterte Schaudern in den Herzen der Biologen hervorruft.

Von der chemischen Zusammensetzung des Protoplasmas wollen wir jetzt zu seinem inneren Bau, seiner Organisation übergehen. Fast alle Gelehrten stimmen darin überein, daß

das Protoplasma, obwohl halbflüssig, doch eine bestimmte Konstruktion haben müsse. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß der Sitz des Lebens den Charakter einer Gallerte oder des Klebeleims haben soll, wenn dieser in chemischer Hinsicht auch noch so komplizirt ist. Und dieser Frage wenden sich denn auch unzählige Gelehrte, mit allen Hülfsmitteln der modernen mikroskopischen Technik versehen, zu. Und was ist das Ergebniß? Ein ungeheures Wirrwarr von einander meist widersprechenden Meinungen. Der Eine sieht Fäden im Schleim, der Andere ein zusammenhängendes Netz, der Dritte will lauter einzelne Kernchen bemerkt haben u. s. w. Schließlich aber kommt der Physiker und behauptet, dies alles habe wohl mehr die Phantasie als das Auge der Gelehrten geschaut, da man hier sich auf der äußersten Grenze der sichtbaren Welt befinde, dort wo Wirklichkeit und Illusion ineinander übergehen und man sich auf seine Augen nicht mehr verlassen könne.

Es bleibt nun noch die merkwürdige Fähigkeit des Protoplasmas, sich zu bewegen, zu erörtern. Die größten Autoritäten der Wissenschaft erklären ganz offen, daß man ungeachtet der Menge von Arbeit, die auf die Untersuchung dieser Erscheinung verwendet ist, doch noch vor einem völlig ungelösten Räthsel stehe, ja, Einige zeigen mit Triumph auf die sogenannten künstlichen Amöben, die es gelungen ist zu erhalten, indem man Oel mit Potasche verreibt.[1] Und in der That sind sogar geübte Mikroskopiker nicht imstande, die öligen Körper, die jeden Augenblick ihre Form verändern, sogleich von den einfachsten Organismen zu unterscheiden. Jedoch möchte ich, selbst auf die Gefahr hin, Widerspruch hervorzurufen, diese künstlichen Amöben auf eine Stufe stellen mit den berühmten Automaten von Vaucanson und den beiden Droz.[2] Die Mittel zwar sind ganz verschieden: dort ein äußerst komplizirtes System von Rädern und ähnlichem, hier eine einfache Verreibung von Oel und Potasche. Aber das Wesen bleibt beidemale dasselbe: die künstliche Hervorbringung der äußeren Erscheinung des Lebens aus einem Material, das sicher todt ist. Man sage nicht, der Vergleich sei hier nicht am Platz, weil in dem einen Falle ein streng wissenschaftlicher Zweck verfolgt sei, während wir es in dem andern mit einem Spielzeug ohne ernste Bedeutung zu thun haben. Nein, auf die Zeitgenossen machten diese Spielzeuge einen überaus tiefen Eindruck. Eines der charakteristischsten, grob materialistischen Werke des 18. Jahrhunderts, das Buch „L'homme-machine" von Lamettrie ist von diesem Automaten Vaucansons ganz bedeutend beeinflußt worden, und andrerseits kam der ältere Droz mit seinem „Spielzeug", der Zauberei angeklagt, ins Gefängniß und nur mit Mühe gelang es ihm, den Tatzen der spanischen Inquisition zu entrinnen.

Wenn wir aus unsern bisherigen Erörterungen jetzt den Schluß ziehen, wenn wir einen umfassenden Blick auf die 50jährige Geschichte des Protoplasmas werfen, so sind wir schweren Herzens gezwungen, zu konstatiren, daß das Lebenssubstrat für uns auch heute noch ein völliges X darstellt. Vieles wurde über das Protoplasma geschrieben, wenig gewisses wurde festgestellt. Die in der That gemachten Fortschritte beziehen sich ausschließlich auf das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Theile der Zelle, besonders auf die Kenntniß des Zellenkerns. Aber auch diese Fortschritte sind solcher Art, daß sie vielleicht in der Zukunft etwas erwarten lassen, gegenwärtig aber nur dazu dienen, die Untersuchung verwickelter und schwieriger zu machen; denn wenn wir früher darüber nicht Bescheid wußten, wie das Protoplasma entstanden ist, so müssen wir uns jetzt außerdem noch die Frage vorlegen, woher der Zellenkern, die Plastiden, das Centrosoma stammen. Die Selbständigkeit dieser verschiedenen Organe der Zelle, die sich herausgestellt hat, zwingt uns, unsicher von einem zum andern zu irren und uns immer wieder zu fragen, wo steckt denn eigentlich das Wesentliche und welcher Theil ist in der That als Träger der vererblichen Eigenschaften des Organismus anzusehen?

Wenn solchergestalt die Resultate ziemlich ungünstig erscheinen, so brauche ich wohl nicht erst zu erklären, daß darin nichts beschämendes für die Wissenschaft liegt. Die Frage ist ebenso ungeheuer komplizirt, daß die Spanne eines halben Jahrhunderts unmöglich eine Lösung bringen konnte. Ein solches Problem erfordert Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende. Einen Vorwurf kann man aber vielen Vertretern der modernen Naturwissenschaft nicht ersparen, nämlich den, daß sie auf so schwankender Basis ganz bestimmte Schlüsse zu ziehen wagten, Schlüsse, die in Bezug auf das Wesen der Lebenserscheinungen von eminenter Bedeutung sein mußten. Um diesen Vorwurf zu verstehen, müssen wir von dem Lebenssubstrat zu den in ihm wirkenden Kräften übergehen.

Fast parallel mit der Entwicklung der Lehre vom Protoplasma als Sitz des Lebens geht eine radikale Umwälzung unsrer Ansichten über die Natur der Kräfte, die im Organismus wirken, vor sich.

Herbsttage auf den Zugspitzgletschern.

Von Dr. C. Heinke, München.

Für Bergfahrten war der 1897er Sommer, wenigstens in Oberbayern, nur wenig günstiger, als sein schlimmer Vorgänger, weßhalb auch die Gletscherbeobachtungen durch reichlichen Neuschnee erschwert wurden. Der folgende Herbst schien jedoch, kaum ans Ruder gelangt, eine Wendung zum Besseren nehmen zu wollen, denn er trat seine Herrschaft mit lachendem Sonnenschein an, der während einer bisher unerreichten Zahl von Tagen anhielt und den letzten Neuschnee stark mitnehmen mußte. Für den Gletscherforscher Grund genug, nicht länger zu zaudern, seinem vornehmsten reichsdeutschen Gebiet[1]) den geplanten Besuch abzustatten. Noch länger zu warten erschien nach den gemachten Erfahrungen nicht rathsam, und so wurde die kleine Expedition einige Tage früher, als im Jahr vorher, ins Werk gesetzt. Zweck derselben war, sowohl durch Nachmessungen an den Plattachfernern die Beobachtungen der früheren Jahre zu vervollständigen, bezw. fortzusetzen, als auch Neuaufnahmen zu machen und, wenn möglich, den Höllenthalferner mit in den Beobachtungskreis zu ziehen. Mancher dürfte aber vielleicht noch nicht völlig klar darüber sein, inwiefern derartige Beobachtungen neben ihren bergsteigerischen Reizen einen wissenschaftlichen Werth besitzen. Abgesehen von speziellen Fällen, in welchen, wie im Martellthal durch den Zufallferner, oder im Rosenthal durch den Vernagtferner, Gletscherbewegungen die Bildung von Stauseen mit öfters nachfolgenden verheerenden Ausbrüchen

1) Dargestellt von Prof. Quincke in Heidelberg. (D. Uebers.)

2) Vaucanson baute eine Nahrung einnehmende und verdauende Ente, später einen Flöten spielenden Knaben, der die Finger regelrecht bewegte. Der Apparat von Droz dem Aelteren war ein schreibender Knabe, Droz der Jüngere konstruirte ein Klavier spielendes Mädchen, das mit den Augen die Fingerbewegungen verfolgte und sich nach dem Spielen erhob, um sich höflich vor dem Publikum zu verbeugen.

1) Die internationale Gletscherkommission, welche auf Anregung von Prof. Forel (Schweiz) und Kapitän Hall (England) die Ueberwachung der verschiedenen Gletschergebiete, sowie die Erforschung ihrer Bewegungen sich zur Aufgabe gestellt hat, besitzt für nahezu jedes Land einen Kommissär, dem für diese Gletscher jene Aufgabe speziell zufällt. Für das Deutsche Reich ist dies Hr. Prof. Dr. S. Finsterwalder (München), dem sich der Verfasser wiederholt bei diesen kommissarischen Beobachtungsfahrten zugesellt hat.

verursachen und jene Beobachtung unbedingt nothwendig erscheinen lassen,[1]) bietet schon die Beobachtung der Ferner im allgemeinen durch ihren Zusammenhang mit den klimatischen und Niederschlagsverhältnissen wissenschaftliches Interesse. Allerdings kommen ja hiebei in erster Linie die größeren Gletschergebiete der Zentralalpen in Betracht mit ihren weit ins Thal reichenden Gletscherzungen, deren einzelne sich als besonders gute und empfindliche Klimamesser (eine Art „Klimatometer") bewährt haben, während andere aus bisher theilweise noch unaufgeklärten Gründen in dieser Hinsicht sehr träge und unempfindlich, noch andere auf diese Klimaschwankungen fast ohne Reaktion zu sein scheinen. Andrerseits besitzt aber die Bewegung der letzten Vorposten, d. h. der kleinen Gletscher und Firngebiete an den Grenzen der Alpen, für den Forscher offenbar ein Interesse besonderer Art, wenn ihre Beobachtung vielleicht auch erst in fernerer Zukunft bestimmte Schlüsse gestattet und somit späte Früchte trägt. Gerade der in den Alpen offenbar etwas abnorme, wellenförmig von Westen nach Osten gerichtete Verlauf der letzten Gletscherbewegung, welche erst jetzt in einzelnen Gebieten der Ostalpen ein Vorgehen bewirkt, während im Westen bereits entschiedener Rückgang vorliegt, sowie auch die schon erwähnte verschiedengradige Reaktion unmittelbar benachbarter Gletschergebiete lassen regelmäßige Beobachtungen an Gletschern der verschiedensten Gegenden zu späterer Aufklärung der zugrunde liegenden Gesetze wünschenswerth erscheinen.

So führte uns denn am vorletzten Septembertage der hinsichtlich des Aufbruchs bequeme Vormittagszug durch die im Herbstschmuck prangende Landschaft, vorbei am lockenden Starnberger und Staffelsee, den beredten Spuren ehemaliger Gletschergröße und -Arbeit und hinein ins Loisachthal. Bei der Ankunft in Garmisch erinnerte zuerst der bei dem herrlichen Wetter geradezu auffallende Mangel des Fremdentreibens an den vorausgegangenen Abschluß der sogenannten Saison, bald darauf auch der stark minderwerthige Mittagstisch. Aber kaum vorübergehend vermochte das letztere die Stimmung zu beeinträchtigen, leuchtete doch zwischen dem satten Tannengrün der Abglanz des Sonnengoldes in jeder Schattirung, vom hellsten Birkengelb bis zum dunkelsten Buchenbraun. Von allen Seiten lachte und grüßte der Herbst herein und weckte die Berglust. Und diesmal sollte wegen des Höllenthalferners der von uns bisher gemiedene Höllenthalaufstieg direkt auf den stolzen Ostgipfel der höchsten Reichszinne benutzt werden. Koser Sepp, der, telephonisch herbeigerufen und inzwischen angelangt, zum Tragen des photogrammetrischen Apparats und zu sonstiger Beihülfe ausersehen war, hätte uns aber beinahe diesen schönen Plan durch seine Bergführerordnungsbedenken zerstört. Zum Glück fand sich ein umsomehr gerechtfertigter Ausweg, als wir vorliegenden Falles beide nicht unter die übliche Touristengattung zu rechnen waren. Um noch rechtzeitig zu einer photogrammetrischen Aufnahme des Ferners von der Höllenthalhütte aus zu gelangen, war ein baldiger Aufbruch rathsam. Fast zu warm schien die herbstliche Mittagssonne auf unsre nahezu gleichmäßig schwere Rucksacklast, die neben Proviant und Wäsche noch durch Farbtopf, Meßband, Kassetten u. dgl. erhöht wurde, da der Führer seinen reichlichen Theil am Apparat und Stativ hatte. Die ebene Thalweite neckte uns trotz der mehrfachen Erfahrungen von neuem, und das am Fuße des Waxensteinkammes gelegene, immer nahe und doch nicht erreichte Hammersbach widerstrebte auch diesmal wieder nach Möglichkeit dem Beginn unsrer Bergsteigerthätigkeit. Endlich ging es aber doch aufwärts, jetzt war auch der ersehnte Schatten erreicht und bald schweifte der Blick frei ins sonnige Thal und hinaus nach der Ebene. Dann eine scharfe Wendung und das düster-gewaltige Höllenthal nahm uns auf.

Eine kurze Rast am erquickenden Quell, ein Umblick aus dem Schattengrunde hinauf zu den letzten entweichenden Nebeln, zu den scharfen Umrissen der sonnenbeglänzten Kalkgipfel im Himmelsblau, und weiter geht es über den schaurig-schönen Abgrund der Höllenthalklamm mit ihrem Bannkreis, der unwillkürlich die Auslösung Böcklin'scher Phantasiegestalten anzuregen scheint; nun bachaufwärts zwischen den beiderseits steil abfallenden Bergzügen dem herrlichen Thalschluß entgegen, dessen Anblick sich endlich voll auf der Thalstufe unsres heutigen Zieles, der Höllenthalhütte, entfaltet. Noch scheint die Sonne, und über dem Höllenthalferner erglänzt unser morgiges, vom Neuschnee wie mit Staubzucker überstreutes Ziel im Abendschein. Daher zuerst die photogrammetrische Aufnahme, hernach die Bequemlichkeiten der von ihrer Wirthschafterin trotz der mehrtägigen fremdenlosen Zeit treu versorgten Hütte. Ein einfaches, aber gutes Bergsteigermahl, ein paar Worte im Gespräch, etwas Studium der Karten und des Fremdenbuches, einen Blick auf den prächtigen Sternenhimmel lassen etwa noch zwei Stunden vergehen, alsdann kann die immer noch frühe Stunde nicht mehr das Aufsuchen des Lagers verhindern, steht doch für morgen ein langes und anstrengendes Tagewerk auf dem Programm. Noch ist das Licht nicht verlöscht und schon verkünden die ruhigen Athemzüge des Gletscherforschers seine Fertigkeit in der Anpassung an das Hüttenleben.

Endlich bin auch ich mit meinen Vorbereitungen fertig, strecke mich auf das Matratzenlager und ziehe die Decke, welche wie alle anderen den lakonischen Vermerk: „Gestohlen aus der unteren Höllenthalhütte" in großen, eingewebten oder eingestickten Buchstaben trägt, über mich. Doch die durch längeren Fremdenmangel ausgehungerten Hüttenflöhe verscheuchen mit Ausdauer meinen Schlaf, bis endlich der gegen 2 Uhr rasselnde Wecker die Erlösung bringt. Rasch ist die Bekleidung und Ausrüstung vollendet und ein einfacher Morgenimbiß eingenommen. Kurz vor 3 Uhr wird der Eispickel ergriffen und hinaus geht es beim Scheine zweier Touristenlaternen in die prächtige ruhige Nacht mit ihren hellfunkelnden Sternen, welche die Umrisse des Thalschlusses noch schwach erkennen lassen.

Trotz der späten Jahreszeit scheint es merkwürdig warm zu sein, wozu die Abwesenheit jedes Luftzugs in diesem Thalkessel wohl beiträgt. Nach kurzer Zeit ist das Ende des Thales und bald auch des Serpentinensteiges erreicht und der Einstieg in die Felsen beginnt. Das Klettern an Stiften und Seilen der Felswand geht nach dem Befestigen der Laterne am Joppenknopf besser als erwartet und bietet in der Finsterniß einen eigenen Reiz. Jetzt kommt das berüchtigte Brett, eine senkrecht abfallende Felswand, welche auf seitlich in die Wand getriebenen Stiften überschritten wird und als höchst schwindelerregend gilt. Wir unsrerseits blicken jedoch unter uns nur in ein unergründliches Schwarz. Der Beginn des Latschensteiges kündet uns die Nähe der oberen Thalstufe, welche in ihrem höheren Theile den zu markirenden Höllenthalferner enthält.

Hier war für ein kleines Intermezzo seitens meiner Laterne gesorgt. Das einfach durch Reibung im Laternenboden gehaltene Licht, welches unten herausragt, muß von Zeit zu Zeit nachgeschoben werden. Dies war in der Hitze des Gefechts beim Felsklettern rechtzeitig vergessen worden, weßhalb dasselbe jetzt auf einmal unter Verlöschen herausfiel. Man konnte jedoch nicht behaupten, daß es spurlos verschwunden wäre, denn der während seines letzten Aufenthalts am Laternenboden erzeugte kleine Talgsee folgte

[1]) Vgl. S. Finsterwalder: Der Vernagtferner. Wissenschaftliche Ergänzungshefte zur Zeitschrift des D. u. Oesterr. Alpenvereins, I. Bd., 1. Heft. Graz 1897.

ihm sogleich nach und ergoß sich über Joppe, Hose und Wadelstrümpfe in Form eines Regens, der als ungewollte Trophäe der Nachtkletterei während der ganzen Fahrt seine Spur hinterließ.

Ueber dem Höllenthalkamm ist unweit des herrlichen Orlonbildes und des hell blitzenden Sirius bereits die tagkündende Venus emporgestiegen und strahlt in diesen reinen Höhen mit einer Pracht auf uns hernieder, daß man einen Sprößling unsres Mondes zu erblicken meint. Endlich ist in der Höhe von etwa 2000 m die untere Moränengrenze erreicht und jetzt kündet sich der Tag auch bereits durch einen schmalen hellen Streif am Horizont an. Der Steig ist von nun an längs der Moräne geführt, welche der Gletscher nach seinem letzten erheblicheren Vorstoß (vermuthlich in den 40er Jahren unsres Jahrhunderts) als Wahrzeichen seiner Größe zurückgelassen hat. Obwohl aus sehr feinen Theilen aufgebaut, stellt sich jene Seitenmoräne hier als eine harte, zementartig verbundene Masse dar, die dem Gehen außerhalb des Steiges große Schwierigkeiten bietet. Gegen das jetzige, in der Höhe von etwa 2170 m liegende Gletscherende wird diese Moräne lockerer, so daß das Absteigen auf ihrem Geröll nach dem hier scharf ausgeprägten Ende der Gletscherzunge unschwer ausgeführt werden kann. Inzwischen hat die Helligkeit so weit zugenommen, daß das „Markiren“ kaum noch des Laternenscheins bedarf. Ein zufällig dicht vor dem Zungenende liegender größerer Steinblock, sowie zur Sicherheit bei etwaigem Vorgehen ein zweiter solcher Moränenblock, der gerade eine Meßbandlänge (25 m) unterhalb liegt, wird mit der mitgenommenen rothen Oelfarbe kräftig mit Pfeil, Entfernung vom Gletscherende (Gl. E.) in Meter und Jahreszahl für spätere Nachmessungen markirt. Nach diesem kaum halbstündigen Aufenthalt geht es auf der Seitenmoräne weiter, längs dem stark zerklüfteten und völlig aperen, d. h. schneefreien unteren Gletscher. Nach Aufhören der Querspalten und Anfangen des Firnes erfolgt der Uebergang auf den Gletscher und es beginnt das auf die Dauer für die Beine etwas einförmig wirkende Schneesteigen. Dafür wird aber das Auge entschädigt, denn die Umgebung mit den rings steil abstürzenden Felswänden nimmt einen immer großartigeren Charakter an, noch reizvoller durch die rasch wechselnde Beleuchtung gegen Sonnenaufgang und das endliche Erstrahlen des kreuzgeschmückten Ostgipfels im Abglanz der aufgegangenen Sonne. Nach fast einstündiger Gletscherwanderung ist bei etwa 2500 m das obere Gletscherende erreicht und nach dem Uebersteigen der Randkluft auf einer vereisten Schneebrücke beginnt die abwechslungsreiche Felskletterei in den Wänden.

Diese Strecke bis zum Grat, erfreut sich bei Freunden der Felskletterei eines guten Rufs, wenn auch in den letzten Jahren durch Vorsorge der Sektion München ihre Ueberwindung durch Stifte und Seile bedeutend erleichtert worden ist und völlig Schwindelfreien für gewöhnlich nicht mehr nennenswerthe Schwierigkeiten bietet als mancher vielbegangene Kalkalpensteig, z. B. der Weg vom Eibsee auf die Zugspitze oder der Nuffetübergang. Nun können wir auch die Sonne selbst begrüßen und nach Erreichung des Grates die prächtige Eibseelandschaft in der Tiefe. Der Neuschnee an dem letzten Stück des Gipfelmassivs bietet keine Schwierigkeit, so daß wir bereits um 8¾ den Ostgipfel erreichen. Nach photogrammetrischen Aufnahmen, einerseits hinab ins Höllenthal mit der deutlich erkennbaren Gletscherzunge, andrerseits auf das schneefreie Platt mit seinen zur Zeit glücklicherweise stark ausgeaperten Fernern folgt das Genießen des herrlichen Rundblicks und hierauf der Uebergang zum kürzlich eingeweihten Münchener Haus auf dem Westgipfel.

Nachdem die praktische Einrichtung des Hauses bewundert, ein kleines Frühstück eingenommen und der gar zu verlockend mit den reizenden kleinen Inseln und ihren in allen Stufen des Grün schillernden Wasserumrahmungen heraufgrüßende Eibsee photographisch festgehalten war, ging es ohne langes Säumen an unser Haupttagewerk, zu den Messungen an den Plattachfernern. Unter Zurücklassung aller nicht benöthigten Sachen mußte hiezu etwa wieder 600 m abgestiegen werden. Unterwegs wurden jedoch noch einige photogrammetrische Aufnahmen von den gleichen Punkten wie einige Jahre früher gemacht. Diese Aufnahmen mit dem von meinem Gefährten namhaft verbesserten und mit einem Theodolithen kombinirten photogrammetrischen Apparat haben den Zweck, nachträglich durch Konstruktion aus Aufnahmen von zwei oder mehr bekannten Standpunkten die räumliche Lage beliebig vieler auf beiden bezw. mehr Aufnahmen sichtbaren Punkte zu ermöglichen. Die Lösung dieser Aufgabe, welche in erster Linie einen völlig konstanten und empirisch ermittelten Abstand der Bildebene des Apparats von seinem Objektiv voraussetzt, gewährt eine als Photogrammetrie bezeichnete Wissenschaft,¹) die namentlich bei der Aufnahme von schwer oder unzugänglichen Landschaftspartien von unschätzbarem Werth ist.

Von den drei voneinander getrennten Fernern des Platts bot der breite, südlich unter den Zugspitzwänden liegende und auf der gewöhnlichen Anstiegsroute von der Knorrhütte überquerte Ferner, welcher sich eigentlich nur durch die von jenen Wänden abgehenden Lawinen nährt und deßhalb vielleicht passend als Lawinenferner bezeichnet wird, im vorliegenden Fall geringeres Interesse, obwohl auch er deutliche Zeichen seiner vermuthlich noch vor einem halben Jahrhundert entwickelten Gewalt in den stattlichen Moränenwällen aufweist, die er damals vor sich herschob und auf welchen die zum Bau des Zugspitzhauses errichteten beiden Platthütten sich befinden. Wir wandten uns daher sogleich den beiden Hauptfernern und namentlich dem größeren zwischen Schneefernerkopf und Wetterwandeck belegenen zu.

Während der photogrammetrische Apparat über dem regelmäßig als Fixpunkt benutzten Steinmann eines südlicher gelegenen Felsrückens aufgestellt wird, mache ich mich daran auf dem Ferner nach den Nummersteinen der alten Steinlinie zu suchen. Für genauere Gletscherbeobachtungen ist es von der größten Wichtigkeit, nicht nur die Veränderungen des Gletscherendes zu kennen — letztere folgen nämlich den Bewegungen, welche in den höheren Theilen des Gletschers durch die eine Periode von etwa 35 Jahren besitzenden Klimaschwankungen eingeleitet werden, nur mit mehr oder weniger beträchtlicher zeitlicher Verzögerung —, sondern auch das Gletscherprofil und die jährliche Fließgeschwindigkeit des Eises an einer höher gelegenen Stelle des Gletschers zu messen. Zu diesem Zweck wird zwischen zwei auf je einer Seite des Eisstroms gelegenen, markirten Fixpunkten mit Hülfe des Theodolithen eine sogenannte Steinlinie gelegt und eingemessen. Diese besteht im wesentlichen aus geeigneten, mit Oelfarbe bezeichneten Nummersteinen, welche in gemessenen Abständen von 30 bis 50 m in jenen Verbindungsgraden auf das blanke Eis gelegt werden. Aus der nach einem Jahr oder nach mehreren Jahren vorgenommenen Neuvermessung vom gleichen Punkte aus läßt sich alsdann die mittlere Fließgeschwindigkeit des Eises an der Oberfläche, sowie die Veränderung des Gletscherprofils bestimmen.

Das hier durch besondere Umstände etwas erschwerte Aufsuchen der alten Nummersteine war doch endlich von Erfolg gekrönt. Aber so unschuldig die Plattachferner gegen-

¹) Vgl. S. Finsterwalder, Die Terrainaufnahme mittels Photogrammetrie, Vortrag, abgedruckt im „Bayer. Industrie- u. Gewerbeblatt“, Jahrgang 1890, Nr. 47, sowie das obenerwähnte Werk über den Vernagtferner.

über vielen anderen ihrer Kollegen sind, so wäre es mir bei jenem Suchen doch beinahe gelungen in eine sogenannte Gletschermühle zu fallen, nachdem ich die leichter kenntlichen Spalten im untern Theil glücklich vermieden hatte. Jene Gletschermühle, mit welchem Ausdruck Stellen bezeichnet werden, an denen die bis dahin auf der Eisoberfläche fließenden und in Rinnsalen gesammelten Schmelzwasser durch einen Eistrichter in eine tiefere Gletscheretage hinabfallen, war derartig mit losem Schnee zugedeckt, daß ich ihr Dasein beim Suchen nach den Nummersteinen erst gewahrte, als mein rechtes Bein darin verschwunden war. Ein instinktives Vorwerfen des Körpers verhinderte aber das Hineinfallen in das hiezu genügend geräumige Loch, was übrigens außer einer gründlichen Durchnässung mit Gletscherwasser wohl kein bedenkliches Intermezzo abgegeben hätte. Immerhin war mir das trockene Davonkommen lieber. Die Vermessung der auffindbaren alten Nummersteine ergab, wie bei der Kleinheit des Gletschers zu erwarten, kleine absolute Zahlenwerthe; die Erniedrigung des Profils (zuweilen kurzweg als Ablation bezeichnet) für den Zeitraum 1893—97 betrug 4.1 m oder etwa 1 m auf das Jahr, gegenüber 2.5 m in dem Jahre 1892—93; die Bewegung der vier mittleren Nummersteine 7.8 m in 4.05 Jahren (1893—97) oder 1.92 m im Jahresdurchschnitt, gegenüber 3 m in 1.08 Jahren (1892—93) oder 2.85 m auf das Jahr in jener Zeit.[1])

Hierauf wurde an derselben, etwas über einen halben Kilometer breiten Stelle des Gletschers für spätere Beobachtungen eine neue Steinlinie mit Hülfe des Meßbandes gelegt und von dem einen Fixpunkt mittelst Fernrohrs einvisirt, sowie gleichzeitig eingemessen.

Bei einem in der Nähe des Endes eingenommenen Gletschermahle, das man immerhin als aus mehreren „Gängen" bestehend ansehen konnte, und bei welchem auch Obst und Dessert nicht fehlte, erwies sich die Sonnenstrahlung trotz der späten Jahreszeit so stark, daß die Joppe fast zu warm wurde und das eisgekühlte Getränk, welches uns unser Arbeitsobjekt aus erster Hand lieferte, eine angenehme Erfrischung bot. Nachdem noch das seit dem vorigen Jahre gleichfalls nur wenig (etwa 2 m) zurückgegangene Zungenende nachgemessen und von einem zweiten, auf dem etwa 40 m hohen Wall der Stirnmoräne belegenen Fixpunkt eine Anzahl Aufnahmen und Visuren genommen war, konnte unser Tagwerk als beendet gelten. Die steiler herabhängende Zunge des anderen, nördlich belegenen Ferners wurde auf dem Heimweg auch noch „markirt", d. h. ihr Ende durch Messung von der Markirung bestimmt. Nun folgte der Heimstieg, zuerst die Zunge hinauf, dann quer über den nur wenig geneigten Ferner direkt auf die allen Zugspitzbesteigern bekannte Sandreiße los. Der Führer war, offenbar vom Hause gelockt, schnell vorausgeeilt, wir aber hatten keine Eile und folgten bedächtiger nach. Zwar ging es äußerlich nicht ohne verschiedentliche Seufzer über das nochmalige Steigen der 600 m ab, aber innerlich waren wir Beide voll befriedigt über unser Tagewerk und entzückt über die prachtvolle Umgebung, in der namentlich der Hochwanner mit seinen Steilabstürzen von jenseit des als Platt bezeichneten früheren Gletscherbodens herübergrüßte. Als wir den Grat erreichten und nun zum Haus hinaufstiegen, neigte sich gerade die Sonne zum Untergang, so daß wir auch dieses schöne Schauspiel genießen konnten. Eine in Anbetracht des letzten Septembertags zahlreiche Touristenschaar hatte sich inzwischen oben versammelt, oder kam noch später bei Laternenschein herauf. Wir suchten jedoch beizeiten unser Lager auf. Aber auch diesmal sollte der Schlaf nur ein seltener, kurz bleibender Gast bei mir sein. Die zu den Hüttenfenstern hereinscheinende Morgenröthe brachte uns schnell wieder auf die Beine, und als wir die Morgenvorbereitungen, welche in hochgelegenen Hütten in verschiedener Hinsicht die verhältnißmäßig unangenehmsten Bergstimmungen und -Beschäftigungen bergen, beendet hatten und bei steifem Ostwind den Grat herabstiegen, grüßten uns die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne.

[1]) Es ist zu bemerken, daß diese geringen jährlichen Eisgeschwindigkeiten nicht etwa allgemeiner gültige Mittelwerthe abgeben können, vielmehr als Ausnahme zu betrachten sind, da bereits sehr viele Alpengletscher in ihren unteren Theilen 10- bis 100 fache Beträge aufweisen (vgl. u. a. Finsterwalder, der Vernagtferner), während grönländische Gletscher sogar meist größere tägliche Geschwindigkeiten zeigen, so z. B. derjenige im Eisfjord von Jakobshafen 19.54 m in 24 Stunden (vgl. Nansen, Auf Schneeschuhen durch Grönland II, S. 60).

Mittheilungen und Nachrichten.

Otto Harnack: Schiller. (28. und 29. Band der Sammlung „Geisteshelden".) Berlin, Verlag von Ernst Hofmann u. Co. — Der trefflichen Goethe-Biographie von Richard M. Meyer schließt sich dieser Band in würdiger Weise an. Erfreulicherweise hat die Schiller-Forschung, nachdem es eine Zeitlang schien, als ob sich das Interesse fast ausschließlich Goethe zuwenden wollte, gerade in den letzten Jahren einen großartigen Aufschwung genommen. Die Quellenforschungen in den Archiven Schwabens und Weimars werden mit erneutem Eifer betrieben und haben manches Werthvolle zutage gefördert. Ebenso widmet die Aesthetik und literarische Kritik Schillers Werken ein erneutes Interesse. Es wird immer eine wunderbare Erscheinung bleiben, wie Jahrzehnte hindurch, trotzdem Schillers Dramen auf allen Bühnen Siege über Siege errangen, die deutsche Aesthetik ihnen „mit maßloser Strenge, ja sogar grober Verständnißlosigkeit" begegnete. In jener Zeit „der unbedingten dogmatischen Shakespeare-Verehrung", in der man nach Scherers Worten „jede Abweichung Schillers von Shakespeare dem Ersteren als Fehler anrechnete", schien Schillers Bedeutung als Dramatiker dauernd zu der eines Epigonen des großen Briten herabgesetzt werden zu sollen, wie man ihn als Dichter überhaupt Goethe weit unterordnete. Daß in dem allgemeinen Werthurtheil eine Aenderung eingetreten ist, davon legt die fast unübersehbare Schiller-Literatur unsrer Zeit beredtes Zeugniß ab. Neben den großen Biographien von Weltrich, Brahm, Minor, Wychgram hat die neue von Harnack ihren vollen Werth. Sie ist mit Wärme und Klarheit geschrieben und zeigt volksthümliche Form im edelsten Sinne. Harnack verzichtet auf biographische Kleinkrämerei und beschränkt sich in der Lebensbeschreibung wie in der kritischen Würdigung auf das Große, dauernd Werthvolle. Ueber Einzelheiten wird man sich bei anderen Autoren eingehender unterrichten können. Aber es ist auch keineswegs Zweck des Buches, das biographische Material vollständig wiederzugeben, sondern mit Benutzung aller wesentlichen Züge ein geschlossenes Gesammtbild auf wissenschaftlicher Grundlage zu entwerfen. Man muß gestehen, daß dem Verfasser dies durchaus gelungen ist: es ist ein Gemälde großen Stils und doch bis ins feinste liebevoll ausgeführt.

Wenn Einzelnes besonders hervorgehoben zu werden verdient, so ist es folgendes. Zunächst ist zu rühmen, daß die dramatische Thätigkeit Schillers nicht in zusammenhangslosen Einzelbesprechungen der Stücke dargestellt, sondern überall die technische und künstlerische Entwicklung gezeigt wird. Durch diese entwicklungsgeschichtliche Darstellung wird jedem aufmerksamen Leser die Möglichkeit erleichtert, Schillers Dramen als ein Gesammtkunstwerk zu begreifen, das sich organisch aufbaut und nur als solches völlig in seinen Faktoren und seiner Bedeutung verstanden werden kann. Im ästhetischen Urtheil über die einzelnen Werke wird Harnack zuweilen Widerspruch hervorrufen. So scheint er mir den Werth von „Kabale und Liebe" zu gering anzuschlagen, wenn er im wesentlichen nur die Technik des Stückes rühmt, es aber seiner dichterischen Bedeutung nach als „Ableger" oder als „abgeschwächte Auflage der Räuber" einschätzt. Er bekämpft dabei das Bestreben, das sich „in neuester Zeit" bemerkbar gemacht hat, das Drama aus Vorliebe für die darin dargestellte häusliche Sphäre mit ihren Konflikten emporzuschrauben. Aber der

Fortschritt des Dichters in diesem Stück dürfte doch höherer als rein technischer Art sein. Die Thatsache, daß es neben der Wallenstein-Trilogie im Grunde noch heute das bühnenwirksamste unter allen Schiller'schen Dramen ist, beruht nicht nur auf technischer Gewandtheit, sondern nicht zum mindesten auf dem inneren Werth, auf der dichterisch bedeutenden Darstellung eines ergreifenden Konflikts.

Vorzüglich ist in der Harnack'schen Biographie die Behandlung der Gedankenlyrik zu nennen. Mag man mit seinem Urtheil, daß der Dichter auf diesem Gebiete das Höchste geleistet und die geniale Eigenart seiner Persönlichkeit am reinsten zur Geltung gebracht hat — ähnlich urtheilte bekanntlich Schillers Freund Körner —, einverstanden sein oder nicht: man wird doch die Partien des Buches, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen, zu den gelungensten rechnen. Gerade weil für Harnack in der philosophischen Dichtung der Höhepunkt von Schillers Lebenswerk liegt, hat er diese mit liebevollster Hingebung behandelt. Der Werth des Buches wäre noch erhöht worden, wenn als Seitenstück die philosophischen, d. h. im wesentlichen ästhetischen Prosaschriften gleich eingehend besprochen wären. Daß diese möglichst kurz behandelt sind, ist erklärlich, weil Harnack sich mit ihnen in seinem Buche „Die klassische Aesthetik der Deutschen" (Leipzig 1892) ausführlich beschäftigt hat. Im Interesse dieser Biographie ist es aber zu bedauern.

Den glanzvollsten Theil des Buches bildet die Darstellung des berühmten, in seiner Art einzig dastehenden Freundschaftsbundes zwischen den beiden großen Dichterheroen Deutschlands. Welche Entwicklung von jenem Zusammentreffen am 7. Sept. 1788, nach dem Schiller schrieb, daß ihm Goethe durch seine Eigenliebe verhaßt wäre, ob er gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke, während Goethe seinerseits fest entschlossen schien, mit ihm keine Gemeinschaft zu haben, — bis zu der Zeit, wo Schiller erklärte, er schätze Goethe als Menschen am höchsten von Allen, die er kennen gelernt, und Goethe Thränen darüber vergoß, daß er 6 Jahre lang in der Nähe eines Mannes wie Schiller habe leben können, bevor er mit ihm in intime Beziehung getreten sei! Diese Entwicklung ist von Harnack in Wahrheit meisterhaft dargestellt worden. Wenige werden von ihr ohne eine gewisse Rührung, Niemand ohne Interesse lesen können.

Von der Form der Harnack'schen Darstellung muß eins am meisten hervorgehoben werden: sie ist fast ganz frei von der Herrschaft der Phrase, die bekanntlich nirgendwo sonst mehr als in der Literaturgeschichte und hier wiederum am meisten bei der Behandlung Schiller'scher Dichtungen zu wuchern pflegt. Groß und feinsinnig zugleich: das ist das Kennzeichen dieser Biographie, die in wahrem Sinne von Schiller'schem Geist getragen ist und damit das Höchste erreicht hat, was sich von einem derartigen Werke überhaupt erreichen läßt.

H. Brömse.

T. Ueber das Licht des Glühwürmchens, das den Naturforschern schon manches Rätsel aufgegeben hat, kommt wieder eine Nachricht, und zwar von Seiten des bekannten amerikanischen Physikers Langley. Dieser hat nämlich festgestellt, daß das Glühen am Unterleib des Johanniskäfers, das mit einer ausgesonderten Flüssigkeit in Verbindung steht, eine Erscheinung ist, die gar nicht als eine Lebensfunktion zu betrachten ist. Das Licht leuchtet auch noch nach dem Tode des Insekts, eine Thatsache, die merkwürdigerweise allen Beobachtern bisher entgangen zu sein scheint. Läßt man Sauerstoff auf dieses Flämmchen einwirken, so wird es stärker, während es in luftleerem Raum und in Kohlensäure erlischt. Danach muß also der Glanz die Folge einer langsamen Verbrennung gewöhnlicher Art sein, die ebenso, wie jede andere Flamme, den Sauerstoff der Luft zu ihrer Unterhaltung bedarf, und es scheint dem nichts im Wege zu stehen, daß ein entsprechendes Licht, nur in viel größerer Leuchtkraft, künstlich erzeugt werde. Das würde insofern von Bedeutung sein, als das Licht des Glühwürmchens außerordentlich wenig Wärme entwickelt, nur etwa den 400. Theil der Wärme, die eine Gasflamme von gleicher Stärke erzeugen würde. Die Wärme des Lichtes eines Johanniswürmchens würde nicht imstande sein, den Quecksilberfaden eines Thermometers auch nur um einen Millionstel Grad steigen zu machen.

* **Stuttgart.** Der Dozent für Augenheilkunde an der hiesigen Technischen Hochschule, Sanitätsrath Dr. Königshöfer, ist zum Professor ernannt worden.

* **Berlin.** Das Reichspostmuseum hat neuerdings drei werthvolle Erwerbungen zur Geschichte des Schriftwesens gemacht. Sie stammen aus Theben in Oberägypten und wurden dort in alten Gräbern aufgefunden. Die Funde sind durch Vermittelung von Lic. theol. C. Schmidt in den Besitz des Museums gelangt. Das älteste der Fundstücke stammt aus der Zeit des neuen Reichs, ungefähr der Zeit der XVIII. oder XIX. ägyptischen Dynastie, also etwa 1500 a. Chr., es ist eine Schreibpalette aus Holz. An dem oberen Ende sind zwei Löcher für die üblichen beiden Tinten, roth und schwarz, angebracht. Die Tinte oder vielmehr Tusche ist nach den 2400 Jahren eingetrocknet noch erhalten. Die untere Hälfte der Palette, die vertieft und durch einen Schieber verschlossen ist, dient zur Aufbewahrung der Rohrfedern, von denen drei erhalten sind. Wohl für einen Schüler bestimmt war ein zweites Schreibzeug aus Holz in einfacherer Ausführung. Dies hat vier Löcher für Tinte. Es entstammt der Spätzeit, etwa aus dem Jahre 1400 a. Chr. Griechisch-alexandrinischen Ursprungs ist eine Schreibtafel für Schüler, ebenfalls aus Holz mit schwarzer Schreibfläche. Das griechische Alphabet ist an dem oberen Rande vorgeschrieben. Die Tafel stammt aus dem 2. Jahrhundert nach Christus. Alle drei Alterthümer sind von den Beamten des ägyptischen Museums begutachtet und bestimmt worden.

* **Wien.** Dem außerordentlichen Professor der Staatsrechnungswissenschaft an der hiesigen Universität, Dr. Gustav Seidler, ist der Titel und Charakter eines ordentlichen Universitätsprofessors verliehen und der Uebungsschullehrer der Lehrerinnenbildungsanstalt in Wien, Hugo Zukal, zum außerordentlichen Professor der Phytopathologie (Lehre von den Krankheiten der Pflanzen) für Forstwirthe an der Hochschule für Bodenkultur ernannt worden. — Im Befinden des Hofraths Prof. Mach, den ein Schlaganfall betroffen hatte, ist erfreulicherweise eine bemerkenswerthe Besserung eingetreten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ferdinand Frhr. v. Richthofen: Schantung und seine Eingangspforte Kiau-tschou. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vossen) 1898. — Dr. Erwin Heuse: Zur Lösung des Hamlet-Problems, ein Vortrag. Elberfeld, Baedeker'sche Buchhandlung 1898. — Dr. Georg Herzfeld: Hülfs- und Taschenbuch für Vertrauensärzte. Leipzig, Arwed Strauch. — Alexander Moszkowski: „Satyr", Humoresken. Berlin, „Vita" Deutsches Verlagshaus 1898. — Paul Oskar Höcker: Was die Leute sagen. Roman. 2. Aufl. Ebd. — Eva: Der letzte Mann. Apokalyptischer Roman. Ebd. — Die Adresse an das Volk in Oesterreich. Leipzig, Otto Wigand 1898. — Die Verhandlungen des 9. Evangelisch-sozialen Kongresses zu Berlin vom 2. und 3. Juni 1898. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1898. — Heinrich Ulmann: Ueber die Memoiren des Fürsten Adam Czartoryski. Greifswald, Julius Abel 1898. — Dr. Gustav Rohmer: Die Handwerkernovelle (Gesetz vom 26. Juli 1897, betr. die Abänderung der Gewerbeordnung). München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1898. — *Annuaire Statistique de la Ville de Buénos-Ayres.* Buénos-Ayres, Compagnie Sud-Américaine de Billets de Banque 1898. — Prof. Dr. Kurt Lampert: Das Leben der Binnengewässer. 7. Lfg. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz 1898. — Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte, hrsgb. von Dr. J. W. Nagl u. Prof. J. Zeidler. 10. Lfg. Wien, Karl Fromme 1898. — Verhandlungen des 24. Deutschen Juristentages. 3. Band, Gutachten. Berlin, Kommissionsverlag von J. Guttentag 1898. — Anton Breitner: Juvaviae Rudera, römische Fundstätten im Salzburger Flachgau. Leipzig-Reudnitz, Robert Baum 1898. — Zeitschrift für Sozialwissenschaft, hrsgb. von Prof. Dr. Julius Wolf; I. Jahrg. Heft 7. Berlin, Georg Reimer 1898. — Dr. M. Scherer: Recht der Schuldverhältnisse des Bürgerlichen Gesetzbuches. 3. Heft (§ 433 — 530). Erlangen, Palm u. Enke 1898.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 29. Juli. Nummer 167.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein neues elsässisches Urkundenwerk.

Die glorreichste Periode der politischen Geschichte Straßburgs fällt in die Regierungszeit Karls V. und ist aufs innigste mit der Annahme der neuen Lehre durch dieses Gemeinwesen verknüpft. Damals bildete die Stadt, wie ein neuer Historiker treffend sagt, einen eigenthümlichen Mittelpunkt für die protestantische Welt nicht nur Deutschlands, sondern Europa's. Es war daher ein durchaus verdienstvolles Unternehmen, die gesammte auf das Zeitalter der Reformation sich beziehende politische Korrespondenz Straßburgs zu veröffentlichen. Während in den beiden früher durch Virk und Winckelmann herausgegebenen Theilen die Jahre 1517/1539 behandelt worden sind, in welchen die Begründung und Machtentfaltung des schmalkaldischen Bundes das Hauptinteresse beanspruchen, läßt uns der vorliegende, die Zeit von 1540—1545 umfassende Band,[1]) den wir wiederum dem um die Straßburger Geschichte hochverdienten Stadtarchivar Otto Winckelmann verdanken, die für die evangelische Sache so verhängnißvolle Zersetzung jenes Bündnisses deutlich erkennen.

Hat uns Max Lenz in dem zweiten Theile seines „Briefwechsels des Landgrafen Philipp mit Bucer“, der sich ungefähr über denselben Zeitraum erstreckt, in den vertraulichen Meinungsaustausch des hessischen Fürsten und seines Straßburger geistlichen Freundes, jener beiden politisch und geistig gleich bedeutenden Männer, über den Gang der Ereignisse eingeführt, so erhalten wir in unsrer „Politischen Korrespondenz“ die aktenmäßige Berichterstattung über diese selbst, die noch dazu von einem der hervorragendsten Staatsmänner seiner Zeit, dem Straßburger Stättemeister Jakob Sturm herrührt, der das Vertrauen seiner Mitbürger in so hohem Maße genoß, daß er seit dem Jahre 1526 seine Vaterstadt auf sämmtlichen Reichstagen und den meisten Versammlungen des schmalkaldischen Bundes vertreten hat.

Deßhalb bieten denn auch die vorliegenden Akten ein vortreffliches Material zu einer Biographie dieses ebenso verdienstvollen wie bescheidenen Mannes, der, wie Hermann Baumgarten sagt, „nie nach etwas höherem gestrebt hat, als die Interessen seiner Stadt — im Einklang mit den allgemeinen Interessen zu fördern, indem er seiner Stadt diente, dem Ganzen zu dienen.“ Kein Wunder daher, daß er nicht nur in Straßburg, sondern im ganzen Reiche der höchsten Werthschätzung sich erfreute. Unsre Urkunden reden in dieser Beziehung eine deutliche Sprache.

[1]) Urkunden und Akten der Stadt Straßburg, herausgegeben mit Unterstützung der Landes- und der Stadtverwaltung. 2. Abtheilung: Politische Korrespondenz der Stadt Straßburg im Zeitalter der Reformation. 3. Band 1540/45, bearbeitet von Otto Winckelmann. Straßburg, Trübner 1898. Lex. 8°. XVIII, 780 S.

Da er auf allen Reichstagen für die Gleichberechtigung der Städte mit den übrigen Ständen eintrat, verehrten ihm jene 1542 ein kostbares Trinkgeschirr „zu einem freundlichen Angedenken und keiner Vergleichung seiner vielfältigen gehabten Arbeit und Mühe“. Ein anderes Ehrengeschenk, im Werthe von über 1000 fl. überreichten ihm 1545 die Städte des rheinischen Kreises. Der Markgraf Georg von Brandenburg erweist ihm auf der Durchreise zu Schwabach fürstliche Ehren. Mit dem Landgrafen Philipp von Hessen verbindet ihn lange Jahre hindurch ein inniges Freundschaftsverhältniß, das erst später infolge des Hervortretens von Meinungsverschiedenheiten, namentlich in der braunschweigischen Sache, eine Trübung erfuhr. Der römische König Ferdinand beruft ihn einmal morgens zwischen 8 und 9 Uhr allein zu sich in sein Gemach, um auf ihn, als den Wortführer der Städte, persönlich einzuwirken. Selbst der Kaiser verhandelt mehrfach mit ihm in leutseliger Weise, und seine vornehmsten Räthe fragen im Namen ihres Herrn im Vertrauen auf seine Friedensliebe geradezu bei ihm an, ob er einen Weg wüßte, wie man die Protestirenden zufriedenstellen könnte. Sturm aber hat nicht den Ehrgeiz, den Vertrauensmann des Kaisers zu spielen, er vergißt keinen Augenblick, daß er sich nur als Vertreter Straßburgs zu betrachten habe und erwidert daher durchaus korrekt: „Er wäre nicht für seine Person hier, sondern publico nomine reipublicae; darum fiele es ihm schwer, etwas, so er es schon wüßte, vorzuschlagen.“

Bemerkenswerth ist auch seine Stellung Frankreich gegenüber. Hat man ihm doch bis in die neueste Zeit hinein fälschlicherweise Sympathien für dieses Land zugeschrieben. Wohl erkannte Sturm den großen Fehler, den die protestantischen Fürsten dadurch begingen, daß sie aus Rücksicht auf ihre Privatinteressen, ohne vorher die nöthigen Garantien für ihre Religionsfreiheit erlangt zu haben, dem Kaiser die Reichshülfe gegen Franz I. bewilligten. Er sah deutlich voraus, was denn auch eingetroffen ist, daß man bei einem späteren Frieden zwischen den beiden Mächten, von Frankreich ohne Unterstützung gelassen, des Glaubens halber die Angriffe des Kaisers zu erwarten haben würde. Mit Entrüstung aber verwahrt er sich Mai 1544 dagegen, einmal geäußert zu haben, daß ihm der König von Frankreich „ein guter Herr oder Haupt“ sein sollte; es könnte auch kein Mensch mit Wahrheit von ihm sagen, daß er je ein Geschenk vom Franzosen empfangen hätte, und er mahnt den Rath, gegen die in französischem Sold stehenden Bürger ernstlich vorzugehen, nicht bloß um dem Kaiser zu willfahren, „sondern und damit diese bösen Praktiken abgestellt und Ihr, meine Herren, einmal die Buben in eurer Stadt loswürdet, die um Geld wider Gott und ihr Vaterland handeln.“

Welche zweifelhafte Rolle spielt daneben sein Namensvetter, der bekannte Straßburger Rektor Johann Sturm, „jener diplomatische Dilettant im Talar des Professors“, wie ihn Ziegler treffend in der Allgemeinen deutschen Biographie nennt, der von seiner Lieblingsidee, zwischen Frank-

reich und den Protestanten zu vermitteln, durchaus befangen, alles nur im günstigsten Lichte sieht. Von einer im Auftrage des ihm nahestehenden Bischofs Erasmus 1544 zum französischen Könige unternommenen Reise nach Straßburg zurückgekehrt, schreibt der leichtgläubige Mann allen Ernstes an Melanchthon: „Der Kardinal von Lothringen hat einen Augustinermönch bei sich, der ganz evangelisch lehrt und predigt, und die Geliebte des Königs, Anne d'Etampes, kann nur mit Mühe davon zurückgehalten werden, sich offen für die Reformation zu erklären." So offen treibt der Rektor seine französischen Machinationen, daß Jakob Sturm einmal geradezu den Rath auffordert, ihn deßhalb zu verwarnen, da sein Verhalten ihm und der Stadt zu hohem Schaden und Nachtheil gereichen müßte. Der Stättemeister mißbilligt in höchstem Grade diese Beziehungen zu einem Könige, „der also gottlos lebt, sich mit den Türken verbindet und zu allen diesen Kriegen Anlaß gibt." Ganz besonders peinlich ist es ihm aber, daß er seines Namens wegen häufig mit dem Rektor verwechselt wird, und selbst der Kaiser längere Zeit gegen ihn Verdacht gehegt hat, bis er erfahren, daß es zwei Sturm in Straßburg gäbe.

Von Interesse ist es, zu beobachten, wie Rath und Bürgerschaft Straßburgs, nachdem sie einheitlich die neue Lehre angenommen hatten, darin wetteiferten, ihre reichsstädtische Unabhängigkeit aufrechtzuerhalten. Während Metz, in dessen Bevölkerung die Reformation eine tiefgehende Spaltung hervorgerufen hatte, den Franzosen schon 1552 als leichte Beute anheimfiel, ist es Straßburg nur durch seine vorsichtige Neutralitätspolitik gelungen, sich bis zum Ende des 17. Jahrhunderts vor demselben Schicksal zu bewahren. Sobald nämlich ein Krieg zwischen dem Kaiser und Frankreich auszubrechen drohte, befand sich das an der Grenze gelegene Straßburg in der prekärsten Lage. Auf der einen Seite durfte man durch Zulassung oder gar Begünstigung französischer Werbungen dem Kaiser nicht den Vorwand geben, „die Vormauer des Rheinstroms", wie Straßburg damals allgemein genannt wurde, mit einer Garnison zu belegen, andrerseits durch Unterstützung der kaiserlichen Rüstungen den französischen König nicht zu feindlichem Vorgehen gegen die Stadt oder ihre größtentheils in Frankreich handelnden Kaufleute veranlassen. Daher war man auch im Frühjahr 1544 gegen jeden Krieg und der Rath schrieb damals: „Wiewohl wir mit Gott bezeugen, daß wir unsers Vermögens zu allem dem willig, so der kais. Majestät und dem heiligen Reiche dienlich, so können wir nicht gedenken, daß aus diesem Handel wider Frankreich etwas gutes den Reichsstädten und vor allem uns und denen, so hie oben jenseit des Rheins gelegen, erfolgen könnte." Man entschuldigte sich dem Kaiser gegenüber, daß man der gefährdeten Lage Straßburgs wegen den französischen Werbeoffizieren gegenüber nicht mit aller Schärfe vorgegangen wäre und bat, sollte es doch zum Kriege kommen, eine etwaige Hülfe nicht gegen Frankreich selbst, sondern gegen die mit demselben verbündeten Türken leisten zu dürfen. Dabei könnte man ja dem Kaiser im geheimen mit Proviant, Geschütz und anderem Furschub thun. Als es nun doch zum Ausbruch der Feindseligkeiten kam und sich überall auf den in der Nähe der Stadt gelegenen Musterplätzen die dem Kaiser zuziehenden Landsknechte sammelten, besorgte man allen Ernstes einen Gewaltstreich seitens der letzteren und gedachte sich gegen einen solchen durch Annahme von Kriegsvolk und Verbindung mit den Eidgenossen zu schützen. Die Nachricht, daß Karl V. auf seinem Zuge Straßburg berühren würde, ruft hier die Befürchtung hervor, daß er die Stadt, „die noch nie einem römischen Kaiser geschworen", zum Huldigungseide anhalten möchte. Trotz alledem trifft das, was Erich Marcks in seiner Schrift „Beiträge zur Geschichte von Straßburgs Fall im Jahre 1681" für die damalige Bevölkerung der Stadt hervorgehoben hat, daß dieselbe hartnäckig protestantisch und franzosenfeindlich gewesen ist, auch für unsre Zeit zu.

Neue Aufschlüsse erhalten wir über den Metzer Reformversuch und die Unterstützung, welche die deutschen Protestanten demselben zutheil werden ließen. Schon früher ist von Kleinwächter darauf hingewiesen worden, wie dieser religiöse Kampf, der sich in der deutschen Reichsstadt mit überwiegend romanischer Bevölkerung abspielte, insofern eine weit über den Rahmen der Lokalgeschichte hinausgehende Bedeutung hat, als hier die Interessen der beiden damals bedeutendsten europäischen Mächte, Frankreichs und der habsburgischen Monarchie, sich berührten, und auch das Herzogthum Lothringen, das mit seinem Gebiete Metz umschloß, eine Einverleibung desselben anstrebte.

In Metz hatte die Reformation schon frühzeitig Eingang gefunden, gegen die indessen durch die weltliche und geistliche Obrigkeit mit aller Strenge vorgegangen wurde. Immerhin waren selbst einige der vornehmsten Geschlechter, so die Familien v. Esch und v. Heu der neuen Lehre ergeben, wobei freilich auch persönliche Gegensätze in der städtischen Aristokratie mitspielten. Gestützt auf den evangelischen Grafen Wilhelm v. Fürstenberg, der in dem benachbarten Gorze sich festgesetzt hatte, ersuchten Ende August 1542 die Anhänger des Protestantismus, an ihrer Spitze das „ordentliche Haupt der Stadt", der Schöffenmeister Kaspar v. Heu, Straßburg und dessen Bundesgenossen um Beistand und Aufnahme in das schmalkaldische Bündniß. Straßburg befürwortete dies Gesuch, „damit die Stadt nicht in Gefahr geführt und von dem heiligen Reich entfremdet würde". Eine Gesandtschaft des schmalkaldischen Bundes, welche sich daraufhin nach Metz begab, um hier die Freiheit der evangelischen Predigt zu erlangen, bewirkte aber lediglich, daß Kaspar de Heu im nächsten Jahre seines Amtes entsetzt und eine Anzahl evangelisch Gesinnter aus der Stadt verwiesen wurde. Als Ostern 1543 der Reformator Farel in Gorze predigte, wurden die an der Abendmahlsfeier theilnehmenden Metzer durch französische vom Herzog von Guise befehligte Reiter überfallen und eine größere Anzahl von ihnen erschlagen, ein Vorspiel zu dem Blutbade von Vassy 1562, das bekanntlich das Signal zu den Hugenottenkriegen gab. Der darauf auch von dem streitbaren Landgrafen von Hessen gutgeheißene Plan Fürstenbergs, zugunsten der evangelischen Bürger einen Gewaltstreich gegen die Stadt zu unternehmen, fand nicht die Billigung Straßburgs, „da der Widertheil sich an Frankreich anschließen und demselben die Stadt übergeben möchte".

Nur durch eine auch auf das folgende Jahrzehnt ausgedehnte Untersuchung des in Metz bestehenden religiösen Zwiespalts dürfte man zu einer klaren Erkenntniß der Ursachen gelangen, die zur Einnahme der Reichsstadt durch Frankreich im Jahre 1552 geführt haben. So viel aber läßt sich schon jetzt mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß der dem Schöffenmeister Kaspar v. Heu früher allgemein gemachte Vorwurf, seine Vaterstadt an Frankreich verrathen zu haben, nicht mehr aufrechterhalten werden kann. Einmal sollte von einem eigentlichen Verrathe meiner Ansicht nach überhaupt nicht mehr gesprochen werden. Der durch seine Beziehungen zu Metz über die betreffenden Vorgänge vortrefflich unterrichtete, damals in Straßburg lebende Geschichtsschreiber Sleidan schreibt wörtlich: „Auch der Konnetabel hatte den Metzern aufs freundlichste geschrieben, als er aber mit dem Heere sich der Stadt genähert hatte, erbat und erlangte er den Einlaß. Tags darauf brachte er alle Thore und Befestigungen in seine Gewalt." Sodann war es gerade die protestantische Partei in Metz, die wieder und immer wieder auf die von dem westlichen Nachbar

drohende Gefahr hingewiesen hatte. Erklärte doch derselbe v. Heu, den beispielsweise noch Westphal nach dem Vorgange der Schriften von Scherer und F. W. Barthold in seiner „Geschichte der Stadt Metz“ einen „infamen Verräther und Judas“ nennt, am 27. April 1543 ausdrücklich: „Wo die Protestierenden nit Hilfe leisten, so werde gewiß sein, daß der Franzose die Stadt überkommen würde; nun wollten sie (die Metzer Evangelischen) eher sterben, als französisch werden“, während der papistische Hetzprediger Caroli in Metz den Evangelischen droht: „Die Franzosen würden ihnen das Haar kurz abschneiden“, und das Volk zu überreden sucht: „Sie müßten französisch oder lothringisch werden, oder die Deutschen würden sie mit ihrer falschen Lehre gar verderben.“

So wird denn durch unsre Akten die Ansicht Rahlenbecks durchaus bestätigt, der schon in seinem 1880 erschienenen Buche „Metz und Diedenhofen unter Karl V.“ nachdrücklich für die Unschuld der Brüder v. Heu eingetreten ist, indem er darauf hinweist, daß noch März 1552, also wenige Tage vor der Besetzung von Metz durch die Franzosen, Robert v. Heu sich persönlich zu dem kaiserlichen Gouverneur von Luxemburg, dem Grafen v. Mansfeld, begeben habe, ohne daß es ihm gelungen wäre, die erbetene Garnison zu erlangen. Das vom Kaiser im Stich gelassene Metz hätte daher nothgedrungenerweise den Franzosen die Thore öffnen müssen.

Nicht unterlassen möchte ich ferner, auf das reiche kulturhistorische Material hinzuweisen, das wir unsern Akten entnehmen können. Da entwirft u. a. der biedere Pfennigmeister des Straßburger Fähuleins, das auf dem Wasserwege in vier Schiffen von Passau nach Wien geführt worden ist, von letzterem Ort aus eine wenig erbauliche Schilderung von den Zurüstungen zum Türkenkriege. An allem mangelt es, an Mannschaften, Geschütz und namentlich an Geld. „Der Straßburger Hauptmann ist krank, mag schier weder reiten noch gehen, man muß ihn auf und ab auf das Pferd heben.“ Alles wundert sich, daß man den alten Mann nicht zu Hause gelassen habe. Im Lager geht es schlimm zu mit Gotteslästern, Saufen und anderen Lastern. Es ist so kalt und regnerisch, daß in der Nacht auf Petri und Pauli (29. Juni) sechs Landsknechte erfroren sind. „Der König ist am Herrgottstag mit dem Sacrament umgezogen und hat man viel Fastnachtsspiel angestellt; hat der Bischof das Sacrament getragen. Werden wir den Türken damit vertreiben, ist mirs lieb. Die zu Wien fragen nicht viel nach den Türken; sie halten keinen Betlag und sonst auch keine Ermahnung. Sie thun eben, als ging sie die Sache gar nichts an, wenn sie uns nur das Geld abnehmen können. Sie geben auch alle Dinge so theuer, daß es eine Schande ist. Der Kurfürst von Brandenburg (Joachim II.) läßt alle Tage die evangelischen Prädikanten vor seinem Zelte predigen. So predigen die Prädikanten jeder seinen Knechten vor seines Hauptmanns Zelt ein oder zweimal die Woche; kommt ziemlich Volk dazu. Aber wenn man die Messe hält, kommt gar wenig. Man findet aber den größten Haufen auf dem Spielplatz und vor den Weinfässern.“

Nicht minder interessant sind die Gesandtschaftsberichte des den kaiserlichen Hof begleitenden jungen Straßburger Diplomaten Dr. Kopp, der schon 1540 voraussagt, daß nach dem Tode des Kaisers, „dessen Herz der Geiz gar besessen“, die Niederlande vom Hause Oesterreich abfallen würden. Aus seinen Berichten gewinnen wir auch ein anschauliches Bild von den Räthen Karls V., Granvella und Naves.

Wenn ich mich bei meiner Besprechung hauptsächlich darauf beschränkt habe, auf die Bedeutung hinzuweisen, die unserm Urkundenwerk für die Vergangenheit Straßburgs und der heutigen Reichslande zukommt, so möchte ich zum Schluß doch noch ausdrücklich betonen, daß dasselbe ebenfalls unsre Kenntniß der allgemeinen Geschichte in vielen wesentlichen Punkten erweitert und vertieft.

Straßburg i. E. ——— A. Hollaender.

Protoplasma und Lebenskraft.

Von J. P. Borodin, Prof. der Botanik an der Universität St. Petersburg. Autorisirte Uebersetzung von S. Levinsohn.

II.

Es ist bekannt, welch mächtige Rolle die sogenannte „Lebenskraft“ in der Lehre von den Lebewesen bis in die 30er, ja sogar 40er Jahre unsres Jahrhunderts spielte. Im Gegensatz zur Chemie und Physik, die ja immer nur Untersuchungen am Gegebenen anstellen, konnte die Lebenskraft aus dem Nichts heraus schaffen, konnte sie die Elemente ineinander verwandeln. Eine der wichtigsten Stützen dieser Lehre von der Lebenskraft, Vitalismus genannt, war seit lange die eigenthümliche chemische Zusammensetzung der lebenden Körper, das Vorfinden einer großen Menge solcher Substanzen in denselben, die in der todten Natur nicht vorkommen. Die Fähigkeit, solche „organischen“ Körper zu bilden, wurde als Privileg der Lebenskraft angenommen. Man kann sich daher denken, welchen Eindruck es machte, als 1828 Wöhler den Harnstoff künstlich, ohne Antheilnahme des Lebens, herstellte. Bald folgten andere organische Substanzen nach, und so wurde die Lebenskraft von der Chemie immer weiter zurückgedrängt. Andrerseits feiert die Physik in den 40er Jahren einen ihrer größten Triumphe, indem sie das Gesetz von der Erhaltung der Energie aufstellt, nachdem man im vorigen Jahrhundert schon die Ewigkeit der Substanz erkannt hatte. Ebenso wie diese kann auch die Kraft nie vergehen oder entstehen, sondern nur aus einer Energieform in die andere umgewandelt werden. Die Organismen bilden in dieser Hinsicht keine Ausnahme: alle in ihnen wirkenden Kräfte sind in letzter Linie auf das Sonnenlicht, welches von den grünen Pflanzenorganen absorbirt und verwandelt wird, zurückzuführen. Also sind der Stoff und die Kräfte der lebenden Körper den allgemeinen Gesetzen der Physik und Chemie unterstellt. Wie verhält es sich nun aber mit den unendlich mannichfaltigen Formen der Organismen, mit der Zweckmäßigkeit des inneren und äußeren Baues und der physiologischen Funktion, mit der merkwürdigen Fähigkeit schließlich, sich den äußeren Umständen anzupassen? Sind das auch nur „mechanische“ Vorgänge? Diese Frage wird von dem Darwinismus ganz entschieden bejaht, indem er seine Prinzipien vom Kampf ums Dasein und von der natürlichen Zuchtwahl ins Feld rückt: diese Mannichfaltigkeit, diese Zweckmäßigkeit haben sich durch die Summirung unendlich kleiner Abweichungen im Laufe einer unendlich langen Reihe von Jahrhunderten ganz von selbst herausgearbeitet. Hiemit schien auch die letzte Säule des Vitalismus gestürzt zu sein, und auf den Ruinen desselben erhob sich das Gebäude der streng mechanischen Auffassung, so daß von jetzt ab das Leben nichts weiter ist, als ein ungemein komplizirtes Spiel physikalischer und chemischer Kräfte in einem ungemein komplizirten Substrat, dem Protoplasma.

So schien die Niederlage des Vitalismus eine vollständige zu sein —, aber es schien eben nur so; und gegenwärtig sind wir Zeugen eines ebenso interessanten wie für viele unerwarteten Schauspiels: der Vitalismus beginnt wieder aufzuerstehen, wenn auch in einer anderen neuen Form. Nicht Dilettanten, sondern ernste Gelehrte entschließen sich im Gegensatz zur herrschenden Strömung wieder von der Lebenskraft zu sprechen, und auch sonst findet

man nicht selten, ohne daß dies den Mechanikern so verhaßte Wort in den Mund genommen wird, im Tone eine ziemliche Unschlüssigkeit. Jeder, der aufmerksam die Spezialliteratur auf irgend einem Gebiete der Biologie während der letzten 25 Jahre verfolgte, konnte nicht umhin, diese Veränderung des allgemeinen Tones zu bemerken.

Welches mögen denn nun aber die Gründe für das Wiedererwachen des Vitalismus sein? Vor allem erwähnte ich schon, daß der Vitalismus in einer anderen, neuen Gestalt auferstehe. Diese gibt sich darin zu erkennen, daß der „Neovitalismus" unbedingt die Herrschaft der Physik und Chemie in den lebenden Körpern anerkennt, also zugibt, daß diese Körper denselben Kräften wie die todte Natur unterworfen sind. Durch dieses wichtige Entgegenkommen befreit sich der Neovitalismus gänzlich von dem Vorwurf, daß die Anerkennung einer besonderen Lebenskraft nur ein Hemmniß für die Physiologie sein könne. Zur Bekräftigung meiner Worte will ich mich auf einen der bedeutendsten Vertreter der modernen Pflanzenphysiologie, Sachs, beziehen, der in seiner Geschichte der Botanik, der früheren vitalistischen Lehre den üblichen Vorwurf macht, daß man alles Unverständliche einfach der Lebenskraft zuschrieb. Aber gleich darauf fügt er hinzu, es sei damals nicht die in der Folge häufig von tieferen Denkern aufgeworfene Frage in Betracht gezogen, ob in den Organismen nicht noch eine andere Kraft außer derjenigen, denen die todte Natur unterworfen ist, wirke; und die sorgfältige Untersuchung gerade dieser Frage müßte, meint er, zu den ernstesten Versuchen führen, die Lebenserscheinungen vollständig physikalisch-chemisch zu erklären. Damals aber sei die Annahme der Lebenskraft nicht als eine Hypothese, die die Untersuchung ansporne, sondern als ein Ding, das die Arbeit des Denkens überflüssig mache, betrachtet worden. Man kann in der That Sachs hierin nur Recht geben; denn das Interesse ist unvergleichlich brennender, wenn zwei entgegengesetzte Prinzipien sich bekämpfen, als wenn es nur darauf ankommt, ein von Allen bedingungslos anerkanntes Prinzip weiter zu entwickeln. Ich kann aber dabei nicht umhin, zu bemerken, daß der allgemein gebrauchte und von Sachs wiederholte Vorwurf, daß der alte Vitalismus der wissenschaftlichen Forschung als Hemmniß gedient habe, kaum unbedingt richtig ist; es scheint mir, daß der Vitalismus an dem Stillstand der Pflanzenphysiologie in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts eben nur in dem Maße schuldig ist, wie etwa Aristoteles an der Fruchtlosigkeit der mittelalterlichen Wissenschaft, die sich mit dem Kommentiren seiner Schriften befaßte. Die merkwürdigen Versuche von Ingenhouß und Saussure im 17. und 18. Jahrhundert hatten in genügender Weise die vollständige Möglichkeit einer physikalisch-chemischen Untersuchung der Lebenserscheinungen dargethan, und wenn diese Beispiele in der Folge ohne Nachahmung blieben, so sollte man nicht den Vitalismus beschuldigen; die Gedanken waren eben auch durch andere Umstände in falsche Bahnen gelenkt. Man macht der Lebenskraft ferner oft den Vorwurf, sie sei immer nur ein Zufluchtsort für unser Nichtwissen. Das ist gewiß richtig, aber ebenso unbestreitbar ist es, daß die moderne Naturwissenschaft ebenfalls solche Zufluchtsorte hat. Was ist denn eigentlich gegenwärtig das Protoplasma anderes, als ein Lagerhof für unser Unwissen? Früher erklärte man alles Unverständliche mittelst der Lebenskraft, jetzt durch die Eigenschaften des Protoplasmas; und je weniger man dasselbe erforscht hat, um so leichter ist es, ihm den Besitz dieser oder jener Eigenschaften zuzuschreiben, je nach den Forderungen der mechanischen Theorie. Man wird vielleicht darauf hinweisen, daß das Protoplasma doch etwas reelles sei, die Lebenskraft aber vielleicht überhaupt nicht existire, ein bloß abstrakter Begriff sei. Allerdings, das Protoplasma ist nicht abstrakt, aber um dieses handelt es sich auch nicht, sondern um seine Eigenschaften, die ebenso problematisch sind, wie die Lebenskraft. Daher kann man schwerlich einen wesentlichen Fortschritt der Wissenschaft darin erblicken, daß an die Stelle der früheren Lebenskraft die hypothetischen Eigenschaften des Protoplasmas getreten sind.

Die mechanische Auffassung der Lebenserscheinungen wird gewöhnlich als Produkt der modernen Naturwissenschaft hingestellt, das ist aber ebenso unrichtig, wie die noch häufiger ausgesprochene Behauptung, daß uns die Naturwissenschaft die Atomtheorie gab. Thatsächlich haben wir beide Geschenke der Philosophie zu danken, gerade der Philosophie, auf welche die Mehrzahl der Naturforscher mit unleugbarer Geringschätzung herabsehen. Finden wir doch schon, abgesehen von dem bereits erwähnten grob materialistischen Werk „l'homme-machine" von Lamettrie, dieselbe Ansicht sehr klar im 17. Jahrhundert von Descartes ausgesprochen, und das zu einer Zeit, als von dem Protoplasma noch keine Spur bekannt war, ebensowenig wie vom Zellenbau der Organismen, als die fundamentalen Gesetze von der Erhaltung der Energie und der Ewigkeit des Stoffes noch nicht festgestellt waren. Aber ist es vielleicht das Verdienst der modernen Naturforschung, der bloßen Vermuthung der Philosophie feste Form gegeben zu haben? Die dargelegte Geschichte des Protoplasmas kann zum Theil wenigstens als Antwort auf diese Frage dienen, und diese Antwort lautet gewiß nicht bejahend. Die Grundlage des Lebens ist für uns jetzt ganz wie früher eine terra incognita.

Kein Naturforscher wird leugnen, daß ein von einem Thurm herabstürzender Mensch genau wie das leblose Gewicht an der Atwood'schen Fallmaschine zur Erde gelangen wird, daß das Blut in den Adern nach den Gesetzen der Hydrodynamik ganz wie in Gummiröhren fließt, oder daß der Phosphor im Kopfe eines genialen Menschen — ohne welchen, nach dem berühmten Ausspruche Moleschotts, es keine Gedanken gibt — sich in nichts von dem Phosphor an einem Zündholz unterscheidet. Wenn wir aber auf Grund solcher Angaben den Schluß ziehen: also unterliegt der Mensch der Wirkung der physikalischen, chemischen oder überhaupt der mechanischen Kräfte, so haben wir zwar recht, dürfen aber nicht den logischen Sprung machen und nun weiter folgern: also ist alles, was in dem Menschen vorgeht, nur ein verwickeltes Spiel der Physik und Chemie und der Mensch selbst nur ein komplizirter Automat.

Die Vertreter der mechanischen Lebensauffassung antworten auf solche Vorwürfe gewöhnlich, sie müßten allerdings zugeben, daß sich heutzutage noch nicht alle Erscheinungen des Lebens nur aus den Gesetzen der Physik und Chemie beweisen lassen, sie zweifeln aber keinen Augenblick, daß es in Zukunft gelingen wird. Das verbürge die ganze Geschichte der biologischen Wissenschaft, die jetzt nur eine ununterbrochene Reihe von Niederlagen des Vitalismus darstelle. Es scheint mir aber, daß es ganz gut möglich sei, gerade die entgegengesetzte Behauptung aus der Geschichte der Physiologie heraus zu beweisen, wie es auch schon Bunge [1]) versucht hat. „Je gründlicher wir die Lebenserscheinungen studiren," sagt dieser, „desto mehr gelangen wir zu der Ueberzeugung, daß die Prozesse, die wir schon glaubten physikalisch und chemisch erklärt zu haben, in der That ungemein komplizirt sind, und daß es bis jetzt nicht gelungen ist, sie mechanisch zu erklären." Ich will mich nicht bei den Beispielen des Autors aus dem Gebiet der Thierpsychologie aufhalten, sondern einige Beispiele aus der mir vertrauteren Pflanzenphysiologie anführen. Als die Erscheinungen der Diosmose entdeckt wurden, da schien die

[1]) G. Bunge: Vitalismus und Mechanismus, Leipzig.

Frage von der Absorption verschiedener Substanzen im Organismus Eigenthum der Physik zu werden. Je weiter sich aber die Wissenschaft entwickelte, desto mehr zeigte es sich, wie wenig die von den Physikern gewonnenen experimentellen Daten in der Physiologie verwerthet werden konnten. Kaum hat die Substanz das Häutchen der Zelle passirt, als ihr das lebende Protoplasma Halt gebietet, durch dessen unbekannte Organisation die Frage sich derart verwickelt hat, daß wir jetzt noch weniger als früher verstehen, wie in der That die verschiedenen Stoffe in den lebenden Pflanzenkörper einzudringen vermögen. Ein anderes Beispiel ist das Aufsteigen des Saftes im Stengel der Pflanze. Wenn irgendwo, so scheint doch hier ein rein physikalischer Vorgang vorzuliegen; aber ungeachtet dessen, daß derselbe seit dem 17. Jahrhundert nicht nur von Physiologen, sondern auch von Physikern von Fach untersucht wurde, sind wir am Ende doch gezwungen, zu demselben Protoplasma unsre Zuflucht zu nehmen. Wenn also schon in solchen Fragen der sogenannten physikalischen Physiologie, bei denen man eigentlich am ehesten vollständige Herrschaft der Physik erwarten konnte, das geheimnißvolle Protoplasma das letzte Wort erhält, was lassen uns dann jene durchaus typischen Gebiete der Lebensvorgänge, die man jetzt mit dem Namen „Reizbarkeitserscheinungen“ bezeichnet, hoffen? Allerdings untersuchen wir auch dieses Gebiet nach den gewöhnlichen physikalischen Methoden; aber die Antworten, die der Organismus auf die physikalischen Torturen gibt, könnte man fast als einen Hohn auf die Physik bezeichnen. Er handelt so, wie es für den Organismus bei den gegebenen Verhältnissen am besten ist, ohne sich in der Wahl der Mittel irgend welchen Zwang anzuthun. Die Mechanisten aber wissen auch hier einen Ausweg: Indem sie den Begriff von der Reizbarkeit schaffen, erlauben sie dem Protoplasma, alles zu thun, was ihm gefällt, wenn es nur nicht mit der Physik kollidirt; und wie ja nicht selten dort, wo strenge Beweise nicht gebracht werden können, ein Vergleich ins Feld geführt wird, so werden auch hier die Organismen mit Lokomotiven verglichen. Wie eine winzige Handbewegung bei diesen genügt, um einen ganzen Zug in Bewegung zu setzen, so soll auch in den lebenden Körpern eine winzige Ursache ungeheure Folgen haben, gewissermaßen dem Gesetze von der Erhaltung der Energie widersprechend. Wie ein und dieselbe Bewegung imstande ist, eine Lokomotive zum Stillstehen zu bringen oder ihre Richtung zu ändern, so ist auch im Organismus dieselbe äußerliche Kraft imstande, in dem betreffenden Organ je nach den Umständen verschiedene, einander entgegengesetzte Wirkungen hervorzubringen, oder auch ganz ohne Wirkung zu bleiben. Auf diesen und ähnlichen Gleichnissen beruht die ganze Lehre von der sogenannten Reizbarkeit. Was im Organismus auch vorfalle — immer heißt es: ganz und gar eine Maschine. Ich stelle mir manchmal unwillkürlich die Frage, auf welche Weise wohl die Lebenskraft — ihre reelle Existenz auf einen Augenblick zugegeben — ihr Dasein beweisen könnte. Ich möchte sagen, selbst wenn sie aus ihren dumpfen Zellen zu rufen anfinge: „Da bin ich“ — so würde man darin eben einen merkwürdigen Fall der Reizbarkeit des Organismus sehen.

Auf diese Art der Beweisführung könnte der überzeugte Vitalist — wenn er sie nicht einfach mit den Worten „comparaison n'est pas raison“ abthun will — eingehen; aber er wird das Gleichniß fortsetzen und die Folgerung ziehen, daß, gleich wie jeder Mechanismus uns als Verkörperung des Gedankens dessen erscheint, der ihn gebaut hat, und eine gewisse Leitung, manchmal auch Reparatur erfordert daß ebenso auch irgend etwas den Mechanismus des Organismus erbauen, seine Wirkung regeln, seine unvermeidlichen Verletzungen unaufhörlich wieder gut machen müsse —, das aber ist eben die Lebenskraft. Der Vitalist kommt also zu der Ueberzeugung, daß die Organismen allerdings unbedingt der Macht der Gesetze von der Ewigkeit der Materie und Erhaltung der Energie unterworfen sei, daß man aber zugleich in ihm eine besondere schöpferische Kraft annehmen müsse, die, bewußt oder unbewußt, aber sicher in vernünftiger Weise den Stoff und die Kräfte der todten Natur gebraucht, indem sie dieselben einem bestimmten Ziele, der Erbauung und Erhaltung des Organismus, zulenkt.

Die Untersuchung der Antwort der Mechanisten würde uns zu weit führen, denn wir müßten in eine Kritik des Darwinismus eingehen, da dessen Prinzipien eben ins Feld gerückt werden als etwas, das die Nothwendigkeit einer besonderen schaffenden Kraft im lebenden Körper ganz überflüssig macht. Verlassen wir aber lieber das zwar sehr interessante, jedoch noch wenig bearbeitete Gebiet der Reizbarkeitserscheinungen und untersuchen wir, ob nicht die Entwicklung der Naturwissenschaft selbst im laufenden Jahrhundert den Vitalisten eine Waffe in die Hände gegeben hat. Das ist aber in der That der Fall: durch das Problem der Entstehung des Lebens. Ja, wenn es der Wissenschaft gelungen wäre, auf unbestreitbare Weise die Entstehung auch nur der einfachsten Lebewesen aus leblosen Substanzen zu zeigen, und so die Grenze der todten und lebenden Natur zu zerstören, wie es ihr bei der Grenze zwischen Pflanzen- und Thierreich so glänzend geglückt ist, dann wäre einer der wichtigsten Pfeiler des Vitalismus gestürzt. Aber die Vertreter der mechanischen Anschauung müssen selbst zugeben, „daß die ganze Geschichte der Versuche, die Urzeugung der Organismen zu entdecken, nur eine Reihe von größeren oder kleineren Niederlagen war“.[1]) Die Alten, wie bekannt, glaubten noch an die Selbstentstehung so komplizirt gebauter Lebewesen, wie Aale, Schlangen oder Mäuse. Mit der Zeit aber wurde das Gebiet der Urzeugung immer mehr beschränkt. Im 17. Jahrhundert war es nach den Experimenten des Italieners Redi mit der Urzeugung der Fliege aus faulendem Fleisch zu Ende, im 18. Jahrhundert ereilte dasselbe Schicksal die Infusorien, und schließlich erlosch nach den glänzenden Versuchen Pasteurs die Hoffnung auf die Urzeugung sogar der kleinsten Lebewesen, der Bakterien. Also sehen wir, wie die Wissenschaft mehr und mehr zu der Ueberzeugung nöthigt, daß Lebendes nur von Lebendem erzeugt werde. Diese Ansicht brachte die exakte Wissenschaft der genialen mechanistischen Hypothese von Darwin schon bei ihrer Geburt entgegen. Das ungeheure Gebäude des Mechanismus mußte man ja in der That auf einer phantastischen Grundlage errichten. An Phantasien fehlte es auch wirklich nicht. Die Einen behaupteten und behaupten noch, daß die Urzeugung auch gegenwärtig noch stattfinde; es sei uns aber bis jetzt nicht gelungen, die Umstände aufzudecken, unter denen es geschehe, oder wir kennen noch nicht die Organismen, welche diese Eigenschaften besitzen. Was sei daraus zu schließen, daß die Bakterien durch Urzeugung nicht entstehen können? Sind sie doch nur die kleinsten von den uns bekannten mikroskopischen Geschöpfen; aber wer könne verbürgen, daß es in der Natur keine anderen Wesen gebe, im Vergleich zu denen die winzigsten Bakterien noch riesig erscheinen? Vielleicht entstehen unaufhörlich diese für uns unsichtbaren Wesen von selbst. Kurz, man überträgt die Frage in das Reich des Unsichtbaren. Andere dagegen wollen wissen, daß die Winzigkeit gerade auf eine gewisse Höhe der Organisation hindeute, die mit dem Begriffe der Urzeugung unvereinbar ist. Wenn schon etwas Lebendes aus Todtem entstehe, so werde dies wohl eher etwas massives, aber

[1]) So sagt einer der bedeutendsten Vertreter des Mechanismus in Rußland, Prof. Timirjaseff in Moskau. (D. Ueb.)

formloses, wie etwa der Häckel'sche Bathybius sein. Die Mehrzahl der Gelehrten aber gestehen, daß wir gegenwärtig keine Urzeugungsepoche haben, aber sie geben zu, daß so etwas in der weiten Vergangenheit möglich war — da seien noch die Verhältnisse auf der Erde ganz andere gewesen und das jetzt Unmögliche hätte damals mit Leichtigkeit vor sich gehen können. Es gibt auch Gelehrte, die die Entstehung des Lebens auf der Erde zwar nicht für möglich halten, dagegen annehmen, daß das Leben von einem anderen Planeten zusammen mit den Meteorsteinen auf die Erde kam, wodurch die Frage natürlich nicht ihrem Wesen nach gelöst wird, sondern von einem Punkte des Weltalls nach einem anderen versetzt wird. Sie nehmen mit der Ewigkeit des Stoffes auch die Ewigkeit des Lebens an, das im Weltall herumwandere, niemals aufleuchte, sondern überall, wo günstige Bedingungen vorhanden sind, sich ausbreitet. Schließlich gibt es sogar Schwärmer, die — eine Art Feueranbeter — annehmen, daß die lebende Natur der todten voranging und daß das Feuer als Prototyp des Lebens gelten kann, dasselbe Feuer, das, wie bekannt, alles Lebende auf das sicherste zerstört.

Als der krasseste Ausdruck des tiefen Gegensatzes zwischen lebender und todter Natur kann die von dem Wiener Physiologen Wiesner aufgestellte Theorie des Elementenbaues der Organismen gelten; ich bin weit entfernt, dieser Theorie irgendwelche faktische Bedeutung zuzumessen, bin sogar bereit, denen beizustimmen, die behaupten, daß sie eigentlich nichts erkläre; aber ich halte diese Theorie für sehr merkwürdig ihrer Konsequenz und — Hoffnungslosigkeit wegen, wenn man mir diesen Ausdruck erlaubt. Jener Gelehrte würde wahrscheinlich erzürnt sein, wenn man ihn zu den Vitalisten rechnen wollte. In seiner „Biologie der Pflanzen" hat er genug betont, daß er an keine Lebenskraft glaube. Ungeachtet dessen aber würde kein Vitalist die Kluft, die das Lebende vom Todten scheidet, deutlicher zeigen können. Die todten Körper bestehen nach ihm aus Atomen, die zu chemischen Molekülen sich vereinigen, das Protoplasma der lebenden Körper dagegen aus Elementartheilchen, von Wiesner Plasomen genannt, deren jedes schon alle fundamentalen Eigenschaften des Organismus besitzt: Erblichkeit, die Eigenschaft, sich zu assimiliren, zu wachsen und sich zu vermehren. Das bedeutet also, daß keine der fundamentalen Eigenschaften des Lebens aus denen der todten Körper abgeleitet werden können. Und in der That, keine der ersteren ist dem Physiker und Chemiker bekannt, keine vermag gegenwärtig auf die mechanischen Erscheinungen, die man in der todten Natur beobachtet, zurückgeführt zu werden.

Unter all den Erscheinungen des organischen Lebens stellt keine dem Mechanisten solche Schwierigkeiten entgegen, wie die individuelle Entwicklung des Organismus und die damit verbundene Erblichkeit. Aus dem Ei mit seinem scheinbar ganz homogenen Protoplasma wird Schritt für Schritt der so ungemein komplizirte Bau des Organismus errichtet. Wenn ich auch imstande bin, das Auge als komplizirtes physikalisches Instrument zu verstehen, und seine allmähliche Vervollkommnung in einer ganzen Reihe von thierischen Organismen vom einfachen Pigmentfleckchen an, so ist es mir doch ganz unmöglich, mir den Mechanismus der Entwicklung dieses wunderbaren Instruments vorzustellen. Hier bringt der Mechanik selbst die Geschichte von Jahrtausenden keine wesentliche Hülfe. Hier bleibt nur übrig, zu glauben und wieder zu glauben, daß dies eben das Werk einer ungemein „vernünftigen", geradezu an Wunder grenzenden Mechanik sei. Und in der That, der riesenhafte Versuch, die Zweckmäßigkeit der Natur mechanisch zu erklären — der Darwinismus — basirt gerade auf der Vererbung, einer Erscheinung, die zwar reeller Natur ist, deren mechanische Erklärung aber bis jetzt wenigstens nicht gelungen ist. Eigentlich haben wir folgenden Sachverhalt in der organischen Natur. Wir haben in ihr eine Geschichte, die sich tagtäglich, ja sogar stündlich vor uns abspielt, und die, wie man meinen sollte, der experimentellen Untersuchung leicht zugänglich sein müßte: das ist die individuelle Entwicklung des Organismus aus dem Ei, oder überhaupt aus der einzelnen Zelle. Dann haben wir noch eine andere Geschichte, die sich über eine unabsehbare Reihe von Jahrhunderten erstreckt, die uns nur indirekte Zeugnisse ihres Laufs hinterlassen hat und die aus diesem Grunde eben nur der hypothetischen Erklärung zugänglich ist; das ist die Geschichte der Entwicklung des Lebens auf der Erde. Man sollte nun annehmen, daß man von der Untersuchung des Hypothetischen, dem Experimente nicht mehr Zugänglichen sich zum Reellen wenden würde. Wir aber unternehmen gerade das Gegentheil davon und versuchen diejenige Geschichte, die täglich vor unsern Augen sich abspielt, unter dem Vorwand, daß sie das Ergebniß der Vergangenheit darstelle, aus der nebelhaften und nicht mehr aufstehenden Geschichte der Erde zu erklären. Diese Methode würde vielleicht noch für die vergleichende Morphologie, für die Bestimmung der gegenseitigen Verwandtschaft der Formen nützlich sein, für die Mechanik aber vermag sie nichts zu leisten und bedeutet eigentlich ein Verzichten auf die mechanische Erklärung, ein Gestehen der völligen Kraftlosigkeit. Die wirkliche mechanische Ursache der aufeinanderfolgenden Veränderungen, die die Entwicklung des Hühnchens aus dem Ei begleiten, liegt nun einmal im reellen Ei und nicht in der an Mythen reichen Urgeschichte des Huhns!

Ich bin gewiß weit entfernt davon, auf Grund des Auseinandergesetzten das Vorhandensein einer besondern Lebenskraft im lebenden Körper für bewiesen zu halten, einer Kraft, die man aus denjenigen Energieformen, die uns in der todten Natur bekannt sind, nicht ableiten kann, die mit ihnen sozusagen nicht vereinbar ist; aber ich wollte in dem Anhänger der mechanistischen Theorie das Bewußtsein wachrufen, daß er auch nicht imstande sei, die Existenz der Lebenskraft zu widerlegen, daß auch seine Vorstellung vom Organismus als einem sehr komplizirten Mechanismus durch den jetzigen Stand unsres thatsächlichen Wissens nicht bekräftigt wird, und daß das alles nicht eine strenge Folgerung der exakten Forschung, sondern nur ein Glaubensdogma der Mehrzahl der modernen Naturforscher sei. Ist denn ein Mechanismus, der sich selbst regiert, reparirt und, was das wichtigste ist, sich selbst erbaut — ist denn ein solcher Mechanismus etwas selbstverständliches?

Festgestellt ist bis jetzt nur eins: das Gesetz der Unterordnung der lebenden Körper unter die physikalischen und chemischen Kräfte der todten Natur. Wenn wir aber behaupten, daß einzig allein diese Kräfte wirken, oder wenn wir andererseits noch die Existenz einer besonderen Lebenskraft annehmen, dann gerathen wir beidemal aus dem Gebiet der Wissenschaft in das des Glaubens. Unmöglich ist es ja nicht, daß in Zukunft das mechanische Prinzip einen vollständigen Sieg davontragen wird, daß man das Lebende aus dem Todten wird ableiten können und daß uns auch die Geschichte der Entwicklung des Organismus im mechanischen Sinne ganz verständlich erscheinen wird. Immerhin ist dieser Triumph, falls er der Mechanik beschieden sein sollte, woran ich übrigens sehr zweifle, nicht so schnell zu erwarten, und lange werden Vitalisten und Mechanisten in dem großen Garten der Natur umherspazieren, und der Eine überall, der Andere nirgends die Lebenskraft erblicken. Epochen werden wahrscheinlich aufeinanderfolgen, die bald der einen, bald der anderen dieser Richtungen günstig sein werden, und was das moderne Auferstehen des Vitalismus

anbetrifft, so bin ich geneigt, in diesem einen gesunden Protest wider die Exzesse des Materialismus der 60er Jahre zu sehen, den man seinerseits als eine Reaktion gegen den unbändigen Eigenwillen der Naturphilosophie betrachten kann.

Mögen also, je nach ihren persönlichen Neigungen, die Einen sich dem Vitalismus, die Anderen dem Mechanismus anschließen! Mögen aber weder die Einen noch die Andern die Gebiete des exakten Wissens und des Glaubens vertauschen! Und was das wichtigste ist, verwirren wir nicht die Köpfe unsrer Jugend, die großentheils nur auf kurze Zeit mit der Naturwissenschaft in unsern Hörsälen in Berührung kommt, indem wir das als eine von der Wissenschaft festgestellte Thatsache ausgeben, was in Wirklichkeit nur ein Glaubensdogma der modernen Naturforscher bildet. Gestehen wir nur bescheiden ein, daß die lebenden Körper zwar der Wirkung der Kräfte der todten Natur unterworfen sind, das Leben aber wie früher für uns eines der größten Geheimnisse bleibt. Ob es der Wissenschaft jemals gelingen wird, die Siegel, welche dieses Geheimniß vor dem neugierigen Menschengeist verbergen, zu lösen, das wird nur die entfernte Zukunft zeigen können; an dem einen wenigstens hat sich unser zu Ende gehendes Jahrhundert vergeblich versucht: die Frage von der Entstehung des Lebens zu lösen, ist ihm nicht gelungen.

Mittheilungen und Nachrichten.

D. Steinecke: Georg Müller, Prediger zu Bristol. Ein Abriß seines Lebens und eine Auswahl seiner Reden. Zur 200jährigen Jubelfeier der Francke'schen Stiftungen in Halle a. S. herausgegeben. Mit sieben Abbildungen und einem Faksimile. Halle, Rich. Mühlmann 1898. 8°. VII und 151 Seiten. — Ein Mann, durch dessen freien, geistigen Einfluß auf seine Mitmenschen Waisenhäuser für 2050 arme Kinder unter 112 Erziehern und Helfern gegründet, durch dessen aus nichts geschaffene Bibelanstalt (Scripture Knowledge institution for home and abroad) 285,000 Bibeln, 1,500,000 Neue Testamente und an 113,000,000 Traktate mehr oder weniger biblischen Inhalts verbreitet worden, aller anderen von ihm geübten und durch seine Hand gegangenen großartigen Wohlthätigkeit zu geschweigen, verdient gewiß aufmerksame Beachtung und sozusagen psychologisches Studium seiner Zeitgenossen. In diesem Sinn sei das eben erschienene Lebensbild Georg Müllers bestens willkommen geheißen. Daß Hr. Pfarrer Steinecke es zum 200jährigen Hallenser Jubiläum herausgab, hat sein gutes Recht. Denn Müller, am 25. September 1805 in Kroppenstedt bei Halberstadt geboren und als Student in Halle 1825 im pietistischen Sinne des Wortes „erweckt“, hat von dort den maßgebendsten Einfluß erfahren und ist oft der „Englische Francke“ genannt worden. Der Wunsch, Judenmissionär zu werden, führte ihn 1829 nach London, und England ward, obwohl sein dortiges Geschick ihn auf ganz andere Wege — als freigemeindlichen Prediger — führte, seine zweite Heimath. Nach einem wunderbar frischen, bis zum letzten Tag arbeitsfreudigen Greisenalter starb dieser Heros christlicher Menschenliebe am 10. März dieses Jahres im 93. Lebensjahr: ein merkwürdiges Beispiel des Glaubens, der „Berge versetzt“. S-r.

Johann Gottfried Seume. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Oskar Planer und Camillo Reißmann. Mit dem Bildniß Seume's in Stahlstich. Leipzig, Göschen'sche Verlagsbuchhandlung 1898. — Zum erstenmale ist uns in dem vorliegenden Buche eine eingehende Darstellung des Werdegangs von Seume's literarischem und politischem Charakter gegeben. Die Verfasser befanden sich dabei in der glücklichen Lage, ein ungemein reiches, noch unbenutztes Material verwenden zu können, das einestheils von Seume selbst, theils von Zeitgenossen herrührt. — Seume gehört zu den Schriftstellern, deren literarische Bedeutung lediglich der Vergangenheit angehört; was aber stets neu und frisch bleiben wird, ist die rein menschliche Theilnahme, die seine Lebensschicksale erwecken, und diese zu steigern und in weitere Kreise zu tragen, ist der Hauptvorzug des schönen Buches. Politiker wie Seume thun jedem Volk zu jeder Zeit noth, die mit klarer Einsicht in die Gebrechen der Zeit zugleich den Muth nach oben und nach unten besitzen, ihre Ueberzeugung unter allen Umständen geltend zu machen. Seine kernige und unabhängige Gesinnung ist es vor allem, die seinen Schriften auch heute noch eine Bedeutung verleiht, die ihnen, rein literarisch betrachtet, nicht mehr zukommen würde. — Die Darstellung selbst ist klar und lichtvoll geordnet; besonderen Werth erhält das Buch durch Anführung zahlreicher Briefe von Seume und seinen Freunden, die hier zum erstenmal geboten werden, sowie einer großen Zahl von bisher unbekannten Gedichten Seume's. Paul Seliger (Leipzig).

fd. Eine vorzügliche Textausgabe der Zivilprozeßordnung und des Gerichtsverfassungsgesetzes ist soeben im Verlag von Franz Vahlen in Berlin erschienen. Das geschmackvoll ausgestattete und handliche Buch enthält den Text beider Gesetze in der Fassung, die ihnen durch die Bekanntmachung vom 20. Mai 1898 gegeben ist. Die Aenderungen, welche auf den Abänderungsgesetzen vom 17. Mai 1898 beruhen, sind durch Antiquadruck hervorgehoben. Auch die Einführungsgesetze, sowie ein Sachregister und eine vergleichende Zusammenstellung der alten und neuen Paragraphenzahlen sind dem Werk beigefügt.

Auch die Konkursordnung hat der erwähnte Verlag auf Grund der Bekanntmachung vom 20. Mai 1898 einer sorgfältigen Neubearbeitung, in gleicher Art und Weise wie Zivilprozeßordnung und Gerichtsverfassungsgesetz, unterzogen. Das Gesetz betreffend die Anfechtung von Rechtshandlungen eines Schuldners außerhalb des Konkursverfahrens ist mit aufgenommen. Die beiden Bändchen werden in Juristenkreisen willkommen geheißen werden.

B. W. C. Verbesserung der drahtlosen Telegraphie. Bekanntlich beruht die Marconi'sche Telegraphie ohne Draht darauf, daß metallische Feilspähne in einer engen Röhre den elektrischen Strom für gewöhnlich nicht leiten, sobald sie jedoch von elektrischen Wellen bestrahlt werden, sich zu einer festen Leitung zusammenschließen. Wenn die Bestrahlung aufhört, bleiben die Feilspähne aber geordnet, so daß der zu dem Morse-Apparat führende Strom weiter fließt und einen dauernden Strich auf dem Papier macht. Um dies zu vermeiden, wird die Röhre, der sogenannte Coherer, von einem automatisch wirkenden Klopfer beständig geschlagen, wodurch die geordneten Spähne immer wieder durcheinander geworfen werden, die Stromleitung also beständig unterbrochen wird. Nun kommt es zuweilen vor, daß der Schlag des Klopfers zur Trennung der Metallspähnchen nicht genügt, wodurch denn die Zeichen für die einzelnen Buchstaben, Punkte und Striche nicht genügend weit von einander abstehen, was das Lesen natürlich sehr erschwert. In der „E. Z.“ wird deßhalb eine andere Art der Stromunterbrechung des Coherers vorgeschlagen, die mit größerer Sicherheit wirken soll. Rotirt die Röhre des Coherers, solange die Bestrahlung dauert, beständig um ihre eigene Achse, so müssen die Feilspähne, falls die Röhre nicht zu sehr mit ihnen vollgefüllt ist, beständig an der Glaswand herunterfallen und ihre leitende Verbindung lösen. Eine solche Rotation läßt sich leicht und einfach erreichen. Die Zuführungsdrähte können als Drehachse dienen; kleine Kupferfedern, welche auf ihnen schleifen, können den drehbar gelagerten Drähten den Strom zuführen. Die Drehung selbst erfolgt dadurch, daß der am Morseapparat vorbeigeführte Papierstreifen, der die Zeichen empfängt, um den Coherer herumgeht und ihn in Drehung versetzt. Sobald elektrische Wellen ankommen, ordnen sich die Feilspähne und schließen den Strom; der Morse-Apparat beginnt sofort zu funktioniren und damit beginnt die Rotation der Röhre und die damit verbundene beständige Stromunterbrechung, der sich immer wieder von neuem schließt, so lange noch elektrische Wellen ankommen. Sobald sie ausbleiben, ist jedoch die Unterbrechung eine endgültige. Ein in dieser Weise eingerichteter Apparat ergab bei den ersten Versuchen klare Zeichen, bei denen die einzelnen Buchstaben oder vielmehr die sie bezeichnenden Striche und Punkte deutlich erkennbar von einander

getrennt waren; eine Versagung der Stromunterbrechung trat nicht ein.

* **Der Zucker als Nahrungsmittel.** Eine ungleich größere Bedeutung denn als Genußmittel besitzt der Zucker als Nahrungsmittel, wie in einer jüngst im Verlag von Paul Parey in Berlin erschienenen Broschüre ausgeführt wird. Der Zucker bildet eine wichtige Quelle der Muskelkraft und übertrifft sogar alle anderen Nahrungsmittel in dem Fall, wo es sich darum handelt, einen ermüdeten Körper rasch mit neuen Kräften auszustatten. Dieser Satz ist das Ergebniß einer großen Anzahl von wissenschaftlichen Untersuchungen, seine Richtigkeit ist aber längst auch praktisch bestätigt, wie folgende Beispiele zeigen. Die Neger in den Zuckerplantagen bleiben kräftig, wenn sie den süßen Zuckerrohrsaft genießen können. Wird ihnen der Saft entzogen, so werden sie sofort schlaff zur Arbeit. In Ostindien kennt man kein besseres Kräftigungsmittel für Thiere und Menschen bei anstrengender Thätigkeit als Zuckergenuß. Ein holländischer Militärarzt erzählt, daß bei einer Expedition auf Sumatra die Soldaten während des Marsches und im Gefecht sich allein dadurch frisch und munter gehalten haben, daß sie tagsüber zeitweise eine handvoll Zucker aßen. Indianer, Gemsjäger, Führer durch das Hochgebirge der Schweiz genießen bei anstrengenden Jagdzügen und Gebirgstouren stets Zucker, weil sie dadurch rasch wieder zu Kräften kommen. Vorzügliche Erfolge hat man nach dem Beispiel der holländischen Rudervereine durch Zuckergenuß beim Sport erzielt. Wettruderer, Radfahrer und alle diejenigen, die ihre Körperkräfte zur höchsten Leistung anspornen müssen, haben im Zucker ein vortreffliches Mittel, den Kräfteverbrauch zu ersetzen und der Ueberanstrengung vorzubeugen. Deßhalb ist der Zucker bei dem sogenannten Trainiren für die Rennen schon vielfach eingeführt. Besonders in Holland ist er in Sportkreisen allgemein verbreitet. Der Zucker ist auch ein Volksnahrungsmittel. Gerade der ärmeren Bevölkerung wird im Zucker eine vortreffliche Kraftspende geboten, was bei uns noch gänzlich verkannt wird. Jeder körperlich schwer arbeitende Mann muß dafür sorgen, daß er seinen ermüdenden Muskeln neues Kraftmaterial zuführt und dabei, wenn möglich, vermeiden, seine Verdauung durch zu schwere Speisen zu belasten, da ein überfüllter Magen träge macht. Zucker ist auch im Verhältniß zum Nährwerth bereits heute sehr viel billiger als alkoholische Getränke, deren Wirkung vielfach überschätzt wird. In England wird in den Bergbaugegenden seitens der Arbeiter durchweg sehr viel Zucker genossen. In der Krankenkost verwendeten bedeutende Aerzte den Zucker schon längst, sowohl als Nährmittel, als auch zur Hebung des Kräftezustandes bei Fieber. Reichlicher Zuckergenuß wirkt besonders vorzüglich bei Magenleiden. Magenkranke sollen, wie schon Hufeland gezeigt hat, größere Zuckermengen, etwa 30—40 g auf einmal nach den Mahlzeiten genießen, wodurch die Verdauung befördert wird. Vielfach glaubt man, daß Zuckergenuß die Zähne verdirbt. Das ist nicht richtig, denn die Engländer und die Neger in den Tropen, die am meisten Zucker von allen Völkern essen, haben bekanntlich die besten Zähne. Nur vor übermäßigem Genuß von solchen Süßigkeiten, die Fruchtsäuren enthalten, ist zu warnen, weil die Fruchtsäuren, nicht der Zucker, die Zähne angreifen.

* **Erlangen.** Die außerordentlichen Professoren der hiesigen Universität Dr. Hans Lenk (Mineraloge und Geologe) und Dr. Albert Fleischmann (Zoologie und vergleichende Anatomie) wurden zu ordentlichen Professoren befördert.

* **Tübingen.** Die katholisch-theologische Fakultät der hiesigen Universität ernannte den Domkapitular Dr. v. Riß zum Ehrendoktor der Theologie.

* **Heidelberg.** Geheimer Hofrath Gymnasialdirektor Dr. Uhlig hat den an ihn ergangenen Ruf, die Leitung des Gymnasiums Schulpforta zu übernehmen, abgelehnt.

* **Stuttgart.** Die 100jährige Wiederkehr des Geburtstags von Albert Knapp wurde in Württemberg und besonders in unserer Stadt lebhaft gefeiert. Neben christlichen Gedichten sind seine „Hohenstaufenlieder" seinerzeit am bedeutendsten ausgefallen; seine Hauptarbeit besteht aber in dem monumentalen, bei Cotta bereits in mehreren Auflagen erschienenen Werk „Evangelischer Liederschatz für Kirche, Schule und Haus", einer großartigen, mehr als 600 Dichter mit 3000 Liedern umfassenden hymnologischen Sammlung der deutschen Literaturforschung.

* **Berlin.** An der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich Dr. Georg Puppe, Assistent an der von Professor Straßmann geleiteten praktischen Unterrichtsanstalt für Staatsarzneikunde, als Privatdozent habilitirt.

* **Wien,** 28. Juli. Die hiesige Universität beklagt den Verlust einer ihrer ersten Zierden: der Altmeister der Chirurgie, Hofrath Professor Dr. Leopold Ritter v. Dittel, ist heute Morgen im Alter von 83 Jahren in Neuwaldegg bei Wien gestorben. Dittel wurde am 15. Mai 1815 zu Fulnek in Schlesien geboren. Nachdem er zunächst in Troppau, dann in Brünn das Gymnasium besucht und in letzterem das Maturitätszeugniß erlangt hatte, ging er nach Wien, um Medizin zu studiren. Am 10. Juni 1840 zum Doktor der Medizin promovirt, wandte er sich zunächst der Orthopädie zu, um sich dann unter Frhrn. v. Dumreicher, dessen Assistent er 4 Jahre lang blieb (von 1853—1857), der Chirurgie zu widmen. Im Februar 1856 habilitirte er sich an der Wiener Universität als Privatdozent für operative Chirurgie; 5 Jahre später übernahm er die Leitung der dritten chirurgischen Abtheilung des Allgemeinen Krankenhauses, die ihm auf seinen Wunsch hin auch noch belassen wurde, als er mit vollendetem 70. Lebensjahre gemäß gesetzlicher Bestimmung vom Lehramt zurücktreten mußte. Bis zu seiner Pensionirung, die im Jahre 1896 erfolgte, also volle 35 Jahre, hat er diesen Posten bekleidet. Seine Ernennung zum Professor fällt in das Jahr 1866, die Verleihung des Titels und Charakters eines Hofraths in das Jahr 1890; kurz darauf erhielt er den Orden der Eisernen Krone dritter Klasse — eine Auszeichnung, mit der die Erhebung in den Adelsstand verbunden ist. Auch viele andere in- und ausländische Auszeichnungen sind Dittel zutheil geworden. Dittels Bedeutung liegt auf dem Gebiete der Operationen der Harnorgane — hier galt er unbestritten als der Erste seines Faches. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist sein großes urologisches Werk zu nennen, welches epochemachend wirkte und seinen Ruf in der medizinischen Welt begründet hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Björn Björnson: „Johanna", Schauspiel in 3 Akten. Paris, Leipzig, München, A. Langen 1898. — Ergänzungsband I zu den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde, herausgegeben von dem kgl. statistischen Landesamt. Stuttgart, W. Kohlhammer 1898. — 26. Jahresbericht des Vereins der Wiener Handels-Akademie. Wien, Verlag des Vereins der Wiener Handels-Akademie 1898. — *William Vocke:* The Relations of the People of the United States to the English and the Germans. Chicago, Cole & Co. — Jakob Eibel: Der Sprachgebrauch des Historikers Theophylaktos Simokattes. I. Theil. Schweinfurt, Fr. J. Reichardt 1898. — Jahresbericht über das kgl. humanistische Gymnasium Schweinfurt. Ebd. 1898. — Prof. Dr. Georg Jellinek: Das Recht der Minoritäten. Ein Vortrag. Wien, Alfred Hölder 1898. — Albin Belar: Ueber Erdbebenbeobachtung. Laibach, Otto Fischer 1898. — Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland, hggb. von Edmund Jörg und Franz Binder. 122. Band, 2. Heft. München, Literarisch-artistische Anstalt 1898. — Prof. Dr. v. Bruns: Ueber die Wirkung der Bleispitzen-Geschosse („Dum-Dum-Geschosse"). Mit 5 Abbildungen. Tübingen, H. Laupp 1898. — Wolf v. Glanvell: Dolomitenführer. Mit einer Karte. Wien, Carl Gerolds Sohn 1898. — Alex. Ohm-Januschowsky: Ernst und Gspaß aus'n Bauerndorf. Wien, C. Daberkow 1898. — K. A. Kaltenbrunner: Der Stellvertreter, Erzählung; J. Nestroy: Lumpacivagabundus; M. v. Ebner-Eschenbach: Oversberg, Novelle; Bettelbriefe, Novelle. (Allgemeine National-Bibliothek, Bd. 194—200.) Ebd. 1898. — Karl Jos. Fromm: Bunte Novellen. Ebd. 1898. — Himmel und Erde, illustrirte Monatsschrift, hggb. von der Gesellschaft Urania. X. Jahrg., Heft 10. Berlin, Hermann Paetel 1898.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 30. Juli. Nummer 168.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Neues aus der nordischen Literatur.

Von Albert Geiger.

Mehr als jede andere trägt die moderne nordische Dichtung den Stempel der Problemdichtung. Die Ursachen hiefür — darauf sei hier in größter Kürze hingewiesen — liegen in der Natur der skandinavischen Länder, welche den Kampf ums Dasein vielfach zu einem besonders harten gestaltet und so ihren Bewohnern die Ueberzeugung einimpft, daß das Leben etwas schwer zu nehmendes und oft beklemmend ernsthaftes sei; sie liegen ferner in der eigenartigen Stimmungswelt dieser meerumbrandeten Länder, welche die Menschen so leicht zu Grübeln macht. Es ist eine Luft, die dem Gedeihen von seelischen Problemen aller Art höchst förderlich ist. Es ist besonders in Norwegen eine Umgebung, die zwar thatenspornend und muthstählend wie wenige wirkt, die aber etwas ebenso schwerlastendes und willenlähmendes hat. Und wenn Skandinavien die Heimath der Wikinger und Nordpolfahrer ist, so ist es nicht minder die der Peer Gynt: der haltlosen Stimmungsmenschen und Problemzerfaserer in allen möglichen Variationen.

Unter den beeinflussenden Stimmungsfaktoren spielt eine Hauptrolle natürlich das Meer. Es hat so viel hineinzureden in das Leben der Skandinavier, vor allem der Küstenbewohner. „Diese Leute, die an den langen Gestaden entlang wohnen, sie wissen wohl: mehr als die Erde, auf der sie ihre Hütten erbaut haben, ist das Meer ihre Mutter.... Ihr Leben und Tod liegt in seiner gewaltigen Hand, durch das Meer spricht der große Gott zu ihnen.... Keiner von ihnen kennt etwas so starkes, wie diese Mutter mit dem unergründlichen Antlitz, auf dem ewig Schatten wechseln....“ Mit diesen Worten charakterisirt Alvilde Prydz in ihrer meerdurchrauschten Geschichte „Gunvor auf Haerö“[1]) die Bedeutung des Meeres für die skandinavischen Strandleute.

Die Menschen, deren Leben in dieser Umgebung, auf diesem in alles ihr Thun und Lassen seine eindringliche Sprache mischenden Hintergrund leben, müssen nothwendig „Farbe und Tiefe von der Natur um sie her“ annehmen. Und Menschen, ewig wechselnd und schillernd wie die Welle, und solche tief, ernst, groß wie das Meer, zeigt uns das Buch „Gunvor auf Haerö“. Wir finden hier so viel von dem, was dem skandinavischen Küstenbewohner eigen ist und was ihm zumeist aus dem Meer in die Seele geströmt ist. Jenes „geheime Gedankenleben, die wundersame fernsichtige Sehnsucht im Auge“, das reiche Phantasieleben; aber auch ebenso das Grübeln und Schwersinnen, das quälende Fühlen der Noth des Daseins und all der bohrenden, zehrenden Fragen und Probleme. Und ebenso jene Kühnheit und Thatkraft, jenes werkthätige Mitleid, jenes zähe Festhalten am einmal Erfaßten, wie es wiederum das Meer und der Kampf mit ihm lehrt. Endlich aber auch jenen wilden, tollen Genußtrieb, jene glühende Sinnlichkeit, die kein Gebot kennen als das Sichselbstausleben, das Sichhingeben an den Augenblick; Eigenschaften, die in ihren extremsten Formen nur eine Natur hervorbringt, „wo der Sommer in einer Nacht kommt und wo mehr als irgendsonstwo das Geheimniß gelehrt wird, die Freude voll auszukosten, die in einer Sekunde enthalten sein kann“. So erscheint dieses Buch als eines der typischsten unter der modernen nordischen Dichtung; zugleich aber auch als eines der befriedigendsten. Wo das grüblerische und pessimistische Moment zu stark hervortritt, setzt mit milder und ernster Lösung eine virtuos in allen Stimmungen wiedergegebene Natur ein.

Pessimistisch ist der Grundzug des Buches. Die Heldin, Gunvor, scheitert daran, daß sie an das Glück nicht mehr glauben kann. „Um das Glück zu erringen,“ sagt sie, „dazu gehört eine Kraft, die der nicht besitzt, der viel gelitten hat! Es gibt so wenige Menschen, die glücklich werden können, ... die meisten haben zu viel gelitten!“ Das ist ihr Problem, mit dem sie sich zerquälen muß, über das sie nicht Meister wird trotz ihrer so tapferen Natur. Denn sie nimmt alle Dinge gar zu schwer und gründlich; eine Dosis Leichtsinn oder besser leichter Sinn thäte ihr sehr noth. Das Gefühl, hier eine tragische Natur vor uns zu haben, das uns schon bei den ersten Seiten der Erzählung überkommt, verstärkt noch die Sympathie, die wir für Gunvor auf Haerö empfinden. Denn selten hat es ein hülfsbereiteres, ein selbstloseres Herz gegeben als Gunvors. Sie hat das ganze Wesen ihrer Mutter Eline, dieselben schönen Linien des Körperbaues, dasselbe schwere Unterantlitz, das so viel von Thatkraft wie von schwersinnender Grübelei erzählt, dieselben großen, tiefliegenden Augen, voll Anmuth und feuriger Tiefe. Aber es ist etwas in ihr, was die Frauen auf Haerö bisher nicht gehabt hatten: „das Gemüth, das für Alle Raum und Zeit hat“. Das war etwas neues, daß eines von den stolzen Haeröleuten „in den Hütten ein- und ausging, in denen das Leben am schwersten war“. Die wundersam aufopferungsfähige Hülfsbereitschaft, um derentwillen sie schließlich den Tod finden soll, das ist das Zeichen dieser Gunvor. Sie ist eines von den Geschöpfen, deren Bestimmung es zu sein scheint, nur für Andere da zu sein. Bald nennt man sie um ganz Haerö herum „Mutter Gunvor“. Bei Frau Eline hat das lebenslange Leiden, das ein Taugenichts von Mann und nicht bessere Söhne ihr bereitet haben, eine Strenge hervorgebracht, die das Rechte will und in der Noth hilft. Bei Gunvor hat es sich — das verräth die tiefere, feinere Natur — in ein großes, mildes Mitleid gewandelt. Die Dichterin hat sie in diesem ihrem Wesen mit einem sehr schönen Stimmungsbild eingeführt. „... Der Nebel kam. Sie folgte ihm mit den Augen. Ein Perl-

[1]) Leipzig, Georg H. Wigands Verlag 1897. Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter.

mutterschimmer strahlte durch das Dunkel — wie eine stille Mutter kam es über Meer und Land dahergezaudert und deckte alles lind und weich zu.... Sie blickte in den Garten hinab. Da stand jeder kahle, kleine Busch weich und fein angekleidet, warm umhüllt in all dem wallenden Weiß. — Ein zärtliches Muttergefühl stieg in Gunvor empor: allen Menschen Gutes thun! Und einen so warm umhüllen, daß nichts in seinem Leben verloren gehe."

Diese Worte lassen uns ahnen, wie Gunvors Liebe zum Manne beschaffen ist. Sie ist nicht von jener egoistischen Art, die vor allem selbst glücklich, beglückt sein will. Sie sucht ihr Glück in der Beglückung des Anderen. Von ihrer steten Hülfsbereitschaft ist auch in dieses Gefühl ein gutes Theil übergegangen. Darum sind die Männer, welchen sie sich zuneigt, Naturen, die einer starken führenden Hand so bedürftig sind, die es so nöthig haben, durch eine tiefe, selbstlose Natur auf den rechten Weg geleitet zu werden. Aus ihrer ersten Jugendzeit haftet eine Erinnerung in ihr. Dort hatte sie ein Mann angefleht, seine „Walküre" zu sein. Aber schon da hatte sich das Tragische ihrer Natur gezeigt, das, was sie doch nicht so ganz an ihrem Wesen hat in Milde umwandeln können, gerade in den subtilsten Empfindungen dem Manne gegenüber. Sie hatte „in ihrem jungen, scheuen Stolz und ihrer kurzsichtigen Ehrlichkeit ihm nicht helfen können, mit den Verhältnissen zu brechen, die ihn dann zugrunde richteten". Liegt diese Erinnerung wie eine schwere Last auf ihr, so empfindet sie doppelt schwer und angstvall die Verantwortung, als sich ihr eine neue Mission zeigt in der Liebe zu dem blonden Sven Torgersen, die sie in der Blüthezeit ihres Mädchenthums ergreift. Wird sie soviel Macht über ihn wirklich haben, einen richtigen Mann aus ihm zu machen? Ihre Mutter Eline, welche nach den Erfahrungen mit dem eigenen Mann und den Söhnen hart und scharfsichtig gewarden ist, glaubt nicht daran. Sie sieht die Verlobung mit Sven ungern. Aber Gunvor glaubt, will an Sven glauben. Sein naives, bis zum Leichtsinn lebensfrohes Wesen zieht die Ernste, Schwernehmende mächtig an. Er ist einer jener Menschen des Augenblicksgenusses, jener Schmetterlinge, wie sie Ibsen in seinem Einar im „Brand" gezeichnet hat. Vielleicht ist es in Gunvor neben dem Gefühl, daß dieser Mann so sehr der Stütze bedürfe, das andere, daß er weit mehr Talent zum Glücklichsein habe und daß auch auf sie von dieser Gabe etwas übergehen könne. Zu Beginn der Erzählung stehen wir an einem kritischen Punkt dieser Liebe. Daß Sven keine von den pflichtstarken Arbeitsnaturen ist, wie sie und Mutter Eline, das weiß sie lange. Doch hasst sie: die Aussicht, sie nach bestandenem medizinischen Examen sein eigen nennen zu dürfen und auf Haeröhof an ihrer Seite in seiner Thätigkeit als Arzt Befriedigung und Stetigkeit zu finden, werde ihm der Sporn sein, seine Studien erfolgreich zu beschließen. Aber Sven schiebt das Examen immer weiter hinaus. Eine Reise nach Italien, zu der er von Gunvor das Geld entliehen hat, hält ihn weit länger zurück, als bestimmt war. Und als er endlich nach Christiania zurückgekehrt ist, da meldet er, daß er einen abermaligen Examensaufschub bis zum Herbst erlangt habe. Und dieser Brief zeigt ihn Gunvor in der ganzen Skrupellosigkeit des naiven Genußmenschen. In Paris ist er „Muhamedaner" geworden und davon fühlt er sich etwas gar zu sehr angegriffen.... „Es wird niemals etwas aus ihm!", urtheilt Frau Eline. Aber Gunvar verzweifelt nicht. Kurz entschlossen fährt sie nach Christiania und sucht ihn in seinem Café auf, wo er die Margen statt in der Klinik zubringt. „Entweder ich oder deine Freunde!", sagt sie ihm mit feierlichem Ernst. Sven gelabt ihr, das Examen zu machen.... Und er thut es mit so aufrichtiger Reue, daß sie ihm Glauben schenkt.

Da tritt der Hardesvogt[1]) Falck in Gunvors Lebenskreise; und unwillkürlich stellt sie Vergleiche an zwischen ihm und Sven. Falck ist eine ernste, tiefangelegte, reichgebildete Natur. Aber ein Pessimismus, wie er selten gefunden wird, legt eine lähmende Müdigkeit über all sein Wesen. Einer der Menschen, die an sich verzweifelt sind und den Riß in ihrem Wesen durch Ironie, Cynismus und Epikureismus zu verdecken, vor sich selbst zu verstecken suchen. Falck huldigt dem Alkohol, und seine Haushälterin ist seine Geliebte. Aber es ist dennoch in seinem Wesen etwas, das Sven Targersen nicht besitzt und gar nicht versteht: „eine männliche Feinheit, wie sie Gunvor noch nie angetroffen hatte und tief in seinem Innersten etwas unbesudelt edles und zartes, eine heilige Luft...." Im Verkehr und Gedankenaustausch mit ihm dämmert leise Gunvor das Gefühl auf, daß hier eine noch höhere Aufgabe sich darbiete, als in Torgersens freudetollendem Lebenswagen die kluge Rosselenkerin zu spielen. Ist darin, ihr selbst unbewußt, der Grund zu suchen, daß sie nunmehr die Hochzeit mit Torgersen hinausschiebt? Denn der Wunsch der Mutter allein würde eine sa willenskräftige Natur kaum dazu veranlassen. Die Motivation geschieht hier mit all der entzückenden Feinheit, welche die skandinavischen Dichter var allen anderen varaushaben und die Alvilde Prydz in hahem Maße besitzt. Die Zeit, in welcher Sven Torgersen nach seinem Examen als praktischer Arzt auf Haeröhof weilt, öffnet Gunvar ganz allmählich die Augen über sein wahres Wesen. Die Aureole liebenswürdiger Jugendlichkeit, naiver Lebensauffassung, lächelnder Offenheit, die ihn für ihre Augen umgab und die zu Anfang seines Verweilens auf Haeröhaf Gunvor mit dem alten Zauber ergriffen und hingerissen hat, zerfließt immer mehr und die nackte Wirklichkeit zeigt ihn als den grundsatzlasen, leichtsinnigen Egoisten, den schon seine Briefe aus Italien und der letzte aus Christiania in ihm vermuthen ließen. Aber Gunvor hält an ihm fest, bis ein Ereigniß das Band für immer zerreißt. Dieses Ereigniß fällt mit der taghellen, unter furchtbaren Selbstqualen gewonnenen Erkenntniß zusammen, daß der Hardesvagt Falck es ist, den sie liebt.

Es gehört zur herbsten Tragik solcher Naturen wie Gunvar, die nur da sind um Anderer willen, daß sie manchmal die schwersten Schicksalsschläge von denen empfangen müssen, denen sie wahlthun. Diese tragische Iranie liegt auch in Gunvors Schicksal. Aus Mitleid für ihre Verwahrlasung hat sie die 16jährige Irmild Myrland in Haeröhof aufgenommen. Irmild ist vielleicht die am genialsten geschilderte Figur der Erzählung. Ein Wesen halb Mignon, halb Philine. „Sie war lang und ungelenk, aber biegsam wie eine Weide, und unruhig, sie konnte nicht einen Augenblick stilleliegen ..." Am Meeresstrand aufgewachsen, wo sie Tag für Tag zwischen den Felsblöcken ein träumerisches, von den seltsamsten märchenhaften Varstellungen erfülltes Dasein lebt, hat sie die unruhige Beweglichkeit, das schillernde Spiel des Meeres gewissermaßen in ihr Wesen aufgenammen; es scheint in sie herübergeströmt zu sein. Eine merkwürdig sensitive und impressionistische Natur, hat sie den Schlüssel für ihr Wesen in einer sich der Reife nähernden eminenten Sinnlichkeit, wie man sie in narwegischen Mädchengestalten manchmal geschildert findet; es ist jenes, ich möchte sagen, phosphoreszirende Bewußtwerden der Sexualität, des Geschlechts, das sie sa gefährlich macht und das Alvilde Prydz in allen Stadien der Entwicklung mit einer Ehrlichkeit und zugleich einer Delikatesse geschildert hat, die bewunderungswürdig ist. Hören wir, welchen Eindruck Irmild auf Sven Torgersen macht. „Sie hatte einen ganz merkwürdigen Körper. Er konnte sich

1) Norwegischer Verwaltungsbeamter, etwa unserem Amtmann entsprechend.

einem gewissen Eindruck dieser geschmeidigen Magerkeit, des unruhigen, lockenden Reizes der Linien nicht entziehen. Die Nackenlinie hatte etwas unvergleichliches, und die Hände etwas zartes — etwas wie einen verborgenen Naturwillen. Und über der ganzen kleinen Person lag etwas unvorhergesehenes, geradezu unberechenbares . . . sie hatte gerade jenes Bohèmeartige an sich, das nun einmal amusant ist. . . . Hatte man schon je einen wirklichen Menschen mit solchen Kopfbewegungen gesehen, solch schnellen, kleinen Augen und einem Blick, der gleichsam über alles hinfloß und in dem alle Wasserfarben spielten!" Sven Torgersen kann sich dem Zauber dieser sich mit dem stärksten Duft entfaltenden Sinnenblume nicht entziehen. Eine Weile kämpft er; dann dünkt ihn das Hin- und Herpendeln zwischen Gunvor und Irmild „recht gut". Von Irmild wird er „ein wenig entflammt und angeregt". Und Gunvors vornehme Ruhe, ihre kühle Zurückhaltung und feine, geistvolle Innerlichkeit betet er an. Er mag Gunvor nicht verlieren und kann auch Irmild nicht widerstehen. Eines Nachts, da Sven in sein Haus bei Haerö heimkehrt, findet er — Irmild. Sie hat auf ihn gewartet unter irgend einem Vorwand. Denn sie liebt ihn mit all dem Ungestüm ihres Wesens, das nur Auslösung des einen Triebes kennt. Er hat nicht die Kraft, zu widerstehen. Wie ihr rother, durstiger Mund ihn küßte, hatte er das Gefühl, daß in seiner Seele etwas erschlaffte und zusammensank. Sie war wie eine Welle, die gekommen war und ihn mit sich in die Tiefe zog. . . ."

Gunvor kommt diesem Verrath in dem Augenblick auf die Spur, da sie Falcks Werbung in der wundervoll geschilderten Johannisnacht bei dem Fest auf Haeröhof abgewiesen hat. Seine Art, ihr Verlöbniß mit Sven Torgersen leichtzunehmen, als etwas ohne Mühe wegzuschiebendes zu behandeln, hat sie tief verletzt, mit so zwingender Gewalt sie sich auch von dem Manne angezogen fühlt. „Dazu besaß sie nicht die Natur. Was einmal gelobt war, daran kam man niemals vorbei; auch konnte das nicht vergessen werden, was sie selbst fortgegeben hatte, das, was bereits durchlebt war! Und sie wollte auch nicht dran vorbei!" Sie hatte Sven ihr Wort gegeben — sie wird es halten! Schon liegt die Bestellung des Aufgebots mit Sven Torgersen im Briefkasten; da sieht Gunvor in der Nacht Irmild zum Doktorhause schleichen und dort verschwinden. . . . Wie ein tiefer, durch nichts auszufüllender Abgrund thut es sich da vor ihr auf. „Es war, als wenn alles unter ihr zusammenbräche. . . ." Diese große, ehrliche Seele hat nicht das Gefühl des Erlöstseins von einem Manne, der ihr nichts mehr ist. Sie fühlt nur, welche Gemeinheit da begangen worden ist; und zwar monatelang; denn sie merkt wohl, daß Irmild nicht zum erstenmal den Gang gemacht hat. Und sie hat sich mit ihrem Herzblut zur Erfüllung ihrer Pflicht durchgerungen! . . . Ja, sie hat recht gehabt, wenn sie, auch in den glücklichsten Momenten, nie so recht ans Glück glauben konnte. An Sven Torgersen hat sie nicht das geringste bessern können. . . . Und bei Falck? Ja, hier wäre nun ein neues Erlösungswerk zu beginnen! Hier thut sich eine neue Mission auf! Aber kann sie jetzt noch den Muth dazu haben? Vermag sie noch, ans Glück zu glauben? Denn ihr Glück, das liegt ja nun einmal gerade darin, einen Anderen erlösen zu können. . . .

Die Antwort auf diese Frage bringt der tiefernste Schluß des Romans. Mit eingehender Motivirung bis ins kleinste hat Alvilde Prydz die Tragik dieses Schlusses vorbereitet. Schon in dem Hintergrund der Natur ist die resignative Stimmung angedeutet: Ein wehmüthiger Herbstabend voll verhaltenen Bangens ist es, als Gunvor beim Hardesvogt eintritt „mit schnellem Entschlusse". Was sie dazu antreibt, ist das Fühlen einer tiefinneren Nothwendigkeit. Jetzt muß es klar werden zwischen ihnen; sie muß wissen, ob sie ihm das sein kann, was ihn rettet. Es ist eine wundervolle Scene, die sich zwischen den Beiden abspielt, voll jener Worte, die tausend Gedanken erklingen machen, und jener Geberden, von denen eine jede geheimste Regungen enthüllt; alles bis zum schneidendsten Schmerz und der bittersten Ironie in zarter Pastellmanier behandelt. Die ganze tiefe Tragik der beiden Naturen ergreift uns. Denn Beide leiden sie an demselben: sie glauben nicht mehr an das Glück! Zuerst, als Gunvor eintritt, als sie, von ihrer Empfindung fortgerissen, du zu ihm sagt, sie, die Zurückhaltende, den Blick voll stiller Gluth — da überschauert es ihn halb von Freude, halb von Angst. Da tritt sie in sein Arbeitszimmer, ohne selbst recht zu wissen, warum? Es mag wohl auch eine geheime Triebfeder ihres Schicksals sie veranlaßt haben, denn: . . . „ihre Stimme war gleichsam erloschen. Ihre Hand lag wie todt in der seinigen; ihr Herz wurde von kaltem Schmerz erfüllt: vor ihr auf dem Tisch stand das kleine Silbertablett mit dem Krystallbecher und einer halbgeleerten Flasche. . . . Die Thüre zum Bücherschrank stand offen; hinter den Büchern standen einige Flaschen. . . . Nun begriff sie: Falck hatte getrunken. . . ." Da geht sie rasch auf den Tisch zu, ergreift das Glas und wirft es zum Fenster hinaus. In jäher Freude über das, was sie gethan, will Falck Flasche und Tablett nachsenden. . . . Da ergreift es ihn plötzlich: . . . „Dieser blitzartige Zorn, dieses schmerzvolle Mitleid des großen Herzens? . . . Da öffnete sich ihm eine Zukunftsaussicht, die er nicht zu ertragen vermochte! Es war nothwendig, sich davor zu retten! Er war ja kein Idiot und kannte ein wenig seine eigene Natur mit ihren Vor- und Rücksprüngen. . . . Uebrigens war ja jeder einzelne Organismus mit seinem Keim zur künftigen Vernichtung versehen, und dieser Keim war bei ihm bereits zu einer gewissen Entwicklung gelangt. Es würde sich rächen, wenn er das vergessen wollte. . . . Wer konnte wohl etwas dabei thun? Daher war es am besten, zu flüchten. . . . Dem Ganzen einen anderen Ton zu geben, es sich wie eine Abendstimmung ausnehmen zu lassen, wie einen kleinen Anfall von Sentimentalität!" Er schlägt den alten, halb cynischen, halb humoristischen Ton an. Damit ist der Zauber gebrochen! Wohl war es in ihren Augen erschienen „wie eine Seele, feuerstrahlend, umgürtet für die große Stunde!" Es war umsonst. Woran lag es, daß sie ihm nicht helfen konnte? Hatte sie der Kampf des Lebens, hatte sie das Unglück zu herb gemacht? „Jemand sollte hier kommen! . . . Jemand mit weichen Händen! . . . Du sagst: etwas kaltes geht von mir aus! Ich weiß es! . . . Ich wurde schon so, als ich die Zähne zusammenbeißen mußte, um mich aufrecht zu erhalten. . . . Du fürchtest mich . . . und du fürchtest auch dich selbst! . . . und ich kann dich nicht vor dir selbst retten!" In dieser bitteren Selbstanklage ist eine der Ursachen ihres Schicksals ausgesprochen! Der Grund, warum sie mit ihren Rettungen kein Glück hat. Es fehlt ihr eines dabei: die Freude, die den Menschen weich macht. Das ist ihr angeboren und ward vom Leben zur Entwicklung gebracht. Sie greift es zu hart und zu schwer an. Wohl hat sie das große Mitleid, und ihr Wesen ist voll erbarmender Milde. Aber zu dieser Erlösung durch die Liebe gehört noch etwas, das sie nicht hat: das Lächelnde, Schmiegsame, das weich sich Hingebende. Sie hat doch noch immer zu viel von der Mutter! Schon Torgersen hat sie mehr Respekt als eigentliche Liebe eingeflößt; nicht umsonst hat er sie seine „Isis" genannt. Auch Falck hat das empfunden, das, was sie ihm so unnahbar macht. „Wenn Sie einen Fehler haben, so ist es der, daß sie zu stark sind!" sagte er zu ihr. Da erkennt sie, daß sie nur noch eines thun kann, um ihn

zu retten, zu erlösen von der eigenen Schwäche: sich opfern! „Da gehörten vielleicht stärkere Mittel dazu, ihn dahinzubringen, daß er sich zusammennimmt ... eine vulkanische Störung? ... Dazu müßte gewiß etwas ganz fürchterliches geschehen. ..." So hat sie mit scheinbar bitterem Scherz gesagt. Sie macht ihn zum Ernst, als sie hastig in die Sturmnacht hinauseilt, um bei einem letzten Liebeswerk auf dem Meer den Tod zu finden. ... Das ist es, was Falck einzig aufrütteln konnte aus seiner pessimistischen Lethargie. Was ihn, den „Gegenwartsmenschen", wie er sich selbst genannt hat, d. h. den Menschen ohne Hoffnung, zu einem „Zukunftsmenschen" macht. Und die Zukunft blüht ihm in Haeröhof heran in der Gestalt einer neuen Gunvor, dem Kinde eines der in Amerika verkommenen Brüder. Gunvor war ihm Mutter, und Falck betrachtet das Kind als ihr Vermächtniß. Diese Kleine wird erst die Erfüllerin dessen sein, was Gunvor gewollt hat; sie wird die Gunvor mit dem freudigen Herzen und den weichen Händen sein, die den Hardesvogt erlösen kann. ...

Das ist das Tieftragische an dieser Gunvor auf Haerö, das der versöhnende Schluß nicht völlig mildern kann: Sie, der Zukunftsmensch, wie Falck sie nennt, sie muß an den Gegenwartsmenschen untergehen: an Sven und Irmild und zuletzt an Falck, um ihm wenigstens die Hoffnung auf einen besseren, vollkommeneren Zustand in die Seele zu legen als den, sich vom Augenblick treiben zu lassen. Sie, die nie an die Mysterien des Evangeliums glauben konnte, hatte doch ihren ganzen Sinn darauf gerichtet, daran mitzuhelfen, daß das Reich Gottes, die Ueberwindung der Gegensätze, die Harmonie einmal komme. Sie hat mit ihrer Mildthätigkeit die sozialen Gegensätze in ihrer Umgebung überbrückt. Aber an ihrem eigenen Glück, an der Harmonie ihres Wesens, da mußte sie verzweifeln, weil sie zu „stark" war, weil die Menschen, die sie liebte, nicht reif für sie waren. Sie hat die Sehnsucht und den starken Trieb gehabt, „allen denen, die hier gehen — kurzsichtige, belastete, verkommene Wanderer, ohne Ruhe, bis sie ihr Grab erreichen — auf den dunkeln Wegen weiter zu helfen ... nach dem Lande der Zukunft, wo alles besser wird, weil man gelernt hat, einander weniger leiden zu lassen! ..." Aber sie selbst hat zu viel leiden müssen von ihren Theuren, als daß sie die Kraft gefunden hätte, für sich dies Ziel zu erreichen. ... Und so ist sie zugrunde gegangen. Die Erinnerung an sie aber lebt nicht nur in Falck und ihrer Mutter Eline und der kleinen Gunvor und den Anderen als segnendes und stärkendes Gedenken fort, auch in der kleinsten Fischerhütte erzählt man von Gunvor, „die jeden armen Fischer und jedes Fischers Kind geliebt und für sie schließlich in den Tod gegangen war. ..." So wirkt ihr Wesen weiter, ein leuchtend Vorbild.

Man kann sich einen größeren Abstand als von diesem weihevollen Seelengemälde auf dem Hintergrund einer großen und genial geschilderten Natur zu August Strindbergs „Ehestandsgeschichten"[1]) schwerlich denken. Schon im Prinzip. In Gunvor erscheint das Weib als die Pfadfinderin, das Wesen der Zukunft, die Kraft, welche den Mann vorwärts treibt. In den Ehestandsgeschichten ist das Weib im Gegentheil als etwas durchweg parasitäres aufgefaßt, als das willens- und entwicklungshemmende Moment. Aber wenn in Gunvor die Sendung des Weibes Manchem vielleicht in einem zu idealen Lichte erscheint, so vermag uns August Strindbergs blindwüthiger Haß noch viel, viel weniger davon zu überzeugen, daß das Verhältniß der Geschlechter lediglich ein bald versteckter, bald offener Kampf und das Weib die instinktive Feindin des Mannes sei. Zweifellos ist sein Buch ein Erzeugniß innerer Noth.

[1]) Leipzig, Kollektion Wigand 1898.

Aber Strindberg ist nicht der Mensch, sich mit Problemen auseinanderzusetzen, die ihn bedrängen und dabei doch noch die schöne, ernste Linie des Künstlers zu bewahren. Subjektiv bis zur maßlosesten Uebertreibung, hat er in seinen Ehestandsgeschichten fast nichts anderes geschaffen als eine Reihe von mehr oder minder karikirten Einkleidungen für den armen, unglücklichen, in puncto des ewig Weiblichen hereingefallenen August Strindberg. Liest man diese Skizzen durch, so hat man mehr als einmal die Empfindung, daß Fausts Charakterisirung des Mephistopheles: „Spottgeburt von Dreck und Feuer" hier am Platze sei. Mit einem Hasse gegen alles, was sich Weib heißt, wie man ihn in gleicher Bornirtheit nur selten wiederfindet, verschmilzt sich ein oft lüstelnder Cynismus, der geradezu anekelnd wirkt. Zwar meint Strindberg in seinem Buche: es gebe gewisse Dinge, die sich nicht sagen ließen ... aber er hat diesen Satz wenig befolgt. Er hat alle Intimitäten des sexuellen Lebens in der Ehe mit einer Brüskerie aufgedeckt und behaglich breitgetreten, die zwar sein Buch der sogenannten pikanten Lektüre einreiht, aber dem Ernst und der Würde dessen, was er uns vorträgt, völligen Abtrag thut. Ich greife die Erzählung „Brot" heraus. Da ist ein junges Ehepaar mit bescheidenem Einkommen geschildert, dessen Noth darin besteht, daß es zu viele Kinder bekommt. Der Mann verliert schließlich infolge seines schäbigen äußeren Auftretens und der Abnahme seiner Arbeitskraft seine Stellung als Assessor bei der Handelskammer und fristet als Abschreiber sein und der Seinigen Leben. Das ist eine durchaus nicht ungewöhnliche Geschichte, deren Tragik, die Disharmonie zwischen Einkommen und Kinderzahl, von Vielen lebhaft nachempfunden wird, die aber an und für sich als ein künstlerisch interessantes Motiv nur unter der Voraussetzung gelten mag, daß die betreffenden Charaktere rein individuell uns zu ergreifen vermögen. Aber darum ist es Strindberg nicht zu thun. Er betrachtet das Ganze unter dem Gesichtswinkel des Problems, des Malthusianismus, und schildert die ehelichen Vorgänge mit einer Brutalität, die bis jetzt ohnegleichen in der Literatur dasteht. Auf diesen Ton ist so ziemlich das ganze Buch gestimmt. Am annehmbarsten sind noch die beiden Geschichten „Herbst" und „Ein Puppenheim", in welch beiden neben gelegentlichen Cynismen Strindberg sogar eine gewisse Liebenswürdigkeit entfaltet. In „Ein Puppenheim" polemisirt er mit kaustischem Humor gegen die Noraspielerei, die Ibsens Drama in Skandinavien gezeitigt hatte. Man bedauert hier lebhaft, daß die Keime eines wirklichen Dichters in Strindberg durch die Tendenz erstickt sind.

Strindberg stellt in der modernen Dichtung eines der destruktivsten Elemente dar, dessen Gefährlichkeit umsoweniger unterschätzt werden darf, weil er eine intensive Gluth des Hasses hat, die auf Manchen irreführend einwirken kann. Glücklicherweise ruft er durch seine Maßlosigkeit gleich den Verdacht gegen sich wach und schwächt so die Wirkung seiner Cynismen und Angriffe. Der Frauenbewegung, der er in seinen „Ehestandsgeschichten" zuleibe geht, wird er den Eintrag nicht thun, den er sich verspricht. Wenn ich seine merkwürdige Erscheinung einer literarischen Kategorie einzureihen versuche, so ist es die, in welcher ein Pietro Aretino exzellirt: jene der Pamphletisten.

Wenn die „Ehestandsgeschichten" Strindbergs zum größten Theile die objektive künstlerische Gestaltung völlig vermissen lassen und mehr als Drapirungen gewisser Tendenzen oder subjektiver Eindrücke zu betrachten sind, also einen geringen künstlerischen Werth haben, so läßt sich von Gustav af Geijerstams pathologischer Studie: „Ivar Lyth"[1]) entschieden besseres sagen. Mir scheint,

[1]) Autorisirte Uebertragung von Gustav Morgenstern. Berlin und Stockholm, G. Bondi und C. u. E. Gernandt 1898.

daß der Verfasser bei Dostojewski in die Schule gegangen ist. Der unheimlich beklemmende Eindruck, dieses bleiernde Lasten, das dessen Raskolnikow hervorruft, sie sind auch in der Geschichte Ivar Lyths zu finden. Die Paralysirung des Willens durch gewisse psychische Konstellationen, die sich stets auf der Grenze des Irrseins bewegen, ist zwar gleichfalls als ein eigentlich künstlerisches Motiv nicht zu betrachten. Und wir haben davon in unsrer modernen Literatur mehr als genug! Gleichwohl, wo es mit so viel feiner Seelenkunde, mit so wuchtigem Ernst, mit so viel tiefem Mitgefühl behandelt wird, wie bei Geijerstam, da wird man seine Sympathie nicht versagen können, wenn man auch selten versucht sein wird, zu solchen Büchern zu greifen. Ivar Lyth war ein Findelkind, und in dem brennenden, unauslöschlichen Fühlen seiner trüben Jugendeindrücke, die er in der Tiefe solcher Lebensbedingungen durchgemacht hat, ist die erste Ursache seiner furchtbaren That zu suchen, mit der er sein und seines Kindes Dasein beschließt. Das Pathologische dabei ist das Ueberwiegen dieser Jugendeindrücke bis zur direkt fixen Idee hin. Genau betrachtet ist diese fixe Idee, die in ihrer vollen Reife erst bei der Geburt seines ersten Kindes kommt, der Ausfluß einer durch jene Eindrücke hervorgerufenen und ein trübes Eheleben verstärkten Ueberspannung des Verantwortlichkeitsgefühls für das von ihm erzeugte Wesen. Soll er, darf er dies geliebte Wesen dem gleichen Elend überlassen, wie er es erduldet hat und noch erduldet? Das ist die Frage, die ihn quält und vor der er kein Entrinnen findet. Der speziell skandinavische Zug des Schwernehmens tritt hier in krankhafter Ueberreizung auf. Zuerst, bei der Geburt des ersten Kindes, zeigt sich dies Verantwortlichkeitsgefühl in einer innigen, mitleidsvollen Zärtlichkeit, die ihn seine Frau und dann die nachfolgenden Kinder ganz vergessen läßt. Dann, als er merkt, daß das geliebte Wesen dadurch den Andern verhaßt und von der Mutter geschlagen wird, als er für dies zarte und im Verkehr mit ihm allein altklug gewordene Wesen eine Zukunft elend wie die seine voraussieht, da treibt es ihn, von Tag zu Tag stärker, in dem Maße, als sein eigenes Heim zur Hölle wird — den kleinen Felix aus der Welt zu schaffen. Und wie trunken von der Gewalt seiner Idee ertränkt er schließlich den Knaben.... Dieser ganze Vorgang von dem ersten Punkt seiner Entwicklung an bis zum Faktum, bis zur Auslösung der unheimlichen übermächtigen Kräfte, ist mit Meisterschaft geschildert. Schritt für Schritt rückt die Entwicklung vor. Es ist durchaus nicht unerklärlich, daß das ganze krankhafte Empfindungsleben dieses Mannes sich lediglich auf das Kind konzentrirt, das ihm zuerst geboren wurde; denn da tritt ihm ja zuerst mit unwiderstehlichem Schauer der Gedanke vor die Seele, daß er nun sein elendes Dasein zu neuer Mehrung des Elends fortgepflanzt hat! ... Aus dieser Geschichte eines in der Einsamkeit seiner Gedankenqual dahinlebenden Arbeiters tönt es wie ein ergreifender Nothschrei: „Im übrigen gehörte er zu denen, denen es im Leben schlecht gegangen ist, und er konnte eigentlich niemals darüber ins Klare kommen, ob all die merkwürdigen Gedanken, die ihn beherrschten, daher kamen, daß es ihm so schlecht gegangen war, oder ob es ihm so schlecht gegangen war, weil seine bösen Gedanken ihn beherrscht hatten."

Von der traurigen Kindheit Ivar Lyths und der seines Knaben gelangen wir in merkwürdigem Kontrast zu einer hellen und freudigen in **Karl A. Tavastjerna's** Idyll: „Der kleine Karl, Roman eines Knaben" [1]). Es ist ein harmloses Buch, aber voll Wärme und Frische. Und es thut wahrhaftig gut, nach all dem Schwülen, Schweren in solch reiner, guter Luft zu athmen! Was uns Tavastjerna von seinem kleinen Helden erzählt, das trägt alles den Stempel einer gesunden Schilderungskraft, die ohne allzuviel Grübelei Erlebtes in künstlerische Fassung bringt. Problemhaftes finden wir hier — für ein skandinavisches Buch erstaunlich! — nicht; hingegen eine Fülle feiner Beobachtungen liebevoll in ein solches Kinderentwicklungsleben sich versenkender Augen. Das Buch ist gleicherweise eine Lektüre für Erwachsene wie für Nichterwachsene. Für die Ersteren stehen einige gute Winke über gewisse stereotype Erziehungsfehler darin, und mit den Letzteren werden sie sich gern an dem reichen Phantasieleben des kleinen Karl und seinen verschiedenen Thaten und Streichen ergötzen! Jedoch dürfte der Titel Roman doch etwas zu anspruchsvoll gewählt sein! Man legt diese stolze Bezeichnung heutzutage so gern Schöpfungen zu, welche dann dastehen wie der kleine Gernegroß, mit zu großem Mantel und einer Kopfbedeckung, unter der ein kleines Gesichten halb bedeckt verlegen hervorsieht....

1) Uebersetzung und Verlag wie oben.

Französische Ferienlektüre.

bm. Dem Andenken ihres Mannes widmet Madame **Alphonse Daudet** ihre Alinéas: Journées de femme, ce livre écrit encore dans le bonheur de sa présence. Den Freunden französischer Frauenbücher ist Madame Daudet kein Neuling. Ihre Impressions d'art et de nature haben als Sammlung hübscher Gedichte in Prosa gefallen. Sie brachten Stimmungen und Landschaften, Genrebilder und musikalische Phantasien. Ein andermal hat sie in einem besonderen Bande Mütter und Kinder geschildert, endlich vor Jahresfrist in einem niedlichen, mit eingestreuten Bildchen geputzten und überputzten livre-bijou ihren Ausflug nach London, Begegnungen mit Meredith, Stanley &c., und den Willkomm, den ihr Gatte in englischen Gesellschafts- und Literatenkreisen fand, mit feiner Feder beschrieben.

Ihre jüngste Gabe, die Journées de femme (Paris, Charpentier, 1898), lesen sich vielfach wie Kapitelanfänge Daudet'scher Romane. Man weiß ja, daß Madame Daudet, von Fromont jeune et Risler aîné an, bei allen Pariser Sittenschilderungen ihres Gatten „stille Gesellschafterin" war. Sie hat nicht nur jeden seiner Texte sorgsam mit angehört und mitkorrigirt, sie hat — wie mir Daudet selbst gelegentlich erzählte — auch an der Erfindung und Ausführung mancher Werke großen Antheil. Gewisse echt weibliche Züge, wie sie ein Männerauge selten, noch seltener mit solcher Schärfe, wahrnimmt, finden sich — wie in Alphonse Daudets Charakteristik seiner Sidonien und Sapphos — in reicher Fülle in den Journées de femme. Genrefeuilletons, wie „Anprobiren" (Essayages), „Auf der Gouvernantensuche" (À la recherche d'une gouvernante) und andere sind Musterproben dieser Frauenkunst. Daneben äußern sich auch die stark katholisirenden Neigungen von Madame Daudet, die auf ihren ehedem ganz freigeistigen Mann in seinen letzten Schriften, zumal in La petite paroisse, unverkennbar abfärbten. Die farbenreiche Schilderung einer Bischofsweihe — sacre d'un évêque — gipfelt in einer Verherrlichung der Ueberlieferung der Kirchenzeremonien, die „mit dem Geist zugleich das Ohr und das Auge rein künstlerisch" gefangennehmen. In der — an Eduard Drumont gerichteten — Visite à l'école communale wird der konfessionslosen Schule die Nothwendigkeit religiöser Kindererziehung entgegengestellt: „Dank sei den armen Müttern, den Französinnen des Volkes, die in der Ueberbürdung ihrer Arbeit, in der Last ihrer kummervollen Tage gefühlt haben, daß ihre Töchter überirdische Hülfe, den angestammten Glauben, nöthig hätten: Dank ihnen, die gedacht haben, daß die Kirche der Schule und Krippe

benachbart sei, Dank ihnen, die noch für das weiße Unschuldskleid der ersten Beichte und Kommunion sorgen."

Solchen weiter und breiter ausgeführten Moralistenstücken gesellen sich in gleicher Technik ein paar Frauenportraits, u. a. der Dichterinnen Desbordes-Valmore und Louise Ackermann, endlich eine Reihe von Alinéas, Augenblicksaufzeichnungen, Tagebuchbemerkungen, die Aphoristisches, Erbauliches und Beschauliches, Empfindsames und Boshaftes durcheinander geben. Mit echter Hausfrauengüte berichtet sie einmal, welche Rolle Edmond de Goncourt in ihrem Kreise gespielt; mit ein paar Strichen malt sie die Stammgäste ihrer Sommervilla: Coppée mit seiner Schwester, Masson, Zola u. s. f. Die Hauptperson bleibt freilich Alphonse Daudet selbst, der unter den Seinigen plaudert, liest, vorliest oder sich vorlesen läßt — heute neue Blätter aus Goncourts „Journal", morgen die immer wieder frisch bewunderten Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Der Tod von Flaubert und Dumas fils gibt Madame Daudet Anlaß, höchstpersönliche Meinungen über die beiden ihr von Anfang nicht besonders sympathischen großen Zeitgenossen zu äußern. Die Sitten und Unsitten ihr Umgebung legen ihr bisweilen ein strenges Wort auf die Lippen: „Bald wird man in Pariser Salons nicht mehr wagen, von höherer Moral, von Heilighaltung des Treueschwurs zu reden. Fast immer spielt sich in nächster Nähe eine beginnende oder vollzogene Scheidung ab. Oder man stößt auf Wiedervermählte, die uns an allerhand Gespenster erinnern. Und ein jähes Stillschweigen, eine Pause der Nachdenklichkeit läßt häufig mit uns den Plauderkünstler, den Moralisten innehalten, der unter dem erhöhenden Impuls seiner Gedanken jählings weit, allzuweit abirrte von seinen Partnern." Ist in diesen und anderen Miniatureinfällen und -Stücken Madame Alphonse Daudet Meisterin, so versagt ihre Kraft vollkommen angesichts großer Aufgaben. La femme française will der erste Aufsatz unsres Sammelbandes würdigen. Viel kommt bei solchen Verallgemeinerungen nie heraus. Die Franzosen, so beginnt Madame Daudet, haben keinen Idealtypus ihrer Frauencharaktere hervorgebracht, wie Helena, Aspasia (Werthers), Lotte, Beatrice, Laura; die Heldenjungfrau Jeanne d'Arc und die hl. Genovefa haben in der Vergangenheit die Begeisterung und Verehrung des Volkes sich erobert. Unter den Eichen des Nordens ruft Velleda übermenschliche Gewalten an; die Königin Blanche klagt in Aigues-Mortes; die Sévigné schreibt ihre unsterblichen Briefe; Charlotte Corday lebt, „den Dolch im Gewande", als geschichtliche Gestalt fort in Madame Roland, deren schwarze Haarkrone die Guillotine wegmähen wird, wie andere Kronen mehr. Und all diese ruhmreichen und bezaubernden Frauen sind französische Frauen, aber sie erschöpfen nicht die Französin." Weßhalb dann an Stelle der Vielgestaltigkeit Einförmigkeit setzen wollen? Immer zirkulirt ein neues Blut. Es ist ein überflüssiges Bemühen, einen Generalnenner zu suchen für die Kasuistik von Natur und Leben.

Einen viel bescheideneren Beitrag zur Kenntniß der Französinnen stiftet André Theuriet (de l'Académie française) in seinem neuesten Roman Lys sauvage. Wieder stehen wir in seinen engeren Heimatsgauen, den landschaftlich und ethnographisch sehr liebenswürdig gezeichneten Landstrichen auf dem Plateau von Langres und in den Gefilden der Champagne. Die Heldin ist ein buckliges Bauernmädchen, das, um ihrer paar Groschen willen, gröblich angeführt von einem Dorf-Don-Juan, in ein Nervenfieber verfällt, hernach Anwandlungen religiöser Verzückung hat, Wallfahrten nach dem Mont-Saint-Michel und Lourdes unternimmt, unterwegs aber so ergötzlich beschriebene Formen des Pilger- und Reliquienschwindels kennen lernt, daß sie sich zu selbständiger Bethätigung ihrer christlichen Gesinnung in der ererbten Hütte ihrer Eltern entschließt. Sie wird die Vorsehung aller Ortsarmen, zieht die übelberüchtigte Geliebte ihres treulosen Verlobten an ihren eigenen Herd und läßt sich die Renovirung einer halb verfallenen Kapelle der hl. Klara angelegen sein, wobei ohne Schuld und Vorwissen unsrer „Wald-Lilie" die unheiligsten Mittel angewendet werden: die Handwerker, die ihr Beistand leisten, stehlen das Bauholz aus fremden Forsten; ihre Hausgenossin, Klara, steuert ihr Schärflein, einen Haufen Münzen — Louisdors, Thaler, Francs, kurzum Gold, Silber, Nickel — bei: erworben à l'exemple de Sainte-Marie-l'Egyptienne, qui payait son passage en s'abandonnant aux bateliers. Zum Schluß stirbt die „Wald-Lilie" und verfehlt damit den Tag der feierlichen Eröffnung der Kapelle, wie sie zuvor ihr ganzes Leben verfehlt hat. Es steckt viel wehmüthige Laune in diesem von Waldluft durchwürzten Buch, das — aus eigener Anschauung — französische Landpfarrer ein bißchen anders vergegenwärtigt, als die elegische Glaubensschwärmerei von Madame Alphonse Daudet.

Schwerere und nahrhaftere Kost setzt uns Emile Faguet vor in der zweiten Reihe seiner Politiques et moralistes du dix-neuvième siècle.[1]) Die erste Reihe (Bonald, de Maistre, Madame de Staël, Benjamin Constant, Guizot, Royer-Collard) hat Referent vor Jahren in der Beilage kurz angezeigt. Die neue Reihe — Saint-Simon, Fourier, Lamennais, Auguste Comte, Edgar Quinet, Victor Cousin — ist der früheren (seither fünfmal aufgelegten) ebenbürtig. Als scharfsichtiger, bündig epitomirender Leser setzt Faguet die Systeme dieser politischen Denker und Träumer auseinander. Und als selbständiger Kopf beurtheilt er hernach die Lehren seiner Leute. Unbedingte Zustimmung kann und wird Faguet nicht fordern für seine durchweg in gewissenhafter Gedankenarbeit errungenen Kritiken. Zu lernen ist aber so manches für Meister und Schüler aus jeder seiner Studien. Eine belangreiche Einleitung kennzeichnet als gemeinsames Merkmal der in diesem zweiten Bande versammelten Geister ihre Erkenntniß: „daß die Ausbreitung des Individualismus das Verschwinden jeder geistigen Obermacht zur Folge hatte; daß ein solches pouvoir spirituel aber für die Menschen nöthig sei und daß man eine geistige Obermacht deßhalb entweder wiederbeleben oder neuschaffen müsse". „Die einen seiner Helden sind Katholiken, die den Katholizismus mit neuem Geist erfüllen wollen. Ballanche und Lamennais tragen das tiefe Gepräge des Katholizismus. Ein Anderer (Quinet) ist Protestant. Er glaubt unerschütterlich daran, daß es Frankreichs Unglück war, im 16. Jahrhundert oder zum mindesten 1790 nicht protestantisch geworden zu sein und daß es selbst heute noch gut thäte, protestantisch zu werden." „Ein Vierter (Cousin), dem es an Schwächen, Grenzen und Kleinlichkeiten nicht fehlte, den man aber, sehr mit Unrecht, deßhalb allein nur für einen kleinen Geist halten würde, glaubte, daß die Philosophie — so wie sie zu seiner Zeit existirte — ohne mit den feststehenden Religionen Händel anzufangen, selbst eine geistige Macht und, indem sie die Nation um fünf, sechs heilsame, großherzige Ideen schaaren würde, sogar eine Religion werden könnte, welche die Zukunft für sich hätte. Sehr wahrscheinlich schwebten ihm bei diesem Vorhaben Erinnerungen an den Sokratismus und Stoizismus vor. Indem er die Philosophie unter diesem Gesichtspunkte faßte, fühlte er natürlicherweise das Bedürfniß, sie wie eine aufsteigende Religion in die Zucht zu nehmen, sie in starren Dogmen festzuhalten und ihr einen hohen und niederen Klerus zu geben. Er wurde selbst sein eigenes Konzil und unterließ nicht, sich den Anschein eines Pontifex

[1]) Paris, Société française d'imprimerie et de librairie. Ancienne Maison Lécène, Oudin et Cie. 1898.

maximus zu geben.“ „Endlich hat auch August Comte das ganze Problem eines pouvoir spirituel gesehen und mit rückhaltloser Verwegenheit und Freimüthigkeit angepackt. Er hat die „positive“ Aera der Menschheit für angebrochen erklärt und gleichwohl oder vielmehr eben darum geglaubt, daß die Menschheit einer Seelsorge, eines Gouvernement des âmes bedürfe.“ „Also kam er als Kritiker dazu, die höchste Achtung für die alten Religionen und die von ihnen geleistelen Dienste zu bekennen und sie zugleich für überlebt zu halten. So kam er als Reformalor wiederum dazu, von Grund aus eine neue Religion zu schaffen, die keine triumphalen Schicksale gehabl, die aber wohlgemerkt dennoch seit Jesus Christus die einzige (?) war, die, ohne eine frühere Religion lediglich umzugestalten, sondern wirklich neu und inédite, mehrere Generationen hindurch bestand und Parteigänger, Adeplen halte — ganz zu geschweigen der Zukunst.“ Der einzige Fourier hat von keiner geistigen Führung dieses Schlages geträumt: als Liberal-Radikaler hat er an die Freiheit als Lösung aller Schwierigkeiten geglaubt, in der Voraussetzung, die Freiheit selbst würde das Glück der Menschheit begründen.

Weßhalb und inwiefern diese sieben Politiker und Moralisten in unserm Jahrhundert — dem siècle fécond aa avortements — mil ihren Lehren nicht durchschlugen, untersucht Faguet als unbefangener Forscher. Er meint, daß ihr Streben nach geistiger Vormacht berechtigt war; allein diese Berechligung wird sich erst in der Zukunft erweisen, wie sie sich aus der Vergangenheit erweisen läßt; sie waren nur nicht Propheten der Gegenwart, die mit ihrem eifersüchtigen Individualismus nichls entschiedener ablehne als irgendeine moralische Lenkung. Ja, genau genommen, sind wir heute noch schlimmer daran, als unter der Herrschaft des Individualismus. Ehedem hatten wir geistige Zentralisation und wirthschaftliche Dezentralisation. Heule haben wir geistige Dezentralisation und Zersplitterung zugleich mit einer bisher nie gesehenen wirthschaftlichen Zentralisation. Ehedem dachte der Staat für Alle und war bemühl, Allen seine Gedanken aufzudrängen, indessen das Individuum für sich arbeitete. Heute denkt Jeder für sich, indessen der Staat danach strebt, Produzent, Zwischenhändler 2c. für Alle zu werden. In der Vergangenheit herrschte intellektueller Sozialismus, in der Zukunft kommt es vielleicht zu einem industriellen Sozialismus.

Wir wollen dem Spiel dieser Antithesen nicht bis zu Ende nachgehen. Gewiß ist, daß Faguet Gehör verdient, auch wo er paradox wird. Wie in den meisten Witzen Lichtenbergs, ist auch in Faguets stärksten Paradoxen ein Problem verborgen. Er gibt zu denken, zu rathen und zu rätseln und insofern für nicht gemeine Leser die rechte Ferienlust, die rechle Ferienlektüre.

Mittheilungen und Nachrichten.

D-n **Wie es Lichl geworden**, Raman aon Maria **Lanise a. Sullner**, isl ein Anfängerraman, wie ihn sehr junge Damen mit überflüssiger Zeit zu schreiben pflegen, der aber noch kein sicheres Urtheil über die Befähigung der Verfasserin erlaubt. Znersl scheint ihre Phantasie sehr eigenthümliche Wege zu gehen, indem sie eine Klastererziehung schildert, die haarsträubend ist. Ost sind die Uebergänge aan einem Gedanken zum andern so unoermittelt und durch nichls berechtigt, daß man genäthigt ist, einzelne Abschnitte wieder und wieder zu lesen, um überhaupt die lasen Enden des verbindenden Fadens zu erkennen. Aus einem eigensinnigen, ungezagenen Kind, das ohne jede Liebe aufwächst, obwahl sich der Vater, bei dem es lebt, späler plätzlich als ganz weiche, sentimentale Natur zeigt (derartige Widersprüche finden sich mehrere), wird ein körperlich und geistig höchst ungewöhnliches Mädchen, das durch den Einfluß eines jungen Freundes der Familie die engen Bande eines streng arthadaxen kathalischen Glaubens abschüllelt. Daß sich die Heldin mit diesem Manne heimlich verlabl, ihm alle Rechte eines Bräutigams einräumt, ahne es in ihrem Gewissen für nölhig zu halten, ihren Eltern auch nur die geringste Mittheilung zu machen, isl für eine wahlerzogene höhere Tochter rechl ungewöhnlich, selbst wenn sie Baranesse und der Erwählte ein bürgerlicher Arzt ist. Wir erfahren sehr viel später, daß er eines unheilbaren Leidens halber, an dem er dann auch slirbt, eine eheliche Vereinigung für unrichtig hält. Die Versuche, die Großeltern und andere Nebenpersanen zu zeichnen, sind geradezu kindlich; überhaupl wird man ein peinliches Gefühl über die Kühnheit dieser unreifen Aussprüche nichl los. Im letzlen Theil des Buches wird in lauter unbestreitbaren Wahrheiten für die Friedensliga Propaganda gemacht, was für eine Nichte aan Bertha v. Suttner ja begreiflich und schän ist. Aber es gehärl viel Gutmülhigkeil dazu, um die Lehrhaftigkeit, in der die saziale Frage und andere Gebiete allgemeiner Natur abgehandelt werden, auszuhallen und die Art, wie salche Auseinandersetzungen eingekleidel werden, nicht aft unfreiwillig kamisch zu finden. Die Liebesgeschichte in Venedig eilt sa plötzlich und unklar zum Schluß, daß der Verdacht nahe liegl, die Verfasserin sei fast ebenso frah gewesen, das Buch zu deenden, wie der Leser. Wenn sie wirkliches Talent haben sallte, auf welches einzelne Theile ihres Ramans hindeuten, wird sie nach Jahren gereifter Urtheilskraft zu einer ähnlichen Kritik ihres Erstlingswerks kommen.

-w. *Hall Caine:* The Christian. Tauchnitz Edition val. 3263/4 (Leipzig, Bernh. Tauchnitz). Dieses Werk, ein sazial-religiöser Raman, hat in England großes Aufsehen erregt. Gehärt er dach zu jenen Büchern, die in schraffer Durchführung eine scharf ausgeprägte Lebensanschauung aertreten und durch den Anreiz zu selbständiger Kritik und energischem Widerspruch ungleich anregender und fördernder wirken, als die Mehrzahl der Bücher, die wir mit ruhiger Zustimmung aus der Hand legen. Der Verfasser ist uns als ein tief-ernster, rastlaser Beabachter der Menschenseele durch „The Manyman“ (Tauchnitz) bereits bekannt. Unerschrocken hält er in dem aarliegenden Raman der Welt der Graßstädte seinen Spiegel aar: „Sa bist du! So salltest du sein! Versumpft in deinen höheren Schichten, brutal, sündig in deinen niederen, aergiftest du die Unschuld. Wahrhaft christliches Streben trittsl du mit Füßen und läßest es elend zugrunde gehen!“ Der Raman könnte heißen: „Welt und Christenthum im 19. Jahrhundert.“ Der Held des Ramans, der eine Verkörperung des Christenthums sein sall, Jahn Starm, isl kein zweiter Christus, sandern ein sündiger Mensch. In die Fußtapfen Christi tretend, verbringt er sein Leben im Dienst saziater Liebesarbeit, findet aber die Aussaal des Guten auf dem Teufelsacker der Well eine so hoffnungslose Arbeit, daß er mit der qualaallen Sorge, umsonsl gewirkl zu haben, gestorben sein würde, hätte er durch die Reinheil seines Wallens nicht nach in letzter Stunde ein Weltkind zu sich hinübergezogen. Dieses übernimml die Fartsetzung seiner christlich-sazialen Thätigkeil. Dieses Welt- ader besser gesagt Naturkind, in dessen frisch und kräftig empfindender reiner Seele die Weltfreude und Weltlust nicht jene Verheerungen anrichtet, wie in den gewähnlichen Seelen, ist in seinem ganzen Entwicklungsgang meisterhafl gezeichnet. Gloria Quayle denkl und empfindet gesund. Das kann man aan dem Helden nichl durchweg sagen. Ja, wir behaupten sagar, daß er nichl immer ein Christ isl! Der Verfasser will uns einreden, das glühende Verlangen der christlichen Gesinnung nach der Errettung seines Nächsten könne einen guten Menschen sogar zu dem Entschluß führen, dessen Kärper zu erschlagen, um dessen Seele zu erretten. Wir aber entgegnen: in der Scene, in der Storm den Plan faßl, als Werkzeug Gattes Gloria zu tödlen, denkt und empfindel er nichl als Christ, sandern als Geisteskranker.

*Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen aam 21. Juli. I. Philosaphisch-hislorische Klasse. Varsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. Weber theilte mil: „Vedilche Beiträge. 7. Aus aller Zeit.“ Anknüpfend an die Etymalagie des Wartes Sammer, durch welche dieser als die gleiche, zweite Hälfte des Jahres markirt wird, sowie an

die den Germanen und Indern gemeinsame Annahme von **zwölf** heiligen Tagen am Schluß des Jahres („die heiligen Zwölften“), welche seiner Meinung nach die Herstellung einer Harmonie zwischen dem lunaren und dem solaren Jahre bezwecken, vermuthete er, daß beides auf **Armenien**, als den Ursitz der Indogermanen, hinführe, weil dadurch theils ein Land mit rauher Witterung, in welchem dem Winter die erste Rolle zukommt, theils ein Land mit semitischer Nachbarschaft bedingt werde, insofern die Herstellung einer solchen Harmonie zwischen lunarer und solarer Zeitrechnung für den kulturellen Standpunkt der Indogermanen in jener Zeit schwerlich denkbar, sondern eben wohl nur als ein Borg aus Babylon her zu erklären sei. Er stützte diese Vermuthung durch weitere Indizien, die sich auf die Stellung und das Wesen des alten indogermanischen Götterpaares der Dioskuren, der vedischen Açvin, beziehen und knüpfte daran eine Uebersicht über einige der Resultate, welche man durch die vergleichende Mythologie erzielt zu haben meint, indem er dieselbe gegen die Geringschätzung, welcher sie, gegenüber der anfänglichen Ueberschätzung, jetzt verfallen ist, in Schutz zu nehmen suchte. — 2. Hr. **Harnack** legte vor eine Mittheilung des Hrn. Dr. **Hiller v. Gärtringen** „**über eine jüngst auf Rhodus gefundene Bleirolle, enthaltend den 80. Psalm**“. Der Verfasser gibt ein Faksimile der Inschrift, bestimmt das Alter der Rolle (III. oder IV. saec. init.) und sucht wahrscheinlich zu machen, daß sie zum Schutz des Weinbergs des Besitzers dienen sollte; dieser faßte den Weinstock des Psalms, der dort das Volk Gottes bedeutet, wörtlich. 3. Hr. **Diels** legte vor: „Alexandri quod fertur in Aristotelis Sophisticos Elenchos commentarium edidit *Maximilianus Wallies*. Berolini 1898.“ 4. Hr. **Pernice** überreichte Vocabularium Jurisprudentiae Romanae. vol. I, fasc. II. 1898. 5. Hr. Dr. **Bruno Liebich** übersendet das von ihm verfaßte Werk „**Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache als Grundlage für ein System der Bedeutungslehre.** 1. Theil 1. Lief. 1898“. — II. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. **Schwarz** las: **Ueber die Lösung einer mit der Theorie der hypergeometrischen Reihe zusammenhängenden speziellen funktionentheoretischen Aufgabe.** 2. Hr. **van't Hoff** las eine mit Hrn. Dr. W. **Meyerhoffer** bearbeitete neunte Mittheilung aus seinen **Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen, insbesondere des Staßfurter Salzlagers.**

* **Der XXIV. Deutsche Juristentag** (der letzte in diesem Jahrhundert) findet in diesem Jahre vom 12. bis zum 14. September in **Posen** statt. Die auf der Tagesordnung stehenden Berathungsgegenstände sind großentheils von allgemeinerer Bedeutung, z. B. **der Schutz der Bauhandwerker, die Stellung der Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit** nach dem zu erwartenden Versicherungsgesetz, die gesetzliche Regelung des Gewerbes der **Grund- und Hypothekenmakler**, die reichsgesetzliche Regelung des **Hypothekenbankwesens**, die Behandlung des dolus eventualis im Strafrecht, die Deportation nach **Verbrecherkolonien, die bedingte Begnadigung** für den Fall der Auswanderung. Die hervorragendsten Vertreter der juristischen Wissenschaft und Praxis sind als Gutachter und Referenten betheiligt. Von dem Ortsausschusse, an dessen Spitze der Oberlandesgerichtspräsident Dr. **Gryczewski** steht, werden für die festliche Aufnahme der Gäste umfassende Vorbereitungen getroffen. Die städtischen Körperschaften haben ein Waldfest ins Auge gefaßt und zu diesem Zwecke den Betrag von 5000 M. bewilligt, um der ansehnlichen Versammlung auch von Seiten der Stadt einen würdigen und gastfreundlichen Empfang zu bereiten. Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie Gesuche um Beschaffung von Wohnungen nimmt für den Ortsausschuß Justizrath Dr. **Lewinski** in Posen entgegen.

* **Bern.** Als ordentlicher Professor für Arzneimittellehre ist Prof. Dr. med. et phil. Arthur **Heffter**, Mitglied des Kaiserl. Deutschen Gesundheitsamts, an die hiesige Universität berufen worden. Heffter gehört erst seit ganz kurzer Zeit dem Gesundheitsamte an und war vorher Professor in Leipzig.

* **Basel.** Als Nachfolger des Professors A. v. **Tuhr**, der nach Straßburg i. E. berufen worden ist, ist der Gerichtspräsident Dr. **Burckhardt** von hier zum ordentlichen Professor für Zivilrecht an der hiesigen Universität ernannt worden.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Mit einiger Verwunderung sah man in Utrecht, daß nun auch die Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 162, wie schon vorher der Berliner „Lokal-Anzeiger“, zu berichten weiß, Frl. Dr. Kath. **van Tussenbroek**, Aerztin in Amsterdam, sei zur Professorin der Gynäkologie an der Universität ernannt worden. Davon ist daselbst weder offiziös noch offiziell etwas bekannt; eine Ernennung hat noch gar nicht stattgefunden. Es ist jetzt allerdings bekannt, daß genannte Dame nebst Hrn. Timmemans, Arzt in Utrecht, und Dr. Rasthorn in Prag dem Minister präsentirt seien, allein allem Anschein nach wird Letzterer (Dr. Rasthorn) ernannt werden. — Ernannt wurde zum Professor für griechische Sprache und Literatur an der Universität Amsterdam (als Nachfolger des pens. Prof. Naber) Dr. K. **Kuyper**, bisher Gymnasiallehrer in Haarlem. — Professor **Holwerda** in **Leiden** hält einen Ferienkursus über Archäologie, zu welchem sich 34 Zuhörer angemeldet haben. — Der **Rembrandt-Verein** in Amsterdam hielt kürzlich seine Jahresversammlung ab. Der Verein ist finanziell in guter Lage. Er kaufte im verflossenen Jahre für 30,925 fl. mehrere große Gemälde, die so dem Lande erhalten bleiben, ferner eine Kollektion kostbaren Porzellans. Dazu gab der Staat 12,572 fl., die Stadt Rotterdam 1850 fl. Zuschuß. Der eben verstorbene D. **Franken**, welcher dem Verein früher einmal die ansehnliche Summe von 100,000 fl. geschenkt hatte, hat ihm nun noch testamentarisch 10,000 fl. vermacht. — In der letzten Zeit erheben sich immer mehr und mehr Stimmen, welche verlangen, daß Holland endlich auch der „Union internationale pour la protection des oeuvres littéraires et artistiques“ beitrete. Auch der Verein zur Beförderung der Interessen des Buchhandels hat diesen Punkt auf die Tagesordnung seiner Jahresversammlung am 16. August gesetzt. Es soll da der Vorschlag gemacht werden, daß der Vorstand des Vereins ermächtigt werde, mit der Regierung in Verbindung zu treten, um den Beitritt der Niederlande zu erlangen. Die Gegner der Konvention sind, wie Hr. H. J. Rabbers in der Zeitschrift „Hollandia“ ausführt, jetzt nur noch einige kleine Verleger, welche ausländische Romane übersetzen und drucken lassen, damit ihre Druckpressen und Arbeiter etwas zu thun haben und sie selbst — da die Unkosten so gering sind — auch noch etwas verdienen können; ferner die Redaktionen oder Herausgeber der Zeitungen, welche Feuilletons, Romane u. s. w. haben, aber möglichst wenig dafür bezahlen wollen, und schließlich verschiedene Theaterunternehmer.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Gerolamo Rovetta: Der Ulanen-Leutnant, Roman. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus 1898. — Dr. **Karillon**: Eine moderne Kreuzfahrt. Weinheim, Fr. Ackermann 1898. — **Einige wichtige Thatsachen über Genf.** Frankfurt a. M., Reise-Bureau Schattenfels u. Co. 1898.

Für den Inseratentheil verantwortlich:
W. Reil in München.

Jahrgang 1898. München, Montag, 1. August. Nummer 169.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Kirchenpolitische Briefe.*)

XXXVIII.

Zweiter Brief zur Centenariumsfeier Savonarola's.

Meminisse horret.

Florenz, 23. Juli. Alexanders VI. Exkommunikationsdekret gegen Savonarola (13. Mai 1497) beginnt mit der Versicherung, „ein gewisser Frater Hieronymus Savonarola, wie man sage (!) gegenwärtig Vikarius in S. Marco, habe zum Aergerniß und zum Verderben der einfachen Seelen ein gefährliches Dogma ausgestreut (welches, wird nicht näher erklärt). Der Papst habe ihn in einem Breve ermahnt, nach Rom zu kommen und sich darüber zu rechtfertigen; auch sich des Predigens gänzlich zu enthalten. Fra Girolamo habe weder das eine noch das andere gethan. Er, der Papst, habe dann langmüthig seine Entschuldigung gelten gelassen, auch zu der Fortsetzung der Predigten lange geschwiegen. Er habe ihm dann durch Breve vom 7. Nov. (1496) unter Strafe der Exkommunikation late sententie aufgetragen: die von ihm verfügte Vereinigung des Konvents von S. Marco mit der römisch-toscanischen Ordensprovinz zu bewerkstelligen, was er auch nicht gethan, indem er fortgefahren zu thun wie vorher, obgleich mit Zensuren belastet. Um des Seelenheiles derer willen, deren Blut am jüngsten Tage von ihm gefordert werden würde (gewiß sehr erbaulich, wenn man sich erinnert, daß Alexander im selben Moment beschlossen hatte, die Ehe seiner Tochter zum zweitenmale zu lösen, und daß er [am 7. Juni] das Kirchengut Benevent nebst Terracina und Pontecorvo seinem Sohne Gandia als erbliches Herzogthum verlieh, um am 14. Juni dessen grauenvoller Ermordung [durch Cesare ?] ruhig zuzusehen) lasse er jetzt die Exkommunikation des Frater Hieronymus verkündigen: Alle, geistlichen und weltlichen Standes, Männer wie Frauen sollten diesen fürder als ausgeschlossen und der Häresie verdächtig meiden, noch die Orte besuchen, an denen er sich aufhalte.“

Ein toller Ausbruch zügelloser Freude und wildester Ausschweifungen auf Seite der Arrabiaten war die nächste Folge, welche die Verlesung des am 18. Mai in Florenz angelangten Dekrets hatte. Am 19. Juni schrieb Savonarola seinen Epistel gegen die erschlichene Exkommunikation an alle Christen und Gottesfreunde, in welcher er die Exkommunikation als ungültig erklärte, weil sie auf falschen Voraussetzungen und unbegründeten Anklagen beruhe. In einem zweiten Schreiben Contra sententiam excommunicationis contra se nuper latam berief er sich namentlich auf die Autorität Gersons dafür, daß man nicht verpflichtet sei, sich jeglicher derartigen Sentenz zu unterwerfen. Mit Bedauern liest man hier das Wort, solch blinde Unterwürfigkeit sei asinina patientia, timor leporinus et fatuus, und es sei statthaft, gegen solche Gewaltthätigkeit die Hülfe der weltlichen Macht anzurufen. Man müsse die Kleinmüthigen aufklären, die sich einbildeten, der Papst sei sozusagen ein Gott, der Gewalt über Erde und Himmel habe. Wohl solle man ihm gegenüber demüthig und maßvoll sein, komme man aber damit nicht zum Ziel, so heiße es muthig nach dem Ast der Freiheit greifen (accipienda est animosa libertas).[1]) Demgemäß wird auch hier des Appells an das allgemeine Konzil gedacht und die Autorität des Petrus de Palude und des hl. Antoninus dafür angerufen, daß man eine ungerechte Exkommunikation nur propter poenam juris äußerlich zu beobachten habe, bis durch Aufklärung des Sachverhalts das Aergerniß weggeräumt sei.

Die Signori unternahmen verschiedene Schritte, um die Rücknahme der Zensur zu erwirken; sie schrieben auch am 8. Juli in diesem Sinn an den Papst, indem sie dem Frate betreffs seiner Wirksamkeit ein gutes Zeugniß ausstellten. Einige Kardinäle zeigten sich der Sache günstig, und der von Siena (später Pius III.) soll sich anerboten haben, gegen Zahlung von 5000 Scudi die Exkommunikation rückgängig zu machen. Für solchen Handel war der Frate nicht zu haben. Der Papst hatte nach der Ermordung Gandia's einen Anfall von Reue, er sprach sogar von Reform der Kirche und beauftragte sechs Kardinäle mit Vorschlägen. Diese Stimmung benutzte der Frate, um ihn ob des Verlustes seines Sohnes zu trösten und zum Einschlagen eines besseren Weges zu ermuthigen.[2]) Aber es war nur ein rasch dahingeflogener Augenblick der Besinnung. Alexander fiel schnell in sein altes Leben zurück und nahm es nun dem Frate übel, der es gewagt habe, ihm den Tod seines Sohnes vorzuwerfen. Die Arrabiaten brachten zugleich neue Anklagen gegen den Prior vor: da brach die Pest aus, in welcher sich dieser wieder als der Freund und Tröster der Leidenden erweisen konnte. Er schrieb damals seine Epistola a tutti gli Eletti, die er auch als Trattato medizinale contro la peste betitelte. Die Krankheit ging ohne zu große Schrecken vorüber, als die Gefangennehmung Lamberto's d'Antella (4. August) eine neue Phase in der inneren Lage der Republik herbeiführte. Lamberto war Parteigänger der Medici; der Gefangene verrieth den ganzen Plan der letzten Schilderhebung Piero's, und die Namen

*) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 143 vom 1. Juli d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

1) Diese beiden fast von Allen übersehenen, aber für die Auffassung Savonarola's entscheidenden Aktenstücke finden sich bei (Quétif) Vita R. P. F. Hier. Sav., Par. 1674, II. 185—196. Die eb. S. 197 abgedruckte Epistola F. Hieronymi ad amicum deficientem dürfte schon im April 1497 geschrieben sein.

2) Publ. bei Perrens I, 476 aus Cod. S. Marcian. Ver., wo der Brief wie in Cod. Riccard. 2053 das Datum VII Kal. Jun. hat. *Villari* II[2] 38.

derer, welche an ihrer Spitze standen. Es waren Männer von hoher Geburt und altem Namen, fast alle Gegner Savonarola's: Bernardo del Nero, Niccolo Rudolfi, Lorenzo Tornabuoni, Giannozzo Pucci, Giovanni Cambi, alle Freunde und zum Theil Verwandte Piero's. Eine große Pratica von 130 Mitgliedern verurtheilte die Angeklagten zum Tode. Der Antrag auf Gestattung der Appellation scheiterte an dem Widerstande Francesco Valori's — und dem Schweigen Savonarola's. In seinem Prozeß gestand derselbe zu, daß er sich um diese Sache wenig gekümmert und nur Lorenzo Tornabuoni dem Valori freddamente empfohlen habe; mit dem Tode der Uebrigen oder ihrer Verbannung sei er einverstanden gewesen. Auch Ranke betont, daß dieser ganze Vorgang momentan für Savonarola von Vortheil war, indem er sein prophetisches Ansehen steigerte und die während dieses Tumultes gewählte Signoria aus lauter Fratelleschi bestand. Villari (II, 59) vertheidigt das Verhalten des Frate; wir sind der Meinung, dieser stände größer und reiner da, wenn er damals in priesterlichem Erbarmen seinen Feinden das Leben gerettet hätte: ein Wort an Valori würde dazu wohl hingereicht haben. Die Freunde der Hingerichteten müssen ähnlich geurtheilt haben: denn bald darauf sehen wir sie mit den Anhängern des Papstes aufs engste zum Sturze des Priors von S. Marco verbunden.

Erstaunlich ist, wie der Frate inmitten dieser Prüfungen und angesichts der gefahrvollsten Kämpfe Kraft und Ruhe fand, um eine überreiche literarische Thätigkeit zu entwickeln. In diese Monate fällt nicht nur die Ausarbeitung mehrerer kleinerer Traktate, wie der Lamentatia sponsae Christi; des Loqui prohibeor et tacere nan possum u. a.; sondern vor allem der „Triumphus Crucis“, unter allen apologetischen Schriften des Mönches die bedeutendste und sicher eine der bemerkenswerthesten Vertheidigungsschriften des Christenthums und der Kirche. Es muß hervorgehoben werden, daß auch in diesem Werke Savonarola betont, derjenige entferne sich unzweifelhaft von Christo, welcher die Einheit und die Lehre der römischen Kirche aufgebe.

Die italienischen Dominikaner, welche sich in diesem Jahre mit der Zeitschrift „Il quarto Centenario della morte di Fra Girolamo Savonarola“ die Vertheidigung und Verherrlichung ihres Ordensgenossen vorgesetzt, haben (VI, 83) kürzlich ein seinerzeit schon von Marchese bemerktes, aber bisher unbekanntes Dokument abgedruckt, welches sich in der an Clemens VIII. gerichteten Vita des Savonarola von P. Serafino Razzi (handschriftlich erhalten in der Laurenziana, Cod. s. Marci 429) aufbewahrt findet. Es ist ein Brief Savonarola's an Alexander VI. vom 13. Okt. 1497, in welchem der Frate sich, wie es scheint, trauernd über den Zorn des Vaters Sr. Heiligkeit nähert und zu seinen Füßen hinflieht, flehend, daß er ihn nicht länger aus dem Schooße der Kirche ausgeschlossen sein lasse. Längst, heißt es da, hätte er sich zu des Papstes Füßen niedergeworfen, wenn er darauf hätte rechnen dürfen, daß er die Reise ohne Gefahr unternehmen könne. Er wolle aber, sobald diese Befürchtung wegfalle, sie ausführen, um sich von jeglicher Anklage zu rechtfertigen und wenn er aus Unwissenheit oder Achtlosigkeit gefehlt, um Verzeihung bitten. Böswillige Absicht werde man nie in ihm finden, und wenn Se. Heiligkeit ihn wieder in Gnaden aufgenommen, werde er in ihm einen aufrichtigen und stets gehorsamen Diener finden.

Es erhebt sich die Frage, ob dieser Brief, wenn er überhaupt echt ist, jemals abgesandt, und, wenn abgesandt, Alexander übergeben wurde. Daß auch andere Briefe des Frate an den Papst unterschlagen wurden, geht aus früheren Aeußerungen desselben hervor. Jedenfalls steht der Brief im schreiendsten Widerspruch mit der Stimmung des Frate, aus der heraus er am Weihnachtsfeste wieder sein geistliches Amt aufnahm, seine drei Messen feierte, all seinen Ordensgenossen des Hauses und vielen Weltlichen die Kommunion reichte und trotz des Verbotes des erzbischöflichen Vikarius, Lorenzo de Medici, am 11. Februar 1498 die Predigt im Dom wieder aufnahm. Dies ganze Auftreten und der Inhalt dieser Predigten ist nur erklärlich, wenn Savonarola im Gefühl des unvermeidlichen Kampfes um Leben und Tod entschlossen war, der Exkommunikation zu trotzen und dem Papste ins Antlitz zu widerstehen. Diese Fastenpredigten unternahmen daher einen geregelten Feldzug gegen Alexander; gegen seine Person, die er als des höchsten Amtes unwürdig, als zerbrochenes Eisen — ferro rotto, ein Ausdruck, der den Papst ganz besonders aufs höchste reizte —, bezeichnet, und gegen seine Unfehlbarkeit, die er weitläufig behandelte und hinsichtlich deren er u. a. (in der siebenten Predigt) die Aeußerung that: „Der Papst kann nicht bloß irren infolge falscher Informationen, sondern auch aus Mangel an Liebe (perchè ha in odio la carità), wie das Beispiel Bonifaz' VIII. zeigt, der ein schlechter Papst war und dem der Teufel zuflüsterte: ich will, daß du diesen Orden der Predigermönche zugrunde richtest. Er trat als Fuchs ins Pontifikat ein und starb darin wie ein Hund.[1]) Unser Orden aber hat fortgefahren den Päpsten zu widerstehen, welche das Böse wollten.“

Dieser offene Krieg gegen den Papst, dieses dar valta alla chiavetta, mußte in theologischen Kreisen die allerschwersten Bedenken hervorrufen; es war aber auch politisch nichts weniger als klug. Das Auftreten des Frate war nur begreiflich, wenn die letzte Karte, welche er auszuspielen hatte, wirklich Trumpf wurde. In diesen letzten Fastenpredigten spielt er deutlicher als je auf das zusammenzuberufende Konzil als auf die äußerste Hoffnung der Kirche an. Aber Karl VIII. starb am 8. April in Amboise, und damit fiel der Partner weg, auf den der Frate gesetzt hatte. Giuliana della Rovere sah die Tiara bereits vor seinen Augen schweben und zog sich von dem Konzilsgedanken zurück, der ihm selbst einst gefährlich sein sollte. Schon im Oktober machte della Rovere am Hofe Ludwigs XII. seinen vollen Frieden mit Cesare Borgia, der jetzt den Titel eines Herzogs von Valentinois und eine französische Prinzessin zur Frau gewann. Von dem Reformkonzil sprach Niemand mehr; es war schon vor dem Frate in Rauch aufgegangen.

In Florenz erhielt sich für Savonarola ein leidlicher Zustand, solange die ihm günstige Signoria am Ruder blieb. Sie forderte noch den Frate auf, die Schrift über die Regierungsform der Stadt (Trattato circa il reggimento e governo della città di Firenze) zu verfassen und legte einstweilen das Breve Alexanders VI. vom 26. Februar zu den Akten; in ihm sprach der Papst seine Erbitterung darüber aus, daß ihn die Signoria durch Savonarola beschimpfen lasse; bereits drohte er der Stadt mit dem Interdikt. Ein anderes Breve an die Canonici von S. Maria del Fiore hatte wenigstens die Wirkung, daß der Frate die Domkanzel aufgeben und nun seine Predigt wieder nach S. Marco verlegen mußte. Die für März und April gewählte Signoria war aber Savonarola durchaus ungünstig gesinnt. In einer Pratica vom 3. März ward zwar der Beschluß gefaßt, den Frate noch beim Papst in Schutz zu nehmen und seine Doktrin, sein Leben, selbst seine Prophe-

[1]) Das Diktum „Il entra en rénard et sortit en chien“, auf Bonifaz angewandt, wird gewöhnlich auf Mézeray († 1683) zurückgeführt; wie man sieht, wird es fast 200 Jahre vorher von Savonarola gebraucht. Vermuthlich geht es zurück auf die mit Bonifaz überworfenen Spiritualen, unter denen bereits 1305 Ubertino von Casale in seiner Arbor vitae crucifixae gegen die beiden bestias clericales (Bonifaz VIII. und Benedikt XI.) eifert.

zeiungen zu vertheidigen. Ohne große Zwietracht zu stiften könne man denselben nicht aus Florenz vertreiben. Schon der Gesandte Mailands sprach damals die Ansicht aus, dieser Beschluß und diese Botschaft an den Papst habe keine andere Absicht gehabt, als den Stein ins Rollen zu bringen, der Savonarola erschlagen sollte. Auch Villari glaubt (II 907) an einen Kunstgriff, der den Zweck gehabt, Alexander noch mehr gegen den Frate zu reizen. In der That war die Pratica vom 3. März eigentlich, nach der letzten Antwort der Signoria, durch nichts veranlaßt, sich mit der Angelegenheit des Priors von San Marco zu beschäftigen. Sie zog die Sache an den Haaren herbei. Alexander war über die ihm am 6. März eingehändigte Antwort der Signoria höchst ungehalten und sagte dem florentinischen Gesandten, nicht wegen seiner Doktrin, noch wegen seiner guten Werke verdamme er den Frate, sondern wegen seines Ungehorsams gegen den hl. Stuhl und weil er sich weigere, um Absolution zu bitten. Das läßt doch unterstellen, daß der obenerwähnte Brief des Priors vom 13. Okt. 1497 nie in des Papstes Hände gelangt war. Nachdem die Gesandten sich zurückgezogen, hatte Alexander, wie berichtet wird, einen Anfall „spanischer Wuth“, in welchem er Florenz und dem Frate den Untergang androhte. Es folgten neue Breve voll schwerer Drohung an die Signoria (4. und 9. März). Am 14. und am 17. März hielt letztere eine neue Pratica ab, und von 32 Rednern sprachen in ersterer nur mehr neun zugunsten Savonarola's. Die Versammlung des 17. März entschloß sich, ihm das Predigen zu untersagen. Am selben Tage hatte der Frate eine Frauenpredigt gehalten, an deren Schluß er schon angesichts der Wendung der Dinge verkündete, ihm blieben nur mehr Thränen als Waffe übrig — „a me non resta altro che piangere“. Am 18., dem 3. Fastensonntag, kündigte er seinen Zuhörern den ihm zugegangenen Befehl an und nahm von ihnen Abschied: am 13. März benachrichtigte er den Papst, daß er, in seinem Kampfe gegen die kirchlichen Schäden von diesem verlassen und seinen Feinden überliefert (lupis feralibus data est potestas saeviendi in me), nur mehr auf den seine Hoffnung setze, der das Schwache dieser Welt auserwählt, um die Starken zu beschämen. Zuletzt mahnt er den Papst, an sein eigenes Heil zu denken (Sanctitas vestra non differat suae saluti propriae consulere). Was Savonarola damit meinte, erhellt aus den Briefen, welche er, fast gleichlautend, damals an den Kaiser und an die Könige von Spanien, England, Frankreich, Ungarn richtete,[1]) und in denen er nun zum erstenmal die Behauptung aufstellt, Alexander sei kein rechtmäßiger Papst, da er, abgesehen von der Simonie, durch welche er sich das Papstthum erkauft und die er fortwährend durch den Handel mit Benefizien fortsetze, vollkommen ungläubig sei. Er werde dies und andere geheime Laster desselben der Welt, dem Befehle des Herrn entsprechend, jetzt offenbaren und fordere die Fürsten auf, an einem geeigneten freien Orte ein großes Konzil zu versammeln. Diese Briefe an die Fürsten sollten letzteren zunächst durch Savonarola's Freunde angekündigt werden, welche an den betreffenden Höfen Verbindungen unterhielten. Ihre Anzeigen gingen gegen Ende März oder Anfang April ab. Die Briefe selbst sind niemals abgegangen; sie sind nur als Entwürfe auf uns gekommen. Aber eine der Anzeigen, der Brief des Domenico Mazzinghi an Guasconi, den Gesandten in Frankreich, fiel in die Hände Ludovico des Mohren, der ihn sofort durch seinen Bruder, den Kardinal Ascanio, an Alexander VI. sandte. Damit waren die Pläne des Frate dem Papste verrathen und sein Untergang besiegelt.

Das unvernünftige Auftreten des Franziskaners Fra Francesco di Puglia, der in S. Croce gegen Savonarola donnerte und ihn aufforderte, sich der Feuerprobe zu unterziehen, gab Veranlassung zu dem Esperimento del fuoco (7. April 1498), dessen einzelne Umstände durch die sorgfältige Untersuchung Villari's (II, 137 f.) völlig klargestellt sind. Es geht daraus mit Gewißheit hervor, daß 1. die Signoria selbst es gewesen ist, welche sich dieses von dem Minoriten hingeworfenen grausamen Spiels bemächtigte, um Savonarola zugrunde zu richten; 2. daß Savonarola und die Seinigen bereit waren, sich dem Gottesurtheil zu unterwerfen; 3. daß es der von den Franziskanern und der Signoria gegen die Dominikaner aufgestellte Vertreter Fra Giuliano Rondinelli war, welcher sich der Feuerprobe nicht stellte, indem er die Zeit in geheimen Zusammenkünften mit der Signoria zubrachte; 4. daß diese, nachdem sie das Volk hinreichend gegen Savonarola aufgehetzt, endlich bei einbrechender Nacht erklärten, das Experiment solle unterbleiben. Für den Dienst, welchen die Minoriten bei diesem Anlaß der Signoria leisteten, wies diese ihnen eine Pension von 60 Lire an, die sie schamlos genug waren zu erheben. Der Zahlmeister des Monte warf ihnen das Geld hin mit der Bemerkung: Da, nehmt den Preis für das Blut, das ihr verrathen habt. Der 8. und 9. April sind die Tage des schauerlichen Sturmes auf S. Marco. Die Piagnonen unterlagen in der ganzen Stadt; Francesco Valori und die Seinigen wurden durch die Ridolfi und Tornabuoni erschlagen, die hier ihrer Blutrache genügten. Die Schlacht um den Konvent von S. Marco endigte am Abend des 8. mit der Abführung des Priors, seines treuesten Freundes Fra Domenico und des eine ziemlich klägliche Rolle spielenden Fra Salvestro in den Palazzo der Signoria, nachdem diese den Gefangenen das Wort gegeben, daß ihnen nichts zuleide geschehen solle. Hochentzückt vernahm der Papst den sofort an ihn abgesandten Bericht über diese Vorgänge. Den Signori und den Gegnern Savonarola's ward allgemeine Absolution von allen Zensuren gewährt, die sie durch Angriff auf geistliche Personen sich könnten zugezogen haben, und dies gräßliche Osterfest endigte mit einem allgemeinen Ablaß, den Alexander in Santa Reparata den Florentinern verkündigen ließ. Nie sind geistliche Gnadenmittel schmachvoller entweiht worden. Alexander verlangte die Auslieferung des Frate in seine Hände, was die Stadt nicht gewährte. Im übrigen war man vollkommen handelseinig. Florenz verlangte den Zehnten auf die geistlichen Güter und die Unterwerfung Pisa's. Zu beidem war man in Rom und Mailand bereit unter der Bedingung, daß Savonarola verbrannt und die französische Allianz aufgegeben werde. Die einzelnen Maschen dieses Netzes sind so klar aufgewiesen, daß der auch in neuester Zeit wieder gemachte Versuch, Alexanders Verhalten als korrekt und von rein kirchlich-religiösen Gesichtspunkten eingegeben darzustellen, keiner Widerlegung mehr bedarf. Am 9. April begann das erste Verhör und die Folterung des Frate. Villari (II, 185) hat sehr recht, hervorzuheben, daß bei dem nervösen, durch Arbeiten, Abtödtungen und Leiden völlig erschöpften körperlichen Zustande Savonarola's die Anwendung der Tortur sofort Delirium hervorrufen mußte und daher auf die unter der Folter erpreßten Aussagen des Unglücklichen keinerlei Gewicht zu legen ist. Immerhin muß betont werden, daß die wenigen Blätter, auf denen Savonarola selbst niederschrieb, was er den Inquisitoren zu sagen hatte, vernichtet wurden: damit ist das einzige echte Bekenntniß desselben verloren gegangen. Das am 19. April von ihm in Gegenwart von sechs Mönchen von

[1]) Nach Baluze (Misc.) hat Meier drei dieser Briefe (S. 349 bis 356) veröffentlicht, sie aber unrichtig datirt. Villari (II, 132 f.) bestätigt (gegen Gherardi, der sie beanstandet) die Authenticität dieser Lettere ai Principi aus Cod. Riccard. 2053 und stellt ihr Datum zurecht.

S. Marco unterzeichnete Protokoll (abgedr. bei Villari II, Doc. XXVI, p. CXLVII—CLXXIV) dieses ersten Prozesses, in welchem der Inquirirte seine Täuschung hinsichtlich der Visionen und Prophezeiungen zugibt, ist eine Fälschung des Notars Ceccone. Sätze, wie: questa fu mia ipocrisi; fu mia superbia; lo facemmo per gloria del mondo u. dgl. sind offenbar zurechtgemacht. Mit diesem Aktenmaterial war nicht viel anzufangen, denn hinsichtlich der Hauptsache, seines Reformgedankens und seiner Politik, hatten selbst die äußersten Qualen dem Frate keinen Widerruf abzuzwingen gewußt. So begann man am 21. April einen zweiten Prozeß, dessen Text am 25. von Savonarola in Abwesenheit jedes Zeugen unterschrieben wurde (abgedr. bei Villari II, a. a. O. p. CLXXV—CLXXXIV). Er befriedigte so wenig, daß man ihn in seinem ganzen Wortlaut nicht einmal bekannt machte. Auch Savonarola's Leidensgenossen wurden nun verhört. Groß und edel ist das Verhör des Fra Domenico da Pescia, dessen starkem Geiste auch nicht das mindeste Zugeständniß zu Unehren des Meisters abzuringen war. Er glaubte fest an alle Prophezeiungen desselben. Dagegen spielte der somnambulistische Fra Salvestro eine recht matte Rolle. Er gab den Meister und dessen Doktrin preis und bekannte, daß er die Mönche von S. Marco getäuscht habe. Die Brüder des Konvents selbst zeigten sich schwach. Sie schrieben an den Papst, um Verzeihung zu erlangen, indem sie erklärten, durch Fra Girolamo's Arglist (astuzia) in die Irre geführt worden zu sein, was bei dem Scharfsinn seines Lehrvortrags, der Untadelhaftigkeit seines Wandels und der Heiligkeit seines Lebens zu entschuldigen gewesen. Unterdessen dauerten die Verhandlungen des Papstes mit der Signoria um den Zehnten und um den Kopf Savonarola's fort. Alexander verlangte immer noch die Auslieferung des Frate; die für den Mai neuerwählte Signoria, letzterem ebenso feindlich als die eben abgetretene, lehnte auch diese Zumuthung ab, lud aber den Papst ein, Kommissarien nach Florenz zu entsenden, was dann geschah. Alexander schickte den Dominikanergeneral Giovacchino Turriano und den Rechtsgelehrten Francesco Romolino dorthin, indem er den Florentiner Weihbischof de' Paganotti ihnen beigesellte. Die Chronik des Simone Filipepi nennt den Spanier Romolino, Bischof von Ilerda, einen huomo sceleratissimo. Er stand u. a. im Geruch, den Kardinal von S. Angelo vergiftet zu haben; Alexander machte ihn später zum Kardinal, doch mußte er bei der Wahl Julius' II., wo seine Schandthaten entdeckt wurden, von Rom fliehen. Diesen Ehrenmännern übertrug der Papst die Untersuchung gegen den Frate, indem er zugleich den von der Republik verlangten Zehnten auf die geistlichen Güter für 3 Jahre bewilligte. Dreimal zehn macht dreißig — um ebensoviel Silberlinge wurde der Herr verrathen. So meinten damals die Piagnonen.

Während diese Dinge vor sich gingen, schrieb Savonarola in seinem Gefängniß, dem Alberghettino des Palazzo della Signoria, demselben, das einst Cosimo de' Medici bewohnt hatte, seine berühmten Betrachtungen über den Psalm Miserere und über den Psalm 30 In te Domine speravi. Luther, welcher diese Auslegungen 1524 in Straßburg wieder abdrucken ließ, glaubte, wie seither manche andere Protestanten, namentlich in der Exposition des Ps. 30 den Solafidesglauben ausgesprochen zu finden. Daß Savonarola am Fuß des Lutherdenkmals in Worms steht, hängt mit dieser Vorstellung zusammen, welche heute von allen Seiten als ungerechtfertigt anerkannt ist. Die römischen Kommissarien brachten, wie Romolino unverhohlen einräumte, in ihrer Tasche das Todesurtheil des Frate fertig mit. Das dritte Verhör, dem dieser vom 20. bis 22. Mai unter Anwendung der schwersten Tortur unterzogen wurde, war nur eine grauenvolle und verbrecherische Komödie, bei der nicht einmal die einfachsten Formen der Legalität bewahrt wurden. Das Hauptbemühen der Inquisitoren ging jetzt dahin, etwas näheres über das geplante Konzil und die etwaige Mitschuld des Kardinals von Neapel zu erfahren. Das Protokoll über diesen schmachvollen dritten Prozeß (abgedr. bei Villari II, Doc. XXVI, p. CLXXXIV—CXCVIII) haben die Henker Savonarola's selbst nie zu veröffentlichen gewagt. In der Pratica vom 22. wurde der Tod der drei Gefangenen beschlossen.[1]) Nur eine Stimme, die des Augusto Niccolini, wagte sich dagegen auszusprechen. Aber die Entscheidung fiel mit der Erwägung: der Todte führt keinen Krieg mehr — nemico morto non fa più guerra. Rührend ist die Sorge, mit der Fra Domenico in seinem Schreiben an die Brüder von S. Domenico in Fiesole, deren Prior er war, von diesen Abschied nahm, indem er treueste Sorge um die Erhaltung der in seiner Zelle bewahrten Schriften des Meisters anempfahl. Alle drei Gefangenen beichteten bei einem Benediktinermönch. Es ward ihnen auf Verwendung des Battuto der die zum Tode Verurtheilten pflegenden Compagnia del Tempio, Jacopo Niccolini's, eine letzte Zusammenkunft bewilligt und morgens durften sie sich wiedersehen, um aus den Händen Savonarola's selbst die Wegzehr im Sakrament zu nehmen. In der Nacht hatte der Frate noch ein wenig auf den Knien Niccolini's in seinem Kerker geruht und beim Aufwachen soll er die Prophezeiung ausgesprochen haben, welche die Rache des Himmels über Florenz in den Tagen eines Papstes Clemens voraussagte. Beim Assedio von 1529 sprach man viel davon. Unmittelbar nach Empfang der Kommunion wurden die Gefangenen herab auf die Piazza geführt, wo ihrer die drei Kommissarien warteten. Die Details der Hinrichtung sind hinlänglich bekannt. Der Bischof von Vasona, der in Abwesenheit des Erzbischofs Rinaldo Orsini in Florenz die geistliche Regierung führte, soll, nachdem die Verurtheilten degradirt und der Ordenskleidung beraubt waren, zu Savonarola gesagt haben: separo te ab Ecclesia militante atque triumphante, worauf dieser erwidert habe: militante, non triumphante, hoc enim tuum non est.[2]) Darauf wurden die Drei dem weltlichen Arm zur Hinrichtung übergeben. Burlamacchi erzählt, als dies geschehen, „soll" Romolino zu ihnen gesagt haben: „es gefällt Sr. Heiligkeit Alexander VI., euch von der Strafe des Fegfeuers zu erlösen, indem er euch vollkommenen Nachlaß all eurer Sünden gewährt und euch eure erste Unschuld zurückgibt. Nehmt ihr diese Gnade an?" Die also Begnadigten hätten dies gesenkten Hauptes entgegengenommen und sich entfernt. Villari (II, 242) nimmt diese grausame Ironie als historisch an. Sie wird aber weder durch die jetzt erst bekannt gewordene Chronik des Filipepi (S. 505), noch durch den von Villari seltsamerweise hier ganz ignorirten Bericht der päpstlichen Kommissarien an Alexander (abgedr. bei Meier S. 389) bestätigt; gerade in dem letzteren Aktenstück erwartet man eine genaue Darstellung der Ausführung der vom Papste gegebenen Anweisungen.

Um 10 Uhr des Vormittags an jenem 23. Mai 1493 war das Urtheil unter dem Schauder der auf der Piazza versammelten Bevölkerung vollzogen worden.[3]) Die Asche

---

[1]) Der Text der Condemnatio (24. Mai) ist abgedruckt bei Villari II. Doc. XXX, p. CCLXXXVI.

[2]) Diese Erzählung lautet unwahrscheinlich, indem die Scheidung des zum Tode Verurtheilten von der Ecclesia militans, nachdem derselbe die Sakramente empfangen und also mit der Kirche rekonziliirt war, nicht verständlich ist. Sie ist indessen durch die Vita latina, durch Burlamacchi, Pico, Fra Benedetto gewährleistet. Interessant ist jedenfalls auch, wie die soeben von Villari und Casanova edirte Chronik des Simone Filipepi (S. 504 f.) die Sache erzählt. Die Inkohärenz des Verfahrens fiel danach schon damals auf.

[3]) In dem Schlafzimmer Savonarola's in S. Marco hängt bekanntlich ein Oelgemälde, welches die Verbrennung darstellt. Es ist eine Kopie desjenigen im Palazzo Corsini (XI, 19). Auch dieses gehört

der zuerst Gehenkten und dann auf dem großen Holzstoß Verbrannten war auf Karren geladen und vom Ponte Vecchio in den Arno geworfen worden. Reste des Scheiterhaufens wurden von den Piagnonen als Reliquien aufgelesen, und der junge Graf G. F. Pico della Mirandola fischte, wie er glaubte, ein Stück vom Herzen des Propheten aus dem Flusse auf. Der Rath der Zehn theilte Rom und den italienischen Höfen mit, daß dieser Frati ein ihren pestbringenden Verführungskünsten entsprechendes Ende gefunden, und die Kommissarien Sr. Heiligkeit schrieben an den Papst, der Mann, den man nicht einen Frate, noch einen Menschen, sondern nur ein schandbares, mit allen Lastern bedecktes Ungeheuer nennen könne, sei nun beseitigt und man dürfe mit dem Psalmisten rufen: Laqueus contritus est, et nos liberati sumus. Die Herren hatten recht, denn das öffentliche Gewissen Italiens war zum Schweigen gebracht, und die schamloseste Ruchlosigkeit hatte von der Seite der Moral wenigstens nichts mehr zu fürchten. Am 27. Mai ließ die Signoria dem Bischof Romolino eine hübsche Serenade vor seinen Fenstern bringen. Noch besser wird ihm das Geld behagt haben, welches eine Anzahl von Savonarola's Anhängern ihm zahlte, um vor nachträglichen Prozessen geschützt zu sein. Er konnte hochbefriedigt nach Rom zurückkehren.

Frauen waren es, welche zuerst den Muth hatten, ihre Andacht zu Savonarola zu bekennen. Wenn der Morgen graute, kamen sie, schon wenige Tage nach der Hinrichtung, auf die Piazza, wo ihr Held gelitten, und von da ab fand man, bis zum Jahre 1703, jeden Morgen des 23. Mai die Stelle des Scheiterhaufens mit Blumen bedeckt. Diese Blumen waren die letzte Erinnerung, daß es einst in Italien Menschen gegeben hatte, die ihr Leben an die Erneuerung der christlichen Gesellschaft, an die Reform der Kirche gesetzt. Für solchen Wahnsinn hatte das 18. Jahrhundert kein Fassungsvermögen mehr.

Und wir? Die Hand auf's Herz! Wie Viele würden heute, im Jahre des Heils 1898, noch zusammenzubringen sein, die für dies Phantasma ins Feuer gingen?

III.

Der Gegensatz in der Beurtheilung des Frate tritt schon in den Tagen hervor, in denen er auf der Höhe seines Einflusses und seines Ruhmes stand. Wir sahen, mit welch grimmigem Haß namentlich einige Franziskaner auf der Kanzel gegen ihn auftraten. Dahin gehört vor allem sein Todfeind, Fra Mariano, der unaufhörlich in seinen Predigten gegen ihn wüthete und am päpstlichen Hofe gegen ihn hetzte, obgleich er selbst sich die rohesten Angriffe gegen Alexander erlaubte, wie Savonarola in seinem Schreiben vom 22. Mai 1497 an Letzteren (Meier, S. 377 f.) darlegte. Aber auch in seinem eigenen Orden hatte der Frate nicht lauter Freunde. Ein Dominikaner von S. Maria Novella, der sogenannte Garofanino, ein kleines Männchen, aber dick von Bosheit und Arglist, predigte über das Thema: nemo militans Deo implicat se negotiis saecularibus. Der Geistliche solle sich in Politik nicht einmischen. Savonarola, der dem Vortrag beiwohnte, erhob sich und führte in seiner Weise geistreich aus, daß die Beschäftigung mit Politik dem Geistlichen nur dann zu verbieten sei, wenn sein Endzweck ein anderer als ein religiöser sei. Ein Augustinermönch Leonardo stellte, anonym, die Thesen auf: Savonarola sei ein Ketzer, ein falscher Prophet, ein Gotteslästerer, der mit Recht exkommunizirt sei. Ein gewisser Girolamo Muzi ließ eine „trottola inonesta", wie die Otto sie nannten, anschlagen, und ein Francesco Altoviti verfaßte eine Defensione contro all 'Arco di Fra Girolamo, um die Freiheit gegen Savonarola zu vertheidigen. Viel bedenklicher war die Haltung des Dichters und Notarius Ugolini Verini (1438—1516), der einst zu Savonarola's Bewunderern gezählt und ihn in seinem Carmen de Christianae Religionis ac Vitae Monasticae foelicitate verherrlicht hatte. In der Stunde der Prüfung fiel er von ihm ab. In den ersten Tagen nach dem Sturm auf St. Marco schrieb er jene Invektiva gegen den Frate, in welcher er der Signoria wegen Einkerkerung des Letzteren seine Glückwünsche sendet.[1]) Den Frate nennt er jetzt archetypon filii perditionis Antichristi, der die Florentiner mit unglaublicher Schlauheit verführt, darunter auch ihn (ingentis animi portentosa calliditas, annos uniter XII cepit meditari, quacumque possit via, ut fieret ubique gloriosus . . . mala multa inminere Christianis praedixit . . . . ut simplices viros mulieresque irretiret, quorum inter primos me fateor extitisse). Er wirft ihm besonders vor, daß er sich die Prophetengabe zugeschrieben (se dei prophetam asseruit), daß er an fünf Könige geschrieben, um ein Konzil gegen Alexander VI. zusammenzubringen, ein Kompendium seiner Offenbarungen verfaßt (opus fabulosum et vanum), in seinen Predigten hundertmal das Kruzifix ergriffen, bei Gott geschworen und erklärt habe, was er sage, komme von Gott. Er habe die Einigkeit unter den Bürgern zerstört und gegen die vernünftige Partei zu ungunsten der Liga und zugunsten der Franzosen gewirkt. Schon dauere diese Pest seines Regimentes 7 Jahre. Ihn habe schon im Jahre 1496 der Kindertumult an ihm irre gemacht, dann daß er trotz der Exkommunikation wieder die Domkanzel bestiegen. Nur seiner äußersten Verschlagenheit, seiner trefflichen Schriftkenntniß, der Einfachheit seines Wandels sei es zuzuschreiben, daß er so lange Alle getäuscht und sie mit angeblichen Prophezeiungen an der Nase herumgeführt habe.

Indessen, solange der Löwe lebendig ist, wagt sich der Esel selten an ihn heran. Die literarischen Gegner Savonarola's waren zu seinen Lebzeiten verschwindend gering, man fürchtete offenbar sein Wort wie seine Feder. Viel zahlreicher sind seine Freunde und Vertheidiger. Wir lassen den mehr als zweifelhaften Brief beiseite, den der hl. Francesco di Paola schon am 13. März 1479 an seinen Freund Simone della Limena di Montalto geschrieben haben soll und in welchem das Lob Savonarola's gesungen, sein Tod am Galgen, seine Verbrennung, die Zerstreuung seiner Asche und andere Einzelheiten vorausgesagt sind. Es sind die Jahre 1495 und 1496, wo die Diskussionen über den Werth Savonarola's und seiner Aufstellungen in der Florentiner Tagespresse erstehen. Gegen den Augustiner Leonardo erhoben sich Filippo Cioni und Paolo da Fucecchio.[2]) Auf die Spottverse der Gegner antworteten die Fratelleschi mit ähnlichen Versen.[3]) Wie sehr den Menschen jener Tage Politik und Religion im Kopfe zusammengelaufen war, lehren die Traktätlein eines Fra Santi Ruccellari Sul Cambio, Sul Monte Comune, Sul Monte delle fanciulle, der komische Versuch eines vollkommenen Illiteraten, wie des Domenico Cecchi „Riforma santa e pretiosa per chonservazione della città di Firenze", nebst den diese Handschrift begleitenden Versen eines ehrbaren Schneiders, und die apokalyptischen

schwerlich einer älteren Zeit als dem Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts an. Noch jünger dürfte ein von den Dominikanern in ihrer Centenariumszeitschrift (Heft XI, S. 163) reproduzirtes Bild sein, welches außer dem Palazzo della Signoria und der Piazza noch die Loggia dei Lanzi und ein Stück vom Dom nebst der Aussicht auf die Berge zeigt. Bis hart an die Zeit Savonarola's geht in ihren Kostümen eine hochinteressante Holztafel hinauf, welche wir in deutschem Privatbesitz sahen. Sie dürfte unter den uns erhaltenen Schilderungen der Scene eine der ältesten oder die älteste sein.

[1]) Das Carmen und die Invettiva sind abgedruckt bei *Gherardi* Nuovi Docum. p. 289—308.

[2]) Ihre Responsiones bei *Quétif* II, 51. Vgl. dazu *Villari* I, 443 f. *Gherardi* p. 12, Nr. 12 und 13.

[3]) Vgl. *Villari*, I 448.

Elucubrationen eines Vallombroser Eremiten Frate Angelo, der den Zug König Karls VIII. nach Italien schon in der Offenbarung Johannis gefunden hatte und sich weitläufig über die Chancen eines orientalisch-türkischen Krieges verbreitete.¹) Nie ist ein nackter Realismus mit soviel idealistisch-apokalyptischem Träumen und tollem Mystizismus in einem Kessel zusammengebraut worden, wie in diesem Zeitalter, wo das Mittelalter dahinstarb, ohne noch todt zu sein, und der Realismus der Zeit zwar geboren war, aber den festen Boden noch nicht hatte, auf dem er heute zu stehen weiß. Man darf diese allgemeine Verfassung der Geister nicht aus den Augen lassen, da, wo es sich darum handelt, eine Persönlichkeit wie Savonarola zu analysiren.

Unter den Vertheidigern Savonarola's werden auch der Philosoph Nasi (Joh. Nasii Flor. Oraculum de novo saeculo 1496, gedr. 1497), der von dem Frate (Dial. della verità profetica, f. 96) selbst ehrenvoll erwähnte Giorgio Benigno und Bartolomeo Scala genannt.²) Viel wichtiger und erfolgreicher muß das Einstehen der beiden Benivieni für Savonarola gewesen sein. Girolamo Benivieni zählte zu den geschätztesten Schriftstellern und Dichtern jener Tage. Er war der vertraute Freund des älteren Pico della Mirandola und stand in nahen Beziehungen zu Lorenzo dem Magnifico und Poliziano, wie das kürzlich von del Lungo veröffentlichte Sonett bezeugt.³) Er übersetzte Savonarola's Buch Della Simplicità della vita christiana, besaß Handschriften des Frate, verkehrte viel mit ihm, schrieb über die Feuerprobe einen die Begeisterung der Piagnonen bezeugenden Brief (29. März 1498, Gherardi p. 216), vertheidigte später das Andenken des Frate in seinem Anschreiben an Clemens VII.⁴) und ward nach seinem Tode (1542) neben Giovanni Pico della Mirandola und Polizian in S. Marco beerdigt, wo noch heute seine Grabschrift die Freundschaft dieser drei Männer rühmt.

Der Kanonikus Domenico Benivieni wird uns zuerst gelegentlich des Besuches des Frate bei dem sterbenden Lorenzo in der Umgebung des Ersteren genannt (Villari I, 183). Er scheint ihm wie kein Anderer nahe gestanden zu haben: sicher hat Niemand — Fra Domenico etwa ausgenommen — tiefer in die Seele des Frate hineingeblickt und sein Auge entzückter von diesem Anblick zurückgezogen als er. Nachdem Savonarola es für nöthig gefunden, dem Papste und der übrigen Welt gegenüber jene große Vertheidigungsschrift, das Compendium Revelationum, auf welches wir s. Z. ausführlich einzugehen haben, ausgehen zu lassen, übernahm es Domenico Benivieni in seinem Trattato⁵) und einigen Epistole diese Vertheidigung weiter auszuführen, zu entwickeln und dem Publikum mundgerecht zu machen. Diese Schriften gehören zu den größten Seltenheiten der Savonarolaliteratur und sind offenbar selbst den meisten derer, welche ex professo über den Frate schreiben, unbekannt geblieben. Es sei daher erlaubt, ihren Inhalt hier etwas näher anzugeben.

Der „Trattato" beginnt mit einer kurzen Erzählung des Auftretens des Frate als Prediger, dessen Prinzip von Anfang an gewesen: das wahre christliche Leben bestehe im Grunde nicht in irgend einem äußeren Werke, sondern sei ganz im Innern beschlossen (ma tutto dentro); d. h. es bestehe in der Erkenntniß und Liebe Gottes, nicht durch das Licht oder die Neigung der Natur, sondern getragen durch übernatürliche Gnade und Liebe. Infolge dieser Einwirkung tritt beim Menschen eine wahrhafte Einheit und Einfachheit (semplicità) ein, indem unser Intellekt durch das Licht des Glaubens nichts anderes mehr sieht oder sehen will als Gott und was zu Gott führt. Savonarola's Weissagungen werden auch hier dahin formulirt: 1. daß die Kirche einer Erneuerung bedarf; 2. daß dieser Erneuerung in ganz Italien ein großes Strafgericht (flagello) vorausgehen werde; 3. dieses Strafgericht werde bald, aber zu einer nicht näher zu bestimmenden Zeit eintreten. Die Forderungen des Frate sind: 1. daß die Florentiner sich wieder zu Gott kehren; 2. daß sie auf das allgemeine Wohl bedacht werden; 3. daß sie einen allgemeinen Frieden (durch Amnestie) herstellen und den Appell von den sechs Bohnen der Signoria zur Sicherheit der Bürgerschaft einführen; 4. daß sie einen großen Volksrath (Consiglio grande populare) ernennen, welcher die öffentlichen Aemter zu bestellen hat. Nachdem der Verfasser dann über das Wesen der Predigt und der Prophezie gesprochen, geht er zu den Beweisen für die Doktrin des Frate über, deren er nicht weniger als zwölf aufstellt. 1. Die Rechtschaffenheit seines Wandels. Savonarola sucht nur die Wahrheit. Das wissen Alle in seinem ganzen Orden. Nie hat Jemand öffentlich oder insgeheim ein Wort zu seinem Lobe aus seinem Munde vernommen noch weniger gesehen, daß er nach kirchlichen Würden oder Aemtern gestrebt hätte. Er enthält sich jeder üblen Nachrede. Bekannt sind seine Abtödtung, seine Klugheit, Gerechtigkeit, Demuth. Er eifert gegen den Wucher und die Sodomie, gegen die Spiele und andere Laster, und so erringt er viele Restitutionen, wie denn die gute Wirkung seiner Predigt in Florenz unbestritten ist. Die Feindschaft, welche ihm entgegengebracht wird, geht aus Neid hervor. Es ist ein Zeichen seiner Wahrhaftigkeit, daß er den Widerspruch weder der Geistlichen noch der Weltlichen gefürchtet hat. Dieser Widerspruch machte sich durch die Zunge und durch die Feder, in Drohungen und Nachstellungen, in geheimen und offenkundigen Verfolgungen, selbst in Bedrohung seines Lebens Luft. 2. Einen zweiten Beweis liefert der allgemeine Nutzen, den die Predigt Savonarola's gestiftet, einen dritten die Zustimmung aller Guten und der Haß aller Bösen; einen vierten sieht Benivieni in dem wachsenden Gegensatz aller schlechten Elemente, namentlich aller ehrgeizigen und verweltlichten Geistlichen, aller öffentlichen Sünder und aller versteckten Heuchler und Lauen; 5. spricht für Savonarola die lange Dauer seines Lehramts, das sich nie auf Gewalt oder auf die Waffen stützt und niemals der Sinnlichkeit geschmeichelt hat. 6. Es spricht für ihn weiter die Festigkeit und das Beharren auf all dem, was er vorausgesagt. Hier stellt Benivieni bereits das Dilemma auf: Savonarola müsse entweder ein Gottbegnadigter oder der allerschlimmste Heuchler und Verführer (grandissimo simulatore e seductore), entweder ein großes Licht (gran lume) oder in grausigem Wahn (grande inganno) befangen gewesen sein. Man sieht, es ist nicht erst Luotto gewesen, der in unsern Tagen die, wie Pastor richtig gesagt hat, für seinen Helden mehr als bedenkliche Alternative gestellt hat: Savonarola müsse entweder wirklich ein

¹) Zu dieser ganzen kleinen Lit. s. *Villari* I, 447—454. Der Brief des Frate Angelo ist vom XV. kl. jun. 1496 datirt (s. l. n. a. 4⁰, *Gherardi* p. 11, Nr. 3). Der Anachoret polemisirt gegen einige Prophezeiungen Savonarola's, ohne sich sonst gegen ihn auszusprechen. Ihm antwortete zugunsten des Frate *Hieronymus Cinozi* phisichus in s. Epistola al ven. P. Abbate et generale di Valembrosa. XXV. Aug. 1496. Später muß der Anachoret von Vallombrosa zu positiven Angriffen auf Savonarola übergegangen sein, s. dessen Epistolae bei *Gherardi* p. 12, Nr. 8, 9; p. 14, Nr. 23, 24, 25.

²) Meier S. 132. *Villari* II, 36. Ueber Scala *Gherardi*, p. 12, Nr. 7, ff., Nr. 10 betr. Benigno.

³) Del Lungo in seiner schönen, vorzüglich Polizian gewidmeten Studie Florentia. Uomini e cose del Quattrocento, Fir. 1897, p. 449.

⁴) Abgedr. bei *Milanesi* in s. Ausg. v. Varchi Stor. fior., Fir. 1857 f. Vgl. zu Girol. Benivieni *Villari* I 81, 154, 257, 337, 415 f., 504 f. II, 239, 465. Meier S. 44.

⁵) Trattato di Maestro *Domenico Benivieni* prete Florentino in defensione et probatione della doctrina et prophetie predicate da Frate Hieronymo da Ferrara nella città di Firenze. 50 Bl. 4⁰, Impressa in Firenze per Ser *Francesco Bonaccorsi*. A di XXVIII di Maggio M. CCCCLXXXXVI (Wappen mit Faskia). — *Marsilio Ficino* schreibt um 1494—95 an Dom. Benivieni als conplatonico suo (Epist. VIII. Opp. Ed. Basil. 1561, p. 873).

Heiliger und Prophet oder ein großer Verbrecher und Betrüger gewesen sein. Daß er nicht aus der Phantasie herausgelebt, will Benivieni damit beweisen, daß er nichts weniger als eigensinnig und eingebildet (fina ed obstinato di lui) gewesen. Er könne auch nicht von Dämonen getäuscht worden sein, wogegen ihn seine Gelehrsamkeit in Schrift und Natur (sic!) und seine durch die Ereignisse bewährte Sehergabe geschützt haben würde. Er sei Feind der astrologischen Künste gewesen, wie der berühmte Graf Giovanni della Mirandola, dessen Schrift gegen die Astrologie soeben sein Neffe Giovan Francesco habe drucken lassen. 7. Einen siebenten Beweis für Savonarola's Sache liefert die Konformität seines Lebens mit der hl. Schrift und der Lehre der Heiligen, sowie der Vernunft (dem lume naturale) und der guten Sitten. Gepredigt habe er vor allem gegen die Lauen (tepidi), die Schriftgelehrten und Pharisäer, welche übertünchten Gräbern gleichen, indem sie alles Religionswesen in puren Zeremonien suchen. Der Erfolg dieser Predigten sei in ganz Italien unermeßlich gewesen; überall spreche man nur von ihnen. Savonarola's Predigt drang zum Herzen, weil er mit unglaublicher Ergriffenheit sprach (acceso ed affocato, e el parlare suo vehemente). Die Leute gingen aus ihr heraus, schweigend, lange kein Wort findend (senza favellarsi). Sie wirkte auch außerhalb Italiens. Nach der Seite der Politik ging sein Vortrag auf Erhaltung und Einrichtung einer volksthümlichen Regierung (el vero reggimento et governa papulare). Es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören und das, was er gesagt, zu durchdenken. Hier führt Benivieni auch manche Schriften des Frate an, rühmt die Einfachheit seines Vortrags und führt dann (c. 10) das Eintreffen seiner Voraussagungen als Erweis seiner Lehre an — Ausführungen, welche übrigens ganz denen des oft von ihm angeführten Compendium Revelationum entsprechen. Immer handelt es sich um die drei Punkte: 1. Nothwendigkeit der Erneuerung (rinnovaziane); 2. Einleitung derselben durch das Strafgericht; 3. Unbestimmtheit der Zeit dieser immerhin als nahe bevorstehend gedachten Prüfung. Das Strafgericht (flagello) besteht 1. darin, daß die Kirche der guten Prälaten und frommen Häupter entbehrt. Wo gibt es jetzt noch in der ganzen Welt ein geistliches oder weltliches Haupt von großem Ruf und Geruch der Heiligkeit (di grande forma o nome di santità)? 3. In dem Hinsterben der Gerechten (di rinnovazione delli giusti). In solchen Stunden nimmt Gott die Gerechten weg, wie er mit Loth und Noe gethan und in Ps. 72 ankündigt. Aber diese Gerechten bleiben doch der Samen der neuen Kirche (seme della nuova Chiesa). 3. In der Ausstoßung der Gerechten aus den Aemtern und dem Einfluß (so wird man am besten übersetzen: di expulsione dei giusti dalle congregaziani e sinagaghe). Denn in gegenwärtiger Zeit will man in den Rath der Machthaber solche Gerechte nicht, sie sind vielmehr ausgestoßen und ferngehalten. 4. In dem großen Verlangen nach einer Erneuerung, wie es sich in allen Kreisen kundgibt. 5. In dem Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit und der Sünder. 6. In dem großen Mangel an wahrem Glauben, der fast in der ganzen Christenheit heute erloschen ist (!). 7. In dem ebenso großen Mangel an brüderlicher Liebe: omne regnum in se divisum desolabitur. 8. In der völligen Veräußerlichung des Gottesdienstes (el manchamento del vero culto divino, el quale tutta oggidì è posto nelle cerimanie et opere exteriori senza alcuno spirito e divozione interiare!). 9. In der Halsstarrigkeit der im Bösen verhärteten Menschheit. 10. In der allgemein herrschenden Meinung, welche diese Zustände für normal hält. Zu diesen zehn Punkten erwähnt Benivieni noch zehn andere Argumente, in welchen Jean Gerson seinerzeit die eine Reformation der Kirche fordernden Schäden zusammengefaßt hatte; wir kommen auf dieselben zurück. 8. Es spreche, fährt Benivieni fort, achtens für Savonarola, daß er so vieles glücklich geweissagt habe. So habe er dem König Karl von Frankreich, dem Grafen Giovanni della Mirandola manches persönliche Erlebniß, einigen Brüdern die bevorstehende Umwälzung in Florenz, den von Prato nach Lucca reisenden Frati den günstigen Witterungsumschlag vorausgesagt. Jetzt verkündige er noch Italien den Einfall wilder Völker (bestiale gente) und Rom, daß seine Kirchen zu Pferdeställen gemacht werden. Einiges hat Savonarola gepredigt, aber nicht aufgeschrieben, andere Voraussagungen hat er weder gepredigt noch geschrieben, anderes gepredigt und im Kompendium der Revolutionen verzeichnet. Hier wird (c. 10) nun die von Savonarola in der Nacht vom Gründonnerstag auf Charfreitag 1496 gesehene Vision (mit Reproduktion des Holzschnitts, s. o.) vorgelegt. Aus diesen Angaben ist noch zu notiren: der Tadel gegen die ehrgeizigen, weltlich gesinnten Theologen; derjenige gegen die nur mit äußeren Werken beschäftigten Lauen (tepidi), und der gegen die unter der Maske von allerlei Thieren umhergehenden Laster des Stolzes, des Geizes, der Wollust. Wieder eine offenbare Anlehnung sowohl an die Schrift wie an Jus. 1. Einen 9. Beweis für Savonarola bietet das Zeugniß seiner Gegner für die Trefflichkeit seiner Lehre, und einen 10. das auch außerhalb Florenz verbreitete große Verlangen, seine Predigten zu hören; einen 11. das Zeugniß der Seelen- und Gewissensruhe bei seinen Anhängern und der Unruhe und Beängstigung bei seinen Gegnern. Endlich findet Benivieni einen 12. Beweis in der Uniformität des Geistes und Affekts bei Savonarola's Anhängern und dem Gegentheil bei dessen Feinden. Er betont dann zum Schluß das Auseinandergehen der Urtheile.

Etwas später fällt die undatirte Epistola di maestro Domenico Benivieni Fiorentino Canonico di S. Lorenzo a una amico responsiva a certe obiectiani et calumnie contra a frate Hieronymo da Ferrara, in welcher auf den fiktiven Angriff eines Anonymus geantwortet wird. Hervorzuheben ist aus dieser Epistel, daß nach des Verfassers Darstellung der Frate nie nach Rom citirt noch irgend ein Interdikt über ihn verhängt war, sondern daß Se. Heiligkeit ihn nur dolcemente eingeladen, worauf Fra Hieronymo sich mit seiner stadtbekannten Krankheit entschuldigt habe. Es wird dann die Ansicht bekämpft, daß mit Johannes dem Täufer die Zeit der Propheten vorüber sei. Eigenthümlich ist, daß hier behauptet wird, Savonarola habe nie gesagt, der König von Frankreich habe die Kirche zu reformiren. Seine Meinung sei vielmehr, Franzosen und Türken wurden der Kirche als Züchtigung zugesandt.

Man erfährt weiter aus diesem Brief, daß Savonarola nur mehr unter militärischer Bedeckung ausging, weil die ‚guten‘ Bürger nicht mehr wagten, ihn ohne Schutz zu lassen. Man bezichtigte ihn, daß er seine Visionen auf himmlische Eingebungen zurückführe. Aber Savonarola habe nie gesagt, daß er ein Prophet sei.

Wir haben uns solange bei Benivieni aufgehalten, weil Niemand uns besseren Einblick als er in jene Atmosphäre gewährt, in welcher er in den Jahren 1494—96 lebte und webte. Mit dem tragischen Ende des Frate war die Bewunderung für ihn nicht gebrochen. Wenn Manche von ihm abfielen und der eigene Konvent von San Marco sich schwach erwies, so bewahrten ihm Andere ihren vollen Enthusiasmus. Das bezeugen namentlich die ersten Biographien des Frate, wie diejenigen des Fra Marco della Casa, des Fra Placido Cinozzi, die der Magliabechiana, welche ungedruckt sind;[1]) weiter die Giornate des Lorenzo

[1]) Vgl. über diese hschr. Quellen Villari I, p. XXXII. Soeben haben Villari und Casanova die sehr merkwürdige Epistola

Bioli und die Vulnera Diligentis des Fra Benedetto, beides Haupturkunden für unsre Kenntniß des Ausganges und Prozesses Savonarola's,[1]) vor allem Giov. Francesco Pico della Mirandola's, des Neffen, Vita Fr. Hieronymi Savonarolae (1520 schon verfaßt, um 1530 publizirt)[2]), die dieser nachgesandte Apologia[3]) und die italienische Biographie, welche den Namen Burlamacchi's trägt, von diesem (welcher 1519 starb) aber nicht (allein) herrühren kann, da sie manche nach 1520 fallende Ereignisse anführt.[4]) Dahin gehören des P. Serafino Razzi's Biographie[5]) und die neuestens von Villari und Casanova herausgegebene Chronik des Simone Filipepi,[6]) Fra Benedetto's Cedrus Libani (1510) u. a.[7])

Diesen treuen Anhängern treten aber auch jetzt wieder giftige Gegner des Frate entgegen. Ein sonst unbekannter Poggio eiferte in verschiedenen Schriften gegen seinen Ungehorsam betreffs der Exkommunikation.[8]) Demselben Kreis gehört die Schrift Contra delirantes an.[9]) Schmerzlicher mußte für alle Freunde des Todten die Charakterlosigkeit eines Marsilio Ficino sein, der Savonarola einst als einen durch Heiligkeit und Weisheit ausgezeichneten, von Gott mit Divination begnadigten Mann genannt hatte[10]) und jetzt[11]) eine Apologie gegen den Antichristen „Hieronymus" aus Ferrara schrieb, die alle anderen Gegenschriften an Heftigkeit übertraf. Da heißt der Frate hypocritarum princeps; in diesem Antichrist habe, sagt Ficino, eine unvergleichliche Schlauheit gewohnt, durch die er auch seinerzeit von ihm getäuscht worden sei. Aber schon seit 3 Jahren habe er seine Bekannten vor diesem giftigen Ungeheuer (monstrum veneficum) gewarnt, das mit einer ganzen Schaar von Teufeln nach Florenz gekommen sei, um die Stadt zu verderben. Von dieser Pest sei man durch die Fürsicht des Papstes nun befreit, wofür man Sr. Heiligkeit unendlichen Dank schulde. Auch die Canonici von S. Maria del Fiore, zu denen Marsilio zählte, hätten zum Untergang Savonarola's beigetragen. Man versteht sofort, daß Marsilio den Auftrag hatte, das Domkapitel, welches den Frate solange hatte predigen lassen, gegen Verfolgung zu schützen; auch darf nicht vergessen werden, daß der berühmte Platoniker seine Verbindung mit den Medici stets aufrechterhalten hatte.

Derselben Klasse von Ueberläufern gehörte, wie wir sahen, auch der Dichter Ugolino Verini an, der einst Savonarola angesungen hatte und ihn nun unmittelbar nach seiner Inhaftnahme so heftig angriff.[1]) Andere wagten ihre wahre Meinung schon gar nicht mehr zu sagen und begnügten sich, wie Giovanni Garzoni, ihr Mitleid mit den Irrthümern des Frate auszudrücken.[2]) Am schmerzlichsten mußte die Haltung des Dominikanerordens selbst sein. Von der Botschaft, welche der Konvent von S. Marco sofort am 24. April schon nach Rom sandte, war bereits die Rede. Einen gleichen, wenn nicht schlimmeren Verrath stellt der Brief des Fra Niccolò de Milano vom 22. April 1498 dar. Am 3. Febr. 1499 verbot der Prokurator der Provinz, P. Francesco Mei, den Dominikanern, überhaupt von Savonarola zu sprechen, befahl ihnen, in ihren Predigten ihn weder anzugreifen, noch zu loben, alle sog. Reliquien desselben, seine Kleider u. s. f. ihm sofort auszuliefern, und — selbst künftig keine Visionen zu haben oder Zukünftiges vorauszusagen, was denn der Maestro Generale am 25. März 1499 bestätigt. Den Uebertretern dieser Vorschriften werden indessen nach vorübergehender Verschärfung (20. Juli) schon am 15. Nov. 1499 etwas mildere Pönitenzen zugesprochen. Strenger wüthet wieder der P. Bandello, Torriano's Nachfolger im Generalat, gegen die Brüder von S. Marco, welche behaupten, Fra Girolamo sei unrechtmäßigerweise verurtheilt worden oder er sei ein Prophet, ein Heiliger oder Martyr (10. März 1502). Andere Verbote treffen die Theilnahme für die Piagnonen. Viele Jahre später traf noch Herzog Cosimo strenge Verfügungen gegen diejenigen, welche, nach dem Beispiele Luthers, aus einer cosa del diavolo eine „idolatria di Fra Girolamo in questa terra" machten (14. Okt. 1545); doch erlaubte er den Brüdern die Rückkehr nach S. Marco, das eine Zeitlang entvölkert war. Auch jetzt blieben die Insassen des Konvents noch immer unter scharfer Beobachtung und Kontrole der Polizei und der Inquisition, und noch im Jahre 1585 machte sich der General des Ordens, Fra Sisto, mit einem erneuten Verbot, den Namen Savonarola's auszusprechen, lächerlich. Der Fanatismus, vermählt mit der Servilität, ist nicht leicht imstande, dem Fluch der Lächerlichkeit zu entgehen; und so war ihm auch schon die Florentiner Signoria 1498 verfallen, als sie die Glocke von S. Marco, zur Strafe dafür, daß sie beim Assedio Sturm geläutet, auf 50 Jahre außerhalb der Stadt zu den Franziskanern von S. Miniato verbannte.[3]) Für uns kommt unendlich mehr als auf diese Dinge darauf an, zu wissen, was die Koryphäen der florentinischen Staatskunst und Historiographie über ein Ereigniß dachten, dem sie in sehr jungen Jahren noch zugeschaut hatten. Damit gelangen wir zu der über dem Geschwätz der Sakristien und der Meinung der Piazza sich weit erhebenden Beurtheilung Savonarola's durch die Giannotti, Machiavelli, Guicciardini.

SPECTATOR.

---

di *Fra Placido Cinozzi*, der seit 1496 Schüler Savonarola's war, veröffentlicht (Scelta di Prediche etc. Fir. 1898, p. 1—29).

1) Villari, I, XII f., XXXII f., CVIII. — II, CXXXII f., Meier, S. 46.

2) Ausg. Quétifs, Par. 1674.

3) Ebens. bei Quétif, II, 1 f.

4) Vita del P. F. Girolamo Savonarola scritto dal *P. F. Pacifico Burlamacchi* Lucchen. Lucc. 1763, 1764. — Ranke (Hist. biogr. Stud. S. 346) hielt Burlamacchi für ganz abhängig von Pico. *Villari* (Riv. stor. Ital. I. 1884 und La Storia di G. S. I. X) hat indessen nachgewiesen, daß beide auf die Vita Latina (Cod. Riccard. 2053) zurückgehen.

5) Handschriftlich mehrfach erhalten, s. *Villari*, I, p. XXXIII. Auszüge aus Cod. Riccard. 2012 bei *Gius. Baccini*, Prediche di Fra Girol. Sav., Fir. 1889, p. 647; bes. interessant das Urtheil über Alexander VI., S. 652: Papa Alessandro non era cristiano, e per consequenza nè Papa.

6) Simone di Mariano Filipepi war ein Bruder des berühmten Malers Sandro Botticelli. Er wohnte dem Esperimento del fuoco bei. Seine Aufzeichnungen haben soeben Villari und Casanova aus einer vatikanischen Handschrift in der Scelta di Prediche e scritti di Fra G. Sav., Fir. 1898, p. 453, herausgegeben. Sie drücken sehr stark auf die Waagschale zugunsten Savonarola's und ungunsten Alexanders VI.

7) Arch. stor. Ital. Ap. VII. Fir. 1849. *Gherardi*, p. 16, No. 37.

8) S. die bibliogr. Nachweise bei Gherardi S. 14, Nr. 22. Potthast a. a. O. II, 1564.

9) Contra delirantes qui volunt adhuc fratrem Hieronymum rite et recte damnatum defendere. Der Verf. nennt sich Praepositus omnium sanctorum decretorum. (!) Potthast, II, 1565.

10) *Mars. Fic.* Ep. ad Joa. Cavalcanti 12 Dec. 1494, Ep. XII. Opp. ed. Bas. 1561, p. 963: „per virum sanctimonia sapientiaque praestantem Hieronymum . . . divinitus ad hoc electum".

11) Diese an das Kardinalskollegium gerichtete Apologia *Marsilii Ficini* pro multis Florentinis ab Antichristo Hieronymo Ferrariensis hypocritarum summo deceptis hat L. Passerini im Giorn. stor. degli Archivi tosc. III, 115, 1859 (App. zu Arch. stor. Ital. N. S. IX) abgedruckt. Schon im Jahre 1495 hatte in der That Ficino einer gegen Savonarola gehaltenen Theologenversammlung beigewohnt (Villari I, 346).

1) *Gherardi*, S. 303.

2) Eb. s. 308 f.: „sed. potius in H. commoveri misericordia, qui taciti fuerit erroribus lapsus."

3) Vgl. für diese ganze Serie von Verfolgungen die Dokumente bei Gherardi, S. 310 — 351.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 2. August. Nummer 170.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Zeitalter Bismarcks.

Nicht nur das Gefühl der Trauer ist es, sondern noch mehr das einer großen inneren Erhebung, mit welchem heute die überwiegende Mehrzahl des deutschen Volkes seine Gedanken hinwendet zu dem Gewaltigen, der dort, umrauscht von den Eichen des Sachsenwaldes, auf der Todtenbahre ruht. Große Menschen sterben ihrem Volke nie, und auch Bismarck ist heute nicht von uns und von seinem Vaterlande geschieden, wenngleich sein Leib nun der Natur den letzten Tribut bezahlt hat. Ebensowenig wie er vor acht Jahren, als die äußere Würde des Kanzleramts von seinen Schultern genommen wurde, aufgehört hatte mit der inneren Würde des Reichsberathers bekleidet vor dem Gefühle seiner dankbaren Volksgenossen dazustehen, ebensowenig ist heute, da sein großes, strahlendes Auge erloschen, seine Persönlichkeit mit einem Schlage aus unsrer zeitgenössischen Geschichte ausgeschieden. Sie wird noch viele Jahrzehnte unmittelbar nachwirkend mit ihrem Zauber erfüllen und in der Geschichte durch mittelbare Ausstrahlung als der Träger eines Zeitalters überhaupt unvergänglich haften. Und hierin liegt das erhebende Moment, welches der Trauer des deutschen Vaterlandes um das leibliche Hinscheiden seines großen Sohnes sich versöhnend und läuternd beigesellt, welches das Gefühl des Schmerzes zugleich zu einem Gefühl des Triumphes gestaltet. Denn wieder einmal ist der Tod überwunden worden durch das unvergänglich Kraftvolle einer Individualität, wieder einmal hat, um in historischem Sinne zu reden, die rasch wechselnde Flucht der Erscheinungen in einer voll ausgestalteten Persönlichkeit einen Anknüpfungs- und Krystallisationspunkt gefunden.

Die persönlichen und politischen Gegner des Dahingeschiedenen freilich werden gerade jetzt wieder aufs neue betonen, wie sie es so eifrig schon dem Lebenden gegenüber gethan haben, daß von einem „Zeitalter Bismarcks" auf keine Weise die Rede sein kann. Sie werden der Persönlichkeit des Altreichskanzlers, dieser „Verkörperung des nackten Egoismus ohne tiefere sittliche Grundlage und des krassesten Machthaberthums" die Fähigkeit, in weiterem historischen Sinne ein Zeitalter zu tragen, überhaupt absprechen. Und sie begegnen sich hierin mit dem Positivismus in den historischen Wissenschaften, der von einem Heroenthum im Carlyle'schen Sinne nichts wissen will, auf halber Bahn. Am wenigsten werden sie aber von einem Hinüberstrahlen der großen politischen Wirksamkeit Bismarcks auf das allgemeine deutsche Geistesleben, worin allerdings der Begriff des Zeitalters erst seine volle Verwirklichung findet, reden hören wollen, und sie werden es als einen Frevel empfinden, daß man dem Zeitalter eines Goethe, mit dem die innere Entwicklung des deutschen Volkes in diesem Jahrhundert anhub, das Zeitalter eines Bismarck, in dem diese Entwicklung am Ende des Jahrhunderts einen gewissen Abschluß erlebte, gegenüberstellt. Und in der That ist ja unser gesammtes modernes Denken dem Begriff der mächtig in die Geschichte eingreifenden Individualität prinzipiell so abhold, daß nur noch die Schlagworte von einer Epoche der Erfindungen oder von einem Zeitalter der Elektrizität oder auch des Verkehrs, in denen wir leben, auf allgemeine Zustimmung und auf ein gewisses unklares Entgegenkommen rechnen zu können scheinen.

Jedoch die Geschichtbetrachtung kann sich des Eindrucks einer machtvollen Persönlichkeit im Grunde ebensowenig entziehen, wie das innere Gefühl eines ganzen Volkes trotz aller Voreingenommenheit durch verallgemeinernde Schlagworte auf die Dauer hiezu imstande ist. So wird auch Bismarcks Gestalt um so ausschließlicher historisch hervortreten, je mehr sich die Ereignisse, die mit seinem Namen verknüpft sind, von dem betrachtenden Auge entfernen. Und sein Tod, die damit verknüpften Erörterungen seiner Wirksamkeit, die jetzt für eine Weile wieder sich breit und ausführlich in der Oeffentlichkeit vernehmen lassen werden, der Abschluß überhaupt, den seine irdische Laufbahn nun gefunden, werden der Entwicklung der Idee von der Verkörperung geistiger und kultureller Strömungen in einer hervortretenden Persönlichkeit wieder einen neuen Anstoß geben.

Es ist schon bei Lebzeiten des Fürsten zur tiefeindringenden historischen Erörterung seiner Wirksamkeit unendlich viel geschehen. Man kann schon jetzt eigentlich nicht mehr von ihm sagen, daß seine Gestalt „durch der Parteien Gunst und Haß verwirrt in der Geschichte schwanke", so sehr auch die große Gegnerschaft, die seine im Lieben wie im Hassen gleich stark ausgeprägte Persönlichkeit erzeugte, die innersten Motive seines Handelns anzuzweifeln fortfährt. Durch eine Reihe von Dokumentensammlungen, von Quellenwerken für sein politisches Wirken, von Sammlungen anekdotischen Materials über sein öffentliches wie privates Leben ist seine ganze persönliche Entwicklung wie seine gewaltig tiefgehende Einwirkung auf unser politisches und kulturelles Leben in so vielen Punkten authentisch festgelegt, daß die Ausfüllung der Zwischenräume, die nun wahrscheinlich durch posthume Veröffentlichungen rasch und, soweit es überhaupt historisch möglich ist, endgültig stattfinden wird, kaum noch eine wesentliche Aenderung in der Gesammtbeurtheilung wird hervorbringen können.

Aber eine andere große, weit bedeutendere Aufgabe harrt außer dieser Ergänzung des schon vorliegenden und bearbeiteten Materials noch der Geschichtschreibung der kommenden Jahrzehnte, des kommenden Jahrhunderts. Wie wir, je weiter wir uns von der Zeit Goethe's entfernen, immer größere Klarheit gewinnen über die tiefen Zusammenhänge, in denen das Leben und das Lebenswerk dieses Heros unsrer geistigen Entwicklung mit dem innersten Leben und Fühlen seines Volkes standen, wie wir immer mehr

erkennen lernen, daß die nach allen Seiten hin sich bethätigende und ausgestaltende Individualität des Dichterfürsten im Grunde nur die Blüthe darstellt, zu der tausend Wurzeln und Regungen der Nation den belebenden Saft spendeten, so wird uns auch die kommende Zeit erst eine gründlichere, von weiteren Aussichtspunkten, als sie uns jetzt zu Gebote stehen, herstammende Belehrung über den Umfang geben können, in dem Fürst Bismarck der Erfüller der tiefen und geheimnißvollen Bestrebungen seiner Zeit war.

Jetzt ahnte das deutsche Volk in seinen breiten Schichten wohl schon diesen Umfang. Es fand so viele Züge seines innersten Lebens verkörpert in der bei aller Größe so anheimelnden Natur des dahingeschiedenen Altreichskanzlers; es erkannte sich selbst wieder in der frischen Derbheit und in dem ungestümen Vordrängen dieser Natur; es erfreute sich an dem so recht im Volksboden wurzelnden und mit dem Erdgeruch der ländlichen Herkunft ausgestatteten, in keiner Lage versagenden Humor des einstigen Junkers; es verzieh ihm gern die Härten und Schroffheiten seines Wesens, weil sie mit einem im Grunde weichen und tiefempfindenden Gefühle gepaart waren. Und daneben diese prachtvollen Ausbrüche einer elementaren Kraft, die sich überall und zu jeder Stunde kundgab, mußten sie nicht gerade die Gesammtheit des Volkes mit sich reißen, das diese Kraft ja auch in sich regen fühlte und nur durch die Beschränktheiten seines politischen Lebens verhindert war, sich unmittelbar zu äußern. Im Grunde beruht ja jeder Heroenkultus, jede Vergötterung, die die breiten Massen einem Helden zutheil werden lassen, in dem freilich nur dunkel empfundenen Wohlbehagen, die Eigenschaften, die man an sich selbst am liebsten ausgebildet sähe, in einem großen Individuum bis zu einer gewissen Vollkommenheit entwickelt zu finden. Die große Popularität Bismarcks hat ihren Grund deßhalb ebenso sehr in dieser Verwandtschaft seiner Natur mit dem innersten Empfinden der Volksseele, wie in seinen gewaltigen äußeren Erfolgen.

Und diese Erfolge wieder stellten ja auch nur das dar, was das deutsche Volk seit Jahrhunderten aufs tiefste ersehnte. Bismarck war nicht groß auf einem Gebiete, das der Volksseele im Grunde fern liegt; weder wissenschaftliche noch künstlerische Größe war ihm eigen; aber er war groß dort, wo es das Volk in seiner Gesammtheit gern selbst sein wollte, und deßhalb stellt sich sein Lebenswerk für seine Nation als die Erfüllung der Zeiten im weitesten Sinne dar.

Den Zusammenhang also zu finden und klar darzustellen, in dem sowohl die Persönlichkeit Bismarcks wie sein Lebenswerk mit der Natur und dem Sehnen der deutschen Volksseele standen, das wird das Ziel der künftigen Geschichtschreibung sein müssen, wenn sie auf das Zeitalter Bismarcks ihr Augenmerk richtet. Die gesammten Lebensumstände des verstorbenen Altreichskanzlers deuten ja übrigens schon ganz von selbst auf diesen Zusammenhang hin, den das deutsche Volk ganz richtig empfand.

Wie Napoleon I. ist Bismarck der Vollender einer Revolution gewesen. Jener öffnete der ungeheuren Gährung, die das französische Volk in seinen Tiefen ergriffen hatte, durch das Hinlenken der Massen auf kriegerische Eroberungen, auf militärischen Ruhm ein Ventil, durch das nun zwei Jahrzehnte lang die ganze aufgespeicherte Kraft mit elementarer Wirkung ausströmte; dieser, der Begründer des Deutschen Reiches, schloß die wogende See der Volksleidenschaften in Kanäle, die ein positiveres und dauernderes Ziel, die Wiedererrichtung einer Nation, hinführten. Beide mußten mit Gewalt vorgehen und rauh zugreifen, aber die weltumspannenden Pläne des Corsen fanden ihren Rückhalt schließlich doch nur in dem Machtgefühl der eigenen Persönlichkeit, während die enger begrenzten Absichten Bismarcks sich auf das Machtgefühl eines ganzen Volkes gründeten. Dort sehen wir deßhalb eine Schöpfung rasch wieder zerfallen, hier festgekittet fortbestehen. Die Bewegung, die bei dem einsamen Sterben Napoleons auf dem Felseneiland durch ganz Europa ging, galt lediglich dem einst so großen Manne, der aber am Ende seines Lebens ganz für sich allein stand; heute, bei dem Tode Bismarcks, gilt sie dem Vollender eines Zeitalters, dem Erfüller eines Völkertraums, der für sein Streben bis zum letzten Athemzuge ein ganzes Volk zur Seite hatte.

Wie Bismarck durch seine Fähigkeit, die Seele dieses Volkes zu errathen, zu dem Begründer der deutschen Einheit herauwuchs und wie auf der anderen Seite dieses Volk durch den Hinblick auf die großen persönlichen Eigenschaften seines Einigers, der so recht Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute war, aus seiner politischen Beschränktheit herauswuchs, das klarzulegen ist eine weitere Aufgabe der künftigen Geschichtschreibung von dem Zeitalter Bismarcks. Die gegenseitige Einwirkung zwischen Heros und Volk stellt sich ja überhaupt als einer der fruchtbarsten historischen Ausgangspunkte dar. Das deutsche Volk bedurfte eines „Zwingherrn zur Deutschheit“, um den Fichte'schen Ausdruck zu gebrauchen. Daß es ihn zur rechten Zeit fand, verdankt es einem gütigen Geschicke. Möchte es dieser Thatsache nun auch bei dem Hinscheiden dessen, der es zur Erfüllung seiner alten Träume so oft und so scharf zwingen mußte, eingedenk bleiben und dem von Jenem inaugurirten Zeitalter eine glänzende Erfüllung geben.

Ueber die Schädigung physikalischer Institute durch elektrische Starkstromleitungen.

Von W. Berdrow.

Die Frage der Störung oder vollständigen Verhinderung physikalischer Untersuchungen und daraus erwachsend der dauernden Schädigung physikalischer Institute und magnetischer Observatorien durch elektrische Starkströme wurde in dem Augenblick brennend, als die elektrische Kraft in größerem Umfange durch die elektrischen Bahnen gewissermaßen auf die Straße und in den Erdboden getragen wurde. Schon die ersten Anlagen elektrischer Straßenbahnen in deutschen Universitätsstädten, z. B. in Halle, Leipzig, Breslau, riefen Proteste gelehrter Personen oder Körperschaften und, wo diese verhallten, Klagen über die Störungen hervor, welche die feineren Messungen durch den Einfluß der elektrischen, vom Schienennetz sich in den Erdboden verirrenden Ströme, oder durch die direkte Einwirkung benachbarter Starkstromleitungen erfuhren. Neuerdings ist diese Frage, die anfänglich mehr einem häuslichen Zwist zwischen der physikalischen Wissenschaft und dem von ihr selbst hauptsächlich großgezogenen Riesenkinde, der Elektrotechnik, glich, zu einer öffentlich vielbesprochenen geworden, durch den öffentlich erhobenen und mehrfach öffentlich widerlegten Protest zweier wissenschaftlichen Institute von größter Bedeutung, des Magnetischen Observatoriums bei Potsdam und der Sternwarte in Bogenhausen bei München, gegen die Anlage elektrischer Straßen- bezw. Fernbahnen innerhalb eines von diesen Instituten als unerläßlich bezeichneten Schutzkreises. Von beiden Seiten, in technischen Kreisen einerseits, in wissenschaftlichen Kreisen andrerseits, sind über den Einfluß der elektrischen Bahnen auf die Thätigkeit feinerer Meßinstrumente die abweichendsten Behauptungen aufgestellt und Beweise auf Beweise gehäuft. Aber daneben ist auch, von diesen mehr wissenschaftlichen Fragen abgesehen, schon mehrfach die Erörterung laut geworden, ob überhaupt, die

Schädigung der wissenschaftlichen Institute durch die elektrischen Bahnen selbst zugegeben, eine Rücksichtnahme auf die ersteren in dem Umfange, daß der Verkehr darunter leidet, zu verlangen sei. Mit anderen Worten, es kommt zu der Frage, ob sich die Wissenschaft dem Alltagsleben oder ob sich dieses zum Entgelt etwa für die zahlreichen Dienste, die ihm von der Wissenschaft geleistet werden, bei einer Kollision der beiderseitigen Interessen ihr unterzuordnen hat.

Den letzteren Punkt zu entscheiden, soll hier nicht im geringsten versucht werden: lediglich die bisherigen Erfahrungen, die Schädigung wissenschaftlicher Interessen durch Starkstromleitungen betreffend, und die aus diesen Erfahrungen geschöpften Ansichten der bedeutendsten Autoritäten, soweit sie sich bisher zu dieser Frage äußerten, sollen im nachfolgenden eine möglichst kurze und objektive Darstellung finden.

Bevor noch die Störung wissenschaftlicher Untersuchungen durch elektrische Starkströme häufig genug beobachtet worden war, um Gegenstand eingehenderer Diskussionen zu werden, hatte bereits die Post mit dem sich mehr und mehr ausdehnenden Netz elektrischer Starkstromleitungen ihre üblen Erfahrungen gemacht. Schon die Luft- und Kabelleitungen der für den Lichtbedarf der Städte angelegten Elektrizitätswerke haben seit langer Zeit zu vielbemerkten Störungen im Telephonbetriebe, nämlich zur Entstehung lästiger Geräusche geführt, die durch knisternde, sausende oder heulende Töne die Verständigung durch das Fernsprechnetz ungemein erschweren und hier und da fast unmöglich gemacht haben. Zum Theil direkte Induktionswirkungen, zum Theil die Folge vagabundirender Ströme, die aus den Starkstromleitungen an undichten Stellen entweichen und sich in die Erde oder in benachbarte Leitungen verirren, entstehen diese Telephongeräusche selbst dann, wenn die Fernsprechleitungen sich mit denen elektrischer Lichtanlagen oder dergleichen nur kreuzen. Laufen beide einander auf längere Strecken parallel, so genügen schon bebenachbarte Telephonleitungen, um im Telephon störende und lästige Nebengeräusche hervorzurufen, deren Beseitigung dann freilich ganz zu einer internen Frage der Post- und Telegraphenverwaltung wird. Aber auch da, wo die Anlage von Elektrizitätswerken den Telephonbetrieb störte, hat sich bisher die deutsche Reichspostverwaltung, wohl in Anbetracht der Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit der Gründungen, welche die Ursache dieser Störungen bildeten, nicht veranlaßt gesehen, gegen dieselben einzuschreiten, sondern sie hat vielmehr versucht, ihrerseits die lästigen Störungen durch geeignete Gegenmittel zu verhindern oder doch einzuschränken. Das beste, freilich sehr kostspielige und trotzdem nicht überall wirksame Mittel dazu ist die Ausführung von Doppelleitungen für den Fernsprechbetrieb, da in zwei nebeneinander liegenden und von demselben Strom durchflossenen Drähten jeder im entgegengesetzten Sinne des anderen induzirt wird und die Wirkungen sich aufheben. Indessen sollten diese Verhältnisse, als eigentlich nicht in unsre Betrachtung gehörig, hier nur erwähnt werden, weshalb ich über sie mit der Bemerkung hinweggehe, daß nach dem Urtheil von Elektrotechnikern eine neuerdings von Hrn. Brockelt in Dresden erfundene „Einrichtung zur Aufhebung der durch Starkströme verursachten Nebengeräusche in Fernsprechern“ diesen Uebelstand in der That fast ganz und mit geringen Kosten beseitigen soll. Mehr Zusammenhang mit unserm Gegenstand hat eine seit längerer Zeit gemachte und in einer wichtigen Versammlung des Elektrotechnischen Vereins im Jahre 1895 durch Dr. Strecker zur Sprache gebrachte Erfahrung der Reichspostverwaltung über den Einfluß der Starkstromleitungen auf die von der Post selbst angestellten Untersuchungen und Messungen an unterirdischen Leitungen. In großen Städten werden zur Kontrolirung der unterirdischen Kabelleitungen der Post und Telegraphie wöchentlich einmal genaue Untersuchungen und Messungen, die Leitungsfähigkeit, Isolirung und den Widerstand dieser Kabel betreffend, ausgeführt. Neuerdings sind diese Messungen durch den Einfluß der schnell sich vermehrenden Starkstromleitungen und besonders der elektrischen Bahnen mit ihrem großen Kraftverbrauch so erheblich gestört worden, daß man sie hier und da nur noch während der Nacht mit Aussicht auf hinreichende Genauigkeit vornehmen konnte. Ja, was die elektrischen Straßenbahnen betrifft, so zeigte es sich, daß dieselben selbst während der Nacht noch einen Theil ihres störenden Einflusses beibehalten, nachdem der Betrieb schon seit Stunden ruht, ein Umstand, den man auf den von den Schienen am Tage empfangenen und auch während der Nacht nicht ganz wieder verlorenen Magnetismus zurückführte.

Um nun zunächst auf diejenigen Störungen einzugehen, welche in den physikalischen Instituten unsrer Universitäten gleichzeitig mit der Einführung des elektrischen Betriebes für die Straßenbahnen beobachtet wurden, seien hier die wesentlichsten Punkte aus den Verhandlungen[1] jener schon erwähnten Versammlung des Elektrotechnischen Vereins wiedergegeben, in welcher am 11. Juni 1895 nach einer vorhergegangenen Einladung an die bedeutendsten Physiker und Elektriker Deutschlands diese eben brennend gewordene Frage der ersten gründlichen Diskussion unterzogen wurde. Der erste Referent dieser Verhandlungen, Prof. Ulbricht, gab eine Uebersicht über den bisherigen Stand dieser Frage, die er allerdings weniger kritisch beurtheilte als viele seiner Kollegen, und schloß dann eine kurze Aufzählung der Hülfsmittel an, die theils in den physikalischen Kabinetten, theils von Seiten der Eisenbahnen gegen die Verbreitung und den Einfluß schädlicher Erdströme angewandt werden können. Schon in den ersten Monaten nach der Ausführung der ersten elektrischen Straßenbahnen in Deutschland liefen über die von ihnen verursachten Störungen die bittersten Klagen von Prof. Dorn-Halle, Hertwig und Cohn-Königsberg, Meyer und Mützel-Breslau und von anderen Seiten ein. Wo man es in vorläufiger Unkenntniß der zu erwartenden Uebelstände oder in Folge der Machtlosigkeit, einzuschreiten, hatte geschehen lassen, daß die elektrischen Bahnen unmittelbar an den Universitätsgebäuden vorübergingen, wurden alsbald Störungen beobachtet, welche die Ausführung selbst der oberflächlichsten Arbeiten und Untersuchungen schwierig oder unmöglich machten. In Breslau, wo die elektrischen Wagen in 15 m Abstand von dem physikalischen Kabinet vorüberlaufen, wurden beim Passiren eines Wagens der Straßenbahn Abweichungen der Instrumente bis zu 10 Bogenminuten beobachtet. In Hannover wurden die Instrumente bei einer Entfernung der elektrischen Bahn von 60—70 m um den Betrag von 7 Bogenminuten abgelenkt, in Chemnitz beim Vorüberfahren elektrischer Wagen in 45 m Entfernung um 2 bis 3 Minuten, in 110 m Entfernung um $^1/_2$ bis $^2/_3$ Minuten. Instrumentstörungen um $^1/_2$ Minute wurden in Hamburg noch bei 150 m Entfernung, solche bis 2 $^1/_2$ Minuten noch bei 80 m Entfernung beobachtet. Da unmittelbare Induktionswirkungen sich nicht entfernt in diesem Maße geltend machen können, so mußten es hauptsächlich die aus den Schienen in die Erde übergehenden vagabundirenden Ströme sein, die den Gang der Meßinstrumente so heillos verwirrten. Eine Bestätigung für diese Vermuthung erhielt man alsbald durch die genauere Beobachtung der Natur und des Auftretens der magnetischen Störungen. Während gewöhnliche Starkstromleitungen für den Licht- und Kraftbetrieb mit ihrer

[1] Vgl. „Elektrotechnische Zeitschrift“ 1895.

regelmäßigen Belastung und guten Isolation fast gar keine, und wenn Hin- und Rückleitung nebeneinander liegen, in der That überhaupt keine störende Fernwirkung ausüben, sind die Leitungen der elektrischen Bahnen schon gefährlich durch ihre wechselnde, mit dem Vorbeifahren jedes Wagens steigende und dann wieder fallende Belastung. Während aber die direkte Induktionswirkung dieser Ströme wenigstens für die verhältnißmäßig groben Instrumente der meisten physikalischen Institute auf 200 m Entfernung (nach Ulbricht) kaum noch zu spüren ist, hat man unter der lästigsten Beigabe der elektrischen Bahnen, unter den vagabundirenden Erdströmen, noch auf ungleich größere Entfernungen zu leiden. Bei genauerer Beobachtung erkennt man die Erdströme sofort daran, daß ihre Wirkungen nicht dann am stärksten sind, wenn ein Wagen auf dem mehr oder weniger entfernten Geleise vorüberfährt, sondern wenn sich derselbe von dem für die Beobachtungsstation kritischen Punkte entfernt und dem Ende der Bahn, d. h. der Stromquelle nähert. Die gegen den Erdboden nicht isolirte Rückleitung der Elektrizität, die ja vom Wagen fast immer direkt in die Schienen tritt, wird dann so stark durch den Strom belastet, daß ein großer Theil des letzteren in die Erde übergeht und nun auf weite Entfernungen hin alle feineren Meßinstrumente verwirrt. Der Referent der erwähnten Verhandlungen deutete die Gegenmaßregeln an, die man den Bahnunternehmern selbst in Gestalt einer möglichst gut leitenden Schienenverbindung, einer trockenen, schlecht leitenden Bettung, eines starken Schienen-Querschnittes u. s. w. gegen das Entweichen von Erdströmen auferlegen sollte, und wies auf der anderen Seite mit etwas starker Resignation darauf hin, daß man unter den obwaltenden Umständen sehr genaue magnetische Messungen in den Universitäts-Kabinetten eben nicht mehr vornehmen und sie vielmehr den Spezialinstituten für erdmagnetische Messungen werde überlassen müssen.

In starkem Gegensatze zu diesen in aller Kürze wiedergegebenen Ausführungen Ulbrichts verfocht Prof. Dorn-Halle energisch den Standpunkt, daß auch die Universitätsinstitute, als Trägerinnen der physikalischen Begabung des heranwachsenden Geschlechts, mit allen Mitteln zu schützen seien gegen die Schädigung durch äußere Einflüsse, welche ihnen eben diese Aufgabe ganz und gar unmöglich machen. Der Gelehrte, der durch seine üblen Erfahrungen in Breslau und besonders in Halle allerdings zu einer ziemlich schonungslosen Beurtheilung der elektrischen Bahnen geführt ist, sagte u. a., daß er in Breslau, wo das denkbar ungünstig gelegene physikalische Institut von jeher durch den gewöhnlichen Straßenverkehr mit seinen Erschütterungen, seinem Lärm und der unvermeidlichen Bewegung schwerer Eisenmassen in der Ausführung exakter Arbeiten stark behindert war, früher wenigstens noch abends habe arbeiten können: jetzt sei es dort, wie in Halle, mit der Vornahme feinerer Messungen überhaupt vorbei, da die elektrischen Bahnen bis nach Mitternacht verkehren. Noch bei einem Abstand von 200 m zwischen den Schienen und dem Institut sind die Störungen der Instrumente so groß, „daß jeder unerfahrene Praktikant sich darüber beschwert, sobald er an einem Spiegelinstrument beobachtet, dessen Magnet vom Erdmagnetismus beeinflußt wird". Auch Prof. Dorn will nicht so weit gehen, die Möglichkeit selbständiger, erdmagnetischer Untersuchungen für die Universitätsinstitute zu fordern, ein Anspruch, der ja in der That darauf hinausliefe, den gesammten Zukunftsverkehr in den Großstädten zu unterbinden, der in der geforderten Sicherheit, Schnelligkeit und Leistungsfähigkeit vielleicht bald nur noch durch die Elektrizität bewältigt werden kann. Mögen derartige Untersuchungen den erdmagnetischen Stationen überlassen bleiben, sagt er, aber zuletzt gehen alle absoluten Messungen, die Stromstärke, den Widerstand von Leitern, die magnetischen Eigenschaften von Stahl und Eisen u. dgl. betreffend, auf den Erdmagnetismus zurück und werden gefälscht, sobald die Wirkungen des letzteren sich durch künstlich erzeugte Erdströme verändern. „Wird die Möglichkeit benommen," klagt Prof. Dorn und durch seinen Mund die gegen ihr undankbares Geschöpf, die Elektrotechnik, verstimmte exakte Wissenschaft, „derartige Messungen mit leidlicher Genauigkeit in physikalischen Instituten auszuführen, so wird der Zusammenhang zwischen der wissenschaftlichen Definition und der praktischen Messung untergraben."

Daß die Störungen der elektrischen Bahn in der That auf feinere Instrumente auf viel weitere Entfernungen als Prof. Ulbricht annahm, verwirrend einwirken, wird von vielen und den glaubwürdigsten Autoritäten bestätigt. Prof. Rühlmann, der die Erfahrungen von Dorn auch sonst bestätigt, glaubt für die physikalischen Institute wenigstens so viel Rücksichtnahme verlangen zu können, daß die in ihrer Nähe vorübergehenden Bahnen auf einige hundert Meter mit Doppelleitungen versehen werden, von denen der eine Draht die Zuleitung des elektrischen Stromes wie gewöhnlich besorgt, der andere den von den Maschinen abfließenden Strom aufnimmt und von den Schienen fernhält. Das wäre ohne Zweifel die beste Lösung der Frage, wenn sie für die ganze Länge der Eisenbahnen, durch welche wissenschaftliche Zwecke gefährdet werden können, in Anwendung gebracht würde. Nur für eine Zwischenstrecke der Bahn ausgeführt, dürfte aber auch dieses Mittel versagen, denn die vagabundirenden Ströme, die für wissenschaftliche Instrumente gefährlichste Begleiterscheinung, machen sich nach den Chemnitzer Untersuchungen und den Erfahrungen in Zwickau um so stärker geltend, je mehr sich die Wagen dem Ende der Bahn nähern, also gerade außerhalb der geschützten Strecke.

Wenn auch in den meisten Fällen die Proteste der Vertreter von Universitätsinstituten gegen die Anlage störender elektrischer Bahnen fruchtlos blieben, in vielen Fällen wohl schon deßhalb, weil sie verspätet oder ganz nachträglich erhoben wurden, so haben sie doch in einigen Fällen Erfolg gehabt, ohne daß dadurch dem Verkehr nennenswerthe Beschränkungen auferlegt worden wären. In Leipzig konnte durch den Einspruch der Universität die drohende Annäherung der elektrischen Bahn meines Wissens wenigstens um etwas aufgehalten werden, und in Dresden, wo das physikalische Institut der Hochschule mehrfach durch Projekte elektrischer Straßenbahnen gefährdet wurde, ist es bisher noch immer als Sieger aus den entstandenen Verhandlungen hervorgegangen. Durch eine glückliche Lage innerhalb großer Baulichkeiten ist dieses Institut von den Einwirkungen des gewöhnlichen Straßenverkehrs unabhängig, und zu feineren Messungen als die meisten ähnlichen Kabinette befähigt; die 1895 geplante Straßenbahn hätte es dagegen mit einem Schlage seiner schätzenswerthesten Eigenschaften beraubt, und da der städtische Verkehr durch die Verlegung der Bahn um einige Bebauungsblöcke sicherlich nicht übermäßig geschädigt worden ist, so ist hier der erfolgreiche Protest der Hochschule im Interesse der Wissenschaft nur zu begrüßen.

Wichtiger und mehr die Gegenwart berührend ist der Streit der erdmagnetischen Observatorien, der Sternwarten und ähnlicher rein wissenschaftlichen Zwecken dienenden Institute mit den elektrischen Bahnen. Zum erstenmal wurde die Theilnahme weiter wissenschaftlicher Kreise durch die Frage wachgerufen, ob man es gestatten oder verhindern solle, daß die Arbeiten und Untersuchungen der deutschen physikalischen Reichsanstalt, jener wichtigen, mit den Namen Helmholtz und Siemens so eng verknüpften Instituts in Charlottenburg durch die Annäherung einer elektrischen Bahn mit ober- oder unterirdischer Zuleitung der Gefahr

sofortiger oder künftiger Störungen ausgesetzt werden. Eingehende Versuche, mit Hülfe der Reichsanstalt selbst, der ihr benachbarten Technischen Hochschule und der ebenfalls nicht weit entfernten Fabriken von Siemens u. Halske ausgeführt, sollten darüber entscheiden, ob eine solche Bahnanlage auf der Berlin-Charlottenburger Chaussee die feineren Messungen jenes Instituts beeinträchtigen würden oder nicht, und sie schienen in der That das erstere zu beweisen. In einer längs der beabsichtigten Bahnstrecke verlegten Leitung wurde unter ähnlichen Bedingungen, wie sie der elektrische Betrieb mit sich gebracht hätte, eine Stromzirkulation mit einem Wechsel der Stromstärke von 100 Amp. bald über, bald unter die mittlere Stromintensität unterhalten, ganz wie ein solcher Wechsel beim Betriebe einer Reihe schwer beladener Motorwagen, beim gleichzeitigen Angehen mehrerer davon, beim Befahren der nicht unwesentlichen Steigungen u. s. w. vorkommt. Der Einfluß dieser Ströme auf feine Meßinstrumente wurde beobachtet in der Technischen Hochschule auf eine Entfernung von 80 m, in der Reichsanstalt auf die $3^1/_2$fache Entfernung und im Charlottenburger Schloßpark, wo die Instrumente 620 m von dem Geleise entfernt aufgestellt waren. An dem ersteren Beobachtungsorte wurden Instrumentalablenkungen von $1^1/_2$ Bogenminuten, in der Reichsanstalt solche von 1.1—1.4 Min. und selbst im Schloßpark noch solche von 0.5 Min. beobachtet, d. h. Störungen, die auch dann, wenn nur praktische Zwecke verfolgt werden, alles exakte Arbeiten unmöglich machen. Trotzdem fühlten sich Autoritäten wie Prof. Slaby als Leiter des elektrotechnischen Instituts der Hochschule, wie Werner Siemens, zu dessen Lebzeiten noch diese Untersuchungen stattfanden, und dem man gewiß die zärtlichste Sorge für die Reichsanstalt, als recht eigentlich seine Schöpfung, zutrauen konnte, nicht berufen, Einspruch gegen den Bau der geplanten Bahn zu erheben. Sie wiesen darauf hin, daß jene Untersuchungen bei unnormalem Zustande der Geleise und ihres Bettungsmaterials, bei der Lage der Schienen in frischem, noch feuchten Asphalt, genug unter Umständen erfolgt seien, die mit gleicher Ungunst für den späteren Betrieb nicht zu erwarten stünden; besonders Prof. Slavy wies sodann mit sehr beredten Worten auf die mächtige Wichtigkeit des Verkehrs als des Leben und Arbeit, Handel und Industrie und zuletzt die Wissenschaft selbst beschwingenden Faktors hin, den zu unterbinden wegen theoretischer Bedenken man selbst den bloßen Anschein meiden sollte. In der Elektrizität, führte er in einer seiner bemerkenswerthesten Reden aus, sehen wir die Kraft, die von Jahr zu Jahr ihren Umfang steigernd, binnen kurzem die ganze Industrie, ja das ganze wirthschaftliche Leben beherrschen wird. Bei dem noch nicht zu ahnenden Umfang der dann verwendeten elektrischen Kräfte wird es nicht zu vermeiden sein, daß der Boden, auf dem wir leben, wenigstens im weiten Umkreise der Industriezentren und Großstädte mit Elektrizität gesättigt ist. Die Wissenschaft, in ihren exakten Messungen durch diese Kräfte gehindert, mag diesen Umstand beklagen, aber sie wird den Gang der Technik und Volkswirthschaft nicht aufhalten wollen noch können. Stets werden sich für die feinsten wissenschaftlichen Beobachtungen störungsfreie Plätze weitab vom Getriebe des Verkehrs und der Industrie finden, und ihnen wird man die Untersuchungen übertragen müssen, zu denen die großstädtischen Institute nicht länger befähigt sind. „Die Frage der Mitbenutzung der Erde hat die Elektrotechnik schon einmal lebhaft erregt. Es handelt sich um die Störungen des Telephonbetriebs, der als ein wesentlicher Faktor des heutigen Verkehrs mindestens die gleiche Bedeutung beanspruchen darf, wie die Starkstromtechnik. Hat nun je die Reichstelegraphenverwaltung eine gemeinnützige elektrische Anlage durch ihren Einspruch verhindert? Durch freundliches Entgegenkommen sind vielmehr alle Schwierigkeiten bis jetzt erledigt worden, und der gefeierte (frühere) Chef der Reichspost- und Telegraphenverwaltung hat ein neues Blatt in seinen Ruhmeskranz dadurch gewunden, daß er die Macht, die er besitzt, nicht rücksichtslos zum Schaden der Elektrotechnik, sondern in weiser Beschränkung zu ihrer Förderung benutzt hat. Das gleiche Verständniß für die Lebensbedingungen der Elektrotechnik wollen wir von den Behörden auch im vorliegenden Fall erbitten." Das sind nun freilich Worte, die man eher aus dem Munde eines Elektrotechnikers vom Fach als eines Vertreters der exakten Wissenschaften würde vermuthet haben. Jedenfalls haben sie nicht verhindern können, daß die Ausführung der geplanten elektrischen Bahn, so wie sie gedacht war, schließlich durch die zuständige Instanz, das Berliner Polizeipräsidium, im Interesse der Wissenschaft verhindert worden ist. Nicht am wenigsten ist dieser, für die Wissenschaft sicherlich nicht zu beklagende Ausgang der Sache wohl auf das zur Vorsicht mahnende Eintreten Prof. Kohlrauschs, des Nachfolgers Helmholtz' in der Leitung der Reichsanstalt, zurückzuführen, der dem Gutachten Slaby's ein heilsames Gegengewicht entgegensetzte. Der elektrische Verkehr zwischen Berlin und Charlottenburg findet jetzt ausschließlich, wenigstens so weit er die genannten Institute in Mitleidenschaft ziehen könnte, durch Akkumulatorwagen statt, welche weder einer Luftleitung, noch der Schienen als Rückleitung bedürfen, aber freilich in technischer und ökonomischer Hinsicht an mehreren und recht schweren Uebelständen leiden.

Nun ist in den letzten Monaten der Widerstreit der praktischen und wissenschaftlichen Rücksichten durch bekannte Vorgänge in Potsdam und in München fast gleichzeitig wieder angefacht. In München war es der Observator der kgl. Sternwarte, v. Schwarz, der gegen die vom Magistrat beschlossene Einführung des elektrischen Betriebs auf der Straßenbahnlinie Zentralbahnhof-Bogenhausen protestirte. Seine Begründung, daß auf einen Abstand bis zu 2 km jede elektrische Eisenbahn mit Luftleitung genaue erdmagnetische Beobachtungen unmöglich mache, stieß in technischen Kreisen auf lebhaften Widerspruch. Wenn der städtische Elektrotechniker, Hr. Oberingenieur Uppenborn, in seiner Widerlegung des v. Schwarz'schen Protestes darauf hinweist, daß mit den empfindlichsten erdmagnetischen Instrumenten regelmäßig weniger als 0.02 Proz., d. h. ein Fünftausendstel des Gesammtwerths, gemessen werde, so ist dem eine neuere Aeußerung [1]) des einwandfreiesten aller zuständigen Gelehrten, Wilh. v. Bezold, entgegenzuhalten, in der es wörtlich heißt, „daß man in neuerer Zeit allenthalben die Bestimmung der magnetischen Kraft bis auf eine Einheit der fünften Dezimale, d. h. bis auf 0.00001 C. G. S. anstrebt und daß man dementsprechend bei allen Rechnungen und in allen Tabellen diese Stelle noch mitbenutzt. Bei Mittelwerthen behufs Ableitung von kosmischen Einflüssen geht man sogar gewöhnlich noch um eine Dezimalstelle weiter." Ich komme weiter unten auf dieses für die Frage der Störungen magnetischer Instrumente durch elektrische Bahnen fundamentale Gutachten des berühmten Meteorologen und Physikers noch ausführlicher zurück. Die vom Münchener Observatorium geforderte Entfernung, innerhalb deren sich elektrische Bahnen der Sternwarte nicht sollen nähern dürfen, beträgt 4 engl. Meilen oder 6.4 km, da in jeder geringeren Entfernung nach den von den Observatorien in Washington und Toronto gemachten Erfahrungen der Einfluß der vagabundirenden Ströme merkbar ist und in Entfernungen von 2 km die Untersuchungen unmöglich gemacht werden. Nun ist allerdings die Entfernung, innerhalb deren sich die Wirkungen elektrischer Bahnen störend oder gar absolut

[1]) Vgl. „Elektrotechnische Zeitschrift", Heft 24, 1898.

hemmend bemerkbar machen, ein Punkt, über den sich schwer streiten läßt. Die Feinheit der verwendeten Instrumente, die Zwecke der Untersuchungen, die Lage und Richtung der Bahnlinien, ja die Vertheilung von Land und Wasser, können hier von größerem Einfluß sein als der einfache Faktor der geradlinigen Entfernung zwischen dem Observatorium und dem nächstgelegenen Punkte der elektrischen Eisenbahn. Um sehr geringe Entfernungen handelt es sich freilich in allen den Fällen, in denen bisher die Arbeiten erdmagnetischer Institute durch elektrische Eisenbahnen ganz unmöglich gemacht wurden und in denen von Seiten der Vertreter der ersteren Worte von solcher Schärfe fielen, wie z. B. in dem Bericht des Observators des erdmagnetischen Instituts von Washington, C. H. Davis, wo sich die dürre Behauptung findet, „daß die Verwendung von starken elektrischen Strömen für Verkehrszwecke den Ruin der einzigen zwei magnetischen Observatorien auf dem Kontinent von Amerika herbeigeführt hat, d. h. die Gemeinrücksichten überragen so sehr die Interessen der Wissenschaft, daß die letzteren gar nicht in Betracht kommen, wenn es sich um den Geldsack handelt."

Das sind Aeußerungen von größerer Schärfe, als sie für eine friedliche Verständigung zwischen Praxis und Wissenschaft nützlich erscheinen möchte, aber man kann sie vielleicht einem Mann zugute halten, der die Fortführung langjähriger mühsamer Arbeiten und Forschungen auf einem hochwichtigen Gebiete unsres Wissens durch das Machtwort einer Unternehmergruppe unmöglich gemacht sieht. Nun handelte es sich sowohl in Washington als in Toronto um wesentlich engere Annäherungen der elektrischen Bahnen an die wissenschaftlichen Institute als in Potsdam oder in München. In Toronto wurden die Arbeiten des seit 1840 bestehenden Observatoriums schon seit 1892 durch mehrere elektrische Bahnen wesentlich beeinflußt; zuletzt wurden die Beobachtungen durch die Stärke der Erdströme, sei es daß die Bahnen sich mehr als früher näherten, sei es, daß sie stärkere Ströme anwandten, völlig werthlos gemacht, und jetzt werden die Instrumente für erdmagnetische Messungen in neue Gebäude außerhalb der Einflußsphäre der elektrischen Bahnen verlegt. Die letzteren nähern sich dem alten Observatorium auf 213 m, denjenigen in Washington auf 427 m. Wenn nun von der einen Seite die amerikanischen Erfahrungen dahin ausgelegt werden, daß die Störungen gewöhnlicher Bahnströme auf 3/4 Meilen Entfernung nicht mehr wesentlich, auf 2 Meilen Entfernung aber so gut wie ausgeschlossen sind, von anderer Seite aber dahin, daß bei 2 km (1 1/4 Meilen) Abstand genaue Untersuchungen unmöglich gemacht werden und 4 Meilen Entfernung der Mindestabstand für eine vollständige Sicherung der Untersuchungsresultate sind, so steht hierin Behauptung gegen Behauptung, und nur die spätere Zukunft wird nach der Sammlung von mehr Erfahrungen ein abschließendes Urtheil darüber fällen können. Jedenfalls werden wir weiter unten sehen, daß das erdmagnetische Observatorium von Potsdam als das wichtigste seiner Art auf dem ganzen Kontinent, ja auf der Erde, in der Beobachtung der Vorsicht noch viel weiter zu gehen für nöthig erachtet. — In der erdmagnetischen Station zu Lübeck, an welcher die Lübecker Straßenbahn als eine der ersten elektrischen Bahnen Deutschlands in nur 200 m Entfernung vorüberführt, wurden wohl die ersten Beobachtungen über derartige Störungen auf deutschem Boden gemacht. Der groß schwerbewegliche Bifilar-Magnet der Station von 25 cm Länge und 20 Sekunden Schwingungsdauer wurde selbst durch die Ströme einer so nahen Eisenbahn nicht beeinflußt, die kleinen Magnete der feineren Instrumente dagegen bis zur Unbrauchbarkeit. Die Beobachter dieser Station glaubten nach eingehenden Untersuchungen folgendes Gutachten aussprechen zu dürfen: „Sehr nahe den Enden der Bahn kann man in wenigen Hundert Metern Abstand ungestört mit magnetischen Apparaten arbeiten. An einem Punkt auf der Längsseite der elektrischen Bahn kann man in 350 m Abstand bisweilen noch Störungen beobachten, in 530 m Abstand dagegen war jede Einwirkung auf das magnetische Deklinatorium verschwunden." So günstig dieses Gutachten im Sinn der Harmlosigkeit der elektrischen Bahnen lautet, so kann es doch heute fast in keinem seiner Punkte noch Anspruch auf Gültigkeit machen. Die von den elektrischen Bahnen angewandten Stromstärken sind in Uebereinstimmung mit den beförderten Massen in der Zwischenzeit bedeutend gewachsen. Vielleicht in noch höherem Maße haben sich in der gleichen Zeit die Untersuchungsinstrumente für erdmagnetische Zwecke vervollkommnet und verfeinert, und endlich ist selbst die dort angewandte Methode der Bestimmung magnetischer Störungen bloß durch die Deklinationsnadel für eine genaue Bestimmung unzureichend. In dem oben erwähnten Bezold'schen Gutachten wird hervorgehoben, daß nach den Erfahrungen der Observatorien in Washington und Greenwich die Abweichungen der Deklinationsnadel um das Dreifache bis zum Dreißigfachen durch die Abweichungen des Inklinatoriums übertroffen werden können. Nach den im kgl. Observatorium zu Greenwich gemachten Erfahrungen ist sogar die in München geforderte Entfernung der Bahnen um 6.4 km noch unzureichend für den vollkommenen Schutz der Instrumente, wenigstens wenn sehr starke Ströme zur Anwendung kommen, denn die englischen Beobachter konnten noch in einer Entfernung von 6.84 km von der unterirdischen elektrischen Bahn recht wohl meßbare Störungen ihrer feineren Instrumente konstatiren. Die Deklinationsnadel blieb freilich in dieser Entfernung unbeeinflußt, aber nach Bezold werden die feinen Instrumente für die Horizontalintensität um 0.00004 bis 0.00007 C. G. S. und diejenigen für die Vertikalintensität um einen noch etwas größeren Betrag gestört.

Trotzdem wird die vom magnetischen Observatorium bei Potsdam geforderte und von den zuständigen Behörden in ihren Entschließungen jedenfalls respektirte Schutzdistanz von 15 km für die Annäherung elektrischer Bahnen in allen betheiligten Kreisen als eine übertriebene Forderung und eine unnöthige Härte gegen die Industrie empfunden. Gegen diejenigen Stimmen, welche diesen Protest der Elektrotechnik gegen die Forderungen des Observatoriums in Zeitungen und Zeitschriften zum Ausdruck brachten, wendet sich nun W. v. Bezold in seiner mehrfach erwähnten Zuschrift an die Elektrotechnische Zeitschrift, in der es u. a. wörtlich heißt: „In erster Linie war die Forderung eines Schutzkreises für das Observatorium nothwendig, weil die Gefahr nahe lag, daß dasselbe durch etwa auftretende Bahnströme in seinen seit 1890 laufenden Arbeiten empfindlich gestört würde. Hiebei mußte wenigstens vorläufig eine Entfernung gewählt werden, die unter allen Umständen groß genug schien, um eine Ueberraschung durch Fertigstellung derartiger Bahnen, bei denen die von der Erde nicht isolirten Schienen als Rückleitung benutzt werden, auszuschließen. Die gewählte Entfernung ist stets als eine vorläufige bezeichnet worden, und auch als solche zu betrachten, bis durch Versuche, zu welchen aber erst transportable Apparate gebaut werden müssen, in verschiedenen Entfernungen die Grenze der Wirksamkeit jener vagabundirenden Ströme festgestellt ist. . . . Daß sie kaum zu groß gegriffen sein dürfte, lehren die Versuche des Hrn. Oberingenieurs Dr. Strecker (dessen wirksame Mitarbeit auf diesem Gebiete schon weiter oben hervorgehoben wurde), welcher gezeigt hat, daß ein „zerhackter Gleichstrom" von der Stärke, wie er etwa im Betriebe elektrischer Straßenbahnen vorkommt, noch auf 17 km Entfernung durch eine

telephonische Meßmethode wahrnehmbar ist. Es scheint demnach keineswegs ausgeschlossen, daß die viel stärkeren Ströme und höheren Spannungen, wie sie bei dem Betriebe einer Vollbahn benutzt werden dürften, sich auch an den in neuester Zeit gebauten hochempfindlichen Magnetometern ebensoweit oder wenigstens nahe so weit geltend machen."

Zu diesen Bedenken gesellt sich nun noch die hochgesteigerte Empfindlichkeit der jüngsten und wichtigsten Meßinstrumente. Schon oben wurde daran erinnert, daß in allen magnetischen Observatorien neuerdings die Empfindlichkeit der Magnetometer eine weit höhere ist, als man in technischen Kreisen anzunehmen scheint. In Potsdam aber wurde in den letzten Jahren die Empfindlichkeit der Instrumente abermals um ein bedeutendes gesteigert. Die photographisch aufgezeichneten Kurven haben eine zwölfmal größere Länge und Genauigkeit, als an anderen Observatorien, und die Meßbarkeit der Kurven an diesen Apparaten geht bis zu drei Zehnmilliontel der elektrischen Meßeinheit (C. G. S. = Zentimeter, Gramm, Sekunde). Das bedeutet, daß eine Ablenkung, wie sie im Greenwicher Observatorium durch eine fast 7 km entfernte Bahn beobachtet wurde, an diesen Instrumenten eine Ordinatenfälschung von 10—20 mm hervorbringen könnte. Gerade diese feinen Instrumente aber sind keine nutzlosen Produkte des Scharfsinns, sondern sie haben im Gegentheil zu so auffallenden Ergebnissen bei der Beobachtung des Erdmagnetismus geführt, daß die Anwendung ähnlich verfeinerter Instrumente zu denselben Untersuchungen auch an anderen Instituten bevorsteht. Es hatte, schreibt W. v. Bezold, nach der Herstellung dieser feinen Instrumente und nach den Ergebnissen der Pariser internationalen Konferenz der Direktoren der meteorologischen Institute im vorigen Jahre „den Anschein, daß dadurch eine neue Periode kräftigen internationalen Zusammenwirkens eingeleitet sei, von dem man in verhältnißmäßig kurzer Zeit ganz wesentliche Fortschritte in der Erkenntniß der räthselhaften Vorgänge des Erdmagnetismus hätte erwarten dürfen. Leider muß man befürchten, daß der Fortgang dieser im großen Stile geplanten Arbeiten durch die Verbreitung elektrischer Bahnen mit Rückleitung durch die Erde, die schon verschiedene wichtige Observatorien ganz oder theilweise lahm gelegt haben, in bedenkliche Stockung gerathen werde. Deßgleichen würde die Durchführung der magnetischen Landesaufnahme Norddeutschlands, für welche im Hinblick auf ihre Bedeutung für Bergbau und Schiffahrt vor einem Jahre von dem preußischen Landtage erhebliche Mittel genehmigt wurden, außerordentlich erschwert, wenn nicht ganz in Frage gestellt, so wie auch das Potsdamer Observatorium durch eine elektrische Bahn der besprochenen Art ernstlich gefährdet würde."

Es ist nur begreiflich, daß bei der Gefährdung derartig hoher Interessen ihre Vertreter kein Mittel unversucht lassen, um sich dieser Gefährdung, so lange es noch Zeit ist, durch behördliche Verbote zu entziehen, zumal es ein Mittel gibt, durch das sich die elektrischen Bahnen, wenn auch unter Aufwendung einiger Mehrkosten in der Nähe wichtiger Observatorien, jedem Einspruch derselben entziehen können. Es ist dies die Anwendung der isolirten Hin- und Rückleitung für den elektrischen Strom, wodurch derselbe von den Schienen ferngehalten und jede Gefahr entstehender Erdströme ganz vermieden, die ohnehin weniger gefährliche Induktionswirkung aber so unbeträchtlich gemacht wird, daß die gelehrten Institute schwerlich einen weiteren Grund zum Einschreiten sehen werden. Auch Bezold hat dieses Mittel bereits in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen und beendet seine ebenso maßvollen als unwiderleglichen Ausführungen in der Elektrotechnischen Zeitschrift mit den Worten: „Auf diese Weise könnte man den Ansprüchen des Verkehrs genügen, ohne den Fortschritten der Wissenschaft Hindernisse in den Weg zu legen und noch dazu jener Wissenschaft, die man als die Mutter der gesammten Elektrotechnik bezeichnen muß."

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat August. Der Anblick des gestirnten Himmels kommt im Monat August hinsichtlich des Glanzes und der Anzahl der sichtbaren Sterne jenem in klaren Winternächten ziemlich nahe.

Der Leser wird, wenn er um die Mitte des Monats Abends gegen 10 Uhr den Blick zum Himmel wendet, zunächst die Wahrnehmung machen, daß die Milchstraße nunmehr schon nahezu ihren höchsten Stand erreicht hat, so daß sie den sichtbaren Theil der scheinbaren Himmelskugel in zwei fast gleiche Hälften theilt.

Im Zenithpunkt, inmitten der Milchstraße, steht das Sternbild des Schwans mit dem Stern 1. Größe Deneb, während im Süden, am südöstlichen Rande der Milchstraße, das Sternbild des Adlers glänzt, dessen hellster Stern Atair eben durch den Meridian geht. Zwischen Schwan und Adler befindet sich der Fuchs mit der Gans und östlich von den beiden letzteren, am Rande der Milchstraße, das Sternbild des Delphins. Südlich vom Adler kulminirt ferner das Sternbild des Antinous. Die gleichfalls im Süden stehenden Sternbilder des Schützen und des Steinbocks erheben sich nur wenig über den Horizont. Ein breiter dunkler Kanal zieht sich, in der Nähe des Zeniths beginnend, durch den südlichen Theil der Milchstraße hindurch bis zum Horizont, in ihm liegt, südwestlich vom Adler, der Sobieskische Schild, an welchen sich weiter westlich das Sternbild des Schlangenträgers anschließt.

Westlich vom Zenithpunkt, nur wenig außerhalb der Milchstraße steht das Sternbild der Leier mit dem Stern 1. Größe Wega, noch weiter westlich stehen Herkules und Schlange. Die Waage und der Skorpion sind im Westen schon theilweise untergegangen, doch ist der rothfunkelnde Antares, der hellste Stern des letzteren, noch immer sichtbar.

Im Nordwesten steht die nördliche Krone, unter ihr, schon ziemlich tief, das Sternbild des Bootes mit dem hellen Stern Arktur, ferner die Jagdhunde und, noch weiter gegen Norden, der Große Bär.

Im Südosten ist der südliche oder Große Fisch mit dem glänzenden Stern 1. Größe Fomalhaut im Anfang begriffen; in etwas größerer Höhe steht dortselbst der Wassermann und zwischen diesem und dem Delphin das Füllen.

Im Osten steht noch ziemlich tief das Sternbild der Fische und über diesem das ausgedehnte Sternbild des Pegasus. Im Nordosten erblicken wir endlich noch die Sternbilder der Andromeda, des Dreiecks und, im nördlichen Theil der Milchstraße, die Sternbilder des Cepheus, der Cassiopeja und des Perseus, letztere noch ziemlich tief am nordöstlichen Himmel stehend.

Die Sonne nähert sich im Monat August dem Aequator abermals um etwa $9\frac{1}{2}^{0}$, um die Mitte des Monats beträgt ihre Kulminationshöhe noch 56^{0}. Ihre Entfernung von der Erde nimmt im Laufe des Monats um 120,000 Meilen ab, was ein Anwachsen des scheinbaren Durchmessers der Sonnenscheibe von 15′ 45.7″ auf 15′ 51.2″ zur Folge hat.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

August	Aufgang			Untergang		
1.	4^{h}	50^{m}	vorm.	7^{h}	49^{m}	abends
8.	4	59	"	7	39	"
15.	5	9	"	7	27	"
22.	5	18	"	7	14	"
31.	5	30	"	6	58	"

Die Tageslänge nimmt im Verlauf des Monats August um $1\frac{1}{2}$ Stunden ab, am Ende des Monats beträgt sie noch 13 Stunden 28 Min., wozu jedoch noch etwa je 50 Min. für die Morgen- und Abenddämmerung kommen.

Die Phasen und Stellungen des **Mondes** im Monat August sind die folgenden:

2.	August	5^h	früh	Vollmond
9.	„	7	„	Letztes Viertel
13.	„	6	„	Erdferne
17.	„	12	mittags	Neumond
24.	„	10	nachts	Erstes Viertel
29.	„	2	„	Erdnähe
31.	„	2	nachm.	Vollmond.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

August	Aufgang			Untergang		
1.	7^h	20^m	abends	8^h	35^m	nachts
8.	10	3	nachts	12	—	mittags
15.	2	55	„	6	23	abends
22.	11	2	vorm.	8	46	„
31.	6	35	abends	5	18	früh.

Am 10. August, morgens von 5—7 Uhr, werden die Plejaden vom Monde bedeckt. Am 19. August, Nachmittags um 3 Uhr, wird ferner eine Bedeckung des Planeten Merkur durch den Mond stattfinden, welche jedoch nur mit besseren Fernrohren beobachtet werden kann.

Merkur bewegt sich fortgesetzt rechtläufig im Sternbild des Löwen bis zum 22. August, von welchem Tage an seine Bewegung rückläufig wird. Seine Entfernung von der Erde beträgt am 1. August 20.4, am 31. August 12.8 Millionen Meilen, infolge der hieraus sich ergebenden sehr beträchtlichen Annäherung an die Erde wächst der Durchmesser seiner allerdings kaum zur Hälfte beleuchteten Scheibe von 6.6" auf 10.6" an. Am 9. August (vormittags) erreicht Merkur seine größte östliche Elongation (Winkelabstand von der Sonne) mit 27° 25′, am Nachmittag des gleichen Tages geht er durch das Aphel seiner Bahn; am 19. August Nachmittags wird er vom Mond bedeckt (s. oben), am 30. August endlich erreicht er seine größte südliche heliocentrische Breite. Merkur geht in der ersten Hälfte des Monats August durchschnittlich $^3/_4$ Stunden nach der Sonne unter, so daß er bei günstiger Witterung dem freien Auge für kurze Zeit als **Abendstern** am westlichen Himmel sichtbar wird. Später verschwindet er in den Strahlen der Sonne.

Venus geht in rascher rechtläufiger Bewegung vom Sternbild des Löwen in das der Jungfrau, welches sie fast in seiner ganzen Ausdehnung durchmißt. Ihre Entfernung von der Erde nimmt ebenfalls beträchtlich ab, da sie am 1. August 21.7, am 31. August 17.0 Millionen Meilen beträgt. Der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 66 Hundertstel beleuchteten Scheibe wächst im gleichen Zeitraum von 15.6" auf 21.1". Am 14. August geht Venus durch den niedersteigenden Knoten ihrer Bahn, am 19. August kommt sie in Konjunktion mit Jupiter, wobei beide Wandelsterne nur 1° 38′ von einander abstehen (Venus steht südlich), am 21. August kommt sie ferner in Konjunktion mit dem Mond und am 30. August mit dem Stern 1. Größe **Spica** (α Virginis), wobei sie im Abstand von 0° 52′ nördlich vom genannten Stern vorbeigeht. Venus geht im Monat August durchschnittlich 1 Stunde 20 Min. nach der Sonne unter, ist also während des ganzen Monats als **Abendstern** am westlichen Himmel sichtbar.

Mars geht rechtläufig vom Stier zu den Zwillingen. Seine Entfernung von der Erde sinkt im Laufe des Monats August von 33.2 auf 30.0 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu 89 Hundertsteln beleuchteten Scheibe wächst im gleichen Zeitraum von 5.8" auf 6.4". Mars kommt am 11. August in Konjunktion mit dem Mond, am 25. August in Konjunktion mit dem Planeten Neptun, wobei Mars 1° 11′ nördlich steht; am 31. August geht er durch den aufsteigenden Knoten seiner Bahn, so daß er hinfort nördliche Breite besitzt. Mars geht durchschnittlich $^1/_4$ Stunde vor Mitternacht auf, kann also erst in der zweiten Hälfte der Nacht am nordöstlichen Himmel beobachtet werden.

Jupiter besitzt immer noch langsame rechtläufige Bewegung im Sternbild der Jungfrau. Seine Entfernung von der Erde nimmt noch weiter zu, sie beträgt am 1. August 120.1, am 31. August 126.7 Millionen Meilen. Der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe sinkt dementsprechend innerhalb des gleichen Zeitraums von 30.7" auf 29.0". Am 19. August kommt Jupiter in Konjunktion mit Venus (s. oben), am 21. August in Konjunktion mit dem Mond. Jupiter geht durchschnittlich $1^1/_2$ Stunden nach der Sonne unter, ist also, wie Merkur und Venus, jedoch beide an Helligkeit erheblich übertreffend, am westlichen Abendhimmel sichtbar.

Saturn bleibt während des ganzen Monats August nahezu stationär im Sternbild des Schlangenträgers. Seine Entfernung von der Erde wächst, sie beträgt am Anfang des Monats 192.7, am Ende desselben 202.1 Millionen Meilen. Der scheinbare Durchmesser der Saturnscheibe sinkt dementsprechend von 16.2" auf 15.3". Saturn kommt am 25. August in Konjunktion mit dem Mond, am 29. in Quadratur zur Sonne zu stehen. Die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen Ringes sind durchschnittlich: große Achse 38.3", kleine Achse 16.6". Saturn geht um die Mitte des Monats erst $^3/_4$ Stunden vor Mitternacht unter, ist also trotz seines tiefen Standes im Monat August noch unter relativ günstigen Umständen zu beobachten.

Uranus ist im Sternbild des Skorpions ebenfalls nahezu stationär und fast während des ganzen Monats in ziemlicher Nähe des Planeten Saturn (etwa 9° westlich) desselben aufzufinden. Seine Entfernung von der Erde wächst im Monat August um rund 10 Millionen Meilen, am Ende des Monats beträgt sie 384.5 Millionen Meilen; der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe mißt durchschnittlich 3.6". Uranus geht am 15. August kurz vor 11 Uhr unter, kann also, abgesehen von seiner viel geringeren Helligkeit, ungefähr unter den gleichen Bedingungen beobachtet werden, wie Saturn. Durch seine grünliche Farbe ist Uranus leicht von den ihn umgebenden Fixsternen zu unterscheiden, seine vier Monde sind nur in kräftigeren Fernrohren wahrzunehmen.

Neptun ist auch im Monat August rechtläufig im Sternbild des Stiers. Seine Entfernung von der Erde, der er sich langsam nähert, beträgt durchschnittlich 613.5 Millionen Meilen. Neptun geht Mitte August $^1/_4$ Stunde nach Mitternacht auf, kann also erst in der zweiten Hälfte der Nacht (nur mit einem besseren Fernrohr) beobachtet werden.

Kometen. Die ziemlich zahlreichen, auch gegenwärtig noch am Himmel stehenden Kometen dieses Jahres sind theils wegen ihres sehr südlichen Standes, theils weil sie in den Tag hineinrückten, theils endlich wegen ihrer großen Lichtschwäche zur Beobachtung in unsern Breiten und mit kleineren Fernrohren nicht geeignet. Der von Mr. **Coddington** am 11. Juni auf der Licksternwarte **photographisch** entdeckte Komet wurde, was von Interesse sein dürfte, am 14. Juni von Hrn. **Pauly** in Bukarest unabhängig noch einmal entdeckt. Dieser Komet nimmt zwar an Helligkeit noch zu, besitzt aber rapide nach Süden gerichtete Bewegung, so daß er schon seit einigen Wochen unsrer Beobachtung entrückt ist. Der von Mr. **Perrine** von der Licksternwarte am 15. Juni neu entdeckte Komet hat ebenfalls an Helligkeit beträchtlich zugenommen, ist aber in den letzten Tagen des Juli in den Tag hineingerückt. Die Bahn dieses Kometen besitzt ziemlich große Aehnlichkeit mit der des Kometen Pons-Brooks (1884, I).

Sternschnuppen. Einer der schönsten und am längsten (seit mehr als 1000 Jahren) bekannten periodischen Sternschnuppenfälle, die scheinbar von dem Stern η im Perseus ausstrahlenden **Perseiden** („Laurentiusstrom", „feurige Thränen des hl. Laurentius") erreichen am 10. August das Maximum ihrer Frequenz. Da um die Zeit vom 9. bis 11. August die Nächte mondfrei sind (s. oben), dürfte die diesjährige Erscheinung der Perseiden bei günstiger Witterung sich zu einer besonders glanzvollen gestalten. Vereinzelte Sternschnuppenfälle mit mehr oder weniger großer Frequenz sind während des Monats August noch aus dem Wassermann (Aquariden), aus dem Pegasus (Pegasiden), aus dem Drachen und aus dem Cepheus zu erwarten. -rt-

-r. **Würzburg**, 1. Aug. In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität habilitirte sich Stabsarzt Dr. **Dieudonné** als Privatdozent für Bakteriologie. Seine Habilitationsschrift betitelt sich: „Experimentelle und Kritische Beiträge zur Kenntniß der agglutinirenden Stoffe der Immunsera".

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 3. August. Nummer 171.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Naturwissenschaft und Materialismus.

Von Prof. Dr. Ludwig Büchner.

Unter obigem Titel hat Hr. Hans Buchner in diesen Blättern vor kurzem eine Studie veröffentlicht, welche, so verdienstlich dieselbe auch an und für sich sein mag, doch in einigen wesentlichen Punkten einer Richtigstellung von Seiten der angegriffenen Denkrichtung bedarf. Hr. Buchner definirt den Materialismus dahin, daß sein „eigentliches Wesen in der ebenso zuversichtlichen als naiven Bejahung der Erklärbarkeit nicht nur der ganzen Welt überhaupt, sondern insbesondere auch des Lebens und aller geistigen Vorgänge aus rein mechanischen Wirkungen" bestehe. So häufig nun diese oder eine ähnliche Definition in antimaterialistischen Streitschriften angetroffen zu werden pflegt, so wenig zutreffend ist sie doch. Denn wenn der Materialismus imstande wäre, die von Hrn. Buchner namhaft gemachte „Erklärbarkeit" wirklich nachzuweisen, so wäre ja ein Streit überhaupt nicht mehr möglich, sondern die Sache wäre abgemacht. Aber einer solchen Vermessenheit hat sich diejenige philosophische Richtung, welche gewöhnlich als „Materialismus" bezeichnet zu werden pflegt, unsres Wissens niemals schuldig gemacht. Insbesondere hat der gewöhnlich mit Unrecht als „krasser Materialist" verschriene Verfasser dieses Aufsatzes in seinen Schriften keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne die Unerklärbarkeit des Welträtsels oder des letzten Grundes und der letzten Zusammenhänge aller Dinge zu betonen. Aber er hat auch hinzufügen zu müssen geglaubt, daß sich der Materialismus mit dieser Unerklärbarkeit in keiner größeren Verlegenheit befinde, als sein philosophischer Gegner, der Spiritualismus, welcher jene Erklärung an der Hand des von ihm angenommenen geistigen Prinzips ebensowenig und vielleicht noch weniger zu liefern imstande ist. Mit dem „Erklären" hat es überhaupt eine eigene Bewandtniß. Sind wir ja doch nicht imstande, selbst die einfachste unsrer Beobachtung zugängliche Naturerscheinung, z. B. die Verbindung zweier chemischen Körper zu einem dritten oder die mechanische Wirkung der Elektrizität oder die Geschwindigkeit des Lichts oder das Wachsthum einer Pflanze, eines Thieres u. s. w. nach deren inneren Ursachen zu „erklären"; wir müssen uns damit begnügen, die Thatsache als solche zu konstatiren. So haben wir auch die Thatsache der Verbindung von Kraft und Stoff oder von Psychischem und Physischem konstatirt, ohne uns Rechenschaft über deren innere Ursachen und Zusammenhänge geben zu können. Wer immer nur Erklärungen verlangt, statt Konstatirung von Thatsachen oder Beobachtungen, ist kein richtiger Naturforscher. Allerdings bedürfen diese Thatsachen oder Beobachtungen der logischen Verknüpfung untereinander und der daraus gewonnenen Aufstellung allgemeiner Lehrsätze, um im Interesse einer gewissen Welt- oder Lebensanschauung verwerthet zu werden. Aber es gehört dieses schon mehr in das Gebiet der Naturphilosophie, als in dasjenige der speziellen Naturforschung — ein Gebiet, an dem nicht jeder Naturforscher Geschmack findet. Als Geschmackssache betrachtet, hat Hr. Buchner im Grunde unrecht, wenn er diesen „Mangel an logisch-kritischer Schulung" bei seinen Fachgenossen recht hart zu tadeln weiß. Er hat sich dabei vielleicht zu sehr durch die Ausführungen eines seinen Betrachtungen zugrunde gelegten Schriftchens von Dr. Adolf Wagner (Briefe eines unmodernen Naturforschers) beeinflussen lassen, welcher den beobachtenden und experimentirenden Naturforschern der Gegenwart recht hart zuleibe geht und dieselben fast ohne Ausnahme als philosophische Böotier und eingefleischte Materialisten bezeichnet, welche in naiver Selbsttäuschung an ganz unbeweisbare Dinge glauben und in einer Welt erträumter, aber nicht wirklicher Realitäten leben, welche „einen förmlichen Haß haben gegen jeden philosophischen Gedanken, der sich nicht gerade im Fahrwasser durcheinanderjagender Atome und Moleküle bewegt", ja welche „unfähig sind, die Resultate der eigenen Fachwissenschaft bis in die logischen Konsequenzen zu verfolgen" u. s. w. Schon die Rücksicht auf die eigenen Fachgenossen und die Würde des Naturforscherthums als solchen hätte nach unsrer Empfindung Hrn. Buchner abhalten sollen, solchen grundlosen, aus einem philosophischen Mißverständniß hervorgegangenen Angriffen ein geneigtes Ohr zu leihen. Hätte derselbe Gelegenheit gehabt, die ausführliche Besprechung und Zergliederung des an der Hand eines fast beleidigenden Selbstbewußtseins geschriebenen Wagner'schen Schriftchens durch den Verfasser dieses Aufsatzes in Nr. 40 der „Gegenwart" vom vergangenen Jahre zu Gesicht zu bekommen, so würde sein Lob vielleicht etwas schmäler ausgefallen sein. Er würde alsdann vielleicht auch dem Zweifel darüber Raum gegeben haben, ob, wie Hr. Wagner und mit ihm sein Berichterstatter meint, Kant-Schopenhauer die richtigen Führer durch die Naturforschung unsrer Tage bilden, und ob, wie Hr. Wagner glaubt, diese Beiden weit mehr zur einstigen Welterkenntniß beigetragen haben, als alle durch die Naturforschung zusammengetragenen, an und für sich noch so werthvollen Kenntnisse. Dieselben dürften im Gegentheil durch die Einschränkung unsrer Kenntnisse auf die bloße Erscheinungswelt und auf das eigene Selbst, das die ganze Außenwelt in seinem eigenen Innern trägt, den Weg zu jener Erkenntniß mehr oder weniger verrammelt haben. Die leidige Manier der Idealphilosophen, alles entweder aus dem eigenen Selbst heraus zu konstruiren oder die unwürdige Rolle der ancilla theologiae zu spielen, hat die Folge gehabt, daß die Philosophie seit Tausenden von Jahren an dem Geheimniß der Welterklärung arbeitet, ohne darin auch nur einen Schritt vorwärts gekommen zu sein, während dem gegenüber die empirischen Wissenschaften, welche Hr. Wagner so verächtlich behandelt, von Jahr zu Jahr größere Triumphe feiern. Daß damit bei

den Vertretern dieser Wissenschaften ein Gefühl der Verachtung oder Geringschätzung für die unfruchtbaren Spekulationen der Berufsmetaphysiker verbunden sein muß, ist leicht zu begreifen; und die schweren Vorwürfe, welche Hr. Wagner deßhalb gegen die Naturwissenschaften erhebt, sind um so ungerechtfertigter, als ja seine eigene Theorie im Grund zu nichts anderem führt, als zu einem völligen Verzichtleisten auf eine vernünftige Welterklärung, so weit die Erfahrung eine solche zuläßt. Freilich ist diese Theorie nicht Hrn. Wagners geistiges Eigenthum, sondern eine einfache Wiederholung der Schopenhauer'schen Lehre von der Welt als Wille und Vorstellung. Das ganze Wagner'sche Buch kann als ein verspäteter und wohl verunglückter Versuch angesehen werden, der Schopenhauer'schen Philosophie, über welche inzwischen der gesunde Menschenverstand zur Tagesordnung übergegangen sein dürfte, nochmals auf die Beine zu verhelfen. Das Endurtheil über dasselbe kann daher kein anderes sein, als dasjenige, welches die Zeit längst über den eigensinnigen und einsamen Frankfurter Denker und dessen wunderliche Theorien gefällt hat.

Um aber von Hrn. Wagner nochmals auf Hrn. Buchner zurückzukommen, so ist derselbe im Grunde trotz seiner antimaterialistischen Gesinnung ganz unsrer eigenen, im Eingang unsres Aufsatzes ausgesprochenen Meinung. „Die vollständige Unerklärbarkeit der Kausalsuccession der Vorgänge im Gehirn bei der Chloroformirung, die wir übrigens bei fast allen physiologischen Vorgängen antreffen, verhindert nicht im geringsten die Anerkennung einer kausalen Nothwendigkeit." In materialistisches Deutsch übersetzt dürfte dieses ungefähr so lauten: „Die vollständige Unerklärbarkeit der Kausalsuccession natürlicher Vorgänge, wie wir sie fast überall zu konstatiren imstande sind, verhindert nicht im geringsten die Anerkennung einer kausalen Nothwendigkeit in der Verknüpfung aller jener Vorgänge, auf denen das Zustandekommen einer natürlichen, von außer- oder übernatürlichen Einflüssen unabhängigen Weltordnung nach den Grundsätzen der materialistischen Schule beruht. Auch der auf verborgenen teleologischen Neigungen fußende „Wachsthumstrieb" oder „organische Bildungstrieb", mit dessen Anrufung Hr. Buchner seinen Aufsatz schließen zu sollen glaubt, dürfte damit und mit Anerkennung der auch von Hrn. Buchner gutgeheißenen „Entwickiungstheorie" zum so und sovielten Male überflüssig geworden sein, nachdem er seine ehemalige Rolle als Spiritus motor längst ausgespielt hat."

Uebrigens wollen wir diese Auseinandersetzung nicht schließen, ohne unsrer Verwunderung darüber Ausdruck zu geben, daß man es für nöthig hält, den angeblich „längst widerlegten" Materialismus immer wieder von neuem zu widerlegen. Mehr als 40 Jahre liegen zwischen der Zeit, da der Professor der Philosophie in Tübingen J. H. Fichte aus Anlaß des Erscheinens der kleinen Schrift des Verfassers dieser Zeilen „Kraft und Stoff" eine ausführliche Widerlegung des Materialismus vom philosophischen Standpunkte in diesen nämlichen Blättern (Beilage zur Allgem. Zeitung vom 21. Aug. 1855) veröffentlichte. Seitdem sind zahllose antimaterialistische Streitschriften veröffentlicht worden, ohne verhindern zu können, daß diejenige Schrift, welche den hauptsächlichsten Anlaß zu dem ganzen Streite gegeben hat, währenddem 19 große deutsche und 32 ausländische Auflagen erlebt hat. Zwar steht diese Schrift durchaus nicht, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt, auf „kraß materialistischem", sondern vielmehr auf monistischem Boden, ohne „erklären" zu können, wie und auf welche Weise die thatsächliche Verbindung zwischen Kraft und Stoff oder zwischen Psychischem und Physischem zustande kommt, oder wie diese Verbindung im einzelnen beschaffen ist. Aber da der Materialismus, vulgo Monismus, wie bereits bemerkt, diesen Fehler mit allen übrigen philosophischen Schulen oder Richtungen gleichmäßig theilt, so ist wohl das geringste, was er im Interesse der Gerechtigkeit verlangen kann, dasjenige, daß ihm sein philosophisches Bürgerrecht nicht länger von den Partisanen der alten Schulen aus Anhänglichkeit an das Hergebrachte, vorenthalten werde. Haben ihm doch die riesigen Fortschritte der exakten Wissenschaften in unserm Jahrhundert, welche Verfasser dieses Aufsatzes in seiner kürzlich erschienenen Schrift „Am Sterbelager des Jahrhunderts" (Gießen, Roth 1898) im einzelnen aufgezählt hat, eine Hülfe gebracht, deren er früher und so lange er nur den Logos zur Unterstützung hatte, zu seinem Nachtheil entbehren mußte!

* * *

Wir haben dem Verfasser des ersten Artikels über „Naturwissenschaft und Materialismus", Hrn. Prof. Hans Buchner in München, Gelegenheit geben wollen, auf die gegen ihn gerichteten vorstehenden Ausführungen sogleich zu antworten, und schließen daher diese seine Antwort hier an. D. Red. d. Beil.

Die vorstehenden Ausführungen des Hrn. Ludwig Büchner lassen den Hauptinhalt meines Aufsatzes ganz unberührt, welcher darin bestand, zuerst an einfacheren, dann an komplizirteren Beispielen das Wesen der Kausalität und der kausalen Forschung, namentlich aber den für den Naturforscher wichtigen, erkenntnißkritischen Unterschied zwischen causa und ratio, Ursache und Vernunftgrund den Fach- und Zeitgenossen wiederum vor Augen zu führen. Daß Hr. L. Büchner letzteren trotzdem nicht begriffen hat, beweist seine Aeußerung über den „Wachsthumstrieb". Hr. L. Büchner unterschätzt überhaupt die Nothwendigkeit der Erkenntnißkritik, d. h. der klaren, bewußten Gedankenarbeit, er verwechselt dieselbe durchaus mit Spekulation, wie ihm denn auch an Schopenhauers philosophischen Leistungen nur deren spekulative Seite bekannt zu sein scheint. Im übrigen ist es ein seltsamer Ideengang, zu glauben, daß die Fortschritte der Naturwissenschaften oder die zahllosen Auflagen eines Buches Beweise für die Richtigkeit des philosophischen Materialismus liefern könnten. Erstere sprechen nur für die Richtigkeit unsrer bisherigen kausalanalytischen Ermittelungen, letztere aber beweisen gar nichts als die triviale Wahrheit, daß Irrthümer selbst durch lange Zeiträume hindurch vorherrschend bleiben können.

Hans Buchner.

Zur Geschichte der deutschen Burschenschaft.

Von Wolf Langguth.

I.

Der Geschichte des deutschen Studentenlebens, einer der bedeutsamsten und lehrreichsten Seiten der deutschen Kulturgeschichte überhaupt, hat sich in neuerer Zeit das Studium des Kulturhistorikers und das gesteigerte Interesse weiterer Kreise zugewandt. Jena, das man mit Recht die nationalste aller deutschen Universitäten genannt hat, war vor hundert Jahren nicht nur allen Universitäten vorauf im Verfechten neuer Ideale, es war auch das Dorado deutschen Studententhums und durch dessen Beziehungen zum Volksleben geraume Zeit hindurch das geistige Zentrum der deutschen Universitäten. Schon aus der geographischen Lage im Herzen Deutschlands, aus den duftig-frischen Höhen und den heimlich-stillen Thälern des Thüringer Waldes, aus der Romantik der alten Burgruinen am hellen Strande der Saale, aus den vielfach verschlungenen, für unser Vaterland charakteristischen Landesgrenzen, sowie aus der Geschichte der Universität erklärt es sich, daß hier der tiefinnerste Charakter

des deutschen Studentenlebens zum vollsten Ausdruck kam. Kulturgeschichtliche Züge aus diesem Leben haben daher ein Interesse, welches über das bloß örtliche hinausgeht. Nehmen wir noch den großen Hinlergrund hinzu, wie ihn die Gründung der Burschenschaft darstellt, jener denkwürdigen Erhebung der akademischen Jugend aus den Banden geistiger Unfreiheit und sittlicher Verkommenheit, die in der Geschichte des deutschen Studentenlebens einzig dasteht, so haben wir eine der dankbarsten Aufgaben vor uns, die sich der Historiker stellen kann, die aber bis jetzt nur unvollkommen gelöst wurde. Aus Anlaß der 50jährigen Jubelfeier der deutschen Burschenschaft im Jahre 1865 entstand eine Reihe von Schriften, worunter in erster Linie die Festgabe der Brüder Rob. und Rich. Keil zu nennen ist. Nachdem diese bereits im Jahre 1858 eine Geschichte des jenaischen Studentenlebens geschrieben, mußten sie als besonders berufen für die burschenschaftliche Geschichtsschreibung erscheinen, und die Wärme, mit der sie sich dieser Aufgabe als alte Burschenschafter unterzogen, ist ihrem Buche „Die Gründung der Burschenschaft“ sehr zu statten gekommen. Daß heute in der Zeit der erschlossenen Archive ein ganz anderes Material zu verarbeiten ist und andere Gesichtspunkte zu berücksichtigen sind, bedarf keiner Hervorhebung. Wir erfahren das Nähere darüber in einem kürzlich erschienenen bedeutsamen Werk, welches nicht die Burschenschaft als solche, sondern nur einen der Aeste, in welche der Jenaische Stamm sich später spaltete, behandelt.[1])

Einer Festschrift wie dieser eignet von Hause ein warmes Kolorit. Hier konnte der darzustellende Stoff aber zugleich zu Ueberschwenglichkeiten führen, und wir haben es deßhalb besonders hervorzuheben, daß der Verfasser sein Thema ohne Uebertreibung behandelt und dieser idealsten Frucht der deutschen Erhebung mit unbefangenem Sinn gegenübersteht, der sich der Erkenntniß der Auswüchse und Verirrungen nicht verschließt, von denen die junge Pflanze bald umwuchert wurde. Schneider ist sich auch der Schwierigkeit, eine völlig erschöpfende Geschichte der Burschenschaft zu schreiben, völlig bewußt gegenüber dem riesigen Aktenmaterial, welches in den Archiven, z. B. in dem geheimen Staatsarchiv zu Berlin noch des Bearbeiters harrt. Er nennt deßhalb sein Werk, einen starken Quartband von 580 Seiten, sehr bescheiden eine Vorarbeit für den berufenen Geschichtsschreiber der deutschen Burschenschaft. Die Gebrüder Keil hatten in ihrem Buch versucht, durch Wiedergabe der Stammbucheinzeichnungen uns in den Geist des Jenenser Studenten einzuführen. Viel anschaulicher wirkt aber die Wiedergabe der Oertlichkeit, der Persönlichkeit, der Trachten und der studentischen Gebräuche im Bild, wie sie das Schneider'sche Werk in großem Maßstabe bietet. Jena wird uns in den verschiedensten Entwicklungsperioden vorgeführt; das alte forum Jenense, wo die Studenten vor Aller Augen die Klingen zu kreuzen pflegten, die Burscheneiche, das Denkmal der erkämpften deutschen Freiheit und der aufgeblühten deutschen Manneskraft, die alte Burschenschaftsfahne, das schwarz-roth-goldene Symbol, von deutscher Frauenhand gestickt, um welches die Burschenschaft sich schaarte, der Burgkeller und alle jene altberühmten klassischen Stätten, welche die Vertreter der großen Blütheperiode unsrer Literatur und diejenigen der Wissenschaft einweihten, steigen vor uns auf. Vereinigte doch damals das philosophische Zentrum Jena in Verbindung mit dem weimarischen Musenhof alles, was Deutschland an hervorragenden Geistern auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst aufzuweisen hatte. Auf Goethe's Spuren, der Jena das „liebe närrische Nest“ nennt, wandeln wir namentlich, und es ist gewiß ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß in demselben Gasthaus zur Tanne, wohin er sich vor Karstens Pudel, „dem Hunde des Aubry“, geflüchtet, wo er im Genuß der herrlichen Aussicht auf Strom, Stadt und Berge den „Fischer“ und den „Erlkönig“ dichtete, am 12. Juni 1815 die Jenaer Burschenschaft gegründet wurde.

Nachdem Schneider im ersten Kapitel die Vorgeschichte der Burschenschaft, Jahns und Fichte's Wirken, die Thaten des Lützow'schen Freikorps geschildert, werden in den folgenden Abschnitten die Verhältnisse der alten thüringischen Hochschule untersucht, die dazu ausersehen war, den Schauplatz der Wiedergeburt deutschen Studententhums zu bilden. Der Gährungsprozeß zu einer Läuterung des rohen Treibens hatte bereits ein Vierteljahrhundert vorher begonnen. Schon im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hatten sich Deputirte der verbundenen Jenenser Landsmannschaften an den Herzog Karl August mit dem Gesuch gewandt, er möge ihnen gestatten, einen Plan zur Abschaffung der Duelle auszuarbeiten und ihnen hiezu den Geheimrath v. Goethe und die Professoren Schnaubert und Schütz als Kommissarien beizuordnen. Das Gesuch wurde gütig aufgenommen. Goethe vermittelte es auch, daß der Entwurf am 3. Januar 1792 dem Herzog Karl August, den übrigen fürstlichen Nutritoren der Universität und dem akademischen Senat vorgelegt wurde. Es erfolgte jedoch kein Bescheid. Goethe soll darüber mündlich geäußert haben: man hätte die Eingabe für den Plan einiger besseren Köpfe gehalten, derselbe hätte aber nicht dem Geiste des rohen Haufens entsprochen; es sei jedoch ein Grundsatz der Regierungsklugheit, die Menschen nicht zu behandeln wie sie sein sollten, sondern wie sie wirklich sind. — Eine wesentliche Aenderung war jedenfalls auch im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts nicht eingetreten. Selbst in der ernsten Zeit der unglücklichen Schlacht und unter dem Eindruck der Diktatur Napoleons, dessen Haß gegen die deutschen Universitäten, besonders Jena, kein Geheimniß war, hörten die alten studentischen Zwistigkeiten nicht auf. Wer sich nicht schlug, wurde von den Verbindungen als unhonorig angesehen.

Gegen diese Auffassung anzukämpfen, war Zweck eines freien Vereins, der sich im Jahre 1809 bildete und sich scharf gegen die Exklusivität der Landsmannschaften wendete, wissenschaftlichen Fleiß der Studenten forderte und durch Einrichtung von Kränzchen auf die sittliche und wissenschaftliche Bildung der Vereinsmitglieder einwirken wollte. Man fühlt sich versucht, bemerkt Schneider, in diesem Vereine, welcher den üblichen Spottnamen Sulphurea erhielt, einen Vorläufer der Burschenschaft zu erblicken, doch lautete die Parole: Keiner schlägt sich. Und darin liegt der Unterschied zwischen ihm und der späteren Burschenschaft. Immerhin muß man die Entstehung dieses Vereins als einen Beweis für die von der Studentenschaft selbst empfundene Nothwendigkeit einer Reform betrachten. Der Verein löste sich schon nach wenigen Semestern wieder auf, nachdem ein Theil der Mitglieder schließlich doch das Duell als kommentmäßiges Mittel zur Ehrenreinigung anerkannt und davon Gebrauch gemacht hatte. Daß dieser Versuch einer Reform fehlschlug, lag in erster Linie an den Landsmannschaften, welche um diese Zeit noch starr an dem herrschenden Duellkomment festhielten und jedes Auflehnen gegen diesen, sowie gegen ihre Vorherrschaft in Jena als einen Frevel betrachteten. Fürchterliche Prügeleien und gefährliche Verwundungen waren nach wie vor an der Tagesordnung; der Ton unter den Landsmannschaften war außerordentlich roh.

Im Januar 1811 entstand nun eine neue Landsmannschaft Vandalia mit Farben und Wahlspruch einer in Berlin bereits bestehenden Verbindung gleichen Namens, von mehreren Mecklenburgern, darunter einige grimmige Franzosenfeinde,

---

[1]) „Die Burschenschaft Germania zu Jena“. Eine Festschrift. Von Dr. Gust. Heinr. Schneider. Jena, Costenoble 1897. (Prachtband in 4⁰ mit 580 Seiten Text und 250 Bildern.)

die einen französischen Offizier auf Pistolen gefordert hatten und deßhalb flüchten mußten, in Jena aufgethan.

Wenn Gervinus in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts behauptet, daß um 1810 in Berlin eine Burschenschaft zustande gekommen sei, die sich durch ihre hervorragende vaterländische Gesinnung auszeichnete, so ist wohl jene Vandalia gemeint. R. H. Pabst in „Theodor Müllers Jugendleben in Mecklenburg und Jena“, Aarau 1861, gibt als die Farben der Berliner Vandalia schwarz-roth mit Gold-Perkussion, als ihren Wahlspruch: viros fortes conjungit virtus an und bemerkt, es habe sich, wenn auch ihr Zweck zunächst der übliche landsmannschaftliche gewesen sei, schon bei ihrem Entstehen nicht verkennen lassen, „daß die Zeit mit ihrem Sehnen und Drängen nach der unheilvollen Schlacht von Jena in der Hauptstadt des arg beschnittenen und tief gekränkten preußischen Staates einen mächtigen Einfluß auf sie gewann. Die Schriften eines Arndt, Jahn und Fichte erweckten in jenen Berliner Vandalen den nur zu lange erstorbenen Sinn für deutsches Volksthum; das Beispiel der Spanier, sowie die Thaten oder Thatensucht eines Schill und Dörnberg und mehr noch des ganzen Tirolervolks entzündeten in ihnen eine glühende Begeisterung für Abschüttelung des fremden Joches und Herbeiführung ehrenvollerer Zustände im deutschen Vaterlande. Dieser Geist wurde fort und fort gepflegt und ausgebildet durch die stille Wirksamkeit des die einstige Erhebung Deutschlands im gekräftigten Preußenthum anstrebenden Tugendbundes. So setzte sich in jener Berliner Studentenverbindung ein patriotisches Sinnen und Streben fest, welches sie mit dem Nimbus geheimnißvoller Entwürfe umhüllte“. Der innige Zusammenhang zwischen beiden Landsmannschaften wurde durch die Buchstaben J. B. (Jena-Berlin), zwischen gekreuzte Schläger geschrieben, angedeutet.

Unter dem Beistand der Sachsen paukte sich die neue Jenenser Vandalia in den S. C., es kam zu heftigen P. P.-Suiten mit den als Gegner auftretenden Westfalen, wobei ein Vandale ums Leben kam, aber die neue Verbindung behauptete sich. Wie Pabst angibt, der selbst der Vandalia angehörte, zeigte sich in dem Verhalten der jungen Vandalen noch eine ziemlich starke Beimischung unlauterer landsmannschaftlicher Bestandtheile, von denen sie sich erst reinigen mußten, um das zu werden, was sie, seiner Angabe nach, nachmals wirklich geworden sind, die Vorgänger und Begründer der ersten Burschenschaft.

Ueber die patriotische Gesinnung der Vandalen, aus welchen bald darauf die Burschenschaft hervorwachsen sollte, — dieses Moment eingehender dargelegt zu haben, ist ein besonderes Verdienst des Schneider'schen Werkes — gibt der genannte Pabst weiteren Aufschluß. Schon in der Nacht vom 5. zum 6. September 1812 feierten die Vandalen auf der Kunitzburg das erste deutsch-patriotische Studentenfest des 19. Jahrhunderts. „In den kahlen Mauern der Ruine flammte ein mächtiges Wachtfeuer auf, begeisterte Lieder und Reden hallten durch die mondhelle Nacht, aus vollen Humpen trank man auf die Freiheit, und beim Aufgang der Sonne schlossen die Burschen die Hände ineinander und schwuren Treue gegen das Vaterland, dem nun auch bald die Sonne der Freiheit aufgehen sollte. Eifriger noch als bisher und mit wachsender Ahnung großer Ereignisse drängten sie sich während des Wintersemesters um das Katheder des hochgefeierten Luden, in der Stille des Abends seiner begeisternden Entwicklung der bedeutsamsten Momente in der neuesten Geschichte bis zur Auflösung des deutschen Kaiserthums mit steigender Theilnahme zuhörend. Die jetzt vorwaltend patriotische Verbindung wurde durch Kartelle mit Landsmannschaften anderer Universitäten gefestigt, ein freundlicher Verkehr mit den Führern der vorher streng von ihnen abgeschlossenen Landsmannschaften in Jena wurde angebahnt, gemeinsame Entwürfe und Entschlüsse wurden auf die Zeit hin gefaßt, wo der Ruf zu den Waffen erschallen würde, und sobald der heiß ersehnte wirklich erschallte, waren sie die Ersten, welche zu den zuerst entfalteten preußischen Fahnen eilten.“ Die ganze aus 26 Mitgliedern bestehende Landsmannschaft mit Ausnahme von vier körperlich zum Kriegsdienst Unfähigen und eines Schweizers verließ Jena und ging nach Breslau, um sich, meistens in den Reihen der Lützow'schen Freischaar, dem Kampfe für das Vaterland zu weihen. Der Feldzug war beendet, Napoleon abgesetzt, der Pariser Friede geschlossen, die Tragikomödie des Wiener Kongresses hatte begonnen. In Jena begrüßte das Programm der Universität für das Wintersemester 1814/15 die endlich wieder hergestellte „Freiheit des Denkens, Sprechens und Schreibens“, mit hoher Befriedigung und Freude darüber, daß die deutschen Universitäten durch ihren Freiheitssinn zu Napoleons Sturz mitgewirkt. Die Stimmung der akademischen Jugend war auch jetzt noch eine kriegerische, sie stand noch unter dem Eindrucke der gewaltigen Ereignisse, an denen sie ruhmvollen Antheil genommen. Viele von den Jenenser Studenten durften die Brust mit dem Eisernen Kreuz schmücken, sie waren in der eisernen Zeit, im Ernst der Schlacht, zu Charakteren herangereift. Erfüllt von der gewaltigen Idee des befreiten Vaterlands, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß eine neue Zeit, erfüllt von einem neuen Geist, angebrochen sei, mußte die Zurückgekehrten das jämmerliche, kleinliche Treiben der in Jena zurückgebliebenen Kommilitonen abstoßend anwidern. Namentlich waren es die Lützower, die mit den älteren Kriegskameraden, mit Leuten wie Jahn im engsten Verkehr gestanden, von ihm beeinflußt, von ihm für die Idee einer großen allgemeinen und freien Burschengemeinde gewonnen, jetzt mit heiligem Ernst daran gingen, die Reform des akademischen Bürgerthums thatkräftig in die Hand zu nehmen. Dazu bedurfte es aber der Vorbereitungen; keineswegs war die Stimmung und Gesinnung in der jenaischen Studentenschaft gleich nach der Rückkehr der Freiwilligen derart, daß es etwa nur einer einfachen Studentenversammlung bedurft hätte, um ohne weiteres die Burschenschaft als begründet zu erklären. Zunächst galt es Anhänger zu gewinnen und dann die Form vorzubereiten.

Die Landsmannschaften, die Vandalen ausgenommen, dachten zunächst gar nicht daran, ihre Verbindungsform als überlebt, als nicht mehr daseinsberechtigt zu betrachten; eine solche Neugestaltung des akademischen Korporationswesens setzte harte Kämpfe voraus.

Auch bezeichnet Scheidler in der „Leipz. Ill. Ztg.“ 1865 die Keil'sche Darstellung als falsch, daß die aus dem Felde zurückgekehrten Studenten der Mehrzahl nach sich schon im Sommer 1814 den bestehenden Landsmannschaften nicht angeschlossen hätten; gerade das Gegentheil sei der Fall und so die Ursache gewesen, daß in Jena die Burschenschaft erst 1815 hervortrat, während in Halle schon etwas früher eine Art burschenschaftliche Vereinigung zustande kam. Es würde, schreibt derselbe Gewährsmann, auch niemals zu jener Gründung vom 12. Juni 1815 gekommen sein, wenn nicht im August 1814 ein eigenthümlicher Verein sich gebildet hätte, an welchem sämmtliche Landsmannschaften zugleich mit einer ziemlichen Anzahl von „Finken“ sich betheiligten. Es war dies die „Jenaer Wehrschaft“, die von dem Zeitpunkt an bis zur Aufhebung der Burschenschaft im Jahre 1819 bestand und aus welcher letztere allererst hervorging; eine unbestreitbare Thatsache, die jedoch bisher so gut wie ganz ignorirt worden ist. Es ergibt sich auch daraus, daß, als Arndt 1815 in seinem „Deutschen Studentenstaat“ auf das dringendste zu akademischen Wehrverbindungen mahnte, ihm nicht bekannt war, daß seine Idee schon im Jahre vorher in Jena verwirklicht worden war; ja, als 30 Jahre später

unser berühmter Aesthetiker Vischer (damals in Tübingen) denselben Vorschlag machte (in Schweglers Jahrbüchern 1845) wußte auch er nichts davon. Nur die Keil'sche Schrift erwähnt unsrer „Wehrschaft" unter dem übrigens unpassenden Namen eines „akademischen Landsturms", dessen Mitglieder zum größeren Theil an dem Befreiungskampfe theilgenommen hatten und wie sich selbst in der steten Waffenfertigkeit zu erhalten, so auch die anderen nicht geübten Kommilitionen wehrhaft zu machen sich bemühten. Man lieferte sich förmliche Schlachten, unternahm kriegerische Arbeiten, wie das Anlegen von Schanzen und Verrammeln von Thoren und Straßen, und füllte die Mußestunden mit Exerzierübungen aus u. s. w. Scheidler, selbst vom ersten Tage an Theilnehmer und dann zum Adjutanten des damaligen Oberbefehlshaber W. Kaffenberger (eines alten Lützow'schen Jägers) ernannt, hatte die Listen zu führen und hebt hervor, wie durch diese gemeinsame Betheiligung die verschiedenen Landsmannschaften und Finken einander näher gebracht und für eine gemeinsame anerkannte, höhere Idee interessirt wurden. Nur dadurch sei es möglich geworden, Propaganda für die Stiftung einer „Burschenschaft" zu machen, deren Idee von den „Vandalen" ausging, die als Lützower gedient und Jahns Ansicht kennen gelernt hatten, wie sie auch im Besitz einer von Jahn entworfenen Burschenschaftsordnung gewesen seien. Im Februar 1815 wurde nach derselben von dem genannten Kaffenberger (aus Frankfurt a. M.) und Heinrichs (aus Mecklenburg) der Entwurf der Burschenschaft ausgearbeitet und von den für diese Idee Gewonnenen, in häufigen Zusammenkünften auf dem Burgkeller debattirt. Im ganzen waren es damals elf, welche die Stiftung jener anbahnten; neun davon hatten den Befreiungskrieg mitgemacht, außer den beiden genannten die anderen alten Lützower (und zugleich Vandalen) Riemann, K. Horn, Probsthahn, Uterhart, Schroedter, ferner Dortü (aus Berlin) und Walther (aus Livland), zu denen sich die Thüringer K. H. Schneider (aus Gotha) und Ed. Vogel (aus Arnstadt) gesellten. Daß diese Auflösung und Umgestaltung der Landsmannschaften nicht ohne blutige Zweikämpfe abging, wobei die Bessergesinnten zugleich ihre Ueberlegenheit in Bezug auf Muth und Fechtgewandtheit bewähren konnten, mag hier nicht unerwähnt bleiben. Es fiel für Jena sogar besonders ins Gewicht, daß die Vertreter der neuen Idee alte Krieger und erprobte Kämpfer auf der Mensur waren. Die Genannten suchten nunmehr energisch die Landsmannschaften für die Umwandlung in eine Burschenschaft zu gewinnen und erreichten trotz des Widerstandes der Sachsen ihr Ziel. Die Vandalen, Franken und Thüringer lösten sich freiwillig auf, die Verfassungsurkunde, bei deren Entwurf die Professoren Kieser, der selbst den Freiheitskrieg mitgemacht, ferner Oken und Luden den Studenten Kaffenberger und Heinrichs geholfen hatten, war fertig und stellte folgende Grundgedanken des ganzen Planes an die Spitze:

„Freiheit und Ehre sind die Grundtriebe des Burschenlebens. Die erste ist nothwendig gegeben durch die Bestimmung des Burschen, nämlich Ausbildung und Auslebung der gesammten Persönlichkeit und zwar im Geiste der Universität und ihrer besonderen Verhältnisse; die zweite ist nothwendig im Gefolge der ersteren; denn das Selbstgefühl ist die Wurzel der Ehre, sein Selbst aber fühlt und begreift nur rein und klar der Freie. Das Bewußtsein aber, das Höchste und Edelste zu erstreben, das Gefühl der Kraft, sich selbst geltend machen zu können und seinen Werth selbst darzuthun, gibt dem Burschen die Ehre. Das Gefühl der Nothwendigkeit, daß die Freiheit, durch welche nur der Universitätszweck erreichbar ist, erhalten und unverletzt beschirmt werden müsse, der Gedanke, daß dies nur möglich sei durch gemeinschaftliche Kraft, der brüderliche Sinn und das Gemeingefühl, zu einem Ganzen zu gehören, sie fordern wohl alle gleich lebhaft auf zu Verein und Verbindung, und in der That sind aus solchen Bedürfnissen und solchen Beweggründen schon von frühester Zeit der Hochschulen an die mannichfaltigsten akademischen Verbindungen als: Brüderschaften, Kränzchen, Orden, Landsmannschaften u. dgl. hervorgegangen. Aber der Zweck aller dieser Verbindungen war kleinlich und sündhaft, und darum haben sie ihren Untergang gefunden oder werden und müssen ihn noch finden. Nur solche Verbindungen, die auf den Geist gegründet sind, auf welchen überhaupt nur Verbindungen gegründet werden sollten, auf den Geist, der uns das sichern kann, was uns nächst Gott das Heiligste und Höchste sein muß, nämlich Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes, nur solche Verbindungen sind dem Zweck und Wesen der Hochschulen angemessen, weil nur in ihnen die allseitige Ausbildung der Jugendkraft zum Heil unsres Volkes befördert und erhalten werden kann. Eine solche Verbindung der Burschen nennen wir mit dem Namen einer Burschenschaft!"

Am 10. Juni erging der öffentliche Aufruf, alle ehrenwerthen Studenten möchten sich am 12. Juni, 9 Uhr vormittags, auf dem Markt versammeln. Dieser Aufforderung wurde bereitwilligst Folge geleistet; eine stattliche Anzahl akademischer Bürger erschien auf dem Marktplatze, Finken, Renoncen und Landsmannschafter. Die Letzteren hatten die Fahne mitgebracht, die Stadtmusik schritt voran, so zog man übers Kreuz die Saalgasse hinunter über die Brücke hinaus zur „Tanne". Nach Absingen eines gemeinsamen Liedes (angeblich: „Sind wir vereint zur guten Stunde") hielt der Vandale Horn eine erste Ansprache an die Versammlung, worin er die Ziele der neuen Burschengemeinde darlegte.

Es war ein bedeutsamer Vorgang: eine Studentenschaft die freiwillig darangeht, sich Gesetze zu geben, nach denen sie leben will, sich zu einem großen Bunde zusammenzuschließen, der seine Mitglieder in strenger Selbstzucht ausbildet, um sie zur Mitwirkung an der Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes fähig zu machen, das neu erwachte Bewußtsein der Volkseinheit zu pflegen und zu stärken; die fortan Liebe und Wahrheit statt des überreizten Eigendünkels als maßgebend hinstellt und ein allgemeines Ehrengericht entscheiden lassen will, ob bei vorfallenden Beleidigungen die Ehre des Einzelnen als verletzt gelten soll. Daß es gerade Landsmannschaften waren, die mit einer solchen Reform hervortraten, um sich gegen die eigenen Institutionen zu wenden und diese verschwinden zu lassen, mußte von der größten Bedeutung werden. Hier zeigte sich, welche Kraft eine Idee gewinnen kann, wie sieghaft sie alle Vorurtheile der althergebrachten Gewohnheiten aus dem Felde schlägt; heilig ernst war es diesen jungen Leuten mit der Neuschaffung einer auf streng sittlicher Grundlage beruhenden Genossenschaft. Sie Alle fühlten sich als berufene Jünger, welche diese neue Lehre zunächst durch ihren eigenen Wandel bethätigen, dann aber auf Deutschlands Hochschulen ausbreiten sollten. Sie sahen vor sich ein einiges freies Vaterland, erleuchtet von dem Morgenroth einer schönen Zukunft. Sie wandten diesem Bunde die ganze Kraft ihrer jugendlichen Seelen, ihre Begeisterung und den Glauben an schöne Ideale zu, um auch die noch abseits stehenden Kommilitionen von der Größe und Heiligkeit der Aufgabe, von der Nothwendigkeit gegenseitigen Zusammenhaltens zu überzeugen.

Andächtig lauschten die Burschen Horns Worten. Die Verfassungsurkunde wurde verlesen, die Burschenschaft war gegründet. 113 Studenten traten ihr gleich am ersten Tage bei. Man schritt zur Wahl der neuen Vorsteher und als gewählt gingen aus der Urne hervor: stud. theol. Horn aus Neustrelitz, stud. jur. Wilh. Kaffenberger aus Frankfurt a. M., stud. med. Ludw. Kunsmann aus Glasdorf, stud. jur. Georg Teichert aus Mitau, stud. jur. Walter

aus Livland, stud. med. Ernst Weller aus Gotha, stud. jur. Gust. Wilpert aus Kurland, stud. theol. Fried. Witter aus Hildburghausen. Gewählt wurden ferner drei Kandidaten des Vorsteherkollegiums: stud. theol. A. Fr. Schröder aus Mecklenburg, stud. jur. Wilh. Toll aus Neubrandenburg, stud. O. K. v. Wülckenitz aus Berlin. Der Wahlspruch der jungen Burschenschaft sollte lauten: „Dem Biederen Ehre und Achtung.“

Noch einmal erhoben sich die Banner der Landsmannschaften; sie, die alten Zeichen deutscher „Völkleinerei“, wie Jahn in seinem wunderlichen Deutsch sich ausdrückte, sollten zugleich mit dem, wofür sie das Symbol gewesen, für immer verschwinden; das jetzt gesungene Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland“, von dem stud. theol. Hanitsch komponirt, bedeutete den Grabgesang alter landsmannschaftlicher Herrlichkeit. Die Banner senkten sich. Die Landsmannschaft, abgesehen von der Saxonia, die noch bis 1816 bestand, galt als aufgelöst; sie, die noch im Sommer 1814 allen Nichtlandsmannschaften das Tragen dreifarbiger Mützen und Abzeichen verboten hatte, bekannte sich nun zu den neugewählten Farben roth-schwarz; so steht ausdrücklich in der ältesten Verfassungsurkunde. Gold trat erst später hinzu. — Weßhalb man gerade diese Farben wählte? Diese Frage ist bis auf den heutigen Tag nicht gelöst, von den vier Erklärungen keine zur allgemeinen Annahme gelangt. Die eine versucht die Deutung auf symbolischem Wege: Durch schwarze Nacht, durchs blutige Roth zur goldenen Freiheit. Das ist, wie Schneider sehr richtig bemerkt, dichterisch schön, aber etwas gesucht. Die zweite lautet: Durchdrungen von der Idee eines wieder zu errichtenden deutschen Kaiserreichs, habe man die alte Reichssturmfahne, welche roth-gelb aufwies, zum Muster genommen. Die dritte weist auf die Uniform der Lützower hin, während die vierte dahin geht, daß man den Vandalen zu Ehren, die ja doch einen Hauptantheil an der Gründung der der Burschenschaft hatten, deren Farben schwarz-roth mit goldener Einfassung beibehalten habe, zumal von den Thüringer Farben zwei, von denen der Franken wenigstens eine darin enthalten seien. Es muß, fügt Schneider hinzu, einem zukünftigen Geschlecht burschenschaftlicher Gelehrter überlassen bleiben, in zahlreichen Kontroversen die Welt über diese — recht nebensächliche Frage aufzuklären.

Es wäre nun irrig, zu glauben, daß sich vom 12. Juni 1815 an das ganze jenaische Universitätsleben wie mit einem Zauberschlag zu einem idealen gestaltet hätte, zu welcher Auffassung die bisherigen Darstellungen, namentlich die Keil'sche, verleiten könnten. Freilich gelang es allmählich, die gesammte Studentenschaft in der neuen Gemeinde zu vereinigen; wie aber sehr bald starke Strömungen zur Erneuerung der alten landsmannschaftlichen Formen hindrängten, sogar innerhalb der Burschenschaft, das wird in folgendem ausführlich dargelegt. „Es erscheint hart, bekennen zu müssen,“ sagt Schneider, „daß selbst in Jena sich die Durchführung einer dauerhaften und durchgreifenden Reform als mißlungen erwies. Sobald die führenden Geister vom Schauplatz verschwanden, kamen die minderwerthigen Elemente zu größerer Geltung, und das Sand'sche Attentat beschleunigte nur die Spaltung der jenaischen Studentenschaft. Die ideale Auffassung des Studentenlebens, wie sie uns in der Verfassungsurkunde entgegentritt, konnte nicht standhalten gegenüber der wirklichen Natur des akademischen Bürgers, der ja, je eher, je lieber zu dem bequemeren und freieren Treiben der Landsmannschaften oder dem völlig ungebundenen Finkenleben zurückkehrte. Der Geist der Zeit unmittelbar nach den Freiheitskriegen, der die Gründer der Burschenschaft beseelt hatte, war den später auf die Universität kommenden Burschen fremd, der heilige Ernst der Reformen ihnen unverständlich, nur eine wenn auch immerhin beträchtliche Schaar hielt treu zu dem alten Banner. Die Mehrzahl fiel nur zu bald ab; die Burschenschaft im Jahn'schen Sinn war ein schöner Traum idealer Jünglinge gewesen, das Erwachen sollte sehr bald und auf rauhe Weise erfolgen.“ Daß immerhin ein bedeutender Fortschritt zum Besseren erreicht war, der schon in der äußeren Erscheinung der akademischen Jugend und in den akademischen Gebräuchen zutage trat, soll nicht geleugnet werden.

N. B. W. Stark, Professor der Theologie in Jena, veröffentlichte im Jahre 1816 eine anonym erschienene Schrift: „Ueber den Geist des deutschen Studentenlebens, insbesondere zu Jena“, worin es u. a. heißt:

„Die durch große Hüte und Stiefel (Stürmer und Kanonen), pfundschwere Sporen oder durch gesuchte Nachlässigkeit und Lüderlichkeit auffallende oder geschmacklose Kleidung hatte einer anständigeren, einfacheren und edleren Kleidung Platz gemacht. Die wüthende, oft viehische Sauflust und der fürchterliche, Leben, Gesundheit und alle besseren Gefühle ertödtende Saufzwang auf den Kommersen war einer freien, zwischen Gespräch und Gesang getheilten Fröhlichkeit eines heiteren, brüderlichen Trinkgelages gewichen. Verschwunden war ferner die früher nicht selten sehr vernehmlich sich äußernde Roheit gegen das andere Geschlecht, und die nun in dieser Hinsicht herrschende anständige Aufmerksamkeit machte die öffentlichen Vergnügungsorte zum angenehmen Aufenthalt für die Familien, welche dieselben vorher nur mit großer Ueberwindung besuchen konnten. Aber nicht bloß äußerer Anstand, sondern auch innere Reinheit wurden mehr und mehr herrschend, und es gab nun vielleicht keine Universität, wo weniger Lüderlichkeit zu finden war, als in Jena, während auf mancher anderen äußerer Anstand und innere Sittenlosigkeit Hand in Hand gingen, ja die Lüderlichkeit Ton war unter den Studenten. In Jena war die äußere Sitte Folge der inneren Sittlichkeit.“

Die dem Schneider'schen Werke beigegebenen Trachtenbilder aus den verschiedenen Perioden, die Duellscenen, die Mensuren auf Hieb und Stich, das Kreuzen der Klingen auf offener Straße, die Darstellungen des Verkehrs zwischen Studenten und Bürgerschaft, des männlichen und weiblichen Theils der Bevölkerung erläutern jene Schilderungen auf das anschaulichste. — Und nun die vaterländische Aufgabe der ersten Burschenschaft, worüber sich Haupt, wenn auch ganz allgemein, wie folgt äußert:

„Was war es denn eigentlich, was wir gewonnen hatten im Kampf für unsre Selbständigkeit? Etwa bloß ein paar Streifen todtes Land, Befreiung von den Bedrückungen der Herrscher und unsre verlorenen Festungen? Nein, Brüder, wir haben mehr gewonnen, ein herrliches, großes, blühendes Land, ein Vaterland; wir haben die inneren Zerstörer und Eroberer aller Völker, die Parteisucht, und ihre Mutter, die Selbstsucht, aus dem Lande gejagt; wir haben ewige Städte und Festungen gewonnen in dem Einklang der Herzen aller Stämme Deutschlands; wir haben erkennen lernen, daß wir Ein Volk sind, daß wir Ein Vaterland haben und daß das Heil desselben einzig in der Einigkeit und Liebe, in dem Verschmelzen und Unterordnen jedes Einzelwillens unter den der Gesammtheit bestehen kann. In Parteien zersplittert, waren wir der Raub jeder fremden Macht; vereint, trotzen wir einer Welt. Das ist eine der Lehren, der großen Lehren, welche die Geschichte dieser Zeit für Jeden aufstellte, der sie begriff. . . . Viel war gethan, der äußere Tyrann war gefallen; mehr noch war und ist zu thun übrig; die inneren Tyrannen, die tief in den Herzen der Menschen ihr Unwesen treiben, müssen vertilgt werden. Die herrschende Schlaffheit der Seelen, die schnöde Selbstsucht, die greuliche Gleichgültigkeit gegen alles Gute und Böse, die Unredlichkeit, Unkeuschheit und Treulosigkeit, der saubere Nachlaß unsrer fremden Herrscher,

das leidige Formenwesen — alles das muß erst gebannt werden, ehe es wahrhaft besser werden kann. Aber von selbst wird das nicht. Mühe und Arbeit erfordert's und den Schweiß der Edlen. . . ."

Nur dies eine zeitgenössische Zeugniß sei hier angeführt über die Burschenschaft, gegründet ihrem Geist nach durch die Lehren einer großen Zeit im Kampfe für unser Edelstes, der Form nach hervorgerufen durch das ihrem Geist entgegengesetzte Streben der Landsmannschaften. Wie sich die burschenschaftliche Bewegung von ihrem geographischen und geistigen Zentrum nach West- und Süddeutschland weiter verpflanzt, wie der in Jena gestreute Same in den angrenzenden Ländern fruchtbares Erdreich findet, wie ein Kreis von Advokaten, Schulmännern und protestantischen Pfarrern, unter sich meist verbrüdert, verschwägert oder durch Freundschaft von der kaum verlassenen Universität verbunden, in sich den Beruf fühlt, für Erregung und Belebung eines deutschen Nationalgeistes zu wirken und sich in diesem Sinn zu vereinigen, hat der Verfasser sehr ansprechend dargestellt.

Mittheilungen und Nachrichten.

S. **Der Chemikerkongreß in Wien.** (Erster Bericht.) Am 27. v. M. wurde in Wien der dritte internationale Kongreß für angewandte Chemie unter den üblichen Feierlichkeiten eröffnet. In der ersten allgemeinen Sitzung des Kongresses theilte Professor Buchner aus Tübingen dem Kongreß die Resultate seiner langjährigen Untersuchungen über den Gährungsvorgang mit, welche in prägnanter Weise bereits im Titel des Vortrags „Gährung ohne Hefezellen" [1]) zum Ausdruck gelangen. Es ist bekannt, daß die Geschichte der Gährungstheorie für die Entwicklung der bakteriologischen und biologischen Wissenschaften einen Wendepunkt bedeutete. Vor ungefähr einem halben Jahrhundert that Liebig beim Studium der Hefegährung den prophetischen Ausspruch, daß derjenige, der die Natur der Hefegährung enträtseln sollte, auch das Wesen der Infektionskrankheiten erkannt haben wird. Seine Prophezeiung traf zu, aber nicht er selbst, sondern sein genialer wissenschaftlicher Gegner Pasteur sollte der glückliche Finder sein. Liebig hatte die Theorie aufgestellt, daß die Gährung ein rein chemischer Prozeß sei, während Pasteur in direktem Gegensatz zu ihm der Ansicht war, daß die Alkoholgährung des Zuckers an die Lebensthätigkeit des Hefepilzes gebunden sei.

Pasteur hat sich nicht damit begnügt, die Liebig'sche Ansicht zu bekämpfen, sondern hat versucht, an deren Stelle eine andere Theorie zu setzen. Nach dieser Theorie ist es der Mangel an Sauerstoff, der die Organismen zur Gährthätigkeit veranlaßt, um durch den Zerfall der komplizirten Moleküle jene Menge von Spannkraft auszulösen, die ihnen sonst durch den Athmungsprozeß zur Verfügung gestellt würde. Pasteur faßte seine Theorie in dem Satze zusammen: „Gährung ist Leben ohne Luft." Diese Theorie ist, wie spätere Forschungen ergeben haben, unvollständig. Es ist klar, daß in ihr die später bekannt gewordenen Gährungen keinen Platz haben, die nur bei Gegenwart von Sauerstoff stattfinden, wie z. B. die Essigsäuregährung. Pasteur hat demnach seine Definition in späterer Zeit dahin erweitert: Gährung ist eine durch die Lebensthätigkeit von Pilzen bewirkte Zersetzung organischer Substanzen. Immerhin blieb doch das Grundprinzip der Pasteur'schen Theorie in Kraft: Ohne Mikroorganismen keine Gährung.

An diesem Punkte setzen die bedeutsamen Untersuchungen Buchners ein. Buchner ist es gelungen, durch ein eigenartiges Verfahren, welches im wesentlichen auf der Zerreibung der Hefepilze mit Quarzsand und einer Kompression von über 500 Atmosphären beruht, aus den Hefezellen ein hochmolekulares Produkt, die von ihm sogenannte Zymose, zu gewinnen, welche an und für sich die Fähigkeit besitzt, Zucker in Alkohol und Kohlensäure überzuführen. Der alte Streit zwischen Liebig und Pasteur, der mit dem endgültigen Siege der Pasteur'schen Anschauung beendet zu sein schien, ist demnach wieder aufgerollt.

Es entsteht nun die Frage, ob die Methodik der Buchner'schen Versuche einwandfrei ist und es mit völliger Gewißheit ausschließen läßt, daß lebendes Plasma die Ursache der von Buchner beobachteten Gährwirkung darstellt. Buchner selbst hat in seinem glänzenden Vortrag hervorgehoben, daß die Grenze zwischen hochmolekularem Ferment und Elementarorganismus nur schwer, wenn überhaupt zu ziehen ist. Nichtsdestoweniger entspann sich in der Diskussion über den Buchner'schen Vortrag ein lebhafter Streit darüber, ob man das Recht hat, die beobachtete Gährung einem unbelebten Ferment zuzuschreiben, oder ob nicht vielmehr dieselbe auf sogenannte überlebende Substanz, welche durch das Buchner'sche Verfahren aus den Hefezellen hinausgepreßt worden ist, zurückzuführen sei. Letzteren Standpunkt vertrat in der Diskussion namentlich ein junger Wiener Forscher, Dr. Hans Abeles. So unwahrscheinlich es auch dem Laien erscheinen mag, daß eine Substanz, welche mit Quarzsand zerrieben und einem Druck von 500 Atmosphären unterworfen worden ist, noch lebend sein soll, so ist doch diese Annahme vom streng wissenschaftlichen Standpunkt nicht von der Hand zu weisen. Wie die Versuche von Abeles beweisen, zeigen die Hefezellen eine geradezu erstaunliche Resistenz gegen schädigende Einflüsse physikalischer und chemischer Natur; es gibt kaum einen Kältegrad, bei dem die Hefepilze nicht noch lebensfähig wären, wenigstens hat Abeles noch bei —110° ihre Lebensfähigkeit konstatirt; so wäre es denn auch möglich, daß das Plasma der Hefezellen selbst bei weitgehenden Insulten, wie sie beim Buchner'schen Verfahren vorgenommen werden, am Leben bleiben. Das entscheidende Kriterium kann nach Abeles nur die Beeinflussung des eingeleiteten Gährungsprozesses durch Gifte sein. Während die Gährthätigkeit der Hefe bei Hinzusetzung von Giften stille steht, müßte die Wirkung eines unbelebten Ferments nicht wesentlich beeinträchtigt werden. Auch Buchner hat dieses Kriterium zum Ausgangspunkt seiner Unterscheidung gewählt, doch soll er, wie Abeles betonte, nicht berücksichtigt haben, daß die Zymose konzentrirtes Plasma, das von der Hülle der Zellwände durch das Druckverfahren befreit worden ist, darstellen könnte, und daß es demnach nur bei verhältnißmäßig stärkeren Giftdosen seine Wirkung einstellen müßte. — Es muß weiteren Versuchen vorbehalten bleiben, diese Streitfrage zu entscheiden; jedenfalls sind die von Buchner beobachteten Thatsachen von größter Bedeutung, und die Versammlung faßte daher einstimmig den Beschluß, Prof. Buchner den Dank und die Anerkennung des Kongresses auszudrücken. In seinem Schlußworte betonte Buchner, daß seine Arbeiten nicht zwischen Liebig und Pasteur entscheiden, sondern Beiden in einem höheren Sinne recht geben. Da die Zymose nur in den Hefezellen erzeugt und gefunden wird, so behält die Pasteur'sche Theorie recht, wenn sie behauptet, daß es keine Gährung ohne Organismen gibt. Andrerseits bleibt doch die Liebig'sche Anschauung insofern in Geltung, als ja die Organismen nicht das bei der Gährung unmittelbar wirksame Prinzip darstellen, sondern nur durch Vermittelung eines in ihnen erzeugten Ferments den Gährungsprozeß auslösen.

Wie Dr. Freund in der Diskussion hervorhob, ist ja die Fermentwirkung außerhalb des Organismus von der Fermentwirkung im Organismus wesentlich verschieden. Man versuche einmal, sagte Dr. Freund in drastischer Weise, ein Rumpsteak in einer Eprouvette durch eine Pepsinlösung verdauen zu lassen, und man wird sich überzeugen, daß die Magenflüssigkeit, die ja nach unseren Kenntnissen nichts anderes als eine saure Pepsinlösung ist, in viel kürzerer Zeit damit fertig wird.

Außer dem Vortrag von Buchner, der in der allgemeinen Sitzung stattfand, sind noch mehrere interessante Sektionssitzungen zu erwähnen. In der Sektion für Elektrochemie, welche sich heuer zum erstenmale auf einem internationalen chemischen Kongreß als selbständige Sektion konstituirte, wurde der bekannte Elektrochemiker Generaldirektor Dr. Kellner zum Präsidenten und der berühmte französische Forscher H. Moissan zum Ehrenpräsidenten gewählt. In seiner Begrüßungsansprache hob Kellner hervor, daß die Elektrochemie

[1]) Vergl. hiezu den Artikel „Die Gährung als chemischer Vorgang" in Nr. 146 d. Beil. Anm. d. Red.

bereits jetzt in der reinen und angewandten Chemie eine sehr bedeutende Stellung einnimmt. Die Versuche von **Borchers**, der die Energie der Kohle direkt als Elektrizität nutzbar machen will, eröffnen uns eine weite Perspektive auf die Forschungen und Entdeckungen, die von der Elektrochemie noch zu gewärtigen seien. Aber schon gegenwärtig hat dieser jüngste Zweig der chemischen Wissenschaft bedeutende Erfolge aufzuweisen: die Reindarstellung des Aluminiums, die Entdeckung des Calciumcarbids, die Elektrolyse der Kaliumsalze. Die elektrochemischen Methoden werden übrigens nach dem Ausspruch von Dr. Kellner nicht so sehr dazu dienen, die bereits gegenwärtig bekannten Substanzen in billigerer und einfacherer Weise herzustellen, sondern uns zu neuen Synthesen führen und die Erzeugung neuer, bisher völlig unbekannter und auf anderem Wege nicht herstellbarer Verbindungen ermöglichen. Der nachfolgende Vortrag des Ehrenpräsidenten der Sektion, **H. Moissan**, bestätigte sofort die Ausführungen Kellners. Mit eigenthümlichen Methoden, nämlich unter Anwendung seines elektrischen Ofens, der die Temperatur von über 3000 Grad hervorruft, erzeugt Moissan Körper und Verbindungen, deren Zustandekommen uns nach unsern bisherigen Begriffen und Erfahrungen als äußerst unwahrscheinlich erscheinen mußte. Die Arbeiten von Moissan stellen ein eigenartiges, in sich abgeschlossenes Gebiet der angewandten Chemie dar, in dem alles, von den Arbeitsmethoden und Apparaten angefangen, bis zu den Resultaten und Endprodukten originell und neu ist. Bei seinen Versuchen zur Herstellung eines Temperaturmaximums kam es Moissan darauf an, in die kleinstmögliche Höhlung den stärkstmöglichen elektrischen Lichtbogen einzuschließen. Dieser Anforderung entspricht der von ihm konstruirte Ofen, dessen Wände aus ungelöschtem Kalk bestehen. Zur besseren Erklärung seiner Versuche diene folgender Vergleich: Um ein Reservoir, welches undicht ist, mit Wasser zu füllen, genügt es, Wasser in viel größerer Menge zuzuleiten, als durch die Undichtigkeiten verloren gehen kann. Um analoger Weise in einem begrenzten Raume eine sehr hohe Temperatur zu erreichen und die Wärmeverluste auf ein Minimum zu beschränken, muß man die Wände des Ofens aus einem Material mit möglichst geringem Wärmeleitungsvermögen herstellen. Dieser Anforderung entspricht der ungelöschte Kalk. Die Decke des elektrischen Ofens von Moissan besteht aus einer Kalkplatte von 8 cm Dicke, unter welcher der Bogen während 10 Minuten geschlossen wird. Man kann hierauf diesen Kalkdeckel mit der Hand aufheben; seine äußere Temperatur ist unverändert, während die innere Oberfläche aus geschmolzenem Kalk besteht und Drumond'sches Licht in einer für das Auge unerträglichen Stärke ausstrahlt. Eine Kalkschicht von 3 cm Dicke hält also diese enorme Wärmeausstrahlung auf. Indem Moissan in seinen Versuchsapparaten gewaltige Elementarkräfte einwirken läßt, erweitert er unsre Anschauungen über die chemische Geschichte des Erdballs, so z. B. führten ihn seine Versuche über die Carbide (Verbindungen der Metalle mit Kohlenstoff) zu einer neuen Theorie über die Entstehung des Erdöls, welches er sich in früheren geologischen Epochen aus dem Zusammentreffen der Carbide mit Wasserdämpfen entstanden denkt. Außerdem brachte der geniale Chemiker auf dem Kongreß die Ergebnisse seiner Untersuchungen über das Element Calcium zur Kenntniß der elektrochemischen Sektion. Mit Hülfe jenes elektrischen Ofens gelang es ihm zum erstenmal, das Calcium in absolut reinem Zustand zu erhalten. Das reine Calcium zeigt eine große Löslichkeit in geschmolzenem Natriummetall, bildet mit Wasserstoff und Stickstoff feste Verbindungen und zeigt eine Reihe weiterer merkwürdiger Eigenschaften. Die Calcium-Stickstoff-Verbindung dürfte nach Moissan von großer praktischer Bedeutung werden, da sie beim Zusammentreffen mit Wasser eine reiche Ausbeute von Calciumhydroxid und Ammoniak gibt. Vielleicht gelingt es auf diese Weise — schloß Moissan mit einem bedeutsamen Ausblick auf die Zukunft —, den freien Stickstoff der Atmosphäre in nutzbare Stickstoffverbindungen überzuführen, an welchem Problem zahlreiche Forscher seit vielen Jahren unablässig arbeiten.

-i. **Allgemeines Statistisches Archiv**, herausgegeben von Dr. **Georg v. Mayr**. V. Band. I. Halbb. Tübingen 1898. H. Laupp'sche Buchhandlung. — Dieser jüngste Halbband des Archivs enthält: I. **Abhandlungen**: Die repräsentative Untersuchungsmethode von **Kiaer**; Ueber die Nothwendigkeit systematischer Arbeitstheilung auf dem Gebiet der Bevölkerungs-(Sozial-)Statistik I. von **Bleicher**; das Gesetz des sozialen Fortschritts von **Fiamingo**. Daran reihen sich zwei Aufsätze aus dem Gebiet der II. **Statistischen Technik**: Die Reorganisation der Statistik der Bevölkerungsbewegung in Oesterreich von v. **Meinzingen**; Die belgische Industrie- und Gewerbezählung vom Herbst 1896 von **v. Mayr**. An III. **Statistischen Ergebnissen** ist folgendes zu verzeichnen: **Rosenfeld**, Einige Ergebnisse aus den Schweizer Rekrutenuntersuchungen; **v. Bortkewitsch**, Das Problem der russischen Sterblichkeit; **Salvioni**, Zur Statistik der Haushaltungen; **Prinzing**, Die Sterblichkeit der Ledigen und Verheiratheten, nebst Sterbetafeln derselben, berechnet für Bayern; **Schmidt**, Statistik der Gewerbebetriebe in Mannheim mit geschichtlichen Vergleichungen. Im Abschnitt IV, **Literatur**, behandelt der Herausgeber insbesondere die bisherigen Veröffentlichungen des Kais. Statistischen Amts über die Ergebnisse der Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895. Besondere Berücksichtigung ist auch dem Abschnitt V über **Statistische Gesetzgebung und Verwaltung** zugewendet. Es finden sich darin u. a. die Bundesrathsbestimmungen über die Bearbeitung der betriebsstatistischen Ergebnisse der jüngsten Berufs- und Gewerbezählung, die Anordnungen über die Reorganisation der Landesstatistik in Ungarn, sowie eine Geschichte der letzteren von **Balar**. Dem verstorbenen ersten Direktor des Kais. Statistischen Amts, **Karl Becker**, widmet **Kollmann** ein Gedenkblatt.

* **Chirurgie und Röntgenstrahlen.** Es ist bekannt, daß die Auffindung von Fremdkörpern im menschlichen Körper vermittelst der **Röntgendurchleuchtung** möglich ist. In der Praxis ergab sich aber bisher der Uebelstand, daß die Röntgenphotographien den Fremdkörper wohl zeigten, daß er sich in Wirklichkeit aber sehr häufig an einer ganz **anderen Stelle** befand, als auf dem Bilde, was vielfach falsche Einschnitte der Chirurgen zur Folge hatte. Professor Dr. Angerer in München berichtet nun im Zentralblatt für Chirurgie, daß es vermittelst eines äußerst einfachen Apparats, den die Voltohm-Elektrizitätsgesellschaft, A.-G. München, konstruirte, des Voltohmpunktographen, nun möglich geworden ist, in einfachster Weise die Lage der Fremdkörper so genau und sicher festzustellen, daß ein Irrthum künftig ausgeschlossen ist.

* **Magdeburg**, 27. Juli. Hier starb vorgestern der Redakteur der „Magdeburg. Zeitung", Waldemar **Kawerau**, der sich durch seine Schriften über das Zeitalter der Reformation auch in wissenschaftlicher Hinsicht einen geachteten Namen erworben hatte. Er stand erst im 47. Lebensjahre.

* **Aus Oesterreich.** In **Weißwasser** in Böhmen ist der durch seine fachmännische Thätigkeit auch in weiteren Kreisen bekannt gewordene Professor der Mathematik, Geodäsie und Baukunde an der dortigen Forstlehranstalt Mathias **Slula** im 84. Lebensjahre gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuche nebst Einführungsgesetz, hggb. von Dr. Julius v. Staudinger. 1. u. 2. Liefg. München, J. Schweitzers Verlag (Jos. Eichbichler) 1898. — **Illustrirter Führer durch Steiermark und Krain**, hggb. von Joseph Rabl. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben 1898. — **Illustrirter Führer durch das Pusterthal**, hggb. von Julius Meurer. Ebd. 1898. — **Theodor Duimchen**: Freiheit für Cuba! Novelle. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1898. — **Zucker ein Nährstoff.** Darstellung der neuesten Forschungsergebnisse. Broschüre. Berlin, Paul Parey 1898. — **Karl Joseph Seitz**: Konstruktion oder Selbstentwicklung und Verfahren der Darstellung des jeweilig positiv lebenden praktischen Rechts. München, J. Schweitzers Verlag (Jos. Eichbichler) 1898. — **Das Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897 (mit Ausschluß des Seerechts) auf der Grundlage des Bürgerlichen Gesetzbuches**, erläutert von Dr. A. Düringer und Dr. M. Hachenburg. I. Buch, I. Lieferung. Mannheim, J. Bensheimer 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 4. August. Nummer 172.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte der deutschen Burschenschaft.

Von Wolf Langguth.

II.

Hier eine detaillirte Darstellung der weiteren Fortentwicklung der Burschenschaft zu geben und auf die kritische Beurtheilung des weitschichtigen Materials einzugehen, kann nicht unsre Absicht sein. Wir verweilen nur einen Augenblick bei dem durchaus Neues dringenden Abschnitt über Sand, dessen Persönlichkeit in interessanten, zum Theil unbekannten Bildern vorgeführt wird. Wir sehen ihn am Scheideweg, bei Vollbringung der „unseligen That“, im Kerker, auf der Fahrt zum Schaffot, dann hoch aufgerichtet auf dem Blutgerüst, die Hand zum Schwur erhoben, und endlich die grausige Exekution selber. Wichtiger noch ist das Material über Sands Geisteszustand, das Schneider zusammengebracht hat.

Das Todesurtheil betont, daß Sand bei der fixen Idee von der Gefährlichkeit des v. Kotzebue für das deutsche Vaterland die Strafbarkeit seiner Handlung nicht eingesehen und insofern nicht frei gehandelt habe, allein es sei in den Akten erwiesen, daß Inquisit noch eine weitere Absicht gehabt und zwar die der gewaltsamen Umwälzung der deutschen Verfassung. In ihrer Bedrohung lag also für die Richter der Schwerpunkt; höhere politische Rücksichten forderten ein abschreckendes Beispiel und deßhalb mußte Sand das Schaffot besteigen. Als die Wunde, die er sich selbst beigebracht, nothdürftig geheilt war, wurde er für reif zur Exekution erklärt und am 20. Mai 1820 mit einem großen Truppenaufgebot (1500 Mann?) zum Richtplatz geführt. Wie sehr die That Sands von den Meisten, auch von seinen Freunden, mißbilligt wurde, ist bekannt, ebenso die Thatsache, daß trotzdem in Deutschland noch nie die Person eines „Mörders“ bei jung und alt solche Sympathien erfahren hat, wie eben Sand, weil nach der Auffassung von Gervinus „durch einen furchtbaren Schlag jene Schmach der vaterländischen Zustände offen dargelegt ward, die in der undeutschen Anlehnung des deutschen Regiments an fremde Macht und Einfluß gelegen war“. Charakteristisch ist jedenfalls die Antwort, die Sand in der Gefangenschaft dem Obersten v. Holzing gab, welcher ihm sein Bedauern aussprach, indem er entgegnete: „Es ist nur der Unterschied zwischen Ihnen und mir, daß ich für meine Ueberzeugung sterbe, Sie aber, wenn Sie den Tod finden, für eine fremde“, und recht bezeichnend für die öffentliche Meinung war auch das geringe Mitleid, das man Kotzebue entgegenbrachte. Während ihn Goethe „einen der gründlichsten Schufte, die Gott erschuf“, nannte, mußte allerdings — diese Konzession glaubte die preußische Regierung dem alliirten Rußland machen zu müssen — bei der befohlenen Todtenfeier Kotzebue's im Berliner Theater eine Schauspielerin als „Germania“ weinen, und der bekannte Theologe de Wette wurde sofort abgesetzt, weil er in einem privaten Beileidsbrief an Sands Eltern das sagte, was fast Alle dachten. Daß Sands That heute lediglich vom pathologischen Standpunkt betrachtet werden würde, bedarf nach dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft keiner Hervorhebung. Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit Sands sind thatsächlich gleich nach dem Bekanntwerden des Verbrechens von Freunden und politischen Gegnern geäußert worden, soweit der mächtige Eindruck des Ereignisses ruhige Kritik zuließ. In der „Psychologischen Bemerkung“ des Hamburger Irrenarztes Professor Grohmann, die bereits 1819, 6 Wochen nach dem Attentat erschien, kommt dieser Zwiespalt bereits beredt zum Ausdruck. Das Urtheil der die Untersuchung führenden Kommission in Mannheim wurde offenbar sehr erschwert, einerseits durch die unverständige Agitation der schwärmerischen Anhänger Sands in allen Schichten der Bevölkerung und andrerseits durch den Druck der Strenge heischenden Regierungen, welcher sich im August 1819 (am 5. Mai 1820 fiel das Urtheil) durch die Beschlüsse der Karlsbader Ministerkonferenz zu der Mainzer Zentraluntersuchungskommission konzentrirte. Der gerichtliche Vertheidiger plaidirte für Gemüthskrankheit, welche den Verbrecher zu der irrthümlichen Auffassung erlaubter Nothwehr veranlaßt habe. Das zum Gutachten aufgeforderte Mannheimer Stadtphysikat nahm dagegen an, daß Inquisit im Besitze richtiger Sinne sei. Seine mittelmäßige Verstandesthätigkeit habe wohl unter der Herrschaft eines überspannten Vorstellungs- und Gefühlvermögens gestanden, jedoch sei die Vernunft nicht zerrüttet gewesen. In der psychiatrischen Literatur neuerer Zeit findet man nur gelegentliche Notizen über Sand, so bei dem italienischen Kriminalanthropologen Lombroso, der ihn ohne weiteres zu den psychopathischen politischen Verbrechern rechnet, so daß ein jüngerer Arzt, Dr. Langreuter, der interessanten Frage in den „Burschenschaftl. Blättern“ (vgl. W.-S. 1896/97 Nr. 3) in Anknüpfung an die genannte Schrift Grohmanns eine längere Abhandlung widmet und nachdem er betont, daß dort die Frage: ob Verbrechen oder Geistesdefekt? künstlich umgangen sei, zu folgendem Ergebniß kommt: „Meiner Ansicht nach würde es — soweit überhaupt ein nachträgliches Urtheil erlaubt ist — am meisten der heutigen Auffassung entsprechen, wenn man Sand als einen originärkrankhaft veranlagten („psychopathisch-minderwerthigen“) Menschen bezeichnet, mit schwacher, unregelmäßig entwickelter Verstandesthätigkeit und vorherrschend ausgebildeten affektiven Qualitäten. Diese Disharmonie erschwert sowohl a priori ruhige Ueberlegung, als auch verhindert sie die dem normalen Gehirn angeborenen oder anzuerziehenden Hemmungsfunktionen den affektiven Impulsen gegenüber. Aus letzterem Grunde entsteht bei derartigen Individuen die fälschlich imponirende Konsequenz und scheinbare Energie,

welche nichts weiter ist, als ein kritikloses Sichhinreißenlassen. Die Annahme, daß bei Sand mit solchen Eigenschaften bereits die Schwelle des Krankhaften überschritten war, erhält — trotz Mangels erheblicher erblicher Belastung und sogenannter Degenerationszeichen — eine gewichtige Stütze in der Thatsache seiner melancholischen Depressionszustände, welche sicherlich ein pathologisches Merkmal sind. Mag man nun noch den Impuls speziell zu der Ermordung eines Kotzebue wegen der Thorheit des Verbrechens den „Zwangsideen“ zurechnen oder nicht — jedenfalls ist auch ohne das genügendes Material für das heutzutage als berechtigt anerkannte Krankheitsbild allgemeiner geistiger Inferiorität vorhanden; und es ist sehr wahrscheinlich, daß ein heutiger Gutachter zur „Unzurechnungsfähigkeit“ gelangt wäre. Wahrscheinlich würde man auch schon damals wenigstens die Ausführung des Urtheils unterlassen haben, wenn nicht höhere politische Rücksichten ein abschreckendes Beispiel gefordert hätten. Möglicherweise hat auch — wie zum Schluß angedeutet sein mag — das Schwert des Nachrichters mit der Vernichtung des unglücklichen Rechtsbrechers den Fortgang einer in Entwicklung begriffenen Geistesstörung abgeschnitten, ich meine die sog. originäre Verrücktheit, welche meistens in den späteren Entwicklungsjahren mit schwankenden Symptomen richtig gewürdigt wird. Wie dem auch sei — nach heutigen Begriffen war Sand ein ausgesprochen pathologischer Mensch; seiner Verirrung und seinem Schicksal gebührt deßhalb Mitleid.“

Es folgen dann die Karlsbader Beschlüsse mit dem wohlthuenden Bilde Karl Augusts von Weimar, der nicht umhin konnte, gegen die Jenenser, die ihm schon so viel Verdrießlichkeiten bereitet hatten, vorzugehen, aber andrerseits in Verbindung mit dem Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg seine schützende Hand über der Universität Jena und der Burschenschaft hielt. Das Gutachten, „die bestimmte Willensmeinung“ des Großherzogs wird für alle Zeiten eines der würdigsten Dokumente deutscher Geschichte bilden, während das beginnende Treiben der Demagogenverfolgung in Berlin um so schmachvoller erscheint. Erwähnt sei hier nur ein charakteristisches Dokument aus den Akten des preußischen Staatsarchivs, das Schneider mittheilt: der Bericht eines Spions, der im Jahre 1820 den Staatskanzler v. Hardenberg um eine Stelle anbettelte, indem er zum Beweise seiner guten Gesinnung Angaben über die jenaische Burschenschaft machte, in die er sich einzuschleichen verstanden. Man ließ den Fremden an einer Versammlung theilnehmen, die er so beschreibt:

„In einem großen Saal, wo man vor Horchern oder Zuschauern gesichert war, versammelte sich die Burschenschaft. Im Hintergrund befand sich eine lange schwarz gedeckte Tafel, auf der zwölf Wachslichter brannten. Hier nahmen die sieben Vorsteher Platz, rechts und links neben der Tafel standen Bänke, schwarz behangen, auf welche sich die Ausschußmänner, die die Klassen repräsentirten, niedersetzten; im Vordergrund setzten sich die Klassen. Die Vorsteher und Ausschußjünglinge trugen altdeutsche Röcke, Barets mit Federn, schwarze Sammetstiefel mit Sporen und die Schläger an den Seiten; die Klassen aber erschienen größtentheils in Zivilkleidern, Alle trugen aber das Burschenband Roth, Gelb und Schwarz.“ Der Vorsteher habe nun eine Rede gehalten, worin von akademischer Freiheit gesprochen worden sei, worauf ein Ausschußmann erwidert habe. Aus dem Umstand nun, daß Briefe von Burschenschaften anderer Hochschulen verlesen wurden, ersah der Denunziant das Gefährliche einer solchen über ganz Deutschland ausgebreiteten Verbindung in einer Zeit, wo schon so viel Mißmuth herrschte.

Der Denunziant, den nach eigener Angabe „ein patriotisches Gefühl“ zu dieser That veranlaßt, bezeichnet sich am Schluß seiner vom 13. Februar 1820 datirten Eingabe als kgl. preußischen Lieutenant a. D.

Die Auflösung der Burschenschaft schließt diesen Abschnitt. Das hier zuerst mitgetheilte Tagebuch eines noch lebenden alten jenaischen Burschenschafters, des Justizraths Gust. Meisner in Altenburg, gibt uns über die letzten Tage authentischen Aufschluß. Es heißt darin:

„Dienstag, den 23. Nov. Versammlung der meisten Glieder des Vorstandes und Ausschusses auf der Tanne. Man gibt das Ehrenwort darauf: 1. den Komment fortzuerhalten, 2. jedem Aufkommen eines landsmannschaftlichen Geistes mit den Waffen entgegen zu arbeiten, 3. den Grundsätzen der Burschenschaft treu zu bleiben. Donnerstag, den 25. Nov. Auflösung der Burschenschaft durch einen Anschlag am schwarzen Brett. Freitag, den 26. Nov., abends 6 Uhr. Letzte Sitzung des Ausschusses auf der Kegelbahn. Es werden die Protokolle vorgenommen und alles beseitigt. Wesselhöfts Brief an den Großherzog, worin man ihm die Auflösung der Burschenschaft meldet, einstimmig gebilligt. Abends 8 Uhr letzte feierliche Versammlung auf der Rose. Der feierliche Gesang, die tiefe Stille, Dank und Abschiedsrede an Wesselhöft und an die Burschen, Lübbe's kernige Worte, Hörschelmanns, Schröders, Möglings Abschiedsreden und zuletzt das Scheiden der Brüder unter sich pressen Thränen in Aller Augen.“

Den treffendsten Ausdruck für die Stimmung fand später bekanntlich der Bursch Binzer mit seinem Lied: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“; einstweilen und offiziell, d. h. den Behörden gegenüber, war die Burschenschaft aufgelöst. Welche Schicksale ihr im Lauf der Zeit noch beschieden waren, wie sie weiter verfolgt und bedrückt wurde, wie brutal man gegen ihre Mitglieder vorging, ist durch das Beispiel Fritz Reuters, der die schönsten Jahre seines Lebens innerhalb der Festungsmauern vertrauern mußte, zu bekannt, als daß wir auf ihn oder seine Leidensgenossen, die mit vorgeführt werden, einzugehen brauchen. Die Geschichte der „Germania“, der Reuter angehörte, wird von den Spaltungen der Burschenschaft bis zur Gegenwart fortgeführt und mit so reichem Material belegt — völlig neu und selbständig ist z. B., um nur noch einen Punkt zu erwähnen, Schneiders Untersuchung über den Preß- und Vaterlandsverein — daß wir hier nur die großen Hauptabschnitte des Werkes: Die Germania seit 1846; Die Jahre der Reaktion; Die neue Aera; Im neuen Reich, anführen können, Fürst Bismarcks Rede auf dem Markt zu Jena im Sommer 1892 bildet den natürlichen Höhepunkt. Der Traum der Burschenschaft war erfüllt, wenn auch anders als Viele gedacht.

„Aus Dankbarkeit gegen die Männer, welche die Burschenschaft geschützt und die langersehnte Freiheit gebracht, Wilhelm dem Großen, dem ersten Kaiser im neuen Reich, Bismarck, Karl August errichten wir das Denkmal“, heißt es in der Stiftungsurkunde des Burschenschaftsdenkmals, dessen Grundstein im Jahre 1897 gelegt wurde. Als eine Deputation alter Burschenschafter in Sachen des Denkmalbaues beim Großherzog Karl Alexander in Audienz empfangen wurde, äußerte der Fürst: „Das schönste Denkmal, das sich die deutsche Burschenschaft wünschen kann, besitzt sie schon: es ist das Deutsche Reich, an dessen Bau sie redlich mitgearbeitet hat. Der Zweck des (neuen) Denkmals entspricht den alten guten Absichten und Zielen der deutschen Burschenschaft, mit denen ich stets einverstanden gewesen bin. Die Burschenschaft hat schwere Zeiten durchmachen müssen; aber daß der Kern ihrer Bestrebungen gut und richtig war, hat der Erfolg gelehrt.“

Glänzender konnte Wesselhöfts Prophezeiung in jenem Briefe, worin Karl August die Auflösung der Burschenschaft angezeigt wurde, nicht in Erfüllung gehen, wenn er

schreibt: „So bloßgestellt jedem Urtheil, überlassen wir es der Zeit, uns zu rechtfertigen."

Kein Geringerer als Friedr. Nietzsche, der selbst der Burschenschaft angehörte, aber austrat (vgl. meinen Aufsatz in den Burschenschaftl. Blättern, Jahrg. XII, Nr. 1), hat hiefür Zeugniß abgelegt, und es erscheint interessant genug, sein Urtheil (vgl. Vorles. üb. d. Zukunft uns. Bildungsanstalten, gehalten in Basel im Winter 1872) hier anzuführen. In der 5. Vorlesung (Werke IX) redet Nietzsche wenig günstig von den deutschen Universitäten und fährt dann fort: „Es gab in diesem Jahrhundert einen tragisch ernsten und einzig belehrenden Versuch, jene Dunstschicht zu zerstreuen und den Anblick nach dem hohen Wolkengang des deutschen Geistes weithin zu erschließen. Die Geschichte der Universitäten enthält keinen ähnlichen Versuch mehr, und wer das, was hier noth thut, eindringlich demonstriren will, wird nie ein deutlicheres Beispiel finden können. Dies ist das Phänomen der alten ursprünglichen Burschenschaft.

Im Kriege hatte der Jüngling den unvermutheten würdigsten Kampfpreis heimgetragen, die Freiheit des Vaterlandes: mit diesem Kranze geziert, sann er auf Edleres. Zur Universität zurückkehrend, empfand er, schwer athmend, jenen schwülen und verderbten Hauch, der über der Stätte der deutschen Universitätsbildung lag. Plötzlich sah er mit erschrecktem, weitgeöffnetem Auge die hier unter Gelehrsamkeit aller Art gesteckte undeutsche Barbarei, plötzlich entdeckte er seine eigenen Kameraden, wie sie führerlos einem widerlichen Jugendtaumel überlassen wurden. Und er ergrimmte. Mit der gleichen Miene der stolzesten Empörung erhob er sich, mit der sein Friedrich Schiller einst die Räuber vor den Genossen recitirt haben mochte: und wenn dieser seinem Schauspiel das Bild eines Löwen und die Aufschrift „in tyrannos" gegeben hatte, so war sein Jünger selbst jener zum Sprunge sich anschickende Löwe: und wirklich erzitterten alle „Tyrannen". Ja, diese empörten Jünglinge sahen für den scheuen und oberflächlichen Blick nicht viel anders aus als Schillers Räuber: ihre Reden klangen dem ängstlichen Horcher wohl so, als ob Sparta und Rom gegen sie Nonnenklöster gewesen wären. Der Schrecken über diese empörten Jünglinge war so allgemein, wie ihn nicht einmal jene „Räuber" in der Sphäre der Höhe erregt hatten: von denen doch ein deutscher Fürst, nach Goethe's Erklärung, einmal geäußert haben soll: „wäre er Gott und hätte er die Entstehung der Räuber vorausgesehen, so würde er die Welt nicht erschaffen haben."

Woher die unbegreifliche Stärke dieses Schreckens? Denn jene empörten Jünglinge waren die tapfersten, begabtesten und reinsten unter ihren Genossen: eine großherzige Unbekümmertheit, eine edle Einfalt der Sitte zeichnete sie in Gebärde und Tracht aus: die herrlichsten Gebote verknüpften sie untereinander zu strenger und frommer Tüchtigkeit: was konnte man an ihnen fürchten? Es ist nie zur Klarheit zu bringen, wie weit man sich bei dieser Furcht betrog oder sich verstellte oder wirklich das Rechte erkannte: aber ein fester Instinkt sprach aus dieser Furcht und aus der schmachvollen und unsinnigen Verfolgung. Dieser Instinkt haßte mit zähem Hasse zweierlei an der Burschenschaft: einmal ihre Organisation, als den ersten Versuch einer wahren Bildungsinstitution und sodann den Geist dieser Bildungsinstitution, jenen männlich-ernsten, schwergemuthen, harten und kühnen deutschen Geist, jenen aus der Reformation her gesund bewahrten Geist des Bergmannssohnes Luther.

An das Schicksal der Burschenschaft denkt nun, wenn ich frage: hat die deutsche Universität damals jenen Geist verstanden, als sogar die deutschen Fürsten ihn in ihrem Hasse verstanden zu haben schienen? Hat sie kühn und entschieden ihren Arm um ihre edelsten Söhne geschlungen, mit dem Worte: „mich müßt ihr tödten, ehe ihr diese tödtet?" — Ich höre eure Antwort: an ihr sollt ihr ermessen, ob die deutsche Universität eine deutsche Bildungsanstalt ist.

Damals hat der Student geahnt, in welchen Tiefen eine wahre Bildungsinstitution wurzeln muß: nämlich in einer innerlichen Erneuerung und Erregung der reinsten sittlichen Kräfte. Und dies soll dem Studenten immerdar zu seinem Ruhme nacherzählt werden. Auf den Schlachtfeldern mag er gelernt haben, was er am wenigsten in der Sphäre der „akademischen Freiheit" lernen konnte: daß man große Führer braucht, und daß alle Bildung mit dem Gehorsam beginnt. Und mitten in dem Jubel, im Gedanken an sein befreites Vaterland hatte er sich das Gelöbniß gegeben, deutsch zu bleiben. Deutsch! Jetzt lernte er den Tacitus verstehen, jetzt begriff er den kategorischen Imperativ Kants, jetzt entzückte ihn die Leyer- und Schwertweise Karl Maria v. Webers. Die Thore der Philosophie, der Kunst, ja des Alterthums sprangen vor ihm auf — und in einer der denkwürdigsten Blutthaten, der Ermordung Kotzebue's, rächte er, mit tiefem Instinkt und schwärmerischer Kurzsichtigkeit, seinen einzigen, zu zeitig am Widerstand der stumpfen Welt verzehrten Schiller, der ihm hätte Führer, Meister, Organisator sein können, und den er jetzt mit so herzlichem Ingrimme vermißte. Denn das war das Verhängniß jener ahnungsvollen Studenten: sie fanden die Führer nicht, die sie brauchten. Allmählich wurden sie untereinander selbst uneins, unsicher, unzufrieden: unglückliche Ungeschicktheiten verriethen nur zu bald, daß es an dem alles überschattenden Genius in ihrer Mitte mangle: und jene mysteriöse Bluthat verrieth neben einer erschreckenden Kraft auch eine erschreckende Gefährlichkeit jenes Mangels. Sie waren führerlos — und daran gingen sie zugrunde."

Soweit Nietzsche. Daß niemals schöner und größer über die Burschenschaft geurtheilt worden ist, wenn auch historisch nicht alles stimmt, wird man zugeben, und wir können dem gegenwärtigen Geschlecht nichts besseres wünschen als die Erkenntniß, der jene Jünglinge von 1815 ihre sittliche Größe verdankten: daß nämlich die freiheitliche Entwicklung des Ganzen auf der sittlichen Selbstzucht des Einzelnen beruhen müsse. Das vorliegende schöne und bedeutsame Werk mahnt wieder recht eindringlich an diese Thatsachen, und wie uns scheinen will, nicht zur Unzeit.

Ein Forscher und Reiseschriftsteller aus dem österreichischen Kaiserhause.

Schon als junger Prinz hat Erzherzog Ludwig Salvator durch sein ernstes, den Wissenschaften holdes und dem Studium derselben zugewandtes Streben die Aufmerksamkeit weiterer Kreise in nicht geringem Grade auf sich gelenkt. Mit Eifer und Ausdauer verfolgte er seine selbstgewählten Bahnen, die nicht gewöhnliche waren und nicht die breitgetretenen Pfade, die schon Viele vordem gewandert waren, verfolgten. Selbständig, ein ganzer Mann, hat er diese Eigenschaften des Charakters mit hohem geistigen Schwunge, einer glücklichen Beanlagung für die Wissenschaften und einer trefflichen Forschergabe verbunden und so der Welt in reger Schaffensfreude und ernster Thätigkeit eine Reihe von Werken gegeben, auf die er ebenso mit Stolz wie Genugthuung blicken kann, „denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten".

Neben historischen, politischen und staatswissenschaftlichen Studien waren es ganz besonders die Naturwissenschaften, die der geistigen Eigenart des jungen Prinzen

entsprachen, denen er sich mit Vorliebe hingab und die er bald bevorzugte. Eine universelle Beanlagung, die aber durch gründliche und systematische Bildung wohl disciplinirt war, befähigte ihn ganz besonders dazu, den Blick in die Ferne schweifen zu lassen, die verschiedensten Eindrücke in seinem Geiste zu sammeln, daselbst die aus allen Richtungen kommenden zerstreuten Lichtstrahlen wie in einem Brennpunkt zu sammeln, zu ordnen und als geläutertes einheitliches Kunstwerk wieder in die Welt hinaus zu strahlen.

So war der Prinz ganz besonders zum Forschungsreisenden prädestinirt; der Gefahr in die Weite zu schweifen, bald hier, bald dorthin seine Kräfte zu zersplittern, der Versuchung, im Genuß Befriedigung zu finden, einer Versuchung, die bei seiner Stellung, wie bei seinen Mitteln doppelt verführerisch war, entging er durch strenges Festhalten an dem Grundsatz: „multum non multa“.

Als junger, 24jähriger Prinz versuchte bereits der am 4. August 1847 zu Florenz geborene Erzherzog die Schwingen mit einer Arbeit zur Heimathkunde, die er im Jahre 1870 veröffentlichte und in welcher er, wie er selbst betont, „einen kleinen Beitrag zur besseren Kenntniß eines der kleinsten, aber nicht unbedeutendsten Winkel der Monarchie“ bot, nämlich zur Kenntniß des Golfs von Buccari und Portorse, nicht weit von Fiume an der croatischen Küste des Adriatischen Meeres. Nachdem so der erste Flug gelungen, streckte Erzherzog Ludwig Salvator die Fühler weiter aus; von Alexandria unternahm er nunmehr eine Fahrt bis Kap Bon an der nordafrikanischen Küste und schilderte dann schlicht und einfach, aber in anziehender Weise Gesehenes und Erlebtes in der Schrift: „Eine Yachtreise an den Küsten von Tripolitanien und Tunesien“, die im Jahre 1874, nur in wenig Exemplaren gedruckt und nicht für weitere Kreise bestimmt, erschien. Mit dem Bekanntwerden des Werkchens, das eine ebenso genuß- wie lehrreiche Lektüre bietet, wurde auch der Wunsch nach einer allgemein zugänglichen Ausgabe in immer weiteren Kreisen rege, so daß der fürstliche Schriftsteller endlich dem Drängen nachgab und in der bekannten „Reisebibliothek“ von Leo Woerl in Würzburg eine Volksausgabe veranstaltete. Im Jahre 1876 unternahm der Erzherzog eine Reise nach Californien; außer den Zweck Land und Leute kennen zu lernen, verfolgte er zugleich praktische und humanitäre Absichten: er wollte den eines milden, südlichen Klimas Bedürfenden ein Land erschließen, das „Fruchtbarkeit des Bodens und Leichtigkeit jedweder industrieller Entwicklung mit Gesundheit des Klimas verbindet, ein Land, wo die Rauheit des Winters wie die Hitze des Sommers ebenso unbekannt sind“. Dies fand er in einem gesegneten Winkel Californiens und veröffentlichte dann zu Nutz und Frommen Aller, die „ihre Kinder, ihr Weib in der rauhen unwirthlichen Heimath dahinsiechen sehen“, aber „Arbeitsamkeit und guten Willen zum Fortkommen und zu Erwerb besitzen“, die Schrift: „Los Angeles in Südcalifornien. Eine Blume aus dem goldenen Lande. Mit Illustrationen und Karten.“ Ein weiteres Werk trägt dann den etwas seltsamen Titel: „Um die Welt ohne zu wollen“, und ist ebenfalls in „Woerls Reisebibliothek“ erschienen, ausgestattet mit 100 Illustrationen. Der Prinz hatte, dies erklärt den Titel, ursprünglich die Absicht gehegt, die Ausstellung in Melbourne zu besuchen und gleichzeitig einen Blick auf die verschiedenen Kolonien Australiens zu werfen. Dann hatte er gedacht, direkt zurückzufahren. Aber es traten Verhältnisse ein, die ihn zwangen, den Rückweg über Amerika einzuschlagen, und so fuhr er denn, ohne es zu wollen, um den Erdball. Was er in dem 343 Seiten zählenden Bändchen bietet, ist, wie er selbst sagt, ein „Logbuch“, in dem er die Notizen niedergelegt hat, wie sie täglich von ihm während der Reise aufgezeichnet worden sind und mit denen er die vielen Fragen beantworten und befriedigen wollte, die unausgesetzt von Neugierigen an ihn gerichtet wurden. Dann hat Erzherzog Ludwig Salvator noch eine kleine Reiseskizze über Helgoland im Jahre 1890 bei Leo Woerl veröffentlicht, und in Wort und Bild gemeinschaftlich mit Monsignore Professor J. Graus, Domkapitular Kirchberger, R. Frhr. v. Bibra und Mrs. Will. Threlfall Spanien geschildert, welches Werk, mit 157 Illustrationen und einer Karte von Spanien versehen, im Jahre 1894 bei Leo Woerl erschienen ist. Ein farbenreiches Bild von Land und Leuten wird uns hier in anziehender Darstellung geboten.

Aber all die zahlreichen Schriften, die wir hier erwähnt haben, waren nur Vorbereitungen für Bedeutenderes. Der Prinz wollte erst sondiren, seine Kräfte prüfen, ehe er Größeres wagte. Er wollte sicher gehen. In stiller Zurückgezogenheit in seiner Villa von Zindis, unweit Muggia, am Golf von Triest, und auf seinem anderen Heim, der schönen Dampfyacht „Nixe“, aber nicht in hermetischer Abgeschlossenheit, sondern immer in Berührung mit der Welt der Gelehrten, hat er unausgesetzt mit regem Eifer den Wissenschaften obgelegen, sich immer mehr in sie vertiefend und sie beherrschend, dabei in weiser Oekonomie auf streng begrenzte Gebiete sich beschränkend und hier den Meister zeigend.

Der Erzherzog trat nunmehr mit drei größeren, umfangreicheren Werken hervor: „Eine Spazierfahrt im Golf von Korinth“, „Paxos und Antipaxos“ und ganz besonders „Die Balearen“. Die drei Werke sind nur in kleiner Anzahl gedruckt worden und nie in den Buchhandel gekommen, „Die Balearen“ in sieben stattlichen, glänzend ausgestatteten Foliobänden. Aber auch in weiteren Kreisen macht sich das Verlangen geltend, diese nunmehr vollständig ausgereiften und werthvollen Arbeiten, durch welche die Wissenschaft eine überaus schätzenswerthe Bereicherung erfuhr, kennen zu lernen und zu besitzen. Diesen Wünschen kam die Verlagsbuchhandlung von Leo Woerl in Würzburg und Leipzig entgegen, indem sie sowohl von „Paxos und Antipaxos“ wie von den „Balearen“ Volksausgaben veranstaltete, die zu den prächtigsten und vornehmsten Erscheinungen des deutschen Büchermarktes gehören.

Paxos und Antipaxos ist in der Volksausgabe, die in einer zweiten Auflage erschienen ist, ein stattlicher Band in Großquart, in einer Ausstattung, die der Verlagsbuchhandlung alle Ehre macht. Besonders hervorragend ist der illustrative Theil des Buchs, das allein im Text 87 Abbildungen enthält, zu denen noch 98 Tafeln und 6 Pläne kommen. Die Bilder sind insgesammt vom Verfasser mit der Feder nach der Natur gezeichnet und von Weinwurm u. Haffner in Stuttgart photographisch verkleinert und zinkographirt worden. Die Pläne, ebenfalls vom Verfasser nach eigenen Aufnahmen und Sondirungen mit Benutzung von J. W. Jarrads Plan für Porto Gayo gezeichnet, sind von Eduard Hötzel in Wien gestochen.

Von der größeren und glänzenderen Nachbarin, Corfu, in den Schatten gestellt, sind die Inseln Paxos und Antipaxos im Jonischen Meer bisher ziemlich unbeachtet geblieben. Erzherzog Ludwig Salvator hat es aber verstanden, die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken. Nach einer kurzen Geschichte der Insel, die bis zu Anfang dieses Jahrhunderts immer von Corfu abhängig gewesen ist, werden zunächst die physikalischen Verhältnisse geschildert. Eingehender werden dann die Bevölkerung und die kulturellen Verhältnisse betrachtet. Dank dem gesunden Klima erreichen die Menschen hier ein hohes Alter, friedlich und zufrieden führen sie ein paradiesisches Dasein, dabei ist Bildung und Sittlichkeit nicht gering. Nach der Angabe des Erzherzogs sind die Bewohner von Paxos wegen ihrer Schönheit berühmt, und die Frauen gelten als die schönsten der jonischen Inseln und wohl des ganzen Hellas.

Von allen Werken des Erzherzogs Ludwig Salvator ist das über die Balearen, jene Inselgruppe im Osten Spaniens im Mittelmeer, unstreitig das bedeutendste, eine geradezu monumentale Schöpfung, fürstlich in der äußeren Erscheinung — kein zweites Reisewerk dürfte existiren, das so opulent ausgestattet ist — aber auch fürstlich in der Darstellung und im Inhalt, eine hervorragende Leistung sowohl vom gelehrten wie vom künstlerischen Standpunkt aus.

Wie schon erwähnt, umfaßt das monumentale Werk sieben stattliche Bände in Folio, die, nur in kleiner Anzahl gedruckt, nie in den Buchhandel gekommen sind und daher auch keine weitere Verbreitung gefunden haben, sondern nur in intimen Zirkeln geblieben sind. Da ist es bei dem Ansehen, das sich die Arbeiten des Erzherzogs bereits in den weitesten Kreisen errungen hatten, verständlich, daß das Verlangen sich regte und der Wunsch laut wurde, der Erzherzog möge das in dem großen, schwer zugänglichen Werk niedergelegte Material auch der allgemeinen Benutzung zugänglich machen. Er hat sich gern dazu entschlossen, diesem Wunsch Rechnung zu tragen und durch den Verlagsbuchhändler Leo Woerl eine Ausgabe herstellen lassen, in der die wichtigsten Angaben, die auf allgemeines Interesse Anspruch machen können, so alle wissenschaftlicher und beschreibender Natur, sowie der größte Theil der Illustrationen Aufnahme gefunden haben, während ein großer Theil des statistischen Materials, das allerdings auch wegen seines Umfangs und seiner Lückenlosigkeit außerordentlich werthvoll ist, sowie verschiedene Daten mehr lokaler Art in Wegfall gekommen sind. So liegt uns jetzt das Werk unter dem Titel: „Die Balearen. Geschildert in Wort und Bild von Erzherzog Ludwig Salvator.“ (Zwei Bände. 1897) vor.

Der Zweck, den der hohe Verfasser mit seinem Werk verfolgt hat, ist neben dem wissenschaftlichen und dem der inneren Befriedigung nicht zum wenigsten mit darin zu suchen, daß er dem Lande, in dem er so angenehme Stunden der Erholung verlebt und so befreiende und erhebende Eindrücke empfangen, sowie das Beseligende und Fördernde solcher Einflüsse tief empfunden hatte, auch den Ausdruck seiner Dankbarkeit übermitteln wollte. „Denen, welche die Insel nicht kennen,“ sagt der Erzherzog, „werden diese Blätter eine Vorstellung ihrer landschaftlichen Reize geben, Jenen, die sie durchwandert und die klare und durchsichtige Luft ihrer Berge genossen haben, mögen sie willkommene Erinnerungsblätter sein, wenn sie auch natürlich im Vergleich zur leuchtenden Wirklichkeit uns wie ein blasser Schatten erscheinen.“ Ein großer Vorzug des Werks ist, daß es in doppelter Weise künstlerisch wirkt. Der Feder tritt ebenbürtig der Bleistift zur Seite, in deren Handhabung der Erzherzog gleiche Fertigkeit an den Tag legt. So hat er, was Worte nicht oder nur schwer vermögen, in einer großen Anzahl von Bildern sowohl den landschaftlichen Charakter und die Kunstdenkmäler jener Inseln, wie auch das ländliche Leben, die Trachten und die Gebräuche ihrer Bewohner in möglichst getreuen Darstellungen wiedergegeben, denen man es ansieht, daß sie der unmittelbare Ausdruck der Wirklichkeit sind.

Die „Balearen“, die Schleuderer-Inseln, bestehen aus den größeren Inseln Ibiza, Formentera, Mallorca und Menorca, sowie mehreren kleinen Klippeneilanden. Obgleich die Inseln sehr nahe bei einander liegen, so daß man schließen müßte, daß sie viel miteinander gemein haben würden, ist das doch nach den Bemerkungen des Verfassers durchaus nicht der Fall. Im Gegentheil, führt er an, dürfte es, abgesehen von einer gewissen Aehnlichkeit in der Flora und Fauna, welche die gemeinschaftliche Lage mit sich bringt, schwer fallen, anderswo Gegenden aufzufinden, die in einer so geringen Entfernung eine so verschiedene Physiognomie aufweisen. Daher ist es auch nicht wohl möglich, über sämmtliche Balearen etwas allgemein gültiges zu sagen. Aus diesem Grunde hat der Verfasser jede der vier größeren Inseln Ibiza, Formentera, Mallorca und Menorca für sich behandelt. Bei der Betrachtung schickt er zunächst einer jeden einen allgemeinen Theil voraus, der auch für die kleinen, ihnen nahegelegenen Eilande seine Geltung behält, da diese doch immer mehr oder weniger ihren großen Nachbarn gleichen. So behandelt er zunächst die geographischen Verhältnisse, den geognostischen Aufbau, Flora und Fauna, sowie die klimatischen Verhältnisse einer jeden dieser Inseln.

Der Mensch und seine Werke sind ihm aber die Hauptsache, auf sie legt er bei seinen Schilderungen das Hauptgewicht. Wie die Natur jeder Insel eine ganz besondere ist, so unterscheiden sich auch die Bewohner derselben — etwa 300,000 an der Zahl — ganz wesentlich voneinander und zwar sowohl hinsichtlich ihres Typus und ihrer Trachten, wie auch in ihren Gebräuchen und Sitten, in dem Bau ihrer Häuser und in ihrer Bildung, in Handel und Wandel, in Verrichtungen und Beschäftigungen. Das haben sie aber miteinander gemein, daß sie sich alle ganz entschieden von den Spaniern des Kontinents entfernen; statt der abenteuerlichen Söhne Iberiens findet man auf den Balearen ein stilles, ruhiges Volk, das mit den Spaniern des Festlandes kaum mehr als die angeborene Gefälligkeit und Gastfreundschaft gemein hat. Auch in Bezug auf ihre Sprache weichen die Bewohner der Balearen sehr von den Bewohnern Castiliens ab und nähern sich vielmehr denen Cataloniens, indem sie, wie der Verfasser anführt, ein verdorbenes Spanisch reden, das zum Theil noch ein Ueberbleibsel des alten Limousinischen ist. Dieser Dialekt heißt nach der größeren Insel das Mallorquinische, es hat sich aber zu einer selbständigen Sprache herausgebildet, die eine eigene, wenngleich nicht bedeutende Literatur aufzuweisen hat und auch von den höheren Ständen gesprochen und geschrieben wird.

Einen reizenden Beitrag zu dem Studium des Volksthums auf den Balearen gibt der fürstliche Reisende in seinen „Märchen aus Mallorca. Gesammelt von Erzherzog Ludwig Salvator.“ (1896. Würzburg und Leipzig. Verlag der k. und k. Hofbuchhandlung von Leo Woerl.) Was hier geboten wird, ist die Auswahl aus einer großen Menge, die der Erzherzog nach seinen Angaben in allen Ortschaften der Insel hat sammeln lassen. Sie sind wörtlich niedergeschrieben worden, wo sie aus dem Volksmunde gekommen sind, um ihnen ihre kindliche Naivität zu belassen, ohne dabei etwas zu ändern. Drei Gruppen kann man hier unterscheiden, die Rondayes, die eigentlichen Märchen, phantastisch, häufig lang und komplizirt, dann die Culatos, Erzählungen, zumeist kürzer und theilweise auf Wahrheit beruhend und die Fots oder wahren Geschichten, die manchmal, wenn sehr kurz, mit dem einfachen Namen von Cuatre Mots oder vier Worte bezeichnet werden. In einer sehr instruktiven Einleitung werden die Märchen auf ihren Ursprung und ihre Geschicke hin untersucht, namentlich auf ihre Beziehungen zu Catalonien und Roussillon, sowie zu Sardinien, wie der spanische, französische und italienische Einfluß beweist. „Es waren ja,“ sagt der Herausgeber, „die Kinder von Aragon dieselben Adeligen, die auf ihren Schlössern in Catalonien die Troubadoure von der Provence empfingen, welche die Herren von Mallorca waren, und wenn aragonische Königinnen in Bellver die Blüthe der Dichter von Catalonien, Roussillon und anderen benachbarten Ländern versammelten, um mit jenen der Balearen zu wetteifern, welche in jenem historischen Hause um die Gunst der schönsten Damen jenes literarischen Hofes buhlten, so machte sich von Tag zu Tag der languedocquische Einfluß immer mehr geltend. Es ist daher nicht

zu verwundern, wenn die meisten Märchen phantastische Königsgeschichten zum Gegenstande haben, und da mag man wohl nicht fehlschlagen, dieselben als zumeist eingeführten Ursprungs anzusehen; aber in lokale Verhältnisse umgemodelt, haben sie gewissermaßen einen balearischen Charakter angenommen. Mit Catalonien sind Frankreich und Italien die Quellen, aus denen die Märchen von Mallorca geschöpft sind." Bis auf einige arabische Worte in der Sprache und einzelne arabische Sitten ist auf den Balearen alles aus der alten Maurenzeit verschwunden, dagegen sind viele Maurenerinnerungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert erhalten geblieben, die einen großen Theil der Volkserzählungen bilden. Es sind wohl zumeist wahre Begebenheiten, welche die große Geschichte vergaß, deren Andenken sich aber vom Vater zum Sohne im Volke erhalten hat und in den Sagen und Märchen fortlebt.

Mit besonderer Vorliebe nimmt sich der Erzherzog der Verlassenen und Zurückgelegten an, der abseits vom Wege unbeachtet oder wenig beachtet Gelegenen, namentlich wenn sie ihr Schicksal unverdient zu tragen haben, und wendet ihnen sein Interesse zu. Während er sich mit seiner Schilderung der Balearen beschäftigt und zu diesem Behufe ab und zu dahinfuhr, hielt er sich zu wiederholtenmalen bei den Liparischen Inseln auf, die im Tyrrhenischen Meere, nördlich von Sicilien von der Adria aus so ziemlich in der Mitte des Weges gelegen sind. So ging es jahrelang, und jedesmal trachtete der Erzherzog einen neuen Winkel Schritt für Schritt zu erforschen und neue Bilder zu zeichnen. Auf diese Weise entstand ein neues Werk: „Die Liparischen Inseln", das in den Jahren 1893 und 1894 in acht wiederum glänzend ausgestatteten Heften in größtem Quart zu Prag im Verlag von Heinrich Mercy erschienen ist.

„Im entzückenden Meere Siciliens gelegen," schreibt der Erzherzog, „fesselten mich diese kleinen Inseln ungemein, ob ich sie nun während eines Wintersturmes, wo sie ihren Namen der Aeolischen wohl verdienen, oder ob ich sie inmitten der dort besonders zahlreichen Wasserhosen während eines Frühjahrsgewitters durchblicken sah, oder ob ich sie im Sommer von Reben umrankt, gleichsam als Smaragde im saphirblauen Meere, erschaute. So lernte ich sie unter allen Beleuchtungen und zu allen Jahreszeiten kennen, und immer waren sie mir gleich lieb."

So entstand das neue Werk, das sich würdig dem über die Balearen anschließt. Unmittelbar nach den Tagebuchaufzeichnungen gedruckt, ist die Darstellung schlicht und einfach, alle Phrasen und hochtönenden Worte vermeidend, immer die Sache im Auge habend. Die unter der liparischen Sonne bis in die kleinsten Einzelheiten genau gezeichneten Skizzen sind bis auf das letzte Geröll gewissenhaft auf Holz übertragen worden, so daß sie mit der Gefühlswärme photographische Treue verbinden. Jeder der sieben Inseln ist eines der stattlichen Hefte gewidmet, so daß nach der Reihe Vulcano, Salina, Lipari, Panaria, Filicuri, Alicuri und Stromboli behandelt werden; in einem achten Hefte, das den Beschluß des Ganzen macht, wird dann eine zusammenfassende allgemeine Darstellung geboten, der auch eine Uebersichtskarte der Liparischen Inseln im Maßstabe 1 : 300,000, nach den von der italienischen Regierung ausgeführten Land- und Seeaufnahmen entworfen, beigegeben ist. Werthvoller sind die jedem einzelnen Heft hinzugefügten Spezialkarten im Maßstabe von 1 : 25,000, welche die besten kartographischen Darstellungen sind, die wir bis jetzt von den Inseln besitzen und die auf den Aufnahmen der Italiener und den Lothungen des „Washington" im Jahre 1877 beruhen.

Zunächst wird in dem allgemeinen Theile über die Lage der Insel berichtet, sowie über Klima und Meere, dann über die physikalischen Verhältnisse. Der Bevölkerung wie den Kulturverhältnissen ist wiederum der größte Raum gewidmet. Außerordentlich anziehend ist, was der Verfasser über den Charakter der Liparoten berichtet. Dieser ist, wie er mittheilt, sanft- und gutmüthig; Raub und Mordthaten, von denen man leider auf dem nahen Sicilien so viel hört, kennt man hier nicht. Vollkommen sicher kann der Fremde unter diesem gefälligen, heiteren, fröhlichen Völkchen, das schnell das Herz gewinnt, dahin wandern, und bald wird es ihm unter den Leuten gefallen und er sich wie zu Hause fühlen, denn sie zeigen eine besondere, man möchte fast sagen, naive Zutraulichkeit. Namentlich ist dies bei den jungen Mädchen zu bemerken, denen man fern von ihren Müttern ganz allein auf den Höhen begegnet, wo sie scherzend und singend dahinziehen, in wahrer kindlicher Unschuld. Dieses naive Wesen zeigt sich so recht deutlich am Strande, wo sie kichernd und lachend sich im Meere waschen und hochaufgeschurzt ihre wirklich statuarischen Formen unverhüllt den Augen des Vorübergehenden preisgeben, ohne daß irgend ein entfernter Gedanke, daß das nicht sittsam wäre, in ihnen auftauchte. Infolge dieser kindlichen Lebensanschauungen gibt es auch noch keine Verderbtheit und ist die Sittlichkeit auf den Liparischen Inseln vorzüglich, wie denn auch Verbrechen und Vergehen seit altersher höchst selten sind. Das Klima der Liparischen Inseln ist infolge des totalen Mangels an miasmatischen Ausdünstungen und der fast konstant herrschenden Ventilation äußerst gesund, so daß epidemische Krankheiten sehr selten sind und, wenn sie auch einmal auftreten, sich nicht weit verbreiten und bald ihren bösartigen Charakter verlieren.

Im Golfe von Valencia liegen die Columbretes, kleine vulkanische Eilande, unbewohnt, nur auf dem einen derselben, auf Columbrete Grande oder Mayor, das eigentlich allein den Namen einer Insel verdiente, denn die übrigen können nur als Riffe bezeichnet werden, hausen vier Leuchtthurmwächter. Häufig war Erzherzog Ludwig Salvator an ihren Ufern vorübergefahren und in manch dunkler Nacht hatte er ihr schützendes Leuchtfeuer erblickt; sie schienen ihm in ihrer wilden Einsamkeit so ganz ein Aufenthalt nach seinem Herzen. So entschloß er sich, eine Zeitlang auf ihnen zu weilen. „Sie dünken mir noch," sagte er, „wie eine Vision von Sonne, Meeresbläue und labender Brise, das stille, abgeschlossene Leben mit den wenigen Thurmwächtern, den einzigen Bewohnern des größeren Felseilandes, wirkte erhebend und begeisternd zugleich, und diese Einsamkeit war mir so lieb geworden, daß, aufrichtig gesagt, mir eines Tages bange wurde, als ich ein Segelboot herankommen sah und glaubte, es sei nach Columbretes gerichtet; doch ward es mir bald leichter zumuthe, als es seinen Kurs änderte und dem Festlande zu hinauslavirte. Endlich kam aber auch der Tag, an dem es scheiden hieß, von dieser Felseneinsamkeit, und es blieb mir nichts als die Erinnerung und die flüchtig auf Papier gebrachten Skizzen von Columbretes." Diesen Umständen verdanken wir nun eine weitere schöne Arbeit des Erzherzogs: „Columbretes" (Prag 1895, Druck und Verlag von Heinrich Mercy), wiederum ein stattlicher Band von 177 Seiten in Großquart, mit zwei Karten und zahlreichen Abbildungen, die insgesammt vom Verfasser nach der Natur mit der Feder gezeichnet worden sind.

Jagd und Fischfang sind die einzigen Momente, die von Zeit zu Zeit Menschen nach den einsamen Eilanden, auf deren größten, wie schon erwähnt, nur die Leuchtthurmwächter hausen, locken. Die Jagd beschränkt sich nur auf Zugvögel. Im Frühjahr ist hiefür die große Saison, und da kommen mitunter auch Schützen von Valencia herüber. Im Herbst ist die Jagd namentlich auf Drosseln ergiebig.

Auch Kaninchenjagden werden veranstaltet. Dies ist der ganze Wildreichthum, dagegen wimmelt das Meer von Fischen, die, allerdings nur zur Sommerszeit, viele Fischerboote anziehen.

So traurig sie Manchem auch vorkommen mag, so haben die Leuchtthurmwächter, meinte der Erzherzog, doch eine gute Existenz, er möchte sie darum beneiden. Die Insel mit einem Schiffe vergleichend, sagt er: „Auf ein Jahr eingeschifft auf dem größten Schiffe der Welt, verankert an einer der lachendsten Stellen des Mittelmeeres, das unbeweglich und klippenstarr jedem Sturme trotzt, einem Schiffe, an dessen steilen Wänden die Wogen der Jahrhunderte hinaus vergebens zu engen scheinen. Sie haben eine bequeme Wohnung, ein Jeder unabhängig für sich, mit dem gemeinsamen Arbeitsfelde in dem isolirt im Hofraum sich erhebenden Leuchtthurm, einen ziemlich ebenen, langen Spaziergang auf der Inselhöhe, und alle 14 Tage erhalten sie frische Lebensmittel und Nachrichten von ihren Lieben. Die Gewohnheit macht ihnen die Abgeschlossenheit weniger empfindlich, und die gesunde Luft trägt viel dazu bei, den Aufenthalt angenehmer zu machen.“ Es ist ein wahres Paradies für Kinder; nach wenigen Wochen, die sie dort weilen, nehmen sie an Kraft und frischer Farbe zu.

Seinen Aufenthalt daselbst hat der Erzherzog wohl ausgenutzt, so daß er interessante Mittheilungen über Klima und meteorologische Verhältnisse, über Geologie, Pflanzen- und Thierwelt macht; es ist eine weitere Bereicherung unsrer Kenntnisse über das westliche Mittelmeer, die uns hier geboten wird.

Ein weiteres Werk, mit dem uns kürzlich der Erzherzog erfreut hat, ist: „Bengert“ (Prag 1897, Druck u. Verlag von Heinrich Mercy). Es sind Bilder echt orientalischen Charakters, die uns hier in dieser Hafenstadt Tunesiens geboten werden, Bilder, für die wir um so dankbarer sein müssen, da sie ein Stück Romantik einer alten maurischen Stadt bannen, deren Zauber mit dem gewaltigen Aufschwunge, den Bengert und Biserta durch die gewaltigen Riesenbauten der neuen Hafenanlagen genommen hat, immer mehr dahinschwindet, so daß die dunklen, geräumigen Bazars, die geheimnißvollen Gewölbe, die engen Gäßchen bald nur noch in der Erinnerung bestehen werden.

Die jüngste Gabe des Erzherzogs beschäftigt sich mit dem kleinen Ort „Cannosa“ in Dalmatien (Prag 1897, Druck und Verlag von Heinrich Mercy). Es ist eine Monographie über einen der anmuthigsten Punkte des südlichen Dalmatiens. Genau vertraut mit den Ufern der östlichen Küste des Adriatischen Meeres wie kein Anderer, jede Einbuchtung, jede Insel, jeden verborgenen Winkel daselbst kennend, gibt der Erzherzog der zwischen Sabbioncello und Ragusa gelegenen Küstenstrecke mit dem reizenden Kanal von Lelamola den Vorzug. „Das ganze Ufer des Kanals von Lelamola,“ sagt er, „ist ungemein lieblich, sowohl in den Formen seiner Berge, als auch an jenen seiner vortretenden Kuppen und sanften, sich einbuchtenden Lehnen. Keine Stelle ist aber so auserlesen schön, wie das gerade der breiten Mündung des Bocca di Mezzo gegenüberliegende Cannosa. Nirgends an der ganzen Küste findet sich Schönheit der Aussicht mit der durch reichlich vorhandenes Quellwasser begünstigten Fülle von Ueppigkeit der Vegetation so gepaart wie hier. Die Lorberdickichte daselbst haben an der ganzen Küste der Adria nur in dem schattigen Abbazia ihresgleichen, aber sie übertreffen die letzteren an verschwenderischer Ueppigkeit der stämmigen Bäume. Auch der Gegensatz trägt vielleicht noch dazu bei, die Wirkung dieses köstlichen Platzes zu erhöhen, die vielen kahlen Rücken, an welche das Auge an den nördlicheren Küsten Dalmatiens gewöhnt war, sind hier durch üppige Gefilde ersetzt. Oelbaumpflanzungen, Weingelände und Strandlieferwäldchen wetteifern miteinander, die schöngeformten Höhen zu bekleiden und Festlandsküste, sowie Inselwelt, alles lacht im festlichen Schmucke frischer Vegetation.“ Wenn es die Absicht des Erzherzogs ist, die Aufmerksamkeit auf diesen reizenden Fleck Erde zu lenken und zum Besuche desselben zu veranlassen, so dürfte ihm dies durch seine verlockenden malerischen Schilderungen in Wort und Bild wohl gelungen sein. Auch hier, wie in allen seinen Werken, gesellt sich dem Gelehrten in ebenbürtiger Weise der Dichter und Künstler.

Dr. med. Obst (Leipzig).

Mittheilungen und Nachrichten.

S. **Der Chemikerkongreß in Wien.** (Zweiter [Schluß-] Bericht.) Auch die weiteren Berathungen des Kongresses standen unter dem Zeichen der Gährungsindustrie, in deren Entwicklung der diesjährige Kongreß geradezu eine Epoche bedeutet. Auf die bedeutsamen Mittheilungen Buchners, die vorläufig immerhin nur ein theoretisches Interesse besitzen, folgte in der fünften Sektion ein Vortrag der HH. Calmette und Boidin über die Verwendung von Schimmelpilzen in der Alkoholfabrikation.

Der Vortrag liegt bereits jetzt in einem umfangreichen Elaborat vor und man kann sich daraus ein annäherndes Bild über die Bedeutung der neuen Erfindung machen. Es ist Calmette in seiner früheren Stellung in Saigon (Cochinchina) gelungen, aus der chinesischen Hefe einen Schimmelpilz zu züchten, welcher die bis jetzt benutzte Hefe vollkommen ersetzen soll. Es war bereits früher bekannt, daß mehrere Schimmelpilze, welche seit ältester Zeit von einigen Völkern im Orient zur Herstellung alkoholischer Getränke verwendet werden, die Eigenschaft besitzen, sogenannte diastatische Fermente auszuscheiden, welche die Stärke in gährungsfähigen Zucker umwandeln und welche, wenn sie unter besonderen Bedingungen wuchern, gleichzeitig alkoholische Gährung erzeugen. Man hat sich auch bereits seit langer Zeit bemüht, diese Schimmelpilze auch in der Alkoholfabrikation zu verwenden, aber die unternommenen Versuche sind immer an den Hindernissen gescheitert, welche durch ihr sogenanntes Brennvermögen (d. h. durch die allzu rasche Oxydation der Pilze) verursacht sind. Erst Calmette ist es geglückt, zu industriellen Zwecken die Bedingungen zu verwirklichen, welche es gestatten, jegliche Verbrennung zu vermeiden und zur Alkoholbereitung das ganze Rohmaterial zu verwerthen, welches nicht zum Aufbau der Körper der Schimmelpilze aufgebraucht wird. Durch das experimentelle Studium der verschiedenen Eigenschaften dieser Schimmelpilze hat sich Calmette schließlich für eine bestimmte Art entschieden, die er zu Ehren seines Lehrers Roux, des bekannten Abtheilungschefs im Institut Pasteur, Amylomyces Rouxii nennt.

In den Versuchen, welche Hr. Calmette im Verein mit Hrn. Boidin in einer großen Spiritusdestillerie bei Lille anstellte, konnte er die ungeheuren Vortheile seines Schimmelpilzes praktisch erweisen. Derselbe vollführt die beiden technischen Prozesse, nämlich die Verzuckerung der Stärke des verwendeten Rohmaterials (Mais) und die Weiterspaltung dieser Stärke in Alkohol, in ungefähr 90 Stunden. Wie ungeheuer rasch dieser Pilz sich vermehrt, geht daraus hervor, daß in einen Bottich von 1000 hl nur einige Decigramm der Reinkultur gebracht werden müssen. Dr. Calmette erwähnte, daß in der Fabrik des Hrn. Collette in Seclin (Nordfrankreich) das neue Verfahren seit Monaten in Benutzung steht und daß daselbst fünf Bottiche mit zusammen 500,000 l durch einen einzigen Arbeiter beaufsichtigt werden, der alle Manipulationen allein ausführt. Die Ausbeute an Alkohol aus der Vergährung von Mais ist viel größer, nähert sich fast der theoretisch möglichen und der Alkohol enthält infolge Unterbleibens jeder Miteinwirkung von fremden Mikroben weniger Fusel. Während z. B. heute aus 100 kg Mais 31 l erzeugt werden, gibt das Verfahren des Dr. Calmette 39 l, und 40 l ist die äußerste Grenze, die nach der Theorie erzielt werden kann.

Von besonderem Interesse ist der hiedurch erbrachte Nachweis, daß das aseptische Arbeiten des Laboratoriums auch

auf die Großindustrie übertragen werden kann. Zwischen dem Probirgläschen des Bakteriologen und dem häuslichen Maischbottich besteht also jetzt praktisch kein Unterschied.

In einer ebenso gelehrten als interessanten Mittheilung unter dem Titel „Angewandte Chemie in längst vergangener Zeit“ entwarf der Ehrenpräsident des Kongresses, Professor Bauer, ein fesselndes Bild von der Geschichte der Alchemie in Oesterreich. Vor mehr als 100 Jahren schrieb man in den „Beiträgen zur Geschichte der höheren Chemie“, welche in Leipzig erschienen, über Wien, daß diese Stadt „seit undenklichen Zeiten, so wie einst Florenz, der Tummelplatz geldsüchtiger Alchemisten sei, die von den vier Windrichtungen der Erde hier zusammentrafen und in öffentlichen und Privatgebäuden geräumige Laboratorien errichteten“. Zur Zeit, als diese Anschauungen ausgesprochen wurden, waren sie allerdings nicht mehr ganz stichhaltig, denn schon hatte die moderne Chemie unter Jacquins Leitung in würdigster Weise in Wiens Mauern Einzug gehalten. Die Erinnerungen an die alchemistische Vergangenheit werden aber heute noch geweckt, wenn man z. B. die alchemistische Medaillensammlung des österreichischen Kaiserhauses durchmustert, und auch andere sichtbare Zeugen für das Treiben der Alchemisten sind unschwer aufzufinden. Das Haus in der Adlergasse, in welchem Paracelsus in einer Gaststube gezecht und einen Pfennig in Gold verwandelt haben soll, ist zwar vor wenigen Jahren einem Neubau gewichen, aber vor den Thoren der Stadt existirt noch das alte Badhaus, wo der letzte große Alchemist Seefeld seine Experimente ausführte, durch die er sich dermaßen verdächtig machte, daß er eines Tages verhaftet und auf die Festung Temesvar gebracht wurde, wo er als Staatsgefangener verblieb und starb. Wie Professor Bauer in seiner Skizze ausführt, läßt sich den Arbeiten dieser Männer wirkliches Verdienst nicht absprechen; indem sie das Unerforschliche zu erreichen suchten, gelang es ihnen immerhin, das Gebiet des Erforschlichen weiter auszudehnen.

Die Erdölindustrie nahm einen breiten Raum in den Verhandlungen der siebenten Sektion ein. Besonderes Interesse erweckte der Vortrag von Lobry de Bruyn (Amsterdam): „Ueber den Entflammungspunkt von Petroleum“. Bereits gelegentlich des internationalen Feuerwehrkongresses, der im Monat September 1895 in Amsterdam abgehalten wurde, hat der gelehrte Verfasser die Diskussion über den Entflammungspunkt eingeleitet. Der Feuerwehrkongreß hat mit großer Stimmenmehrheit den Wunsch ausgesprochen, es möge der Flammpunkt des Petroleums fortan auf 40° Celsius erhoben werden. Nach Lobry de Bruyn fordert die Zahl der Unfälle, welche durch Petroleum veranlaßt werden, dringend das Eingreifen seitens der Staaten. Alle sogenannten Sicherheitslampengesetze, welche die Frage umkehren und von der Voraussetzung ausgehen, daß zu einem gegebenen gefahrbringenden Oel die passenden Lampen und Kochapparate gesucht werden sollen, sind unzweckmäßig und ungerecht. Die Gefahr, welche Petroleum bereiten kann, würde durch die Erhöhung des gesetzlichen Flammpunktes so gut wie vollständig aufgehoben werden.

Das Aluminium, welches noch immer das Metall der Zukunft, also jedenfalls noch nicht das der Gegenwart ist, war ebenfalls der Gegenstand mehrfacher Mittheilungen. Das Verfahren von Dr. Goldschmidt (Essen), nach welchem es möglich ist, durch eine Mischung von Aluminium und Mangansuperoxyd ohne besondere Apparate und Vorrichtungen eine Temperatur zu erreichen, wie sie bis jetzt nur im Moissan'schen Ofen erzeugt werden konnte, wurde vielfach besprochen. Einen „Hochofen in der Westentasche“ nannte ein berühmter Chemiker das Goldschmidt'sche Verfahren, welches die Energie in Raum und Zeit so bedeutend konzentrirt. Wenn es gelingen sollte, aus dem Schmelzfluß des Metalls die aufgewendete Energie in Form von Elektrizität wieder zu gewinnen, so würden sich die großen Hoffnungen, die man ursprünglich auf das Aluminium gesetzt hatte, erfüllen, aber nicht so sehr als Metall würde das Aluminium zur Verwendung kommen, denn als Kraftsammler von großer Leichtigkeit und Kapazität.

G. Weil (Paris) theilte Versuche mit, durch welche dem Aluminium gewisse Eigenschaften verliehen werden sollen, welche bis jetzt nur den Schwermetallen zugekommmen sind.

In einem geistreichen Vortrage führte Oberst Heß aus, daß die Veredelung des Stoffes in Bezug auf Widerstandsfähigkeit, Leichtigkeit ꝛc., welche in erster Linie durch die Kriegstechnik angeregt wurde, nunmehr auch allen Gebieten der Industrie zugute kommt. Ohne die modernen Ansprüche der Waffentechnik, an denen unsre Schmiedekunst ihre Kräfte erproben mußte, wäre der blühende Aufschwung der modernen Fahrradindustrie unmöglich gewesen. In gleicher Weise hatte die Technik der Sprengstoffe sich ursprünglich nur militärische Ziele gesetzt, während sie jetzt bekanntlich im Bergbau ausgedehnteste Verwendung findet. Im Anschlusse daran erörterte Dr. Ephraim (Berlin) die Theorie der Sicherheitssprengstoffe. Das Wesen derselben besteht darin, daß dem Sprengmittel Stoffe zugesetzt werden, welche krystallinisch gebundenes Wasser enthalten, das bei der Explosion frei wird und die Flamme auslöscht. Die Erfahrung hat nämlich gelehrt, daß die Feuergarbe der Sprengschüsse nicht nur die Schlagwetter direkt, sondern auch den trockenen Kohlenstoff in der Grube entzündet, so daß sich das Feuer auch auf weitere Schlagwetter überträgt. Durch die Erfindung der Sicherheitssprengstoffe ist es jetzt möglich, mit Sprengmitteln zu arbeiten, welche zwar aus kräftigem Dynamit bestehen, aber keine Feuergarbe werfen.

Wie bei jedem wissenschaftlichen Kongreß, so ist auch in Wien der Versuch gemacht worden, das Räthsel des Lebens wieder einmal zu lösen. Es wurden Vorträge über gelungene Synthese von Eiweißkörpern angekündigt und abgehalten, und zwar von Autoren, welchen diese Lösung bereits vor vielen Jahren geglückt ist, ohne daß es jemand Anderem gelungen wäre, ihre Versuche mit Erfolg nachzuprüfen. In der Fülle bedeutsamer Anregungen und ernster Arbeit, die der Kongreß geboten hat, verschwinden derartige zweifelhafte Errungenschaften von selbst.

* Der internationale Kongreß für Hygiene und Demographie in Madrid hat zum Studium der Toxicität des Diphtherie-Serums eine internationale Kommission eingesetzt und in diese gewählt: für Deutschland: Behring, Ehrlich, Loeffler, Pfeiffer; für England: Woodhead, Mac Fadyan; für Oesterreich: Gruber, Klebs; für Ungarn: Partik, Fodor; für Amerika: Sanarelli; für Belgien: van Ermenghen; für Spanien: Siorente, Mendozo; für Frankreich: Calmette, Duclaux, Marmorek und Roux; für Holland: Spronck; für Italien: di Vestea; für Japan: Kitasato und für Rußland: Gabritschewsky und Wladimirow.

* **Freiburg i. B.** Der Privatdozent für Augenheilkunde an der hiesigen Universität Dr. Karl Baas ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Göttingen.** Der Senior der Universität Göttingen, Geh. Regierungsrath Prof. Dr. F. Wüstenfeld, feierte am 31. Juli seinen 90. Geburtstag. Der um die arabische Literatur vielverdiente Gelehrte lebt seit einigen Jahren bei seinem Sohn in Hannover in ungeschwächter geistiger Gesundheit, aber leider von schweren körperlichen Leiden heimgesucht. Aus diesem Grund konnten die akademischen Behörden und die gelehrten Gesellschaften, denen er angehört, ihm nur brieflich die Hochachtung und Verehrung bezeigen, die er sich in einem langen und arbeitsreichen Leben in der gelehrten Welt wie unter seinen Kollegen erworben hat.

* **Wien,** 3. Aug. Der Internationale Chemikerkongreß wird im Jahre 1900 in Paris abgehalten werden. Zum Präsidenten des ständigen internationalen Komitees zur Durchführung der Arbeiten für den nächsten Kongreß wurde Moissan-Paris gewählt und alsdann der Kongreß geschlossen. — Als Privatdozenten wurden ministeriell bestätigt: Dr. Mathias Friedwagner für romanische Philologie und Dr. Franz Eduard Sueß für Geologie an der philosophischen Fakultät der Universität in Wien, Dr. Karl Soehla für Pathologie und Therapie der Kinderkrankheiten an der medizinischen Fakultät der böhmischen Universität in Prag und Dr. Wladimir Sieradzki für gerichtliche Medizin an der medizinischen Fakultät der Universität in Krakau.

* **Edinburg.** Die Universität hat folgende deutsche Professoren zu Ehrendoktoren der Rechte ernannt: Faster in Straßburg, Gebhardt in Berlin, Kocher in Bern, Martin in Berlin und Miculicz in Breslau.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 5. August. Nummer 173.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Vorhellenische Götterkulte.

Während der klassische Unterricht auf unsern gelehrten Schulen in der heftigsten Weise befehdet wird und die bisherige Grundlage einer vertieften Bildung zugunsten von mehr oder minder unklaren Reformvorschlägen in Frage gestellt erscheint, findet sich im merkwürdigen Gegensatz dazu die Wissenschaft der Antike in rüstigem Aufstreben und steht in einer neuen, viel verheißenden Blüthe. Der Zuwachs an Material, welchen der unerschöpfliche Boden der klassischen Länder alljährlich spendet, und der sich nicht mehr auf die Denkmäler beschränkt, sondern wichtige Literaturreste mitumfaßt, stellt der Forschung eine ungeahnte Fülle von Problemen. Mit den neuen Aufgaben aber ist man zu neuen Methoden vorgeschritten, welche zu frischen Anläufen nöthigen und vor dem Erstarren in überkommenen Formen bewahren. In erster Linie hat sich der Blick durch die komparative Methode erweitert, nicht bloß auf dem rein sprachlichen Gebiete. Wie wichtig für das Verständniß des Alterthums die vergleichende Betrachtung von Recht und Sitte ist, hat Hermann Usener in seinem schönen, gedankenreichen Vortrage auf der Wiener Philologenversammlung des Jahres 1893 dargelegt und noch jüngst der hochbegabte, uns allzufrüh entrissene Ferdinand Dümmler an einem praktischen Beispiele gezeigt (Philologus Bd. 56 „Sittengeschichtliche Parallelen“). Auch die vergleichende Religionswissenschaft wird in engerer Absteckung ihrer Ziele zu geschlossenen Ergebnissen führen; noch immer darf man von einer vergleichenden Geschichte der Kulte hochwillkommene Aufschlüsse für die primitiven religiösen Vorstellungen und die ältesten Völkerzusammenhänge erwarten. Das Grundproblem, welches im Mittelpunkte dieser Studien steht, die Frage nach dem Entstehen der griechischen Nationalität und Zivilisation kann nur auf dem angedeuteten Wege einer Lösung entgegengeführt werden.

Zur Geschichte der ältesten griechischen Kultur hat der Wiener Archäologe **Wolfgang Reichel** vor einigen Jahren mit seinem Buche „Ueber homerische Waffen“ (Wien, 1894) einen anerkannt werthvollen Beitrag geliefert. Jetzt liegt eine neue, beachtenswerthe Schrift desselben Gelehrten vor.[1]) Ihr Titel „Vorhellenische Götterkulte“ ist in dem Sinne zu verstehen, daß es sich dabei nicht um nichtgriechische, sondern um solche Kulte handelt, welche von den späteren hellenischen verschieden waren. Reichel untersucht die religiösen Vorstellungen der mykenäischen Zeit, indem er voraussetzt, daß die Träger der mykenäischen Kultur griechischer Nationalität waren, eine Anschauung, die heute mit Recht die überwiegende Anzahl der Fachgenossen theilt, wenn auch das Räthsel der kürzlich von Arthur J. Evans entdeckten Bilderschrift dieser Periode noch keinen Champollion fand. Wie verdienstlich Reichels Versuch ist und wie sehr ihm der Charakter einer in neue Bahnen vordringenden Leistung zukommt, erhellt schon daraus, daß bisher Niemand sich ernstlich in diesen Gegenstand vertiefte; was einst Schliemann in naiver Vorstellung über die Thonbilder der „kuhköpfigen Hera“ und der „eulengesichtigen Athena“ vortrug, ist verdientermaßen der Vergessenheit anheimgefallen.

Das Hauptergebniß unsrer Schrift besteht darin, daß der Kultus des mykenäischen Zeitalters „bildlos“ gewesen sei, daß es damals noch keine offiziellen, allgemein recipirten Kultbilder von Gottheiten gegeben habe. Reichel zieht dafür eine bei asiatischen Völkern weit verbreitete Sitte heran, die im Zusammenhang noch nicht verfolgt wurde, den Kultus von Thronen, zunächst von wandernden Götterthronen. Bekannt ist ja, daß Xerxes auf seinem Zuge gegen Griechenland einen leeren Thron, der für den Sonnengott bestimmt war und den kein Sterblicher besteigen durfte, auf einem eigenen Wagen mit sich führte. Eingehend und überzeugend (es ist dies eine der gelungensten Partien des Buches) erbringt Reichel den Nachweis, daß auch die Bundeslade der Juden, wie sie im Exodus beschrieben wird, nichts anderes gewesen sei als ein tragbahrer Thron Jahwe's. Jahwe, der vordem auf dem Gipfel des Sinai thronte, wünschte sein Volk auf der Wanderschaft zu begleiten, wie der persische Sonnengott das seine geleitet, und im wesentlichen mittelst derselben Einrichtung. Die Einrichtung, daß der Thron tragbar war und die Tragvorrichtung niemals entfernt werden durfte, erscheint als etwas wesentliches und zeigt, daß der Apparat für die Wanderzeit erfunden wurde. Von der Bundeslade aus spricht der unsichtbare Jahwe als Gesetzgeber zu seinem Volke, vor ihr werden zur Feier des Gottes Tänze aufgeführt. Aber noch andere wichtige Berührungspunkte finden sich zwischen der Bundeslade und den mykenäischen Kultusgeräthen: daß ihr Kasten aus Holz besteht und mit Goldblech beschlagen war, entspricht der Technik der mykenäischen Kunst; und die beiderseits des Thronsitzes angebrachten goldenen Cherubim sind, wie Reichel überzeugend bemerkt, nichts anderes als Thronwächter und entsprechen den Tauben auf einem bekannten mykenaeischen Denkmal aus Goldblech, dem sogenannten „Astartetempel“ (S. 9, Fig. 4.). Dieselbe Vorstellung wiederholt sich nun auf einem unlängst von Szuntas veröffentlichten gravirten Goldring von Mykenae: drei Frauen, welche mit dem Gestus der Adoration vor einem leeren Throne stehen. Die Erklärung ergibt sich von selbst und wirft auf die persischen und jüdischen Kulte ein helles Licht: der sichtbare Thron ist errichtet für den unsichtbaren Gott, dem natürlich allein die Verehrung gilt. Spuren dieses Thronkultes lassen sich in mykenaeischer Zeit weiter verfolgen; in den Volksgräbern von Tiryns, Mykenae u. s. w. haben sich merkwürdige Thonmodelle von Thronen gefunden. Aber auch in dem berühmten, aus Pausanias'

[1]) Ueber vorhellenische Götterkulte. Wien 1897, Alfred Hölder. 98 S.

Beschreibung bekannten Thron des Apollon von Amyklei dürfte ein ähnliches Bauwerk zu erkennen sein: es bestand wahrscheinlich aus einem Grabe und darüber einem ursprünglichen Götterthron, während das zu Anfang selbständige Kultusbild, die Statue des Apollon, erst spät und unorganisch damit verbunden ward. Eine Analogie dazu bieten die bekannten Münzen von Ainos in Thrakien, ebenfalls mit dem Bilde eines Thrones, auf dem eine Herme steht; auch da wird der Thron ursprünglich leer gewesen und das Kultusbild erst später mit ihm vereinigt worden sein. Herodot und Pausanias liefern eine Reihe von Zeugnissen, daß Throne als Weihgeschenke in Tempeln, so von Argos und Delphi, zu sehen waren.

Um den Ursprung der Sitte zu erklären, greift Reichel auf die Felsthrone zurück — direkt aus dem lebenden Gestein herausgearbeitete Sitze —, von denen einige auf Bergeshöhen noch erhalten sind, so auf der Insel Chalke bei Rhodos, auf Thera, in Phrygien: das berühmteste Beispiel ist der von Humann wieder entdeckte Thron des Pelops auf dem Sipylos. Der Ursprung des Kultus hängt also zusammen mit der ältesten Verehrung der Götter auf den Bergeshöhen, die uns noch bei Homer entgegentritt und für welche Jahwe auf dem Gipfel des Sinai das größte Beispiel darbietet. Der wandernde Götterthron vertritt ein jüngeres Stadium der Entwicklung und stammt aus der Wanderzeit der Völker. Wenn ein Stamm seinen ursprünglichen Sitz verließ, nahm er seinen Gott mit sich und führte ihn auf einem tragbaren Throne weiter. Damit war die Kontinuität des Kultus gewahrt und es konnte bei festen Niederlassungen sofort ein neues Heiligthum gegründet werden. Scharfsinnig bringt Reichel das aus Herodot bekannte thurmartige Heiligthum des Bel in Babylon damit in Verbindung. Auf der Höhe dieses Thurmes befand sich ein Bett, auf das sich der Gott zur Ruhe niederließ; in Erinnerung an den ursprünglichen Höhenkultus war ihm also hier ein künstlicher Berg geschaffen, der ihn zur Gegenwart bei Opfer und Gebet herbeilocken sollte. Wie lange sich die Sitte der Thronverehrung und in wie weiter Verbreitung fast überall erhielt, hat Reichel an mannichfachen Ueberlieferungen gezeigt. Eine markante Thatsache, die ihm entging, kann ich hier nachtragen. In den Kämpfen zwischen den Nachfolgern Alexanders des Großen errichtete Eumenes, wie Plutarch (Eum. c. 13) berichtet, angeblich auf eine im Traume geoffenbarte Anordnung des verstorbenen Königs hin, in seinem Heerlager ein königliches Zelt mit einem Thron, um den sich die Heerführer zur Berathung versammelten, wie in Gegenwart des unsichtbar anwesenden verstorbenen Königs. Die Lellisternien und die Sellisternien der Römer werden erst in diesem Zusammenhange voll verständlich. Letzte Ausläufer der Sitte reichen bis in unsre Zeit. Auf dem Gymnasium, welches ich besuchte und das als klösterliche Anstalt an den alten Traditionen treuer festhielt, fand die mit vielem Gepränge vorgenommene Schlußfeier des Schuljahres vor einem leeren Thronsessel statt, über dem das Bild des Kaisers angebracht war. Aehnliches kam bereits in der römischen Kaiserzeit vor (Reichel, S. 36), wo es mit der Verehrung des Kaiserbildes im Lager zusammenhing.

Der Thron also, der Sitz des Gottes, bildete ursprünglich den Mittelpunkt des Heiligthums, nicht, wie man bisher glaubte, der Altar, der der Gottheit errichtete Tisch. Dies führt Reichel auf die wichtige Frage nach dem Ursprung des Altars, worüber er interessante Erwägungen vorbringt. Die älteste Form des Altars scheint eine Kombination von Sitz und Tisch gewesen zu sein. Ein Zeugniß dafür bieten die auf hochalterthümlichen Vasen öfter abgebildeten Stufenaltäre, welche in zwei Absätzen gegliedert sind, von welchen der hintere höhere gewöhnlich breiter ist als der vordere, niedere. Das Opfer, wenn es dargestellt ist, findet auf dem niederen, schmäleren Absatz statt, während der obere leer bleibt, so daß die Oberstufe nur als Sitzplatz für den Gott erklärt werden kann. In dieser Form erhielt sich der Thronkultus bis tief in die historische Zeit herab, als an Stelle des Stufenaltars längst der einflächige Altar getreten war. Nur so erklärt sich die Sitte, daß sich Schutzflehende auf den Altar setzten, d. h. sie setzten sich auf den Thron des Gottes, in dessen Schoß, und begaben sich damit in dessen Schutz, so daß der Gott die Rache für eine Verletzung der Schutzflehenden übernahm.

War das mykenäische Zeitalter von der Vorstellung eines unsichtbaren Gottes erfüllt, so konnte es noch keine eigentlichen Kultusbilder kennen. Reichel ist geneigt, das gleiche für die homerische Zeit anzunehmen — erst in der Episode von dem Raube des Palladion will er die Spur eines Kultbildes entdecken —, was aber als zweifelhaft erscheint und einer umfassenderen Begründung bedarf; für die mykenäische Zeit, die trotz vieler verbindender Fäden von der homerischen Periode durch eine tiefe Kluft geschieden ist, ist ihm aber beizustimmen. Es gab damals wohl bildliche Götterdarstellungen, allein die Kunst gestaltete sie nur nebenher, die künstlerische Produktion stand außer Kontakt mit dem offiziellen Kultus. In dieser Hinsicht sind zwei Klassen von Darstellungen zu unterscheiden, von welchen zunächst die Abbildungen von Einzelfiguren und Gruppen auf Werken der Kleinkunst (Ringen, zerschnittenen Steinen u. s. w.) in Betracht kommen. Eine Deutung derselben auf bestimmte Gottheiten ist in den meisten Fällen unmöglich; doch läßt sich wenigstens eine bestimmte Typengruppe auslösen, die Abbildung einer weiblichen Gestalt, öfter mit dem Bogen versehen, welche Vierfüßler oder Vögel mit würgenden Händen gepackt hält. Wir haben in ihr eine Göttin des Todes zu erkennen, welche ungefähr der späteren Artemis entspricht und in ihr aufgegangen sein wird. Andere weibliche Figuren sind weniger gut zu deuten, vielleicht auf Hekate und Aphrodite, obwohl mir für letztere der bekannte Goldring von Mykenae (abgebildet bei Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen S. 313, N. 281) ein sicheres Beispiel darzubieten scheint, gegen welches Reichel wohl zu zurückhaltend ist. Von männlichen Götterfiguren ist nur eine auf einem Jaspis von Vaphio ganz sicher nachzuweisen, eine lang bekleidete Gestalt, welche einen Greifen an einer Schnur führt; wahrscheinlich gehört zu derselben Gattung noch ein auf einem mykenäischen Steinring abgebildeter bärtiger Mann, welcher mit jedem gestreckten Arme einen Löwen gepackt hält. Viel zahlreicher sind die bekannten Darstellungen von Dämonen und phantastischen Mischwesen, wie wir sie besonders auf den „Inselsteinen" antreffen, die aber noch weniger als jene für Erzeugnisse bestimmter Kulte gelten können; zudem sind sie vielfach unter auswärtigem Einfluß entstanden, wofür ihre bedeutendsten Vertreter, Greif und Sphinx, Zeugniß ablegen.

Die andere Gattung von Denkmälern, welche für die Vorstellungen der mykenäischen Zeit von Wichtigkeit sind, besteht aus Einzelfiguren von Terrakotta, Idolen; allein auch diese, von welchen Schliemann den Ausgangspunkt für seine Deutungen nahm, sind keine Kultbilder oder Nachbildungen von solchen, sondern „handwerkliche Erzeugnisse zur Stillung des ersten rohesten Privatbedürfnisses nach irgend einer Art von Veranschaulichung der geheimnißvollen Wesen, die so unnahbar allgewaltig in das Leben jedes Einzelnen eingriffen". Die Mehrzahl dieser Figuren deutet Reichel nach dem Vorgang von Maximilian Mayer auf „Klageweiber", welche dem Todten in das Grab mitgegeben wurden; sie sind höchstens als Vorläufer von Kultbildern aufzufassen. Eine besondere Bedeutung bean-

sprochen für sich die Darstellungen der sogenannten „nackten Astarte",[1]) die sich ebenfalls als Zubehör von Gräbern finden und deren charakteristische Typen die Göttin mit auf der Brust gekreuzten Armen und mit Tauben auf dem Kopfe und den Schultern darstellen (Schuchhardt a. a. O. 226, Nr. 180, 181). Reichel faßt sie als eigentliche Götterbilder und zieht zur Erklärung dafür, daß sie dem Verstorbenen beigegeben wurden, den babylonischen Mythus von der Höllenfahrt der Extar heran; er deutet die Symbolik dieser Bilder auf den Gedanken der Auferstehung. Wir haben nach ihm in ihnen Amulette zu sehen, die dem Todten zum Schutz vor der dauernden Haft im Grabe mitgegeben wurden; und daß die mykenäischen Griechen dieses thaten, ist, wie Reichel meint, ein Zeugniß dafür, daß sie auch die Bedeutung dieser Amulette verstanden und dieselben in diesem Sinne als Beigabe der Leichen verwendeten. Auch zu diesen Ausführungen wird man wohl, wenigstens vorläufig, ein starkes Fragezeichen setzen dürfen.

So ergibt sich eine Entwicklung des Bilderdienstes bei den Griechen, welche ein historisch bedeutungsvolles Gegenstück zu den jüdischen und christlichen Kulten darbietet. Ursprünglich ist der Bilderdienst allen diesen Religionen fremd gewesen,[2]) aber überall wirkte die Phantasie des Volkes in der Richtung, sich einen Bilderdienst zu schaffen. Bei den Juden wie bei den Mohammedanern ist die Verehrung infolge eigenthümlicher historischer Verhältnisse auf der reinen, aber primitiven Stufe der Bildlosigkeit stehen geblieben, während bei den klassischen und unter deren Einfluß bei den christlichen Völkern ein Bedürfniß zum Durchbruch kam, das zu der mächtigsten Quelle der bildenden Kunst geworden ist.

Prag. Heinrich Swoboda.

[1]) Sie ist sicher orientalischen Ursprungs, wie zuletzt v. Fritze zeigte. (Jahrbuch des deutschen archäologischen Instituts XII, 201 ff.)

[2]) Dies gilt auch für den römischen Kultus, wie Prof. Wissowa (Halle) in seinem schönen, auf der Dresdener Philologenversammlung im Herbst 1897 gehaltenen Vortrage über „Römische Götterbilder" ausführte (jetzt abgedruckt in Ilbergs neuen Jahrbüchern für das klassische Alterthum I, 161 ff.). Die römischen Götter waren ursprünglich unpersönlich und körperlos gedacht; die Götterbilder wurden durch die Griechen importirt und griechische Vorlagen für sie maßgebend.

Lenau als Korrektor Kerners.

Von Ludwig Geiger.

Justinus Kerner, seit 1807 als Poet thätig, hatte 1826 bei Cotta die erste Ausgabe seiner Gedichte erscheinen lassen. Es war ein Bändchen von 224 Seiten, das auf 136 Seiten, zuletzt steht eine dramatische Dichtung, 124 Gedichte enthielt. Die Sammlung, besonders durch eine Besprechung Wilhelm Müllers in den „Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" sehr empfohlen, wurde im Laufe der nächsten Jahre durch viele Gedichte vermehrt, die theils im „Morgenblatt", theils in den Musen-Almanachen im Anfang der 30er Jahre zuerst veröffentlicht wurden. Da jene erste Auflage von 1826 nach einigen Jahren vergriffen war, so wurde 1834 eine neue Ausgabe der Gedichte, gleichfalls bei Cotta, veröffentlicht. Sie enthält 177 Gedichte. Sie unterschied sich von der ersten aber hauptsächlich dadurch, daß die in jene aufgenommene dramatische Dichtung in dieser ausgelassen wurde und zwei Prosadichtungen, „Reiseschatten" und die „Heimathlosen", von denen die ersteren als Buch vor einigen Jahrzehnten erschienen waren, mit hinzugefügt wurden. Zu dieser äußeren Aenderung kam noch eine innere. Kerner, inzwischen in Weinsberg wohnend, konnte sich um den Druck, der in Stuttgart vorgenommen wurde, nicht kümmern. Der damals mit ihm eng verbundene Dichter Nikolaus Lenau, der auf seinen Wander- und Irrfahrten einen längeren Aufenthalt in Stuttgart genommen hatte, übernahm die Korrektur des Bandes. Leider ist die Korrespondenz zwischen Lenau und der Cotta'schen Buchhandlung, ebenso wie die Briefe Kerners an die letztere unbekannt. Aus der Lenau-Kerner'schen Korrespondenz, die zuerst von A. X. Schurz in Lenau's Leben 1855 mitgetheilt wurde und gegenwärtig in Kerners Briefwechsel (zwei Bände, Stuttgart 1897) überflüssigerweise wiederholt worden, scheint hervorzugehen, daß Lenau schon im August 1833 die Lieder erbat.[1]) War dies nicht der Fall, so nahm Lenau während seines Aufenthalts im Februar oder März 1834,[2]) bei welchem mündliche Vereinbarungen getroffen wurden, das Manuskript mit. Denn schon Ende Mai 1834 schrieb Lenau,[3]) „mit dem Druck Deiner Gedichte wird bald begonnen werden." Am 4. August 1834 meldete Lenau folgendes: „Ich sende Dir die Aushangbogen Deiner Gedichte, soweit ich solche korrigirt habe. Meine Heimreise machte mirs unmöglich, das Ganze zu besorgen. Beim prosaischen Theil war ohnehin meine Hülfe nicht nöthig, vielmehr unerlaubt, da Du selbst sagst, im Vorwort zu den „Reiseschatten", sie sollen unverändert die Alten bleiben."

Diese Worte bilden die Grundlage der nachfolgenden Untersuchung. Aus ihnen geht ein Doppeltes hervor:

1. Lenau hat ohne Mitwirken Kerners, aber mit seiner Zustimmung, Aenderungen in der zweiten Gesammtausgabe seiner Gedichte vorgenommen.

2. Diese Aenderungen erstrecken sich bloß auf die ersten, also doch wohl höchstens 10 bis 12 Bogen.

Aus letzterem Grunde bezieht sich die nachfolgende Studie nur auf die ersten 12 Bogen der Gedichtsammlung von 1834. Bei einer genauen Kollation stellte sich heraus, daß bereits in den beiden letzten Bogen außerordentlich wenig geändert wurde. Schon damals also schien der kritische Eifer erlahmt zu sein. Daß das Korrigiren, von dem Lenau spricht, kein bloßes Verbessern von Druckfehlern ist, geht aus den nachfolgenden Worten des bereits oben benutzten Briefes hervor:

„Meine Aenderungen, die Du hier und dort in den Gedichten treffen wirst, sind, glaube ich, von der Art, daß Du sie, aufmerksam gemacht, ebenso vorgenommen haben würdest. Und so hab ich denn im Vertrauen auf Deine stillschweigende Einwilligung und Deine ausdrückliche Vollmacht an mancher Stelle nach bestem Wissen und Gewissen geändert. Sollt ich aber manchmal Deinen Sinn nicht getroffen haben, so würde ich das sehr bedauern und bitte Dich für solche Fälle um Vergebung."

Ausdrücklich spricht Lenau nur von einer einzigen Aenderung. Nämlich im Gedicht „Sängers Trost", wo der Dichter, von seinem Grabe sprechend, die Strophe brauchte:

[1]) Lenau schrieb 4. August 1833 (Schurz I, 219, Kerners Briefwechsel II, 61): „Um Gottes willen schick mir doch sogleich Dein Manuskript. Lasse nichts weg von den Polenliedern, auch das Trinklied nicht und was sonst noch im Heft steht." Man konnte daher annehmen, daß Kerner das für die zweite Auflage Bestimmte in einem Heft gesammelt hätte. Trinklieder finden sich in der neuen Sammlung in der That, wogegen Polenlieder dort nicht vorkommen. Man konnte daher auch meinen, daß dieses Heft Beiträge enthalten hätte, die Lenau in seinem schon früher beabsichtigten, 1835 erschienenen „Frühlings-Almanach" habe brauchen wollen. Doch sind in diesem Almanach keine Lieder Kerners, sondern nur sein „Bärenhäuter" erschienen. Die an erster Stelle ausgesprochene Vermuthung indessen wird durch die Worte Lenau's an Mayer, 14. August 1833, Schurz, I, 219, bestärkt, wo es heißt: „Ich freue mich schon auf die Herausgabe, an welcher jedoch Kerner schwerlich theilnehmen wird."

[2]) Ueber diesen Aufenthalt, bei dem Lenau's Faustscenen entstanden, vgl. Schurz I, 248 ff., Kerners Briefwechsel II, 60. Auch ungedruckte Briefe, die ich kenne und demnächst benutzen werde, von Kerner und Rosa Mario (Assing) enthalten einzelnes über diese merkwürdige Episode aus dem Leben Lenau's.

[3]) Schurz I, 264, Kerners Briefwechsel II, 61.

Weilt an ihm kein Wanderer
Im Vorüberziehn,
Blickt auf seiner Zeile
Doch der Mond auf ihn.

Lenau wies darauf hin, daß „ihn“ falsch sei, da ja vom Grabe gesprochen würde. Die von ihm vorgenommene Aenderung ist in Zeile 2 und 4 „Im Vorüberlauf — doch der Mond darauf“.[1])

Die Vorfrage, ob alle Aenderungen in der Edition von 1834 von Lenau herrühren, ist, da kein Druckmanuskript vorliegt und bestimmte Aeußerungen des Verfassers und des Korrektors außer den letztangeführten nicht vorhanden sind, weder bestimmt zu bejahen noch zu verneinen. Die Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, daß die Aenderungen wirklich sämmtlich von Lenau herrühren. Wir wissen, daß Kerner nicht zu feilen liebte und seinen Freunden, z. B. Uhland, der ihm das Manuskript zu den ersten Almanachen durchsah, die Kerners Namen als Herausgeber trugen, oder den Herausgebern der Zeitschriften, denen er seine Beiträge anvertraute, die Sorge überließ, das ihm Ueberschickte zu bessern. Diese Rolle Uhlands wird besonders aus den neu veröffentlichten Jugendbriefen ganz klar. Wie Therese Huber als Verbesserin von Kerner selbst ausdrücklich anerkannt wurde, ist in meiner Besprechung der neuen Ausgabe des Kerner'schen Briefwechsels gezeigt, die demnächst in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ erscheinen und Excerpte aus etwa 100 ungedruckten Briefen Kerners und aus ungefähr drei Dutzend Episteln seiner Korrespondenten enthalten wird.

Freilich bei dem Fehlen ausdrücklicher Zeugnisse wird man mit apodiktischer Gewißheit nur in den Fällen, in denen die Ausgaben nach 1834 auf die Lesarten von 1826 zurückgehen, sagen können, daß in der Edition 1834 Lenau's von Kerner später verworfene Korrektur vorliegt. Denn die Beibehaltung der 1834er Lesarten in den folgenden Ausgaben beweist an sich nichts. Es könnten ja diese Lesarten von Kerner in seinem Manuskript, das er Lenau übergab, schon vorher eingetragen gewesen sein. Da aber der Wahrscheinlichkeit nach Lenau der wirklich einzige Korrektor war, so mögen die Aenderungen, soweit sie überhaupt bemerkenswerth sind, auf sein Konto gesetzt werden.

Zunächst wurden Schreib- und Druckfehler verbessert. In dem Gedicht „Lob des Flachses“ wurde aus „Die zart geschaffene Frauen“ „geschaffenen“; „der Stengel“ in „den Stengel“. In dem Gedicht „Lob der Spindel“ „Wo er das Recht begehrt“, verwandelt in das durch den Sinn geforderte „es“. In „Was machte dich so krank“ wurde aus „der Bäume Früchte keine“ das richtigere oder mindestens gewöhnlichere „Baumesfrüchte“.

Einfache Umstellungen wurden häufig vorgenommen; ein Beispiel statt aller: In der „Zueignung“ letzte Strophe heißt es: „Die in mir das Lied erregt.“ Dafür wurde gesetzt: „Die das Lied in mir erregt.“ Für diese und andere Umstellungen läßt sich ein ganz bestimmter Grund nicht aufweisen. Andere Umstellungen haben sprachliche Gründe. So wurde die Aenderung eines falschen Imperativs vorgenommen im Trinklied „Im Juni“, wo statt

Hebt singend auf zu Berges Höh...
Befreiter deine Heimath seh'

gesetzt wurde:

Und singend hebt dem Berge zu —
Befreiter siehst die Heimath du.

Einfacher: „Lob des Flachses“, wo in „Manche zarte Blüth' gewoben“ Blüthe und zart umgestellt wird, ein einfaches Kunstmittel, das die häßliche und unnöthige Elision vermeiden hilft.

Des Wohlklanges wegen wurden manche Aenderungen unternommen. Dahin gehört „Der Auen Blumenpracht“ (Der Einsame). In demselben Gedicht, in dem es hieß: „In wolk'ger Wälder Nacht. Es ist der Wolke stiller Lauf“ wurde aller aus „wolk'ger“, das, obwohl es ja auch den Begriff der Dunkelheit andeutet, nicht so prägnant ist, wie die ursprüngliche Lesart. Das „liegt“ in „Wiesenbach liegt eng gebunden“ (Winterklage) mußte einem „ruht“ weichen, vielleicht nicht bloß des Wohlklanges, sondern des poetischen Bildes wegen, da man dem sich Bewegenden kein völliges Liegen, eher ein zeitweiliges Ruhen zuschreiben kann. Besserung des Wohlklanges und des Sinnes bestimmten in den Versen „Nie ist ihr Auge trübe, Nie ist ihr Herze kalt“ das „ist“ zweimal in „wird“ zu verwandeln (An die Königin Katharina). In demselben Gedicht wich das häßlich klingende „Ja dürfen keinen nennen“ einem „mögen“ und gewiß klingt (in demselben Gedicht) „Ausgießen willst im Reich“ besser als „möchtest“, wie es ursprünglich hieß. In dem schönen „Trost im Gesange“ hieß es gegen Ende „Doch geh' ich muthig weiter ... Noch gehen Sangesbilder“; es ist gewiß angemessen, daß in der letzten Zeile „ziehen“ gesetzt wird. „Umfing den holden Leib, Ging da manch edles Weib“ (Lob der Spindel) klingt gewiß anmuthiger als „der Frauen Leib“ und „süßes“. Das schlecht klingende „Blau und Gold all Himmelsschimmer“ (Lust der Sternennacht) mit seiner unberechtigten Elision wurde in „All der goldne Himmelsschimmer“ glücklich geändert.

Metrische und Reimfehler werden verbessert. Zweifellos schlecht ist der Reim, wenn es überhaupt einer ist (Der Rosenstrauch) „Wald“ und „all“; die Aenderung (nebst Umstellung) „Durch Wald und Kluft die Sonne hell ... Die Knappen treu erstehen schnell“ ist nicht unglücklich. Gar manche metrische Freiheiten sind noch 1834 beibehalten, doch hat „sitzen einander gegenüber“ (Die vier wahnsinnigen Brüder) dem „sich gegenüber“ sitzen stumm und „Keine Blume und kein Gras“ (Wer machte dich so krank) dem „Nicht Blum und nicht Gras“ weichen müssen.

Zu dieser Ausmerzung von Ungehörigkeiten zählt auch folgendes: In „Stille Thräne“ hieß es: „Weißt nicht, daß als ohn' Sorge du schliefest schmerzenlos“. Der Ausdruck ist hart. Die Auslassung des Pronomens erschwert das Verständniß. Die Aenderung „So lang du ohne Sorgen geschlummert schmerzenlos“ ist daher glücklich. Metrisch unregelmäßig, übrigens auch des Sinnes wegen von früheren Korrespondenten bemängelt, ist in dem Gedicht „Der Stephansthurm“ der Vers „Knechte all von mir weichet“. Lenau machte daraus sehr einfach: „Ihr Knechte von mir weichet“.

Zu dem Kapitel „Aenderungen von sprachlichen Seltsamkeiten“ gehört auch folgendes Beispiel: In dem Gedicht „König Georg von England“ im Jahre 1813 wird erzählt, daß der alte König, nachdem er seiner Regierung entsagt, stumm und blind jahrelang zugebracht habe, plötzlich haben seine Augen neu geglänzt, „auch die Rede kam ihm wieder, klang vollstimmiger Harfenton“.

Der Sinn der seltsam abgekürzten Redeweise soll doch wohl der sein: die Rede klang wie der Ton einer vollstimmigen Harfe. Lenau glaubte eine Besserung durch „klang ein voller Harfenton“ hervorzurufen, wo „klang“ jedenfalls Verbum sein soll. Aber eine wirkliche Besserung kann darin nicht gesehen werden. Der richtigen Sprech-

[1]) Kerner war mit dieser Aenderung übrigens nicht zufrieden. In den späteren Ausgaben setzte er wieder: Im Vorüberziehen und änderte das „ihn“, um das falsche Geschlecht zu vermeiden, in „dahin“. Diese letztere Lesart, die in den Ausgaben der Gedichte wohl seit 1841 steht — ich halte es nicht für nöthig, die späteren einzeln anzusehen — ist übrigens die ursprüngliche, die Kerner vor 1826 veränderte. Diese ursprüngliche findet sich z. B. im Druck des Gedichts in Baggesens Taschenbuch für Liebende 1810 und in dem Autograph des Gedichts (datirt 1. März 1809) in der kgl. Bibliothek Berlin (Varnhagen'sche Sammlung).

weise zuliebe wurde in dem Gedicht auf den Tod der Königin Katharina, „wie jubelt's laut in Sternenhallen", wo das Fehlen des Artikels dem Herausgeber bedenklich schien, in das zwar richtigere, aber gewiß mattere „wie jubelt's in den Sternenhallen" verwandelt worden.

Als Verbesserung sprachlicher Härten ist ferner anzumerken: „Hält mit sieben Strahlenblättern" (Anna Vögty) aus: „Solche hält mit sieben Blättern". Das sprachwidrige „In den Busen eingezwinget" (Sehnsucht nach der Waldgegend), des Reims auf „finget" wegen gebildet, ist glücklich vermieden durch die Aenderung „Wenn's ihr in den Busen zwinget" (das. Z. 12 eine kleine Umstellung).

Schon in diesen Beispielen ist von manchen Aenderungen die Rede, die man nicht als Verbesserungen wird gelten lassen können. Eine geradezu unbegreifliche Aenderung, wenn sie nicht eben eine bloße Flüchtigkeit ist, hat Kerner später rektifizirt. Das Gedicht „Stummsein der Liebe" hat in der Ausgabe von 1826 drei Strophen. Die beiden ersten besagen, daß, wie bei der Blume derselbe Tag die Freude anzeigt, so auch beim Schweigen der Liebe der Augenglanz redet. Die dritte Strophe macht die Anwendung davon auf den Liebenden und lautet:

Ein Leidender, entschlagen
So plötzlich aller Pein,
O Liebe, kann nichts sagen,
Er kann nur stille sein.

Diese Strophe, die durchaus zum Abschluß gehört, fehlt in der Ausgabe von 1834, und es war durchaus nöthig, daß Kerner sie später wieder herstellte.

Auch sonst wird man manche von Lenau hergestellte Lesart als Verschlechterung ansehen müssen. Er hat manches Charakteristische verwischt oder aus Liebe zu dem Regelmäßigen geradezu den Sinn verkehrt. So hieß es in dem schon angeführten Gedicht auf den Tod der Königin Katharina:

Als sie noch bei Euch gewandelt
Sprach Ihr manches schiele Wort,
Ruhig doch hat sie gehandelt.

Vielleicht störte der Innenreim „noch — doch" den Herausgeber und das „bei" schien ihm nicht prägnant genug. Aber seine Aenderung: „Als sie unter Euch gewandelt", ist nur regelmäßig, ohne den Gegensatz so stark zu betonen wie die ursprüngliche Lesart. Wenn es aber in dem „Denkmal auf Kepler" in der Schlußzeile 1834 heißt: „stand jeder Himmel vor ihm aufgeschlossen" in dem regelmäßigen Metrum, statt des unregelmäßigen in der Vorlage: „standen die Himmel all ihm aufgeschlossen", so ist die Aenderung unglaublich matt. Die Himmel all, mit ihrem biblischen Anklang, drückte die Herrschaft Keplers über die Gestirne aus, während die Wendung „jeder Himmel" ungemein prosaisch klingt.

Das schöne Gedicht „An Uhland", in den Zeiten der Verstimmung geschrieben, aus denen Kerner sich herausgesehnt, lautete in der zweiten Strophe:

So kommt es, daß in jeden Nächten
Ich jetzt in Träumen bin bei dir!

Das alterthümliche eigenartige „jeden" ist in der neuen Ausgabe mit Recht gewahrt, aber ebenso hätte das charakteristische „jetzt" beibehalten werden müssen, denn durch dies Wort sollte ja gerade der Gegensatz der gegenwärtigen und vergangenen Zeit hervorgehoben und das durch Kerner bezeugte Weichen der Verstimmung bezeichnet werden. Daher ist die Aenderung „ich freundlich träumend bin bei dir" recht wenig zusagend, und es ist bedauerlich, daß die ursprüngliche Lesart nicht später wieder hergestellt wurde.

Schwächer ist gewiß auch in der Endzeile die Fassung „Sowie dein Ernst geweckt dies Lied" statt des ursprünglichen „erzeugt", denn wecken kann man doch eigentlich nur etwas bereits Bestehendes, während es sich hier um die Erzeugung eines noch nicht Existirenden handelt.

Ebenso ist es recht matt, wenn in dem schon anderweitig angeführten Gedicht auf den alten König von England die so kräftig klingende Rede des Sohnes:

Weil', bis ich dein altes Leben
Wie mit Wein und Frühlingsduft
Mit viel süßer hehrer Kunde
Angefrischt und Kindeslust,

wo in der ersten und vierten Zeile die nicht reimenden Reime „Duft und Lust" stehen geblieben sind, da die zweite und dritte Zeile nun durch die Lesart:

Dir mit Wein und Frühlingsduft
Und mit süßer hehrer Kunde

abgeschwächt wird. Der ursprüngliche Sinn, daß die guten Nachrichten auf den Greis wirken sollen, wie Frühlingsduft und stärkendes Getränk, fällt durch diese unglückliche Aenderung vollständig fort. In dieselbe Kategorie gehört auch folgende Verschlechterung: das Gedicht „Wer machte dich so krank?" führt den Gedanken aus, daß die Natur selbst in ihren scheinbar schädlichen Einwirkungen dem Menschen nichts übles anthue, sondern daß die Menschen die einzigen Feinde ihrer selbst sind. Das faßt dann die letzte Strophe folgendermaßen zusammen:

Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun.
Natur ließ mich gesunden,
Der Mensch läßt mich nicht ruhn.

Ich finde die zweimalige Wiederholung des Wortes „Mensch" durchaus angemessen, besonders aber den Singular als Kollektiv der Natur gegenübergestellt, ungemein wirkungsvoll. Das Gedicht wird um einen Theil seiner Wirkung dadurch gebracht, daß seit der Lenau'schen Ausgabe in allen späteren Editionen die letzte Zeile lautet: „Sie ließen mich nicht ruhn", das eigentliche Subjekt also nicht mehr wiederholt wird.

In die Ausgabe von 1834 sind ferner einzelne Gedichte aufgenommen, die 1826 noch nicht entstanden waren. Von Kerners acht Beiträgen aus dem „Musen-Almanach" 1833 sind, soweit ich sehen kann, drei überhaupt nicht hier gedruckt, drei ganz oder so gut wie unverändert aufgenommen. Die übrigen zwei sind einigermaßen verändert; die vorgenommenen Veränderungen sind jedoch nicht glücklich. In dem Gedicht „Alte Laute" hieß die zweite Strophe:

Was hör' ich? Alte Laute
Wehmüth'ger Jünglingsbrust
Zur Zeit, als ich vertraute
Der Welt und ihrer Lust.

„Zur" steht hier natürlich im Sinne „aus der Zeit", entsprechend der Jünglingsperiode. Die Aenderung „der" statt „zur" Zeit ist daher nicht bloß schlecht, weil dadurch in zwei Zeilen hintereinander derselbe Anfang steht, sondern auch dem Sinne nach unpassend. Auch in dem Gedicht „Weisheit des Winters", wo der Winter sich ironisch preist, daß er Nachtigall, Lerche, Sonne in ihrer Wirksamkeit störe, indem er ihnen die Thorheit ihres Thuns gezeigt, hieß es mit Bezug auf die Sonne früher viel charakteristischer: „Denn ich hab' sie überwiesen", während die seit 1834 eingeführte Lesart „Denn ich hab' ihr klar bewiesen" gewöhnlich und prosaisch erscheint.

Die vorstehenden Bemerkungen, die nicht den Anspruch erheben können, eine vollständige Sammlung aller kleinen Aenderungen zu geben, zeigen manch glückliche Beseitigung von Nachlässigkeiten und unangebrachten Willkürlichkeiten, beweisen gelegentlich einen geschickten Griff, aber lassen im allgemeinen die Wahrheit erkennen, daß ein Dichter durch einen anderen, mag er für sich noch so kritisch und erfolgreich sein, selten glücklich verbessert werden kann.

Mittheilungen und Nachrichten.

Br. **Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während des Monats Mai 1898.** Gemäß den Veröffentlichungen des kais. Gesundheitsamts sind im Monat Mai von je 1000 Einwohnern, auf das Jahr berechnet, als gestorben gemeldet: in Augsburg 22.6, München 25.5, Nürnberg 28.2, Würzburg 24.2, Berlin 16.7, Altona 20.1, Charlottenburg 11.8, Breslau 25.8, Frankfurt a. M. 18.3, Hannover 15.4, Kassel 18.1, Köln 19.4, Königsberg 23.4, Magdeburg 20.8, Stettin 18.4, Wiesbaden 18.8, Dresden 20.1, Leipzig 17.5, Stuttgart 18.0, Karlsruhe 18.3, Braunschweig 15.8, Hamburg 20.3, Straßburg 21.0, Metz 21.7, Amsterdam 15.4, Antwerpen 18.0, Brüssel 21.3, Budapest 20.8, Christiania 20.9, Edinburg 18.7, Glasgow 22.8, Kopenhagen 21.9, Krakau 30.9, London 18.1, Lyon 18.8, Moskau 27.7, Odessa 17.8, Paris 19.9, St. Petersburg 32.5, Prag 26.3, Rom (April) 15.8, Stockholm 19.1, Triest 20.4, Turin (?), Venedig 19.8, Warschau 20.8, Wien 23.4, New-York 18.2. (Für die nichtdeutschen Städte ist der Zeitraum von 4 Wochen, vom 1. bis 28. Mai einschließlich, zusammengefaßt und den Berechnungen zugrunde gelegt worden.) — Der Gesundheitsstand im Monat Mai blieb in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen sowohl wie der nichtdeutschen europäischen Berichtsorte günstig und auch die Sterblichkeit wies, mit nur geringen Schwankungen, ziemlich ähnliche Verhältnisse wie im April auf. — Die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (mit einer Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pr. M.) war ein wenig größer als im Vormonat (36 gegen 34), es seien aus der Zahl derselben hier nur Attendorf, Bielefeld, Brieg, Charlottenburg, Forst, Goslar, Hanau, Iserlohn, Küstrin, Minden, Paderborn, Potsdam, Schöneberg, Saarbrücken, Stendal, Wesel, Wilhelmshaven, Witten, Meißen, Heilbronn, Ludwigsburg, Baden-Baden, Wismar, Jena, Eisenach und Zerbst genannt. — Auch die Zahl der deutschen Orte mit hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer über 35.0 pr. M.) war etwas größer als im April, 4 gegen 2 des Vormonats, und zwar war dies in Frankenthal, Buer, Hörde und Zabarze der Fall. Das Sterblichkeitsmaximum, das im April 36.8 betrug, erreichte im Mai Buer mit 42.6 pr. M. und Jahr. — Die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 20.0 pr. M.) war im Mai etwas kleiner als im April (104 gegen 111); es seien aus der großen Zahl derselben hier nur Ansbach, Aschaffenburg, Erlangen, Kaiserslautern, Kempten, Speyer, Aachen, Barmen, Berlin (mit den Vororten Rixdorf, Steglitz, Weißensee und Deutsch-Wilmersdorf), Beuthen O.-S., Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Fulda, Gnesen, Graudenz, Hagen, Hannover, Hildesheim, Insterburg, Kassel, Kiel, Koblenz, Köln, Krefeld, Kreuznach, Liegnitz, Mülheim a. Rh., Mülheim a. d. R., Münster, Nordhausen, Osnabrück, Schleswig, Solingen, Spandau, Stettin, Stralsund, Trier, Wiesbaden, Döbeln, Glauchau, Leipzig, Zittau, Cannstatt, Stuttgart, Ulm, Freiburg i. B., Karlsruhe, Darmstadt, Offenbach, Worms, Güstrow, Schwerin i. M., Weimar, Braunschweig, Bremen, Dessau, Gotha, Coburg, Lübeck, Hagenau, Mülhausen i. E. und von nichtdeutschen Städten: Amsterdam, Antwerpen, Edinburg, London, Lyon, Odessa, Paris, Rom (April), Stockholm, Venedig und New-York erwähnt. — Die Zahl der deutschen Orte mit mäßig hoher Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer bis 23.0 pro Mille) war etwas größer als im April (81 gegen 55), es seien hier aus der Zahl derselben nur Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Hof, Neustadt a. H., Regensburg, Altona, Celle, Danzig, Essen, Flensburg, Gleiwitz, Halle, Harburg, Magdeburg, Marburg, Merseburg, Posen, Remscheid, Bautzen, Dresden, Mannheim, Altenburg, Rostock, Gera, Hamburg, Metz, Straßburg i. E. und von nichtdeutschen Städten: Brüssel, Budapest, Christiania, Glasgow, Kopenhagen, Triest, Warschau angeführt. — Unter den Todesursachen kamen in vielen Orten akute Darmkrankheiten häufiger als im April zum Vorschein und forderten auch, besonders unter kleinen Kindern, vielfach etwas mehr Opfer als im April, wie in München, Nürnberg, Berlin, Breslau, Danzig, Dortmund, Elbing, Königsberg, Stettin, Dresden, Karlsruhe, Braunschweig, Hamburg, Straßburg i. E., Amsterdam, Antwerpen, Brüssel, Budapest, Moskau, Rom (April), Warschau, Wien, New-York. In anderen Orten, darunter in Aachen, Frankfurt a. M., Köln, Stuttgart, Gera, Mülhausen i. E., Krakau, London, St. Petersburg, Prag war die Zahl der Sterbfälle etwas kleiner, in Augsburg, Fürth, Magdeburg, Leipzig, Glasgow, Kopenhagen, Odessa, Stockholm blieb sie gleich groß wie im April. Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war nur wenig größer als im Vormonat; von je 10,000 Einwohnern starben, aufs Jahr berechnet, in Stuttgart 39, in Berlin 49, in Hamburg 56, in Dresden 64, in München 92 Säuglinge. — Dagegen war die Sterblichkeit in den höheren Altersklassen etwas geringer infolge der etwas seltener vorgekommenen Todesfälle nach akuten Entzündungen der Athmungsorgane, die bei der vorherrschend milden Witterung an vielen Orten abnahmen. So war die Zahl der Opfer an diesen Krankheitsformen in München, Nürnberg, Würzburg, Aachen, Barmen, Berlin, Breslau, Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt a. M., Hannover, Köln, Stuttgart, Mannheim, Braunschweig, Bremen, Lübeck, Metz, Mülhausen i. E., Straßburg i. E., Amsterdam, Brüssel, Budapest, Christiania, Glasgow, Kopenhagen, Lyon, London, Moskau, Paris, Prag, Rom (April), Triest, Venedig, Warschau, Wien, New-York u. a. vermindert; in Altona, Dortmund, Königsberg, Leipzig, Krakau blieb sie gleich groß wie im Vormonat; in Augsburg, Essen, Halle, Magdeburg, Dresden, Mainz, Hamburg, Antwerpen, Odessa, St. Petersburg, Stockholm war sie sogar größer als im April. Erheblich seltener als im Vormonat gelangten fast allgemein Erkrankungen und Todesfälle an Influenza zur Mittheilung. Mehrfache Sterbefälle an dieser Krankheitsform kamen aus Barmen, Breslau, Bremen, Elberfeld, Bremerhaven, Lübeck je 2, aus Wien 3, aus Kopenhagen 5, aus Amsterdam 6, aus Oldenburg, Paris, New-York je 7, aus Frankfurt a. M. und Moskau je 9, aus Berlin 12, aus St. Petersburg 20, aus London 58 zur Mittheilung. — Auch Lungenschwindsucht führte seltener zum Tode. — Ueber den Gang der großen Volkskrankheiten lauteten nur die Berichte über die Pest nicht günstig. Zwar hat die Epidemie in der Stadt Bombay abgenommen, doch betrug die Zahl der wöchentlichen Todesfälle an Pest im Mai immer noch über 100. In der Präsidentschaft Bombay, namentlich in Karachee, herrscht sie noch heftig. Auch in Hongkong hat die Seuche im April wieder sehr zugenommen, so daß derselben Anfang Mai auch mehrere Europäer (darunter zwei Krankenpflegerinnen) erlegen sind. In Swatau (China) wird vom Ende April der Wiederausbruch der Epidemie gemeldet. In der Swatau benachbarten Stadt Chaoyang sollen in diesem Jahr bereits über 8000 Personen an der Pest gestorben sein. Ende März ist die Epidemie auch nach Aegypten verschleppt worden. Vom 22. März bis 18. April wurden 34 Todesfälle an Pest in Djeddah festgestellt. Der Schiffsarzt des an den Mosesquellen in Quarantäne liegenden Dampfers „Mekallah“ ist am 22. Mai an der Pest erkrankt und gestorben; am 28. Mai wurden unter der Mannschaft zwei weitere verdächtige Fälle gemeldet. — Der Cholera erlagen in Calcutta in der Zeit vom 24. April bis 21. Mai 89 Personen. — Ueber das Gelbfieber auf Cuba liegen zur Zeit wegen des Kriegs keine Nachrichten vor. In Mac Henry (im Staate Mississippi der Vereinigten Staaten) ist Anfang Juni das Gelbfieber ausgebrochen. In Rio de Janeiro wurden vom 28. März bis 15. April 215 Todesfälle, in Santo Domingo (vom 8. bis 14. Mai) 1 Todesfall an Gelbfieber festgestellt. — Von den anderen Infektionskrankheiten kamen Todesfälle an Masern, Scharlach, Genickstarre, Keuchhusten und Pocken mehr, an Diphtherie und Unterleibstyphus weniger als im April zur Mittheilung. Masern finden sich in sehr vielen Orten in

mehr oder minderer Ausbreitung. So herrschten Masern in Altona, Berlin, Breslau, Bonn, Herne, Köln, Posen, Quedlinburg, Wandsbeck, Dresden, Leipzig, Plauen, Bernburg, Bremen, Köthen, Hamburg (67 Todesfälle), Kolmar, Edinburg, Paris (145 Todesfälle), St. Petersburg, Wien (130 Todesfälle), Glasgow, London (331 Todesfälle), Moskau, Rom (April), Prag, New-York u. a. O. Aus vielen der genannten Orte kamen zahlreiche Erkrankungen an Masern zur Anzeige, sowie auch aus den Regierungsbezirken Arnsberg, Düsseldorf, Königsberg, Posen, Schleswig, Stade und Wiesbaden. Auch das Scharlachfieber trat in Buer, Essen, Flensburg, Giebichenstein, Görlitz, Halle, Königshütte, London, Warschau, Wien, New-York häufiger als Todesursache auf, in Berlin, Breslau, Leipzig, Antwerpen, Moskau, St. Petersburg, Prag war ein Nachlaß der Todesfälle ersichtlich. Zahlreiche Erkrankungen kamen jedoch immer noch aus Budapest, Edinburg, London, Paris, St. Petersburg, Wien zum Bericht. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup hat vielfach, besonders in deutschen Städten, Nachlässe aufzuweisen. So war in München, Berlin, Dortmund, Dresden, Leipzig, Magdeburg, Hamburg, Budapest, Kopenhagen, London, Moskau, Odessa, Paris, Stockholm, Warschau, Wien, New-York u. a. die Zahl der Sterbefälle vermindert, in Breslau, Buer, Köln, Chemnitz, Stuttgart, St. Petersburg gesteigert. Aus Berlin, London, Paris, St. Petersburg, Stockholm, Wien kamen jedoch noch zahlreiche Erkrankungen zur Anzeige. — Typhöse Fieber waren in den meisten Großstädten seltener, nur in Moskau, St. Petersburg, Prag, New-York war die Zahl der Sterbefälle etwas größer als im April. Der Flecktyphus zeigte sich meist vereinzelt als Todesursache, so in Kempten, Moskau, Odessa, Paris, Prag; aus St. Petersburg wurden 2, aus Warschau 6 Sterbefälle mitgetheilt. Als größere Epidemie zeigte sich der Flecktyphus im März und April in Alexandrien, wo er besonders in den Gefängnissen viele Erkrankungen und Sterbefälle veranlaßte. In der Stadt kamen 53 Erkrankungen mit 32 Todesfällen zur Feststellung. Seit dem 4. Mai war die Epidemie erloschen. Erkrankungen zeigten sich gleichfalls meist vereinzelt, nur aus St. Petersburg wurden 24 gemeldet. — An Genickstarre kamen aus Beuthen O.-S. 1, aus Moskau 2, aus Wien 3, aus Kopenhagen 27, aus New-York 34 Todesfälle zum Bericht. Erkrankungen gelangten aus Nürnberg und aus den Regierungsbezirken Düsseldorf, Stralsund vereinzelt, aus Berlin 2, aus Wien und aus dem Regierungsbezirk Schleswig je 3, aus Kopenhagen 56 Erkrankungen zur Meldung, doch war im letzteren Orte die Abnahme der Epidemie in den letzten Wochen ersichtlich. — Dem Keuchhusten erlagen in Berlin, Kopenhagen, Glasgow, London, New-York viele Kinder. — Das Vorkommen von Pocken war im Mai häufiger als im Vormonat. Es gelangten aus Hamburg und aus dem Regierungsbezirk Königsberg vereinzelte, aus Antwerpen 2, aus Christiania 5, aus Paris 35, aus St. Petersburg 112 Erkrankungen zur Anzeige. In Berlin brachen unter den daselbst zur Schaustellung weilenden Togo-Negern die Pocken aus; 16 Neger, die sofort isolirt wurden, erkrankten, die sämmtlich genasen. Todesfälle an Pocken wurden aus New-York 1, aus Berlin 2 (alle 3 als Windpocken gemeldet), aus Odessa 6, aus St. Petersburg 7, aus Moskau 11, aus Calcutta (24. April bis 21. Mai) 20, aus Warschau 27 mitgetheilt. — Von seltener vorkommenden Infektionskrankheiten gelangten aus Paris 1 Erkrankung an Cholera, aus Bukarest und Moskau je 1 Todesfall an Tollwuth, aus Hamburg und Moskau je 1, aus Warschau und Wien je 2 Sterbefälle an Milzbrand zur Anzeige. Aus Bombay kamen in der Zeit vom 27. April bis 24. Mai 3, in Rio de Janeiro im März 1 Todesfall an Lepra zur Kenntniß.

Natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwicklungslehre. Von Ernst Häckel, Professor an der Universität Jena. Neunte, umgearbeitete Auflage. Berlin, Georg Reimer, 1898. Zwei Theile, 831 S. — Seit dem ersten Erscheinen dieses Buches im Jahre 1868 haben sich bekanntlich die Anschauungen über die Darwin'sche Theorie unter den Biologen nicht unerheblich geändert. Während der eine Theil der Darwin'schen Lehre, die Descendenztheorie, sich, nicht zum wenigsten durch die erfolgreichen Forschungen Häckels selbst, zu allgemeiner Anerkennung durchgerungen hat, hat ihr anderer und im Grunde spezifischer Theil, die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl und der indirekten Entstehung der organischen Zweckmäßigkeiten, seit längerer Zeit schwerwiegende Angriffe aus der jüngeren Forscherwelt zu erfahren gehabt, und auch ausgesprochene Anhänger Darwins, wie z. B. Weißmann, haben sich zu wesentlichen Modifikationen der ursprünglichen Darwin'schen Lehre veranlaßt gesehen. So findet heute das berühmte Häckel'sche Werk, in welchem die Darwin'sche Lehre in ihrem ganzen Umfang und mit eindringlicher Beredsamkeit vertreten wird, einen gegen früher in vielen Punkten geänderten Zustand der biologisch-theoretischen Wissenschaft vor; werden doch durch die Einwände, die man gegen die Darwin'sche Theorie erhoben hat, auch die Häckel'schen Ausführungen wenigstens zum Theil mitberührt. Unverändert freilich bleibt, wie immer der Streit um die Darwin'sche Theorie von einer vielleicht nicht fernen Zukunft entschieden werden mag, der Werth dieses Buches als Einführung in die Thatsachen der Entwicklungsgeschichte. Das gründliche, durchweg auf eigener Forschung ruhende Material und die durchsichtige Darstellung sichern diesem Werke den dauernden Vorrang vor all den zahlreichen Veröffentlichungen ähnlicher Richtung und rechtfertigen den Wunsch und die Hoffnung, daß sich noch zahlreiche weitere an diese neunte Auflage anschließen werden. Hervorhebung verdient auch die beträchtliche Vermehrung der Illustrationstafeln (von 20 auf 30) und die Einfügung des bekannten Gabriel Max'schen Bildes „Pithekanthropus Alalus“. C. S.

Max Schneiderreit: Mathias Claudius. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1898. — Das Buch erscheint als erstes Bändchen einer Sammlung, die den Titel „Lebensphilosophien“ führt. Die Wahl des Gegenstandes ist durchaus zu billigen. Denn wenn auch Claudius nicht als einer der führenden Geister seiner Zeit bezeichnet werden kann, so stellt er doch den Typus seiner Lebensphilosophie, des religiösen Ideals, in anschaulicher und markiger Art dar. Die Grundzüge seines kernigen Charakters, seine Anschauungen über Moral, Christenthum, Politik, Familienleben werden von Schneiderreit klar entwickelt. Dem Verfasser wurde diese Aufgabe dadurch aufs glücklichste erleichtert, daß Claudius seinem offenen und biederen Wesen gemäß sich weniger als fast jeder andere Lebensphilosoph gescheut hat, seine geheimsten Gefühle und Gedanken zu enthüllen. Wo es irgend möglich war, sind die eigenen Worte des Wandsbecker Boten gebraucht, was um so mehr zu billigen ist, als durch die frische, oft derbe, stets originelle Ausdrucksweise seiner Gedanken dem Buch ein durchaus charakteristisches und volksthümliches Gepräge verliehen ist. Der Leser wird, mag er den Gedankenkreisen des oft altväterischen Claudius noch so fern stehen, doch seine helle Freude an diesem echt deutschen Lebensphilosophen haben. Dem Verfasser Dank und der Sammlung ein fröhliches Gedeihen!

H. Brämse.

γ Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Mohammedaner wanderte die Hauptmasse der griechischen Bücherschätze nach dem Abendland, nur der geringere und unbedeutendere Theil blieb unter dem Schutze der Klostermauern zurück. Diese Klosterschätze waren noch bis tief in unser Jahrhundert hinein unbekannt, erst allmählich wurden die einzelnen Bibliotheken untersucht. Am ergebnißreichsten waren vor allem die Klöster des „heiligen Berges“, des Athos, sehr Wichtiges auch zog man in Patmos, in Jerusalem und auf dem Sinai ans Tageslicht. Ein weiteres Glied in dieser Kette ist das soeben von Spyridon Lampros herausgegebene Verzeichniß der Handschriften des Muttergottesklosters auf der Insel Andros (*Κατάλογος τῶν ἐν τῇ κατὰ τὴν Ἄνδρον μονῇ τῆς Ἁγίας κωδίκων, ἐν Ἀθήναις 1898*). Von den 104 Stücken ist nur sehr wenig vor dem 13. Jahrhundert geschrieben, nämlich drei Evangeliare aus dem 12. und eines aus dem 11. Jahrhundert, eine Sammlung von Heiligenleben und ein Band asketischer Schriften aus dem 11., ein anderes Martyrologium aus dem 12. Jahrhundert. Das

übrige vertheilt sich auf die folgenden Jahrhunderte, zumeist auf das 17. nud 18. Von Wichtigkeit sind fast nur die theologischen Sachen, darunter ein Sammelband von Streitschriften betreffs der byzantinischen Kirchenfehden im 13. Jahrhundert. Sehr wenig ist nichttheologischen Inhalts: eine verstümmelte Ilias, zwei Handschriften von Spruchsammlungen und die Logik des Byzantiners Blemmydes. Das zeigt uns deutlich, in welchem Maße mit dem Sturz des byzantinischen Thrones auch die auf die Alten gegründete Bildung nach einer letzten Blüthezeit im 13. und 14. Jahrhundert zurückgegangen ist, um erst in diesem Jahrhundert zugleich mit der neuen Freiheit wieder ins Leben gerufen zu werden.

* **Eine Registrirung atmosphärischer Entladungen** an einem Empfänger einer drahtlosen Hertz'schen Telegraphenpost hat jüngst, wie wir der „Naturwiss. Rundschau" entnehmen, Hr. Ducretet beobachtet. Ein die benachbarten Häuser beherrschender und weit sichtbarer Mast erhebt sich bis 26 m über dem etwa 55 m hohen Boden; der am Ende des Mastes befestigte isolirte Leitungsdraht ist 32 m lang, dringt ins Laboratorium und ist daselbst mit einer Elektrode des Branly'schen Cohärers, des Empfängers, verbunden. Während eines Gewitters am 11. Juni zwischen 2 h 30 m und 3 h 40 m p hat nun der automatische Empfänger 311 intermittirende atmosphärische Entladungen verzeichnet nach Maßgabe ihrer Anwesenheit auf dem sammelnden Maste. Diese Entladungen waren registrirt vor dem Erscheinen des Blitzes und des Donners.

= **Eine Krankheit des Oelbaums** bedroht seit einigen Jahren die Olivenernte in manchen Theilen Italiens, und der Ertrag ist bereits bedeutend zurückgegangen, so daß man sich auf eine Vertheuerung des echten Olivenöls allmählich gefaßt machen kann, falls nicht die Oelbäume in Südfrankreich, in Tunis und in Spanien den Ausfall zu decken vermögen, da sich die Krankheit, wenigstens in den letzten beiden Ländern, bisher noch gar nicht gezeigt zu haben scheint. Die Krankheit offenbart sich zunächst darin, daß schon im Frühjahr zahlreiche Blätter von den Oelbäumen zu fallen beginnen und diese Entlaubung schreitet im Sommer und Herbst nach weiter vor. Die Blüthe der Bäume wird dadurch nicht beeinträchtigt, wohl aber die Reife der Früchte, von denen viele vorzeitig abfallen. Die Oliven, die am Baum bleiben, sind, abgesehen von der Verminderung der Zahl, von sehr minderwerthiger Güte und liefern ein mittelmäßiges Oel. Die Krankheit greift immer weiter um sich, und der ohnedies nicht glänzend gestellte italienische Landbau leidet von Jahr zu Jahr mehr darunter. Die wissenschaftlichen Untersuchungen haben auf den abfallenden Blättern das Vorhandensein eines Pilzes (Cykloconium oleagium) festgestellt, der runde Flecke darauf erzeugt, im Volksmund als Pfauenauge bezeichnet. Das erste Auftreten des Pilzes in Italien wurde 1889 beobachtet, in Frankreich seit 1891; in letzterem Lande scheint er aber noch nicht so verbreitet zu sein. Der Pilz ist die einzige Ursache der Krankheit, die sich auch auf die Früchte wirft. Man benutzt dagegen mit Erfolg Bordelaiserbrühe.

* Ueber das Schicksal der von dem Kommandanten de Gerlache geführten **belgischen Südpolarexpedition** ist man, einer Brüsseler Mittheilung der „Voss. Ztg." zufolge, sehr besorgt, da alle Nachrichten fehlen. Man fürchtet, daß sie verloren oder von Eismassen eingeschlossen ist und aller Vorräthe entbehrt. Es geschehen Schritte, um zu veranlassen, daß die jetzt unter der Führung des Hrn. Borchgreving abgehende englische antarktische Expedition de Gerlache und ihr Expeditionsschiff „Belgika" aufsucht.

* **München.** Der ordentliche Professor der Universität München, Geheimer Rath Dr. Wilhelm v. **Planck**, der ordentliche Professor der Universität München und Sekretär der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften, Dr. Johann **Friedrich**, der ordentliche Professor der Universität Bonn, Geheimer Regierungsrath Dr. Moritz **Ritter**, der ordentliche Professor der Universität Heidelberg, Geheimer Hofrath Dr. Bernhard **Erdmannsdörfer**, der Archivdirektor Geheimer Regierungsrath Dr. Reinhard **Koser** in Berlin und der ordentliche Professor der Universität Berlin Dr. Paul **Scheffer-Boichorst** wurden zu ordentlichen Mitgliedern der historischen Kommission bei der **kgl. Akademie der Wissenschaften** ernannt.

* **London.** Prof. E. **Ray Lancester**, Lehrer der vergleichenden Anatomie an der Universität Oxford, ist zum Direktor des naturwissenschaftlichen Departements des britischen Museums ernannt worden.

> **Kopenhagen,** 31. Juli. Gestern Abend starb in Kopenhagen der Dichter Christian Andersen **Thyregod** im Alter von 76 Jahren. C. A. Thyregod — seinen Namen erhielt er nach seinem Geburtsorte, dem Dorfe Thyregod bei Vejle in Jütland — war der erste und der bedeutendste der langen Reihe volksthümlicher Dichter, die, wesentlich dem Schullehrerstande angehörend, eine eigenthümliche literarische Gruppe in den letzten 30 Jahren bildeten und in ihrer Weise sehr bedeutenden Antheil an der Aufklärungsarbeit im Lande draußen hatten. Wollte die „große" Literatur sie auch nicht immer recht als ebenbürtig ansehen und sah sie auch etwas vornehm auf die „Schullehrer-Dichter" herab, so verringert sie damit keineswegs das unzweifelhafte Verdienst dieser Männer, deren Ziel Thyregod bezeichnete, wenn er bescheiden von sich sagte, „ich habe nie höher gestrebt, als nach dem Ziele, das ich auch erreicht zu haben glaube: den dänischen Bauern lesen zu lehren". Thyregod ist inzwischen auch außerhalb seines eigenen Kreises reichlich und mit Recht anerkannt worden und viele seiner Bücher, besonders seine schönen Erzählungen aus seiner Heimath Jütland werden seinen Namen vor Vergessenheit bewahren. Als Sohn eines armen Käthners war es um Unterricht und Erziehung in den Jugendjahren nur schlecht für ihn bestellt, aber sein Lerneifer trieb ihn vorwärts und 1845 druckte die Zeitung in Vejle ein Gedicht von ihm, das die Aufmerksamkeit König Christians VIII. erregte. Der König sorgte dann für seine Ausbildung, er ward Lehrer in Jütland und begann Bücher zu schreiben, die für viele Tausende die einzige Lektüre waren und blieben, für andere Tausende aber den ersten Schritt in die Literatur, in Wissen und Aufklärung bezeichneten.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 6. August. Nummer 174.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Die neueren österreichischen Dramatiker.[1]

Von Paul Seliger (Leipzig).

Der Einfluß des Landschaftlichen auf unsre Dichtung ist oft betont worden. Ohne Zweifel ist er vorhanden, und ihm verdankt das literarische Schaffen zum großen Theil seine ungemeine Frische, Mannichfaltigkeit und Ursprünglichkeit. Trotzdem muß man sich hüten, ihn zu überschätzen. Auch auf diesem Gebiete zeigt sich die machtvolle Individualität kräftiger als die Einflüsse der Abstammung und der Umgebung. So sollen Lessing und Herder in dem scharfen, kritischen Zuge, der ihnen eigen ist, die norddeutsche Herkunft verrathen; aber ein noch schärferer Kritiker als Beide, David Friedrich Strauß, ist Süddeutscher. Andrerseits sind die Romantiker mit ihrer allem Rationalismus abholden Verschwommenheit und Gefühlsschwelgerei, den einzigen Brentano ausgenommen, Norddeutsche, Wackenroder, Tieck, de la Motte Fouqué, Arnim, Kleist Söhne der wegen ihrer Nüchternheit und Verstandesdürre übel berufenen und mit ihrem Sandboden verglichenen Mark, zumeist Berliner. Klopstock fand seine engsten Gesinnungsgenossen in dem südlichsten aller deutschen Stämme, den Schweizern. Und wenn auf des jungen Goethe überschäumenden Frohsinn als das Erbtheil seiner süddeutschen Heimath hingewiesen wird, so vergißt man wohl die behaglichen äußeren Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen ist und in denen sein heiterer Sinn erst den Nährboden fand, auf dem er sich voll entwickeln konnte: man darf nur an Schiller denken, um sich des Gegensatzes bewußt zu werden. Sturm und Drang stammt zwar aus Süd- und Westdeutschland, aber einer der wildesten und zügellosesten Vertreter dieser Richtung, Lenz, kam aus Livland.

Von allen deutschen Gauen ist Oesterreich am spätesten in die literarische Bewegung eingetreten und hat vielleicht deßwegen gewisse heimathliche Züge in ihrer Eigenart treuer bewahrt als das übrige Deutschland, zumal die staatliche Absonderung manche Richtungen, die sonst in Deutschland mächtig hervortraten, ganz zurückdrängte, dagegen Einflüssen, die den übrigen deutschen Stämmen fremd blieben, Thür und Thor öffnete.

Sittenberger unternimmt es in dem soeben erschienenen ersten Bande seiner „Studien zur Dramaturgie der Gegenwart“, die österreichischen Dramatiker des 19. Jahrhunderts von Grillparzer an einer kritischen Betrachtung zu unterziehen, weniger, wie er selbst hervorhebt, vom literarhistorischen Standpunkt aus als von dem des Dramaturgen, für den es sich immer nur um das einzelne Werk und dessen Zusammenhang mit der lebendigen Bühne handelt. Der Schwerpunkt des Buches beruht demgemäß auf den Analysen der in Betracht kommenden Dramen und der Beurtheilung des Grades von Charakterisirungskunst, die darin zutage tritt; mit großem Geschick und in glänzender Sprache weiß er dabei das Gelungene von dem Verfehlten zu scheiden, und man merkt ihm auf Schritt und Tritt an, daß er selbst zu festen Ergebnissen gelangt und infolgedessen auch befähigt ist, Anderen als Führer zu dienen. Sein künstlerischer Standpunkt ist der des bewußten Realismus, der vor allem scharf ausgeprägte Individualitäten auf der Bühne sehen will und sich dadurch einerseits von dem typiirenden Idealismus, andrerseits von dem Naturalismus unterscheidet. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, auf diesen Punkt zurückzukommen.

Zunächst geht Sittenberger mit feinem Verständniß auf das Wesen der Grillparzer'schen Dramen ein, rühmt die Kunst der Charakteristik, mit der der Dichter stets scharf umrissene Gestalten schuf;[1] „sein Dichten blieb immer ein wirkliches Gestalten und verfiel nie in schematisches Ausklügeln“; deßhalb war ihm auch das Detail der einzelnen Scene gerade so wichtig, wie der große Zug des Dramas selbst. Dieses Festhalten an individualistischer Gestaltung führt Grillparzer oft auf das Gebiet psychologischer Besonderheiten, ja manchmal reizt ihn sogar ersichtlich das Krankhafte, Abnorme zur Darstellung; Sittenberger findet darin eine Aehnlichkeit mit Kleist, wir möchten hinzufügen: mit Ibsen und der ganzen „Moderne“. Seine Realistik zeigt sich hauptsächlich in der Zeichnung der Charaktere und der Behandlung der einzelnen Situation; dagegen sind die Voraussetzungen der Handlung sogar märchenhaft phantastisch. Mit Vorliebe bewegt sich Grillparzer in der Darstellung reflektirender Naturen — es ist schon oft ausgesprochen worden, daß hinter all den Betrachtungen der Dichter selbst steht, der „alte Murrkopf“, wie ihn Frenzel mit Bezug auf Rudolf II. im „Bruderzwist“ nennt.

Einen ganz anderen Charakter trägt Bauernfeld, der feinsinnige Lustspieldichter, der Schöpfer des deutschen „Sittenstücks“. Sittenberger weist auf den politischen und sozialen Umschwung in der Wiener Gesellschaft hin, der Bauernfeld den Boden für sein Schaffen bereitete: er ist der Dichter des gebildeten und wohlhabenden Bürgerthums, und der Kampf des Liberalismus gegen die Vorurtheile einer absterbenden Zeit ist das Thema, das er unaufhörlich variirt — allerdings stets witzig, geistvoll, lebendig. Freilich ist er keine so tiefe Natur wie Grillparzer, er bleibt immer an der Oberfläche der Dinge haften; die politischen und sozialen Fragen, die er in seinen Stücken aufwirft, werden nur als Stoff zu geistreichen Gesprächen behandelt; um eine ernsthafte Beschäftigung mit ihnen ist es weder Bauernfeld, noch den von ihm dargestellten Personen zu thun.

[1] Studien zur Dramaturgie der Gegenwart von Hans Sittenberger. Erste Reihe. Das dramatische Schaffen in Oesterreich. München 1898. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

[1] In Widerspruch damit scheint uns allerdings die Aeußerung zu stehen, daß Ottokar die Züge Napoleons trägt; damit würde er aus der Reihe der „scharf umrissenen Gestalten“ ausscheiden.

Raimund und Nestroy sind die beiden hervorragendsten Vertreter der Wiener Volksbühne und zeigen unter sich dieselben Gegensätze, wie sie zwischen Grillparzer und Bauernfeld bestehen. Raimund hat die alte Wiener Bühnentradition veredelt, indem er als Bearbeiter der Zauberposse anfing und als Schöpfer des Volksstücks im besten Sinne endigte. Nestroy dagegen stellt sich mit übermüthigem Spotte in Gegensatz zu Raimund, indem er die ideale Feenwelt Raimunds mit der ganzen Fülle seines kaustischen Witzes lächerlich machte. Sehr fein bemerkt Sittenberger dazu, daß er weit entfernt, sich von der Tradition loszusagen, sie damit gleichsam gegen Raimund in Schutz genommen habe, indem er sie auf ihren ursprünglichen Standpunkt zurückführte. Aber es war nicht mehr die alte Zauberposse; Nestroy hauchte ihr den Geist der Satire ein und veränderte sie somit von Grund aus. Er bildete die Karikatur zu einer selbständigen dramatischen Form aus und beherrschte Parodie und Travestie mit der größten Geschicklichkeit.

Im ersten Abschnitt seines Buches behandelt Sittenberger die „Epigonen", zu denen er unter Anderen Franz Nissel, Mosenthal, Prechtler, Weilen, Hamerling, Saar, Dóczi, die Baronin Ebner-Eschenbach, Müller-Guttenbrunn rechnet.

Franz Nissel ist nach Sittenberger „die bedeutendste und edelste Erscheinung unter allen österreichischen Dichtern, die nach Grillparzer das sogenannte höhere Drama pflegten". Daß er wenig Erfolg gehabt hat und bald nach seinem Tode (er starb 1893) völlig vergessen ist, führt er zurück auf das unklare Schwanken des Dichters zwischen den Stilgegensätzen des Typisirens (Idealismus) und des Individualisirens (Realismus), das ihn daran verhindert habe, in einer dieser Richtungen wirklich Hervorragendes zu leisten. Besonders wendet sich Sittenberger gegen das verwaschene Idealisiren, das er bei Nissel zu bemerken glaubt, und dies gibt ihm Veranlassung, ausführlicher auf den angegebenen Gegensatz einzugehen. Doch hätten wir es lieber gesehen, wenn der Verfasser in einer Einleitung eine zusammenfassende Darstellung der ihn leitenden Gesichtspunkte, besonders auch in Bezug auf das Wesen des Tragischen, gegeben hätte, ohne die es kaum möglich sein dürfte, das richtige Verhältniß zu seinen Ausführungen zu gewinnen. Die jetzige Anordnung des Stoffes bringt den Uebelstand mit sich, daß der Leser nur ganz bruchstückweise und ohne inneren Zusammenhang mit den Ansichten des Verfassers über die grundlegenden Fragen bekannt wird, so an dieser Stelle über „Idealismus, Realismus, Naturalismus im Drama", anderswo bei Gelegenheit von Hamerlings „Lord Lucifer" über „Die Wahrscheinlichkeit im Lustspiel und der Tragödie"; bei Besprechung von Saars Heinrich IV. läßt sich der Verfasser über die „Schwierigkeit des historischen Dramas" aus, desselben Dichters Tempesta gibt ihm Veranlassung, sich kurz über die Forderung der strengen Motivirung zu äußern, ganz gelegentlich (in dem Abschnitt über Anzengruber) spricht er sich über die Grenzen der Wirklichkeit für den realistischen Dichter und die Berechtigung des Phantastischen aus. Man muß nun freilich zugeben, daß diese theoretischen Ausführungen stets geistvoll, scharfsinnig und selbst dort lehrreich sind, wo man nicht mit ihnen übereinstimmt; aber eben deßwegen hat man es sehr zu bedauern, daß es dem Verfasser nicht gefallen hat, eine zusammenhängende Darstellung von all diesen Fragen zu geben; die Proben geben Kunde, daß er auch hierin Hervorragendes zu leisten vermöchte.

Wir haben schon oben den Standpunkt, den Sittenberger in der Frage: Idealismus, Realismus oder Naturalismus? einnimmt, kurz gekennzeichnet und kommen jetzt näher darauf zu sprechen. Zunächst weist Sittenberger darauf hin, daß der Typus, mit dessen Vorführung sich der Idealismus begnüge, sich in seiner Reinheit, d. h. mit Beseitigung aller individuellen Züge, nicht darstellen läßt. Er lebe nicht, er führe nur eine Scheinexistenz, er sei etwas abstraktes und es müsse sich bei seiner dichterischen Verwendung stets ein störender Widerspruch ergeben zwischen dem abstrakten Typus und der unter allen Umständen konkreten, individualistischen That. — Nichtsdestoweniger sei die Darstellung des typischen Menschen die Erfüllung der Kunst. Dies lasse sich aber nur durch Steigerung der Individualität nach einer bestimmten Richtung hin erreichen. — Die rein typische Kunst habe gleichwohl zu ihrer Zeit ihre Berechtigung, sie zeige sich in den Anfängen des dramatischen Schaffens bei allen Völkern, da die Fähigkeit, Menschen zu beobachten, sich erst allmählich entwickelte. So müsse man auch das Drama der Griechen ansehen, das nur den Anfang einer Entwicklung vom Typischen zu dem Realen hin bedeute. Den griechischen Dramatikern sei ein Mangel an Können eigenthümlich; und es sei verhängnißvoll gewesen, daß Schiller und Goethe dieses technische Unvermögen früherer Zeiten zu dem Prinzip einer neuen Kunst erhoben hätten. Das habe unleugbar einen Rückschritt bedeutet, da schon Ansätze zu einer vollkommeneren Technik in Götz und den Gretchenscenen vorgelegen hätten. „Man brach damit eine bereits gegebene und heilsam wirkende Kunsttradition, die realistische, ab, indem man den Versuch machte, eine schon verstorbene wieder ins Leben zu rufen."

Das schlimmste bei der mit Typen arbeitenden Kunst sei ihre rasche Erschöpfbarkeit, da die Zahl der Typen nur eine sehr beschränkte sei. Unerschöpflich dagegen sei die Individualität, und mit der zunehmenden Schärfe des Blicks vermehre sich die Zahl der als typisch bedeutsam geltenden Individualitäten. Halten wir vorläufig hier inne und prüfen das Gesagte näher. Zunächst ist zuzugeben, daß der reine Typus, losgelöst von allem Individuellen, künstlerisch nicht darstellbar ist; es sind dann Charakterschilderungen im Stile Theophrasts und Labruyères, aber keine Kunstwerke. Auch die griechischen Dramen stellen nicht reine Typen dar? Welchen Typus verträte z. B. Oedipus? Den des Mörders seines Vaters und des Gatten seiner Mutter? Im Gegentheil scheint uns, wenn irgend Jemand, Sophokles in seinen beiden Oedipusdramen die Forderung Sittenbergers nach typischer Bedeutung seines Helden durch Steigerung der Individualität nach einer bestimmten Richtung hin auf das strengste erfüllt zu haben. Individueller kann wohl kein Schicksal erfunden werden als das des unglückseligen Königs von Theben! Und doch, zu welcher riesengroßen allgemeinen Geltung hat die unvergleichliche Kunst des griechischen Dramatikers das Schuldbewußtsein des Fluchbeladenen zu steigern verstanden! Und welche Skala der Verdüsterung von den ersten Scenen des Königs Oedipus, wo wir den Herrscher in all seinem Selbstbewußtsein als Fürsten und Erretter der Stadt erblicken, zu dem das Volk verehrungsvoll aufblickt, durch die zornige Erregung gegen Teiresias und Kreon, die er im Bunde gegen sich glaubt, hindurch, bis zur völligen Verzweiflung, schritthaltend mit der allmählichen Enthüllung des grausigen Geheimnisses! Und wie hebt sich, so treffend die Frau kennzeichnend, von der unheimlichen Entschlossenheit Oedipus', die Wahrheit, vor deren Enthüllung ihm doch graust, obgleich er sich auf falscher Fährte befindet, an den Tag zu bringen, die Angst Jokastes ab, als sie von dem Boten die Geschichte der Auffindung ihres Sohnes vernimmt!

Wie fein ist ferner der Hirt und Begleiter des Laios auf seiner Todesfahrt gezeichnet, der, als er den Mörder seines Herrn auf dem Throne von Theben wiedersieht, sich fern von der Stadt auf das Land schicken läßt und, herbeigerufen, um Zeugniß über die Aussetzung des Kindes zu

geben, den Boten, der ihm Oedipus als den damals Ausgesetzten bezeichnet, anherrscht:

Tod über dich, wenn du zur Stelle nicht verstummst!

Er will ebenso, wie Jokaste, Oedipus von weiterem Nachforschen abhalten, erregt aber dadurch den Zorn des Fürsten so, daß dieser ihn binden läßt und mit dem Tode bedroht, bis er ihm endlich seine Abstammung kundgibt. Sind das nicht alles ganz individuelle Züge? Und wenn Oedipus dann ausruft:

Weh! Weh! Es liegt in grauf'ger Klarheit alles da!
Du Himmelslicht, dich schau' ich heut zum letztenmal!
Gezeugt zum Trotz der Götter, ward ich Mörder des,
Der mich gezeugt, und der Natur zum Trotz vermählt —

so scheinen uns diese Worte auf das genaueste Oedipus' Charakter, wie er uns bisher vorgeführt wurde, zu entsprechen.

Das letzte Chorlied, ferner der Wechselgesang zwischen Oedipus und dem Chor:

ἰὼ σκότου
νέφος ἐμὸν ἀπότροπον, ἐπιπλόμενον ἄφατον —

von welch individuellem Leben ist jedes Wort erfüllt, und mit welcher Wucht fällt es doch auf die Seele des Hörers oder Lesers, den ganzen Jammer der Menschheit enthüllend, wo selbst das reinste, edelste Streben nicht rein bleibt von grausigem Frevel. Die vielgeschmähte antike Schicksalsidee, findet sie sich nicht genau in der Vererbungstheorie der Neueren wieder, die künstlerisch verwendet zu haben Vielen als der höchste Triumph der „Moderne" gilt? Mild versöhnend, gleichsam auf den Abschluß im Oedipus auf Kolonos hinweisend, erscheinen bei Sophokles am Schlusse Antigone und Ismene, zwar als stumme Personen, aber doch als Zeugen, daß dem, der sich von Allen verlassen wähnt, doch noch die Liebe seiner Tochter bleibt. — Und wie Sophokles auch naturwissenschaftliche Beobachtungen zu verwerthen weiß, auf deren vermeintliche Einführung in die Kunst unsre „Neueren" so stolz sind, obgleich sie an sich gar nichts mit Poesie zu thun haben, beweisen die Worte des blind aus dem Palast sich heraustastenden Oedipus:

ποῖ γᾶς
φέρομαι τλάμων; πᾶ μοι φθογγά;

worin das Entsetzen über den weiten, dunklen Raum und über das Verhallen der eigenen Stimme darin in der anschaulichsten Weise zur Geltung kommt.

Wir haben diesen Punkt so ausführlich behandelt, um zu zeigen, daß der Vorwurf, den Sittenberger der griechischen Kunst macht, unberechtigt ist. Wir könnten dasselbe an allen anderen griechischen Dramen nachweisen. Ueberall findet sich ein scharf individualisirter Einzelfall, der dann, und das war ein Vorzug des griechischen Dichters, in den Chören zur allgemein-menschlichen Bedeutung hinaufgeläutert werden konnte. Daß dies vom Dichter selbst geschah, hat die Entstehung der Meinung begünstigt, er stelle überhaupt nur allgemeine Typen dar. Gewiß wäre eine Erneuerung des griechischen Dramas in all seinen Einzelzügen ein Unding und künstlerische Reaktion, aber wo haben Goethe und Schiller dies in ihren späteren und reiferen Werken beabsichtigt?[1]) Das Ziel, das ihnen vorschwebte, war, die griechischen Werke an formaler Vollendung zu erreichen, ein Streben, das durchaus nicht den mißbilligenden Seitenblick verdient, den Sittenberger ihm zuwirft. Daß es ihnen nicht immer gelungen ist, oder daß dieses Streben sie zu weit geführt hat, wer wird das leugnen wollen? Aber daran ist nicht die Stilgattung selbst schuld, sondern die verkehrte Anwendung, die von ihr gemacht wurde. Es ist wahr, in Iphigenie und Tasso herrscht ein ganz anderer Stil als im Götz, in den Jambentragödien Schillers ein ganz anderer als in seinen Jugenddramen — aber dies ist eben nur ein anderer, der nicht schlechthin zu verwerfen ist, sondern für die Einbuße, die er vielleicht an Schärfe der Einzelcharakteristik erlitten hat, durch andere Vorzüge entschädigt, die uns gerade in der Richtung der von Sittenberger erhobenen Forderung des Herausarbeitens des allgemein Menschlichen zu liegen scheinen. Es kommt übrigens weniger auf den Unterschied des Stils an, ob die Einzelzüge mehr oder weniger scharf hervorgehoben werden, als darauf, überhaupt lebensvolle Figuren auf die Bühne zu bringen. Dies ist aber wesentlich Sache des dichterischen Genius selbst und dieser bethätigt sich sowohl in diesem wie in jenem Stile. Liegt bei dem sogenannten „typisirenden" Stil die Gefahr nahe, daß das Knochengerüst gleichsam des Charakters zu wenig dargestellt wird, so umgekehrt bei dem „individualisirenden", daß über der Fülle von Einzelzügen die Einheit des Charakters vernachlässigt wird. Eine auch noch so vollständige Aufzählung der einzelnen Züge macht immer noch keine Einheit des Charakters aus; den springenden Punkt zu treffen, von dem sich alles einzelne leicht und ungezwungen zu einander fügt, ist wesentlich Sache der dichterischen Intuition, die den Charakter von vornherein als Einheit behandelt und die einzelnen Züge durch Analyse gewinnt; das entgegengesetzte synthetische Verfahren verfällt leicht ins Handwerksmäßige, indem es oft nur einzelne Züge empirisch aufrafft, die sich dann zu keiner Einheit zusammenfügen und den Charakter infolgedessen in sich selbst widerspruchsvoll erscheinen lassen, wie wir das an unzähligen Beispielen überrealistischer Mache sehen.

Gewiß ist die Zahl der reinen Typen beschränkt und demzufolge leicht erschöpft; aber dies gilt ebenso von den durch Steigerung des Individuellen gewonnenen wie den von vornherein einer Dichtung zugrunde gelegten. Auch hier kommt es eben auf den dichterischen Genius an, der es stets verstehen wird, auf immer neue Weise den Einzelfall zu typischer Vollendung zu erheben. So sehen wir gerade durch die griechische Kunst und das durch sie in dieser Richtung auf das günstigste beeinflußte klassische deutsche Drama den Zug gehen, das allgemein Menschliche im Spiegel des Einzelschicksals zu betrachten — dabei wird nun der Dichter den Schwerpunkt, je nach seiner Beanlagung, bald auf das Erstere, bald auf das Letztere legen. Aber auch hier gilt, wie so oft in der Aesthetik, kein Entweder-oder, sondern ein Sowohl-alsauch.

Wir können dabei ruhig zugestehen, daß die Kunst der Gegenwart eine andere sein muß als zur Zeit Goethe's und Schillers, daß sie heute mit anderen Mitteln arbeiten muß. Was für gewaltige Veränderungen hat unsre Weltanschauung seit hundert Jahren erfahren! Die Aufeinanderfolge der großen philosophischen Systeme, der Pessimismus, die Entwicklung der Naturwissenschaften mit ihrer Krönung durch den Darwinismus, der Sozialismus — alles das hat die geistige Signatur der Zeit so gewandelt, daß auch die Kunst, will sie den ganzen Menschen ergreifen, nicht mehr auf den Wegen wandeln darf, die ihr die großen Geister des vorigen Jahrhunderts vorgeschrieben haben. Dazu kommt, daß wir auch in ästhetischer Beziehung, sowohl was die psychologischen Voraussetzungen, unter denen der Kunstgenuß überhaupt entsteht, als auch in Einzelfragen, z. B. über das Verhältniß der epischen zur dramatischen Dichtkunst, das Tragische u. s. w., nicht zum geringsten Theile gefördert durch die liebe- und verehrungsvolle Versenkung in ihre Werke, vertieftere und reifere Einsicht gewonnen haben als Goethe und Schiller sie besaßen. Von

[1]) Von der Helena-Episode im Faust sehen wir ab, da Goethe hier ganz bestimmte Zwecke verfolgte, die nur auf diesem Wege zu erreichen waren, ebenso von den Chören in der Braut von Messina.

den zuerst genannten Punkten ist es hauptsächlich die Schärfung des Thatsachensinnes und der Beobachtung, die unsrer Zeit ihren Stempel aufgedrückt hat: wie in der Wissenschaft, der Politik (niemals noch hat die Statistik in ihr eine so bedeutende Rolle gespielt wie jetzt), hat sich dieser Geist auch in Literatur und bildende Kunst verbreitet; daher die bis ins kleinste gehende Schilderung des Milieus, die häufig den Gang der Handlung in Roman und Drama vollständig überwuchert, daher die vergeblichen Versuche, den sinnlichen Eindruck selbst durch Worte wiederzugeben, die nach immer abenteuerlicheren Begriffszusammenstellungen haschen und dadurch oft ins Läppische, Kindische verfallen, daher der auf die raffinirteste Selbstbeobachtung gegründete Hang zur feinsten und subtilsten Zerfaserung der psychologischen Vorgänge, die aber oft auch das Maß überschreitet und zur Haarspalterei wird, daher die auch wohl durch sozialistische Neigungen genährte Vorliebe für „Armeleutemalerei", weil Elend und Schande der eindringenden Beobachtung und Darstellung ein viel dankbareres und vorher wenig angebautes Feld darboten als das Leben der sogenannten „höheren" Stände. So wogt in der neueren literarischen Bewegung noch alles ungesondert durcheinander: es kommt nur darauf an, sich durch das viele Verfehlte und Bizarre, durch welches die neuere Kunst oft nur ein Zerrbild des Lebens zustande bringt, sich den Blick nicht trüben zu lassen für das oft Großartige, Geniale, Kühne, mit dem einzelne Vertreter dieser Richtung ganz neue Gebiete der literarischen Darstellung erschlossen haben.

Das ist auch im wesentlichen der Standpunkt, den Sittenberger der „Moderne" gegenüber einnimmt, die er in ihren für ihn in Betracht kommenden Hauptvertretern Bahr, Lothar, Schnitzler u. s. w. einer sachlichen und deßwegen zum Theil recht streng ausfallenden Beurtheilung unterzieht.

Im dritten und letzten Abschnitt bespricht Sittenberger Anzengruber und das neuere Volksstück, und diesen Theil halten wir für den glänzendsten Abschnitt des ganzen Bandes. Mit ungemeiner Liebe und der größten Verständnißfähigkeit versenkt sich der Verfasser in den Stoff; in den eingehenden Analysen der Stücke bewährt er seine Meisterschaft im Nachschaffen und bringt auch die feinsten Züge der Anzengruber'schen Dichtungen zum vollen Verständniß des Lesers, so daß es ein wahrer Genuß ist, den klaren und durchsichtigen, dabei oft durch Fernblicke überraschenden Ausführungen zu folgen. Wir wollen daher noch einige Zeit hierbei verweilen.

Ein Wiener Kind, wie Raimund und Nestroy, schöpfte Anzengruber gern aus dem kleinbürgerlichen Leben seiner Vaterstadt, das ihm in seinen Vorzügen und Schwächen bekannt war wie keinem Andern. Fast noch lieber jedoch wandte er sich dem Bauernleben zu, das er mit nicht minder scharfen Blicken durchdrang, und manche seiner allerbesten Stücke spielen auf ländlichem Boden. So ist er der Schöpfer des Bauernstückes geworden, ein Bahnbrecher auf diesem Gebiete und zugleich von keinem seiner Nachfolger erreicht.

Bauernstücke hat es auch schon vor Anzengruber gegeben. Auf der Wiener Volksbühne zumal war der Bauer schon seit langem heimisch, war doch Stranitzky selbst in der Maske eines salzburgischen Bauern aufgetreten. Aber der alten Hanswurstkomödie blieb dieser Dörfler einfach eine Figur für sich — ein Typus, der von allen umgebenden Lebensverhältnissen losgelöst war und somit auch ohne jede individuelle Charakteristik blieb. Hanswurst war der verschmitzte Tölpel vom Lande, weiter nichts, und er hatte seine Aufgabe vollkommen erfüllt, wenn das städtische Publikum über seine drolligen Flegeleien und derben Späße lachte. Einzelne Versuche, wirklich einmal ein Stück Dorfleben vorzuführen, kamen über Anläufe nicht hinaus, die um so weniger zu bedeuten hatten, als der Bauer — von den Städtern selbstverständlich über die Achsel angesehen — mit grundsätzlicher Einseitigkeit nur als komische Figur behandelt wurde.

Eine Wandlung trat erst um die Mitte des Jahrhunderts ein. Der sentimentale Zug der Zeit einerseits, andrerseits der Hunger nach neuen Stoffen führten von selbst zur Bauernidylle und Dorfromantik. Aber man war weit entfernt von einem wirklichen Erfassen der Bauernnatur, man erging sich in eitel Schönrednerei und übertrug nur die ganze falsche Empfindsamkeit, die in den Grafen und Prinzessinnen des Romans und Dramas bereits anzuwidern begann, einfach ins Dorf. Ein Gewinn konnte daraus der Literatur nicht erwachsen, denn diese grundsätzlich schönfärbende Dorfpoesie vermochte keine neue Seite menschlichen Seins und Strebens zu entdecken.

Von dieser verwaschenen Bauernpoesie erhielt Anzengruber seine ersten Anregungen. Im Theater an der Wien sah er die rührseligen Dramen Prüllers, und sie gefielen ihm, wie er selbst berichtet, sehr gut. Große Hochachtung hat er Zeit seines Lebens auch vor Berthold Auerbach gehabt, obgleich, wie Sittenberger hervorhebt, dies wundernehmen muß, wenn man die so verschiedene, ja gegensätzliche Art und Weise ins Auge faßt, in der beide Dichter das Dorfleben behandeln. Aber auch Anzengruber war ein Kind seiner Zeit, und er brauchte lange, bis er sein Selbst völlig loszuschälen vermochte. „Auch lag wohl für ihn ein besonderer Reiz in der Dorfpoesie, wie schal sie auch war: er sah hier vorahnend Land — Land für sich, das er selbst sollte beackern dürfen. Was verschlug's ihm, daß man erst die Bauernjoppe entdeckt hatte? Der Bauer, der hineingehörte, sollte schon noch gefunden werden."

Wenn jedoch Sittenberger dann als maßgebend für die Richtung, die Anzengruber einschlug, den politischen und sozialen Umschwung bezeichnet, der durch die Verleihung der Verfassung auch den deutschen Bauer in das Parteigetriebe zog und dadurch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn lenkte, so können wir seiner Behauptung nicht in vollem Umfange beipflichten. Es mag sein, daß das vertiefte Verständniß der Bauernnatur, das durch die politischen und kirchlichen Kämpfe geweckt worden ist, der Aufnahme der Anzengruber'schen Dichtungen förderlich gewesen ist, sie selbst hervorgerufen hat es schwerlich. Einem Mann, der mit so hellem und klarem Blick für das Volksleben ausgerüstet war wie Anzengruber wäre auch unter ganz anderen politischen Zuständen wie mit Naturnothwendigkeit auf das Feld geführt worden, das einzig und allein seiner Begabung würdig war, nur vielleicht mit dem Unterschiede, daß die vorgeführten Konflikte rein menschlicher Natur gewesen wären, während er sie jetzt mit Vorliebe dort sucht, wo sich ein Gegensatz zu dem Ultramontanismus ergibt, den er theils mit erschütternder tragischer Wucht, theils mit unwiderstehlichem Humor durchführt. Nichtsdestoweniger wird er niemals Parteimann, sondern er spitzt die Konflikte nur soweit zu, daß die gesunde Auffassung des Lebens in Kampf geräth wider die Unnatur, die der Katholizismus vielfach von seinen Anhängern verlangt, sei es das Cölibat, wie im „Pfarrer von Kirchfeld", die Unlöslichkeit der katholischen Ehe in „Hand und Herz", die Frömmelei mit ihren abschreckenden Folgen im „Meineidbauer", die kirchliche Erbschleicherei in „Der ledige Hof", der Widerstand gegen das Unfehlbarkeitsdogma in den „Kreuzelschreibern". Die genannten Stücke leiten dann ganz von selbst zu denen über, die wie der „G'wissenswurm", „Stahl und Stein", „Das vierte Gebot" zwar auch soziale Fragen von großer Tragweite behandeln, aber keine so ausgeprägte Tendenz gegen bestimmte Richtungen aufweisen.

Nicht auf einmal hat Anzengruber die Höhe seiner Meisterschaft in der Darstellung des Volkes erreicht: sein erstes Stück, der „Pfarrer von Kirchfeld“, behandelt den Konflikt, in den der Pfarrer Hell mit den Lehren seiner Kirche in Betreff des Cölibats und der Behandlung der Selbstmörder geräth; die Bauern selbst treten noch weniger hervor, meist, wie Sittenberger sagt, als „kompakte Masse“, und die sprechenden Personen sind eigentlich nur Wortführer größerer Gruppen. Auch im „Meineidbauer“ spielt der Konflikt halb zwischen Dorf und Stadt; denn Franz Ferner, der Sohn des Meineidbauern, ist in der Stadt erzogen worden, und das bedingt sein ganzes Wesen, wie auch sein Verhältniß zum Vater und zu Vroni. Erst die „Kreuzelschreiber“ spielen ausschließlich unter Bauern.

Als höchste Aufgabe der Kunst gilt Anzengruber „Menschliches auch menschlich zu gestalten“. Sittenberger leitet daraus in trefflicher Weise das ganze ästhetische Glaubensbekenntniß des Dichters ab. „Ihm ist es nicht genug, daß der Dichter mit hellen Augen jedes menschliche Verhältniß zu ergründen vermöge; soll er den höchsten Anforderungen gerecht werden, so muß er nicht nur künden und deuten, was er schauend erkannt, sondern er muß es auch menschlich, das heißt mit einem anderen Worte: natürlich zu gestalten verstehen.“

Noch eine andere Aeußerung Anzengrubers zieht Sittenberger herbei, um die Eigenart des Dichters zu kennzeichnen. Anzengruber sagt einmal in einem Briefe: „Bei mir ist das Dichten eine Naturgabe, und wie bei dieser Schafferin ist das Interessanteste nicht was, sondern wie etwas wird.“ „Er könnte sein Dichten in der That nicht schärfer und vollständiger kennzeichnen,“ fügt Sittenberger hinzu, „als indem er es mit der Schafferin Natur vergleicht.“ . . . Hier spricht er auch aus, was ihn von den Modernen trennt, mit denen er in seiner ganzen Kunst- und Lebensauffassung so manche Berührungspunkte hat. Wahrheit will er gleich ihnen, und in der Beobachtung erblickt er wie sie den Urquell aller Kunst. Aber sie begnügen sich entweder, das Geschaute wiederzugeben, es gleichsam nachzuzeichnen, oder sie fügen die einzelnen Züge, die sie dem Leben abgelauscht, reflektirend aneinander. Bei ihm setzt sich die Beobachtung unmittelbar in künstlerische That um, sein Dichten ist ein Zeugen, ein Neuschaffen. Die Modernen bringen es im besten Falle dazu, etliche Fetzen Wirklichkeit zu erhaschen, Anzengruber gibt uns Natur — volle Natur selbst im Kleinsten. Seine Gestalten „haben trotz ihrer ausgesprochenen Persönlichkeit allgemeine Bedeutung“, die der Modernen „sind entweder Symbole der Menschheit, dann geht ihnen leider nur die nöthige Persönlichkeit ab, um für glaubliche Wesen zu gelten, oder sie sind in Haltung und Geberde, in Miene und Sprache aus dem Leben genommen — am liebsten aus dem des Tages — dann fehlt ihnen nur leider jede Bedeutung. Zu diesen Halbkönnern gehört Anzengruber nicht. . . . Und es ist gar kein Geheimniß, wie er zu seinen wirklichen, zu seinen echt menschlichen Menschen gekommen ist: er hat sie eben nicht erdacht, er hat sie nicht erschaut, er hat sie in sich erlebt. Das ist alles, das ist die ganze Kunst, eine Kunst freilich, die Niemand erlernen kann“.

In Anzengrubers Dichtungen „scheint alles mühelos; nirgends stören kleine Künsteleien, nirgends drängt sich ein anspruchsvoller Gedanke oder anmaßendes Wollen auf. Anzengruber gibt sich nie damit ab, das Milieu musivisch zusammenzutragen, das hat er auch nicht nöthig, denn seine Personen stecken voll von diesem Milieu, sie handeln aus ihm heraus, es ist ihnen natürlich, nicht erst vom Dichter anerzogen. Alles ergibt sich von selbst und doch in bedeutendem Zusammenhange. . . . Er hat nie gewählt, nie gesucht, er hat immer nur gethan, was er mußte; die Kunst, die dichterische Arbeit liegt nur darin, zu erkennen was man muß“.

Wir müssen es uns leider mit Rücksicht auf den Raum versagen, den Ausführungen des Verfassers weiter zu folgen. — Von den Vertretern des österreichischen Volksstücks nach Anzengruber werden Rosegger, Morré, Costa, Margarethe Langkammer, Karlweis, Burckhard und Langmann einer Beurtheilung unterzogen, die aber, der geringeren Bedeutung der Genannten entsprechend, bei weitem nicht so liebevoll eingehend ist wie bei Anzengruber.

Fassen wir das Gesammturtheil über das Buch noch einmal zusammen, so müssen wir sagen, daß es Gründlichlichkeit und Ernst der Forschung mit geistreicher Form und großer Darstellungsgabe vereinigt, Eigenschaften, die ihm einen ehrenvollen Platz unter den kritischen Werken der Gegenwart zu sichern nicht verfehlen werden. Auf die Fortsetzung des Werkes sind wir sehr gespannt.

Die Bewegung in der Kirche von England.

Von M. Diestel.

Unsre Vettern jenseits des Kanals sind, soweit sie Zeitungen herauszugeben haben, in großer Verlegenheit. Der spanisch-amerikanische Krieg mit seinem rosafarbenen Hintergrunde von Allianzaussichten wirft an und für sich schon eine Menge von Stoff ab. Nun aber fügt es sich, daß zu gleicher Zeit ein Krieg im Frieden ausgebrochen ist, und zwar im eigenen Lande, und dieser Krieg kann möglicherweise für England von viel größerer Bedeutung werden, als der im Atlantischen Ozean, auch wenn eine anglosächsische Allianz dabei herauskäme. Wie außerordentlich heiß die Köpfe der englischen Kirchenmänner geworden sind, beweist die Unzahl von Zuschriften, die aus allen Kreisen und Ständen des Volkes bei den leitenden Organen der englischen Presse einlaufen. Die armen Herausgeber! In den Papierkorb wandern dürfen verhältnißmäßig nur wenige jener trefflichen Geisteserzeugnisse. Es wäre ja auch schade, wenn sie für die Allgemeinheit verloren gingen, und die erlauchten Namen, die theilweise unter den Briefen prangen, geben der Sache Kraft. Aber wehe dem Armen, der sich durch den Wust von Mißverständniß, Leidenschaft, Unkenntniß und Verworrenheit durchzuarbeiten hat!

Den Anstoß zu dem gegenwärtigen Kampfe zwischen der hochkirchlichen oder ritualistischen und der niederkirchlichen Partei innerhalb der Kirche von England hat hauptsächlich der Protest des Hrn. Kensit gegen romanisirende Gottesdienste in einzelnen Londoner Kirchen gegeben. An und für sich ist der Kampf so alt wie die Kirche von England selbst, nachdem sie die Berechtigung zu diesem Namen im 16. Jahrhundert sich erworben hatte. Auch in diesem Jahrhundert ist mit wechselndem Erfolge manch harter Strauß ausgefochten worden. Durch die sog. Oxforder Bewegung, an deren Spitze Newman und Pusey standen, wurde die hochkirchliche Partei nicht nur äußerlich erheblich gefördert, sondern auch innerlich besser ausgebaut und mit religiösem Inhalt erfüllt. Eine Reihe von Glaubenssätzen wurde — freilich ohne Rücksicht auf das offizielle Bekenntniß der Staatskirche — neu belebt, vertieft, und in das Volksleben eingeführt. Der Gottesdienst erfuhr erhebliche Bereicherungen, welche die Einförmigkeit der agendarischen Vorschriften des „Common Prayer Book“ zum Bedürfniß machte. Die von der Kirche sehr stiefmütterlich behandelte kirchliche Kunst erfuhr einen neuen Aufschwung. Allein die Bewegung hielt sich nicht in den nothwendigen Grenzen, und der ihr gemachte Vorwurf des Romanisirens war nicht ganz unberechtigt. Konsequente Geister glaubten die Kirche

von England nicht mehr als ihre kirchliche Heimstätte ansehen zu dürfen und wandten sich Rom zu, darunter der bedeutendste Mann der englischen Geistlichkeit dieses Jahrhunderts, Newman, der späterhin des Kardinalshutes für würdig befunden wurde.

Seit den 50er Jahren hat die hochkirchliche Partei an Ansehen und Einfluß immer mehr gewonnen. Orden und Kongregationen in großer Anzahl wurden von ihr gegründet; sie betrieb äußere und innere Mission aufs lebhafteste und hat enorme Summen zu Wohlthätigkeitszwecken aufgebracht. Aber die neuen Ideen haben die Partei überwuchert. Vielleicht sind einzelne ihrer Vertreter auch durch die hier und da nicht ganz gerechtfertigte Opposition der Niederkirchlichen weiter getrieben worden, als sie selbst wollten. Von einer großen Anzahl der Hochkirchlichen läßt sich behaupten, daß sie den protestantischen Boden verlassen haben und früher oder später dem römischen Katholizismus und damit auch dem Ultramontanismus in die Hände fallen werden.

Die Sympathien der hochkirchlichen Partei sind durchaus auf Seiten des Katholizismus. Das Wesen des Protestantismus finden sie in den nonkonformistischen Kirchenbildungen verwirklicht, die sie hassen oder doch verachten. Sie wollen nicht Protestanten heißen, sondern nennen sich mit Emphase Katholiken. Die wahre Kirche der apostolischen Gründung ist ihnen die katholische, wie sie dargestellt wird in der römischen, griechisch-russischen und englischen Kirche; alles was nicht zu einem dieser Zweige, „aus einer Wurzel entsprossen“, gehört, ist ketzerisch oder jedenfalls kirchlich minderwerthig. Was die Geschichte dazu sagt, ist einerlei. Mit souveräner Verachtung setzt man sich über die Thatsache und die Bedeutung der Reformation hinweg. Nichts wäre den Hochkirchlern lieber, als wenn eine heilige Allianz der drei katholischen Kirchen zustande käme. Die Reise des (hochkirchlich gesinnten) Erzbischofs von York nach Rußland und der Anspruch auf Anerkennung der bischöflichen Succession und Ordination in der Kirche von England, mit dem sich die englischen Bischöfe an den Papst wandten, zeugen von dem Wind, der in den oberen Schichten der Geistlichkeit weht. Er kommt aus keiner gut protestantischen Gegend.

Diese romantischen Allianzideen, an deren Verwirklichung nur ein höchst harmloses Gemüth ernstlich glauben kann, wären an sich nicht sehr gefährlich. Aber es kommt hinzu, daß viele dieser Hochkirchlichen sich nicht daran genügen lassen. Es wird als ein offenes Geheimniß angesehen, daß geheime Gesellschaften existiren, welche die Kirche von England in möglichst engen Zusammenschluß mit der römischen Kirche bringen sollen, sei es auch unter Anerkennung des päpstlichen Primats. Man spricht von Priestern, die sich an ihrer eigenen englischen Ordination nicht genügen lassen, sondern sich auch der — erst eigentlich sakramentalen — römischen Ordination unterziehen. Natürlich wird im Eifer des Gefechts noch mancherlei hinzugefügt, was der thatsächlichen Begründung entbehrt. Dies läßt sich aber sehr leicht verstehen, wenn man annimmt, daß englische Geistliche in ihren Kirchen öffentliche Gottesdienste abhalten, die dem römischen Ritus entnommen sind, ja sich sogar vor dem Gebrauch der lateinischen Sprache nicht scheuen. Die Chöre der Kirchen werden mit Heiligenbildern alten Stils geschmückt. Kreuze und Kirchenfahnen werden vor den Prozessionen hergetragen, die weihrauchumwallt von einem Stationsbild zum andern innerhalb der Seitenschiffe ziehen. Ist gerade ein hoher Festtag, so schmückt ein reichgestickter, vielleicht gar mit Heiligenbildern verzierter Chormantel den Priester, auf dessen Haupt die kleine, kreuzförmige Kappe nicht fehlen darf. Beim Eintritt in die Kirche und bei jedesmaligem Passiren des Altars hat eine Verbeugung gegen Osten die Ehrfurcht vor dem kommenden (oder in den Abendmahlselementen auf dem Altar gegenwärtigen?) Herrn auszudrücken. Der ganze Gottesdienst erhält so ein stark ritualistisches Gepräge. Freilich, „solche Stücke, wenn nur Abusus davon bleibet, geben und nehmen dem Evangelio gar nichts“ (Luther). Allein es handelt sich nicht um Ueberbleibsel aus römisch-katholischer Zeit, sondern um Wiedereinführungen nach römischem Muster. Und daß solchen ein protestantisches Gemüth mit Mißtrauen gegenübersteht und an ihnen Aergerniß nimmt, ist kein Wunder. Wollte die hochkirchliche Partei eine Bereicherung der Gottesdienste herbeiführen, so mußte sie dies Ziel auf dem Wege selbständigen Schaffens in evangelischem Sinne zu erreichen suchen, nicht aber dadurch, daß sie den römischen Stiefbrüdern ihre unzeitgemäßen Kleidungsstücke abborgte und ihre Allüren abguckte.

Viel verhängnißvoller als diese Aeußerlichkeiten ist die unevangelische Stellung des Geistlichen, welche durch Einführung der Ohrenbeichte als nothwendige Vorbedingung zu einem wirklich gesegneten Genuß des hl. Abendmahls bewirkt wird. Schon lange haben anglikanische Geistliche die offiziell von der Kirche verworfene Ohrenbeichte gehört — so der Pfarrer an St. Albans Kirche, Holborn, „Vater“ Suckling u. A., ohne daß der Bischof von London ihn gehindert hätte. Fasten wird von vielen hochkirchlichen Geistlichen aufs bestimmteste gefordert und nicht nur als „eine feine, äußerliche Zucht“. Mit Vorliebe wird die Stunde der Abendmahlsfeier — oder besser der „Zelebrirung der hl. Eucharistie“ oder der „Messe“ — sehr früh angesetzt, um den nüchternen Genuß des Sakraments herbeizuführen. Auch werden „High Celebrations“ abgehalten, in denen die Gemeinde nicht zum Genuß der Elemente herangezogen wird. Die Abendmahlslehre nähert sich stark dem Dogma von der Transsubstantiation, wenn auch wohl wenige Geistliche wirklich so weit gehen. Die ganze Art der praktischen Behandlung dieser Fragen zeigt einen so stark sacerdotalistischen Zug, daß es einem nicht mehr verwunderlich vorkommen kann, von einer anglikanischen Kanzel herab das Wort zu hören: The Church is the office for the forgiveness of sins (Die Kirche ist die Geschäftsstelle für die Sündenvergebung). Dadurch erfolgt eine so starke Verschiebung des Lehrbestandes der Kirche von England nach der römischen Seite hin, daß der Ruf: Keinen Papismus! sehr erklärlich erscheint.

Erreicht die hochkirchliche Partei auch nicht an Ausdehnung die niederkirchliche, so sucht sie doch diesen Mangel an Rührigkeit zu ersetzen. Man muß es ihren Geistlichen nachrühmen, daß sie außerordentlich thätige Arbeiter und zu großen persönlichen Opfern willig sind. Ein absoluter Vergleich zwischen den Geistlichen der einen und der anderen Partei ist freilich unmöglich, allein man darf wohl sagen, daß der Eifer in der Arbeit auf Seiten der Hochkirchlichen im ganzen feuriger ist. Ob die Letzteren den arbeitenden Klassen religiös besser zu dienen verstehen, ist mir zweifelhaft; in sozialer Hinsicht wetteifern sie jedoch darin mit den besten Geistlichen aller Denominationen. Von aristokratischer Seite wird das Hochkirchenthum sehr patronisirt; es ist jetzt „fashionable“ in einen hochkirchlichen Gottesdienst zu gehen. Die äußere Pracht und das Weihevolle der Feier, an der sich die Gemeinde selbstthätig nur wenig mehr betheiligt, befriedigen das ästhetische Bedürfniß besser, als die einfachere, mehr protestantische Art der niederkirchlichen Gottesdienste. Die Mehrheit der Laienschaft steht aber durchaus auf protestantischem Boden; sie will von „Messen“ und Transsubstantiation nichts wissen. Alle Neuerungen im Gottesdienst nach dieser ritualistischen Seite hin sind ihr verdächtig. Scheint gar ein Gebet oder eine liturgische

Handlung auf Marienverehrung hinauszulaufen, so bricht der Sturm los mit feierlichen Protesten und Sezessionen. Doch wird ein gemäßigtes Hochkirchenthum auch von solchen niederkirchlichen Kreisen mit etwas häuslicher Kritik und gelegentlichen freieren Meinungsäußerungen, aber im ganzen doch willig ertragen, wenn der betreffende Geistliche nur eine achtunggebietende und offene Persönlichkeit ist. Dann verzeiht man ihm gern vieles.

Auch der Protest des Hrn. Kensit hätte nicht so viel Staub aufgewirbelt, wenn er nicht von politischer Seite unterstützt worden wäre. Sir William Harcourt, einer der liberalen Führer, brachte die Angelegenheit im Unterhaus bei Berathung der Pfründenvorlage zur Sprache und wandte sich in einer außerordentlich scharfen Rede gegen die hochkirchlichen Geistlichen, welche ihre Gelübde gebrochen hätten mit der Einführung einer kirchlichen Praxis, welche die Kirche von England verwerfe. Diese Art kirchlicher Handlungen sei ungesetzlich, unsittlich und schändlich. Als Rufer im Streit forderte er zur Unterdrückung der klerikalen Gesetzlosigkeit auf. Mußte er auch seiner irischen Freunde wegen seine Aeußerungen über römisch-katholische Gebräuche späterhin modifiziren, so verfehlte der unerschrockene Angriff doch seine Wirkung nicht. Die Rechte gab ihm freilich ihr Mißfallen gründlich zu verstehen, allein namentlich auf nonkonformistischer Seite wurde er zum Heros der Bewegung ausgerufen, und bei den nächsten Wahlen will man seine Losung „Keinen Papismus!“ zum Sammelruf machen. Hr. Balfour, der am liebsten derartige Debatten aus dem Unterhause fernhielte, antwortete dem liberalen Führer ruhig und gemessen. Er will das Recht in der Kirche gewahrt wissen, „allein,“ sagt er, „ich werde mich weder mittelbar noch unmittelbar an der Austreibung von Leuten aus der Kirche von England betheiligen, die dem bestehenden Gesetze der Kirche gehorchen; auch sollte Niemand, denke ich, wünschen, unter irgend einer Gestalt die Grenzen zu verengern, welche sie zur Zeit umschließen.“ Richtig bemerkt der „Spectator“ (2. Juli) hiezu: „Der Tory ist für Duldung, der Liberale für gewaltsame Unterdrückung — eine Vertauschung ihrer eigentlichen Rollen, wofür die Welt heutzutage eine ungewöhnliche Anzahl von Beispielen bietet.“ Vorläufig hat der Angriff Sir Williams kein greifbares Resultat gebracht, abgesehen von der Vergrößerung seines persönlichen Einflusses und der Aufregung, die sich in immer weitere Kreise fortgepflanzt hat. Ob die liberale Partei durch ihren neuen Schlachtruf zum Siege gelangen wird, werden die nächsten Wahlen lehren. Es muß aber als unkluger Akt des liberalen Führers bezeichnet werden, daß er innerkirchliche Fragen der Lehre und Praxis überhaupt vor das Forum des Parlaments gebracht hat. Das Parlament hat wohl die Befugniß, die Verwaltung der Staatskirche zu beeinflussen, aber mit Gegenständen der Lehre und Praxis hat es nichts zu thun. Greift es hierin dennoch ein, so geschieht es zum eigenen Schaden und dem der Kirche; wenn also Sir William Harcourt es wirklich mit der Kirche gut meinte und es ihm nicht nur um eine Steigerung seines eigenen politischen Ansehens zu thun war, so mußte er seine Hände davon lassen. Die „Church Times“, das Organ der hochkirchlichen Partei, erinnert nicht umsonst an den preußischen Kulturkampf. Eine religiös und kirchlich so gemischte Körperschaft wie das Unterhaus wird in solchen innerkirchlichen Fragen weder gerecht noch segensreich entscheiden können.

Wo bleiben aber die berufenen Leiter der Kirche, die Bischöfe? Die armen Bischöfe! Im Herzen stehen sie fast alle auf Seiten der Hochkirche. Nun stürmt die protestantische Masse heran und schreit nach Disciplin! „Was thun?“ spricht der Zeus von Canterbury. „Gehe ich gegen die Hochkirchlichen mit Gewalt vor, so werfen sie sich am Ende in die Arme ihrer römischen Pflegemutter oder bauen sich ein eigenes Haus. Lasse ich der Sache ihren Lauf, so laufen am Ende eine gute Anzahl meiner niederkirchlichen Kinder in das nonkonformistische Lager über. Am besten ist's, ich beruhige auf beiden Seiten.“ Und so geschieht's. Das Gefühl der Machtlosigkeit läßt die Bischöfe zu keiner entscheidenden Stellungnahme kommen. Während man über das Schwinden der bischöflichen Autorität lange Jeremiaden ausstößt, zum Schein ein paar besonders Aergerniß erregende Geistliche versetzt, ohne ihnen aber irgendwie wehe zu thun, macht man nicht den geringsten Versuch, dem eigentlichen Uebel an die Wurzel zu gehen. Der Erzbischof von York empfahl seinen Diözesanen Mäßigung im Gebrauch römisch-katholischer Ausdrücke, wie „Messe“ u. a. Sonst gestand er ihnen zu, daß eine Umgestaltung des Prayerbuches wünschenswerth sei, „da manche geschichtliche Voraussetzungen für seinen gegenwärtigen Gehalt mit der Zeit hinfällig geworden seien.“ Der Erzbischof von Canterbury, Primas der Kirche von England, sucht die Bedeutung der Bewegung abzuschwächen und nennt sie „eine kleine Unruhe (uneasiness) in den Gemüthern des Klerus und der Laienschaft.“ Typisch für die Stellung der Bischöfe innerhalb der Bewegung ist ein Rundschreiben des ebenfalls als zur Hochkirche hinneigend bekannten Bischofs von London. Er ist in einer besonders schwierigen Lage, da der Hauptsturm sich gegen ihn und die Mißbräuche in Londoner Kirchen richtet. In der Sitzung des Oberhauses der Konvokation von Canterbury hatte er bei der Debatte über Kensits Protest erklärt: Es sei ihm unbekannt gewesen, daß Mißbräuche in Kirchen seiner Diözese herrschten, da er unmöglich in allen Einzelheiten die Geistlichen überwachen könne. Bald darauf erließ er sein Rundschreiben, in dem er seine Geistlichen auffordert, die Gottesdienste nach dem Common Prayer Book zu vollziehen; namentliche solle der Abendmahlsgottesdienst „mit hörbarer Stimme, wie es vorgeschrieben ist, ohne Auslassungen und Zusätze“ gesprochen werden. Nebengottesdienste sollten in ihren einzelnen Theilen aus dem Prayerbuch entnommen sein und äußerlich ausdrücklich von den regelrechten Gottesdiensten unterschieden werden. Sie sollten in jedem Falle seiner — des Bischofs — Sanktion unterliegen. Die Antwort seiner Geistlichen war eine unterwürfige. Kein einziger protestirte gegen diese Ansprüche des Bischofs. Aber schwerlich wird auch eine Aenderung stattfinden, denn die hochkirchlichen Väter haben harte Köpfe, und das weiß Hr. Creighton. Die Zeit ist vorbei, in der ein Hülfsprediger vom Amte suspendirt wurde, weil er Ohrenbeichte hörte, wie es 1858 unter Bischof Tait geschah. Mit diesem Brief bleibt die Gefahr der Verkatholisirung der Kirche von England in keiner Weise vermieden. An die Lehre der Hochkirchlichen wird von bischöflicher Seite nicht gerührt. Und hier ist eben der springende Punkt — das Hineintragen des katholischen Priesterbegriffs in die bisher protestantische Lehre der anglikanischen Kirche. Der Ritus war trotz der Reformation äußerlich katholisirend; aber der geistige Gehalt der Gebete des Common Prayer Book und die 39 Artikel, auf welche die Geistlichen bei der Ordination verpflichtet werden und die ihre Quelle im Augsburgischen Bekenntniß haben, sind durchaus protestanisch. Wie in der Zeit der letzten Stuarts beginnen nun wieder katholische Einflüsse an dem Werk der Reformation zerstörend zu wirken, und wie einst Erzbischof Laud, so ist jetzt der Bischof von London wenig geneigt, die Macht der Kirche auf einen rein religiös-sittlichen Einfluß zu beschränken. Und er wird von seinen Untergebenen wohl verstanden.

Seitens der hochkirchlichen Partei sind Kundgebungen in großer Anzahl natürlich nicht ausgeblieben. Die English Church Union hielt eine Trutzversammlung ab, in der

Canon Gore, einer der hochkirchlichen Führer, rieth, aus den Bischöfen so viel Freiheit als möglich herauszupressen, wenn sie ihr jus liturgicum ausüben wollen. Die Stimmung war allgemein sehr zuversichtlich. Ein höheres Maß von Disciplin hat eine höhere Anzahl von Bestrafungen zur Folge, und denen steht man in England sehr mißtrauisch gegenüber, wenn sie nicht von einem Laienrichter verhängt werden. Das wissen die Herren wohl. Angriffe auf die Niederkirchlichen fehlten auch nicht; sie betrafen meist die Unterlassung des täglichen Morgen- und Abendgebets in der Kirche, sowie den Nichtgebrauch des Athanasianischen Symbols an Fasttagen — Vorwürfe, die sich durch ihren Mangel an grundsätzlicher Bedeutung selbst auflösen. Ein Wort zum Frieden veröffentlichte bald darauf Canon Gore in der „Times" (25. Juni). Er meint, beide historischen Parteien, Hoch- und Niederkirchliche, sollten nebeneinander in Frieden leben können auf der Grundlage eines allgemeinen Bekenntnisses und eines allgemeinen Gebetbuches (on the basis of a Common Creed and a Common Prayer Book) und dabei eine jede so viel Fortschritte machen, als sie unter Anwendung rein sittlicher und geistiger Kräfte imstande sind. — — „Wir müssen beim Prayerbuch, als unsrer Einigkeitsgrundlage, verharren und dies wird uns hinreichend Raum für freie Bewegung lassen." Der Ton dieser Friedensposaune wird durchaus nicht jedem Hochkirchlichen gefallen, aber den Bischofen kommt er sehr lieblich vor. Das ist's ja, was sie wollen! Ein schiedlich-friedliches Beieinander! Daß dabei auf die Einigkeit im Geiste verzichtet wird und dasjenige, was die anglikanische Kirche zusammenhält, dann nur eine Summe von Buchstaben und ein Staatsgesetz ist, wird nicht erkannt oder wenn erkannt, ängstlich verschwiegen.

Das Ende der Bewegung ist nicht abzusehen, hauptsächlich wegen ihrer Verflechtung in die Politik und voraussichtlich die nächsten Wahlen. Auf dem Programm der Radikalen steht die Entstaatlichung der Kirche von England. Die bestehenden Verhältnisse bieten viel Stoff zu diesem Paragraphen und dieser Stoff wird von den Nonkonformisten stark ausgenutzt. Sie erklären, für eine solche Kirche nicht bezahlen zu wollen. Glücklicherweise ist bis zu den Wahlen noch geraume Zeit zu ein bißchen Abkühlung vorhanden. Dem weitaus größten Theil der Anglikaner selbst wäre eine Entstaatlichung der Kirche aber durchaus nicht angenehm, und so wird man innerhalb der Kirche selbst sich wenigstens äußerlich zu vertragen suchen, ausgenommen ein paar Heißsporne wie Kensit und seine Freunde. Konsequente Geister unter den hochkirchlichen Pfarrern werden auch fürderhin ihren Weg nach Rom suchen und vielleicht ganze Gemeinden mitziehen. Im allgemeinen mag aber der „Spectator" recht haben, wenn er für sein Volk einen glücklichen Mangel an Logik behauptet. Weil sie selbst durch und durch unlogisch wären, deßhalb, meint er, würden auch die Engländer mit ihrer „außerordentlich unlogischen, aber außerordentlich umfassenden und gut arbeitenden Kirche zufrieden sein." Auf jeden Fall gewinnt aber die hochkirchliche Partei durch diesen Angriff in sich selbst neue Stärkung und wird ihren Einfluß zu erweitern und zu vertiefen wissen. Denn so lange die niederkirchliche Partei den katholisirenden Neuerungen kein religiöses Gegengewicht zu schaffen vermag, sondern sich nur auf Polemik beschränkt, so lange wird sie an Bedeutung abnehmen. Eine Schwächung, ja das theilweise Verschwinden des protestantischen Bewußtseins in der Kirche von England bedeutet aber für die evangelischen Kirchen anderer Länder den drohenden Verlust eines Bundesgenossen und deßhalb wünschen wir den Anglikanern eine kräftige geistige Ueberwindung der katholischen Gefahr. Ist auch die Kirche von England etwas prätentiös, wie das ganze Volk selbst, so sind doch aus ihr Männer hervorgegangen, denen die deutschen Protestanten viel zu danken haben. Namen wie Maurice und Kingsley werden auch auf dem evangelischen Kontinent einen guten Klang behalten.

Und wie steht man in Rom zu der ganzen Bewegung? Man wartet auf die Früchte, bis sie reif sind; man berührt sie vorläufig gar nicht. Das Liebeswerben der „anglikanischen Sektirer" läßt den Papst kalt und es wird ihnen klar genug zu verstehen gegeben, daß die Einführung römischer Riten nicht genügt, sondern daß die bedingungslose Unterwerfung unter den Heiligen Vater erst zum Katholiken macht. Das würde aber das ganze Staatskirchengesetz über den Haufen werfen und deßhalb erklären die Hochkirchlichen auch so eifrig, daß sie sich nicht in die Gewalt des Papstes begeben wollten. Das haben aber von jeher Leute erklärt und sind trotzdem dem Papstthum und dem krassesten Ultramontanismus sogar in die Hände gefallen, nachdem sie ihre gut evangelische Position verlassen hatten. Wenn erst einmal die alte reformirte Lehre von Kirche und Priesterthum der katholischen in der Kirche von England Platz gemacht hat, wird es sehr schwer sein, den Papismus von ihr fern zu halten; allerdings ist der Mangel an Logik bei den Anglikanern groß, aber ob er so weit reicht?

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Eisenach.** Hier starb der als medizinischer Schriftsteller wohlbekannte Dr. Wisticenus.

* **Lausanne.** Für die Besetzung des frei gewordenen Lehrstuhls für Pharmakologie hat, der „B. Ztg." zufolge, die medizinische Fakultät dem Regierungsrath folgende Herren vorgeschlagen: Prof. Dr. A. Longgaard in Berlin, Prof. A. Joquet in Basel, Privatdozent Verdez in Lausanne.

* **Philadelphta.** Zum ordentlichen Professor der Bakteriologie an der medizinischen Fakultät der Universität zu Philadelphia wurde die Russin Frl. Lydia Rabinowitsch ernannt.

Jahrgang 1898. München, Montag, 8. August. Nummer 175.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50 (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Das preußische Handels- und Zollgesetz vom 26. Mai 1818 im Zusammenhang mit der Geschichte der Zeit, ihrer Kämpfe und Ideen.[1]

Von Gustav Schmoller.

Wir begehen heute am 3. August den Stiftungstag unsrer Universität und den Geburtstag ihres hohen Stifters, Friedrich Wilhelms III. Und wie es Sitte dabei ist, den Blick auf jene große Zeit der Wiedergeburt Preußens und die Maßregeln jenes edlen Fürsten zurückzuwenden, über dem heute noch der Parteien und der Historiker Haß und Gunst schwebt, so gestatten Sie auch mir, den festlichen Anlaß zu benutzen, Ihnen ein Blatt aus der Geschichte jener Tage zu entrollen, eine Maßregel zu besprechen, die zu den bedeutsamsten der Regierung Friedrich Wilhelms III. gehört. Ich meine das Zoll- und Handelsgesetz vom 26. Mai 1818, aus dem in gewissem Sinne der deutsche Zollverein und das Deutsche Reich erwachsen ist. Das historisch-wissenschaftliche wie das praktische Interesse, das sich an dieses Gesetz anknüpft, besteht in dem theils scheinbaren, theils wirklichen großen Sprung, den Preußen damit von der altpreußischen, merkantilistischen Politik Friedrichs II. zu dem entgegengesetzten liberalen Handelssystem machte. Die größten Interessen- und Prinzipiengegensätze kamen dabei ins Spiel und sie haben bis in die neueste Zeit bei der Beurtheilung, wie mir scheinen will, so vorgewaltet, daß eine unbefangene Würdigung meist nicht recht möglich war. Eine solche möchte ich zu geben versuchen. Ich möchte Ihnen heute beweisen oder begreiflich machen, daß die schutzzöllnerische Politik Friedrichs II. seinerzeit so berechtigt war, wie die liberale seines Großneffen 1818. Der Beweis hiefür liegt, wie ich glaube, in der natürlichen Doppelseitigkeit alles Handels und aller Handelspolitik, über die ich daher ein Wort vorausschicken muß.

I.

Eine nordische Sage erzählt uns von drei kühnen Wikingern, welche durch das Weiße Meer und die Dwina nach Perm fuhren, auf Raub und Kauf zugleich. Sie schwuren einander Treue auf Leben und Tod und gleiche brüderliche Theilung aller Beute; aber den Handelsertrag sollte Jeder für sich behalten. Als ihr Schiff zur Stelle war, boten sie Frieden für bestimmte Zeit und erwirkten ihn; solange er dauerte, handelten und feilschten sie. Dann kündigten sie ihn, fuhren hinaus ins Meer und begannen ihre Raub- und Beutezüge.

[1] Rede zur Gedächtnißfeier des Stifters der Berliner Universität, König Friedrich Wilhelm III., mit einigen dort der Zeit wegen nöthigen Abkürzungen, gehalten in der Aula derselben am 3. August 1898.

In dieser Erzählung scheint mir das Wesen alles Handels mit seiner sozialen und politischen Gestaltung umschlossen zu sein: aller Handel geht aus von dem individuellen Erwerbstrieb einerseits, einer gewissen Friedensordnung andrerseits, innerhalb deren der kühne, rechnende, schlaue Sinn des Händlers sich frei bewegen kann und will. Wie der Bund der drei Wikinger und der Frieden, den sie erwirken, bereits die Folge eines gesellschaftlichen Zusammenschlusses und einer gesellschaftlichen Ordnung war, so bewegt sich aller Handel im Rahmen engerer oder weiterer Gruppenbildung; und diese bedeutet stets nach innen in wachsender Weise Frieden und Ordnung, Billigkeit und Gerechtigkeit; nach außen bleibt die Möglichkeit des Streites und Kampfes, wenn auch die Ordnung und der Frieden nicht ganz fehlen. Und so erscheint die ganze Geschichte des Handels der Einzelnen, der Gruppen und der Völker als ein Prozeß von Erscheinungen, in denen List und Betrug, Gewaltthat und Uebermacht nie ganz fehlen; hat doch aller Handel mit See- und Menschenraub begonnen, ist doch der Gott der Kaufleute lange auch der der Diebe und Räuber gewesen. Aber es ist zugleich ein Prozeß, in dem Sitte und Moral, Recht und Polizei, Völkerrecht und Handelsverträge in steigendem Maße die bloße Gewalt, die List und die Uebervortheilung, den rohen Egoismus und die Uebermacht des Stärkeren einschränken, ohne dieses Ziel freilich je ganz zu erreichen, zumal wo nicht Nachbarn, Stammesgenossen und Bürger desselben Staats miteinander tauschen, sondern Fremde.

Dementsprechend ist auch die Beurtheilung alles Handels und Verkehrs durch das sittliche Gefühl und die Ansichten der Völker über seinen Nutzen stets eine zwiespältige gewesen. Den Einen gilt er nur als die segenspendende Einrichtung, die, Mangel und Ueberfluß ausgleichend, dem Käufer und dem Verkäufer, dem einen Volk wie dem anderen gleich viel nützt; gleiche Werthe austauschend, scheint er solcher Betrachtung nur auf Billigkeit und Gerechtigkeit zu ruhen, wie er alle Bewegung des wirthschaftlichen Lebens, alle Arbeitstheilung unterhaltend, nie genug erleichtert und befördert werden, nie frei genug sich bewegen könne. Anderen aber hinwiederum erscheint derselbe Handel als das Mittel der Ausbeutung des Schwachen durch den Starken, als das Instrument der Herrschaft; diese gehen davon aus, daß doch nicht leicht ganz gleiche Werthe getauscht würden; wer kaufe, müsse ja an sich die Waaren höher schätzen, als das hingegebene Geld. Außerdem seien meist die Lebensbedingungen ungleich; der Eine sei gar oft in Noth, der Andere schwelge im Ueberfluß, und daher sei häufig der Gewinn des Einen groß, des Anderen klein oder gar nicht vorhanden: wie oft finde der eine Kontrahent sich übervortheilt, den Preis maßlos und wucherisch. Und was zwischen einzelnen Käufern stattfinde, könne sich zwischen Klassen und Völkern im millionenfachen Maßstabe wiederholen. Für den, welcher diese Kehrseite des Handels ausschließlich sieht, ist aller Verkehr ein Schlachtfeld, das seine Opfer fordert, das durch zunehmende sittliche und rechtliche Ordnungen

und Einrichtungen erst zu einer sozial unschädlichen Rolle oder gar zu dem Segen gebracht werden könne, den der Optimist, der Starke, der Mächtige allein und von Anfang an sieht. Und wahr ist ja nach unsrer Ansicht, daß ein gut Theil der Handels- und Verkehrsgeschichte in der Aufrichtung solcher Schranken und Satzungen liegt, die zunächst wohl den Stempel des Bedürfnisses und der Uebermacht der Stärkeren tragen, aber stets darüber hinaus das Gute und Gerechte, das für weitere Kreise, die Genossenschaft, das eigene Volk, die Menschheit Heilsame erreichen wollen.

Ueberblicken wir die thatsächliche Entwicklung des Handels in der Geschichte, so sehen wir ihn an wenigen Stellen, bei bestimmten Rassen unter bestimmten Naturbedingungen, am Wasser, an der Kreuzung von Nomadenwegen entstehen. Auch innerhalb der Stämme sind es zunächst einzelne Angesehene und Kluge, bestimmte Geschlechter und Klassen, die ihn erlernen. Langsam breitet er sich von Volk zu Volk aus. Immer bleiben einzelne Klassen und Rassen seine Hauptträger, von den Phönikern und Puniern, den Griechen und Römern bis zu den Juden, Italienern und Deutschen des Mittelalters, den Holländern und Engländern der neueren Zeit. Es ist der Handelsgeist und die persönliche Handelsgeschicklichkeit, der energische Wagemuth, die Welt-, Menschen- und Sprachkenntniß, das kluge Rechentalent, die rasch zugreifende Findigkeit —, dann aber früh eine gewisse Rechtlichkeit, die Treu und Glauben hält, Vertrauen weckt, kurz eine eigenthümliche Verbindung persönlicher Eigenschaften und wirthschaftlicher Tugenden, welche die Einzelnen und Völker auf die Höhe des Handels und des Reichthums führt, welche nur unter besonders glücklichen Umständen von den Völkern erworben werden. Diese Eigenschaften übertragen sich von bestimmten Kreisen auf die mit und neben ihnen Lebenden; sie sind dann in ihrer weiteren Ausbildung das Ergebniß rechtlicher und wirthschaftlicher Institutionen; nach innen ist Geld und Münze, Maß und Gewicht, die Marktordnung und das ganze Privat- und Strafrecht die Voraussetzung. Und die ganze Tendenz dieser inneren Handelseinrichtungen ist eben die Stärkung von Treu und Glauben, Recht und Billigkeit, die Zurückdrängung von Betrug und Uebermacht. Aber auch nach innen gelingt der Sieg dieser Prinzipien nie ganz, und immer wieder sind es die Klügsten und Findigsten, die neue Bahnen des Handels eröffnen, gar oft mit Recht und Billigkeit gespannt stehen, ihre Lieferanten und ihre Kunden übervortheilen, nach dem Alleinbesitz der Absatzwege streben, Konkurrenten zu beseitigen und zu drücken, Staat, Recht, Markt und Handelsordnung nach ihren egoistischen Interessen einzurichten wissen. Und diese Tendenzen, die gegen Gemeinde- und Volksgenossen innerhalb des Staates als Unrecht empfunden werden, erscheinen gegen Fremde und Feinde als berechtigt, als das nationale Interesse fördernd; das nationale Gefühl und die Regierung billigen die Maßnahmen, welche den fremden Absatz, den fremden Handel schädigen; nach außen erscheint stets bis auf einen gewissen Grad das Handels- und Wirthschaftsinteresse des Stammes, der Stadt, des Staates als ein einheitliches, dem mit der ganzen Macht des Gemeinwesens zu dienen, nicht bloß nicht schändet, sondern Pflicht ist, Ruhm und Ehre verleiht. So hat seit allen Zeiten alle Handelspolitik nach außen etwas aggressives, feindliches, auf Kampf und Vernichtung der Gegner nicht bloß, sondern der Konkurrenten gestelltes.

Soll ich noch historische Beweise dafür anführen? Jedes Schulkind kennt sie. Eusebius berichtet von den Phönikern, daß sie stets die Länder und Städte ihrer Nachbarn verwüstet hätten, daß jeder ihrer Schiffskapitäne den Auftrag hatte, fremde Schiffe auf falsche Spuren zu locken, wenn es unbemerkt ging, das Schiff zu vernichten, die Mannschaft ins Meer zu werfen; wer Schaden bei solchem Thun erlitt, wurde vom Staate entschädigt. Der Punier Hanno drohte den Römern: nicht ihre Hände sollten sie im Meere waschen dürfen. Und als die Römer dann als Sieger im Kampf um das Mittelmeer Korinth und Karthago zerstörten, wollten sie eben die schlimmsten Handelskonkurrenten todt machen, wie später bei der Zerstörung Adens den arabisch-indischen Handel in ihre Hände bringen. Die Kämpfe von Pisa gegen Amalfi, von Genua und Florenz gegen Pisa, die Vernichtung Ancona's und Commacchio's durch Venedig sind vom Handelsneid ebenso diktirt, wie die Zerstörung Goslars durch Braunschweig, Schleswigs durch Lübeck. Als die Altstadt Magdeburg 1626 ihre Vorstädte zerstörte, gab man vor, es sei zum Schutze gegen drohende Belagerung; in Wahrheit war es der Neid der Altbürger, der offen sagte, die Vorstädter nähmen ihnen das Brot vom Munde weg. Die Kolonialkriege des 17. und 18. Jahrhunderts sind durch und durch vom nationalen Handelsneid erzeugt und alle Handelspolitik ist bis heute von diesen Tendenzen noch mehr oder weniger beherrscht. Als der große schwedische Kanzler Oxenstierna das gewichtige Wort aussprach, es müsse dahin kommen, daß ohne seine Erlaubniß die Russen kein Boot in die Ostsee setzen dürften, schwebte ihm dasselbe vor wie dem älteren Pitt, als er erklärte, ohne die Erlaubniß Großbritanniens dürfe keine Kanone auf den Meeren gelöst werden. Als die Holländer den untergebenen Fürsten der Molukken vorschrieben, nur an sie zu verkaufen, thaten sie dasselbe wie die Vereinigten Staaten, als sie 1891 im Handelsvertrag mit Brasilien sich günstigere Bedingungen als alle anderen Staaten ausbedangen. Im großen Entscheidungskampf Englands mit Frankreich im vorigen Jahrhundert um die Kolonial- und Handelsherrschaft der Welt entschlüpfte dem Baumeister der englischen Handelsmacht, Lord Chatham, das Wort: „Sind wir auch nur für eine Stunde ehrlich, so sind wir für die Ewigkeit verloren. Dem Alleinhandel oder, was dasselbe ist, der Alleinherrschaft zur See entsagen und nicht mehr sein, ist für uns dasselbe.“ Und ähnlich klingt es heute noch, wenn die „Saturday Review“ (11. Sept. 1897) meint: Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher würde. Sie fordert zum Kriege auf; es sei doch der Mühe werth, so gut wie um eine Erbfolge oder eine Stadt, um einen jährlichen Handel von 5000 Mill. Mark Krieg zu führen, und wiederholt das im 17. Jahrhundert von England so oft gegen Holland geschleuderte Wort: „Germaniam esse delendam“.

Mit diesen aphoristischen Bemerkungen will ich natürlich nicht behaupten, wie es extreme Merkantilisten thaten, daß aller auswärtige Handel nur Kampf und Krieg, daß der wirthschaftliche Vortheil des einen Staates stets der Nachtheil des anderen sei; der Weltmarkt und der Welthandel ist kein Apfel, in dessen Schnitze sich einige wenige Völker theilen müßten. Aber das wollte ich mit dieser Erinnerung an bekannte Thatsachen und Aeußerungen des handelspolitisch-kriegerischen Wettkampfes der Völker beweisen, daß der feingeäderte komplizirte Organismus des Handels seine Ursachen nicht bloß in persönlichen Eigenschaften, glücklicher Naturanlage, Ausbildung von Geschäftsgewohnheiten und Beziehungen hat, sondern daß er innerhalb, mit und durch die Rechts-, Staats- und Machtorganisation der Stämme und Völker erwächst, daß im ganzen nur die großen und mächtigen Städte und Völker reich und handelskräftig geworden sind, und daß allerdings der Absatzmarkt, der Besitz der Haupthandelswege und Stapelplätze, der Erwerb von Kolonien, die Zunahme von Handel, Schiffahrt, Industrie zu jeder Zeit gewisse Grenzen hat, welche durch ihre zur Zeit gegebene Größe zum Kampf um den Welthandel nöthigen, und daß dieser nicht bloß

durch tüchtige Leistungen, sondern stets auch durch die direkten und indirekten Machtmittel der Korporationen, Städte und Völker, durch kluge Diplomatie, durch Bestechung, durch geschickte Kombinationen der allgemeinen mit der wirthschaftlichen Politik, durch Sperren und Zollkriege, durch Navigationsakte und Schutzsysteme, durch Viehseuchensperren und Markenschutzgesetze und zuletzt stets durch die ultima ratio der Könige und Völker geführt werde.

Das Maß und die Art dieser Mittel wechseln; ganz fehlen sie nie; sie haben nur im Laufe der Zeit sich verfeinert, sie sind gegenüber den anderen Ursachen zurückgetreten; man glaubt nicht mehr an sie allein, sondern weiß, daß durch Kriege und Seeschlachten allein nicht der Industrieabsatz und die Handelsblüthe zu erzwingen sei. Man ist heute viel vorsichtiger in der Anwendung dieser Machtmittel geworden, weil man weiß, daß sie nur bei ganz richtiger Berechnung und Anwendung eine an sich aufwärtsgehende wirthschaftliche Entwicklung fördern, von Gefahren, welche die Uebermacht und der Konkurrenzneid ihr bereiten, befreien kann. Aber ohne Macht, ohne Flotte, ohne Kanonen geht auch heute keine große Handelsentwicklung der Völker vor sich, so sehr man in der Oeffentlichkeit darüber schweigt und mit schönen und großen Worten von internationaler Gerechtigkeit die Gegner zu täuschen sucht, während man Raubzüge, Einverleibungen und Vergewaltigungen vorbereitet. Und auch heute sind es nicht die bösen Regierungen, welche die angeblich harmlosen und stets harmonisch fühlenden Völker auf dieses Kampfgebiet locken und treiben, sondern es sind heute, wie früher, die elementaren einander entgegengesetzten Volksinstinkte, die Gefühle und Leidenschaften der Handelswelt, die das nationale Gesammtinteresse erfassen, es oft einseitig betonen, durch ein Heer von Mißverständniß und Unkenntniß oft zu einer ganz übertriebenen Verurtheilung der Gegner kommen, aber doch im Kern recht haben, wenn sie verlangen, daß die staatlichen Macht- und Kampfmittel für die vitalen großen Wirthschaftsinteressen der Völker eingesetzt werden. Die heutigen Kämpfe vor und um Cuba sind von dem demokratischsten und freiesten Volke der Welt seiner Regierung aufgezwungen, aber sie entspringen den großen wirthschaftlichen Interessen der amerikanischen Nation.

II.

Im einzelnen scheint mir nun das Verständniß der geschichtlichen Entwicklung des Welthandels und seiner Institutionen abhängig von einer Erkenntniß der großen völkerpsychologischen Vorgänge auf diesem Gebiete. Und wenn wir verfolgen, wie Korporationen und Städte, Landschaften und Nationen mit ihrem Handel ihren Handelsneid entwickelten, wie daraus bestimmte Theorien und Ideale, Einrichtungen und Zölle hervorgingen, wie andrerseits Recht und Billigkeit stets gegen das Uebermaß dieses Geistes ankämpften, ihn zeitweise bändigten, die Institutionen des Handels so auf eine höhere Stufe erhoben, werden wir den Gang der Handelspolitik verstehen. Und der Kern der Entwicklung vom 16. Jahrhundert an scheint mir darin zu liegen, daß die Ausbildung der modernen Nationalstaaten und Volkswirthschaften die energische Ausbildung und harte Uebertreibung des nationalwirthschaftlichen und handelspolitischen Egoismus zu ihrer Voraussetzung hatte, daß aber diese Uebertreibung dann zu jener wissenschaftlichen und praktischen Umkehr der Handelspolitik und der handelspolitischen Theorien führte, die mit Hume und den Physiokraten beginnt, ihren Hauptpropheten in Adam Smith, ihren ersten großen praktischen Ausdruck in den Zollreformen Pitts von 1784—87, in dem englisch-französischen Handelsvertrag von 1786, in dem Tarif und Zollgesetz der Vereinigten Staaten vom 4. Juli 1789, in dem französischen Zollgesetz vom 15. März 1791 und endlich im preußischen Zollgesetz von 1818 fand. Die zweite Welle derselben Bewegung setzte dann 1845—75 ein, um von da unter veränderten Welthandelsbedingungen wieder zurückzuebben.

Ich darf nur kurz daran erinnern, wie sich die merkantilistische Handelspolitik entwickelte, wie sie, wesentlich in Kampfmitteln bestehend, die einzelnen Staaten wohl rasch und zeitweise emporhob, aber auch schnell wieder schädigte und jedenfalls durch ihre eigenen Uebertreibungen sich im 18. Jahrhundert um ihr Ansehen brachte.

Spanien hatte seinen großen Kolonialbesitz in Amerika schon lange durch ein engherziges Handels- und Sperrsystem in der Entwicklung aufgehalten; Portugal hatte früh seine besten Handelsstationen durch falsche Härte erbittert und an Holland verloren. Holland hatte die blutige Austreibung der Engländer aus Amboina und andere zum Zweck seiner Handelsherrschaft geführten Schläge durch die Navigationsakte der Engländer, die seinen Handel und seine Schiffahrt von ihrer monopolistischen Höhe herabstürzte, gebüßt. Frankreich war durch die handelspolitischen Rivalitätskämpfe mit England wiederholt um seine Kriegs- und Handelsflotte gekommen, es hatte seine wichtigsten Kolonien in Amerika und Ostindien an England verloren; seine Schutzzölle und andere handelspolitischen Maßnahmen hatten ihm wohl im 17. Jahrhundert eine glänzende Industrieblüthe verschafft; im 18. aber hatte das Absperrungssystem seine Landwirthschaft geschädigt, wie viele seiner Gewerbe gehemmt. England war durch die Schiffahrts- und Fremdenpolitik der Tudors, durch die Navigationsakte von 1651 bis 1663, durch seine kühne Kolonialoffensive, seine großen Kompagnien mit ihren Monopolen, seine Schmuggler- und Kolonialkriege, seine Fischerei- und Kornexportprämien, seine Industrieschutzzölle und seine harten völkerrechtlichen Doktrinen wohl im ganzen 18. Jahrhundert noch riesenhaft an Reichthum und Macht, Schiffahrt und Gewerbeentwicklung gewachsen; aber nicht ohne daß sein barbarischer Negerhandel, seine Ausbeutung der amerikanischen Kolonien und Irlands, das Uebermaß der Korruption, das der schmutzige Geschäftsliberalismus Walpole's in die parlamentarische Maschine, sowie in die Zoll- und Prämienwirthschaft eingefügt hatte, eine Reihe der schlimmsten Folgen gezeitigt hätte. Der Abfall der amerikanischen Kolonien 1775—83, die Unfähigkeit, damals der Koalition von Frankreich und Spanien Herr zu werden, der fast vor der Thüre stehende Staatsbankerott, den nur das Genie des jüngeren Pitt zu beschwören wußte, zeigten, daß das alte Handels-, Zoll- und Finanzsystem doch gegen 1780 innerlich Bankerott gemacht hatte.

Die Aufgaben der brandenburgisch-preußischen Handelspolitik von 1640—1800 waren ungewöhnlich groß und schwierig gewesen: eine Reihe der verschiedensten Territorien und Provinzen, von denen wichtige erst 1680, 1720, 1740 und 1772, ja 1793 hinzugekommen waren, die theilweise ganz entgegengesetzte Wirthschafts- und Handelsinteressen hatten, die zum großen Theil bei ihrem Eintritt in den preußischen Staat ganz in wirthschaftlicher Abhängigkeit von fremden Handelsmächten oder stärkeren Nachbarn waren, sollten möglichst zu einem wirthschaftlichen, auf sich selbst stehenden Ganzen mit freiem Verkehr im Innern verbunden, nach außen zu einer einheitlichen Handelspolitik zusammengefaßt werden. Es war natürlich, daß man diesen Zweck in der Hauptsache nur für den mittleren unter sich geographisch verbundenen Kern des Staates energisch ins Auge fassen konnte. Aber auch für ihn, der entfernt keine natürlichen Grenzen hatte, der mit anderen deutschen und ausländischen Nachbarn da und dort aufs engste wirthschaftlich verwachsen war, blieb die Aufgabe deßhalb eine so schwer lösbare, weil die Lage des Landes

und die Geschichte seiner wirthschaftlichen Entwicklung den Staat auf zwei in gewissem Sinne sich widersprechende Ziele hinwiesen, von denen er doch keines ganz lassen konnte.

An der Ostsee und den großen Strömen der Elbe, Oder und Weichsel, zwischen Westeuropa einerseits und Rußland, Polen und Oesterreich andrerseits gelegen, mußte der Staat danach trachten, die Versorgung und wirthschaftliche Beherrschung des östlichen und südöstlichen Europa's, den Ostseehandel, den Landhandel nach Polen in die Hand zu bekommen, die gewinnreiche Vermittelung zwischen Ost und West nicht ganz seinen Konkurrenten zu überlassen. Er mußte aber ebenso nothwendig aus den zurückgebliebenen agrarisch-feudalen Zuständen heraus zu einer gewerblichen Produktion größeren Stils kommen, wenn er irgendwie die westeuropäischen Staaten, ja nur Sachsen und die reicheren süd- und westdeutschen Gebiete wirthschaftlich einholen wollte. Die Doppelaufgabe erzeugte ein naturgemäßes Schwanken. Der große Kurfürst hatte sich zuerst ausschließlich der ersten zugewandt mit seiner Kolonialpolitik, seinen Kanälen, seinen Handelsverträgen, seinen Bemühungen um den Elb- und Oderhandel. Erst als die konkurrirenden Mächte ihm fast überall hindernd in den Weg traten, widmete er sich in seinen letzten Jahren der Industriepflege und dem gewerblichen Schutzsystem, das dann in den mittleren Provinzen von 1713—40 seine eigentliche Ausbildung erhielt. Friedrich der Große schritt auf diesen Wegen fort. Aber der Erwerb Schlesiens, das 1740 den Handel Oesterreichs und Polens beherrschte, nöthigte ihn, für diese Provinz eine entgegengesetzte liberale Handelspolitik zu vertheidigen, bis die Konflikte mit Sachsen und Oesterreich ihn zwangen, die neue Provinz von 1755, noch mehr von 1765 an dem Schutzsystem seiner übrigen mittleren Provinzen einzugliedern. Und doch wollte er den schlesisch-polnischen Handel dabei natürlich retten. Und als ihm Westpreußen und die Herrschaft über die Weichsel die unbedingte Gewalt über Aus- und Einfuhr Polens in die Hand gab, hatte er erneuten Anlaß, zu versuchen, wie er die Förderung seiner Gewerbe und sein schroffes Grenzschutzzollsystem durch ein eigenartiges Transitozollsystem verbinden könne mit der Tendenz, Sachsen, Oesterreich, Danzig und den übrigen am Ostseehandel Betheiligten einen möglichst großen Theil des Handels mit Polen abzunehmen, womit er zugleich auf einen besseren Markt für seine Industrie rechnete. Ein jahrzehntelanger erbitterter Zollkrieg mit Sachsen und Oesterreich neben dem Versuch mit Mecklenburg, Braunschweig, Anhalt einen erleichterten Grenzverkehr aufrecht zu erhalten und mit den großen damaligen Handelsmächten über einige Erleichterungen für seine Waaren einig zu werden, erschwerte die Aufgabe doppelt. Er glaubte besser zum Ziele zu kommen durch Anstellung französischer Finanzbeamter, welche die vorangeschrittene Zolltechnik Frankreichs auf Preußen übertragen sollten; nichts hat ihm mehr Feinde gemacht. Die zolltechnischen Fortschritte der französischen Zollverwaltung waren unzweifelhaft, aber sie wurden verdunkelt durch einzelne Mißgriffe in der materiellen Handelspolitik und durch den Haß des ganzen Volkes gegen die Regiebeamten. Der König ließ sich nicht beirren. Starr hielt er an dem immer künstlicher werdenden System fest; er war sich bewußt, daß es seit den Tagen seines Vaters eine große Industrie geschaffen, den Staat wohlhabend und unabhängig gemacht hatte; er erlebte nach den Jahren der wirthschaftlichen Krisis von 1763—72 bis zu seinem Tode einen erheblichen neuen wirthschaftlichen Aufschwung. Auch seine Nachfolger wußten zunächst von 1786 an keine wesentlich anderen Bahnen in der Handelspolitik einzuschlagen, ja sie überboten sein System theilweise noch; wenigstens Struensee vermehrte 1799 nochmal die Einfuhrverbote, führte den härtesten Schlag 1800 gegen die Messe in Frankfurt a. O., indem er alle fremden Gewebe aus Seide und Baumwolle für den Verkauf an In- und Ausländer verbot.

Was Wunder, daß gerade mit dem steigenden Wohlstand, mit der steigenden Gesittung und individuellen Bildung immer mehr der gewaltsame Zwang von oben, der das ganze System aufrecht erhielt, empfunden wurde; nicht einmal die Minister und Beamten waren alle eingeweiht und einverstanden mit den letzten Tendenzen dieser komplizirten Politik, geschweige die Masse der Handel- und Gewerbetreibenden und das ganze Volk, das sich auf Schritt und Tritt durch die Beamtenmaschine gegängelt und gedrückt fühlte. Mochte die preußische Zoll- und Accisevermaltung die rechtlichste Europas sein und die, welche den Schmuggel relativ am besten bekämpft hatte, das Gefühl eines unnatürlichen Druckes war um so stärker, weil man nicht, wie in England und Holland, den reichen, einflußreichen Leuten durch die Finger sah. Und die feindliche Härte, mit der das System gegen Danzig, Polen, Sachsen vorging, war ja auch kaum geringer, als das, was sich England gegen seine Kolonien und schwächeren Konkurrenten erlaubte.

Es mußte hier wie in Westeuropa das Gefühl entstehen, daß das alte System ungerecht und überlebt sei, selbst wenn es im Prinzip zu rechtfertigen wäre; seine Mittel, sein äußeres Auftreten waren zu schlimm. Und das sah und empfand Jeder, auch wer über die großen Prinzipien nicht nachdachte; da dies zur Erschütterung des alten Systems mindestens ebenso beitrug, wie die neuen Theorien und Ideale der Handelspolitik, so sei darüber ein Wort gestattet.

Man wird nicht zu viel sagen, wenn man behauptet, die ganze Handels-, Kolonial- und Industriepolitik des 17. und 18. Jahrhunderts habe, auch soweit sie berechtigt war, nicht die richtigen Mittel für ihre Zwecke gefunden. Sie hatte sich fast überall zu rasch zum äußersten entschlossen; wenn ein Zoll von 20 Prozent nicht den gewünschten Erfolg hatte, war man zu einem von 40—100 Prozent geschritten; wollte dieser nicht wirken, so verbot man die fremde Waare. Wurde man über den Schmuggel einer ganz bestimmten Waare nicht Herr, so glaubte man, das Einfuhrverbot sei leichter zu kontroliren, wenn man jede Waare dieser Art, die sich dann im Inland fand, konfisziren konnte; aber doch beförderte man auch hierdurch in vielen Fällen erst recht die geheime Einfuhr. Der Zolldienst, die Grenzbewachung, die Revision der Waaren, die vielgestaltige Art der Zölle und Gebühren — oft zahlte man sechs bis acht Abgaben für dasselbe am selben Ort an verschiedene Beamte —, die häufige Aenderung der Tarife, ihre unvollkommene Veröffentlichung — alles war noch in einem rohen, technisch-bureaukratisch verwahrlosten Zustand. Es fehlten die rechten Kontrolen, das ehrliche Personal, die Kenntniß der formalen Vorschriften beim Publikum. Je künstlicher die Tarife und das System wurden, desto schlimmer gestaltete sich die Handhabung; die Ausnahmen, die Rückzölle, die Prämien für Produktion und Ausfuhr mußten zu Täuschungen und Betrug aller Art Anlaß geben. Es entstand so im 18. Jahrhundert fast allerwärts ein ebenso verkünsteltes als von Betrug und Mißbräuchen erfülltes System; Bestechung und Korruption, Schmuggel und Defraude, Betrug und Fälschung wuchsen ins Ungemessene. Man kann fast sagen, die Geschichte des Schmuggels sei im 18. Jahrhundert die eigentliche Geschichte des Handels.

Von dem großen englischen Handel nach Spanien und Westindien waren sicher 95 Prozent Schmuggelhandel. In den ehrbaren Neuenglandstaaten waren, als sie sich von England loslösten, nach Wells neun Zehntel der Kaufleute Schmuggler und von den heute noch mit Stolz genannten

Unterzeichnern der Unabhängigkeitserklärung bestand ein Viertel aus Männern, die notorische Kontrebande trieben. In England nahm man 1780 an, daß volle zwei Millionen Menschen, ja vielleicht die Hälfte der ganzen Bevölkerung am Schmuggel betheiligt sei; von 13 Millionen Pfund konsumirten Thees wurden 7½ geschmuggelt. Die französische Einfuhr nach England war 1786 offiziell 13 Millionen Livres, die wirkliche war 24 Millionen; es wurden für 11 Millionen verbotene Waaren eingeführt. Große Versicherungsgesellschaften hatten sich gebildet, die offen gegen die Gefahr der Wegnahme von Waaren, die auf der That ergriffen wurden, versicherten.

In Holland war es bekannt, daß man ganze Schiffsladungen unbehelligt durch die Zollgrenze bringen könne. In Preußen waren die Zustände bis 1766 auch schlimm genug gewesen. Friedrich der Große hatte von 1740—66 es eine seiner Hauptsorgen sein lassen, den Schmuggel und die Defraude zu bekämpfen. Lange vergeblich. Noch am 24. September 1766 ließ er dem ersten Fabrikanten Berlins, dem reichen Herrn Wegeli sagen, er wisse wohl, daß er ein starker Kontrebandier sei, er solle sich in acht nehmen. De la Haye de Launay, der Chef der französischen Regie, konstatirte, daß der bisherige jährliche Umsatz der Messen in Frankfurt a. O. 5½ Millionen Thaler, der zur Versteuerung angegebene aber nur 0.6 Millionen sei. Es wurde dann besser; zu Anfang unsres Jahrhunderts meinte man, über 20 Prozent der Einfuhr betrage der Schmuggel nicht mehr. Aber das wurde nur erreicht um den Preis einer militärischen Grenzbesetzung, die täglich zu Mord und Todtschlag, zu förmlichen Schmugglerschlachten führte. Die Palais der Gesandten und der Prinzen, die sich am leichtesten der Kontrole entzogen, galten allerwärts als die Herde des schmutzigen Geschäfts; wenn sie nicht selbst theilnahmen, that es ihre Dienerschaft. In Wien war es das päpstliche Gesandtschaftshotel, das am meisten berüchtigt war. In Berlin hatte man, um den Verkehr nicht an den Thoren täglich zum Stocken zu bringen, verordnet, wenigstens die eleganten Equipagen der vornehmen Kreise nicht zu visitiren. Einer der höchsten Beamten erzählt, er habe den Wagen eines reichen Kaufmanns so unvisitirt passiren sehen, der Tausende von Thalern Defraudationsstrafe kurz zuvor bezahlt hatte.

Man stand überall vor der Wahl, entweder die Grenzbewachungs- und Erhebungskosten so zu steigern, daß der Ertrag der Zölle wesentlich zusammenschmolz oder ein Heer von Mißbräuchen zu dulden, die halbe Volkswirthschaft in ein Betrugssystem zu verwandeln. Und wenn man, wie in England mit seiner damals fast noch unbewachten Seegrenze 1770 nur etwa 6 Proz. für die Erhebung ausgab, so gingen weitere 42 Proz. der Einnahme (2 Mill. Pfd. St. = 40 Mill. Mark) in Form von Rückzöllen und Prämien ab; das Ministerium und die Verwaltung benutzte diese enormen Summen, um seinen Anhängern und Günstlingen die Taschen zu stopfen.

Kurz, die Zollverwaltung des Merkantilismus war zu einem System der Korruption, der Unehrlichkeit, der Begünstigung, der Erschleichung von kleinen und großen Gewinnen auf unehrlichem Wege so ziemlich allerwärts geworden, weil die Mittel — d. h. die Beamtenmaschine — gegenüber dem zu hoch und zu einem guten Theil auch falsch gesteckten Zwecke versagt hatten.

War es da nicht angezeigt, den Zweck selbst zu modifiziren, das Zollsystem so einzurichten, daß man hoffen konnte, das durchzuführen, was man im Gesetz bestimmte? Bei den besseren Handelsverträgen und Tarifgesetzen von 1786—1825 wurde es ein durchschlagender Gesichtspunkt, die Höhe der Zölle mit genauer Rücksichtnahme auf die aller Welt bekannten Schmugglerprämien von 4—15 Proz. zu normiren.

Und noch ein anderer Gesichtspunkt trat in den Vordergrund. Zumal in dem parlamentarischen England wußte Jedermann, daß diese und jene Schutzmaßregel, diese und jene Prämie und Zollrückvergütung auf das Betreiben einzelner Interessentengruppen eingeführt ward. Auch im absoluten Preußen erzählte man sich, daß die Zuckerzölle auf Splittgerbers Wünsche, manche Maßregeln in Bezug auf die Wollindustrie auf die Gebrüder Smitts, welche das Lagerhaus in Pacht hatten, zurückgingen. Die so verhängnißvolle Maßregel Struensee's in Bezug auf die Frankfurter Messe 1800 schob man allgemein einigen Berliner Seiden- und Baumwollfabrikanten in die Schuhe, welche sich die lästige auswärtige Konkurrenz hatten vom Halse schaffen wollen.

So erschien das ganze künstliche Gebäude der Zoll- und Handelspolitik zumal dem, der das Ganze, seine Ziele und Motive nicht übersah, als ein Konglomerat von falschen und ungerechten Beförderungen, von habsüchtigen Interessensiegen der Großen und Mächtigen. Immer wieder kommt Adam Smith darauf zurück, daß die egoistischen Rathschläge von Kaufherren und Industriellen und nicht das Gesammtwohl die bisherige Handelspolitik bestimmt hätten.

III.

War so der Boden, auf dem das alte Handels- und Zollsystem ruhte, längst durch die Unvollkommenheit seiner eigenen Mittel unterspült, zunächst hielten es noch die alten Interessen in seinem Bestande aufrecht. Und nur langsam bereitete sich der Sturm vor, der es vollends erschüttern und zunächst an einigen Stellen stürzen oder ins Wanken bringen sollte. Die Literatur und die Wissenschaft in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts lieferten die Mittel dazu. Naturgemäß entstanden die neuen Lehren da, wo das System am längsten gewirkt, die größten Mißstände erzeugt hatte, wo es am überlebtesten war, in Frankreich und England. In letzterem Lande hatte schon die Ausbildung des Systems eine toristisch-freihändlerische Opposition begleitet (1670—1750). Der Geist des unabhängigen Denkens und der freien Kritik hatte dort nie geruht. Und auch in Frankreich war er mit den Encyklopädisten und Physiokraten erwacht. Selbst die Vertreter der alten Schule und der praktischen Lebenserfahrung, wie Forbonnais, der in seinem Buch über den Handel (1755) im übrigen die industriellen Schutzzölle, die Navigationsakte, das englische System der Getreideexportprämien und die Lehren von der Handelsbilanz vertheidigt, warnt immer wieder vor den Uebertreibungen des Systems, vor dem nationalen Handelsneid und seinen Ausschreitungen und vor den zu zahlreichen Aus- und Einfuhrverboten.

Aber das genügte den enthusiastischen Geistern bereits so wenig wie den scharfsinnigen Neuerern. Quesnay macht die bisher herrschende, das alte System stützende Bilanzlehre, die dahin ging, die Aus- und Einfuhr eines Landes müsse durch den Staat so geregelt werden, daß stets ein Geldüberschuß für dasselbe entstehe, daß an der Balance gewonnen werde und die Goldmenge zunehme, mit der überlegenen Sicherheit des mathematischen Naturforschers ab: „la balance du commerce, chose futile"! Hume findet die scheinbar so einfache Formel, daß die Geldmenge eines Landes gleichgültig sei, weil sie bei Zunahme die Preise hebe, bei Abnahme senke und dieser Preiswechsel rasch jedem Lande wieder die für seinen Verkehr passende Geldmenge verschaffe; denn Sinken der Preise fördere die Waarenausfuhr, Steigen der Preise hemme sie. Diese Theorie übernimmt A. Smith, und so wenig tief und abschließend diese Bilanzerörterung ist, die Nachfolger glaubten ihr und den anderen Argumenten der neuen Freihandelslehre. Diese läßt sich, so wie sie Ad. Smith aufstellt, in

dem folgenden Gedankengang zusammenfassen: Alle bisherige Handelspolitik hat Vertheuerung der Waaren und Leistungen zugunsten einiger Produzenten, zu ungunsten der Masse des konsumirenden Publikums zur Folge gehabt. Das war, so folgerte er, falsch, schon weil alle wirthschaftliche Produktion von der Kapitalmenge abhängt, die durch keine handelspolitischen Staatseingriffe zu vermehren ist. Diese werden meist das Kapital in Richtungen leiten, wo es weniger produktiv ist; bestenfalls weisen sie es in eine Bahn, wohin es durch das verständige Privatinteresse von selbst käme.

Diese freihändlerischen Formeln haben als Disputirwaffe gewiß viel gewirkt, wie früher die abstrakten Formeln von der Handelsbilanz. Sie sind wie fast alle solche Dogmen halb wahr und halb falsch, entsprechen nur einem Theil der realen Vorgänge, nicht dem Ganzen. Sie waren aber auch nicht der innerste Grund der nun siegreich vordringenden freihändlerischen Ueberzeugungen. Was die besten Geister der Zeit ergriff und erfaßte, war ein geschlossenes System großer Gedanken und Vorstellungsreihen über Recht und Staat, Gesellschaft und Volkswirthschaft, geschichtliche Entwicklung und zukünftige Gestaltung des öffentlichen Lebens, wie sie aus der Verurtheilung der bestehenden Einrichtungen sich zu einem idealistischen liberalen Staats- und Wirthschaftsprogramm verdichtet hatten. Das jüngere Naturrecht hatte im Anschluß an die quietistischen Gedanken der Stoa mit Grotius und Locke sich einen vor allem Staat bestehenden natürlichen Zustand der Gesellschaft mit Freiheit der Person und des Eigenthums konstruirt, der als Folge einer harmonischen Weltordnung oder als die That eines vollkommenen göttlichen Weltenbaumeisters erschien. In dieser vollkommenen und harmonischen wirthschaftlichen Welt hat die durch den Staatsvertrag geschaffene Staatsgewalt nur das Eigenthum und die Freiheit zu schützen, aber nirgends eine lenkende Gewalt zu usurpiren, durch die sie nur schadet. Die natürlichen Triebe des Wohlwollens und des Egoismus führen die Menschen von selbst auf die rechte Bahn; sie gehen lassen, ist die allein richtige Staatsmaxime. Die Volkswirthschaft ist eine natürliche Ordnung, welche „die hinterhaltigen und verschlagenen Thiere, die man Staatsmänner nennt", meist nur stören und in Verwirrung bringen, wenn sie sie leiten wollen. Die verschiedenen Länder sind von der Vorsehung mit verschiedenen natürlichen Vorzügen ausgestattet, damit sie einander ergänzen und durch freien Tausch wohlhabender und glücklicher machen können. All das hat man durch eine Reihe von Thorheiten und Verbrechen, durch falschen Handelsneid und brutale Handelskriege, durch Schutzzölle und Verbote gehindert. Im Hintergrund dieser Auffassung steht die Vorstellung, daß nicht sowohl mächtige und schwache, nicht sowohl miteinander ringende, sondern lauter gleich große und gleich mächtige, nur wirthschaftlich verschieden ausgestattete Staaten friedlich nebeneinander stehen und im Verkehr sich gegenseitig helfen und fördern, ganz ebenso wie die Vorstellung des inneren Markts sich an das Bild von gleichen Individuen heftete, die bei jedem Tausch alle beide gleichmäßig gewinnen. Den Kampf um die wirthschaftliche Suprematie, wie ihn Holland, England und Frankreich geführt, hatten die Urheber dieser Lehren vergessen; ein blühender wirthschaftlicher Zustand wie ihn England seit Mitte des 18. Jahrhunderts besaß, erschien als das natürliche Ergebniß der freien Individuen und der harmonischen Weltordnung, nicht als das Ergebniß einer klugen und energischen Politik.

Es war ein neuer Glaube, eine neue politisch-historische Weltanschauung, die des optimistischen Liberalismus. Es waren dieselben Gedankenreihen, in denen Kant und Wilhelm v. Humboldt, Turgot und Adam Smith einig waren. Es war jene unhistorische individualistische Staats- und Gesellschaftsauffassung, welche die Generationen von 1780 bis 1860 in der Politik, im Recht, in der Staatsverwaltung und in der Wirthschaftspolitik beherrschte. Einseitig vom Individuum ausgehend, die großen Organisationen, ihr Recht und ihre Wirksamkeit verkennend, das historisch Gewordene verachtend, aber mit kühnstem Muthe zum Neubau bereit, rationalistisch auf die Logik ihrer Schlüsse vertrauend, ergriff diese Lehre die besten und edelsten Köpfe der Zeit. Die Unvollkommenheit und die groben Mißbräuche der überlieferten Gesellschaftseinrichtungen, die Härten und Brutalitäten der bisherigen Handelspolitik rechtfertigten den Thatendrang der Staatsmänner und Theoretiker; er konnte bei falscher Leitung zu blutiger Revolution, bei richtiger zu den großartigsten Reformen führen. Es war ein Enthusiasmus des wissenschaftlichen Geistes und der idealistischen Humanität, der die Welt mit diesen Gedanken durchschauerte. Ohne einen solchen, ohne einen Glauben, der Berge zu versetzen sich vermißt, der in einem großen praktischen Kern berechtigt, doch meist mit einem Heer von Illusionen und Täuschungen gepaart ist, geschehen die großen Thaten der Geschichte nun einmal nicht.

Das Berechtigte in den neuen Tendenzen lag in dem Umstande begründet, daß die größeren Staaten ihre Macht gegen die Kolonien und die schwächeren Staaten mißbraucht, daß sie mit Lug und Trug ein Netz von Handelsverträgen gesponnen, mit Gewalt und List die Konkurrenten todt gemacht hatten, daß alle Staaten durch ein Uebermaß von Sperrmaßregeln, Zöllen, Schiffahrtsgesetzen, von polizeilicher Gängelung alles Verkehrs, von Bevormundung aller wirthschaftlichen Produktion die Bürger gequält und zuletzt immer mehr fehlgegriffen hatten. Man hatte zwei Jahrhunderte lang fast nur die eine der beiden vorhin geschilderten Seiten des Handels gesehen, die andere ganz außer acht gelassen. Man hatte sich zuletzt eingebildet, nur mit Flotten und Gewalt, mit Polizei und Grenzbewachung den Handel zur Blüthe bringen zu können, hatte die andere, ich möchte sagen, die menschliche Seite des Handels, die psychologisch individuellen Triebfedern desselben, seine Basirung auf Billigkeit und Recht fast ganz vergessen. Man hatte zu einseitig die Lehre betont, daß der Gewinn des einen Volks stets nur zu erreichen sei mit dem Schaden des anderen. Noch Voltaire hatte behauptet: Telle est la condition humaine, que souhaiter la grandeur de son pays, c'est souhaiter du mal à ses voisins; il est clair qu'un pays ne peut gagner sans qu'un autre perd. Selbst der vorsichtige Forbonnais hatte noch behauptet: Toute opération, qui augmente l'avantage des autres nations dans la concurrence, est destructive de la richesse des sujets et de l'État; toute opération, qui diminue leur avantage, est une source de nouvelles prospérités pour un corps politique. Waren diese Sätze auch keineswegs ganz falsch, so hatte ihre Uebertreibung doch zu solch falschen Maßregeln geführt, daß zunächst der entgegengesetzte Glaube entstehen und befreiend wirken mußte. Und ebenso war die alte merkantilistische Lehre von der Dummheit des Pöbels und der Unfähigkeit der Unternehmer, das für die Gesammtheit Richtige zu thun, nach und nach verhängnißvoll geworden, so daß ein Umschlag in das andere Extrem unvermeidlich war. Die freiere wirthschaftliche Bewegung der Individuen im Innern des Staats, ihre Verweisung auf ihre richtig erkannten wirthschaftlichen Interessen, die Gestattung der internationalen Handelsbeziehungen auf Grund der natürlichen Arbeitstheilung und ihrer freien Ausgestaltung war zunächst eine Erlösungsbotschaft und der mit Recht in Vordergrund gerückte Leitstern der wirthschaftlichen Politik.

Es war nur die Frage, wie die neue wirthschaftliche Lehre sich abfand mit den bestehenden Einrichtungen und mit den berechtigten, in ihr nicht zum Ausdruck gelangten

Interessen; es war die Frage, mit welcher Klugheit und Sachkenntniß die leitenden Staatsmänner und Regierungen verstanden, den Uebergang zum Neuen zu finden, in geschickt durchgeführten Kompromissen die partielle Berechtigung der neuen Heilslehre praktisch zur Anerkennung zu bringen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Franz Poppe: Am Lebensborn. Gesammelte Gedichte. Auswahl. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 263 S. — Je länger man das gegen 300 Seiten starke Buch durchblättert, desto mehr wundert man sich, daß die Verlagsfirma es über sich bringen konnte, einem Arthur Fitger und Hermann Allmers, deren formenschöne Dichtungen bekanntlich ebenfalls bei Schulze erschienen sind, den Hrn. Franz Poppe als Kollegen zuzugesellen. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Autor dieser Gedichtsammlung des Poeten Handwerkszeug nicht zu brauchen verstünde; im Gegentheil. Er ist so ziemlich in allen Pegasussätteln seßhaft. Man findet Sonette, Distichen, Sicilianen, Balladen, didaktische Sprüche, Liebes- und Kinderlieder, Gelegenheitsstrophen auf Bismarck, Moltke und Roon ꝛc. —, alles schlecht und recht, tüchtige, mitunter etwas hausbackene Gedanken in zierliche, saubere Reime gebracht, das Meiste ohne jede Spur einer zwingenden Dichteroriginalität.

Wo der belesene Verfasser — seines Zeichens, wie er wiederholt durchblicken läßt, ein Schulmann — sich zu höherem Fluge erhebt, stößt man auf die Fußstapfen seines Vorbildes, so z. B. in dem Lied „Mein Herz ist wild wie Sturm und Meer in dunkler Nacht", dessen Pointe „Du aber bist der sanfte Mond" unwillkürlich an Geibels „Der Mond, der helle Mond bist du" erinnert, und das um so eindringlicher, als dem Leser hier wie dort genau derselbe Rhythmus ans Ohr schlägt. Das den Schluß des Bandes bildende, 14 Seiten lange Gedicht „Friedhofsbotanik" mit dem Anfangsvers „Um Mitternacht kam ich vom Wein", ist ohne Heine's groteskes Nachtstück „Ich kam von meiner Herrin Haus" nicht zu denken. Daß Poppe hier überdies die Geschmacklosigkeit hatte, seine auf dem Friedhof entdeckten Blumensorten dem bildungsbedürftigen Leser jeweilen in Fußnoten mit ihren lateinischen Apothekernamen vorzustellen (z. B. weißer Fingerhut = Digitalis!) ist charakteristisch für die Muse dieses Poeten. Daß man dessenungeachtet ein guter Patriot sein kann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, beweist sein in Hyperbeln schwelgender Hymnus zum Preise Oldenburgs: „So traut wie du kein Städtchen lacht in Gottes weiten Reichen." Vom Lehrerberuf hat der Verfasser natürlicherweise eine sehr hohe Meinung:

> „Des Kindes Herz ist auch wie eine Blume,
> Es sehnt sich nach des Frühlings Sonnenschein;
> Soll es erblüh'n der Welt und Gott zum Ruhme,
> So muß das Lehrerherz die Sonne sein."

Eine ebenso unbeabsichtigte Wirkung erzielt Poppe, wenn er in den hübschen Versen zum Lobe seines Dachstübchens folgende gutgemeinte Wendung miteinfließen läßt:

> „Kein Lärm, kein Trubel hält den Lauf
> Sanft wogender Gedanken auf,
> Wenn ich im Stübchen les' und schreib',
> So einsam wie im Mutterleib."

Besser wäre es freilich schon gewesen, wenn der Verfasser, welcher, wie im Vorwort bemerkt wird, „des Lebens Sonnenhöhe überschritten hat", mit seinen „sanft wogenden Gedanken" etwas weniger nachsichtig verfahren wäre. Man würde dann statt eines wohlbeleibten Buches ein schlankes, aber freundlich anmuthendes Bändchen in wirklicher kritischer Auswahl vor sich haben, ohne bei der Lektüre sich durch so viel Ballast durcharbeiten zu müssen. Weniger wäre entschieden mehr gewesen. -ee-

* Sonntag, den 7. August, ist **Georg Ebers** auf seinem Landsitz in Tutzing am Starnberger See in der Mitte seines 62. Lebensjahres sanft verschieden. Mit ihm verlieren gleich zahllosen Lesern seiner Werke auch die Kenner dieser Beilage, die er so oft durch seine Mitarbeit erfreut hat, man darf wohl sagen: einen Herzensfreund; denn anmuthige Liebenswürdigkeit, durch die er jeden für sich gewann, der ihm persönlich begegnet ist, war ebenso deutlich allem, was er schrieb, als treuer Stempel seines Wesens aufgedrückt. Die glückliche Stimmung, die er so ununterbrochen nah und fern um sich verbreitete, die heitere Milde, die den Grundton seiner geistigen Aeußerungen bildete, sie waren nicht allein Geschenke der Natur; er hat sie zugleich einem schweren Geschick mit der unverwüstlichen Kraft eines Dulders siegreich abgerungen. Fast die Hälfte seiner Lebenszeit hindurch war er von einem Rückenmarksleiden an den Stuhl gefesselt, nur gar zu oft von quälenden Schmerzen bedrängt; in den letzten Jahren traten beängstigende Anfälle von Herzkrankheit hinzu, deren einer ihn im vergangenen Frühjahr dem Tode nahebrachte; indem sie sein körperliches Dasein bis zur Auflösung erschütterten, vermochten sie doch den Frieden, ja den Frohsinn seiner Seele niemals zu zerstören. Auch sein geistiges Schaffen empfing von diesem Schicksal her die Richtung wie den Charakter. Auf dem ersten Krankenlager der Jugendjahre versenkte er sich in den Genuß der Lektüre Herodots und befruchtete seine für leichte Erzählung und farbige Schilderung begabte Phantasie mit dieser Anregung so kräftig, daß ihm die liebenswürdige Schöpfung der „Aegyptischen Königstochter" daraus erwuchs. Genesen, wandte er sich nun erst mit feurigem Eifer dem ernsten Studium der ägyptologischen Wissenschaft zu, die er durch eine stattliche Reihe selbständiger Arbeiten bereichert und zudem als theilnehmender Lehrer einer ganzen Generation von jüngeren Forschern, besonders während seiner Leipziger Professorenzeit, persönlich gefördert hat. Zweimal hat er Aegypten und den angrenzenden Orient selbst besucht und gute Beute an Funden, wie vor allem an Anschauungen heimgebracht, die er in glänzender populärer Beschreibung zum Gemeingut deutscher Leser machte; nicht minder sind jedoch seine strenger wissenschaftlichen Arbeiten so mit einer sinnlich und gemüthlich ansprechenden Färbung ausgestattet worden, die in den meisten Fällen übrigens der kritischen Haltung nicht im Wege steht: ganz mit Recht hat ihn noch vor kurzem die Münchener Akademie durch die Wahl zu ihrem ordentlichen Mitglied in die Reihe der anerkannten Gelehrten aufgenommen. Zugleich aber hatte er sich seit mehr als zwei Jahrzehnten, leider von neuem und nun für immer von seinem leiblichen Uebel heimgesucht, der poetischen Schriftstellerei mit unermüdlicher Hingabe wieder zugekehrt. So ging denn jene lange Reihe historischer Romane hervor, die sich meist mit Aegypten im Verlauf seiner ganzen antiken Entwicklung beschäftigen, in späteren Jahren jedoch auch andere Stoffe, zumal aus der deutschen Städtegeschichte im sinkenden Mittelalter, behandelten. Hier zeigte sich nun die zwiefache Neigung seines Geistes zu Wissenschaft und Kunst in dem eigenthümlichen Bestreben, den Gebilden seiner Einbildungskraft durch gelehrte Zuthat zugleich einen gewissen Nutzwerth zu verleihen; er ward, wie später neben ihm Felix Dahn, zum Hauptvertreter jener vielbesprochenen Gattung des Professorenromans, die der Richtung des Zeitalters auf encyklopädische Bildung eine Zeitlang durchaus entsprach, bis man schließlich gewahr ward, daß der freie Schwung einer echten Kunst durch solch didaktisches Bestreben nothwendig gelähmt wird. Unter den Ebers'schen Romanen, die zudem in ihrer raschen Folge bald die Grenzen seines Talents für Erfindung und Charakterzeichnung an den Tag brachten, ist immerhin einer, „Homo sum", durch geschlossene Komposition und tiefere Erfassung eines seelischen Problems von wirklich dichterischer Bedeutung und wird wohl auch von der künftigen Literaturgeschichte als dauerhafte Leistung verzeichnet werden. Seiner Mitwelt aber, vor allem der unverdorbenen Jugend, und in diesem sittlichen Sinne also doch den Besten seiner Zeit, hat der takt- und geschmackvolle, von ganzem Herzen wohlwollende, bildungsreiche und mittheilungsfrohe Mann durch seine gesammte poetische und halbpoetische Thätigkeit jedenfalls genuggethan. Wohl niemals ist literarische Beliebtheit menschlich besser verdient worden, als durch ihn; in dem Gesammtbilde unserer neueren Literatur, zumal in den 70er Jahren, wird der Name Georg Ebers immer einen freundlichen Zug bilden; er bedeutet den wohlthuenden Ausdruck selbsterworbener Zufriedenheit eines guten, feinen und geprüften Herzens.

* **Ein bisher unbekanntes Gedicht Sebastian Brants**, des Dichters des „Narrenschiffs", veröffentlicht Ludwig Schmidt (Dresden) in der „Zeitschr. f. deutsch. Alterth. und deutsche Literatur". Das Gedicht besteht aus lateinischen Distichen, die für das Grabmal des am 26. August 1486 gestorbenen Kurfürsten Ernst von Sachsen bestimmt waren, und ist hauptsächlich deßwegen von Interesse, weil sonst von Beziehungen des berühmten Poeten zu Sachsen nichts bekannt ist und weil es zu den ältesten literarischen Leistungen Brants gehört. Denn die Abfassungszeit des Gedichtes fällt bald nach 1486, als Brant in Basel Rechtslehrer an der Universität war; er muß also schon damals einen Ruf als Dichter genossen haben. Vermuthlich waren die Distichen auf einer an der Wand neben dem Grabmal aufgehängten Tafel aufgezeichnet. Die Mittheilung des Gedichts durch L. Schmidt stammt aus einem aus dem Kloster Altzelle herrührenden Sammelband, der sich jetzt in der Leipziger Universitätsbibliothek befindet.

* **Römische Inschrift und Heiligthumsanlage in Beuel.** Das Rheinische Bonner Provinzialmuseum ist, wie die „Köln. Ztg." mittheilt, seit einigen Tagen in dem Bonn gegenüber gelegenen Beuel mit archäologischen Ausgrabungen beschäftigt. Man hatte dort zufällig einen großen römischen Votivstein mit wichtiger, noch nicht völlig entzifferter Inschrift gefunden. Die daraufhin vom Provinzialmuseum angestellte Nachgrabung ergab in dessen Nähe die Fundamente eines anscheinend balustradeartigen Heiligthums. Die Untersuchungen, welche durch den stellvertretenden Museumsdirektor, Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Nissen, unter der Assistenz von Konstantin Könen geleitet werden, sollen in ihren Ergebnissen noch in dem in Druck befindlichen Hefte der Bonner Jahrbücher eine eingehende Besprechung finden. Ebenso wird die von genannter Anstalt archäologisch untersuchte karlingische Töpferwaare von Pingsdorf schon für dieses Jahrbuch bearbeitet. Wie wichtig für die Gelehrten eine solche sofortige Bekanntmachung der Funde ist, läßt die Beueler Inschrift erkennen, da sie u. a. außer dem Kaiser dessen Heer, seine Hülfstruppen, einen Legionslegaten nennt und vielleicht ein neues Licht wirft auf den unterhalb des Limes gelegenen rechtsrheinischen, zeitweise von Rom verwalteten germanischen Uferstrich.

* Die Beamten der Küstenuntersuchung der Vereinigten Staaten, von denen kürzlich Vermessungen auf dem Archipel der **Pribylow-Inseln** im Beringsmeer vorgenommen wurden, entdeckten daselbst ganz erhebliche **Abweichungen der Magnetnadel**. Die genannten Inseln, die trotz ihrer Kleinheit wegen des in ihrem Bereiche betriebenen Robbenfangs recht bekannt sind, sind vulkanischer Entstehung. Auf einer Insel, die den höchsten Berg der Gruppe trägt, den Ulakiya, zeigten sich auf der Höhe des Berges Abweichungen der Magnetnadel um fast 5½ Grad nach Osten und an der nordöstlichen Küste derselben Insel sogar solche über 20 Grad nach derselben Richtung. Die Stellung der Magnetnadel wechselte auf ganz geringem Raume alle Augenblicke, so daß in wenigen hundert Meter Entfernung verschiedene Abweichungen zwischen 14 Grad 55 Minuten und 15 Grad 38 Minuten beobachtet wurden. Dieses auffallende Verhalten des Kompasses erklärt man dadurch, daß das Gestein der Insel selbst magnetisch ist, was nachgewiesen werden konnte. Schon kleine Stücke des vulkanischen Felsens, aus dem die Inseln bestehen, brachten bei der Annäherung an ein Magnetometer erhebliche Ausschläge der Nadel hervor.

* **Neue wissenschaftliche Forschungen in Alaska** hat der Kongreß der Vereinigten Staaten zu veranstalten beschlossen, und zwar hauptsächlich zu dem Zweck, die Aussichten für den Ackerbau in diesem bisher so unwirthlichen Land festzustellen. Es soll eine landwirthschaftliche Versuchsstation in dem Ort Sitka errichtet werden, daneben wird, was für die Wissenschaft von hoher Bedeutung sein wird, das Wetterbureau der Vereinigten Staaten seinerseits einen regelmäßigen Wetterdienst in Sitka einrichten; auch sollen in anderen Theilen Alaska's freiwilligen Beobachtern Instrumente zur Verfügung gestellt werden. Die meteorologischen Beobachtungen sind natürlich auch für die Frage, wo und wie Ackerbau in Alaska getrieben werden kann, von entscheidender Wichtigkeit und damit zugleich für die Frage einer Besiedelung des Landes mit einer seßhaften und produzirenden Bevölkerung, als welche die gegenwärtig dort hausenden Goldgräberbanden nicht zu betrachten sind.

* Unter dem Titel: „**Archiv für Papyrusforschung und verwandte Gebiete**" wird mit Anfang des Jahres 1899 im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig eine Zeitschrift erscheinen, die in erster Linie der Zersplitterung wehren soll, welche das Erscheinen der Einzeluntersuchungen in den verschiedensten Fachzeitschriften des In- und Auslandes nothwendigerweise im Gefolge hat. Herausgeber ist Professor Dr. Ulrich Wilcken-Breslau.

* „**Wappenbuch des Westfälischen Adels**" ist der Titel einer demnächst im Verlag von C. A. Starke in Görlitz erscheinenden heraldischen Publikation, in welcher der Herausgeber Max v. Spiessen die Frucht seiner 25jährigen Forschungsthätigkeit auf diesem Gebiet darbietet, während der illustrative Theil der Künstlerhand des Professors Ad. M. Hildebrandt anvertraut ist.

* **Berlin.** Die kgl. Akademie der Wissenschaften wählte den Bonner Universitätsprofessor Hubert Ludwig und den Marburger Universitätsprofessor Ferdinand Justi zu ord. Mitgliedern. — In der Aula der Universität hat die Marmorbüste des Rechtslehrers Prof. Beseler jetzt einen Ehrenplatz erhalten. Sie steht auf der rechten Seite des Podiums neben der Gedenktafel für die im Kriege gefallenen Studenten. Die Büste ist im Auftrage des Senats von Bärwald in Schwerin geschaffen worden.

* **Halle a. S.** Der bisherige ordentliche Professor Dr. Georg Klebs zu Basel ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg ernannt.

* **Breslau.** Auf Anordnung des Kardinals Kopp wurde in der hiesigen Dombibliothek ein Diözesan-Museum für kirchliche Alterthümer eröffnet, in welchem für die Kulturgeschichte wichtige Geräthschaften, Bilder, Münzen und Schnitzereien Aufnahme finden. Das Museum soll das Studium künstlerischer und gewerblicher Technik anregen.

* **Bonn.** Der Dozent für Thierheilkunde und Pferdezucht an der kgl. landwirthschaftlichen Akademie Poppelsdorf, Departementsthierarzt a. D. Schell, der seit dem Wintersemester 1850/51 bis jetzt, also seit 48 Jahren, als akademischer Lehrer wirkt, hat, der „K. Z." zufolge, wegen vorgerückten Lebensalters diese Thätigkeit mit Ablauf des Sommersemesters aufgegeben. An seiner Stelle ist der Kreisthierarzt Bongartz in Bonn mit den Vorlesungen über Thierheilkunde an der Akademie betraut worden.

* **Innsbruck.** Der außerordentliche Professor der Dogmatik Dr. Anton Straub ist zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt worden und die Privatdozenten Dr. Beda Rinz und Dr. Michael Gatterer zu außerordentlichen Professoren für philosophisch-theologische Propädeutik und spekulative Dogmatik, resp. für Katechetik und Homiletik.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Karl Bietschker: Karl Gutzkow und der Naturalismus in Deutschland. Berlin, Mitscher u. Röstell 1898. — Dr. H. A. Daniel: Illustrirtes kleines Handbuch der Geographie, bearbeitet von Dr. W. Wolkenhauer. 3. Auflage. 1. u. 2. Lieferung. Leipzig, O. R. Reisland 1898. — Altenglische Dichtungen, in wortgetreuer Uebersetzung von H. Steineck. Ebd. 1898. — Deutschlands Kriegsflotte, mit Benutzung amtlichen Materials nach Original-Aquarellen von Willy Stöwer. 1. Serie. Berlin, Kunstanstalt Kutzner u. Berger 1898. — Prof. Dr. Hunziker: Schweiz; mit einer Sprachenkarte; Fritz Bley: Südafrika niederdeutsch! („Der Kampf um das Deutschthum", Heft 10 u. 17, hggb. vom Alldeutschen Verband.) München, J. F. Lehmann 1898. — Dr. Kaette Schirmacher: Voltaire, eine Biographie. Leipzig, O. R. Reisland 1898. — Jahresbericht der Handelskammer zu Köln für 1897. Köln, M. Dumont-Schauberg 1898. — Dr. Th. Achelis: Heymann Steinthal. Homburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1898.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 9. August. Nummer 176.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Die Liebig-Stiftung seit 25 Jahren.

Mit dem 9. August 1898 vollendet die Liebig-Stiftung die ersten 25 Jahre ihres offiziellen Bestehens.

Dieser Zeitpunkt scheint geeignet zu einem Rückblicke auf die Entstehung der Stiftung und die seitherige Verwirklichung ihres Zweckes.

Im Februar 1869 erließ eine Anzahl von ausgezeichneten praktischen Landwirthen und Freunden der Landwirthschaft von Göttingen aus einen Aufruf an die deutschen und österreichischen Landwirthe, eine Sammlung von Geldbeiträgen zu veranstalten zu dem Zwecke, dem durch seine agrikultur-chemischen Forschungen so hochverdienten Gelehrten Justus v. Liebig als Anerkennung seiner Bemühungen um die Förderung der Landwirthschaft ein Ehrengeschenk zu überreichen. Als solches war ein Kunstwerk in Aussicht genommen, eine Marmorgruppe, die beiden Genien der Forschung und Aufklärung in meisterhafter Ausführung. Ein etwaiger Ueberschuß sollte zur Gründung einer Liebig-Stiftung verwendet werden, deren Zweck der Bestimmung Liebigs vorbehalten bleiben sollte.

Das provisorische Komitee, welches sich an die Spitze des Unternehmens stellte, bestand aus den Herren Griffenhagen, Amtsrath in Weende, Dr. Jul. Kühn, Professor in Halle, v. Niethammer, Reichsrath in München, Dr. Reuning, Geheimer Regierungsrath in Dresden, W. Rimpau, Landrath und Rittergutsbesitzer auf Langenstein, Karl Graf v. Seilern auf Prilep (in Mähren), Dr. H. Settegast, Geheimer Regierungsrath und Direktor der landwirthschaftlichen Akademie in Proskau, ferner aus den die Schriftführung bethätigenden Herren Dr. G. Drechsler, Rittergutsbesitzer und Dozent an der Universität Göttingen, Dr. W. Henneberg, Professor in Göttingen-Weende, Dr. W. Wicke, Professor in Göttingen.

Der Aufruf fand freundliche Aufnahme, und nach Verlauf eines Jahres war von mehr als 2000 Theilnehmern die Summe von 9885 Thalern oder rund 30,000 Mark gezeichnet.

Die Spender dieser Summe wünschten vor deren Verwendung über die mancher Meinungsverschiedenheit unterlegene Form der Ehrung die Anschauung des zu Ehrenden selbst näher kennen zu lernen und wandten sich deßhalb an einen Freund Liebig's behufs vertraulicher Fühlungnahme mit diesem.

Bei Liebig fand, so große Freude ihm auch ausgesprochenermaßen das in Aussicht genommene Kunstwerk bereitet hätte, diese Art der ihm zugedachten Ehrung keine Billigung.

Seine Hochherzigkeit führte ihn zu dem Wunsche, die gedachte Summe lediglich zur Förderung der Landwirthschaft selbst wieder in dauernd segensreicher Weise verwendet zu sehen. Er legte den Gebern deßhalb nahe, die Summe ganz zur Gründung einer Stiftung zu bestimmen, deren Einkünfte (wie er sich wörtlich ausdrückte) „zur Belohnung hervorragender Leistungen im Gebiete der Landwirthschaft“ verwendet werden sollten. Als solche Belohnungen dachte er sich namentlich die zeitweise Verleihung einer goldenen Medaille im Werthe von etwa 300 Thalern und Ertheilung von Ehrengeschenken in Geld nach näher zu treffenden Bestimmungen.

Diesem Plane wußte Liebig bei seinen Verehrern günstige Aufnahme zu verschaffen, obwohl deren ursprüngliche Absicht, Liebig selbst in den Genuß ihres Geschenkes zu setzen, dadurch vereitelt wurde.

So wurde Liebig durch seine uneigennützige und hochherzige Auffassung hinsichtlich der Verwendung des ihm dargebotenen Ehrengeschenkes, und indem er damit der Landwirthschaft selbst wieder behufs Förderung der praktischen und wissenschaftlichen Bestrebungen in ihr ein Geschenk machte, selbst zum Urheber der von seinen Verehrern ihm zu Ehren so genannten Liebig-Stiftung und der mit dieser verbundenen Liebig-Medaille.

Ein engeres Komitee aus der Zahl der Spender entwarf ein vorläufiges Statut der Stiftung und übersandte Liebig selbst die erste in Hannover geprägte goldene Medaille zu der am 12. Mai 1870 begangenen 67. Geburtstagsfeier desselben mit der vom gleichen Tage datirten Gründungsurkunde der Stiftung und einem damit verbundenen Album der sämmtlichen Beitraggeber, sowie mit der Bitte, die endgültige Regelung der Statuten selbst leiten zu wollen. Eine persönliche Ueberreichung war leider durch Erkrankung Liebigs unmöglich gemacht worden. Die künstlerisch ausgestattete Stiftungsurkunde nebst Album ist später durch Schenkung der Familie an die kgl. Akademie der Wissenschaften in München gelangt. Die Medaille ist von dem aus Hannover zu diesem Behufe nach München gesandten Medailleur Brehmer gefertigt worden, und zeigt auf der einen Seite das Bildniß Liebigs, auf der Rückseite in Symbolisirung der Landwirthschaft und der ihr zugrunde liegenden Wissenschaft Ceres (mit Emblemen der Landwirthschaft) und Minerva (mit der Eule zu ihren Füßen), die erstere auf die letztere, welche sitzend in der Rechten einen Lorberkranz erhebt, sich stützend, nach einem Entwurf von Prof. Ludw. Thiersch in München; dazu die Aufschrift: „Für Verdienste um die Landwirthschaft; gestiftet am 12. Mai 1870.“

Eine zweite goldene Medaille wurde durch ein provisorisches Kuratorium der Liebig-Stiftung, welchem außer Liebig selbst die schon eingangs genannten Dr. Henneberg und Dr. Drechsler angehörten, in Bethätigung der Stiftung im November 1871 dem Geheimen Regierungsrath Dr. Reuning in Dresden zuerkannt als Auszeichnung für den rastlosen Eifer und die unermüdliche Ausdauer, mit welcher derselbe viele Jahre hindurch bemüht war, den wissenschaftlichen Grundsätzen der Landwirthschaft praktische Geltung und Anerkennung zu verschaffen.

Eine dritte goldene Medaille (in München geprägt) wurde auf Liebigs Antrag im August 1872 an Professor Dr. Wilh. Henneberg in Göttingen verliehen, welcher durch seine Forschungen auf dem Felde der Thierernährungslehre einen festen Grund gelegt hat für eine rationelle Praxis der Fütterung und welcher eine Reihe von Forschern gebildet hat, die als Dirigenten von Versuchsanstalten in seinem Geiste weiterarbeiten.

In dem Wunsche, die Dauer der Stiftung gesichert zu wissen, welche wesentlich mit der Erhaltung ihres Vermögens zusammenhängt, stellte Liebig unter dem 15. März 1873 an Seine Majestät den König von Bayern die allerunterthänigste Bitte um Gewährung des landesherrlichen Schutzes für dieselbe und um Genehmigung der gleichzeitig in Vorlage gebrachten Statuten derselben, in welchen Liebig in seiner Stellung als Präsident der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften eine Verbindung der Stiftung mit dieser Akademie vorgesehen hatte.

Liebig hat die Gewährung seiner Bitte nicht mehr erlebt. Schon im folgenden Monat, den 18. April 1873, raffte ihn der Tod hinweg.

Die allerhöchste Genehmigung erfolgte am 9. August 1873, also heute vor 25 Jahren (laut Entschließung des kgl. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten vom genannten Tage).

Es wurde die Stiftung mit den Rechten einer juristischen Persönlichkeit bekleidet, unter den Schutz der bayerischen Staatsverfassung gestellt und der kgl. Akademie der Wissenschaften angegliedert unter der Bezeichnung: „Liebig-Stiftung bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften in München“.

Nach § 1 des genehmigten Statuts, welches im Jahre 1892 einer zeitgemäßen Revision und erneuter allerhöchster Bestätigung (laut Entschließung des kgl. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten vom 9. April 1892) unterzogen worden ist, hat die Stiftung den Zweck, „das Andenken an den Begründer der Landwirthschaftswissenschaft auf dem Gebiete der Naturforschung, Justus v. Liebig, dauernd zu erhalten und zu ehren“, und dieser Zweck soll nach § 2 erreicht werden einerseits durch öffentliche Anerkennung hervorragender, selbständiger oder durch entsprechende Preisausschreiben veranlaßter, wissenschaftlicher Leistungen oder sonstiger erfolgreicher Bestrebungen in Beziehung auf die Landwirthschaft in Form von Verleihung goldener, silberner oder bronzener Medaillen, unter Beschränkung der gleichzeitigen Inhaber der goldenen Medaille auf acht (§ 6), oder von Ehrengeschenken in Geld, unter Ausschließung anderer als durch Preisausschreiben veranlaßter Bewerbung (§ 3); andrerseits durch Verwendung der Stiftungsmittel zur Anregung und Förderung auf die Landwirthschaft bezüglicher wissenschaftlicher Arbeiten, Publikationen oder sonstiger Unternehmungen (§ 2).

Zur Verwaltung der Stiftung wurde (in §§ 8 und 9) ein Kuratorium aus ursprünglich sechs, jetzt sieben Mitgliedern bestellt, nämlich:

1. dem Präsidenten der kgl. Akademie der Wissenschaften in München — ursprünglich Hr. Reichsrath Stiftspropst Dr. v. Döllinger, jetzt Seine Exzellenz Hr. Geheimer und Obermedizinalrath Prof. Dr. v. Pettenkofer;

2. dem Sekretär der mathematisch-physikalischen Klasse derselben Akademie — urspr. Hr. Prof. Dr. v. Kobell, jetzt Hr. Geheimer und Obermedizinalrath Professor Dr. C. v. Voit;

3. einem weiteren Mitglied dieser Klasse — urspr. Hr. Prof. Dr. Aug. Vogel, dann Hr. Prof. Dr. R. L. Claisen, jetzt Hr. Prof. Dr. L. Radlkofer;

4. den Inhabern der goldenen Liebig-Medaille — urspr. die obengenannten Herren Dr. Reuning in Dresden († 1876) und Dr. Henneberg in Göttingen († 1890), später die (im weiteren Verfolge noch hervorzuhebenden) Herren Graf Karl Max v. Seilern auf Prilep in Mähren, seit 1874 (welcher übrigens seit 1892 hohen Alters halber weitere Betheiligung abgelehnt hat), seit 1875 Rittergutsbesitzer Th. Herm. Rimpau auf Cunrau in der Altmark († 1888), 1877 Geheimer Oberregierungsrath Prof. Dr. J. Kühn in Halle, 1881 Geheimer Regierungsrath Prof. Dr. G. Hanssen in Göttingen († 1894), 1881 Geheimer Regierungsrath Prof. Dr. H. Settegast in Berlin, 1889 Prof. Dr. H. Hellriegel in Bernburg († 1895), 1889 Rittergutsbesitzer Dr. Alb. Schultz auf Lupitz in der Provinz Sachsen, 1892 Geheimer Rath Prof. Dr. C. v. Voit in München (s. u. 2), 1892 Prof. Dr. E. Wollny in München und 1896 Prof. Dr. Fr. Stohmann in Leipzig († 1897);

5. einem Lehrer der Volkswirthschaft an einer der Hochschulen Münchens — urspr. Hr. Hofrath Dr. v. Helferich, jetzt Hr. Geheimer Hofrath Dr. L. Brentano;

6. (seit 1892) einem Vertreter eines landwirthschaftlichen oder zur Landwirthschaft in naher Beziehung stehenden Faches an einer der Hochschulen Münchens — Hr. Prof. Dr. Fr. Soxhlet;

7. aus einem Nachkommen J. v. Liebigs — urspr. Hr. Hofrath G. v. Liebig, dann (seit Februar 1888) Hr. Gutsbesitzer H. v. Liebig († 1894), jetzt neuerdings Hr. Hofrath G. v. Liebig.

Die in München wohnenden Mitglieder des Kuratoriums bilden unter dem Vorsitze des Präsidenten der Akademie den geschäftsführenden Lokalausschuß (§ 10).

Die Verwaltung des Stiftungsfonds, welche auf eine jährliche Rente von 1200 Mark abzielen soll, ist dem Lokalausschuß und der Kassaverwaltung der kgl. Akademie zugewiesen, die Rechnungsrevision der kgl. Rechnungskammer (§§ 18, 19).

* * *

Nachdem so die Liebig-Stiftung im Jahre 1873 offiziell ins Leben getreten war, hat es sich das zu seiner Verwaltung gleichzeitig berufene Kuratorium angelegen sein lassen, der Förderung der Landwirthschaft stets sein Augenmerk zuzuwenden und nach Maßgabe der verfügbaren Mittel die Verleihung von Medaillen und Ehrengeschenken im Sinne der Stiftung, sowie die eben diesem Sinne entsprechende Anweisung von Geldmitteln für Verfolgung besonderer Aufgaben fortgehend zu bethätigen.

Die erste Verleihung einer goldenen Medaille wurde von dem Kuratorium im ersten Jahre nach seiner Einsetzung vorgenommen. Es war den Mitgliedern des Kuratoriums nicht unbekannt geblieben, daß Liebig selbst noch diese Ehre zunächst dem Gutsbesitzer Grafen Karl Max v. Seilern auf Prilep in Mähren zugedacht hatte in Hinsicht auf dessen hervorragende Verdienste um Einführung der Liebig'schen Ideen in die landwirthschaftliche Praxis, um Gründung einer landwirthschaftlichen Versuchsanstalt und einer Hochschule für Bodenkultur in Wien, sowie als Schriftsteller. Dementsprechend wurde demselben im Dezember 1874 die goldene Liebig-Medaille zuerkannt.

Im Jahre 1875 erhielt die goldene Medaille der Rittergutsbesitzer Th. Herm. Rimpau auf Cunrau bei Klötze in der Altmark in Anbetracht seiner Verdienste um die Kultur der Moore (Moordammkultur).

Im Jahre 1877 wurde die goldene Medaille Hrn. Prof. Dr. Julius Kühn in Halle verliehen in Hinsicht auf seine ausgezeichneten Verdienste auf dem wichtigen Gebiete der pflanzlichen Produktionslehre.

Im Jahre 1881 kamen zwei goldene Medaillen zur Vertheilung: 1. an den Nationalökonomen Hrn. Geheimen Regierungsrath Prof. Dr. Georg Hanssen in Göttingen, zur

Zeit seines am 18. Mai 1881 gefeierten 50jährigen Doktorjubiläums, wegen seiner ausgezeichneten agrarhistorischen Untersuchungen und Publikationen, sowie wegen seiner Verdienste um das landwirthschaftliche Unterrichtswesen; 2. an den Geheimen Regierungsrath und Professor der kgl. landwirthschaftlichen Hochschule in Berlin Hrn. Dr. H. Settegast (früher in Proskau), entsprechend den schon von Liebig gehegten Intentionen, wegen seiner Verdienste um die Zuchtlehre und seines vorzüglichen Werkes über Viehzucht.

Im Jahre 1882 wurde für eine Bearbeitung eines im Jahre 1876 (den 11. August) gestellten (in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 18. August 1876 ausgeschriebenen) Preisthemas über Kali-Düngung (mit dem 1. Juli 1880 als Einsendungstermin) eine Gratifikation von 1000 Mark verliehen. Es waren zwei Arbeiten eingelaufen, deren Begutachtung sich als sehr mühevoll und zeitraubend erwies und dazu führte, daß zwar keinem der Bewerber der ausgesetzte Preis von 3000 Mark nebst silberner Liebig-Medaille zuerkannt wurde, jedoch, wie das vorgesehen war, dem Verfasser der einen Arbeit, Hrn. Dr. Ludw. Raab, Lehrer der Chemie und Naturgeschichte an der kgl. Realschule Straubing, die Summe von 1000 Mark als Anerkennung der dem Praktiker viele neue Gesichtspunkte eröffnenden und zu weiterer Forschung anregenden Arbeit zugewiesen wurde.

Im Jahre 1885 wurde die Verleihung zweier silberner Medaillen vorgenommen:

1. an Hrn. Dr. Ernst Schulze, Professor der Agrikulturchemie am Polytechnikum in Zürich, wegen seiner Verdienste um die Fütterungslehre der Pflanzenfresser, seiner Untersuchungen über die nähere Zusammensetzung der Futtermittel, namentlich der darin vorkommenden stickstoffhaltigen Verbindungen und über den ihrem Stickstoffgehalt im allgemeinen gegenüber geringen Gehalt an nährenden Stickstoffverbindungen bestimmter Futtermittel (Kartoffel und Runkelrüben);

2. an Hrn. Dr. Franz Soxhlet, Professor an der technischen Hochschule und Vorstand der landwirthschaftlichen Zentralversuchsstation in München, in Anbetracht seiner großen Verdienste um das Molkereiwesen, seiner vielfachen Untersuchungen über die Milch und besonders der Erfindung der aräometrischen Methode zur Bestimmung des Fettes in der Milch.

Weiter wurde im Jahre 1885 dem Hrn. Dr. Tappeiner, damals Professor an der kgl. Thierarzneischule in München, die Summe von 1000 Mark zugewiesen behufs Fortsetzung und Ausdehnung seiner wichtigen Untersuchungen über die Bedeutung der Rohfaser für die Ernährung der Pflanzenfresser, bezw. über die Lösung und Gährung der Cellulose unter Einwirkung von Spaltpilzen im Verdauungsschlauche der Pflanzenfresser und über die damit verknüpfte Gasbildung.

Im Jahre 1886 wurde (am 1. März) ein Preisausschreiben erlassen über die Anwendung der im Wasser unlöslichen Phosphate, in erster Linie der Thomasschlacke, ferner des Phosphoritmehles, zur Feststellung des relativen Werthes derselben im Vergleich mit gedämpftem Knochenmehl und Peruguano (mit Einsendungstermin bis Ende 1887).

Die im Jahre 1888 zur Beurtheilung gekommenen zwei Bearbeitungen dieser Preisaufgabe von Seiten des Prof. Dr. Gustav Marcé in Königsberg und des Prof. Dr. Paul Wagner in Darmstadt wurden zwar nicht als geeignet für die Ertheilung des ausgesetzten Preises von 3000 Mark nebst silberner Liebig-Medaille erachtet, jedoch als anerkennungswerthe Beiträge zur Lösung der gestellten Aufgabe angesehen und, wie vorgesehen, je mit einem Theilpreise von 1500 Mark bedacht.

Im Jahre 1889 kamen zwei goldene Medaillen zur Verleihung:

1. an Hrn. Prof. Dr. Hermann Hellriegel in Bernburg in Hinsicht auf seine epochemachende Entdeckung über die Assimilirung des freien Stickstoffes der Luft durch die Leguminosen mit Hülfe der in ihrem Wurzelknöllchen sich findenden Bakterien;

2. an Hrn. Rittergutsbesitzer Albert Schultz auf Lupitz in der Altmark, Provinz Sachsen, in Anbetracht seiner gelungenen Versuche, einen unfruchtbaren Sandboden durch Kali- und Phosphorsäuredüngung unter dem Einflusse der stickstoffsammelnden Leguminosen fruchtbar zu machen.

In den Jahren 1889 bis 1891 wurden auf Rechnung des Kuratoriums durch das Mitglied desselben, Hrn. Hermann v. Liebig, vergleichende Düngungsversuche auf Moorboden bei Schleißheim und Thaining bei Landsberg ausgeführt, sowie Versuche über die Wirkung von Mineraldüngern auf Runkelrüben, worüber derselbe in der „Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern“ 1889 S. 91, 1890 S. 9, 1891 S. 540 und in der „Deutschen Landwirthschaftlichen Zeitung“ vom 12. und 19. November 1891, Nr. 130 und 133, Bericht erstattet hat.

Im Jahre 1892 kamen abermals zwei goldene Medaillen zur Verleihung:

1. an Hrn. Obermedizinalrath Prof. Dr. Karl v. Voit in München als Auszeichnung für seine hohen Verdienste um die Ernährungslehre, sowohl in Betreff des Menschen als der Thiere;

2. an Hrn. Dr. Ewald Wollny, Professor an der Technischen Hochschule in München in Hinsicht auf seine hervorragenden Verdienste um die Förderung der Agrikulturphysik.

Im Jahre 1893 wurden zwei silberne Medaillen verliehen:

1. an Hrn. Dr. Eugen W. Hilgard, Professor der Agrikulturchemie an der Staatsuniversität in Californien in Berkeley, wegen seiner verdienstvollen Arbeiten zur Erforschung der physikalischen und chemischen Eigenschaften des Bodens unter Herstellung eines Apparats zur mechanischen Analyse des Bodens;

2. an die Herren Sir John Bennet Lawes und Dr. J. H. Gilbert, die Begründer und Leiter der Versuchsfarm zu Rothamsted in England, aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der Versuchsfarm und in Hinsicht auf deren Verdienste um die Einführung und Verbreitung der Mineraldünger.

Im Jahre 1896 wurde die goldene Medaille Hrn. Dr. Friedrich Stohmann, Professor der Agrikulturchemie an der Universität Leipzig, zuerkannt in Ansehung seiner Verdienste um die Begründung und den Ausbau der Fütterungslehre.

Ferner wurden im gleichen Jahre zwei silberne Medaillen verliehen:

1. an Hrn. Professor Dr. Bernhard Tollens, Direktor des agrikultur-chemischen Laboratoriums in Göttingen, nebst einem Ehrengeschenke von 1000 M., als Anerkennung für seine zahlreichen und werthvollen agrikultur-chemischen Arbeiten, insbesondere die wichtigen Untersuchungen über den Gehalt der vegetabilischen Futtermittel an Pentosanen, sowie zur Förderung der Fortsetzung der letztgenannten Untersuchungen, worüber seitdem auch weiteres von dem Genannten an das Kuratorium mitgetheilt und veröffentlicht worden ist;

2. an Hrn. Dr. Paul Sorauer, früher Professor am pomologischen Institut zu Proskau, jetzt in Berlin, in Ansehung seiner zahlreichen und vorzüglichen Untersuchungen und Publikationen über Pflanzenkrankheiten.

* * *

Es ist aus dem Mitgetheilten zu ersehen, daß nur einmal innerhalb 25 Jahren, zwischen 1892 und 1894,

der von den Statuten vorgesehene Höchstfall von acht gleichzeitigen Inhabern der goldenen Liebig-Medaille eingetreten war, nach Verleihung derselben an Hrn. Professor Dr. Wollny im Dezember 1892.

Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der damit Ausgezeichneten auf sechs.

Zum Schlusse dieses Berichts mag der Hoffnung Raum gegeben sein, daß dem Kuratorium der Liebig-Stiftung auch in dem nächsten und allen ferneren Vierteljahrhunderten reiche Gelegenheit zur Erfüllung des Zweckes der Stiftung erwachsen möge — dem Stifter zu Ehren, der Landwirthschaft zum Segen.

Das preußische Handels- und Zollgesetz
vom 26. Mai 1818
im Zusammenhang mit der Geschichte der Zeit, ihrer Kämpfe und Ideen.

Von Gustav Schmoller.

IV.

Aus der Vorgeschichte der neuen preußischen Handelspolitik von 1786—1815 darf ich in der Hauptsache nur einige bisher unbekannte Thatsachen anführen. Es war die Zeit des Zweifels am Alten, die Zeit der Vorbereitung, der Erwägung. Zu großen Neugestaltungen konnten es im größten Theil dieser 30 Jahre schon die Kriege und ihre Drangsale nicht kommen lassen.

Mit Friedrich Wilhelms II. Thronbesteigung werden die französischen Zollbeamten entlassen, das Tabaksmonopol aufgehoben, die hohen Durchgangszölle etwas gemildert, die bisherige Getreidehandelspolitik durchlöchert; aber die neuen Tarife von 1787 enthalten mehr Erhöhungen als Erleichterungen. Die Aus- und Einfuhrverbote bleiben. Der bestimmende Geist in der Regierung, der Staatsminister Wöllner, der gehässige Ankläger Friedrichs II. und der ihm nahestehenden Beamten, hatte in jahrelangem verdächtigenden Unterricht dem Thronerben die bestehenden Einrichtungen angeschwärzt, aber mit eigenthümlicher Inkonsequenz verlangt, daß die Kosten der Zollerhebung auf die Hätfte reduzirt würden, daß die alte Härte aufhören, daß man freie Konkurrenz und freien Handel schaffen müsse — daneben aber, daß man alle fremden Manufakte verbiete, das Geld nicht aus dem Lande lasse. Er war ein vollendeter handelspolitischer Dilettant, der sich einbildete, man könne alle harten technisch-bureaukratischen Mittel der alten Handelspolitik fallen lassen, ohne diese selbst aufzugeben.

Die polnische Theilung brachte Provinzen an den Staat, die man bisher durch die Beherrschung der Weichsel als fremdes Ausbeutungsland behandelt hatte. Durch ihre Einverleibung wurde ein erheblicher Theil des alten handelspolitischen Systems an sich hinfällig, ohne daß man sich darüber in Berlin klar geworden wäre.

Friedrich Wilhelm III. war durch seine Erziehung und seine Lehrer wie durch seine Humanität und Redlichkeit den neuen liberalen Gedanken günstig gestimmt, aber die Minister, die ihn zunächst umgaben, waren keiner großen Reform fähig. Der erste Anlauf zu einer solchen war die Einsetzung der großen Finanzkommission vom 19. Februar 1798, in welcher die vier Minister Schulenburg-Kehnert, Heinitz, Struensee und Hoym mit einer erheblichen Zahl von Räthen das Accise- und Zollwesen, den Getreide- und Transithandel, die Handelsbilanz und den Geldumlauf berathen sollten. Die vom König persönlich entworfene Instruktion zeigt das redliche Streben zur Besserung; er wollte hauptsächlich eine halbe bis eine Million Thaler zu auskömmlicherer Verpflegung der Unteroffiziere und Soldaten gewinnen. In der Handelspolitik ist es vor allem der Gedanke der Handelsbilanz, die Frage, ob Preußen dabei gewinne oder verliere, ob die großen Veränderungen der letzten 10 Jahre Preußen nicht einen Theil seines Geldes gekostet hätten, welche ihn beschäftigt. Er sagt offen, daß er im Zweifel sei, daß er Belehrung hoffe. Er habe in der Instruktion die großen Fragen nicht erschöpfen wollen, sondern nur einige Materien so hingeworfen, wie sie ihm nach den Abstraktionen aus den verschiedenen einander folgenden Regierungen und aus den verschiedenen Vorträgen der Sachverständigen zwar oft einleuchtend, aber auch oft kontradiktorisch erschienen seien. „So ist es z. B.," sagt er, „ein kontradiktorischer Diskurs, wenn man mit einer relativen Aufmerksamkeit auf die eigene Natur des preußischen Staates behaupten will, das Geld sei eine Waare so gut wie eine andere. Mein Großonkel Friedrich II., der seine glorreiche Regierung ein halbes Säkulum hindurch erprüfte und wenigstens deren summarische Güte durch Realität bewies, verbot die Ausfuhr des Geldes und hatte welches. In neueren Zeiten war diese Ausfuhr freigegeben, und wo sind unsre Friedrichsd'ors?"

Nicht Partei ergreifend, nicht auf eine abstrakte Handelstheorie eingeschworen, stand der König jetzt wie später den Fragen gegenüber. Die Mitglieder der Kommission konnten ihn nicht überzeugen und nicht belehren. Die vier Minister, alle 60—70 Jahre alt oder darüber, mit andern Geschäften überladen, theilweise kränklich wie Schulenburg, untereinander verfeindet, wie Struensee und Hoym, baten nacheinander, unter Erstattung von Berichten, um Entbindung von der Aufgabe. Zuerst Schulenburg, der als Vertreter des alten Friedericianischen Handelssystems am wenigsten an irgend eine ernste Aenderung dachte. Struensee's liberalisirender, aber extrem schutzzöllnerischer Quietismus war ebenso unfähig zu positiven Vorschlägen; er war müde und ängstlich, sagte wohl im engsten vertrauten Kreise „eine Zeit lang wird die Pastete noch halten", dem König gegenüber vertheidigte er damals wie später das bestehende System; von der Gesammtheit der verschiedenen Voten der Räthe meinte er, er könne darin keinen praktischen Plan finden. Heinitz hatte wohl einst die französische Regie bekämpft, jetzt zieht er sich wesentlich auf seine Berichte an Friedrich II. über das Jahr 1781—1782 zurück, meint, über die Handelsbilanz solle man die Provinzialminister fragen; sie sei für Preußen ungünstiger geworden; der König möge die Arbeiten darüber wieder in Gang bringen lassen. Er war offenbar damals ganz auf sein Ressort beschränkt und als 74jähriger Mann nicht mehr fähig, die Hand nach dem Steuer des Staates auszustrecken. Noch mehr ergeht sich Hoyms Spezialbericht in schönen Worten und guten Wünschen, ohne rechte Spitze. Charakteristisch für die Unfähigkeit der Kommission zu einer großen Reform ist, daß sie zuletzt über die Hauptsache, das bestehende Accisensystem, sich nicht zu einem einheitlichen Gesammtbericht erhebt, sondern dem König am 17. Dez. 1799 die sich widersprechenden Einzelvoten der Geheimen Finanzräthe übergibt.

Nur über zweierlei sind fast Alle einig, einmal daß die Beobachtung der Handelsbilanz eine wichtige Sache sei, der Leitstern für die Handelspolitik bleiben müsse; damit bekennen sie sich als Vertreter des alten Systems, und dann billigen sie Alle die vom Könige gewünschte Aufhebung einer Anzahl Binnenlandzölle; damit huldigen sie — aber auf das bescheidenste — der neuen Zeit. Es bedurfte noch mehrerer Jahre und des Eintritts des Frhrn. vom Stein an die Stelle des 1804 gestorbenen Struensee, bis das Edikt vom 26. Dez. 1805 über diese Maßregel bis zur Publikation fertig wurde. Es war praktisch von geringer Bedeutung; es handelte sich nur um 1—200,000 Thaler unerheblicher Landbinnenzölle, während die Accise etwa 8 Millionen, die

gesammten Zölle 3 Millionen damals eintrugen; die Mehrzahl der Zölle, hauptsächlich die einträglichen Flußzölle, wurden dadurch nicht berührt.

Immer freilich war durch den Eintritt Steins und Hardenbergs in die Reihe der Minister, durch die Beförderung von jüngeren Kräften ihrer Richtung die Möglichkeit einer veränderten Handels- und Zollpolitik größer geworden. Aber weder unmittelbar vor dem Kriege im Herbst 1806, noch nach ihm bis zu den Friedensschlüssen von 1814—1815 war Raum und Zeit für eine große Reform derselben. Die großen Schicksalsschläge drängten zu raschen einzelnen Entscheidungen und Aenderungen, die sich theilweise widersprachen. Wir verfolgen sie nicht im einzelnen. Ich bemerke nur, daß, zumal seit Hardenberg Staatskanzler war, die allgemeine Tendenz immer mehr dahin ging, das alte Handelssystem durch ein liberales, alle Binnenzölle und städtischen Accisen durch ein einheitliches Grenzzollsystem zu ersetzen, Stadt und Land in Bezug auf Gewerbe und Handel gleichzustellen. Aber irgend entscheidende Schritte waren bis Anfang 1816 nicht geschehen. Die Vorarbeiten dazu konnten in der ganzen Zeit von 1805—1815 ja schon deßhalb kaum zum Abschluß gelangen, weil man immer wieder vor einer anderen geographischen Abrundung des Staates stand, oder unter dem Drucke der äußeren Politik an der Kontinentalsperre theilnahm, Preußens Markt bald einseitig den Franzosen, bald einseitig den Engländern öffnen mußte.

Dabei ist nun aber eines merkwürdig. In den größten anderen Staaten hatte die Epoche der Kriege von 1792 bis 1815 die Anwandlungen zu einer liberalen Handelspolitik, wie sie in den 80er Jahren allerwärts gesiegt hatten, vollständig rückgängig gemacht. Der politische Kampf hatte überall wieder die alte aggressive, vom Handelsneid diktirte Kolonial- und Handelspolitik neu belebt. Der liberale französisch-englische Handelsvertrag von 1786, der in vielem dem von 1860 gleicht, war beseitigt. In Frankreich hatte das Gesetz vom 10. Brumaire V das liberale Zollgesetz vom 15. März 1791 abgelöst; man war zum schroffsten Sperrsystem zurückgekehrt, und mußte es, theils aus finanziellen Gründen, theils um Englands Handel zu schädigen. Großbritannien verfuhr ebenso; die Milderungen seines Völkerrechts aus den 80er Jahren widerrief es feierlich. Der Anlauf Pitts von 1784—1788, im Sinne A. Smiths den englischen Tarif zu unifiziren, zu reinigen und zu mildern, schien von 1792 an ganz vergessen und in sein Gegentheil verkehrt. Großbritannien schien nur noch dem Zweck zu leben, alle Kolonien der anderen Staaten zu erobern, alle Handelsschiffahrt derselben zu vernichten. Auch die Vereinigten Staaten hatten ihren liberalen Tarif von 1789 fortgehend bis 1808 erhöht; im Jahre 1812 brach der Krieg mit England aus, weil dieses den neutralen Handel der Vereinigten Staaten nicht dulden wollte. Nach dem Frieden erhöhte man dort die Schutzzölle weiter, wie in Frankreich und England. Rußland hatte sich am 19./31. Dez. 1810 vom Kontinentalsystem losgesagt und zugleich die Einfuhr aller fremden Fabrikerzeugnisse verboten; es war der erste Schritt zu der gerade für Preußen so sehr verhängnißvollen extremen russischen Schutzpolitik, die bis in die 40er Jahre sich steigerte. Der Kampf zwischen Großbritannien und Frankreich, wie er sich von 1806—1814 in der Kontinentalsperre zuspitzte, war gleichsam der letzte Höhepunkt des alten Handelssystems, und von 1815—1820 an hatten die meisten der großen Staaten in der wirthschaftlichen Krisis, wie sie dem Uebergang zum Frieden nach 20jährigem Kriege folgen mußte, einen Anlaß, in gesteigerten Schutzzöllen Rettung zu suchen.

Wie kam es, daß Preußen von dieser ganzen Bewegung fast gar nicht, jedenfalls nicht so berührt wurde, daß seine praktische Handelspolitik dadurch von der Linie abgeleitet wurde, auf die der König schon vor 1806 hingezielt, die Hardenberg im Einverständniß mit ihm seit 1810, noch mehr seit 1816 der Verwaltung vorgezeichnet hatte? War es etwa die Kleinheit und Schwäche des Staates, welche ebenso, wie im westfälischen Grenzzolltarif von 1810, im württembergischen von 1808, in den bayerischen von 1811 bis 1819, im badischen von 1812 zutage trat und vor der Kühnheit der Absperrung und des Schutzsystems trotz des Beispiels der Großstaaten und trotz der ja stets zum Schutzzoll reizenden wirthschaftlichen Depression zurückschreckte? Wir werden gleich sehen, daß allerdings die Lage des Staates, seine Erschöpfung, sein Bündnißbedürfniß nach englischer und russischer Seite hin eine große Rolle spielte. Aber allein erklärt dieser Umstand das Rätsel nicht, daß Preußen damals den groben Rückfall Englands und Frankreichs in den Merkantilismus nicht mitmachte.

Die leitenden Persönlichkeiten, die Ueberzeugungen des Königs, Hardenbergs, der übrigen Staats- und Finanzmänner waren natürlich von großem Gewicht in dieser immer noch absoluten Monarchie. Aber diese Ueberzeugungen standen nicht im Widerspruch mit dem denkenden, maßgebenden Theil des Volkes; und sie waren nicht bloß auf Theorien gegründet, sondern waren aus den realen Verhältnissen erwachsen. Es waren doch zuletzt die richtig erkannten Staatsinteressen Preußens, die wirkten, allerdings im Zusammenhang mit den politischen Schicksalen und den nationalen Gefühlen der Sympathie und Antipathie, wie man sie damals in Preußen hatte. Ich muß darüber ein Wort einfügen und dabei auf die Zeit von 1786 an zurückgehen.

Preußens auswärtige Politik war von 1786—1806 weniger durch wirthschaftliche und Handelsinteressen (wie freilich bei dem Erwerbe Danzigs), als vielmehr durch den Wunsch der Abrundung und Vergrößerung, hauptsächlich aber durch allgemeine politische Gründe, theilweise auch durch ritterliche und antirevolutionäre Gefühle bestimmt. Der Friede von 1795 und die Neutralität Norddeutschlands hatten von 1795—1806 eine steigende wirthschaftliche Blüthe gebracht. Der Friede und seine Segnungen wurden in allen Tonarten damals gepriesen; man glaubte theilweise ihm zu danken, was Folge der Zerstörung der Industrie und des Handels von Frankreich und Holland war. England erschien dabei nicht als Feind, sondern als Abnehmer des überschüssigen Getreides und Holzes, der Leinwand und anderer Fabrikwaaren. Daß dann der napoleonische Kampf gegen England zugleich in erster Linie ein Kampf gegen dessen eben durch den Krieg gesteigerte Handelsherrschaft war, sah man wohl in Berlin; man war auch nicht mit dem wachsenden Handelsmonopol Großbritanniens zufrieden. Hardenberg meinte Ende 1805, man könne wohl sagen, daß England durch dasselbe der gefährlichste Feind des Kontinents und seiner Industrie sei. Aber, fügt er bei, sein Handel nützt doch zunächst unsrer Industrie; England ist für uns wie der große Kaufmann, durch den die kleinen und die Arbeiter Beschäftigung erhalten; ich möchte, sagte er, seinen Despotismus auf dem Meere beseitigt haben, aber ich wünsche nicht seinen plötzlichen Sturz. Damit ist zugleich erklärt, warum eine Allianz Frankreichs mit Preußen, um durch sie Englands Handel zu vernichten, so sehr Napoleon sie immer wieder wünschte und antrug, in Berlin nichts verführerisches hatte; nur einen Moment (1805) erschien eine solche verlockend, aber nicht wegen des Kampfes gegen England, den man auch damals zu vermeiden wünschte, sondern wegen des Erwerbs von Hannover. Und als das niedergeworfene Preußen der gegen England gerichteten Kontinentalsperre nun beitreten mußte, war man mit dem Herzen nicht

dabei; die Regierung wie das Volk behielt englische Sympathien, obwohl England nach der preußischen Besetzung Hannovers fast die ganze preußische Handelsmarine vernichtet und so Preußen eine Wunde versetzt hatte, die erst nach Jahrzehnten vernarbte. Auch gegenüber anderen Benachtheiligungen durch England, gegenüber der Erschwerung der deutschen Holz- und Leineneinfuhr trösteten sich die liberalen Beamten (zumal Kunth) stets damals mit der sicheren Hoffnung, der allgemeine Friede werde ein System liberaler Handelsverträge bringen und so den günstigen Absatz, dessen Preußen nach England bedurfte, wiederherstellen. Auch 1815—1818 hielt man in den Kreisen des hohen liberalen Beamtenthums an solchen Hoffnungen fest und glaubte sie durch nichts mehr zu vernichten, als durch ein sogenanntes Retorsionssystem, das durch hohe Schutzzölle die anderen Großstaaten zur Nachgiebigkeit zwingen wollte.

Die großartig gedachten handelspolitischen Maßnahmen Napoleons gegen England hätten in Preußen nur dann eine Sympathie finden und diesen Staat in dieselbe England feindliche Bahn, wie Frankreich, locken können, wenn der Kaiser es verstanden hätte, Preußen statt des englischen einen französischen Absatz zu verschaffen, wenn er die wirthschaftlichen und handelspolitischen Interessen der Länder, die er zur Gefolgschaft zwingen wollte, zu sammeln und zu verbinden verstanden hätte. Statt dessen verschloß er Frankreich und verlangte in Preußen (Dezember 1806 bis März 1807) einen so niedrigen Extratarif für die französischen Waaren, daß selbst die freihändlerischen Beamten, wie Kunth, ihn unerträglich fanden. Das Kontinentalsystem kam ja nun auch in Preußen einigen Gewerben, wie der Baumwollindustrie, zu gute. Aber das nützte dem Staate nicht viel, weil dafür der bisherige Export der Leinen- und Tuchindustrie stockte, das gab eher noch den Physiokraten und den Grundbesitzern Anlaß zu Klagen über die unnatürliche Förderung des Fabriksystems. Die Stockungen seit 1806 hatten ohnedies die Zahl derer sehr vermehrt, die Preußen lieber auf der Bahn einer überwiegend agrarischen Entwicklung festhalten wollten.

Als dann der Friede gesichert war, als man mit England und Rußland Frankreich besiegt hatte, dachte kein Mensch in Preußen mehr an eine handelspolitische Kampfpolitik wie sie im Kontinentalsystem aufgetreten war. Natürlich empfand man die weitere Steigerung der Schutzsysteme in Frankreich, Rußland, England, Oesterreich, Holland bitter; man erörterte auch ernst und vielfach, wie Eichhorn in späteren Jahren offen gestand, ob man nicht selbst auch ein Retorsionssystem einführen, sich damit eine Basis der Verhandlung über die gegenseitige Erleichterung des Handels schaffen sollte. Auch in den Staatsrathssitzungen von 1817 wird der Gedanke noch energisch vertheidigt. Und manche der liberalen Freihändler, wie Humboldt, Schuckmann und Andere haben in den folgenden Jahren immer wieder einzelne Retorsionsmaßregeln gerade gegen England und Rußland gefordert. Aber 1817 waren auch sie nicht dafür, noch weniger die optimistischen Väter des Zollgesetzes. Mögen manche der leitenden Männer dabei von einer gewissen Furcht und Schwächlichkeit nicht freizusprechen sein, in der Hauptsache hatten sie doch recht. Man muß nie wollen, was man nicht kann. Und der preußische, aus allen Wunden blutende Staat brauchte 1816—1818 in der That Frieden und freundliche Beziehungen zu England und Rußland. Mochte also J. G. Hoffmann recht haben oder nicht, daß jeder, selbst der kleinste Zollkrieg falsch sei, daß jede offensive Handelspolitik dem eigenen Staat mehr schade, als dem fremden; er hatte nicht recht damit; aber damals konnte Preußen Rußland nicht behandeln, wie Friedrich d. G. Polen; es konnte mit seinen Nachbarn nicht einen jahrzehntelangen Zollkrieg anfangen, wie es von 1755—86 gegen Sachsen und Oesterreich gethan hatte.

Schon der liberale Tarif von 1818 wurde im Ausland theilweise als eine maßlose, unerträgliche Anmaßung angesehen, die man nicht dulden könne. Die deutschen Nachbarn klagten über ihn kaum weniger, als einst über die Grenzbewachung durch die französischen Regiebeamten von 1766 an. Wäre man weiter gegangen, so hätte man niemals später mit Hessen-Darmstadt und Sachsen, mit Württemberg und Bayern sich über den Zollverein einigen können. Ja, mehr als das, mit einem Retorsions- und hohen Schutztarif, oder gar mit einer Wiederherstellung der alten Aus- und Einfuhrverbote hätte man weder die neuen westlichen, noch die einverleibten östlichen Provinzen in die einheitliche preußische Zolllinie hineingezwungen, ohne furchtbaren Schaden und entsetzlichen Hader heraufzubeschwören.

Ich möchte sagen, die Einsicht in diese geographische Nothwendigkeit war das wichtigste und ganz berechtigte Motiv, das die preußischen Staatsmänner abhalten mußte, trotz der entgegengesetzten, immer noch starken altpreußischen Traditionen, trotz des Jammerns vieler Fabrikantenkreise, trotz Handelskrisis und Stockung bei den liberalen Ideen zu verharren, die handelspolitische Reaktion der anderen abgeschlossenen großen Staaten, so sehr sie Preußen zur Gegenwehr reizen mochte, nicht mitzumachen. Wir kommen damit endlich zur Sache selbst.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ein internationaler Historikerkongreß findet in der Zeit vom 1. bis 4. September im Haag statt. Er ist von der Société d'histoire diplomatique veranlaßt worden, wird sich aber nicht bloß mit der Geschichte der auswärtigen Politik, sondern mit allen historischen Fragen beschäftigen. Die Bildung einer deutschen Sektion bei dem internationalen Historikertag ist durch eine beträchtliche Zahl von Anmeldungen gesichert. Von deutschen Historikern sind bisher folgende Vorträge für den Kongreß angekündigt: Dietrich Schäfer: die deutsche Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts. Gothein: die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Holland. Rachfahl: die ständische Verfassung in den Niederlanden um die Mitte des 16. Jahrhunderts. G. v. Below: die Unterschiede in Verfassung und Wirthschaft zwischen West- und Ostdeutschland. Erdmannsdörffer: Mirabeau und Mauvillon. Panzer: die Aufrichtung des römischen Reichs durch Karl den Großen. Sternfeld: Griechen, Normannen und Kreuzfahrer. Meinardus: das Haus Nassau-Dillenburg und die politisch-religiöse Opposition gegen Karl V. Diejenigen, welche sich der deutschen Sektion anzuschließen wünschen, werden gebeten, die Mitgliedskarte zeitig von Prof. v. Below-Marburg i. H. zu verlangen.

* Osnabrücker Urkundenbuch. Von dem durch Archivrath Philippi im Auftrage des Historischen Vereins zu Osnabrück herausgegebenen Urkundenbuche (Osnabrück, in Kommission bei Rackhorst) sind, wie die „K. Ztg." berichtet, der zweite Band und vom dritten das erste Heft rasch hintereinander gefolgt. Sie umfassen die Zeit von 1201—1250, bezw. 1251—1259. Konnte Justus Möser für die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts nur 150 Urkunden bieten, so enthält der vorliegende Band für den nämlichen Zeitraum 593 Nummern. Zum Theil ist diese Vermehrung allerdings dem Umstande zuzuschreiben, daß neben den Grafen von Tecklenburg auch die von Bentheim berücksichtigt worden sind, zumeist jedoch den in neuester Zeit allerorts rege betriebenen Forschungen und Publikationen. Mehr als 100 Urkunden, größtentheils den Beständen zu Rheda angehörend, erscheinen hier zum erstenmal gedruckt. Der Fortschritt dieser Sammlung besteht aber nicht allein in der Vermehrung der Stückzahl, sondern auch in der Verbesserung des Textes, den der Herausgeber entweder nach den im Domstift vorhandenen Originalen oder nach älteren beglaubigten Abschriften gebracht hat. Der Inhalt gibt Auf-

schluß über die kirchliche Organisation, die unter Bischof Adolf von Tecklenburg (1216—1224) einen gewissen Abschluß erreicht hat, vor allem aber über den Kampf der Bischöfe und der Klöster, sich von der oft drückenden Last der Vögte zu befreien. Hiemit steht bei den Bischöfen in engster Verbindung das Bestreben zur Begründung der Landeshoheit. Sie fangen bei der immer schwächer werdenden Zentralgewalt an, sich als Reichsfürsten zu fühlen. Hand in Hand damit geht hier wie anderwärts der Kampf um die Habe, die in großen wie kleinen Genossenschaften nicht selten zu recht unliebsamen Auseinandersetzungen führt. Auch über die Verhältnisse der Dienstmannen, der städtischen und ländlichen Bevölkerung erhält man vielfach neue Aufschlüsse.

* **Eine neue Getreidekrankheit.** Aus Paris wird der „Frkf. Ztg.“ berichtet: In der letzten Sitzung der Académie des sciences hielt Professor **Guignard** einen Vortrag über die von L. **Mangin** entdeckte und „Pietnin“ benannte **Getreidekrankheit**. Die Erkrankung unsrer Cerealien tritt nach diesen Ausführungen in feuchten Jahren sporadisch auf und richtete besonders in den letzten Ernten großen Schaden an. Die äußeren diagnostischen Merkmale sind zahlreich; das Aussehen der erkrankten Getreidefelder kommt den von Weidethieren zerstampften und zertretenen Feldern gleich; die nach allen Seiten hin- und hergeneigten und geknickten Halme liegen förmlich wagrecht übereinander und vervollständigen das Krankheitsbild. Man vermuthete lange Zeit vor den angestellten Untersuchungen eine Krankheit kryptogamischer Natur und überzeugte sich später von der Richtigkeit dieser Voraussetzung. In sorgfältigen, von Hrn. L. Mangin vorgenommenen Versuchen gelang es, auf eine Gattung parasitischer Pilzarten zu stoßen, die im Herbste auf den erkrankten Strohhalmen vegetirt, und er erkannte später, daß diese, mit noch einer anderen Art die Erreger der Krankheit seien. Es handelt sich um die hauptsächlich am unteren Halmende fortkommenden Leptosphceria- und Ophiobolus-Arten. Von diesen ist die erstere der Krankheitserreger par excellence, während die zweite Gattung bei der Infizirung des Getreides bloß eine untergeordnete Rolle spielt. Es ist ferner erwiesen worden, daß die Abnahme der Ernte in feuchten Jahren äußerst selten dem Wasserüberfluß, sondern vielmehr dem Pilze zuzuschreiben ist.

* **Berlin.** Der **Neubau der königlichen Bibliothek** ist um so dringlicher, als auch die **Universitätsbibliothek**, die später nach dem Opernplatz übersiedeln soll, sich mit unzureichenden Räumen begnügen muß. Direktor W. **Erman** sagt darüber soeben in seinem Jahresbericht: Die seit langer Zeit schwer empfundene gänzliche Ueberfüllung des Bibliothekgebäudes war im Laufe des Jahres so weit vorgeschritten, daß nichts anderes übrig blieb, als Räume außerhalb des Gebäudes zur Aufstellung von Büchern zu verwenden. Durch Ministerialerlaß wurden der Universitätsbibliothek einige Zimmer im Hinterflügel des der Universität gehörigen Hauses Dorotheenstraße 5 überwiesen, in welche zunächst alle Doubletten überführt wurden. Außerdem wurde in sämmtlichen Büchersälen dadurch noch einiger Platz freigemacht, daß die 1892 begonnene Abgabe entbehrlicher Werke an die königliche Bibliothek, die hier nicht vorhanden sind, nach mehrjähriger Unterbrechung wieder aufgenommen und bis zum Schluß des Rechnungsjahres im wesentlichen zu Ende geführt werden konnte. (Im ganzen wurden in den 6 Jahren 16,869 Werke ausgeschieden, von denen die königliche Bibliothek 13,299 übernahm.) Durch beide Maßregeln zusammen ist wenigstens so viel Platz gewonnen, daß es möglich sein wird, den regelmäßigen Zuwachs noch so lange nothdürftig unterzubringen, bis das zur provisorischen Erweiterung der Universitätsbibliothek in Aussicht genommene Haus, Dorotheenstraße 5, in Benutzung genommen werden kann. Eine Erweiterung der Katalog- und Beamtenzimmer, kaum minder dringlich als die Schaffung von Bücherstellraum, ist zur Zeit leider ganz unmöglich und muß vertagt werden bis zur Inbesitznahme des Nachbarhauses, ebenso die sehr wünschenswerthe Vergrößerung des Lesesaals, der im letzten Jahr von 41,533 Personen benutzt wurde (2551 weniger als im Vorjahr). — Die Vollendung des neuen Museumsgebäudes für die **pathologische Sammlung**, das sich aus den alten Charitébauten sehr ansprechend heraushebt, wird für den Herbst 1898 erwartet. Hingegen sind, wie Prof. Rudolf Virchow soeben in seinem Jahresbericht bemerkt, die Vorarbeiten für den Neubau des pathologischen Instituts noch nicht in Angriff genommen.

γσ **Braunschweig**, 4. Aug. Nachdem am 3. August die Begrüßung des 29. **Deutschen Anthropologen-Kongresses** durch den Staatsminister v. **Otto** namens der herzoglichen Staatsregierung in der alten Stadt Heinrichs des Löwen stattgefunden, ward heute durch den Präsidenten des Kongresses, Geheimrath **Virchow**, die erste Sitzung eröffnet, die zahlreicher als die vorjährige Tagung in Lübeck besucht war. Der Redner gab dem naheliegenden Gedanken Ausdruck, daß inmitten nationaler Trauer man im allgemeinen nicht in der Stimmung sei, sich mit den Arbeiten des täglichen Lebens und der Wissenschaft zu beschäftigen; allein das Leben schreite über die Gräber hinweg und nur der unermüdlichen Arbeit habe die Deutsche Anthropologische Gesellschaft im Verein mit den lokalen Gesellschaften den Stand ihrer Arbeiten und die Stellung zu danken, vermöge deren sie für Deutschland das leistet, was für andere Kulturstaaten durch deren anthropologische Gesellschaften geleistet wird. Als man vor 40 Jahren die ersten Entdeckungen aus der Steinzeit machte, wurden dieselben zuerst auf internationalen, dann auf nationalen Kongressen erörtert, doch die Frage ist heute noch nicht gelöst und ihre Lösung wird aus lokalgeschichtlichen, wie aus entwicklungsgeschichtlichen Gründen noch lange auf sich warten lassen müssen. Indem der Redner nunmehr zu seinem Thema: **Die jüngere Steinzeit**, überging und hervorhob, daß gerade auf braunschweigischem Boden sich eine Fülle sogenannter megalithischer Gräber und Monumente finde, warf er die Frage auf, in welche Zeit diese Monumente gehören, eine Frage, die nicht von Land zu Land und eigentlich nur universell zu beantworten sei, zumal man in Afrika und Amerika solche Gräber der Könige oder der Adeligen (denn so muß man diese Megalithen auffassen) gleichfalls gefunden hat. Die megalithischen Monumente, wie sie sich in der Altmark, Uckermark, auf braunschweigischem Gebiet bis zur Ems, dann weiter in Holland bis an den Ozean finden, in Amerika in den „Mounts“ erscheinen, dagegen schon spärlich zwischen Elbe und Oder, noch spärlicher gar zwischen Oder und Weichsel vorkommen, sind durchaus zu trennen von den Steinkistengräbern unsres Ostens, die zu Tausenden dort gefunden worden sind. Es können nicht dieselben Menschen diese Steinkisten und jene megalithischen Dinge hergestellt haben. Unter Megalithen sei ebenso wie unter Kjökkenmöddinger ein bestimmter Typus prähistorischer Funde zu verstehen, der nicht beliebig auf ähnlich scheinende Dinge übertragen werden darf. Die Reste von Manufakten, die man aus den Mounts in Nordamerika gewonnen, haben nur, wenn sie ein hohes Alter nachweisbar besitzen, einen Werth zur Bestimmung dieser Mounts. Die megalithischen Gräber nun sind durch die Zeit sowohl wie durch die Zerstörung von menschlicher Seite arg geschädigt worden, und erst in unserm Jahrhundert haben die Regierungen sie vor weiterer Verstümmelung zu schützen begonnen, doch mit sehr zweifelhaftem Erfolg. Die große Anzahl megalithischer Reste in der Mark Brandenburg, die Beckmann in seinem schönen Werke aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufführt, ist heute arg zusammengeschmolzen, auch auf Rügen sind viele dieser Objekte im Laufe der letzten Jahrzehnte zerstört worden, so daß die Ausdehnung des Gebiets, auf dem sie vorkommen, heute mit Sicherheit nicht mehr zu bestimmen ist. Jedoch steht fest, daß, je weiter wir zeitlich zurückgehen, eine desto größere räumliche Erstreckung für die megalithischen Gräber anzunehmen ist. Die Mounts in Amerika zwischen 25—51 Grad n. Br. und 69—101 Gr. östl. Länge, parallel dem Lauf des Mississippi gehend, berühren weder die Gebiete des Atlantic noch die des Pacific oder die Rocky Mountains, sie reichen von Canada zum mexicanischen Golf. Es ist auf die Vandalen als die muthmaßlichen Urheber der Megalithen hingewiesen worden, sowohl weil diese Gräber sich an der nordafrikanischen Küste in Algier, Tunis und Marokko wiederfinden, als auch weil die Felsenburgen des nördlichen Portugal (die jüngst Sarmiento beschrieben), die sog. citanen, zweifellos

hier einzureihen sind. Die Vandalen oder überhaupt ein historischer Volksstamm aus den Zeiten der Völkerwanderung sind aber keineswegs als Schöpfer dieser Dinge anzusehen. Die Beziehung namentlich der portugiesischen Felsenburgen zu den Phöniziern und deren Fahrten längs der Mittelmeerküsten, zur iberischen Halbinsel, durch den Kanal und zur Nordsee zum Zwecke des Bernsteinhandels hat man an der Hand von Festus Aviens' Ora Maritima anführen zu müssen geglaubt, allein diese Ansicht ist kaum sicherer begründet als die, wenn jene Denkmäler dem verschwundenen Semnonenstamm zugeschrieben werden. Man hat als die älteste uns bekannte Bezeichnung einer Völkerschaft, die mit dem nördlichen Europa in Beziehung zu setzen ist, den Namen der Bastarner und stellt diese gleichsam als einen Urtypus der Germanen auf, auch die barbarischen Gestalten auf der in der Dobrogea befindlichen Trajanssäule hat man als solche Bastarner bezeichnet. Diese Bastarner stellt man sich nun auch als die Erbauer der Megalithen vor, jedoch ohne den Schimmer eines Beweises. Alle diese megalithischen Grabstätten sind seit sehr alter Zeit schon geplündert worden, wie uns dergleichen auch aus dem griechisch-römischen und aus dem ägyptischen Alterthum bekannt ist, so daß ihre chronologische Bestimmung auch noch durch diesen Umstand außerordentlich erschwert ist. Die alten Aegypter haben bekanntlich, um die Gräber der Könige und Hohenpriester vor weiterer Plünderung zu schützen, diese alle in einen tiefen horizontalen Spalt unter der Erde bei Theben vergraben, wo dann ihre Entdeckung erfolgte. Die Topfscherben, die wir etwa bei diesen megalithischen Gräbern finden, dienen uns heute als ein Dokument für die chronologische Bestimmung. Denn infolge der Aufdeckung großer neolithischer Gräberfelder während der letzten Decennien, so jüngst der tief unter den römischen Gräbern befindlichen neolithischen Gräber von Worms und derjenigen von Tangermünde, kennen wir die neolithische Keramik heute auf das beste. Vielleicht sind auch die in Tangermünde begrabenen Langköpfe der neolithischen Periode die Vorfahren der heutigen dolichocephalen Bevölkerung jener Gegend. Die Chronologie anderer Länder, namentlich der ägyptischen, der entdeckten Steinzeit, vor dem Beginn der historischen Dynastien gibt uns einen Anhaltspunkt für das Alter der neolithischen Kultur; denn je weiter wir von der 1. Dynastie zeitlich zurückgehen, desto mehr Artefakte der Steinzeit treffen wir in den sogenannten „Gräbern der Fremden“ an, dabei auch künstlerisch ausgeführte Dinge, die sogenannten „gemuschelten“ Messer, an denen der Feuerstein muschelartig ausgebrochen ist. Hier ist uns eine reiche neolithische Kulturentwicklung aufgedeckt. Die Frage nun: Sind die „Gräber der Fremden“ am 1. Nilkatarakt zeitgenössisch mit den neolithischen Gräbern von Worms und Tangermünde? beantwortet Virchow dahin, daß die Möglichkeit dieser Thatsache nicht abzustreiten sei, freilich fehlt noch viel, um das Problem gänzlich zu klären. Da Virchow die Möglichkeit großer Wanderungen in neolithischer Zeit zugibt, so erscheint ihm die Annahme einer Gleichzeitigkeit der neolithischen Kultur im oberen Aegypten und in Norddeutschland nicht als absolut ausgeschlossen. Er ist indessen der Meinung, diese Fragen der modernen Anthropologie seien nur durch die Kollektivarbeit Vieler zu lösen, und seine Mahnung lautet daher: „Suchet, merket auf und zeichnet auf, wo ihr etwas finden möget!“ — Auf diese Eröffnungsrede folgten die Begrüßungen des Kongresses durch den Lokalgeschäftsführer Geheimrath Blasius, zugleich in Vertretung des Staatsministers v. Otto, der telegraphisch zur Gedächtnißfeier für den Fürsten Bismarck nach Berlin berufen war, namens der herzoglichen Staatsregierung, durch den Oberbürgermeister Dr. jur. W. Pockels namens der städtischen Behörden, durch den Rektor Prof. Rud. Schöttler namens der herzoglichen Technischen Hochschule, denen sich Dr. Hartmann für den Aerztlichen Verein und Prof. Dr. Rich. Meyer für den Naturwissenschaftlichen Verein mit ihren Ansprachen anschlossen. Nunmehr konnte der Generalsekretär des Kongresses, Prof. Johannes Ranke-München, seinen wissenschaftlichen Jahresbericht über die Fortschritte der anthropologischen Wissenschaft erstatten. Wir heben aus dem reichen Material, das die Forschung im letzten Jahre geschaffen hat, als das bedeutungsvollste hervor, daß man gegenwärtig in den Kreisen der Anthropologen geneigt ist, sich dem Studium des Lebendigen mehr zuzuwenden. Hierhin ist die Föderung zu rechnen, die der Anthropologie durch die wissenschaftliche Generalogie zutheil geworden ist, wie sie vor allen Ottokar Lorenz in seinem Lehrbuch der wissenschaftlichen gesammten Genealogie behandelt hat. Auch die Studien des Grafen Zichy über „Familientypus und Familienähnlichkeit“ verfolgen die gleiche Richtung ebenso wie die numismatischen Studien nach dem Typus griechisch-baktrischer und indoskythischer Königsportraits auf den Münzen, die das Ergebniß geliefert haben, daß die baktrischen Könige makedonischen Gesichtsausdruck tragen, während die skythischen dem Typus ihres Volkes entsprechen. Diese Studien kennzeichnen die neue Richtung nicht minder als die Furtwängler'schen Untersuchungen über den Galliertypus an der römischen Marc Aurelsäule oder die geistvollen Rekonstruktionen der Weichtheile auf neolithischen Schädeln, die der um die Erforschung der Persistenz der Rassen hochverdiente Baseler Anthropologe Kollmann ausgeführt hat. Dazu tritt neuerdings die Aufhellung der ägyptischen Steinzeit, die Untersuchungen Georg Schweinfurths über die Entstehung des altägyptischen Volks aus Vermischung der von Südarabien gekommenen Hamiten mit den Autochthonen des Nillands und einem zweiten Zufluß vom Euphrat her, die durch Virchows Forschungen über die ethnologische Stellung der protohistorischen und prähistorischen Aegypter nach einer mikroskopischen Untersuchung der in den Gräbern gefundenen Haare ergänzt werden. Virchow schließt aus diesen entfärbten Haaren, daß die „Fremden“ in Oberägypten weder „blonde Libyer“ noch Neger gewesen sind; auch er weist auf Arabien und auf Mesopotamien (?) als deren Heimath hin. Der internationale Charakter anthropologischer Forschung ist auch im abgelaufenen Jahr wieder hervorgetreten. Aus dem durch Oberlehrer J. Weismann verlesenen Rechenschaftsbericht entnehmen wir, daß die „Deutsche Anthropologische Gesellschaft“ über ein Baarvermögen von M. 12,499.50 verfügt und die Etatssumme für 1898/99 M. 5505.96 beträgt. — An die erste Sitzung schloß sich eine Besichtigung der restaurirten alten Burg Dankwarderode, sowie der alten Domkirche mit den Gräbern Heinrichs des Löwen und Kaiser Otto's IV. an.

* **Bonn.** In der philosophischen Fakultät hiesiger Universität habilitirte sich als Privatdozent für das Fach der Philosophie Dr. Joseph Geyser.

* **Tübingen.** Mit dem Schluß des Sommersemesters scheiden drei bewährte Kräfte aus dem Lehrkörper der hiesigen Universität aus: der Gräcist Prof. Crusius, welcher einem Rufe nach Heidelberg an Stelle Rohde's folgt, Professor v. Martitz, der als Rath am Oberverwaltungsgericht und Honorarprofessor der Universität nach Berlin übersiedelt, und Prof. Buchner, der als Ordinarius an der Berliner landwirthschaftlichen Hochschule seine Wirksamkeit fortsetzen wird.

* In **'sGravenhage** (Niederlande) starb im Alter von 85 Jahren, der „Apotheker-Ztg.“ zufolge, der Nestor der niederländischen Pharmazie, Dr. de Vrij. De Vrij hat sich um die Allgemeinheit ein hervorragendes Verdienst durch seine Studien und praktischen Versuche über die Kultivirung der Chinarinde erworben. Eine Verbilligung und vermehrte Anwendung der Chinarinde wurde durch die künstliche Verpflanzung und Zucht der an den Abhängen der Anden in Waldungen wachsenden Cinchonarten angebahnt. 1854 unternahm es die niederländische Regierung, auf Java Chinapflanzungen anzulegen. Bei diesen wichtigen Versuchen wirkte de Vrij als chemischer Gehülfe des deutschen Botanikers Junghuhn erfolgreich mit.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. E. Weinschenk: Der Graphit, seine wichtigsten Vorkommnisse und seine technische Verwerthung. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) 1898. — Führer durch das Salzkammergut, hggb. von Leo Woerl. 2. Auflage. Leipzig, Woerls Reisebücher-Verlag. — Gemsen-Eier, Alpin-Humoristisches in Wort und Bild. Dritte Portion. Kempten, Jos. Kösel 1898. — „Der G'schaftlhuber“, Münchener Leben im Sommer 1898. Hggb. von Benno Rauchenegger, illustr. von E. v. Baumgarten. München, Cäsar Fritsch (Heinrich Mach).

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 10. August. Nummer 177.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Die Stellung der Numismatik innerhalb der historischen Hülfswissenschaften.

Von Dr. Bruno Stübel.

Wenn wir von Geschichte ganz im allgemeinen sprechen, so denken wir zunächst an die politische Geschichte, an die Geschichte der einzelnen Völker und Staaten, an das Verhältniß der einzelnen Völker und Staaten zu einander, wir denken an die Geschichte der Dynastengeschlechter in monarchischen Staaten, wir denken an die Geschichte, wie sie in der Schule gelehrt, wie sie gewöhnlich aus den Lehrbüchern geschöpft wird, wir denken dabei an die Resultate, die wir aus der Geschichtskenntniß gewinnen können, und nur diese Resultate haben für uns Interesse, wir betrachten die Kenntniß der Weltbegebenheiten als eines der wichtigsten Bildungsmittel des menschlichen Geistes und eben deßhalb interessiren wir uns für sie, auch schon aus dem Grunde, weil wir ja fortwährend unter dem Eindruck großer Weltbegebenheiten stehen. Wir denken aber dabei weniger an die Mittel, an die Faktoren, durch welche wir zu der Kenntniß dieser Resultate aus der Geschichte gelangen, an die Mittel und Faktoren, durch welche der Geschichtsforscher, der Geschichtschreiber uns diese Resultate vor die Seele führt und zu veranschaulichen sucht; wir überlassen das vielmehr denjenigen, die es sich eben zur Lebensaufgabe gestellt, zum Berufe gemacht haben, die Geschichte in allen ihren Zweigen zu studiren.

Wie nun alle Wissenschaften in der neueren Zeit eminente Fortschritte gemacht haben, so auch ganz besonders die Wissenschaft der Erkenntniß der Geschichte oder mit anderen Worten die Wissenschaft des Geschichtsstudiums. Dieses Geschichtsstudium beruht aber im wesentlichen auf der Kenntniß der sogenannten historischen Hülfswissenschaften, ohne welche dieses Studium, im Gegensatz zu früheren Zeiten, gar nicht gedacht werden kann und die jetzt auch an den größeren Universitäten durch eigene Lehrstühle vertreten sind. Da kommt im engeren Sinn zuerst in Betracht die kritische Untersuchung der Quellen, oder der uns vorliegenden Nachrichten, aus denen wir schöpfen, mögen diese nun gedruckte oder ungedruckte sein, wie sie die Bibliotheken besitzen; da kommt in Betracht die Diplomatik oder die Lehre von den Urkunden, worauf die archivalischen Studien des Historiker beruhen, die eine ganz außerordentliche Bedeutung erlangt haben, denn die streng wissenschaftliche Geschichte wird heutzutage größtentheils in den Archiven geschrieben. An die Diplomatik schließt sich sodann und ist zum Theil in ihr inbegriffen die Chronologie, die Heraldik und Sphragistik, d. h. die Wappen- und Siegelkunde. Da kommen ferner im weiteren Sinn in Betracht die Geographie, die Wirthschafts-, die sozialpolitische Geschichte, die Geschichte der geistigen Bewegungen, die Kunstgeschichte, überhaupt alle die Gebiete, die wir unter dem Begriff Kulturgeschichte zusammenfassen. Alle diese Disciplinen muß der Historiker, wenn er nicht nur das politische Leben, sondern überhaupt den gesammten geistigen Entwicklungsgang der Völker schildern will, in Berücksichtigung ziehen, sie alle gehören insofern zu den historischen Hülfswissenschaften.

Nicht die geringste unter ihnen ist nun auch die Numismatik oder die Münzkunde, da in ihr gewissermaßen wie in einem Brennspiegel die oben erwähnten Disciplinen sich konzentriren, in ihr gleichsam vereinigt werden.

Zuvörderst sind die Münzen, d. h. die mit einem gewissen Gepräge versehenen autorisirten Stücke Metall im Gegensatz zu den auf Papier oder Pergament geschriebenen Nachrichten, also den Annalen, Chroniken, Urkunden u. s. f. als metallene Geschichts- und Geographiequellen anzusehen, insofern uns namentlich durch die griechischen und römischen Münzen die Namen so vieler verschollenen Städte und Herrscher aufbewahrt sind, so daß dadurch dunkle Stellen der alten Schriftsteller ergänzt und berichtigt, ungenau überlieferte Namen richtiggestellt werden.[1]) Eine vollständige Reihe von irgend einem Staate geprägter Münzen hat für die Geschichte dieses Staats in ihrer Art nicht weniger Werth als eine geschriebene Geschichte. In gleicher Weise bieten uns die Münzen zur Ergänzung und Berichtigung der Wappen und Siegel die werthvollsten Beiträge. Daß die Geldgeschichte, dieser so wichtige Zweig der Wirthschaftsgeschichte, ohne Kenntniß der Münzkunde, aber auch ebenso die Münzkunde ohne die Kenntniß der Geldgeschichte, der Lehre vom Gelde, unverständlich sein würde, unterliegt wohl keinem Zweifel. Beide Disciplinen stehen in einem engen Verhältniß zu einander, gehen Hand in Hand. Dieses Verhältniß wird nun freilich von beiden Seiten noch lange nicht genug gewürdigt, wie es eigentlich der Fall sein sollte, beide Disciplinen sind sich der Ergänzung, der sie gegenseitig bedürfen, noch nicht recht bewußt. Wie der Wirthschaftshistoriker gegenwärtig zu wenig Rücksicht auf die Numismatik nimmt, so in gleicher Weise der Numismatiker auf die Wirthschaftsgeschichte. Letzterer pflegt seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf den äußeren Charakter der Münzen und auf deren Existenzwerth zu richten, weniger auf ihren Charakter als Wirthschaftsobjekte, als Objekte des Geldmarkts, des Verkehrs, wie denn die Münzen auch über die Verkehrsverhältnisse einen wichtigen Aufschluß geben, den wir aus sonstigen Quellen nicht gewinnen. Eine Münzgeschichte, wie sie z. B. für Deutschland dringend nothwendig wäre, ist daher nur aus einem innigen Zusammenarbeiten der Wirthschaftsgeschichte und der Numismatik möglich. Darauf hat ganz neuerdings wieder Dr. Robert Wuttke in einer

[1]) Vergl. Dannenberg, „Grundzüge der Münzkunde“ S. VII, Leipzig 1891.

werthvollen Abhandlung über „die Probationsregister des Obersächsischen Kreises“ [1]) mit Recht hingewiesen.

Für die Geschichte der geistigen Bewegungen oder der Wissenschaften spielt hauptsächlich die Medaillenkunde eine große Rolle, da so mancher Geistesheld, so manche Geistesthat, wie beispielsweise eine Erfindung, eine Entdeckung, durch Medaillen plastisch verewigt worden ist.

Auch für die Geschichte des häuslichen Lebens der Völker, für die Trachten, Werkzeuge, Geräthe, Waffen, Attribute u. s. w. können wir aus Münzen und Medaillen großen Nutzen ziehen, es möge hier nur an die römischen Familien- oder Konsularmünzen erinnert werden.

Ganz besonders aber ist es die Kunstgeschichte, für welche die Numismatik eine geradezu unerschöpfliche Fundgrube bildet, und da wiederum vor allem die Numismatik des klassischen Alterthums, die Numismatik der Griechen und Römer. Diese gibt einen wesentlichen Zweig der Archäologie ab.

Wenn wir in der griechischen Kunst zu allererst die unsterblichen plastischen Gebilde eines Phidias, Praxiteles, Skopas und anderer Meister bewundern, wenn der Anblick dieser Gebilde in den Skulpturensammlungen den höchsten Kunstgenuß in uns erweckt, so sind es nicht minder die Gebilde der Kleinkunst, die Münzen, die unsre Bewunderung erregen müssen. Die griechischen Künstler schufen nicht nur in der Großkunst, sondern auch in der Kleinkunst Vollendetes, und die griechischen Münzen sind Zeugen, daß bei ihrer Bearbeitung schon in den ältesten Zeiten die Kunst angewandt wurde, daß sie nicht nur gleich anfangs, sondern auch in der nachfolgenden Zeit als Kunstwerke behandelt wurden. Da die Zeit ihrer Entstehung in ihnen selbst liegt, so können sie, und das gilt für die Münzen im allgemeinen, nicht bloß für die des Alterthums, bestimmter und richtiger als andere Kunstwerke uns mit dem Gang der Kunst bekannt machen und was das hauptsächlichste ist, den Stil der Kunst in jedem Zeitalter, die verschiedenen Stufen in der Entwicklung der Kunst deutlich darstellen. Ein verdienter deutscher Kunsthistoriker und Alterthumsforscher, Christian Ludwig Stieglitz in Leipzig, hat in seinem Buche „Versuch einer Einrichtung antiker Münzsammlungen zur Erläuterung der Geschichte der Kunst des Alterthums“, Leipzig 1809, einem Kapitel die Ueberschrift gegeben: „In den Münzen liegt echte Kunstweisheit“. Sie seien, schreibt er unter anderem, für Künstler die schönsten Muster, um Richtigkeit und Bestimmtheit in der Zeichnung zu lernen, freie und kühne Behandlung, sowie Zartheit und Eleganz, Wahrheit im Ausdruck und im Charakter, Darstellung der Ideale, sowie die Kunst, Portraits zu idealisiren. Das alles finde der Künstler in diesen kleinen Kunstwerken beisammen, deren Werth er desto mehr anerkennen werde, je mehr er sie studire, und die ihn mit dem ganzen Umfange seiner Kunst bekannt machten, da er, der Künstler, außer menschlichen Figuren auch Thiere, Früchte und viele andere Dinge in der höchsten Vollendung abgebildet finde.

Als Beispiele der künstlerisch schönsten Münzen des Alterthums, die ihresgleichen nicht finden, mögen hier nur die bekannten zu Syrakus etwa um das Jahr 400 v. Chr. geprägten Dekadrachmen und Tetradrachmen angeführt werden, die auf der Vorderseite den Kopf der Arethusa, als Typus weiblicher Schönheit, und auf der Rückseite ein eilendes Viergespann mit der darüber schwebenden Nike, der Göttin des Sieges, darstellen. Johann Joachim Winckelmann, der Begründer der wissenschaftlichen Archäologie, schreibt über sie: „Fast alle Münzen der freien Staaten in Griechenland zeigen Köpfe, die vollkommener sind an Form, als was wir von Natur kennen. Hätte nicht Raffael, der sich beklagte, zur Galathee keine würdige Schönheit in der Natur zu finden, die Bildung derselben von den besten syrakusanischen Münzen nehmen können, da die schönsten Statuen, außer dem Laokoon, zu seiner Zeit noch nicht entdeckt waren? Weiter als diese Münzen kann der menschliche Begriff nicht gehen.“ Und Goethe, als er in Palermo Gelegenheit hatte, eine größere Münzsammlung zu besichtigen, rief erstaunt aus: „Welch ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig übersieht, wie die alte Welt mit Städten übersäet war, deren kleinste wo nicht eine ganze Reihe der Kunstgeschichte, wenigstens doch einige Epochen derselben uns in köstlichen Münzen hinterließ! Aus diesen Schubkasten lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunst, eines in höherem Sinn geführten Lebensgewerbes und was nicht alles noch mehr hervor.“

Unter den Münzen der Römer kommen für die Kunstgeschichte vornehmlich die Kupfermünzen in Betracht, welche, und zwar in erster Linie die Großbronzen, in den beiden ersten Jahrhunderten n. Chr. plastische Meisterwerke sind und hinsichtlich der Portraits unübertroffen dastehen. Ohne diese Münzen würden uns die Züge der meisten römischen Kaiser und Kaiserinnen, sowie der griechischen Dynasten ganz unbekannt sein, so daß die Numismatik in dieser Beziehung auch die Grundlage der Ikonographie bildet. [1]) Eine ebenso wichtige Rolle spielen die römischen Kaisermünzen aber auch als Geschichtsquellen, insofern sie denkwürdige Ereignisse und Thaten der Kaiser zur Darstellung bringen.

Die Bedeutung der Numismatik für die Kunstgeschichte des klassischen Alterthums kann demnach nicht bestritten werden und wird auch, wie wir gesehen haben, voll gewürdigt. So hat, um nur noch ein Beispiel anzuführen, der durch seine literarische Fehde mit Lessing bekannte Philolog Christian Adolf Klotz eine sehr interessante Schrift verfaßt, die den Titel trägt: „Beytrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen“, Altenburg 1767, in welcher er unter anderen geradezu die Münzen als Beweise des Wachsthums, des Flors und des Verfalls der Künste hinstellt. Klotz hat hiebei nicht nur die Kunst des klassischen Alterthums, sondern die Kunst überhaupt im Auge gehabt. Wie nun diese mit dem Absterben der Antike in den ersten Zeiten des Mittelalters in Verfall gerieth, so auch die Kunst der Münzprägung, die Kunst des Stempelschnitts, die fast ganz verloren ging. Die Münzen wurden nun nicht mehr als Kunstobjekte, sondern als rein praktische Gegenstände, als die metallenen Repräsentanten des Geldes, des Vermittlers im Wirthschaftsleben, für welche sie dem Nichtnumismatiker ja einzig gelten, betrachtet. Wohl schwingt sich später der Stempelschnitt in der Blüthezeit der Brakteatenprägung am Ende des 12. bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts zu schönen und eigenartigen Leistungen auf, aber diese Blüthe war nur vorübergehend, nur von kurzer Dauer. Bei den zweiseitig geprägten Münzen des Mittelalters lag der Hauptgrund der wenig gelungenen künstlerischen Darstellung in der flachen, unplastischen Prägung im Gegensatz zu den antiken Münzen aus der besten Zeit.

Zur Kunst wurde der Stempelschnitt erst wieder, als mit dem Aufblühen der Renaissance in Italien im 15. Jahrhundert die Medaille aufkam, und in der Herstellung dieser ist denn auch Außerordentliches geleistet worden. Aber die Medaille kann nicht ins Volk dringen, sie ist eben ein Kunstgegenstand, etwa wie ein Gemälde, welchen sich bloß der Liebhaber, und oft unter schweren Opfern, verschaffen kann;

[1]) Erschienen in der „Wiener numismatischen Zeitschrift“, Bd. 29. Wien 1898.

[1]) Vgl. M. Kranjc „Die Numismatik in der Schule“, pag. 4, Gymnasialprogramm Neumünster 1888.

sie kann deßhalb nicht ins Volk dringen, weil sie keine Courantmünze ist, nicht an Zahlungsstatt angenommen werden kann, nicht von Hand zu Hand geht. Allerdings hat man den Versuch gemacht, den Charakter der Medaille mit dem der Courantmünze zu verschmelzen, wie beispielsweise in den unter der Regierung König Ludwigs I. von Bayern geprägten bayerischen Geschichtsthalern und in den sogenannten Siegesthalern nach dem Deutsch-französischen Kriege 1870/71, aber diese Versuche und noch einige andere sind leider vereinzelt geblieben und es wäre dringend zu wünschen, daß wir überhaupt Münzen besäßen, die gleichzeitig als Geschichtsquellen für spätere Zeiten dienen könnten.

Daß die Numismatik als historische Hülfswissenschaft, und zwar hauptsächlich in kunstgeschichtlicher Beziehung, von dem Historiker gegenwärtig mehr gewürdigt wird, als dies früher der Fall war, das geht unter anderem daraus hervor, daß in den neueren illustrirten, politisch-historischen Werken bei Darstellungen, z. B. von Fürstenportraits aus dem Mittelalter, denen keine anderen Originale zugrunde lagen, entsprechende Münzen reproduzirt worden sind, ebenso wie Medaillen auf besonders denkwürdige Ereignisse.

Nimmt sonach die Numismatik nicht die letzte Stelle unter den historischen Hülfswissenschaften ein, hat sie gleich ihren Schwestern in neuerer Zeit große Fortschritte gemacht, verfügt sie in den Kulturländern über eine umfangreiche und gediegene Literatur, so wird ihr doch immer noch in weiten Kreisen mit einem gewissen Vorurtheil begegnet, und Hermann Dannenberg hat nicht unrecht, wenn er seine „Grundzüge der Münzkunde“ mit den Worten beginnt: „Kaum gibt es eine Wissenschaft, welche den Gebildeten so fremd ist wie die Münzkunde; die meisten verbinden damit wohl nur den Begriff, daß es sich dabei um Aufsuchen nicht mehr umlaufender Geldsorten handelt, um ein todtes Kapital, wie man so oft zu hören bekommt.“ Einen Hauptgrund zu dieser Erscheinung erblickt Dannenberg in dem Mangel an zugänglichem Anschauungsmaterial, welches die Unterlage des numismatischen Wissens bildet, insofern die großen öffentlichen Münzsammlungen nur in Hauptstädten sich befinden; ein anderer Grund mag aber wohl auch darin liegen, daß die Numismatik an den Hochschulen, namentlich in Deutschland, noch nicht zu einem besonderen ständigen Lehrgegenstande erhoben ist, daß es ferner an numismatischen Seminaren, die nicht nothwendig mit den Hochschulen verbunden zu sein brauchen, gebricht, wie wir doch überall historische Seminare antreffen. Freilich kann da erwidert werden, es fehle ja vor allem an numismatischen Lehrern, die Schüler heranbilden könnten. Da hat sich nun die numismatische Gesellschaft zu Dresden unter ihrem Vorsteher, dem rühmlichst bekannten Numismatiker Dr. Julius Erbstein, bei Gelegenheit der Erwerbung eines eigenen Heims in neuester Zeit die Aufgabe gestellt, ein solches numismatisches Seminar, in welchem Lehrer und gleichzeitig auch Vorstände öffentlicher Münzsammlungen ausgebildet werden sollen, ins Leben zu rufen. Sollte der Gesellschaft die Verwirklichung dieses Plans gelingen, so würde damit ein wesentlicher Schritt zur wissenschaftlichen Hebung der Numismatik gethan sein und es würden dann gewiß auch andere numismatische Vereinigungen diesem Beispiele folgen. Der dilettantische Charakter, welcher der Behandlung der Numismatik noch gar zu sehr anhaftet, würde sich im Laufe der Zeit immer mehr und mehr verlieren.

Das preußische Handels- und Zollgesetz

vom 26. Mai 1818

im Zusammenhang mit der Geschichte der Zeit, ihrer Kämpfe und Ideen.

Von Gustav Schmoller.

V.

Die äußere Geschichte des preußischen Zollgesetzes, die Ausarbeitung desselben nebst den anderen Steuergesetzen im Jahre 1816, die Berathung derselben im Staatsrathe 1817, die Entscheidung im Jahre 1818 ist im ganzen bekannt und öfter auch unter Benutzung der wichtigsten Aktenstücke erzählt worden. Ich darf mich leider heute nicht damit aufhalten, ein zutreffendes und vollständiges Bild der Persönlichkeiten und der dramatischen Kämpfe, der vielseitigen politischen, finanziellen und volkswirthschaftlichen Erwägungen und Debatten zu geben, welche eigentlich zum vollen Verständniß des Gesetzes gehören.

Ich kann mir aber doch nicht versagen, ein paar Worte über den Eindruck beizufügen, den das Studium der Akten mir hinterlassen hat: der König und Hardenberg, im Prinzip liberal und einig, von klaren Gesichtspunkten über das Ziel erfüllt, wissen das Aufeinanderplatzen der Geister und Tendenzen richtig zu beherrschen und zu leiten; die mittlere Linie, auf welche sie zusteuern, theilt im ganzen der Finanzminister Graf Bülow, der freilich über die Konflikte in der Staatsrathskommission fällt und das Finanzministerium dem geschickten, versöhnlichen Sekretär des Staatsraths, Klewitz, abgeben muß. Seine schroffen Auseinandersetzungen mit Humboldt, als dem Vorsitzenden der großen Steuerkommission des Staatsraths, bilden den Höhepunkt des Streites, der aber wesentlich auf die anderen Steuergesetze sich bezieht. Charakteristisch scheint mir, daß die heftigsten Reibungen nicht zwischen den Freihändlern und Schutzzöllnern, sondern zwischen den ersteren selbst bei der ganzen Berathung stattfanden. Auch Kunth hatte als Vorsitzender der Gewerbesektion im Finanzministerium sich ja mit Bülow so wenig vertragen können, daß er diese Stelle am 2. Februar 1816 an Maaßen abgeben mußte. Maaßen und Hoffmann sind die eigentlichen Väter und Vertheidiger des Gesetzes; Beide human-liberal, fast sentimental-optimistisch, verfassungsfreundlich, im innersten Herzen extrem freihändlerisch, auf Adam Smith schwörend, betonen sie in allen Schriften und Sitzungen doch den Kompromißstandpunkt des Gesetzes, erkennen die Berechtigung eines maßvollen Gewerbeschutzes an. Ueber sie wollen die temperamentvollen, theilweise einseitig doktrinären Freihändler Schön, Vincke, Merkel, Ferber, Kunth, Benth in der Regel hinausgehen; aber soweit sie von Einfluß sind, liegt es nicht in ihrer Doktrin, sondern überwiegend in ihrer praktischen Sachkenntniß, die vor allem Kunth und Beuth zeigen; der Oberpräsident Merkel ist zugleich der weitsichtige Sozialpolitiker, der erkannt hat, daß die bisherige Art der Handhabung des Schutzsystems „die Arbeiter zu Sklaven der Fabrikherren gemacht“ habe. Ihnen stehen die Vertheidiger des alten Systems gegenüber, der Oberpräsident v. Heydebreck, der Ministerialdirektor Ladenberg und der Geh. Rath Beguelin. Heydebreck hatte längst im Finanzministerium eine bedeutsame Rolle gespielt, er hatte 1813—15 den sogenannten Kriegsimpost und den Ersatzzoll angeordnet und geleitet; Stein hatte Hardenberg 1810 seinen Verstand und seine Kenntnisse gerühmt, ihn zum Finanzminister empfohlen, wenn Schön ablehne. Ladenberg hatte bis 1813 die neuen Zoll- und Accisegesetze im Sinn Hardenbergs, aber doch mit stärkerer Festhaltung des Bestehenden als nun Maaßen und Hoffmann entworfen; er hielt vielmehr an den alten Kontrolen fest, übertraf an spezieller technisch-finanzieller Fachkenntniß die beiden Neulinge im Finanzdienst, Hoffmann und Maaßen, ohne Zweifel.

Er tritt ihnen nicht so sehr als Schutzzöllner, wie als praktischer Finanztechniker entgegen. Als Chef der Steuerabtheilung des Finanzministeriums fühlte er sich wohl verletzt, daß nun Maaßen, als Chef der Gewerbeabtheilung desselben, die ganze Leitung der Sache erhalten hatte; von Hoffmanns Angriffen auf die bisherige „fiskalische“ Verwaltung geärgert, mußte er Schritt für Schritt die Neuerer bekämpfen, ohne doch in der Forderung einer Reform überhaupt von ihnen abzuweichen. Beguelin ist der Vertreter der großen Gesichtspunkte der auswärtigen Politik; er kennt die Schattenseiten des alten Systems; aber er ist ein zu stolzer Preuße, um eine Politik zu billigen, die allem Kampf mit eben den Freunden und Gegnern ausweichen will, die Preußen nun handelspolitisch mißhandelten. Eine eigene Gruppe bilden die Freihändler, die zwar die Ideen Smiths hochhalten, aber in allen agrarischen Fragen schutzzöllnerisch sind; der Minister v. Schuckmann, der Oberpräsident v. Auerswald und der Geh. Rath Scharnweber, sie kämpfen hauptsächlich für möglichst freie Wollausfuhr und Schutz der Landwirthschaft gegen die polnisch-russische Lebensmitteleinfuhr, ohne damals viel zu erreichen.

Der geistigen und moralischen Höhe fast sämmtlicher dieser Minister und höheren Beamten entspricht bei den maßgebenden Freihändlern wie Schutzzöllnern die wirthschaftliche und praktische Sachkenntniß. Und darin lag die Möglichkeit, sich immer wieder zu einigen. In einer Reihe von Detailfragen war die Abstimmung im Staatsrath so, daß einzelne Freihändler mit den Schutzzöllnern, einzelne Konservative mit den Liberalen und umgekehrt stimmten. Die größten politischen Gegner im Staatsrath, wie Gneisenau und Schuckmann, waren in den wichtigsten wirthschaftlichen Fragen vollständig einig. Die praktischen wirthschaftlichen Kreise, die stets mit ganz anderer Wucht für ihren geschäftlichen Interessenstandpunkt kämpften, reichten nur mit Bittschriften und einzelnen Gutachten in den Kreis der Entscheidung herein. Ihre Aeußerungen zeigen theilweise einen kurzsichtigen Egoismus, der ohne Ueberblick übers Ganze nur verlangt, was der Kasse der Betreffenden im Moment nützt; theilweise aber offenbaren auch die damaligen praktischen Kaufleute und Unternehmer schon, daß es sich lohnt, sie mitreden zu lassen. Ein großes Gutachten des damaligen Kaufmanns und Tabakfabrikanten Nathusius gehört zum Besten, was über den Tarif in den gesammten Akten und Verhandlungen steht. Und Hoffmann hatte wohl recht, als er beim Sturm der rheinischen Kaufleute gegen das Gesetz im Laufe des ersten Jahres nach dem Erlaß meinte, das sei die Folge der allen Heimlichkeit der Vorberathung. Sie müsse künftig durch öffentliche Diskussion ersetzt werden. Was freilich damals bei einer Diskussion in einer rasch gebildeten Volksvertretung herausgekommen wäre, läßt sich schwer sagen. Die Zerrissenheit des Staates und die Gegensätze der provinziellen und sonstigen Interessen wären zu schroff zutage getreten. Der damalige Staatsrath war immerhin für jene Tage das bestmögliche Tribunal der Entscheidung.

Der Inhalt des Gesetzes, soweit er prinzipieller Natur ist, läßt sich in wenige Hauptsätze zusammenfassen.

Es ist ein Zollgesetz nur für den preußischen Staat. Die überschwänglichen Hoffnungen, die 1814 selbst Stein, Hardenberg und Humboldt und später noch die öffentliche Meinung auf eine deutsch-nationale Ordnung gesetzt hatten, sind scheinbar begraben. Wie die sonderstaatliche Souveränität der Rheinbundsstaaten 1814—1815 solchen nationalen Tendenzen schroff entgegengetreten war, so glaubte man auch in Preußen jetzt, nur von diesem Sonderstandpunkt aus etwas zu erreichen: die Finanzen, der Druck der englischen Konkurrenz, die Angliederung der neuen Provinzen forderte gebieterisch die rasche Schaffung eines einheitlichen Marktes mit einer sie einschließenden Zollinie. Schlimm genug, daß er doch in zwei geographisch getrennte Hälften auseinanderfiel; auch manche kleine Splitter des Gebietes mußte man außerhalb der Linie lassen. Ueber 5000 Quadratmeilen aber doch, aus 117 früher verschiedenen Landen bestehend, mit $10^1/_2$ Mill. Menschen waren nun zum erstenmal in Deutschland völlig handelspolitisch geeinigt; und ebenso ihre politische und geistige Verschmelzung, wie ihre wirthschaftliche lag den Verfassern des Gesetzes am Herzen. Wenn der Tarif noch nicht ganz übereinstimmend für beide Staatshälften war, wenn man mit Rücksicht auf die weniger kompakte Lage des Westens die Durchfuhrzölle dort etwas niedriger gesetzt hatte, um so die Umfahrung zu hindern, so war die Verschiedenheit doch nicht groß; sie konnte nach 3 Jahren beseitigt werden.

Im ganzen wurde der Einheitsgedanke auch für die Prinzipienfrage der Aufrechterhaltung oder Beseitigung der Aus- und Einfuhrverbote, wie sie bis 1806 bestanden hatten, maßgebend. Die Vertheidiger des alten Sperrsystems waren in sich nicht ganz einig; die Fabrikanten wollten die Einfuhrverbote für fremde Fabrikwaaren nicht auf die westlichen, aber auf die alten und neuen östlichen Provinzen erstreckt wissen; später (20. April 1817) wollten auch Heydebreck und Ladenberg nichts von inneren Zollgrenzen, von einer Beschränkung der Verbote auf einen Theil des Staates wissen. Aber damit gaben sie ihren Gegnern die beste Waffe in die Hand. Denn ihre Anwendung in Rheinland und Westfalen war, wie vorher erwähnt, ganz undenkbar, auch in den bisher sächsischen und schwedischen Landen kaum erträglich; und für die Gebiete östlich der Weichsel, die auf den polnisch-russischen Zwischenhandel angewiesen waren, hatte man sogar im 18. Jahrhundert stets besondere liberale Bestimmungen gehabt. Sie hatten 1807 bis 1816 eines fast freien Verkehrs genossen. Jetzt hatte man zugunsten ihres Handels mit Rußland, 3. Mai 1815, einen Vertrag über niedrige Zölle zwischen diesen Landestheilen und Polen abgeschlossen und verhandelte über dessen Ausführung. Für sie wären die Verbote unerträglich gewesen. Mit Recht wandte Kunth ein, die alten Sperrprovinzen, für die das frühere System vielleicht denkbar, wäre, umfaßten 3.5 Millionen, die anderen, denen es schädlich wäre, 6.6 Millionen Menschen. Also: die Einheit des wirthschaftlichen Marktes, seine innere Freiheit und ein relativ liberaler Tarif waren sich gegenseitig bedingende Prinzipien. Mit Recht kommt Bülow in seinem Bericht vom 17. Jan. 1817 auf die Gedanken des großen Kurfürsten und Friedrichs II. nach der Erwerbung Schlesiens zurück: Preußen müsse durch seine Lage ein großes Zwischenhandelsland sein: die lange Küste, die Einklemmung zwischen Frankreich, den Niederlanden, den östlichen Staaten und dem übrigen Deutschland müßten einen großen Transitverkehr und Zwischenhandel schaffen; man werde sich aber desselben nur um den Preis eines freiheitlichen Zollsystems bemächtigen.

Wenn man trotzdem die Durchgangsabgaben etwas hoch setzte, dadurch auch die nächsten deutschen Nachbarn am meisten erbitterte, so waren es finanzielle Gründe einerseits und die Hoffnung, damit eine wirksame Waffe zur Unterhandlung mit den deutschen Staaten zu haben, die den Ausschlag gaben. Man sah es übrigens in Preußen bald selbst ein, daß man die Durchgangszölle etwas zu hoch gegriffen hatte, ermäßigte sie in den zwanziger Jahren mannichfach.

War man so durch die geographische Lage des Staates und durch den Einheitsgedanken mit Nothwendigkeit auf ein maßvolles Grenzzollsystem unter Beseitigung der Aus- und Einfuhrverbote, mit Ausnahme von Salz und Spielkarten, und mit erleichterter Durchfuhr hingewiesen, so

handelte es sich nur noch darum, das finanzielle Interesse mit den Schutzbedürfnissen in Einklang zu bringen. Die längst schon sehr ermäßigten Ausfuhrzölle fielen bis auf wenige Positionen. Den Wollousfuhrzoll recht niedrig zu fassen, war eine Konzession an die Landwirthschaft und die eben jetzt so glänzend aufblühende Feinwollproduktion, die einen guten Markt in England hatte. Das Hauptproblem wor die Gestoltung der Einfuhrzölle. Die Weine und Kolonialwaaren, welche die Haupteinnahmen geben sollten, wurden niedriger als früher, immer noch durchschnittlich mit 30 Proz. des Werthes belegt; das längst bestehende Niederlags- und Packhofsystem gab dem Handel mit diesen Waaren freie Bewegung, leichte Wiederausfuhr. Die agrarischen Schutzzölle wurden ganz verschämt und maßvoll angenommen; die Verträge und Beziehungen zu Rußland und das Interesse am Handel dahin hinderten ein Mehreres; die Agrarier im Staatsroth waren im übrigen auch zu entschiedene Freihändler, um allzuviel durchzusetzen. Erst die steigenden handelspolitischen Konflikte mit Rußland und die agrarische Krisis führten in den zwanziger Jahren zu etwas erhöhten agrarischen Schutzzöllen.

Der Schwerpunkt des Tarifs und die Kämpfe um ihn lagen in den gewerblichen Schutzzöllen. Do es sich dabei vielfach um Waaren handelte, die pro Zentner 100 bis 1500 Thaler kosteten und die bei kleinem Volumen leicht zu verbergen waren, so lag die Gefahr ihrer Einschwärzung um so viel näher. Allerwärts hatte man sie im 18. Jahrhundert durch Zölle von 50—200 Proz. ihres Werthes oder Einfuhrverbote abzuhalten gesucht. Aber auch die letzteren hatten nichts genutzt; entweder mußte man die Verbote ganz genau auf bestimmte Qualitäten beschränken, weil man gewisse andere Spezialitäten gar nicht selbst machte und doch brauchte; dann war die Grenzziehung des Erlaubten und des Verbotenen immer schwierig und zweifelhaft und deßhalb der Schmuggel erleichtert; oder mon verbot schlechtweg z. B. alle fremden Seidenwaaren, dann wußte jedermann schon vorher, daß dos Verbot umgangen würde. Das Einschwärzen ganz leichter und feiner Woaren war nicht zu kontroliren und brachte enormen Schmugglergewinn. Immerhin, all diese Mißbräuche waren bei hohen Zöllen noch schlimmer, und deßhalb konnte Hoffmann auch jetzt die Frage so präzisiren: entweder Wiederherstellung der Verbote oder mäßige Zölle von etwa 8—10 Proz. des Werthes im Durchschnitt; nur solche, meinte man, seien durchführbar, solche seien aber auch genügend, um das Uebermaß fremder Konkurrenz abzuhalten. Bei den Bergwerksprodukten ging Graf Bülow hauptsächlich im Interesse der schlesischen und Mannsfelder Werke und der Landesvertheidigung bis zu 18 und mehr Prozent. Der Hauptkampf drehte sich um die durch die englische Konkurrenz bedrohten Baumwollwaaren; auf $12\frac{1}{2}$ Proz. des Durchschnittswerthes waren hier die Vorschläge Maaßens gerichtet; sie erhielten auch die Zustimmung der Kommission und des Plenums des Staatsraths; dagegen fiel Bülows Antrag, diese Zölle doppelt von der Einfuhr aus England, Frankreich und Oesterreich zu erheben. Die in England und Frankreich noch allgemeine Praxis, den Zoll noch dem Werthe der Waaren oder nach abgestuften Merkmalen zu erheben, wurde ganz durch die Normirung nach Gewicht ersetzt, ein Prinzip, das freilich schon Friedrich Wilhelm I. von 1720 an ziemlich weitgehend angenommen hatte. Da nun die ordinärste und die feinste Waare gleich viel nach dem Gewicht bezahlte, der Tarifsatz nach dem Durchschnittswerth normirt wor, so ergab sich freilich die Konsequenz, daß die gewöhnlichen Waaren theilweise einen Schutz von 30, die feinsten nur von 0.5—5, ausschließlich die Mittelwaoren einen solchen von 8—10 Proz. hatten. Aber es war ein Schutz, der zunächst die bisherige Ueberfüllung des preußischen Marktes mit ausländischen, houptsächlich englischen Fabrikwaoren sehr ermäßigte, nirgends die fremde Konkurrenz gonz ausschloß.

Die Annahme des Gewichtszollsystems hing zusammen mit der ganzen Tendenz der Zollordnung, das Verfahren so einfach als möglich zu machen, den Verkehr so wenig als möglich zu belästigen. Ich möchte fast sagen, praktisch war die ganze rationelle Neugestaltung der technischen und verwaltungsmäßigen Zollbehandlung der Waaren der wichtigste Theil des Gesetzes. Die besten Staats- und Finanzmänner Europa's hatten nun seit über zwei Jahrhunderten vergeblich versucht, diesen Zolldienst und seine Kontrolen an der Grenze und im Innern so zu ordnen, daß die Mittel dem Zweck entsprächen. In Altpreußen beruhte das bisherige System auf der Umschließung der Städte und der strengen Kontrole jedes Stadtthors, wozu eine mäßige Grenzbewachung seit 1766, verstärkt seit 1787—1790, gekommen war. Die Mehrzohl der ins Land kommenden wie der inländischen Waaren mußte bei allem Verkehr Schritt für Schritt von der Steuerbehörde verfolgt und kontrolirt werden. Jetzt ließ man den ganzen inneren Verkehr möglichst frei, erloubte Handel und Gewerbe in Stadt und Land gleichmäßig; man hielt eine Einschnürung aller Städte in den neuen Provinzen gar nicht für möglich. Dafür wurde um den ganzen Staat ein Grenzbezirk von etwa einer Meile Breite herumgelegt, der unter die strengste Aufsicht kom, in dem gewisse Gewerbebetriebe erschwert, in dem für den Waarenverkehr nur gewisse Wege und Tagesstunden erlaubt wurden. Diese Grenzbezirke wurden nun statt mit schlecht bezahlten Invaliden mit einer Elite gut bezahlter kräftiger Grenzaufseher und einer Kette von Haupt- und Nebenzollämtern besetzt. Die Waoren, die durch das Land durchgingen und die, welche, obwohl zollpflichtig, nicht an der Grenze sofort, sondern erst im Innern den Zoll zahlten, blieben auch im Innern unter einer gewissen Kontrole. So sehr mon Milde und Höflichkeit walten lassen, ganz anders auf die Ehrlichkeit der Händler, auf die Wirkung der niedrigen Zollsätze vertrauen wollte, so sehr mon wichtige Hülfsmittel des alten Systems, wie z. B. die freilich bold wieder eingeführten Denunziantenantheile fallen ließ, so mußte man doch eine gewisse Strenge und gewisse Kontrolmittel festholten, mußte Haussuchungen und Aehnliches unter bestimmten Bedingungen in Aussicht nehmen, strenge Strafen nicht ganz aus der Hand geben. Und so ist es begreiflich, daß der neue Zolldienst, hauptsächlich die Grenzbewachung, ehrlicher und strenger als je irgendwo bisher durchgeführt, jahrelang eine heftige Opposition erregte, im übrigen Deutschland als eine Barbarei verschrieen wurde. Auch den Schmuggel hat das neue System nur langsam nach und nach vermindert. Die Zollerhebungskosten stiegen absolut ganz erheblich, verschlangen fast $1\frac{1}{2}$ Mill. Thaler, zuerst 14—15 Proz. der rohen Einnahmen, gingen erst nach und nach auf 11—12 Proz. herab. In den deutschen Kleinstaaten hatten sie freilich ganz andere Theile des Ertrags ausgemacht; in Bayern unter Karl Theodor z. B. 60—70 Proz., in Württemberg und Bayern 1828—1831 immer noch 40 Proz.

Im gonzen aber war die Zollordnung ein unendlicher Fortschritt. Alle anderen deutschen Staaten haben sie später mit übernommen. Es war eine Musterleistung preußischer Verwaltungskunst, die Durchführung doppelt anerkennenswerth, da die alten Beamten und die gesammte Verwaltung der neuen Provinzen passiven Widerstand leisteten. In den westlichen Provinzen mußte man eine Zeitlang Oberpräsidenten und Regierungen alle einschlägigen Geschäfte aus der Hand nehmen und den Regierungspräsidenten Delius mit fast unumschränkter Gewalt zur Durchführung ausstotten.

Hier, wie anderwärts, zumal an den preußisch-klein-

deutschen Grenzen, erfolgte für mehrere Jahre ein fast gefährlicher Kampf gegen das neue Gesetz. Auch in Preußen selbst erstand im Moment der Durchführung ein großes Wehklagen, eine theilweise maßlose Opposition. Die ganze Rheinprovinz jammerte beweglich über die zu hohen Zölle, über die Verkehrserschwerungen durch die Kontrolen; alle möglichen Städte in der Nähe der Grenze baten, sie außerhalb der Zollinie zu lassen, so z. B. Saarbrücken. Jede große tiefgreifende Reform ist ja so in den ersten Jahren bedroht durch die Opposition aller kurzsichtigen Reaktionäre und aller kleinen verletzten Privatinteressen. Die Minister und der König wurden mit Klagen und Aenderungsvorschlägen überhäuft. Man besserte einiges 1821, erhöhte die Finanzzölle, um $1\frac{1}{2}$ Mill. Thaler mehr Einnahme zu bekommen. Am System wurde nichts geändert. Der König blieb fest, wie er beim Sturmlauf gegen die allgemeine Wehrpflicht, den die Reaktion unter Leitung seines Schwagers damals eröffnete, bei dem Versuch, die Fachminister wieder durch Provinzialminister zu ersetzen, an den großen Gedanken von 1808—17 festgehalten hat.

Wir können ihm heute nicht genug danken, daß er fest blieb. Das Zollgesetz von 1818 gehört wie die Städteordnung von 1808, das bäuerliche Regulirungsedikt von 1811, das Wehrgesetz von 1814, die Landwehrordnung von 1815 zu den gesetzgeberischen Höhepunkten und Großthaten jener Zeit, durch die der preußische Staat seinen alten Ruhm rationellen Fortschrittes, kühner, entschlossener Neuerung im Sinne progressiver Ideale der Zeit aufs neue befestigte. Die Reformgesetzgebung jener Jahre vollendete den alten Beamtenstaat, aber sie führte ihn zugleich darüber hinaus auf den Boden der Rechtsgleichheit, der persönlichen Freiheit, der liberal-humanen Ideen der Zeit. Die zwei Regierungspräsidenten v. Wißmann und v. Bassewitz, und der Landrath v. Rochow rühmen in einem Gutachten vom 8. Dezember 1816 die Steuergesetzentwürfe im Geschmack jener Tage mit den Worten: „Der Geist der Liberalität und der Menschenliebe, welcher daraus hervorblickt, die Wahrheit, Gerechtigkeit und Wissenschaftlichkeit der dem Ganzen zur Unterlage dienenden Grundsätze, das klare Auffassen dessen, was die Zeit fordert und das Volk wünscht, sind von uns nicht unbemerkt geblieben. Wir bekennen uns gern zu diesen Grundsätzen und erklären ebenso gern, daß wir ein besseres und der Zeit entsprechenderes Steuersystem nicht aufzustellen vermögen."

In diesen, uns etwas überschwänglich anmuthenden Worten spiegelt sich der Geist jenes reformlustigen, schwungvollen Beamtenthums, das, um Hardenberg geschaart, die großen Reformen damals durchführte, nicht ohne von rechts und links hart bedroht zu werden. Als Hardenberg 1810 das Amt des Staatskanzlers übernommen hatte, schrieb ihm Niebuhr tiefbekümmert über den schwierigen Weg, der ihm bevorstehe: er werde gleich sehr von einer höchst eigennützigen oligarchisch-aristokratischen, wie von einer schwindelnd revolutionären Partei bekämpft werden. Es ist das Schicksal, das jedem großen Reformminister begegnet — das Schicksal, dem Hardenberg auch mehr und mehr unterlag, als er alternd, zurückweichend, nicht mehr fähig war, sich das volle Vertrauen seines Königs zu erhalten. Bei dem Zollgesetz von 1818 hatte er es noch voll und ganz, und eben deßhalb gelang die große Reform.

Es war in der That eine große epochemachende Reform, nicht weil die Formeln des Freihandels ewige Wahrheiten wären, nicht weil die Auffassung der optimistischen Liberalen von dem Welthandel als einer harmonisch eingerichteten Maschine, die bei freiestem Verkehr stets nur Segen stiften könne, die bei jeder Bethätigung des nationalen Egoismus in Unordnung käme, richtig wäre, sondern weil es sich nach dem Zusammenbruch des alten Handelssystems und seiner verbrauchten Mittel darum handelte, im Einklang mit den großen weltbewegenden Ideen der Zeit ein einfacheres, gerechteres, billigeres, mit brauchbaren Mitteln arbeitendes Zollsystem zu schaffen, neben den Gedanken des Handelsneides und der Zollkriege einmal wieder mit vollem Nachdruck das andere gleichberechtigte Prinzip alles Handels zu betonen, seine Basirung auf persönliche Tüchtigkeit, internationale Gerechtigkeit und gegenseitigen Nutzen zu fördern.

In der großen Epoche von 1775—1825 haben alle großen Staaten Anläufe nach derselben Richtung gemacht wie das preußische Zollgesetz. Aber sie waren überall vergeblich oder eingeschränkt, sie erlagen überall rasch der Reaktion. Nur Preußen ergriff den Gedanken der liberalen Neuordnung des internationalen Handels mit soviel Muth, mit solcher radikalen Konsequenz, mit so idealistischem Schwunge, so zur rechten Zeit und doch so maßvoll und taktvoll in der Ausführung, daß dem preußischen Staate der Ruhm zufiel, in der großen weltgeschichtlichen Wendung vom Merkantilismus zur Handelspolitik des 19. Jahrhunderts das erste dauerhafte und gut durchgeführte Beispiel den anderen Staaten vorgemacht zu haben. Denn eine weltgeschichtliche Wendung bleibt es, trotz aller kleinen späteren Modifikationen, trotz der da und dort später wieder hergestellten höheren Schutzzölle. Sie haben nirgends mehr die Einrichtungen, Uebertreibungen und Mißgriffe des 18. Jahrhunderts wiederhergestellt, so wenig als die alte Kolonialpolitik, das alte rohe Völkerrecht, die Schmuggler- und Handelskriege jener Zeit wiederkehrten.

Der preußische Staat, der Zollverein und das Deutsche Reich konnten dauernd auf der Basis verharren, welche das Zollgesetz von 1818 vorzeichnete. Freilich, gewisse Korrekturen wurden nöthig, man erhöhte in den vierziger Jahren die Schutzzölle, man ermäßigte sie 1860—1873 viel weitergehend als 1818 und kehrte von 1879 ab wieder zu stärkerer Abschließung zurück. Aber die Grundeinrichtungen der Zollverwaltung blieben; sie wurden nur je nach der Zeitlage, den Handels- und Machtverhältnissen modifizirt. Auch wer in unsrer heutigen Handelspolitik eine berechtigte Rückkehr zu friedericianischen Gedanken erkennt, wer mit Stolz betont, daß wir uns heute vieles handelspolitisch nicht bieten lassen, was wir 1815—1848 hinnehmen mußten, der wird doch gestehen können, daß wir deßhalb die Grundgedanken von 1818 nicht zu verleugnen brauchen. Haben doch auch die Väter des Gesetzes in den zwanziger Jahren sich zu Retorsionen entschlossen, hat doch auch Maaßen 1833—1834 die höheren preußischen Schutzzölle gegen die Wünsche Sachsens und Süddeutschlands vertheidigt. Aller internationale Handel behält stets zwei Seiten, seine Ordnung schließt stets zugleich einen wirthschaftlichen Kampf gegen das Ausland ein. Und deßhalb werden stets in der Handelspolitik die Epochen der freundlich harmonischen Annäherung an die anderen Staaten mit denen der stärkeren Anwendung der Kampfmittel wechseln. Es kommt nur darauf an, daß zur rechten Zeit das Rechte geschehe, daß die Mittel, die man ergreift, dem Zweck entsprechen.

Gewiß war der Zolltarif von 1818 kein vollkommener; welcher Tarif wäre das? Manches hätte schon damals z. B. für die Erhaltung unsrer Leinenindustrie geschehen können; aber im ganzen traf er das Richtige, und Preußen, wie später der Zollverein, gedieheu dabei. Es ist höchst wahrscheinlich, daß eine Beibehaltung der Aus- und Einfuhrverbote und hoher Schutzzölle viel ungünstiger gewirkt, die Erziehung unsrer Industrie für die Kämpfe auf dem Weltmarkt verhindert hätte. Es ist ganz sicher, daß ein solches System Preußen mit den deutschen Mittel- und Kleinstaaten so überworfen hätte, daß der Zollverein nicht zustande gekommen wäre.

Die Schultheoriker wie die Minister und Parlamentarier streiten bis heute, ob das Gesetz schutzzöllnerisch oder freihändlerisch war. Es war freihändlerisch gegenüber den Tarifen aller damaligen Großstaaten, schutzzöllnerisch gegenüber denen der Kleinstaaten. Seine Hauptvertheidiger waren theoretisch dem Freihandel zugethan; aber ihre praktische Sachkenntniß bewahrte sie vor jedem Extrem. Der König, Hardenberg, Bülow wollten ein Kompromiß, das der Lage des Landes und seiner Volkswirthschaft entsprach. Ihnen und denen, welche das praktische Detail des Gesetzes, der Zollverwaltung feststellten, gebührt das große Verdienst, daß sie ganz das der Lage Preußens, der Zukunft Deutschlands Entsprechende trafen.

Man hat heute öfter die Formel aufgestellt, die Handelspolitik müsse sich nach der Majorität der Interessen richten. Eine agrarische Majorität habe das Recht, agrarische Schutzzölle, eine industrielle, die die fremde Konkurrenz zu fürchten hat und nur im Inland absetzt, industrielle Schutzzölle einzuführen, eine industrielle Majorität, die auf den Export angewiesen sei, müsse den Freihandel durchsetzen. Es ist selbstverständlich, daß darin eine gewisse Wahrheit für die Länder parlamentarischer Regierung liegt; auch eine gewisse absolute Wahrheit für alle Zeiten, sofern damit verlangt wird, daß die Handelspolitik der realen Sachlage der Volkswirthschaft angepaßt sei. Aber diese Wahrheit gilt doch nur cum grano salis: wenn die Majorität die Minorität brandschatzt, wenn sie nur das Interesse des Tages im Auge hat und nicht das der Zukunft, wenn sie die Interessen kurzsichtig und leidenschaftlich, statt ruhig und weitsichtig auffaßt, so kann sie sehr leicht etwas dem wahren Gesammtinteresse des Staates und seiner Zukunft entgegengesetztes verlangen. Weder die Handelspolitik Friedrich Wilhelms I., noch die Friedrich Wilhelms III. von 1818 hatte die Majorität der Interessen sicher hinter sich; hätte man 1818 abgestimmt, so wäre wohl ein hochagrarisches und ein hochindustrielles Schutzsystem wie in Frankreich eingeführt worden. Und das wäre nicht zum Segen des Landes gewesen. Die Majoritäten und Parlamente sind immer geneigt, den Stimmungen und Interessen des Moments in der Handelspolitik nachzugeben, wie Frankreich von 1815 bis heute keinen Zolltarif hatte, in welchem nicht die Regierung und der Finanzminister Vernünftigeres und Besseres vorschlugen als die Majoritäten.

Die preußische Regierung stand beim Erlasse des Zollgesetzes von 1818 ganz auf der Höhe ihrer Aufgabe, gerade weil sie nicht nach der Majorität des Tages lauschte, sondern das Facit aus der Geschichte Preußens und seiner Zukunft, aus den Lehren der europäischen Entwicklung zog.

Friedrich Wilhelm III., seine Minister, Generale und Räthe haben gewiß nicht immer das Richtige getroffen; sie haben Preußen in die Katastrophe von 1806 hineingeführt, sie haben zu lange gezaudert, waren zu lange einer ängstlichen Friedensliebe ergeben; sie waren nie den Ränken und der diplomatischen Klugheit ihrer Gegner ganz gewachsen. Aber sie haben im rechten Moment doch den höchsten Muth gezeigt; der König blieb, wie er demüthig im Glück gewesen, standhaft und unbeugsam im Unglück; er hat mit Selbstverleugnung nach der großen Katastrophe den großen Staatsmännern und Generalen die Wiederaufrichtung des Staates und sein Steuer anvertraut, hat neidlos ihrer Einsicht, ihrer Kraft und Energie sich gefügt und dabei verstanden, Ordnung zu halten in den wuchtigen Konflikten dieser selbstbewußten, vielfach harten und schroffen Charaktere. Die preußische Geschichte kennt keine zweite Epoche, in welcher eine solche Fülle von bedeutenden und großen Männern im nächsten Rath der Krone an den leitenden Stellen der Regierung saß: Stein und Hardenberg, Graf Bülow und Altenstein, Motz und Maaßen, Humboldt und Niebuhr, Scharnhorst und Boyen, Gneisenau und Witzleben, Schön und Vincke, Sack und Merkel, Hoffmann und Scharnweber und wie sie Alle heißen; welche Summe von Können und Wissen, von Talent und Idealismus, von Geist und Charakter, von Sachkenntniß und Ehrlichkeit liegt in diesen Namen!

Ihr geistiges Wirken hat fortgedauert im preußischen Staate bis auf den heutigen Tag. Auf ihren Schultern steht auch, so gänzlich verschieden er von ihnen ist, so sehr er gerade in der Handelspolitik der zweiten Hälfte seiner Amtsthätigkeit den entgegengesetzten Standpunkt einnahm, so sehr er sie an Kühnheit und Größe seiner äußeren Politik, an Energie der staatsbildenden Kraft überragt, der eiserne Kanzler, an dessen offenem Grabe heute ganz Deutschland, ja die ganze Welt trauernd steht. Er vollendete, was damals begonnen wurde.

Mag uns heute der Schmerz über sein Scheiden so erfüllen, daß wir nach Fassung zu ringen haben, gerade der wissenschaftliche und historische Standpunkt, auf den wir uns am heutigen Festtage zu stellen haben, legt uns die tröstliche Wahrheit nahe, daß die breiteste Wirksamkeit der größten und schöpferischen Genien der Menschheit gerade nach ihrem Tode beginnt.

Das Preußen des ganzen 18. Jahrhunderts blieb das Friedrich Wilhelms I. Die Siege von 1813—15, wie die von 1864—70 danken wir dem fortwirkenden Geiste Friedrichs d. Gr. Der innere Ausbau des preußischen Staates geschah nicht bloß 1808—23, sondern gerade auch 1850—90 im Geiste Steins und Hardenbergs. Und das Preußen und das Deutschland des künftigen Jahrhunderts, es wird — so hoffen wir — von den Traditionen unsres großen Kaisers Wilhelm I. und seines großen Kanzlers erfüllt sein.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Erlangen.** An die Stelle des Professors der systematischen Theologie in Erlangen, Dr. Seeberg, der nach Berlin geht, ist der Konventualstudiendirektor Ihmels in Loccum berufen worden.

* **Berlin.** Die Bibliothek des Handelsrechtslehrers Geh. Justizraths Prof. Dr. L. Goldschmidt, die der Berliner Universität vermacht worden war, ist durch Senatsbeschluß zum größten Theil der Universitätsbibliothek überwiesen worden.

γσ **Braunschweig,** 5. Aug. Am zweiten Verhandlungstag des 29. Deutschen Anthropologen-Kongresses gab Geheimrath Blasius einen Ueberblick über die Vorgeschichte und Frühgeschichte des Braunschweiger Landes, als des Bodens, auf dem der Kongreß sich befindet. Das zersplitterte Territorium des Herzogthums Braunschweig fordert die Hineinziehung des dasselbe durchschneidenden preußischen Gebiets in die Betrachtung seiner Vorgeschichte. Die paläolithische Zeit der Diluvialperiode ist durch Fundstätten wie Thiede und Westergeln, vor allem indessen durch die Rübelandhöhle vertreten. Hier ist der älteste Mensch im Lande nachgewiesen, zusammen mit der Fauna des Diluviums, der älteren Fauna sowohl, wie sie die letzte Interglacialzeit charakterisirt, als auch der jüngeren Fauna der Glacialzeit. Die paläolithischen Bewohner scheinen indessen das Land verlassen zu haben und erst in den neolithischen Bewohnern können die heute hier lebenden Stämme ihre Vorfahren erblicken. Die megalithischen Denkmäler der Lübbensteine bei Helmstedt, der Hünensteine bei Benzingerode, sowie die in Steinkohlengruben gefundenen Reste gehören schon der jüngeren Steinzeit an, ebenso alle die südlich der Stadt Braunschweig bis zum Harz hin gefundenen Jadeitbeile und Feuersteingeräthe; die zahlreichen zerstreuten Aexte, Keile, Hämmer stellen sich als Werkzeuge neolithischer Zeit dar. In den Beigaben eines bei Börßum gemachten Skelettfunds hat man den Uebergang zur Metallzeit konstatiren können; der Kupferzeit entstammt eine schöne, 95.3 Proz. Kupfer enthaltende

Doppelaxt, sowie ein Flachcelt. Die Funde der Bronzezeit sind ungemein zahlreich im Braunschweiger Land, so ist die Holzener Höhle als ein Wohnplatz der Bronzezeit anzusehen und selbst sogenannte Depotfunde sind nicht selten. Die Urnenfunde der Bronzezeit kommen in allen bekannten Lagen und Formen vor. Wir haben zahlreiche Gesichts- und Hausurnen, theils in Steinkisten beigesetzt, theils mit, theils ohne darüber aufgehäuftem Grabhügel mit den bekannten Beigefäßen, endlich solche, die auf dem Boden beigesetzt sind und über denen ein kegelförmiger Hügel aufgeworfen ist. Die Zeit dieser Urnengräber muß zwischen 500 v. Chr. und dem 2. oder 3. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung angesetzt werden. Aus der Eisenzeit tritt namentlich die La Tène-Periode in ihren Artefakten auf. Die Ringwälle, die wir im Lande finden, entstammen zum Theil der historischen Zeit, ein Ringwall bei Watenstädt zeigt slavischen Einfluß. Der wichtigste dieser Ringwälle des Landes ist indessen der Burgberg des Elms. Es ist ein sicher als prähistorisch anzusehender Ringwall, der große Befestigungen aufweist. Daran schließen sich die meist im östlichen Gebiet des Landes befindlichen tumuli an, so die großartigen Grabhügel bei Evessen. Die wenigen im Braunschweigischen gemachten römischen Funde muß man als eingeführte Dinge betrachten, da an feste römische Niederlassungen hier nicht zu denken ist. Anders steht es schon bei Hildesheim, wo durch den dortigen Silberfund römische Ansiedelungen nachgewiesen sind. Die Cherusker, Sugambrer, im Norden die Sueben, letztere Vorfahren der Langobarden, hatten zur Zeit Cäsars diese Gebiete inne. Später sind die Sachsen von Norden her in diese Gebiete eingedrungen und ihre Vermischung mit den Cheruskern mag etwa im 3. und 4. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung sich vollzogen haben. Der Stamm der Ostfalen nun ist die Bevölkerung des Braunschweiger Landes geworden. Im Anschluß an diese Bemerkungen über die Frühgeschichte des Braunschweiger Landes sprach Dr. R. Much (Wien) über die Stammeskunde der Altsachsen. Er suchte die schwierige Frage nach dem Ursitze der Altsachsen zu beleuchten. Die Zusammenstellung von Cheruskern und Sachsen, wie sie Jakob Grimm vorgenommen hatte, indem er das deutsche Sahs = Schwert, Messer mit einem germanischen Herus von gleicher Bedeutung zusammenstellte und zugleich auf einen Gott Heras hindeutete, hat sich als irrig erwiesen. Sachsen und Cherusker sind nebeneinander bezeugt. Der seßhafte, bodenständige Stamm der Cherusker, einst politisch so mächtig, wenn auch später im Niedergang begriffen, wie schon Tacitus berichtet, kann doch nicht ausgerottet worden sein; dennoch sind die Sachsen nicht politisch die Fortsetzung der Cherusker, die nach Muchs Anschauung vielmehr in den Stämmen der Angrivarier (Engern) und Barden Aufnahme gefunden haben. Später sind diese in den sächsischen Volkskörper aufgenommen worden. Die Urheimath der Sachsen nimmt Much nach Ptolemäus' Angaben in Holstein an, mit der Eider als nördlicher, der Elbe als westlicher Grenze, während die Ostgrenze nicht bestimmt zu bezeichnen ist. Von hier aus hat dann eine Eroberung des westelbischen Gebiets von Seiten der Sachsen stattgefunden, der eine Auswanderung des Stammes über die Elbe folgte, doch so, daß er im Norden und Osten der Elbe nichts verlor, ja sogar vermöge seiner Expansivkraft bis nach England hin seine Stammesglieder ausstrecken konnte. Der Vortragende spricht die Vermuthung aus, die Sachsen hätten, nach Eroberung von Pommern und Mecklenburg und nachdem ihnen von Dänemark her Zuzug gekommen war (Falster bedeute nichts anderes als „Sitz der Falen", d. h. der Blonden), erst die Elbe überschritten und seien dann in das entvölkerte Gebiet der Chauken eingerückt, nachdem sich diese nach den Rheingegenden gezogen hatten; so stellen sich die Franken nach dem Vortragenden als eine Fortsetzung der Chauken = der Hohen dar, doch so, daß ein Theil von ihnen in die Sachsen aufgenommen wurde, deren Ausdehnung später wiederum durch die Wanderungen der Langobarden verursacht worden ist. Diesen Darlegungen trat jedoch Hr. v. Stolzenberg auf das entschiedenste entgegen. Es folgte die Darlegung Prof. Kollmanns (Basel) über die Beziehung der Vererbung zur Bildung der Menschenrassen. Der Vortragende legte einen Gipsabguß eines in der Baseler Anatomischen Sammlung befindlichen neolithischen weiblichen Schädels vor, der ehemals einer Frau von 25 bis 30 Jahren angehört hatte, wie sich aus der genauen Untersuchung ergeben hatte, dazu stellte er eine Thonbüste, die eine Rekonstruktion der Weichtheile der Lebenden genau auf dieser osteologischen Grundlage darstellt. Die wissenschaftliche Rechtfertigung solcher Rekonstruktion suchte der Vortragende des näheren zu erörtern. Alle die Tausende von Schädeln, die man von prähistorischen, historischen und modernen Menschen gemessen, hat man bisher stets in der Ueberzeugung betrachtet, als seien ihre Eigenschaften von den Vorfahren ererbt; auf der anderen Seite haben die Virchow'schen Untersuchungen bei Kindern das Resultat geliefert, es gebe unter der Bevölkerung Deutschlands eine blonde Komplexion im Norden, eine brünette im Süden; diese beiden Varietäten sind schon vor Eindringen der Römer an ihren Plätzen gewesen, die sie heute einnehmen. Nun hat man den Einfluß des Klimas, der Nahrung, der politischen und sozialen Umstände auf diese zwei Varietäten geltend gemacht hinsichtlich der Wandlung ihrer Komplexion; dem gegenüber hält der Vortragende fest an Virchows, Broca's und Darwins Ansicht von der Persistenz der Rasse, d. h. die Rassenmerkmale der Europäer haben sich unter anderen Himmelsstrichen erhalten. Den besten Beweis für die Richtigkeit dieser Anschauung liefern die auf den Bildwerken der Pharaonen dargestellten Rassen, die jenen bekannt waren und deren Typus wir heute noch auf den ersten Blick erkennen. Nach Virchow reicht die Darstellung dieser Bilder an die neolithische Periode Europa's heran. Da nun aber die Rasseneigenschaften vererbt werden, das Milieu nicht diese, sondern nur individuelle Eigenschaften beeinflussen kann, so müssen wir annehmen, was der Augenschein der ägyptischen Bilder uns zeigt, daß seit deren Existenz die Rassentypen sich nicht geändert haben, mit anderen Worten, daß wir aussehen wie unsre neolithischen Vorfahren und also das Recht haben, deren Skelette nach dem Verhältniß der osteologischen Grundlage mit Weichtheilen zu bedecken und uns dergestalt ihr Aussehen zu rekonstruiren. Danach ist der Redner verfahren, er hat sorgfältige Messungen an gleichalterigen Frauenleichen mit ähnlichem Skelett, wie das aus den Pfahlbauten von Auvernier am Neuenburger See ist, ausgeführt und danach dessen Schädel in Gips abgeformt und mit den entsprechenden Weichtheilen in Thon belegt. Das Resultat war ein bestimmter Typus mit kurzem, breitem Antlitz, glatter Stirn, kurzer Nase, geschwellten Lippen und stark markirtem Unterkiefer. Dies ergibt in der That die eine der Varietäten der ursprünglichen europäischen Bevölkerung, neben der eine zweite mit langem Gesicht angenommen wird. Aus diesen beiden Varietäten der Gesichtsform nach ist die gegenwärtige europäische Bevölkerung abzuleiten. Der Vortragende zieht aus seinen Studien den Schluß: Die Völker, politisch und kulturell, verschwinden, aber die Rassen bleiben, sie erhalten sich durch die Vererbung unsterblich.

* **Göttingen.** Als Privatdozenten haben sich hier habilitirt Dr. Koetz für Chemie und Dr. Lüders für orientalische Sprachen.

* **Greifswald.** Professor Dr. Theodor Siebs ist zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur an hiesiger Universität ernannt worden. Die Vertretung der Professur war ihm bereits vor Jahren übertragen worden.

* **Upsala.** Als Bewerber um die Professur im Zivilrecht an der Universität in Upsala hat sich Frln. Elsa Eschelson gemeldet. Die Dame, welche schon seit 2 Jahren als Dozent thätig ist, will eine Entscheidung darüber herbeiführen, inwieweit es die unerläßliche Bedingung ist, Mann zu sein, um Professor an einer schwedischen Universität zu werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Heinrich Mayrhofer von Grünbühel: Die Volkszählung in Oesterreich. Graz, Verlag „Styria" 1898. — Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben, herausgegeben von Georg Hirth. I. Serie: Der schöne Mensch; Alterthum, bearbeitet von Dr. Heinrich Bulle. Lfg. 8 u. 9. München und Leipzig, G. Hirths Kunstverlag 1898. — Oesterreich-Ungarn, Handbuch für Reisende, herausgegeben von K. Baedeker. Leipzig, K. Baedeker 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 11. August. Nummer 178.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Völkerbilder aus Asam.

Von Kurt Klemm.

I.

Otto Ehlers, der kühne Reisende, welcher drei Welttheile in den Kreis seiner Forschungen einbezogen hat und dessen vorzeitiges Hinscheiden die Völkerkunde tief beklagt, hat aus Asam eine ausnehmend reiche Menge werthvollen Materials für die Kenntniß der hochinteressanten Völkerschaften jener Ostmark Indiens nach Deutschland gebracht. Dieses Material besteht aus vielen hundert Gegenständen verschiedenster Art, wie Hausgeräthe, Waffen, Schmuck u. dgl., welche ein lebendiges Bild des Lebens und Treibens jener Völker gewähren und durch an Ort und Stelle aufgenommene Photographien und erläuternde Notizen ergänzt werden. Selbstverständlich war es nicht möglich, eine Sammlung dieser Art, deren Transport durch unwegsame Gegenden allein fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstanden, ohne bedeutende Kosten zu erwerben; es verdient daher hervorgehoben zu werden, daß sich in der Person des Freiherrn Eduard v. Ohlendorff ein begeisterter Gönner der Wissenschaft fand, welcher opferbereit die erforderlichen Mittel bewilligte. Seinem hochherzigen Entschluß ist es auch zu danken, daß der kostbare Schatz dem Museum für Völkerkunde zu Berlin als Angebinde überwiesen wurde und damit weiteren Kreisen zugänglich geworden ist.

Zu den merkwürdigsten Völkern Asams gehören die Nagas, jene Gebirgsstämme, die ihren höchsten Ruhm in der Erbeutung feindlicher Köpfe suchen. Die Nagas zerfallen in drei oder vier größere Gruppen, deren jede in eine Reihe einzelner Stämme und Unterstämme mit eigener Sprache geschieden ist, die sich dann wieder in einzelne Sippen gliedern, welche man nicht unpassend mit dem schottischen Ausdruck „Clan“ zu bezeichnen pflegt.

Eine Aufzählung jener Gruppen und Stämme kann füglich unterbleiben, denn die sich daran knüpfenden Erörterungen würden zu weit führen, wenn wir uns nicht auf Anführung leerer Namen ohne Inhalt beschränken wollen; sind doch die Nagas in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt. Das Wenige, was Ritter in seiner Erdkunde und Lassen in der indischen Alterthumskunde, dem damaligen Stande der Wissenschaft entsprechend, über die Nagas mittheilen konnte, und die kurze aber treffende Charakteristik Schlagintweits ist dann noch durch Bastian durch eigene Forschungen und nach englischen Quellen bis zum Jahre 1883 ergänzt worden; wie wenig aber die hochgepriesenen Schriften des Altmeisters wirklich gelesen werden, beweist der Umstand, daß auch das neueste am weitesten verbreitete Werk über Völkerkunde sich gerade dieses interessante Kapitel entgehen ließ, und außer einer zuerst von Butler erzählten Anekdote nur dürftige Notizen über die Nagas bringt.

Unsre Darstellung stützt sich, nächst den Objekten der Ehler'schen Sammlung, vornehmlich auf die Berichte englischer Offiziere und Beamten, wie der beiden Butler, Vater und Sohn, Oberst Woodthorpe, Kapitän Damant, Kommissioner Peal u. A. und auf die werthvollen Angaben, welche Davis im letzten Census Report niedergelegt hat.

1. Die Angâmi-Nagas.

Die Angâmi-Nagas, die Hauptvertreter der westlichen Gruppe der Nâga-Völker, werden von allen Kennern Asams einstimmig als die schönsten und würdigsten Repräsentanten ihrer Rasse bezeichnet. Männer, wie der liebenswürdige Oberst Butler und sein nicht minder sympathischer Sohn Kapitän Butler, der Tacitus jenes Volkes, welcher vom Speer eines Lhota-Naga am Weihnachtsabend 1875 durchbohrt, allzufrüh dahinsank und dessen Werk der durch sein Buch über die Luschais bekannte Oberst Woodthorpe fortsetzte, haben in erster Linie mit großer Liebe und Treue die Sitten und Gebräuche jenes tapferen und unverdorbenen Volksstammes geschildert, und ihnen gebührt der Dank dafür, daß die Kunde von den Angâmi überhaupt nach Europa gedrungen ist.

Die Angâmi gehören zu dem Völkerkonglomerat, welches, dem Geschiebe im Gebirge vergleichbar, sich zu verschiedenen Zeiten über die Oberfläche Asams und Hinterindiens gelagert hat, und zwar gehören sie, allem Anschein nach, einer recht alten Schicht an. Ueber die Stellung, welche das Volk seiner Abstammung entsprechend einnimmt, mangelt noch volle Klarheit; es genüge daher die Angabe, daß es zu der tibeto-birmanischen Familie gehört. Der Bezirk Naga Hills südlich von Samaguling bis zum Bareilgebirge, welches Asam von Manipur scheidet, im Westen bis an die Grenze der Katscha-Nagas, umschließt das Gebiet der Angâmi. Die Ostgrenze der westlichen Angâmi, mit denen wir uns hier vorzugsweise beschäftigen, bildet der Dojongfluß. Das wellige Hügelland, welches sie bewohnen, ist von hohen Bergen bis 12,000 Fuß Höhe umgeben. Ihre stark befestigten Dörfer legen die Angâmi auf Bergkuppen von oft mehr als 5000 Fuß Erhebung an. Freilich werden jene Dörfer nicht selten von größeren Höhen beherrscht, weil begreiflicherweise die Eingeborenen bei ihrer Anlegung auf europäische Schießwaffen keine Rücksicht genommen haben. Die Ränder der Berge sind terrassenförmig mit Reisfeldern bedeckt, welche durch künstliche Wasserleitungen getränkt werden, deren Röhren oft jähe Abgründe überbrücken; denn obgleich der Naga die Schrift nicht kennt und nur nothdürftig zählen kann, ist er doch ein geschickter Straßen- und Wasserbaumeister, der jede Unebenheit des Bodens sorgfältig beachtet.

Die Dörfer der Angâmi sind zum Theil so zahlreich bevölkert, daß sie, zumal in Asam, recht wohl auf die Bezeichnung „Stadt“ Anspruch erheben dürfen. So besteht Kohima, der derzeitige Sitz der britischen Verwaltung, aus

etwa 800 Häusern, welche von ungefähr 4000 Nagas bewohnt werden, die in 7 Clane zerfallen. Andere bedeutende Ortschaften, die noch vor wenigen Jahren die kleineren Dörfer hart bedrängten, sofern sich diese nicht zur Zahlung von Tribut verstanden, sind Mozoma, Dschotsoma, Konoma. Die Festung Konoma wurde 1850 erst nach langwieriger Belagerung mit Hülfe von Artillerie eingenommen. Am leichtesten zugänglich ist diejenige Seite der mit Gräben und Wällen umschlossenen Bergveste, an welcher eine Treppe von 912 Stufen in die Höhe führt. Vor ihrem Thore fiel 1879 Damant, als er sich trotz der Warnungen befreundeter Nagas dahin begeben hatte, um mit den Bewohnern von Konoma zu verhandeln. Die Folge dieses blutigen Schauspiels war dann ein Krieg, der zur endlichen Unterwerfung der wilden Herren des Gebirges führte.

Ein anschauliches Bild von der äußerlichen Beschaffenheit eines Angâmidorfes scheint uns die Beschreibung von Mozoma im Jahre 1845 zu gewähren, welche Oberst Butler in seinen Travels and Adventures in Assam gibt. Dort heißt es:

„Auf dem Gipfel eines Hügels, welcher sich an den Hauptkamm anschließt, zählten wir 165 Häuser. Da der Hügel vom Fuße bis zur Spitze mit umwallten Terrassen und Anpflanzungen bedeckt ist, so würde ein Angriff auf ihn um so gefährlicher sein, als jedes Haus von einer steinernen Mauer umschlossen ist und eine von zwei Mauern eingeschlossene Straße sich von dem einen Ende des Hügels bis zu der Stelle erstreckt, wo der Bergsporn den Kamm des Gebirges berührt. Von dem Gipfel des Mozomahügels genießen wir einen prächtigen Fernblick über eine Menge Dörfer im Nordosten und über unzählige Flecken angebauten Landes. Die Bestellung dieser Felder geschieht nur mit der Hacke, und schmale Gräben, die aus weiter Ferne nach allen Richtungen hin angelegt sind, bewässern die einzelnen Terrassen, welche mit ihren Mauern wie die Stufen einer Treppe aussehen, die zu den Dörfern hinaufführen."

In jedem Dorfe sind die einzelnen Clane durch Wälle und Gräben voneinander getrennt, die Tag und Nacht bewacht werden, denn in der Regel liegen die einzelnen Sippen eines Dorfes miteinander in Fehde. Die soziale Einheit der Angâmi ist eben nicht das Dorf, sondern der Clan, „tepfö" oder „tino", dessen Angehörige einen gemeinsamen Stammvater haben, nach dem sie sich nennen. Diese Clane sind exogam, d. h. ihre Mitglieder dürfen einander nicht heirathen. Zwischen den einzelnen Sippen eines Dorfes besteht große Eifersucht, die oft zu blutigen Ausschreitungen führt. Fehden zwischen verschiedenen Dörfern sind jetzt unterdrückt, aber die Fehden innerhalb der einzelnen Dörfer kommen noch gelegentlich zum Ausbruch. Ueber eine solche Fehde berichtet Carnegy, der politische Agent von Naga Hills, im Jahre 1876: „Mitte Juni gingen ungefähr 40 Männer von Mozoma nach Kohima hinüber, wo sie von einem befreundeten Clan aufgenommen wurden. Dieser Clan war dem Putschatsuma-Clan benachbart und von ihm aus fielen sie über die Putschatsuma her und tödteten alles, was ihnen in die Hände fiel, einen Mann, fünf Frauen und zwanzig kleine Kinder. Die anderen Clane dachten gar nicht daran, dagegen einzuschreiten, sondern schauten ruhig zu. Einer der Zuschauer sagte mir, er hätte nie einem so hübschen Schauspiel beigewohnt, wie der Ermordung der Kinder, es hätte gerade ausgesehen, als ob Küchlein geschlachtet würden."

Wollten in der Zeit der alten Unabhängigkeit die Angâmi einen Kriegszug unternehmen, so wurde eine Versammlung der ganzen Clans anberaumt und darin bestimmt, welches Dorf anzugreifen sei. Darauf befragte man ein Orakel, indem man beobachtete, wie ein Huhn seine Beine streckte, wenn es geschlachtet wurde, und je nach dem Bescheid beschloß man sofortigen Ausmarsch oder Aufschiebung des beabsichtigten Unternehmens. War das Omen günstig, so wurde das dazu verwendete Huhn gekocht und an die Krieger vertheilt. Dann bereitete man Proviant für zwei Tage, wickelte den Reis mit dem Fleisch in Blätter und packte es in Körbe. Durch Gestrüpp und Dickicht beschlich die Schaar auf verborgenen Pfaden das feindliche Dorf und erwartete im Hinterhalt den Anbruch des Tages. Unter lautem Getöse und wildem Schlachtruf stürzte sie sich auf das Dorf und machte alles nieder, was ihr entgegentrat, gleichviel ob Mensch oder Thier, Mann, Weib oder Kind. Jedem erlegten Feinde wurde Kopf, Hand und Fuß abgehauen und in ein Tuch gewickelt. Dann wurde das Dorf geplündert und niedergebrannt. Wer beim ersten Angriff nicht fiel, blieb gewöhnlich verschont, um als Sklave abgeführt zu werden. Nach seiner Rückkehr bewahrte der Krieger den erbeuteten Kopf fünf Tage lang unter seiner Bettstatt auf und genoß während dieser Zeit keine von Frauen bereitete Speise, kochte auch nicht in dem sonst dazu gebrauchten Topf. Nach Ablauf dieser Frist begrub er den Schädel und die Gebeine, falls sie bis dahin nicht eingelöst waren. Uebrigens wurden solche Gräber der Feinde wie die eigenen gepflegt und mit Blumen geschmückt. Auf die Bestattung der Gebeine folgte dann eine große Schmauserei und schließlich ein Bad. Daß unter solchen Verhältnissen das Institut der Blutrache üppig in die Halme schoß, bedarf kaum der Erwähnung.

Die Kriegszüge der Angâmi erstreckten sich aber keineswegs nur auf die Dörfer ihrer Stammesgenossen, sondern verheerten auch im weiten Umkreis das Land, namentlich hatte Katschar unter den angâmischen Schrecken viel zu leiden. Man kann sich leicht vorstellen, daß es ein mühevolles Unterfangen war, die wilden Krieger der Berge, die ebenso rasch und unerwartet erschienen, wie sie verschwanden, zu besiegen und einer geordneten Herrschaft zu unterwerfen, und in der That hat es zweier Menschenalter bedurft, bis es der britischen Streitmacht gelang, den oft versuchten und bisweilen auch erzwungenen Zugang in die Berge zu behaupten und die zweifelhaften Segnungen der Kultur in die abgeschiedene Alpenwelt zu tragen. Zwar kann man nicht in Abrede stellen, daß die indische Regierung die dauernde Besetzung des Gebiets der Angâmi verzögert hat, solange es nur irgend anging, und daß nur die gebieterische Nothwendigkeit sie veranlaßte, den unaufhörlichen räuberischen Einfällen durch Besitznahme ihres Landes ein Ziel zu setzen; trotzdem bleibt es bedauerlich, daß nunmehr wiederum in ein gesundes urwüchsiges Volk der Keim der Auflösung hineingetragen ist. Je unaufhaltsamer der eingeleitete Prozeß, der anderwärts durch Hinduisirung maskirt wird, seinen Lauf nehmen wird, umsomehr hat sich die Völkerkunde ihrer Aufgabe zu erinnern, die Zeugnisse für eine dem Untergang geweihte Kulturstufe zu sammeln und zu verzeichnen.

Der Angâmi ist gut und kräftig gebaut, seine Haut bronzefarben, grobes schwarzes Haar umrahmt sein ernstes Gesicht. In der Regel ist er größer als die benachbarten Bergbewohner, wohl proportionirt und, wenn von besserer Herkunft, sogar hübsch. Gut entwickelt sind die Muskeln von Schenkel und Knie. Das Haar wird in verschiedener Weise getragen, vorherrschend ist jedoch kurzer Schnitt. In diesem Falle wird es zurückgekämmt und in der Mitte gescheitelt, oder es hängt über die Stirn herab wie bei den Rundköpfen aus der Zeit Cromwells. Auf dem Wirbel bleibt es lang und wird in einem chignonartigen Knoten gewickelt, der mit schneeweißer Baumwolle umwunden ist und in den bei festlichen Anlässen Federn als Schmuck gesteckt werden. Aus dem ernsten Antlitz, das alle Schattirungen von Indianerroth zu dunklem Braun durchläuft,

blicken scharfe braune Augen. Vorstehende Backenknochen, platte Nasen und großer Mund sind häufig, doch begegnet man nicht selten geraden Nasen, welche dem Gesicht ein adlerartiges Aussehen verleihen. Das Kinn ist klein, aber vorstehend. Die Frauen sind nicht groß, doch kräftig gebaut und behalten noch im Alter schön gerundete Brüste.

Wenige unbestimmte Andeutungen der Sage weisen auf gemeinsame Herkunft der Angâmi mit den Ahom, den alten Eroberern von Asam, hin, Andeutungen, wie sie sich auch ähnlich in der Sage der Ao-Naga finden. Kapitän Butler erzählt eine Legende, nach welcher die Angâmi von Südosten her eingewandert sind. Vor langer, langer Zeit, als die Welt noch jung war, lebten Götter, Menschen und Thiere friedlich bei einander. So wohnten auch ein Gott, ein Mann, eine Frau und ein Tiger beisammen. Aber die Frau starb und da wollte der Tiger ihren Leichnam auffressen. Darob erhob sich Zwiespalt zwischen den so verschieden gearteten Geschöpfen, der zu ihrer Trennung führte.

„Später entstand ein Streit zwischen den beiden Söhnen des großen Häuptlings. Beide verließen darauf ihre Heimath, jeder auf einem andern Pfade. Der eine bezeichnete seinen Weg durch Einschnitte in den Tschomhubaum, der andere durch solche in den Tschemubaum. Da nun die Zeichen in den Tschomhubäumen lange frisch und weiß blieben, während die in den Tschemubäumen fast auf der Stelle schwarz wurden, so folgte die Mehrzahl dem älteren Bruder und gelangte in das Tiefland von Asam. Die kleinere Schaar, welche erst später aufgebrochen war, ließ sich im Gebirge nieder." Daher die große Zahl der „Tephima" oder „Tephrima", der Leute von Asam.

Die Mao und Murram in Manipur, welche sich der Abstammung von den Gnâmi, d. i. den Angâmi rühmen, erzählen:

„Es war einmal ein See, aus dem tauchten drei Männer auf. Der eine wanderte nach Süden, von ihm stammen die Mao und Murram. Der andere zog gen Westen, der wurde der Stammvater der Katscha-Nagas. Der dritte blieb im Lande, der war der Angâmi."

Diese Sage, welche den Angâmi als Autochthonen auf seinen Bergen hinstellt, ist entschieden alterthümlich, und wenn die den Angâmi benachbarten Nagas von Katschar und Manipur ihnen wirklich so nahe verwandt sind, so muß sie wohl auf die Zeit der Trennung jener Völkerstämme zurückgehen.

Wie Prain bemerkt und wie Peal in seiner klassischen Abhandlung für die nackten Nagas nachgewiesen hat, ist die Mehrzohl der Nagadörfer durch den Auszug junger Mannschaft aus den höher im Gebirge gelegenen Orten gegründet worden. Ueberlieferungen solcher Wanderungen sind auch bei den Angâmi vorhanden. So behauptet Konoma, die Einwohner von Mozoma seien aus dem erstgenannten Dorfe wegen Unbotmäßigkeit verwiesen worden und hätten der neuen Pflanzstätte den Namen Mozoma, von themuze, morden, gegeben. Die Sage im Kohima erzählt, eine Truppe Angâmi habe lange Zeit vergeblich die Orakel wegen eines günstigen Ortes für die Anlage eines Dorfes befragt. Endlich sei er an die Stelle des heutigen Kohima gelangt, die als geeignet befunden wurde. Weil sie sich hier von ihrer Wanderung abwendeten, nannten die Angâmi das Dorf Kohima (von kohi, wenden, ma bedeutet Mann, Mensch; also kohima eigentlich Einwohner von Kohi). Das einzige historische Denkmal bei Kohima ist der sogenannte Manipurstein. In denselben ist das Bild der Sonne und eines Stieres mit einer Inschrift gemeißelt, auf einer Platte vor dem Stein befinden sich zwei Fußabdrücke. Die Inschrift ist, soviel wir wissen, noch nicht entziffert.

Kapitän Butler erwähnt dann noch einen Bericht, wonach die Angâmi ihren Ursprung einem Dschaintiaprinzen verdanken, der vor etwa 300 Jahren eine Nichte seines Königs ins Gebirge entführte. Wenn in dieser Nachricht wirklich ein historischer Kern steckt, so kann es sich nur um einen einzelnen Clan handeln, denn die Angâmi hausten schon längst in ihren Bergen, als jener Prinz lebte.

Der männlich stolzen Gestalt des Angâmi entspricht seine Kleidung. Wenn wir von Kleidung sprechen, so ist dieser Ausdruck cum grano salis zu nehmen, denn eigentlich kann bei den Nagas von solcher nur in beschränktem Maße die Rede sein; die Tracht weicht hier der Dekoration, von der zum Zweck der Repräsentation ausgiebig Gebrauch gemacht wird. Dementsprechend haben auch sehr viele Nagastämme die birmanische Sitte der Tätowirung angenommen, einer Entstellung des Körpers und Angesichts, vor der das feiner entwickelte Gefühl für Schönheit den Angâmi bewahrt hat. Wir haben also, soweit die Männer in Frage kommen, in der Hauptsache von dem Schmuck des Körpers zu handeln, wobei allerdings einige Stücke inbegriffen sind, welche man zur Kleidung rechnen kann.

Die Frauen freilich sind vollständig bekleidet, tragen dafür aber wenig Schmuck, wie denn bei den Völkern, wo der Mann besonderen Werth auf Schmuck des Körpers legt, die Frau bescheiden zurücktritt. Um die Hüften legen sie einen Unterrock aus dunkelblauer Baumwolle, darüber ein großes weißes Tuch mit schwarzen Streifen, oder roth und blauem Rand, welches, an den Schultern befestigt, den Busen verhüllt, und ferner ein buntes Tuch um Schultern und Hüften, an dessen Franzen man erkennt, aus welchem Dorf die Trägerin stammt. Ihr Haar flechten die Angâmifrauen und stecken es auf, fügen auch zuweilen falsches Haar hinzu. Junge Mädchen dagegen müssen ihren Kopf kahl scheren, wodurch sie nicht eben anziehender werden. Erst wenn sie sich verloben, dürfen sie das Haar wachsen lassen und so kann man die Bräute schon an dem wallenden Haar erkennen. Die Frauen der Angâmi sind, um dies gleich hier zu bemerken, munter, fleißig, keusch und treu. „Prostitution ist hier unbekannt," sagt Kapitän Butler, „und all jene schmutzigen Krankheiten, die sie im Gefolge hat, sind Uebel, welche nicht zum Erbtheil der Angâmi gehören. Hier gibt es keine Lais, welche ihr schändliches Gewerbe treibt; mit Verachtung würde die Nagafrau jeden Handel mit ihrer Person von sich weisen. Und wehe dem gewinnsüchtigen Liebhaber, der seinen Zweck auf anderem Wege als durch Liebe zu erreichen trachtete." Vor der Ehe ist allerdings der Verkehr der jungen Leute keiner Beschränkung unterworfen; das entspricht nun freilich nicht unsern Begriffen von Sittlichkeit, wenn auch im Abendland zuweilen derartige Verhältnisse nicht ganz unbekannt sind. Die Nagas stehen eben noch auf jener alterthümlichen Kulturstufe, auf der nach Peals Formel „die Moralität erst mit der Ehe beginnt", dann aber umso strenger eingehalten wird. Ein untreues Weib ist bei den Angâmi unerhört, ihre Strafe wäre der Tod. Dafür ist aber die Ehescheidung mit keinerlei Schwierigkeit verknüpft. Trennt sich die Frau von ihrem Mann, so kehrt sie nicht ins Elternhaus zurück, sondern bezieht ein eigenes Haus, welches ihr häufig die Gemeinde erbaut. Vielweiberei kennen die Angâmi nicht. Das für den Angâmi charakteristische Kleidungsstück, welches nur noch einige weiter im Westen und in Manipur angesiedelte Nagastämme tragen, ist eine Art Schurz um die Lenden, dem die Engländer wegen seiner Aehnlichkeit mit dem entsprechenden Röckchen der Bergschotten den Namen „Kilt" gegeben haben. Dieses Röckchen oder Kilt besteht aus einem Stück schwarzen, seltener dunkelblauen Zeugs, welches die Angâmi um die Hüften schlagen, und das Mädchen mit 8, Knaben mit etwa 14 Jahren

anlegen. Mit dem Kilt legt der Knabe auch Armringe und die im Nacken getragene weiße Muschel an, durch welche sich der Angâmi von allen anderen Naga's unterscheidet. Sobald er dann den Kopf eines Feindes erbeutet oder nach anderen Angaben, sofern er an einem Kriegszug theilgenommen hat, darf der Häuptling den Lendenschurz mit drei Reihen Kaurimuscheln schmücken; vier Reihen sind nur besonders ausgezeichneten Kriegern erlaubt. Ein Gürtel aus selbstbereitetem groben Stoff dient gleichzeitig als Börse, und ein Gürtelgehänge hängt malerisch über den Kilt herab. Bei kalter Witterung schlägt der Angâmi ein hübsch gemustertes Tuch als Mantel um die Schultern, oder er trägt wohl auch zwei sich über der Brust kreuzende Tücher, welche so an das schottische Plaid erinnern. Auf dem Kriegspfade wird nur ein Tuch über die Brust gelegt und an den Schultern zusammengeknüpft, das andere um die Taille geschlungen. In der Regenzeit umhüllt ein Regenmantel aus gewebtem Gras die Schultern, die Männer tragen dann breitkrämpige, hinten spitz zulaufende Regenhüte aus geflochtenem Rohr, die Frauen große, dreieckige Regenschilde.

Für gewöhnlich bleibt das Haupt unbedeckt, bei festlichen Gelegenheiten stecken die Krieger Orchideen und Federn ins Haar. Besonders beliebt ist die Feder des Nashornvogels, weiß mit einem schwarzen Streifen oben. Dieselbe steht aber keineswegs Jedermann zu, denn sie entspricht einer Tapferkeitsmedaille, und an der Zahl solcher Federn erkennt man, wie viele feindliche Köpfe der Krieger erbeutet hat, dessen Haupt sie schmücken — eine weitverbreitete Sitte, die sich z. B. auch bei den Dajaken auf Borneo wiederfindet.

Eine Auszeichnung, welche wohl nur den sogenannten Häuptlingen, den Pêuma zukommt, ist eine Brustplatte, die bisweilen auch als Halskragen getragen wird. Diese besteht aus einem Stück Rohrgeflecht, welches mit Reihen von Kaurimuscheln und dem wallenden Haar der Erschlagenen, untermischt von rothen Büscheln Ziegenhaar, bedeckt ist. Ein prächtiges Schaustück dieser Art trägt die nach dem Leben geformte Figur eines Angâmikriegers im Museum für Völkerkunde. Mannichfach, aber immer Zeugnisse für den guten Geschmack der Angâmi, sind weitere Zierathen, wie der Ohrschmuck, Halsketten, Ringe für Ober- und Unterarm und Manschetten, welche, wie ursprünglich unsre Epauletten, bestimmt sind, Hiebe aufzufangen, ferner die aus buntem Rohr geflochtenen Wadenstrümpfe, die in der Regel direkt am Bein geformt und getragen werden, bis sie aufgebraucht sind. Bei allen erfreut die schöne, frische Farbe, besonders das schöne Roth; die Gegenstände einzeln zu beschreiben, würde vergebliches Bemühen sein, die richtige Vorstellung kann nur der Augenschein erwecken.

Zu den Schmuckstücken gehören auch theilweise die Waffen, Speer, Dao und Schild, die je nach ihrer Bestimmung für Parade oder Kampf, mehr oder weniger verziert sind. Das Dao ist eine Art Faschinenmesser oder Beil und dient gleichzeitig als Werkzeug bei der Bestellung des Ackers. Zu Wurf und Stoß führt der Angâmi auf dem Kriegspfade zwei Speere von zwei Meter Länge mit scharfer glatter Spitze. Bei festlicher Gelegenheit vertauscht er diese Waffe mit einem Speer, dessen vielfach mit Widerhaken versehene Spitze einen halben Meter lang ist. Der Schaft dieser Lanze ist mit buntem Rohrgeflecht, oft auch mit Haaren in dem prächtigen Roth der Angâmi geschmückt. Kleinere Speere dienen Frauen, Kindern und alten Leuten als Alpenstocke, zu diesem Zwecke, und um der Spitze das Gleichgewicht zu halten, sind sämmtliche Speere mit eisernem Fuße versehen. Mit diesem Fuße pflanzt der Angâmi seinen Speer in den Boden, wenn er ihn ruhen läßt, oder er hängt ihn in seinem Hause auf; nie aber wird es ihm einfallen, seine Waffe anzulehnen, denn dann könnte sie ihre gerade Lage verlieren.

Der Kampfschild besteht aus einem Rohrgeflecht, welches hinten durch eine Holzplanke verstärkt ist. Prächtig, aber unpraktisch, sind die großen Festschilde der Angâmi, die aus Bambumatten gefertigt werden. Ein solcher Schild ist mit Tiger- oder Bärenfell überzogen und an dem seitlichen Rande, welcher dem Träger zur Linken liegt, hängen Bündel von Federn aller Art. Bevorzugt werden natürlich die Federn des Nashornvogels, deren Zahl der von dem Besitzer der Schilde erschlagenen Feinde entspricht. Ein hoher Haarbusch ragt aus der Mitte des oberen Randes empor, von den Ecken springen lange Hörner heraus, welche ebenfalls mit langem Haar geziert sind.

Solche Prunkstücke besitzen selbstverständlich nur reiche Leute, die durch ihren Einfluß die Stellung eines Pêuma erlangt haben. Man hat das Wort Pêuma mit „Häuptling“ übersetzt, den thatsächlichen Verhältnissen würde vielleicht besser die Wiedergabe mit „Vornehmer“ entsprechen. Denn in Wirklichkeit hat der Pêuma keinen durch das Herkommen gebotenen Einfluß, er ist nur der Erste unter Seinesgleichen. Fragt man einen Angâmi, wer sein Oberherr sei, so pflanzt er seinen Speer in den Boden und deutet auf diesen. Zum Pêuma wird gewählt, wer sich durch weisen Rath, durch Gewandtheit in der Rede, Tapferkeit im Felde auszeichnet, oder wer reich genug ist, dem ganzen Dorfe ein Fest zu geben. Seine Stimme im Rathe des Clan fällt nur dann ins Gewicht, wenn er persönlich in hohem Ansehen steht. Infolgedessen ist es nicht möglich, einen für ein ganzes Dorf oder auch nur für einen Clan verbindlichen Vertrag abzuschließen, wenn ihm nicht sämmtliche Angehörigen der Gemeinde zustimmen. Die Versammlungen der Gemeinde werden auf großen Steinplatten abgehalten, in deren Mitte ein Feuer brennt. Jeder Clan versammelt die älteren Leute auf einer solchen Platte, die jüngeren auf einer anderen. Gewöhnlich entscheidet der Beschluß der Aelteren, nur wo es sich um Kriegszüge handelt, dringt häufig die Meinung der nach Auszeichnung dürstenden Jugend durch. Wer sich dem Beschluß nicht unterwerfen will, dem ist es freigestellt, in ein anderes Dorf zu ziehen.

Angesehene Männer schmücken ihre Häuser mit gekreuzten Giebelbalken, welche oben durchlocht sind zum Zeichen, daß sie viele Feste gegeben haben. Zur Seite des Eingangs stehen große Körbe, in der Ecke das Biergefäß. Bisweilen sind die Thüren reicher Leute mit Stierköpfen bedeckt, unter denen sich kleine Holzknubben befinden. Die Anzahl der Knubben gibt Auskunft über die Vermögensverhältnisse des Besitzers, denn sie entspricht der Zahl der Körbe, welche er jährlich erntet.

Vor den Häusern liegen große Steinplatten, auf welchen die Angâmi am Abend sitzen und plaudernd ihr Reisbier trinken. Unter den Platten ruhen die Gebeine der dahingegangenen Väter. Bisweilen sind die Gräber auch mit hölzernen Figuren geschmückt, welche den Verstorbenen darstellen; diese Figuren aber tragen die Muschel, welche den Angâmi von den andern Stämmen unterscheidet, auf der Brust statt im Nacken.

Weithin sichtbare Denksteine halten das Gedächtniß an abgeschlossene Verträge wach oder dienen der Erinnerung an große Feste.

So ungefähr schildern uns die englischen Berichterstatter die Angâmi zur Zeit ihrer Selbständigkeit. Wie lange noch wird das Bild der Wirklichkeit entsprechen? Schon vor zehn Jahren klagten die jungen Leute, daß sie keine Frauen mehr fänden, weil sie nicht mehr die Erbeutung auch nur eines Kopfes nachweisen könnten, ohne welche die Hand einer Angâmischönen nun einmal nicht zu

gewinnen ist. Heute klagen sie vielleicht nicht mehr. Ein neues Geschlecht ist herangewachsen, und die jungen Mädchen, welche von frommen Missionaren erzogen sind, werden nicht mehr nach der blutigen Beute verlangen. Die Angâmiknaben werden statt des Speers die Grammatik zur Hand nehmen, werden asamisch und vielleicht auch englisch lernen, um mit noch besserem Erfolg als ihre Väter Handel zu treiben. Denn auch die alten Angâmi waren tüchtige Geschäftsleute, die auf ihren Wanderungen bis nach dem fernen Calcutta kamen. Freilich zogen diese nicht unbewaffnet durchs Land, und mancher Handelsmann aus den Angâmibergen, welcher den Engländern gegenüber als harmloser Wanderer galt, der nur seinen privaten Geschäften nachging, zog in Wirklichkeit Tribut von den Nachbardörfern ein, der auch dem Einzelnen willig gezahlt wurde, um nicht die Rache des ganzen Stammes heraufzubeschwören. Andere werden in das indische Heer eintreten oder sonst im Staatsdienst Verwendung finden.

Die indische Regierung hat sich einen unruhigen Grenzstamm unterworfen, hat ein intelligentes Volk für ihre Dienste gewonnen; die Zivilisation in Gestalt anglo-indischer Soldaten ist in Konoma eingerückt, ein Postamt verbindet das Hauptdorf der Angâmi mit der gebildeten Welt. Wie weit durch diese Maßregeln die Moral der Angâmi gehoben wird, bleibt abzuwarten; ihre nationalen Eigenthümlichkeiten haben sie jedenfalls verloren oder werden sie über kurz oder lang verlieren. Nicht lange mehr, und der vordringenden Zivilisation des Westens, die sich ja bekanntlich für jede Zone eignet, darf das Zeugniß ausgestellt werden, daß sie einen barbarischen Stamm im Osten vernichtet und seine traurigen Reste der alleinseligmachenden Gleichheit und Brüderlichkeit zugeführt hat.

Die Imitatio Napoleonis.

Von Eugen Guglia.

Der Pariser Kritiker Henri Albert warf vor etwa zwei Jahren in einem Aufsatz über Nietzsche die Frage auf, wie denn wohl in unsrer modernen Gesellschaft das Uebermenschenthum realisirt werden könne. „Comment pourrait-on vivre selon Napoléon?“ fragte er. Er gelangte schließlich zu dem Resultat, daß dies nicht möglich sei, und daß die Forderung, die Zarathustra an seine Jünger stelle, keinen rechten Sinn habe. Ein junger Autor, Ernest la Jeunesse, damals noch „ein obscurer Literaturjunge“, rempelte darüber Albert, wie dieser selbst erzählt, auf dem Pont des Arts an: „Ich werde zeigen,“ sagte er, „daß man Napoleon gemäß leben kann. Ich werde die „Imitation de notre Maître Napoléon“ schreiben.“

Vor Jahresfrist ist nun diese Imitatio Napoleonis (Paris, Charpentier 1897) erschienen. Unter der an seltsamen Büchern so reichen modernen französischen Literatur wohl das allerseltsamste! Und vielleicht auch das allerunverständlichste. Es ist bis jetzt mehr genannt als gelesen worden: so viel ich weiß, hat es noch keine zweite Auflage erlebt. Das bedeutet für Paris, für Frankreich gewiß keinen Erfolg. Aber interessant ist es ohne Zweifel. Und wir Deutsche wenigstens wissen es ja, daß die bedeutendsten Bücher durchaus nicht die sind, die in der ersten Zeit nach ihrem Erscheinen die meisten Auflagen haben.

Diese Imitatio hat zunächst eine symptomatische Bedeutung. Sie zeigt, wie stark die französische Jugend von den Nietzsche'schen Ideen ergriffen wurde.

Daß sie dabei gerade Napoleon als Typus des Uebermenschen ansieht, kann nicht wundernehmen. Er steht ihr von allen historischen Persönlichkeiten, die da in Betracht kommen können, am nächsten. In den letzten Jahren ist in Frankreich unendlich viel über Napoleon geredet und geschrieben worden. Die alte napoleonische Legende schien wieder zu erstarken. Es meldeten sich auch wieder Gegner von der Unerbittlichkeit eines Lanfrey. Uebrigens hat Nietzsche selbst, durch die Schrift des Stendhal angeregt, Napoleon gelegentlich als einen echten Uebermenschen bezeichnet. In der „Götzendämmerung“ erörtert er unter dem Schlagwort „Mein Begriff von Genie“ den Fall Napoleon.

Die Vorrede der „Imitatio“ von La Jeunesse ist eine Apostrophe an die französische Jugend im Psalmenstil des Zarathustra. „Du willst das Leben, o Jüngling,“ so hebt sie an, „siehe, ich bringe dir das Leben.“ Aber dieses Leben sei ein Ungeheuer, man müsse sich in acht nehmen, daß es einen nicht verschlinge. Um es zu bezwingen, müsse man auf den richtigen Augenblick harren, müsse harren, zögern und sinnen. Und man bedürfe einer Hülfe, einer Zuflucht. „Gott, der Himmel, die sind zu fern. Und es gibt zu viel Himmel und zu viel Götter. Aber, o Jüngling, du hast einen Gott ganz nahe bei dir, einen Gott und einen Bruder.“

Damit ist der Uebergang zu dem Thema des Buches gegeben: dieser Gott und dieser Bruder, es ist Napoleon. Es folgt die Aufforderung, ihm nachzuahmen. Aber wie? Worin? Das wird nur sehr allgemein angedeutet: „Das Geheimniß Napoleons war, sich keinen Horizont abzustecken und zu wandern, immer zu. Ahme ihm nach. Gehe mit ihm. Lebe nach ihm und in ihm. Er bietet sich dir an — siehe, er bietet uns alles an. Was ist, das wir nicht in ihm finden?“

Der Prediger — denn so darf man hier den Verfasser wohl nennen — erhebt hier selbst ein Bedenken, einen Zweifel gegen seine Aufforderung. War Napoleon nicht ein bloßer Emporkömmling? Er hat Glück gehabt, was weiter? Korruption und Kanonen, das gab einen Kaiser. Fürwahr, das ist nicht viel. Aber nein, das war es nicht, sein Glück, sein Erfolg — lag nicht darin.

Wir werden nach St. Helena geführt. Da liegt Napoleon, der Verbannte, auf dem harten Felsen, sieht ins Meer hinaus und träumt. Da, über den Wassern und Wolken, aus den Nebeln der Vergangenheit taucht ein anderer Napoleon auf, der von 1811: ein ausgeruhter, fetter Mann mit einem Bourgeoisgesicht, in Hermelin und Purpur bourgeoismäßig eingewickelt, die Blitze seiner Augen sind nur Kammerherren furchtbar, die nicht servil genug, nur Kammerdienern, die nicht majestätisch genug sind. So sieht er sich selbst auf dem harten Felsen, der Himmel hängt schwer und grau herab — es ist nicht der Triumph- und Höflingshimmel von damals. Und er spricht: „Ich habe mein Ziel erreicht. Ich habe es erreicht, nicht weil ich mich auf einem Thron niedersetzen konnte, nicht weil ich Soldatenhaufen durch die Welt geführt, sondern weil ich hier bin — besiegt, gestürzt, gefangen —, weil ich die Teppiche der Tuilerien mit dem harten Boden dieses Felsens hier vertauscht habe.... O, wenn ich bloß meine Triumphe hätte, meine Siege, meine Apotheosen — ich hätte es wahrhaftig nicht weit gebracht, wäre eine verfehlte Existenz, die verfehlteste von allen. Aber ich bin hier. Hier kann ich genießen, genießen mein Glück und meinen Wahnsinn.... Dort drüben hatte ich keine Zeit.“

Polykrates von Samos wird heraufbeschworen. Unser Autor glaubt nicht an die Geschichte von dem Fisch mit dem Ring. Das heißt, er glaubt nicht, daß Polykrates über den Ring erschrocken sei. Der Uebermensch fürchtet sich nicht vor dem Glück, er geht ihm frei und leicht und vertrauend entgegen. Denn seine Seele ist auch auf das Unglück gefaßt und aufs Leiden. Es ist ja so nützlich, zu leiden. Das Leiden umschwebt ihn allüberall, es rührt leise seine Stirn, seine Seele. Das Leiden ist Geleiter und

Verkünder des höchsten Glückes, des höchsten Triumphes. „Wir müssen es lieben."

In dieser sprunghaften Art geht es fort. Am Schluß der Vorrede wendet sich La Jeunesse an Napoleon selbst. „Ich rufe dich an," sagt er, „ich sage weder Majestät zu dir, noch Sire, ich duze dich. Für mich bist du nicht mehr ein Kaiser oder ein Gott, du bist das Leben selbst. . . . Napoleon, es lieben und bewundern dich viele. Aber was liegt mir daran? Ich allein bin, der dich versteht, der dich liebt. Aber ich will, daß ein paar Jünglinge dich auch verstehen, ich will ihnen einen Vorwurf geben in dir zu unendlichem Entzücken, zu unendlichem Bestreben. Ich möchte der Welt aus den Jünglingen von heute einen neuen Herrn schenken und ein neues Schauspiel. . . . Sinnet nach, ihr, über mein Sinnen und um mein Sinnen. Mein Buch begleite euch in eure Traurigkeiten und auf eure hohen Flüge."

Die Vorrede ist noch das verständlichste an dem ganzen Buch. Es wird, je weiter wir darin fortschreiten, desto dunkler. Römische Kaiser erscheinen vor uns, Hadrian, Marc Aurel, Joseph II. und Franz II., Macbeth und Banco, Einige reden unverständliche Worte — alle gleiten schattenhaft rasch vorüber. Endlich kommt ein moderner Mensch, in dem modernen Paris, in der Deputirtenkammer. Es ist ein Freund des Autors, sein Nachbar in der Kammer, aber er bezeichnet ihn gleich selbst als wahnsinnig, „dément". Es ist bald nach der Ermordung des Präsidenten Carnot. Der Freund war dabei, als Carnot fiel, und er hatte die Empfindung: „dieser Mensch ist für mich gestorben". Er trägt auch Schuld an seinem Tod. Seine Reden, seine Angriffe, seine Witze haben dazu beigetragen, den Mordgedanken in Caserio zu erzeugen: so sagt er selbst. Wir sehen ihn gleich darauf wieder bei der Wahl des neuen Präsidenten. Casimir Périer wird gewählt. Jener umarmt ihn und weint, seine Thränen sind wie „eine Aussaat von Macht". Ein Manuskript wird uns dann mitgetheilt, das der wahnsinnige Freund verfaßt hat; er erzählt zuerst von einer elenden Schenke voll Betrunkener, wo eine junge Magd, auf den Knien liegend, den Boden scheuert. „Kann meine Liebe die Magd nicht zur Königin machen?" denkt er. Dann führt er uns — wir vermuthen es — in einen Gefängnißhof, wo im ersten öden Morgengrauen ein Anarchist guillotinirt wird, wir sehen das Beil fallen, den enthaupteten Leichnam zucken. An der Notre-Dame-Kirche vorübergehend, will hierauf der Erzähler den Plan gefaßt haben, die Kirche durch eine Dynamitbombe zu zerstören. Er malt sich die Bedeutung einer solchen That aus, die Folgen: das Schauspiel der Zerstörung, die Riesentrümmer — er schwelgt in diesen Gedanken, um zuletzt — die Bombe, die er schon in der Tasche trägt — nicht zu werfen. Er sinkt in der Kirche auf die Knie, und seinen Lippen entströmt ein inbrünstiges Gebet an die Vergangenheit. Eine Stimme hinter ihm ruft „Ave Caesar!" Er blickt sich um und sieht die bleiche Maske Napoleons aus dem Dunkel ihm entgegenstarren: „Du hast nicht nöthig, diese Stadt, dieses Land zu zerstören," sagt er, „sie gehören ja dir, alles gehört dir. Deine Stunde kommt, die Stunde deiner Herrschaft — wohlan: so herrsche!" Das will er denn auch, mit einem Gelöbniß für seine Stadt und sein Volk bricht das Manuskript des „Wahnsinnigen" ab. Scenenwechsel — und wir finden uns auf dem Carrouselplatz, im Jahre 1787; Napoleon geht über den Platz. Er denkt seine Zukunft — Toulon, Lodi, die Pyramiden, Marengo. Wir hören von der Unterrichtspolitik des Kaisers und Taine's absprechende Kritik darüber, aber natürlich, der Kaiser hatte recht. In derselben Stunde komponirten sämmtliche Gymnasiasten Frankreichs dasselbe lateinische Thema. Das war sehr gut: wer da stark, intelligent, originell bleiben konnte, der war der Auserwählte, der war würdig, ihm zu folgen. Das nächste Kapitel beschäftigt sich mit Julian Sorel, dem Helden von Stendhals Roman „Rouge et noir", auch einem Napoleonsjünger, aber einem verfehlten. Wie in einem Intermezzo tritt eine flüchtige Geliebte Rousseau's und eine flüchtige Geliebte Napoleons auf: die Beiden unterhalten sich über ihre Eintagsliebhaber. Neue Verwandlung: ein Pariser Café und eine allerliebste kleine Frau mit langem Lockenhaar und weiter, faltenloser Robe darin. „Man ist nicht in die kleine Frau verliebt. Ein kleiner Kitzel, ein bißchen Sentimentalität, und das ist alles." Der junge Mann sitzt in der Ecke des Café's und folgt seinen Träumen, es ist still und die Seele Napoleons gleitet durch den Raum: „Hätte Napoleon diese Frau geliebt?" Ein längerer Exkurs über die Liebe und über die Frauen und — Ignatius von Loyola taucht aus einer Versenkung empor. Es ist auch dann noch lange nicht aus, es kommt noch die Versuchung des heiligen Antonius vor, und ein Gespräch mit einem General, der zu alt ist, um eine Revolution zu machen, und ganz zum Schluß steht eine „Gebrauchsanweisung": „Setze dich. Es ist der Thron." . . .

Wir gestehen dem Leser gern: es war uns bei der Lektüre dieses Buches zuweilen, als hörten wir einen Chor von hunderttausend Narren sprechen. Aber abgesehen von der lyrischen Schönheit einzelner Stellen und dem bunten Reiz der blitzschnell wechselnden Bilder: es ist doch ein Sinn in diesem Hexeneinmaleins. Hauptsächlich liegt er unsrer Meinung nach in der Negation der offiziellen Ideale Frankreichs. Kein Hauch von Chauvinismus ist in dem Buch; dieser Napoleon ist nicht etwa der Messias, der die Revanche und Elsaß-Lothringen bringen soll. Und keine Spur auch von Begeisterung für die demokratischen Institutionen Frankreichs, im Gegentheil — die kommen schlecht weg. Aber auch etwas positives liegt in dieser Imitatio Napoleonis: diese Aufforderung zur Nachfolge Napoleons ist im Grunde nichts anderes als eine Aufforderung zur möglichst entschiedenen Ausbildung der Individualität. Es ist die uralte Ermahnung des Pindar „Werde, der du bist" in hypermoderne Formen gekleidet. Dabei erlaubt sich der Autor freilich gar manchen Spaß, macht sich wohl auch über den geduldigen Leser ein bißchen lustig, hier und da auch über sich selbst. Aber ein wahrer Ernst ist doch darin. Und auch ein Patriotismus. Eine tiefe, heiße Sehnsucht nach der Regeneration der lateinischen Rasse spricht sich darin aus, und die Hoffnung auf sie eben durch die Ausbildung des Individuellen, Besonderen, Aristokratischen. So wie Gabriele d'Annunzia sie hofft. Der Held der „Jungfrauen vom Felsen" will den Uebermenschen der lateinischen Rasse, einen zweiten und größeren Cäsar und Napoleon durch eine raffinirte Zuchtwahl zeugen, La Jeunesse will ihn aus der Jugend seiner Nation durch die Kraft seines Wortes erwecken.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Berlin.** Einen neuen Namen und eine neue Organisation hat jetzt, wie die „Post" mittheilt, das hiesige von Professor Oskar Hertwig geleitete zweite anatomische Institut erhalten. Die vom Minister genehmigte neue Bezeichnung ist „anatomisch-biologisches Institut". Der alte Name entsprach nicht den Lehraufgaben und gab zu Mißverständnissen Anlaß. Die Lehrthätigkeit war hier vielmehr von Anfang an auf die mikroskopisch-anatomischen Disciplinen und auf die vergleichende Anatomie beschränkt; es handelt sich also um Grenzgebiete zwischen Anatomie und Physiologie. Der neue Name soll daher zum Ausdruck bringen, daß das Institut eine Mittelstellung zwischen einer anatomischen und physiologischen Anstalt einnimmt. Die Organisation ist jetzt folgende: Das Institut besteht aus drei Abtheilungen: 1. aus einer histologisch-biologischen, 2. aus einer embryologisch-bio-

logischen, 3. aas einer vergleichend anatomischen. Die histologisch-biologische Abtheilung dient dem Unterricht auf dem Gebiete der Anatomie und Physiologie der Zelle und der Gewebe (der deskriptiven und experimentellen Histologie). Als Assistent ist hier Privatdozent Dr. Krause thätig, welcher zugleich dem Labaratorium varsteht. In der embryologisch-biologischen Abtheilung, an welcher Dr. Jablonowski als Assistent angestellt ist, wird Entwicklungsgeschichte der Wirbelthiere und Entwicklungsphysiologie mit ihren verschiedenartigen Aufgaben betrieben. Für die vergleichend-anatomische Abtheilung ist eine besandere Assistentenstelle nicht eingerichtet. Die Anfertigung von Unterrichts- und Sammlungspräparaten und die Instandhaltung der Sammlung liegt dem Präparator Kühne ob. — Im benachbarten Zehlendorf starb, wie die „Magd. Ztg." berichtet, am 6. d. M. der Geheime Staatsarchivar, Geheime Archivrath Bruno Reuter, seit langen Jahren Beamter beim hiesigen Staatsarchio. Auf wissenschaftlichem Gebiet machte er sich verdient durch zahlreiche Arbeiten zur brandenburg-preußischen Geschichte, namentlich auch zur Verwaltungsgeschichte unsres Staates, in weiteren Kreisen wurde sein Name dadurch bekannt, daß er in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins 1892 an die Spitze des Verbandes der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine trat und seitdem dessen Verhandlungen leitete.

γσ **Braunschweig,** 5. Aug. Aus dem zweiten Verhandlungstage des 29. Deutschen Anthropologen-Kongresses ist zunnächst noch der Vortrag des Geheimraths Blasius über die anlhropalogisch wichtigen Funde in den Höhlen bei Rübeland im Harz, die nach Schlaß des Kongresses besucht werden sollen, hervorzuheben. In der sogenannten Bärenhöhle fond sich ein Stück paläolithischen Feuersteingeräths, daneben eine Menge polirter Knochen der älteren Interglaciolfauna wie der jüngeren Glacialfauna, die die Spuren menschlicher Bearbeitung tragen. Die Gloeialfauna ist meist von außen in die Höhlen hineingeschwemmt worden, in denen sich deren Reste auf hohen Schuttkegeln finden. Möglicherweise, dies ist aber noch ziemlich wenig wahrscheinlich gemacht, ist der Mensch zur letzten Interglacialzeit in diesen Höhlen bereits ansässig gewesen. Professor Boas (New-York) gab eine Uebersicht über das anthropologische Studium an den amerikanischen Universitäten. Die Anthropologie selbst ist in den Vereinigten Staaten gegenwärtig sehr populär; in Washington durch das Bureau of Ethnology, in New-York, Philadelphia, Cambridge (Massachusetts) und in Chicago durch die Universitäten wird besonders das Studium der Eingeborenen, ihrer zahlreichen Sprachen, ihrer Sitten, ihrer Religion, ihrer sozialen Zustände eifrig gepflegt. Auch die großen Reste, die sich im Südwesten der Vereinigten Staaten von alten Bauwerken finden, werden eingehend erforscht. Die Töpfereiarbeiten der Indianer und alle Dinge, die ihre Kunstfertigkeit zustande bringt, finden in dem Nationalmuseum in Washington ihren gebührenden Platz. Aber ebenso wird der alten Kultur Südamerika's, den Ruinenstädten in Zentralamerika und in Mexico die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet, deßgleichen den Indianerstämmen der nordpacifischen Küste. Durch neue Professuren für Anthropologie sorgt man für wissenschaftlichen Nachwuchs. Die Turnanstalten pflegen durch ihre Messungen eifrig die physische Anthropologie und in den Messungen der Kadettenanstalten liegt werthvolles Material vor. Diese Wissenschaft hat in den Vereinigten Staaten eine sichere Zukunft. Dr. Karl Ranke (München) theilte bevölkerungsstatistische Beobachtungen aus den Indianerdörfern des Xingu mit. Solche Aufnahmen sind an Ort und Stelle schwierig. Mit der Zählung der Hängematten mußte der Vortragende die Zählung der Bevölkerung eines Dorfes verbinden, das Alter der Dorfbewohner, das sie selbst nicht angeben können, mußte er durch Schätzung oder bei den Frauen aus deren Kinderzahl zu finden suchen. Es zeigte sich wie auch bei den nordamerikanischen Indianern in den jüngeren Altersstufen bis zu 40 Jahren ein Männerüberschuß, dann tritt ein merklicher Weiberüberschuß auf. An Fruchtbarkeit übertreffen die Xingu-Indianer alle germanischen und alle romanischen Rassen; dem steht indessen eine große Kindersterblichkeit, besonders durch Malaria, in den ersten Lebensjahren gegenüber; später verringert sich die Disposition zur Malariaerkrankung. Bei alledem ist das Durchschnittsalter bei diesem Volk ohne Kleidung, ohne Metall und ohne Hausthiere doch nur 17 Jahre 8 Monate, dem in Deutschland ein Durchschnittsalter von 28 Jahren 8 Monaten, in Frankreich ein solches van 29 Jahren 11 Monaten gegenübersteht. Immerhin geben diese statistischen Erhebungen einen interessanten Einblick in die Lebensbedingungen der Naturvölker. Zum Schlusse der zweiten Sitzung gab Realschullehrer Lühmann-Braunschweig eine Erläuterung zu der von ihm ausgeführten ersten topographischen Karte von den vorgeschichtlichen Befestigungen am Elm, die nach Schluß des Kongresses gleichfalls besucht werden sollen.

Der dritte Verhandlungstag begann mit der Berichterstattung des Rechnungsausschusses, der Entlastung des Schatzmeisters und der Feststellung des Etats für 1898/99. Zum ersten Vorsitzenden der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft" wurde Geheimrath Waldeyer, zu dessen Stellvertretern Geheimrath Virchow und Frhr. v. Andrian-Werburg (Wien) für 1898/99 gewählt. Es liegen die schönen Tafeln über die in der Provinz Westpreußen gefundenen Alterthümer systematisch geordnet vor, die durch den Oberpräsidenten der Provinz, Dr. v. Goßler, dem Kongreß übersandt worden sind. Als erster Redner sprach Dr. Kohl (Worms) über neuere, jüngst von ihm aufgefundene Gräber der jüngeren Steinzeit bei Worms. Nachdem 1895 bei Worms die ersten neolithischen Gräber aufgedeckt worden waren, wurde im Frühjahr 1897 bei Bachenheim eine nicht weit von der ersten Fundstätte entfernte neue neolithische Gräberstatt gefunden, die allem Anschein nach tief ins Ackerfeld daselbst hineinreichte. Die Nähe der Gräberfelder beweist schon, wie dicht diese Gegend in neolithischer Zeit bewohnt war. Alle hier untersuchten Gräber sind sogenannte Flachgräber und bergen lauter auf der rechten Körperseite „liegende Hocker". Die Thonscherben, die sich fanden, waren von dem gleichen Typus, wie die früher gefundenen. Auch Eisenocker, offenbar zur Färbung des Körpers verwendet, fand sich in Klumpen in den Gräbern. Das letzte Frühjahr brachte auf der Rheingewann bei Rhein-Dürkheim die Aufdeckung eines dritten Gräberfeldes. Die ganze Rheingewann hat man sich als durch diluviale Anschwemmung entstanden zu denken. Hier lagen alle 55 bis 80 cm tief beigesetzten Skelette in der Richtung Südost-Nordwest auf dem Rücken, nicht ein einziger liegender Hocker war darunter. So ist die Berührung dieses Gräberfeldes infolge seiner tiefen Lage durch Karst oder Pflugschar niemals erfolgt. Man traf keinerlei Spur von Eisenoxyd an. In den Männergräbern fand man je sechs bis acht Gefäße, Steinäxte und Keile zur Bearbeitung von Holz, Feuersteinmesser in Menge, Flachbeile, sowie Klopfsteine zur Feuererzeugung; dabei lag gelbliche Substanz, die sich als Eisenkies zur Feuerbereitung erwies. Die Frauengräber waren durch reichen Schmuck ausgestattet, der zum großen Theil aus dem Tertiär des Rheinbeckens entnommenen Muscheln bestand. Es waren oft hundert solcher Muscheln und mehr zu Halsketten verarbeitet. Einzelne Muschelpaare mögen als Amulette gedient haben. In allen Frauengräbern fand man jedoch, und dies ist sehr bezeichnend, die Mühlsteine zum Zerkleinern des Getreides vor und auch hier fehlten nirgends die Ockerknollen zur Bemalung des Körpers, in jedem einzelnen Grab lag der „Schminktopf" in Form einer kleinen Schale neben der Dame. Absichtlich zerschlagene Gefäße deuten auf Begräbnißgebräuche hin. Das eine Resultat dieser Funde ist die Erkenntniß, daß am Mittelrhein die Schnurkeramik jünger ist als die Bandkeramik; denn die in diesen Gräbern gefundenen Gefäße zeigen den niedrigsten Typus der Bandkeramik. Sie sind noch nach Art eines Kugelsegments oder eines Trichters geformt. Von Bodenleiste, Rand, Eintheilung, Henkel findet sich bei ihnen noch keine Spur. Diese nunmehr hier am Mittelrhein nachgewiesene neolithische Kultur hat zum mindesten 3000 Jahre vor unsrer Zeitrechnung geblüht. Museumsinspektor Grabowsky (Braunschweig) berichtete alsdann über die seit 3 Jahren in der Stadt Braunschweig selbst, wie in deren Umgebung, meist auf der rechten Seite der Oker, auf mehr als 100 Stellen gemachten neolithischen Funde. Auch im Wesergebiet, wie am unteren Laufe der Lippe bei Wesel finden

wir schon zu neolithischer Zeit Ansiedelungen. Geheimrath **Waldeyer** (Berlin) sprach über **Geschlechtsunterschiede am menschlichen Gehirn.** Die Untersuchung zweier Paare embryonaler Zwillinge, das eine aus dem siebenten, das zweite aus dem neunten Monat der Entwicklung, hat ergeben, daß bei größerem Körper- und Hirngewicht des männlichen Embryo auch dessen Gehirn eine fortgeschrittenere Entwicklung der Furchen aufwies. Die letztere Erscheinung wiederholte sich in dem zweiten untersuchten Falle, obgleich hier der weibliche Embryo hinsichtlich des Körpergewichts und selbst des Hirngewichts den männlichen übertraf. Der Vortragende will daraus keine bindenden Schlüsse ableiten, er wünscht nur, durch Anregung des Interesses an diesen Studien neues Material zur Fortführung dieser ungemein wichtigen Untersuchungen zu erhalten; denn bei den Zwillingen wird der sonst so wichtige Faktor der Vererbung fast eliminirt. Gleichfalls ins anatomische Gebiet greifen die Mittheilungen Prof. **Johannes Ranke's** ein, die dieser Forscher aus dem **Münchener anthropologischen Institut** machte. Es handelt sich um die sehr seltene Erscheinung der Verdoppelung des Scheitelbeins am menschlichen Schädel, die Vortragender an einigen Orang-Utang-Schädeln gleichfalls beobachten konnte. Dies führte zur Untersuchung der Hautverknöcherungsvorgänge an der Kapsel des menschlichen Schädels und zum entwicklungsgeschichtlichen Nachweis dieser Vorgänge beim Menschen und bei niederen Thieren, wie dem Stör. Geheimrath **Fritsch**-Berlin hat versucht, Klarheit in die Lehre von der **Entstehung der Rassenmerkmale des menschlichen Haupthaares** zu bringen. Auf einer Anzahl photographischer Tafeln gab der Vortragende heute die Resultate seiner feinen mikroskopischen Untersuchungen. Er erörterte das Entstehen des Haares aus den auswuchernden Haarzellen, die in die sogenannte Papille hineinwuchern; die Art der Einpflanzung derselben in den Haarboden ist nun als Rassenmerkmal von besonderer Wichtigkeit. Das Haar kann gerade oder schräg in den Haarboden eingepflanzt sein. Der Querschnitt des Haares ist gleichfalls ein Rassenmerkmal. So ist er bei Europäern kreisrund, bei Afrikanern als nierenförmig befunden worden. Ein ferneres Rassenmerkmal haben wir in der Pigmentirung des Haares, die bedingt ist durch die Blutzufuhr in die Haarzellen einerseits, andererseits mit anderen organischen Erscheinungen, so vielfach mit der Pigmentirung der Haut, zusammenhängt. Nicht unwichtig sind als Rassenmerkmale die Krümmungsverhältnisse der Haare am Haarboden selbst, so kommen spiralförmige und säbelförmige gekrümmte Haare vor. Hier finden die Ablenkungen von der geraden Richtung wohl schon an der Wurzel statt. Die diffuse Pigmentirung, d. h. das bei Individuen fast aller Rassen vorkommende rothe Haar, darf man nicht als eigentliches Rassenmerkmal ansehen. Geheimrath Fritsch spricht von einem Ueberleben der passendsten Rassen nur insoweit, als sie im Augenblick den Lebensbedingungen am besten angepaßt sind. Es besteht zweifellos eine Wechselbeziehung zwischen der Umgebung und den Merkmalen des menschlichen Organismus; denn die blonden Europäer sind in Süditalien oder in Südamerika doch verschwunden. Es handelt sich für die Wissenschaft darum, diese Wechselbeziehungen und so auch die Entstehung der Rassenmerkmale physikalisch-physiologisch zu erforschen. Regierungsrath Dr. **Much** (Wien) sprach über einen **Friedhof aus der Langobardenzeit in Wien.** Wenn nicht der Mensch der älteren Steinzeit, so ist doch mit Sicherheit der Mensch der neolithischen Periode in Wien nachgewiesen. Bekannt ist Wiens Bedeutung in römischer Zeit, desto wunderbarer sein Verschwinden seit Odoaker auf fast ein halbes Jahrtausend aus der Geschichte. Die Gräber, die man jüngst aufgedeckt und deren Zugehörigkeit zur Kultur des 6. und 7. Jahrhunderts nach Christo aus ihren Beigaben ermittelt wurde, zeigen alle Spuren von stattgehabter barbarischer Beraubung, da meist die mittleren Theile der Skelette und alle Beigaben fehlen. Diese Beraubung schreibt man den Avaren zu, und ein als avarisch erkannter Schädel aus dieser Zeit hat sich inmitten der Gräber gefunden, deren Skelette theils brachykephal, theils mesokephal erscheinen. Es ist ein sogenannter „Thurmschädel“ oder „Schnürschädel“. Es ist historisch sicher, daß gegen Ende des 6. Jahrhunderts n. Chr. die mit den Avaren befreundeten Langobarden, die damals die Gegend um Wien innehatten, den Avaren Pannonien überließen und südwärts zogen, und so darf man sich über das Vorkommen eines Avarenschädels aus dieser Zeit in Wien nicht wundern. Prof. Dr. **Rzehak**-Brünn legte der Versammlung einen in Mähren sehr seltenen Fund, nämlich einen schweren goldenen Ring vor, der aus zwei ineinandergeschlungenen Spiralen gearbeitet ist, eine Form der byzantinischen Technik, die bisher nur so aus Transkaukasien bekannt war. Im Beginn der slawischen Zeit für Mähren, d. h. im 6. oder 7. Jahrhundert n. Chr., wird er dorthin gekommen sein. **Die Geschichte der Ethnologie** bildete das Thema des Frhrn. v. **Andrian-Werburg**, des Präsidenten der „Wiener Anthropologischen Gesellschaft“. Er hat die Richtungen ethnologischer Anschauung seit dem griechischen Alterthum verfolgt, die sich oftmals heftig befehdeten. Sehr lange hat die Meinung der Stoiker die Welt beherrscht, als käme den Gestirnen ein Einfluß auf die Geschicke der Menschen zu, und erst die Renaissance klärte diese Irrlehren. Der Redner besprach die Wandlungen in der ethnologischen Wissenschaft bis zur Aufstellung der Theorie des „Völkergedankens“ durch A. Bastian und würdigte schließlich auch die neue, durch Ratzel vertretene Richtung. Es folgten ein Vortrag des Dr. **Teich** (Dudweiler) über die Entdeckung der Zinninseln nach der römischen Ueberlieferung von Festus Avienus' Ora Maritima, ferner die Entwicklung einer Methode zur Ermittelung der größten Schädelbreite beim Menschen, die bisher noch nicht zur Anwendung gekommen ist, durch Dr. J. **Mies** (Köln a. Rh.) und endlich die Mittheilungen des Dr. F. **Birkner** (München): über Zwergenwuchs und die bekannten Zwergenrassen unter Vorlegung zahlreicher, äußerst lehrreicher Photographien. Mit einem Dankwort **Virchows** an die herzogliche Regierung und an alle, die sich um das Zustandekommen und um den günstigen Verlauf des Kongresses verdient gemacht haben, wohin auch die Vieweg'sche Verlagsbuchhandlung zu rechnen ist, in deren Verlag das „Archiv“ seit 29 Jahren erscheint, ward die diesjährige Tagung **geschlossen.** Für die Tagung von 1899 hat die Gesellschaft **Lindau** am Bodensee gewählt; die „Wiener Anthropologische Gesellschaft“ wird 1899 ihre Jahresversammlung in **Bregenz** abhalten. Im Anschluß an den Kongreß finden noch Ausflüge nach dem **Elm** und zu den Höhlen von **Rübeland** im Harz statt.

* **Aus Rußland.** Das neue **Polytechnikum in Nishny-Nowgorod** wird mit Rücksicht auf die Lage der Stadt an der Wolga außer den üblichen Abtheilungen auch eine Abtheilung mit Spezialkursen für Stromschiffahrt und Stromschiffbau erhalten. — In **Kijew** wird die Errichtung eines **medizinischen Instituts für Frauen** geplant, und zwar hat die dortige Verwaltung der Gesellschaft des Rothen Kreuzes diesen Plan angeregt. In den Kijew'schen Zeitungen ist ein vom Vorsitzenden, General der Infanterie Kassitsch, unterzeichneter Aufruf erschienen, in dem um Spenden für das Institut gebeten wird. Im Aufruf wird darauf hingewiesen, daß die Aufgaben des Rothen Kreuzes heutzutage in einem Kriege so groß seien, daß man mit besonderer Energie in Friedenszeiten sich für sie vorbereiten müsse, umsomehr, als die Thätigkeit des Rothen Kreuzes auch im Frieden unbegrenzt sein könne. Es genüge daran zu erinnern, wie schlimm es noch immer mit dem Medizinalwesen in Rußland bestellt sei. Im Kriege käme ein Arzt auf 400 Soldaten, dagegen käme in den Kreisen der Landschaftsgouvernements ein Arzt im besten Falle auf 10,000 Personen und manchmal auch auf 80,000 und 100,000 Personen. In den übrigen Kreisen gäbe es sogar zweimal weniger Aerzte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. **K. Lentner**: A Short History of the Danish Language. Oxford 1897. — *Csse. Sphinx:* Le secret de Marguerite. Vienne, Charles Gerold Fils 1898. — **Schottland-Fahrten.** Hamburg, Hugo u. van Cramerik. — **Meyers Konversations-Lexikon**, 5. Aufl. Band 18, Ergänzungs- und Registerband. Leipzig, Bibliographisches Institut 1898. — **Thomas Carlyle**: Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthum in der Geschichte. (Bibliothek der Gesammtliteratur Nr. 1149 bis 1153.) Halle a. S., Otto Hendel 1898.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 12. August. **Nummer 179.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

D. Adolf v. Stählin.

Biographien zu lesen, das bedeutet nicht immer einen Genuß. Ueberschwänglichkeit und Ueberschätzung machen sich in solchen Werken oft nur allzu breit. Wie wohlthuend muß es da berühren, wenn Pietät, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit die Feder führen wie in dem uns jetzt vorliegenden Lebensbilde Stählins,[1]) wenn nicht trockene Notizen, Auszüge aus Briefen und dergleichen zusammengestellt werden, sondern wenn der Verfasser in meisterhafter Weise es versteht, in der Seele dessen zu lesen, der geschildert werden soll, und darum in geschichtlicher Treue die geistige Entwicklung eines hochangesehenen Oheims vorführt, dessen Wirken mit der protestantischen Landeskirche Bayerns so innig zusammenhängt!

Als am 4. Mai v. J. sich in den protestantischen Kreisen Bayerns die Kunde von dem plötzlichen Abscheiden D. v. Stählins verbreitete, da war die Trauer nicht erkünstelt, sie war tief und herzlich, allseitig und aufrichtig. Es lastete etwas wie ein Alp auf den Gemüthern; denn wir Alle mußten uns fragen: Wer will diesen Mann ersetzen? Der Entschlafene gehörte zu den offensten und liebenswürdigsten Naturen. Wir sind niemals einem ausgesprochenen Feinde Stählins begegnet. Daß das Thun und Lassen eines Mannes in solch hoher Stellung zuweilen verschiedenartige Kritik zuließ, das ist ja ganz natürlich. Aber kein Mensch hätte es wagen dürfen, Mängel und Fehler ihm vorzuwerfen, welche den leisesten Schatten auf seinen Charakter hätten fallen lassen dürfen. Stählin war eine anima candida im ganzen Sinn des Wortes. Das größte Wohlwollen beseelte ihn gegen Alle, die ihm unterstellt waren. Bureaukratismus war ihm fremd und zuwider. Durch seine reiche Korrespondenz, durch seinen offenen Blick blieb er stets auf dem Laufenden über alle Verhältnisse, ja über die meisten Geistlichen seiner Kirche. Niemals fiel es ihm ein, den Chef herauszukehren. Das Merkmal wahrhaft großer Männer, Einfachheit, Lauterkeit und Bescheidenheit, war ihm im hohen Maße eigen. Vom jüngsten Vikar bis zum ältesten Geistlichen, Allen war und blieb er Vater. Es lag etwas apostolisches in diesem Mann. Mußte er einmal rügen und tadeln, so war nichts von verletzender Schärfe zu bemerken. Man konnte es ihm abfühlen, daß er selbst darunter litt. Liebe, aufrichtigste Liebe athmete sein ganzes Wesen. Aengstliche Gemüther verstand er in Kürze zu beruhigen. Keiner war der evangelischen Kirche mehr zugethan als er. Als Examinator war er die Güte in Person. Aber seine Hauptstärke lag wohl in seinen Predigten. Stählin war ein Predigergenie. Seine Bildung, welche die weitesten Gebiete beherrschte, ermöglichte es ihm und befähigte ihn dazu, allezeit anziehend und fesselnd zu sprechen. Man konnte gar nicht anders als gespannt ihm zuhören. Die größte Versammlung riß er mit sich fort, das Feuer seiner Begeisterung theilte sich von Anbeginn seiner Rede mit, so zündend floß sein Redestrom dahin. Gleichwohl lag das Geheimniß seines Erfolgs nicht in seiner Beredsamkeit. Vielmehr rührte die unvergleichliche Kraft seiner Predigten vor allem davon her, daß er selbst ganz durchdrungen und erfüllt war von dem, was er sprach. Jeder hatte das Gefühl: Dieser Mann lebt und stirbt für das, was er redet. Jede Geste, jede Körperbewegung unterstützte das verkündigte Wort. Sein Auge leuchtete, seine Stimme wuchs, sein Feuereifer bewies, wie sehr er selbst im Innersten erregt war. Seine feine, tiefe Art befriedigte Gelehrte und Ungelehrte in gleicher Weise. Stählins Naturell neigte nach der Seite des christlichen Idealismus. Die Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft mit ihren zerstörenden Wirkungen brannten aber auch ihm auf der Seele. Ununterbrochen, nur die nöthigste Erholung sich gönnend — ja in früheren Zeiten sogar darauf verzichtend — war er voll Arbeitskraft und Schaffensfreudigkeit. Heiliges Feuer brannte in dem kleinen Körper fort und fort. Bis ins Greisenalter bewahrte er sich seine jugendliche Frische und Lebendigkeit. Zelotismus und Fanatismus, die Gefahren solcher Temperamente, kannte er nicht. Konfessionelle Engherzigkeit oder gar Gehässigkeit blieben ihm fremd. Gerechtigkeit, Achtung und Liebe versagte er niemals anderen Kirchengemeinschaften. Daß der deutsche Katholizismus viele religiöse und sittliche Kräfte in sich trage, das erkannte er willig und neidlos an und er erachtete es für providentiell, daß beide Konfessionen in unserm deutschen Vaterland nebeneinander wohnen. Die Toleranz hielt Stählin immer hoch und doch versagte es ihm die gesammte katholische Geistlichkeit Münchens, an seinem Grabe sich einzufinden. Der Protestantismus mit seinem Licht, seiner Prüfung und Forschung galt ihm als Heilmittel für die Schäden und Nöthe der ganzen, auch der modernen Menschheit. Daß die der Gegenwart eigene Bildungs- und Kulturhöhe besonders an die Vertreter des geistlichen Standes höhere Anforderungen als vordem stellt, das hat Stählin oft genug eingeschärft und er selbst ging darin als wahres Vorbild voraus.

Daß das Lebensbild eines solchen Mannes nicht bloß von den Theologen von Fach, sondern auch von tausend Anderen mit großer Freude begrüßt werden wird, das ist gewiß keine leere Vermuthung. Der Verfasser hat ja bereits in dem Nekrolog, der in der „Allg. Ev.-luth. Kirchenzeitung“ erschien, seine hervorragende Befähigung zu dem größeren Werk erwiesen. Und wenn im Anhang auch Bekanntes für uns, die Aelteren, sich findet, so thut das dem Ganzen in keiner Weise Eintrag, sondern macht vielmehr das ganze Bild erst recht lebendig. Welch ein Apologet für die Protestanten Bayerns und ihre Rechte zeigt sich in Stählins Rede über das Placet (Reichsrathskammer am 10. Februar 1890)! Aber auch die übrigen Reden, Abschiedspredigten, Jubiläums- und Gustav Adolfs-Fest-Ansprachen,

[1]) Lebensbild des Oberkonsistorialpräsidenten D. Adolf v. Stählin. Von Dr. Otto Stählin, Gymnasiallehrer. München, C. H. Beck 1897.

Einweihungs- und Generalsynodal-Reden: wer nimmt sie nicht immer wieder gern vor und erbaut sich an ihnen?

Wir kennen für Alte und Junge keinen besseren Sporn zu neuer, frischer Thätigkeit, als in solch ein Lebensbild sich zu vertiefen. Solus Christus, sola gratia, sola fides: in diesem Dreiklang lag die Stärke Stählins. Solange der Protestantismus daran festhält, solange er Männer wie Stählin sein eigen nennt, mögen Ignoranten auch fernerhin von „Selbstzersetzung" fabeln. Wir nehmen getrost alle Angriffe auf. Die Geschichte wird doch zuletzt befinden, ob der Protestantismus Recht und Wahrheit auf seiner Seite hat.

Nürnberg. Julius Schiller.

Völkerbilder aus Asam.

Von Kurt Klemm.

II.

2. Die Ao-Nagas.

Oestlich von den Angâmi ist die mittlere Gruppe der Nagas angesiedelt, zu der wir die Lheta und Ao zählen. Jeder dieser drei Stämme hat seine Eigentümlichkeiten in Bezug auf Sitte, Lebensweise und Tracht: ein scharfes Unterscheidungsmerkmal bildet namentlich die Sprache. Es ist jedoch nicht unser Zweck, an dieser Stelle alle Eigenheiten jedes einzelnen Nagastammes erschöpfend zu behandeln, deßhalb möge es genügen, wenn wir uns hier auf die Besonderlichkeiten der Ao beschränken.

Die Ao halten ein verhälnißmäßig großes Gebiet besetzt, welches etwa durch die Flüsse Dojong im Westen und Dikhu im Osten begrenzt wird. Früher bezeichnete man die Ao vielfach mit den asamischen Bezirksnamen als Hattigoria, Dupporia und Assiringia; diese Benennungen werden aber besser werden, weil sie nur lokaler Art und ohne Bedeutung für die Stammesgliederung sind. Die Ao selbst unterscheiden von ihrem Hauptstamm, den Zungi, einen Nebenstamm, die Mungsen. Jener Unterschied soll sich auch durch die Verschiedenheit der Gesichtszüge zu erkennen geben, und möglicherweise wird die weitere Forschung noch feststellen, daß die Mungsen anderer Abstammung sind als die Zungi, denen sie sich wohl oder übel angliedern mußten. Der Sage nach saßen vor Alters die Zungi hoch oben im Gebirg, viel weiter im Süden als jetzt die höchsten Dörfer der Ao liegen. Bei ihrem Vordringen nach dem Tiefland von Asam stießen sie auf die Mungsen, mit denen sie sich erst nach längerem Beisammenwohnen vermischten. Dafür, daß die Zungi die Oberherrschaft über die Mungsen gewonnen haben, spricht auch der Umstand, daß die erblichen Dorfhäuptlinge aus dem erstgenannten Stamm hervorgehen. Die Dialekte beider sind aber so wenig voneinander verschieden, daß sich die beiderseitigen Angehörigen der Stämme verständigen können, auch wenn jeder seine Mundart gebraucht.

Sowohl Zungi wie Mungsen zerfallen in kleinere Clane, innerhalb welcher Heirath nicht gestattet ist, während Verbindungen zwischen Zungi und Mungsen ohne weiteres zulässig sind. Ein Ueberlebsel aus alter Zeit ist ein Spiel, bei welchem die Jünglinge des einen Clan den Raub der Mädchen eines anderen aufführen. Dieses Spiel findet zu Beginn des Erntefestes im August statt. Dabei besteht die Aufgabe der jungen Mädchen darin, einen dicken Strick von beträchtlicher Länge, meist eine Schlingpflanze, aus dem Bereich eines Clans zu entfernen, woran sie die Burschen des betreffenden Clans in der Regel mit Erfolg hindern. Ist dann der Abend hereingebrochen, so beginnt der zweite Theil des Festes. Die Mädchen jedes Clans fassen sich bei den Händen und bilden einen Kreis. Dann stimmen sie einen eintönigen Gesang an und tanzen Ringelreihen. Zuweilen wird dieser einförmige Tanz durch einen jungen Mann aus einem andern Clan unterbrochen, der mit einer Fackel hereinstürmt und das Mädchen entführt, welches ihm am besten gefällt. Die einzige Folge einer solchen Entführung ist die, daß das geraubte Mädchen ihrem dortigen Verehrer Freibier zu gewähren hat.

Liebe und Ehe sind bei den Nagas Begriffe, welche nicht nothwendig zu einander gehören. Die Liebe ist meist endogam, die Ehe exogam. Jeder junge Mann darf sich ein Liebchen in seinem Clan suchen und mit ihm verkehren, zur Frau kann er jedoch nur die Tochter eines anderen Clans wählen. Da ein Verkehr mit Mädchen desselben Clans nicht verboten ist, so wäre es falsch, dem Nagas Bedenken wegen der Blutsverwandtschaft zuschreiben zu wollen. Der Grund ist vielmehr ein wirthschaftlicher und keineswegs ein ethischer: durch Heimführung einer fremden Frau gewinnt der Clan eine neue Arbeitskraft, und als solche wird die Frau bei den wilden Völkern vornehmlich geschätzt. Das zeigt auch folgender Brauch der Mungsen.

Bevor der Mungsen eine Ehe eingeht, begibt er sich mit seiner Erwählten auf die Wanderschaft, um zu hausiren. Zwanzig Tage dauert diese Probezeit. Macht das Paar gute Geschäfte, so gilt es als günstige Vorbedeutung und die Hochzeit wird vorbereitet, im anderen Fall wird die Verlobung gelöst. Etwa ein Vierteljahr später, sobald das Haus eingerichtet ist, bringen Verwandte und Freunde das Mädchen zum Bräutigam. Dann folgt ein Fest, bei dem es hoch hergeht in Schmausen und Zechen. Während der ersten sechs Nächte darf das junge Ehepaar nicht allein bleiben, sechs Männer schlafen beim Mann und ebenso viele Frauen bei der jungen Ehefrau.

Bei dem Ao begegnet uns zuerst die birmanische Sitte der Tättowirung, die hier aber nur von den Frauen geübt wird. Die Tättowirung besteht in vier Linien am Kinn, welche von den Mundwinkeln ausgehen, einigen gekreuzten Linien an der Kehle und drei pfeilköpfigen Linien, die auf jeder Seite der Brust bis zu den Schultern hinaufreichen und in hübschem Diamantmuster sich bis zum Magen hinabsenken. Die Tättowirung über dem Schienbein ist bei Zungi und Mungsen verschieden; an ihr erkennt man die Abstammung, wie man an dem Muster des Umschlagstuchs das Dorf erkennt. Unumgänglich nothwendig ist die Tättowirung an der Unterlippe, denn eine Frau, welcher diese Zierde fehlte, würde für eine Sklavin oder eine Sklaventochter angesehen werden, eine Schmach, der sich keine Aofrau aussetzen mag. Auf den ersten Blick ins Auge fallend sind auch die Schläfenringe und der krausenartige Halsschmuck der Weiber. Die großen Schläfenringe aus Messing hält ein Band, welches um den Kopf geht; sie verleihen ihrer Trägerin ein höchst charakteristisches Ansehen. Die Halskrause besteht aus großen weißen Muschelstücken, welche in ein spitzwinkliges Dreieck zugeschnitten sind, deren schmale Seite aufgereiht und mit einer großen bernsteinfarbigen Perle verziert ist. In den Ohren tragen die Schönen der Ao meist große viereckige Stücke Krystall, welche in der Sonne wie Brillanten strahlen.

Während die Angâmi überhaupt nicht rauchen, schmauchen bei den Ao auch die Frauen ihr Pfeifchen. Auch Opium ist beliebt, und neben Betel kauen die Ao eine bestimmte Holzart. Wie viele andere Völker in Asam und Hinterindien, trinken, nach dem Bericht von Ehlers, die Männer der Ao auch Nikotin, d. h. den mit Wasser verdünnten Tabaksaft, welcher in der Pfeife zurückbleibt. Wie man sich bei uns eine Prise Tabak anbietet, so reichen die Ao sich gegenseitig aus Höflichkeit ihre Nikotinflasche. Zur Gewinnung des Saftes ist mitunter an den Kopf der meist aus Bambu gefertigten Pfeife ein kleiner Behälter befestigt, der das begehrte Naß sammelt.

Eine Eigenthümlichkeit der wilden Völker Asams, die sie übrigens mit einer ganzen Reihe Völkerschaften der ostasiatischen Inselwelt theilen, ist das Junggesellenhaus oder Moreng. Dasselbe kommt auch bei den Angâmi vor, tritt aber bei den Ao und ihren Nachbarn besonders in den Vordergrund. Charakteristisch für die Häuser dieser Art ist, daß der Zutritt zu ihnen den Frauen verwehrt ist. Das Moreng ist die Schule der Knaben und Jünglinge zur Selbständigkeit und zum Krieg. Nicht mit Unrecht hat man diese Einrichtung den verwandten Institutionen der alten Spartaner verglichen. Die jungen Leute der Ao wohnen in dem Moreng und haben ihren Vorgesetzten unbedingten Gehorsam zu leisten, woran sie auch der Einspruch Erwachsener nicht hindern kann. Ihrem Alter entsprechend sind sie in drei Klassen von dreijährigem Kurs eingetheilt und arbeiten tagsüber für ihre Eltern oder älteren Brüder, soweit sie nicht durch den Wachtdienst in Anspruch genommen sind. Bisweilen übernehmen sie auch Lohnarbeit bei einem begüterten Mann des Dorfes. Der Ertrag solcher Arbeit fließt in die gemeinsame Kasse und wird bis zum Abgang der obersten Klasse gespart, um dann auf die Feier eines Festes verwendet zu werden. Am Abend, oder wenn sie sonst unbeschäftigt sind, sitzen die Junggesellen auf einer erhöhten Balkenlage, schwatzen und rauchen ihre Pfeife. Uebrigens mangelt es auch nicht an Arbeit, wenn die Bestellung der Felder sie nicht in Anspruch nimmt. Da gibt es Brennholz aus dem Wald zu holen für das gemeinsame Feuer, welches in der Abtheilung des Morengs lodert, die als Schlafstätte dient. Dann gilt es die Waffen in Stand zu halten, Pfeile und Fußangeln zu schnitzen, auch wohl zum Schmuck der gemeinsamen Wohnung durch Anfertigung von allerlei Zierath beizutragen. Wenn dann am Abend die älteren Jünglinge von der Jagd zurückkehren, ist es Aufgabe der Jüngeren, sie zu frottiren und ihnen das Abendmahl zu bereiten. Auf Kriegszügen, denen nun freilich ein Ziel gesetzt ist, begleiten die Jungen als Proviantträger ihre älteren Kameraden.

Das Moreng befindet sich am Eingang zum Dorf und unterscheidet sich durch sein hohes Dach, das fast bis zum Boden herabreicht, auch äußerlich von den übrigen Häusern des Dorfes. Es zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die eine für den Empfang von Besuchen, die andere als Schlafsaal dient. An den Wänden hängen die erbeuteten Schädel erschlagener Feinde und erlegter Thiere, auch Nachbildungen solcher von Holz oder bemalte Kalebassen (Kürbisse). Namentlich in neuerer Zeit, da die anglo-indische Verwaltung das Köpfejagen mit schwerer Strafe belegt hat, müssen derartige Nachbildungen die so hochbegehrte Schädelbeute ersetzen. Die geschnitzten Balken stellen Menschen oder allerhand Thiere vor. Ehlers beschreibt das Moreng von Pamlon, einem Dorf, welches von nackten Nagas bewohnt wird, die wir erst in einem folgenden Abschnitt schildern, wie folgt:

„Am Eingang stützen drei Balken das Dach, der mittlere geschnitzte zeigt einen Tiger, die Seitenbalken sind ausgezackt. Die Schwelle bildet ein sorgfältig behauener, vierkantiger, unten hohler Baumstamm als Trommel. Dieselbe mißt an der Oberfläche drei bis vier Fuß und läuft in einen Alligatorkopf aus. Nachts schlafen einige Leute auf der Trommel. Vom Dach herab hängen große Bastbüschel. Innen unterm Dach findet sich eine Reihe von sieben einander die Hände reichenden Affen, die sich wie beim Contretanz verneigen. Diese Affen sind abwechselnd schwarz und weiß bemalt; die schwarzen Gestalten bezeichnen männliche, die weißen weibliche Affen. Der mittlere weiße Affe säugt ein Junges."

Große Dörfer verfügen in der Regel über mehrere Junggesellenhäuser, je eins für jeden Chan. Vereinzelt kommen auch wohl Häuser für junge Mädchen vor, die unter Aufsicht einer Matrone stehen.

Die große Trommel der Ao birgt ein offener Schuppen neben dem Moreng. Sie besteht aus einem langen, ausgehöhlten Baumstamm, der geschnitzt und bemalt ist; die Trommel ist viele Meilen weit hörbar und dient dazu, Allarm zu schlagen oder einen Sieg zu verkünden.

Den Ao ist jetzt jede Gelegenheit abgeschnitten, auf Fehde auszuziehen und feindliche Köpfe zu erbeuten, somit fällt auch die Berechtigung für das heranwachsende Geschlecht dahin, Kaurimuscheln und Eberzähne zu tragen, wodurch sonst der erfolgreiche Krieger ausgezeichnet wurde. Da indessen dieser Schmuck des Mannes als unentbehrlich gilt, legen ihn jetzt die Ao an, welche Expeditionen der Engländer als Träger begleiten. Mitunter kaufen die Ao auch von ihren Nachbarn jenseit der Grenze einen Kopf, den sie mit drei Kühen bezahlen, stoßen dann ihre Speere hinein und legen den Schmuck an. Die Kaurimuscheln bedecken den Lendenschurz und die Manschetten. Hinter den Manschetten liegt noch ein Armring, der mit lang herabwallendem Menschenhaar besetzt ist. Die Oberarmringe bestehen aus Holz und sind zweimal eingekerbt. Den Hals umschließen zwei oder auch zwei Paar Eberhauer. Mit Eberhauern und Haarbüscheln ist auch der Rohrhelm geschmückt, an dessen beiden Seiten schwarze, mit weißen Streifen bemalte Hörner herausragen. Diese Form der Helme herrscht besonders in dem Bezirk Assiringia vor. Mitunter sind dem roth und gelb geflochtenen Helm zwei nach vorn stürmende Antilopenhörner aufgesetzt, von denen rothe Haarbüschel herabfallen. Je weiter man nach Osten geht, um so mannichfaltiger gestaltet sich Form und Putz der Helme, wobei der Phantasie des Besitzers der weiteste Spielraum gelassen ist. Sehr kleidsam sind die Bärenfellkronen, welche wohl meist bei den Ao von Hattigoria, wie bei ihren Nachbarn, den Lheta-Nagas, in Gebrauch sind.

Eine blaue, rothgemusterte Schärpe mit schwarzen und rothen Haarfranzen geht über die rechte Schulter und trägt das Tandschikörbchen. Dieses hübsch geflochtene Körbchen enthält die Fußangeln, Tandschis genannt, welche die Nagas beim Rückzug in den Boden stecken, um durch die verletzenden Stiche der spitzen Stäbe den verfolgenden Feind aufzuhalten. Nicht selten erhält dieses Körbchen eine schwanzartige Verlängerung, die dem Krieger ein groteskes Aussehen verleiht.

Die Lanze ist mit rothem Plüsch aus kurz geschorenem Haar bekleidet, doch so, daß die Stelle, an der der Speer gefaßt wird, frei bleibt. Die Schilde der Ao sind einfacher als die der Angâmi, nicht groß und bestehen aus Rohr oder Holz, worüber ein schwarzes Fell gezogen ist, das mit weißen Kreisen bemalt oder auf andere Weise verziert ist.

Jedes Dorf der Ao bildet eine kleine Republik, an deren Spitze ein erblicher Häuptling steht, der freilich nur geringen Einfluß übt. Die Dörfer befinden sich an den Punkten, welche den Grat beherrschen. Breite, mit Gras und Sträuchern eingefaßte Straßen und Baumalleen führen zu dem streng bewachten Eingang. Gräben mit Fußangeln und Palissaden verwehren den Zutritt. Aber auch abgesehen von diesen Hindernissen, ist der Zugang zu einem solchen Dorf nicht eben erfreulicher Art, denn zu Seiten des Weges sind auf erhöhten Bambugeflechten die in Matten eingehüllten Todten aufgebahrt, welche so lange liegen bleiben, bis sie vollständig verwest sind.

Die Häuser im Dorf sind lang und geräumig, mit weit überhängendem Giebel; der vordere Theil steht auf dem Boden, der hintere auf einer Plattform. Vorn befindet sich eine große Veranda, an deren Rückwand lange Schädelreihen befestigt sind. Das Innere zerfällt in zwei oder drei Zimmer. Häufig stößt man in der Front des

Hauses auf seltsam geschnitzte und bemalte Pfosten, die aufgestellt sind, um anzudeuten, daß der Besitzer ein Fest gibt.

Feste, bei denen es hoch hergeht, sind bei allen Nagas sehr beliebt. Da werden Schweine, wohl gar Büffel geschlachtet, aber auch Hundebraten ist sehr beliebt. Ein großer Leckerbissen soll ein genudelter Hund sein, der bei lebendigem Leibe geröstet wird. Doch nimmt der Naga auch mit geringerer Kost vorlieb. Eidechsen, Kröten, Ratten, Mäuse, halbverweste Elefanten, kurz alles, was da kreucht und fleucht, ist dem Naga willkommen; kein Wunder, daß nur wenige halbverhungerte Katzen in den Nagadörfern ein elendes Dasein fristen, weil ihre Herren ihnen nichts übrig lassen. Als Nationalgetränk dient Reisbier, bei den Angâmi Dzu geheißen, ein Stoff, über dessen Geschmack das Urtheil europäischer Feinschmecker auseinandergeht. Einige bezeichnen es als ein abscheuliches Gebräu, während andere seine kühlende Frische rühmen oder es mit Apfelwein vergleichen. Nun, sei dem wie ihm wolle, nicht bloß die Nagas wissen seinen Werth zu schätzen, auch bei den anderen Völkerschaften der Nachbarländer erfreut sich der Reistrank hoher Beliebtheit.

Der Reis ist ein Hauptnahrungsmittel der Nagas, das sie auf ihren Feldern bauen. Das einzige allgemein gebrauchte Ackergeräth ist das Dâo, jenes beilartige Instrument, das zugleich als Waffe dient; allenfalls wird noch ein Hacke verwendet. Kein Zugthier unterstützt den Naga bei der mühseligen Arbeit auf seinen Alpentriften, denn das Rind — sein werthvollster Besitz — wird nur als Nutzvieh oder als Gegenwerth beim Kauf einer Frau verwendet. Nicht einmal ihre Milch genießt man, da der Naga Ekel davor empfindet. So muß der Naga alles mit seiner Hände Arbeit selbst bestellen und die Ernte auf dem eigenen Rücken heimtragen.

Während aber die Angâmi terrassirte Felder haben, die alljährlich bestellt werden, bauen die Ao und mit ihnen die anderen Nagastämme Asams im Dschumsystem, wie der anglo-indische Ausdruck lautet. Bei dieser Art Feldwirthschaft wird derselbe Boden nur 2 Jahre hintereinander bestellt. Schon in diesen beiden Jahren macht sich ein wiederholtes Ausjäten des üppig wuchernden Unkrautes nothwendig, im dritten Jahre aber schießt dasselbe so mächtig in die Halme, daß von Aussaat nicht die Rede sein kann. So wird denn durch Ausroden und Niederbrennen des Waldes frischer Boden urbar gemacht, der wiederum nach 2 Jahren aufgegeben werden muß. Erst nach 8 bis 10 Jahren kommt man wieder auf das alte Feld zurück, das sich inzwischen mit Wald bedeckt hat. Bedenkt man, daß der Naga die ganze Feldarbeit mit seinem Waldmesser, dem Dao, und allenfalls noch mit einer Hacke und einem beim Jäten benutzten Bambukratzer verrichtet, so kann man ermessen, wie sauer er sich sein Brot verdienen muß, und man begreift wohl, daß eben auf den Bergen noch alles in emsiger Thätigkeit ist, wenn in den Theepflanzungen der Ebene die Arbeiter längst Feierabend gemacht haben.

Die spitz zulaufenden und trotz ihrer Größe zierlich gebauten Körbe, in denen das Getreide eingeheimst wird, um zunächst in Scheunen auf dem Felde aufbewahrt zu werden, befestigt der Naga mit einem Riemen aus geflochtenem Gras, dem Stirnband oben am Kopfe. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn sich in den Bergen häufig der Kropf findet. Einigermaßen erleichtert wird der Transport durch die guten Straßen, die der Ao mit besonderer Sorgfalt anlegt, denn nirgends gibt es so gute Wege wie gerade in seinem Gebiet.

Beginn und Schluß der Ernte werden durch die beiden Hauptfeste der Ao gefeiert, bei denen große Massen Schweinefleisch und Reisbier verzehrt werden. Das zweite dieser Feste, das Einbringen der Ernte, wird besonders gern von den reichen Leuten des Dorfes zur Veranstaltung großer Mithunschmausereien benutzt. Da bewirthen sie das ganze Dorf mit Rindfleisch (die Kuh heißt in der Sprache der Angâmi Mithu), und der Aufwand für eine solche Festlichkeit beläuft sich nicht selten auf 500 Rupien. Dafür darf dann aber der gastliche Wirth vor seinem Hause einen gegabelten Pfosten aufrichten, der seine Freigebigkeit aller Welt verkündet. Bei den Rengma-Nagas darf der Veranstalter von vier Mithunfesten ein kleines weiß-roth-blau gestreiftes Tuch tragen.

Der Glaube an böse Geister, welche in Steinen und im Wasser wohnen, ist allgemein verbreitet. Fast bei jedem Dorfe befindet sich ein Stein, an welchem im Falle von Krankheiten, zur Beschwichtigung des Dämons, Hühner und Schweine geschlachtet werden, und oft stürzt sich ein armer Mann in Schulden, um das Uebel von seiner Familie abzuwenden und seine Freunde mit dem Fleisch der geopferten Thiere zu bewirthen.

Die Nagas zeigen bis jetzt noch wenig Neigung, sich zum Hinduismus oder zum Christenthum zu bekehren. Trotz der großen Verdienste, die sich namentlich der Missionar Clark durch Gründung von Schulen um die Ao erworben hat, stehen die Fortschritte, welche das Christenthum verzeichnen kann, in keinem Verhältniß zu der aufgewendeten Mühe.

3. Die Simi-Nagas.

Die Simi, wie sie sich selbst nennen, oder Sema, wie die Angâmi sie bezeichnen, behaupten von den Angâmi abzustammen. Ueber sie waren wir bis in die jüngste Zeit nur sehr unvollkommen unterrichtet. Die erste Nachricht gab 1873 Kapitän Butler in seinem Bericht über die Naga-Hills. Eine genauere Darstellung verdanken wir Davis, der in dem Zensus von Asam für 1891 erschöpfende Mittheilungen über die seiner Aufsicht unterstellten Naga-Bezirke erstattet und dabei zum erstenmal die Sprachen der Nagas klassifizirt. Danach gehören die Simi in der That enger zu den Angâmi als zu den Ao und Lhota, weil in den Sprachen jener beiden die Verneinung dem Worte folgt, auf welches sie sich bezieht, während sie ihm bei den Ao und Lhota vorangeht.

Ihren Ursprung leiten die Simi von dem kleinen Dorfe Swemi her, von wo aus sie sich nach Norden über das jetzt von ihnen eingenommene Gebiet verbreitet haben. Außer den neun unter britischer Verwaltung stehenden Dörfern, sollen sie noch etwa 70 inne haben. Sie sitzen hauptsächlich am rechten Ufer des Dojong nach Osten zu, und werden im Westen von den Angâmi, im Norden von den Ao begrenzt, die sie zum Theil schon weiter nach Norden gedrängt haben.

Davis, dem wir in unsrer Darstellung folgen, bezeichnet die Simi als das wildeste Volk, mit dem die Engländer in jenen Bergen in Berührung gekommen seien. Noch vor kaum einem Jahrzehnt war hier die Kopfjagd in vollem Schwange und der Gebrauch des Geldes unbekannt, da Handelsverkehr durch die herrschende Unsicherheit fern gehalten wurde. Verrätherischer und blutdürstiger als jeder andere Stamm, kennt der Stamm der Simi nicht die Heiligkeit der Gastfreundschaft. Den Gast, der heut unter seinem Dach aufgenommen wurde, morgen schon zu ermorden, wenn er nicht auf seiner Hut ist, trägt der Simi kein Bedenken. Der Schwur eines Simi gilt weniger als der irgend eines anderen Naga, selbst des Ao nicht ausgenommen, der doch im Rufe eines vollkommenen Lügners steht. Vom Standpunkt der Nagas angesehen, sind die Simi tapfere Krieger, und als solche von ihren Nachbarn, den Ao, gefürchtet. Ihrer weiteren Ausbreitung über das Gebiet der Ao hat die englische Occupation ein Ziel gesetzt, und der

einzige Ausweg für den sich rasch ausbreitenden Stamm bleibt der Osten.

Die Simi sind untersetzt und muskelkräftig. Ihre Nacktheit verhüllt, wenn man so sagen darf, in der Regel nur ein kleiner Lappen um die Hüften. Gegen Kälte schützen sie sich durch das allen Nagas gemeinsame Plaid, das gewöhnlich mit weißen und dunkelblauen Streifen gemustert ist. Als Schmuck tragen die Männer Perlen und am Ohr große Massen weißer Baumwolle. Ihre Waffen sind Speer, Dao und Armbrust.

Die Frauen tragen einen kurzen schwarzen Unterrock, als Schmuck Perlenketten und Messingarmringe. Am Ellbogen große schwere Armringe aus weißem Metall.

Die kleinen Dörfer der Simi auf dem Rücken der Berge sind in der Mehrzahl unbefestigt. Ihre Häuser stehen regellos durcheinander, doch nahe genug zusammen, um einen Angriff wirksam abwehren zu können. Die Häuser der Häuptlinge zeichnen sich von den anderen durch ihre Größe aus. Getreidevorräthe werden in besonderen Speichern bewahrt und sind so besser vor dem Feuer geschützt, das oft genug die Nagadörfer zerstört. Die jungen Leute schlafen im Moreng, welches sich aber äußerlich von den anderen Häusern nicht unterscheidet. Die Mädchen schlafen zu drei oder vier in dem vorderen Raum bestimmter Häuser. Dort sitzen sie am Abend und spinnen, während die jungen Burschen ihnen Gesellschaft leisten und zarte Verhältnisse anknüpfen, die aber selten zur Heirath führen.

Die Frauen werden meist gekauft. Hie und da entführt wohl ein besonders romantisch veranlagter Jüngling die Erkorene seines Herzens, aber in der Mehrzahl der Fälle ist eine Frau nicht eher zu haben, als bis ihren Eltern der volle Preis, der zwischen 80 und 100 Rupien schwankt, bezahlt ist. Trennt sich die Frau freiwillig von ihrem Manne, so muß sie den Kaufpreis zurückerstatten; verheirathet sie sich wieder, ohne ihre Schuld abgetragen zu haben, so haftet auch der neue Ehegatte. Vielweiberei ist zwar nicht verboten, wird aber nur von Häuptlingen geübt.

Diese erblichen Häuptlinge stehen in viel höherem Ansehen, als die Häuptlinge der Angâmi und der Ao. Für sie müssen die Unterthanen den Acker bestellen, den sie in Dschum bauen. Ihnen muß auch von jedem erlegten Stück Wild ein Antheil abgeliefert werden. Sobald die Söhne der Häuptlinge erwachsen sind, ziehen diese aus, um neue Dörfer anzulegen. Bei der starken Vermehrung des Volkes werden die Simi bald genöthigt sein, den Terrassenbau der Angâmi allgemein einzuführen, da das verfügbare Land für den Dschumbau nicht ausreicht. Schon haben die den östlichen Angâmi benachbarten Dörfer sich diesen Gebrauch angeeignet, wie sie auch die Tracht der Angâmi angenommen haben und sich von diesen nur noch durch die Sprache unterscheiden.

Ihre Todten bestatten die Simi unmittelbar vor dem Hause, nachdem sie die Leichen in Bambumatten gewickelt haben. Die Schädel der beim Todtenschmaus geopferten Thiere, Speer und Dao werden auf das Grab gelegt, wie es auch bei den Angâmi üblich ist. In manchen Dörfern bedeckt noch ein Strohdach das Grab. Kinder, welche noch nicht 10 Tage alt geworden sind, vergräbt man im Hause selbst. Im Kindbett gestorbene Frauen werden ohne Sang und Klang begraben.

Wie alle Nagas glauben die Simi an Geister. Auch Tigermenschen soll es bei ihnen geben. Es sind dies Menschen, die, unsern Werwölfen entsprechend, die Macht besitzen, Tigergestalt anzunehmen. Ein solcher Tigermensch ist ein Häuptling der Simi, dessen interessanter Bekanntschaft sich Davis erfreut. Zwar stellt der ob solcher Zaubermacht gefürchtete Häuptling die ihm zugeschriebene Fähigkeit in Abrede, das hindert jedoch nicht, daß Simi und Angâmi fest an seine übernatürliche Kraft glauben. Im Nordosten soll es sogar ein ganzes Dorf voll solcher Wertiger geben. Dort liegt auch, wie man glaubt, ein Dorf, das nur von Frauen bewohnt wird, die sich gelegentlich Nagas zu Männern nehmen, welche der Handelsverkehr ihnen zuführt. Auch eine Spur des Glaubens an ein zukünftiges Leben ist vorhanden, insofern die Simi die Linien an der östlichen Seite des Wokhaberges, der in ganz Similand zu sehen ist, als den Pfad der Todten bezeichnen, der zu dem Dorf der Todten führe. Wo dieses Dorf liege, vermag zwar Niemand zu sagen, an seiner Existenz aber zweifelt keiner.

Die nackten Nagas.

Die Nangta oder nackten Nagas wohnen vom Dikhu bis zum Dihing, dessen rechtes Ufer sie nicht überschreiten, etwa bis 96° 10′ ö. L. Sie unterscheiden sich in jeder Beziehung von ihren nächsten Nachbarn, den Ao. Unter ihnen ist die Zersplitterung in eine Menge von Unterstämme am weitesten fortgeschritten, deren jeder seine besonderen Eigenthümlichkeiten besitzt und sich hauptsächlich durch die Tättowirung von seinen Nachbarn unterscheidet.

Alle, namentlich die Stämme am Patkoigebirge und im Süden des Bezirkes Abhaipur, sind eingefleischte Kopfjäger, so daß bisweilen selbst in unmittelbarer Nähe der asamischen Theegärten und im Bereich der britischen Gerichtsbarkeit ein unschuldiges Opfer dem alteingewurzelten Brauche zur Beute fällt. Die mittlere Gruppe dieser Stämme bilden die sogenannten Abhaipurja-Nagas, über deren Sitten und Gebräuche wir durch die gründlichen Arbeiten Peals unterrichtet sind, der seit länger als 30 Jahren in ihrer Nähe angesiedelt ist. Von Peal stammt auch der Grundstock für den Theil der Ehlers'schen Sammlung, welcher sich auf die nackten Nagas bezieht. Da zudem diese Gruppe in vieler Beziehung einen Höhepunkt in der Entwicklung, jedenfalls eine Stufe repräsentirt, welche von der Kultur noch am wenigsten beleckt ist, so werden wir uns in der Folge vornehmlich auf diese mittlere Gruppe der nackten Nagas beziehen und nur gelegentlich ergänzend ihre Nachbarn im Osten und Westen heranziehen.

Die Abhaipurja-Nagas besitzen 46 Dörfer, welche sämmtlich Tschangnu als ihr Mutterdorf anerkennen. Von dort aus zog im Laufe der Jahrhunderte überschüssige Jungmannschaft aus und gründete, zumeist nach Nordosten wandernd, wie die Richtung des Gebirges es bedingte, neue Dörfer, die dann ihrerseits wiederum Kolonien anlegten. So entstanden eine Menge kleiner Staaten von ein bis vier Dörfern, an deren Spitze ein erblicher Häuptling, der Vaugham, steht. Herrscht ein solcher Häuptling, wie das z. B. in Banpara oder in Dscheboka der Fall ist, über mehrere Dörfer, so hat er in den von ihm nicht bewohnten einen Vertreter. Jeder dieser Häuptlinge ist vollständig unabhängig von dem andern, auch von Tschangnu, obwohl nach altem Herkommen jedes Tochterdorf dem alten Mutterdorfe Tschangnu alljährlich ein freiwilliges Geschenk sendet. Die Häuptlinge selbst sind zwar an die Beschlüsse der Gemeinde gebunden und besitzen keine große Macht, immerhin stehen sie in höherem Ansehen als ihre Brüder bei den Ao. Ihre legitimen Frauen müssen ihnen ebenbürtig sein, und nur Söhne solcher Frauen sind zur Erbfolge berufen. Sonach gilt für sie noch das Gebot, Frauen aus anderem Stamm zu heirathen, ein Gebot, welches von dem gewöhnlichen Mann nicht eingehalten wird und wegen der beständigen Fehden auch gar nicht eingehalten werden könnte. Die Häuptlinge aber halten sich noch streng an die alte Etikette und führen die Braut nach einem Scheinraub unter dem Kriegstanz in vollem Kriegsschmuck heim. Solche Ehen werden meist als politische Angelegenheiten behandelt und

sind für die Gruppirung der kleinen Staaten von erheblicher Wichtigkeit. Daneben behalten die Häuptlinge ihre Liebchen bei, die sie sich vor der Hochzeit erwählt oder später, sei es durch freie Wahl, sei es durch Kauf, an sich gebracht haben. Die legitime Frau heißt Kuri, die Kebsweiber Karsai. Letztere sind in Wirklichkeit nur Dienerinnen.

Der gewöhnliche Mann besitzt in der Regel nur eine Frau, da ihm die beträchtlichen Kosten nicht gestatten, sich eine zweite Frau zu kaufen.

Für die meisten Dörfer stehen die Häuptlingslisten durch mündliche Ueberlieferung fest, und so läßt sich annähernd das Alter jedes Dorfes feststellen. Ein anderes Merkmal für die Zeit des Bestehens der Dörfer sind die Dschackbäume, welche nirgends im Gebirge wild wachsen, aber in den Dörfern zahlreich vertreten sind. Fast jedes Haus hat seinen Dschackbaum, dessen Früchte ein beliebtes Nahrungsmittel spenden, und da die Bäume meist sehr alt sind, so kann man daraus auf ein entsprechend hohes Alter des betreffenden Dorfes schließen.

Der Häuptling verleiht das Ak, das Recht zur Tättowirung, als Belohnung für Erbeutung eines Kopfes. Dieses Ak besteht in vier Linien, welche das Gesicht zieren, und wird in der Regel von Frauen aus dem Hause des Häuplings mit Dornen in die Haut geritzt, worauf man die Wunden mit blauer Farbe einreibt. Für erbeutete Hände oder Füße werden entsprechende Abzeichen an Arm oder Bein verliehen. Andere Stämme der Nagas, wie die östlichen Nachbarn unsres Stammes, die sogen. Borduaria und Namsangia, tättowiren sich nur an Brust, Schulter und Schenkel. Ist bei einem Ueberfall ein Schädel erbeutet worden, so wird nach fest geregeltem Herkommen bestimmt, wem die Dekoration zufällt. Nur Jünglinge, welche sich diesen Schmuck erworben haben, dürfen heirathen, undekorirte dienen den Mädchen als Zielscheibe ihres Spottes.

Unter solchen Verhältnissen gewinnt das Moreng an Bedeutung. Es ist nicht bloß Junggesellenhaus, sondern gleichzeitig Herberge und Gemeindehaus, in dem die Berathungen gepflogen werden. Neben dem Moreng befindet sich das Schädelhaus, in welchem die Schädel aufbewahrt werden, nachdem sie auf eingerammten Stäben getrocknet worden sind. Ueber die Zahl dieser Trophäen, deren Peal bis 350 in einem Moreng zählte, führen die Nagas genau Buch und ersetzen etwa verloren gegangene durch Nachbildungen aus Kürbis oder Holz. Man stapelt die Beute auf wie Blumentöpfe im Gewächshaus oder befestigt sie auch wohl mit Fäden am Dach. An den Balken und Saulen hängen reihenweise übereinander die Köpfe von Ebern, Hirschen und Rindern.

Schon oben haben wir gelegentlich eine kurze Beschreibung des Moreng von Pamlon gegeben, auch Weedthorpe schildert das Moreng der nackten Nagas. Es ist nicht ersichtlich, ob er dabei gerade die Abhaipurja-Nagas im Auge hat, da es indessen die einzige Beschreibung ist, welche über die innere Einrichtung dieses Hauses Auskunft gibt, so folgen wir seinen Angaben. Danach zerfällt das Moreng in drei Abtheilungen, eine Frontveranda, den Hauptthell, welcher zu jeder Seite des Mittelganges Schlafkammern und Vorrathsräume enthält, und einen großen Raum, welcher auf die kleine Hinterveranda geöffnet ist. Die Frontveranda werden wir uns ungefähr so vorzustellen haben, wie Ehlers angibt; jede Schlafkammer enthält vier Bettstellen, je zwei nach Art von Hängematten übereinander und dazwischen einen kleinen Herd. Der allgemeine große Herd mit Sitzplanken befindet sich in dem großen Hinterzimmer, welches auf riesigen Ballen ruht und gegen die Rückveranda offen bleibt. Hier hängen die Trophäen des Krieges und der Jagd, hier befindet sich auch die große Trommel. Wie in Pamlon liegt somit die Trommel nicht in einem abgesonderten Schuppen, doch zeigt eine Abbildung, daß auch bei den nackten Nagas Trommelschuppen vorkommen. Weedthorpe fiel auch der seltsame Gebrauch auf, die erbeuteten Schädel mit Mithun- oder Büffelhörnern zu schmücken.

Jedes Dorf hat mehrere Moreng, so besitzt Runn oder Banpara, dessen Häuptling vier Dörfer beherrscht, dreizehn. Am Eingang zum Dorf befinden sich die Häuser für die größeren Knaben, mehr nach der Mitte zu die der kleineren. Zu jedem größeren Moreng gehören 50 bis 60, zu jedem kleineren 30 bis 40 erwachsene Männer. Die jungen Leute essen zu Hause, doch haben in Friedenszeiten täglich 6 bis 10, in Kriegsläuften 20 bis 30 Tag und Nacht Wache zu halten.

Der Name nackte Nagas deutet schon genügend an, daß das Kostüm der Nagas jener Berge wenig kostspielig ist. Doch nicht überall geht gleichmäßig jeder Stammesangehörige nackt. Bei einigen Gruppen sind die Männer unbekleidet, bei anderen die Frauen, in allen aber die Jugend bis zum Alter von 17 oder 18 Jahren. Nur wenn sie die Ebene besuchen, legen die Nangta Tücher um die Hüften oder auch um die Schultern. Sonst dient als Gürtel häufig die weiße Rinde eines Baumes, welche mit schwarzen oder grünen Streifen bemalt ist. Frauen tragen einen schmalen Hüftschurz und auf dem Kopfe ein aus rothem und gelben Rohr geflochtenes Diadem. Mannichfach sind die Arten der Helme, die Schilde sind meist kunstlos mit schwarzen Ornamenten bemalt oder mit Haar und Bastbüscheln besetzt. Sehr beliebt sind lange Bärenfellgehänge im Ohr. An der Seite tragen die Männer, vorzugsweise die Häuptlinge, kleine zierlich geflochtene Bambukörbe, welche mit wirklichen oder nachgebildeten Schädeln, auch wohl ganzen Menschenfingern, Fellen und Bastbüscheln phantastisch aufgeputzt sind. Das Museum besitzt eine ganze Sammlung solcher Körbe, zum Theil mit nicht ungeschickt geschnitzten Köpfen, die den Naga-Typus richtig wiedergeben. An einem dieser Körbe, den Ehlers von einem Borduariahäuptling erhielt, mit dem er Freundschaft geschlossen, befindet sich auch eine Kuhglocke, die vermuthlich dazu dient, das Gefolge beisammen zu halten. Die am weitesten östlich sitzenden Nagas, welche übrigens keine Köpfe mehr jagen, tragen sogen. Rohrkrinolinen, spiralisch gewundene Rohrringe, von schwarzer oder rother Farbe. Peal kaufte einem Nagajüngling drei Viertel einer solchen Krinoline ab, die ganze wollte er nicht hergeben, um nicht von den Mädchen ausgelacht zu werden.

Eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Abhaipurja-Nagas, die sich sonst nirgends findet, sind die durch das Dach ragenden Spitzbalken der Häuser, die, wenn sie unten saulen, nachgesenkt werden. Diese Bauart, wie die gemeinsame Tättowirung des Gesichts, ist ein weiterer Beweis für die gemeinsame Abkunft der Nagas von Abhaipur.

Die an der Grenze des Bezirks Abhaipur angesiedelten Nagas nennen sich mit dem asamischen Ausdruck Bor, d. i. abhängig, und bezeichnen die in ihrem Rücken weiter oben im Gebirge sitzenden als Abor, d. i. unabhängig. In Wirklichkeit ist das Verhältniß umgekehrt. Die Bor-Nagas sind viel mächtiger als die Abor-Nagas, denen sie den Verkehr mit der Ebene vermitteln. Eifersüchtig wachen die Bor-Nagas darüber, daß kein Abor-Naga in das Tiefland von Asam dringe und ihnen so den gewinnbringenden Zwischenhandel verkümmere. Abhängig sind die Bor-Naga insofern von der Ebene, als nur ihr Wohlverhalten ihnen den Zugang zu den Märkten von Asam sichert. Sobald ihre Reibereien auf britisches Gebiet hinüberspielen oder sobald sie sich an einem anglo-britischen Unterthanen vergreifen, werden ihnen die Märkte verschlossen. Eine solche Maßregel hat alsbald die Auslieferung

der Schuldigen an die Behörde zur Folge, denn sofort schließen sich die mächtigeren Dörfer zusammen und zwingen das Dorf, in welchem sich der Schuldige verborgen hat, zur Herausgabe des Missethäters.

Die letzten ernsten Kämpfe mit der britischen Macht fanden vor mehr als zwanzig Jahren statt, als überall in den Bergen die Nagas unruhig wurden. Da überfiel im Jahre 1875 die Bewohnerschaft des Dorfes Ninu eine zur Vermessung ins Gebirge entsandte Expedition. Lieutenant Holcombe wurde mit 80 Mann grausam hingemordet, Kapitän Badgeley und 50 Mann verwundet. Es gelang Badgeley, den Rest der Truppen in die Ebene zurückzuführen, eine neue Expedition zerstörte das schuldige Dorf und brachte die Köpfe der Ermordeten wie den größten Theil der Beute zurück. Aber die Leute von Ninu weigerten sich, die Schuldigen auszuliefern und so mußte 1876 das Dorf nochmals niedergebrannt werden.

Seitdem herrscht verhältnißmäßige Ruhe an den Grenzen. Die inneren Fehden unter den Nagas währen freilich fort, bisweilen schlägt auch die Flamme auf britisches Gebiet hinüber, doch erweist sich der Schluß der Märkte immer als wirksames Mittel zur Ermittelung der Schuldigen.

Mittheilungen und Nachrichten.

W. v. Hassell: Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Aktenstücke. I. Theil: Von 1813 bis 1848. Mit fünf Portraits. Bremen. Heinsius' Nachfolger 1898. XXXI und 668 Seiten. Gr. 8°. — Hr. v. Hassell behandelt in diesem ersten Bande seiner hannoverischen Geschichte genau den Zeitraum, über den auch Heinrich v. Treitschke in seiner Deutschen Geschichte berichtet; und der hannoverische Historiker hat den preußischen immer vor Augen. Bald hält er sich an ihn, dessen hervorragende Eigenschaften er nicht verkennt, bald sucht er ihn, dessen Schroffheiten und Einseitigkeiten ihn bitterlich kränken, zu ergänzen und zu berichtigen. Gelegenheit zur Polemik findet sich in dem, was Treitschke über Hannover berichtet und urtheilt, reichlich. Man kann ihm gern bezeugen, daß er gegenüber Preußen „sine studio" geschrieben und Preußen keinen verdienten Tadel geschenkt hat. Aber daß er „sine ira" gegen Preußens Widersacher gewesen sei und den Unterlegenen des Jahres 1866 gegenüber das „parcere subjectis" zur Richtschnur genommen habe, wird Niemand behaupten. Mit seinem heftigen Schelten über erbliche Unfähigkeit der welfischen George, über Ernst Augusts Tücke und Bosheit, über Graf Münsters lakaienhafte Großmannssucht, über verblendeten Stolz des hannoverischen Land- und Hofadels trifft ja zweifellos der geniale Mann die wunden Punkte der hannoverischen Geschichte. Aber es geschieht mit so rauher, liebloser Hand, daß er ein hannoverisches Gemüth nur verletzen und zurückstoßen kann, auch wenn man in der Hauptsache ihm recht geben und mit ihm das eifersüchtige Widerstreben Hannovers wider jedes Uebergewicht und jede kräftige Initiative des mächtigeren Nachbars, von dem doch die eigene Sicherheit und das Heil Deutschlands zum besten Theil abhing, tadeln und beklagen muß. Eine Darstellung, die Treitschke's absprechende Einseitigkeit auf ihr rechtes Maß zurückführte, ohne seine echt nationale Grundansicht aufzugeben, könnte daher nur mit Freuden begrüßt werden. Die Hassell'sche Geschichte leistet dies theilweise, aber eben nur theilweise. Es ist anzuerkennen, daß aus Hassells Darstellung der König Ernst August, bei Treitschke durch grelles Anstreichen der häßlichen Züge zum Zerrbild entstellt, psychologisch verständlich wird, wenn man auch die persönliche Vorliebe kaum versteht, die er dem greisen König, dessen Fehler auch seinerseits nicht verschwiegen sind, zuletzt bekundet. Ueberhaupt versteht man aus Hassells Bericht, was nach Treitschke ein ungelöstes Räthsel bleibt, daß die Anhänglichkeit an den hannoverischen Sonderstaat und sein Herrscherhaus so tiefe Wurzeln in der Bevölkerung hat schlagen können, wie es die Folgezeit nach 1866 bewies und noch heute beweist. Aber Hassell selbst ist nicht frei von der alten hannoverischen ira gegen Preußen. Andrerseits übt er in seiner Art strenge Kritik auch an der hannoverischen Staatsleitung. Nicht die hyperkonservative Adelspartei, die bis 1848 das Ruder führte und als deren typischer Vertreter der ältere Frhr. v. Schele, Ernst Augusts Kabinetsminister, treffend geschildert wird, hat seine Sympathie, sondern das gemäßigte Märzministerium Bennigsen-Stüve, das 1848—50 Hannovers Geschicke leitete, und dessen nahestehender Vertrauter, der ehrenwerthe Klosterrath, nachheriger Klosterkammerdirektor H. v. Wangenheim, dessen bis dahin noch unverwerthete Papiere (wie die der beiden Schele, Vaters und Sohnes), er benutzen durfte. Man wird in das Lob dieser trefflichen Männer persönlich gern einstimmen. Aber in dem einen Punkt, auf den es zuletzt entscheidend ankam, in der deutschen Frage, konnten doch auch sie ebensowenig wie der neueste Historiker des Königreichs Hannover selbst sich über den tragischen Bann erheben, der weit weniger in den Personen der Herrscher und ihrer Rathgeber, als in der ganzen Lage und historisch-politischen Tradition Hannovers gegenüber Preußen und Deutschland wurzelte. Als lehrreiches Seitenstück zu Hassells Werk ist in dieser Hinsicht das gleichzeitig mit ihm ans Licht getretene Buch von Max Bär über die erste deutsche Flotte (1848 bis 1852) zu empfehlen. Unbegreiflich, wie Jemand angesichts der offen vorliegenden Thatsachen die nationale Politik Ernst Augusts rühmen und ausrufen kann: „An ihm hat es wahrlich nicht gelegen, wenn genau dasselbe Ziel, das in unsern Tagen durch zwei blutige Kriege erkämpft werden mußte, nicht bereits im Jahre 1849 auf friedlichem Wege erreicht wurde." Es wird schwer werden, das im folgenden Bande zu erhärten, in dem das Bündniß vom 26. Mai 1849 — und nur auf dies kann man jene Worte beziehen — gleich anfangs im Vordergrunde stehen muß. Doch, es sei darum, wenn nur ganzer Ernst mit dem Anerkenntniß gemacht wird, daß das Ziel, an dem wir angelangt sind, erreicht und nothfalls erkämpft werden mußte! Denn das ist und bleibt der allein richtige Schluß der hannoverischen Sondergeschichte: War das Jahr 1866 nöthig, um das Jahr 1870/71 möglich zu machen: nun, dann muß es jeder Patriot ohne Murren mit allen seinen unabänderlichen Folgen willig hinnehmen.

S-r.

* **Fahrstraßen für Luftschiffe.** Ueber dies heutzutage noch rein akademische, in näherer oder fernerer Zukunft aber vielleicht einmal hochaktuell werdende Thema finden wir in der „Köln. Ztg." folgende Betrachtung: Es läßt sich wohl mit einiger Bestimmtheit voraussetzen, daß die Luftschiffe der Zukunft auf ihrer Reise durch das Reich der Winde ebensowenig eine ganz willkürliche Straße verfolgen werden, um von einem Orte der Erde zum anderen zu gelangen, als die gewöhnlichen Schiffe im Reiche der Wogen. Die Vergleichbarkeit beider Meere, des Ozeans und der Atmosphäre, erstreckt sich auch vornehmlich auf das Vorhandensein von Strömungen, deren Lauf mehr oder weniger gleichmäßig bleibt. Freilich sind die Meeresströmungen im Wasserozean, wie überhaupt das Wasser in seinem Verhalten immerhin noch zuverlässiger ist als die Luft, beständiger als die Winde; aber in manchen Erdgebieten, namentlich in den Strichen der heißen Zone beiderseits des Aequators, wehen die Winde (Passate, Monsune u. s. w.) doch für lange Zeit des Jahres fast regelmäßig aus derselben Richtung. Diese Luftströmungen zu benutzen, wird ohne Zweifel eine bedeutsame Aufgabe der zukünftigen Luftschiffahrt sein und es läßt sich auch nicht verkennen, daß dadurch schon vor der Erfindung eines genügend lenkbaren Luftschiffes ein nützlicher Verkehr auf Luftstraßen in gewissen Ländern der Erde ermöglicht werden würde. In einem Aufsatze der „Archives de Médecine navale" hat der Franzose Le Dantec unter anderem auch auf solche nach seiner Meinung nächstliegende Aufgaben der Luftschiffahrt hingewiesen. Zuerst denkt er an eine Benutzung der Windverhältnisse in Innerafrika zur Durchquerung dieses Erdtheils auf dem Luftwege. Der Plan ist nicht ganz neu: schon 1894 wurde er von Dex und Dibos ausgesprochen, blieb aber unversucht. In gewissen Regionen der heißen Zone wehen gewöhnlich Winde von Südosten, während in etwas höheren Schichten die Luftströmung umgekehrt nach Südosten hin gerichtet ist. Man könnte daher, mit einem Luft-

schiffe von der Ostküste Afrika's etwa in Inhambane aufsteigend, mit großer Sicherheit darauf rechnen, vom Winde nach der Westküste bei Sao Paolo de Loanda getragen zu werden, wenn das Fahrzeug sich nicht zu hoch über die Erde erhebt; um denselben Weg umgekehrt zurückzulegen, müßte das Luftschiff in höheren, vom Nordwest-Passat beherrschten Schichten der Atmosphäre bleiben. Da sich die Gürtel der Passate mit dem Gange der Sonne verschieben, so würden die Luftfahrstraßen freilich nur in kleineren Erdstrichen das ganze Jahr hindurch unverändert benutzbar bleiben, sich sonst aber ebenfalls je nach der Jahreszeit nord- oder südwärts verlegen. Le Dantec denkt ferner an den sogenannten Alizé, der mit großer Beständigkeit von Nordost her über die Saharische Wüste weht; man könnte ihn benutzen, um schnell und verhältnißmäßig gefahr- und mühelos von Nordafrika, etwa von Tunis oder Tripolis aus, zum Tsadsee zu gelangen. Der Südost-Monsun, der während des Sommers nach Asien hineinweht, würde Luftschiffe zu sonst unersteiglichen Höhen des Himalaya tragen und mit ihnen etwa das Material zur Errichtung von Wetter- oder Sternwarten. Der kühne Gedankenschwung des Franzosen richtet sich endlich noch auf ein anderes, für ihn besonders bedeutsames Ziel. Im Falle des nächsten Krieges zwischen Frankreich und Deutschland sollen die häufig und ziemlich beständig wehenden Südwestwinde dazu dienen, eine schnelle und regelmäßige Verbindung nach Rußland hin über Deutschland weg zu ermöglichen! Daß diese Verbindung allerdings gewöhnlich nur höchst einseitig sein würde, da man dadurch wohl von Frankreich nach Rußland, aber nicht umgekehrt Nachrichten und Leute schicken könnte, bekümmert Hrn. Le Dantec nicht. Werthlos sind seine Betrachtungen jedenfalls nicht. Die Benutzung der beständigen Winde wird für die Luftschiffahrt ebenso von Bedeutung werden müssen, wie es die Benutzung der Meeresströmungen, um die sich der amerikanische Kapitän Maury ein unsterbliches Verdienst erworben hat, für die Ozeanschiffahrt geworden ist. Durch die Benutzung der Meeresströmungen verkürzte sich der Seeweg von New-York nach Californien um Südafrika herum von 180 auf 100 Tage, die Weltumschiffung von 250 Tagen auf 4½ Monate.

* **Römische Begräbnißstätten** wurden beim Bahnbau **Ettlingen-Pforzheim** an der in dieser Richtung ziehenden Römerstraße aufgefunden. Sie bestanden in zahlreichen, in den Boden eingesetzten Aschenurnen ohne weitere Beigabe. Leider wurden sie von den Arbeitern, die in ihnen Geld vermutheten, zerschlagen. In nächster Zeit wird die Römerstraße selbst, deren Substruktionen aus großen Blöcken bestehen, von der Bahnlinie geschnitten werden. Es ist Auftrag gegeben, von der Römerstraße genaue Profile aufzunehmen.

* **Versuchsfeld auf dem Brocken.** Auf dem von Prof. Peter-Göttingen auf dem Brocken angelegten Versuchsfelde sind, wie der „Frkf. Ztg." geschrieben wird, sowohl an den **Alpenpflanzen-Kulturen**, wie an den Versuchen mit **harten Nadelhölzern** erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Namentlich gedeihen die außerhalb des eigentlichen Versuchsfeldes mit größeren Bäumchen begonnenen Anpflanzungen recht gut. Ein Theil derselben mußte allerdings wegen des Eisenbahnbaues auf dem Brocken wieder versetzt werden, wie überhaupt diese Bahnarbeiten ziemlich störend auf den Betrieb des Versuchsfeldes einwirken. Bei den Kulturen von Stauden und einjährigen Gewächsen wurden im letzten Jahr besonders günstige Resultate erzielt.

* **Biologische Erforschung der niederländischen Kolonien.** Der Professor der Zoologie an der Universität Amsterdam, **Max Weber**, wird Europa im Oktober verlassen, um sich nach Surabaya auf Java zu begeben und die Leitung einer wissenschaftlichen Expedition zu übernehmen, die von der Gesellschaft für die biologische Erforschung der niederländischen Kolonien geplant wird und die zoologische, botanische und ozeanographische Untersuchung der Meere des indischen Archipels zum Ziel hat. Die Expedition, die etwa 1 Jahr dauern soll, wird laut „Frankf. Ztg." in zwei Abtheilungen unternommen. Die erste geht von Surabaya nach den Inselgruppen von Timor und Timorlaut, den Aru- und Ke-Inseln, endlich nach Banda oder Amboina; die Länge dieses Wegs beträgt etwa 4000 km. Die zweite Abtheilung geht von Banda oder Amboina ab, führt zwischen Halmaheira (Dschilolo) und Celebes durch die nach den Philippinen führende Inselkette und kehrt durch die Straße zwischen Celebes und Borneo nach Java zurück; ihre Reise ist etwa 4800 km lang.

* **Berlin.** Eine Verlegung der **Berliner Sternwarte** ist kaum zu erwarten, so sehr diese unter gewissen Uebelständen zu leiden hat. Der Direktor Geheimrath W. **Förster** schreibt darüber in seinem Jahresbericht: Hr. Prof. Knorre klagt über die Zunahme der Undurchsichtigkeit und Unruhe der Luftzustände, wodurch er bei seinen Doppelstern-Messungen, wenigstens in größeren Zenithdistanzen, stark behindert worden ist. In letzterer Hinsicht werden die Arbeitsbedingungen der Sternwarte besonders durch die Zunahme der großen Dampfschornsteinanlagen zu elektrischen und ähnlichen Zwecken mitten in der Stadt beeinflußt, wie überhaupt die Rauchplage in Berlin neuerdings in einer schwer erträglichen Weise zugenommen hat. Als Universitätsinstitut mit ihrer astronomischen Bibliothek und ihrer Instrumenten-Sammlung, sowie als Mittelpunkt des öffentlichen Zeitdienstes und Zentralpunkt der deutschen Präzisionsnivellements wird trotzdem die Sternwarte wohl dauernd in ihrer gegenwärtigen Lage verbleiben und ihr rein astronomisches Thätigkeitsfeld so zu wählen haben, daß sie trotz der Uebelstände Eigenartiges und Förderliches darin leisten kann, wie es auch bisher geschehen ist. Um so wünschenswerther aber wird es sein, daß solche Uebelstände, wie die Verunreinigung der Atmosphäre, welche zudem für die ganze hauptstädtische Bevölkerung höchst lästig und schädlich und auch immer deutlicher als vermeidbar erwiesen sind, wirklich mit aller Energie bekämpft werden.

* **Königsberg i. Pr.** Der Privatdozent für Arzneimittel-Lehre und medizinische Chemie an hiesiger Universität Dr. Rudolf **Cohn** ist zum Professor ernannt worden.

* **Darmstadt.** Wie die „Darmst. Ztg." meldet, wurde der ordentliche Professor an der Technischen Hochschule Geh. Hofrath Dr. **Nell** auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt.

* **Prag.** Der bisherige außerordentliche Professor an der deutschen Universität Dr. Ivo **Pfaff** ist zum ordentlichen Professor für römisches Recht ernannt worden.

* **Paris.** In der Akademie der Wissenschaften legte **Gaston Bonnier** kürzlich die Resultate von Experimenten dar, mittelst welcher es ihm in kurzer Zeit gelungen war, den in den Niederungen wachsenden Pflanzen den Charakter von **Alpengewächsen** zu verleihen. Pflanzen gleicher Art und von ein und demselben Stock herrührend, wurden auf dreierlei Weise behandelt: ein Theil derselben blieb Tag und Nacht in einem von schmelzendem Eis umgebenen Apparat, ein anderer ganz im Freien in der Umgebung von Paris, ein dritter während der Nacht in einem Eisbehälter und tagsüber den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Die Pflanzen der dritten Kategorie, welche unter den Temperaturextremen zu leiden hatten, sind kleiner, als die in der Ebene unter normalen Verhältnissen gewachsenen und auch kleiner als die beständig in einem Eisbehälter untergebrachten. Die auf diese Weise künstlich in Alpengewächse umgewandelten Pflanzen sind zwerghaft, haben kleine, dicke Blätter und blühen vor der Zeit. Sie gleichen denen, welche man auf den Alpen und Pyrenäen in einer Höhe von 1800 m findet.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 13. August. Nummer 180.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Zur Erinnerung an Otto Ribbeck.

Von O. Crusius.

Am 18. Juli ist der Philologe und Alterthumsforscher O. **Ribbeck** in Leipzig kurz vor seinem 71. Geburtstage einem tückischen Herzleiden erlegen. Als die Leitung dieser Blätter an mich die Bitte richtete, ihr einen Nachruf auf den Lehrer und Freund zur Verfügung zu stellen, habe ich das mit wehmüthiger Genugthuung als ein neues Zeichen dafür begrüßt, daß Ribbeck nicht nur als Meister seines Faches gilt, sondern als einer der Auserwählten, deren Schöpfungen sich aus der Region fachwissenschaftlicher Minirarbeit herausheben in die freie Luft unsrer nationalen Literatur und Bildung. Denn vor allem solche Männer sind es, deren Bild vor dem Kreise, an den sich diese Blätter wenden, festgehalten zu werden verdient.

Auch den Gelehrten soll man an seinen Früchten erkennen. Ribbecks literarische Arbeiten bilden eine lückenlos über ein halbes Jahrhundert hinlaufende Kette von Dokumenten, deren Glieder zur Zeit wohl Niemand völlig überblickt. Immerhin werden manche Fachgenossen besser mit den Forschungen Ribbecks vertraut sein, als der Schreiber dieser Zeilen, den seine Wege von denen des alten Lehrers meist weit weggeführt haben. Aber mehr als 20 Jahre persönlicher Beziehungen geben auch ein Recht und eine Pflicht, Zeugniß abzulegen für einen Mann, dessen Bestes seine Persönlichkeit war. Der ganze Reichthum seines Wissens offenbarte sich erst im freien Vortrage, mehr noch im intimen Gespräch unter vier Augen und in jenen litterae familiares, für die er immer, selbst in den arbeitsreichsten Jahren, Zeit übrig hatte; er gehörte zu den altmodischen Leuten, die das Bedürfniß haben, eine Korrespondenz zu führen.[1] Wer so Ribbeck wirklich kennen gelernt hat, der wird auch die starke persönliche Note heraushören, auf die vor allem das „Leben Ritschls“ gestimmt ist; in diesem Buche stecken geradezu die Grundzüge einer wissenschaftlichen Autobiographie.

* * *

Der entscheidende Wendepunkt in der Geschichte unsrer Wissenschaft und weiterhin der Geisteswissenschaft überhaupt — denn gewisse prinzipielle Debatten der jüngsten Gegenwart haben ihr erstes Vorspiel in der Polemik zwischen Schlosser und O. Müller[2]) — der entscheidende Wendepunkt in der Geschichte der Philologie ist der Kampf zwischen der alten humanistischen Auffassung im Sinne Gottfried Hermanns und der neuen geschichtlichen, die Böckh, O. Müller, Niebuhr zur Herrschaft führten. Ribbeck hat seine ersten bestimmenden Eindrücke in Berlin empfangen, zu einer Zeit, wo sich an die imponirende Gestalt Böckhs kaum noch Zweifel heranwagten (1845). So haben sich ihm die theoretischen Ueberzeugungen von der wesentlichen Identität der Philologie und der Geschichtswissenschaft, die er in seinen Vorträgen über Geschichte der Philologie vertrat und die er auch in einem der ersten Kapitel der Ritschl-Biographie klar und scharf formulirt hat, in der Hauptsache wohl schon damals herangebildet. Aber ausgewachsen hat sich Ribbecks wissenschaftliche Persönlichkeit doch erst in der schönen Alma mater am Rhein, die just um die Mitte des Jahrhunderts eine Hochburg der philologischen Studien geworden und seitdem geblieben ist. Wie durch höhere Fügung waren hier zwei geniale Persönlichkeiten nebeneinander gestellt, die sich gerade in ihrer Gegensätzlichkeit trugen und ergänzten: F. G. Welcker und Fr. Ritschl. Innerlich am nächsten verwandt war Ribbeck, so will es uns scheinen, der phantasievollen, mit künstlerischem Sinn und Blick begabten Natur Welckers, dieses „unvergleichlichen Mannes“, dessen reiches und zartes Wesen er mit liebevollem Verständniß in der Biographie Ritschls geschildert hat. Aber Ribbeck gilt vor allem als Schüler Ritschls, und das mit Recht. Was Welcker hatte, das konnte Ribbeck wohl auch der eigene Genius bieten: Ritschl war seine Ergänzung, wie die Welckers. Wenn man Ritschls Stellung in der Entwicklung der philologischen Wissenschaft mit einer kurzen Formel charakterisiren will, so kann man sagen, daß sich in ihm und durch ihn das unsterbliche Theil der humanistischen Philologie Hermanns in die durch Böckh und O. Müller bestimmte neue Richtung hinübergerettet und mit ihr verbunden hat. Ritschl selbst ist sich dieser seiner vermittelnden Stellung nach einem von Ribbeck mitgetheilten charakteristischen Briefe (F. W. Ritschl II, S. 19) vollständig bewußt gewesen. So war es wohl auch bei Ribbeck erst das läuternde Feuer der disciplina Ritscheliana, das den angehenden Alterthumsforscher zum Philologen gemacht hat. Denn mag die Philologie auch materiell durchaus auf demselben Boden stehen, wie die Geschichte: ihre Methode ist eine andere, oder, um im Bilde zu bleiben, ihre Front ist nach einer anderen Seite gerichtet; sie will die alten Literaturdenkmäler um ihrer selbst willen verstehen lernen und lehren und sieht in allem, was die auch ihr unentbehrlichen geschichtlich-realen Disciplinen bieten, nur ein Mittel zu diesem Zweck. So wird sich die im eigentlichen Wortsinn philologische Betrachtung überwiegend den Literaturdenkmälern zuwenden, denen wir eine bleibende und vorbildliche Bedeutung beimessen, während bei Perioden, die sich uns mehr als Vorstufen oder Zwischenglieder darstellen, eine geschichtliche Orientirung und Verwerthung in der Hauptsache genügen mag. Solange wir die Antike noch als ein lebendiges Ferment unsrer Bildung gelten lassen — und

[1]) Im folgenden habe ich, mit Ausschluß alles Vertraulichen, einige charakteristische Stellen aus seinen Briefen in Anführungszeichen mitzutheilen mir nicht versagen können.

[2]) Ich finde, daß man die prinzipielle Bedeutung gerade des Waffenganges zwischen Schlosser und Otfried Müller (1823—1825) nicht recht zu würdigen pflegt; insbesondere ist man, so viel ich weiß, in den Gedenkschriften zu O. Müllers Säculartag an diesem Hauptpunkte ohne Acht vorübergegangen.

wir brächen mit der eigenen Vergangenheit, thäten wir es nicht —, solange wird ihr gegenüber die Philologie im engeren Sinne ihre Vorzugsstellung behaupten, mag auch das massenhaft herandringende neue Urkundenmaterial der geschichtlichen Arbeit noch so viel Wasser auf die Mühle gießen. Ribbeck besaß eine breite, alles geschichtliche Leben verständnißvoll umfassende Bildung; er hat noch als Zweiundsechzigjähriger auf griechischem Boden „ein rapides Studium und Repetitorium" der Ergebnisse unsrer archäologisch-historischen Monumentenforschung durchzumachen für nöthig befunden; aber er blieb „bei der Fahne, bei der er eingetreten war", bei der Fahne Ritschls und Hermanns, in der Ueberzeugung, daß er so am erfolgreichsten kämpfe für die wichtigste Position: für die „ins eigene Leben dringende Wirkung der Antike". Auch seine literarischen Arbeiten verleugnen diesen Standpunkt nicht.

An die Studienzeit schloß sich eine Reise nach Italien (1852). Welch reiche Ernte der junge Philologe zu bergen wußte, das zeigten die nächsten Jahre. Zugleich befestigten sich ihm gerade in dieser befreienden Wanderzeit die schönen, noch im Vorwort zur römischen Dichtung verherrlichten Freundschaftsbeziehungen, die nach seinem eigenen Bekenntniß auf seine innere Entwicklung wirkten wie Sonnenschein zur rechten Zeit. Und ganz wie sein Freund Paul Heyse, gewann er zu Land und Leuten tiefe und bleibende Sympathie. Heimgekehrt, trat er in den praktischen Schuldienst; eine feste Anstellung ließ nicht lange auf sich warten, und bald führte er eine hochgebildete, ihm ebenbürtige Frau als Gattin heim, die Tochter des Generals Baeyer, des Hauptleiters der mitteleuropäischen Gradmessung.

* * *

Die erste umfängliche Arbeit Ribbecks war eine Sammlung der fragmentarischen Ueberreste der römischen Dramatiker außer Plautus und Terenz (1852, 1855, 2. Bearbeitung 1871, 1873), eine imponirende Leistung, die den 25jährigen mit einem Schlage in die vorderste Reihe der philologischen Forscher stellte und ihm schon 1856 einen Ruf an die Universität Basel eintrug. Als literarhistorische Ergänzung schloß sich daran, langsam heranreifend, das gründliche und feinsinnige Buch über die römische Tragödie an (1875), das für jeden Arbeiter auf dem Gebiete der antiken Poesie und Theatergeschichte bleibende Bedeutung besitzt, während sich ein Vortrag über die neuere attische Komödie, das Vorbild des römischen Lustspiels (1857), an weitere Kreise wendet und nur dem kundigen Auge Ansätze selbständiger Forschung erkennen läßt. Bei dieser Gruppe von Arbeiten wirkt das fördernde Vorbild seiner beiden Bonner Lehrer am unverkennbarsten nach. Die Fragmentsammlung ist eine ergänzende Fortsetzung der Arbeiten Ritschls über Plautus und altes Latein; das Buch über die Tragödie führt zwar einerseits Ritschls theatergeschichtliche Forschungen weiter, sucht seinen Schwerpunkt aber doch in einer phantasievollen Wiederherstellung der verlorenen Literaturschöpfungen aus Fragmenten, Excerpten, Vorbildern und Nachklängen, ganz im Geiste des Wiedererweckers der verlorenen griechischen Tragödien, F. G. Welckers. Auf denselben Bahnen wandelt, um von den verwandten kleinen Aufsätzen Ribbecks nur einen hervorzuheben, die feine Studie über das historische Drama der Griechen (im Rhein. Mus. XXX, 145). Das starke Stück Künstlerthum, das in Ribbeck stak, konnte sich hier am schönsten auswirken.

Wenige Jahre nach dem Abschluß der Sceniker überraschte Ribbeck seine Fachgenossen mit dem ersten Bande seiner großen kritischen Ausgabe des Virgil (denn diese uns aus unsern eigenen Klassikern vertraute Namensform werden wir als Deutsche fortbrauchen dürfen, auch nachdem Ribbeck als echt und ursprünglich Vergilius, mit e, erwiesen hat).[1] Mit staunenswerther Energie hat er dies monumentale Werk, während einer eifrigen und erfolggekrönten Lehrthätigkeit in Bern, Basel und Kiel, in 9 Jahren (1859—1868) zu Ende geführt. Die 1866 erschienenen Prolegomena sind wohl einstimmig als eine vorbildliche Leistung eingeschätzt worden; weit über die Grenzen der engeren Aufgabe hinaus führten ergebnißreiche Untersuchungen zur Geschichte der römischen Philologie, die in der Kaiserzeit wesentlich an und mit der Behandlung Virgils, als des eigentlichen Nationalklassikers, emporgewachsen ist. Dagegen wurden, bei aller Anerkennung des mit sicherer Hand aufgeführten handschriftlichen Unterbaus, gegen die weiteren textkritischen Operationen Ribbecks bald Bedenken und Zweifel laut. In der That war Ribbeck damals, mehr als manches bescheidenere Ingenium, dazu geneigt, nicht nur logischen Erwägungen, sondern auch Geschmacksurtheilen einen Einfluß auf die Gestaltung des Textes zu gestatten; auch mag er wohl einmal zur ultima ratio der Konjektur seine Zuflucht genommen haben, ehe die Mittel der Exegese erschöpft waren. Noch tiefere Eingriffe durch Ausscheidungen, Umstellungen und Proskriptionen wagte Ribbeck bei seinen Arbeiten über Juvenal und Horaz (1865—1869), die mit und neben seinem Virgil heranreiften. Die Thatsache, daß er seine ersten Studien Dichterbruchstücken widmete, hilft gewiß diesen stark subjektiven Zug in der Textbehandlung jener Periode mit erklären; bei der Rekonstruktion zertrümmerter Größen hat die Phantasie den weitesten Spielraum und die stets nur als provisorische Wahrheit erscheinende Hypothese ihr gutes Recht. Aber die Textkritik der 50er und 60er Jahre war überhaupt revolutionärer, als wir heute für zulässig halten; sie hat oft „korrigirt, ehe sie verstand" (wobei wir uns nicht verhehlen dürfen, daß unsre neueste konservativ-literarische Kritik oft tadelt, ehe sie versteht: was schließlich noch schlimmer ist). Bei Licht besehen, hatte Ribbeck doch den Muth, konsequent zu sein, wo manch Andere sich mit Halbheiten begnügten. Nun weiß man ja, daß ein energisch durchgedachter Irrthum wissenschaftlich fruchtbarer ist, als eine unsicher ertastete Dreiviertelwahrheit. So hat gerade Ribbeck den methodischen Fortschritt mit herbeiführen helfen; denn im Kampfe mit seinen tapferen Zweifeln und Angriffen bildete sich, zuerst in den mustergültigen Arbeiten von J. Vahlen, jene verfeinerte und intensivere Exegese heraus, die uns wieder größeren, hier und da wohl zu großen Respekt vor der Ueberlieferung beigebracht hat. Ribbeck hat diese Wandlung in den 70er Jahren selbst mit durchgemacht. Als er in einem seiner ersten Leipziger Semester in seinen Uebungen Horaz behandelte, waren seine Seminaristen überrascht, fast enttäuscht durch sein kühles, zurückhaltendes Urtheil; kurz vorher hatten sie sich unter der Leitung von L. Lange mit seiner radikalen Kritik der Horazischen Literaturbriefe herumgeschlagen.

All diese Arbeiten Ribbecks, auch das Buch über die Tragödie, schreiten schwer gerüstet einher und wenden sich an den Fachmann. Wie sehr ihm aber die Gabe gemeinverständlicher, das unmittelbarste Leben packender Dar-

[1]) Die in ihrer Weise puristischen Philologen, die, mit zweckloser Pedanterie, die konsequente Durchführung der echten antiken Namensformen im modernen Gebrauch verlangen, wissen nicht, was sie thun. Sie würden hiemit — ganz wie durch die überspannten orthoepischen Forderungen, die uns womöglich zumuthen, Kikero zu sagen — lediglich die Entfremdung zwischen unserm Volk und ihrer Welt verstärken — wenn sie Erfolg hätten. Aber unsre eigene Literatur und Kultur ist stärker als sie; der Virgil und Homer unsrer Großen wird uns sobald noch nicht Vergilius und Homeros werden, ebensowenig wie das altvertraute Athen, Delphi, Byzanz, Rom je Athenai, Delphoi, Byzantion, Roma werden wird. F. Ritschl, ein bahnbrechender Forscher gerade auf diesem Gebiete, trifft ins Schwarze mit seinen scharfen Bemerkungen am Schluß des zweiten Bandes seiner kleinen Schriften.

stellung eignete, das zeigt eine Reihe von Programmen, Aufsätzen und Ansprachen, die vor allem in Kiel entstanden sind; sie würden, verständig ausgewählt und geordnet, den Vergleich mit den bekannten populären Büchern von O. Jahn und K. Lehrs nicht zu scheuen brauchen. Durch die Bedeutung der behandelten Probleme, wie die Weite und Vielseitigkeit der Gesichtspunkte sticht hervor das Programm über den Dionysoskult in Attika (Kiel 1869); der Verfasser der „Psyche“, Erwin Rohde, war in Kiel Ribbecks Hörer und seine wundervolle Darstellung des dionysischen Orgiasmus mag wohl in letzter Instanz auf Kieler Anregungen zurückgehen. Ein anderes Parergon aus der Kieler Zeit sind die „Beiträge zur Lehre von den lateinischen Partikeln“ (1869): eine extemporalis audacia zur Begrüßung der Kieler Philologenversammlung, die auf kaum drei Bogen mit unübertrefflicher Knappheit und Klarheit eine Fülle origineller Beobachtungen und Vermuthungen mittheilt und zeigt, mit wie feinem und selbständigem Spürsinn Ribbeck, auch darin ein würdiger Schüler Ritschls, sprachgeschichtlichen Problemen nachzugehen wußte.

In Heidelberg erhielt Ribbeck 1876 einen Ruf nach Leipzig. Er folgte ihm, wenn auch schweren Herzens; die unvergleichliche Umgebung der alten Neckarstadt vermißte er schmerzlich, und immer wieder zog es ihn in die Pfalz und den Schwarzwald zurück, nach Heidelberg und Baden-Baden.

Die literarische Hauptarbeit der ersten Leipziger Jahre galt dem Andenken seines Lehrers und Amtsvorgängers Fr. Ritschl. Ribbeck hat die stattliche zweibändige Biographie einen „Beitrag zur Geschichte der Philologie“ genannt. Aber, so sehr die Entwicklung der wissenschaftlichen Persönlichkeit im Vordergrunde steht: das Buch ist doch mehr als das; es ist auch — in engerem Sinne freilich, als etwa die Biographie Dahlmanns — ein Beitrag zur Zeitgeschichte, der dem nichtphilologischen Leser manche willkommene Aufklärung bringt. Die geistigen Interessen wie die mit sichtbarer Vorliebe gepflegten persönlichen Beziehungen Ritschls reichten weit über die engen Kreise der Zunft hinaus. Viel besprochen wurden seinerzeit die wissenschaftlichen Verhandlungen mit der „Sphinx an der Seine“; in der eingehenden Darstellung Ribbecks erscheinen sie als für beide Theile gleich ehrenvoll. So streift die Erzählung überhaupt auffällig viele berühmte Namen, die mit der alten Philologie wenig zu thun haben; auch der Bismarcks fehlt nicht. Vor allem aber hat es der Biograph verstanden, zu zeigen, wie sich die schicksalsvollste Periode unsrer Geschichte in diesem originellen und stahlblanken Geiste gespiegelt hat, in dem ja etwas vom Diplomaten und homme d'affaires steckte. Hingewiesen sei namentlich auf die Schilderung von Ritschl's Haltung im „tollen Jahr“ (II, 115); Ritschl legt hier einen realpolitischen Sinn an den Tag, der an Größere erinnert, und wir müssen Ribbeck dankbar sein, daß er jene Aeußerungen der Vergessenheit entzogen hat. — Auch unter technischem Gesichtspunkt betrachtet, ist Ribbecks Buch eine historische Leistung in großem Stil; eine fast überreiche Fülle von hinterlassenen Korrespondenzen und Aufzeichnungen, von Akten und Archivalien mußte verarbeitet werden und ist so virtuos verarbeitet und mit mündlichen Ueberlieferungen und persönlichen Erinnerungen verschmolzen worden, daß das resultirende Gesammtbild der Persönlichkeit wie der Verhältnisse der Selbstbiographie A. Springers, um als Maßstab ein bekanntes Buch aus verwandtem Kreise zu nehmen, an Anschaulichkeit kaum nachsteht. Ribbecks „F. W. Ritschl“ ist die beste Philologenbiographie, die wir besitzen.

In seinen Vorlesungen und Uebungen kehrte Ribbeck auch in Leipzig immer wieder zurück zu seinen alten Lieblingen, den römischen und griechischen Komödiendichtern; auf seine Anregung hin sind Ende der 70er Jahre die ausgezeichneten Arbeiten Th. Zielinski's entstanden, durch die der künstlerische Organismus der alten Komödie erst recht verständlich geworden ist.[1]) Von hier aus ist Ribbeck auch an Theophrast herangetreten, dessen bei aller Anspruchslosigkeit so reizvolles Charakterenbüchlein er im wesentlichen als einen Niederschlag aus der Literatur, vor allem der Komödie, ansah[2]) und mit den ästhetisch-rhetorischen Studien der Peripatetiker in Zusammenhang brachte. Aber die Hauptsache war ihm hier nicht die Erklärung des problematischen alten Schriftwerkes. Er ging selbständig weiter vor und stellte sich die Aufgabe, an dem Faden jener „leider so verstümmelten Theophrastischen Charakterbilder die dort beschriebenen Typen nach ihrer historischen Entwicklung und ihren mannichfachen Spielarten nach und nach zu reproduziren“. Auf diese Weise sind die „ethologischen Studien“ entstanden, in denen Ribbeck die anziehendsten antiken Charakterfiguren durch die Folklore, die Poesie und Philosophie der Alten verfolgt hat. Aus einer schier unübersehbaren Fülle von Einzelzeugnissen setzt er in sauberer Mosaikarbeit seine Bilder zusammen. So tritt neben den Eiron, den ironischen Selbstverkleinerer in der Art des Sokrates (Rhein. Mus. XXXI), sein Gegenbild, der renommistische Alazon, das Urbild des unsterblichen Miles gloriosus, neben den Schmeichler und Liebediener Kolax der rüpelhafte Agroikos, dessen Gebaren wir jetzt in den neugefundenen Resten einer Komödie Menanders beobachten können. Dem Stil nach sind diese Aufsätze freilich, um einen alten Terminus zu gebrauchen, durchaus hypomnematisch, wie die Charaktere Theophrasts. Um so ergiebiger sind sie aber für den Erklärer der Alten, wie für den Kulturhistoriker; ganz beiläufig werden Bemerkungen und Vermuthungen hingeworfen, die Andere später, oft ohne sich ihres Vorgängers zu erinnern, mit umständlichem Apparat ausgeführt haben; mir ist das selbst, in einem Aufsatz über Epicharm, passirt. Ribbeck spricht gelegentlich von einer „zukünftigen Diaskeue“ dieser Monographien (Agroikos S. 68), die ihnen wohl auch eine geschlossenere und gleichmäßigere Form gegeben hätte. Dazu ist es meines Wissens nicht gekommen.

Inzwischen nahte Ribbecks 60. Geburtstag (23. Juli 1887), der ihm neben manchen anderen Ehrungen als bleibendes Erinnerungszeichen eine literarische Festgabe seiner Leipziger Schüler brachte, die Commentationes Ribbeckianae. Er hatte an dem stattlichen Bande, in dem so ziemlich alle Disciplinen der Alterthumswissenschaft zur Sprache kommen, seine helle Freude, obgleich er gelegentlich die seit der Festschrift für Ritschl mehr und mehr „epidemisch“ gewordene akademische Sitte mit einem sarkastischen Worte bedacht hatte. Für seine vielseitige, die verschiedensten Studien und Individualitäten mit verständnißvoller Theilnahme begleitende und fördernde Lehrthätigkeit legen diese Abhandlungen in der That beredtes Zeugniß ab.

Aber auch in höherem Sinne war das Jahr 1887 ein Epochenjahr für Ribbeck. So elastisch er sich fühlte, so mahnte ihn doch der Eintritt ins siebente Jahrzehnt, nicht länger zu zaudern und die Summe seiner Lebensarbeit zu ziehen. Der erste Band der Geschichte der römischen Dichtung erschien, dem Jugendfreunde Paul Heyse gewidmet. Nach Vollendung des zweiten Bandes gab sich Ribbeck

---

[1]) Hauptwerk: „Die Gliederung der altattischen Komödie“, Leipzig, Teubner 1885, daneben „Die Märchenkomödie in Athen“, St. Petersburg 1886.

[2]) Vgl. Ribbecks „Alazon“ S. 46 f.; mit seiner Unterstützung ist die hübsche Leipziger Ausgabe der Charaktere entstanden (Teubner 1897), die auch den nichtzünftigen Freund des Alterthums zu orientiren geeignet ist. Die Frage nach der eigentlichen Absicht des Buches hat nachträglich O. Immisch scharf beleuchtet im „Philologus“ LVII (1898), S. 193.

Urlaub und machte mit einem seiner Lieblingsschüler, Karl Buresch, einem der erfolgreichsten Erschließer des „dunkeln Erdtheils“ Kleinasien, die lange beabsichtigte Reise nach Griechenland; den unmittelbaren Anstoß gab freilich, wie Ribbeck in dem Erinnerungsblatt für Buresch selbst erzählt, die Absicht, für den jungen Freund in Athen als Brautwerber aufzutreten. Wie frisch, wie wahrhaft jugendlich empfindet der 61jährige! Auf die vollbrachte Reise sah er „mit beruhigtem Wohlgefallen zurück“, ohne sich freilich zu vermessen, „auf seine alten Tage Spezialist in Archäologie und Epigraphik zu werden“. Mit verdoppelter Energie schuf er an der Vollendung seines Hauptwerkes. Schwer lastete der dritte Band seines Buches auf ihm; vor allem mit den Juvenalfragen sich abzufinden, war ihm eine peinliche, aufreibende Arbeit. Von den „alten Ketzereien“ seines „echten und unechten Juvenal“ konnte er sich nicht bekehren. „Halten Sie z. B. IV 1—36 und XI 1—55,“ so schrieb er damals, „für juvenalisch? beweist Aehnlichkeit der stilistischen Manier in Einzelheiten, daß so verschiedene Geister, wie ‚der echte und der unechte‘ identisch seien? Ich habe das Mißgefühl, daß man über mich, den Unverbesserlichen, nur die Achseln zucken wird, und doch kann ich nicht darüber hinweggehen.“ So hat er selbst das Problematische in diesen Kapiteln lebhaft empfunden. Aber mögen Andere von der Wandlungsfähigkeit des Individuums anders denken, mögen sie dieses ineffabile fest zu umgrenzen und in die kritische Rechnung einzustellen Bedenken tragen: die Analyse und Charakteristik, die Ribbeck von den beiden „verschiedenen Geistern“ gibt, behält auch für sie ihren Werth.[1]) Eingehender zu besprechen brauchen wir das vielgelesene Buch nicht, zumal es auch in diesen Blättern wiederholt nach Gebühr gewürdigt wurde. Hier nur soviel. Ribbeck bietet seinem Leser eine umfassende geschichtliche Darstellung in großen Zügen; er übt die Technik der Gruppirung und perspektivischen Zeichnung, worauf die landläufigen registrirenden Werke verzichten, mit dem weitblickenden Auge des Historikers und der Hand des Künstlers; aber sein Schaffen ist dem innersten Geiste nach doch insofern ein echt philologisches, als er vor allem auf die besprochenen Kunstwerke hinzuführen, zu ihrem Genuß und Verständniß anzuleiten bestrebt ist. Mit seiner Darstellung zugleich eine Art literarischen Cicerone zu schaffen, war ausgesprochenermaßen Ribbecks letztes Ziel. „Möglich doch,“ schrieb er in der halb resignirten, halb humoristischen Art, in der er von solchen Dingen zu reden pflegte, „daß ein noch nicht ganz Abgestumpfter wieder ein bißchen Feuer fängt, und wenn er nichts besseres zu thun weiß, eine der alten Scharteken wieder aus dem Winkel hervorsucht. . . .“

Ribbeck stak noch in der Arbeit an seiner Literaturgeschichte, als jene neue Renaissance anhub, die uns die ägyptischen Papyrusfunde gebracht haben. Mit lebhafter Spannung und Theilnahme verfolgte er alle Nachrichten und Publikationen. „Wenn die Welt nicht so materialistisch wäre, so wäre die Philologie doch gerade jetzt eine wahre Freude, wo die neuen und echten Funde überall wie die Frühlingsblumen aus der Erde schießen. Vorgestern habe ich den jüngsten Aristoteles auf einen Sitz verschlungen. Und die 700 Verse Mimiamben, die uns versprochen sind, und der Antiopeschluß. . . .“ Eingehender beschäftigte er sich mit dem dramatischen Kleinkünstler Herondas; alte Probleme, auf die er bei seinen literargeschichtlichen Arbeiten wiederholt geführt wurde, sah er durch die neu entdeckten Urkunden theils erledigt, theils verschoben. So konnte er, als er den ersten Band seines Werkes in einer neuen Auflage aussandte (1894), den Bemerkungen über den Mimus und Mimiambus eine festere und anschaulichere Form geben. Im übrigen fühlte er, so sehr ihn das herandringende Neue reizen mochte, die Verpflichtung, „bei der Fahne weiterzudienen, bei der er eingetreten war.“ So hat er mit einer Arbeitskraft, die den Jüngsten beschämt, in den Jahren 1893—1895 die Revision seines Virgil, in den Jahren 1896 und 1897 die seiner Sceniker durchzuführen vermocht. Er seufzte wohl, daß er sich mit seinen „ollen Kamellen“ plagen und noch einmal „die Wanderung durch all das Gestrüpp“ machen müsse. Aber er hat ganze Arbeit geliefert. Mit nicht genug zu rühmender Umsicht und Empfänglichkeit hat er vor allem die Fortschritte in der Erklärung der Dichtertexte im Sinne einer konservativeren Textgestaltung ausgenutzt; noch als angehender Siebziger war er jeder echten Belehrung zugänglich, wie sie etwa in Leo's Bearbeitung des Culex oder in Büchelers exegetisch-kritischen Studien dargeboten wurde.

So schien dem Unermüdlichen ein frischer, heller Lebensabend beschieden. Wenn ihn etwas trüb stimmte, so waren das nicht so sehr die kleinen Beschwerden des Alters, das keine Macht über ihn hatte, als bange Sorgen um jüngere, seinem Herzen nahestehende Freunde und Schüler. Von E. Rohde kamen während des Rektoratsjahres (1895) schlimme Nachrichten, schlimmere bald darauf von Karl Buresch, der im fernen Osten mit heroischem Einsetzen seiner Persönlichkeit an der geographischen und geschichtlichen Erschließung Kleinasiens arbeitete. Der tragische Tod dieses väterlich geliebten Freundes war für Ribbeck ein furchtbarer, nie ganz verwundener Schlag. In treuer Fürsorge nahm er sich der Hinterbliebenen wie der geistigen Hinterlassenschaft Bureschs an. „Mit Bestimmtheit erwarte ich, daß der wissenschaftliche Nachlaß Stoff zu einem kleinen Denkmal bieten wird, welches ich dem Dahingegangenen errichten möchte — gegen die Natur! Die Früchte seiner Reisen sind ja erst zum kleinsten Theil veröffentlicht; von einem letzten Reisebericht, den er mit dem Aufgebot aller Kräfte noch zustande gebracht habe, schrieb er als von seinem Schwanengesang“ (März 1896). Die Vorbereitung dieses Werkchens gab Ribbeck Beruhigung und Trost. Für jede Freundlichkeit dankbar empfänglich, in ungebrochener Kraft wie vor 10 Jahren, verlebte er seinen 70. Geburtstag und „die Nach- und Vorfesttage, die alle glatt und ohne Schaden verliefen“. Auch für den Greis kann es noch eine Akme geben; das zeigen die durchgearbeiteten, vergeistigten Züge des Siebzigjährigen, die uns Seffners Künstlerhand in Marmor festgehalten hat. — Den August brachte Ribbeck in Nauheim zu; es galt, ein drohendes Herzleiden zu bekämpfen und Kraft aufzuspeichern für die Thätigkeit als Vorsitzender der Dresdener Philologenversammlung. Wer Ribbeck in der schönen Elbstadt als unermüdlichen Leiter der Verhandlungen und Feste beobachtet oder ihm in vertrautem Kreise gegenüber gesessen hatte, der nahm die Ueberzeugung mit, daß diesem elastischen, angeregten Manne noch manches schöne Jahr beschieden sei.

Im November schloß Ribbeck die Blätter ab, die er dem Nachlaß Bureschs voranschickte. Es kam ihm darauf an, „den merkwürdig tragischen Verlauf dieses kurzen Lebens so darzustellen, daß man deutlich sieht, wie die Ringe seines Geschicks ineinandergreifen“ (9. Jan. 1898). Dieser Nachruf ist ein stimmungsvolles kleines Kunstwerk geworden, das auch auf den seine Wirkung nicht verfehlen wird, der beiden Männern, dem Lehrer wie dem Schüler, fern gestanden hat. Er ist wohl das Letzte, was Ribbeck vollenden konnte.[1]) Ende November überfiel ihn ein influenzaartiger Katarrh, der sein altes Leiden in verhängißvollem Grade steigerte. Aber geistig arbeitete er sich immer wieder herauf,

[1]) Vgl. zuletzt die orientirenden Darlegungen Friedländers in seiner Juvenalausgabe (1895) S. 94 ff.

[1]) Aus Lydien. Epigraphisch-geographische Reisefrüchte, hinterlassen von Karl Buresch, herausgegeben von Otto Ribbeck. Leipzig, Teubner 1898.

und das Gefühl, daß es unwiderruflich bergab gehe, ist ihm bis in die letzten Wochen erspart geblieben. Kräftigend, wie ein wunderbarer Heiltrank, wirkten die schönen jüngsten Funde; noch im Januar beabsichtigte er „den neuen Bakchylides in seiner Gesellschaft zu traktiren". Besonders die räthselvolle Meleagerballade zog ihn an; „ich habe einen Versuch darüber gemacht," schrieb er im Anfang dieses Jahres, „der aber der Prüfung und Ergänzung noch sehr bedürftig ist". Er mag die ergreifende Unterweltsscene, die uns der Zauberstab des alten Dichters heraufbeschwört, mit anderen Augen angesehen haben, als wir Anderen. Während der trüben Wintertage erwachte in ihm die Sehnsucht nach dem lichten Süden, nach Italien, seiner „zweiten Heimath". „Wäre ich frei, so ginge ich über die Alpen, am liebsten nach Rom oder auch nach Capri. Aber für solch heroisches Mittel bin ich wieder nicht krank genug." (9. Jan. 1898.) Noch wenige Monate, und er war hinübergegangen ins Land unde negant redire quemquam.

Man hat Ribbeck den letzten Humanisten genannt. In der That stand er dem Alterthum nicht lediglich mit dem kaltprüfenden Auge des historischen Anatomen gegenüber: es war ein Stück seines Ichs, der Boden, aus dem die stärksten Wurzeln seines Wesens ihre Nahrung sogen. Aber das thörichte Vorurtheil, daß eine solche Geistesrichtung dem eigenen Leben entfremden müsse, widerlegte er durch die That; er war ein feiner Kenner moderner Kunst und stand voll in der geistigen Bewegung seiner Zeit. Mit inniger Genugthuung empfand er es und sprach es aus, daß die Beschäftigung mit der ungebrochenen Humanität der Antike auf alles Schöne und Große hinführt, was der Menschheit eignet. In einem der Vorträge über die Geschichte seiner Wissenschaft pflegte er das Ideal des Philologen zu zeichnen, das ihm vorschwebte; vor allem predigte er seinen Hörern „die Verpflichtung und das Recht, ein ganzer Mensch zu sein". Das war das alte Evangelium des Humanismus. Aber damals, vor nicht 20 Jahren, kam bei den schlichten, warmen, weihevollen Worten des Lehrers eine wahre Feiertagsstimmung über seine Hörer, die sich schließlich in einen elementaren Beifallssturm umsetzte. Und jetzt? Mag sich in unserem Verhältniß zur Antike wie zur Vergangenheit überhaupt ein mächtiger Umschwung vollzogen haben: wer jene Botschaft im rechten Geiste zu verkünden versteht, wird auch heute noch seine Gemeinde finden.

Trotz seiner staunenswerthen Arbeitskraft gehörte Ribbeck nicht zu jenen Bienennaturen, die in ihren Werken alles Gute geben, was sie haben. So reich seine literarische Hinterlassenschaft ist: seine Persönlichkeit war reicher. An sie heranzudringen, war freilich nicht Jedermann gegeben; bei aller Herzensgüte und inneren Jugendlichkeit hatte er auf den ersten Blick doch etwas Zurückhaltendes und Herbes, das manchen braven Jungen eingeschüchtert haben mag. Er ließ sich suchen: aber wer ihn einmal hatte, der verlor ihn nicht wieder. Seiner ihn tief beglückenden Ehe waren Kinder versagt: um so enger schloß er sich an die Freunde und Schüler an, die ihm wirklich nahe gekommen waren. Seine letzte literarische Gabe, das Gedenkwort auf K. Buresch, läßt auch den Fernerstehenden ahnen, was er, der septuagenarius, dem Jüngsten sein konnte. „Ich kenne nichts schöneres, als so ein echtes, dauerhaftes Freundschaftsband zwischen Lehrer und Schüler" — mit diesem Satz aus einem seiner letzten Briefe will ich schließen.

Ein Stück moderner Weltgeschichte.

Von Heinrich Harburger.

Nicht selten klagen die Historiker mit Recht, daß ihnen die Staatsarchive mit ihren reichen Schätzen ganz verschlossen bleiben oder wenigstens der Zutritt zu denselben nur unter solchen Schwierigkeiten und Kautelen eröffnet wird, daß die Ausbeute kaum der Mühe entspricht, und außerdem sie noch unsicher sind, ob ihnen alles wichtige zu Handen gekommen ist. Auch die Juristen, welche sich mit den gegenseitigen Beziehungen der Staaten und Völker beschäftigen, haben in ähnlicher Weise die größte Mühe, wenn sie sich nur einigermaßen über die bestehenden Staatsverträge unterrichten und auf dem Laufenden erhalten wollen. Um in dieser Beziehung eine Besserung anzubahnen, hatte das Institut de droit international im Jahre 1892 den Entwurf zu einem internationalen Vertrag, betreffend die Schaffung einer internationalen Union für die Veröffentlichung der Staatsverträge, ausgearbeitet, in Gemäßheit dessen durch ein von sämmtlichen Staaten einzusetzendes und zu instruirendes Bureau eine fortlaufende Sammlung der Staatsverträge herausgegeben werden sollte. Während anfangs für das Gelingen dieses Planes die günstigsten Aussichten bestanden, da der Bundesrath der Schweiz dessen Verwirklichung in die Hand nahm und auch auf seine Einladung hin am 25. Sept. 1894 zu Bern eine Konferenz zusammentrat, zu welcher sämmtliche Großmächte mit Ausnahme von England und außerdem noch 13 weitere Staaten Vertreter schickten, wurde ihm schließlich gerade auf dieser Konferenz ein „Begräbniß erster Klasse" zutheil, da dieselbe, außer stande, zu einer Einigung zu gelangen, sich auf unbestimmte Zeit vertagt hat und seitdem nicht mehr zusammengetreten ist.

Um so freudiger werden Historiker und Juristen angemuthet bei dem Anblick einer neuen Publikation, welche die Vertragsbeziehungen Rußlands zu den anderen Staaten zum Gegenstand hat, dem XII. Bande der Sammlung der russischen Staatsverträge seit 1648, welche von dem früheren Professor an der Universität St. Petersburg, Geh. Staatsrath und ständigen Mitglied des Raths im dortigen Ministerium des Auswärtigen, Friedrich v. Martens, auf Weisung dieses Ministeriums herausgegeben wird.[1] Mit diesem Bande schließt die III. Serie (Band X—XII), enthaltend die Verträge mit England, während die I. (Band I—V) jene mit Oesterreich, die II. (Band VI—IX) jene mit Deutschland gebracht hatte und die IV. Serie den Verträgen mit Frankreich gewidmet sein wird, an welche sich sodann die Veröffentlichung der Verträge mit Belgien, Spanien und Italien anschließen soll. Die einzelnen Serien dieser Sammlung führen die Verträge in chronologischer Ordnung vor und geben so ein klares Bild über die allmähliche Entwicklung und den schließlichen Stand des politischen Verhältnisses Rußlands zu dem jeweils fraglichen Staat. Besonderen Werth erhält die Sammlung dadurch, daß jedem wichtigen Vertrage eine historische Einleitung vorangeht, aus welcher die Umstände ersichtlich sind, die zu dessen Abschließung geführt haben. Und diese Einleitungen enthalten regelmäßig eine große Anzahl von hochinteressanten und bisher unbekannt gebliebenen Thatsachen, welche auf viele geschichtliche Ereignisse ein ganz neues Licht werfen. Der Stoff für dieselben ist nämlich entnommen den geheimen Berichten der Gesandten, den ihnen ertheilten Instruktionen und überhaupt den Korrespondenzen zwischen Minister und Gesandten, sowie insbesondere auch den eigen-

[1] Recueil des Traités et Conventions, conclus par la Russie avec les puissances étrangères, publié d'ordre du ministère des affaires étrangères par *F. de Martens.* Tome XII, traités avec l'Angleterre (1832—1895), St. Pétersbourg 1898.

händigen Zusätzen und Randbemerkungen der Souveräne zu jenen Staatsschriftstücken; unter diesen Randnoten zeigen vorzüglich jene des Kaisers Nikolaus I. eine wahrhaft frappante klare Einsicht in die jeweiligen politischen Verhältnisse und eine seltene Fähigkeit, mit wenig Worten zu charakterisiren. Da diese Urkunden, die zunächst nicht für die Oeffentlichkeit und die spätere Geschichtschreibung besonders hergerichtet worden sind, zumeist ihrem vollen Wortlaute nach wiedergegeben werden, erhält man aus diesen Einleitungen ein ungeschminktes Bild von den Absichten und Zielen der russischen Regierung und einen übersichtlichen Einblick in das kombinirte System der feinen Fäden der hohen Politik. In besonders hohem Maße gilt dies für die Zeit der Regierungen Katharina's II. und Nikolaus' I., welche, wie aus diesem Werke deutlichst erkennbar, jeweils der Politik Rußlands den Stempel ihrer Persönlichkeit aufgedrückt haben. Wenn wir noch beifügen, daß die Einleitungen, durchdrungen vom Scharfblick des geborenen Staatsmannes, in oft geradezu dramatischer Darstellung und im elegantesten Stil geschrieben sind, so bedarf es wohl keiner weiteren Versicherung, daß sie schon an sich allein eine höchst anregende Lektüre bilden. Dazu kommt aber noch, daß man jenen Exkursen das Zeugniß nicht versagen kann, daß sie bestrebt sind, ihre Gegenstände mit der Objektivität des Historikers zu behandeln, und daß sie insbesondere auch mit der Kritik nicht zurückhalten, wenn einmal die russische Diplomatie falsche Wege eingeschlagen oder sich ungeeigneter Mittel bedient hat.

Der neueste Band umfaßt die mit England allein oder zugleich mit anderen Staaten in der Zeit von 1832 bis 1895 abgeschlossenen Verträge, unter welchen wir besonders hervorheben die Londoner Konvention vom 19. Mai 1832, betreffend die Berufung des Prinzen Otto von Bayern auf den griechischen Thron, den Londoner Vertrag vom 19. April 1839 über die Bestimmung der Grenzen zwischen Holland und Belgien, jenen vom 15. Juli 1840 zur Regelung des Verhältnisses Aegyptens zur Türkei, das sog. Protocole de désintéressement der an letzterer betheiligten vier Großmächte (England, Oesterreich, Preußen, Rußland), den Londoner Vertrag vom 13. Juli 1841 über die Schließung des Bosporus und der Dardanellen, die Handelsverträge zwischen Rußland und England vom 11. Januar 1843 und vom 12. Januar 1859, das Londoner Protokoll vom 2. August 1850 und den Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852, betreffend die Integrität Dänemarks, die im Laufe des Krimkrieges geschlossene Uebereinkunft vom 13. August über die Auswechslung der Kriegsgefangenen, den Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867, betreffend die Regelung der Beziehungen des Großherzogthums Luxemburg, den Vertrag vom 10. März 1883 über die Schiffahrt auf der Donau, den Auslieferungsvertrag zwischen England und Rußland vom 24. November 1886 und das Uebereinkommen vom 11. März 1895 über die Abgrenzung der Einflußsphären Rußlands und Großbritanniens im Pamir-Gebiet.

In diesem Rahmen nun erscheinen, zuweilen durch einzelne kleinere Vorkommnisse oder besonders markante Züge charakterisirt, nach Wesen und Wirken plastisch geschildert, die Kaiser Nikolaus I. und Alexander II., der Kanzler Graf Nesselrode, die russischen Diplomaten Matuszewitsch, Graf Pozzo di Borgo und Baron Brunnow (welch Letzterer 40 Jahre diplomatischen Dienstes in London verlebte), andererseits die Königin Victoria und der Prinz-Gemahl, sowie die Minister Lord Melburne, Lord Palmerston, John Russell, Derby, Sir Robert Peel und Lord Aberdeen, nicht minder aber der Held von Waterloo, Lord Wellington, der, überzeugt von der Nothwendigkeit des Zusammenwirkens Englands und Rußlands, gleichzeitig der Regierung seines Vaterlandes und der russischen Botschaft in London als hochgeschätzter Berather zur Seite stand, endlich Fürst Metternich, der ägyptische Vizekönig Mehemed-Ali, die Könige Wilhelm I. von Holland und Leopold I. von Belgien, Louis-Philippe von Frankreich und sein Minister Guizot, Napoleon III. u. A.

Wenig bekannt ist wohl die Thatsache, daß der vorerwähnte Vertrag vom 19. Mai 1832 eigentlich erst am 25. Mai 1832 zustande gekommen ist und daß man denselben nur auf Wunsch Lord Palmerstons vordatirt hat, weil das Ministerium am 20. Mai im Parlament eine empfindliche Niederlage erlitten hatte. Interessant dürfte sein zu hören, daß die Königin Victoria eine Zeit lang sich geweigert hat, Wellington zu ihrer Hochzeit einzuladen, weil er ihrem Plane, dem Prinz-Gemahl den Vorrang vor den englischen Herzogen von Geblüt einzuräumen, entgegengetreten war, sowie ferner die Erzählung des Gesandten Brunnow, daß, als er Wellington einmal in Walmer-Castle besuchte und mit ihm auf der Terrasse des Schlosses zwei Stunden lang auf- und abging, dieser, so oft Brunnow den Namen des Kaisers Nikolaus nannte, stehen blieb und militärisch grüßte. Geradezu pikant aber ist die Erzählung Brunnows, daß, als es im Jahre 1840 einmal galt, den englischen Botschafter am Hofe von St. Petersburg, Marquis Clarincarde, über das von ihm zu beobachtende Verhalten zu instruiren, der russische Botschafter Brunnow auf Wunsch Lord Palmerstons die bezügliche Depesche entwarf und dieser Entwurf dann auch an Clarincarde abgeschickt wurde.

Bezeichnend ist auch, daß als Clarincarde zum Botschafter ernannt wurde, Lord Palmerston ihn ausdrücklich ermahnte, sich durch die fesselnde Persönlichkeit Nikolaus' I. nicht, wie Lord Durham, sein Vorgänger, fangen (attraper) zu lassen, und daß derselbe 14 Tage nach seiner Ankunft in St. Petersburg an seinen Minister schrieb: „Ich habe den Kaiser in Zarskoje-Selo gesehen, er hat mit mir gesprochen, ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich von ihm gefangen genommen fühle wie Lord Durham."

In ähnlicher Weise werden Aeußerungen bedeutender politischer Männer berichtet, welche in geradezu prophetischer Weise die künftige Entwicklung gewisser Verhältnisse vorausgesagt haben. So sprechen sich Pozzo di Borgo und Matuszewitsch in einem Bericht vom 8. März 1832 dahin aus, daß die von Lord Grey durchgesetzte Reformbill mit der Zeit einen Angriff auf die Existenzberechtigung des englischen Oberhauses mit sich bringen werde. Wie richtig diese Bemerkung war, haben die letztvergangenen Jahre gezeigt. Und Wellington hat schon, als Louis Napoleon noch Präsident der Republik war, vorausgesagt, daß derselbe zwar wahrscheinlich Kaiser werden, aber mit Sicherheit auch als solcher zugrunde gehen werde.

Hinsichtlich der Vorgeschichte des Krimkrieges wird dargethan, wie mehr oder minder eine Reihe von Zufälligkeiten denselben herbeigeführt hat. Kaiser Nikolaus hatte schon bei seinem Besuche Englands (1844) den damaligen Ministern gegenüber seine Ansicht über die Unhaltbarkeit der türkischen Zustände wiederholt und unzweideutig geäußert, ohne ihrerseits Widerspruch zu finden. Er wurde hiedurch naturgemäß in die Meinung versetzt, daß er bei seinem Vorgehen in dieser Richtung auf die Zustimmung Englands rechnen könne. Wenn sodann im Februar 1853 Brunnow noch berichtete, er glaube, daß England sich daran gewöhne, die Macht der Türkei als eine vergangene Größe anzusehen, und daß man daselbst mit demselben Eifer an der Auflösung des ottomanischen Reiches arbeite, wie früher an seiner Vertheidigung, so begreift es sich, daß sich der Kaiser entschlossen hat, nun einen außerordentlichen Botschafter zur Regelung der Dinge nach Konstantinopel zu schicken, daß er hiezu gerade den Fürsten Mentschikow gewählt und daß er diesen auch so instruirt hat, wie er es gethan hat. Es wird da auch ferner begreiflich, daß der

Kaiser im höchsten Grade überrascht war, als er nun wahrnahm, daß England, dessen damaliger Botschafter bei der Pforte, Lord Stratford Redcliffe, zusammen mit dem Vertreter des Kaisers Napoleon unterminirend gegen ihn gearbeitet hatte, sich mit Frankreich zusammen auf die Seite der Türkei stellte. Die Ehre seines Landes war aber bereits so engagirt, daß er trotz all seiner Friedensliebe keinen Schritt rückwärts mehr machen konnte.

Ueber das gegenseitige Verhältniß Rußlands und Englands in Zentralasien ließ Kaiser Nikolaus in einer Depesche Nesselrode's an Pozzo di Borgo — von welcher Martens sagt, daß sie auch am Ende des 19. Jahrhunderts noch nichts von ihrer Bedeutung verloren habe — am 9. November 1838 darlegen, daß die Interessen beider Länder auf das Gleiche hinausliefen, darauf nämlich, jede Störung der Ruhe in jenen Landstrichen hintanzuhalten und in denselben lediglich auf dem Gebiete von Handel und Industrie in offener und ehrlicher Weise zu wetteifern; nichts aber liege ferner als die Absicht, sich des englischen Indiens zu bemächtigen. Trotzdem war England stets von Mißtrauen gegen Rußland erfüllt und schon im Jahre 1839 schien es, als stehe in Bälde ein Kampf zwischen den beiden Mächten in jenen Gegenden zu erwarten. Doch, so kann Martens seine bezügliche Darstellung schließen, weder im Jahre 1839 noch bis zum heutigen Tage haben die englischen und russischen Truppen Anlaß gehabt, ihre Kräfte zu messen auf Schlachtfeldern in den Wüsten Persiens.

Mittheilungen und Nachrichten.

γ **Die Aufdeckung der alten etruskischen Städte** hat die italienische Regierung schon seit geraumer Zeit durch umfangreiche Arbeiten betreiben lassen, woraus eine Fülle von neuen Ergebnissen gewonnen wurde. Ein ziemlich dankbares Feld war der Ort des alten **Vetulonia**, wie aus dem von J. Falchi in den Atti della R. Accademia dei Lincei (5. Seite, 6. Band, Theil 2) gegebenen längeren Fundbericht aus den Jahren 1895—1896 hervorgeht. Stücke der alten Stadtmauer wurden freigelegt, überhaupt konnte man den Grundriß eines beträchtlichen Theils der alten Stadt wiederherstellen. Doch liegt der Schwerpunkt hier wie bei allen anderen etruskischen Funden in den kleinen Kunst- und Hausgegenständen. Aus der sehr verschiedenartigen Ausbeute soll nur weniges hervorgehoben werden. Man fand zwölf kleine Vierfüßler aus Thon in roher Arbeit, ähnlich den in Olympia gefundenen. Da sie alle durchlöchert sind, so hat Falchi wohl recht, wenn er sie als Theile einer ehemaligen Halskette auffaßt. Die Etrusker legten, wie wir von den Cisten her wissen, große Sorgfalt auf die Ausbildung der Griffe. Hier ist einer zutage gefördert, der einen hintenüber gebeugten nackten männlichen Körper darstellt, dessen Arme und Beine herabhängen, eine ganz sonderbare Stellung. Von größerer Bedeutung scheint ein weiblicher Terrakottakopf zu sein. Der Kopf war, wie man aus den Resten des Halses ersieht, nach rückwärts gewandt. Dieser Umstand und der Ausdruck von Würde und Zorn in den schönen griechischen Zügen läßt vielleicht auf Niobe schließen. Das Stück von vorzüglicher Arbeit ist, wie so manches andere der großen Sammelstücke aller etruskischen Funde, dem Etruskischen Museum in Florenz einverleibt.

* **Der 24. Deutsche Juristentag** findet am 12., 13. und 14. September 1898 zu Posen statt. Folgende Berathungsgegenstände sind in Aussicht genommen: 1. Empfiehlt es sich, zum Schutze der Bauhandwerker die Ertheilung der Bauerlaubniß an den Unternehmer von einer durch diesen zu bestellenden Sicherheit (oder Sicherheitshypothek) abhängig zu machen? Gutachten des Justizraths Dr. **Eckels** (Göttingen) und des Landgerichtsraths **Thinius** (Berlin). Referenten: Geheimer Justizrath Professor Dr. **Brunner** (Berlin) und Geheimer Justizrath **Wille** (Berlin). 2. Nach welchem örtlichen Recht sind auf Grund internationalen Privatrechts die Vertragsobligationen zu beurtheilen? Gutachten des Professors v. **Seeler** (Kiew) und des Rechtsanwalts Dr. Hugo **Neumann** (Berlin). Referenten: Geheimer Justizrath Professor Dr. **Enneccerus** (Marburg) und Professor Dr. **Mitteis** (Wien). 3. Welche Stellung ist in dem zu erwartenden Versicherungsgesetze den Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit zu gewähren? Gutachten des Professors Dr. **Ehrenberg** (Göttingen). Referenten noch unbestimmt. 4. Ist nach den Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs die Verfolgung des dinglichen Rechts auch gegen den mittelbaren Besitzer zulässig? Gutachten des Professors Dr. **Wendt** (Tübingen) und des Geheimen Justizraths Professor Dr. **Gierke** (Berlin). Referenten: Professor Dr. **Strohal** (Leipzig) und Oberlandesgerichtsrath Dr. **Meisner** (Posen). 5. Werden durch das Bürgerliche Gesetzbuch die Vorschriften der Landesrechte über den Uebergang und die Führung adeliger Namen berührt? Gutachten des Reichsgerichts-Senatspräsidenten Frhrn. v. **Bülow** (Leipzig), des Professors Dr. **Brückmann** (Greifswald) und des Privatdozenten Dr. **Opet** (Bern). Referent: Geheimer Justizrath Professor Dr. **Gierke** (Berlin). 6. Empfiehlt sich die Einführung eines Heimstättenrechts, insbesondere zum Schutze des kleinen Grundbesitzes gegen Zwangsvollstreckung? Gutachten des Professors Dr. Max **Weber** (Heidelberg) und des Dr. Karl **Grünberg** (Wien). Referent: Regierungsrath **Meier** (Bromberg). 7. Ist die Vorschrift des § 296 der Zivilprozeßordnung für das Deutsche Reich, kraft welcher der Richter bei der Schöpfung des Versäumnißurtheils gegen eine vom letzten Termine weggebliebene Partei alles ignoriren muß, was sie in früheren Terminen vorgebracht hat, oder die Bestimmung des § 399 der österreichischen Zivilprozeßordnung, welche in diesem Falle Vollversäumniß nicht annimmt, innerlich gerechtfertigt? Gutachten des Dr. Hans **Sperl** (Graz) und des Rechtsanwalts Emil **Koffka** (Berlin). Referent: Privatdozent Dr. Christoph **Schwarz** (Berlin). 8. Empfiehlt sich die gesetzliche Regelung des Gewerbes der Grund- und Hypothekenmakler? Gutachten des Dr. Friedrich **Tezner** (Wien) und des Privatdozenten Dr. Johannes **Burchard** (Berlin). Referenten: Justizrath Dr. **Goldschmidt** (Berlin) und Rechtsanwalt Dr. Ludwig **Fuld** (Mainz). 9. Ist die reichsgesetzliche Regelung des Hypothekenbankwesens und die der gemeinsamen Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen zu empfehlen? Gutachten des Geheimen Hofraths Dr. Felix **Hecht** (Mannheim). Referent: Justizrath Dr. **Rießer** (Berlin). 10. Die Behandlung des dolus eventualis im Strafrechte, beziehungsweise im Strafprozeß. Gutachten des Reichsgerichtsraths **Stenglein** (Leipzig) und des Professors Dr. v. **Liszt** (Halle a. S.). Referenten: Reichsgerichtsrath Dr. **Olshausen** (Leipzig) und Geh. Justizrath Professor Dr. **Kahl** (Berlin). 11. Soll zur Verjährung der Strafverfolgung der bloße Ablauf einer gesetzlich bestimmten Frist seit Verübung der Strafthat genügen, oder soll diese Verjährung auch noch an andere Bedingungen geknüpft werden? Gutachten des Staatsanwaltsvertreters Dr. Hugo **Hoegel** (Graz) und des Professors Dr. **Lammasch** (Wien). Referenten: Oberreichsanwalt **Hamm** (Leipzig) und Landgerichtsdirektor **Felisch** (Berlin). 12. Empfiehlt sich der Versuch der Deportation nach Kolonien als Strafe und empfiehlt sich der Vorschlag bedingter Begnadigung für den Fall der Auswanderung? Gutachten des Professors Dr. **Bornhak** (Berlin) und des Regierungsraths **Freund** (Koblenz). Referenten: Professor Dr. **Bruck** (Breslau) und Rechtsanwalt Dr. **Karn** (Berlin).

* **Deutsche Goldschmiedearbeiten im Kreml.** Der Amanuensis F. R. **Martin** aus Stockholm, der eine Reise in Rußland ausführt, um nach Urkunden und sonstigen Gegenständen von Karl XII. zu forschen, hat im Kreml eine Entdeckung gemacht, die nicht verfehlen wird, Aufsehen zu erregen. Die „Köln. Ztg.“ berichtet darüber: Viele der dort verwahrten Silberkleinodien, darunter die schönsten und kostbarsten, bestehen in Geschenken, welche die schwedischen Regenten während der Großmachtstellung Schwedens den Herrschern Rußlands gemacht haben. Der größte Theil dieses Schatzes stellt Kriegsbeute aus der Zeit des 30jährigen Krieges dar. Er umfaßt 130 verschiedene Stücke, die meisten von kolossaler Größe und wunderbar feiner Arbeit, herstammend aus den während der Renaissance so berühmten Goldschmiedewerk-

stätten in Nürnberg und Augsburg. Von allen diesen Stücken hat der genannte Forschungsreisende infolge des Entgegenkommens der Verwaltung des Kreml Photographien nehmen können. In Moskau soll die Entdeckung großes Aufsehen erregt haben. Für Schweden hat sie, wie das Stockholmer „Sw. Dagbl." schreibt, großes kulturhistorisches Interesse. Man habe sich oft darüber gewundert, wo die unerhörten Schätze, die während des 30jährigen Krieges in der königlichen Schatzkammer angesammelt wurden, geblieben seien. Oft sei behauptet worden, die Königin Christine hätte sie aus dem Lande geführt, aber es läge offen zutage, daß diese Erklärung nicht genügend sei. Die Nachricht aus Moskau gebe indessen einen neuen Anhalt. Die Nachfolger Gustav Adolfs schienen die in der königlichen Schatzkammer angehäuften Kostbarkeiten als geeignete Objekte betrachtet zu haben, wenn es galt, ausländischen Fürsten Geschenke zu machen. Daß der größere Theil nach Rußland gekommen sei, wäre, meint das erwähnte Blatt, bei den häufigen diplomatischen Verwicklungen mit dem Zarenreich nicht zu verwundern. In Deutschland wird man die Entdeckung des Schweden Martin im Kreml zu Moskau jedenfalls mit nicht geringerem Interesse als in Schweden vernehmen und vermuthlich wird man sich in deutschen interessirten Kreisen angelegen sein lassen, gleichfalls einige Photographien von jenen Erzeugnissen Nürnberger und Augsburger Goldschmiedekunst zu bekommen. Die schlechtesten Stücke waren es jedenfalls nicht, die die gottesfürchtige schwedische Soldateska von dazumal gestohlen hat.

* **Archäologischer Fund.** Bei El-Alia, dem einstigen Achalla, 20 km südlich von Mahdia (Tunesien), sind Ueberreste eines großen altrömischen Landhauses und einer großartigen Bade-Anlage aufgefunden worden. Die Ausgrabungen des Landhauses haben begonnen; es finden sich dort über 20 mit Mosaikfußböden und Wandgemälden geschmückte Zimmer. Eines der Mosaiken, eine Nillandschaft darstellend, ist so weit freigelegt, daß man es herausnehmen kann. Die Stadt Susa glaubt es für ihr städtisches Museum beanspruchen zu können, aber Mahdia legte zugunsten der Anlegung eines Lokalmuseums Beschlag darauf.

* Eine neue Mexico-Expedition zur weiteren Erforschung des Zapoteccolandes mit seinen unschätzbaren Alterthümern aus grauer aztekischer Vorzeit wird seit jüngster Zeit wieder von London aus geplant. An der Finanzirung des in kunsthistorischer Beziehung hochbedeutsamen Unternehmens sind mehrere Staaten betheiligt.

* **Tübingen.** Die in der naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen erledigte ordentliche Professur für Zoologie und vergleichende Anatomie wurde dem ordentlichen Professor Dr. Blochmann an der Universität Rostock übertragen.

* **Leipzig.** Dr. Albert Köster, Professor für die deutsche Sprache und Literatur an der Universität Marburg, ist an die Universität Leipzig berufen worden.

* **Kiel.** Zwei Privatdozenten an der hiesigen Universität erhielten dieser Tage einen Ruf ins Ausland. Dr. Darbishire wurde als Dozent der Botanik an das Owens-College der Victoria-Universität zu Manchester berufen, während Dr. Stalley einen Ruf als Chef der geologisch-mineralogischen Abtheilung des Nationalmuseums von Argentinien nach Buenos Aires erhielt.

* **Göttingen.** Das zur Unterstützung größerer wissenschaftlicher Arbeiten dienende Blumenbach'sche Stipendium wurde von der hiesigen medizinischen Fakultät dem Hofzahnarzt Dr. med. C. Röse in München zuerkannt.

* **Münster i. W.** Der Gesammtverein deutscher Geschichts- und Alterthumsvereine wird seine diesjährige Hauptversammlung vom 2. bis 5 Oktober hier abhalten. Es hat sich hierselbst ein Ausschuß gebildet, der die Vorbereitungen für die wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Veranstaltungen mit Eifer betreibt.

* **Stockholm.** Von der im April zur Aufsuchung Andrée's abgegangenen schwedischen Hülfsexpedition, deren Leiter der Schriftsteller Stadling ist, ist an das hiesige „Aftonbl." eine vom 1. Juli aus Bulun (in der Nähe der Lenamündung) datirte Nachricht gelangt, wonach Fangleute, welche im Spätwinter die Neusibirischen Inseln besuchten, von Andrée's Expedition keine Spur entdeckt haben, ebensowenig an den Mündungen der Flüsse Anabara und Indigirka. Wenn Stadling keine Mittheilung aus Schweden erhält, daß Andrée bereits aufgefunden, setzt er seine Nachsuchungen über den Chatangafluß, Taimyr und Jenisei fort.

** **Aus Rußland.** Die St. Petersburger Universität zählte im letzten Berichtsjahr 1897 ein Lehrpersonal von 218 Personen, darunter 98 Privatdozenten und 48 Laboranten und Konservatoren der Kabinette. Zu Ehrenmitgliedern ernannte sie für ihre wissenschaftlichen Verdienste den König Oskar II. von Schweden und Norwegen, die Moskauer Professoren Korsch und Tschitscherin und den Hallenser Franz v. List. Den Doktorgrad erwarben fünf, den Magistergrad acht Personen. Die wöchentliche Zahl der Vorlesungs- und Uebungsstunden betrug im Herbstsemester 633, im Frühjahrssemester 680 Stunden (in der historisch-philologischen Fakultät 158, bezw. 166, in der juristischen 144, bezw. 157, in der physiko-mathematischen 204, bezw. 227, in der orientalisch-philologischen 127, bezw. 130). Außer den im Lehrprogramm vorgesehenen wurde in jeder Fakultät noch eine Reihe anderer Vorlesungen gehalten, in der juristischen Fakultät wurde eine Reihe Lehrgegenstände doppelt gelesen. Von 104 Universitätslehrern wurden über 350 wissenschaftliche Arbeiten verschiedener Art veröffentlicht. Auf die akademische Laufbahn bereiteten sich an der Universität 1897 90 Personen vor, 22 in der historisch-philologischen Fakultät, 35 in der physiko-mathematischen, 30 in der juristischen, 3 in der orientalisch-philologischen; 23 unter ihnen genossen Stipendien. Studenten waren es am 1. Januar 1898 3700, darunter 85 Hospitanten, nach Fakultäten geordnet: historisch-philologische 163 (4.50 Proz.), physiko-mathematische 1225 (33.90 Prozent), juristische 2085 (57.71 Proz.), orientalisch-philologische 141 (3.89 Proz.). Abgangszeugnisse erhielten 510 Studenten. Die verschiedenen Fakultäten stellten für die Jahre 1899 und 1900 12 Preisaufgaben auf. Aus dem Gebiet der romano-germanischen Philologie u. a. das Merovingische Epos, der deutsche realistische Roman des 17. Jahrhunderts, die Poesie der Vaganten und die mittelalterliche Lyrik. Die Universitätsbibliothek kaufte im Jahre 1897 732 Werke in 2181 Bänden für 10,663 Rubel. Der ganze jährliche Zuwachs (Geschenke rc.) betrug 9262 Werke in 14,909 Bänden, der Bestand am 1. Januar 1898 war 118,326 Werke in 259,754 Bänden. Unter den Geschenken sind von Bedeutung die Bibliothek des † Schriftstellers Strachow und des † Professors Bestuschew-Rjumin. Die Bibliotheksbesucher verlangten 1897 33,825 Werke bei 173 Bibliothektagen, also durchschnittlich 195. Nach Hause verliehen wurden 24,431 Bände. Zur Universität gehören folgende Gesellschaften: die philologische, gegründet 1869, die juridische, 1877, die physiko-chemische, 1878, die anthropologische, 1887, die neuphilologische, 1889, die historische, 1889; zwar schon bestätigt, aber noch nicht vollständig organisirt ist die 1897 neugegründete philosophische. Aus etatsmäßigen Staatsmitteln erhielt die Universität 1897: a) für Gehälter 232,725 Rbl., b) für Lehrmittel und andere Ausgaben 124,614 Rbl. Von ihren speziellen Mitteln vereinnahmte sie 167,614 Rbl. (Kollegiengelder, Rente) und verausgabte 165,736 Rbl. An Stipendien wurden bezahlt 86,985 Rbl., an Unterstützungen 9909 Rbl. Vom Kollegiengeld befreit waren 635 Studenten mit einem Betrag von 15,875 Rbl. Die Summe der neugegründeten Stipendienkapitalien betrug im Jahre 1897 27,000 Rbl.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Wilhelm Trübner: Die Verwirrung der Kunstbegriffe. Frankfurt a. M., Rütten u. Löning 1898. — A. T. Mahan: Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. 1783—1812. Uebersetzt von Vize-Admiral Batsch. 8. Lieferung. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — Die Siebenbürger Sachsen. Eine Vertheidigungsschrift. Hermannstadt, Wien und Leipzig, G. A. Seraphin 1898. — C. A. Hennig: Fideles Radler-Album. Illustrirt von Hugo Schwindrazheim. München, Karl Andelfinger 1898. — Dr. Adolf Harpf: Ueber deutschvolkliches Sagen und Singen. Leipzig, Julius Werner 1898.

Jahrgang 1898. München, Montag, 15. August. Nummer 181.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München

Uebersicht.

Ueber neuere Geschichtsfälschungen.

Von Alfons Dopsch.

Unter den zahlreichen Fälschungen von Quellen der geschichtlichen Ueberlieferung nehmen jene der neueren Zeiten eine besondere Stellung ein. Sie unterscheiden sich deutlich von den älteren Falsifikaten, jenen des Mittelalters insbesondere. Nach Zweck und Inhalt. Während die große Masse letzterer, vornehmlich Urkunden, vielfach aus wirklichem Bedürfniß hervorgegangen ist, um praktischen Zielen zu dienen, handelt es sich hier zumeist um gelehrte Erzeugnisse ohne solche Begründung. Wurden jene nicht selten angefertigt, um thatsächlich bestehende Rechtsverhältnisse (an Besitz und Privilegien) einer jüngeren Entwicklung gegen äußere Anfechtung als in der Vorzeit begründete Rechtstitel zu stützen, so bleibt ihnen, zumal sie oft auf echter Vorlage fußen, ein bedeutsamer Werth als historischer Zeugnisse gleichwohl gewahrt. Allerdings nicht für die Zeit, für welche sie Geltung beanspruchen. Aber desto mehr für jene, da sie entstanden, beleuchten sie doch Bedürfnisse und Tendenzen derselben in überaus charakteristischer Weise, wie sehr auch die Ansprüche, welche sie erheben, nicht zu Recht begründet sein mögen.

Anders diese moderneren Fälschungen. Sie sind das Produkt gelehrter Konstruktion, sei es nun, daß sie genealogischen Zwecken dienen sollten, den Stammbaum gewisser Geschlechter in graue Vorzeit zurück zu verfolgen, oder um in überquellendem Lokalpatriotismus doch eine geschichtliche Vergangenheit zu erfinden, wo es eine solche niemals gegeben hat, sei es auch nur, um gelehrte Eitelkeit zu befriedigen mit dem Bewußtsein, den Zeitgenossen bedeutende historische Entdeckungen vermittelt zu haben.

Keineswegs vereinzelt tritt diese Erscheinung auf, seit dem 16. Jahrhundert sich weithin verbreitend. Sie folgt dem Aufschwung der Historie im Zeitalter des Humanismus auf dem Fuße nach. In dem Maße, als das wissenschaftliche Interesse sich den historischen Vorgängen der Vorzeit zuwandte und die Mittel ihrer Erkenntniß zugänglich wurden, trat allmählich auch die Versuchung auf, die gelehrten Errungenschaften zu Fälschungszwecken zu verwerthen. Der Zusammenhang wird deutlich wie Ursache und Folge. Und wie jene Neubelebung der historischen Studien unter dem Einfluß der Renaissance von Italien ausgeht, so stammt auch die große Masse dieser modernen Fälschungen zunächst ebendaher.

Unter den vornehmen Familien Italiens war es im 16. Jahrhundert geradezu zur Modetrautheit geworden, ihre Anfänge in möglichst frühe Zeit zurückzuversetzen. Am liebsten suchte man einen Zusammenhang mit einer der altrömischen Familien herzustellen; wo dies aber nicht anging, ließ man den Ahnherrn im Gefolge Karls des Großen oder Otto's I. aus Frankreich oder Deutschland eingewandert sein. Als typisches Beispiel dieser genealogischen Fälscher kann der römische Arzt Alfonso Ceccarelli angesehen werden, der im letzten Drittel dieses Jahrhunderts seine berüchtigte Fälscherthätigkeit schließlich, da er sich zur Fälschung bedeutsamer Besitzurkunden (Fideikommiß) verstieg, mit dem Tod büßte. Er hat mehr als hundert falsche Kaiserurkunden von Theodosius bis auf Friedrich III. angefertigt.

Um dieselbe Zeit etwa tritt in Frankreich François de Rosières auf. Im Dienste des Kardinals von Lothringen stehend, ward er von den Prinzen von Lothringen beauftragt, eine Geschichte ihres Hauses zu schreiben, um damit womöglich den direkten Zusammenhang der Guisen mit Karl dem Großen, ja den Merowingern zu erweisen. Der Auftrag entbehrte nicht des politischen Zweckes. Man mochte hoffen, dadurch eventuelle Thronansprüche zu begründen, konnte man doch eben damals das Erlöschen des Hauses Valois (1589) bereits voraussehen. Und so erfand denn Rosières eine schwere Menge falscher Urkunden, die jene Abstammung belegen sollten. Sie sind in seinen „Stemmata Lotharingiae ac Barri ducum" 1580 in Toul erschienen.

Auch in Deutschland sind bereits um jene Zeit Spuren einer ähnlichen Fälschungsarbeit nachzuweisen. Unter anderen hat schon am Anfang des 16. Jahrhunderts der Leipziger Arzt Erasmus Stella (Stüler) der Stadt Zwickau, in der er seinen Beruf ausübte, durch drei frei erfundene Kaiserurkunden des 11. Jahrhunderts eine erdichtete Vorgeschichte zu geben versucht. In der Schweiz aber hat der bekannte Geschichtschreiber Aegydius Tschudi eine Reihe von Urkunden für die ältere Geschichte von Glarus theils ganz erfunden, theils verfälscht, um sein Geschlecht und andere als edle und freie bereits in den ältesten Zeiten hinzustellen. Die ganze historische Auffassung von der ältesten Verfassung dieses Kantons ist dadurch bis in die jüngste Zeit irrig beeinflußt worden. Man hat gemeint, in Glarus eine ganz andere Entwicklung (aristokratisch) als in den Nachbarkantonen (z. B. Uri) konstatiren zu können.

Noch häufiger und umfassender als damals sind alsdann im 17. Jahrhundert solche Fälschungen allüberall entstanden. Wesentliche Fortschritte waren nunmehr bereits auf historischem Gebiete gemacht worden. Das Interesse an den Zuständen des Mittelalters, welches das 16. Jahrhundert nur in beschränkter Weise, im Rahmen encyklopädischer Geschichtschreibung vornehmlich, bekundete, ward jetzt verstärkt und gleichzeitig auch die historische Kritik wirksam gefördert. Die Reformation und ihre Folgeerscheinungen, literarische Fehden auf religiösem Gebiet, haben dazu wesentlich beigetragen, indem letztere vielfach auch auf die geschichtliche Entwicklung hinübergriffen. Auch die lokalhistorische Forschung steigerte sich allmählich, und eben damals wurde die Diplomatik praktisch begründet (bella diplomatica!). Kein Wunder, daß bei der eindringenderen Kenntniß des Urkundenwesens, welche diese

vermittelte, auch die Fälschung solcher historischer Quellen jetzt reger betrieben wurde. In Deutschland bietet die Erfindung einer Urkunde Karls des Großen durch den Dortmunder Stadtschreiber Detmar Mülher (zwischen 1606 und 1615) dafür ein charakteristisches Beispiel. Nicht nur die Stadt und Grafen von Dortmund sollten danach in die Zeit der Karolinger zurückgehen, der Fälscher wollte auch das Vehmgericht auf Karl den Großen zurückführen. In Frankreich hat das Haus Bourbon durch André de St. Nicolas am Ende dieses Jahrhunderts seine Abstammung von der karolingischen Dynastie mittelst falscher Urkunden des 9. und 10. Jahrhunderts nachweisen wollen, haben die Bouillons andrerseits einen Zusammenhang mit den Grafen von Auvergne in gleicher Weise herstellen lassen. In Italien trieben Fälscher wie Bianchini und Galluzio das vordem hier schon berüchtigte Handwerk weiter. Eine der interessantesten von diesen Fälschungen aber ist damals in Spanien entstanden, die vielumstrittene Charte d'Alaon. Angeblich ein Diplom Karls des Kahlen von 845, bietet sie mit neun Bestätigungen aus den Jahren 862—1041 eine Fülle von Namen und Daten für die Geschichte des Hauses Arragon, von welchen sich die historische Forschung auch nach Feststellung ihrer Unechtheit noch nicht vollständig zu befreien vermochte. Indem man die Abstammung der alten arragonesischen Könige von den Herrschern Aquitaniens damit zu belegen und so eine Verbindung bis zur Merowinger Zeit herzustellen suchte, hatte man ein bedeutsames Ziel vor Augen. Der Zusammenhang mit den Ansprüchen des spanisch-österreichischen Hauses auf die französische Krone wird deutlich: die Fälschung, welche vermuthlich von dem schon zu seiner Zeit übel beleumundeten Tamayo de Salazar herrührt, erschien 1694 zum erstenmal im Druck.

Handelte es sich bei diesen Fälschungen zumeist um genealogische Nachweise, die man benöthigte, um den Adelstolz hervorragender Geschlechter durch Zurückführung derselben in graue Vorzeit zu befriedigen, und läßt sich dabei vielfach auch ein bestimmter politischer Zweck nicht verkennen, so hat eine weitere Gruppe dieser Fälschungen wesentlich anderen Charakter. Das hochgesteigerte wissenschaftliche Interesse verleitete alsbald auch zur Fälschung lediglich, um gelehrter Eitelkeit genugzuthun. Und während dort die Anfertigung der Fälschungen meist materielle Vortheile für den Fälscher in sich schloß, derart, daß sie vielfach zu gewerbsmäßigem Betrieb ausartete (Ceccarelli), erscheint dieses so bedenkliche Motiv hier ausgeschlossen. Der Umstand jedoch, daß dafür vornehmlich der Gelehrtenehrgeiz maßgebend war, ließ diese Fälscher dafür nach einer anderen Richtung hin weiterschreiten. Man begnügte sich nicht mehr mit der Herstellung von falschen Urkunden allein, man fertigte auch erzählende Quellen größeren Umfangs an. Diesen Vorgang veranschaulicht wohl deutlich der Franzose Jérôme Vignier, welcher außer einer Reihe falscher Urkunden auch Briefe von Bischöfen und Päpsten des 5. Jahrhunderts erfand und zudem noch einen Bericht über ein Religionsgespräch zwischen katholischen und arianischen Prälaten, sowie Fragmente einer Lebensbeschreibung der hl. Odilia. Allerdings, bei ihm steht das materielle Interesse noch nicht ganz außer Frage, da er in der letztgenannten Fälschung das elsässische und österreichische Haus mit jener Heiligen der Vorzeit zu verknüpfen suchte.

Vor ihm hatte schon, am Ende des 16. Jahrhunderts, der spanische Jesuit Gerónimo Roman de la Higuera neben falschen Inschriften auch solche Chroniken verfaßt, die sich vornehmlich auf die älteren Zeiten des Mittelalters bezogen. Auch für Italien ist eine Reihe von angeblich mittelalterlichen Geschichtsquellen als Erzeugniß jüngerer Zeiten nachgewiesen worden. So gehören die Journale des Matteo di Giovenazzo (1249—1268) ins 16. Jahrhundert, die Geschichte des Krieges von Semifonte (1202) nicht ins 14., sondern 17. Jahrhundert und in dasselbe auch eine Anzahl falscher Urkunden und Autoren der staufischen Zeit, welche ein 1665 in Neapel anonym erschienenes Werk bietet. Endlich dürfen noch die Fälschungen des Abtes Filippo Malabayla in Asti (Raimundus Turcus ꝛc.) da genannt werden.

Bemerkenswerth ist auch eine Fälschung, die in Preußen am Beginn des 16. Jahrhunderts entstand: eine Chronik des Bischofs Christian vom 13. Jahrhundert, der angeblich den Reisekommentar des Dywonys gefunden und benutzt haben wollte. Letztere Aufzeichnung sollte ihrerseits zur Zeit des Kaisers Augustus in russischer Sprache mit griechischen Lettern geschrieben worden sein. Das Ganze ist ein Machwerk des Dominikaners Simon Grunau aus Tolkemit am Frischen Haff. In Schlesien hat Abraham Hosemann am Beginn des 17. Jahrhunderts nicht wenige Magistrate mit keck erfundenen Stadtgeschichten, die alle nach einem „Schimmel" gearbeitet waren, zu schröpfen gewußt — einzelne davon sind wohl gar auch als werthvolle Zeugnisse der ältesten Kunde in dem Thurmknauf zu ewigem Gedächtniß geborgen worden.

In der Folgezeit, dem 18. Jahrhundert, häufen sich begreiflicherweise diese Sorte von Fälschungen noch mehr; sie reichen bis in die jüngste Zeit herunter. Ich muß darauf verzichten, sie alle hier vorzuführen. Aber eine der interessantesten Gruppen von ihnen herauszugreifen und des näheren zu besprechen, erscheint besonders verlockend, da uns eine vortreffliche Arbeit,[1]) die eben erschien, das ganze Fälschungsgetriebe dabei anschaulich vor Augen führt. Ich meine die literarischen Machwerke des gelehrten Cisterziensers Chrysostomus Hanthaler (1690—1754) aus dem Kloster Lilienfeld in Oesterreich. Er nimmt einen Ehrenplatz in der Galerie moderner Geschichtsfälscher ein. Früher als Stiftsbibliothekar in Lilienfeld thätig (1716—1733), veröffentlichte er — seit 1737 Provinzialsekretär der österreichischen Cisterzienserordensprovinz — in den Jahren 1742 bis 1747 eine Reihe von Geschichtsquellen, die mit Recht das Erstaunen der zeitgenössischen Gelehrten wachriefen. Zunächst erschienen (1742) selbständig die Notulae anecdotae des Ortilo, angeblich eines der ersten Mönche des Klosters Lilienfeld. Sie brachten einerseits zahlreiche annalistische Nachrichten über die ältere Geschichte Oesterreichs, welche der Verfasser aus einer verlorenen Arbeit Alolds v. Pöchlarn, Kaplans des Markgrafen Adalbert († 1055) geschöpft haben will, andrerseits aber im Anschlusse daran eigene Notizen bis zum Jahre 1198. Eine ganz neue Quelle für Oesterreichs Wiegenzeit, mit einer Fülle ungeahnter Aufschlüsse! Sie bildete eine der wichtigsten Stützen für das Geschichtswerk, welches Hanthaler 5 Jahre darauf (1747) veröffentlichte, die Fasti Campilienses. Die hier gebotene Darstellung der Klostergeschichte, mit welcher der Verfasser jene des Ordens und Landes überhaupt (bis 1300) verband, basirt in wichtigen Punkten auf Ortilo. Eben dort vornehmlich, wo andere Quellen versagten. Er kam denn auch hier neuerdings zum Abdruck. Freilich nicht mehr in der alten Form: es ward auch seine mit tagebuchartiger Ausführlichkeit bis 1230 fortschreitende Gründungsgeschichte von Lilienfeld mit angeschlossen. Aber damit waren die neuen Darbietungen dieses inhaltreichen Werkes noch nicht erschöpft. Zwei, ja genau genommen drei weitere Quellenschriftsteller erblickten damals zugleich das Licht der Welt. Leupold von Lilienfeld, der um 1355, anläßlich der Kanonisation des Markgrafen Leopold III. († 1136) eine Genealogie desselben unter Benutzung älterer Aufzeichnungen des

[1]) Die Fälschungen Chrysostomus Hanthalers von M. Tangl. (Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung XIX. 1898.)

Richard von Klosterneuburg verfaßte, und der Dominikaner Pernold. Letzterer, angeblich Beichtvater Margaretha's, der Gemahlin König Heinrichs VII. und dann Ottokars von Böhmen, durfte sich dementsprechend über die Zeiten des Interregnums besonders versirt zeigen.

So schien sich Hanthaler mit diesen Publikationen große Verdienste um die Geschichte seines Landes erworben zu haben. Die Vertreter derselben erkannten sie denn auch rühmend an. Aber es muß zur Ehre der historischen Kritik betont werden, daß sie jene Neuankommlinge selbst sofort mit bedenklichem Kopfschütteln empfing. Indem man die Unmöglichkeit einzelner Angaben derselben alsbald erkannte und sie als Produkte späterer Erdichtung und Fälschung nachwies, blieb allerdings der Fälscher selbst ungeschoren, auf ihn lenkte sich lange Zeit kein Verdacht. Und das ist für die ältere Quellenkritik geradezu bezeichnend. Noch Waitz, einer der Begründer der exakten Quellenforschung, stand zunächst unter ihrem Bann. Er hat sich von ihm nachher befreit, und seit Chmel, dem verdienstvollen Herausgeber österreichischer Geschichtsquellen, ist die Urheberschaft Hanthalers immer deutlicher erkannt worden. Allerdings nicht in ihrem vollen und weiten Umfang. Nachdem Ortilo bereits gefallen war, ist Peenolds Chronik erst von Wattenbach (1852) recht beleuchtet worden, und noch länger vermochte sich Leupold zu halten. Hubers genealogische Forschungen haben das Unkraut seiner Angaben nachdrücklich gejätet (1881). Die Erkenntniß der Fälschungsmethode Hanthalers aber verdanken wir H. v. Zeißberg, der mit exakter Kritik zugleich auch die ursprünglichen Motive und inneren Zusammenhänge dieser Fälschungen klarlegte (1878). Und doch auch hier die merkwürdige Erscheinung: obgleich man die Thatsache der Fälschung nachgewiesen hatte und sie auch zugab, wurden gleichwohl zahlreiche Nachrichten und Angaben, die nur auf Hanthalers Machwerke zurückgehen, in verschiedenen Geschichtsdarstellungen bis in die jüngste Zeit kritiklos immer wieder übernommen. Man scheute sich vielfach, aus der gewonnenen Erkenntniß auch die entsprechenden Folgerungen mit aller Schärfe zu ziehen. Eben deßhalb muß es als ein besonderes Verdienst M. Tangls bezeichnet werden, in umfassender Weise der Fälscherthätigkeit Hanthalers nachgespürt und sie nach den verschiedenen Richtungen hin aufgedeckt zu haben.

Es ist ein auch psychologisch interessantes Bild, das er mit scharfsinniger Untersuchung vor uns entrollt. Wir sehen, wie Hanthaler von kleinen Anfängen zu immer umfassenderer Fälschung ausgreift, wie der Fälscher selbst fortschreitend wächst. Genealogische Studien und Interessen bilden auch bei ihm den Ausgangspunkt. „Zunächst werden die Gedächtnißtage von Angehörigen Lilienfeld nahestehender Adelsgeschlechter, vielfach noch mit unverstellter Schrift in das Todtenbuch des Klosters eingetragen.“ Bald aber begnügt er sich nicht mehr damit. In künstlich nachgeahmten Schriftzügen fügt er Namen, die er bei seinen genealogischen Untersuchungen benöthigte, ebendort ein. Und in gleicher Weise hat er denn auch die beiden Urkundenbücher des Klosters (aus dem 13. und 15. Jahrhundert), und zwar vornehmlich das letztere, durch Eintragung falscher Namen unter den Zeugen der einzelnen Urkunden verunechtet. Ja in dem älteren Urkundenbuch findet sich unter den Nachträgen bereits eine ganze Gruppe von Urkunden (3), die durchaus erfunden sind. Auch sie dienen noch vornehmlich genealogischen Zwecken. Aber hier wird der Uebergang zu höheren Zielen bereits bemerkbar: sie sollen auch zur Baugeschichte des Klosters beitragen helfen. Von da nun war der nächste Schritt, die Erfindung einer förmlichen Gründungsgeschichte des Klosters, kein großer mehr. Es ist das Hauptwerk Ortilo's. Und so leitet denn das gelehrte Bestreben und gelehrte Bedürfniß in psychologischer Entwicklungsreihe zur Errichtung ganzer Geschichtsdarstellungen, auch der Landesgeschichte, schließlich hinüber.

Andrerseits aber wird der Zusammenhang der einzelnen Fälschungen untereinander ersichtlich, Züge innerer Gleichartigkeit treten fortlaufend hervor. Nicht nur der Fälscher des Todtenbuches und der beiden Urkundenbücher, auch Alold, Richard, Ortilo, Pernold und Leupold sind insgesammt große Genealogen. Auch sie bieten eine Fülle von Namen und Geburtsdaten, die sich sonst nirgends finden. Und ein weiteres noch ergibt sich, wenn man die einzelnen Geschichtsquellen nach der Chronologie ihres Inhalts anordnet: sie greifen ineinander wie das Räderwerk einer Uhr. Alold besorgt die älteste Zeit, Ortilo die wichtige Gründungsgeschichte des Klosters und daneben etwa zwei Menschenalter Zeitgeschichte. Den weiten Abstand zwischen den Historikern von 1064 und 1230 füllt Richard aus, der Genealoge aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Pernolds Chronik ist unvollständig. Aber die ersten Worte des Fragments setzen genau bei dem Ereignisse ein, dem die letzten Worte Ortilo's galten, bei der Bestattung Leopolds VI. in Lilienfeld (Nov. 1230)! Man sieht, es liegt System darin. Einheitlich wie die chronologische Anordnung ist auch die Sprache all dieser, zu ganz verschiedenen Zeiten schreibender Autoren. Der Kenner mittelalterlicher Geschichtsliteratur wird sich durch ihre vielfach ganz unmöglichen Ausdrücke und Redewendungen von allen gleichmäßig verletzt fühlen.

Aber die Ueberlieferung dieser angeblich so alten Geschichtsquellen! Nur zwei von ihnen sind noch in der Originalhandschrift erhalten: Ortilo (Wiener Hofbibliothek) und Leupold (Stiftsbibliothek in Lilienfeld). Die Handschrift Peenolds ist noch nicht wiedergefunden, so daß wir auf deren Beschreibung bei Hanthaler (Fasti Campililienses) angewiesen sind. Die älteren Vorlagen aber von Ortilo sowohl (Alold), als von Leupold (Richard) sind längst verloren. Sie gingen noch zu Lebzeiten ihrer einzigen Benützer zugrunde. Mit auffälliger Kenntniß des Schicksals dieser Handschriften haben uns dieselben (Ortilo und Leupold) darüber selbst recht offenherzig Aufschluß ertheilt. Alolds Chronik verbrannte, nachdem es zuvor geglückt war, davon Abschrift zu nehmen. Dieselbe sah und benutzte Ortilo dann in seinem Mutterkloster Heiligenkreuz, bis auch sie eines Tages ein Raub der Flammen wurde. Ganz ähnlich aber ging es ein Jahrhundert später mit Richard von Klosteenenburg. Leupold, von Geburt aus ein Klosterneuburger, hatte Richards Chronik daselbst noch im Besitze seines Großvaters gesehen und auch rechtzeitig noch excerpirt. Denn 3 Jahre bevor er dann die Einleitung des Kanonisationsprozesses Markgraf Leopolds III. zum Anlasse nahm, seine also gewonnenen Kenntnisse in einen Band Heiligenleben einzutragen, war mit der Stadt und dem Stifte Klosterneuburg auch Richards Geschichtswerk verbrannt. Ein merkwürdiger Unstern, der mit also gehäuftem Brandunglück über jenen ältesten und werthvollsten Geschichtsquellen Oesterreichs gleichmäßig waltete!

So muß sich die Kritik auf Ortilo und Leupold beschränken. Mit exakter Schriftvergleichung und als geschulter Paläograph hat nun Tangl den Nachweis geliefert, daß nicht nur Ortilo und Leupold von einer Hand geschrieben sind, sondern von derselben auch die Verunechtungen des Todtenbuches wie der beiden Urkundenbücher des Klosters herrühren. Ja, auch die Beschreibung der verschollenen Pernoldhandschrift, welche Hanthaler gibt, weist solche charakteristische Merkmale (z. B. über die Farbe der Tinte) auf, daß wir von ihr ein gleiches annehmen dürfen. All diese Autoren haben, obwohl sie zu ganz verschiedenen Zeiten schreiben, ihre Feder in dasselbe Tintenfaß getaucht, dessen

sich auch Hanthaler bediente. Der paläographische Befund (Schriftcharakter im allgemeinen, die bestimmte Eigenart einzelner Buchstabenformen ebensowohl als die Abbreviaturen und Kürzungsmethode) läßt es ganz unmöglich erscheinen, daß diese Handschriften aus dem Mittelalter und gar jener relativ frühen Zeit desselben herrühren. Zu der Unmöglichkeit nach äußeren Merkmalen tritt jene des Inhalts dann noch hinzu. Man hatte früher schon auf zahlreiche Unwahrheiten hingewiesen, die sich diese Autoren gleichmäßig zuschulden kommen lassen. Wichtiger als diese Thatsache ist der Nachweis, daß dieselben einerseits grobe Irrthümer begehen in Dingen, die sie als angeblich nächstbetheiligte Zeitgenossen unbedingt wissen mußten, andrerseits aber geradezu Anachronismen, nicht Unrichtigkeiten nur, sondern direkte Unmöglichkeiten. Tangl hat mit glücklicher Beobachtungsgabe und großem Scharfsinn eine stattliche Reihe davon herausgefunden und in entsprechendes Licht gerückt. So ist die Chronologie über das Leben Otto's von Freising († 1158), welche der angeblich um die Mitte des 12. Jahrhunderts schreibende Richard bietet, in allen Einzelheiten (Geburt, Pariser Aufenthalt, Abtwahl) falsch. Und in gleicher Weise ist die totale Unkenntniß der Heirathsgeschichte des letzten Babenbergers, Friedrichs II. († 1246), für Pernold, den Beichtvater von dessen Schwester Margaretha, charakteristisch. Hier macht sich übrigens ein bezeichnendes Moment bereits auffallend bemerkbar. Der Fälscher, welcher ältere, echte Quellen kannte, hat diese keineswegs in erster Linie benutzt oder sich bestrebt, in stetem Einklang mit ihnen zu bleiben. Wichtiger erscheint ihm die Uebereinstimmung mit den Autoren — des 15. Jahrhunderts! Aus diesen stammt die irrige Annahme, daß Friedrich II. mit Getraud aus dem Welfenhause in erster Ehe vermählt gewesen sei. So wird er mit einer Dame zunächst verheirathet, die, als Gemahlin Heinrichs II. Jasomirgott nachweisbar, schon längst verstorben war, als er selbst das Licht der Welt erblickte. So muß er sich dreistatt zweimal unter das Ehejoch beugen. Auch den Namen der angeblich zweiten Gattin, einer griechischen Prinzessin, hat Pernold glücklich entdeckt (Sophie).

Aus den Quellen des 15. Jahrhunderts sind auch die ständigen Beinamen genommen, die Alold und Ortilo den einzelnen Babenbergern beilegen (Leopold der Erlauchte, Adalbert der Siegreiche, Ernst der Tapfere, Leopold der Schöne). Sie erscheinen zuerst bei Thomas Ebendorfer, Veit Arnpeck hat sie dann weiter ausgebildet. Die unbedingte Gefolgschaft, welche Hanthaler diesen Kompilatoren des 15. Jahrhunderts leistet, geht so weit, daß er ihren Angaben selbst gegenüber solchen unbedenklich echter Quellen der älteren Zeit den Vorzug einräumt. Ja, er kämpft gegen diese geradezu an, da er sich des Gegensatzes gelegentlich bewußt wird. Köstlich ist der pathetische Ausruf, mit dem er sich einmal bei solcher Gelegenheit über das seinen Angaben entgegenstehende Zeugniß von drei Königsurkunden zu trösten sucht: Non semper triumphus penes diplomata est!

Wie da, so läßt sich auch sonst die Benutzung jüngerer Quellen durch diese angeblich älteren Schriftsteller erweisen. Pernold hat das Zwettler Stiftungsbuch vom Anfang des 14. Jahrhunderts ebenso benutzt wie das Privilegium Majus (1358/59), und Ortilo das Urkundenbuch des Klosters aus dem Ende des 13. Jahrhunderts bereits verwerthet.

Von den Anachronismen springt einer besonders ins Auge. Pernold läßt König Bela von Ungarn in der Leithaschlacht (1246) die Unterstützung von Rhodiser-Rittern (!) zutheil werden. Nur schade, daß der Johanniterorden erst 1309 seinen Sitz nach Rhodus verlegte.

Erscheint mit dem Nachweis der Benutzung jener Quellen des 15. Jahrhunderts die Möglichkeit einer Entstehung dieser Geschichtswerke im Mittelalter selbst ausgeschlossen, so lassen sich darüber hinaus auch deutliche Spuren dafür aufzeigen, daß noch um vieles jüngere Vorlagen dabei verwerthet wurden. Recht schlagend wirkt da eine irrige Angabe Ortilo's über Bischof Ulrich von Passau, den Nachfolger Mangolds († 1215). Die Bezeichnung, welche demselben hier beigelegt wird (Erzieher des Herzogs Leopold), beruht nämlich auf einem Lesefehler bei Pez in der Ausgabe seiner Melker Annalen. Diese sind 1721 erschienen. In ähnlicher Weise haben diese Fälschungen ferner auch die Werke von J. G. Eccard über Friedrich II., 1716 erschienen, und Linck, Annales Claravallenses, Wien 1723, zur Voraussetzung. Auch die ganze Anschauungsweise, welche der Fälscher verräth, weist auf dieselbe späte Zeit. Sehr bezeichnend dafür ist, was er Ortilo über die Gewöhnung der Ungarn an staatliche Ordnung durch Geisa zum Jahre 972 sagen läßt. Seine durchaus den Geist des merkantilistischen Zeitalters Kaiser Karls VI. athmenden Rathschläge, die Waffen niederzulegen und lieber mit den reichen Landesprodukten Handel zu treiben, nehmen sich im Munde jenes halbwilden, beutelustigen Kriegshäuptlings besonders zeitgemäß aus!

Alles vereint sich so zu bestimmtem Hinweis auf die Entstehungszeit dieser Fälschungen. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung noch ein Umstand, auf den bereits v. Zeißberg aufmerksam gemacht hatte. In dem Handschriftenkatalog des Klosters Lilienfeld, den Hanthaler selbst im Jahre 1732 anzulegen begann, finden sich diese Quellen ursprünglich noch nicht verzeichnet. Sie werden erst in einem Nachtrag dazu angeführt. Zwischen 1732 also und 1747, da mit dem Erscheinen der Fasti Campilienses sie alle bereits publizirt waren, sind diese Trugwerke entstanden.

Sie rühren unzweifelhaft von Hanthaler her. Er besaß die dazu nöthige und für jene Zeit keineswegs gewöhnliche historische Bildung. Dem genealogischen Interesse, das gerade er bekundet, entsprechen diese Autoren in auffallender Weise. Er hat sie nicht nur zuerst ans Licht gebracht, sondern auch gegenüber lautwerdenden Bedenken mit verrätherischem Eifer zu vertheidigen gesucht. Aus der Zeit endlich, in der er lebte, und seiner Wirksamkeit im heimathlichen Stifte erklären sich auch die Motive, welche ihn zur Herstellung solcher Fälschungen veranlaßt haben mochten.

Für Oesterreich bedeuten ja gerade jene ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts eine Zeit bedeutenden Aufschwungs der historischen Forschung und literarischen Bethätigung. Die großartigen Leistungen der französischen Mauriner erzeugten bei den Ordensgenossen im fernen Osten einen glänzenden Reflex. 1702 erschien Schrambs Chronicon Mellicense, 1722 folgte Huebers Austria ex archivis Mellicensibus illustrata. Alles überragend aber haben die unermüdlich thätigen Gebrüder Pez ihre unsterblichen Werke eben damals veröffentlicht: Bernhard 1721—29 die sechs Bände seines Thesaurus anecdotorum, Hieronymus 1721 bis 25 die drei Bände Scriptores rerum Austriacarum. Und um dieselbe Zeit unternahm M. Herrgott als Hofhistoriograph Karls VI. seine Genealogie des habsburgischen Kaiserhauses, 1732 schuf G. Bessel, Abt von Göttweih, sein Chronicon Gotwicense. In der Cisterze Zwettl aber gab Abt Melchior die hinterlassenen Annalen von Bernhard Linck heraus, der St. Pöltener Chorherr Duellius schloß sich 1723—24 mit seinen Miscellanea an, der Jesuit Hansiz veröffentlichte 1727—29 seine Germania sacra, und 1750 beschloß Calles mit seinen Annales Austriae dieses goldene Zeitalter österreichischer Kloster-Historiographie.

Gleicher Sinn und gleiches Interesse zog auch in Lilienfeld mit Abt Chrysostomus Wieser (1716—47) ein. Er beauftragte den Stiftsbibliothekar Hanthaler, die Geschichte

seines Klosters zu schreiben. Die Wahl schien eine glückliche gewesen zu sein. Denn Hanthaler bekundete, wie der nunmehr veröffentlichte Briefwechsel des B. Pez darthut, ein reges Interesse an der literarischen Bewegung seiner Zeit. Den reichen Urkundenschatz seines Klosters hatte er gründlich erforscht und ernste Studien bereits gemacht. Es jenen anderen Historikern gleichzuthun, sie womöglich noch durch die Größe seiner Leistungen zu übertreffen, mochte ihm als ein verlockendes Ziel vorschweben. So hat er diese Fälschungen erfunden, die so lange die Historie und die Historiker irregeführt haben.

Englisches Armenwesen.

Die Armenpolitik eines Landes ist ein Gradmesser seiner Kultur. Es ist nicht immer das reichste Land, das sich am nachdrücklichsten seiner Armen annimmt, aber je höher ein Volk steht, desto mehr ist es sich seiner Pflichten gegen Jene bewußt, welche körperliche Gebrechen erwerbsunfähig machen, welche wirthschaftliche Strömungen in die Erwerbslosigkeit stürzen, oder welche zu Invaliden der Arbeit geworden sind. Verschieden sind die Systeme der Armenpflege in den verschiedenen Ländern; es hängt mit dem Charakter und der ganzen Geistesrichtung der Bevölkerung zusammen, in welcher Weise die als soziale Pflicht anerkannte Fürsorge für die Armen in die Erscheinung tritt. Die Armenpflege wird immer zum Theil zu den öffentlichen Lasten gehören und zum Theil der Privatwohlthätigkeit überlassen bleiben. Aber wie die Arbeitstheilung zwischen diesen beiden Trägern der praktischen Armenpolitik durchgeführt erscheint, das ist in jedem Lande verschieden und das ist vielleicht am bezeichnendsten für die Denkweise der Gesellschaft des betreffenden Landes. Im Deutschen Reiche, in Oesterreich hat der Gedanke staatlicher oder kommunaler Fürsorge am tiefsten Wurzel geschlagen; was hier zum Theil verwirklicht ist, zum Theil der Verwirklichung zutreibt, das wird in England perhorreszirt. Die große englische Parlamentskommission, welche im Jahre 1892 eingesetzt wurde, um über die Lage der alten Armen zu berathen, sprach sich in ihrem Berichte vom Jahre 1895 gegen alle Projekte einer staatlichen Altersversicherung und Altersversorgung aus. Bei uns verlangt man vom Staate direktes Eingreifen, dort will man jedem Zwange auch auf diesem Gebiete aus dem Wege gehen. Aber wenn man auf die Erfolge der englischen Privatwohlthätigkeit blickt, so wird man sich hüten, aus diesem Verhalten der englischen Armenpolitik etwa auf eine Engherzigkeit der englischen Gesellschaft zu schließen. Die Kommission empfahl gewisse Einrichtungen zum Zweck der Erleichterung freiwilliger Versorgung auf den Altersfall und trat für die Ausdehnung jener Wohlthätigkeitsorganisation ein, welche sich in England so glänzend bewährt hat. Die Privatwohlthätigkeit ist ja auch in Deutschland und Oesterreich nicht zu unterschätzen, aber sie hält dem Vergleich mit der englischen kaum stand. Gewiß hängt die Art der Fürsorge für die Armen von so vielen Faktoren ab, daß jedes Land, jede Gesellschaft sich auf diesem Gebiete verschiedenartig bethätigt, und nicht in letzter Linie ist es die historische Entwicklung, welche auf die Art der Armenpolitik den größten Einfluß übt. — Es läßt sich die Institution eines Landes nicht schlechthin auf jedes andere übertragen, aber immer werden auch die fremden Einrichtungen Gelegenheit zu nützlichen Studien und praktischen Anregungen bieten.

Man kann England ohne weiteres den klassischen Boden der Armenpflege nennen. Es gibt kein Land, das sich wie das Inselreich so intensiv, so unausgesetzt mit Fragen der Armenpolitik beschäftigt. Was bei uns das Ressort Weniger bildet, das ist dort geradezu Gemeingut. Presse und Parlament erörtern Gegenstände der Armenpflege in lebhaftester Weise und es ist charakterisch, daß die Frage, ob die bestehenden Grundlagen des englischen Armenwesens nicht durchgreifend geändert werden sollen, geradezu zur Wahlparole wurde.

Die Armenfrage ist immer und überall brennend gewesen, und ist es in den modernen Industriestaaten mehr als je. Die sozialpolitischen Strömungen unsrer Zeit bringen es mit sich, daß man dem englischen Armenwesen mit Rücksicht auf die hervorragende Durchbildung, auf die Entwicklung und auf die Erfolge der englischen Armeninstitutionen mit Recht erhöhte Aufmerksamkeit widmet. Der preußische Landgerichtsrath Dr. P. F. Aschrott hat sich vor 12 Jahren der unendlich mühevollen aber dankenswerthen Aufgabe unterzogen, das englische Armenwesen systematisch[1]) zu bearbeiten, und sein ausgezeichnetes Buch war seither für die deutschen Armenpolitiker, insonderheit für die praktisch Thätigen, belehrend, anregend und führend. Vor kurzer Zeit wurde der Verfasser von einem unter dem Vorsitz der Kaiserin von Rußland stehenden Komitee ersucht, die Erlaubniß zur Uebersetzung seines Buches in das Russische zu geben und das Werk bis in die Gegenwart fortzuführen. Diese ergänzende Arbeit liegt nun vor[2]) und wird fraglos denselben Beifall finden und dieselbe Bedeutung für das deutsche Publikum erlangen, soweit sich dieses mit der Armenpflege beschäftigt, wie das ursprüngliche Werk Aschrotts, an welches es sich anschließt.

Die Diskussion über die Frage des Armenwesens war im letzen Jahrzehnt in England ungemein lebhaft und allgemein. Der strenge Winter 1885/86 brachte einen großen Nothstand und wesentlich vermehrte Ansprüche auf Armenunterstützungen. Einer so abnormalen Situation gegenüber zeigten sich freilich auch die englischen Einrichtungen nicht gewachsen. Man studirte deutsche Einrichtungen, speziell das Elberfelder Armensystem, sprach sich jedoch gegen eine Uebertragung desselben auf englischen Boden aus. — Eine große Parlaments-Kommission beschäftigte sich mit der Untersuchung des Armenwesens in den größeren Städten — aber schließlich setzte man sich mit keinem der Grundsätze des alten englischen Armengesetzes, das aus dem Jahre 1834 stammt, in Widerspruch. Ob das „Workhouse“-System wirklich jene Vorzüge besitzt, welche englische Armenpolitiker ihm nachrühmen, möchte denn doch bezweifelt werden. — Die Unterstützung arbeitsfähiger Armer erfolgt in der Regel im Workhouse; die Kontrole ist hier am einfachsten und wirksamsten. Die Beschränkung der persönlichen Freiheit in solchen Arbeitshäusern soll insofern erzieherisch wirken, als die Scheu vor dem Workhouse die Bevölkerung zu Sparsamkeit und Fleiß anregen soll, und endlich tritt die Arbeit im Workhouse nicht in Konkurrenz mit der Arbeit der selbständigen Arbeiter, da strenge darauf geachtet wird, daß in den Arbeitshäusern nicht mehr Arbeit geleistet wird, als für die Insassen des Workhouse und anderer öffentlicher Anstalten nöthig ist, wobei sich der Lohn wesentlich unter dem der freien Arbeiter bewegt. Aber man muß doch glauben, daß es den Insassen des Workhouse nicht leicht fallen wird, wieder freie Arbeit zu suchen und zu finden, und der Aufenthalt im Workhouse wird stets einen Strafcharakter haben, der doch nicht immer zu rechtfertigen ist. Im übrigen scheint in England selbst eine Lockerung des strengen Prinzips platzgegriffen zu haben; Chamberlain, der im Jahre 1885/86 Präsident des Local-Government Board war, trat für Ausführung öffentlicher Nothstands-

---

[1]) Das englische Armenwesen in seiner historischen Entwicklung und in seiner heutigen Gestalt (Leipzig, Duncker u. Humblot).

[2]) Die Entwicklung des Armenwesens in England seit dem Jahre 1885. Von Dr. P. F. Aschrott (Leipzig, Duncker u. Humblot).

arbeiten, somit für Unterstützung außerhalb des Workhouse ein, und neuestens wird in manchen Armenbezirken der Plan erwogen, für arbeitsfähige Arme Farmkolonien zu errichten. Aschrott scheint sich mit dem Prinzip des Workhouse befreundet zu haben und hebt hervor, daß die letzten Jahresberichte der Armeninspektoren übereinstimmend dahin lauten, daß die Armenbehörden immer mehr und mehr zu den alten Grundsätzen der Armenpflege zurückkehren, von der Ausdehnung des Out-door Relief zurückkommen.

Die letzten Jahre haben übrigens das Bestreben gezeitigt, drei Klassen von Armen aus dem Workhouse auszuscheiden und für sie in speziellen Anstalten zu sorgen: die armen Kinder, die kranken Armen und die mittellosen Wanderer. Die armen Kinder finden derzeit entweder in besonderen Anstalten (District Schools) Unterkunft oder werden einzeln in fremde Pflege gegeben. Welches System sich besser bewährt, ist schwer zu sagen, da es zu sehr auf die individuellen Fälle ankommt. Die District Schools sind äußerst überfüllt, manche zählen an 1000 Kinder; über die in äußerer Pflege befindlichen Kinder muß regelmäßig den Armenbehörden Bericht erstattet werden, überdies üben zahlreiche Boarding-out Committees durch ihre Mitglieder, meistens Damen, ununterbrochen Aufsicht über Kinder und Pflegeeltern aus. Arme Mädchen werden in besonderen Instituten (Training Houses) für den häuslichen Dienst erzogen, arme Knaben werden im Falle der Eignung für den Seedienst erzogen. Neuestens werden in einer Reihe von ländlichen Ortschaften Häuser gemiethet, in denen unter der Aufsicht einer Hausmutter eine Anzahl armer Kinder untergebracht und erzogen werden.

In der Armenkrankenpflege sind in den letzten 10 Jahren wesentliche Verbesserungen durchgeführt worden: vor allem treten an Stelle von Armen als Krankenpflegern geschulte Krankenpflegerinnen, für deren Ausbildung besondere Anstalten ins Leben gerufen wurden. Die Rekonvalescentenhäuser erfahren mehr durch Privatwohlthätigkeit als durch öffentliche Unterstützung Förderung. Man zählt nicht weniger als 326 Convalescent Homes, von denen 180 an der See, 146 auf dem Lande gelegen sind.

In der Behandlung der mittellosen Wanderer (casual paupers) ist, wie Aschrott hervorhebt, keine wesentliche Neuerung zu verzeichnen. Es besteht gegen Landstreicher kein einheitliches Verfahren, jeder Bezirk verfährt anders mit ihnen. Die Zählungen, die in den „Casual Wards“ über diese Sorte von Armen vorgenommen wurden, zeigen von Jahr zu Jahr steigende Ziffern; im Jahre 1859 ergab die durchschnittliche Tagesziffer 2111, im Jahre 1897 bereits 11,554 derartige Arme. In den „Casual Wards“, deren es in England und Wales 635 gibt, werden die „Casual Paupers“ 1—3 Tage zurückbehalten, die ihnen überwiesene Arbeit besteht — im Wergzupfen. Derzeit pflegt man dem Entlassenen ein sogenanntes Way Ticket auszufolgen, auf Grund dessen er an bestimmten, einige Meilen voneinander entfernten Orten im Laufe des Tages Nahrung und nachts Unterkunft findet. Auf diese Weise glaubt man das Betteln abstellen zu können, da das Publikum nunmehr weiß, daß der Wanderer das Nothwendigste in diesen Verpflegungsstationen bekommt. Aschrott meint, daß für dieses neue System deutsche Einrichtungen Vorbild gewesen sind. Von wesentlicher Bedeutung für die öffentliche Armenpflege ist das Gesetz über eine neue Grafschaftsverfassung für England und Wales. Je kleiner die Armenbezirke sind, je weniger Gemeinden sie umfassen, desto mehr leidet die ländliche Armenpflege. Diese Erfahrung hat man in England gemacht, ebenso wie man sie in Deutschland und Oesterreich macht. Arme und wohlhabende Gemeinden grenzen aneinander und es kann sich nur dann eine ordentliche Armenpflege entwickeln, wenn die Lasten derselben von einer Anzahl von Gemeinden gemeinsam nach dem Maße ihrer Steuerkraft getragen werden. Daß sich wohlhabendere Gemeinden gegen eine solche Bildung von größeren Armenbezirken kehren, hat man erst jüngst bei der Berathung des neuen Armengesetzes für Niederösterreich wahrzunehmen Gelegenheit gehabt. Nunmehr werden in England und Wales gewisse Staatseinkünfte den neugebildeten Grafschaften zur Verfügung gestellt (die Hälfte der Erbschaftssteuer und die gesammten Licenzsteuern), und diese wieder überweisen bestimmte Beträge hievon den Armenbehörden. Die Gesammteinnahmen aus den den Grafschaften überwiesenen Einkünften beliefen sich im Jahre 1896/97 auf 6.2 Mill. Pfd. St., um 3.6 Mill. Pfd. St. mehr, als vor Geltung des neuen Gesetzes. Hievon wurden an Zuschuß für Armenausgaben 2 Mill. Pfd. St. verwendet.

Man erhält ein Bild von dem Umfange der englischen Armenpflege, wenn man sich die Ausgabenziffern vorhält. Die gesammten Armenausgaben betrugen im Jahre 1896/97 nicht weniger als 10.2 Mill. Pfd. St., und hievon wurden durch Armensteuern 7.6 Mill. Pfd. St. aufgebracht. Um die Errichtung neuer Anstalten zu ermöglichen, werden vielfache Anleihen für Armenzwecke aufgenommen, im Jahre 1896 belief sich der Anleihebetrag auf 1.6 Mill. Pfd. St. Durch diese Mittel entstehen immer neue Armenanstalten, Workhouses und Spezialanstalten.

In die letzte Zeit (1894) fällt das neue Gesetz, welches die Wahlordnung für die Gemeinden und sohin auch für die Armenbehörden neu regelt. Es statuirt das allgemeine gleiche Wahlrecht, aktives und passives, für alle Inhaber einer Wohnung, welche 1 Jahr lang vor dem Wahltermin in dem Bezirke gewohnt haben, im Vollgenuß der bürgerlichen Ehrenrechte und mit Steuerzahlungen nicht im Rückstande sind. Männer und Frauen sind gleicherweise, aktiv und passiv, wahlberechtigt. Nicht ohne Bangen haben die wohlhabenden Klassen den Wirkungen dieses neuen Gesetzes entgegengesehen. In vielen Bezirken erlangten Radikale und Sozialisten die Mehrheit in den Vertretungskörpern, und die Wohlhabenden machten sich auf eine Verschleuderung des Armenvermögens gefaßt. Solche Bezirke begannen mit Gewährung größerer Armenunterstützungen, und die Folge war ein Zuzug unterstützungsbedürftiger Personen in solche demokratisch verwaltete Bezirke und eine Auswanderung wohlhabender Bürger; die Armensteuer ging in die Höhe, Grund und Boden fielen im Preise. Bald aber trat der naturgemäße Rückschlag dieser Verhältnisse ein: die Extremen schritten selbst an eine Herabsetzung der Unterstützungsbeiträge und gewährten schließlich Unterstützung nur im Workhouse. Es zeigte sich also zum Schlusse, daß die neue Wahlordnung keine Gefahr für die Armenpflege bildet, daß aber durch sie neue Kreise zur unentgeltlichen Mitarbeiterschaft herangezogen werden, neue Kräfte, welche sich mit hingebungsvollem Eifer in den Dienst der Humanität stellen. Dazu zählen, wie von allen Seiten anerkannt wird, in erster Reihe die Frauen; die Arbeit der Frauen auf dem Gebiete der Armenpflege in England ist in der That bewunderungswerth, man kann vom englischen Armenwesen nicht sprechen, ohne dieses Moment hervorzuheben.

Zehn Jahre haben im englischen Armenwesen manche wesentliche Aenderung zutage treten lassen; überall in den Vertretungskörpern und in der Gesellschaft begegnen wir einem lebhaften Interesse für alle Fragen der Armenpflege, aber nicht nur einem theoretisirenden, sondern einem praktischen und werkthätigen. Unsre größten Städte sollten vor allem die Einrichtungen der „Charity Organisation Societies“ eifrig studiren. Nur zu oft begegnen wir bei uns einem plan- und ziellosen Wohlthun, während in England ein Zusammenwirken öffentlicher und privater Armenpflege und

vor allem eine Zentralisation aller Wohlthätigkeitsanstalten einer Stadt in einem großen Körper als nothwendig erachtet wird. Die Gesammtzahl der in England und Wales im Jahre 1896 in öffentlicher Armenpflege Unterstützten betrug über 800,000, von denen ein Viertel in geschlossenen Armenanstalten sich befand. Der Aufwand hiefür betrug über 10 Mill. Pfd. St., das ist auf den Kopf der Bevölkerung ungefähr 7 M., auf den Kopf des Unterstützten ungefähr 250 M. Dazu kommen die Ausgaben der Privatwohlthätigkeitsanstalten, welche in London allein ein Jahreseinkommen von 4½ Mill. Pfd. St. haben! — Diese Ziffern sprechen eine beredte Sprache, sie zeigen, welche Bedeutung die englische Armenpflege hat. Nicht in allen ihren Einrichtungen, aber in ihrem großen Arbeitsaufwande darf uns die englische Armenpflege vorbildlich sein.

Dr. Anton Reitler.

Mittheilungen und Nachrichten.

I. N. Die vorjährigen Arbeiten des „Egyptian Research Account" (London) haben wieder sehr wichtige Resultate geliefert, so daß es wohl angezeigt ist, darüber einiges Nähere mitzutheilen. Die Ausgrabungen in Aegypten wurden von Mr. Quibell bei Hierakonpolis, dem alten Nekhen, dessen Ruinen unter dem Namen Kom el Ahmar (gegenüber von El Kab liegend) bekannt sind, fortgesetzt. Bei den Arbeiten zeigte sich, daß die Befestigung von den Sebakhgräbern bereits zerstört war und daß der in der Wüste gelegene prähistorische Friedhof nur geringe Bedeutung hatte, dagegen entschädigte die Entdeckung des Tempels, dessen Bloßlegung von größter Bedeutung wurde. Denn im Gegensatz zu den in den vorhergegangenen Jahren gefundenen Gräberüberresten der primitiven Könige ergaben die Ausgrabungen des Tempels kriegerische und geschichtliche Monumente der frühesten Dynastien; die ersten bis jetzt bekannten! Sämmtliche hier gefundenen Gegenstände gehören der Zeit vor der IV. Dynastie an und datiren 4000 v. Chr.

Zuerst sei erwähnt, daß der in der Wüste gelegene prähistorische Friedhof zahlreiche Thongefäße lieferte, ähnlich jenen aus den späteren Gräbern der „neuen Rasse" bei Nagada, deren Mehrzahl wir jetzt theils vor die frühesten Könige, theils gleichzeitig mit diesen zu setzen haben. Die späten Typen dieser Thongefäße gleichen denen aus dem Grabe des Königs Menes und gehören demnach wahrscheinlich der I. Dynastie an. Von weiteren Funden aus diesem Friedhof sind Schieferpaletten von meist späterer viereckiger Form anzuführen. Nur eine ist als Skorpion gebildet, dessen Darstellung wir noch häufig begegnen werden.

An einer Stelle der Tempelarea entdeckte man eine mit Elfenbeinschnitzereien angefüllte Grube von einer Länge von 7 englischen Fuß, einer Breite von 5 Fuß und einer Tiefe von 2 Fuß. Leider zeigte sich das Elfenbein vielfach verfault, mit Pflanzenwurzeln durchzogen und mit festem Kalksinter bedeckt; immerhin gelang es, einige Stücke ganz zu heben, was mit umso größerer Freude begrüßt werden muß, als jedes Fragment von großer Wichtigkeit ist, denn diese Schnitzereien bezeugen die eminente Begabung eines Volkes, das hier ungefähr in der zweiten Dynastie gelebt hat.

Unter den Schnitzereien nehmen die menschlichen Figuren die erste Stelle ein. Die dargestellten Männer haben meistens kleine spitze Bärte und scharfe Gesichtszüge, ähneln also den Köpfen der „neuen Rasse" der prädynastischen Zeiten, die wahrscheinlich als Lybier zu bezeichnen sind. Fast alle Figuren tragen Gürtel, an denen oft vorn ein Dolch herabhängt. Nur eine Figur trägt den gewöhnlichen kurzen ägyptischen Rock, der mit einem Band befestigt ist. Zwei kleine Figuren stehen auf einer Basis dicht nebeneinander, und vier andere stellen Gefangene mit auf dem Rücken gefesselten Armen dar.

Die weiblichen Figuren sind fast alle nackt; ihr Haar fällt in langen gewellten Massen über den Rücken und reicht bis zur Taille, während zwei Locken zu den beiden Seiten der Brust herabhängen. Der linke, gebogene Arm liegt gewöhnlich unter den Brüsten, indeß der rechte zur Seite herabgeht. Eine einzige Figur hat das Haar in der Mitte getheilt und auf beiden Seiten niederfallend. Abweichend von den übrigen Figuren ist diese in einen dicht anschließenden schleierartigen Mantel gehüllt.

Obschon diese Figuren den Typus des Volkes jener frühen Zeit zeigen, so können sie doch nicht als Darstellungen lebender Personen betrachtet werden; dagegen spricht bei fast allen die gänzliche Nacktheit. Aber mit Gottheiten sind sie auch nicht in Beziehung zu bringen, denn dazu fehlen ihnen die heiligen Embleme. Und weiter fällt auf, daß drei weibliche Figuren krummbeinig sind, also den Ptah Sokar-Figuren gleichen.

Außer diesen Rundfiguren finden sich noch viele auf Elfenbeinzylindern und -platten skizzirte. So trägt u. a. ein Zylinder den Ka-Namen des Königs Nar-mer, der gefangene Feinde tödtend dargestellt ist.

Die am meisten vorkommenden Verzierungen der Elfenbeinzylinder u. s. w. sind Thiere, so u. a. wunderbar ausgeführte Schnitzereien von Hunden und Löwen.

Sodann wurden Stäbe gefunden, wie solche Tänzer tragen, die auf den Skulpturen der VI. Dynastie zu Deshasheh dargestellt sind. Diese stark gebogenen Stäbe tragen oben einen Gazellenkopf und haben ringsum Schnitzereien von Vögeln und anderen Thieren, unter denen der Skorpion als Emblem hervorragt. Auch einige Kahnmodelle kamen vor; sie haben flachen Boden mit nach oben gebogenen Enden.

Zwischen dem den Tempel einschließenden Wall und dem östlichen Winkel des rechteckigen Baues lagen in einer Tiefe von ungefähr 6 engl. Fuß ein Kalksteinkopf, kleine Statuetten, Keulen, rohe Gefäße, Porphyrvasen, Alabastergefäße und einige Theile von Elfenbeinstäben. Die Mehrzahl der Statuetten und Stäbe ist in alter Zeit zerbrochen und wurde in diese Grube auf einem Haufen niedergeworfen. Mit all diesen Gegenständen fand man in einem großen, mit einer kleinen flachen Schale bedeckten Gefäße glasirte Figuren von Affen, Skorpionen, kleine Gefäße in der Form von Vögeln, und unweit davon lag die große wichtige Schieferpalette, das Hauptstück der Funde, von der noch später zu berichten ist. Wichtig ist es, daß die grünglasirten Thiere uns Aufschluß über die Art und Weise der frühesten Technik dieser Arbeiten geben: sie sind aus einer sandigen Masse geformt und mit Glasur überzogen. Unter den kleinen Statuetten befindet sich eine Zwergfigur, die als die früheste Darstellung des bekannten Ptah Sokar-Typus betrachtet werden kann und die einer menschlichen Mißgestalt nachgebildet worden ist. Da die Aegypter glaubten, daß derartige Mißgestalten mit übermenschlichen Kräften begabt seien, bildete man sie nach und zollte ihnen Verehrung.

Weiter verdienen Erwähnung: ein Froschkopf aus Quarzkrystall, ein Skorpion aus Serpentin, Vogelvasen aus Serpentin und Kalkstein, ein doppelter Ochsenkopf als Szepterknopf aus Serpentin und kleinere Köpfe aus Porphyr und Kalkstein, einer mit Elfenbeingriff.

Von Wichtigkeit sind ferner die Kalksteinkeulen mit Reliefskulpturen von hoher Vollendung. Die hervorragendste trägt den Namen des Königs NAR—MER, der unter einem Baldachin sitzt, über ihm schwebt der Geyer und hinter ihm befindet sich sein Ka-Name Nar-mer. Zwei unten stehende Männer tragen lange Fächer, dahinter steht der Hohepriester, Thet, und der königliche Diener mit drei Männern mit langen Stäben. Vor dem König steht eine Kuh und eine Ziege in einer Umrahmung und an der Basis befindet sich die Inschrift: „Ochsen, 400,000; Ziegen, 1,422,000; Gefangene, 120,000"; daneben sind in einer Umrahmung wilde Thiere dargestellt, mit denen wahrscheinlich die 120,000 gefangenen Thiere gemeint sind.

Ein Keulenfragment hat tanzende und Opfergaben darbringende Figuren und wieder ein anderes eine Reihe von Nomendezeichnungen, wie: Schakal, Set, Min und Hügel; bei jedem Zeichen befindet sich ein Vogel, das unterjochte Volk symbolisirend. Unten steht der König, eine Hacke haltend und die Bewässerungsarbeiten leitend. Hinter ihm sind zwei Fächerträger und ein mit Pflanzen bedecktes fruchtbares Feld. Vor ihm leert ein Mann einen Korb mit Erde aus. Weiter unten ist eine Sumpfgegend mit Kanälen und Männern auf Inseln und ein Palmbaum in einer Art Zaun dargestellt. Diese Scenen aus dem Leben während der frühesten Dynastien

sind ganz einzig in ihrer Art und deßhalb von hoher Bedeutung.

Ferner verdienen erwähnt zu werden: Skorpione von Krystall, Malachit, Serpentin und Glas, ein Keulenkopf von Krystall, ein Nilpferd aus Glas und ein Zapfenlager einer Thür aus quarzigem Gestein mit der Darstellung eines gefesselten Mannes, der durch die Thür erdrückt wird. Wir sehen hier die gleiche symbolische Darstellung wie in dem Todtenbuche, wo der Gottlose zwischen die Thüren des Hades zerquetscht wird.

Die vorn erwähnte große Schieferpalette, welche sich jetzt im Museum von Ghizeh befindet, ist das wichtigste historische Denkmal der frühesten Könige und beansprucht deßhalb eine kurze Beschreibung. Auf einer Seite derselben ist der gleiche König wie auf dem Keulenfragment dargestellt, dessen Ka-Name NAR — MER war, dessen persönlichen Namen wir aber noch nicht kennen. Der König ist gefolgt von seinem Leibdiener, während vor ihm der Hohepriester schreitet, vor dem Männer mit den Nomenbezeichnungen des III., V., I. und VI. Distrikts gehen. Die ersten zwei Männer mit langen Haaren sind bärtig, ähnlich jenen in dem Grabe des Paheri zu El Kab (XVIII. Dynastie), auch der dritte trägt einen Bart, dagegen zeigt der vierte den späteren ägyptischen Typus. Vor diesem Zuge liegen zehn Feinde, mit den Köpfen zwischen den Schenkeln; sie sind sämmtlich bärtig und tragen, bis auf einen, einen gehörnten Aufsatz wie von einer Stierhaut. Ueber diesen Darstellungen befinden sich ein Kahn und andere Hieroglyphen, während darunter zwei Leoparden sind, deren schlangenartige Hälse sich um einen in der Mitte aufgemalten Becher winden, der von zwei Männern an Schnüren gehalten wird. Auf der Basis ist ein Stier — das Emblem des Königs — dargestellt, der auf einen Feind tritt. Auf der anderen Seite sehen wir den König Nar-mer, dessen Kleid mit Hathor-Köpfen verziert ist, einen Feind beim Haar fassend und ihn mit der Keule zu Boden schlagend. Der Feind ist mit dem Namen Uash bezeichnet. Hinter dem König steht wieder sein Leibdiener. Unten sind zwei Feinde mit Hieroglyphen über jedem. Vor dem König steht der königliche Habicht, der einen aus dem Grunde sich erhebenden Kopf an einem Stricke hält. Zwei Hathor-Köpfe stoßen auf jeder Seite aneinander; diese, in Verbindung mit jenen auf dem Königskleid weisen also auf die besondere Verehrung Hathors hin.

Mit dieser Palette wurde ein 2 englische Fuß im Durchmesser fassender großer Krug von Syenit gefunden.

Von weiteren interessanten Funden sollen noch angeführt werden: ein Thongefäß mit dem Abdrucke eines Zylinders mit dem Namen Aha, dem Ka-Namen des Königs Menes, zwei riesige Flintmesser, eines von 32 engl. Zoll Länge, Theile eines goldenen Hotep, ein Habicht von Schiefer von vortrefflicher Arbeit, eine kopflose Figur eines Mädchens aus Lazuli, ein Scepterknauf, rund umgeben von Hunden und Löwen, von köstlichem Naturalismus, ein Messer, ein Meißel und ein Hohlmeißel aus Kupfer, Alabasterbecher, von denen einige den Habicht auf einem Halbmond zeigen, während andere anstatt jenes den Skorpion haben. Diese Zeichen sind wahrscheinlich die Ka-Namen zweier Könige, wie uns denn der Skorpion als Königszeichen schon begegnet ist.

Aus diesen Mittheilungen wird man ersehen, von welch hoher Bedeutung die Funde von Hierakonpolis für die früheste Geschichte Aegyptens, über welcher bisher noch ein Schleier lag, sind. Mr. Quibell hat das Verdienst, dank seinen glücklichen Entdeckungen, diesen Schleier gelüftet zu haben, so daß wir jetzt äußerst werthvolle Dokumente über die frühesten Könige Aegyptens und das Leben um 4000 v. Chr. besitzen.

Die nach London gekommenen Fundgegenstände waren mit jenen aus den Ausgrabungen bei Dendereh während der Monate Juni und Juli im University College ausgestellt und erregten allgemeine Bewunderung. Hoffen wir, daß Mr. Quibell uns in Bälde einen ebenso vortrefflichen Bericht über die Ausgrabungen von Hierakonpolis liefert, wie es der eben erschienene über das Ramessieum bei Theben ist.

* Ueber die **Geschwindigkeit des Schalles in den oberen Schichten der Atmosphäre** sind kürzlich bei **London** großartige Versuche mittelst eines Riesenluftballons angestellt worden. Es handelte sich darum, festzustellen, ob der Schall sich in den höheren Gebieten des Luftmeeres mit der gleichen Geschwindigkeit fortpflanzt als an der Erdoberfläche, oder vielmehr, da das von vornherein nicht wahrscheinlich ist, in welcher Weise die Fortpflanzung des Schalles dort verändert ist. Besondere Aufmerksamkeit sollte dem etwaigen Einfluß von Wolken auf die Fortpflanzung des Schalles gewidmet werden. Den Versuchen wohnten mehrere der größten englischen Physiker bei, Lord Kelvin, Lord Raileigh, Maskelyne, Lachlan u. s. w., außerdem eine tausendköpfige Menge von Zuschauern aus allen Kreisen. Der Luftballon, der 40,000 Kubikfuß Gas enthielt, wurde von Percival Spencer und seinem Bruder geführt. Bei einem Versuchsaufstieg hatte man bereits einige vorzügliche Photographien mit dem Kinematographen von der Gondel aus aufgenommen. Das Wetter war günstig, der Aufstieg ging glatt von statten und der Ballon entfernte sich langsam in nordwestlicher Richtung. Alsbald wurde mit den Versuchen begonnen. Zunächst wurde der Schall der menschlichen Stimme dem Ballon nachgesandt, dann die Töne von fünf verschiedenen Musikinstrumenten. Darauf kamen einzelne Flintenschüsse und die Signale einer Dampfpfeife an die Reihe. Weiterhin folgten Flintensalven mit anschließendem Pelotonfeuer. Mit zunehmender Entfernung des Ballons kamen stärkere künstliche Geräusche zur Anwendung: Explosionen bestimmter Mengen von Schießbaumwolle, dann solche der doppelten Menge, schließlich einer Mischladung von Geschützpulver und Schießbaumwolle. Während unten genau die Zeit jedes Signals aufgezeichnet wurde, merkten die Luftschiffer, die mit einem besonderen Empfangsapparat die Schallwellen aufnahmen, ebenfalls genau die Zeiten an, in denen der Schall des betreffenden Signals sie erreichte; da zugleich die Höhe und die Entfernung des Ballons von der Signalstelle bestimmt wurde, so konnte die Geschwindigkeit des Schalles von der Erde bis zum Ballon für jeden Fall berechnet werden. Die Versuche, die als sehr gelungen bezeichnet werden, dauerten 1½ Stunden. Die Ergebnisse derselben, welche sowohl für die Physik wie für die Meteorologie von großer Bedeutung sein werden, werden demnächst veröffentlicht und besprochen werden.

* **Straßburg i. E.** Der Privatdozent in der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät hiesiger Universität Dr. L. v. **Bortkewitsch** hat, der „Frankf. Ztg.“ zufolge, auf die venia legendi verzichtet. — Die theologische Fakultät hat den Professor Albrecht **Thoma** am Lehrerseminar zu Karlsruhe zum Ehrendoktor ernannt.

* **Königsberg i. Pr.** Der bisherige ordentliche Professor an der Universität Rostock Dr. **Busse** wurde zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Königsberg i. Pr. ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. **Alfr. Lehmann**: Aberglaube und Zauberei. Deutsch von Dr. Petersen. Lfg. 2—6 (Schluß). Stuttgart, F. Enke 1898. — Dr. **J. Klein-Kauffmann**: Die Seereise, besonders als Erholungsreise, und die großen Personendampfer. Mit 30 Illustrationen. Hamburg, G. W. Seitz Nachf., Besthorn Gebr. 1898. — **Das 19. Jahrhundert in Bildnissen**, hggb. von Karl Werckmeister. Lfg. 11. Berlin, Photographische Gesellschaft 1898. — **Zivilprozeßordnung und Gerichtsverfassungsgesetz nebst Einführungsgesetzen.** Textausgabe in der Fassung der Bekanntmachung vom 20. Mai 1898. Berlin, F. Vahlen 1898. — **Konkursordnung nebst Einführungsgesetz**, in der Fassung der Bekanntmachung vom 20. Mai 1898. Ebd. 1898. — Dr. **Benno Frhr. v. Passauner**: Die Pensionen und Provisionen der k. k. österr. Zivilstaatsbediensteten und Staatsarbeiter. 8. Heft. Wien, Manz 1898. — **Striese, ein lustiges Theaterbuch**; 1. Bd. Charlottenburg, Max Simson 1898. — **Paul v. Roth**: Bayerisches Zivilrecht. II. Theil, 2. Aufl., III. Abtheilung, hggb. von Heinrich Becher. Tübingen, H. Laupp 1898. — **Protokolle der Kommission für die zweite Lesung des Entwurfs des Bürgerlichen Gesetzbuchs.** Lieferung 5. Bearbeitet von Dr. Achilles, Dr. Gebhard und Dr. Spahn. Berlin, J. Guttentag 1898.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 16. August. Nummer 182.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Nochmals die Sonderstellung Bayerns in militärischer Beziehung und das Reichsmilitärgericht.

Von Karl v. Stengel.

I.

In Nummer 289 der Beilage der Allg. Ztg. vom 22. Dezember v. J. habe ich in einem Artikel unter der Ueberschrift: „Die Sonderstellung Bayerns in militärischer Hinsicht“ dargelegt, daß Bayern ein Reservatrecht auf einen besonderen obersten Militärgerichtshof nicht besitzt. Ich ging bei meinen Ausführungen davon aus, daß das Landheer des Deutschen Reichs nach der Reichsverfassung nicht wie die Marine eine Einrichtung des Reichs ist, sondern aus den Kontingenten der Einzelstaaten besteht und daher verfassungsmäßig allen Einzelstaaten, nicht bloß Bayern, ein Recht auf die Militärverwaltung, zu welcher selbstverständlicherweise auch die Militärgerichtsbarkeit gehört, zusteht. Der Unterschied zwischen Bayern und den übrigen Einzelstaaten besteht lediglich darin, daß letztere durch den kaiserlichen Oberbefehl in der ihnen grundsätzlich zustehenden Militärhoheit viel mehr beschränkt sind als Bayern. Darnach liegt allerdings in der Errichtung eines Reichsmilitärgerichts eine Verfassungsänderung, dagegen kann in der Ausdehnung der Zuständigkeit dieses Gerichtshofs auch auf Bayern die Verletzung eines bayerischen Reservatrechts nicht erblickt werden, da Bayern ein solches Recht durch den Versailler Vertrag ausdrücklich nicht eingeräumt worden ist und auch aus dem Inhalte der bezüglichen Bestimmungen nicht geschlossen werden kann, daß Bayern ein solches Recht eingeräumt werden wollte.

Meine Ausführungen hat Dr. Graßmann, ein Schüler Seydels und energischer Anhänger der von diesem vertretenen Staatenbundtheorie, in einem Artikel in Nr. 11 der Beilage zur Allg. Ztg. vom 15. Januar d. J. zu widerlegen gesucht, indem er im wesentlichen die Ausführungen Seydels über das Bestehen eines bayerischen Reservatrechts in Bezug auf einen besonderen obersten Militärgerichtshof wiederholte und im übrigen meine von ihm offenbar völlig mißverstandene Auffassung vom Begriffe eines Reservatrechts bekämpfte. Ich habe Graßmanns Ausführungen zunächst unerwidert gelassen, nicht weil ich dieselben irgendwie für stichhaltig gehalten hätte, sondern weil es damals hieß, daß direkte Verhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Prinz-Regenten von Bayern über das angebliche bayerische Reservatrecht eingeleitet seien, und es mir unter diesen Umständen nicht ganz passend erschien, die Polemik über diese Frage in der Tagespresse oder auch in wissenschaftlichen Zeitschriften weiterzuführen.

Vor kurzem hat nun Dr. Graßmann, der inzwischen zum Legationssekretär im kgl. bayerischen Staatsministerium des kgl. Hauses und des Aeußern ernannt worden ist, in den „Annalen des Deutschen Reichs“ von 1898 S. 721 bis 745 einen Aufsatz „Die Sonderstellung des bayerischen Heeres und das Reichsmilitärgericht“ veröffentlicht, in welchem er neuerdings die von der bayerischen Regierung vertretene Ansicht, daß Bayern ein Reservatrecht auf die Errichtung eines besonderen obersten Gerichts für die bayerische Armee besitzt, zu begründen sucht. Er bemerkt dabei, daß das Interesse an der Feststellung des bayerischen Reservatrechts ungeschwächt bestehen bleibt, auch wenn die zunächst zwischen den verbündeten Fürsten eingeleiteten Verhandlungen über die künftige Gestaltung zu einer Verständigung führen, da noch der Erlaß eines Reichsgesetzes, also die Anerkennung des von Bayern behaupteten Reservatrechts durch Bundesrath und Reichstag, nothwendig sei, denn Art. 33 Abs. 2 E.-G. zur Militärstrafgerichtsordnung hat die Einrichtung der obersten militärgerichtlichen Instanz mit Rücksicht auf die Verhältnisse Bayerns anderweitiger gesetzlicher Regelung vorbehalten. Bei dieser Lage der Dinge darf wohl auch ich mein bisheriges Schweigen brechen und meine Ansicht über das behauptete Reservatrecht Bayerns neuerlich darlegen.

Zur Begründung der Behauptung, daß der Ausdehnung der Zuständigkeit eines Reichsmilitärgerichts auf Bayern ein Reservatrecht dieses Staates entgegenstehe, nimmt Graßmann in erster Linie Bezug auf die Vorgeschichte des Versailler Vertrags. Er führt in dieser Beziehung in der Hauptsache folgendes aus: Als die Ereignisse des Jahres 1870 Bayern veranlaßten, in Verhandlungen mit dem Präsidium des Norddeutschen Bundes über „die Neugestaltung Deutschlands“ einzutreten, stellte Bayern Bedingungen für diesen Eintritt auf, welche zunächst mit dem Minister Delbrück während der Verhandlungen in München (vom 22.—26. Sept. 1870) erörtert wurden. Diesen Verhandlungen waren Anfang September 1870 Besprechungen zwischen dem Grafen Bismarck und dem Grafen Tauffkirchen vorausgegangen, bei welchen Bismarck erklärte, er wolle, daß Bayern bei den bevorstehenden Verhandlungen die freieste Bestimmung behalte und daß auf den Grundlagen seiner Vorschläge verhandelt werde; er erhob deßhalb gegen die von Graf Tauffkirchen aufgeführten Vorbehalte, u. a. unbedingte und vollständige Leitung der bayerischen Armee in Friedenszeiten ohne andere Theilnahme der Zentralgewalt oder der Bundesbehörden als der der Bundesinspektion, keinerlei Widerspruch. Ueber die folgenden Verhandlungen mit Delbrück besagen die Protokolle, so weit sie sich auf die hier zu prüfende Frage beziehen, wörtlich folgendes:

„Bei Besprechung des Bundeskriegswesens wurde zunächst darauf hingewiesen, daß in Art. 4 Ziff. 14 alles dasjenige, was an dem Militärwesen der Legislative anheim-

fällt, dortselbst schon der Legislative des Bundes zugewiesen und somit der Kompetenz der Gesetzgebung der Einzelstaaten entrückt sei."

Demgegenüber schlug Bayern für Art. 61 der Bundesverfassung, welcher die Einführung der gesammten preußischen Militärgesetzgebung im ganzen Bunde anordnete, folgende Fassung vor: „Bayern behält seine gesammte Militärgesetzgebung nebst den dazu gehörigen Vollzugs-Instruktionen, Verordnungen und Erläuterungen u. s. w. bis zur verfassungsmäßigen Beschlußfassung über die der Bundesgesetzgebung anheimfallenden Materien." Außerdem wurde mit Rücksicht darauf, daß nach dem bayerischen Vorschlage die Strafgesetzgebung dem Wirkungskreise des Bundes nicht anheimfallen sollte, proponirt, dem Art. 4 Ziff. 14 den Zusatz zu geben: „mit Ausnahme des Militärstrafrechts und -Strafprozesses, sowie der Militärkirchenordnung."

Für Art. 63, welcher bestimmt, daß die Landmacht des Reichs ein einheitliches Heer bilden soll, welches in Krieg und Frieden unter dem Befehle des Kaisers steht, schlug Bayern vor, zu sagen: „Das bayerische Heer bildet einen in sich geschlossenen Bestandtheil des Bundesheeres mit selbständiger Verwaltung unter der Militärhoheit S. M. des Königs von Bayern, im Kriege unter dem Oberbefehle S. M. des Königs von Preußen als Bundesfeldherrn. In Organisation, Formation und Ausbildung (taktische Reglements und Präsenzstand) besteht Einheit zwischen dem bayerischen und dem norddeutschen Heere. Das Bundespräsidium hat die Pflicht und das Recht, sich durch Inspektionen von dieser Einheit in Organisation und Formation, sowie von der Vollzähligkeit und Kriegstüchtigkeit des bayerischen Kontingents zu überzeugen und wird sich über die Modalitäten der jeweiligen Vornahme und über das Ergebniß dieser Inspektionen mit S. M. dem König von Bayern ins Benehmen setzen. Die Anordnung der Kriegsbereitschaft (Mobilisirung des bayerischen Kontingents oder eines Theils desselben) erfolgt auf Veranlassung des Bundespräsidiums durch S. M. den König von Bayern."

Art. 64 Abs. 1, der die Verpflichtung der deutschen Truppen ausspricht, den Befehlen des Bundesfeldherrn unbedingt Folge zu leisten, wurde von Bayern mit der Aenderung, daß nach Bundesfeldherrn einzuschalten sei „im Kriege" angenommen, während bezüglich der Absätze 2 und 3 dieses Artikels mit Rücksicht auf die beanspruchte Selbständigkeit der bayerischen Armee die Weglassung vorgeschlagen wurde.

Zu Art. 65 (Festungswesen) wurden Aenderungen vorgeschlagen, während die vom Rechte der Kontingentsherren, die Offiziere ihrer Kontingente zu ernennen und von den Ersparnissen am Militäretat handelnden Art. 66 und 67 mit Rücksicht auf die selbständige Stellung des bayerischen Heerwesens wegfallen sollten.

Auf Grundlage dieser Vorschläge wurde zunächst in Versailles zwischen dem preußischen und dem bayerischen Kriegsminister weiter verhandelt; die Verhandlungen geriethen jedoch ins Stocken, weil der preußische Kriegsminister die bayerischen Forderungen zu weitgehend fand, so daß Bismarck selbst eingreifen mußte.

Bismarck führte die weiteren Verhandlungen nicht auf Grundlage einer auch gelegentlich zur Sprache gekommenen Erweiterung des am 22. August 1866 zwischen Preußen und Bayern geschlossenen Schutz- und Trutzbündnisses, sondern „auf der Basis eines engeren Bundes", weil dieselbe die einzige sei, die den Wünschen der deutschen Nation entspreche, während sie doch auch breit genug sei, um der Stellung Raum zu gewähren, auf welche Bayern vermöge seiner Bedeutung in einem Deutschen Bunde Anspruch habe. Die besondere Regelung der militärischen Verhältnisse sollte durch einen neben der Verfassung abzuschließenden völkerrechtlichen Akt erfolgen, während in anderen Beziehungen die Verfassung selbst die nöthigen Maßgaben enthalten sollte.

Auf Grund der neuerlich eingeleiteten Verhandlungen erfolgte dann auch am 23. November 1870 die Unterzeichnung des Bündnißvertrages und des dazu gehörenden Schlußprotokolls. Die Gegenüberstellung des Vertrags, bezw. der Verfassung und der ursprünglichen einzelnen Vorschläge zeigt nun, wie Graßmann hervorhebt, daß die wesentlichen Sätze des Vertrags über die Sonderstellung des bayerischen Heerwesens und seines Kriegsherrn wörtlich mit den ersten Vorschlägen der bayerischen Regierung übereinstimmen. Daraus ergibt sich nach Graßmanns Ansicht als zweifellos, daß die Absicht der bayerischen Regierung erreicht wurde, „die militärische Oberherrlichkeit" nur in den einzelnen, ausdrücklich und bestimmt genannten Richtungen einzuschränken, bezw. an den Bund nur die genau umgrenzten Befugnisse zu übertragen, welche zur Ermöglichung einer gleichmäßigen Ausbildung und gemeinsamen kriegerischen Aktion der bayerischen Armee mit dem Bundesheer absolut nothwendig waren.

In einem und zwar sehr wesentlichen Punkte ist freilich, das muß auch Graßmann zugeben, Bayern von seinem ersten Vorschlage zurückgegangen. Es hat auf dem erwähnten Zusatze zu Art. 4 Ziff. 14 der Bundesverfassung nicht beharrt. Daraus hat der preußische Kriegsminister v. Goßler gelegentlich der Reichstagsverhandlungen über den Entwurf der Militärstrafprozeßordnung den Schluß gezogen, daß sich die Zuständigkeit des vorgeschlagenen Reichsmilitärgerichts auch auf Bayern zu erstrecken habe, da Bayern die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Militärrechtspflege anerkannte und nur aus praktischen Gründen eine Aenderung seiner Militärstrafrechtspflege hinauszuschieben wünschte.

Dieser Ausführung gegenüber bemerkte der bayerische Gesandte Graf Lerchenfeld: aus der Modifikation des ursprünglichen Vorschlags sei lediglich der nie von Bayern bestrittene Schluß zu ziehen, daß die Reichsgesetzgebung in der Lage sei, für das ganze Bundesgebiet mit Einschluß von Bayern die Militärstrafgerichtsordnung einheitlich zu regeln und Normen für die Einrichtung und die Thätigkeit der Gerichte vorzuschreiben; daß aber das Reich im Wege der Gesetzgebung ohne die Zustimmung Bayerns diesem gegenüber die Gerichtsbarkeit sich aneignen könne, diese Schlußfolgerung lasse sich hieraus nicht ziehen. An eine gemeinsame oberste Instanz sei bei Abschluß des Vertrags nicht gedacht worden. Die Absicht der Kontrahenten sei gewesen, daß die Militärhoheit des Königs von Bayern, unbeschadet des kaiserlichen Oberbefehls im Kriege und der in Ziff. III § 5 des Vertrags festgestellten Verpflichtungen, unberührt bleibe.

Der preußische Kriegsminister hat auf diese Aeußerung keine weitere Erklärung abgegeben, eine andere Darlegung von Gründen für die preußische Rechtsauffassung ist amtlich wenigstens nicht veröffentlicht worden.

Graßmann gibt nun zu, daß die Geschichte der Vertragsverhandlungen für die Lösung der Spezialfrage keine direkte Lösung bringt, meint aber, daß sie für die Abgrenzung der Befugnisse des Reiches oder des Bundesfeldherrn gegenüber der bayerischen Armee den Grundsatz ergebe, daß die Militärhoheit des Königs von Bayern nur in einzelnen Punkten zugunsten des Reichs beschränkt worden ist; daher müsse für die Reichszuständigkeit stets der Nachweis der ausdrücklichen Uebertragung einer bestimmten Befugniß an das Reich erbracht werden. Insbesondere sei auch irgend ein Anhaltspunkt dafür, daß unter dem Ausdrucke „im Kriege unter dem Befehle des Bundesfeldherrn" etwas anderes zu verstehen wäre, als unter dem im Allianz-

vertrage von 1866 gebrauchten Worten: „Oberbefehl im Kriege", in den Verhandlungen nicht zu finden; es werde daher der Schluß nicht abzuweisen sein, daß jene militärischen Hoheitsrechte, welche der König von Bayern neben der Verfügung des Königs von Preußen hinsichtlich der kriegsmäßigen Verwendung der bayerischen Truppen während des Krieges 1870 ausgeübt hat, durch den Versailler Vertrag nicht berührt oder vermindert worden sind.

Zur Lösung der Frage, ob das Reich die Befugniß zur eigenen Ausübung der Militärgerichtsbarkeit auch hinsichtlich des bayerischen Heeres sich im Wege der Gesetzgebung beilegen kann, ohne daß Bayern gemäß Art. 78 Abs. 2 R.-V. dieser Uebertragung zustimmt, hält es Graßmann für nothwendig, festzustellen, welche neuen Befugnisse die Militärstrafgerichtsordnung an das Reich übertragen will, sowie zu untersuchen, ob hiedurch eine Aenderung der Militärhoheit des Königs von Bayern eintritt, und zwar jener Rechte, die im Versailler Vertrag vorbehalten und nach Art. 78 Abs. 2 R.-V. gegen eine Veränderung ohne Bayerns Zustimmung geschützt sind.

Ein näheres Eingehen auf die bezüglichen Ausführungen Graßmanns ist jedoch hier nicht veranlaßt; es ist zuzugeben, daß die Thätigkeit des Reichsmilitärgerichts sich als Gerichtsbarkeit und nicht als eine unter den Begriff der Militärgesetzgebung fallende Gesetzesauslegung darstellt und daß die Militärgerichtsbarkeit als Bestandtheil der Militärhoheit betrachtet werden kann; ebenso muß auch anerkannt werden, daß eine Ausdehnung der Zuständigkeit des Reichsmilitärgerichts auf Bayern eine Minderung der dem König von Bayern nach Maßgabe des Bündnißvertrags, bezw. der Reichsverfassung zustehenden Militärhoheit ist. Endlich ist auch nicht zu bestreiten, daß in der Uebertragung der obersten Gerichtsbarkeit in Militärstrafsachen auf das Reich eine Aenderung der einschlägigen Bestimmungen der Reichsverfassung liegt, welche auf dem Grundsatze beruhen, daß in Bezug auf das Landheer dem Reiche lediglich die Gesetzgebung, den Einzelstaaten aber die Militärverwaltung einschließlich der Militärgerichtsbarkeit zusteht. Streitig ist nur, ob diese Uebertragung ohne Beseitigung eines Bayern zustehenden Reservatrechts möglich ist, bezw. an einem solchen Reservatrecht ihre Schranke findet.

Zum Schlusse seiner Abhandlung wendet sich Dr. Graßmann gegen die vom preußischen Kriegsminister v. Goßler aufgestellte Behauptung, daß Meinungsverschiedenheiten über den Bestand eines Reservatrechts nach Maßgabe des Art. 76 R.-V. durch den Bundesrath zu entscheiden seien. In der That ist diese Behauptung unrichtig, denn Art. 76 Abs. 1, der hier allein in Frage kommen kann, handelt lediglich von Streitigkeiten zwischen verschiedenen Staaten; bei einer Streitigkeit über das Bestehen eines Reservatrechts handelt es sich aber nicht um einen Streit zwischen zwei oder mehreren Einzelstaaten, sondern um einen Streit zwischen dem Einzelstaate, der das Reservatrecht behauptet, und dem Reiche, dem gegenüber ja allein das Reservatrecht geltend gemacht werden kann. In welcher Weise derartige Streitigkeiten über angebliche Reservatrechte zu entscheiden sind, wird später darzulegen sein.

Eine verschollene Ehrendoktorin der Universität Marburg.

Frau Johanna Wyttenbach-Gallien.

Von Dr. M. J. Minckwitz.

Wir sind es von jeher gewohnt, in den Nekrologen, ja selbst in ziemlich ausführlichen Biographien großer Männer ihre Gattin nur dann mehr als andeutungsweise erwähnt zu finden, wenn deren Individualität während der Ehe in irgend einer Beziehung besonders kräftig zur Geltung gelangt war, und auch in diesem seltenen Ausnahmsfalle beschränkt sich die Schilderung der Lebensgefährtin zumeist (abgesehen von der Aufzählung ihrer rein äußerlichen Vorzüge) auf die Angabe ihrer Familie, ihres Geburts-, Vermählungs- und vielleicht ihres Sterbetages. Handelt es sich um Ehen, die von Künstlern mit Künstlerinnen, überhaupt von hochbegabten Männern mit geistig ebenbürtigen Frauen geschlossen wurden, so erwächst dem umsichtigen Biographen des Mannes von Rechts wegen eine neue Forderung, die er freilich bisher nur in den seltensten Fällen mustergültig berücksichtigt hat: die positiv nachweisbaren Leistungen der Frau sind gründlichst zu erforschen, namentlich um festzustellen, ob sie auf geistigem Gebiete die „Empfangende" oder die „Gebende" für den Gatten gewesen ist. Der geistige Konnex zwischen Eheleuten ist nicht so einseitiger Art, wie er zumeist zugunsten der Männerwelt dargestellt wird. Oft handelt es sich bei genauerer Einsicht zum mindesten um einen regen Austausch von Ansicht und Gegenansicht, um Bekämpfung von Vorurtheilen, ja um direkte Eingriffe, namentlich von Seiten der Frau, sobald es sich um die Form handelt, in welcher neue Ideen einem möglichst großen Bruchtheil der Menschheit zum Bewußtsein gebracht werden sollen.

Ein interessantes Beispiel für den nicht seltenen Fall, wie der von einem bedeutenden Gatten empfangene Ideenkreis von einer klugen Frau Jahre hindurch innerlich verarbeitet, weiter gesponnen und schließlich mit neuen selbständigen, echt weiblichen Eindrücken anmuthig durchwebt wird, bietet sich in den eleganten Schriften der Gattin des berühmten (in Bern geborenen) holländischen Humanisten Daniel Wyttenbach. Von den Freunden des ausgezeichneten Gelehrten, insbesondere von Friedrich Creuzer,[1] ist Frau Johanna (Jeanette) Gallien-Wyttenbach ein ehrenvolles Denkmal in der Lebensbeschreibung ihres Gatten gesetzt worden; eine öffentliche Anerkennung ihrer Verdienste ist auch von Seiten der Universität Marburg anläßlich der Feier ihres 300jährigen Jubiläums erfolgt, trotzdem hat es Frau Wyttenbach eigentlich nur zu der Würde einer „verschollenen" deutschen Ehrendoktorin gebracht, insofern eine Beantwortung der Frage, auf welche speziellen Verdienste sich diese ungewöhnliche wissenschaftliche Ehrung begründet, an der völligen Unkenntniß ihrer Schriften scheitert. Zumeist begnügt man sich damit, Ursache und Folge zu verwechseln, indem man auf die Wyttenbach'sche Stiftung hinweist, die in Wirklichkeit erst nach der Verleihung des Doktordiploms von Seiten der Wittwe erfolgt ist, die als geborene Kurhessin von jeher ihrer Landesuniversität ein wahrhaft freundschaftliches Interesse gewahrt hatte. In dem von der philosophischen Fakultät ausgestellten Diplom aber heißt es mit Recht von ihren Schriften: ob doctrinae elegantiam scriptis probatam antiquae urbanitatis odorem spirantibus. Mit diesem Ausspruch ist indessen — wie wir sehen werden — nur der einen, und zwar der weniger originellen Seite ihrer literarischen Wirksamkeit lobend gedacht worden. Diese anmuthige Vulgarisation der Ideen eines Plato und Plutarch hat uns in zwangloser Form noch obendrein einen Einblick in ihre eigenste Gedankenwelt gestattet. Sie hat zwar keine neue Lösung der Stammräthsel des Menschengeschicks in Angriff genommen, kein neues System zu begründen versucht, tastet dafür aber hartnäckig nach einem Ansatz zu einer Art von „Frauenphilosophie", die zugleich Theorie und Praxis in sich begreifen soll. Bisweilen nimmt ihr Gedankenflug einen überraschend kühnen Anlauf, und wenn das Gesammtresultat Manchem nicht entsprechend reichlich ausgefallen

[1] Aus dem Leben eines alten Professors. Leipzig und Darmstadt 1848. S. 49, 85 ff.

zu sein scheint, so darf man nicht vergessen, daß die kluge Denkerin keinen regelrechten wissenschaftlichen Bildungsgang durchlaufen hat. An ihre im besten Falle mangelhafte weibliche Jugendbildung schlossen sich nur zwei mächtige Schulungsfaktoren: der tägliche Verkehr mit Wyttenbach und die Lebenserfahrungen einer politisch schwer bewegten Zeit. Ueberdies ist der bedeutsam fördernde Einfluß des Gatten wohl nicht allzu früh in ihr Leben eingedrungen. Johanna Gallien ist die Tochter einer älteren Schwester Wyttenbachs. Ihr Geburtsjahr wird nirgends erwähnt. Sie ist in Hanau geboren, wo ihr Vater unter dem damaligen Kurfürsten die Stellung eines Professors der französischen Literatur bekleidete. Aus dem Elternhause datirt bereits ihre fast meisterhafte Beherrschung der französischen Sprache, deren sie sich später ausschließlich in ihren Schriften und Briefen bedient hat. Die Daten aus ihrem Leben sind uns leider nur spärlich zubemessen. Die Biographen Wyttenbachs melden übereinstimmend, daß sie im Jahre 1816, als der ausgezeichnete Gelehrte erblindet ins Privatleben zurücktrat, über 20 Jahre bei ihrem Oheim in Holland gelebt, dessen Hauswesen vorgestanden und ihm Bibliothekars- wie Sekretärsdienste geleistet habe. Im folgenden Jahre, nicht volle 3 Jahre vor seinem Tode, erwirkte Wyttenbach, hauptsächlich zur besseren Sicherung ihrer pekuniären Lage, vom König von Holland den zu einer so nahen Verwandtenheirath nothwendigen Dispens und vermählte sich mit seiner treuen Pflegerin, die auch seinen Lebensabend in jeder Hinsicht aufs liebevollste verschönte. Johanna hat den tief betrauerten väterlichen Gatten nur 10 Jahre überlebt, die sie theils auf Reisen ins Ausland, theils auf ihrem Landsitz zu Oegsgeest bei Leyden verbrachte. Nach längerer Krankheit brachte ihr der Tod am 27. April 1830 die lang ersehnte Erlösung. Sie selbst hat die Stimmung ihrer letzten Tage in einem Briefe an Freund Creuzer in Heidelberg mit dem schlichten Worte geschildert: J'ai vécu et je meurs dans les principes que Vaus avez connu à Wyttenbach. J'ai le bonheur de jauir d'une tranquillité d'âme la plus parfaite. La bienfaisance récommandée d'une manière si touchante dans l'Evangile, a embelli mes jours, a embelli leur fin.

Johanna Wyttenbach hat eine schwierige Lebensaufgabe zu lösen verstanden, der wenig Frauen gewachsen sein dürften. Sie ist in jeder Beziehung die treue Lebensgefährtin eines Gelehrten geworden, der in seiner Jugend vor dem Schließen eines Ehebundes zurückscheute, weil er mit Recht daran zweifelte, eine Frau zu finden, die der über alles geliebten Wissenschaft den ersten Platz in seinem Herzen gegönnt hätte. Sein anscheinend schroffes, ungelenkes Wesen, hinter dem sich gleichwohl eine tiefe Herzensgüte barg, hatte selbst seine vertrautesten Freunde zu dem wohlmeinenden Rathe veranlaßt, dem schönen Geschlecht, das auf zarte Huldigungen allzuviel Gewicht zu legen pflegt, am besten gänzlich fern zu bleiben. Mit den Jahren war der etwas menschenscheue Gelehrte durch den tiefen Ernst seines Wesens bei den ihm Fernerstehenden sogar in den Ruf unerträglichen Dünkels und abstoßender Reizbarkeit gerathen, sa daß es fast als ein Wunder zu betrachten ist, wie rasch die junge liebenswürdige Nichte sich bei dem Sonderling zurechtgefunden und ihm reichen Ersatz für die bis dahin vermißte behagliche Häuslichkeit zu gewähren verstanden hat. Es erscheint ganz natürlich, daß die fleißige Arbeitsgenossin schließlich in Stunden der Muße auch selbst zur Feder griff, um eine ganz eigene Art von Memoiren aufzuzeichnen, die zunächst nur für den engeren Wyttenbach'schen Freundeskreis bestimmt waren. Mit Ausnahme der kleinen gegen Ende des Jahres 1808 entstandenen Erzählung: Histoire de ma petite chienne Hermione sind die weder umfangreichen noch zahlreichen Schriften in Dialogform gekleidet. Das erste Gespräch, Théagène betitelt, erschien 1815 im Druck, ihm folgte 1817 das „Banquet de Léontis", 1820 die bereits erwähnte „Histoire de ma petite chienne Hermiane", 1823 Alexis sowie die „Symposiaques au Propos de table" und 1825 eine neue Auflage von Théagène. Damit ist die Liste der sämmtlich in Paris (chez Antaine Augustin Renouard) veröffentlichten Werke bereits erschöpft.[1] Aber der Totaleindruck, den die aufmerksame Lektüre dieser geistvollen Dialoge hervorruft, ist geradezu imposant, insofern der darin behandelte Stoff eigentlich sämmtliche höchste Geistesinteressen der Menschheit umfaßt. Die ideale Atmosphäre, in der sich Johanna Wyttenbach mit Vorliebe bewegt hat, spiegelt sich in so ungetrübter Klarheit in ihren Schriften wieder, daß man ihr diese Krystallisation humanistischer Meinungsaustausche als ein hohes Verdienst anrechnen muß. Ueberdies haben wir es nicht einmal mit bloßen Reflexen eines hochinteressanten Gelehrtenmilieus zu thun. Die Welt der alten Griechen mit ihren philosophischen und künstlerischen Endzwecken rückt gleichsam, neu belebt durch den Hauch humanistischen Fleißes, unter der Feder der klugen Denkerin in fast greifbare Nähe. Eine ganz schlichte Erklärung dieses ungewöhnlichen Interesses für die schwierigen Probleme, die schon die antike Welt bewegt haben, findet sich in dem Prolog zu der „Histoire de ma petite chienne Hermione". Das stille Gelehrtenheim in Holland, in das Johanna sich urplötzlich, wenn auch mit ihrer völligen Zustimmung verpflanzt sah, bot ihr manche freie Stunde, die sie nicht in fruchtloser Grübelei verloren hat. „La salitude, si confarme à mon goût, dans laquelle j'ai passé treize ans," schreibt sie „me fit créer un monde à mai. Je n'ai paint vécu paur ainsi dire, dans le pays que j'habite, j'ai vécu à Athènes." Allzu bescheiden aber äußert sie sich, wenn sie in dem Théagène betitelten Dialoge behauptet, daß alle guten Ideen, die ihr auftauchen, bei näherer Ueberlegung eigentlich auf Wyttenbachs, des Gatten Urheberschaft zurückzuführen seien. Allerdings wäre es unmöglich, eine gerechte strenge Sonderung des geistigen Eigenthums Johanna Wyttenbachs vorzunehmen. Der Geist Plato's und Plutarchs, ihrer Lieblingsschriftsteller, hat sich bei ihr mit den Anschauungen des Gatten und seiner intimeren Freunde so eng verwebt, daß schwerlich eine genaue Grenzlinie für diejenigen Punkte festzusetzen ist, an denen ihre eigene Denkkraft nicht bloß geschickt reproduzirend eingesetzt hat. Fraglos erscheint ihre geistige Selbständigkeit jedoch, sobald sie in ihre Dialoge Erörterungen einflicht, die den speziellen Interessen ihres eigenen Geschlechts gewidmet sind. Hier unterliegt sie keinerlei fremdem Einflusse, hier erwacht sie aus der halbpassiven, träumerischen Beschaulichkeit zur klaren Erkenntniß einer Reihe von Uebelständen, die zum Theil der Staat, der Gesetzgeber, zum Theil die Frauenwelt selbst durch ein ernstes sittliches Aufraffen aus der Welt zu räumen hat. Die kluge Frau stellt keine revolutionären Forderungen auf, ihre Anschauungen sind sehr gemäßigter Art, denn sie rechnet mit gegebenen Verhältnissen, deren Berechtigung sie wenigstens niemals direkt in Zweifel zieht. Immerhin offenbaren ihre Aeußerungen die Unzufriedenheit aller hochbegabten Frauen mit der ihrem Geschlechte gewaltsam zudiktirten Rolle. Die Art und Weise, wie Johanna diesen Groll, zum Theil sogar in fein ironischem Tone, motivirt, ist so originell, so überzeugend, ja so hochmodern, daß ihre Schriften schon aus diesem Grunde wieder ans Tageslicht gezogen werden müssen. In diese ganz eigenthümliche Richtung ist sie durch einen rein historischen

[1]) Auf der großherzogl. Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe befinden sich auch einige Briefe Johanna Galliens, an F. Creuzer gerichtet, die theilweise in den Anmerkungen zu der 1874 gedruckten Heidelberger Prorektoratsrede B. Starks veröffentlicht sind.

und einen mehr praktischen, aktuellen Einfluß gedrängt worden. Die aus der Geschichte geschöpfte Erkenntniß bot sich ihr in einem näheren Vergleich der Zustände von Athen und Sparta, die Bestätigung der gewonnenen Einsicht besiegelte ihr der klare Blick ins volle Menschenleben. Dieser originelle Zug selbständiger Kritik weiblicher Lebensfragen tritt besonders im Banquet de Léontis und in der völlig frei erfundenen, schon mehrmals erwähnten „Histoire de ma petite chienne Hermione“ zutage, während die übrigen Schriften durchweg Ideen Plato's behandeln, die in scheinbar zwanglosen Unterredungen gruppirt und Personen in den Mund gelegt sind, die zwar griechische Namen, wie Theagenes, Charmides, Kritobolus, Klea, Kleobuline, Leontis, tragen, hinter deren Pseudonym aber auch ohne die direkten Aufschlüsse der Erzählerin [1]) sehr leicht die Hauptpersonen des Wyttenbach'schen Freundeskreises (ihn selbst und seine Gattin mit einbegriffen) zu errathen sind. — Die platonische Idee, die bekanntlich aus dem sokratischen Begriffe, d. h. der Vertiefung des Sinnes der beständigen Frage des Sokrates, „was“ ist das Schöne, das Gute, das Gerechte u. s. w., hervorgegangen ist, bildete das Grundthema zu einem unerschöpflichen Gedankenaustausch bei Anlaß traulicher gastlicher Vereinigung. Gelegentlich streiften wohl auch Gatte und Gattin in der zeitweiligen Abgeschiedenheit ihres Landaufenthaltes in eifrigem Zwiegespräch diese oder jene ernstere Frage, die das System Plato's im Gefolge hat. Aus einer derartigen mittheilsamen Stimmung des Ehepaars mag der Dialog Théagène hervorgegangen sein, der von der rechten Form und dem rechten Anlasse zum „Gebete“ handelt. Dieses Gespräch zwischen Théagène (Wyttenbach) und Cléobuline (Johanna) ist einmal zu und einmal nach Lebzeiten Wyttenbach's gedruckt und mit lebhafter Sympathie von den Freunden des Hauses begrüßt worden. Im Jahre 1816 erschien auch eine deutsche Uebertragung des geistvollen Dialogs zu Leipzig. Er enthält manchen schönen und erhabenen Gedanken, untermengt mit schalkhaften Bemerkungen im Hinblick auf die widersprechenden Wünsche, die der begehrlichen Menschenbrust ohne Rucksicht auf den lieben Nächsten zu entsteigen pflegen, und gipfelt in der Bemerkung Merkurs: le culte qui vous coûte réellement le plus, est le sacrifice de vos passions déréglées. Die Anerkennung von Seiten der Freunde veranlaßte nach diesem kleinen noch mehr skizzenhaften Vorspiele einige weitere Publikationen, von denen besonders zwei im Jahre 1823 ein ganz zeitgemäßes Aufsehen erregten: Alexis und die Symposiaques, ou Propos de table. Beide Schriften bekunden ein schwärmerisches Interesse für die Freiheitskämpfe der Griechen. Alexis erschien bereits im Oktober des nämlichen Jahres in neugriechischer Uebertragung. Kurze Zeit vorher war eine namhafte Summe für die griechischen Verwundeten von Frau Wyttenbach an eine Sammelstelle Marseiller Kaufleute verabfolgt worden. Denn auch sie, von der Schönheit der antiken Welt begeistert, war von dem verfänglichen Irrthum, der auf einer Verwechslung und Verkennung der Zeiten beruht, durchdrungen, daß der so tief gesunkene griechische Staat, zum Bewußtsein seiner ehemaligen Würde erwacht, einer völligen Wiedergeburt entgegengehe. L'Attique produit encore de nos jours des olives d'un goût exquis, heißt es in „Alexis“. Elle produiroit de même des grands hommes tels qu'autrefois, pour peu que les circonstances fussent favorables à la culture de l'esprit. Die rührende Zuversicht, daß durch Beseitigung äußerer widerwärtiger Umstände der gesunkene griechische Staat ohne weiteres gehoben werden könne, ist der skeptischen Neuzeit abhanden gekommen. Seit der Eifer für die humanistischen Studien erlahmt, hat die Theilnahme an dem Geschicke Neugriechenlands sich ganz bedeutend abgekühlt. Auch Frau Wyttenbachs begeisterte Fürsprache in Alexis und im „Proème“ zu den Symposiaques hat für uns nur noch ein völlig sekundäres Interesse. Aber einige Gedankenperlen, die in den beiden Schriften enthalten sind, verdienen es, ans Licht der Gegenwart gezogen zu werden. Alexis forscht nach den Ursachen der Verderbniß und des guten Geschmacks in Kunst und Literatur und glaubt sie mit Recht zu erkennen in der „Veränderungssucht“, in der „Lesewuth“ und in der „Effekthascherei“. Die ersten beiden Vorwurfe sind an die Adresse des Publikums gerichtet, der letztere an den Künstler, der dem gelangweilten, übersättigten Genußmenschen Zugeständnisse macht, die außerhalb der Grenze wahrer Kunst liegen. Vouloir sans cesse étonner, est encore un des signes caractéristiques du goût barbare… le bon goût ne vise pas sans cesse à surprendre; il nous entraîne sans que nous nous en apercevions. Nicht weniger zutreffend erscheint eine andere Bemerkung, die der Wohlthätigkeit gewidmet ist. Dieselbe beweist uns, daß bei Frau Wyttenbach sich Verstand und Gemüth in seltener Harmonie das Gleichgewicht hielten. Sie selbst hat im reichsten Maße Hülfsbereitschaft gegen Kranke und Nothleidende geübt, betrachtet das Spenden von Almosen aber nur als ein vorsichtig anzuwendendes Palliativ. „Der Staat, der sich darauf beschränken würde, die öffentliche Noth durch Almosen zu lindern, würde mit diesem kurzsichtigen Verfahren nur eine neue Krankheit heraufbeschwören. Deßhalb bemüht sich der Gesetzgeber, Jeden in den Stand zu setzen, durch Arbeit und Fleiß aus eigener Kraft seine Bedürfnisse befriedigen zu können.“ — Nicht minder reich an schönen Gedanken sind die fünf Symposiaques. Hier wechseln ausführliche Darlegungen der Theorien Plato's über die der Idee Gottes widerstrebende Materie, über den Fatalismus, die Unsterblichkeit der Seele, über Aberglauben und echte Frömmigkeit bunt ab mit eigenen Einfällen, die bei aller Schlichtheit und Kürze den Nagel zumeist auf den Kopf treffen. Immerhin liegt auch in diesem anziehenden kleinen Werke nicht der Schwerpunkt der Leistungsfähigkeit Frau Wyttenbachs. Denn auch hier verarbeitet sie hauptsächlich nur Gelesenes und Gehörtes, oft freilich recht spröden Stoff, zu durchsichtiger und doch niemals ernüchternder Klarheit. Die wirklich originelle fesselnde Denkerin aber tritt uns im „Banquet de Léontis“ und in der „Histoire de ma petite chienne Hermione“ entgegen. Das „Banquet de Léontis“ ist Creuzer (Charmidès) gewidmet, der dafür Sorge trug, daß der Prälat Schmid im Jahre 1821 eine deutsche Uebersetzung der eleganten Schrift veröffentlichte. Der Rahmen dieses Dialogs ist sehr einfach gewählt. Im Landhause der Léontis (Gemahlin van Kampens) ist vorübergehend eine Anzahl gleichgesinnter Freunde beiderlei Geschlechts versammelt. Gespräche von bald heiterem bald ernstem Inhalt würzen die Tafel. Die nach dem Leben ausgeführte Zeichnung der Charaktere der einzelnen Sprecher ist in glücklicher Nachahmung Plutarchs durch anekdotenhafte Züge unterstützt. Wir haben ein nach Form und Inhalt treffliches Abbild des einfach-vornehmen gesellschaftlichen Verkehrs holländischer Gelehrtenkreise zu Anfang unsres Jahrhunderts vor uns. Selbst der etwas fade Duft gefühlsseliger Freundschaftsbetheuerungen ist gewiß echt. Was die im „Banquet de Léontis“ berührten Themata anbelangt, so sind sie an und für sich nicht neu. Ein wenig schleppend wirkt die weit ausgesponnene Allegorie, die sich an die Erörterung über die Grenzen zwischen Liebe und Freundschaft knüpft. Ein kleines Meisterwerk aber von der ersten bis zur letzten Zeile ist die Rede des Gastes Théodore, die mit den Versen eingeleitet wird: „Je couperai des joncs de l'Eurotas,

[1]) In Briefen, Widmungen, gedruckten und ungedruckten Anmerkungen zu ihren Schriften.

J'en ferai une flûte champêtre, et secondé des Muses du saint fleuve, je chanterai Aphrodite Ambologère et Lycurgue, protecteur de la beauté!" Der Sprecher beschränkt sich darauf, von dem Begriff des Schönen, wie ihn Plato auffaßt, eine ganz kleine Sphäre abzugrenzen. Der Vergleich zwischen der so grundverschiedenen Schönheit des Mannes und des Weibes führt ihn zu ganz eigenthümlichen Folgerungen. Frauenschönheit ist viel gebrechlicher und vergänglicher, denn die Gesundheit des Weibes ist viel zarterer Art. Verlust der Gesundheit aber zieht den Verlust der Schönheit rasch nach sich. Die Erhaltung der Schönheit müßte somit dem Gesetzgeber vom gesundheitlichen Standpunkte aus am Herzen liegen. Wie aber, fährt der Redner fort, sieht es bei uns in Athen aus? Alle unsre Sorgfalt beschränkt sich darauf, die schon an und für sich dauerhaftere Schönheit unsrer Männer zu erhalten. Die Frauenschönheit dagegen wird bei uns wie kostbare exotische Pflanzen vor jedem Lufthauche behütet. Unsre Atheneriunen lassen sich in Sänften tragen, gehen sie zu Fuß, so hält Schleier und Schirm ängstlich die Sonne ab. Keine vernünftige gymnastische Uebung — wie sie das kluge Sparta kennt — stählt ihren Körper und bewahrt ihre Schönheit. Daher dieses frühe Altern, daher diese Auflösung der Sitten „qui est cause qu'un homme se dégoûte sitôt de son épouse, et change si souvent de maîtresse. Die Erhaltung der Schönheit des Weibes sollte den Gesetzgeber also auch vom moralischen Standpunkte aus interessiren. Schöne Kleider, Juwelen, Essenzen, Schminken, Müßiggang und schwüle Zimmerluft werden die Dauer der Schönheit nicht festigen: Mais ce sera une éducation conforme à la nature. La nature, cette mère si sage, et que nous écoutons si peu, ne met point entre les sexes une si énorme différence. Elle ne met que celle qu'il faut pour atteindre absolument son but. . . . Zu der energischen Forderung von Gymnastik für die Frauen tritt noch eine zweite ebenso berechtigte. Keine Schönheit ohne Gesundheit — keine Schönheit „sans les Muses". Denn der Ausdruck der Unwissenheit verdirbt die regelmäßigsten Züge, während ein gepflegter Geist das unbedeutendste Gesicht verschönt. „Sous ce dernier rapport aussi, nous sommes coupables envers les femmes dont nous négligeons d'orner l'esprit. De quels charmes ne nous privons-nous point par là." Unsre Schuld ist es, wenn die Frauen nur allzu häufig wahre Circen werden, „qui nous font boire à notre tour le brenvage de l'ignorance". — Die Histoire de ma petite chienne Hermione enthält in fein satirischer Form eine weitere Ausführung der Klage über die mangelhafte Erziehung des weiblichen Geschlechts. Berichterstatter in der kleinen Erzählung ist das Schoßhündchen Hermione, das sich durch besondere Klugheit von jeher ausgezeichnet hat, so daß seine Herrin sich nicht allzu sehr verwundert, als es eines Tages in menschlicher Sprache von einer der vielen Metempsychosen zu erzählen anhebt, die es im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat. Ein kinderloses Ehepaar, das gegen Ende des peloponnesischen Krieges in Athen lebte, und das sich ebensosehr durch Unverstand als durch Reichthum auszeichnete, adoptirte mich, das vierjährige Töchterchen einer kinderreichen, armen Wittwe. Dieser Umstand, der doch ein großes Glück zu verheißen schien, wurde die Ursache, daß ich frühzeitig und schimpflich zugrunde ging, denn die Erziehung, die ich erhielt, war in jeder Hinsicht verkehrt. Meine Pflegeeltern starben rasch hintereinander in völliger Verarmung und hinterließen mir als einziges Erbtheil: d'innombrables besoins, l'ignorance et la présomption. Ohne jeden sittlichen Halt sank ich tiefer und tiefer, bis ein frühzeitiger Tod meinem verabscheuungswürdigen Dasein ein Ende machte. So ungefähr lautet in knappen Umrissen der nicht ungewöhnliche Bericht Hermione's. Was der fast alltäglichen Erzählung aber einen ganz besonderen Werth verleiht, ist die stufenweise Entwicklung der Resultate, die eine jämmerliche Erziehungsmethode nothwendigerweise herbeiführen mußte. Schritt für Schritt wird gezeigt, wie ein schönes, begabtes, kräftiges Kind in all seinen guten Anlagen gehemmt, in allen schlimmen Regungen dagegen, hauptsächlich aus Gedankenlosigkeit, gefördert wird. Absichtlich ist ein „Mädchen" gewählt. Frau Wyttenbach ist angelegentlich bemüht, darzulegen, wie alle Fehler, die wir als dem weiblichen Geschlechte in hohem Grade anhaftend zu bezeichnen pflegen, wie Putzsucht, Eitelkeit, Oberflächlichkeit, Gefallsucht und Freude an leeren Vergnügungen, von den unvernünftigen Erziehern geradezu auf Kosten aller gesunden Bestrebungen großgezogen werden. Von Anfang an sieht die Pflegemutter in dem Kinde nur ein allerliebstes Spielzeug. Une poupée et un enfant étoient à-pen-près la même chose pour elle. Mit übertriebenen Näschereien wird die Gesundheit geschwächt. Der Unterricht wird um der geringfügigsten Dinge willen bei jeder Gelegenheit unterbrochen. Das Interesse für Putz und Tand wird frühzeitig geweckt und gefördert. Als der Lehrer der geweckten Kleinen gründlichere Kenntnisse beizubringen sucht, erntet er Tadel statt Lob. C'est une fille que nous élevons — heißt es — ce n'est pas un garçon. A quoi bon toutes ces connoissances? Hermione ist reich, ist schön, sie wird sich verheirathen, et les maris sont faits pour gagner le pain de leurs femmes. Auch die Kleine wiederholt ihrem Lehrer schließlich das ihr eingeprägte Staarenlied: je déteste les femmes savantes: je veux être une femme de goût. — Par tous les dieux! antwortete der Magister — vous ne serez ni l'une ni l'antre. Zur Gelehrsamkeit gehört Arbeit, et si vous entendez par goût, le sentiment, le tact vrai et fin du beau, que de connoissances n'exige-t-il pas? Wer ist schuld an dieser Frivolität der Frauen? fragt die Erzählerin. Natürlich die Männer, die Gesetzgeber, qui négligent l'éducation physique et morale d'un sexe destiné à donner la première éducation à leur postérité. Nichts darf dem Gesetzgeber gleichgültig sein. Tout est tellement lié dans le monde physique et moral, que négliger une partie c'est négliger l'autre. Was würden wir von einem Gärtner halten, der aus Vorliebe oder Achtlosigkeit nur den männlichen Pflanzen seine Sorgfalt angedeihen lassen und die weiblichen vernachlässigen wollte?

Eine ganze Auslese ähnlicher trefflicher Aussprüche, die gegen die Gedankenlosigkeit und den Schlendrian in der Mädchenerziehung protestiren, ließe sich aus den Schriften Frau Wyttenbachs zusammenstellen. — Sie selbst liefert einen Beweis mehr für die Nothwendigkeit, den Frauen mehr Gehör in der Literatur zu schenken. Denn die Literatur — wie ein französischer Kritiker (Larroumet) vor kurzem mit Recht behauptete, ist nur ein Zeugniß, das die Menschheit über sich selbst ablegt. Die Menschheit aber setzt sich aus Männern und Frauen zusammen. Dieses Zeugniß ist einseitig und parteiisch, wenn es nur von Männern abgelegt wird. „Il faudrait donc que les femmes aient voix au chapitre."

Mittheilungen und Nachrichten.

Hans v. Windeck: Ruhmreiche Berge. Ausgewählte Dichtungen. Verlag von Ed. Moos. Erfurt 1898. — Der Autor dieser anspruchslosen Lieder hat sich anscheinend die rebenlaubbekränzte Muse seines verstorbenen Freundes Emil Rittershaus zum idealen Vorbild genommen. Auch er will zu jenen „wahren Poeten" gezählt werden, „die den alten Gott in der Seele tragen und fröhlichen Sinnes die Harfe schlagen". Es ist das auch ein Standpunkt, bei dem sich leben und dichten läßt. Für die

Literatur kommt freilich nicht eben viel dabei heraus, höchstens ein paar gutgemeinte Gelegenheitsgedichte und einige schwung- und kraftvolle patriotische Gesänge, wie „Des Vaters Degen", „Hohenzollerns Ehrenpreis" u. dergl. In den Abschnitten „Unterwegs" und „Zu Haus" gelangt eine sinnige und beschauliche Natur zum Durchbruch, die in ihren gelungensten Ergüssen an Baumbach und Blüthgen erinnert. „Schloß Windeck an der Sieg" stellt ein Stück pietätvoller Ahnenpoesie vor, in welchem sogar des Sängers Großvater („Henricus Josephus Joesten judex satrapiae Windeck") ans Tageslicht citirt wird. Der seltsame Titel des Büchleins scheint sich nach einer Anmerkung des im Portrait beigegebenen Verfassers von einem alten Schlachtruf abzuleiten, den die Bergischen Bauern in der Schlacht bei Worringen (1288) anstimmten. Ihr „Heija, Berge roemrike!" soll sogar dem Grafen Adolf v. Berg und dem Herzog von Brabant in einem kritischen Moment zum Siege verholfen haben. Was Hans v. Windeck in dem Gedichte „Rekrutenzeit" scherzweise von seinen damaligen Reimversinchen sagt, trifft im großen und ganzen auch auf vorliegende Sammlung zu:

Da schwang als Jüngling ich begeistert
Mich auf den Pegasus jetzt hoch,
Wenn ich auch nicht das Thier bemeistert,
So hatte ich den Willen doch!

Am guten Willen des Verfassers wird gewiß Niemand zweifeln. Zum Glück aber braucht ein Musenjünger noch andere Tugenden, nicht zuletzt Phantasie und guten Geschmack, die in vorliegender Gedichtsammlung noch einen recht beschränkten Raum einnehmen. -ee-

* **Historische Kommission bei der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften.** Bis zur 39. Plenarversammlung sind nach dem Bericht des Sekretariats folgende Publikationen durch die Kommission erfolgt: 1. Allgemeine deutsche Biographie, Band 42, Lieferungen 4 und 5; Band 43, Lieferungen 1—5; Band 44, Lieferung 1. 2. Briefe und Akten zur Geschichte des 30jährigen Kriegs des 16. Jahrhunderts; 5. Band. Beiträge zur Geschichte Herzog Albrechts V. von Bayern und des Landsberger Bundes 1556—1598, von Walter Goetz. 3. Jahrbücher des Deutschen Reichs: Kaiser Friedrich II., von Eduard Winkelmann, 2. Band (1228 bis 1233). 4. Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, 18. Band, 3. Abtheilung, 1. Halbband: Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft von Ernst Landsberg. 5. Deutsche Reichstagsakten, 11. Band, Deutsche Reichstage unter Kaiser Sigmund, 5. Abtheilung (1433—1435), herausgegeben von G. Beckmann. Auch der von Dr. Herre bearbeitete 10. Band der Reichstagsakten älterer Serie, der im wesentlichen den Romzug Sigmunds behandelt, ist nahezu fertiggestellt, so daß im Laufe des nächsten Jahres mit dem Druck begonnen werden kann. Gleichzeitig wird Dr. Beckmann die Arbeiten für den 12. Band fortsetzen. Außer kürzeren Reisen in die Schweiz, nach Pappenheim und Florenz wurde (von Dr. Herre) eine größere archivalische Reise nach Wien unternommen, wo Rückstände für die Bände X—XII aufzuarbeiten waren. Die Arbeiten für die Reichstagsakten der jüngeren Serie haben durch Berufung des Hrn. Dr. Bernays an das Straßburger Stadtarchiv eine Unterbrechung erfahren. Da sich von der Anstellung eines neuen Mitarbeiters, der erst eingeschult werden müßte, keine raschere Förderung des Werkes erwarten ließe, hat der Leiter des Unternehmens, Dr. Wrede in Göttingen, vorerst allein die Arbeiten für den 3. Band übernommen und soweit gefördert, daß außer der letzten Prüfung des ganzen Manuskripts und der Abfassung der Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten nur noch die Bearbeitung der Protokolle, der späteren Ständetagsakten und der Korrespondenzen übrig bleibt. Der Herausgeber hofft, um Weihnachten mit dem Druck des Bandes beginnen zu können. Von der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland wird zunächst die Geschichte der Geologie und Paläontologie der Oeffentlichkeit übergeben werden; der Bearbeiter, Geheimrath v. Zittel in München, hat in Aussicht gestellt, daß schon im August mit der Drucklegung begonnen werden könne. Die Herausgabe der Hansarecesse ist mit der schon im vorigen Jahre erfolgten Veröffentlichung des 8. Bandes (von Dr. Koppmann) zu Ende geführt. Von Herstellung eines Generalregisters soll nach Beschluß der Kommission abgesehen werden. Die Arbeiten für die Chroniken der deutschen Städte nehmen unter Leitung des Geh. Raths v. Hegel stetigen Fortgang. Die Bearbeitung der Magdeburger Chroniken wurde zwar leider unterbrochen durch den Tod des Stadtarchivars Dr. Dittmar in Magdeburg, doch hat sich Professor Hertel, der Herausgeber des Urkundenbuches der Stadt Magdeburg, bereit erklärt, die von Dittmar begonnene Arbeit weiter zu führen und die Ausgabe der Magdeburger Chroniken bis 1550/51 nach neuem Plan zu vollenden. Die Fortsetzung der Lübecker Chroniken hat Dr. Koppmann in Angriff genommen; er will dem von ihm schon herausgegebenen 1. Band noch zwei weitere folgen lassen und stellt auch Rostocker und Stralsunder Chroniken in Aussicht. Die Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Otto II. und Otto III. hofft Dr. Uhlirz schon in nächster Zeit fertigzustellen. Am 3. Band der Jahrbücher Heinrichs IV. wird von Professor Meyer v. Knonau fortgearbeitet, jedoch kann ein Termin für die Vollendung noch nicht festgesetzt werden. Dr. Simonsfeld setzt die Arbeiten für die Jahrbücher Friedrichs I. fort. Für die Weiterführung der Jahrbücher Friedrichs II. soll ein neuer Mitarbeiter gewonnen werden. Die Allgemeine deutsche Biographie hat im verflossenen Jahre durch den Tod des Geheimraths v. Wegele den zweiten Redakteur verloren; da die Vollendung des großen Unternehmens bevorsteht, wird von Aufstellung eines Ersatzmannes abgesehen und Frhr. v. Liliencron behält allein die Leitung. Das Werk reicht bereits bis zum Buchstaben X. Dem letzten Band sollen sofort die Nachtragbände folgen und diesen das Generalregister, mit dessen Ausarbeitung Kanzleisekretär Graap in Schleswig bereits beschäftigt ist. Ueber eine Neubearbeitung der ersten Bände wird später Beschluß gefaßt werden. Die ältere bayerische Abtheilung der Wittelsbacher Korrespondenzen ist durch die Herausgabe der „Beiträge zur Geschichte Albrechts V." von Walter Goetz zum Abschluß gekommen, doch behält sich die Kommission vor, später vielleicht auch Akten für die innere Geschichte Bayerns unter Albrecht V. herauszugeben. Für die ältere pfälzische Abtheilung der Wittelsbacher Korrespondenzen hat Prof. v. Bezold archivalische Reisen nach Kopenhagen, Dresden, Marburg und Wiesbaden unternommen. Insbesondere im dänischen Reichsarchiv, wo u. a. sehr zahlreiche Schreiben Johann Kasimirs über Dänemarks Stellung zu den deutschen Fragen Aufschluß gaben, war die Ausbeute sehr reichhaltig. Auch Dresden gab eine werthvolle Nachlese. Die Reise nach Marburg galt nur einer allgemeinen Orientirung. In Bonn konnten von Bezold Akten aus Wiesbaden, Düsseldorf und Hannover durchgearbeitet werden; die Sendung von Dresdener Akten nach Bonn ist zugesichert. Auch die Archive in Marburg, München, vielleicht auch in Stuttgart sind noch heranzuziehen, doch wird sich der Abschluß der Materialsammlung noch für 1898/99 erreichen lassen. Der jüngeren bayerisch-pfälzischen Abtheilung der Wittelsbacher Korrespondenzen hoffte der verstorbene Leiter Prof. Stieve fortan seine ungetheilte Kraft widmen zu können. Von den besoldeten Mitarbeitern hat Dr. Chroust zunächst 75 Bände Zerbster Akten, deren Benutzung in München durch das Entgegenkommen der Zerbster Behörden ermöglicht wurde, durchgearbeitet, sodann 32 Bände über die Reichspolitik Kursachsens aus dem Dresdener Archiv, ferner 60 Bände Jülicher Akten über die Jahre 1611—1613 aus dem Münchener Reichsarchiv und dem Dresdener Staatsarchiv. Im September und Oktober des vorigen Jahrs durchforschte Dr. Chroust das gräflich Dohna'sche Familienarchiv zu Schlobitten; zahlreiche Bände der dortigen Akten durften später in München benutzt werden. Die bedeutendste Frucht der Reise war die Auffindung der seit dem 18. Jahrhundert verschollenen Selbstbiographie des Christoph von Dohna (1583—1637), des Berathers Christians von Anhalt und Friedrichs V. von der Pfalz. Das bis 1631 reichende Werk darf wohl zu den merkwürdigsten Quellen jener Zeit gerechnet werden; die Herausgabe wird in kurzem in Angriff genommen werden. Durch die Ernennung Dr. Chrousts zum Professor der Geschichte in Würzburg wurden seine Arbeiten unter-

brochen, doch wird derselbe auch ferner der Kommission seine Dienste widmen; immerhin wird sich die noch ausstehende Aktendurchsicht wohl schwerlich noch im Laufe des kommenden Geschäftsjahres bewältigen lassen, so daß auch der Druck des 11. Bandes einen Aufschub erleiden wird. Dr. Karl **Mayr-Deisinger** bearbeitete die Pfälzer Akten des Münchener Staatsarchivs, die aus Schlobitten gesandten Archivalien und die Flugschriftenliteratur von 1618 bis 1620. Ueberall war die Ausbeute sehr reichlich; die Politik der Pfälzer und der Union, sowie die König Jakobs I. von England gewinnt ganz neues Licht. Daran schloß sich die Bearbeitung der Korrespondenz Herzog Maximilians I. und Wolfgang Wilhelms mit Erzherzog Albrecht. Am 1. März wurde Dr. Mayr-Deisinger zum Sekretär der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften ernannt, doch gedenkt auch er der Kommission seine Dienste nicht gänzlich zu entziehen. Wenige Münchener Akten sind noch durchzuarbeiten; auch müssen noch die Archive in Wien, Innsbruck, Nürnberg und Ulm besucht werden. Von den freiwilligen Mitarbeitern der Wittelsbacher Korrespondenz hat Dr. **Altmann** die Durchsicht der Dresdener und bayerischen Akten für die Jahre 1624 bis 1627 fortgesetzt. Ganz neue Aufschlüsse gaben die Bestände des Münchener Reichsarchivs für 1627 bis 1628, z. B. die Hauptbücher der ligistischen Kriegskasse und große Aktenmassen über das Finanzwesen der Liga. Dr. **Hopfen** hat seine gesammelten Akten durchgesehen, um sich auf die für den kommenden Herbst geplante Reise nach Brüssel vorzubereiten. Dr. Frhr. v. **Egloffstein** hat seine Arbeiten in dem kürzlich erschienenen Buche „Bayerns Friedenspolitik von 1645—1647“ (Leipzig 1898) abgeschlossen und wird seine Sammlungen der historischen Kommission übergeben. Um den Fortgang des Unternehmens nicht zu stören, wollte Prof. **Stieve** auch nach dem Verlust so werthvoller Mitarbeiter die Leitung des Unternehmens nicht aufgeben. Fortan sollen Professor Chroust und Sekretär Mayr-Deisinger die Bearbeitung der Jahre 1611—1613, bezw. 1618—1620 behalten, Stieve sollte die Drucklegung des 7. und 8. Bandes vorbereiten und gleichzeitig ein neuer Mitarbeiter unter Leitung Stieve's die Sammlungen für die Jahre 1614—1618 ergänzen. Endlich wurde von der Kommission beschlossen, ein neues Unternehmen ins Leben zu rufen: es sollen der Veröffentlichung würdige **Briefe der Humanisten** und zwar zunächst der Humanisten aus dem heutigen Bayern herausgegeben werden. Professor v. **Bezold** erklärte sich bereit, die Redaktion zu übernehmen, und wird der nächsten Plenarversammlung ein ausführliches Programm in Vorlage bringen.

* **Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** 28. Juli. Gesammtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Hr. **Waldeyer.** 1. Hr. **Hirschfeld** las: Ueber den Namen „Germani“ bei Tacitus und sein Aufkommen bei den Römern. Es wird der Nachweis versucht, daß die Angabe des Tacitus im zweiten Kapitel seiner Germania über den Namen Germani richtig von Jakob Grimm gedeutet worden ist und die dagegen gemachten Einwendungen nicht stichhaltig sind; daß ferner der Name Germani erst durch Cäsars gallischen Feldzug den Römern und Griechen bekannt geworden ist. 2. Hr. **Sachau** legt im Namen des Herzogs de Loubat zwei für die amerikanische Alterthumswissenschaft bedeutsame Werke vor, deren Publikation durch die Liberalität des Herzogs möglich geworden ist, ein Faksimile des Mexicanischen Codex Borgianus und Band 1 und 2 der Galerie Américaine du Musée d'ethnographie du Trocadéro in Paris, herausgegeben von Prof. Dr. E. T. Hamy, Mitglied des Institut de France. 3. Die philosophisch-historische Klasse hat Hrn. Prof. Dr. Hermann Dessau in Charlottenburg als Honorar für die Bearbeitung des 3. Bandes der Prosopographia imperii Romani 667 M. 50 Pf. bewilligt.

* **Neuer Planetoid.** Von der Sternwarte zu Nizza kommt die Nachricht, daß daselbst vom Astronomen **Charlois** ein **neuer Planetoid** entdeckt wurde. Der Beobachter, der bisher gegen 70 dieser unsrer kleinsten Himmelskörper fand und ausschließlich auf photographischem Wege seine Entdeckungen erzielt, sah das schwache Sternchen 11. Größe in der Konstellation des Adlers, abwärts vom Altair. Die Anzahl der bekannten Planetoiden ist damit auf 435 gestiegen.

* **Krakau.** Der außerordentliche Professor Dr. Kasimir **Zorawski** wurde zum ordentlichen Professor für Mathematik an hiesiger Universität ernannt.

* **Rom.** Das preußische **historische Institut** in Rom, das in seiner etwa 10jährigen Thätigkeit eine Reihe werthvoller Publikationen ans Licht gebracht hat, hat neuerdings dadurch eine erfreuliche Aenderung erfahren, daß die bei ihm angestellten Gelehrten Staatsbeamte geworden sind.

* **Helsingfors.** Hier verstarb Anfang August im Alter von 64 Jahren der Vizepräses des Justiz-Departements im Senat, Dr. jur. **Montgamery.** Er war von 1870 ab längere Jahre Professor des römischen Rechts an der Universität Helsingfors. Er verfaßte einen „Leitfaden des Privatrechts Finnlands“, welcher in schwedischer Sprache erschienen, aber nicht vollendet ist. — Ferner starb kürzlich auf seiner Besitzung Eriksberg im Bezirke Ushelo der vormalige langjährige Professor der Anatomie an der Universität Helsingfors Dr. **Bonsdorff** im Alter von 88 Jahren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuchs in der Fassung der Bundesrathsvorlagen. Auf amtliche Veranlassung. Berlin, J. Guttentag 1898. — Erich **Wocke:** Die Alpen-Pflanzen in der Gartenkultur der Tiefländer. Berlin, Gustav Schmidt 1898. — **H. R. Jung und W. Schröder:** Rheinische Gärten: Das Heidelberger Schloß und seine Gärten, und der Schloßgarten zu Schwetzingen. Mit vielen Illustrationen. Ebd. 1898. — **Professor Dr. C. Keller:** Die ostafrikanischen Inseln. Berlin, Schall u. Grund 1898. — **Historische Zeitschrift,** hggb. von Friedrich Meinecke. Neue Folge, Band 45, 2. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg 1898. — **Bericht über die volksthümlichen Universitätsvorträge im Studienjahre 1897/98 und Statistik für die Jahre 1895 bis 1898.** Wien, Selbstverlag der Universität 1898. — **S. R. Landau:** Unter jüdischen Proletariern. Wien, L. Rosner 1898. — **Dekorative Kunst,** Zeitschrift für angewandte Kunst. I. Jahrg. Nr. 10 u. 11. München, F. Bruckmann 1898. — **Lacher:** Der Lehrer des Bajonettirens. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898. — **Statistischer Rückblick auf die königlichen Theater zu Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden.** Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 17. August. Nummer 183.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Ein Roman vor 100 Jahren.

Von Karl Werner.[1]

Welche Wandlungen hat doch der Roman seit einem Jahrhundert durchgemacht; oder vielleicht ist es besser, zu fragen, welche Wandlungen haben in dieser Zeit die Leser der Romane durchgemacht? Jenes innere Bildungsbedürfniß, jene liebreiche Hingabe an literarische Erscheinungen, jene Vertiefung in oft schwer verständliche poetische Darstellungen — wo sind sie in unsern Tagen mit ihren politischen Interessen, mit ihrer Hast und Nervosität hingerathen? Wer ist heute noch imstande, Jean Paul mit jener Begeisterung zu lesen, die ihm vor 100 Jahren entgegengebracht wurde? Namentlich waren es die Damen, die mit Begierde und Enthusiasmus die sentimentalen, rührenden Stellen in der „unsichtbaren Loge“ oder im „Titan“ lasen, aber auch die humoristischen und gelehrten Abhandlungen, die der Dichter reichlich mit einflocht, mit Theilnahme und Verständniß in sich aufnahmen. Um wie viel weniger dürfte man dem heutigen Lesepublikum noch die Lektüre eines Hippel zumuthen, der selbst zu seiner Zeit in seinen Romanen der Auffassungskraft und Geduld seiner Bewunderer manche Schwierigkeit bot! Ist doch selbst der leicht verständliche, mitunter tändelnde Wieland trotz seines einst bahnbrechenden historischen Romans „Agathon“ in Vergessenheit gerathen, und nur Goethe's „Werther“ wird noch zuweilen auch von solchen Lesern in die Hand genommen, die über den Kreis empfindsamer Kammermädchen und Handlungsbeflissener oder über die reiferen Schüler der Mittelschulen hinaus sind!

Da sich nun die Bücher aus jenen vergangenen Zeiten nicht änderten, sondern uns in derselben Darstellung entgegentreten, wie unsern Voreltern, so bilden denn doch nur wir selbst die Ursache dieser auffallenden Erscheinung. Und in der That! Wir verlangen von einem Roman ganz andere Dinge als das Publikum vor 100 Jahren. Eine spannende, nicht allzu verwickelte Handlung, psychologische Entwicklung der Charaktere, ein realistisch gezeichnetes Milieu, dann ein bißchen Tendenz, mehr oder weniger frivole oder mindestens pikante Scenen, nur keine Gelehrsamkeit! — das ist's, was wir begehren. Wir wollen nicht belehrt, wir wollen nur unterhalten sein, und damit vertragen sich keine Auseinandersetzungen, wie wir sie in den Erzählungen des vorigen Jahrhunderts mit Vorliebe, z. B. auch noch in „Wilhelm Meister“, antreffen. Wie wenig würde heute Tiecks Roman „Franz Sternbalds Wanderungen“ die große Menge der Leser befriedigen, während er, als er gerade vor 100 Jahren (1798) zum erstenmal erschien, einen begeisterten Leserkreis fand! Diese Thatsache ist zu beklagen, nicht des Romans oder des Verfassers halber, die immer ihren Werth behalten, sondern des Publikums wegen, dessen Genußfähigkeit durch das seichte Wesen von heute abgestumpft ist und nicht mehr Ruhe und Aufmerksamkeit genug besitzt, ernsteren Dingen gerecht zu werden.

Sternbald ist ein echtes Produkt der romantischen Schule. Kritik und Literaturgeschichte sind mit dieser vielverlästerten Schule strenge ins Gericht gegangen; sie hat viel gesündigt und es ist ihr kein Tadel erspart geblieben — doch soll man auch ihre Verdienste nicht gar zu gering anschlagen. Und zu diesen gehört in erster Linie Begeisterung für die Kunst und Werthschätzung der Künstler. Sie bildet auch in Sternbald den wesentlichen Inhalt des Buches. Die Handlung des Romans ist, soweit sie beendet erscheint, bei aller Verwicklung doch nur einfach, ja eigentlich dürr zu nennen, voll Sentimentalität, wie man sie damals liebte, voll merkwürdiger Zufälle und eigenthümlicher Begegnungen, voll Abenteuer, die aber nirgends recht eingreifen, mehr Anknüpfungspunkte als Ausführungen, kurz, eine Reihe von Scenen, die kaum mühselig verbunden sind und nur als Hintergrund für die Gespräche über die Malerkunst dienen.

Denn Sternbald ist ein Maler, der Lieblingsschüler Albrecht Dürers, dem der Meister den Rath gibt, nach Italien zu reisen, um daselbst die großen Künstler seiner Zeit aufzusuchen und von ihnen noch weiter in den Schönheiten und Geheimnissen der Kunst gefördert zu werden. Schwer scheidet der junge Franz von seinem väterlichen Freunde, schwer von seinem lieben Nürnberg, das Tieck mit allen Reizen des mittelalterlichen patriarchalischen Städtewesens schildert. Einen Freund läßt er daselbst zurück, mit dem er in Briefwechsel bleibt, und dem er die äußeren und inneren Begebenheiten seiner Irrfahrten mittheilt. Erst wendet er sich nach Leyden, um den berühmten Lukas kennen zu lernen, hält sich aber auf dem Wege eine Zeit lang in seinem Geburtsort auf, wo ein paar romantische Begebenheiten in sein Leben eingriffen. Einmal erfuhr er, daß er nicht der Sohn jenes alten Landmanns sei, den er bisher als Vater verehrt hatte — ohne daß aber der Schleier seiner Herkunft gelüftet wurde, und dann erneuert er, freilich nur flüchtig, die Bekanntschaft mit einem jungen, schönen Mädchen, dem er schon als 6jähriges Kind Blumen geschenkt hatte. Beidemale ging das holde Wesen nur als vorbeifliegende Erscheinung an ihm vorüber, aber der Eindruck, den sie jetzt neuerdings in seinem Innern hinterließ, war ein nachhaltiger und wurde noch unterstützt durch ein kleines rothes Brieftäschlein, welches das Mädchen verloren hatte, und welches ein paar Notizen, aber keinen Namen enthielt. Die Liebe war in ihm erwacht. An einem vertrockneten Bouquet, das er in dem Täschen fand, erkannte er, daß auch die Besitzerin einen Werth auf das kleine Geschenk des damaligen Knaben gelegt habe, obgleich auch sie damals nur ein Kind war.

[1] Mit diesem Artikel veröffentlichen wir eine nachgelassene Arbeit unsres verehrten, im Anfang dieses Jahres verstorbenen Mitarbeiters. D. Red.

In Leyden traf er mit Albrecht Dürer zusammen, mußte sich aber bald von ihm trennen, da er zu Schiff nach Rotterdam fahren wollte und die Gesellschaft, mit der er dann weiter nach Antwerpen zu gehen beabsichtigte, reisebereit war. Auf dieser Fahrt macht er die Bekanntschaft des leichtsinnigen, aber gutherzigen Florestan, mit dem er dann weiter nach Italien zieht. Auf dem Wege im Elsaß begegnen sie dem Bildhauer Bolz und einem Mönch, von welchem Sternbald zu seinem tiefsten Schmerz den Tod Rafaels vernimmt, während ihn Bolz in einer allerdings etwas rauhen und abfertigenden Manier zuerst auf Michel Angelo aufmerksam macht. Eben will der Mönch die Geschichte eines Greises zu erzählen beginnen, von dem man Aufschlüsse über unsres Helden Geburt erwarten könnte, als sie Jagdhörner im Walde vernehmen und sich eiligst trennen. Sternbald aber und Florestan kommen gerade in den Jagdzug hinein und werden von der das Fest veranstaltenden Gräfin in ihr Schloß geladen, wo Franz ihr Bildniß malen soll. Er wird dabei mit der schönen Dame vertraut und sie entdeckt ihm, daß ihr Bräutigam Rodrigo sie ohne Ursache vor dem Trauungstage verließ, und daß sie seiner — obgleich hoffnungslos — noch immer sehnsüchtig harre. Sie läßt auch sein Bild von Sternbald kopiren. Nach längerem Aufenthalt auf dem Schlosse, währenddessen unser Held die Bekanntschaft eines seltsamen Originals macht, eines verunglückten Malers, der als Eremit im Wald lebt und bei dem er ein Bild seiner Jugendliebe trifft, begibt er sich mit Florestan wieder auf die Wanderschaft. Die Gräfin hatte das Portrait als das Abbild ihrer verstorbenen Schwester erkannt und dadurch den jungen Sternbald in tiefe Trauer versetzt. Mit schwermüthigen Gefühlen — obgleich er durch die Gunstbezeigungen eines einfachen Landmädchens auch die Reize der sinnlichen Liebe kennen gelernt hatte — zieht er seines Weges und trachtet recht bald nach Rom zu gelangen, wohin ihm die edle Schloßfrau ein Empfehlungsschreiben mitgab.

Allein wieder werden die beiden Reisenden durch ein neues Abenteuer aufgehalten. Sie treffen auf dem Wege einen verwundeten Ritter, in welchem sie zu ihrer Verwunderung den Mönch aus dem Elsaß erkennen. Sie tragen ihn zu einem Einsiedler — derlei Leute gibt es in den Romanen der damaligen Zeit immer, wenn man sie braucht — und dieser heilt über Nacht die Wunden. Schließlich stellt es sich heraus, daß dieser Ritter der Bräutigam der Gräfin ist, den eine, durch einen Freund genährte unbezwingbare Reiselust auf Abenteuer trieb. Jetzt erkennt er das Thörichte seines Benehmens gegen seine Braut und möchte seinen Fehler wieder gut machen. Da trifft es sich, daß die Gräfin zufällig als Gast in dem Schlosse weilt, wohin unsre Wanderer nach dem Abschied von dem Einsiedler gelangen. Auch Ludovico, der reiselustige Freund des Bräutigams, findet sich ein und da sich ihm Florestan anschließt, zieht nunmehr Sternbald einsam und allein seines Weges nach Italien.

Aber auch da begegnet ihm noch ein Abenteuer. Er trifft in einer Stadt, in der er sich gar nicht aufzuhalten gedenkt, den Bildhauer Bolz an, der ihm im benachbarten Frauenkloster die Restauration des Altarblattes verschafft. Eigentlich hat derselbe die Absicht, eine junge, schöne Nonne, welche demnächst eingekleidet werden soll, zu entführen, allein Ludovico, der sie schon längst liebte und Gegenliebe fand, kam ihm mit Florestans Hülfe zuvor, wobei Sternbald unwillkürlich die Rolle des Zwischenträgers spielt. Dann aber rafft sich Sternbald auf und kommt glücklich nach Florenz und nach einer Episode im Sinne des Boccaccio auch nach Rom, wo er nach längerem einsamen Verweilen sich endlich zur Abgabe seines Empfehlungsbriefes entschließt und in der Empfängerin die Geliebte seiner Kindheit, das Ideal seiner Jugend erkennt, ihr zu Füßen sinkt und das Geständniß der Erwiderung seiner Liebe von ihren Lippen empfängt. Hiemit endet der Roman, der, wie man sieht, unvollständig blieb, da viele begonnene Ansätze unausgeführt blieben und auch ein künstlerisches Facit nicht gezogen wird.

Daß übrigens der ganze Plan der Erzählung (in welcher überdies die vielen schwärmerischen Lieder und Stimmungen und die bei Tieck besonders beliebten Töne der Waldhörner bei allen passenden und selbst unpassenden Gelegenheiten eine große Rolle spielen) ein echtes Produkt der romantischen Schule ist, darf wohl nicht erst des weiteren auseinander gesetzt werden. Ebenso läßt es sich nicht verkennen, daß Goethe's Wilhelm Meister dem Tieck'schen Roman als Muster diente, sowie er andrerseits den Nachklängen des „Götz von Berlichingen“ folgte, welche damals in der Romanliteratur eine große Rolle spielten und all die Ungeheuerlichkeiten eines Della Rosa u. s. w. verschuldeten. Das Ritter- und Räuberwesen, wie es in der „Todtenfackel“, in Biondetto, dem Banditen von Treviso, in Wendelin von Höllenstein oder selbst in Zschokke's Abällino vorkam, fand bei Tieck nur einen untergeordneten Boden — nur soweit das Zeitalter es nöthig zu machen schien, in welchem seine Erzählung spielte. Inwieweit übrigens Tiecks Freund Wackenroder auch an dem Plan der Fabel theilnahm, wissen wir nicht. Tieck selbst schreibt: „Nach den Herzensergießungen des Klosterbruders hatten wir uns vorgenommen, die Geschichte eines Künstlers zu schreiben, und so entstand der Plan zu dem gegenwärtigen Roman.“ Wahrscheinlich aber ist es, daß mehr die Gespräche über die Kunst ein gemeinsames Produkt bildeten, als der epische Stoff.

In der Kritik der Zeitgenossen fand der Roman eine sehr getheilte Beurtheilung. Goethe thut ihn in einem Brief an Schiller mit den Worten ab: „Den vortrefflichen Sternbald lege ich bei, es ist unglaublich, wie leer das artige Gefäß ist.“ (5. Sept. 1798.) Dagegen ist Friedrich Schlegel ganz entzückt und meint: „Es ist ein göttliches Buch und es heißt wenig, wenn man sagt, es sei Tiecks bestes. Es ist der erste Roman seit Cervantes, der romantisch ist und darüber, weit über ‚Meister‘.“ Wenn dem Altmeister der deutschen Dichtung die Gespräche über Kunst zu wenig tief erschienen, so ist dies Urtheil wohl zutreffend; das aber läßt sich nicht leugnen, daß dem Leser künstlerische Anregungen geboten werden, daß er aufmerksam gemacht wird, die Kunstwerke vor allem auf sich wirken zu lassen und sich in dieselben hinein zu denken und nicht etwa schon mit vorgefaßten ästhetischen Prinzipien an sie heranzutreten. Achtung vor dem Kunstwerk und Achtung für den Künstler, den er als den Liebling der Gottheit betrachtet, verlangt Tieck, wenn er sagt: „Wunderliche, fremde, unbekannte Lichter scheinen aus ihm heraus und er läßt die zauberischen Strahlen durch die Krystalle der Kunst den übrigen Menschen entgegenspielen, damit sie nicht vor ihm erschrecken, sondern ihn auf ihre Weise verstehen und begreifen. Nun vollendet sich das Werk und dem Geoffenbarten liegt ein weites Land, eine unabsehliche Ansicht da, mit allem Menschenleben, mit himmlischem Glanze überleuchtet, und heimlich sind Blumen hineingewachsen, von denen der Künstler selbst nichts weiß, die Gottes Finger hineinwirkte und die uns mit ätherischem Zauber anduften.“

Diese ideale Auffassung der Persönlichkeit des Künstlers stimmt eben nicht immer mit der Wirklichkeit überein, und das spricht sich bei Tieck auch an anderen Stellen aus. So läßt er den Ludovico sagen: Die Künstler sind gewöhnlich die „wunderlichsten Menschen, auch fallen wegen ihrer seltsamen Beschäftigung alle ihre Launen mehr in die Augen als bei anderen Leuten. Ihr Stolz macht einen wunder-

lichen Kontrast mit ihrem übrigen Verhältniß im Leben, ihre poetischen Begeisterungen tragen sie nur zu oft in alle Stunden über, auch unterlassen sie es selten, die Gemeinheit ihres Lebens in ihre Kunstbeschäftigungen hineinzunehmen. Sie sind schmeichelnde Sklaven gegen die Großen und doch verachten sie alles in ihrem Stolz, was nicht Künstler ist." Freilich schränkt er dies harte und nicht ganz gerechte Urtheil ein, indem er sagt: „Es fällt gewiß schwer, Mensch wie die übrigen zu bleiben, wenn man sein Leben damit zubringt, etwas zu thun und zu treiben, wovon ein Jeder glaubt, daß es übermenschlich sei: in jedem Augenblick zu fühlen, daß man mit dem übrigen Menschengeschlecht eben nicht weiter zusammenhänge. Diese Sterblichen leben nur in Tönen, in Zeichen, gleichsam in einem Luftrevier, wie ferne Kobolde, es ist nur scheinbar, wenn man glaubt, sie die Erde betreten zu sehen."

In solchen Extremen bewegen sich zuweilen die Gespräche, auch dort, wo sie über Positives in der Kunst sich verbreiten. So wirrt der alte Maler, den Sternbald als Einsiedler antrifft, Falsches und Wahres in seinen Ansichten über Kunst und Natur durcheinander, wenn er sagt: „Zuweilen redet mir auch die umgebende Natur zu und erregt mich, daß ich mich in der Kunst üben muß. Es ist mir aber bei allen Versuchen niemals um die Natur zu thun, sondern ich suche den Charakter oder die Physiognomie herauszufühlen und in irgend einen frommen Gedanken hineinzulegen, der die Landschaft wieder in eine schöne Historie verwandelt." Am trefflichsten ist Tieck in diesen Kunstgesprächen überall da, wo er Sätze aufstellt und sie selbst mit Gegengründen widerlegt, wobei er es dem Leser überläßt, daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen. Dies ist z. B. in dem Streit der Maler über Michel Angelo der Fall, einem Thema, auf welches er seiner Wichtigkeit und seines Interesses halber wiederholt zurückkommt.

Das religiöse Moment, welches bei den Romantikern eine so große Rolle spielt, wird in „Sternbald" kaum flüchtig im Gespräch zwischen Albrecht Dürer und Lukas von Leyden gestreift; aber die Frömmigkeit und die naive Auffassung alles Ethischen, das sich bei allen Personen vorfindet und das gleichsam den Duft bildet, von dem das Ganze erfüllt ist, kann doch wieder als ein echtes Produkt der romantischen Schule betrachtet werden. Vom Mittelalter erhält man natürlich ganz falsche Begriffe. Da erfahren wir nichts von dem tapferen, wilden, tollkühnen Helden der Sage, nichts von der Roheit der Massen, von der Grausamkeit der Feudalherren, von dem Fanatismus der Mönche gegen freiere Geistesrichtungen. Die Ritter, welche im Sternbald vorkommen, sind recht artige Salonritter, wie sie etwa am Hofe Ludwigs XIV. lebten, die alten Vesten mit ihren Folterkammern und Burgverließen, mit ihren kleinen, zugigen, jedes Komforts entbehrenden Kemenaten zeigen sich hier als prachtvolle Schlösser mit herrlichen Gärten, mit reizenden Boudoirs und durchweg kunstfreundlichen Bewohnern; die Damen haben nichts gemein mit Brunhilden und Chriemhilden, sondern sind gar zarte und einer Rührung leicht sich hingebende Wesen; ja die Natur selbst ist verklärt und die vielen Sonnenauf- und -untergänge mit den roth-goldigen Wolken, die unbeschreiblich schönen Mondnächte, dann die von Tieck zuerst in die Literatur eingeführte „Waldeinsamkeit", das wunderbare Tönen der Waldhörner in den lauen Sommerlüften, deren Klang mit süßer Gewalt in die Herzen zieht — all das ruft die echte romantische Stimmung hervor.

Unser jetziges realistisches Zeitalter kann sich nur noch schwer in diese überschwängliche Gefühlswelt hineindenken, aber gerade das fesselte die Leser jener Tage, und namentlich schwärmten die Damen für diese Art der Darstellung, die auch bei Jean Paul mit Vorliebe kultivirt wurde. Allein auch die männliche Jugend fand in dem Roman so gar Manches, was dieselbe nicht bloß ansprach, sondern sogar entzückte. Vor allem rief die Schilderung des dem germanischen Wesen innewohnenden Wandertriebs in der Brust derselben ein lebhaftes Echo wach. Das freie, durch keinen Zwang gebundene, sorglose Umherstreifen durch Wald und Flur, durch Stadt und Land, sagte dem Geist der Zeit vortrefflich zu. Da gab es keinen Handwerksburschen, der nicht mit dem Ränzel auf dem Rücken von Ort zu Ort gezogen wäre, in froher Laune ein Lied vor sich hinsingend oder eine halbvergessene Melodie pfeifend, und der nicht durch gute Sitte und anständiges Benehmen die Zunftehre hochgehalten hätte. Und ebenso schlenderten die Musensöhne durch die Welt und bereicherten ihre Kenntnisse und was an Kunst und Wissenschaft vorhanden war, entging ihren offenen Augen nicht. War doch Tieck selbst mit seinem Freund Wackenroder im deutschen Reich herumgewandert und hatten sie doch in dem herrlichen Nürnberg die ganze Fülle altdeutschen Kunstlebens kennen gelernt. Damals waren die Häuser noch nicht übertüncht, sondern zeigten noch an ihren Außenmauern die bunten Bilder aus der deutschen Vorzeit oder aus der biblischen Geschichte. Ueberall traten Erinnerungen an die früheren herrlichen Epochen an sie heran, wo die reichen, stolzen Geschlechter der Patrizier Kunst und Kunstgewerbe hochschätzten und die Kirchen ihren schönen Schmuck erhielten, wo ein Dürer, ein Vischer und Krafft wirkten und mit ihren prachtvollen Werken die ehrwürdigen Bauten mit Gemälden und Statuen, die Plätze mit Brunnen, die Kirchen mit Sarkophagen, mit Taufbecken und Sakramentshäuschen verherrlichten. Tieck hat zuerst aufmerksam gemacht auf dieses Nürnberg, auf seine gemüthvolle Vergangenheit und auf seine zu Geist und Herzen sprechende, kunstreiche Vorzeit. Und auch das hat seinen Werken und namentlich auch seinem „Sternbald" viele Freunde gewonnen. Vielleicht hatte er selbst auf den außerordentlichen Erfolg nicht gerechnet, den dieses Buch erzielte, und auf die warme Bewunderung, die es hervorrief. Er selbst sagte einfach und bescheiden:

„Ich widme diese kleine unbedeutende Geschichte jenen jungen Seelen, die ihre Liebe noch mit sich selbst beschäftigen und sich noch nicht dem Strom der Weltbegebenheiten hingegeben haben, die sich noch mit Innigkeit an den Gestalten ihrer Phantasie ergötzen und ungern durch die wirkliche Welt in ihren Träumen gestört werden. Wenn Ihr, die ich meine, von der Kunst entzückt werdet, wenn Ihr einen Trieb in Euch spüret, der Euer Herz den großen Meisterwerken oder den Helden der Vorzeit entgegendrängt, wenn Ihr Euer Vaterland liebt und nicht mit voreiligem Enthusiasmus, aus Vorsatz, gut zu sein, Eure Brüder verdammt, die es anders meinen, wenn Ihr Euren Geist von groß scheinenden Gegenständen zurückziehen und auch Kleinigkeiten mit Liebe betrachten könnt, so habe ich für Euch geschrieben."

Er legt also sein Hauptgewicht auf die Jünger der Kunst und will, daß sie an dem Beispiel Sternbalds begreifen lernen, wie bei dem unermüdeten Streben zu den großen Meisterwerken, ihre wechselnden Gemüthsstimmungen, ihre Zweifel und Widersprüche sich lösen lassen. Merkwürdig genug hält er sich in dem ganzen Roman von jener humoristischen und satirischen Darstellung und von jener scharfzugespitzten Ironie fern, die der Dichter des „Gestiefelten Katers" und des „Prinzen Zerbino" schon damals so gern handhabte und die auch eine Eigenschaft der romantischen Schule bildet.

Vor 100 Jahren fanden „Franz Sternbalds Wanderungen" eine begeisterte Aufnahme im deutschen Volk — heute kennt man den Roman kaum mehr. Die Welt ist anders geartet, hat andere Bedürfnisse, andere Neigungen,

andere Ziele; aber wünschenswerth wäre es, wenn man zuweilen auch auf ein Buch zurückgreifen würde, welches, wie der Sternbald eine freundliche, vielansprechende Epoche des literarischen Aufschwungs mit ins Leben rufen half. Denn gerade dieser Roman war es, durch den die Verbindung Tiecks mit Schlegel hergestellt wurde und die romantische Schule ihren Anfang nahm; er ist daher merkwürdiger und bedeutender als die meisten Romane jener Tage. Er war eben bahnbrechend für das ganze folgende Geschlecht der Romantiker.

Nochmals die Sonderstellung Bayerns in militärischer Beziehung und das Reichsmilitärgericht.

Von Karl v. Stengel.

II.

Ehe auf die Frage eingegangen werden kann, ob nach Maßgabe des bayerischen Bündnißvertrags, bezw. der einschlägigen Bestimmungen der Reichsverfassung Bayern das behauptete Reservatrecht zusteht, muß ich auf den Begriff der Reservatrechte genauer eingehen. Ich habe in meinem Artikel in der Beilage zur Allg. Ztg. vom 22. Dez. 1897 diesen den Juristen wenigstens in der Regel geläufigen Begriff als bekannt und feststehend vorausgesetzt. Graßmann hat aber meine bezüglichen Ausführungen so gründlich mißverstanden und infolgedessen aus denselben so gänzlich verkehrte Schlußfolgerungen gezogen, daß ich gezwungen bin, mich mit ihm über den Begriff der Reservatrechte näher auseinanderzusetzen.

In Art. 78 Abs. 2 R.-V. werden die Reservatrechte als bestimmte Rechte einzelner Bundesstaaten in deren Verhältniß zur Gesammtheit bezeichnet. Diese Definition ist richtig, bedarf aber noch einer näheren Erläuterung. Mag man nämlich den Bund, zu welchem die deutschen Einzelstaaten vereinigt sind, als eine Gesellschaft (societas) oder was das Richtigere ist, als eine Korporation auffassen, so muß grundsätzlich jedem Mitgliede ein gleiches, bezw. nach seiner Größe und Bedeutung verhältnißmäßiges Recht der Theilnahme an den Organen des Bundes und an den durch dieselben erfolgenden Willensäußerungen des Bundes zustehen, wie andrerseits alle Einzelstaaten der Zuständigkeit des Bundes in gleicher Weise und in gleichem Umfange unterworfen sein müssen. Nach beiden Richtungen können Ausnahmen vom Grundsatze der Gleichheit, bezw. Verhältnißmäßigkeit in der Stellung der Mitglieder des Bundes vorkommen, in ersterer Beziehung insofern, als einzelnen Staaten größere Rechte in Bezug auf die Vertretung des Bundes oder hinsichtlich der Theilnahme an den Organen des Bundes eingeräumt sind, in der zweiten Hinsicht in der Weise, daß die allgemeine Zuständigkeit des Bundes in bestimmten Materien einzelnen Mitgliedern gegenüber eingeschränkt oder ausgeschlossen ist. Zu den Ausnahmen der ersten Art gehören z. B. die Präsidialrechte der Krone Preußen, das Recht Bayerns auf Stellvertretung im Vorsitze im Bundesrath u. dgl., man kann in diesen Fällen von „Vorrechten“ sprechen; zu den Ausnahmen der zweiten Art gehören die Beschränkungen der Zuständigkeit des Reichs in Bezug auf die Bierbesteuerung den süddeutschen Staaten gegenüber, in Bezug auf das Heimathwesen Bayern gegenüber u. s. w., man mag in diesen Fällen von „Sonderrechten“ oder „Ausnahmerechten“ sprechen und beide Arten von Rechten als „Reservatrechte“ bezeichnen. Jedenfalls liegen Reservatrechte nur dann vor, wenn im Verhältniß zum Bunde, bezw. Reiche, einzelnen Mitgliedern eine Ausnahmestellung gegenüber den übrigen Mitgliedern eingeräumt ist.

Um die reservatberechtigten Einzelstaaten in ihrer Ausnahmestellung zu schützen, hat Art. 78 Abs. 2 R.-V. bestimmt, daß diejenigen Vorschriften der Reichsverfassung, durch welche bestimmte Rechte einzelner Bundesstaaten in deren Verhältniß zur Gesammtheit festgestellt sind, nur mit Zustimmung des berechtigten Bundesstaats abgeändert werden können.

In der Verfassung des Norddeutschen Bundes fand sich eine derartige allgemeine Bestimmung nicht, weil sie überflüssig war, denn die Freihafenstellung von Bremen und Hamburg, die als ein Reservatrecht betrachtet werden konnte, war dadurch geschützt, daß ihre Beseitigung nur auf Antrag von Bremen, bezw. Hamburg, möglich war, und die Präsidialrechte Preußens bedurften eines besonderen Schutzes nicht, da Preußen mit seinen 17 Stimmen im Bundesrath ohnehin jede Aenderung der Bundesverfassung, auf welcher seine bevorzugte Stellung beruhte und noch beruht, verhindern konnte. Als aber beim Eintritt der süddeutschen Staaten in den zum Reich erweiterten norddeutschen Bund diesen Staaten eine Anzahl von Vorrechten und Sonderrechten eingeräumt wurde, hielt man es für nothwendig, in die Reichsverfassung eine allgemeine Bestimmung aufzunehmen, durch welche alle Reservatrechte geschützt sind.

In dem Aufsatze in der Allg. Ztg., Beilage vom 15. Januar d. J., sagt nun Graßmann, unbestritten sei, daß die Zuständigkeit des Reichs sich auf die Ausübung der Militärgerichtsbarkeit ebensowenig wie auf die Militärverwaltung beziehe, und fährt dann fort: „Nun zieht aber v. Stengel falgenden Schluß: Diese Kompetenzschranke besteht auch gegenüber allen anderen Einzelstaaten, in der Errichtung eines Reichsmilitärgerichtshofs liegt daher eine Aenderung der Reichsverfassung durch allgemeine Beschränkung der Militärjustizhoheit. Zwischen der Militärhoheit des Königs von Bayern und der Kontingentsherrlichkeit der übrigen Bundesfürsten besteht kein wesentlicher Unterschied, der König von Bayern kann sich daher einer allgemeinen Beschränkung der Militärhoheit nicht unter Berufung auf ein Sonderrecht widersetzen. Ein Sonderrecht könne auch begriffsmäßig nicht existiren bei Materien, bezüglich welchen die Zuständigkeit des Reichs Bayern gegenüber ebenso ausgeschlossen werden wollte, wie gegenüber den anderen Staaten; ein solches sei nur möglich bei Materien, hinsichtlich deren die Reichskompetenz für Bayern enger begrenzt wurde, als für die anderen. Der Bündnißvertrag enthalte überdies keine Andeutung über einen Unterschied Bayerns von den anderen Staaten hinsichtlich der Militärgerichtsbarkeit, die sog. Kompetenz-Kompetenz des Reichs gelte also uneingeschränkt in dieser Frage auch gegenüber Bayern.“

„Wir sind nun zunächst über den Begriff eines Reservatrechts anderer Meinung. Stengel behauptet, weil die Errichtung des Reichsmilitärgerichtshofs eine Verfassungsänderung gegenüber allen Staaten bedeute, könne sie für Bayern keine Verletzung eines Sonderrechts enthalten. Nun ist unsres Erachtens die Meinung, als sei ein Reservatrecht immer und nothwendig die Verneinung eines positiven Satzes der Reichsverfassung gegenüber einem einzelnen Staate, nicht haltbar. In der Regel werden ja solche Rechte nicht ausbedungen sein oder neu geschaffen werden, wenn die Reichsverfassung die Zuständigkeit des Reichs in einer Materie ausschließt; begriffsmäßig zulässig und möglich wäre aber auch für solche Materien ein Sonderrecht mit Rücksicht auf Art. 78 Abs. 1 R.-V.; umsomehr bei reichsrechtlich erfaßten Materien; weßhalb soll hier nicht das gemeine Recht mit dem Sonderrecht, das eine ausnahmsweise Verstärkung des Schutzes gegen die Abänderung der Verfassung bedeutet, parallel gehen? Auch darin zeigt sich

die Unzulänglichkeit der Stengel'schen Definition, daß hienach z. B. die preußische Präsidialstellung nicht als Sonderrecht Preußens bezeichnet werden könnte. — Wie will man die durch das Branntweinbesteuerungsgesetz vom 24. Juni 1887 geschaffenen Reservatrechte mit dieser Begriffsbestimmung in Einklang bringen? Diese Rechte der süddeutschen Staaten bestehen doch gerade darin, daß sie sich für ihren Theil gegen die Aenderung des allgemein gültigen Bundesrechts wehren können."

„Nun noch eine Folgerung aus Stengels Grundsätzen. Nach Art. 64 R.-V. ernennt der Kaiser die Generale u. s. w. in allen Kontingenten, mit Ausnahme der bayerischen. Würde nun durch eine Verfassungsänderung dem Kaiser das Recht zur Ernennung der Regimentskommandeure in allen Kontingenten eingeräumt, so würde auch die Erweiterung dieses Ernennungsrechts nach Stengel keine Verletzung eines bayerischen Reservatrechts sein; denn dieses Ernennungsrecht steht jetzt allen Einzelstaaten zu, also könnte Bayern in dieser Beziehung kein Reservatrecht haben. Diese Schlußfolgerung dürfte wohl auch Nichtjuristen als unzulässig und unvereinbar mit Bayerns Sonderstellung in militärischer Hinsicht erscheinen."

Gegenüber diesen in der in den „Annalen" erschienenen Abhandlung in der Hauptsache wiederholten, sich übrigens durch besondere Klarheit und Durchsichtigkeit nicht auszeichnenden Ausführungen habe ich folgendes zu bemerken: Ich habe niemals behauptet, daß, weil die Errichtung des Reichsmilitärgerichtshofs eine Verfassungsänderung gegenüber allen Staaten bedeute, sie für Bayern keine Verletzung eines Sonderrechts enthalten könne. Im Gegentheil gebe ich unumwunden zu, daß, wenn Bayern das behauptete Reservatrecht besäße, die Errichtung eines Reichsmilitärgerichts mit einer sich auf das ganze Reich erstreckenden Zuständigkeit einerseits eine Verfassungsänderung, andrerseits die Beseitigung eines bayerischen Reservatrechts wäre. Ich stelle aber ein derartiges Recht in Abrede. Ebenso bestreite ich nicht, daß ein Reservatrecht nicht bloß gegenüber der im Art. 4 R.-V. bereits im einzelnen festgestellten Zuständigkeit des Reichs, sondern auch gegenüber dem in Art. 78 Abs. 1 enthaltenen Rechte desselben, seine Zuständigkeit im Wege der Gesetzgebung zu erweitern, der sog. Kompetenz-Kompetenz möglich ist. Da ich aber überhaupt ein hier einschlagendes Reservatrecht Bayerns in Abrede stelle, so ist die Frage für mich gegenstandslos.

Wenn ferner Graßmann meint, daß von meinem Standpunkt aus die preußische Präsidialstellung nicht als Sonderrecht Preußens bezeichnet werden könnte, so kann ich ihm die beruhigende Versicherung geben, daß ich die preußischen Präsidialrechte zu den Reservatrechten rechne, daß ich aber der Ansicht bin, daß Preußen mit seinen 17 Stimmen im Bundesrathe sich zur Wahrung seiner Sonderstellung nicht auf Art. 78 Abs. 2 R.-V. zu berufen braucht, sondern durch Art. 78 Abs. 1 hinreichend geschützt ist. Im übrigen hatte ich mich in meinem ersten Artikel lediglich mit den Sonderrechten, nicht aber mit den Vorrechten der Einzelstaaten beschäftigt und hatte daher auf die Präsidialrechte Preußens keine Rücksicht zu nehmen. Was sodann die Frage anlangt, wie die durch das Branntweinsteuergesetz vom 24. Juni 1887 geschaffenen Reservatrechte mit meiner Begriffsbestimmung der Reservatrechte in Einklang zu bringen seien, so dürfte die Sache doch sehr einfach liegen. Nach der Reichsverfassung hatten die süddeutschen Staaten ein Reservatrecht des Inhalts, daß die Zuständigkeit des Reichs sich auf die Besteuerung des Branntweins in diesen Staaten nicht erstreckte. Auf dieses Reservatrecht haben die süddeutschen Staaten verzichtet, dagegen haben diese Staaten nach Maßgabe des Reichsgesetzes vom 24. Juni 1887 drei andere Reservatrechte eingetauscht, in Bezug auf welche das Reich in seiner Zuständigkeit ebenso eingeschränkt ist, wie in Bezug auf das ursprüngliche Reservatrecht. Anlangend endlich die Behauptung Graßmanns, daß aus meiner Auffassung der Reservatrechte folge, eine Erweiterung des in Art. 64 R.-V. eingeräumten Rechts auf die Ernennung der Regimentskommandeure sei keine Verletzung eines bayerischen Reservatrechts, so weise ich lediglich darauf hin, daß ich ausdrücklich hervorgehoben habe, daß zu den Sonderrechten Bayerns namentlich auch die Exemtion von den in Art. 64 R.-V. dem Kaiser eingeräumten Befugnissen gehört. Daraus wird auch ein Nichtjurist die Schlußfolgerung ziehen können, daß Dr. Graßmann meine ganz klaren und bestimmten Darlegungen einfach nicht verstanden hat.

Wie bereits ausgeführt ist, können Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten nicht nach Maßgabe des Art. 76 R.-V. zum Austrage kommen. Es fragt sich aber, in welcher Weise diese Entscheidung erfolgen soll. Graßmann meint, daß der reservatberechtigte Staat mit internationaler Gleichberechtigung der Gesammtheit der übrigen Staaten gegenübertrete, da die Einräumung des Reservatrechts durch Vertrag, also einen völkerrechtlichen Akt, erfolgt sei. Daraus ergebe sich, daß die Vorfrage über den Inhalt und Umfang eines Reservatrechts nicht von dem einen Vertragstheile, dessen Organ der Bundesrath ist, einseitig beantwortet werden könne, vielmehr müsse, wie bei allen Meinungsverschiedenheiten über völkerrechtliche Abmachungen, im Wege gütlichen zwischenstaatlichen Benehmens verhandelt werden. Gelinge die Einigung nicht, oder verzichte der Bundesstaat nicht auf das ausbedungene Recht, so könne die Reichsgesetzgebung nicht nach Art. 78, Abs. 1 R.-V. vorgehen, die Ausdehnung der Reichskompetenz sei dann unmöglich. Mit einem Worte: sobald ein Einzelstaat gegenüber einer vom Reiche beabsichtigten Maßregel mit der Behauptung auftritt, es werde durch dieselbe ein ihm zustehendes Reservatrecht verletzt, so ist das Reich, wenn der Einzelstaat seinen begründeten oder auch unbegründeten Anspruch nicht fallen läßt, gezwungen, von der Durchführung der beabsichtigten Maßregel abzustehen. Eine Entscheidung des Streites durch die Organe des Reichs ist ausgeschlossen.

Diese Ausführungen Graßmanns, die sich als konsequente Folgerungen der Seydel'schen Staatenbundtheorie darstellen, beweisen wieder recht deutlich, daß diese Theorie vollständig identisch ist mit der Calhoun'schen Nullifikationstheorie unseligen Angedenkens; denn nach dieser Theorie sollten auch über Streitigkeiten über die Abgrenzung der Zuständigkeit der Union und der Einzelstaaten nicht Organe der Union entscheiden, sondern jeder Einzelstaat sollte das Recht haben, über die Verletzung des Bundesvertrags durch Organe der Union zu befinden und im Falle einer Verletzung desselben gegen ein angeblich verfassungswidriges Gesetz Widerspruch zu erheben. Maßgebend für die Gültigkeit der Maßregeln der Bundesgewalt sollten daher nicht die Beschlüsse der Bundesorgane, sondern das Ermessen und der gute Wille der Einzelstaaten sein, so daß schließlich der Bestand der Union vom guten Willen einzelner ihrer Mitglieder abhängig gewesen wäre.

Es ist hier nicht der Ort, die Haltlosigkeit dieser in Deutschland nur von den wenigen Anhängern Seydels vertretenen Theorie darzulegen. Ich darf in dieser Beziehung wohl auf meine in Schmollers Jahrbuch XXII, S. 707 ff. erschienene größere Abhandlung über Staatenbund und Bundesstaat verweisen. Hier genügt es, einen einzigen Punkt hervorzuheben.

Wenn ein Einzelstaat mit dem Reiche über den Bestand oder Umfang und Inhalt eines von ihm behaupteten Reservatrechts in Streit geräth, so stehen sich der betreffende

Einzelstaat und das Reich, beziehungsweise die Gesammtheit der übrigen Einzelstaaten nicht wie voneinander unabhängige Staatswesen auf dem Boden des Völkerrechts gegenüber, sondern der Einzelstaat erscheint als Mitglied eines größeren Ganzen, dessen Beschlüssen er sich unterzuordnen hat. Es ergibt sich dies schon daraus, daß die Reservatrechte, die einem Einzelstaate zustehen, von ihm nur auf Grund der Reichsverfassung geltend gemacht werden können.

Wie die Bündnißverträge rechtlich aufzufassen sind, kann hier dahingestellt bleiben; ich glaube in meiner oben erwähnten Abhandlung nachgewiesen zu haben, daß dieselben nicht gewöhnliche, unter den Kontrahenten Rechtsverhältnisse schaffende Verträge sind, sondern daß sie die Bedeutung von Vereinbarungen haben, durch welche die Kontrahenten eine Korporation mit einer neuen Rechtsordnung begründen, der sich die Vertragstheile als dem sie in Zukunft bindenden Gesetze unterwerfen. Jedenfalls können die Bündnißverträge nicht mehr als völkerrechtliche Verträge betrachtet werden, sie sind Bestandtheile der Reichsverfassung geworden, wie dies sich bezüglich der bayerischen und württembergischen Militärkonvention mit hinreichender Deutlichkeit aus der Schlußbemerkung des 11. Abschnitts der Reichsverfassung ergibt. Ob Bismarck in dieser Beziehung etwa eine andere Absicht oder Ansicht hatte, ist gleichgültig, denn nicht das ist entscheidend, was gelegentlich der Vorverhandlungen geäußert oder beabsichtigt war, sondern was jetzl geltendes Recht ist. Ebenso beweist der Wortlaut des Art. 78, Abs. 2 R.-V., daß die Reservatrechte der Einzelstaaten lediglich als denselben durch die Reichsverfassung eingeräumte Rechte zu betrachten sind. Stehen aber dem Einzelstaate die Reservatrechte nur nach Maßgabe der Reichsverfassung zu, so können Streitigkeiten über den Bestand, Umfang und Inhalt eines Reservatrechts, oder mit andern Worten über die Abgrenzung der Zuständigkeit zwischen dem Reiche und einem Einzelstaate nur durch die Bundesorgane entschieden werden. Es ist dies so selbstverständlich, daß auch im Deutschen Bunde Zweifel über die Zuständigkeit der Bundesversammlung wie über die Abgrenzung der Zuständigkeit des Bundes selbst gegenüber den Einzelstaaten durch den Bundestag selbst und allein entschieden wurde. (Vgl. Zöpfl, Deutsches Staatsrecht, 5. Aufl., Bd. I, S. 364.) Die Reichsverfassung von 1849 hatte für derartige Streitigkeiten das Reichsgericht für zuständig erklärt; diese Einrichtung hat aber so erhebliche Bedenken gegen sich, daß die gegenwärtig geltende Reichsgesetzgebung von der Uebertragung einer derartigen Zuständigkeit auf das Reichsgericht abgesehen hat. Infolgedessen können nur der Bundesrath und der Reichstag zur Entscheidung berufen sein. Die Entscheidung selbst wird in der Form einer authentischen Erläuterung der streitigen Bestimmung des Verfassungsrechts nach Maßgabe des Art. 78, Abs. 1 R.-V. zu erfolgen haben. Einem solchen Gesetze muß sich der betreffende Einzelstaat wie jedem anderen Reichsgesetze fügen. Erst dann, wenn die Entscheidung dahin erfolgt ist, daß das behauptete Reservatrecht besteht, kann sich der betreffende Staat auf Art. 78, Abs. 2 R.-V. berufen.

In einer derartigen Erledigung der fraglichen Streitigkeiten liegt auch für den Einzelstaat nichts unbilliges, denn wenn die überwiegende Mehrzahl der übrigen Mitgliedstaaten in Verbindung mit der Mehrheit der Volksvertretung das behauptete Reservatrecht nicht anerkennt, dann kann man wohl von dem Einzelstaate verlangen, daß er das behauptete Recht nicht weiter verfolgt, während es eine Ungeheuerlichkeit wäre, zu verlangen, daß jeder Einzelstaat durch Geltendmachung eines vermeintlichen Reservatrechts die Reichsgesetzgebung bis zu einem gewissen Grade lahm legen kann.

* * *

Was nun die Frage anlangt, ob Bayern das beanspruchte Reservatrecht in Bezug auf einen obersten Militärgerichtshof besitzt, so ist es sehr dankenswerth, daß Dr. Graßmann — wohl mit Genehmigung seiner vorgesetzten Stelle — die Geschichte der Verhandlungen, die dem Abschluß des bayerischen Bündnißvertrags vorausgegangen sind, gegeben hat. Es steht nun fest, daß die bayerische Regierung weiteres Material zur Begründung des angeblichen Reservatrechts nicht besitzt. Aus den Verhandlungen ergibt sich aber ganz unzweideutig, daß der Anspruch Bayerns unbegründet ist.

Graßmann muß, wie schon erwähnt, selbst zugeben, daß die Geschichte der Vertragsverhandlungen für die Lösung der Spezialfrage keine direkte Antwort gibt, will aber aus denselben den Grundsatz ableiten, daß die Militärhoheit des Königs von Bayern nur in einzelnen Punkten beschränkt werden sollte, so daß für die Reichszuständigkeit stets der Nachweis einer ausdrücklichen Uebertragung einer bestimmten Befugniß auf das Reich erbracht werden müsse. Diese Auffassung ist jedoch nicht richtig.

Allerdings hat Bayern zunächst die weitestgehenden Ansprüche in Bezug auf die Selbständigkeit seines Heerwesens erhoben, so daß bei den Verhandlungen zwischen dem bayerischen und preußischen Kriegsminister die bloße Erweiterung des Allianzvertrags von 1866 zur Sprache kam. Im weiteren Verlauf der Verhandlungen hat sich aber Bayern auf den Boden der Bundesverfassung gestellt, und auf dieser Grundlage kam auch der Bündnißvertrag zustande. Daraus ergibt sich mit logischer Nothwendigkeit, daß Bayern die Bestimmungen der Bundesverfassung grundsätzlich auch für sein Heerwesen als maßgebend anerkannte, soweit dieselben nicht ausdrücklich ausgeschlossen wurden.

Es ist daher eine völlige Verkennung der Sachlage, wenn Graßmann behauptet, daß jene militärischen Hoheitsrechte, welche der König von Bayern während des Kriegs 1870 neben der Verfügung des Königs von Preußen hinsichtlich der kriegsmäßigen Verwendung der bayerischen Truppen ausgeübt hat, durch den Versailler Vertrag nicht berührt und vermindert worden sind. Der Oberbefehl über die bayerischen Truppen stand im Krieg 1870/71 dem König von Preußen lediglich auf Grund eines Allianzvertrags zu, gegenwärtig hat der Kaiser Anspruch auf den Oberbefehl über das bayerische Kontingent im Kriege auf Grund seiner verfassungsmäßigen Stellung als Bundesfeldherr. Im Jahre 1870 waren die preußischen und bayerischen Armeen verbündete Truppen, wie die französische und die englische Armee im Krimkriege; jetzt bilden die preußische und die bayerische Armee Kontingente, d. h. Bestandtheile des Reichsheeres. Im Jahre 1870 besaß der König von Bayern die Militärhoheit voll und ganz, da auch die Ueberlassung des Oberbefehls für die Dauer des Kriegs an den König von Preußen eine Schmälerung der Militärhoheit nicht bewirken konnte; jetzt ist die Militärhoheit des Königs von Bayern gemindert, namentlich insofern als Bayern in Bezug auf das Militärwesen der Reichsgesetzgebung ebenso unterworfen ist wie die anderen deutschen Staaten. Ueberhaupt ist die Militärhoheit des Königs von Bayern qualitativ ganz dieselbe wie die der übrigen Landesherren, der Unterschied liegt nur darin, daß die Militärhoheit der letzteren durch den Oberbefehl des Kaisers im Frieden beschränkt ist, die des Königs von Bayern aber nicht.

Dagegen stehen sich in Bezug auf die Gesetzgebungskompetenz des Reichs über das Militärwesen alle Einzelstaaten völlig gleich. Dies gilt insbesondere, was das Militärstrafrecht und die Militärstrafprozeßordnung betrifft; sobald Bayern seinen anfänglich gegen die Ausdehnung der Reichszuständigkeit auf diese Gegenstände erhobenen Widerspruch fallen ließ, stellte es sich auf dieselbe Stufe, wie die übrigen

Einzelstaaten, d. h. es behielt verfassungsmäßig das Recht, nach Maßgabe der reichsgesetzlichen Vorschriften durch seine eigenen Gerichte die Militärgerichtsbarkeit ausüben zu lassen, vorbehaltlich jedoch der Möglichkeit, daß infolge einer Verfassungsänderung dem Reich das Recht beigelegt wurde, die Militärgerichtsbarkeit in oberster Instanz durch ein Reichsgericht ausüben zu lassen. Wollte sich Bayern in dieser Beziehung eine Sonderstellung wahren, so mußte es sich bei Abschluß des Bündnißvertrags ein Reservatrecht ausbedingen. Da es dies nicht gethan hat, so muß es eben gegen sich die bekannte Auslegungsregel „qui clarius loqui potuit" u. s. w. gelten lassen, und zwar umsomehr, als es sich bei Reservatrechten um Ausnahmen von der allgemeinen Reichszuständigkeit handelt, Ausnahmen von der Regel aber nicht vermuthet werden, daher ausdrücklich ausbedungen sein müssen. Aus welchen Gründen ein solches Reservatrecht im Jahre 1870 nicht ausbedungen wurde, ist gleichgültig; auch wenn nur ein Uebersehen vorlag, so kann dasselbe jetzt nicht mehr durch Erhebung unbegründeter Ansprüche gut gemacht werden.

Bei Begründung des Anspruchs Bayerns auf einen obersten Militärgerichtshof ist namentlich auch darauf Gewicht gelegt worden, daß es in Ziffer III § 5 N. III des Bündnißvertrags heißt: „das bayerische Heer bildet einen in sich geschlossenen Bestandtheil des deutschen Bundesheers mit selbständiger Verwaltung unter der Militärhoheit Seiner Majestät des Königs von Bayern". Ich habe bereits in meinem ersten Artikel dargelegt, daß diese Bestimmung allerdings ihre große Tragweite hat, namentlich auch in Bezug auf die Ersatzstellung, d. h. daß in das bayerische Heer weder die in anderen Bundesstaaten ausgehobenen Rekruten eingereiht, noch der in Bayern gestellte Ersatz für andere Kontingente in Anspruch genommen werden kann, daß dagegen für ein Reservatrecht Bayerns in Bezug auf den obersten Gerichtshof aus dieser Bestimmung nicht das Mindeste gefolgert werden kann. Ich möchte heute nur noch darauf aufmerksam machen, daß es in § 1 der württembergischen Militärkonvention ebenfalls heißt: „die königlich württembergischen Truppen als Theil des deutschen Bundesheers bilden ein in sich geschlossenes Armeekorps". Man hat aber noch niemals gehört, daß die württembergische Regierung mit Rücksicht auf diese Bestimmung ein Reservatrecht in Bezug auf die oberste Instanz der Militärstrafgerichtsbarkeit beansprucht hätte, während doch in jedem Reichsmilitärgesetz mit Rücksicht auf die der württembergischen Armee durch die Militärkonvention eingeräumte Sonderstellung die Bestimmungen dieser Konvention ebenso vorbehalten sind wie die des bayerischen Bündnißvertrags.

Zu Ergänzung meiner früheren Ausführungen habe ich im vorstehenden neuerdings versucht darzulegen, daß das von Bayern behauptete Reservatrecht nicht besteht. Ich muß allerdings erwarten, daß Dr. Graßmann meinen neuerlichen Ausführungen ebenso den Charakter der Wissenschaftlichkeit abspricht, wie er es meiner früheren Darlegung gegenüber gethan hat. Es ist das allerdings für mich recht schmerzlich, allein ich glaube mich damit trösten zu können, daß die von mir vertretene Ansicht begründet, die von Dr. Graßmann vertheidigte Ansicht der bayerischen Regierung unbegründet ist. Dafür dürfte vor allem auch der Umstand sprechen, daß Bayern, wie aus einer seinerzeit vom bayerischen Kriegsminister in der Abgeordnetenkammer abgegebenen Erklärung hervorgehen dürfte, mit seinem verneinenden Votum bei der Abstimmung über den Entwurf einer Militärstrafprozeßordnung im Bundesrath völlig allein geblieben ist. Bayern hat es daher weder zustande gebracht, die erforderlichen acht Stimmen im Bundesrath zu gewinnen um die Errichtung eines Reichsmilitärgerichts zu verhindern, noch ist es ihm gelungen, auch nur eine einzige Regierung von der Begründetheit seines Anspruchs zu überzeugen. Diese Thatsache sollte doch diejenigen, die stets davon sprechen, daß Bayern das behauptete Reservatrecht zweifellos zustehe, stutzig machen.

Die Vertheidiger der Auffassung der bayerischen Regierung, wie Graßmann, suchen sich freilich über diese Thatsache dadurch zu trösten, daß sie behaupten, dieselbe habe in Kreisen Bayerns, welche sich für solche Fragen besonders interessiren, allgemeine Zustimmung gefunden. Dieser Behauptung muß jedoch auf das entschiedenste widersprochen werden; Billigung hat das Verhalten der bayerischen Regierung nur in den spezifisch partikularistisch gesinnten Kreisen gefunden, wie ja die Aufwerfung der Reservatrechtsfrage ihren letzten Grund in der in der neuesten Zeit wieder besonders stark gewordenen partikularistischen Strömung hat. Diese Zunahme der partikularistischen Strömung muß aber gerade von denjenigen auf das tiefste bedauert werden, welche wünschen, daß Bayern den weit über seine Größe und Macht hinausgehenden Einfluß, den es bisher auf die politische Entwicklung Deutschlands geübt hat, auch fernerhin bewahre. Dies kann aber nicht dadurch erreicht werden, daß man durch Geltendmachung vermeintlicher oder wirklicher Reservatrechte dem Fortschreiten der Reichsgesetzgebung fortwährend Schwierigkeiten in den Weg legt, sondern nur dadurch, daß sich Bayern voll und ganz als lebendiges Mitglied des Reiches fühlt und nach seinen Kräften zum weiteren Ausbau des Reiches beiträgt. Nur auf diese Weise kann Bayern einen Ersatz für die durch seinen Eintritt in das Reich eingetretene Minderung seiner Selbständigkeit finden. Im entgegengesetzten Falle wird Bayern, das ja doch die durch die Gründung des Deutschen Reiches eingeleitete Entwicklung der deutschen Verhältnisse weder hindern kann noch hindern will, beiseite geschoben und isolirt werden, wie ja jetzt schon durch die Aufwerfung der hier erörterten Frage eine recht bedauerliche Isolirung Bayerns den übrigen Bundesstaaten gegenüber eingetreten ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

fb. **Alexonder Moszkowski:** „Sotyr", Humoresken in Proso und Versen. Berlin, Vito, deutsches Verlogshaus 1898. — Alexonder Moszkowski, der Chefredakteur der Berliner „Lustigen Blätter" hot in seinen früheren Werken, zumal in dem ausgelossenen „Anton Notenquetscher" bewiesen, daß eine gonz ergiebige humoristische Ader in ihm steckt. Umsomehr enttäuscht er in dieser neuen, „Sotyr" betitelten Sammlung von Humoresken in Proso und Versen. Wohl findet sich auch in diesem Bond hier und do ein guter Gedonke in gute Form gekleidet, ein lustiger Witz mit drolliger Pointe — im großen und gonzen dagegen ist der „Satyr" ein recht trockener und fader Geselle, dessen triviale Schnurren und on den Haaren herbeigezerrte Witze kaum Freunde finden werden.

* **Ueber dos Metargon ols Atmosphäre unsres Plonetensystems** wird der „K. Z." geschrieben: Es läßt sich mehr und mehr erkennen, doß mit der Entdeckung des Metorgons ein neues Räthsel in die Chemie hineingebracht worden ist, von dessen Lösung nicht nur diese Wissenschaft, sondern auch die Physik und vielleicht auch die Astronomie entweder eine Enttäuschung oder einen sehr bedeutenden Fortschritt zu erworten hat. Es wurde bereits vor einigen Wochen berichtet, daß ein deutscher Gelehrter auf die außerordentlich große Aehnlichkeit des Metargon-Spektrums mit dem Spektrum des Kohlenstoffs gewisser Kohlenstoffverbindungen, besonders des Acetylens und des Cyons, hingewiesen hot. Jetzt schreibt der schwedische Forscher **Rydberg** aus Lund on die Londoner „Nature", doß er diese Aehnlichkeit des Metargon-Spektrums mit Rücksicht ouf die Astrophysik für außerordentlich bedeutungsvoll holte. Das gleiche Spektrum kommt nämlich in der Natur des Himmels noch verschiedentlich vor: erstens in dem sog. Absorptions-Spektrum der Sonne, zweitens in dem Spektrum der höchsten Ausläufer

der Sonnencorona, drittens in dem Spektrum seltner Kometen, so viele ihrer den Weltraum zwischen den Planeten des Sonnensystems durchmessen, viertens in den Gasen, die in Meteorsteinen eingeschlossen sind, schließlich neuerdings in der irdischen Atmosphäre. Rydberg schließt aus dieser Art der Verbreitung, daß das Metargon, sei es nun ein Element oder eine Verbindung, eine Atmosphäre bilde, die das ganze Sonnensystem umgebe und den zwischen den Planeten befindlichen Weltenraum erfülle. Während so von verschiedenen Seiten der Entdeckung des Metargons eine vielleicht übertriebene Tragweite beigemessen wird, wird sie von anderer Stelle noch immer in Zweifel gezogen. James *Dewar*, der englische Physiker, der seinen Ruhm jüngst durch die Verflüssigung des Wasserstoffs auf einen Höhepunkt gebracht hat, spricht sein Bedenken dagegen aus, daß das Metargon, wenn es in der von Ramsay angegebenen Menge im Argon enthalten sei, bei der Verflüssigung größerer Mengen von Argon anderen Forschern, auch ihm selbst habe entgehen können. Es ist aber nicht undenkbar, daß bei diesem Einwand die Eifersucht einen gewissen Antheil hat, zumal Dewar gegenwärtig durch eine ziemlich häßliche Polemik über den Vorrang in der Entdeckung des flüssigen Wasserstoffs seinem Rufe Eintrag thut.

* *Römerstraße bei Cannstatt.* Beim Ausgraben eines Kellers in der Fabrik von Nördlinger u. Kauffmann am Fuß der nach dem Burgholz führenden „Steig“ stieß man — so schreibt Hr. E. Kapff im „Schw. Merk.“ — in einer Tiefe von über 3 m unterhalb des Niveaus einer ganz in der Nähe befindlichen modernen Straße auf einen *Straßenkörper* von ca. 80 cm Dicke und einer Breite von ca. 5 m. Die unterste der beiden Schichten, aus denen sich derselbe zusammensetzt, besteht aus großen Steinbrocken, meist Tuffsteinen, aber auch anderen Gesteinsarten, so einem Sandstein, der in der Gegend nicht vorkommt, wohl aber im Geschiebe des Neckars sich findet. Auf dieser Unterlage ruhen flach gelagerte Steinplatten, ebenfalls von verschiedenen Gesteinsarten, zwischen denen senkrecht stehende kleinere Stücke eingekeilt sind. An einer Seite scheint eine Erbreiterung (vielleicht erst in alemanischer Zeit?) vorgenommen zu sein, indem hier ebenfalls rohe Blöcke als Unterlage dienen, auf denen ein Beschläg von Kies, kleineren Sandsteinen und Bruchstücken unzweifelhaft römischer Falz- und Deckziegeln aufliegt. In dieser Schichte fanden sich auch Scherben von terra sigillata und anderer römischer Thonwaare. Nach darunter eingesprengten Kohlenresten scheinen diese Artefakte von Gebäudeschutt herzurühren. Die Straße läuft in der Richtung Brag-Gittersteg, bei welch' letzterem seinerzeit die Pfähle der muthmaßlichen römischen Brücke gefunden worden. Allen Anzeichen nach wird man nicht fehlgehen, wenn man in dieser Straße die Fortsetzung einer der bedeutendsten der wenigen sicher festgestellten *Römerstraßen* unsres Landes erblickt, nämlich der Straße Pforzheim-Leonberg-Solitude-Brag. Während man früher annahm, daß diese von der Brag aus über das „Altenburger Feld“ nach dem Neckarübergang lief, wäre auf diese Weise eine natürlichere Lösung der Frage gegeben, indem so der Steilabfall zwischen Burgholz und Neckar umgangen wird. In der Nähe der Brag zweigte dann jedenfalls eine Seitenstraße nach dem Kastell ab. Die Fortsetzung jenseit des Neckars ist noch nicht festgestellt; zu vermuthen ist, daß die Straße weiterhin durch das Remsthal nach der Donau führte.

* *Steinzeitliche Funde.* Die im Frühjahr vom westpreußischen Provinzialmuseum veranstaltete Untersuchung der *steinzeitlichen Kulturschicht* (Kjökkoa-Möddiager) unweit der Stadt *Tolkemit* am Frischen Haff ist jetzt weiter fortgeführt worden. Dabei hat sich aufs neue eine beträchtliche Zahl größerer Fragmente von thönernen Gefäßen ergeben, an denen am häufigsten die Schnurverzierung auftritt, welche geradezu bezeichnend für jenen frühesten Abschnitt jener vorgeschichtlichen Kultur ist. Daneben kommen auch Finger-, bezw. Fingernageleindrücke und verschiedene andere, theilweise recht zierliche Ornamente vor. In Tolkemit wird auch noch heute Töpferindustrie im Hause betrieben, aber man kann sich, so schreibt die „Elb. Ztg.“, der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Keramik in dem Zeitraum von Jahrtausenden mindestens nicht fortgeschritten ist. In jenen, jetzt unter Terrain befindlichen Scherbenhaufen trifft man stellenweise auch Reste von Fischen an, namentlich Wirbel, Gräten und Schuppen von Zander, Wels, Plötz, Brassen ꝛc.; weniger dagegen Knochentheile von Vögeln und Säugethieren. Ferner wurden von Kustos Dr. Kumm zwei flache, bikonkave Schleifsteine, die zum Anschleifen von Steinwerkzeugen gedient haben, sowie einige Steinmeißel, ein Knochenpfriem und rohe cylindrische Bernsteinperlen aufgefunden. Das Provinzialmuseum hat jetzt einen Zuwachs von nahezu 1000 neolithischen Stücken erhalten, was insofern von Bedeutung ist, als solche Kjökken-Möddinger im Gebiet der deutschen Ostseeküste überhaupt nur an zwei Stellen der Provinz, nämlich in Tolkemit und in Rutzau, bekannt sind.

* *Norwegisches Nationalmuseum.* In norwegischen Universitätskreisen besteht, wie die „Hamb. Nachr.“ mittheilen, der Plan, in *Christiania* ein norwegisches Nationalmuseum zu bauen. In der Universität ist nämlich kein Raum zur Unterbringung der naturwissenschaftlichen Sammlungen vorhanden und das historische Museum ist bereits in einem Interimsgebäude untergebracht worden. Da nun ein monumentales Prachtgebäude kaum den erwünschten praktischen Nutzen verbürgen würde, denkt man die amerikanische Bauart anzuwenden. Als Façade soll daher ein leichtes und einfaches Administrationsgebäude und als Seiten- und Hintergebäude für jede Sammlung ein besonderer Bau aufgeführt werden. Die einzelnen Häuser dürften lang und leicht werden und von zwei Seiten Licht erhalten. Als Platz ist eine geeignete Stelle auf der Halbinsel *Bygdö* in Aussicht genommen, so daß auch für eine schöne und gesunde Umgebung gesorgt ist.

s. **München.** Der in Deutschland durch seine Arbeiten zur Geschichte der Universität Bologna wohlbekannte Direktor des dortigen Archivs, C. *Malagola*, ist jüngst auf die seit längerer Zeit erledigte Stelle eines Direktors des großen Staatsarchivs in *Venedig* befördert worden.

* **Berlin.** Das Kuratorium der Hermann und Elise geb. Heckmann *Wentzel-Stiftung* hat eine Summe von 26,700 M. zur Durchführung einer zoologisch-botanischen Forschungsexpedition nach dem *Nyassagebiete* gewährt. Der mit den botanischen Angelegenheiten der Expedition betraute Botaniker *Götze* tritt, dem „D. Kol.-Bl.“ zufolge, demnächst seine Reise nach Ostafrika an.

* **Breslau.** Die Universität Breslau wählte den Professor der Botanik in Münster, *Brefeld*, einen Bruder des preußischen Handelsministers, einstimmig zum Nachfolger des verstorbenen Professors Ferdinand Cohn. — Der bisherige außerordentliche Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Dr. Albert *Stutzer* ist zum ordentlichen Honorar-Professor in derselben Fakultät ernannt worden.

* **Wien.** Der außerordentliche Professor des Figuren- und Landschaftzeichnens und Aquarellirens an der technischen Hochschule in Wien, Wenzel Ottokar *Nollsch*, wurde zum ordentlichen Professor dieses Fachs an der genannten Hochschule ernannt.

* **Kopenhagen.** Am Vormittag des 16. August verließ der Schraubendampfer „*Godthab*“ den hiesigen Hafen, welcher die *Expedition des Premierlieutenants Amdrup* nach *Angmagsalik* in *Ost-Grönland* an Bord hat. Die Expedition ist, wie bereits früher mitgetheilt, vom Wissenschaftlichen Institut aus dem Karlsberg-Fonds mit 150,000 Kronen ausgerüstet worden und hat für 2 Jahre Proviant. Die Expedition soll die Ostküste Grönlands zwischen dem 66. und dem 70. Grad nördlicher Breite mit Angmagsalik als Ausgangspunkt erforschen.

* **Kijew.** In das *polytechnische Institut* in Kijew können in diesem Jahre 330 Studenten aufgenommen werden, zum Eintritt haben sich aber nach dem „Kijewljanin“ 700 gemeldet. Das Institut wird den 25. August eröffnet, die Vorlesungen beginnen den 1. September. Das pädagogische Personal des Instituts besteht aus sechs Personen: dem Direktor Prof. Kirpitschew, dem Ingenieur-Technologen Melnikow, dem Prof. Wagner (Zoologie), Prof. De-Metz (Physik), dem Prof. Reformatski (Chemie) und Jermakow (Mathematik).

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Ueber indisches Denken.[1]

Von Houston Stewart Chamberlain.

I.

Wahre Größe dokumentirt sich wohl in nichts überzeugender als darin, daß sie fremde Größe anzuerkennen und in ihrer Eigenthümlichkeit zu schätzen versteht. Keiner nun kann leugnen, daß der Gesammterscheinung des indischen Denkens Größe zukommt; wer selbst groß denkt, wird ihr also die Anerkennung nicht versagen. Dieses indische Denken ist eine ganze „Welt“; freilich, eine Welt für sich, eine Welt, die nie die unsre werden kann — damit die verehrte Versammlung über meine darauf bezüglichen Ansichten nicht im unklaren sei, will ich gleich vorausschicken, daß ich unsre Neobuddhisten und sonstigen Tändler mit Brocken indischer Weltanschauung für komplete Narren halte —, dieses indische Denken ist aber ebenso interessant wie irgend ein großes, einzig dastehendes Naturphänomen. Gerade in unserm Jahrhundert haben wir gelernt, nichts gering zu schätzen. Der Naturforscher tritt an jedes Phänomen mit Ehrfurcht heran; niemals bildet er sich ein, er verstünde es besser als die Natur, nirgends bezweifelt er, daß er Belehrung empfangen werde. Er hat sich eben aus dem mittelalterlichen Wahne losgerungen, der die Philosophie noch heute tief umnachtet, dem Wahne, daß es eine abstrakte „Wahrheit“ gäbe, die man wie den Apfel auf dem Baume der Erkenntniß ergreifen und abpflücken könnte. „Was ist Wahrheit?“ fragte Pilatus; diese Frage hätten manche Geschichtschreiber der Philosophie, die so wegwerfend über indisches Denken zur Tagesordnung übergingen, wohl gethan, sich selbst vorzulegen. Die Natur antwortet: wahr ist, was lebt, wahr ist, was Leben hat und Leben gibt. Die Behauptung, die wir im ersten Absatz einer der unter Studenten verbreitetsten philosophischen Lehrbücher treffen: „Philosophiren heißt griechisch denken“, ist eine ebenso scholastische Monstrosität, wie wenn ein Chemiker des vorigen Jahrhunderts gesagt hätte: Chemie ist der Glaube an das Phlogiston, oder wie wenn ein heutiger Naturforscher unsre dichterisch-symbolische Darstellung des Kosmos, die working hypothesis der Atome, Moleküle u. s. w. für Wahrheit ausgeben wollte, ohne einsehen zu können, daß andere Menschen, in denen andere Anlagen vorwiegen, und bei denen die historische Entwicklung des Geistes einen anderen Weg gegangen wäre, zu total abweichenden Vorstellungen gelangen könnten, die als genau ebenso „wahr“ bezeichnet werden müßten.

Um also dem indischen Denken gerecht zu werden, müssen wir als freie Männer an dasselbe herantreten, und auf dem Gebiete des Gedankens heißt frei: vorurtheilslos; zugleich aber voller Ehrfurcht für eine solche Erscheinung, für eine Erscheinung, die organisch, nicht willkürlich, herangewachsen ist, die Jahrtausende überdauert hat und noch heute allen Stürmen eines harten Schicksals trotzt — für ein Denken, welches ungezählte Millionen von Menschen gelehrt hat, gut, edel, mitleidig und tapfer zu sein — für eine Weltanschauung, aus der die heute (der Zahl nach) größte Religion der Welt, der Buddhismus, hervorging — zwar als Reaktion gegen die überwuchernde Fülle des brahmanischen Denkens, doch ohne einen Gedanken, den sie nicht diesem Denken entlehnt hätte (dieser indischen Philosophie also ebenso verpflichtet wie das Christenthum dem Judenthum) — — ich sage: mit Ehrfurcht und nicht als schale Besserwisser haben wir an diese Erscheinung heranzutreten. Selbst rein historisch betrachtet, selbst wenn das eigenartige Ringen dieses Denkervolkes nach Wahrheit kein leisestes Echo in unserm eigenen Herzen erweckte, wäre es dennoch einer der großartigsten Anblicke, welche dem Menschengeiste zutheil werden können.

Ich werde heute nicht das zu thun unternehmen, wozu Andere geschickter sind: ich will nicht aus den Büchern abschreiben, was Sie viel besser dort selbst mit Muße und Ruhe lesen können. Der Gang der historischen Entwicklung, die wunderbare Skala der Systeme (von dem transscendentalen Idealismus der Mimansa bis zum Materialismus des Kapila und zum Positivismus des Samkhya) so verschieden und doch alle ebenso durch und durch indisch wie Epikur und Platon gleichmäßig hellenisch sind — das alles soll mich nicht beschäftigen, sondern ich will es versuchen, zwei oder drei allem und jedem indischen Denken gemeinsame und dieses Denken unterscheidende Grundprinzipien möglichst klar und einfach Ihnen vorzuführen: nicht metaphysische Tifteleien, denn da könnte ich weder mit den Indern, noch mit den Europäern konkurriren, sondern allgemein menschliche Grundthatsachen, wie sie jedem denkenden Menschen faßlich sind.

Die tiefste und zugleich eigenartigste Grundlage dieses Denkens erkenne ich darin, daß es aus der metaphysischen Thätigkeit eines ganzen Volkes organisch herauswuchs. Aus dieser einen Thatsache entspringen sowohl die unvergleichlichsten Eigenschaften der indischen Weltanschauung, wie auch Unzulänglichkeiten, die keiner ihrer späteren systematischen Denker jemals auszutilgen vermochte.

Der größte Vortheil eines derartigen Verhältnisses ist das Organische, welches sich daraus ergibt. Was aus einem ganzen Volk hervorwächst, saugt sein Leben aus mehr Wurzeln als die geniale Grille eines vereinzelten Träumers. Unsre europäische Philosophie läuft nur neben unsrer Welt her; sie könnte morgen verschwinden, ohne daß das die geringste Bedeutung für unsre Staaten hätte; die indische Philosophie war dagegen die Seele des indischen Volkes, sie bestimmte die äußere Gestaltung seines Lebens und sie bildete den Inhalt seines Denkens, seines Trachtens, seines Handelns, seines Hoffens. Die Zeit der höchsten Macht-

[1] Vortrag, gehalten in der Jahres-Hauptversammlung der philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien.

entfaltung des indischen Volkes war auch die Blüthezeit seiner Metaphysik; und als die Philosophie ihre herrschende Stellung verloren hatte, da ging auch das Volk zugrunde. Und da möchte ich einen Vergleich anstellen, der Sie zuerst als starkes Paradoxon frappiren wird, von dem ich aber doch hoffe, daß er zu einer klaren Vorstellung der eigenartigen Atmosphäre, in der indisches Denken sich bewegte, beitragen wird. Ich möchte nämlich indisches Denken mit hellenischer Kunst vergleichen. Ich sagte mit hellenischer Kunst, nicht mit hellenischer Philosophie, denn diese hat ja der Hauptsache nach destruktiv auf das griechische Volk gewirkt; freilich war diese Philosophie eine Sonne, eine Sonne aber, die alle Quellen lebendiger Kraft im Volke nach und nach ausdorrte und an ihrer Stelle den Dürstenden lediglich die Fata Morgana unfaßbarer Abstraktionen hinterließ, wogegen das indische Denken, erhob es sich auch zu den kühnsten Höhen der Abstraktion, doch niemals die engste Fühlung mit dem Leben des ganzen Volkes verlor. Gleich der Kunst der Griechen war es eine konstruktive, aufbauende und darum — in einem gewissen Sinne — mit Unfehlbarkeit begabte Kraft. In der Kunst der Griechen spiegelt sich eben die künstlerische Empfindung — eigentlich die Weltanschauung — eines ganzen Volkes wieder, und darin liegt ihre Unnachahmlichkeit begründet. Der Geschmack des griechischen Künstlers war unfehlbar; er war es, weil der Künstler ihn aus dem untrüglichen Instinkt einer Allgemeinheit empfing. Mochte auch ein einzelner Homer, ein einzelner Phydias durch die Intensität seiner Begabung alle Anderen überragen: dem Wesen dieser Begabung nach waren sich alle griechischen Künstler verwandt; was sie schufen, war immer schön; und wer weder Griffel noch Meißel zu führen verstand, lebte dennoch in dieser selben Welt, pflegte ihren Besitzstand und vermehrte ihn, indem sein Leben, seine Tracht, sein Bestreben, ja seine Gesinnungen und seine Gedanken ihr angehörten und ihr gewidmet waren. In Griechenland war eben die Kunst „das höchste Moment des menschlichen Lebens", was nur dann geschehen kann, wenn sie kein von diesem Leben abgetrenntes, sondern ein in ihm selbst nach der Mannichfaltigkeit ihrer Kundgebung vollständig inbegriffenes ist. Was nun ein einziges Mal im Laufe der Weltgeschichte für die Kunst sich traf, das ereignete sich (auch nur dieses eine einzige Mal) in Indien für das Denken. Ein Volk, welches für das spekulative Denken ebenso ungewöhnlich beanlagt war, wie das griechische für die künstlerische Gestaltung, fand sich während einer Reihe von Jahrhunderten in Verhältnisse versetzt, welche eine ungehinderte Pflege und Entwicklung dieser Anlagen gestatteten. Das Gesammtergebniß war die indische Weltanschauung, wie wir sie vor allem in den „heiligen Schriften", den Upanishaden, finden, die uns aber, weiter ausgeführt und philosophisch kommentirt, in den verschiedenen Sutras, in poetischem Gewande in der Bhagavadgîtâ und anderen Dichtungen entgegentritt. Jede Beschäftigung mit indischem Denken wird nun entweder zu gar keinen oder zu ganz schiefen Ergebnissen führen, wenn man nicht im Auge behält, daß es sich hier nicht um ein oder mehrere Systeme einzelner Männer handelt, sondern um die Weltanschauung eines ganzen Volkes von Denkern.

Was ich unter dem Ausdruck „Volk von Denkern" verstanden wissen will, dürfte sich wohl aus diesem Vergleich mit dem hellenischen Volke von selbst ergeben. Ich stelle nicht die ungeheuerliche Behauptung auf, in Indien sei jeder Einzelne ein Philosoph gewesen, sondern ich sage nur, die verschiedenen, weit auseinander führenden Lebenszweige und Lebensbestimmungen und Anlagen trafen alle in diesem einen Punkte, der Achtung vor dem Denken, wie in einem Brennpunkt zusammen. Wer selbst nicht Denker war, unterstützte doch das Denken; denn er erkannte im Philosophen den erhabensten Menschen, dem er fraglos sich unterordnete, und die Ergebnisse jenes Denkens dienten ihm als Richtschnur seines Lebens und als Grundlage seiner staatlichen und seiner religiösen Ueberzeugungen. Die Denker von Beruf (d. h. die Brahmanen) bildeten die höchste Kaste, der stolzeste Monarch stieg von seinem Thron hinab, um einen berühmten Denker zu bewillkommnen; wer von dem „ewigen Wesen, das nie bewiesen werden kann", zu reden wußte, der wurde von den Reichen mit Gold überhäuft; die größte Ehre für einen Hof war, viele Denker in seiner Nähe zu versammeln. — Das Denken wurde also materiell und moralisch von dem gesammten Volke gefördert; denn daß in ihm ein Höchstes zum Ausdruck kam, war Jedem mehr oder minder bewußt. Und gerade diese allgemeine Stimmung zeugt von einer ganz besonderen, durch die ganze Nation verbreiteten Anlage.

Nun, meine Herren Fachphilosophen, ich glaube, Sie werden zugeben, bei uns in Europa sieht's anders aus! Gewiß hat keiner von Ihnen jemals für einen einzigen tiefen Gedanken von einem Monarchen 1000 Kühe geschenkt bekommen, jede Kuh an jedem Horn einen Sack mit 1000 Goldstücken tragend! Das war in Indien so Usus. Und Sie werden mir schon zugeben, daß diese Art des Philosophirens etwas für sich hatte!

Dieses organische Hervorwachsen aus tausend Wurzeln führt nun zunächst und in rein philosophischer Beziehung zu einem der merkwürdigsten und interessantesten Charakteristika indischen Denkens, zu einem Zug, den ich bisher nirgends habe hervorheben sehen. Auf jedem Gebiet bedingt nämlich organische, lebendige Einheit im Gegensatz zur abstrahirten, logischen, den Widerspruch. In die That übersetzt ist der Widerspruch der Widerstand und beherrscht als solcher sämmtliche Phänomene des Lebens, wie denn auch der große Bichat das Leben überhaupt geradezu als „l'ensemble des fonctions qui résistent à la mort" bezeichnet. Im Seelenleben nun gewinnen die verschiedenen Kräfte das Gleichgewicht durch den Widerspruch: überall treffen wir ihn an, in allen philosophischen Systemen, in allen Theorien, in den Lehren aller großen Männer und im Leben aller hervorragenden Völker; der Widerspruch ist die Balancirstange, dank welcher wir es vermögen, auf dem sehr schmalen Stege unsrer Vernunft über den gähnenden Abgrund des Unerforschlichen hinwegzuschreiten. Für uns Occidentalen hat jedoch das Nebeneinanderbestehen von Thesen, deren widerspruchsvolle Natur gar nicht geleugnet werden kann, zunächst etwas verwirrendes. Wir pflegen derartiges als „Unsinn" zu bezeichnen, denn, meinten wir auch die Tyrannei des Glaubens abgeschüttelt zu haben, die Zwangsjacke der Logik läßt uns noch weniger Freiheit, und dem Kanon der „Vernunft" werfen wir uns ebenso bedingungslos zu Füßen, wie der spätere, irregeführte Inder unter die Räder des Jagannâth sich wirft. Darum sind wir gewohnt, die Widersprüche unsres Denkens möglichst sorgsam, so recht in das Innere unsrer Weltanschauung zu verstecken; wir suchen uns und Andere zu belügen. Zwei Drittel unsres Philosophirens bestehen denn auch in dem Nachweis von Widersprüchen bei anderen Philosophen. Bei den Indern wird dagegen der Widerspruch ohne Umschweife eingestanden; gleichsam als schillerndes Gewand wird er um die nackte Wahrheit gehängt: zahllose Götter und doch nur ein Weltgeist (das Brahman); das Individuum, zu einer langen Reihe von Neugeburten verdammt, und zugleich Aufheben aller Individualität im Tat-twam-asi; eine Ethik, die auf diese Lehre von der Seelenwanderung sich gründet, und trotzdem das Geständniß[1]): „nur diejenigen, welche noch mit den Schwächen des Nichtwissens behaftet sind, nehmen

[1]) Deussen: Die Sûtras des Vedânta. S. 19.

eine solche Wanderung der Seelen an.“ Freiheit des Willens und Nothwendigkeit; Idealität der Welt, Realität der Welt u. s. w. Als geschehe es mit absichtlicher Ironie, stellen die Brahmanen diese für das bloß logische Denken unvereinbaren Lehren mit Vorliebe nebeneinander auf. Man denke sich den Abstand zwischen einer derartigen Weltweisheit und der höchsten Spitze, zu welcher sich unsre europäische Philosophie vor der erlösenden Geburt Kants aufgeschwungen hatte: Baruch Spinoza's „Principia philosophiae demonstratio more geometrico.“ Zwar zeigt sich die ungeheure Begabung der Inder für die Mathematik zur Genüge in der einen Thatsache, daß sie, denen der Buchstabe zuwider war, die fälschlich „arabisch“ genannten Ziffern erfanden und dadurch alle Mathematik erst möglich machten; in ihrer kindlichen Einfalt und Größe wären sie aber nie darauf verfallen, „Gott“ geometrisch zu konstruiren und die Tugend auf eine Regel-de-tri zu reduziren. Wie gesagt, die Widersprüche liegen in diesen indischen Werken überall offen zutage. Darum wird aber auch der Leser hier nicht jene nackte Einfachheit und Uebersichtlichkeit und Widerspruchslosigkeit eines individuellen Denkens vorfinden, welches sich nur mit sich selbst in Einklang zu setzen hat. Es ist nicht ein System, wenigstens nicht in unserm Sinne des Wortes, sondern es sind Betrachtungen und Forschungen auf dem Gebiete einer bei Allen als bekannt und unbezweifelt vorausgesetzten Weltanschauung, welche durch die geistige Thätigkeit Tausender verwandter Geister im Laufe zahlreich auseinander folgender Generationen organisch aufgewachsen war.

Ich glaube nicht, daß man berechtigt wäre, ein derartiges Denken kurzweg unlogisch zu nennen; die Inder haben glänzende Polemiker gehabt, und ich wüßte nicht, ob unsre europäische Philosophie eine schärfere und in höherem Grade treffsichere Verwendung logischen Denkens aufweisen kann, als z. B. die Widerlegung des Realismus, des absoluten Idealismus und des Nihilismus in den Vedântasûtras des Çankara. Die indische Weltanschauung im ganzen genommen ist jedoch unfraglich, wenn nicht eine unlogische, so doch eine alogische — in dem Sinne nämlich alogisch, daß die Logik ihr Denken nicht beherrscht, sondern ihm nur, wo es noth thut, dient. Und da langen wir denn bei einer anderen grundlegenden Eigenschaft dieses Denkens an, bei der wir einige Augenblicke verweilen müssen.

Aus Lydien.[1])

Von Heinrich Zimmerer.

Als ich am 14. Oktober 1895 von Karl Buresch, der eben von seiner letzten Reise aus Lydien, Mysien und Phrygien zurückgekehrt war, einen ausführlichen Brief voll praktischer Winke und Rathschläge zu meiner eigenen Tour nach Kappadokien erhielt, ahnte ich nicht, daß ich den jungen, früh berühmten Archäologen nicht mehr lebend in Athen antreffen sollte, da ihn der Tod schon am 2. März des folgenden Jahres von seinen Leiden erlöste. „Daß Sie reiche Reisefrüchte mit nach Hause nehmen werden, bezweifle ich keinen Augenblick,“ schrieb er mir, „denn bei Licht besehen, ist in Kleinasien eigentlich alles unbekannt oder ganz ungenügend bekannt.“ Nun sind mittlerweile seine eigenen „Reisefrüchte aus Lydien“ erschienen; aber ihm selbst war es nicht mehr vergönnt, den stattlichen Band mit eigenen Augen zu schauen, den sein Freund und Meister, Professor Otto Ribbeck, in pietätvollster Weise herausgegeben und eingeleitet und H. Kiepert mit einer topographischen Karte nach den Tagebüchern des Verstorbenen ausgestattet hat.

In den letzten Tagen des April 1888 machte der 26jährige Gelehrte mit Konrad Cichorius seine erste Reise; über Konstantinopel zunächst mit der Eisenbahn nach Ismid, dem alten Nikomedia, in die Gebiete, deren Durchforschung in neuester Zeit besonders v. d. Goltz und v. Diest unternommen haben.

Zu Pferde über Isnik, das alte Nikäa, am Nordufer des Askanischen Sees nach Gemlek legten sie die unsichere Strecke nach bewährter Landessitte unter dem Schutze zweier aus dem Gebirge verschriebener „Bärenjäger“, alias Räuber, ungefährdet zurück, und diese schwuren beim Abschied, sie würden täglich für ihre Schützlinge beten, denn so gute Menschen hätten sie noch nie gesehen — ein Urtheil, dem der Europäer oft von Seiten der Türken und Griechen, die ihm dienen, begegnet, da ihnen die bei uns selbstverständliche Tugend der Geduld und des Worthaltens gewaltig imponirt. Der Orient mit seiner bunten Farbenpracht, seinen einsamen, herrlich bewaldeten Bergen und stillen Thalkesseln, der Fülle von Ruinen und Erinnerungen an das Alterthum bezauberte den jungen Forscher, der sich vorher noch wenig in der Welt umgesehen hatte.

„Kleinasien ist wunderschön,“ schrieb er an seinen Lehrer Ribbeck und gleicht oft — meiner Idee vom verlorenen Paradiese. Auch die schlechten Straßen, die Mängel der Verwaltung und Kultur, die primitiven Gasthäuser, die naiven Menschen übten einen sympathischen Reiz aus. In Jenischehir bewilligte der gefällige Kamaikam einen Saptieh, unter dessen Schutz das von Europäern noch nicht betretene Ak-Byjyk besucht wurde. Von da führte ein zehnstündiger Ritt nach Brussa, dem Ausgangspunkt eines 5tägigen, an Inschriftenfunden ergiebigen Ausflugs nach Apollonia und Kirmasti. Ein zweites Mal durchstreifte Buresch allein in angestrengten Ritten die weite Umgebung von Brussa. Auf den Schneefeldern des Olympos schwelgte er in der Einsamkeit der großartigen Natur; die große Inschrift, die er suchte, war freilich tief im Schnee vergraben, doch entschädigte andere epigraphische Ausbeute. Seinen wirklichen Beruf zum „geographisch-archäologischen Pionier“ erkannte er erst auf einer 19tägigen romantischen Reise, die er im Juli bei glühender Hitze zum Theil ganz allein von Smyrna aus unternahm. Da wurde der Sipylos erstiegen und das wunderbare Felsbild der Niobe besucht. Er rühmte sich, etwa zwanzig Felsburgen erklommen zu haben. In der zum Theil unerforschten Welt, die ihn umgab, eröffnete sich ihm eine wissenschaftliche Zukunft, doch war alles einstweilen nur Vorübung für künftige Thaten. Schon im Juni hatte er auf Lesbos die Bekanntschaft von H. Kiepert gemacht. Dieser forderte ihn auf, sich einer mit Cichorius verabredeten Tour ins Innere der Insel anzuschließen. Buresch ist dann noch zwei Tage mit Kiepert allein gereist, so wurde er in die Methode der Terrainforschung eingeweiht. Altmeister und Jünger faßten eine herzliche Zuneigung zu einander, und der gelehrige eifrige Schüler war seitdem als Mitarbeiter gewonnen. Zunächst war das wichtigste Ergebniß jenes ersten improvisirten Ausflugs die Entdeckung der alten Stadt Kaisareia-Troketta am Tmolos und einer Weihinschrift mit Orakelversen des Klarischen Apollo in verschiedenen Metren. Dieser Fund wurde die Grundlage der Leipziger Habilitationsschrift und einer akademischen Lehrthätigkeit, die meist der griechischen und römischen Poesie gewidmet war. Aber die Sehnsucht, seine glücklich begonnenen Forschungen in Lydien zu erweitern, ließ ihm auf die Dauer keine Ruhe. Kiepert, dessen Spezialkarte des westlichen Kleinasiens 1890 zu erscheinen begann, hatte von den genauen Mittheilungen der beiden Reisenden über die Ufer des Sees von Isnik und

[1]) Epigraphisch-geographische Reisefrüchte, hinterlassen von Karl Buresch, herausgegeben von Otto Ribbeck, mit einer von H. Kiepert gezeichneten Karte. Leipzig, B. G. Teubner 1898. 8°. 226 S.

anschließende Routen dankbaren Gebrauch gemacht und begrüßte die Aussicht, so manche leere Stelle auf seinen Blättern auszufüllen, mit Freude. Reichliche Mittel zur Reise gewährte die Albrechtsstiftung der Leipziger Universität. So machte sich die junge Familie, Mann, Frau, eine geborene Athenerin, und das erst dreivierteljährige Söhnchen Charilaos mit seiner Amme, im Juli 1891 wohlgemuth auf den Weg. In Athen blieben Mutter und Kind unter dem Schutze der Schwiegermutter zurück, Buresch selbst durchzog während der Monate August, September, Oktober von Smyrna aus nach wohldurchdachtem Plane weite unbekannte Gebiete und richtete in 2½ Monaten aus, wozu Andere die doppelte Zeit brauchen. Immer sicherer und begeisterter verfolgte er den Gedanken, durch möglichst abschließende und erschöpfende Durchforschung das Bild einer Reihe höchst merkwürdiger Kulturen in dem heute verödeten Wunderlande zurückzugewinnen. Das üppige Reich des Gyges und Kroisos mit dem beschneiten Tmolos und dem goldfluthenden Paktolos, das phantastische Jagdgebiet des Dionysos, das schon so Viele vor ihm betreten, sollte seine Domäne werden. Auf Schritt und Tritt gelang es ihm, die Berichte seiner Vorgänger zu verbessern und zu ergänzen. Was Callier, Arundell, Hamilton, Texier Le Bas und Waddington, Keppel und Falkener, Henzen, Head, Baltazzi, Roack, M. A. Wagener, P. Paris in früherer Zeit, was Kiepert, Humann, Schuchhardi, Fontrier, Sayze Radet, Weber, v. Diest, Möllhausen, Fabricius, Kubitschek und Reichel, G. Meyer, Charalampos Alexiu und Tschakyroglu in neuester Zeit in Lydien zutage gefördert, das wurde von ihm auf das angelegentlichste verwerthet und verfolgt; an Ramsay, dem größten der neueren Reisenden, hat er besonders scharfe Kritik geübt.[1]) Er empfand die Verpflichtung, die große Aufgabe, die er einmal begonnen, ganz zu Ende zu führen. Besaß er doch die Eigenschaften, die ihre Lösung bedingten, in außerordentlich hohem Grade: rastlose, vor keinem Hinderniß zurückschreckende Energie und Schwungkraft des Geistes wie des Körpers, raschen und scharfen Blick, echt wissenschaftlichen Sinn und die Kunst des Alkibiades, mit Fremden zu verkehren. Er gewann das Vertrauen der Leute durch sein offenes, naives und doch bestimmtes, charaktervolles Wesen. Er lernte Neugriechisch und Türkisch wie seine Muttersprache beherrschen, so daß ihm der Gebrauch selbst in Briefen an Landsleute Vergnügen machte. Bei seiner Lust an lebhafter Mittheilung und dankbarer Aufnahme jeder Belehrung kam er schnell und leicht mit den Eingeborenen, denen seine Sachkunde imponirte, in fruchtbares Gespräch. Auf dem Markt, beim Pferdekauf oder andrer Gelegenheit sitzend, ließ er sich von rechts und links erzählen; wie ein goldener Faden zieht sich durch das ganze Buch der Erfolg seiner Reisekunst, den ihm die unmittelbare Berührung mit dem Volk gewährte, so oft er auch „führerlos und ohne Karte“ durch die Wildniß streifte. Es gehört zu den intimsten Reizen, die ihm derjenige nachfühlen kann, der in gleicher Lage war, wie er aus jedem Augenblick den höchsten Gewinn zog. Mag er unter großen Schwierigkeiten, in vielstündiger Mühe, die nur schwer lesbaren Reste der Inschrift von Tabak-hane abschreiben, mag er auf dem Pferdemarkt von Durgutlu-Kassaba nach Rossen suchen, oder das Mißtrauen auffallend ungastlicher Dorfbewohner von Ewdshiler überwinden, sein Nachtquartier in Gjüre mit einem intelligenten Agha theilen, oder unter Bauern von Ortakjoei nach „alten Steinen“ forschen, oder die Honoratioren von Pajam-alon befragen oder in Gjoelde auf die krämerhafte Gesinnung griechischer Besitzer stoßen, die ihm die Inschriftsteine nur gegen Geld ausliefern wollen, immer bleibt der kluge „Alaman“ Herr der Situation. Mit Jägern durchstreift er Feld, Wald und Gebirge. Auf den Eisenbahnen, die von Smyrna am lydischen Hermus und Kaystros ins Land laufen, freundet er sich mit den Insassen an und Alle wollen wissen, wo der sonnenverbrannte junge Mann im Räuberkostüm her sei und was er treibe. Der dreht ihm eine Zigarette, der langte ihm eine herrliche Traube aus seinem Korbe, der reicht ihm ein Glas Wasser, der schält ihm eine Feige und bald schwirrt das Coupé von Nachrichten über alte Steine und Inschriften. So lernte er den gemeinen türkischen Mann, seine natürliche Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit, auch seine Ausdauer und Bedürfnißlosigkeit schätzen. Leider fand er selbst eine stolze Genugthuung darin, mit ihm zu wetteifern, ihn womöglich zu überbieten. Er verachtete jede Bequemlichkeit und Erleichterung der Strapazen, liebte es, tagelang von nichts als Kaffee, Weintrauben und Feigen, die er am Wege pflückte, Tomaten und Käse zu leben. Die unzugänglichsten Felskuppen und Burgen zu erklettern, stundenlang im Wasser zu reiten, bei Tage sich glühender Hitze auszusetzen, unter blinkendem Sternhimmel zu nächtigen, alles das schien sein Behagen für den Augenblick nur zu erhöhen. Vom Chersones von Erythrä und Teos wandte er sich auf seiner ersten großen Reise 1891 ins Innere und setzte seine 1888 begonnenen Nachforschungen in der bisher ganz ununtersuchten Umgebung von Kassaba fort. Am 27. August trat er die erste größere Reise über Koldere nach Papaslü (Hyrkanis), nach der Stätte von Hierokaisareia an. Eines der furchtbarsten Erdbeben, von denen wir wissen, suchte im Jahre 17 n. Chr. Nord-Lydien heim, wo es zwölf blühende Städte und ungezählte Ortschaften und Dörfer niederstreckte. In der unmittelbaren Nachbarschaft liegen Mostene, Hyrkanis, Hierokaisareia und die am schlimmsten geschädigten Hauptstädte Magnesia am Sipylos, Sardes und Philadelphia. Kaiser Tiberius wurde der weise Wohlthäter der unglücklichen Städte, deren Dankbarkeit in einem berühmten Monument und anderen Huldigungen ihren Ausdruck fand. Der Beiname Kaisareia schmückte vorübergehend mehrere der betheiligten Städte oder vielleicht auch alle; ja, Philadelphia vertauschte gar seinen alten Namen mit dem neuen Neokaisareia, wie Buresch überzeugend nachgewiesen hat. Der Reisende überschritt sodann den Ilgetschai und eilte über Seliudi (Silandos), das schon zu Hamiltons Zeit völlig ausgeraubt war, nach dem im Herzen Mäoniens liegenden Kula. Dieser im Mittelalter gegründete Ort muß seinerzeit dauernd das Standquartier dessen werden, welcher für ein Korpus kleinasiatischer Inschriften die ebenso zahlreichen als eigenthümlichen Steinschriften Mäoniens zu sammeln haben wird. Seine dritte Tour auf dieser Reise hatte die Untersuchung des oberen und mittleren Kaystrosthales zum Zwecke, welches vorher so gut wie ganz vernachlässigt war. Hier gelang es ihm, neben der Aufhellung zahlreicher topographischer Punkte das ephesische Larisa bei Arkadsha festzustellen. Nach der ersten Reise (1888) fühlte er sich „unheimlich stark und gesund“. Diese zweite aber (1891) gab seiner Gesundheit einen verhängnißvollen Stoß. Des Fiebers nicht achtend, das ihn schon Ende September ergriff, machte er einen scharfen Ritt von Kassaba nach Philadelphia; kaum konnte er sich noch im Sattel halten, im Chan fiel er um und blieb 24 Stunden halb bewußtlos liegen. Aber er raffte sich auf, um eine wichtige Inschrift (den Kaiserbrief Nr. 13) „aus dem Handgelenk“ zu bearbeiten, fühlte sich

[1]) Wir können der Polemik, die Buresch an Ramsay's monumentalem Werk geübt, hier nicht folgen. Wir verweisen die Leser des Buches selbst auf die Seiten 145, 150, 157, 164 171, 172, 176, 185, 187, 195, 203, 208, 216. Würde Buresch gerade aus seiner Erkundung eines einzigen Landestheiles der großen anatolischen Halbinsel auf die Bewältigung des ganzen, wie sie Ramsay vollbracht, geschlossen haben, so hätte er einzelne kühne Fehlgriffe des rastlosen englischen Gelehrten nicht zu den „Unbegreiflichkeiten gerechnet, von denen das Buch Ramsay's wimmelt!“

auf angestrengter Reise vom 30. September bis 30. Oktober anscheinend wohl, brach aber in Smyrna abermals zusammen, verfiel in heftiges Fieber, schleppte sich nach einiger Zeit mühsam nach Athen und kam im November in sehr geschwächtem Zustande wie ein gebrochener Mann nach Leipzig zurück. Doch war er bald wieder fähig, schon früher begonnene Studien, die ihn in ganz neue Bahnen führten, wieder aufzunehmen. Nur die Verarbeitung der „Reisefrüchte“ und die dafür unentbehrliche, dennoch oft versagende Bibliothek des Deutschen archäologischen Instituts fesselten den neuerdings Leidenden an Athen. Daher seine Sehnsucht nach Luftveränderung, wobei die Brust doch wieder freier athmete. So machte er im Sommer 1893 einen Ausflug nach Troja. Dort traf er Dörpfeld; mit ihm fuhr er nach Samothrake, von da über Pergamon zurück nach Smyrna. Und im September ging er vom Seebade Spetzes aus nach Nauplia, durchzog Argos, erklomm die riesige Mideia, besuchte die Ausgrabungen in Delphi und bestieg von da aus den schneeigen Parnaß, auf dessen Gipfel er, in eine Filzdecke gehüllt, übernachtete, um am folgenden Morgen einen prachtvollen Sonnenaufgang zu genießen. Der verhältnißmäßig günstige Erfolg solcher unschädlichen Exkursionen machte ihm Muth, seine lydischen Reisepläne wieder aufzunehmen. Aber erst am 21. März 1894 konnte der Ausbruch erfolgen und fast 3 Monate vergingen bis zur Heimkehr. Gleich zu Anfang, am 5. April, gab es ein unvorhergesehenes Abenteuer lebensgefährlicher Art. Bei der Ueberschreitung des Lykos in der Gegend von Thyateira verlor er, 5 m vom jenseitigen Ufer entfernt, die Furt. Sein Pferd trat in eine tiefe Stelle und ward von der reißenden Strömung sofort umgerissen, so daß er unter ihm auf dem Flußgrunde lag. Die Strömung riß sie fort; zum Glück gelang es ihm, sich vom Pferde loszumachen, es aufzureißen und sammt allen Sachen auf zufällig gefundener seichter Bank ans Ufer zu schleppen. Dann mußte er noch 1½ Stunden über einen Bergrücken sich, das Gepäck und sein Pferd in ein Dorf schleppen, wo die Einwohner, feindlich gesinnte Auswanderer aus der europäischen Türkei, ihm anfangs alles versagten. Sein Diener, ein fauler, alter Kurde, der bei dem Flußübergange wohlweislich weit zurückgeblieben war und später mit einem Führer übersetzte, meinte, der Herr müsse ganz neuerdings irgendwo ein gewaltiges Almosen ertheilt haben, sonst wäre das Wunder seiner Rettung nicht erfolgt. Mit dem Verlust eines werthvollen Barometers und mit einer Erkältung kam er glimpflich davon. Uebrigens fühlte sich der „gelehrte Kentaur“ wieder in seinem Element und fast erdrückt von der Masse neuer Funde. Besonderes Vergnügen machte ihm die Bestätigung seiner These von der Gleichsetzung des Demos von Neocäsarea mit dem von Philadelphia durch den überraschenden Münzfund, den er im Anhang seines Reiseberichtes erzählt. Er hatte zur Endstation seiner Reise Alaschehir gewählt; um die Aussicht auf Erfolg zu erhöhen, richtete er sich so ein, daß in die Zeit seines Besuches ein Markttag fiel, an welchem sich die Bauern der Umgegend sammelten. Zwei Tage lang war sein Suchen erfolglos; man brachte ihm außer großen Mengen werthlosen römischen Geldes wohl manche gute fremde und hin und wieder auch eine gewöhnliche Münze von Philadelphia, aber die *Νεοκαισαρεῖς* ließen sich nicht blicken. Am Abend des Markttages, da er alle Hoffnung längst aufgegeben hatte, kam ein junger Türke aus dem benachbarten Dorfe Badenidscha mit einer Handvoll Münzen. Schon bei der ersten Musterung erkannte Buresch die große Mehrzahl, etwa 12 Stücke, als gewöhnliche philadelphische Münzen mit der gleichförmigen Aufschrift *Φιλαδελφέων* — das war schon überraschend genug. Nur drei Stücke bildeten eine Gruppe für sich: es waren eben die, welche er so lange vergeblich gesucht. — Die Menge topographischer Feststellungen, die ihm gelangen, befähigte ihn mehr und mehr, von der antiken Besiedelung des merkwürdigen, seine Phantasie so sehr beherrschenden Landes Mäonia eine Detailanschauung zu gewinnen. Von Kemer über Borlu bestieg er den „riesigen“ Berg Toma, auf dessen Gipfel er außer drei Inschriften und dem Torso einer großen Gewandstatue und vielen Münzen schöne marmorene Architekturstücke vorfand, welche einem bedeutenden Gebäude, wohl einem Tempel angehört haben müssen, den er für einen Wallfahrtsort des Dionysos- und Göttermutterkults hielt. Dionysos-Sabazios ist der lydisch-phrygische Attys. Die Hauptgottheit Lydiens, die bergfrohe vielnamige Göttermutter Rhea Kybele hat nach dem Sturze des lydischen Königreichs mit der Göttin der persischen Eroberer, Anaïtis-Artemis, eine Vereinigung eingehen müssen. Der riesige Berg Toma, welcher mit seinem pinienbewachsenen, prachtvoll gestreckten Rücken weithin Mäonien überschaut, war ein würdiger Thron der großen Bergmutter, wie geschaffen zum Tummelplatz ihrer rasenden Anbeter.

Die unmittelbare Umgebung des von Franken kaum je besuchten Baïndyr am Südabhange des Götterberges Tmolos, welches Hadschi-Halfa als reiche, mit Moscheen, Bazaren und Bädern geschmückte Handels- und Industriestadt bezeichnet, erwartet noch eine sicher lohnende Einzeluntersuchung. Als den werthvollsten Gewinn dieser Reise aber schlug Buresch die Festsetzung der Lage des sogenannten ephesischen Larisa im Kaystrosthale an. Trotz seiner Erschöpfung auf dieser vorletzten Reise ging es nach kurzem Aufenthalt in Smyrna, Athen, Kephisia, Kalauria und Aegina nach einer 11 tägigen Reise über den Parnes durch Böotien nach Orchomenos um den Kopaissee und nach Delphi. Und nachdem diese Probe leidlich bestanden war, raffte er sich noch einmal auf zum letzten Ritt in das romanlische Land Lydien. Schon im November war die von Kiepert beantragte Bewilligung von Reisegeldern von Seiten der Berliner Akademie erfolgt, und am 14. April 1895 geschah der Ausbruch. Vierzehn heiße Wochen dauerte diese letzte Expedition, eine Kette äußerster Anstrengungen. Hier steht Buresch auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Leistung. Zur Fertigkeit des Epigraphikers und Findigkeit des Philologen gesellt sich die durchdringende Einsicht des Historikers, die schildernde Kraft des Geographen und die scharfe Beobachtung des Ethnologen. Schon in seiner vorletzten Reise wies er darauf hin, wie das Kaystrosthal, im Alterthum wie heute dicht besiedelt, dem Geographen noch heute reichlichen Stoff zur Forschung biete, weit mehr als er selbst erschöpfen konnte. Sein Augenmerk war besonders auf die zwischen Baindyr und Tire sich ausdehnende, von zahlreichen nicht unbedeutenden Bergzügen und jenen für das Kaystrosthal so charakteristischen Berginseln unterbrochene Ebene gerichtet, auf welche man von Baindyr aus eine entzückende Aussicht hat. Er selbst bekennt, daß er besonders während dieser vorletzten Reise gelernt habe, für Kultur- oder Verkehrsscheiden, welche sich nicht immer mit Wasserscheiden decken, ein offenes Auge zu haben. Solch eine scharfe Verkehrsscheide liegt zwischen Suleimanlü und Güllü. Obwohl der letztere Ort augenfällig bereits im Stromgebiet des Menderes liegt, hat doch das abgelegene Bergdorf seine Front ausschließlich nach Süden und zwar nach Seraiköi gerichtet, einer wichtigen Station der Menderes-Thalbahn, nahe der scharfen Benge des Stroms, welche die natürliche Abgrenzung von Lydien, Phrygien und Karien besorgt. Es ist deßhalb kein Zufall, wenn die einzige griechische Münze, welche sich unter vielem römischen Gelde hier vorfand, nach einer Stadt des Maiandrosthales, nach Attuda (südwestlich von Seraiköi) gehörte. Eine sorgfältige Studie wandte Buresch dem ungelösten

Problem der Ethnologie Kleinasiens zu, der ursprünglichen und eigentlichen Grenze Lydiens, bezw. Mäoniens gegen Phrygien. Den homerischen Gedichten sind bekanntlich die Myser, Phryger und Karer geläufige Begriffe, dagegen fehlt ihnen der Name des von jenen Völkern umwohnten Gebietes, Lydien. Für diesen Namen tritt Mäonia ein, wo die Μῄονες wohlgebaute Städte bewohnen. Erst in späterer Zeit bildet sich dee bestimmte Begriff einer Landschaft Mäonia heraus und dieser fällt zusammen mit dem Erdbebenstrich der κατακεκαυμένη. Die zwischen Karien, Phrygien, Pisidien und Lykien eingekeilte Landschaft Kabalis war lydisches und genauer mäonisches Kolonialgebiet, und hier allein wurde in Strabo's Zeit noch lydisch gesprochen. Ein deutliches Merkmal der ethnographischen Abgrenzung gab ihm die Kunstgeschichte an die Hand, nach welcher die Portal-Grabstelen phrygischen Ursprungs sind. Streng wollte er auch in der Terminologie zwischen Politikon und Ethnikon geschieden wissen, d. h. zwischen Bürger- und Gauverwandtschaft. Ebenso gelang es ihm, den Ursprung der Mysomakedonen nachzuweisen als Garnisonen mysischer und makedonischer Söldner hellenistischer Zeit, welche über eine gewisse Gegend Lydiens vertheilt waren, nämlich über die östliche Messogis zwischen Baliamboli (Παλαιόπολις) und Bulladan. Seine Aufmerksamkeit war auch der Entwicklung der schwierigen Gauverfassung zugewandt. Dem ganzen Westkleinasien ist das uralten Zeiten entstammende System der Gemeindebünde oder Demen eigenthümlich, welche wir in römischer Zeit, als mit eigener Kommunalverfassung begabt, den Städten gleichwerthig finden. Freilich werden diese oft ansehnlichen Städte der römischen Kaiserzeit mit ihren ἄρχοντες, στεφανηφόρος, γραμματεύς, ἀγορανόμος, στρατηγός, χρεωφύλαξ, γυμνασίαρχος, ihren eitlen Bürgern, stets leerer Stadtkasse, einem kleinen Heer von Kulten mit einem möglichst kompleten Olymp, glänzenden Festen, Theater und anderen stattlichen öffentlichen Gebäuden durch die Inschriften nicht immer im günstigsten Lichte beleuchtet. Doch dürfen wir uns nach dem Untergang des römisch-byzantinischen Reichs das Land durchaus nicht gleich verödet denken. Gjüre z. B. hat eine große Vergangenheit, was sowohl aus der Zahl und Größe seiner jetzt bis auf eine in Ruinen liegenden und wohl aus byzantinischen Kirchen hervorgegangenen Dschamis (Moscheen) als aus dem Umstande hervorgeht, daß der alttürkische Geograph Hadschi Chalfa (d. h. sein Fortsetzer) um die Mitte des 17. Jahrhunderts n. Chr. es einen durch feine Teppichwirkerei berühmten Ort nennt; dazu kommt noch, daß vor wenigen Jahren hiee ein aus mehreren tausend, und zwar anscheinend zum allergrößten Theile aus spätrömischen, byzantinischen und alttürkischen Münzen sich zusammensetzender „Schatz“ gefunden worden ist, welcher zu einee langen Untersuchung seitens der obersten Verwaltungsbehörde in Manissa Anlaß gegeben hat. Endlich aber strotzt der Ort von Massen Baumaterials und marmorner Architekturstücke antiker und byzantinischer Zeit. Bei Takmak liegen, zum größten Theil nördlich der „Poststraße“, die durch den Sammelnamen Harmandaly zusammengefaßten Dörfer verstreut, in welchen noch heute nach den streng vornehmen alttürkischen Mustern die prächtige, Kelim genannte Teppichart hergestellt wird. Diese Teppiche, mit welchen nur noch die ebenfalls ausgezeichneten Erzeugnisse von Eşiler, Kula und Günei sich messen dürfen, gelten für das vorzüglichste, was in dieser Art heute das gesammte Westkleinasien hervorbringt: möge die edle Kunst der unaufhaltsam vordringenden europäischen Kultur, welche alles, was der Osten an Schönem besitzt, zu vernichten droht, noch lange Widerstand leisten.

Die landschaftliche Schönheit Lydiens preist Buresch mit begeisterten Worten. Die Ebene von Simaw mag zu den lieblichsten Flecken der Erde gehören, entzückend schön ist ihr von der hohen Wand des Temnon-Gebirges begrenzter südlicher Theil. Hier strömt überall in überreicher Fülle das herrlichste Quellwasser, hier spenden zahllose, riesige Platanen und Nußbäume köstlichen Schatten; hier lugt dicht aneinandergereiht Dorf an Dorf unten am Berghange aus dem Grün hervor. Das Dorf Egrigjöz, dessen Name „Schielauge“ bedeutet, zeigte eines der traurigsten Bilder moderner Besiedelung, aber zugleich auch eines der bedeutendsten geographischen Charakterbilder, welche Buresch in Kleinasien gesehen hatte. Seinen Ostfuß bespült tief unten der Fluß, welcher sich durch eine Spalte zwischen senkrecht aufsteigenden Felswänden brausend hindurchzwängt. Auf dem schmalen Rücken des Felsgrats, welcher dieses unerstürmliche Defilee bildet, liegt das Dorf, mit seinem Ostrand an die Wurzel des Felskegels gelehnt. Gediz ist eine alte, reintürkische Stadt von mehreren tausend Häusern und Sitz eines Landraths (Kaimakam). Keine Stadt macht in dem Grade wie Gediz den Eindruck hoffnungslosen Verfalls. Die Einwohner sind ihres Wohnorts würdig: in Schmutz und Ungeziefer verkommend, zeichnen sie sich durch so große Unzivilisirtheit und Ungastlichkeit aus, daß sich auch nicht ein einziger Grieche hier anzusiedeln gewagt hat. Abee auch dieser unerfreuliche Ort hat seine Oase, es ist die alte Haupt-Moschee von Gediz, Ulu-Dschami genannt, ein würdigee und stattlicher Bau mit schöner Kuppel, der laut von besseren türkischen Zeiten zeugt. Die Ruinen von Blaundos machen dem Reisenden den bezaubernden Eindruck eines Stücks entschwundenee Märchenwelt, welchen nur noch die Wunderstätten von Hierapolis und Aizanoi in ähnlicher Stärke hinterlassen haben. Südlich von Suleimanly (Blaundos) wird die fast menschenleere Landschaft heiterer und zieht hier und da das vornehme Kleid rauschender, duftiger Pinienwälder an. Zwischen Tatarkjöi und dem Flecken Burghas, hart am Fuß des gleichnamigen Gebirgs, zu beiden Seiten des Wegs, dehnt sich ein dichter Knuppereichenwald, der einen erfreulichen Kontrast zur sonstigen Entwaldung Kleinasiens bildet.

Daß Lydien, obgleich uns am nächsten gelegen, zu den unbekanntesten Theilen Kleinasiens gehört, hat wiederum Buresch durch sein Buch bewiesen. Wenn historische Geographie und Geschichte fast ein und dasselbe Ding sind, mithin beiden die gleiche Wichtigkeit beizumessen ist, so sollte dieses Verhältniß auch einigermaßen in der Arbeit unsrer Wissenschaft zum Ausdruck kommen. Das ist aber nicht der Fall; denn soweit alte Geographie überhaupt getrieben wird, geschieht dies nach Altmeister Kieperts Karten im Studirzimmer; und doch kann sie — wenigstens gilt dies für Kleinasien — nur im Feld getrieben werden. Und wir müssen uns beeilen; denn die Vernichtung und Zerstreuung der für die Herstellung der Karte des alten Kleinasiens wichtigsten Helfer schreitet reißend fort, die alten Inschriftsteine verschwinden mehr und mehr, zu Kalk verbrannt, zum Häuserbau verwandt oder hartnäckig versteckt. Ebenso schlimm odee noch schlimmer steht es mit den alten Münzen, welche für den reisenden Geographen von der größten Wichtigkeit sind. Auf den Glücksfall, eine neue Ruinenstätte sozusagen in flagranti nach dort gefundenen Münzen benennen zu können, wie Buresch ihn nur bei Daldis erlebt, werden wir nächstens überhaupt nicht mehr rechnen dürfen. Denn der Antikenschacher, seit lange von Griechen und Juden organisirt, läßt schon heute nur selten ein gutes Stück „eski giaur para“. „altes Ungläubigen-Geld“, im Säckel des einheimischen türkischen Bauern und sogar des wandernden Jürüken für den reisenden Geographen zurück. Dazu kommt endlich noch die zunehmende Zerstörung der Ruinen selbst. Wie die Mohadschir (Auswanderer) von Tilkikjöi und die Araply von Assar Tepe von den ihnen

das Baumaterial liefernden Resten des Alterthums kaum noch etwas nennenswerthes übrig gelassen haben, so ist bei der zunehmenden Besiedelung Kleinasiens durch allerhand Einwanderer das Verschwinden manches alten, heute noch ganz oder theilweise erhaltenen antiken Denkmals in den nächsten Jahrzehnten mit Sicherheit zu gewärtigen. Die Anekdoten, welche Buresch aus dem reichen Schatz seiner schlimmen Erfahrungen erzählt, kann jeder Asienreisende anderwärts bestätigen. Das Gelände von Assarardy hat seit etwa zwei Jahren zahllose Marmorblöcke zum Bau der Kaserne von Gediz geliefert; ebenso die Ruinen von Blaundos zur Kaserne von Takmak.

Auf der Akropolis von Magnesia am Sipilos fanden sich außer zahlreichen sorgfältig behauenen Marmorblöcken und Basentrümmern zwei Gewandstatuen, die eines griechischen Jünglings, die andere eines Römers. Da man nicht wußte, wie man die Statuen ganz den allerdings steilen Berghang hinabschaffen sollte, so hieb man ihnen als das Werthvollste die Köpfe ab, um sie in den Konak des Mutessarifs zu schaffen, wo sie jetzt aufbewahrt werden.

Heute noch kann ein junger Gelehrter mit offenen Augen, etwas Selbstverleugnung, Kompaß, Barometer und photographischem Apparat, ohne bedeutende Geldmittel, wenn nur der griechischen und türkischen Sprache mächtig, noch manches der Wissenschaft retten, was vielleicht schon in 10 Jahren unwiederbringlich verloren ist. Und es ist gewiß des Rettens werth, was noch zu retten ist. Für diese Ritter der Wissenschaft scheint Buresch sein Buch hinterlassen zu haben, wenn es den Anderen vielleicht wegen seines gelehrten Apparats zu wenig unterhaltend dünkt. Mit einer Art Hymnus nahm Buresch im Juli Abschied von seiner Braut, Lydien, das ihm seine Geheimnisse geoffenbart habe. Die Ausarbeitung des Berichts an die Akademie, sein „Schwanengesang“, den er seinen schwindenden Kräften noch abrang, hat ihm den Rest gegeben. Ein letzter Rettungsplan, den Winter in Aegypten, vielleicht in Humanns Gesellschaft, zu verbringen, scheiterte an der zunehmenden Entkräftung. Am 2. März 1896 erlöste den Tapferen der Tod. Seine Grabstele in Athen zeigt nach dem Original vom Dipylon, Athene, traurig auf ihre Lanze gebückt, zum frischen Grabe niederschauend. Den Kranz, den sein Lehrer und Meister Ribbeck für ihn gewunden, wird ihm die Wissenschaft nicht vorenthalten.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre nach den politischen Reden und Schriftstücken des Fürsten Bismarck.** Von Dr. Heinrich Rosin, Professor in Freiburg. München und Leipzig, G. Hirth 1898. — Fürst Bismarck hielt nicht viel auf Theorie und sagte das auch ganz offen. Das Bedürfniß des Augenblicks richtig zu erfassen und richtig zu erledigen, unbekümmert, ob sein Vorgehen wissenschaftlich korrekt oder anfechtbar sei, erklärte er mehr als einmal für seine Aufgabe. In einem sehr anschaulichen Vergleich sagte er gelegentlich, er handle wie der Jäger, der in einem Sumpfe seinen Standpunkt hat; immer bleibe er auf einer Bulte so lange stehen, bis sie versinke und gehe erst im letzten Augenblick auf eine andere über. Der Streit, ob eine solche Politik groß und bedeutend oder nicht vielmehr kleinlich und von Zufällen abhängig sei, wird so rasch nicht zu Ende kommen. Zu dem wissenschaftlichen Zug im deutschen Wesen, der gern alles klar und folgerecht aus einem Prinzip entwickeln möchte, paßt sie allerdings schlecht; aber leugnen läßt sich gewiß nicht, daß das Deutsche Reich gut dabei fuhr, und das muß doch schließlich der Prüfstein bleiben, an dem sie sich zu bewähren hat. Wie bei allen Praktikern muß man auch bei Bismarck in der Einschätzung seiner Thaten und Worte mit dem Ende beginnen. Es zeigt sich dann oft überraschend, daß der Weg wohl neu, vielleicht auch nicht ganz gerade, aber doch richtig war. Verfolgt man ihn dann zurück, so eröffnet sich von dem einen oder anderen Punkt aus eine eigenartige Perspektive. Man sieht den wissenschaftlich korrekten Weg nebenhergehen, da und dort in den neugebahnten einmünden, da und dort wieder erheblich abweichen. Wenn an eine Verwerthung der Aussprüche des Fürsten Bismarck für die allgemeine Staatslehre gedacht wird, eignen sich natürlich jene, bei denen seine Anschauung mit der bereits herrschenden zusammentrifft und dieser nur bestimmter Ausdruck gegeben wird, hiezu an erster Stelle. Damit ist aber noch nicht viel gewonnen; wenn man aus den Kundgebungen des Fürsten dessen ganze Auffassung über das Wesen des Staates, seine Zwecke, seine Aufgaben und die Möglichkeiten, sie zu lösen, herstellen will, so muß man ihm auch da folgen, wo er die übliche Bahn verläßt, und die Gründe erforschen, aus denen es geschah. Die Gründe können manchmal von zweifelhaftem Werth sein; die Politik ist nicht immer ein ehrliches Handwerk. Oft aber sind die Gründe triftiger Natur, gewonnen aus gesundem Gefühl und praktischem Blick in reger Thätigkeit, gefestet durch lange Erprobung. Hier handelt es sich um Erschließung neuer Gebiete, die der Erforschung harren und vielleicht reichen Gewinn zu liefern vermögen. Die richtige Aussonderung zu treffen und die gebotenen Fingerzeige voll auszunutzen, ist Aufgabe für viele Kräfte und für lange Zeit. Rosin wollte, wie schon der bescheidene Umfang seines Werkes zeigt, nur einen Anfang hievon machen, und das ist dankenswerth. Er hält sich naturgemäß an jene Worte des Fürsten, die sich in das bestehende System am leichtesten fügen, verzeichnet aber, wo Anlaß gegeben ist, gewissenhaft auch gegentheilige Aeußerungen. Der Reichthum an Citaten ist bei der knappen Fassung der einzelnen Erörterungen fast zu groß. Beispielsweise läßt sich aus dem, was im Kapitel „Staatenbund und Bundesstaat“ zusammengetragen ist, allein ein Buch schreiben, wenn man auf die Ursachen und Zwecke der einzelnen, keineswegs leicht zu vereinigenden Aussprüche zurückgeht.

† Hans Wolfgang Singers **„Allgemeines Künstler-Lexikon“** (Frankfurt a. M., Literar. Anstalt von Rütten u. Löning. 1897. Fünfter Halbband. 256 S. 8°, von Ahrie bis Mattes) schreitet wacker vorwärts, wenn auch nicht in dem gewünschten rascheren Tempo (vgl. Beil. 291 Allg. Ztg. vom 16. Dez. 1896). Wo wir dasselbe seither prüfend befragten, fanden wir uns nach Möglichkeit kurz und erschöpfend immer wohl berathen. Daß die Redaktion des Ganzen in *eine* Hand gelegt scheint, bietet große Vortheile, hat aber auch seine Schattenseiten. Den ganzen gelehrten Apparat bibliographisch und diplomatisch genau anzugeben, darauf verzichtete der Herausgeber im voraus, schon aus Rücksicht auf Raumersparniß; daß aber der Verfasser sein Material tüchtig kennt und beherrscht, geht aus den Andeutungen sattsam hervor. Wir wünschen dem nützlichen und handsamen Unternehmen die wohlverdiente Theilnahme, welche, insbesondere aus Künstlerkreisen, leider noch recht vielfach auf sich warten läßt.

* **Ueber das Ergebniß der am 8. Juni veranstalteten Simultanballonfahrten** hat de Fonvielle der Pariser Akademie der Wissenschaften den ersten Bericht erstattet. Demnach stiegen in Paris zwei unbemannte Ballons auf, der eine wurde in Magny aufgefunden, aber seine Registrirungen waren zerstört, der zweite kam in Westfalen an, er hatte eine Höhe von 15—16,000 m und eine Temperatur von —64° erreicht; ein dritter bemannter Ballon landete glücklich und hatte eine Höhe von 2300 m erreicht. In Brüssel war ein unbemannter Ballon gestiegen, der bei Ostende niederging und eine Höhe von 3950 m aufwies. In Straßburg war ein unbemannter Ballon aufgelassen, der in St. Martin, Oberösterreich, gefunden wurde und 11,000 m Höhe bei —50° aufwies, ein bemannter Ballon landete in Lothringen und hat die Höhe von 1600 m bei +12° Temperatur erreicht. In Wien platzten der unbemannte und ein bemannter Ballon. Drei andere bemannte Ballons erreichten Höhen von 2000, 2500 und 4500 m, letzterer hatte eine Temperatur von —8° verzeichnet. Die Richtungen gingen nach Westen, dann nach Osten. In Berlin stiegen ein bemannter und vier unbe-

mannte Ballons auf, letztere erreichten 4500 m bei —14°, 5200 m bei —8°, 4200 m bei —15° und 2800 m bei 0°, von dem bemannten fehlt noch jede Nachricht. In St. Petersburg stieg ein unbemannter 9000 m und ein bemannter Ballon 4500 m hoch. In München waren zwei bemannte Ballons aufgestiegen und kamen bis 4700 und 3750 m. Die beiden Ballons, obgleich in der Zwischenzeit von einer Stunde losgelassen, haben sich merkwürdigerweise niemals aus dem Gesichte verloren. Ueber Warschau ist noch keine Nachricht eingelaufen. Ob Rom sich betheiligt hat, ist nicht bekannt.

* Ein umfangreiches Gräberfeld aus vorgeschichtlicher Zeit wurde vor einem Monat bei dem englischen Orte Todmorden in der Grafschaft Yorkshire aufgedeckt. Man kannte seit langem auf einem „die schwarze Heide“ genannten Felde einen aus Erde gebildeten Kreiswall, der unter den Bewohnern des umgebenden Landes das „römische Lager“ hieß. Nunmehr wurden, wie man der „Köln. Ztg.“ schreibt, an diesem Platze Ausgrabungen angestellt, welche die Natur desselben als einer vorgeschichtlichen Gräberstätte offenbarten. Der ganze Kreis mißt 27 m im Durchmesser. Zuerst wurde aus der Mitte des Platzes eine schöne Urne hervorgeholt von etwa 25 cm Höhe, 23 cm Breite an der Spitze und 10 cm am Boden inmitten einer Schicht von Holzkohle und verbrannten Knochen. Die Urne zeigte am oberen Rande eine Reliefeinfassung in einem Muster, das nach englischem Sprachgebrauch als „Heringsgräten-Muster“ bezeichnet wird. Noch zwei weitere kleine Urnen aus weniger gutem Thon und mit anderen Verzierungen kamen zum Vorschein, die übrigen waren in Staub zerfallen. In der großen Urne fanden sich verbrannte menschliche Gebeine und Kohle, in unmittelbarer Nähe wurden sogenannte Weihrauchschalen ausgegraben, von denen eine reich verziert war. Weil sich in der Nähe der Urnen auch Stücke von Feuersteingeräthen im Boden entdecken ließen und Tausende solcher bereits früher in dieser Gegend gefunden worden waren, so vermutheten die Alterthumsforscher Wilkinson und Law zunächst, daß dieser Begräbnißplatz von den Menschen der jüngeren Steinzeit herrühre. Wäre dies wirklich nachweisbar gewesen, so würde der Fund von besonderer Wichtigkeit gewesen sein, da dadurch festgestellt worden wäre, daß damals bereits die Leichenverbrennung im Gebrauch war, während es sonst in der späteren Steinzeit Sitte war, die Todten zu beerdigen, und zwar in einer Stellung, in der die Kniee bis zum Gesicht hinaufgezogen wurden. Einige Tage später jedoch wurde in Todmorden eine kleine Schale in einer Urne gefunden, in der ein Stück Metall und eine Bronzenadel lagen, die beide zusammen wahrscheinlich zu einer alten Bronzebrosche gehörten; ferner wurde etwa ein Dutzend Perlen aus Jet oder Knochen hervorgezogen, die zu einem Halsbande gehörten, sowie eine Knochennadel. Der Fund der Bronzebrosche machte es gewiß, daß das Gräberfeld dem Bronzezeitalter zuzuschreiben sei, in dem, wie man seit längerer Zeit weiß, die Leichenverbrennung ausgeübt wurde. Wahrscheinlich war der Begräbnißplatz die Ruhestätte eines Anführers, der mit seinen Weibern und Mannen, die ihn nach der damaligen Sitte in die andere Welt begleiten mußten, bestattet wurde.

* Gletscherforschung in Rußland. Die Kaiserlich russische geographische Gesellschaft hat es sich zur Aufgabe gestellt, sämmtliche Gletscher in Rußland alljährlich auf ihre Ausdehnung und ihre Bewegungen hin untersuchen zu lassen. Das russische Reich besitzt zahlreiche ansehnliche Gletscher, zwar nicht eigentlich im europäischen Gebiet, aber im Grenzgebiet des Kaukasus und in verschiedenen asiatischen Hochländern. Die letzten Untersuchungen der russischen Geographen, die wegen der Ausdehnung des Forschungsgebiets jetzt erst für das Jahr 1896 vollständig veröffentlicht werden, beweisen, daß auch im russischen Reiche wie in den Alpen sämmtliche Gletscher zurückgehen. Im Kaukasus zunächst werden die Gletscher des nördlichen Abhanges in jedem Jahre um etwa 22 m, am südlichen Abhang um 36 m kürzer. Zum Theil sind hier schon vor 10 Jahren Messungen an den Eisströmen gemacht worden, so daß das Ergebniß außer Zweifel steht. Uebrigens sind wahrscheinlich noch heute nicht alle Gletscher dieses Hochgebirges bekannt, denn erst 1896 entdeckten die Geographen Busch und Schukin noch mehrere neue. In Russisch-Turkestan wurde durch die Expedition von Lipsky und Borschewsky eine große Zahl ansehnlicher Gletscher in der Hissorkette entdeckt, die von über 4000 m bis zu 3000 m herabsteigen; auch sie sind jedoch augenscheinlich kleiner als in früherer Zeit, wie die massenhaften Moränen und Schutthaufen in ihrer Umgebung anzeigen. Der Gletscher des Seraschaugebirges geht noch der Untersuchung von Maslowsky seit 1881 zurück. In Sibirien sind die recht bedeutenden Gletscher des Bjelutagebirges erst ganz neuerdings bekannter geworden; unter ihnen ist der Katun-Eisstrom bis 7 km lang. Auch im Altaigebirge wurden noch drei neue Gletscher entdeckt; doch sind alle ebenfalls auf dem Rückzuge begriffen.

* **Tübingen.** Die kath.-theol. Fakultät der Universität hat den Seminarrektor a. D. M. Kerker zum Ehrendoktor der kathol. Theologie ernannt.

* **Wiesbaden.** Jüngst sind die Ausgrabungen und Vermessungen am römischen Grenzwall zwischen Kemel und Holzhausen an der Haide wieder begonnen worden. Auch die Ausgrabung des Kastells Holzhausen wird demnächst fortgesetzt werden. Für die Erhaltung dieses Kastells hat der Kultusminister dem Alterthumsverein eine größere Summe zur Verfügung gestellt.

* **Bonn.** Der Professor der indischen Philologie an der Universität Bonn, Dr. H. Jacobi, erhielt einen Ruf an die Wiener Universität als Nachfolger des im Bodensee verunglückten Sanskritisten Bühler.

* **Berlin.** Eine werthvolle Schenkung ist der hiesigen technischen Hochschule vom Professor Riedler gemacht worden. In der soeben ausgegebenen Chronik der Hochschule für das letzte Studienjahr wird darüber folgendes berichtet: Das Maschinenlaboratorium wurde in dem geplanten Umfang Anfang dieses Jahres vollständig fertig. Die ursprünglich vorgesehenen Versuchsmaschinen können zwar erst Ende dieses Jahres zur Verfügung stehen, die Durchführung eines umfangreichen Unterrichts in dem Laboratorium wurde jedoch schon seit Beginn des verflossenen Studienjahres dadurch möglich, daß Riedler eine Maschinenanlage im Werthe von 120,000 M., nämlich: eine Vierfachverbundmaschine stehender Bauart für direkten Dynamobetrieb, eine Zweifachverbundmaschine für Pumpenantrieb, eine Zweifachverbundmaschine für Dynamoantrieb und eine zweizylindrige Dampfpumpe dem Laboratorium in hochherziger Weise überwies. Durch diese Schenkung waren die Räumlichkeiten des Laboratoriengebäudes vollständig in Anspruch genommen, so daß die weiter zu beschaffenden Versuchsmaschinen erst untergebracht werden können, nachdem eine bedeutende Vergrößerung des Maschinenlaboratoriums erfolgt sein wird. Diese ist zur Zeit in Ausführung begriffen und wird mit Beginn des nächsten Studienjahres vollendet sein. Da die von Professor Riedler überwiesenen Maschinen sich vorzüglich zum Antrieb von Dynamos eignen, so erfolgt die Vergrößerung des Maschinenlaboratoriums gleichzeitig in der Verbindung mit der Einrichtung der elektrischen Beleuchtung der Hochschule.

* **Wien.** Bestätigt wurden Dr. Arthur Schattenfroh als Privatdozent für Hygiene an der medizinischen Fakultät der Universität Wien und Dr. Marian Smoluchowski Ritter v. Smolan als Privatdozent für Physik an der philosophischen Fakultät derselben Universität. Ferner wurde bestätigt die Ausdehnung der venia docendi des Privatdozenten für Statistik an der Universität in Wien, Professor Dr. Franz Ritter v. Juraschek, auf das Gebiet des allgemeinen und österreichischen Staatsrechts an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien.

* **New-York.** Der namhafte amerikanische Geologe Prof. James Hall ist, 87 Jahre alt, in Albany (New-York) gestorben. Sein Werk über „die Paläontologie des Staates New-York“ füllt eine Reihe von Folianten. Schon vor 40 Jahren verlieh die Londoner Geologische Gesellschaft Professor Hall ihre Wollaston-Denkmünze. Noch im vergangenen Jahr wohnte er dem in St. Petersburg abgehaltenen geologischen Kongreß bei und unternahm darauf eine Reise durch den Ural.

Jahrgang 1898 | München, Freitag, 19. August. | Nummer 185.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Germania sacra.

Willkomm für D. Albert Haucks Kirchengeschichte Deutschlands. II. Auflage.

Von F. Sander.

Was man gegenwärtig — seit reichlich 50 Jahren — Kirchengeschichte Deutschlands nennt, hieß den Vorfahren im 17. und 18. Jahrhundert mit einem schönen, kurzen Namen: „Germania sacra“. Nur vereinzelt taucht daneben der Titel „Histoire ecclésiastique d'Allemagne“ (Brüssel, 1724, anonym) oder „Teutsche Kirchenhistorie“ (von Schopper, Frankfurt 1728) auf oder auch „Annales ecclesiastici“ Germanarum, Francarum u. s. w. — Aber die „Germania sacra“ war bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts und weit darüber hinaus mehr ein Postulat und Ideal, als eine Thatsache. Es gab gelehrte und verdienstliche Aufsätze und Beiträge — wie die des fleißigen Jesuiten Markus Hansitz (Augsburg und Wien 1729—55, 3 Bände) für den deutschen Südosten. Aber als Ganzes wurde die Germania sacra von Theologen und Historikern schmerzlich vermißt. In die rechten Hände schien die Sache gekommen zu sein, als Johann Christoph Gatterer, damals junger Dozent zu Altorf, 1752 seine „Dissertatio praevia de adornanda in posterum Germania sacra medii aevi“ herausgab. Indeß es blieb bei dem Entwurf. Der treffliche Gelehrte pflückte bekanntlich seine Lorbeeren als berühmter Göttinger Historiker auf anderen Gebieten. Noch im Beginn unsres Jahrhunderts mußte Karl Friedrich Eichhorn in der Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte das Fehlen einer wirklichen Deutschen Kirchengeschichte beklagen.

Erst kurz vor Mitte des Jahrhunderts erschien der schlummernden Germania sacra ein Ritter, der sie zum Leben weckte, in dem Marburger Professor Friedrich Wilhelm Rettberg (1805—49). Er war als Schüler Gottlieb Jakob Plancks, wie als jüngerer Freund und Schwiegersohn von dessen Nachfolger in Göttingen, J. K. Ludwig Gieseler, gleichsam von selbst in den großen Plan hineingewachsen und durch manche achtenswerthe kirchenhistorische Arbeiten als tüchtig für das schwierige Werk ausgewiesen. Er stellte dieses unter einen hohen Gesichtspunkt. Indem er es Kirchengeschichte Deutschlands nannte, versprach er dem Leser eine umfassende Darlegung des Verhältnisses des deutschen Volkes zum Christenthum und weihte seine Arbeit nach seinen eigenen Worten als ein Werkstück zum großen Bau einer künftigen deutschen Geschichte. Sein Motto lautete: „Sparsa matris collige membra tuae!“ Dennoch lenkt Rettberg, offenbar noch zu sehr befangen in seinen hochverdienstlichen Vorstudien, alsbald wieder auf den Standpunkt des Spezialforschers zurück. „Eine Kirchengeschichte unsres Vaterlandes,“ schreibt er im Vorwort, „kann nur aus dem sorgfältigsten Studium des Einzelnen hervorgehen. Mag für die Universalgeschichte der Völker wie der Kirche immerhin auch der allgemeine Standpunkt vorwaltender Reflexion und Konstruktion sein Recht haben: wie dem Verfasser der Plan einer „Germania sacra“ vorschwebt, soll darin nicht etwa bloß jeder deutsche Volksstamm und jede kirchliche Provinz, sondern geradezu jede Stadt, jede geistliche Stiftung ihre Geschichte in kurzen Zügen vorfinden.“ In der kritischen Bearbeitung einer großen Fülle von Einzelheiten liegt denn auch der bleibende hohe Werth des Rettberg'schen Buches. Er erst hat Bahn gebrochen durch das Gestrüpp der Legenden und Fiktionen, er erst hat den Grund freigelegt und geebnet, auf dem Andere bauen können. In der allgemeinen Zusammenfassung und dem großartigen Ueberblicke liegt seine Stärke nicht. Man wird sich nicht wundern, daß der zweite Band schon nicht mehr das gleiche Interesse wie der erste erweckte, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der erste Band die Geschichte der fränkischen Kirche bis zum Tode Karls d. Gr. behandelt und der zweite die Geschichte der Kirche bei Alamannen, Bayern, Thüringern, Sachsen, Friesen und Slaven in steifem Nebeneinander nachholt, um endlich in einem — allerdings sehr lehrreichen — Schlußkapitel zur Nachlese „Allgemeines“ für denselben Zeitraum beizubringen. Immerhin konnte man noch viel von dem tüchtigen Gelehrten erhoffen, als er 1849, bald nach Erscheinen dieser beiden Bände (1846 und 48) im 45. Lebensjahre starb.

Ein Mitbewerber um den Kranz erstand ihm 20 Jahre später in Johannes Friedrich, dem Schüler und späteren Mitstreiter Ignaz Döllingers. Von J. Friedrichs Kirchengeschichte Deutschlands erschienen die beiden ersten und einzigen Bände 1867 und 1869. Sie behandeln Römer- und Merowingerzeit. Rettbergs kritisches Verfahren hatte nicht ungetheilten Beifall gefunden. Im Vorwort zum zweiten Bande hebt er verschiedenen Metakritikern gegenüber hervor, daß er Niemand zuliebe noch zuleide nur seinem kritischen Gewissen folge. Habe es ihm Freude gewährt, z. B. Wynfrith-Bonifatius gegenüber, obwohl nicht auf dessen Vertheidigung, sondern lediglich auf geschichtliche Wahrheit bedacht, ein Unrecht früherer Historiker gutzumachen, so könne er ebensowenig sich besinnen, anderswo Bilder zu zerstören, die der Tradition geläufig und lieb geworden seien. Im ganzen fand man, auch auf protestantischer Seite, sein Verfahren reichlich negativ, und Manchem war nicht unwillkommen, daß der katholische Gelehrte dem protestantischen eine fleißig gearbeitete Kirchengeschichte Deutschlands in mehr konservativem Sinne gegenüberzustellen unternahm. Doch war wohl nicht allzuviel wirklich zu retten, was Rettberg preisgegeben hatte. Ob der ehrwürdige Professor Friedrich, nachdem schwere Kämpfe mit den blinden Vertretern der Tradition seinen Muth gestählt, sein Auge gegen die Schwächen der kirchlichen Ueberlieferung geschärft haben, — ob der Mitarbeiter des aus diesen Blättern hervorgewachsenen weltberühmten „Janus“ wohl heute noch sich selbst in seiner Kirchengeschichte wieder-

erkennt? Mindestens ist er in den zwischenliegenden drei Jahrzehnten nicht auf dies sein vorvatikanisches Werk zurückgekommen. Auch die zweite groß angelegte Kirchengeschichte Deutschlands blieb demnach in den ersten Anfängen stecken. Die alte Klage dauerte fort, daß es keine Kirchengeschichte Deutschlands gäbe, die diesen Namen wirklich rechtfertigte.

Diese Klage ist heute nicht mehr berechtigt. Wir dürfen dankbar bekennen: Habemus! Die Kirchengeschichte Deutschlands von Albert Hauck, dem Leipziger Kirchenhistoriker, deren erster Band 1887 bei Hinrichs in Leipzig erschien, ist 1896 mit dem dritten Bande bis zum Wormser Konkordat (1122) fortgeführt worden. Schon liegt damit ein gutes Stück wirklich deutscher Kirchengeschichte vor, während Rettberg und Friedrich über das sozusagen vordeutsche Germanien nicht herausgekommen waren, und es hat allen guten Anschein, daß der fleißige Gelehrte mit gleich rüstigem Schritte seinen Gang durchs deutsche Mittelalter weiter verfolgen wird. Inzwischen aber lehrt bereits der Erfolg, wie sehr seine Kirchengeschichte Deutschlands dem Bedürfnisse der theologischen und historischen Kreise entgegenkommt, indem eine zweite Auflage des Vorhandenen nothwendig geworden ist, deren erster Band seit Anfang dieses Jahres fertig vorliegt.

Man darf diesen Erfolg und dies prompte Fortschreiten der Hauck'schen Kirchengeschichte als glückliches Wahrzeichen für das kräftige Gedeihen der protestantischen Theologie unsrer Tage überhaupt begrüßen, die mitten durch alle Anfeindungen von rechts und von links und trotz mancher inneren, im Parteileben der Kirchen begründeten Hindernisse eifrig arbeitet, um dem neuen Jahrhundert eine reiche Ernte überliefern zu können. Besteht das Eigenthümliche der modernen Theologie vor allem in ihrem vertrauensvollen Bündniß mit der kritischen philologisch-historischen Forschung, so darf ein Werk wie das Hauck'sche geradezu als typisch für die heutige protestantische Theologie gelten. Denn es beruht recht eigentlich auf dem friedlichen Zusammengehen, ja Zusammenfallen des Theologen mit dem kritischen Historiker in der Person seines Verfassers. Und ist oft beim heutigen Stande der Ueberlieferung das kritische Aufräumen mit alten Irrthümern das Hauptgeschäft des Forschers, so vorwiegend, daß auch aufrichtigen Freunden unbestechlicher Wahrheit dabei unbehaglich werden kann, so bietet Hauck in dieser Germania sacra ein Bild aus der Vergangenheit unsres Volkes dar, in dem die frischen Farben des Lebens weitaus siegend und wahrhaft wohlthuend hervorleuchten. Er verdient es, daß ihm von dieser Stelle aus beim Beginn der zweiten Auflage ein herzliches Glück auf! erschalle, und sein Werk verdient es, daß der Leser dieser Blätter ihm wenigstens einen raschen Ueberblick gönne.

In einer Art kommt dafür D. Hauck weniger entgegen, als man es bei der Mehrzahl deutscher Schriftsteller gewohnt ist. Er sendet seine inhaltvollen und wohlgeordneten Bände ohne Vorwort hinaus und auch ohne besondere Einleitungen zum ganzen Werke wie zu dessen einzelnen Theilen. Für das ernste Studium ist das kein Hinderniß. Man wird sofort mitten in die Sache selbst gestellt und fühlt bald die sichere Hand des zielbewußten, wegkundigen Führers. Manche der Allgemeinheiten, die sich oft in Vorreden und einleitenden Kapiteln gelehrter Werke häufen, manche der Vorfragen, die der Autor für sich zu erwägen hatte, bevor er zur Feder griff, werden damit dem Leser erspart. Dieser ist weder in Gefahr, an einigen Punkten sich kaptiviren, noch an anderen von vornherein Widerspruch in sich aufkommen zu lassen. Dennoch kann man die übliche vorgängige Aussprache über die leitenden Gesichtspunkte und den Rückblick auf die Vorgänger in mancher Hinsicht vermissen. In der Folge freilich kommt alles zu seinem Recht und in gewissem Sinne ersetzt die eingehende Inhaltsangabe vor jedem Bande, zu der vom dritten Bande und von der zweiten Auflage an der Verfasser sich entschloß, die fehlenden Präambula.

Das Ganze, soweit es vorliegt, ist in sieben Bücher getheilt. Drei davon machen den ersten Band aus, der auf fast 600 Seiten die Zeit bis zu Wynfrith-Bonifatius' Tode (755) umfaßt. Sie behandeln im einzelnen: Das Christenthum in den Rheinlanden während der Römerzeit, — Die fränkische Landeskirche, — Die Thätigkeit der angelsächsischen Missionäre in Deutschland und das Verhältniß zu Rom. Der zweite Band führt die Geschichte fort bis zum Ausgang der karolingischen Macht in Deutschland (911). Er wird ausgefüllt durch das vierte Buch: Die fränkische Kirche als Reichskirche — und das fünfte: Auflösung der Reichskirche. Dem breiteren Strom der urkundlichen Nachrichten über diesen Zeitabschnitt entspricht der größere äußere Umfang mit fast achthalbhundert Seiten. Hinter dem eigentlichen Text bietet der zweite Band als erwünschte Zugaben genaue Bischofslisten für die einzelnen kirchlichen Provinzen und Diözesen, sowie ein ebenfalls nach Provinzen und Diözesen geordnetes Klösterverzeichniß. Der dritte Band ist bis auf reichlich tausend Seiten angeschwollen. Er hätte aus äußeren Rücksichten in deren zwei zerlegt werden mögen. Seine beiden Bücher tragen die Ueberschriften: Konsolidirung der deutschen Kirche, 911—1002, und: Das Uebergewicht des Königthums in der Kirche und der Bruch desselben durch Rom, 1002—1122. Bischofslisten und Klösterverzeichniß sind emsig weitergeführt. Auch einige Proben aus Handschriften, nämlich zwei aus dem Freiburger Burchardkodex und umfangreichere Bruchstücke aus der Würzburger Handschrift des Kommentars Theoderichs von Hersfeld zu den katholischen Briefen sind angefügt. Jeden der drei Bände schließt ein — nach den angestellten Stichproben zuverlässiges — Namen- und Sachregister. In der zweiten Auflage bietet auch Band I noch werthvolle Zugaben: Kritische Untersuchung über die Taufe Chlodowechs mit Rücksicht auf die neueste Literatur, dergleichen über die Chronologie Columba's, Stammtafel der merowingischen Könige und endlich genaue Uebersicht der benutzten Literatur an Quellen und historischen Werken. Diese Uebersicht gibt einen Begriff von der ungeheuren Arbeit, die allein schon in diesem Bande steckt, und läßt ahnen, welche noch schwerere Ansprüche die folgenden Bände an die Kraft des Autors stellen mußten.

Soviel über das äußere Antlitz dieses Meisterwerkes. Soll nun auch der sachliche Inhalt noch kurz gewürdigt werden, so ist freilich schwer zu entscheiden, wo anfangen und wo aufhören. Wahres Staunen muß zunächst der Blick auf die unabsehbare Fülle der Einzeldaten erwecken, die hier verarbeitet worden. Was der selige Rettberg von einer rechten Germania sacra forderte, daß jeder deutsche Volksstamm und jede kirchliche Provinz, jede Stadt und jede irgend namhafte geistliche Stiftung darin ihre Geschichte in kurzen Grundzügen vorfinden sollte, ist hier — entsprechend der inzwischen aufgewandten rastlosen wissenschaftlichen Arbeit eines halben Jahrhunderts — in weit erhöhtem Grade und für einen weit längeren und reicheren Abschnitt der deutschen Geschichte geleistet. Schon als Fundgrube und Nachschlagewerk wird Haucks Kirchengeschichte Deutschlands lange den ersten Platz in ihrem Kreise behaupten; und es verschlägt dagegen nichts, daß selbstverständlich die Diskussion über alle schwierigen Fragen fortgehen, daß seiner Auffassung in manchen Einzelheiten widersprochen und hier und da ein Irrthum berichtigt werden wird. Wer dürfte sich je getrauen, in der Wissenschaft über einen schwierigen Gegenstand das letzte Wort gesprochen zu haben?

Aber D. Hauck hat sich höheres vorgesetzt und höheres erreicht. Er ist an seine Aufgabe als echter Geschichtschreiber vornehmeren Stiles herangetreten; und man weiß nicht, ob man mehr jenen Bienenfleiß im kleinen oder den hohen Standpunkt, von dem aus er das Kleine im großen Zusammenhang erfaßt, die Gabe zu gestalten und die Kunst darzustellen, an ihm rühmen soll. Das Durcheinanderwirken der göttlichen Kräfte und Antriebe des Christenthums mit der rohen Naturkraft der Germanen, der allmähliche Uebergang der germanischen Völker in den Zustand christlicher und namentlich römisch-christlicher Kultur, das Mönchthum in seinen verschiedenen Phasen und Vertretern von Columba und Benedikt von Ariane bis zu der burgundisch-lotharingischen Reformpartei des 11. Jahrhunderts, Königthum und Episkopat in Deutschland, Kaiserthum und Papstthum in ihrem gegenseitigen Verhältniß von Karl dem Großen bis zu Heinrich IV. und V. hin; welche wechselvolle Galerie dramatisch belebter Zeitgemälde ließe sich unter diesen Ueberschriften aus der reichen Fülle erheben! Indeß die Krone verdienen die plastischen scharfumrissenen Charakterbilder der handelnden Hauptpersonen. Sie treten aus dem Dämmerlicht der alten Zeiten, in denen wir sie von weitem zu schauen gewohnt sind, so urwüchsig derb und nahe zu uns heran, daß man manchmal unwillkürlich fragt, ob nicht die dichterische Phantasie, deren freilich der echte Historiker nicht entrathen kann und darf, daran zu großen Antheil habe. Kann man denn diese Gestalten noch nach vielen Jahrhunderten so geradezu sprechend abbilden? Allein bei näherem Zusehen findet sich jeder einzelne Zug quellenmäßig belegt und das ganze Bild so psychologisch wahr ausgeführt, daß jeder Einwand dagegen einen schweren Stand hat. Nur ein paar Proben aus diesem Gebiet noch zum Schluß, und diese in thunlichster stark zusammengedrängter Kürze.

Es gilt am Ende des ersten Bandes ein Gesammtbild von Wynfrith-Bonifatius zu gewinnen. Er wird nicht überschätzt. Pipin der Kleine, so urtheilt Hauck, verdunkelte ihn von dem Augenblick an, da er an die Spitze trat. Auch mancher andere Zeitgenosse übertragte den berühmten Angelsachsen an Geisteskraft. Aber Bonifatius war ein gerader und wahrer Mann, der bei seiner Arbeit nicht sich suchte, sondern dem es auf die Sache ankam, der er diente. War er strenge, so vor allem in der Beurtheilung seines eigenen Handelns. Seine Briefe zeigen eine seltene Anlage zu lieben: die Freunde, das Vaterland. Die letzten Worte, die er sprach, waren englisch. Seine Ueberzeugungen hat er sich nicht selbst errungen. Darin ist er ein Typus des mittelalterlichen Menschen, daß er ohne Widerspruch das aufnahm, was die Autorität ihm darbot. Bonifatius hat den deutschen Episkopat mit der Ueberzeugung erfüllt, daß die deutsche Kirche nur dann blühen könne, wenn sie in enger Gemeinschaft mit Rom lebe. Insofern ist er einer der Männer, welche den Grund zu der mittelalterlichen Papstmacht gelegt haben. Ist, was er that, zu tadeln? Wer vom Standpunkt der konfessionellen Polemik aus die Geschichte der Vergangenheit betrachtet, kann annehmen, daß ohne Rom die Entwicklung der Kirche eine geradere, gesündere Richtung innegehalten hätte, als sie es wirklich that. Doch, wer so denkt, sollte sich wenigstens darüber nicht täuschen, daß er von Möglichkeiten träumt. Aber was hat die Erkenntniß der Wahrheit von Träumen? Die Einheit der Kirche hat die Einheitlichkeit der abendländischen Kultur möglich gemacht. Was ist aber die abendländische Kultur anders als die Weltkultur? Wer sie in ihrem Werth zu schätzen weiß, wird schwerlich geneigt sein, den Erfolg zu beklagen, welchen die Thätigkeit des größten angelsächsischen Missionärs in Deutschland gehabt hat.

Doch unterdrückt auch Hauck nicht jede Anwandlung, geschichtlich zu träumen. Er berichtet von der Kaiserkrönung Heinrichs III. zu Weihnacht 1046. Er fragt: war dieser Tag gewählt in der Erinnerung an das Weihnachtsfest 800? Auch wenn es nicht der Fall war, so gemahnt die Krönung Heinrichs III. an die Karls des Großen. Freilich war die Macht, die der 29jährige Kaiser in Europa besaß, mit der des großen Karl nicht zu vergleichen: Europa war größer, das Reich kleiner geworden. Aber im Verhältniß zu Rom war die Macht beider Männer gleich. Schien nicht die Zeit wiederzukehren, in der der römische Bischof der erste Gehülfe des nordischen Kaisers bei der Regierung der Kirche gewesen war? Wenn wir aus den Thaten Heinrichs schließen dürfen, so war dies sein Gedanke. Es gibt Höhepunkte des geschichtlichen Verlaufs, bei deren Betrachtung man versucht ist, zu träumen und den Blick über das weite Feld von Möglichkeiten schweifen zu lassen, das sich zu öffnen scheint. War es wirklich möglich, den Augenblick festzuhalten, der wie die Erfüllung alles dessen erschien, was im Schwanken der Ereignisse sich vorbereitet hatte seit dem Tage, da Otto I. im Münster zu Aachen die Krone auf das Haupt gesetzt wurde? Es war unmöglich. Die Idee des Papstthums widerstrebte der Stellung, die es neben dem beherrschenden Kaiserthum einnehmen sollte. Sie lebte in den Gemüthern der Menschen. Sie mußte auch in Rom wieder lebendig werden, sobald ein tüchtiger Mann, ich will nicht sagen: den Stuhl Petri, aber den Stuhl Nikolaus' I. bestieg. Der Irrthum Heinrichs bestand darin, daß er dies übersah. Aber nie war ein Irrthum verzeihlicher: denn die kläglichen Zustände in Rom verhüllten die Macht, die die Idee des Papstthums hatte. Nun tritt durch eigene Wahl Heinrichs der Bischof Brun von Toul, sein Verwandter, als Papst Leo IX. ihm zur Seite. Dieser bedeutende Mann wird eingehend geschildert in seinem bewußt päpstlichen, zunächst nicht bewußt antikaiserlichen Handeln, wie in seiner ernsten und dabei bezaubernd liebenswürdigen Persönlichkeit. Dann heißt es weiter: „In seiner ganzen Art mußte Leo dem Volke weit verständlicher sein als Heinrich. Die Idealisten der Gewissenhaftigkeit — ein Chronist nennt Heinrich die Linie der Gerechtigkeit — sind selten volksthümlich. Heinrichs III. wurde es während seiner Regierung je länger je weniger. Der tiefe Ernst seiner Gesinnung ließ ihn vereinsamen. Auch daß er seine Zeitgenossen weit an Bildung übertragte, schied ihn von ihnen. Die deutschen Großen hielten es fast für eine Schande, lesen zu können; er aber war ein gelehrter König. Er liebte Bücher, Baukunst, Musik, studirte Volksrechte und Geschichte, suchte theologische und religiöse Anregung. Nach Karl hat Deutschland keinen mächtigeren Herrscher gehabt, als ihn; aber Niemand war einsamer auf dem Thron, als dieser schöne, düstere und ehrfurchtgebietende Mann."

Man mag aus dieser Gegenüberstellung Heinrichs III. und Leo's IX. ahnen, was man von der Parallele zwischen den nach ihnen im leidenschaftlichen Antagonismus sich verzehrenden Nachfolgern, Heinrich IV. und Gregor VII., zu erwarten hat. Besonders meisterhaft ist das Charakterbild Gregors gezeichnet. Hochinteressant und fesselnd wirkt unter den Zeitgenossen dieser Männer in der Darstellung Haucks der unruhig ehrgeizige Erzbischof Adalbert von Bremen; nur kann man gerade bei ihm am ersten fragen, ob die Quellen uns berechtigen, so bestimmt das Temperament und die innersten Triebfedern dieser problematischen Natur — ich möchte sagen: zu klassifiziren. Indeß alle diese Namen sind nur als Beispiele herausgegriffen. Man kann mit gleichem Recht auf die Charakterbilder Heinrichs II. und der Ottonen, Adalberts von Prag, Karls des Großen, Alkuins u. A. verweisen. Und hinter den folgenden Bänden steht der erste, der soeben, nicht wesentlich verändert, aber sorgsam ausgefeilt und hier und da ergänzt, seinen zweiten

Stapellauf feiern durfte, weder in dieser noch in irgend einer Hinsicht zurück.

Es ist eine hocherfreuliche Thatsache, daß ein Werk von diesem gelehrten Ernst und von diesem Gewichte in Deutschland so freundlich gewürdigt wird, um schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit die zweite Auflage zu erleben. Man darf daran die Hoffnung knüpfen, daß es sich behaupten und für das Studium seines Gegenstandes, der allgemeinen Kultur- wie der deutschen Nationalgeschichte zugute, weithin fruchtbare Anregung geben wird. Dem würdigen Verfasser gebührt herzlicher Dank. Muthig hat er an das kaum begonnene, als halbroher Block überlieferte Standbild der Germania sacra, an dem schon manche Hand erlahmte, seinen Meißel gelegt und nun schon so weit den harten Marmor bearbeitet, daß man die hehre Gestalt erkennen und an ihr sich erfreuen kann. Viel, sehr viel freilich bleibt noch zu thun, selbst wenn man zunächst nur an Gatterers Plan einer Germania sacra medii aevi denkt. Möge ihm Kraft und Frische ausdauern, um neben allem anderen, was auf seinen Schultern ruht — man denke nur an die dritte Auflage der großen Realencyklopädie für Theologie und Kirche! — auch dies sein Hauptwerk möglichst bald und möglichst weit hinaus zu fördern! Wir harren gespannt des Weiteren und rufen ihm zu: Macta virtute diligentiaque esto! Ave!

Ueber indisches Denken.

Von Houston Stewart Chamberlain.

II.

Unterscheide ich zwischen einem äußeren Wissen und einem inneren Wissen, so wird Jeder hier natürlich verstehen, daß ich nur symbolisch rede. Ohne die Zuhülfenahme dieses Symbols könnte ich mich aber schwer über das tiefste Wesen des indischen Denkens aussprechen. Dieses Denken tritt nämlich nicht als Spekulation um des Spekulirens willen auf, sondern gehorcht einer inneren Triebkraft, einem gewaltigen moralischen Bedürfniß. Es ist nicht gerade leicht, sich hierüber kurz und zugleich klar auszusprechen; ich will es aber versuchen.

Richard Wagner — jener große künstlerische Weise, über dessen Bedeutung als Denker diejenigen so leicht hinweggehen, die nicht drei Seiten von seinen Schriften kennen — Richard Wagner sprach einmal das schöne Wort: „Die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt ist die Krone aller Erkenntniß.“ Woher kommt nun eine solche Ueberzeugung? Gewiß nicht aus der Beobachtung der umgebenden Natur, wenigstens beim Indogermanen nicht. Schon von dem Rigveda an sehen wir, daß der indische Arier stets die gesammte Natur als etwas betrachtet, was mit ihm selber wesensverwandt sei. Dies zeigt sich in seiner Mythologie, welche dadurch so verwickelt wird, daß die Götter, welche zunächst als Personifikationen von Naturerscheinungen auftreten, doch zugleich Veranschaulichungen innerer Kräfte in der Menschenbrust sind: es ist, als ob dieser Inder den Drang in sich fühlte, das, was in seinem dunklen Innern sich bewegt, hinaus auf die Umgebung zu projiziren, und als ob dann wieder die großen Naturerscheinungen — der Lichthimmel, die Wolke, das Feuer u. s. w. — auf diesen selben Strahlen den umgekehrten Weg zurücklegten, in des Menschen Brust hineindrängten und ihm zuraunten: ja, Freund, wir sind dasselbe was du! Daher die eigenthümliche Furchtlosigkeit der alten Inder ihren „Göttern“ gegenüber; sie haben keine ausgesprochene Vorstellung von Unterordnung, sondern reden ganz vertraut von „den beiden Völkern“. Wie Deussen sagt: „Ist bei den Semiten Gott vor allem der Herr und der Mensch sein Knecht, so herrscht bei den Indogermanen die Vorstellung Gottes als Vater und der Menschen als seiner Kinder vor.“ Hier liegt der Keim zum späteren tat-twam-asi, hier liegt der Keim zur unerhörten Entwicklung der metaphysischen Befähigung, hier liegt der Keim zu jener Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt. Was diese Erkenntnisse nämlich von anderen unterscheidet, ist, daß sie nicht von außen, sondern von innen stammen. Der Inder ist Pessimist: was ihn befähigt, das Leiden in der ganzen Natur zu erkennen, das ist sein Pessimismus, die Empfindung des Leidens in der eigenen Brust. Genau so wie Metaphysik, wie die Erkenntniß der transscendentalen Idealität der empirischen Welt nur für einen Metaphysiker Sinn haben kann, ebenso kann Mitleid einzig für den Sinn besitzen, der selber leidet. Dies ist wiederum jenes vorhin genannte Hinausprojiziren des inneren Erlebnisses auf die äußere Natur; denn alle Wissenschaft der Welt kann nicht beweisen, daß es Leiden gäbe, ja, es kann es nicht einmal wahrscheinlich machen. Leiden ist eine durchaus innere Erfahrung. Ich entsinne mich, als ich Physiologie bei dem berühmten Professor Schiff hörte, einmal in sein Laboratorium gekommen zu sein, wo ich eines freundlichen Empfanges und vieler Belehrung stets sicher sein konnte; in einer Kiste saß ein kleiner Hund, der, als ich ihm liebkosend nahetrat, so angsterfüllt und klagend zu heulen begann, daß ich diese Stimme noch heute höre — das war für mich eine Stimme der Natur, und ich schrie laut auf vor Mitleid; der hochgelehrte Mann aber, sonst so still und geduldig, gerieth in Zorn: was das für eine unwissenschaftliche Sprache sei; woher ich denn wisse, daß der Hund Schmerz leide; ich solle es ihm beweisen. Ganz abgesehen davon, daß durch nichts auf der Welt das Vorhandensein von Schmerzen bewiesen werden könne, da man bei Thieren ja nur Bewegungen beobachtet, welche alle auf rein physischem Wege hinreichend erklärt werden können, habe er bei diesem Hunde eine partielle Sektion des Rückenmarks vorgenommen, welche es höchst wahrscheinlich mache, daß die Empfindungsnerven — und nun, nach ausführlichen technischen Erörterungen erfolgte der Schluß, daß ich nichts weiter behaupten könne und dürfe, als daß ein vom optischen Nerv aufgenommener Eindruck als Reflexbewegung ein Erzittern der Stimmbänder im Kehlkopf verursacht habe, woran sich dann ein sehr interessanter Exkurs über die Bedeutung des Begriffs Zweckmäßigkeit im Lichte der Darwin'schen Hypothese anschloß. Schiff hatte durchaus recht; er war überhaupt nicht bloß einer der gelehrtesten Männer, die ich je sah, sondern ein Denker von beneidenswerther Schärfe und Konsequenz. Wenn ich also die Behauptung aufstelle: Schiff hat nur logisch recht, ich aber weiß, daß der Hund litt; wenn ich seine lückenlose Beweisführung mit Milton abwehre: Plausible to the world, to me worth naught!, wenn ich sage, ich bin so überzeugt, wie von meinem eigenen Leben, daß das arme Thier unsagbare physische und moralische Qualen durchmachte, verlassen von denen, die es liebte, gräßlichen Martern preisgegeben —, so behaupte ich etwas, was ich nicht beweisen kann, und was ich doch so sicher weiß, wie ich gar nichts anderes auf der Welt weiß, was mir durch Experiment und Syllogismus nachgewiesen werden kann. Nun sehe ich schon den Unphilosophen überlegen lächeln: „das Ganze ist nichts weiter als ein Schluß durch Analogie!“ O nein, lieber Herr Antimetaphysikus, da irren Sie gewaltig! Sie dürfen nicht glauben, daß, wer sich nicht als Knecht der Logik erkennt, sie deßwegen nicht ehrte und strenge zu handhaben verstünde, und wir wissen recht wohl, daß der Schluß der Analogie von den verschiedenen Schlußgattungen der schwächste ist; die eigene

Ueberlegung lehrt es, und alle Logiker, von Aristoteles bis zu John Stuart Mill, bezeugen und beweisen es. Nun erfordern aber selbst ein fehlerloser Syllogismus und eine beweiskräftige Induktion gar häufig sorgfältige Prüfung und ein geschultes Denken, um endlich als zwingend anerkannt zu werden; wie blaß und schwankend ist da nicht erst die Analogie! Jener Schmerzensschrei dagegen war gar nicht den Weg eines bewußten Denkens gewandert; es hatte hier etwas stattgefunden, was die Elektriker einen „Kurzschluß" nennen, wo der Strom, anstatt der regelrechten, umständlichen Leitung zu folgen, funkensprühend von einem Pol direkt zum andern überspringt; mein Verständniß für das Leiden des Hundes war ebensowenig ein logisches, wie das Waldesecho ein Syllogismus ist; es war eine spontane Regung, deren verständnißvolle Innigkeit dem Grade nach von meiner eigenen Befähigung zu leiden abhing. Damals hatte ich von dem indischen tat-twam-asi noch niemals gehört; ich war so wenig Antivivisektionist, daß ich Schiff in Zeitungen öffentlich vertheidigt hatte; bei jenem Schrei aber zog sich mein Herz krampfhaft zusammen: dem Ruf war der Gegenruf gefolgt, und nun handelte es sich nicht mehr um jenes eine elende kleine Geschöpf, sondern, wie ich vorhin sagte, mich dünkte es eine Stimme der ganzen Natur. Dieser hochgelehrte Physiolog war nicht grausamer und — im Grunde genommen — seines Thuns nicht bewußter, als eine zerstörende Lawine und ein Tod speiender Vulkan. Auf einmal stand er vor mir als der Typus der nichtswissenden Menschen, derjenigen, für die ewig das Gebet gilt: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Ich hoffe, durch dieses Beispiel klar gemacht zu haben, was man als „inneres" Wissen bezeichnen kann und soll, zum Unterschied von „äußerem" Wissen. Ich sage zum Unterschied von, nicht im Gegensatz zu, denn ein Widerspruch, ein gegenseitiges Aufheben besteht hier nicht und könnte höchstens von dem „Unwissenden" herausgeklügelt werden, was gleichgültig ist, da ein derartiger Gedankengang auf Unverständniß beruhen würde. Und worauf es mir an dieser Stelle und in diesem Augenblick einzig und allein ankommt, das ist, mich verstanden zu wissen, wenn ich sage: die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt, wie sie das Credo aller größten und echtesten Deutschen des letzten Jahrhunderts gebildet hat: das Credo von Herder und von Kant, von Goethe und von Beethoven, und wie sie die eine Grundlage des indischen Denkens bildet, ist ein „inneres Wissen", eine innere Erfahrung; sie kann nicht aus der rein äußerlichen Beobachtung der Natur entnommen werden oder durch eine Reihe von Vernunftschlüssen begründet werden. Den Anfang bildet hier die innere Empfindung, die felsenfeste Ueberzeugung, daß das eigene Dasein eine moralische Bedeutung hat. Diese Ueberzeugung läßt sich nicht dialektisch auseinandernehmen und Punkt für Punkt als berechtigt nachweisen; sie ist ein durchaus antidialektisches Gefühl, ein Grundbestandtheil der Persönlichkeit, ihre in die dunkeln Tiefen der Muttererde hinabreichende Wurzel zugleich ein einzig kräftiger Halt gegen die Stürme des rauhen Lebens und ein Vermittler kostbarer Nahrung. Wollte die blühende Baumkrone ihre Wurzel analytisch untersuchen, sie würde es mit dem Leben büßen. Diese Ueberzeugung einer moralischen Bedeutung des eigenen Daseins, auf welcher — nebenbei gesagt — und nicht auf irgendeinem Vernunftvorgang, jegliche Sittlichkeit beruht, diese Ueberzeugung kann mehr oder minder kräftig in das Bewußtsein treten, kann einen größeren oder geringeren Platz in dem geistigen Leben eines Menschen einnehmen. Bei den Indern war sie so unvergleichlich ausgebildet, daß sie bei ungezählten Tausenden und Millionen das ganze irdische Dasein gestaltete und noch heutigestags gestaltet.

Wenn der bejahrte Brahmane seine Kinder und seine Kindeskinder, Alles was ihm theuer auf der Welt, Heim und Menschen und Thiere und Erinnerungen verläßt, um einsam in die Wälder hinaus zu ziehen und in Jahren des Schweigens und der Entbehrung dem ersehnten Tode entgegenzureifen, da wäre der Logiker sehr verlegen, um diese Handlungsart zu erklären; die „Reflexbewegung" welche hier den Beinen eine so unangenehme Richtung aufzwingt, muß wahrlich eine vermaledeit komplizirte sein — — schade, daß Schiff schon todt ist! Notabene ist die Vorstellung von Hölle und ewigen Strafen dem Inder gänzlich unbekannt; legt er sich Entbehrungen und Kasteiungen auf, so geschieht es nicht als Sühnopfer für einen durch Sünden beleidigten Gott, oder im Kampf gegen einen verführenden Teufel, sondern das Gefühl von der moralischen Bedeutung seines Daseins erfüllt ihn nunmehr so ganz, daß er einzig dem Nachsinnen hierüber seine letzten Lebensjahre widmen will und jede Mühseligkeit gern erduldet, wenn sie nur dazu beiträgt, seine Gedanken nach innen zu konzentriren und ihn von den äußeren Bedürfnissen des Lebens nach und nach möglichst zu befreien. Daß nun außerdem die Ueberzeugung von der moralischen Bedeutung seines eigenen Daseins ihm die moralische Bedeutung des ganzen Kosmos verbürgt, das ist nach den früheren Ausführungen über die Grundlagen der indischen Mythologie ohne weiteres klar. Von solchen von der Welt losgelösten Menschen wurden die Upanishaden verfaßt.

Das also ist jene innere moralische Macht, die ich als eine der Grundlagen der indischen Philosophie hervorheben mußte. Bei dem Waldeseinsiedler tritt sie uns in einer extremen, vielleicht übertriebenen Gestalt entgegen. Gleichviel; worauf ich die Aufmerksamkeit lenken wollte, ist, daß alles Denken der Inder durch diese Macht angeregt wird. Man begreift unschwer, welche besondere Färbung eine Philosophie erhalten muß, deren Ausgangspunkt nicht die Verwunderung über die äußere Welt, sondern die Verwunderung über die innere Welt, über das eigene Selbst ist, — eine Philosophie, welche nicht das empirische Universum als das zunächst Gegebene betrachtet, worüber, woraus und wodurch, auf dem Wege dialektischer Erwägungen, zu weiteren Einsichten zu gelangen sei, sondern für die das Unsichtbare, das Unfaßbare, das Unsagbare des eigenen Herzens das einzige ganz Zweifellose ist. Ueber die ehrwürdigen alten Hylozoisten Griechenlands — und Gott weiß, daß es in unsrer heutigen Welt genug Gelehrte gibt, die noch nicht über Thales hinausgekommen sind — würden die Inder einfach lachen.

Man begreift auch unschwer, wie ein Denken dadurch beeinflußt sein muß, daß es nicht allein aus einem inneren Antrieb entsteht, sondern gleichfalls auf ein inneres Ziel hinsteuert. Der Lateiner schreibt: Felix qui potuit rerum cognoscere causas. Also die Ursachen der Dinge, der Dinge rings um ihn herum, möchte er kennen und da diese Dinge sich so häufig feindlich erweisen, fährt er mit dem frommen Wunsche fort:

> Atque metus omnes et inexorabile fatum
> Subjecit pedibus.

Die Furcht beschwichtigen, das Schicksal bemeistern, er selbst Herr werden: dies schwebt dem Römer als Weisheit vor. Der Inder würde sagen: dieser Mensch ist keiner Erkenntniß fähig, er ist vom Wahne des „Nichtwissens" noch ganz umnebelt; was er Philosophie nennt, ist kaum die erste Regung des Denkens; denn was sind diese angeblichen „Dinge" und ihre angeblichen „Ursachen", wenn nicht ich selbst? Wie sollte ich erfahren, was ich nicht bin? Was ist jene „Furcht", wenn nicht eine Regung in meinem eigenen Selbst? Und was jenes „Schicksal", wenn nicht das gigantische Schatten-

bild meines eigenen Seins? Dasjenige, was ich an dem Beispiel jenes Schmerzensschreies des gemarterten Hundes zu veranschaulichen suchte, das war eben für den Inder der Ausgangspunkt: der Ruf aus der geheimnißvollen, undurchdringlichen Welt des Außen und der spontane Gegenruf aus der eigenen, hellen, lebendigen Seele; oder auch der Ruf aus dem gequälten, Unaussprechbares leidenden Innen und der Gegenruf aus der gerade durch dieses Leiden plötzlich vertraut gewordenen, umgebenden Natur, die sich als wesensverwandt kundgibt. Was hier vorgeht, geht im Innersten des Menschen vor. Alle Sinne täuschen uns häufig, das wissen wir recht gut, und soweit es geht, suchen wir durch Bedachtsamkeit der Irreführung zu entweichen; das Gehirn aber, zunächst wesentlich ein Organ zur Zentralisirung der Sinneseindrücke und der Bewegungsreize, das heißt also, ein zunächst wesentlich nach außen gerichtetes Organ, welches nur sekundär, bei höheren Thieren, andere Funktionen übernommen hat, das Gehirn kann uns noch viel ärger irreführen. Dem Inder dünkt der empirische, rationalistische und sonstige Vernunftphilosoph wie das Kind in der Wiege, welches nach dem Mond greift; er selbst wähnt sich der zur Besinnung erwachte Mann.

Hat man nun ermessen, wie wesentlich gestaltend dieses innere Moment im indischen Denken ist, so wird man leicht begreifen, wie innig verwandt es mit Religion sein mußte. Und in der That: die indische Philosophie, als „reine, systematische Philosophie“, den Systemen eines Aristoteles, eines Spinoza, eines Schopenhauer an die Seite stellen zu wollen, wäre kindisch; ebenso wie es frivol wäre, die Religion der Veden der christlichen gleich zu achten. In einer Beziehung steht aber das geistige Leben der Inder unerreichbar hoch über dem unsrigen: insofern nämlich dort die Philosophie Religion war und die Religion Philosophie. Bei uns sind Denken und Fühlen, die früher wie Zwillinge im Schoße des menschlichen Bewußtseins friedlich nebeneinander lagen, nunmehr zum Mannesalter herangereift, als zwei völlig geschiedene Wesen auseinander getreten; feindlich stehen sie sich gegenüber; das muß jeder fähige und zugleich unabhängige Kopf zugeben. Berühren sie sich, wie in der Scholastik, oder (am anderen Ende der Skala) im Positivismus, so hat jeder von ihnen einzig das Bestreben, den anderen zu unterjochen und sich dienstbar zu machen. Die „Theilung der Arbeit“ ist eben ein schönes und vielgepriesenes Lebensprinzip, greift aber zu allererst in das Innerste unsrer eigenen Persönlichkeit hinein und reißt den Menschen gewaltsam entzwei, so daß, wie in der Aristophanischen Erzählung, die Hälften sich fürderhin suchen, sich auch bisweilen finden, nie mehr aber zu einer Einheit zu verschmelzen vermögen. Diese Einheit besaß der Inder, der griechische Philosoph schon nicht mehr. Es wäre traurig, wenn die hohe Entwicklung unsrer zersplitterten Einzelthätigkeiten uns die Fähigkeit raubte, die unnachahmliche Kraft und Schönheit einer einheitlichen, in sich abgerundeten Erscheinung wenigstens von weitem zu bewundern und auf ihren Werth zu schätzen. Diese Verschmelzung von Religion und Philosophie ermöglichte namentlich etwas, wovon wir mit Schmerz gestehen müssen, daß es unsrer Kultur fast ganz abgeht: kein Mann stand in Indien geistig so tief, daß er nicht etwas Philosophie besessen hätte, kein kühnster Flugelschlag des Denkens erhob den außerordentlich Begabten so hoch, daß er nicht noch inbrünstig „religiös“ geblieben wäre. Eine Geheimlehre gab es in Indien nicht; diese oft gehörte Behauptung beruht auf Mißverständniß; bleibt aber nicht die tiefste Erkenntniß uns Allen geheim? Und sieht nicht Jeder ein, daß die verschiedenen Fähigkeiten der verschiedenen Menschen eine ganze Stufenleiter ausmachen, so daß, was dem Einen offenbar, dem Anderen verschlossen ist? Das ist doch etwas ganz anderes, als geheime Kabbalistik. Das indische Denken und Fühlen nun, indem es organisch aus den Herzen und Köpfen eines ganzen Volkes religiöser Denker langsam hervorgewachsen war, hatte sich zu einem so merkwürdig plastischen Organismus ausgebildet, daß es den abweichendsten geistigen Bedürfnissen in gleichem Maße gerecht wurde, — den abweichendsten, was die relativen Ansprüche von Denken und Fühlen (Philosophie und Religion) anbetrifft, den abweichendsten ebenfalls in Bezug auf die „persönliche Gleichung“ des Denkens (wenn ich mich so ausdrücken darf): transscendentale Idealisten, Idealisten von der Berkeley'schen Richtung, Realisten, Materialisten, philosophische Skeptiker — Alle leben in Indien brüderlich innerhalb derselben Grundanschauungen. Sie schimpfen zwar ein bißchen auseinander — dazu sind sie ja Gelehrte; doch erkennen sie dieselben Grundsätze als heilig an und fühlen sich durch sie zu einer organischen Einheit verknüpft. Wir könnten von uns nicht dasselbe behaupten. Ein Theil des Volkes hat wohl Religion, aber weiß Gott, man würde umsonst nach einem Gedankenfünkchen darin suchen; bei unsern Philosophen dagegen finden wir entweder gar keine Religion oder eine Maske; und das Gros der Gebildeten hat weder Religion noch Philosophie: ich will nicht sagen, daß sie zwischen zwei Stühlen durchgefallen sind, denn der Vergleich wäre nicht feierlich genug, — sie stehen aber da wie beflügelte Wesen, denen man beide Flügel abgeschnitten hätte. Dies nur nebenbei zur Veranschaulichung gewisser Vortheile der indischen Methoden.

Auf der anderen Seite bedingt aber diese besondere, mit nichts, was uns sonst geläufig ist, vergleichbare Entstehungsgeschichte und Gestaltung der indischen Metaphysik eine Form, die durch ihre Weitschweifigkeit, durch ihre beständige Bezugnahme auf uns gänzlich unbekannte Verhältnisse, durch ihre innige Verwebung mit populären Vorstellungen und mit einer ganzen Welt ineinander geschachtelter Symbole, höchst ermüdend und oft geradezu ungenießbar wird. Zu der ohnehin großen Schwierigkeit, den gesammten Kontakt eines auf diese Art entstandenen Gedankengewebes zu übersehen und richtig zu erfassen, tritt also als sehr erschwerendes Moment noch der Zwang hinzu, eine ungewohnte, spröde, manchmal fast abstoßende Form zu bewältigen. An dieser Form scheitern denn auch die meisten Versuche, dem indischen Denken näher zu treten; man gestatte mir darum, durch einen Vergleich das Unterscheidende an ihr zu kennzeichnen; vielleicht gewinnt Mancher mit einer deutlicheren Vorstellung auch mehr Kraft und Geduld zur Ueberwindung dieses Hindernisses.

Erfinderische Psycho-Physiologen behaupten, der Tastsinn hätte im Leben des Urmenschen eine Rolle gespielt, die wir jetzt, wo durch die ungeheure Inanspruchnahme und Entwicklung des Gesichts und des Gehörs jener Sinn auf ein Unbedeutendes reduzirt ist, kaum uns vorzustellen vermögen. Ob diese Hypothese zu Recht besteht, ist jetzt nicht der Augenblick zu untersuchen; im Interesse meines Vergleiches nehme ich es an. Ein ungeschicktes, umständliches Leben brachte dieses Betasten mit sich, — jedoch auch einen Vorzug: der Mensch irrte seltener. Seine Vorstellungen waren oft barock, ungeheuerlich, aber sie enthielten doch eine größere Summe Realität, sie entsprachen genauer der Natur.

> O, daß der Sinnen doch so viele sind:
> Verwirrung bringen sie ins Glück herein. (Goethe.)

Später gewann sich das Auge ein helleres, dafür aber entfernteres Bild und gewöhnte den Menschen daran, sich mit der Oberfläche der Dinge zu begnügen; während die Hand im Gegentheil durchforscht und geprüft und gewogen hatte. Der indische Metaphysiker ist nun der tastende

Denker! Er weist alle Nachtheile eines solchen auf: unmethodisches Verfahren, Verweilen bei Einzelheiten, endlose Wiederholung (etwa wie ein Blinder, der in einem Tempel die Anzahl der Säulen nur durch Betasten einer jeden einzelnen festzustellen vermag), dann auch ein sich Ergötzen an Bildern, die das noch ungeschickte Auge arg verzerrt über die Welt projizirt, zugleich mit der Unfähigkeit, etwas sichtbares scharf und genau zu konstruiren (in der mangelnden Begabung für alle plastische und darstellende Kunst zeigt sich letzteres bei den Indern besonders auffällig). Wo der tastende Denker aber im Vortheil ist, das ist gerade in dem Bereiche jener Innenwelt, von der die Mundaka-Upanishad sagt: „Die Sonne scheint nicht dort, noch Mond noch Sterne, auch diese Blitze nicht.“ Man überlege doch, was das heißen will, von dem Standpunkt einer solchen Kultur aus, kaum erst im Besitze von Schriftzügen, den transscendentalen Idealismus zu denken — und zu „leben“! Gerade in der „Nacht des Innern“ ist eben der Inder zu Hause; ihm ergeht es wie dem Blinden, der im hellen Licht des Tages arg im Nachtheil ist, im Dunkeln dagegen seinen Weg schneller und sicherer als alle Anderen findet. Senkt sich auf die ungeheure Weltstadt London jene undurchdringliche Finsterniß des Nebels nieder, gegen welche die stärksten Lichtquellen gänzlich erfolglos bleiben, da gibt es in Nothfällen nur eine Hülfe: die Blinden! Diese Führer darf man aber nicht antreiben wollen, schneller zu gehen oder einen kürzeren Weg einzuschlagen; sie gehen ihren gewohnten vorsichtigen Schritt und ihre gewohnten Zickzackwege, wo ihre kundige Hand tausend ihnen allein bekannte Merkmale tastend wiederfindet; und so gelangen sie mit unfehlbarer Sicherheit aus Ziel. — Uns klingt es fast wie Spott, wenn man einen Denker mit einem Blinden vergleicht. Um aber keinen Zweifel über den Sinn meines Vergleiches aufkommen zu lassen, will ich ihn durch einen Hinweis auf die Griechen noch deutlicher machen. Es ist, glaube ich, keineswegs sicher, daß die Griechen (diese größten Virtuosen im Gebrauch des Auges) die rechte Befähigung besaßen, um der Menschheit als Führer auf philosophischem Gebiete zu dienen. Ihr ganzes Leben war die Verleugnung der inneren Beschaulichkeit und bildete hiedurch den schärfsten Kontrast zu dem indischen. In ländlicher Zurückgezogenheit erhielt der junge Brahmane seine Erziehung: geistige Schätze und sittliche Gewohnheiten; mit unvergleichlicher Strenge und Ausdauer wurde er geradezu zum Denken erzogen. Dreißig Jahre und oft mehr dauerte die theoretische Unterweisung und Uebung: dann kam die unentbehrliche Schule des praktischen Lebens, die Begründung eines eigenen Hausstandes; und erst wenn der eigene Sohn erwachsen war und sein Haus gründete, erst dann trat die Zeit ein, wo der Brahmane in die Wälder hinauswandern durfte und wo, von allen Verpflichtungen des Rituells, von dem ganzen Apparat des symbolischen Götterglaubens nunmehr befreit, er, dessen spekulative Fähigkeiten die denkbar größte Ausbildung erfahren, dessen Gemüth durch alle Freuden und Leiden des Familienlebens bereichert, dessen Menschenkenntniß durch die Erfüllung seiner praktischen Bürgerpflichten gereift war — dann erst trat die Zeit ein, wo dieser weise Mann den angeerbten Schatz des Denkens seiner Vorfahren und somit den geistigen Besitzstand seines Volkes vermehren durfte. Für den Griechen dagegen bestand die Erziehung in der Ausbildung des Auges und des rhythmischen Empfindens: Gymnastik und Musik, selbst schön sein und Schönheit mit Sicherheit erkennen. Von früh an galt sein Tag jenem andern Schauen, dem „Hinausschauen“, und dem Reden und Handeln und Schlachtenschlagen. Kurz: die Oeffentlichkeit war die Atmosphäre des griechischen Daseins; ihre Philosophen waren alle Krieger und Volksredner. Und während noch in den heutigen entarteten Tagen der Brahmanengreis, in gänzlicher Abgeschiedenheit sein Leben beschließend, beim Herannahen des Todes seine Grabstätte selbst bereitet und sich ruhig hinlegt, um schweigend und einsam sich mit dem Weltgeist zu vereinen, sehen wir Sokrates bis zum Augenblick, wo er den Schierlingsbecher leert, dialektische Haarspalterei eifrig mit seinen Freunden treiben und den Nutzen des Glaubens an die Unsterblichkeit für die menschliche Gesellschaft mit beneidenswerther Redseligkeit besprechen. Ehe man ein vergleichendes Urtheil über indisches Denken fällt, sollte man wahrlich alle diese Dinge bedenken, die auch dem Ungelehrtesten offenkundig sind.

Ich glaube nun, wir werden die großen Schwierigkeiten, welche die Form, in der indisches Denken sich gibt, bietet, schon überwinden können, wenn wir die besondere Art dieses Denkens stets im Auge behalten, wenn wir dort nicht suchen, was dort nicht zu finden ist, noch weniger, weil wir dieses Gesuchte nicht zu finden vermeinen, glauben, es gäbe da gar nichts. Man muß, wie ich schon zu Beginn andeutete, ähnlich verfahren wie der Naturforscher, etwa wie der beobachtende Biolog, der sich zuerst im allgemeinen über die Gewohnheiten, die Aufenthaltsorte, die kennzeichnenden Eigenschaften eines Thieres unterrichten wird, ehe er über dessen Lebensweise nähere Forschungen anstellt. Und da kommt es vor allem darauf an, jene Grundlagen zu kennen, die ich heute betont habe: daß dieses Denken das Denken eines ganzen Volkes ist, dazu eines in metaphysischer Beziehung phänomenal begabten Volkes, daß dieses Denken ein alogisches ist, welches den Widerspruch der Thesen gern in den Kauf nimmt, wenn nur die Einheit der Weltanschauung als eine lebendige, führende Ueberzeugung sich im Leben bewährt, daß dieses Denken ein religiöses ist, bei dem moralische Impulse maßgebend sind, daß es von den inneren Erfahrungen, nicht von den äußeren ausgeht u. s. w. Ein großer Theil des hier Hervorgehobenen läßt sich in der einen Einsicht zusammenfassen: daß das indische Denken etwas ist, was gleichsam das ganze menschliche Wesen erfaßt und durchtränkt, so daß alle indische Philosophie nicht allein ein Gedanke ist, sondern auch ein Erlebniß — was so zu verstehen ist, daß dieser Gedanke nur von demjenigen wird lückenlos gedacht werden können, der dieses Erlebniß an sich selbst erlebt hat. Nun tritt aber, wie gesagt, für das Verständniß die weitere Schwierigkeit hinzu, daß hier nicht das Erlebniß eines Einzelnen vorliegt, sondern das Erlebniß eines ganzen Volkes. Im Gegensatz zu unsrer unorganisch, durch die Thätigkeit vereinzelter Gelehrter, von Sprung zu Sprung, von Widerspruch zu Widerspruch, nach und nach entstandenen Philosophie, ist die indische Metaphysik ein organisch und kontinuirlich Gewachsenes. Das muß man nicht aus den Augen verlieren, will man sich mit Erfolg dem mühsamen, aber lohnenden Werke hingeben, die indische Weltanschauung aus den indischen Quellenschriften in sich aufzunehmen. Denn dann versteht man, daß selbst der beste und ausführlichste Versuch, uns auf bequemerem Wege in diese Welt einzuführen, niemals zu dem gewünschten Erfolge führen kann. Eine ausschließlich formelle, logische Beschäftigung mit indischer Philosophie ist eigentlich zwecklos. Mit Recht hat darum Deussen darauf aufmerksam gemacht, daß alle unsre üblichen Schemen: Theologie, Kosmologie, Psychologie, dem indischen Gedanken gegenüber „Becher ohne Boden“ seien. Zwängt man ihn in solche Schemen ein, so hat man ihm schon das Leben geraubt. Will man sich vollends überzeugen, wie ganz unmöglich es ist, von unserm occidentalischen Standpunkt aus die wahre Bedeutung der indischen Lehren zu erfassen, so lese man in Deussens System des Vedânta, S. 127 und 128, den Nachweis, wie durchaus unzutreffend unser Begriff des Pantheismus in Anwendung auf diese Lehren ist; und

doch werden sie stets als Pantheismus bezeichnet, und zwar aus dem einzigen, recht armseligen Grunde, daß die übrigen uns geläufigen Begriffe noch weniger zur Andeutung des indischen Gedankens taugen. Wir stecken eben in der Systematik so fest wie ein Ritter des 13. Jahrhunderts in seinem schweren Panzer und können nur die wenigen bestimmten Bewegungen ausführen, auf welche unsre kunstvolle Rüstung berechnet ist; der Inder hatte bei geringerer Kraft größere Freiheit.

Wie sehr wir Occidentalen durch das Dogma des „griechischen Denkens“ eingeengt sind, dessen sind wir aber leider gar nicht bewußt. „Reiner Verstandesunterricht führt zur Anarchie“, sagt Goethe; das erfuhren schon die Griechen, als ihre Philosophen ihre Dichter überwunden hatten; in dieser geistigen Anarchie leben wir nun heute und sie dünkt uns Freiheit. Verwehrt uns jedoch diese angebliche Freiheit, dem Fremden und Fernen volle begeisterte Sympathie und Verständniß entgegenzubringen, so straft sie sich selbst Lügen. Freilich, wir können nicht die Umstände unsrer Zeit ändern; ich meine aber, sind wir wirklich geistig so sehr überlegen (was wir gern glauben möchten), so müßte sich diese Ueberlegenheit u. a. auch in der Steigerung unsrer schöpferischen Phantasiekraft bewähren. Wer heute an das Studium des indischen Denkens herantritt, sollte imstande sein, unsern fessellosen Individualismus zeitweilig zu überwinden.

Einem solchen ernsten Neophyten möchte ich nun ein unendlich tiefes Wort Calderons als Begleitwort mit auf den Weg geben. In „Weine, Weib! und du wirst siegen“, in der ersten Scene des ersten Aktes spricht der große spanische Dichter von jenen Gelehrten, die

Alles wissen, nichts erfahren,

und meint dann:

Was gemeinsam Weisheit wäre,
Ist beim Einzelnen nur Wahnwitz.

Es kann nicht fehlen, daß uns gar manches im indischen Denken als Wahnwitz erscheint; ich bin der Letzte, der das leugnen möchte. Habe ich auf die Unzulänglichkeiten und auf die verhängnißvollen Auswüchse des indischen Denkens kaum oder gar nicht in meinem heutigen Vortrag hingewiesen, so geschah das bloß, weil sie ohnehin Jedem sofort in die Augen stechen. Nun sage sich der Neophyt aber: das hier sind nicht, wie bei uns, die Divagationen eines Stubengelehrten, sondern die langsam gewordene „gemeinsame Weisheit“ eines ganzen Volkes, ein organisch gewachsenes Naturerzeugniß. Das allein genügt, um annehmen zu dürfen, dieser Wahnwitz enthalte manches, was der ernstesten Beachtung werth sein müsse. Und ich bin auch überzeugt, daß, wer die Mühe nicht scheut, mit diesem Denken vertraut zu werden, Deussen recht geben wird, der in der Vorrede zu seiner Geschichte der Philosophie (Brockhaus 1894) meint: „Ein vollständiges und zureichendes Bekanntwerden indischer Weisheit wird in dem religiösen und philosophischen Denken des Abendlandes nach und nach eine nicht so sehr die Oberfläche wie gerade die letzten Tiefen berührende Umwälzung zur Folge haben.“

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Künstliche Verdauung.** Bekanntlich werden die Nahrungsmittel im Magen hauptsächlich durch den Magensaft (das Pepsin) verdaut und dadurch die weitere Verarbeitung derselben erst ermöglicht. Von dem Einfluß, den das Pepsin auf das Nahrungsmittel ausüben kann, ist daher im wesentlichen auch seine Verdaulichkeit bedingt und diese ist wiederum von der größten Wichtigkeit für den Nährwerth der Nahrung. Um über die Vorgänge der Verdauung im Magen genaue Resultate zu erhalten, die für die Wissenschaft natürlich von der größten Bedeutung sind, hat man versucht, eine „künstliche“ Verdauung herbeizuführen. In erster Linie handelt es sich darum, möglichst genau dieselben Verhältnisse, wie sie im menschlichen Magen bestehen, herbeizuführen, was durch die Benutzung eines sogenannten Brütofens vollständig gelungen ist. Der Direktor des hygienischen Instituts der Universität Bonn, Prof. Finkler, hat nun eingehende Versuche über die künstliche Verdauung angestellt, deren Resultate er in der „Berliner Klinischen Wochenschr.“ mittheilt. Er benutzte dabei Tropon, und es gelang ihm, bei richtig geleiteter künstlicher Verdauung etwa 99.54 Proz. dieses Eiweißkörpers zu peptonisiren. Um die Richtigkeit der Resultate bei der „künstlichen“ Verdauung genau nachprüfen zu können, hat Finkler Versuche über die natürliche Verdauung des Tropons im Magen des Menschen gemacht. Eine Gelegenheit hiezu bot ein Mann, dem wegen einer schweren Speiseröhrenerkrankung die Nahrung durch einen in den Magen eingeführten Schlauch zugeführt werden mußte. Es wurden dem Patienten 30 gr Tropon durch den Schlauch in den Magen gebracht und der Inhalt desselben nach einigen Stunden wieder herausgewaschen. Die Untersuchung dieses „natürlich“ verdauten Tropons ergab dasselbe günstige Resultat, wie die künstliche Verdauung, so daß man die Ergebnisse der letzteren über die vollständige Verdaulichkeit des Tropon als richtig ansehen darf.

* **Nordhausen.** Nachgrabungen nach einem Kaiserschlosse finden der „Frkfl. Ztg.“ zufolge demnächst auf der Königsburg bei Königshof im Harze statt. Es handelt sich um das seinerzeit so berühmte Kaiserschloß Bodfeld, von dem aus König Heinrich I. mit Vorliebe der Jagd oblag, in dem die Ottonen manchen wichtigen Regierungsakt vollzogen und in dem Kaiser Heinrich III. im Jahre 1056 während eines Besuchs des Papstes Victor II. in dessen Armen plötzlich verstarb. In späteren Zeiten erbauten auf dem Standorte der zerfallenden Kaiserburg und unter Benutzung eines Theils des Steinmaterials derselben die Bischöfe von Halberstadt sich ein Schloß. Die Ueberreste beider Anlagen, welche von einer 5 m starken Schutt- und Erdschicht überdeckt sind, werden schwer voneinander zu scheiden sein. Die von den Resten eines mächtigen 9 m hohen Wartthurms überragte Trümmerstätte wurde neulich von einer Kommission besichtigt.

* **Berlin.** Der Hofrath und Professor emer. Dr. Julius Ficker Ritter v. Feldhaus in Innsbruck, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien, ist zum ausländischen Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste ernannt worden.

* **Krakau.** Aufsehen erregt in polnischen Kreisen, dem „Berliner Tageblatt“ zufolge, der Austritt des Universitätsprofessors Piekosinski aus der Akademie der Wissenschaften. Piekosinski wirft der Akademie vor, daß sie ihre Gelder nicht für streng wissenschaftliche Arbeiten verwende, sondern ihre Mittel lediglich auf minderwerthige Sachen verschwende.

* **Basel.** Als Nachfolger des nach Halle abgehenden Professors Dr. Klebs ist als Lehrer der Botanik Dr. Wilhelm Schimper, zur Zeit außerordentlicher Professor an der Hochschule in Bonn, berufen worden.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Das Volksschulwesen in den Kulturstaaten der Erde.

Von Ludwig Fleischner.

Es kann für die Entwicklung des Schulwesens in den einzelnen Staaten nur von besonderem Nutzen sein, wenn man jenen, die an seiner Organisation betheiligt sind, Gelegenheit gibt, Einblick in die einschlägigen Verhältnisse anderer Staaten zu erhalten, um vergleichen und auf Grund des Erfahrenen wohl auch weiterbauen zu können. Von diesem Gesichtspunkte aus ist mit großer Befriedigung ein wahrhaft monumentales Werk[1]) zu begrüßen, das diesem Zwecke dienen soll, und das sich als Frucht jahrelanger, mühevoller Arbeit darstellt, an dem zahlreiche hervorragende Männer aller Nationen freudig mitgeholfen haben. Auf mehr als 600 Seiten wird vor uns ein ausführliches, alle Verhältnisse berührendes Bild des Elementarschulwesens fast aller zivilisirten Nationen der Erde entrollt, und dies in einer Darstellung, die sowohl den gewiegten Statistiker, wie nicht minder den feinsinnigen, unerschrockenen Schulpolitiker verräth, der bei seiner Beurtheilung allen Nationen vollste Gerechtigkeit widerfahren läßt.

In eingehender Weise erzählt Levasseur in der Vorrede die Geschichte seines Buches. Sie reicht mehr als 20 Jahre zurück. Als Mitglied der Jury für die Gruppe „Unterricht“ auf der Wiener Weltausstellung von 1873 und zugleich mit der Berichterstattung über diese Gruppe beauftragt, hat er schon damals eine vergleichende Uebersicht über den Zustand des Volksschulwesens aller auf der Ausstellung vertretenen Länder zusammengestellt. An Vorarbeiten auf diesem Gebiete herrschte damals gerade keine Ueberfülle, wenn auch einzelne der hiehergehörigen Publikationen erhöhtes Interesse beanspruchen. Dies gilt insbesondere von den seit 1867 erscheinenden Jahresberichten des nordamerikanischen Erziehungskommissärs (Report of the Commissioner of Education), die das internationale Erziehungsbureau in Washington unter Leitung des so überaus verdienstvollen W. T. Harris veröffentlicht und die in der von Staats und Amts wegen periodisch erscheinenden Fachliteratur längst schon eine erste Stelle einnehmen, eine Stelle, die ihnen auch die vorliegende Arbeit des gelehrten französischen Statistikers nicht streitig machen wird, zumal in derselben, wie begreiflich, die speziell amerikanischen Verhältnisse, trotz der Bedachtnahme auf alle anderen Staaten, eine ganz besondere Beachtung erfahren. Es sei ferner auf die im Jahre 1872 erschienene Arbeit von E. Laveley: „L'Instruction du peuple“, auf einige Veröffentlichungen des bekannten österreichischen Statistikers A. Ficker, sowie auf die Publikationen der Statistischen Gesellschaften hingewiesen, um zu zeigen, was Levasseur an Material für sein Buch vorfand und benutzte.[1]) Allein ein günstiger Umstand kam dem Autor, der dankend der Dienste erwähnt, die ihm diese Vorarbeiten selbst in ihrer Lückenhaftigkeit leisteten, zu statten.

Im Jahre 1876 wurde nämlich über Anregung Levasseurs und unter seinem Vorsitze die statistische Kommission für das Volksschulwesen ins Leben gerufen, die von 5 zu 5 Jahren eine Statistik dieser Schulkategorie publizirt. Nach dem Vorbilde dieser Kommission wurde im Jahre 1889 eine solche von dem Internationalen Statistischen Institute eingesetzt und Levasseur zum Berichterstatter derselben ernannt. Im Auftrage dieser Kommission hat er nun schon im Jahre 1891 anläßlich der Versammlung des Instituts in Wien und dann in den Jahren 1893 und 1895 in Chicago und Bern Berichte über das Volksschulwesen vorgelegt, die, nachdem sie einer genauen Durchsicht und Ergänzung unterzogen worden, den Grundstein zu dem vorliegenden Bande lieferten. Der umfangreiche Stoff ist in demselben derart angeordnet, daß im ersten Theile des Buches jedem Staate ein besonderes Kapitel gewidmet ist, in welchem der Verfasser über alle in den Rahmen der Volksschule fallenden Anstalten, als: Lehrerbildungsanstalten, Fortbildungsschulen, Volksschulen und Kindergärten hauptsächlich statistisches Material beibringt, während er im zweiten Theile eine vergleichende Uebersicht der Geschichte und Organisation, sowie der im Volksschulunterrichte der verschiedenen Staaten erzielten Resultate gibt, wobei besonderes Gewicht auf den Zusammenhang dieses Unterrichts mit der Politik, Religion, Moral und den sozialen Zuständen des betreffenden Landes gelegt wird.

Es versteht sich bei einem Werke, wie dem vorliegenden, das ein so gewaltiges Material verarbeitet, von selbst, daß nicht alle Abschnitte in gleicher Ausführlichkeit behandelt werden konnten, sei es, daß die nöthigen Dokumente nicht vorlagen, sei es, daß der Autor den Umfang seines Werkes nicht übermäßig vergrößern wollte. Doch hat er, seinem

---

[1]) L'Enseignement primaire dans les Pays civilisés par *E. Levasseur*, Membre de l'Institut (Paris 1897, Berger-Levrault et Cie.).

[1]) Von anderen uns bekannten Quellen, die Levasseur nicht citirt, seien hier genannt: für England der alljährlich erscheinende Report of the Committee of Council on Education with Appendix, für Irland der alljährliche Report of the Commissioners of National Education in Ireland, für Belgien der Rapport triennal sur la situation de l'instruction primaire en Belgique, für die Schweiz bis zum Jahre 1894 das anfänglich von C. Grob, später von Dr. A. Huber bearbeitete Jahrbuch des Unterrichtswesens in der Schweiz, das nunmehr durch eine periodisch erscheinende, vom eidgenössischen Departement des Innern herausgegebene und von Dr. A. Huber bearbeitete Schweizerische Schulstatistik, die in sieben Bänden alles Wissenswerthe zusammenfaßt, ersetzt wird. Für Frankreich bilden auch die anläßlich der Pariser Weltausstellung von 1889 vom Musée pédagogique herausgegebenen Mémoires et documents scolaires eine reiche Fundgrube schulstatistischer und schulpolitischer Daten. Wie man hört, soll eine neue Serie derselben anläßlich der nächsten Ausstellung erscheinen. Von G. Josts vortrefflichem Annuaire de l'enseignement primaire war in dieser Beilage schon des öftern die Rede. Für Italien ist uns die periodisch erscheinende Statistica dell' istruzione bekannt geworden.

eigenen Geständnisse nach, drei Abschnitten eine besondere Ausdehnung gegenüber den anderen gegeben; es sind dies jene, welche sich einerseits mit Frankreich, andrerseits mit Deutschland und der Union befassen, weil diese Länder zwei verschiedene, aber wichtige Typen des Volksschulunterrichts darstellen.

Der erste Theil des Buches besteht aus 35 Kapiteln, in denen alle Staaten, auch solche, bei welchen auch nur Anfänge eines Elementarunterrichtes zu verzeichnen sind, zu Worte kommen. Ein historischer Rückblick auf die Entwicklung seines Schulwesens leitet jedes Land ein; es folgt hierauf eine Darlegung des gegenwärtigen Zustandes, der finanziellen Verhältnisse und der Statistik dieses Verwaltungszweiges, eine Aufzählung der auf das Volksschulwesen Bezug habenden amtlichen Publikationen, worauf die von der Statistik ermittelten Resultate des Elementarunterrichts den Beschluß des Kapitels machen. Bei einigen Staaten ist überdies ein eigener Abschnitt über das Schulwesen der Hauptstadt beigefügt, so daß wir dem Autor auch einen genauen Einblick in die Schulverhältnisse von London, Paris und Berlin zu danken haben. Es fällt schwer, im knappen Rahmen eines Aufsatzes aus der Fülle des Gebotenen eine Auslese zu treffen. Wiewohl nun der erste Theil des Buches, insbesondere was die drei oben erwähnten ausführlich behandelten Staaten anbelangt, so viel des Belehrenden und Wissenswerthen enthält, daß man es bedauern muß, namentlich auf das seinen Stoff vollkommen erschöpfend behandelnde Kapitel über das hochentwickelte Schulwesen der Vereinigten Staaten hier bloß aufmerksam machen zu können, so sei hier doch für diesmal der zweite Theil des Werkes näher gewürdigt, indem wir die leitenden Gedanken wiederzugeben versuchen, die Levasseur bei Besprechung des Verhältnisses zwischen Schule, Politik, Religion und Moral, sowie über die allgemeine Verwaltung und Beaufsichtigung des Elementarunterrichts in den verschiedenen Kulturstaaten zum Ausdruck bringt.

Man hat verschiedene Bezeichnungen vorgeschlagen, um das 19. Jahrhundert zu charakterisiren, und in der That entsprechen ihm auch viele, da das Wirken dieser Epoche sehr mannichfaltig ist. Allein wohl keine Bezeichnung verdient dieser Zeitabschnitt mehr als die eines Jahrhunderts des Volksschulunterrichts. Nicht als ob es die Volksschulen erst erfunden hätte; es gab deren auch schon in der früheren Zeit, und alle zivilisirten Völker, Buddhisten und Muselmanen ebenso wie die Christen, lehrten ihre Kinder lesen und schreiben. Allein dem 19. Jahrhundert ist das Verdienst vorbehalten geblieben, daß es diesen Unterricht erst um seiner selbst willen planmäßig organisirt und verallgemeinert, aus ihm erst eine Angelegenheit des Staates gemacht hat. Es gab zwar auch schon vor dem Jahre 1800 Gesetze über das Schulwesen — man braucht nur an die französische Revolutionsepoche zu denken — allein sie wurden wenig beachtet, denn ein Großtheil der Bevölkerung aller Staaten, zumal der weibliche Theil derselben, konnte damals weder lesen noch schreiben. Auch der Fortschritt der demokratischen Ideen war der Ausbreitung des Volksunterrichts günstig; man lernte den großen Werth desselben einsehen, da er allmählich die Schranken niederriß, die zwischen den einzelnen Volksklassen bestanden und da er einer Ausgleichung der Stände die Wege bahnte.

Und doch hat es zu allen Zeiten und in allen Ländern Leute gegeben, welche vor den möglichen Folgen des Volksschulunterrichts erschraken. Sie fürchteten, daß er die Geister neuen Ideen öffnen, den Geist der Prüfung und Kritik hervorrufen und die Achtung vor den Gesetzen abschwächen könnte. In katholischen Ländern kam überdies noch die Befürchtung hinzu, daß die Wissenschaft die Menschen von der Religion abwendig machen würde. Auch heute noch kann man in manchen Kreisen dieser Ansicht begegnen, kann man die Frage hören, ob es gut sei, daß das Volk unterrichtet werde. Zwar sind Andere wieder überzeugt, daß die Pflicht der Gesellschaft, in dem Maße wie die vorhandenen Mittel es gestatten, in der möglichsten Vorbereitung von Wissen und Bildung bestehen müsse, wobei allerdings die Freiheit des Einzelnen nicht angetastet werden dürfe, und daß der Elementarunterricht einen großen Einfluß auf das moralische und materielle Wohl des Volkes ausübt. Jene, die so denken, stehen fast alle im liberalen Lager, und bei genauem Studium der Geschichte des Schulwesens wird man gewahr, daß es fast in allen Staaten der Welt die liberale Partei war, die sich stets zum Anwalt des allgemeinen Volksschulunterrichts aufwarf. Die Ideen dieser Partei sind im Schulwesen zumeist herrschend geworden, und heute lautet die Frage nicht mehr, ob es nöthig sei, den Elementarunterricht überhaupt zu ertheilen, sondern wie man vorgehen müsse, um ihn gut zu ertheilen.

Lavasseur erwähnt nun die Thätigkeit der christlichen Schulbrüder in Frankreich, er gedenkt Pestalozzi's, der Reformen Friedrichs II. und der Bemühungen von Bell und Lancaster in England, weist aber immer wieder darauf hin, daß es doch erst das 19. Jahrhundert gewesen ist, in dem die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Schulwesen, die Systeme und Methoden der Pädagogik, auf die Schulgebäude und deren Einrichtung gelenkt worden ist; in diesem Zeitabschnitt ist auch an Druckwerken über diese Frage mehr erschienen, als in allen vorhergehenden, obwohl in dieser Hinsicht auch das 16. Jahrhundert sehr ergiebig gewesen ist. Fast alle Kulturstaaten haben auch erst seit Beginn unsres Jahrhunderts gesetzliche Bestimmungen über das Schulwesen erlassen. So stammen die ersten Schulgesetze in Holland aus den Jahren 1801—1806, in der Schweiz aus dem Jahre 1830, in Schweden und Norwegen aus den Jahren 1842 und 1850. Unter der Regierung Louis Philipps entstanden unter Mitwirkung Guizots die ersten Schulgesetze in Frankreich; in England hat das Parlament im Jahre 1830 zum erstenmal eine Unterstützung zu Schulzwecken bewilligt, doch datirt das eigentliche Volksschulgesetz erst aus dem Jahre 1870, welches Jahr bekanntlich einen Wendepunkt in den Anschauungen der englischen Regierung über den Elementarunterricht bezeichnet. Spanien trat erst 1857 in die Reihen jener Staaten, die ein Volksschulgesetz erhielten, Italien im Jahre 1859 und die amerikanische Union erst im Jahre 1867, als das Bureau of Education in Washington errichtet wurde. In gleicher Weise wird über die ersten gesetzlichen Maßnahmen in den meisten anderen Staaten berichtet.

Alle diese Gesetze und Verordnungen üben nun eine tiefgehende Wirkung aus, und man kann wohl mit Recht behaupten, daß die Stabilisirung des Elementarunterrichts eine der bedeutsamsten Thaten des 19. Jahrhunderts war. Freilich hat es die Erfahrung nicht vermocht, alle an diese That geknüpften Hoffnungen zu verwirklichen. Die Eröffnung der Schulen hat die Gefängnisse nicht überflüssig gemacht; allein die Ursachen der Kriminalität sind nicht auf dem Gebiete der Schulen zu suchen. Es wird ferner gesagt, daß der allgemeine Volksschulunterricht zur Folge hat, daß das Volk sich auch mit schlechter, sittenverderbender Lektüre befaßt. Doch auch dieser Nachtheil ist gering anzuschlagen im Vergleich mit den großen Vortheilen, welche sich an die Einführung des obligatorischen Elementarunterrichts knüpften. Man spricht heute viel von einer gewissen Solidarität, die sich in allen Gesellschaftsschichten und in allen Ständen zeigt; eine der wichtigsten Kundgebungen derselben ist unzweifelhaft der von der Allgemeinheit auf ihre Kosten und auf ihr Andrängen überall verbreitete Volksschulunterricht, dessen Nothwendigkeit, wie Levasseur nachweist,

auch schon deßhalb einleuchtet, weil sich stets in den Zeiten der Unwissenheit in den Massen des Volkes ein Geist der Gährung, der Unzufriedenheit äußert, der nach Verwirklichung von Utopien drängt, die den sozialen und kulturellen Fortschritt mächtig bedrohen.

So kann sich denn in dem Augenblicke, da das zu Ende gehende 19. Jahrhundert der Geschichte Rechenschaft zu legen sich anschickt, der Geist desselben nicht rühmen, daß der von dieser Epoche organisirte Volksschulunterricht alle sozialen Fragen gelöst habe; er hat vielmehr neue gezeitigt. Eine der schwierigsten unter denselben ist die religiöse Frage, denn es ist klar, daß im allgemeinen, trotz einzelner Ausnahmen, der verallgemeinerte Unterricht das religiöse Gefühl der Bevölkerung eher abzuschwächen als zu stärken geeignet ist, weil mit dem Geist des Wissens stets auch der Geist des Zweifels und der Prüfung rege wird. Angstvoll stellt man die Frage, ob die Schule auch die Kirche ersetzen könne, um in die Seele des Kindes die Grundsätze der Moral, die für das Leben unumgänglich nothwendig sind, einzupflanzen. Die Schule, die den Intellekt der Massen bilden soll, hat nun unzweifelhaft auch die Aufgabe, die Erziehung des Menschen und Bürgers zu beeinflussen; die Frage ist nur, ob sie für diese Mission genügend organisirt und ob es leicht ist, von den Lehrern die zu diesem Zwecke nöthigen Eigenschaften, von den Schülern die Gelehrigkeit und die nöthige Achtung zu fordern und zu erlangen, um die doppelte Aufgabe der Schule zu lösen. Wenn dies nun auch bis jetzt noch nicht vollständig gelungen ist, so darf man doch an der Zukunft nicht irre werden. In der Mitte des 20. Jahrhunderts wird man wahrscheinlich erstaunt sein, zu vernehmen, daß man im vorhergehenden Zeitabschnitte noch die Frage des Volksschulunterrichts diskutiren konnte; aber man wird diesem 19. Jahrhundert Dank wissen, diese Frage vorwärts gebracht zu haben, und die aufsteigende Demokratie, die der Fortentwicklung der Schule auch ihre Fortschritte zum großen Theile zu danken hat, wird dieser Epoche am meisten gedenken müssen.

Im weiteren Verlaufe seiner Untersuchungen bespricht Levasseur eingehend die allgemeine Verwaltung und Beaufsichtignng der öffentlichen und privaten Schulen. In fast allen Kulturstaaten ist der ehemals von der Kirche oder von privaten Körperschaften ertheilte Elementarunterricht zu einer Angelegenheit des Staates geworden. Die für die Regelung des Schulwesens eingesetzten Verwaltungsbehörden haben allmählich einen solchen Umfang angenommen, daß in den meisten Staaten Ministerien aus ihnen geworden sind. Ein solches besteht in Frankreich seit dem Jahre 1824. Anfänglich war hier das Ministerium des öffentlichen Unterrichts mit dem für geistliche Angelegenheiten verbunden, doch bald wurde es selbständig. Dem Unterrichtsminister obliegt die Verwaltung des öffentlichen und die Beaufsichtigung des privaten Schulwesens; er ernennt die verschiedenen Beamten, die als Aufsichtsorgane über die Ausführung der Gesetze und Verordnungen zu wachen haben. Ueberdies besteht in jeder Gemeinde eine eigene Schulkommission mit dem Maire an der Spitze. Im allgemeinen haben die Gemeinden für die Erbauung und Instandhaltung der Schulgebäude zu sorgen, während der Staat die Besoldung der Lehrkräfte übernimmt. England besitzt zwar kein eigentliches Unterrichtsministerium, doch gibt es daselbst seit 1839 ein „Erziehungskomitee“, das seit 1870 den Namen „Erziehungsdepartement“ führt und dem das gesammte Volksschulwesen untersteht. Die Schulen, welche sich der staatlichen Aufsicht unterwerfen, erhalten Subventionen, die entweder nach den von den Schülern mit Erfolg abgelegten Prüfungen oder bloß nach der Schülerzahl bemessen werden. Zur Ueberwachung aller Schulen sind die von der Königin ernannten Inspektoren berufen. In Oesterreich, Italien, sowie in Schweden, Norwegen und Dänemark gibt es einen besonderen Unterrichtsminister; in Spanien steht an der Spitze des Schulwesens ein Generaldirektor, in Portugal ein dem Ministerium des Innern unterstellter Oberschulrath, in Rußland ein Minister für Volksaufklärung, in Belgien sind die Unterrichtsangelegenheiten mit dem Ministerium des Innern verbunden, dem ein besonderer Beirath für den Elementarunterricht beigegeben ist. In der Schweiz ordnet jeder Kanton sein Schulwesen selbständig, doch übt das eidgenössische Departement des Innern zu Bern in administrativer Hinsicht eine Art Oberaufsicht aus.

In derselben Weise werden auch die meisten der außereuropäischen Staaten, sofern sie ein geordnetes Schulwesen besitzen, besprochen, worauf Levasseur zu dem Schlusse gelangt, daß England dasjenige Land sei, in dem sich die Macht einer Zentralbehörde im Schulwesen am wenigsten fühlbar mache, weil die englische Regierung sich um die Schulen, die ihre Unterstützung nicht verlangen, gar nicht kümmert. Ein ähnliches Verhältniß besteht auch in Belgien, wo die Regierung die vielen Privatschulen ganz frei schalten läßt. Dagegen hat sich in den letzten Jahrzehnten in anderen Staaten wieder eine erhebliche Stärkung der Staatsgewalt auf dem Gebiete der Schule fühlbar gemacht. So in Rußland, obwohl daselbst der Minister für Volksaufklärung die Herrschaft über die Schule mit dem heiligen Synod theilt; am meisten aber in Frankreich seit dem Jahre 1886, wo die Zentralverwaltung den größten und unmittelbarsten Einfluß auf das gesammte Schulwesen ausübt. Zu jenen Staaten, in welchen die Dezentralisation sehr stark hervortritt, gehören ferner die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Nordamerika; würde man nicht das gegentheilige Beispiel Frankreichs vor Augen haben, so wäre man fast versucht zu glauben, daß diese Dezentralisation im Schulwesen ein charakteristisches Merkmal demokratisch regierter Staaten sei.

Nach der Anschauung unsres gelehrten Autors ist es gut, wenn in Staaten, die nicht Föderativstaaten sind, ein Minister an der Spitze des Schulwesens steht; allein es erscheint ihm auch nicht weniger wünschenswerth, daß auch die örtliche, durch die einzelne Schulgemeinde oder einen kleinen Schuldistrikt ausgeübte Autorität berücksichtigt werde, weil es sich in erster Linie um die Erziehung der Kinder der Ortsbewohner handelt und diese somit ein lebhaftes Interesse an allem, was ihre Schule und insbesondere deren Leitung betrifft, haben werden. Wiewohl nun der Staat und die Gemeinden Schulen errichten, so kann doch auch Privaten das Recht zur Schulgründung nicht abgesprochen werden, wenn auch die Erhaltung solcher Anstalten mancherlei Schwierigkeit verursacht; denn es ist klar, daß der Staat oder die Gemeinden mit ihren bedeutenden Geldmitteln den Privaten große Konkurrenz machen; überdies ertheilen die öffentlichen Schulen fast überall den Unterricht unentgeltlich oder zu einem sehr niedrigen Schulgeld und auch ihre Lehrer sind zumeist besser gestellt, als die der Privatschulen. Im allgemeinen können sich daher solche Anstalten nur dort mit Erfolg behaupten, wo sie von einflußreichen, über bedeutende Mittel verfügenden Gesellschaften, wie der National Society in England oder dem Institut des frères de la doctrine chrétienne in Frankreich oder einzelnen religiösen Sekten in der Union erhalten werden.

Ueberaus lehrreich ist der Abschnitt, in welchem sich Levasseur über das Verhältniß zwischen Schule und Kirche ausspricht. In allen religiösen Körperschaften obliegt den Geistlichen die Pflicht, neben der Seelsorge auch der intellektuellen Ausbildung der ihnen Anvertrauten Aufmerksamkeit zu schenken. Man kann nun bemerken, daß in

dieser Beziehung sich die Protestanten und Israeliten den Katholiken überlegen zeigen und diese wieder den Griechen, Mohammedanern und Buddhisten. Die Israeliten bilden fast überall kleine Gemeinden, deren Mitglieder ihre Schulen überwachen; die Protestanten fordern, daß ihre Gläubigen die Bibel lesen können und verlegen die Konfirmation in ein Alter, das ihre Kinder längere Zeit in der Schule zurückhält, als jene der Katholiken; diese müssen zwar auch ihren Katechismus kennen, aber sie erhalten doch ihre religiöse Erziehung vornehmlich durch den Mund des Geistlichen und ihre sittliche Lebensführung durch die Beichte. Man hat auch die Erfahrung gemacht, daß, bis auf wenige Ausnahmen, jene Länder, in denen auf 100 Bewohner 15 schulpflichtige kommen, entweder ganz oder doch zum größten Theil von Protestanten bewohnt sind, während man in jenen Ländern, in denen auf 100 Bewohner weniger als 10 Schüler kommen, fast keine Protestanten findet; in den Staaten mit griechischer Bevölkerung kommen nur 5.5 Schüler auf 100 Einwohner.

Vor der Reformation war die Schule in den christlichen Staaten gewissermaßen aus den Kirchen entstanden; dort, wo die Kirche sie gegründet hatte, hielt sie sie auch unter ihrer Vormundschaft; aber auch dort, wo die Schulgründung nicht durch die Kirche erfolgt war, nahm letztere für sich das Recht der Leitung oder Beaufsichtigung der Schule in Anspruch. Die Gründe dieser Unterordnung im Mittelalter sind bekannt: da die Geistlichen fast die Einzigen waren, die Unterricht ertheilen konnten, so lag auch die Unterweisung der Jugend einzig und allein in ihrer Hand. Die Suprematie der Kirche über die Schule hat sich in vielen Ländern aber auch noch dann erhalten, als neue Schulen ohne Mitwirkung der Kirche entstanden waren.

In Frankreich war der erste Minister des öffentlichen Unterrichts ein Bischof. Seither ist die Frage, welcher Antheil der Kirche an der Schulaufsicht zukomme, bis in die Zeit der dritten Republik ein Gegenstand leidenschaftlicher Debatten gewesen. Man fürchtete in den Schulen den Einfluß der Geistlichkeit; allein das Gesetz von 1833 gewährte ihnen doch einen Sitz im Schulausschuß der Gemeinde und jenem des Departements. Unter der zweiten Republik schloß der Gesetzentwurf Carnots jede geistliche Aufsicht im Elementarschulwesen aus; die Kommission der Constituante führte jedoch den Religionsunterricht wieder ein, doch mußte er außerhalb der Schulstunden ertheilt werden. Das Gesetz vom 15. März 1850 dagegen bestimmte, daß die öffentliche Schule immer der Geistlichkeit offenstehen müsse und daß ihren Vertretern auch ein Sitz in der obersten Schulbehörde gebühre; das Gesetz vom Jahre 1873 änderte im wesentlichen nichts an diesen Bestimmungen, während jenes aus dem Jahre 1879 der Geistlichkeit ihren Einfluß wieder entzogen hat; seither gibt es Geistliche weder bei den Schulbehörden, noch unter den Organen der Schulaufsicht. Das einschneidende Gesetz vom Jahre 1882 ging aber noch weiter: es entfernte den Religionsunterricht gänzlich aus der Volksschule und ersetzte ihn durch einen Unterricht in der allgemeinen Moral und Bürgerkunde; es hat ferner der Geistlichkeit jedes Recht der Beaufsichtigung der öffentlichen und privaten Schulen entzogen und festgesetzt, daß der Religionsunterricht nur außerhalb der Schulzeit von den Geistlichen der betreffenden Kulte ertheilt werden dürfe. Man hat in Frankreich die Verweltlichung der Schule als eine nothwendige Folge der allgemeinen Schulpflicht angesehen, da man zwar die Eltern verpflichten könne, ihre Kinder unterrichten, nicht aber an einem Religionsunterricht theilnehmen zu lassen, der ihrer eigenen Anschauung vielleicht nicht entspricht. Die eigentliche obligatorische, unentgeltliche und weltliche Schule erhielt ihren offiziellen Abschluß aber erst durch das Gesetz aus dem Jahre 1886, welches bestimmt, daß in allen öffentlichen Schulen der Unterricht ausschließlich einem weltlichen Lehrpersonal anvertraut sein müsse. So kamen endlich jene Grundsätze zum Durchbruch, welche der republikanischen Verfassung am besten entsprachen.

Frankreich ist demnach ein Beispiel jener Staaten, die ihr Schulwesen von der Kirche ganz unabhängig gestaltet haben. Daneben gibt es aber noch zahlreiche Staaten, deren Schulen unter der Vormundschaft oder Beaufsichtigung der Kirche stehen. Dies ist der Fall in Spanien, wo das Gesetz vom Jahre 1857 den Bischöfen das Recht der Ueberwachung der sittlichen Jugenderziehung gibt, in Rußland, wo die Parochialschulen, unter der Oberaufsicht des heiligen Synod stehend, bloß den Zweck haben, „den Glauben im Volke zu stärken“, ferner in einigen deutschen Staaten, besonders aber in Schweden, Norwegen und Dänemark, sowie in Griechenland und einigen anderen kleineren Staaten. Allein in den meisten Ländern macht sich seit etwa 50 Jahren das ernste Bestreben geltend, Kirche und Schule voneinander zu trennen. Ein glänzendes Beispiel hiefür sind die Vereinigten Staaten, deren früher konfessionell eingerichtete öffentliche Schulen seit der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts simultan („unsectarian“) geworden sind. In diesen Schulen wird bloß das Lesen der Bibel ohne jedwede konfessionell gefärbte Erklärung zugelassen. Allerdings unterhält der katholische Klerus neben diesen Anstalten eigene konfessionelle Privatschulen.[1]) Unter den europäischen Staaten gibt es aber auch viele, welche die Neutralität der öffentlichen Schule schon festgesetzt hatten, bevor dies noch in Frankreich der Fall war; in den Niederlanden geschah dies durch das Gesetz vom Jahre 1806, das aber erst im Jahre 1889 endgültig festgestellt wurde, in der Schweiz durch die Verfassung von 1874, in Oesterreich durch das Reichsvolksschulgesetz von 1869, das seither allerdings auf dem Verordnungswege mehrfach durchlöchert wurde, in Italien durch das Gesetz vom Jahre 1877, das die Gemeinden ermächtigte, den Religionsunterricht aus dem Lehrplan der Elementarschulen zu streichen. In England werden die Subventionen des Education department nur an Schulen ertheilt, die Kindern aller Bekenntnisse offenstehen; in den Anstalten, die den School Boards unterstehen, beschränkt sich der Religionsunterricht bloß auf das Lesen der Bibel; doch auch dieser Unterricht ist für die Kinder nicht obligatorisch. In Schottland werden die grants nur jenen Schulen bewilligt, welche die Kinder nicht zur Theilnahme am Religionsunterricht verpflichten.

Nachdem Levasseur noch die einschlägigen Verhältnisse einiger anderen Staaten berührt hat, wiederholt er die bereits geäußerte Ansicht, daß sich überall ein lebhaftes Streben nach Trennung von Schule und Kirche bemerkbar macht, oder wo dies nicht möglich ist, zum mindesten ein Streben, um eine Emanzipation der Schule einzuleiten, die auch selbständig bestehen kann und heute der kirchlichen Führung nicht mehr bedarf. Diese Emanzipation hat in einigen katholischen Staaten eine heftige Opposition gegen die Kirche hervorgerufen, weil der Klerus sich in die Politik mischte und eine eigene Partei ins Leben rief, die sich den anderen Parteien feindlich gegenüberstellte; dieser Antagonismus kann jedoch weder dem moralischen Ansehen der Geistlichkeit, noch der Sache der Volksbildung förderlich sein. Aus diesem Kampfe heraus haben die Kongregationen wieder Kraft geschöpft und Privatschulen gegründet, die den öffentlichen eine nicht zu unterschätzende Konkurrenz bereiten; man kann dies in Frankreich, in Belgien und theilweise auch schon in Italien beobachten; auch die Union wird von dieser Erscheinung nicht verschont bleiben. In den meisten

[1]) Ueber die amerikanischen Schulen vergl. auch Kirchenpolitische Briefe in der Beilage vom 1. April 1897, Nr. 73.

protestantischen Staaten hingegen hat diese Emanzipation der Schule von der Kirche zu keinem Kampfe geführt, da sie hier zumeist das Ergebniß eines Kompromisses war, das zwischen den einzelnen Religionsgesellschaften geschlossen wurde; man hat hier einsehen gelernt, daß der Lehrer, da er doch nicht die Dogmen jeder einzelnen Kirche lehren kann, eine gewisse Neutralität bewahren muß, der kein oppositioneller Geist zugrunde liegt.

Hier kommt nun der Verfasser auch zu der vielerörterten und vielumstrittenen Frage, ob der Religionsunterricht für die moralische Unterweisung der Kinder nöthig, ob der Satz „Ohne Religion keine Moral" richtig sei. Der freisinnige, aber die Wandlungen und Strömungen bei seinem eigenen Volke wohl beachtende Franzose, dem gewiß die ernsten Gefahren nicht entgangen sind, die durch die Einführung des Moralunterrichts heraufbeschworen wurden, nimmt in dieser Frage einen vermittelnden Standpunkt ein. Nach ihm ist es nicht zweifelhaft, daß die Religionen der Kulturvölker, insbesondere der christlichen Religion, einen mächtigen Einfluß auf die moralische Haltung ihrer Gläubigen ausüben; es erscheint ihm deßhalb nothwendig, dem Kinde schon in der Schule die Idee von Gott, von der Pflicht und von der Verantwortlichkeit einzuimpfen; unterläßt man diese Unterweisung unter dem Vorwande, die Gewissensfreiheit des Kindes nicht antasten zu wollen, so ist dies nicht als Ausfluß einer Unparteilichkeit, sondern eines gefährlichen Indifferentismus in diesen Dingen anzusehen. Man erziehe daher die Kinder schon in der Schule in der Religion ihrer Väter; sie werden deßhalb ihr Gewissen nicht minder frei erhalten und in einem gewissen Alter, bei erlangter geistiger Reife sich immer noch entscheiden können, ob sie ihrem Glauben treu bleiben oder demselben entsagen wollen. Die Erfahrung lehrt, daß die Stürme des Lebens viel leichter die Spuren des Glaubens als jene des Skeptizismus verwischen. Es kann sich also heute nur mehr um die Frage handeln, wie die religiöse Unterweisung ertheilt werden soll und ob in der Schule und unter Aufsicht der Kirche; diese Frage darf aber nimmermehr so entschieden werden, daß sie das religiöse Gefühl von Eltern und Kindern verletze.

Fügen wir noch hinzu, was Levasseur über das Verhältniß der Schule zur Politik sagt: „Gebt mir die Schule, ich werde dann die öffentliche Meinung und durch diese den Staat regieren" — haben viele der Gesetzgeber gedacht; allein sie irrten sich, indem sie glaubten, die Lehrpläne allein bestimmten Inhalt und Richtung des Volksgeistes; doch sie hatten recht, zu glauben, daß die Erziehung viel dazu beitragen könne, die Entwicklung gewisser Ideen im Volke zu fördern und daß diese Erziehung, falls sie im nationalen Sinn geleitet wird, der Nation auch einen sittlichen Zusammenhang verleihen könne. Es ist daher nur ein Akt politischer Klugheit, wenn die Union große Opfer bringt, um in allen ihren Staaten gute Bürger des Staats heranzubilden und wenn sie bestrebt ist, durch die Schule auch die Kinder der Eingewanderten zu amerikanisiren. Denselben Anschauungen entsprangen wohl auch die Schulgesetze Frankreichs und der Schweiz.

In den meisten Ländern, in denen den breiten Volksschichten ein gewisser Antheil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten eingeräumt ist, kann man ein lebhafteres Interesse am Volksschulwesen bemerken als unter einem absolutistischen Regime; man kann dies an der Schweiz und an den Vereinigten Staaten, sowie an den australischen Kolonien am besten beobachten. Freilich kann dieser Einfluß auch durch einen anderen verdrängt werden. So hat Schweden sein freies Elementarschulwesen unter einer absolutistischen Regierung und unter dem Einfluß der Kirche zu errichten begonnen, während in einzelnen amerikanischen Republiken durch verschiedene Ursachen, vor allem infolge der Revolutionen, die Wirkungen einer eigentlichen Demokratie aufgehoben worden sind. Es mag vielleicht auch das Klima hiezu beitragen, und es ist lehrreich, zu erfahren, was Levasseur über den Einfluß desselben auf die Volksbildung sagt, wobei er auch die Rassen in Erwägung zieht. In Bezug auf die Entwicklung der Volksbildung scheint heute die germanische Rasse die erste Stelle einzunehmen; es mag dies wohl auch dem Umstand zuzuschreiben sein, daß die diesen Rassen angehörenden Nationen zumeist Protestanten sind. Bezüglich der Rauheit des Klimas hebt er hervor, daß dieselbe kein Hinderniß für den Schulbesuch zu sein braucht; hinderlicher sind demselben viel eher die Sommermonate, wo der Landmann seine Kinder der Feldarbeiten wegen gern zu Hause läßt, wie man dies in den verschiedensten Ländern wahrnehmen kann. —

Mit Untersuchungen über den Einfluß, den der Grad des Reichthums eines Volkes auf dessen Elementarunterricht ausübt, sowie mit solchen, die sich auf die Stellung des Lehrers zu den politischen Fragen seiner Zeit beziehen, wobei dem Volkserzieher das Recht zugesprochen wird, an allen politischen Aktionen theilzunehmen, deren Tendenz auf einen freiheitlichen und fortschrittlichen Ausbau des Schullebens gerichtet ist, schließt Levasseur diesen Theil seines eine Fülle von Belehrung enthaltenden Buches. Es folgen noch einige Kapitel, die sich eingehend mit den Schulhäusern und deren Einrichtung in den verschiedenen Staaten, mit den Lehrmitteln und Lehrplänen befassen; hierauf werden die Anstalten zur Heranbildung von Lehrern, die Art der Ernennung der Letzteren, sowie ihre Gehaltsverhältnisse besprochen. Ebenso befaßt sich unser Autrag eingehend mit den Verhältnissen der Schüler in statistischer und in didaktischer Beziehung; zum Schlusse entwirft er ein Bild der Ausgaben für das Elementarschulwesen in den verschiedenen Kulturstaaten. Als Anhang sind dem groß angelegten Werke noch zwei Abhandlungen beigegeben, von denen die eine die Wünsche kundgibt, welche das Internationale statistische Institut bezüglich der Statistik des Volksschulwesens hegt, während die andere sich als Auszug aus dem Bericht darstellt, den Levasseur anläßlich der Wiener Weltausstellung von 1873 über das Schulwesen erstattete.

Wir müssen es uns versagen, auf den reichen Inhalt auch dieser letzten Kapitel näher einzugehen, wiewohl dieselben insbesondere mit Bezug auf die Entwicklung des Fortbildungsschulwesens in den einzelnen Staaten äußerst schätzenswerthes Material enthalten; ebenso lebhaftes Interesse muß auch die Besoldungsfrage der Lehrer in den verschiedenen Ländern erwecken, wobei Levasseur seine Angaben durch interessante Tabellen veranschaulicht; immer aber ist die Darstellung derart, daß die Verhältnisse der drei oben angeführten Länder, Frankreich, Deutschland und die Union, einen breiteren Raum beanspruchen, als jene der anderen Staaten.

Das Werk Levasseurs kann mithin in der That als ein Standard-work der pädagogischen Literatur bezeichnet werden; wenngleich es zahlreiche Schriften und Abhandlungen gibt, die über das Schulwesen einzelner Staaten orientiren, so hat es doch bislang, wenn man von den periodischen Publikationen des Erziehungsbureaus in Washington absieht, an einem derart umfassenden Werk gefehlt, welches uns in objektiver Weise und ohne die Fehler und Mißgriffe der eigenen Nation zu beschönigen, über alles Aufschluß gibt, was das vielgestaltige und politisch so wichtige Gebiet des Elementarschulwesens in den Kulturstaaten der Erde betrifft.

Francis James Child.

Der zu Boston am 1. Februar 1825 als das dritte in einer Familie von acht Kindern geborene Francis James Child war ein „selfmade man“ im besten Sinne des oft gebrauchten und zuweilen arg mißbrauchten Wortes; denn im Lebenslaufe des Menschen handelt es sich weniger um den Ausgangspunkt als um den Zielpunkt. „Wohin?“ ist eine viel wichtigere Frage als „Woher?“ Sein Vater trieb das bescheidene Gewerbe eines Segelmachers und gehörte jener Klasse von verständigen, selbständigen und charakterfesten Handwerkern an, die von jeher unter demokratischen Staatsverfassungen einen bedeutenden Einfluß auf die fortschreitende Entwicklung und endgültige Beschaffenheit des Gemeinwesens ausgeübt haben. Der Knabe ging frühzeitig in die Schule, wo er sich durch eine ebenso unersättliche Lernbegierde wie außerordentliche Lerngabe auszeichnete. Diese ungewöhnlichen Geistesanlagen lenkten auf ihn die Aufmerksamkeit des Rektors der Lateinschule, Hrn. S. Dixwell, der den Vater überredete, dem Jungen zu gestatten, diese Erziehungsanstalt zu besuchen, um sich auf die Universität vorzubereiten. Bald überholte er die älteren, im Lateinischen und Griechischen vorgerückten Schüler und nahm die erste Stelle in sämmtlichen Lehrfächern ein. Mit großem Ernst und Eifer in seinen Bestrebungen verbanden sich ein so leutseliges Wesen und solche ungezwungene Fröhlichkeit und echte Bescheidenheit, daß seine Ueberlegenheit ohne Widerspruch und ohne Neid anerkannt und von keinem Mitschüler übelgenommen wurde. Indessen hatte Hr. Dixwell seinen Günstling so liebgewonnen und so überzeugende Beweise von seinen vielversprechenden Talenten, sowie von seinem edlen Charakter erhalten, daß er sich entschloß, ihm die Mittel zu verschaffen, seine Studien fortzusetzen und die Universität zu beziehen oder, wie man sich dort und damals ausdrückte, „go to college“; denn Universitäten im eigentlichen Sinne des Wortes gab es noch nicht in den Vereinigten Staaten. 1842 trat der 17jährige Child in das noch immer verhältnißmäßig kleine, wenn auch an der Spitze der amerikanischen Hochschulen stehende Harvard College, das, obwohl im Jahre 1632 gegründet, sich bezüglich der mangelhaften inneren Organisation und des schulmeisterlichen Lehrsystems nicht über die Elementarstufe eines deutschen Gymnasiums hinaus entwickelt hatte. Unter den Professoren befanden sich jedoch mehrere hervorragende Männer, deren seltene Geisteskräfte und vielseitige Gelehrsamkeit in einem freieren, ausgedehnteren wissenschaftlichen Wirkungskreise hätten richtig zur Geltung kommen und Vorzügliches leisten können, anstatt in einem rein pädagogischen Schlendrian aufgehen und sich erschöpfen zu müssen. Channing, Beck, Felton, Pierce, Walker und Longfellow waren Gelehrte, die der besten deutschen Universität zur Ehre gereicht hätten.

Nach der Vollendung des zur Erlangung der Würde eines Artium Baccalaureus vorgeschriebenen Lehrgangs erwies Child sich bei der vorher bestandenen Prüfung als der allertüchtigste der Kandidaten und hatte also die Auszeichnung, bei der öffentlichen, am sogenannten „Commencement Day“ feierlich begangenen Promotion die „Class Oration“ halten zu dürfen. Diese gedankenreiche und in der Form vollendete Rede machte einen sehr günstigen und zum Theil sogar gewaltigen Eindruck auf die zahlreichen Zuhörer; ein junger „Fuchs“ („Freshman“) erklärte lange nachher als reifer und hochangesehener Mann, die ernsten und lebendigen Worte des 21jährigen Redners hätten ihm zum erstenmale ein starkes Gefühl für die Erhabenheit und Würde eines geistigen Berufs eingeflößt und ihn zum festen Entschluß gebracht, sich diesem edlen und erhabenen Beruf zu widmen. Sogleich nach der „Graduation“ wurde er als Tutor in dem ihm beliebten Fache der englischen Sprache und Literatur angestellt. 1848 veröffentlichte er seine erste gelehrte Arbeit, eine kritische Ausgabe von „Four Old Plays“ des 16. Jahrhunderts, die einen werthvollen Beitrag zur Entwicklung der englischen Literatur vor deren Blüthezeit unter der Königin Elisabeth lieferte und bahnbrechendend für derartige Forschungen in den Vereinigten Staaten war. Als Hr. Professor Channing von der Professur für Rhetorik 1851 zurücktrat, wurde Child zu seinem Nachfolger ernannt, durfte aber einen längeren Urlaub nehmen, um seine Studien in Europa fortzusetzen. 1854 erwarb er in Göttingen die Würde eines Doktors der Philosophie und kehrte im Herbst desselben Jahres nach Harvard College zurück, wo er den mühseligen und zeitraubenden Pflichten seines Lehramts gewissenhaft nachkam, sich aber nebenbei seinen Lieblingsstudien auf dem Gebiete der altenglischen Literatur mit unvermindertem Eifer und entsprechendem Erfolg widmete. 1855 erschien seine fünfbändige Ausgabe von Spencers Dichtungen; darauf folgten 1857—58 eine Abhandlung: „Observations on the Language of Chaucer“ und ein 1868 beigefügter Anhang: „Observations on the Language of Gower's Confessio Amantis“. Diese beiden Schriften, obwohl von kleinem Umfang, sind in jeder Beziehung mustergültig und haben durch die klare Darlegung der zu überwindenden Schwierigkeiten und die glückliche Lösung einiger wichtiger Probleme auf die Entwicklung der Chaucer'schen Philologie in Amerika gewissermaßen epochemachend eingewirkt. Das Hauptwerk jedoch, das die letzten zwanzig Jahre seines Lebens in Anspruch nahm, war „The English and Scottish Popular Ballads“ in fünf Bänden, von denen der erste Halbband 1882 und der zehnte nach seinem am 11. September 1896 erfolgten Tode erschien. Es war gewiß ein kühner Gedanke, der ebenso eigenartige Kenntnisse wie warme Begeisterung voraussetzte, die betreffenden weitzerstreuten und zum größten Theil nie gedruckten Balladen vollständig zu sammeln, jede Ballade mit einer eigenen Vorrede zu versehen und das Ganze mit allgemeiner Einleitung, Glossar und Register herauszugeben. Diesen Plan hat Child mit unermüdlicher Ausdauer und Thatkraft und seltenem kritischen Scharfsinn und Feingefühl ausgeführt; nur die allgemeine Einleitung fehlte noch, als der unerbittliche Tod ihn am 11. September 1896 im 72. Lebensjahre bei der Arbeit ereilte und hinraffte. Der zweite Theil des letzten Bandes lag fast druckfertig auf seinem Schreibpult und wurde von seinem Schüler und Freunde, Hrn. Professor Kittredge, vollendet.

Professor Child war nicht nur ein hervorragender Gelehrter, sondern auch ein höchst anziehender und durchaus edler Charakter. In einer soeben zu Cambridge bei Boston erschienenen, kurzgefaßten, aber trefflichen biographischen Skizze schildert ihn sein ehemaliger Mitstudent und langjähriger akademischer Kollege, Hr. Professor Charles Eliot Norton, als einen durchaus schlichten, offenherzigen, opferwilligen und aufrichtigen Mann, ohne die geringste Spur von Selbstsucht und durch ebenso bescheidene Selbstschätzung wie großmüthige Anerkennung der Verdienste Anderer ausgezeichnet. Auch als pflichttreuer und verständiger Staatsbürger nahm er regen Antheil an allen öffentlichen Angelegenheiten und scheute vor keiner Mühe zurück, um bei den Wahlen eine richtige, dem Glück und Gedeihen des Landes förderliche Lösung der wichtigsten politischen und wirthschaftlichen Fragen herbeizuführen. Namentlich für die fortwährende Verbesserung der Volksschulen hat er sich lebhaft interessirt und Vorzügliches geleistet.

E. P. Evans.

Mittheilungen und Nachrichten.

-o- Der Zerstörungsgeist der staatlichen Volksschule. (Mainz, Franz Kirchheim 1897. Kl. 8°. VII, 231 S.) — Die vorliegende Schrift bildet vielleicht das schwerste Geschütz, welches die allezeit streitbare Gefolgschaft des Klerikalismus gegen die unter staatlicher Oberleitung stehende Unterweisung der breiteren Volksmasse oder vielmehr gegen die Volksschule als außerkirchliche, selbständige Institution bisher ins Feld geführt hat. Das Büchlein ist gewandt geschrieben, freilich mit stark rhetorischem Aufputz. Der ungenannte Verfasser, der das Imprimatur des bischöflichen Ordinariats Mainz erhalten hat, offenbart sich als eine überaus rücksichtslose, tyrannische Natur. Für ihn gibt es kein non liquet, kein Vielleicht, sondern nur ein Entweder — Oder. „Entweder christlich oder atheistisch", lautet sein von merkwürdiger Halbbildung zeugender Schlachtruf. Natürlich gehören zur „atheistischen" Gesellschaft auch Alle, die sich Christen zu nennen erdreisten, aber nicht römisch-katholisch sind. Vorerst sucht man die orthodoxen Protestanten zu ködern: „Diese Schrift wendet sich an alle gläubigen Christen ohne Unterschied der Konfession in der Absicht, die Einen in diesen Grundsätzen zu bestärken, die Anderen zum ernsten Nachdenken über dieselben zu veranlassen, Alle zum einträchtigen Vorgehen gegen den unchristlichen und revolutionären Geist, welcher in der modernen Volksschule gepflegt und großgezogen wird, aufzumuntern. Aus diesem Grunde ist alles sorgfältig vermieden worden, was bei der einen oder anderen der beiden großen christlichen Konfessionen Anstoß erregen könnte." Hätte man aber mit Hülfe des Protestantismus seine Ziele erreicht, dann hätten ohne Zweifel auch die gläubigen Protestanten Gelegenheit, Beweise einer ganz bestimmten Art von „Nächstenliebe" zu erfahren. Was die Beweisführung des Verfassers betrifft, so finden wir hier die von Katholikenversammlungen u. dergl. her sattsam bekannten Gedankengänge wieder. Er gründet das Recht der Kirche, christliche, konfessionelle Volksschulen zu gründen, einzig und allein auf den Taufbefehl Christi: „Gemäß der souveränen Anordnung Christi ist das christlich-religiöse Erziehungswesen eigenstes Rechtsgebiet seiner bis zum Ende der Welt fortlebenden Apostel, d. h. der kirchlichen Autorität" (S. 88); „die Kirche ist nach göttlicher Anordnung die erstberechtigte Schulbehörde in der christlichen Gesellschaft" (S. 89). „Wenn nun der moderne Staat dieses göttliche Recht der Kirche auf die Schule antastet und dasselbe für sich in Anspruch nimmt, so macht er sich einer revolutionären Auflehnung gegen das Kronrecht der Gottheit Christi schuldig; sein Vorgehen ist Felonie und Usurpation im eigentlichsten und schlimmsten Sinne des Wortes" (S. 94). „Legaler Kinderraub" wird es sogar genannt, daß der moderne Staat durch den Schulzwang die Kinder zum Besuch der Volksschule verpflichtet: „Kinderraub ist ein Verbrechen, welches den tiefsten sittlichen Abscheu erweckt, nicht nur, weil der Kinderräuber sich am Liebsten vergreift, was Eltern besitzen, sondern auch, weil er eine rohe Rechtsvergewaltigung an einem wehrlosen Kinde verübt. Unsäglich roher aber und unsittlicher ist jener Kinderraub, welcher Tag aus, Tag ein in der modernen staatlichen Zwangsvolksschule ausgeführt wird. Christliche Kinder werden gegen den Willen ihrer Eltern in Schulen hineingezwungen, welche nach der religiösen Gewissensüberzeugung der Eltern die christliche Erziehung vereiteln und das ewige Heil der unsterblichen Kinderseelen gefährden. Jahrelang werden die christlichen Kinder gegen den ausdrücklichen Willen ihrer Eltern in diesen Schulen gewaltsam zurückgehalten. Und das Empörendste an diesem staatlichen Kinderraube ist, daß er „im Namen des Gesetzes", also „legal", betrieben wird. Unter der Larve des „Rechtsschutzes", der „dem Kinde sein Recht auf Erziehung und Unterricht sichern" soll, wird das wehrlose Kind durch rohe Gewalt in seinem unverletzlichen Rechte auf eine christliche Erziehung gekränkt, und das heilige Recht der Eltern, welches diese von Gott selbst erhalten haben, zertreten; unter der Larve des „Staatsrechts", welches „von keiner Seite verkümmert werden darf", wird das göttliche Recht der Kirche auf die christliche Erziehung der ihr gehörenden Kinder durch rohe Gewalt beiseite geschoben. Das ist der legale Kinderraub im liberalen modernen Staate" (S. 143 f.). Daß der Verfasser auch das Märchen auftischt, die moderne Schule stehe im Bunde mit der Sozialdemokratie, darf uns nach dem Vorausgegangenen nicht wundernehmen. Um Verleumdungen war man ja nie verlegen, wenn es galt, den Kampf gegen Volksaufklärung und Volksbildung aufzunehmen. Und gerade darauf zielt auch die vorliegende Schrift ab, wenn sie die Vortheile der „Kirchschule" in einer für die Gläubigen faßlichen Weise hinzustellen sich bemüht: „Die weise Beschränkung des Lehrstoffs, deren sich die christliche Volksschule grundsätzlich befleißt, bewirkt, daß die für die elementare Ausbildung der Kinder nothwendige Schulzeit nicht über Gebühr ausgedehnt wird. Auf diese Weise bleiben die Kinder leiblich und geistig frisch und gesund." (S. 40.) Der demagogische Charakter der Schrift tritt besonders deutlich im Schlußwort hervor, aus dem nur der eine Passus angeführt sei: „Die christlichen Eltern stellen diese Forderungen mit dem festen und entschiedenen Entschlusse, nicht zu ruhen, bis denselben volle gesetzliche Genüge geleistet ist; und nöthigenfalls eher einem unchristlichen Schulgesetze den Gehorsam rund zu verweigern, als die Seelen ihrer Kinder an eine unchristliche Volksschule zu verrathen" (S. 230). Wer in diesen Dingen nicht klar sieht, studire die das Bildungswesen betreffenden Bände der „Verwaltungslehre" von Lorenz v. Stein. Aus historischen Erwägungen heraus entwickelte dieser geniale Forscher den Satz: „Es gibt keine Bildung und kein Bildungswesen mehr ohne den Staat und keinen Staat ohne sein Bildungswesen und seine Bildung" (III., 1, S. 6). Ein solcher Ausspruch verdient in unseren Tagen, Allen, die in Schulfragen mitzureden haben, auf die Seele gebunden zu werden.

fb. In zweiter, neubearbeiteter Auflage erschien soeben im hiesigen C. H. Beck'schen Verlag das von Eugen Frhr. v. Sartor, kgl. Landgerichtsrath in München, herausgegebene „Bayerische Vereinsgesetz vom 26. Februar 1850, und zwar in der Fassung nach dem Gesetze vom 15. Juni 1898, sammt der Vollzugsinstruktion". Das handliche kartonirte Büchlein umfaßt eine orientirende Einleitung, dann den Text des Gesetzes mit Anmerkungen, endlich einen Anhang, enthaltend das Gesetz über das Einschreiten der bewaffneten Macht vom 4. Mai 1851, die Bestimmungen über die Polizeistunde, Veranstaltung von öffentlichen Lustbarkeiten und von Sammlungen, insoweit sie Vereine und geschlossene Gesellschaften betreffen, das bayerische Gesetz vom 29. April 1869, die privatrechtliche Stellung von Vereinen betreffend, sowie die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs vom 18. August 1896 und des Einführungsgesetzes hiezu vom gleichen Tage über die Vereine. Die seit Erscheinen der ersten Auflage ergangenen oberstrichterlichen Entscheidungen haben, soweit sie von Belang sind, Aufnahme gefunden; auch ist die gesammte anderweitige einschlägige Literatur neueren Datums in Berücksichtigung gezogen. Das Büchlein ist besonders deßhalb zur Anschaffung zu empfehlen, weil es, ohne einen förmlichen Kommentar darstellen zu wollen, in gedrängter Form und in übersichtlicher Anordnung denen, die sich mit Vereins- und Versammlungsangelegenheiten zu befassen haben, auf Grund der vorhandenen Literatur raschen und zuverlässigen Aufschluß über die wichtigsten Fragen dieses Gebietes gibt. — Derselbe Verlag bietet auch eine von Dr. Ferdinand Englert herrührende, sorgfältige Bearbeitung der „Bauordnung vom 31. Juli 1890 für die Landestheile rechts des Rheins mit Ausnahme der Haupt- und Residenzstadt München". Besonders beachtenswerth ist der Anhang, der außer einer Zusammenstellung der baupolizeilichen Vorschriften des Reichsstrafgesetzbuches und des Polizeistrafgesetzbuches mit Anmerkungen, sowie dem Abdrucke der Verordnung vom 16. Mai 1876 über das Pavillonbausystem „Vorschriften zur Verhütung von Bauunfällen" enthält, welche gewiß von allgemeinstem Interesse sind, zumal gerade jetzt Bauunfälle an der Tagesordnung, ja in beständiger Zunahme begriffen sind, seitdem die Bauthätigkeit so große Dimensionen angenommen hat und sich deßhalb eine große Anzahl von Personen in das Baugewerbe hineindrängt, welche keine sorgfältige und gründliche Vorbildung genossen hat.

* Ausgrabungen an der Lippe. Das Lager bei Dolberg, $1^1/_2$ Stunden östlich von Hamm, und die Bumannsburg, 2 Stunden westlich von Hamm, galten bisher bei den Alterthumsforschern unbestritten als römische Kastelle und

man baute darauf die mannichfachsten Hypothesen über das römische Befestigungssystem im westlichen Deutschland, die Römerzüge und die Oertlichkeit der Varusschlacht. Die westfälische Alterthumskommission hat nun, wie die „K. Z." mittheilt, in den letzten Wochen unter der Leitung der Professoren Wormstall und Köpp aus Münster und des Museumsdirektors Schuchhardt aus Hannover an diesen beiden Stellen Ausgrabungen veranstalten lassen, die zu einem überraschenden Ergebnisse geführt haben. Das Dolberger Lager zeigt einen nahezu quadratischen Grundriß; die Umwallung besteht aus einem einfachen Erdwalle mit vorliegendem Graben. Im Innern des Vierecks fand man nun in einer Tiefe von 1.5 m eine etwa 30 cm starke Schicht von Holzkohle und Holzasche, die viele Knochen und Scherben, sowie einzelne Eisensachen und eine kupferne, mit Email geschmückte Fibula enthielt. Sämmtliche Fundstücke, mit Ausnahme der Fibula, weisen ihrer Beschaffenheit nach auf das 9. bis 11. Jahrhundert und man muß annehmen, daß die wahrscheinlich aus spätrömischer Zeit stammende Fibula durch Zufall dahin versprengt worden ist. Aehnliche Ergebnisse stellten sich bei den Ausgrabungen in der Bumannsburg heraus. Diese Burg bildet auch ein Viereck, aber ohne Außengraben, was bei römischen Befestigungen unerhört ist; dagegen finden sich doppelte Außenwälle, die für die alten Sachsenburgen kennzeichnend sind. Die Funde waren den bei Dolberg gemachten durchaus ähnlich und deuten auf das 11. oder 12. Jahrhundert. Aus diesen Gründen, sowie auch aus der Lage und den Ortsnamen geht wohl ohne Zweifel hervor, daß beide Burgen weder römische, noch sächsische oder fränkische Heer- oder Stationslager, sondern frühmittelalterliche Herrenburgen sind. Ist dieses Ergebniß insofern überraschend, als es den bisherigen Annahmen über die Thätigkeit der Römer an der Lippe einen schweren Schlag versetzt, so eröffnet es andrerseits einen erfreulichen Ausblick nach einer anderen Richtung hin. Bisher fehlte es an jedem Anhalt dafür, wie man sich eine alte Germanenveste, z. B. diejenige, in der Segestes von den Leuten des Arminius belagert wurde, zu denken hat. Vielleicht ist mit diesen Ausgrabungen ein Fingerzeig nach dieser Seite der Forschung gegeben.

* **Vereinfachung der französischen Rechtschreibung.** Die Pariser „Revue des Revues", die seit 4 Jahren für die Vereinfachung der französischen Rechtschreibung kämpft, veröffentlicht eine Abhandlung des Sekretärs der Association Orthographique, wonach sämmtliche von der genannten Zeitschrift empfohlenen Neuerungen ihrer Verwirklichung entgegensehen. Nicht allein Gelehrte und Schriftsteller, wie Sarcey, Gréard, Havet, Gaston Paris, treten für die Vereinfachung ein, sondern auch der Minister Bourgeois. Einen besonderen Gönner hat die Association Orthographique in dem Franzosen Jean Barrès gefunden, der ihr sein bedeutendes, in Buenos Ayres erworbenes Vermögen vermacht hat. Barrès ist der Gründer des „Réformiste", einer ausschließlich in der neuen Schreibweise erscheinenden Wochenschrift. Nach seinem Testament sind von dem Ertrage seines Vermögens jährlich 30,000 Francs für den „Réformiste" selbst, 24,000 Fr. zu sechs Preisen von 500—5000 Fr. für Verdienste um die Förderung der vereinfachten Rechtschreibung, sowie zu Belohnungen für Lehrer u. s. w. bestimmt. Nach der Barrès'schen Reform soll 1. das Schluß-x vieler Wörter, wie époux, heureux, die im Femininum épouse, heureuse lauten, schon im Masculinum in s umgewandelt werden; deßgleichen auch für den Plural von bateau, bureau u. s. w.; 2. sollen die Doppelkonsonanten überall, wo sie in der Aussprache nicht berücksichtigt werden, wegfallen, wie in siffler (= sifler), cantonnier (= cantonier), tutelle (= tutèle); 3. wäre das h nach r, t, c in den aus dem Griechischen stammenden Wörtern zu beseitigen und das ph in f umzuwandeln, wie dies schon im Italienischen und Spanischen geschieht, also rétorique, tème, cronique, ortografie zu schreiben. Ferner möchte Barrès die m vor p und b durch n ersetzen, also sinplification, enbouchure u. s. w., und endlich müßte das y dem i weichen: mistère statt mystère, analise statt analyse u. s. w.

* **Berlin.** Bei den bisherigen Erörterungen über die Verlegung der königlichen Bibliothek ist, wie der „Nat.-Ztg." aus bibliothekarischen Kreisen geschrieben wird, die Größe des erforderlichen Bauplatzes noch nicht gebührend in Rechnung gezogen. Die jetzige Grundfläche der Bibliothek ist nahezu 6000 qm groß. Wenn aber das neue Gebäude Raum für 3 Millionen Bände (gegen jetzt 1 Million) haben und außerdem, was doch unbedingt nöthig ist, mit geräumigen Lesesälen, angemessenen Geschäftsräumen 2c. versehen werden und wenn zugleich die weitere Entwicklungsfähigkeit bis zu einem gewissen Grad gesichert werden soll, so wird der erforderliche Bauplatz nach sachverständiger Schätzung auf rund 15,000 qm zu bemessen sein. Dafür bietet das sogenannte Akademieviertel hinreichenden Raum; aber auf dieses erheben auch die Akademien der Wissenschaften und der Künste, sowie die Universität Ansprüche, und ob im Zentrum der Stadt noch ein anderer Platz von der angegebenen Größe unter annehmbaren Bedingungen zu haben sein wird, erscheint zweifelhaft. Bei dem erheblich größeren allgemeinen Interesse, welches das Verbleiben der kgl. Bibliothek inmitten der Stadt hat, wäre es sehr erwünscht, wenn die in Frage kommenden akademischen Institute zugunsten der Bibliothek zurücktreten möchten, zumal die Akademien bei ihrem geringen Raum- und Ausdehnungsbedürfniß viel leichter in der Nähe untergebracht werden könnten.

* **Münster i. W.** Für die Generalversammlung der Geschichtsvereine in Münster liegt jetzt eine Mittheilung des Vorstandes vor, wonach die Tagung vom 2. bis 5. Oktober zugleich eine Erinnerung an den westfälischen Frieden bilden soll. Im Friedenssaal des Rathhauses werden deßhalb Urkunden, Abbildungen und Gedenkzeichen jeder Art vom Jahre 1648 ausgestellt werden, während zur Erläuterung Prof. Finke über den westfälischen Frieden einen Vortrag hält. Prof. Jostes spricht über den Heliand, Archivrath Dr. Philippi über „Münsters Vergangenheit in Kunst und Geschichte". In den Abtheilungen behandeln Dr. Piper (München), der Verfasser des Werks über die deutschen Burgen, die Entwicklung der Mauertechnik in Deutschland, Dr. Tille (Bonn) die Inventarisation kleinerer Archive, Dr. Bailleu (Berlin) neue Forschungen über die Rosenkreuzer, Prof. Thudichum (Tübingen) die Fortführung der historisch-statistischen Grundkarten in Deutschland. In einer gemeinsamen Sitzung aller Abtheilungen wird Architekt P. Wallé (Berlin) eine Uebersicht der gegenwärtig in der Wiederherstellung befindlichen Monumente, Schlösser und Denkmäler geben, wozu mehrere der neuesten Entwürfe und Aufnahmen vorgelegt werden. Den Abschluß des Kongresses bildet am 5. Oktober ein Ausflug nach Osnabrück zur Besichtigung der dortigen Denkmäler. Die Leitung aller Geschäfte hat zur Zeit Archivrath Dr. Bailleu (Berlin) in Händen.

* Aus **Bonn** wird der „Nat. Ztg." geschrieben: Der hiesige Professor Dr. Jacobi, Vertreter der Sanskritphilologie, hat sich entschlossen, den jüngst erhaltenen Ruf nach Wien als Ersatz des verstorbenen Professor Bühlers abzulehnen.

* **Athen.** Der Kultusminister hat einen Gesetzesvorschlag ausarbeiten lassen, durch den eine eigene Alterthümergendarmerie geschaffen werden soll, der die Bewachung der Alterthümer überall, auch wo noch nicht gegraben ist, obliegt. In dieses Korps sollen nur Leute aufgenommen werden, die eine gewisse Bildung haben, also verstehen, was ihrer Hut anvertraut ist.

* **Kairo.** Die Khedivische Gesellschaft für Erdkunde hat in einem Flügel des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten zu Kairo eine Menge von Sammlungsgegenständen, die für die Völkerkunde Aegyptens von Interesse sind, zu einer Ausstellung vereinigt, die demnächst eröffnet werden wird. In Anerkennung der Förderung, welche die unter Ismail Paschas Regierung im Anfang der 70er Jahre gestiftete Gesellschaft der deutschen Wissenschaft verdankt (Professor G. Schweinfurth war ihr erster Vorsitzender, von anderen Mitgliedern seien die Deutsch-Oesterreicher P. Ohrwalder und Slatin Pascha, sowie der kürzlich zum Ehrenmitglied ernannte Frhr. Max v. Oppenheim erwähnt), hat man die Frage angeregt, mit der Eröffnung zu warten, bis sie in Gegenwart des Deutschen Kaisers mit besonderer Feierlichkeit geschehen könne.

Jahrgang 1898. München, Montag, 22. August. Nummer 187.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Dorfgeschichte.

I.

M. M. Die freundliche Aufnahme, welche die bescheidene Dorfmuse gefunden, als sie ihre Gaben an dieser Stelle (in den Nummern 205, 206 und 207 des vorigen Jahres) niedergelegt und in jenen Spalten die anspruchslose Dorfgeschichte ihre Wanderung durch die deutschen Gauen angetreten hatte, hat den Verfasser ermuthigt, aus allerlei Feld- und Waldblumen, wie sie einst das Dorf umwebten, einen Kranz zu winden, der das bereits gegebene große Kulturbild wie ein bildergeschmückter Rahmen umranken möge. Viele dieser Blumen sind verwelkt, manches Bild verwischt, undeutlich geworden, verschwunden. Doch gerade deßwegen sei es gestattet, das Dorf zu malen, wie es noch vor 50 Jahren ausgesehen. Wir blicken in Haus und Hof der Bewohner des alten Dorfes, untersuchen, in welchen Gedankenkreisen sich das seelische Leben der älteren Dorfinsassen bewegte, wie kindlicher Aberglaube so oft die Gemüther beherrschte, ja, wie dieser Aberglaube noch bis in unser aufgeklärtes Zeitalter ragt und mit den Resultaten der modernen Wissenschaft oft schwer in Einklang zu bringen ist, wir begleiten einen solchen alten Normalbewohner des Dorfes auf seiner Wanderung durchs irdische Leben, von der Wiege bis zum Sarge. Wir schreiben also das Jahr 1797. Da wird in einem der aus dem festen Stammholze des benachbarten Gemeindewaldes gefügten Hause ein Kind geboren, ein Zeitgenosse vom alten Kaiser Wilhelm, längst heimgegangen wie dieser. Es ist ein echtes Bauernkind, denn selten sind noch im Dorfe Schiffleute und Steinbrecher zu finden. Man beeilt sich, es noch vor dem neunten Tage nach der Geburt taufen zu lassen, denn es könnte doch einmal vorkommen, daß das ungetaufte Kind einen Augenblick allein in der Stube ist, vielleicht, weil die rüstige Mutter bereits wenige Tage nach der Geburt in den Garten oder nach Wasser gegangen ist. Das Alleinsein des ungetauften Kindes darf aber nicht vorkommen, denn in einem unbewachten Augenblick kann das Kind durch höhere Mächte vertauscht und ein sogenannter „Wechselbalg“ an Stelle des richtigen Kindes gelegt werden. Doch weiß man sich auch hierin zu helfen. Ein Gesangbuch im Kinderkorbe bannt die gefürchtete Wirksamkeit neidischer Geister. Aber auch vor dem sogenannten „Beschreien“ ist das Kindchen wohl zu hüten. Man gibt ihm unmittelbar nach der Geburt rothe Armbändchen, die ganz bestimmt gegen das Beschreien helfen sollen, ja man hatte bei wirklich erfolgter Beschreiung, d. h. Erkrankung des Kindes, auch Heilmittel zur Hand und machte da verschiedene Manöver mit einer Haspel Garn und mit sogenannten „Hängeschlingen“. Die Ankunft des kleinen Weltbürgers war für das Gesinde nicht ohne materielle Bedeutung. Der Kleinmagd, die in Zukunft in der Hauptsache den kleinen Schreihals zu warten hat, hat der Storch, dieses auf die Vermehrung der Menschheit allzusehr bedachte Thier, etwas mitgebracht, ein Kopftuch, eine Schürze, vielleicht sogar Stoff zu einem wollenen Rock.

Ein wichtiges Ereigniß ist nun die Taufe. Die nächsten Verwandten sind es, die man zuerst bedenkt, wenn es sich darum handelt, Pathen zu suchen. Erst dann, wenn die Zahl der Anverwandten zu gering wird, eine unbedingte Folge zu großen Kindersegens, können sich „fremde Leute“ auf das Erscheinen der Kinderfrau, d. h. der Hebamme, die die Gevatterbriefe austrägt, welche der Schulmeister geschrieben hat, gefaßt machen. Kurzum, sie erscheint. Bei wem, ist uns gleich. Aber die Empfängerin weiß die Ehre zu würdigen und kocht, der Dorfetikette gemäß, sofort der Frau Päppelmutter einen Kaffee. Nun heißt's also „Pathe stehen“. Die Pathen ziehen gern etwas neues an, damit ihrem kleinen Pathchen in Zukunft die Sachen recht gut stehen möchten. Ja, die Pathen beschenken sich gelegentlich des frohen Festes gegenseitig mit Westen, Tüchern u. s. w., die sie zu Ehren des Täuflings bei der Taufe tragen. Die jüngste Pathe hält das Kind beim Taufakt und hat außerdem die stillschweigende Verpflichtung übernommen, dem Pathchen beim Eintritt in die Schule das Lesebuch zu kaufen, damit es gut lerne. Bei der Rückkehr aus der Kirche haben sich die Pathen vor ausgespannten Bindfäden zu hüten. Sobald der Weg auf irgend welche Weise gesperrt ist, haben die Pathen den den Weg Sperrenden, gewöhnlich sind es Kinder, einen kleinen Obolus zu entrichten. Das ist der „Pathengroschen“. Der macht den Weg wieder frei. Auch steht mit dem „Pathenstehen“ noch eins im Zusammenhange, das ist der „Lachkaffee“. Die Pathen, sie seien männlichen oder weiblichen Geschlechts, werden seitens ihrer Freunde und Bekannten moralisch genöthigt, einen Kaffee zu geben, den man „Lachkaffee“ nennt, weil es dabei oft ungewöhnlich heiter zugeht. Hat der Kindtaufvater gelegentlich der Tauffeierlichkeit zur Bewirthung seiner werthen Gäste Kuchen gebacken, so wird der erste Kuchen, der aus dem Ofen kommt, ins Haus geworfen und den anwesenden Kindern, die beim Kuchenbacken bekanntlich nie fehlen, zur sofortigen Verzehrung überlassen, damit das neugeborne Kind, namentlich wenn es ein Mädchen ist, später rechten „Abgang“ habe, d. h. sich bald und gut verheirathen möge. Wir begeben uns zu unserm Säugling zurück. Dieser muß sich nun verschiedene Manipulationen gefallen lassen, die alle zu seinem irdischen Heile dienen sollen, mitunter aber mit der Vernunft nicht recht im Zusammenhange zu stehen scheinen. Das Bestreichen des Zahnfleisches mit Forellenblut soll das Zahnen bedeutend erleichtern, ein Stückchen Brot, welches sich die besorgte Mutter von einem Bettelmann hat geben lassen, soll der Erlernung des Sprechens nur förderlich sein.

Eine besondere Wirkung aber verspricht man sich von dem „Tatschei“. Wenn die junge Frau mit ihrem Kindchen irgendwo den ersten Besuch macht nach glücklich überstandenem

Wochenbett, so beeilen sich die Besuchten, ein Ei herbeizuschaffen. Dieses Ei wird dem kleinen Besuch einigemale auf den Mund gedrückt und dann geschenkt, oder es wird schleunigst ein Eierkuchen davon gebacken, den Mutter und Kind auf der Stelle verzehren müssen. Dieses „Tatschei" befördert nach aller Vernünftigen Urtheil das Sprechenlernen ungemein. Endlich tritt der kleine Bube oder das kleine Mädchen in die Schule ein. Die Pathen beeilen sich, ihre Aufmerksamkeit durch Verabreichung von kleinen Geschenken an den Tag zu legen. Die jüngste Pathin sorgt, wie schon oben erwähnt, für die Ausbildung des Geistes durch Ueberreichung eines A-B-C-Buches, damit an seiner Hand das Kind eingeführt werde in die Hallen der Wissenschaft. Die andern Pathen sorgen mehr für das Materielle. Die Zuckerdüte wird noch oft ersetzt durch eine große Semmel in Gestalt eines Zopfes. Die Semmel erreicht bisweilen die Länge eines Sechspfundbrotes und ist natürlich geeignet, den lange vorhergesagten Eintritt unter die Botmäßigkeit des gestrengen Herrn Schulmonarchen und die damit verbundene innere Beklemmung in etwas zu beseitigen, wenigstens momentan. Was bringt nun der Austritt aus der Schule? Wieder sind es die Pathen, denen hierbei eine Rolle zufällt, die immer wieder spendender Natur ist. Die Pathen werden nämlich von dem Kinde, welches zum erstenmal zum Abendmahl geht, um Verzeihung gebeten. Doch erhält das herangewachsene Pathenkind nicht bloß die erwünschte Absolution, sondern oft etwas substantielleres, ein Gesangbuch, einen Ring, eine Brosche. Auch wird wohl hier und da schon schriftlich um Verzeihung gebeten. Es geschieht, damit die Pathen Einblick in die wissenschaftlichen, beziehentlich kalligraphischen Fähigkeiten ihres Pflegebefohlenen zu nehmen imstande sind. Zu einer Zeit, da Lesen, Schreiben und Rechnen noch nicht Allgemeingut der Nation waren, ist ein solcher Brief immerhin eine beachtenswerthe Leistung. Mit der Konfirmation schließt die ersprießliche Thätigkeit der Pathen. Doch bleibt eine immerwährende Beziehung zwischen Pathen und Pathchen. Wenn Letzteres Hochzeit macht, so vergißt es gewiß nicht, alle seine Pathen, soweit sie noch am Leben, einzuladen. Ja, wer über irdische Güter ohne Hinterlassung direkter Leibeserben zu verfügen hat, gedenkt nicht ungern in seinem letzten Willen seiner Pathenkinder.

Was pflegten nun die meisten der der Schule entwachsenen Kinder anzufangen? Bei dem ausgesprochenen landwirthschaftlichen Charakter jener Zeit, bei dem absoluten Mangel irgend welcher Industrie gab es für Knaben und Mädchen nur ein Mittel, ihr Fortkommen zu finden. Das war das „Vermiethen" zum Bauer. Das Vermiethen geht aber nicht vor sich ohne wunderliche Gebräuche. Am Donnerstag pflegt kein Mädchen einzuziehen, weil Herrschaft und Magd von vornherein überzeugt sind, daß da während des Dienstes viel „zerschmissen" würde, was von Erde, Thon und Glas in der Wirthschaft zu finden sei. Auch Sonnabend und Mittwoch sind keine zum Einziehen geeignete Tage, weil es überhaupt keine „Tage" sind, wie schon der Name sagt. Auch wird sorgsam untersucht, ob die Sonne im Sternbild des Widders steht. Wird trotzdem eingezogen, so kann man überzeugt sein, daß alles „zuwider" geht. Gemiethet werden Knechte und Mägde auf 1 Jahr. Oft wird bis zur Verheirathung bei demselben Bauer gedient. Das Mädchen fängt mit 6 Thaler Lohn pro Jahr an und gelangt durch die Stufenleiter von der Klein-, durch die Mittel- bis zur Großmagd bis zu dem vielbeneideten Lohn von 14 Thaler. Und doch war es die einzige Möglichkeit zu einem gesicherten Verdienste. Beim männlichen Geschlechte steigen die Löhne in jener Zeit von dem Salair eines Ochsenjungen im Betrage von 8 Thaler bis zum Großknechtslohn von 20 Thaler. Aehnliche Löhne zahlen die wenigen Handwerker des Dorfes ihren Gesellen. Es gibt für die Woche 1 M. 50 Pf. und das Essen. Der ortsübliche Tagelohn beträgt etwa 80 Pf. Steinbrecher, Maurer und Zimmerleute stehen sich schon auf „8 gute Groschen" = 1 M., wenigstens im Sommer. Arbeitsfrauen, also Waschfrauen, Arbeiterinnen in der Ernte, Frauen zum Dreschen u. s. w. bekommen für den Arbeitstag 3 Groschen und das Essen. Alte Frauen, zu schwerer Arbeit untauglich geworden, werden zum Federschleißen und Kinderwarten engagirt und bekommen für den Tag 6 Pf. und das Essen. Außerordentliche Zuwendungen und Genüsse, Jahrmarkts- und Weihnachtsgeschenke sind noch sehr mäßiger Natur. Der Knecht muß schon sehr gut einstehen, wenn er zu Weihnachten als Extrabelohnung ein Paar Fausthandschuhe erhält, die Magd bekommt eine blaue Schürze oder ein Paar Strümpfe, Jedes aber noch einen Stollen oder zwei Kuchen, aber nur von Schalmehl. Mit dem Kleingesinde werden noch weniger Umstände gemacht. Da gibt es etliche Aepfel, zuweilen noch einige Nüsse und wenn es ganz nobel hergeht, so gibt es auch noch einen Pfefferkuchen für 6 Pf. Und doch wird während der oft langen Dienstzeit bei kargem Lohne, aber geringen Ansprüchen an das Leben oft fleißig gespart. Die kräftige Bauernkost und die kleinen Ersparnisse bilden die solide Grundlage, auf der das spätere Leben, vor allem der Ehestand, sich aufbaut.

Es darf uns nicht wundern, wenn die aufblühenden Jungfrauen des Dorfes seitens der „Freileeren", wie man zu sagen pflegt, d. h. der unverheiratheten Burschen, die gebührende Beachtung finden. Man besucht das Ideal seiner Wünsche, riskirt aber bei einer Ausdehnung des Besuches über die Grenze des Anstands, d. h. bis über 10 Uhr abends hinaus, Bekanntschaft mit einem anderweitigen alten Gebrauch zu machen, nämlich mit dem sogenannten „Freierhaschen". Es bleibt doch nicht unentdeckt, ob der oder jener Bursche auf Liebespfaden wandelt, oder ob die und jene „Käthe" zuweilen einem jungen „Kerl" etwas mehr Aufmerksamkeit schenkt als Anderen. Kurzum, man ist auf der Lauer. Hat er nach 10 Uhr das Haus seiner Angebeteten nicht verlassen, so wird das Haus sorgsam umstellt und Einlaß begehrt. Nun wird alles ausgesucht, bis man den Gewünschten glücklich in irgend einem Versteck findet. Hat man ihn, so ist er genöthigt, etwas zu „thun". Er gibt denen, die ihn abgehascht haben, einen sogenannten „Freierkaffee", welcher auch in einer Tonne Bier bestehen kann. Die gegenseitige Liebe führt endlich zur Heirath. Es findet die Trauung statt. Die Braut vergißt gewiß nicht, sich einen Thaler oder ein kleineres Geldstück in die Schuhe zu schieben, bevor sie den Gang zur Kirche antritt. Es wird ihr da nie im Ehestand an Geld fehlen. Der Bräutigam darf sich nicht umsehen, wenn es nach der Kirche geht, sonst sieht er sich bereits nach einer Anderen um und seine jetzige Braut muß bald sterben. Der Gang oder die Fahrt zur Kirche wird gewiß von den Jugendgenossen durch Schießen aus Böllern, alten Flinten, Platzbüchsen rc. verherrlicht. Schimmel dürfen nicht vor den Brautwagen gespannt werden, auch nicht zweierlei Pferde, sonst geht's im Ehestand rückwärts. In den Brautkranz soll es regnen oder schneien, dann wird die Braut reich, wenn sie es nicht schon ist. Die Trauung selbst findet, wenn sie bei allen klugen und erfahrenen Frauen im Dorfe ihren Beifall finden soll, zum Vollmonde oder im zunehmenden Monde statt, nie aber im abnehmenden. Das bedeutet nie etwas gutes. Auch das Krebszeichen im Kalender am Tage der Trauung würde als unheilvoller Umstand angesehen werden. Man sieht, daß unter dem Landvolk jener Zeit die Astrologie, der feste Glaube an freundliche und unfreundliche Einflüsse der Gestirne auf die mannichfachen bunten Schicksale der Menschenkinder ziemlich feste Wurzeln geschlagen hatte und daß die Volks-

thümlichkeit der Falb'schen Wetterprognosen unsrer Tage mit obiger Thatsache in einigen Zusammenhang gebracht werden kann.

Wie nun heutigestags noch Trauung und Einzug, Hochzeit und Ausstattung Begriffe sind, die sich schwer trennen lassen, so auch damals. Belauschen wir den Einzug der jungen Frau, der nur Sonntags stattfinden darf. Heirathete ein Bauernmädchen, so ging es gewöhnlich unter drei Fudern an Hausrath nicht ab. Auf dem ersten Wagen stand nach altem Herkommen ein doppelter Kleiderschrank, wie er jetzt noch auf den Vorsälen in unsern städtischen Wohnungen zu finden ist, wenn ein Theil der Ausstattung ursprünglich vom Lande stammt, denn ein solcher Schrank reicht bequem für mindestens drei Generationen, eine Kommode, ein Tisch, sechs Stück Holzstühle, natürlich nur von Brettern, ohne Polster, ohne Rohr, eine Art Kanapee, ein Mittelding zwischen Ofenbank und Matratze, eine große, doppelschläfrige Bettstelle, später zwei kleinere Bettstellen, eine Backdeese, ein Buttersaß, eine Quarkquetsche, ein Rahmlöffel ꝛc. Ganz vorn paradirte ein Spinnrad mit dem Flachsrocken, umwunden von einem rothseidenen Rockenband. Auf der Höhe des Wagens lagen die Betten, eingebunden in große weiße Betttücher, aber womöglich alle verschieden überzogen, um der immerhin etwas neugierigen Frauenwelt zu zeigen, wieviel Mal überzuziehen die junge Frau vermochte. Mitten in den Betten lag ein ganzes hausbackenes Brot, damit es in der neugegründeten Wirthschaft nie am täglichen Brot gebreche. Rothseidene Bänder trugen außerdem die Pferde am Kopfe und am Schwanze, und selbst an der Peitsche des Fuhrmanns prangte das rothseidene Band. Auf dem zweiten Fuder lagen kleinere Wirthschaftsgegenstände. Da sah man Ofengabeln und Ofenkrücken, aber nicht in solchen bescheidenen Dimensionen, wie sie jetzt zu sehen, sondern solche von respektabler Länge, nur aus Holz, 3—4 Ellen lang, um in die alten, großen Oefen auch hinterlangen zu können, man sah Brot- und Kuchenschüsseln, Backfäßchen, Waschfässer, überhaupt viel Böttchergefäße, Spankörbe und Waschkreuze, auf welche das Waschfaß gestellt wurde, man erblickte etliche kleine und große Truhen oder Laden, vollgefüllt bis an den Rand mit Leinwand und Wäsche und dementsprechend von ungeheuerem Gewicht. In den letzten 10 Jahren sind ähnliche Truhen in den feinsten Familien des deutschen Landes Mode geworden und manche Originaltruhe ist aus der Rumpelkammer wieder ans Tageslicht gezogen worden und die Urenkelin macht mit demselben Hausgeräth Staat, mit dem einst die Urgroßmutter in die Wirthschaft einzog. Die fertige Wäsche bestand in der Hauptsache aus reinen Leinwandhemden, Ueberzügen, Handtüchern, in gedruckten Röcken und Schürzen, in Kopf- und Halstüchern, in so und so vielen Paaren weißer und blauer baumwollener Strümpfe und, was ganz feine Wäsche anbetrifft, in etlichen Badehauben, wie man sie auch vor 30 Jahren allenthalben bei älteren Frauen auf dem Lande sehen konnte, die aber alle jetzt zu verschwinden drohen und dem „modischen Kopfputz" Platz machen. Auf dem zweiten Fuder fanden auch ihren offiziellen Platz die Erzeugnisse des Dorfschusters, Schuhe und Pantoffeln, darunter ziemlich große Holzpantoffeln, 2 bis 3 Brechen, gebrechter Flachs, Mistgabeln, Grabscheite, Kartoffel- und Kipphacken und sehr primitive Leuchter zum Spänebrennen, sogenannte „Gahnaffen". Talglichter gehörten noch zum großen Komfort und wurden nur bei größeren Familienfestlichkeiten verwendet, während sie in der Schenke beim Kartenspiel bereits unumgänglich nöthig geworden waren. Petroleum kannte man noch gar nicht, Rüböllampen waren nur sehr selten anzutreffen. In der Behausung brannte man fast ausschließlich Späne aus Kien, die man von den großen Schleißkiefern gewann, deren die Ablösung der Jahre 1835 und 1847 gedachte. Noch vor wenig Jahren brannte die alte Buschmüllern im Kirnitzschthale ihre Kienspäne im Stalle, obgleich es ihr der Gendarm wiederholt untersagt hatte. Prangte oben auf dem zweiten Fuder auch ein Kinderkorb, so dachte sich Niemand etwas unrechtes dabei. Fielen doch selten Hochzeit und Einzug zusammen. Dazwischen lagen oft Monate, selbst Jahre, wenn sich die Eltern des Bräutigams beispielsweise noch nicht auf den Auszug gesetzt hatten, wenn ein passender Kauf noch nicht hatte bewerkstelligt werden können. Es konnte der Fall eintreten, daß der Kinderkorb schon wiederholt im Gebrauch gewesen war. Das dritte Fuder aber war nach alter Vorschrift mit lauter ungebrechtem Flachs beladen und daran erkannte man eigentlich das wohlhabende Bauernmädel. Unmittelbar hinter dem ersten Fuder gingen nun etwa 15 bis 20 Weiber und Mädchen mit hochbepackten Körben her, die sogenannten „Korbweiber".

In ihren Körben waren untergebracht allerlei kleinere, zerbrechliche Waaren, wie sie in der Wirthschaft vonnöthen sind. Die eine trug Spiegel und Glassachen. Man denke dabei nicht an Pfeilerspiegel und Krystallgläser, obwohl allerlei Gläser der im benachbarten Böhmen schon längst heimischen Glasindustrie wegen ziemlich stark vertreten waren. Die Trinkgläser waren groß und bunt und hatten Zinndeckel, auch waren sie mit passenden Reimen versehen. Man kann sie in den Landesmuseen gewöhnlich in größerer Anzahl bemerken. Eine große Rolle spielten noch die Zinngefäße. Aus Zinn waren die Schüsseln, die Teller, die Salznäpfchen, selbst die Nachtgeschirre. Dauerhafte Waare! Auch für die Zukunft berechnet. Und wie lang blieb auf dem Zinnteller das Mittagessen warm! Eine andere trug Töpfe und Bratpfannen, wie sie heute noch auf jedem Jahrmarkt von den Lausitzer Töpfern feilgeboten werden. Milchplätschen und Butternäpfchen durften bei der zukünftigen Bauersfrau auch nicht fehlen. Die Stelle der Kaffeekanne vertrat noch oft der Kaffeekrug, und die Kaffeetassen waren noch klein, mehr Schalen als Tassen, oft mit Rosen bemalt, die man aber selbst dann noch sehen konnte, wenn die Tasse mit Kaffee gefüllt war. Die Kaffeemühle und Kaffeeseigetücher, also noch keine Kaffeesäcke, vervollständigten den Kaffeebereitungsapparat. Im Korbe einer dritten Frau gewahrte man Messer, Gabel und Löffel, Treibehölzer und Deckscharren, Reibeisen und Gurkenhobel, Salz- und Zuckerbüchsen. Alles konnte man in den Körben der sogenannten Korbweiber gewahren. Soweit der Urväter Hausrath. Meist waren nun unter den korbbepackten Begleiterinnen des feierlichen Einzugs junge, unverheirathete Mädchen, zwischen denen und den jungen Burschen, die dem Einzug beiwohnten, sich noch folgendes zutrug. War der Zug, der natürlich das ganze Dorf allarmirte, denn es wurde geschossen, was Zeug hielt und jede suchte männiglich ihre Neugierde durch eingehende Betrachtung des Heirathsguts zu befriedigen, im Hof des jungen Ehemanns angelangt, so regten sich natürlich sofort alle Hände, um einzuräumen. Das erste aber, was aufgeschlagen wurde, war, alten Herkommens gemäß, das Ehebett. Doch kaum war es einigermaßen haltbar, so begann eine Art Schleifenraub, hier, bei dem alten urwüchsigen Germanenvolke ein Strumpfbänderraub. Die erste, die ihre Strumpfbänder hergeben mußte, war die Braut. Dann fielen aber alle jungen Burschen über die Mädchen her und trotz alles Geschreis und Gequieks mußten die Mädchen ihre bunten, meist seidenen Strumpfbänder den Siegern überlassen. Diese steckten das Eroberte vorn ins Knopfloch und wer die meisten Bänder in seinem Knopfloch aufweisen konnte, der wurde von den anderen Burschen beneidet und von den Mäten hochgeehrt. Manche Neckerei mußte sich der Bräutigam gefallen lassen.

War aber halbwegs Ordnung geschaffen und eingeräumt, so ging es ans Essen, an das altherkömmliche Einzugsessen. Den Anfang machte gewöhnlich eine Biersuppe mit kleinen Rosinen, dann folgte Rindfleisch mit Reis und großen Rosinen, den Schluß machte Butter, Brot und Käse. Getrunken wurde dazu eine ganze oder eine halbe Tonne Bier. War das Diner, meist war es der vorgerückten Tageszeit wegen zum Souper geworden, vorbei, so traten die anwesenden Musikanten, vier oder fünf an der Zahl, in Thätigkeit und bliesen die ganze Gesellschaft „ins Gericht“, in den Gasthof zum Erbgericht würde man heute sagen. Da wurde dann getanzt, was Zeug hielt, nicht so zahm und zimperlich wie heute, noch in altfränkischer oberbayerischer Weise. Die Burschen zogen die Pekeschen aus, auch die Weibsvölker machten es sich leicht und legten ab, was nicht ganz nöthig war. Da wurde getanzt im Zweitritt, daß sich die Balken senkten und die Stube abgesteift werden mußte, wenn sie nicht zu ebener Erde lag, ein Dreher, ein Winker, Hinter Richters Schuppen u. s. w. Oft wurde dazu gesungen, nicht immer der decenteste Text. Schottisch kam erst auf, Polka, Tiroler, Rheinländer und Walzer waren dem Namen nach unbekannt. Der Begriff „Tanzstunde“ existirte noch nicht. Man tanzte aber mit Hingebung und Ausdauer. Wenn auch vor Hitze alles anklebte, in den niedrigen Balllokalitäten kein Wunder, wenn auch das Hamannhemd der Burschen, bereits eine Art Vorhemdchen, den Burschen fest auf der Haut saß, es wurde weiter getanzt. Die Handschuhe wurden noch Niemand lästig, und ging es in den Schuhen nicht mehr, so wurde auf den Strümpfen getanzt. In Hemdsärmeln zu tanzen war nicht unerhört. Es war ein Bild zum Malen; man sang und johlte, sprang und schwenkte bis draußen der Tag graute. Dann endlich dachte man an den Rückzug. Die Musikanten traten vor, und alle ohne Ausnahme zogen wieder zum jungen Wirth. Nicht lange dauerte es, so saß die ganze Hochzeitsgesellschaft, richtiger Einzugsgesellschaft, hinter Kaffee und Kuchen und entwickelte hiebei dieselbe Ausdauer wie beim Tanzen. Wenn man nun meint, daß sich die fröhliche Gesellschaft alsdann in Wohlgefallen aufgelöst hätte, so könnte man sich arg täuschen. Nun wurde gespielt, Karten gespielt. Die alten Laster der Deutschen, Trunk und Spiel, waren auch unsern alten Dorfinsassen nicht ganz unbekannt. Es wurde an etlichen Tischen getippt, man spielte Preverenz oder Schafkopf, auch Bierpsötel und Wenzelhaschen. Selbstredend besaßen nicht alle die historische Zähigkeit, die Nacht durch zu tanzen und dann zu spielen. Manche waren marode geworden. Der Eine legte sich auf die Ofenbank, Etliche krochen in die Hölle, jenen behaglichen Raum zwischen dem großen Ofen und der Wand. Kam nun der liebe Mittag heran, so borgte man in der Nachbarschaft die Tische zusammen, damit in Gemeinschaft gegessen werden konnte. Dann wurden die Spielchen fortgesetzt, oder es wurde sonst allerlei Allotria getrieben, und kaum fing es an zu dunkeln, so ging es wieder ins Gericht, woselbst nochmals fleißig zum Tanz aufgespielt wurde. Endlich wurden auch die Ausdauerndsten mürbe, und man trachtete nun zur „Heimfuhre“. Manche straften den jungen Wirth noch mit einer Tasse Kaffee, die meisten aber zogen es vor, sich paarweise zu drücken. Es fand jede Käle ihren Burschen und sie würde sich auch höchst unglücklich gefühlt haben, wenn sich nicht einer ihrer erbarmt hätte. Der Rest ist Schweigen. So wurde in einfach patriarchalischer Weise das große Problem der Gegenwart, die Frauenfrage, gelöst und selten blieb ein Mädchen unversorgt, auch das ärmste nicht. Und so ging es bei einem halbwegs anständigen Einzug her. War das Mädchen kein Bauernmädchen, sondern nur die Tochter eines Häuslers, so war gewöhnlich, wie dies heute noch zu sehen, der ganze Hausrath auf einem Fuder untergebracht. Die Hauptsachen waren immer: ein Gebett Betten, ein Kinderkorb mit Betten, eine Kommode, ein Kleiderschrank, eine Wäschtruhe, ein Wasch- und Backfaß u. dgl. mehr.

Was also das Mobiliar anbetraf, so war das am Anfang dieses Jahrhunderts noch sehr bescheiden. Trotzdem machten die Stuben einen ganz wohnlichen Eindruck, weil sie fast ganz aus Holz bestanden. Und wenn in unserm modernen praktischen Zeitalter fast kein Herrenzimmer, kein Speisezimmer, kein feineres Restaurant mehr ohne Wandverkleidung denkbar ist, so ist dies nur geschehen, um die Wohnlichkeit der betreffenden Räume zu erhöhen. In den alten Dorfstuben war zum Sitzen und Liegen genug Raum vorhanden, denn rings herum liefen Holzbänke, die oft in die Höhe geklappt werden konnten. Auch die schwarze Decke war aus Holz. Alles konnte abgescheuert werden, selbst die Wände und die Decke, was der allgemeinen Reinlichkeit wegen nur zweckmäßig war. Auch war der Aufenthalt in den alten, leider recht selten gewordenen Holzstuben recht gesund, jedenfalls gesünder als das Hocken zwischen den feuchten Sandsteinwänden der massiven Häuser einer späteren Zeit, ehe der gebrannte Ziegelstein seine jetzt dominirende Herrschaft antrat. Nicht zu den angenehmsten Arbeiten gehörte die Reinigung der Stubendecken. Zu Pfingsten und zur Kirmes wurden in der Regel die Decken abgekratzt und gewaschen, und mein Gewährsmann erzählte mir in elegischer Stimmung, daß es ihm noch jedesmal ins Genick fährt, wenn er an das Deckenwaschen zurückdenkt, eine fast ausschließlich der noch gelenkigen heranwachsenden Jugend zugedachte Beschäftigung. Zu Pfingsten mußte die Decke gewaschen werden des Kienrußes wegen, welcher sich den Winter über wegen des Brennens von Kienspänen angesetzt hatte. Zur Kirmes aber sah die Decke wiederum ziemlich unsauber aus, und zwar der vielen sogenannten „Fliegendrecker“ wegen. Also in beiden Fällen geschah das Abwaschen nicht ohne triftige Gründe. Einer gründlichen Reinigung entzogen sich jedoch die vier Querbalken, auf denen die Decke lag. Sie waren im Laufe der Jahrhunderte durch die aufsteigende Stubenwärme, und die ist heute noch in einer anständigen Bauernstube nicht gern unter 18° R, zerrissen und waren eine höchst willkommene Herberge für die sogenannten Russen (Blatta germanica), auch Schwaben genannt. Diese Mitbewohner des Hauses waren zu jener Zeit, da man Insektenpulver, Petroleum, Zacherlin 2c., also bewährte Desinfektionsmittel noch nicht kannte, eine allgewöhnliche Erscheinung, so daß man die Russen mit zu den Hausthieren rechnete. Es war nicht gerade sehr appetiterregend, wenn abends die Mutter Licht machte und die dampfende Kartoffel- oder Mehlsuppe auf den Tisch stellte und es fielen einige Exemplare dieser unnöthigen Tischgäste in die Suppe. Doch kam es öfter vor, als es gewünscht wurde. Gewöhnlich war nun aber an dem einen an der Wand hinlaufenden Balken ein Brett angeschlagen, auf dem die für den gewöhnlichen Gebrauch bestimmten Zinnteller, wohl auch die Bücher des Hauses, eine Bibel, ein Gesangbuch und ein Kalender ihren Ehrenplatz gefunden hatten. Gleich neben der Stubenthüre stand jedoch ein Topfbrett, welches so reichlich als möglich mit Tellern, Kaffeetassen, Schüsseln und Löffeln ausgestattet war. Die Löffel steckten am Topfbrett, wurden nicht immer abgewaschen, sondern auf natürliche Weise abgeleckt und wieder an ihren bestimmten Platz gesteckt, sobald man sie im Gebrauch gehabt, d. h. in die gemeinschaftliche Schüssel wacker hineingelangt hatte. Viel Auswaschen gab es selten. In der Ecke stand der Seeger, eine Wanduhr von größerer Dimension, unten mit einem großen Seegerkasten wohl versehen. Hing die Uhr, dann fehlte der Kasten, es bedeckte dann aber die Schnüre mit den großen Sandsteingewichten ein

breites Handtuch, eine Quahle. Einen größeren Raum beanspruchte in jeder dieser alten Wohnstuben der Ofen. Er stand wie eine kleine Festung auf der nach der Hausflur zugekehrten Seite der Stube. Er besaß selbstverständlich eine riesige kupferne Blase, einen Kacheltopf, in dem auch das zur Herstellung wärmenden Viehfutters benöthigte Wasser erwärmt wurde. Im oberen Thurm war eine größere Röhre, in der sich mit der Zeit die „ewige Kaffeekanne“ gewisses Heimathsrecht erwarb. Der Ofen war wenigstens 3 Ellen lang. Die Feuerung war außen. Mit der eingangs gedachten Ofengabel wurde das Brennholz hintergelegt, an Kohlenfeuerung dachte kaum noch Jemand, mit der Gabel wurden die Töpfe vor- und hintergeschoben. Oft waren es große Töpfe, denn man denke nur an die Versorgung des lieben Viehes. Mit der Gabel mußte alles gemacht werden, und es gehörte immerhin ein großes Geschick dazu, daß man die Töpfe glatt hinein und wieder heraus brachte und nicht ihren Inhalt auf die Herdfläche verschüttete, daß das Feuer verlosch. Das Entree zu einem derartigen Ofen war immer so groß, daß ein Kind bequem hineinkriechen konnte, um umgefallene Töpfe wieder aufrichten zu können. Daß ein solcher Ofen der wahre Holzmörder war, liegt auf der Hand. Doch der abnehmende Holzreichthum, der Verkauf des Gemeindewaldes an den Staat, zunehmende Schwierigkeiten in der Beschaffung des ehemals so wohlfeilen Brennmaterials führten zu einer verhältnißmäßig schnell vor sich gehenden Abnahme dieser Ungethüme von Oefen. Man baute zierlichere Oefen mit Kohlenfeuerung, und die alte häßliche Ofengabel wurde außer Dienst gestellt. Freilich verschwand damit auch jenes mollige Plätzchen hinter dem Ofen, die Hölle, $1\frac{1}{2}$—2 Ellen breit, ein Raum, den Alte, Kranke, Wöchnerinnen und Wochenkinder bevorzugten und Gesunde nicht verschmähten.

Oben umsäumte ein Holzgestell den Ofen, um die oft arg durchnäßte landwirthschaftliche Garderobe sämmtlicher Hausgenossen friedlich aufzunehmen und in getrocknetem Zustande wieder abzuliefern. Das war so in der Hauptsache das Inventar einer bäuerlichen Wohnstube vor 50 Jahren, eines mächtigen Tisches und einiger sehr harter und unbequemer Holzstühle nicht zu vergessen. An ein Sopha, an einen Nähtisch oder gar an eine Nähmaschine, an allerlei Bilder, an größere Spiegel, an Vorhänge, Teppiche und Decken, heutigestags selbst bei kleinen Leuten ganz selbstverständliche Dinge, dachte damals noch Niemand. Aber Platz war in einer solchen Stube, Platz für die halbe Dorfjugend. Fleißig besuchte man sich im Winter. Man spann gemeinschaftlich und nannte dies zu „Rocken gehen“. Auch unterschied man je nach der Zahl der Theilnehmerinnen große, mittlere und kleine Rockenstuben. Der Leuchter wurde in die Mitte gestellt und Holzspäne, die $1\frac{1}{2}$ Ellen lang sein und öfters abgerispelt und erneuert werden mußten, sorgten für die nothdürftige Beleuchtung des großen Raumes. Eine Röcknerin hatte immer vollauf mit der Beleuchtung zu thun. Rüböl zu brennen konnten sich nur die Wohlhabenderen im Dorfe gestatten. Wo nun die Mädchen waren, da pflegten sich auch die jungen Burschen einzustellen, und nicht selten waren sie die nicht ganz unwillkommenen Störenfriede bei der emsigen Arbeit des Spinnens. So verging oft unter heiterem Gespräch, unter Scherz und Spiel, unter der übermüthigen Laune der ausgelassenen Jugend der Abend, und erst zu später Stunde löste sich die Gesellschaft auf. Genossen wurde fast nichts, geraucht wurde von den Burschen dagegen viel, wenn auch nicht immer die besseren Sorten.

Ueberraschende Ergebnisse der Sinnbilderlehre.

Von Dr. Wilhelm Wendlandt.

Es gibt eine gewisse Richtung im modernen Geistesleben, die mit einer Art von Scheu, zuweilen Abscheu auf Männer blickt, die ihren höchsten Ruhm darin suchen, nicht in der Einzelforschung stehen zu bleiben, sondern auch in unsern Tagen des Fachgelehrtenthums ein Polyhistor im besten, eigentlichsten Sinne des Wortes zu sein. Die Form dieses Verhaltens der öffentlichen Meinung ist das Abnehmen der sogenannten Vielwisser, deren wir doch gerade in Zeiten der Vertheilung der Massen an Einzelwisser am dringendsten bedürfen. Nur wer den überlegenen Muth hat, allen diesen Vorurtheilen zum Trotz das scheinbar ganz Getrenntliegende zusammenzufassen, und somit der eigentlichen Aufgabe der Philosophie als einer Weltallsweisheit zu dienen, wird sich gegenüber so verkleinerten Auffassungen von der Aufgabe der menschlichen Forschung behaupten können.

Man spricht heute gern achselzuckend von Leibnitz, als einer Art Pfuscher, der sich auf allen Gebieten versucht habe, und weiß doch nicht, daß auf Leibnitz'schen Fundamenten die ganze moderne Forschung aufgewachsen ist, sowohl die philosophische, die kulturhistorische, die politische, die philologische, die meteorologische, die geographische, die geologische u. s. w. In einem einzelnen Kopf sammelten sich alle Strahlen zum Beginn der modernen Kulturperiode.

Heute stehen wir vielleicht vor dem Abschluß oder der Abrundung dieser von Leibnitz eingeleiteten Epoche der abendländischen Kultur, denn in allen weitblickenden Köpfen lebt die Sehnsucht nach dem Zusammenschluß alles Wissens in ein einziges Gefäß, aus dem aufs neue der Extrakt aller für das Menschengeschlecht so überraschenden Erfahrungen herausdestillirt würde, die Sehnsucht nach einer erschöpfenden Persönlichkeit, nach einem geistigen Monarchen, nach einer Kraftgröße, die gleichsam den Tonnenreif um die Fülle von Einzelheiten der neuen Kultur zu schlagen imstande wäre.

Aus dieser Sehnsucht heraus begrüßen wir instinktiv jeden Versuch zur Ueberwältigung dieser Unsumme des uns bedrückenden und belastenden Wissens mit jener Freude, die nur aus dem Gefühl der Befreiung entspringen kann.

Eine solche Wohlthat an der modernen Kulturerkenntniß hat kürzlich wieder ein Mann geliefert, von dem nur Wenige begreifen, daß er über seine mechanistische und maschinelle Fachgelehrtheit weit hinaus in alle Gebiete der Philosophie, Kunst und Literatur zu schauen vermag und einen bewunderungswürdigen Instinkt für die Bloßlegung des „gemeinsamen geistigen Bandes“ besitzt.

Man sagt nicht mit Unrecht, daß in unsern modernen Zeitschriften Perlen des Wissens und der Forschung vergraben liegen. Auch der Aufsatz, auf den wir zielen, ist am Ende des vorigen Jahres in „Westermanns illustrirten deutschen Monatsheften“ erschienen und betitelt sich: „Ueber Sinnbilder aus dem Formenschatz der bildenden Künste und ihre kulturgeschichtliche Bedeutung“ von Franz Reuleaux.

Der Verfasser hat in diesem Werk, das eine Fülle von Erklärungen bisher ganz unverstandener Sinnbilder darbietet, ohne es vielleicht zu beabsichtigen, den Beweis gebracht, daß die bildenden Künstler der Gegenwart, was die Sinnbilder anbelangt, den Boden unter den Füßen verloren haben. „Gedanken müssen den Inhalt eines Kunstwerks bilden; ohne sie kommt keins zustande!“ so lautet der Ausspruch Herman Grimm's, den Reuleaux sich zum Motto gewählt hat. Nach dem Studium seiner umfangreichen und mit vorzüglichen Illustrationen ausgestatteten Abhandlung ist man geneigt, den Ausspruch Grimms zu erweitern: daß ein Kunstwerk ohne Gedanken weder gewürdigt noch genossen werden könne. Mit Genugthuung

ist es daher zu begrüßen, daß es Reuleaux gelungen ist, an der technischen Hochschule zu Charlottenburg die Errichtung eines Lehrstuhls zur Erklärung der Sinnbilder, insbesondere der architektonischen, durchzusetzen. Auch dem preußischen Kultusminister ist nahegelegt worden, an der Universität Berlin einen solchen Lehrstuhl einzuschalten, weil die Erklärung der uns aus Jahrtausenden überkommenen Sinnbilder zugleich eine ungeahnte Befruchtung der Wissenschaft von der vergleichenden Mythologie, der Astronomie, der Kunstgeschichte, der Völkerkunde, der vergleichenden Sprachforschung und vielem anderen bietet. Bisher ist der Anregung Reuleaux' noch nicht Folge gegeben worden, es dürfte aber nur eine Frage der Zeit sein.

Aus der Fülle der Erklärungen, die Reuleaux in seiner Abhandlung meist zum erstenmal gegeben hat, verweisen wir zunächst auf ein heute allgemein gebrauchtes Sinnbild, das aber meist eine sinnlose Verwendung findet, weil seine eigentliche Bedeutung nicht ins Bewußtsein gekommen war. Es ist das Sinnbild des Löwen, der bekanntlich als Wasserspeier oder auch als Thürknopf gern angebracht wird. Reuleaux weist nach, daß dem Löwen von altersher zwei Eigenschaften parallel beigemessen werden. Im ersteren Falle galt sein Erscheinen im Nilthal als die Ankündigung der nahenden Hochfluth des Nils; wo in der Wüste Löwen sich aufhalten, ist entschieden auch Wasser. Es entstand daher die Vorstellung, daß der Löwe der Wasserbringer sei und hiernach wurde er zum Sinnbild für Vasen und Brunnen verwendet. Er ist aber auch der Wächter, und als solcher liegt er gleichsam vor dem Eingang des Hauses wie ein Pförtner.

In die graue Vorzeit hinein aber reicht die Erklärung von der merkwürdigen Figur, die vor dem Palaste des ägyptischen Königs Assur-Nasir-pal stand und im Assyrischen K'rub genannt wurde. Dieser K'rub zeigt die Tatzen eines Löwen und zugleich den Leib eines Stieres; er hat Flügel und einen menschlichen Kopf. Was sollte dies Unthier bedeuten? Reuleaux weist schlagend nach, daß es die Vereinigung von vier Sternbildern darstellt: Löwe, Stier, Wassermann und Skorpion, wofür das nahegelegene Sternbild des Adlers eingesetzt ist.

In diesen vier Sternbildern lagen die Tag- und Nachtgleichen, sowie die Winter- und Sommersonnenwenden. Sie werden vom Verfasser in ihrer körperlichen Vereinigung als ein Symbol für den ewigen Kreislauf der Dinge, gleichsam als ein Sinnbild der Ewigkeit selbst erklärt.

Aber was folgt nicht alles sonst noch! Erstens beweist Reuleaux, daß dieser assyrische K'rub fortentwickelt worden ist und in der griechischen Kunst als Gryphos, stilisirt mit dem Adlerschnabel, erschien. Mit ihm in einer Linie stehen der biblische Cherub und unser deutscher Greif. Ferner hat in neutestamentlichen Zeiten eine Auseinanderlegung der Figur und Vertheilung ihrer Bestandtheile an die vier Evangelisten stattgefunden. Das wichtigste Ergebniß aber ist, daß aus der Zusammensetzung des K'rub für die Astronomie der höchst merkwürdige Beweis hervorgeht, daß der Frühlingsanfang vor drei bis vier Jahrtausenden thatsächlich im Sternbild des Stiers lag, während er sich heute infolge der Nutation der Erde verschoben hat. Auch hiefür hat Reuleaux zum erstenmal eine astronomische Erkläung gegeben, deren Ergebniß die Erkenntniß ist, daß von „einem ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ künftig auch nicht mehr die Rede sein darf; denn der Pol stand vor 2000 Jahren v. Chr. nicht im sogenannten Polarstern, sondern im Drachen. Es läßt sich mathematisch berechnen, daß unser Pol sich zur Zeit aus dem Sternbild des kleinen Bären nach dem Sternbild des Zepheus zu bewegt, um nach rund 25,800 Jahren von jetzt ab wieder in seine heutige Stellung zurückzukehren. Alles das folgert aus dem assyrischen Sinnbild des K'rub!

Es führt aber zu noch weiteren, wunderbaren Aufschlüssen. In dem Gesicht des Ezechiel von Raffael finden wir dieselben Sinnbilder der vier Jahreszeiten verkörpert, die, wie gesagt, auch den vier Evangelisten zugetheilt worden sind. In den Wolken schweben ein Stier, ein Löwe, ein Adler und ein Engel, den man als christliche Umbildung des Wassermanns zu betrachten hat.

Die christliche Mythe bemächtigte sich der Sternbilder in derselben Weise, wie des Mithrasdienstes. Die Mythrassteine aus Hedderuheim und Neuenheim weisen beide eine vollständige Darstellung des Sternkreises auf. Stier, Löwe, Krebs und Wassermann erscheinen auch hier im Mittelpunkt. Der Verfasser hat die gleichartige Bildung der christlichen Mythe nicht näher ausgeführt, obwohl ihm nicht entgangen sein kann, daß die Legende von der Geburt Christi in einer Höhle, im Beisein von Ochse und Esel ebenfalls aus dem Kultus der Sternbilder hervorgewachsen ist.

Die Gründe, aus denen er die Konsequenzen für die bei uns staatlich geltende Religion nicht gezogen hat, sind praktischer Natur und müssen gebilligt werden: in einem wissenschaftlichen Werke würden sie zu ziehen sein, nicht aber in einer Zeitschrift, die den mannichfachsten Kreisen dient.

Auch die vielfach besprochene Darstellung der Ueberwindung des Stiers (Sternbild des Frühlings) durch den Löwen (Sternbild des Sommers) findet seine Erklärung in der fortschreitenden Jahreszeit des Sommers, der seinen Siegeslauf über den Frühling antritt. Vorzüglich erhalten ist eine derartige Darstellung an dem Palaste des Xerxes zu Persepolis.

Die Erklärung des K'rub zeigt aber, wie durch ein einziges Sinnbild der Blick über innere Anschauungen von Jahrtausenden gewonnen werden kann. Und doch ist sie nur ein Beispiel aus den vielen Stoffen, die Reuleaux berührt und für die er überraschende Erklärungen gefunden hat. Genannt seien noch die Säulen des Herkules, jene Pforten des Mittelmeers, woselbst die handeltreibenden Phönizier einen dem Herkules geweihten Tempel errichteten. Derartige Pforten finden sich außer in Gadez, dem heutigen Cadiz, noch in Syrien und Malta. Später wurden aus diesen beiden Säulen sinnbildliche Darstellungen für Handelszwecke. Wir finden sie wunderbarerweise noch heute auf den Pesetasstücken der spanischen Silbermünzen, und, wie schon Carus Sterne nachwies, in dem englischen Zeichen für ein Pfund Sterling (£), sowie in unserm Sinnbilde für das Gewicht Pfund (℔). Die verbindende Kette der Säulen hat sich in ein Band oder einen Bindestrich verwandelt; im letzteren Fall stehen die Säulen vertikal, im ersteren liegen sie horizontal.

Wir begegnen ferner einer zutreffenden Erklärung des sogenannten Hakenkreuzes, als wesentlich identisch mit dem Trinakrionzeichen in Palermo und den Spinnsteinen, die Schliemann an der Trojasstätte vielfach ausgegraben hat.

Reuleaux erklärt uns auch den Argus als den gestirnten Nachthimmel; er weiß den Zusammenhang zwischen Hermes und dem christlichen Teufel nach und hat an dem Fürstenportal des Stephansdomes zu Bamberg die Darstellung eines Teufels entdeckt, der an den Beinen die Hermesflügel trägt und sich, mit einer Fangkette bewaffnet, als Seelenführer erweist, ähnlich wie der Hermes in dem bekannten Bild „Der Pfad des Todes“, von Seeligmann; es wird zugleich verständlich, warum in einem mittelalterlichen Puppenspiel von Dr. Faust der Rabe Merkurs Vogel genannt wird.

Außer einer Deutung des Caduceus, des Schlangenstabs, sei noch erwähnt, daß Reuleaux sich auch mit der Erklärung des chinesisch-japanischen Thierkreises, der mit

der Ratte beginnt, eingehend befaßt hat und nachweist, daß in Goethe's Faust alte Bestandtheile eines alten indischen Zauberbuchs enthalten sind, nämlich die fünf Elemente der Inder, der Chinesen und Japaner: Erde, Wasser, Feuer, Metall, Holz. Die Inder bezeichnen die fünf Elemente als Erde, Feuer, Wasser, Luft und Aether, oft in dem Sinnbild Trisula dargestellt. Diese fünf Elemente stehen an den Spitzen oder Zacken des Pentagramms oder Drudenfußes geschrieben. Pantschada ist die Fünfheit der Elemente, aus denen alles Irdische besteht. Mit dieser Fünfheit hängt auch der Pansch = Punsch = Fünfertrank zusammen. Schiller hatte dem Punsch nur vier Theile zugestanden, dabei aber den wichtigen Thee vergessen.

Goethe läßt im Faust die Ratte die eine Spitze des Pentagramms durchfressen:

Doch dieser Schwelle Zauber zu zerspalten,
Bedarf ich eines Rattenzahns.

Die Ratte beherrscht im ostasiatischen Thierkreise die erste Hore nach Mitternacht, und gerade dieses Thier beschwört Mephistopheles um Mitternacht zu seiner Befreiung. Goethe hat somit, wahrscheinlich unbewußt, aus seinen Zauberbüchern das allerzutreffendste aus der uralten Geheimlehre des Ostens gewählt.

Reuleaux folgert aus seinen mannichfachen Darstellungen und Deutungen von Sinnbildern, daß in ihnen wie in alten Sagen, ein noch nicht gehobener Schatz ruht. Wir fühlen uns an seiner Hand durch die Jahrtausende geführt und sehen und verstehen alles bis in unsre allernächste Gegenwart.

Wir kommen mit ihm auch zu der weiteren Schlußfolgerung, daß die Entstehung von Sinnbildern auch heute noch unbemerkt vor sich geht, genau so wie beim Volkslied, bei der Legende und religiösen Mythenbildungen. Unsre Wappenkunde, die Münzkunde und Heraldik gehören zu dem Boden, auf dem neue Sinnbilder entstehen. Das Eisenbahnwesen hat sich ein Sinnbild im Flügelrade geschaffen. Die Elektrotechnik sucht zur Zeit nach einem solchen.

Aus allen diesen Erwägungen geht hervor, daß unsre Aufmerksamkeit den Sinnbildern bisher viel zu wenig zugewandt worden ist. Das Kunstgewerbe, die Architektonik, die Technik im allgemeinen, sollte neue Befruchtung aus ihnen ziehen, die höheren Schulen sollten eigene Lehrstühle dafür unterhalten und der Verfasser dieses herrlichen Aufsatzes über Sinnbilder sollte vor allen Dingen dafür Sorge tragen, daß die Grundlinien für die Sinnbilderlehre, vermittelst deren er uns den Schleier der Vergessenheit von entschwundenen Jahrtausenden lüftet, nicht in einer, sich an einen kleineren Leserkreis wendenden Zeitschrift verborgen bleibe, sondern durch eine Buchausgabe mit all den beigefügten, vorzüglichen Illustrationen der ganzen gebildeten Welt zum Staunen und Verstehen zugänglich gemacht werde.

Mittheilungen und Nachrichten.

-b- **Haag**, 18. Aug. Institut de droit international. In wenigen Tagen vollendet das Institut für internationales Recht das erste Vierteljahrhundert seines Bestehens. Es war ihm deßhalb besonders erwünscht, für die diesjährige Sitzung und die Feier seines Jubiläums eine höchst ehrenvolle Einladung in die Hauptstadt des Vaterlandes von Hugo Grotius zu erhalten. Heute Nachmittag fand in dem auch für die Berathungen zur Verfügung gestellten Sitzungssaal der Ersten Kammer der Generalstaaten unter dem Vorsitz Sr. Exzellenz des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Hrn. v. Beaufort, die feierliche Eröffnungssitzung statt, welcher auch die übrigen Minister, das diplomatische Korps mit dem päpstlichen Internuntius als seinem Doyen, sowie die Spitzen der Behörden und der Gesellschaft des Haag beiwohnten. Staatsminister v. Beaufort begrüßte das Institut namens der Staatsregierung und brachte deren Glückwünsche zur Jubiläumsfeier zum Ausdruck, nicht minder auch deren Freude darüber, daß die bevorstehenden Krönungsfeierlichkeiten ein so würdiges Vorspiel erhielten. Namens des Instituts dankte dessen Präsident, indem er zugleich einen Ueberblick gab über die Vorgeschichte, die Entwicklung und die Erfolge des Instituts und darauf hinwies, wie dessen Entstehung eine naturnothwendige Konsequenz der politischen Zustände und der allmählichen Gestaltung des Völkerrechts und der Völkerrechtswissenschaft in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts gewesen sei. Hieran schloß sich seitens des ständigen Generalsekretärs eine Uebersicht über die Personalverhältnisse des Instituts von seiner Gründung bis zum heutigen Tag, verbunden mit einem pietätvollen Gedenken derjenigen Mitglieder, welche nicht mehr unter den Lebenden weilen. Endlich erstattete der Jahres-Generalsekretär statutengemäß Bericht über die Arbeiten und Resultate der Kommissionen während des verflossenen Jahres, über die schweren Verluste, welche das Institut durch den Tod mehrerer hervorragender Mitglieder erlitten hat, andrerseits aber auch über die Anerkennung und Auszeichnungen, welche dem Institut als Ganzem und einzelnen seiner Mitglieder zutheil geworden sind; Letzteres besonders dadurch, daß drei derselben dazu berufen worden sind, als Schiedsrichter in internationalen Streitfällen zu fungiren, so Friedrich v. Martens in dem bekannten Grenzstreit zwischen England und Venezuela, Alphons Rivier über Schadenersatzansprüche Englands gegen Rußland wegen der Beschlagnahme von canadischen Robbenjägerschiffen durch russische Kreuzer und Arthur Desjardins wegen der Ansprüche Englands anläßlich der Ausweisung eines seiner Unterthanen aus Belgien; leider war es Rivier nicht mehr vergönnt, diesen ehrenvollen Auftrag auszuführen, da er kurze Zeit nach dessen Empfang eines plötzlichen Todes starb.

Die am heutigen Vormittag vorgenommenen Wahlen hatten folgende Resultate: Zum Präsidenten wurde gewählt der kgl. niederländische Staatsrath Asser, einer der Gründer des Instituts und seines Organs, der „Revue de droit international et de législation comparée“, zu Vizepräsidenten ein weiterer Mitgründer des Instituts, Senator Pierantoni, Professor der Rechte in Rom, und v. Kapustine, Kurator der Universität St. Petersburg; diese drei Herren bilden zusammen mit dem ständigen Generalsekretär, Botschaftsrath und Professor Lehr (Lausanne), sowie dem Jahres-Generalsekretär, Staatsanwalt und Professor Harburger (München) dermalen das Bureau des Instituts. Zu Ehrenmitgliedern wurden ernannt die drei ältesten Mitglieder Féraud-Giraud, Senatspräsident a. D. am Kassationshof zu Paris, G. Moynier, Präsident des Rothen Kreuzes in Genf, und Westlake, Professor der Rechte in Cambridge. Zu ordentlichen Mitgliedern wurden befördert die Professoren der Rechte Buzzati (Pavia), Heimburger (Gießen), Weiß (Paris), Staatsminister a. D. Hagerup (Christiania) und Wesnitsch (Belgrad), sowie der Chefredakteur der obengenannten Revue, Eduard Rolin (Brüssel); als außerordentliche Mitglieder wurden gewählt Geh. Legationsrath Dr. Cahn im Auswärtigen Amt zu Berlin, Professor Corsi (Pisa), Staatsminister a. D. Gram (Christiania), Professor Geh. Oberregierungsrath Hübler (Berlin), Privatdozent Graf Rostworowski (Krakau), sowie die Professoren der Rechte Streit (Athen) und k. Regierungsrath Ullmann (München). Endlich wurde dem Mitgliede der Ersten Kammer der Generalstaaten, Rahusen, die Mitgliedschaft honoris causa verliehen. Von den sehr zahlreich erschienenen Mitgliedern mögen besonders genannt werden aus der Klasse der ordentlichen der Herausgeber des „Journal du droit international privé“, Clunet (Paris), Kriegsminister a. D. Staatsrath Den Beer Poortugael (Haag), Staatsanwalt am Kassationshof A. Desjardins (Paris), Geh. Staatsrath Goos (Kopenhagen), Wirkl. Geh. Admiralitätsrath und Direktor im Reichsmarineamt Perels (Berlin), Unterstaatssekretär a. D. Lord Reay (London), sowie der Ehrenpräsident G. Rolin (Jacquemyns), dirigirender Minister von Siam; aus der Klasse der außerordentlichen Mitglieder Prof. v. Bustamante (Havana) und Präsident des Oberlandesgerichts Hamburg, Sieveking.

Unter den Berathungsgegenständen nehmen besonderes Interesse in Anspruch aus dem internationalen Privatrecht

die Gültigkeit von Notariatsakten nach internationalem Rechte, das internationale Privatrecht des internationalen Privatrechts, insbesondere die sog. Rückverweisung, und die Rechtshängigkeit in ihrer internationalrechtlichen Bedeutung; aus dem Gebiete des Völkerrechts die Lehre von den Pflichten und Rechten der auswärtigen Staaten und ihrer Unterthanen im Falle einer aufständischen Bewegung, Grundsätze über die Verantwortlichkeit der Staaten für Verletzung der Person oder des Vermögens von Ausländern im Falle eines Aufstandes oder eines Bürgerkrieges, über die Doppelbesteuerung, insbesondere von Erbfällen, im Lichte des internationalen Rechts und die weitere Ausbildung der Regeln über das Verhalten der Seeschiffe bei unsichtigem Wetter.

Zu Ehren des Instituts wird der Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten einen großen Raout, der Minister der Kolonien, Cremer, auf seinem Landgute eine garden-party veranstalten, zu welch letzterer die holländische Eisenbahngesellschaft einen Extrazug stellt. Am Sonntag, dem 21. August, findet ein Ausflug nach Amsterdam mittelst eines von der Staatsbahngesellschaft gebotenen Extrazugs statt, und am Montag, dem 22., wird das Bureau des Instituts die hohe Ehre haben, von der Königin-Regentin in Audienz empfangen zu werden.

* Vor nun etwa 4 Jahren begann man mit den Vorarbeiten des von den vereinigten Akademien **Berlin, Leipzig, Göttingen, München und Wien** in Angriff genommenen und von den einzelnen Regierungen reichlich unterstützten Thesaurus latinus, eines umfassenden Wörterbuchs der lateinischen Sprache. Wie umfangreich diese Vorarbeiten sind, davon gibt schon der Umstand eine gute Vorstellung, daß alle erhaltenen Prosaschriftsteller bis etwa zur Mitte des 2. Jahrhunderts nach Christi hier derart ausgeschrieben wurden, daß jedes einzelne Wort seinen besonderen Zettel erhielt: bei den Dichtern ging man noch in weit spätere Zeit hinunter. Nur wo sehr genau gearbeitete Wörterverzeichnisse der einzelnen Schriftsteller vorlagen, war man einer Nachprüfung jener Vorarbeiten entbunden. Der Rest, also besonders die zahlreichen, nun zum großen Theil in der Ausgabe der Wiener Akademie erschienenen Kirchenschriftsteller, sollte nach dem Plan nur auf wichtigere Dinge hin durchgearbeitet und ausgeschrieben werden. Die Arbeit wurde auf die beiden Akademien Göttingen und München dergestalt vertheilt, daß hier der größere Theil der Prosaiker, dort das Uebrige und alle Dichter bearbeitet wurden. Manchem mochte es wohl in Anbetracht des riesigen Stoffes zweifelhaft erscheinen, ob die Leitungen in der versprochenen Frist die Verzettelung erledigen würden; jetzt, nach 4jähriger unausgesetzter Arbeit, kann man erklären, daß der Zeitpunkt im ungefähren wird innegehalten werden können. Auf dem Gebiete der Dichter ist fast alles, auf dem anderen der größere Theil erledigt, eine riesige Reihe von Zettelkästen birgt die durchsichtete Masse, eine große Schaar von Mitarbeitern ist herangezogen worden. Die Vorarbeiten sind jetzt so weit gediehen, daß aller Voraussicht nach mit dem Beginn des Jahres 1900 die Zusammenstellung des gesammten Stoffes und die Ausarbeitung der einzelnen Artikel erfolgen kann. Es wird dann unter Aufhebung der Zweigstelle Göttingen das Ganze in München vereinigt werden. Um unnöthigen Zeitverlust zu ersparen, will man die Ausarbeitung in München selbst vornehmen und nur in Ausnahmefällen an auswärtige Gelehrte vergeben; für den Druck selbst ist möglichste Beschleunigung in Aussicht genommen. So ist berechtigte Hoffnung vorhanden, daß das Riesenunternehmen im Jahre 1915 wo nicht ganz vollendet, so doch wenigstens zum weitaus größeren Theil fertig gestellt werden kann. Uebrigens werden die Zettelsammlungen wegen ihres hohen Werthes für Einzeluntersuchungen auch weiterhin in einem Archiv aufbewahrt werden.

* **Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller.** Herausgegeben von C. A. H. **Burkhardt.** Zweite stark vermehrte Auflage. Stuttgart, 1898. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Von dem im Jahre 1870 zum erstenmal erschienenen Buch liegt jetzt die zweite Auflage vor. — Müller gehörte zu denen, welche verhältnißmäßig spät in den Weimarer Kreis eintraten; er wurde i. J. 1801 als 22jähriger Assessor angestellt, seiner Tüchtigkeit wegen bald befördert und hatte in der Krisis von 1806 Gelegenheit, dem Herzogthum die wichtigsten Dienste zu leisten. Später trat er an die Spitze der Justizverwaltung des Landes. — Wegen seiner nicht auf seine Fachwissenschaft beschränkten Interessen fand er überall das freundlichste Entgegenkommen; Goethe stand er zwei Jahrzehnte nahe und wurde zu dessen Testamentsvollstrecker ernannt. Seine literarische Thätigkeit war sehr reich; nur ein geringer Theil davon ist zu seinen Lebzeiten erschienen. Im Nachlaß fanden sich auch die „Unterhaltungen mit Goethe“, die die Zeit von 1808 bis 13. März 1832 umfassen. Sie führen uns also weiter in das Leben Goethe's zurück als Eckermanns Gespräche und haben außerdem den Vorzug vor diesen voraus, daß sie sofort nach der Unterhaltung niedergeschrieben sind und somit einen viel unmittelbareren Eindruck hinterlassen. — Die zweite Auflage ist um mehr als 100 Gespräche vermehrt, außerdem durch Verwerthung des gesammten Müller'schen Nachlasses in wesentlichen Punkten bereichert worden. Dem Herausgeber gebührt für seine mühevolle und gewissenhafte Arbeit der lebhafte Dank aller Goethefreunde.

Paul Seliger (Leipzig).

* **Die Expedition Dr. Karl Peters'**, die gewisse Gegenden in **Südost- und Mittel-Afrika** geographisch und geognostisch erforschen will, wird, wie die „Daily News“ schreiben, in Bälde von London nach dem Kap der guten Hoffnung absegeln. Es sollen besonders auch Beobachtungen darüber angestellt werden, ob die durchforschten Gegenden für Ackerbau geeignet sind, in welchem Falle große Länderstrecken zu Kolonisationszwecken käuflich erworben werden sollen. Diese Ländereien liegen im Norden und Süden des Zambesi bis hinunter zum Limpopoflusse und umfassen die Nieder-Mazoe- und Sanyatiflußuferdistrikte, deren geologische Formation, wie es heißt, auf das Vorhandensein von Gold schließen läßt.

* **Marburg.** Der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität, Dr. **W. v. Blume**, ist als ordentlicher Professor des römischen und bürgerlichen Rechts nach Rostock berufen worden. An seine Stelle ist Privatdozent Dr. **F. Leonhard** in Göttingen in Aussicht genommen.

* **Königsberg i. Pr.** Die Begründung eines **Lehrstuhls für Ingenieurwissenschaften und Kulturtechnik** an der hiesigen Universität wird nach einer Mittheilung des preußischen Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten beabsichtigt, und die Landwirthschaftskammer ist ersucht worden, die Frage der Einrichtung einer **Maschinenprüfungsstation** in Erwägung zu ziehen und sich hiezu die Mitwirkung des landwirthschaftlichen Instituts der Universität zu sichern.

* **Aus Oesterreich.** Der ordentliche Professor an der Universität in Czernowitz, Regierungsrath Dr. Karl **Hiller**, ist zum ordentlichen Professor des österreichischen Strafrechts und Strafprozesses an der Universität in Graz ernannt und dem außerordentlichen Professor des österreichischen Strafrechts und Strafprozesses an der letzteren Universität, Dr. Julius **Vargha**, der Titel und Charakter eines ordentlichen Universitätsprofessors verliehen worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. **Oskar Bensow**: Zu Fichte's Lehre vom Nicht-Ich. Bern, Steiger u. Cie. 1898. — **G. Freytags** Radfahrer-Karte. Blatt 27: **Ost-Tirol und West-Kärnten.** Wien, Freytag u. Berndt 1898. — **Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte.** XX. Jahrgang: 1897. Hamburg-Altona, Hammerich u. Lesser 1898. — Dr. **S. Radó-Rothfeld**: Die ungarische Verfassung. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1898. — **Ergänzung der Verfassung Oesterreichs.** Ein Antrags-Entwurf zur Nationalitätenfrage. Wien und Leipzig, M. Breitenstein 1898. — Lic. theol. **Leopold K. Götz**: Lazaristen und Jesuiten. Gotha, F. A. Perthes 1898. — **Spanien**: Illustrirte Broschüren für Literatur, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie, hggb. von Ernst v. Ungern-Sternberg und Ernst Barck. Jahrg. XI. Brosch. 3. Madrid, Biblioteca de la Sociedad Poliglota 1898.

Jahrgang 1898 München, Dienstag, 23. August. Nummer 188.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zu den Siebenbürger Sachsenfesten.

In den Tagen vom 20.—24. August versammelt sich das Siebenbürger Sachsenvolk in dem schönen Kronstadt im Burzenland, um die Hauptversammlungen ihrer nationalen Vereine abzuhalten, — seit Jahrzehnten die Gelegenheit, bei der man einen guten Theil der nationalen Arbeit der Sachsen mit einem Blick übersehen kann. Bei der vielfachen Verfolgung und Unterdrückung deutschen Lebens in Ungarn muß man der ungarischen Regierung die Anerkennung lassen, daß sie der sächsischen Vereinsthätigkeit bisher nie ein Hinderniß in den Weg gelegt hat, was auch die Sachsen gern anerkennen, obwohl sie mit Recht darauf hinweisen können, daß alle diese Arbeit ebenso im Dienst des Vaterlandes wie des eigenen Volks steht. Die Vereine, die diesmal wie auch sonst zusammenkommen werden, sind der Gustav Adolf-Verein, der Verein für siebenbürgische Landeskunde, der siebenbürgisch-sächsische Landwirthschafsverein, der Allgemeine evangelische Frauenverein, der Karpathenverein, der siebenbürgisch-sächsische Lehrertag; dazu werden Turnee, Sänger, Schützen eintreffen, und die gesammten Festtage werden sich um die Enthüllung des Denkmals gruppiren, das dem Reformatoe Joh. Honterus (geb. 1498) gesetzt werden soll. An den Tagen werden sich diesmal in außerordentlichee Weise auch deutsche Vertreter betheiligen, solche des Gustav Adolf-Vereins, des Evangelischen Bundes; auch eine Anzahl wissenschaftlicher Spitzen wird nicht fehlen, da der Verein für siebenbürgische Landeskunde seine 50. Generalversammlung hält und von seinen Ehrenmitgliedern manche die Gelegenheit benutzen werden, das schöne Siebenbürgen mit eigenen Augen kennen zu lernen, wohl auch viele dee wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften, mit denen der Landeskundeverein im Schriftentausch steht, persönliche Vertreter schicken werden. So werden Geh. Rath Virchow aus Berlin, Prof. Dr. Fischer aus Marburg u. A. die Fahrt nach Siebenbürgen machen; auch wird die ungarische Akademie der Wissenschaften neben ausländischen Vereinen vertreten sein.

Dreierlei tritt dem Reisenden, der aus der Ferne kommt und in Berührung mit den Siebenbürger Sachsen tritt, sofort entgegen: die Thatsache, daß die Kirche untee ihnen eine ganz besondere Bedeutung hat, ferner, daß dieser Volksstamm auf historischem Boden steht, daß die Vergangenheit dort eine Macht ist auch in dee Gegenwaet, und zuletzt, daß die Intelligenz des Volks, der „gelehrte Stand“ im weitesten Sinn, in einer höchst anerkennenswerthen Art für das Gedeihen und die Wohlfahrt des Volks, der breiten Schichte desselben sich einsetzt.

Die Bedeutung dee Kirche beruht auf ihrer Stellung im Volksleben, auf ihrer historischen Entwicklung. Die „sächsische Kirche“, wie die evangelische Landeskirche in den Tagen der Reformation hieß, war eine zum Theil selbständige Kirche schon in der Zeit vor der Reformation. Der nationale Gedanke ist dieser Kirche schon zu einer Zeit veetraut gewesen, wo es anderswo nicht der Fall war. Aber dabei hat sie sich doch gehütet, den nationalen Gedanken überwuchern zu lassen, so wie es in der ungarischen evangelischen Kirche der Fall ist; das religiöse Moment hat zu keiner Zeit seine Bedeutung in ihr verloren. Es liegt dabei auf der Hand, was für einen Werth für diese mit vielfacher äußerer Noth ringende Kirche die Zugehörigkeit zum Gustav Adolf-Verein haben muß. Das ist denn in der That der Fall, und das tritt bei den jährlichen Gustav Adolf-Vereinsversammlungen sichtbar zutage. Wenn bei den Hauptversammlungen auch die sächsischen Bauern und Bäuerinnen im langen Zug zur Kirche mitgehen und hierauf die Liebesgaben überreichen, die sie in den Bruder- und Schwesterschaften gesammelt, dann zeigt sich so recht, wie tief der Verein im Volk Wurzel geschlagen hat und wie das Bewußtsein die Seele hebt, duech ihn in die große Gemeinschaft der evangelischen Kirche eingeführt zu sein, die thatkräftig um die ärmsten Glieder sich kümmert.

Daß die Sachsen ein historisch empfindendes Volk sind, verkörpert sich besonders im Landeskundeverein. Gegründet 1842, tritt er am 22. August zur 50. Generalversammlung zusammen. Er hat für die Erforschung Siebenbürgens nach allen Richtungen, sowohl der naturwissenschaftlichen als der historischen, großes geleistet. Die 32 Bände seines „Archivs des Vereins für siebenbürgische Landeskunde“ (4 Alte Folge und 28 Neue Folge), das Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen (bisher zwei Bände erschienen, die die Urkunden bis 1390 veröffentlichen), eine lange Reihe anderer bedeutendee Publikationen, die er theils selbst veranlaßt, theils unterstützt hat, geben Zeugniß dafür. Ihm verdankt das sächsische Volk, daß es eine historische Literatur besitzt wie nicht viele deutsche Volksstämme, ihm Siebenbürgen, daß die Geschichte des Landes vielseitig klargelegt ist. Er selbst faßt schon ein Stück Geschichte des sächsischen Volks in sich. Seine Gründung war ein Zeichen des neuerwachten geistigen Lebens auch in Siebenbürgen, ein Ausdruck der Erkenntniß, daß alle Kräfte zusammengeschlossen werden müßten, um das vielbedrohte deutsche Volksthum im Lande zu erhalten. Zu seiner Erhaltung schien unabweislich, das Bewußtsein der Vergangenheit im Volk lebendig zu erhalten, die ehrfurchtgebietenden Gestalten der Väter dem Volk vor die Seele zu stellen. Die Geschichte erschien als ein Mittel, die erschütterten Grundlagen des Volkslebens neu zu befestigen. So erwuchs im Siebenbürger Sachsenland zue selben Zeit wie in Deutschland die „politische Geschichtsschreibung“, getragen von einer idealen Liebe zu Volk und Vaterland. Diese historischen Arbeiten aber bildeten zugleich ein neues Geistesband nach zwei Seiten hin: einmal mit dem magyarischen Volk, dann mit dem deutschen. Der Gegensatz der politischen Ziele trennte bald die Sachsen und Magyaren, aber der Zusammenhang dee Wissenschaft versuchte die große Kluft zu überbrücken.

Magyarische Gelehrte befanden sich von Anfang an im Ausschuß des Landeskundevereins (so Graf Kemeny, Graf Miko) und unter den Mitgliedern, wenn auch nur vereinzelte Erscheinungen, so doch ein Beweis für die beiderseits empfundene Nothwendigkeit des geistigen und wissenschaftlichen Zusammenhangs. Der Zusammenhang mit der deutschen Wissenschaft war ein zwiefacher. Zunächst übte die Methode der Forschung Einfluß auf die Arbeiten in Siebenbürgen aus, dann aber zeigte die Untersuchung dieses sächsischen Volkslebens so viel deutsche Eigenart, daß die Anknüpfung an germanische Vorzeit sich von selbst ergab. So erschien die sächsische Entwicklung als ein Theil deutschen Geistes- und Kulturlebens, hier und da sogar berufen, erklärend herangezogen zu werden zur allgemeinen deutschen Entwicklung. Am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Schlözer die Aufmerksamkeit des deutschen Volks auf die versprengten Volkstheile der Sachsen gelenkt, nun erinnerte sich die deutsche Wissenschaft auch ihrer Verpflichtung diesen gegenüber aufs neue: die Brüder Grimm und Wachsmuth, Simrock, Wattenbach und Treitschke, Häusser und Hese u. A., führende Geister in Deutschland, zeigten ihnen freundliche Theilnahme und liehen dieser ermunternde Worte. So wurde in der That dieses Geistesleben in Siebenbürgen, genährt an den deutschen Hochschulen, als ein Theil deutscher Geistesarbeit überhaupt empfunden und hob die Seelen der Betheiligten mächtig.

In den drei ersten Vorstehern des Vereins zeigt sich, wie die Arbeit des Vereins selbst gewachsen ist. Von 1842 bis 1858 stand an seiner Spitze Baron Joseph Bedeus v. Scharberg, Oberlandeskommissär, Exzellenz, ein Beamter in höchster Stellung, ein Repräsentant der alten Thatsache, daß in Siebenbürgen in dem vielangegriffenen sächsischen Volk der Beamte als solcher verpflichtet war, Historiker zu sein, und diese Pflicht zugleich als ein schönes Recht übte. Denn wer die Rechte des Volkes zu vertheidigen hatte, mußte sie kennen, und in Siebenbürgen gab es kaum etwas, das nicht historisch verstanden werden mußte. Er gab dem Verein Ansehen nach außen. Die staatsrechtliche Stellung der Sachsen zur Krone und zu den Mitgliedern bildete in erster Reihe Gegenstand der Untersuchungen. Als eine Preisaufgabe stellte der Verein sofort die Geschichte der Siebenbürger Sachsen und das Urkundenbuch auf. Auf Bedeus folgte 1859—1869 Joseph Trausch, Finanzrath, also auch ein Beamter, der früher schon sich auf Sammeln gelegt hatte. Eine durchaus unkritische Natur, häufte er Werthvolles und Werthloses auseinander, ohne selbst zu einer bedeutenden Arbeit zu kommen. Sein Nachfolger war 1869—1893 Bischof D. G. F. Teutsch. Er hatte als junger Mann die Preisfrage des Vereins gelöst und die „Geschichte der Siebenbürger Sachsen" (1852—1858) geschrieben, das Urkundenbuch begonnen; mit seinem Namen ist der Fortschritt der sächsischen Geschichtschreibung verbunden. Von vorneherein erweiterte er den Kreis der Geschichtschreibung durch Herbeiziehung der inneren Zustände im Volk, erkannte den Werth der Kulturgeschichte, „die früher fast gar keine Beachtung gefunden", und brachte jene innere Theilnahme mit, die den Leser ergreift, weil er empfindet, wie dies dargestellte Volksleben im Herzen des Schreibenden wiederklingt. Die sächsische Geschichtschreibung war entstanden im Kampf um das Recht, das merkte man ihr an: ein frischer Ton warmer Begeisterung für Volk und Vaterland klingt aus derselben. Teutsch hat diese Freude an beiden, den Stolz auf beides tief ins Volk hineingetragen. Er meinte überhaupt, daß der Geschichte in einem so kleinen Gemeinwesen noch mehr als sonst wo eine hervorragende Stellung zukomme. Sie sollte auf die Gegenwart wirken, die Herzen vereinen, den Willen bestimmen: „Die Tugenden der Vorfahren sind überall eine Quelle des Lebens, für uns insbesondere, denn wohin wir auch blicken mögen, hat der Segen der Väter das Haus gebaut!" So hat der Verein für siebenbürgische Landeskunde das sächsische Volk gelehrt, sich selbst besser kennen zu lernen, den Werth der geistlichen und gemüthlichen Habe, die es von der Vorzeit geerbt, tiefer zu erfassen, er hat das Volk reicher gemacht an innerem Besitz.

Dabei ist immer wieder anzuerkennen, wie es dem Verein gelungen ist, sich von aller Politik fernzuhalten. Bei den Festtafeln einiger Generalversammlungen hat sie zwar das große Wort geführt, aber auf die Arbeit des Vereins keinen Einfluß geübt. Wer verstehen will, was das bedeutet, der vergleiche damit, wie die magyarischen gelehrten Vereine eigentlich immer und überall Tagespolitik treiben und wie ihr wissenschaftliches Arbeiten dadurch beeinflußt wird.

Was aber der Verein für siebenbürgische Landeskunde geleistet hat, das hat er — und das darf mit Recht betont werden — geleistet, ausschließlich (oder doch nahezu ausschließlich) durch die kleinen Mittel, die ihm seine Mitglieder zugeführt in den jährlichen Beiträgen. Das ist auch das Zeichen eines schönen Idealismus.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß in versprengten Volkstheilen eine Energie des nationalen Lebens vorhanden ist, die im größeren Volksganzen häufig fehlt. Sie zieht ihre beste Nahrung aus der Geschichte. Unter solchen Umständen ist erklärlich, daß solchen Vereinen, wie auch der Verein für siebenbürgische Landeskunde einer ist, im gesammten Volksleben eine andere Stellung als sonst wo zukommt. Sie repräsentiren einen Theil des besten Volksbesitzes; auch breite Schichten haben ihre Freude an ihm und sehen es als Pflicht an, seine Arbeiten zu unterstützen. So ist er in Siebenbürgen ein einigendes Band für die Sachsen geworden und ist zugleich das erste gewesen, das sie in freier Organisation zusammengeschlossen hat. Wie sonst die großen wissenschaftlichen Akademien, so hat dieser Verein im Sachsenvolk die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und seine Arbeiten haben in vielen Tausenden eine Ahnung erweckt von der Macht der deutschen Wissenschaft. Sie ist ein Träger auch des deutschen nationalen Lebens in dem Karpathenland, und die mehr als hundert deutschen Akademien, Vereine und gelehrten Körperschaften, die mit dem Verein in Schriftentausch stehen und zum 50. Ehrentag schriftliche oder persönliche Grüße senden, sie können sich sagen, daß sie an einem bedrohten Punkte deutsches Geistesleben unterstützen. Heil ihm auch für die kommenden 50 Jahre!

Der Karpathenverein, gegründet 1880 von Dr. Karl Wolff, dem langjährigen politischen Führer der Sachsen, vereinigt die beiden Gesichtspunkte der wissenschaftlichen Arbeit und der Arbeit für den Erwerb des Volkes. Auch der letztere ist berücksichtigt, als man versuchte, den Strom der Reisenden auch hieher, wenn auch nur in einem Bächlein, abzuleiten. Das „Jahrbuch des Karpathenvereins" ist reich auch an wissenschaftlich beachtenswerthen Arbeiten, und der Verein hat vor allem die Gebirge zugänglich gemacht, indem er Schutzhütten errichtete, Wege machte, das Führerwesen organisirte u. s. f. In der letzten Zeit ist ihm ein wenig nobler Konkurrent erwachsen im Magyarisch-siebenbürgischen Karpathenverein, der auch Antheil hat an dem traurigen Verdienst, die Agitation für die Magyarisirung der Ortsbenennungen in weite Kreise zu tragen. Keine Gebirgsspitze, kein Höhenzug ist sicher vor seinem wiedertäuferischen Beginnen, die deutschen und rumänischen Namen durch magyarische zu verdrängen. So wird das Schiller'sche Wort: Auf den Bergen ist Freiheit, in eigener Art in Ungarn Lügen gestraft, und der „Mensch mit seiner Qual" hat sich wieder einmal als Feind der Natur erwiesen.

Im Dienste der wirthschaftlichen bäuerlichen Interessen steht der Siebenbürgisch-sächsische Landwirthschaftsverein.

Seine Leistungen in den ersten 50 Jahren seines Bestandes hat die Allg. Ztg. bei seiner 50jährigen Jubelfeier vor einigen Jahren gewürdigt. Es ist vielleicht eine einzigartige Erscheinung, die wirklichen Interessen des Bauernstandes, die Verbesserung der Wirthschaftsmethode u. s. f. so selbstlos von der Intelligenz des Volkes gepflegt zu sehen. Konsistorialräthe, Pfarrer, städtische Beamte u. a. sind die Träger des Vereins, an den sich nur langsam der Bauernstand angeschlossen, als er endlich erkannte, um was es sich dabei handelt. Es ist im letzten Grunde eine große nationale Arbeit, die da geleistet wird, denn den sächsischen Bauernstand kräftig erhalten, heißt dem Deutschthum in Siebenbürgen seine Grundmauer festigen.

Eine Zusammenfassung der Frauenarbeit hat der Allgemeine evangelische Frauenverein seit 1884 herbeigeführt, der, ein kirchlicher Verein, für all die Güter auch des nationalen Lebens sorgen hilft, die eben die evangelische Kirche in Siebenbürgen in sich schließt.

Es ist in der That eine „Volksorganisation“, die uns hier entgegentritt und die Respekt einflößt. Was da eine Viertelmillion Menschen leisten, das verdient Anerkennung, denn es steht alles im Dienst des Ideals, es setzt sich zusammen aus der Arbeit eines Häufleins, das seit Jahrhunderten um sein Volksthum kämpft.

Es ist symbolisch zu nehmen, daß diese Tage sich heuer um das Jubiläum des Reformators Honterus gliedern. Protestantismus und Deutschthum geben ihnen Gepräge, beide so miteinander verschmolzen in Vergangenheit und Gegenwart, daß sie beide nur zusammen denkbar sind. Sie bilden zugleich die höhere Einheit, um die sich die Arbeit aller dieser Vereine zusammenschließt. So dienen sie zugleich dem ganzen Lande, wie die Früchte ihrer Arbeit bisher dem Ganzen zugute gekommen sind.

Wir begrüßen sie insgesammt zum bisher Erreichten und folgen ihnen mit den besten Wünschen für die Zukunft.

Dorfgeschichte.

II.

M. M. In den nach damaligen Begriffen ganz behaglichen Räumen der Rockenstuben wurde also manche fröhliche Stunde verlebt, und es dürfte nach dem bisher Gehörten an der Zeit sein, überhaupt auf das große Kapitel der Feste des alten Dorfes zu sprechen zu kommen. Die drei Kulminationspunkte der Feste, wie sie alljährlich wiederzukehren pflegen, waren in einem Normaldorfe des Meißner Hochlandes niemals Weihnachten, Ostern und Pfingsten, sondern jahrhundertelang Feste von anderen Namen und anderer Bedeutung, theilweise in die heidnische graue Vorzeit zurückreichend. Als daher bei einer großen Kirchen- und Schulvisitation in jener Gegend der Herr Superintendent einen Jungen nach den drei hohen Festen fragte, gab dieser die klassische, aber topographisch vollständig berechtigte Antwort: Fastenbeten, Lobedanz und Sauschlachten. Das war der kindliche Standpunkt. Ein Erwachsener hätte vielleicht geantwortet: Fastenbeten, Lobedanz und Kirmes. Später gesellte sich als großes Fest hinzu die Schifferfastnacht. Von ihnen allen einige Worte. Um die Bedeutung dieser Feste nur einigermaßen zu charakterisiren, sei beispielsweise auf den Lobedanz hingewiesen. Er war für den alten Schönaer der Inbegriff alles irdischen Glückes, wie für den Dresdener vor 50 Jahren die Vogelwiese, für den Münchener die Oktoberfeste. Wichtige Familienereignisse, Geburten, Hochzeiten und Todesfälle wurden in chronologischen Zusammenhang mit dem Lobedanz oder mit dem Fastenbeten oder der Kirmes gebracht.

Um aber in der Reihenfolge der Feste eine gewisse Ordnung einzuhalten, sei mit der Wintersonnenwende der Anfang gemacht. Dieses wichtige astronomische Ereigniß ging in den Bergen des Elbsandsteingebirges mit seiner altfränkischen, echt germanischen Urbevölkerung bis in unsere Zeit hinein nicht vorüber, ohne durch die sogenannte „lange Nacht“ gefeiert worden zu sein. Man verbringt wohl hier und da noch diese Nacht, die längste im Jahre, mit Gesang, Spiel und Tanz. Sicher ist dieser uralte Gebrauch ein Ueberbleibsel vom alten heidnischen Julfest der Ahnen, anderswo schon längst vollständig im christlichen Weihnachtsfeste aufgegangen, hier als die ältere Schwester der jüngeren voranschreitend. Das wenige Tage später folgende Weihnachten hatte ehedem lange nicht die Bedeutung, die es jetzt hat. Wenigstens fehlte ihm der „metallische Beigeschmack“ vollständig. Es gab wenig, herzlich wenig. Zwar wurden die Kinder schon lange vor Weihnachten ermahnt, fleißig zu spinnen, in Haus und Hof sich sonst nützlich zu machen, gut zu folgen, — aber über eine Handvoll Nüsse, einige Aepfel, einen Pfefferkuchen und ein wärmendes wollenes Kleidungsstück gingen selten die Gaben hinaus. Und doch war die Freude ebenso groß wie heute. Besonderes Kinderspielzeug, Puppen und Bleisoldaten, reichgefüllte Schachteln und Kaufmannsläden, militärische Ausrüstungsstücke, Dinge, die ein Kindesherz am Weihnachtsabend mit Entzücken erfüllen und die heute selbst auf dem Weihnachtstische der Aermeren des Volkes unter dem Christbaum ausgebreitet zu finden sind, waren den ehemaligen Kindern des Dorfes unbekannte Freuden. Die allgemeine Zunahme der Weihnachtsfeier in diesem Jahrhundert, auch bei der ländlichen Bevölkerung, hat dazu geführt, daß gegen Ende desselben allerlei Vereine, die christliche Barmherzigkeit zu pflegen bemüht sind, sich gerade am Weihnachtsabend zusammenthun, um auch den Aermsten des Volkes einen Weihnachtsbaum anzuzünden; wenn auch die Spenden nur aus den allernöthigsten Lebensbedürfnissen bestehen. Die theilnahmsvolle Volksseele verlangt, daß das Weihnachtsevangelium allenthalben, auch in den Hütten der Armuth, seine Verkündigung findet.

Kaum hatte nun das neue Jahr in den Dörfern an der Oberelbe seinen Einzug gehalten, so beeilte man sich in einer ganzen Reihe der alten Ortschaften zwei Feste zu feiern, von denen man im Niederlande, weder an der Mittelelbe noch an der Unterelbe, etwas weiß, das Fastenbeten und die Schifferfastnacht. Es ist schwer, den wahren Ursprung des Fastenbetens zu ergründen. Da es mit dem Beginn der in Wegfall gekommenen 70tägigen Fastenzeit so ziemlich zusammenfällt, so könnte man es für eine Art Fastnacht halten. Heutigestags zeichnet sich der ehedem als hoher Festtag bezeichnete Tag vor den übrigen Werkeltagen nur dadurch aus, daß der Herr Pfarrer in der betreffenden Ortsschule für jung und alt einen kleinen Abendgottesdienst abhält und danach im Gasthofe freie Tanzmusik stattfindet. Noch vor 20 Jahren wurde die Feierlichkeit in den Vormittagsstunden abgehalten und wurden als Belohnung für das gute Hersagen des sogen. „Beteliedes“, zu dessen Erlernung man allerdings genau ein Jahr Zeit gehabt hatte, Fastenbrezeln ausgetheilt. Auf zahlreichen Besuch aus den Nachbardörfern konnte anläßlich des hohen Festes mit Bestimmtheit gerechnet werden. Oft kam die ganze Freundschaft aus den vielfach verschwisterten und verschwägerten Dörfern zusammen, zumal um diese Jahreszeit die Männer, vor allem die Schiffer, zu Hause zu sein pflegten. Nachdem man bei einem großen Kaffee die Familienereignisse aller Art auf dem improvisirten Geschlechtstage ausführlich besprochen, Neuigkeiten aus den Nachbargemeinden gründlich ausgekramt, Kirchen- und Schulverhältnisse von allen Seiten beleuchtet und über

schlechte Zeiten und zunehmende Sittenverderbniß wacker geklagt hatte, begab man sich ins Gericht, d. h. nur die Erwachsenen. Für die nach unsern jetzigen Begriffen im Fortbildungsschulalter Stehenden war es damals fast noch schlimmer bestellt als heute. Sie hatten durchgängig zu den öffentlichen Vergnügungslokalen keinen Zutritt. Fast in allen Dörfern war das Erbgericht die einzige Schenkstätte, und mit gelindem Grusel erzählte mein alter Freund, wie der alte Richter nur mit dem Kopfe nach der Stubenthüre zugenickt hätte, wenn je ein Unreifer der Kneipe Heiligthum zu betreten gewagt hatte. Jeder wußte, was der stumme Wink zu bedeuten hatte und suchte schleunigst das Freie zu gewinnen, wenn er noch kein Recht hatte, in der Schenke zu sitzen, Tabak zu rauchen, Karten zu spielen und die aufblühenden Dorfschönheiten auszuschwenken.

Ja, es wurde wieder einmal getanzt, ordentlich getanzt. Die Musik spielte wacker auf, und um der vorliegenden Dorfepistel den Vorwurf der Lückenhaftigkeit zu ersparen, sei auch der musikalischen Verhältnisse des alten Dorfes gedacht. Jahrhunderte lang hatte die Dorfkapelle aus drei Mann bestanden, dieselbe Zahl, die heute noch in wendischen Dörfeen vielfach zu finden ist. Mit der Zeit hatte sich die ständige Dorfmusik auf die unerhörte Zahl von fünf Mann gesteigert. Diese fünf Mann sorgten Jahrzehnte lang für die musikalischen Genüsse des Dorfes, bestehend in Tanz-, Marsch-, Trauer- und Morgenmusik. Die musikalischen Ehrenmänner, der Tonkünstlerverein von Schöna, hießen Beckenkarl, der Pfarrheinrichschuster, Beckenehrenfried, der alte Jörgenskarl und Beckenjust. Mittlerweile hatte sich aber hinter dem Großen Winterberge, in Hinterhermsdorf, eine Art ländliches Konservatorium aufgethan. Ein dort ansässiges musikalisches Dorfgenie verband mit einem größeren Fond von musikalischen Kenntnissen pädagogische Begabung und unterrichtete aufstrebende Talente erst im Solo- und dann im Ensemblespiel. So machte sich denn auch Ehregotts Samuel aus Schöna auf den Weg und ging nach Hinterhermsdorf in die Musiklehre. Und nicht ohne Erfolg. Er hatte thatsächlich etwas ordentliches gelernt und bildete nach seiner Rückkehr ein reguläres Musikkorps aus, acht Mann stark, mit neuer Instrumentation und neuen Kräften. Die alten Musikanten hatten schon längst keine Zähne mehr und konnten nicht mehr gut blasen. Sie waren froh, daß sie abgelöst wurden. Ehregottsjust, kurz Jörgenjust, der Eheherr der langjährigen Schmilka mit Schandau verbindenden Botenfrau, in der ganzen Gegend unter dem Namen Mutzmine bekannt, wurde bald der Dirigent der neuen Kapelle. Beckensamuel, Beckenkarl, Katzschnerjuni, Nadelmachersjust und Bräunlingsfriedel waren die hervorragendsten Kräfte. Das ganze Dorf wurde musikalisch. Bald entstand eine zweite Bande. In Schmilka, thaten sich die Bieterschneider, lauter geborene Heringe mit einem einzigen Herrschel, später Gemeindevorstand von Schmilka zusammen und spielten rüstig zum Tanze auf. Schließlich war der Bräunlingschuster das führende Element, dem dann der Protzenschuster folgte. Bald kamen die Einen, bald die Anderen aus der Mode, und es gab stets Konkurrenz, bald untereinander, bald mit der Schandauer Badekapelle, bald mit den musikalisch meist sehr gut veranlagten Musikanten aus der benachbarten österreichischen Landgemeinde Johnsdorf. Die von ihnen gemachte Tanzmusik erfreute sich bei Sachkennern stets einer bevorzugten Beachtung, und oft zog der alte Kleinpeter mit seinem Rumpelbaß an der Elbe herunter nach Sachsen hinein. Hatten die Musikanten eine ganze Nacht hindurch geblasen, was heraus wollte, und gestrichen, was der Arm vermochte, und fing dann der Tag an zu grauen, so fand man gewiß eine schöne Tänzerin, die in der letzten Zeit eine Gevatterschaft gehabt, also Pathe gestanden hatte. Die mochte nun wollen oder nicht, zu ihr ging es zum Morgenkaffee, zum „Lachkaffee“, wie man sagte. Die Musik trat vor und im lustigen Marsch bewegte sich das ausgelassene jugendliche Volk nach der Wohnung der kaffeespendenden Jungfrau. Vor der Thür wurde erst ein feierlicher Choral geblasen, der Morgensegen, wie man ihn nannte, und dann ging es hinein. Die Gastfreundschaft galt damals noch mehr als heute. Die Mädchen kochten den Kaffee, und man sah dabei in anspruchsloser Weise mehr auf die Quantität als auf die Qualität. Man trank ein Schälchen nach dem andern, und an einem Stückchen Kuchen, an welches auch nicht die größten Ansprüche gestellt wurden, fehlte es selten. Weil aber bei diesem Morgenkaffee im gastlichen Hause oft unbändig gelacht wurde, so hieß er eben der „Lachkaffee“.

War das Fastenbeten in gebührender würdiger Weise gefeiert worden, so trat die erwachsene Jugend kurze Zeit danach zusammen, um endgültig zu beschließen, wann die Schifferfastnacht gefeiert werden sollte. Es war ein Fest, an dem noch vor 30 Jahren das ganze Dorf den lebhaftesten Antheil nahm, ein Fest zu Ehren des im Dorf so stark vertretenen Schiffergewerbes. Der Schiffer ist noch zu Hause, doch jeden Augenblick kann, wenn der Februar herangekommen, Thauwetter eintreten und die Elbe für den Betrieb der Schiffahrt wieder frei werden, beziehentlich Eisgang eintreten und das am Ufer oder im Hafen liegende Fahrzeug der Bemannung bedürfen. Eine richtige Schifferfastnacht alten Stils dauerte 4 Tage und 3 Nächte. Der Zauber des Festes lag darin, daß sich die männliche Jugend während der Dauer des Festes maskirte. Es war der reine Karneval von Venedig. Der erste Festtag, der Hauptfesttag, zeigte ein buntbelebtes Bild. Den Mittelpunkt bildete ein Kostümaufzug von Haus zu Haus. Die Theilnehmer zerfielen in die Noblen, die Weißen, und in die weniger Noblen, die Schwarzen. Die „Weißen“ bestanden aus dem Vorläufer, dem Schiffsdoktor mit Frau, dem Kapitän mit Frau, zwei Hanswursten und den Jungen, welche das alte Dorfheiligthum, das „Schiff“, trugen. Das „Schiff“ ist in der Regel das Modell eines Seeschiffes, wohl auch eines Elbschiffes, und ist mit vielen seidenen bunten Bändern behangen, denn jede junge Frau, d. h. neuvermählte Frau, war verpflichtet, dem Schiff ein Band zu opfern. Jeder der ziemlich fein und anständig gekleideten Weißen sagte seinen Spruch, eine längere Anrede an die Hausbewohner, die freilich ein Jahr genau so lautete wie das andere und nicht ganz frei war von etwas zweideutigen Bemerkungen. Kaum aber hatte das Schiff das Haus verlassen, nicht ohne mit einem Geldstück bedacht worden zu sein, so drängten sich die „Schwarzen“ ins Haus, junge Burschen, die oft mit viel Mutterwitz die verschiedensten Stände nachzuahmen versuchten. Es erschienen Förster mit einem Hund an der Leine und mit übergehängtem Gewehr und der Jagdbeute an der Seite. Sie hielten gründliche Haussuchung, da der Wirth angeblich im dringendsten Verdacht stünde, Holz gestohlen zu haben, im alten Dorfe oft keine unerhörte Thatsache. Natürlich entdeckten bald die findigen Förster das Gesuchte und verhängten sofort harte Strafen wegen des stattgefundenen Holzdiebstahls. Ein kleines Trinkgeld aber besänftigte die aufgebrachten Forstleute, und sie wandten sich sichtlich befriedigt zum Nachbar, bei dem sie sich zunächst wieder in sittlicher Entrüstung aufregten. Ein Pseudonachtwächter, der schon seit dem frühen Morgen mit der brennenden Laterne im Dorfe umherlief, ein großes Zifferblatt auf dem Rücken trug und einem mächtigen Horn jämmerliche Töne entlockte und auf Wunsch alte Wächterlieder anstimmte, trat ins Haus und kassirte das angeblich fällige Wächtergeld ein. Auch wurden Naturalleistungen, Schnaps

und Zigarren, bereitwilligst entgegengenommen. Der Briefträger kam und brachte die Einladung zu den bevorstehenden Festlichkeiten, namentlich zu dem großen Ball am Abend, bei dem jeder freundliche Geber herzlich willkommen war, im übrigen aber Jedermann ungehinderten Zutritt hatte. Fleischer erschienen mit der Mulde auf der Schulter und priesen ihre Waare an, meist Würste, die mit blutgetränkten Sägespänen gefüllt waren. Schuhmacher, Tischler, Bäcker, alle möglichen Handwerker sprachen vor und empfahlen ihre Kunst und ihre Waare. Besonders gern gesehen und kopirt wurden die fahrenden Leute von der Landstraße. Wacholdersaftmänner, Königseer Wetzsteinleute, Scherenschleifer, Schweinehändler. Jeder hatte alles bei sich, was zu seinem Geschäftsbetrieb nöthig war und woran man ihn erkannte. Nur hatten die Talmischweinehändler statt der kleinen Schweinchen Kaninchen in ihren Körben, und der Wacholdersaft war eine greuliche Mischung verschiedener Ingredienzien. Aber gelacht wurde an dem Tage viel. Selbstverständlich begleitete das Schiff zur Belebung des Ganzen ein Musikchor, dessen vorhin geschilderte Mitglieder mit unverwüstlicher Ausdauer tage- und nächtelang aufspielten. So zog man mit anerkennenswerther Unparteilichkeit von einem Hause zum andern. Man übersah wohl keine Haushaltung. Auch hinunter ins Elbthal ging der bunte Schwarm der Fastnachtsgäste, und der einsam wohnende Bahnwärter wurde ebenso beehrt wie der in der Dorfgemarkung abseits vom Dorfe hausende Müller. Es kam schon der Abend heran, ehe sich die lustige Fastnachtsgesellschaft im Erbgericht zusammenfand. Hier aber war nun der geeignete Ort, an dem die ganze Nacht hindurch, wie man zu sagen pflegt, das Kalb ausgetrieben wurde. Besonders waren es die Hanswurste, die ihrer hohen Aufgabe voll und ganz gewachsen sein mußten. Bei Tage hatten sie die muthwillige Schuljugend in Schach zu halten, die sie auf Schritt und Tritt verfolgte, und bei Abend war es die noch muthwilligere Mädchenschaar, die im Zaume zu halten man sich befleißigte. Um aber den Narrenabend noch mehr zu veredeln, schwang man sich in den letzten Blüthejahren der Schifferfastnacht sogar bis zum Theaterspielen auf und gab unter ungeheurem Andrange Ritterschauspiele im Stil der Musenopfer, wie sie früher jedes Jahr die Wittwe Magnus auf der Dresdener Vogelwiese dem Apollo darbrachte.

Doch alle Freude nimmt ein Ende. Es wurde nach toller Nacht auch endlich Morgen, und die ganze Narrengesellschaft bezog, so bekatert sie auch war, die gemeinschaftliche Herberge. Diese wurde beim Rockenstubenvater aufgeschlagen, dem Eigenthümer einer der größten Wohnstuben. Kaum war der vorgeschriebene Morgenkaffee getrunken, so rückten die Burschen nach allen Seiten des Dorfes aus, um Lebensmittel herbeizuholen. Gekauft wurde nichts. Man nahm freiwillig gebotene Geschenke, Viktualien aller Art, oder während einige der Narren sich mit der Bäuerin über den gestrigen Abend freundlich und eingehend unterhielten, krochen andere bis in den Rauchfang, wenn es sein mußte, um ein Stück Speck oder eine Wurst loszukriegen. Nichts hatte Friede vor diesen beutelustigen Burschen, weder das Fleisch in der Esse, noch das Kraut im Keller. Es wurde alles Genießbare zusammengeschleppt, Geschenktes und Gestohlenes, und dem weiblichen Theil der Jugend fiel die Aufgabe zu, die Eingänge kochkünstlerisch zu behandeln. In den Mittagsstunden wurde nun unter großer Heiterkeit das gemeinschaftliche Mittagsmahl abgehalten, wobei das Menu sich durch große Abwechslung auszeichnete, dem Magen, der in der Regel sich einer guten Beschaffenheit erfreute, viel zugemuthet und unter großem Jubel oft erzählt wurde, wie mühsam es bei dem Einsammeln zugegangen sei, wie man aber selbst die Geizigsten im Dorfe gründlich hinters Licht geführt habe. Für den Nachmittag vereinigte man sich wieder zu einem Gesammtunternehmen, d. h. nur die Burschen. Man brachte Verschiedenes nach bekannten und beliebten Motiven zur Darstellung. Bald waren es „böhmische Bettelmusikanten", bald eine ambulante Menagerie, bald ein Jauchenwagen als Lokomotive, die sich langsam durch das Dorf bewegten. Abends war wieder grand bal masqué in der tanzberechtigten Dorfschenke. Das waren die Hauptfesttage, und es war bei der Aufregung, deren sich das ganze Dorf bemächtigt hatte, nicht leicht für den Schulmeister, die Disciplin unter der Schuljugend während des Unterrichts aufrecht zu erhalten. Warum sollten die Kinder vernünftig bleiben, wenn das ganze Dorf verrückt war?

Welch große Bedeutung damals dem wichtigen Ereignisse der Schifferfastnacht beigemessen wurde, erhellt daraus, daß es sich oft am dritten Tage die Männer nicht nehmen ließen, Fastnacht zu machen. Die Jugend wurde durch die Verheiratheten abgelöst. Auch sie wollten einen Tag im Jahre unvernünftig sein, nachdem sie 364 Tage lang bei den Sorgen dieses Lebens vernünftig gewesen waren. Auch nahmen an allen diesen Umzügen nicht nur Schiffer lebhaften Antheil, sondern auch die Steinbrecher, die im Dorfe beschäftigten Handwerksgesellen, die Bauernburschen u. s. w.

Ein kitzliger Punkt des Festes war das Begraben der Fastnacht am vierten Tage. Es scheint sich da im Laufe der Jahre hier und da eine gewisse Verspottung religiöser Gebräuche eingeschlichen zu haben, wie bei den Eselsfesten im katholischen Süden zur Zeit des Mittelalters, denn im Jahre 1850 zeigt der Pfarrer von Reichertsdorf die Geschichte bei der zuständigen Behörde an, und jeder Theilnehmer, es waren 32 an der Zahl, hatte 7 Thaler 8 Groschen Strafe zu zahlen oder 8 Tage zu sitzen. Man hatte eben den Spaß zu weit getrieben, hatte die, welche die Dummheiten nicht mitmachten, ausgelacht und gemeint, sie hätten keine Kultur, mußte aber dann selbst für die Kulturbestrebungen schwer büßen.

Innerhalb der letzten 25 Jahre machte sich allmählich eine gewisse Animosität gegen das ganze, jedenfalls uralte Vergnügen bemerkbar. Geschädigte oder solche, die ungern etwas für harmlosen Unsinn ausgaben, machten bei der Amtshauptmannschaft Anzeige, und diese mußte schließlich das Ganze arg beschneiden, so daß die ganze Festlichkeit jetzt einen ziemlich gerupften Eindruck macht und sich meist auf einen kleinen Umzug durch das Dorf mit dem alten Schiff beschränkt. So nivellirt sich alles, auch in dem ehedem so einsam gelegenen Walddorfe. Die Welt wird immer nüchterner, verständiger.

Doch gehen wir weiter. Vom Sonntag Lätare oder „Todtensonntag", wie er im Gebirge noch genannt wird, ist zu berichten, daß an diesem Tage vor nicht allzulanger Zeit noch der sogenannte „Brauttod" ausgetrieben wurde. Von dieser uralten Frühlingsfeier ist noch als Rest vorhanden, daß arme Kinder im Dorfe umherziehen mit einem grünenden Maienbäumchen und folgendes Verschen singen:

Den Tod, den Tod haben wir ausgetrieben,
Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Die Mädchen und die Maien.
Da wachsen Blümel und Feigen.
Wir haben getrieben, wir haben gejagt
Durch Hamburg, durch die große Stadt,
Durch Magdeburg, über die Brücke,
Geb' Euch Gott Gelücke.

Hat sich nun das Herz der Angesungenen erweicht und ist eine kleine Gabe in die Hand der Sänger gefallen, so singen sie:

Habe Dank, habe Dank Frau Wirthin mein,
Das Himmelreich soll Euer sein,
Und auch die himmlische Krone,
Daß Euch Gott belohne.

Der Gesang wurde im alten Gebirgsdorfe immer sehr gepflegt, und so begann denn schon am Sonntag Lätare bis in die neuere Zeit hinein das Ostersingen. Auch hiebei unterschied man immer zwei Gruppen, die größeren Sänger und die kleineren oder die Bergsänger. Beide Chöre sangen uralte Gesangbuchslieder nach alten Melodien, die Großen nur Sonntags, die Kleinen jeden Tag gegen Abend. Am Gründonnerstag wurde nicht gesungen, wohl aber am Charfreitag. Die Osternacht wird heute noch mit Gesang eingeleitet, und dann ziehen die Sänger unter Musikbegleitung durch das ganze Dorf. Jedes Haus bekommt einen Vers gesungen, so daß es Morgen wird, ehe Allen diese Ehre angethan worden ist. Außerdem zeichnet sich die Osternacht durch Allarmschüsse aus Geschützen verschiedenen Kalibers aus. Von der Schlüsselbüchse bis zum Böller wird alles in Bewegung gesetzt, um die Feststimmung zu erhöhen. Die Schallwirkungen an den Felsenwänden sind mitunter in dieser Nacht wunderbar. Die Kollekte aber, die am ersten Osterfeiertage von den Sängern veranstaltet wird, dient zur Bestreitung der Kosten, die das Musikkorps verursacht, und zur Unterhaltung der großen Fahnen, welche zu Ostern und Pfingsten fast in allen Dörfern in der Runde am hochgelegenen Gesangsplatze, am Singestein, an der Singkiefer u. s. w. aufgehißt werden. Uebrigens wird die Feiertage über im ganzen Dorfe gewimpelt. Auf den unbefangenen und vorurtheilsfreien Zuhörer macht diese Osterfeier, die Freude über die Auferstehung des Herrn und der Natur, einen recht erhebenden Eindruck.

Dem Osterfeste folgt das Pfingstfest. Auch dieses brachte einen freilich weniger „frommen Brauch“ mit sich. Schon 14 Tage vor dem Pfingstfeste versammelte sich die wohllöbliche Schuljugend auf den Dorfgassen, und zwar mit großen Hetzpeitschen, um daselbst zu knallen. Ein wahrer Mordspektakel war der Pfingstsonnabend früh. Man gab sich ein Rendezvous auf einem bestimmten Platze, mit möglichster Rücksicht auf starke Resonanz; derjenige, welcher zuletzt erschien, war der „Pfingstlümmel“. Uebrigens bekam Jeder, der an diesem Tage zuletzt bei der Arbeit erschien, dieses zweifelhafte Prädikat. Es sollte sich eben alle Welt des „Zeitigaufstehens“ befleißigen.

Schon 14 Tage nach Pfingsten beginnen, aber nur in einigen Dörfern, die Lobedänze. Da wenige Wochen später, wie die Schandauer „Elbe-Zeitung“ alljährlich meldet, in denselben Ortschaften Blumentänze abgehalten werden, bei welchen die erwachsene Jugend den Saal gern mit Blumen und Guirlanden dekorirt, und da diesen Blumentänzen in der Regel 4 Wochen später, wenn Blum und Laub vertrocknet ist, sogenannte „Rascheltänze“ folgen, so liegt der Gedanke nahe, daß „Lobedanz“ von „Laubtanz“ abgeleitet werden könnte und man ihn in alten Zeiten, wenn sich die große Dorflinde belaubt hatte, unter derselben getanzt habe.

Die Johannisfeuer sind völlig auf dem Aussterbeetat. Nur vom Zirkelstein und von der Kaiserkrone aus, von den beiden alten Dorfwächtern, sieht man drin in Böhmen am Vorabend des Johannisfestes Feuer aufleuchten — die Sommersonnenwende. Früher mag von den beiden felsigen Gipfeln des Elbsandsteingebirges manches Feuer emporgelodert sein, in der Walpurgis- und Johannisnacht, bei Freuden- und Siegesfesten aller Art, zum letztenmale wohl, als im Jahre 1878, am 18. Juni, zur Feier der silbernen Hochzeit des geliebten Königspaares von Sachsen, eine allgemeine Höhenbeleuchtung stattfand.

Was aber die alten Zeugen von der Vergangenheit des Dorfes, aus Haus und Hof, aus Kirche und Schule, aus Küche und Keller, aus Stall und Scheune und sonst noch ins Ohr zu raunen haben, davon vielleicht ein andermal.

Mittheilungen und Nachrichten.

R. St. **Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter.** Von **Karl Limprecht.** Elberfeld (Hofkamp 16), Selbstverlag des Verfassers. — Daß die Gothik trotz ihrer ersten Entwicklung auf französischem Boden im wesentlichen als Ausfluß germanischen Kunstgeistes zu betrachten sei, ist eine kaum mehr bestrittene These, deren historische Begründung darin gefunden wird, daß der Ausgangspunkt der Gothik das mittlere Nordfrankreich war, jener Theil des alten westfränkischen Reiches also, in dem das germanische Element lange Zeit vorherrschend geblieben ist. Es muß demnach als ein etwas verspätetes Bemühen erscheinen, wenn der Verfasser des vorliegenden kleinen Schriftchens gegen „gelahrte deutsche Professoren, die dem deutschen Volke die Beschämung nicht ersparen wollten, die Gothik als französisches Kunsteigenthum zu stempeln“, eine besondere kunstphilosophische Beweisführung zu erbringen sucht. Als Grundzüge des „altgermanischen Kunstcharakters“ werden hervorgehoben: die tiefe religiöse Innerlichkeit, das Bürgerlich-Volksthümliche, die Neigung zur Formenüberfülle, zum Ueberladenen, Chaosartigen, die Vorliebe für scharfe realistische Charakteristik, die auch dem Häßlichen breiten Raum gewährt. Wie die Gothik, so zeigten alle Höhepunkte der spezifisch germanischen Kunstwelt diese Grundzüge, so die Christusdarstellungen der großen deutsch-mittelalterlichen Meister, Rembrandt, Joh. Seb. Bach, Shakespeare, Goethe's Faust (1. Theil), Beethoven in seiner letzten Periode, Richard Wagner. Nach diesen wenig neues bietenden allgemeinen Betrachtungen geht der Verfasser plötzlich auf die moderne deutsche Literatur über und empfiehlt nach einer scharfen Kritik des Naturalismus und seines deutschen Hauptvertreters, Gerhard Hauptmann, für das Drama ein Einlenken in die Bahn der bedeutenden realistischen Idealisten der nachklassischen Epoche: Kleist, Grabbe, Hebbel. Neben kunst- und literaturgeschichtlich Anfechtbarem enthalten die kurzen Ausführungen des ernstgesinnten Kunstfreundes manchen werthvollen und anregenden Gedanken. Der Satz: „Wo in der deutschen Kunst ein Aufschwung zum Nationalen hin stattgefunden hat, ist dies stets mit einem Zurückschlagen auf Geist, Wesen, Charakter und Formgebung der Gothik verbunden gewesen“, erinnert, wie manches andere, an „Rembrandt als Erzieher“. Solche Gedanken können einseitigen Italienschwärmern und Verächtern der Gothik zur Beachtung empfohlen werden, ohne daß damit einem engherzigen deutschen Kunstchauvinismus das Wort geredet werden soll.

lb. **Albin Belar: Ueber Erdbebenbeobachtung in alter und gegenwärtiger Zeit und die Erdbebenwarte in Laibach.** Laibach, O. Fischer 1898. Mit fünf Abbildungen im Text und einer Tafel. — Die Veranlassung zu diesem in Broschürenform erschienenen Werke, das in vier Artikeln: „Zur Geschichte der Erdbebenbeobachtungen“ — „Der heutige Erdbebenbeobachtungsdienst im In- und Auslande“ — „Die Einrichtung der Erdbebenwarte in Laibach“ — „Ueber den heutigen Stand der Erdbebenforschung“, höchst interessante, zum Theil neue Beiträge zur Seismologie bietet, und übrigens nur als Einleitung eines größeren seismologischen Werkes gedacht ist, hat das furchtbare Erdbeben gegeben, welches Anfang Juli Dalmatien heimsuchte und die Stadt Sinj, sowie die in einem Umkreise von etwa 20 km liegenden Ortschaften buchstäblich in einen Schutthaufen verwandelte. Der Wunsch, den von der Katastrophe Betroffenen Hülfe zu bringen, hat die Stadt Laibach, welche selbst im Jahre 1895 ein folgenschweres Erdbeben zu überstehen hatte, zu dem Entschluß geführt, einen von der Laibacher Erdbebenwarte ausgehenden Vorschlag zu verwirklichen, wonach möglichst bald ein größeres seismologisches Werk herauszugeben sei, dessen Reinertrag den durch das Erdbeben heimgesuchten Bewohnern des Schüttergebiets zugute kommen soll. Ein Aufruf, der gleichzeitig mit vorliegender Abhandlung erscheint, richtet an alle in- und ausländischen Fachgelehrten der modernen Erdbebenforschung die Bitte, diesen Vorschlag durch Widmung von wissenschaftlichen Beiträgen, welche in irgend einer Weise zur Förderung der jungen Wissenschaft geeignet sind, nach Kräften zu unterstützen, um das geplante Werk so schnell wie möglich zur Vollendung zu bringen. Dasselbe soll zunächst alle auf das letzte Erdbeben bezüglichen exakten Beobachtungen und Untersuchungen

enthalten, im Anschluß hieran das Wichtigste über die Geologie des betroffenen Landes und einen geschichtlichen Ueberblick über Erdbeben in Dalmatien bringen und endlich einer Reihe von Originalabhandlungen Raum geben, welche den heutigen Stand der Erdbebenforschung beleuchten oder geeignet sind, unsre Kenntnisse über die Natur der Erdbeben zu erweitern. Das Werk wird, um zu gemeinsamer Thätigkeit, welche in dieser Wissenschaft unerläßlich ist, anzuregen, in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache abgefaßt werden, und zwar unter der Redaktion von Albin Belar, der, als Leiter der Laibacher Erdbebenwarte, den Aufruf unterzeichnet hat und an die Fachgelehrten die Bitte richtet, etwaige Beiträge bis Mitte Dezember 1898 an ihn einzusenden. Hoffentlich hat das Unternehmen den zumal im Interesse des edlen menschenfreundlichen Zweckes wünschenswerthen Erfolg; gewiß wird dabei auch die Wissenschaft eine nicht unwesentliche Förderung erfahren.

D-n. Der Roman von **Rudolf Holm**: „**Der alte Adam und die neue Eva**“ liegt jetzt in englischer Uebersetzung vor. Wenn das Buch nicht diesen Titel führte, wäre es wohl schwerlich in die Heinemann'sche International Library aufgenommen worden, man würde es zwar für ein recht talentvolles Werk gehalten haben, das aber doch in seiner ungleichmäßigen Durcharbeitung den begabten Anfänger verräth. Da aber der Herausgeber Edmund Gosse in der Vorrede sagt, man habe hier eine korrekte Illustration zum Stand der Frauenfrage in Deutschland, so ist es geboten, auszusprechen, daß diese Schilderung weit davon entfernt ist, ein typisches Abbild der Wirklichkeit zu geben. Am besten ist dem Autor der „alte Adam“ geglückt, der Mann, welcher die Frau als selbständig denkendes Wesen nicht ernst nimmt, der es nur natürlich findet, daß seine Bedürfnisse den Mittelpunkt ihres inneren und äußeren Lebens auszumachen haben, und daß sie sich völlig wohl und zufrieden in den engen Grenzen ihres Haushalts fühlt, umsomehr, als er ihr eine behagliche, sorgenfreie Existenz geboten hat. Sehr gut ist auch die brutale Art dargestellt, in der er ihr jedes Recht anders zu sein, als dies sein Hausfrauenideal, abspricht, in der er sich fortwährend als den Herrn aufspielt, dem die Frau ohne Widerspruch in Demuth zu gehorchen hat. Hier befindet sich der Verfasser auf völlig sicherem Boden, dieser „alte Adam“ ist ja noch heute bei uns die Regel — das Wort: er soll dein Herr sein, ist wohl nirgends so bis in alle Konsequenzen in einem Kulturstaat befolgt worden, wie in Deutschland. Aber mit wie unsicheren Strichen ist das Gegenbild gezeichnet; als einzelner Fall ist diese Natur ja immerhin möglich, welche eine Ehe ohne Liebe eingeht mit einem moralisch untergeordneten Mann in glänzenden Verhältnissen, die aber dann nicht die Kraft hat, ihre Folgen zu tragen, welche ihr doch von Anfang an klar sind. Man begreift diese Käthe nicht recht, denn nirgends ist ausgesprochen, daß ihr etwa Lektüre, Kunstgenuß oder Verkehr untersagt worden wäre; neben den Hausfrauenpflichten, welche selbstverständlich sind, ist ihr volle Freiheit zur Ausgestaltung ihres Lebens gelassen. Und daß der Mann sie von der Theilnahme an seinen Angelegenheiten ausschließt, daß er in ethischen Fragen anderer Ansicht ist, könnte doch nur bei einer Neigungsheirath zu tragischen Konflikten führen. Eine moderne Frau in solcher Lage würde die Kraft besessen haben, sich mit den gegebenen Bedingungen abzufinden, sich in treuer Pflichterfüllung die Zufriedenheit des Mannes zu erringen und sich zugleich innere Freiheit, ein gehaltvolles Leben zu schaffen. Denn die „neue Eva“ ist in Wirklichkeit sowohl seelisch vertieft und ästhetisch verfeinert, als auch energisch und in hohem Grade praktisch — und gerade dieser anscheinende Widerspruch reizt zu der Fülle von Versuchen, diesen Typus erschöpfend literarisch darzustellen. Frau v. Buggenrieth dahingegen kämpft um die Anerkennung ihrer Individualität, um eine Gleichberechtigung nur mit Worten und Scenen — darin sehen wir aber nicht eine neue Eva, sondern die uns längst wohlbekannte. Dazu kommt noch die physische Abneigung gegen den Mann, der sie auf seine Weise liebt. Schließlich verläßt sie das Haus des Gatten, um, wie vor der Ehe, sich durch Unterrichten unabhängig zu machen. Nun kommt der schwächste Theil des Buches. Es gelingt ihr, nach zwei vergeblichen Versuchen, als Gouvernante eine Stellung an einer Privatschule zu finden, aber sie ist innerlich so unfrei, so schwankend, so außer stande, ihre Persönlichkeit durchzusetzen, daß sie sich tief unglücklich fühlt und die erste Gelegenheit ergreift, die sie mit Ehren in das Haus ihres Mannes zurückführt. Und der Verfasser spricht nun aus, daß heutzutage die sozialen Verhältnisse bei uns für das weibliche Geschlecht eine wirkliche Freiheit außerhalb der Ehe unmöglich machten, daß selbst die schlimmste Ehe für die Frau besser sei, als ein vom Manne unabhängiges Dasein mit der Sorge um das tägliche Brod und dem Kampf gegen Vorurtheile aller Art. Vor 30 Jahren mag das zutreffend gewesen sein, aber die vielen Tausend einzelner Mädchen und Frauen, denen es geglückt ist, sich behagliche Existenzbedingungen zu erringen, und welche in nützlicher Thätigkeit ihr Leben auch zu genießen vermögen, sind ebensoviele Widerlegungen der hier verfochtenen Ansicht. Natürlich werden die unbedeutenden Frauen, wie eben diese Käthe, dem ihnen noch vielfach erschwerten Kampf ums Dasein nicht gewachsen sein. Aber wie jede fortschrittliche Entwicklung von starken Persönlichkeiten getragen zu werden pflegt, so darf man auch bei der Frauenfrage annehmen, daß nur hervorragend intelligente Naturen den steilen Weg zur Selbständigkeit zu gehen versuchen werden, für die große Menge wird nach wie vor die breite Straße der freiwilligen Abhängigkeit mehr Anziehendes haben. Das Buch nimmt immerhin in der Reihe der Tendenzromane eine geachtete Stellung ein; wenn nicht der Titel den Widerspruch herausforderte, so könnte man sich an manchen feinen Beobachtungen bei der Charakterzeichnung der Figuren erfreuen. So aber verschiebt sich alles in ungünstiger Weise.

γ Eine besondere Zeitschrift für das an Stoff so überreiche altgriechische Münzwesen hat bislang gefehlt. Wenn nun auch eine eben im ersten Jahrgang stehende Veröffentlichung diesen Mangel nicht vollständig deckt, so bietet sie doch einigen Ersatz dafür. Es ist dies das von dem lebenden griechischen Münzkenner **J. N. Svoronos** jüngst ins Leben gerufene „Journal international d'Archéologie Numismatique“ (Athènes 1898, Barth et v. Hirst). Dieser Vierteljahrsschrift ist schon dadurch eine weitere Verbreitung gesichert, daß sie Aufsätze in deutscher, französischer, italienischer und griechischer Sprache veröffentlicht. Die Leitung ist in bewährten Händen, die zahlreichen, bisher von Svoronos herausgegebenen Werke und Aufsätze, besonders über das altkretische Münzwesen, lassen für den Fortgang des Unternehmens zu den besten Hoffnungen berechtigen. Und so birgt schon das erste Heft drei anerkennenswerthe Abhandlungen, deren Verfasser zu den bedeutendsten Münzkundigen ihres Landes zählen, nämlich des Franzosen E. Babelon über die Münzen des Edomkönigs Gotos, des Schweizers F. Imhoof-Blumer über bithynische Münzen, endlich aus der Feder des Herausgebers eine lange grundlegende Untersuchung über die athenischen Theatermarken, ein Aufsatz, dessen Kenntnißnahme bei den zukünftigen Arbeiten über das attische Theaterwesen unerläßlich sein wird. Doch nicht den Fachleuten allein soll die neue Zeitschrift dienen, es steht in der Ankündigung zu lesen, daß sich die Leitung bereitwilligst erbietet, jedem der Münzkunde fernerstehenden Gelehrten für seine jeweiligen Arbeiten, soweit dabei die alten Münzen herangezogen werden müssen, die betreffenden Angaben in nur irgend erreichbarer Vollständigkeit zur Verfügung stellen zu wollen. Das wird besonders den Geschichtsforscher angehen. Eine Verbindung zwischen der neuen Zeitschrift und dem schon seit längerer Zeit thatkräftig in Angriff genommenen Corpus Nummarum der Berliner Akademie wäre wohl zu wünschen, weit mehr jedoch, daß das „Journal international d'Archéologie Numismatique“ vornehmlich das Griechische pflege, und das besonders in folgender Weise. Immer mehr kommt heutzutage das Bedürfniß auf, in den Zeitschriften neben guten Aufsätzen auch eine möglichst vollständige Uebersicht aller Neuerscheinungen und Entdeckungen über Funde zu erhalten. Und so möge die Leitung auch hierauf ihr Augenmerk richten und am Schlusse der Hefte alle Neuigkeiten an Aufsätzen und Funden zusammenstellen. Dann wird die Schöpfung von Svoronos bald zum nothwendigen Rüstzeug jedweden Alterthumsforschers gehören müssen.

* **Die Messung von Tausendstel-Sekunden** ist der neueste Fortschritt in der Zeitmessung. Man schreibt darüber der „Nat.-Ztg.“: Mit der Eintheilung der Minuten in Sekunden, die durch die Erfindung vervollkommneter Hemmungen in die Wege geleitet wurde, glaubte man seinerzeit sicher die Grenze des Bedürfnisses hinsichtlich präciser Zeitmessung erreicht zu haben; man ahnte damals noch nicht, daß die Wissenschaft dereinst mit Zeitabschnitten von $^1/_{100}$ und $^1/_{1000}$ Sekunden rechnen würde. Das Verdienst, das Problem der $^1/_{100}$ Sekundenmessung gelöst zu haben, gebührt dem Altmeister der Uhrmacherkunst, F. L. Löbner in Berlin. Die von ihm konstruirten Präcisionsmechanismen zur Messung von $^1/_{100}$ Sekunden, die sog. Tertienzähler, haben bei fast sämmtlichen Werften und in fast allen europäischen und überseeischen Staaten Eingang gefunden. Zu den höchsten Leistungen aber auf dem Gebiete der Messung von Bruchtheilen einer Sekunde gehört der von Löbner konstruirte Apparat zur genauen Messung von Tausendstel-Sekunden. Dieser Zeitmesser besteht zunächst aus der eigentlichen Uhr, die auf einem fahrbaren Untergestell montirt und mit einem Zifferblatt von 3 m Durchmesser versehen ist. Das Zifferblatt zeigt am Rande zwei konzentrische Ringe, deren äußerer in 360 Grade und deren innerer in 200 Theile eingetheilt ist. Der ca. $1^1/_2$ m lange Zeiger wird durch das Uhrwerk in eine so schnelle Drehung versetzt, daß er bei größter Geschwindigkeit in einer Sekunde fünf Umgänge macht. In diesem Fall kommt also jeder durchlaufene Theilstrich des inneren Ringes dem Zeitraum einer Tausendstel-Sekunde gleich. Durch eine besondere Vorrichtung ist es auch ermöglicht, den Zeiger in einer Sekunde nur einen oder drei Umgänge machen zu lassen. Da nun ein plötzliches Anhalten des in rasender Geschwindigkeit dahineilenden Zeigers das Werk völlig zerstören würde, andrerseits aber auch das Auge dem Laufe des Zeigers nicht zu folgen vermag, so bedient man sich zur Feststellung der Zeit eines photographischen Hülfsapparats. Die zwölf offenen Kameras desselben sind im Kreise angeordnet und vor ihnen sanst eine Scheibe von 2 m Durchmesser, welche an einer Stelle eine Oeffnung für Belichtung der Platten hat. Da diese Scheibe im Moment der Aufnahme sich in einer Sekunde 20mal dreht, so werden sämmtliche Platten nacheinander in dem Zeitraum von zusammen $^1/_{20}$ Sekunde belichtet. Die erhaltenen Bilder zeigen nun genau die Stellung des Zeigers auf dem Zifferblatt und den zu beobachtenden Gegenstand in den verschiedenen Momenten der Aufnahme. Man kann mit dem Apparat Fluggeschwindigkeiten von Geschossen, Fallgeschwindigkeiten von Gegenständen, bei Minensprengungen die Einzelheiten der Destruktion während der Sprengung u. s. w. messen. Es würde möglich sein, 2880 Aufnahmen in einer einzigen Sekunde zu machen. Es würde zu weit führen, auch auf die sinnreichen Apparate einzugehen, welche zur Kontrole dem Uhrwerk beigegeben sind. Nur darauf sei noch hingewiesen, daß ein äußerst komplizirter Registrirapparat die Zeit auf einer berußten Walze durch Striche markirt, deren jeder einzelne den hundertsten Theil einer Sekunde angibt und durch Feinmessung wieder in 200 Theile zerlegt werden kann.

× **Oxford.** Zur obligatorischen Schutzblatter-Impfung. Nach dem jüngsten vom englischen Unterhaus, wie bekannt, bereits angenommenen, aber vom Oberhaus in seiner Sitzung vom 4. August (zunächst mit schwacher Mehrheit) abgelehnten Gesetzentwurf über den Impfzwang, der so großes Aufsehen erregt hat, sollen in Zukunft diejenigen Personen von der Verpflichtung, ihre Kinder impfen zu lassen, entbunden sein, die „vor Gericht erklären, daß ihr Gewissen ihnen diese Impfung verbiete“. Aus der Debatte, welche über diese brennende Streitfrage in der genannten Sitzung des „House of Lords“ stattfand, scheint uns die sachkundige Rede Lord Listers, des berühmten, wegen seiner bahnbrechenden Fortschritte auf dem Gebiete der antiseptischen und aseptischen Wundbehandlung seinerzeit von der Königin in den Adelsstand erhabenen Chirurgen, besondere Erwähnung zu verdienen, umsomehr, da sie über die Motive zur Aufhebung des bisher in England herrschenden Impfzwanges den erforderlichen Aufschluß gewährt. „Glücklicherweise“, so hob Lister im Eingang seiner Rede hervor, „brauchen wir die gute Sache der Schutzblatter-Impfung heutzutage nicht mehr zu vertheidigen. Die Welt hat ihre wohlthätige Wirkung längst erfahren. Es fragt sich nur, welche Mittel unter den gegebenen Umständen die besten sind, die Anwendung derselben zu fördern.“ Wie der auf 7jähriger eingehender Untersuchung gegründete Bericht der Royal Commission unwiderleglich feststellte, waren bisher etwa ein Drittel aller in England und Wales geborenen Kinder der Impfung nicht unterworfen, und beinahe ein Viertel der Aufsichtsbehörden des Landes unterließen, die Zwangsimpfung nach gesetzlicher Vorschrift durchzuführen. An diesem Ergebniß trägt wesentlich die Propaganda der Impfgegner die Schuld. Zweierlei Waffen standen denselben seither zu Gebote. Einerseits waren es die angeblichen möglichen Gefahren der Impfung, andrerseits das Märtyrerthum, das ihre Anhänger zu ertragen wähnten, sobald sie wegen ihres Widerstandes gegen ein nach ihrer Ueberzeugung ihren Kindern gefährliches Gesetz Geld- und Gefängnißstrafen unterworfen wurden. Was den ersteren dieser Vorwände betrifft, so hat die vieltausendfache Erprobung der mit Glycerin aufbewahrten Kalblymphe die angeblichen Gefahren der Impfung vollkommen wirksam entfernt. Die Waffe des Märtyrerthums aber soll durch den neuen Gesetzentwurf den Impfgegnern vorweg genommen werden. Ueber die wahrscheinlichen Folgen der Bill herrschen unter den Aerzten selbst die entgegengesetzten Ansichten. Einige denken, daß die Impfung sich beträchtlich verringern und die Blatternkrankheit entsprechend wieder zunehmen werde, andere hegen das Vertrauen, daß infolge dieser Bill die Bedenken der Impfgegner mehr und mehr schwinden und ihre Anzahl auf ein Minimum sinken werde. Der Redner seinerseits zögerte nicht, die Wirkung der Bill als eine gute zu betrachten, und gab am Schluß der Hoffnung Ausdruck, daß in der nächsten Session dem Parlament von der Regierung auch der weitere nothwendige Gesetzentwurf über die wiederholte Impfung vorgelegt werde.

* **Görlitz,** 21. Aug. Heute starb hier der als Archäolog bekannte Direktor der hiesigen Baugewerkschule, Dr. Richard Bohn, im 49. Lebensjahre. Er hat eine Reihe von Schriften über griechische Alterthümer veröffentlicht, besonders über die Alterthümer von Pergamon und Aegäa.

* **Aus Rußland.** Die Expedition zur Sammlung von Volksliedern, die aus den vom Kaiser bewilligten Mitteln in jedem Jahre in verschiedene Theile des russischen Reiches abkommandirt wird, hat in diesem Sommer mehrere Kreise des Gouvernements Perm besucht, wo nach den Diktaten alter Leute 52 Lieder verschiedenen Inhalts zur Aufzeichnung gelangten. Die Arbeiten waren mit großen Schwierigkeiten verknüpft, indem die Expedition häufig in der Lage gewesen ist, zur Erlangung einer Variante eine Strecke von 500 Werst zurückzulegen. Abgesehen von den großen Entfernungen, hat auch die Heuernte die Arbeit sehr erschwert, da die Leute, von denen Erkundigungen einzuziehen waren, in der Regel auf den Heuschlägen oder Feldern aufgesucht werden mußten. Vom Gouvernement Perm begibt sich die Expedition, wie die „Now. Wr.“ erfährt, nach dem Gouvernement Nowgorod, um von dort nach dem Besuch einiger Kreise nach St. Petersburg zurückzukehren.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Max v. Heckel: Das Budget. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1898. — Goyau-Pératé-Fabre: Der Vatikan, die Päpste und die Zivilisation. Deutsche Uebers. v. Karl Muth. Heft 15 u. 16. Einsiedel, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger u. Co. 1898. — *: Kains Schuld und ihre Sühne. Wort und Tondichtung für die Schaubühne in 7 Theilen. VII. Theil: Ahasvers Erlösung. Mit dem Vorspiel: König Salomo im neuen Jerusalem. München, Ph. L. Jung 1898. — A. Geibel: Führer über die Schlachtfelder um Metz. Metz, G. Scriba 1898. — Archiv für Religionswissenschaft. Hggb. von Dr. Th. Achelis. I. Bd., 3 Heft. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1898. — Dr. Karl Ruß: Die fremdländischen Stubenvögel. Bd. II, Lfg. 18 und 19. Magdeburg, Creutz 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 24. August. Nummer 189.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Durch den Kaukasus und längs desselben.

Von Wilh. Götz.

I.

„Fesseln die Alpenlandschaften oft mehr durch die Schönheit und den Reichthum der Einzelheiten in ihrer Gliederung, so wirken jene des Kaukasus um so gewaltiger durch den Ernst ungeheurer wuchtiger Massen und die Stärke der Gegensätze. Die Skala des Aufbaues der Landschaft ist im allgemeinen mächtiger und ausdrucksvoller als in den Alpen.“[1]) „Jede Reise im Kaukasus thut neue Wunder auf. Derselbe ist dem Kaleidoskop zu vergleichen, welches bei jeder neuen Wendung dem Auge neue, farbenreiche Bilder darbietet.“[2]) Solche Urtheile der berufensten neueren Kaukasusforscher vermögen ohne Zweifel in weiteren Kreisen das Verlangen zu erregen, mit eigenen Augen etwas von jenem trotzig-stolzen Hochgebirge und seinen großartigen Einzellandschaften zu sehen. Allein es wird doch gewiß noch Jahrzehnte währen, bis diese wilden Naturschönheiten Reisende in großer Zahl zu sich herbeiführen: der Kultur- und Besiedelungszustand jener Hoch- und Thalregionen stellt sich durch seine Ansprüche an Ausrüstung, Begleitung und Empfehlungsschreiben einem stärkeren Touristenzuzug noch allzusehr entgegen. Deßhalb will denn auch das Nachfolgende nicht etwa für eine oder die andere Gipfelgruppe eine erste oder grundlegende Beleuchtung bringen, sondern nur Beobachtungen längs der bedeutendsten heutigen Verkehrslinien am und im Gebirge, will also solche Ziele skizziren, welche mit einem Aufwand weniger Tage und bescheidenen Mitteln zu bereisen sind.

Letzterwähnter Gesichtspunkt läßt uns sogleich der verlockenden Leistungen der russischen Bahnverwaltung in Bezug auf Behaglichkeit und Billigkeit der Beförderung gedenken. Die russische Regierung überwand vor mehr als zwei Jahren den fiskalischen Gesichtspunkt, mittelst des gewichtigeren politischen Zweckes die wirthschaftliche Gesammtenergie des Staates und das enge nationale Verwachsen der Bevölkerung des Reiches zu fördern, indem sie die Fahrpreise im großen Stil ermäßigte, insbesondere auf große Entfernungen, wie dies ja auch rein technisch sich durch die mit zunehmender Weglänge abnehmenden kilometrischen Selbstkosten rechtfertigt. Zudem verbilligt sich die längere Fahrt auf russischen Linien durch kostenlose angenehme Nachtruhe und preiswürdigste Verpflegung in all den Stationen, an welchen ein 7—14 Minuten langer Aufenthalt stattfindet. Auch die sorgliche Bedienung entsprach diesen Vorzügen im Bahnhof zu Rostow am Don, dem wirthschaftlichen Vorort und Sammelplatz für den Waarenumschlag Ciskaukasiens und der angrenzenden Ebene. In seiner Bauthätigkeit, Verschönerung, Ausstattung mit gemeinnützigen Einrichtungen und Verkehrseinrichtungen erweist sich der malerisch am rechten Donufer emportretende Platz als ein typisches Beispiel des erfolgreichen Vorwärtsschreitens der Städte Rußlands während des letzten Jahrzehnts. Ueber den erdfarbigen Strom und etliche seiner Schiffe hinweg geht es hinaus in das noch häufig von Ackerfeld durchsetzte, aber meist gelblichgraue Steppenland. Erst beim Ueberschreiten des lebhaft fließenden Kuban nahe dem farbenfrischen Armenierorte Armavir bewirkt die Eintiefung des Thalgrundes ein kräftigeres Bodenprofil. An den Stationen zeigt sich in Physiognomien und Trachten die Mischung der Bevölkerung; neben der russischen sieht man kaukasisch-tscherkessische und tatarische Kleidung. Die Leute sind nicht arm, was gewiß großentheils auf dem Boden beruht, der sich besonders an unsrer zweiten Kreuzung des Kuban als eine thonreiche Erdablagerung oder starke Verwitterungsschichte erweist, also fähig, die Niederschlagswasser (jährlich ungefähr 350 mm) länger festzuhalten. Damit hängt es zusammen, daß diesen Gebieten im Frühjahr und Sommer eine beträchtlich höhere Menge von Luftfeuchtigkeit beschieden ist, als z. B. den Gegenden von Moskau oder von Kiew.[1]) Nach der Wasserscheide der Kuma, welche nicht mehr wie im vorigen Jahrhundert den Kaspisee erreicht, haben wir einen auffallend dicht besiedelten Landstrich vor uns. Kleinere Teiche (und abseits des Schienenwegs größere Bassins) kommen hier einer massenhaften Geflügel- und Viehzucht zustatten, welch letztere überhaupt an der Nordseite des Gebirgs den vorherrschenden Unterhalt bietet. Zweifellos würde auch in dieser baumlosen Steppenfläche Getreidebau erfolgreich sein; aber die Leute finden das Pflügen und Ernten zu wenig anziehend, obwohl sie z. B. für Heizung im Winter starken Strohbedarf haben, auch für die Dachung ihrer Lehmhäuser und für Zäune. Unter den rothen und grünen Blechdächern einzelner Anwesen wohnen Großgrund- oder -herdenbesitzer und einfache deutsche Bauern. Wenn Letztere auch manchenorts nur strohgedeckte Lehmhäuschen besitzen, wie z. B. weiter südöstlich in Alexandrowsk, so signalisirt doch hier wie in Südrußland das festgebaute Haus mit farbigem Dach und Anstrich und die solide Umfriedigung des Gehöfts die meisten Deutschen. Von solchen Beobachtungen zog plötzlich eine Gruppe von Berggestalten ab. In unmittelbarer Nachbarschaft der Eisenbahn tauchen in der wagrechten Ebene wohlgeformte, spitze Pyramiden und schulgerechte Kegelberge auf, theils mit Waldgrün, mehr aber mit sommerdürrem Grase bekleidet. Wir befinden uns im Bereiche der oft genannten „Mineralbäder“ und bald an der Station „Mineralwasser“. Einige Kilometer vor der letzteren näherte

[1]) Merzbacher, Aus den Hochregionen des Kaukasus, I, S. 125. (2 Bände, Leipzig, Duncker u. Humblot. Demnächst im Buchhandel ausgegeben.)

[2]) C. Hahn (Tiflis), Kaukasische Reisen und Studien, S. 52.

[1]) Meteorol. Zeitschr. 1896, auf Grund einer Publikation des Leiters der russischen meteorol. Zentrale zu St. Petersburg, A. Karminsky (1895) über eine 20jährige Periode.

sich zur Linken der etwa 100 m über die Ebene aufragende Kumberg. Als wäre er senkrecht von oben gespalten worden, besitzt dieser nördlichste der trachytischen Berge nur noch eine schmale graue Gipfelruine, eine hälftige Spitze. In denselben Zeiten, in denen die Basalte der Rhön und des Fichtelgebirgs sich nach oben drängten, kamen an den Bruchlinien des sich faltenden Kaukasus diese Eruptivbildungen als Intrusivvulkane empor, blieben also zunächst noch von den mitgehobenen Sedimentgesteinslagen (meist Kreidekalk) bedeckt. Das Erscheinen von etwa 50 Mineralquellen aber, deren Temperatur meist zwischen 23° und 27° C aufzeigt, erweist sich nicht an die vulkanischen Erhebungen geknüpft, sondern nur an die entstandenen Bruchlinien, so daß einer der meistbesuchten der (fünf) Badeorte, Kislowodsk, erst innerhalb des Kaukasus sich entwickelte.

Eine Zweigbahn führt uns zu den Bädern. Man wird deren Nebenlinie nach Scheljesnowodsk (Eisenwasserort) schon zum Zweck der Besteigung des Beschtau, 1400 m hoch, benutzen, da ein herrliches Panorama des Elbrusgebietes und des Flachlandes eine zweistündige Wanderung reichlich lohnt; allein wegen Bewölkung mußten wir darauf verzichten. Die Ausstattung der Badeorte ist im ganzen ziemlich gleichartig: wir finden ein großes behagliches Restaurant mit Terrasse und laubreichem Garten, freundliche Villen mit Balkonen oder Veranda (für längeren, meist wenigstens einmonatigen Aufenthalt); schattige Spazierwege, auch einen Kurpark. Hauptort ist die Kreisstadt Pjatigorsk (= Fünfbergort) unter dem Maschukaberge, einem länglichen Gewölbe ohne Zutagetreten seines Trachytkerns. Von 15,000 Menschen bewohnt, wird Pjatigorsk schon durch seinen eleganten Bahnhof als Stadt ausgezeichnet, in deren „Kurhotel Böttcher“ uns die Tscherkessentracht des behäbigen Besitzers an die hiesige Verbindung westeuropäischer und orientalischer Kultur gemahnt. Ueber die meist einstöckigen Gebäude der sehr breiten, geraden Straßen erhebt sich stattlich die Kathedrale mit ihren fünf hellblauen Kuppeln. Kathedralen sind in Rußland auch die von selbständigen Aebten verwalteten, sowie viele durch Legende oder Geschichte bevorzugte Gotteshäuser. Für die in der Oberleitung straff zentralisirte nationalrussische Kirche ist es werthvoll, viele derartige Sammelpunkte über das weite Gebiet hin zu besitzen. Denn die Aufspeicherung ihrer Geldmittel, ihre sich mehrenden Liegenschaften, Bauten und Schätze sichern neben der moralischen Geltung der Heiligthümer einen vielgestaltigen Einfluß.

Von den Kurbaulichkeiten von Pjatigorsk hinweg führt die Zweigbahn im Podkumokthale aufwärts zu den Bädern Essentuki und Kislowodsk, letzteres am Durchweg des Flüßchens durch die zweite Erhebungsfalte des Kaukasus. Sein monumentales Kurhaus sammt Theater, die eleganten kleinen Cafés im Kurpark, die Kolonnade, tscherkessische Regimentsmusik u. s. w. bezeugen die Werthschätzung des Orts. Seine große Quelle Narsan (= Riesentrank) liefert täglich etwa 24,000 l moussirendes, kohlensaures Wasser, ähnlich dem Apollinaris. Mit der wachsenden Frequenz dieser Kurorte, gefördert durch die russischen Personenfahrpreise, verbindet sich ohne Zweifel eine Hebung der Bereisung des mittleren Kaukasus und manche wissenschaftliche Forscherthätigkeit mindestens für die Umgebung des Elbrus.

Der Anblick dieses Gebirges fesselte uns bald nach der Rückkehr zur Station Mineralwasser auf dem südöstlichen Wege: hellschimmernd in gewaltiger Höhe ragten seine beiden firnbekleideten Gipfel hinaus über eine gelbe Atmosphäre, welche das Gebirge im übrigen verdeckte. Es waren dies kräftige Staubnebel, wie wir sie neben Troupen auch sonst in Rußland sahen. Sie lassen verstehen, wie schon nach wenigen tausend Jahren eine lößverwandte Lage oder unter der chemisch verändernden Einwirkung der Wurzelwelt in Gebieten mit sehr warmen trockenen Sommermonaten der Tschernosjom („Schwarzboden“) sich bilden kann, besonders auf Steppenebenen, wo das Gras der Staubablagerung Vorschub leistet. In verwandten Bodenstrichen ging es längs des lebhaften Terek, aus welchem man frischgefangene Forellen an zwei Stationen anbot, und über Beslan, wo die Petroleumwagen aus dem ölreichen Revier von Grosny, und weiter östlich von Petrowsk am Kaspisee herankommen, in die maisbedeckte Ebene von Wladikawkas.

Diese Stadt mit 5600 Einwohnern wird leicht als Ziel einer Anzahl von Verkehrswegen und als besuchter Waarenmarkt ersichtlich, welchem bis vor wenig Jahren auch eine stärkere Garnison und Militärschulen zugute kamen. Breite Straßen, Baumreihen und Alleen, ein hübscher Stadtpark und größere schattige Gärten, dazu die wohlgehaltenen, meist steinernen Häuserreihen deuten ein gewisses Behagen des Daseins an. Das „Hotel Europa“ erfreute auch mich mit theilweise deutscher Bedienung, zumal wie in Pjatigorsk auch hier eine deutsche Gemeinde besteht, von dem tüchtigen Pastor Treufeld wohlversehen. Früh am Morgen ging es mit zwei überaus angenehmen Franzosen aus Paris, welche mit mir einen Landauer bis Tiflis um 65 Rubel mietheten, am Terek ins Hochgebirge hinein. Hiermit war freilich auf den genußreicheren westlichen Uebergang der „ossetischen Militarstraße“ verzichtet, von welcher aus man an den Gletschern des riesigen Adai-Choch vorüber und in das Berggebiet Swanetiens gelangt, dessen Schönheit und Farbenzauber Hahn nicht minder preist als Merzbacher; nach Letzterem wird es „weder vom Berner Oberland noch von Judicarien, weder vom Cortina- noch vom Cervedolethal erreicht“ (a. a. O.). Doch beansprucht diese Linie ein Mehr von etwa fünf Tagen, ist den Störungen durch Unwetter mehr unterworfen, weniger fahrbar und führt von Tiflis weitab hernieder. Uebrigens erhebt sich auch an der von uns eingeschlagenen „grusinischen Heerstraße“ das Gebirge alsbald mit hochragenden Felskämmen, den rissigen Vorbastionen jener furchtbaren Naturfeste, auf welcher die Götter so unerbittlich an Prometheus Rache nahmen, oder der Fortsetzung jenes östlichen Hochreviers, auf welchem noch vor 40 Jahren Schamyls heroischer Widerstand die Bewunderung der Welt errang. Die untere Zone und die mittleren Stufen überzieht allerdings freundliches Laubgehölz, ohne daß es jedoch diesem emporgefalteten Kalkgebirgstheile an Wechsel der Formen und der Farbe mangelte. Zunächst erinnerten konglomeratähnliche Lager von Schutt mit dichtgedrängten Rollsteinen an den mächtigen Rücklaß glazialzeitlicher Moränen. Es gestatten ja die nahen und steilen Hänge des Thales großentheils nur eine geringe Ausdehnung der Gletscher in die Breite, während der Fluß bei starkem Sinken des Kaspisees am Ende der Glazialzeit ein sehr rasches Gefälle erhielt, so daß seine abtragende Kraft nur wenig seitwärts, vielmehr fast nur senkrecht wirken konnte. Aber auch soweit von unsrer Thalsohle festes Gestein emporging, bezeugte dessen Steilheit, daß die letzte große Erosionsarbeit des Terek in beschleunigtem Tempo durchgeführt wurde, doch wohl nur infolge der Tieferlegung des nördlichen Vorlandes. Plastische Wirkungen des Wassers, wenn auch nicht ständig fließender Bäche, boten sich auch beim Blick auf die Höhenprofile: vortretende Rippen und Karformen ließen des Wetterstein- und Karwendelgebirges gedenken, bevor wir zur Station Lars einbogen.

Des Dörfchens Bewohner sind meistentheils Osseten, welcher iranische Stamm bis über die Paßhöhe hinaus und westwärts wohnt, 80,000 Köpfe stark. Sie sind von schlankem, wohlgestaltetem Körperbau, auch von feiner Kopfbildung und scharfgeschnittenem Profil, soweit Männer und

Knaben in Betracht kommen. Ihre Dürftigkeit erklärt sich nur zum Theil aus der Armuth dieses Thalgebietes an Wald und Waide, theilweise aber aus der Arbeitsscheu der Männer. Die leidlich festen oder europäisirten Anwesen von Lars schienen uns von armenischen und russischen Besitzern herzurühren, während das benachtbarte Kosakenkasernement (wie weiterhin regelmäßig) aus hellen, rothgedeckten Parterrewohnungen in längerer Linie bestand. Zur Rechten des Thales sahen starke Reste einer Burg von einer Terrasse herab; insbesondere wohlerhalten war der nach oben verjüngte viereckige Thurm, die allgemeine Form der alten Schutzthürme in den Orten der Osseten, deßgleichen in Grusien und Swanetien. Ein riesiger „erratischer Block“ aus dem 19. Jahrhundert, in die Ebene des Thalkessels infolge eines Ausbruchs des Kasbekgletschers Dewdorak herabgeführt, erinnert uns kräftig an die Naturgewatten dieser Gebirgswelt. Solches geschieht anhaltender und noch eingreifender in dem bald erreichten berühmten Schluchtweg, welcher seinen Namen Darjal wohl nach einer nralten Burg erhalten hat. Reste desselben zeichnen einen Felsenhorst nahe dem südlichen oder oberen Eingang aus. Schwerlich wird eine glaubwürdige Schilderung das Wilde und doch auch Todesstarre diesee gigantischen Klamm in übertreibender Weise wiederzugeben vermögen. Wir deuten nur wenige Züge derselben hier an. Senkrecht oder nur wenig geböscht stürzen die rissigen oder konlav und konvex profilirten Felswände, meist grauer Granit und krystallinischer Schiefer, hunderte, ja über tausend Meter ab; zwischen ihnen hat nur der Fluß, aber sehe oft nicht anch die Straße Raum, welche dann in Aussprengungen oder durch kurze Tunnel verläuft; schäumend drängt sich das trübe Wasser des Terek vorwärts, in dessen Bett mächtige Felsblöcke poltern, wie von ergrimmten Dämonen hernieder geschleudert; nur mit geräuschvollem Wellenschlag kann sich der Fluß vorbeidrängen. Auf den Höhen abee zeigt sich nur zuweilen weit oben eine bescheldene Terrasse mit braungrünlicher Vegetation, und übee der Schluchtspalte bildet oft ein nur schmaler Streif des hellen Himmelsblau den einzigen mildernden Gegensatz zu dem düsteren Felsdunkel. Jedenfalls bestätigt diese großartigste Wegstrecke die vorige Erklärung über die rasche Tieferlegung des unteren Tereklaufes, welcher dadurch ein derart heftiges Gefälle erhielt, daß er mit so großem Erfolge nach rückwärts erodiren konnte; die Härte des Gesteins aber verhinderte durch Widerstand gegen die Verwitterung die Bildung einer Böschung. Den oberen Beginn dee Darjalschlucht deckt eine neuere Befestigung sammt zwei zinnengekrönten Thürmen, von wo aus man in eine freundlichere, aber stets von mächtigen Felsformen begleitete Thalstrecke eintritt. Zur Linken ein weißschäumender Bach, rechts Massenreste eiszeitlicher Moränen, welche tief zernagt an das Anfangsstadium von Erdpyramiden erinnern, dann recente Blockausschüttungen längs des Terek, wohl meist von den Dewdorakausbrüchen bewirkt. Der schlimmste von den Murgängen dieses Gletschers, welche auch vorübergehend den Fluß ganz verlegen konnten, erfüllte im Jahre 1832 das Thal 80—90 m hoch mit schmutzigen Eismassen und führte auch den großen Lermontowblock nach Lars (Guide des 7. internationalen Geologenkongresses, XXII, 12).

Das Gestein dieser Strecke, schwarzbraune, dünne Bänke der Grauwackenzeit, macht weiterhin dem noch dunkleren Andesit des Kasbek Platz. Gleichwohl wird hier die Landschaft freundlicher und belebter. Bald treten Getreidefelder und Wiesengrün, die farbigen Dächer des russisch gebauten Dorfes Kasbek und sein großes, ansprechendes Stationsgebäude, das helle Rothbraun von Grusiern wechselnd mit dem Schwarz der Osseten, und nordwestlich oben ein ossetischer Aul vor das Auge, Züge eines lebensvollen, fesselnden Bildes in formenreichem Hochgebirgsrahmen. Den Uebergang zu letzterem bildet die Erscheinung von zwei stumpfen Thurmpyramiden auf einer Vorbastion des Kasbeksockels. Auf dem fünfviertelstündigen Anstieg kamen wir nahe an jenem Aul, Gergeti, vorübee, einem Beispiele der armseligen Wohnorte genannten Volkes. Schwarzgraue längliche Häuschen, vorn mit offenem Eingang und bei Tage leeren Fensterhöhlen, reihen sich auf schwärzlichem Felshintergrund aneinander; kein Busch oder Baum bringt ein anheimelnderes Moment in diese trübe Erscheinung. Oben auf der erstrebten Gipfelfläche steht verwahrlost eine uralte Kieche zur hl. Dreieinigkeit, plump, aber sonst eine richtige Basilika; benachbart erhielt sich ein mehr quadratischer Bau, wohl ursprünglich eher als Burg, denn als Kloster entstanden; er verjüngt sich in einen kurzen Thurm. Vom Kasbek aber trennt uns ein Schluchtthal, theilweise in Moränenschutt eingeschnitten, während den Berg selbst auch heule wie zumeist am Abend Nebelwolken einhüllen; man sieht nur einen mäßig zergliederten und furchenreichen Theil seines gewaltigen Unterbaues. Das Ganze ist das Ergebniß einer machtvollen und nach längeren Unterbrechungen wiederholten Eruptivthätigkeit, welche mindestens in die Glazialzeit hereinreichte; denn nach Süden hin finden sich Moränenablagerungen von seinem Gestein überdeckt (Guide XXII, 16). Erinnert auch die Gipfelform dieses vierthöchsten Kaukasusberges (5043 m) an Domvulkane, so erkannte man doch Reste eines riesigen Kraters unter der heutigen Andesitkuppe.

Ihr Anblick ward uns erst nach einer unruhigen Nacht zutheil, die in dem Schlafzimmer der Station mit noch fünf Gästen, darunter auch einem russischen Oberst, zuzubringen war. Um das wirkungsvolle Naturschauspiel noch zu erhöhen, entschleierten die Wolken ganz sachte die majestätische Kuppel des hohen Domes, welche sich mit schimmernder Firndecke so licht vom bläulichen Aether und vom Schwarz der Felsenhöhen abhob. Aber auch der weitere Weg bis nahe zum hohen Scheitelpunkt der Straße beschäftigte das Auge in erwünschter Weise. Bald besuchen wir im Basalt über der Straße eine Halbhöhle, bald zeigt sich auf grüner Grasfläche an der Mündung eines wasserlosen Schluchtthales neben uns das Bild einer Karawane noch schlummernder Grusier, oder es haftet oben zur rechten ein brauner Aul, von zwei alten Schutzthürmen flankirt. Dann ändert sich Form und Farbe dee Berghöhen: helle, kalk- oder mergelreiche Bänke bilden grasbewachsene Terrassen und konvexe Vorsprünge. Vor uns aber tritt über Ernteseldern das malerische Sion auf schmalem Vorsprung weit ins Thal herein, durch seine weiße massige Wallfahrtskirche, farbige kubische Häuschen und einen hohen Rundthurm an einstiger Ringmauer charakterisirt. Zur rechten alsbald dahintee übeerascht ein anderes Dorf innerhalb der Fetsen einer horstähnlichen Stufe angelegt, und von den Resten einer kleinen Burg überragt. Nicht nur hier, sondern auch schon längs des dorfarmen bisherigen Weges wundert man sich, angesichts der großen Armuth der Thalhänge an Wald und Weideland und bei dem Mangel jeder anderen Erwerbsstätte, über die Zahl der Ortschaften. Nur aus der dürftigsten Lebenshaltung, vor allem der Frauen und der Jugend, und aus manchem Verdienst, welchen die Stationen gewähren, sowie aus zeitweiligem Arbeiten im Kaukasusvorlande läßt es sich erklären, warum dieses Gebiet nicht noch weniger bewohnt ist. In einer grünen Thalweite kommen wir zu den getrennten Theilen des Dorfes und der Station (sammt Kaserne) Kobi, 1984 ü. d. M., wo wir den Terek verlassen. In sanften Windungen geht es die einfache Höhe zum Kreuzbergpasse hinan. So regelmäßig auch beim Rückblicke die Bergconlissen sich zu folgen scheinen: es waren die Höhen doch immer mannichfaltig und imposant. Dies ändert sich oben, abgesehen von

der Kreuzbergform an der Ostseite. Die Höhe der Straße auf der Krestòdaja gorà (= Kreuzberg) gibt ein Wächterhaus und ein Obelisk zu 2788 m an. Von der baumlosen grasigen Stätte aus, wo am Septemberanfange nur noch blumenlose Primeln, Azaleen und Salbeistauden zu sehen waren, weitet sich nun der Blick nach Süden: wir empfinden die behagliche Vorfreude auf ein lebensreicheres Land.

Ueber den Begriff und die Bedeutung der Konterbande.

Von Dr. Gustav Walter.

In dem Kampfe der Vereinigten Staaten von Amerika mit Spanien sind auch Streitigkeiten über die Anwendung und Auslegung des Begriffs Konterbande aufgetaucht. In den Berichten über die Ereignisse dieses Krieges wird oft von Kriegskonterbande gesprochen. Da dieser Begriff kein fest umgrenzter und bestimmter ist, so dürften einige Ausführungen hierüber an dieser Stelle nicht unerwünscht sein.

Seit alters her haben Staaten ihren Unterthanen die Zufuhr gewisser Güter nach Ländern verboten, mit denen sie Krieg führten. Römische Gesetze bedrohten diejenigen mit Todesstrafe, welche den Barbaren Waffen oder Kriegsmunition verkauften oder zuführten. Ein solches Gesetz ist uns aus der Zeit des Kaisers Marcian in der lex 2 Cod. IV, 41, quae res exportari non debeant erhalten.

Die Päpste verboten im Mittelalter die Zufuhr von Waffen, Eisen und Brennholz an die Sarazenen und an die Ketzer, bei Strafe des Bannes und der Sklaverei. Daher stammt der Ausdruck „Konterbande" contra bandum, contra bannum, eine gegen den Bann gerichtete, verbotene und deßhalb verfallene Waare. Die Verbote der römischen Kaiser richteten sich an die römischen Bürger, die der Kirche an die Katholiken. Der völkerrechtliche Begriff der Konterbande aber tritt erst mit der Entstehung bedeutender Kriegsmarinen, mit der Einführung des Kapereisystems, mit der Ausgestaltung der völkerrechtlichen Neutralität hervor.

Während der letzten Jahrhunderte haben sich die Seemächte meistens ausdrücklich das Zugeständniß gewährt, daß jede kriegführende Macht die Neutralen an der Zufuhr der sogenannten Kriegskonterbande hindern und dafür strafen dürfe. Zahlreiche Handels- und Schiffahrtsverträge wie Gesetze der Staaten geben hiefür Zeugniß. Es besteht daher zweifellos ein internationales gemeinsames Recht der Kriegskonterbande.[1]) Ueber die Natur der Waaren freilich, welche zur Konterbande gehören, bestand seit jeher Zweifel. Diese Zweifel sind bis auf den heutigen Tag nicht gelöst.

Grotius hat in seinem für die Wissenschaft des Völkerrechts grundlegenden Werke „de jure belli ac pacis" (zuerst in Paris im Jahre 1625 erschienen) zwischen Kriegsartikel und Gegenständen, die auch außerhalb eines Krieges gebraucht werden, die er res ancipitis usus nennt, unterschieden. (l. III, c. 1 § 5.) Diese zweifelhaften Artikel festzustellen, war der Hauptzweck der zahlreichen Verträge, welche vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis auf unsre Zeit über die Konterbande geschlossen worden sind.

Wo Verträge fehlten, zogen die kriegführenden Mächte selbst die Grenzlinie, und es lag in der Natur der Sache, daß kriegführende Seemächte den Begriff auszudehnen versuchen, während Staaten, bei denen die Interessen freier Frachtfahrt überwogen, bestrebt waren, den Begriff einzuschränken. In der Geschichte, namentlich in der Geschichte Englands und Frankreichs, finden sich hiefür zahlreiche Beispiele. Unter der Regierung der Königin Elisabeth von England wurden außer Kriegsartikeln auch Lebensmittel und Schiffsmaterial als Konterbande erklärt. Ein Vertrag Frankreichs mit den Hansastädten von 1655 verbot nur Waffen und Segeltuch, gab aber Lebensmittel frei. Ein Vertrag zwischen Frankreich und England vom Jahre 1677 verbot alle Waffen, gab jedoch Metalle, Lebensmittel und Manufakturwaaren frei.

Zwischen Friedrich dem Großen und England kam es auch einmal im Jahre 1744 über die Ausdehnung der Konterbande zu einem Streite. England hatte den preußischen Gesandten auf seine Anfrage erklärt, daß Schiffsbauholz im gegenwärtigen Kriege nicht als Konterbande gelte, gleichwohl hatte England preußische Schiffe, welche Schiffsbauholz nach Frankreich brachten, weggenommen. Friedrich der Große setzte später eine Entschädigung hiefür durch.[1]) Erst eine auf Anregung der Kaiserin Katharina von Rußland zustandegekommene Deklaration, welche den Verträgen mit Dänemark und Schweden von 1771 zugrunde gelegt wurde (sogen. bewaffnete Neutralität), trat den Versuchen, den Begriff der Konterbande auszudehnen, entgegen, indem erklärt wurde, daß nur diejenigen Waaren als Konterbande anzuerkennen seien, welche in den Verträgen der Kontrahenten mit der einen oder anderen Kriegsmacht begriffen seien. In den Jahren 1781—1783 traten dieser Deklaration auch Niederlande, Preußen, Oesterreich, Portugal, Frankreich und die Vereinigten Staaten bei.

Es ist gerade jetzt angemessen, an den Vertrag vom 10. September 1778 zu erinnern, den die Vereinigten Staaten mit Preußen abgeschlossen hatten. Nach Art. 13 dieses Vertrages soll selbst notorische Konterbande, wie Waffen, nicht der Wegnahme, sondern nur der Beschlagnahme unterliegen und entweder volle Zahlung des Werthes oder eine Entschädigung bei späterer Rückgabe für den Verlust geleistet werden. Diese weitgehende Bestimmung ist jedoch in die späteren Verträge zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten von 1799 und 1828 nicht aufgenommen worden. Ob der Vertrag von 1828 noch heute von den betheiligten Staaten als bindend angesehen wird, ist nicht unzweifelhaft.

In dem Vertrage mit England vom 28. Okt. 1794 gaben die Vereinigten Staaten zu, daß auch Schiffsbauholz, Theer, Harz, Kupferplatten, Segel, Hanf, Tauwerk und allgemein, was zur Ausrüstung der Schiffe dienen kann, mit Ausnahme des unverarbeiteten Eisens und der Fichtenbretter, Konterbande sein sollten. Doch soll auch hier Entschädigung gewährt werden. In anderen Staatsverträgen, z. B. in den Verträgen zwischen den Vereinigten Staaten und Peru vom Jahr 1870, zwischen den Vereinigten Staaten und Italien vom Jahr 1871 werden Waffen und alle übrigen für den Kriegsgebrauch zu Wasser und zu Lande geeigneten Gegenstände als Konterbande erklärt, und identische Bestimmungen finden sich auch in den Verträgen des Deutschen Reichs mit Costa Rica vom 18. Mai 1875, in den Verträgen des Zollvereins mit Mexico vom Jahre 1869 und mit Salvador vom Jahre 1870.[2])

Eine allgemein verbindliche, einheitliche Lösung der Frage, was als Konterbande zu gelten hat, besteht demnach nicht.

Die moderne Doktrin des Völkerrechts geht von jenen Unterscheidungen, welche in den früheren Jahrhunderten hier nach dem Vorbilde des Grotius üblich waren, ab und sucht den Begriff der Kriegskonterbande unter Berück-

[1]) Vgl. *Gessner*, Le droit des neutres sur mer, S. 82 ff.; *Hautefeuille*, Droits et devoirs des neutres, II, titre VII; Perels, Seerecht, II. Theil, 3. Absch. Geffcken, in Holtzendorffs Handb. des Völkerrechts IV. S. 713 ff. *Hall*, Treatise on intern. law, 1880, Part. V, § 5.

[1]) Vgl. Geffcken a. a. O. S. 717.

[2]) Vgl. Geffcken a. a. O. S. 718 f.

sichtigung der konkreten Umstände des einzelnen Falles zu bestimmen.

Bluntschli erklärt in seinem Völkerrecht, daß als Kriegskonterbande diejenigen Sachen zu betrachten sind, welche einer Kriegspartei „zum Behuf und zur Unterstützung der Kriegführung als Kriegsmittel und Kriegsausrüstung“ zugeführt werden, daß also abgesehen von besonderen Verträgen a) Kriegswaffen, Kanonen, Gewehre, Säbel, Kugeln, Pulver und ähnliche Kriegswerkzeuge, b) Salpeter und Schwefel (als Hülfsmittel zur Pulvererzeugung), c) Kriegsfahrzeuge, d) feindliche Kriegsdepeschen, die im Interesse einer Kriegspartei transportirt werden, unter den Begriff der Konterbande fallen.[1]) Die Zufuhr von Gegenständen, welche auch dem friedlichen Gebrauche dienen, wie insbesondere Kleidungsstücke, Geldsummen, Pferde, Schiffsbauholz, Segeltücher, Eisenplatten, Dampfmaschinen, Brennkohlen, Privatschiffe u. s. w. sei in der Regel als erlaubt zu betrachten, und dürfen solche Waaren nur ausnahmsweise als Kriegskonterbande behandelt werden, wenn entweder die besonderen Verträge sie als solche bezeichnen, oder wenn im einzelnen Falle erweisbar sei, daß die Zufuhr einen unmittelbaren Bezug auf die Kriegführung habe und zugleich die Unterstützung derselben beabsichtigt war, wie z. B. zur Uniformirung der feindlichen Truppen, zur Lieferung von Kriegssubsidien, zur Ausrüstung der feindlichen Kavallerie mit Pferden, zur Erbauung von Panzerschiffen und Kriegsfahrzeugen, zum Transport feindlicher Truppen. Die Vermuthung aber sei jederzeit für den friedlichen Gebrauch.

Damit ist im allgemeinen die Anschauung der Theorie wiedergegeben, wenngleich im einzelnen mannichfache Meinungsverschiedenheiten austreten.

Zu betonen ist jedoch, daß eine ungerechtfertigte Ausdehnung des Begriffs der Konterbande jedenfalls die kriegführende Partei selbst schädigt.

Das Institut de droit international, eine Vereinigung hervorragender Theoretiker und Praktiker auf dem Gebiete des internationalen Rechts, hat in der Versammlung zu Zürich im Jahre 1877 als Konterbande diejenigen Gegenstände bezeichnet, die für den Krieg bestimmt oder zu unmittelbarer Verwendung für den Krieg geeignet sind, und im Anschluß hieran den Wunsch ausgesprochen, daß bei Beginn des Krieges im voraus die dahin zu rechnenden Gegenstände von den Staaten genau bestimmt werden.[2])

Ob Kohle Konterbande ist, läßt sich im allgemeinen nicht sagen; Kohle ist Konterbande, wenn und so weit die Kriegsschiffe der Kohle zu kriegerischen Handlungen bedürfen; dies hat z. B. die englische Regierung anerkannt, als sie im Jahre 1870 die Zufuhr von Kohlen an die französische Flotte für die beabsichtigten Unternehmungen in der Nordsee verboten hat.

Hingegen ist Kohle nicht Konterbande, wenn sie nur zu dem Zweck geliefert wird, den Kriegsschiffen das Erreichen des nächsten Hafens zu ermöglichen. In Frankreich scheint Kohle überhaupt von der Konterbande ausgeschlossen zu werden, und nach einer Meldung aus den letzten Tagen soll die italienische Regierung es gleichfalls so halten, während die britische Regierung vor wenigen Wochen im Unterhause erklären ließ, daß es auf die Umstände des Einzelfalles ankomme.

Die Frage, ob Lebensmittel Konterbande seien, ist heute wohl als gelöst zu betrachten. Englische und deutsche Schriftsteller verurtheilen die Behauptung, daß Lebensmittel Konterbande sein können, entschieden.[3]) Die Frage ist im Jahre 1885 von neuem aufgeworfen worden, als mehrere für China bestimmte Reissendungen auf englischen Schiffen von französischen Schiffen weggenommen wurden. Lord Granville protestirte dagegen, daß Reis allgemein als Konterbande behandelt werde, und erklärte, daß die englische Regierung sich durch eine prisengerichtliche Entscheidung, welche Reis als Konterbande erklärt, nicht als gebunden erachten werde.

Aus demselben Jahre liegt auch eine bedeutsame Erklärung des Fürsten Bismarck vor. Bismarck antwortete auf eine Eingabe von 33 Hamburger Firmen, daß zwar die betheiligten Mächte „in jedem einzelnen Falle nach Maßgabe der Oertlichkeit und ihrer Interessen diejenigen Waaren bezeichnen, welche sie während der Dauer der Feindseligkeiten als Konterbande zu behandeln beabsichtigen“, daß er aber die in der Eingabe enthaltene Auffassung theile, wonach „die früher übliche Behandlung des Salpeters als Konterbande unter den heutigen Verhältnissen eine zwecklose Beschränkung des Handelsverkehrs darstellen würde, da derselbe zu Kriegszwecken nicht unmittelbar zu benutzen ist, sondern hiezu erst durch eine umständliche Verarbeitung verwendbar gemacht werden kann, zu deren Vornahme bei dem gegenwärtigen Stande der Kriegführung während der letzteren kaum noch ein Bedürfniß vorhanden sein wird.“

Der Versuch, Geld als Konterbande zu betrachten, ist durch die modernen Verkehrs- und Kreditmittel gegenstandslos geworden.

Die Art und Beschaffenheit der Waare allein macht sie lange nicht zu Konterbande; diese ist erst vorhanden, wenn die feindliche Bestimmung feststeht, mag auch die Waare an sich zweifellos zum Kriegsgebrauch dienen. Zwischen neutralen Häfen und für die Fahrten von einem feindlichen nach einem neutralen Hafen gibt es keine Konterbande.

Die feindliche Bestimmung beginnt, sobald das Schiff mit der Konterbande seine Reise nach dem Hafen der Kriegführenden angetreten.[1])

Die Folge der Betretung mit Konterbande ist nach uraltem Herkommen die Wegnahme der verbotenen Gegenstände und Konfiskation derselben im Wege der Prisengerichte. Die Transportmittel, namentlich die Schiffe, werden regelmäßig nur dann als mitverfallen erklärt, wenn der Schiffseigenthümer oder Rheder davon Kenntniß gehabt hat oder wenn das Schiff dem Eigenthümer der Konterbande gehört.

In vielen Verträgen ist Konfiskation der Schiffe ausdrücklich ausgeschlossen, deßgleichen dem Schiffsführer die Befugniß ertheilt, durch sofortige Herausgabe der verbotenen Waare sich von jeder Störung der Fahrt zu befreien.

Das Recht der Wegnahme endet mit der Vollendung der Reise. Ein Schiff, das seine in Konterbande bestehenden Waaren gelöscht hat, kann auf seiner Rückreise nicht angehalten werden.

Da Lebensmittel nicht als Konterbande angesehen werden können, ergibt sich die für den Getreidehandel wichtige Folge, daß neutrale Schiffe mit Getreideladung nicht mit Beschlagnahme bedroht werden können.

Die völkerrechtlichen Sätze über die Konterbande haben ihren letzten Grund darin, daß eine kriegführende Macht sich dagegen wehren kann, wenn ein neutraler Staat oder wenn Einzelne dem Gegner Dienste leisten. Nun gibt es sicherlich Dienste, die viel schädlicher wirken, als die Zufuhr von Waaren; z. B. die Zuführung von Kriegsmannschaft, die eine weit ernstere Hülfe bedeutet, als die Zufuhr von Waffen. Die kriegführende Macht, gegen welche diese Zufuhr von Mannschaft gerichtet ist, kann dieselben zu

[1]) Vgl. Bluntschli, „Völkerrecht der zivilisirten Staaten“; als Rechtsbuch dargestellt. S. 433 ff.

[2]) Vgl. Annuaire, 1878, S. 113.

[3]) Vergl. *Hall*, Intern. law. p. 619, *Phillimore*, Intern. law. III, p. 433, Geffcken, a. a. O. S. 722 ff.

[1]) Vergl. Geffcken a. a. O. S. 726 ff.

Gefangenen machen und das Schiff als verfallen erklären. Freilich ist der Thalbestand nicht immer zweifellos. Das Mitnehmen einiger Leute auf einem Passagierdampfer, die einer Macht Kriegsdienste leisten wollen, berechtigt noch nicht zur Wegnahme des Schiffes. Es muß bewiesen werden, daß die Leute wirklich im Kriegsdienste des Feindes stehen oder bei der Landung in denselben treten sollen, sodann muß der Eigenthümer des Schiffes oder der Kapitän wissen, daß die Leute in dieser Absicht sich einschiffen.

Der Beförderung von Militärpersonen steht die von Depeschen an den Feind gleich.

Bei bewiesener Beförderung von Depeschen im Dienste des Feindes ist das Schiff verfallen, da der der kriegführenden Macht erwiesene Dienst von höchster Bedeutung sein kann. Neutralitätserklärungen, so z. B. die Erklärungen von England, Spanien und Frankreich im Frühjahre 1861 bei Beginn des amerikanischen Bürgerkrieges, verbieten denn auch den Unterthanen meist ausdrücklich die Beförderung von Depeschen mit dem Hinweis, daß die Regierung Zuwiderhandelnde nicht beschützen werde. Gesandten und Beamten der Kriegführenden auf neutralen Schiffen muß es gestattet werden, sich ungehindert an ihren Bestimmungsort zu begeben. In dem interessanten Trentfall ist diese Frage aufgerollt worden.[1]) Slidell und Mason, zwei Agenten der konföderirten Staaten, gelang es im Jahre 1861, durch die Blockade von Charleston zu schlüpfen und nach der Havana zu entkommen, von wo aus sie auf dem neutralen englischen Postdampfer „Trent“ sich einschifften. Am 8. November 1861 hielt das Kriegsschiff der Vereinigten Staaten „San Jacinto“ den „Trent“ an und führte die beiden diplomatischen Agenten mit Gewalt vom Bord des „Trent“ weg. Das war wider das Völkerrecht.

Lord Russell verlangte die Auslieferung der Agenten und sagte in seiner Forderung an die Vereinigten Staaten, daß die gewaltsame Wegführung von Personen vom Bord eines britischen, eines neutralen Schiffes ein Gewaltakt, eine Beleidigung der britischen Flagge und eine Verletzung des Völkerrechts sei. Die beiden Agenten wurden denn auch Beginn 1862 von den Vereinigten Staaten freigegeben.

Im Madrider Amtsblatte vom 24. April d. J. war ein königliches Dekret enthalten, in welchem die spanische Regierung erklärte, „mit Rücksicht auf die Grundsätze des Völkerrechts nachstehende Regeln des Seerechts zu beobachten:

a) Die neutrale Flagge deckt die feindliche Waare mit Ausnahme der Kriegskonterbande.

b) Die neutrale Waare mit Ausnahme der Kriegskonterbande kann unter feindlicher Flagge nicht konfiszirt werden.

Interessant ist nun die Aufzählung der Gegenstände, welche die spanische Regierung als Konterbande ansieht. In Art. 6 des königlichen Dekrets heißt es wörtlich: „Unter Kriegskonterbande werden verstanden: Kanonen, Mitrailleusen, Haubitzen, Gewehre, sowie alle Arten von blanken und Feuerwaffen; Kugeln, Bomben, Granaten, Zünder, Kapseln, Lunten, Pulver, Schwefel, Salpeter, Dynamit, sowie jede Art von Explosivstoffen, Ausrüstungsgegenstände, wie Uniformen, Riemzeug, Sättel, Artillerie- und Kavalleriegeschirre; Maschinen für Schiffe und deren Zubehör, Schiffsschraubenwellen, Schiffsschrauben, Kessel und andere Gegenstände, welche zum Bau, zur Ausbesserung und Armirung von Kriegsschiffen dienen, sowie im allgemeinen alle Instrumente, Werkzeuge, Geräthschaften und Gegenstände, welche zum Kriege dienen, sowie alle, welche in Zukunft etwa unter dieser Bezeichnung verstanden werden können.“ Dies entspricht im großen und ganzen der Begrenzung des Begriffs der Konterbande im modernen Völkerrechte.

Man könnte nun die Frage aufwerfen, was nutzen alle Bestimmungen über Konterbande, wenn ein Staat sie nicht beachtet? Wer kann Richter sein über einen Staat, der die Rechtssätze des Völkerrechts mißachtet und verletzt? Dagegen ist zu sagen: Der Zwang ist nicht immer ein Merkmal des Rechts. Das Völkerrecht hat die Aufgabe, den internationalen Verkehr zwischen den Staaten zu fördern, im Frieden die Beziehungen der Staaten und der Nationen zu einander zu regeln und im Kriege unnöthige Härten zu mildern. So bildet das Völkerrecht eine Basis für das Nebeneinanderbestehen der Staaten, von der sich ein Staat nicht lossagen kann, ohne sich damit der Gesammtheit der anderen Staaten zu entfremden, ohne von der öffentlichen Meinung und von der Geschichte verurtheilt zu werden. Die Weltgeschichte ist auch hier ein Weltgericht.

Mittheilungen und Nachrichten.

u. **Athen.** Die Ausgrabungen auf Paros, die Hr. Dr. O. Rubensohn im Auftrage des Kaiserlich deutschen Archäologischen Instituts unternommen hat (vgl. Beil. Nr. 157), sind vorläufig zum Abschluß gelangt. Das Heiligthum des Asklepios, dessen Stelle durch frühere Inschriftfunde gesichert war, liegt nahe bei der heutigen Stadt Paroikia, auf einer Terrasse über dem Meere, die durch eine schroffe Felswand begrenzt wird. An dieser Felswand ist eine Quelle entdeckt worden, die in einem unten mit Marmor, oben mit Kalksteinquadern gefaßten Bassin aufgefangen wurde. Die Quelle hat ohne Zweifel den Anlaß zur Gründung des Heiligthums gegeben. Vor ihr, an der Felswand entlang, ziehen sich Fundamente hin, die aus Thonschieferplatten bestehen und, wie an einer Stelle noch erkennbar, aufgehende Mauern aus Marmorquadern trugen, deren vorzügliche technische Bearbeitung die Anlage etwa dem 5. Jahrhundert vor Christus zuzuweisen erlaubt. Die Mauerzüge schließen einen rechteckigen Hof ein, in dessen Mitte die Fundamente eines Altars liegen. An den Schmalseiten des Rechtecks laufen außerhalb noch je zwei parallele Mauerstrecken in ungleichen Abständen voneinander, deren Erklärung noch nicht ganz feststeht. Es wäre denkbar, daß eine Doppelhalle den Hof rechts und links abgeschlossen hätte. Kapitelle und Säulenschäfte aus Marmor sind in Bruchstücken gefunden worden. Doch muß ein sicheres Urtheil über die Bauanlage der weiteren Untersuchung vorbehalten bleiben. An Inschriften wurde eine reiche Ausbeute gemacht. Außer den üblichen Weihungen und außer einem noch nicht entzifferten größeren Dekret ist besonders das Bruchstück einer sehr alterthümlichen runden Statuenbasis aus parischem Marmor interessant, auf dem leider nur zwei Zeilen Schrift und diese unvollständig erhalten sind. In der zweiten Zeile steht der Name Mikkiades und das Wort Phoib..., es war also vermuthlich eine Weihung an Apollon. Daß wir in dem Mikkiades den berühmten chiotischen Künstler des 6. Jahrhunderts erkennen dürfen, ist eine verlockende Vermuthung. Der Vergleich der Schriftzüge mit der Basis des Mikkiades und Archermos aus Delos ergibt zwar eine allgemeine Uebereinstimmung des Alphabets und der Schrift, aber der Charakter der Schriftzeichen im einzelnen ist ein anderer, so daß sie jedenfalls von einer anderen Hand eingegraben sind, als die des delischen Steins. Ein endgültiges Urtheil muß auch hierüber noch aufgeschoben werden. Zum Schluß der achtwöchigen Kampagne wurde den Ausgrabenden noch eine besondere Ueberraschung beschert, indem eine jener alten Jünglingsfiguren, die man kurzweg als Apollo zu bezeichnen pflegt, zutage kam. Nur die Füße fehlen. Der Kopf ist ziemlich gut erhalten. Ganz Paroikia strömte hinaus, um den wiedererstandenen Gott zu betrachten, und Jeder, der ihn sah, brach in den Ruf aus: γελᾷ, er lacht. In der That ist der Mund besonders sorgfältig, in jener alterthümlichen Manier mit tief eingegrabenen Mundwinkeln, durchgeführt, und auch im übrigen ist die Ausführung so gut, daß sie fast an den Apoll von Tenea heranreicht und jedenfalls ungleich besser ist, als an der

[1]) Vergl. Marquardsen, Der Trentfall.

Mehrzahl der erhaltenen Exemplare dieser Gattung. — Die Stadtmauer des alten Paros wurde an allen drei dem Lande zugewendeten Seiten auf die ganze Länge bloßgelegt. Sie ist stellenweise noch einen Meter hoch erhalten und besteht, wie die Fundamente des Asklepiostempels, aus Platten von Thonschiefer; vermuthlich gehört sie dem 5. Jahrhundert v. Chr. an und wäre dann diejenige Mauer, die Miltiades vergeblich bestürmte. — In der Nähe der Stadt, auf einem grüngipfeligen Berg von 250 m Höhe über dem Meere fand Rubensohn eine Weihinschrift an Aphrodite in einer modernen Kapelle vermauert. Van einem antiken Heiligthum waren jedach auf diesem Gipfel keine Spuren zu entdecken. Dagegen trägt der andere, höhere Gipfel, von dem man einen herrlichen Blick über die Ebene bis zu dem großen Gebirgsmassiv im Innern hat, einen alten heiligen Bezirk, dessen Peribolosmauer ringsum zu verfolgen war. In der Mitte, auf der höchsten Stelle, liegt ein ovaler Altar, der zur Hälfte aus gewachsenem Felsen, zur anderen Hälfte aus aufgemauerten Steinen besteht. Rubensahn vermuthet hier das Aphroditeheiligthum, und findet einen Anhaltspunkt darin, daß unterhalb des Gipfels ein Heiligthum der Geburtshelferin Eibithyia liegt. In einer hahen Felswand, an der wiederum eine Quelle entspringt, entdeckte er mehrere Nischen, in die Reliefs oder Inschriftsteine eingelassen gewesen waren. Beim Wegräumen der Erde kamen viele Weihinschriften an Eibithyia und eine Anzahl Votivstatuetten zutage. Diese sind theils archaische Terrakattafigürchen einer sitzenden Göttin, also wohl der Eibithyia selbst, theils Bilder von Kindern in hockender Stellung. — An der Stelle, wo im varigen Jahre das Ergänzungsstück zum Marmor Parium herausgekammen war, wurde festgestellt, daß ein systematisches Suchen nach dem Reste der Inschrift keinen Erfalg versprach. Es kam bei dieser Tastung ein parischer Staatsvertrag zutage, ferner eine Palizeivorschrift, in schönen großen Buchstaben des beginnenden 5. Jahrhunderts säuberlich auf Marmor geschrieben, daß Niemand den Weg verunreinigen solle, bei Strafe von 51 Drachmen. — Hr. Dr. Rubensahn hat sich um Paros nach dadurch verdient gemacht, daß er deim Bürgermeister die Gründung eines Museums durchsetzte, das in einem Nebenraum der Hauptkirche untergebracht ist und zu dessen Epistaten der Scholarch Hr. Naopliotis bestellt wurde. Was sich an Skulptur- und Inschriftstücken in Feldmauern, im Straßenpflaster der Stadt und sanstwo vorfand, ist dart zusammengetragen worden, und die Parier, für die damit die Epoche des archäalogischen Interesses begonnen hat, legten ihren Eifer für die neue Einrichtung durch zahtreiche Schenkungen aus Privatbesitz an den Tag. Auch das Stück der Marmorchronik befindet sich jetzt im Museum. Hr. Rubensohn gedenkt im Herbst seine Untersuchungen fortzusetzen und vor allem nach dem bisher vergeblich gesuchten, aber durch frühere Inschriftfunde bezeugten Demetertempel zu forschen.

* Ueber das bisher nur dem Namen nach bekannte Zwergvolk der Bakellis in Kamerun schreibt der Kammandeur der dartigen Schutztruppe, Hauptmann v. Kampt, in dem Bericht über die Bana-Bule-Expeditian, der im „D. Kalonialbl." veröffentlicht wird, falgendes: „Während des Aufenthalts in Tunga (März 1898) war es mir vergönnt, zum erstenmal mehrere Leute des bisher nur dem Namen nach belannten Zwergvalkes der Bakellis zu sehen. Die Bakellis bewahnen den westlichen Urwaldgürtel und kommen hauptsächtich im Ngumba-, Bakoka- und Buligebiet vor. Nach wiederhotter Auffarderung brachte man mir einen Häuptling und sieben Männer dieses Volks. Ich habe die Körpergröße dieser acht Leute gemessen, die van 1.45 bis 1.60 m varirt. Die Bakellis haben sich augenscheinlich schon mit anderen Stämmen gemischt, nur bei den kleinsten Männern waren die hellere, beinahe gelbe Hautfarbe und die eckigen, starkknachigen Gesichter zu demerken. Schan während meines Aufenthalts in Matemape war von einer Patrouille ein Bakelliweib und ein Knabe ergriffen warden. Nur der Knabe schien von reiner Rasse zu sein. Beide entwichen, absichtlich nicht streng bewacht. Späterhin kaufte ich in Lolodorf von einem Ngumbahäuptling ein ausgewachsenes Bakellimädchen frei, dasselbe ist 1.24 m graß; ich habe es behufs Messungen und Abbildungen nach Kamerun gebracht. Die Bakellis sallen fleißige Gummisammler und Jäger sein, tratzdem werden sie von den anderen Stämmen verachtet und werden kaum als Menschen angesehen."

L. Die Francke'schen Stiftungen in ihrem 3. Jahrhundert van Dr. W. Fries, Direktor der Francke'schen Stiftungen. Halle 1898. — Die im Juni abgehaltene 200jährige Jubelfeier der Francke'schen Stiftungen ist die Veranlassung geworden, daß viele Schriften über das Wesen, über die Geschichte und die Wirksamkeit dieser graßartigen Schulanstalten erschienen sind. Für die wichtigste hatten wir die vorliegende des jetzigen Direktors der Stiftungen, Dr. W. Fries. Die hier vorgeführten Lebensbilder der Direktaren der Stiftungen und des berühmten, um die Francke'schen Anstalten und um die Hochschule hochaerdienten Kanzlers Aug. Herm. Niemeyer, der unter großen Schwierigkeiten in napoleonischer Zeit in echt patriotischer Weise den Hallischen Anstalten seine Sarge zugewandt hat, sind besonders anziehend und van allgemeiner Bedeutung. Auch die Biographien von Jah. Aug. Jacobs, Herm. Agathon Niemeyer, Gustav Kramer, Theador Adler, Otta Frick liefern wichtige Beiträge zur geschichtlichen Entwicklung der Stiftungen, die in der Geschichte der Pädagogik eine anerkannte Stelle einnehmen. Im Laufe der Zeit ist ja natürlich der ursprüngliche Charakter der Schulen infolge der ganzen Kulturentwicklung mehr oder weniger verändert warden. In der lateinischen Schule und in dem Pädagogium haben tüchtige, um Wissenschaft, Staat und Kirche hochverdiente Männer die Grundlagen ihrer Bildung gewannen. Wir lesen in der Selbstbiographie Jah. Jakob Reisle's, des genialen Philalogen, (Leipzig 1783), der von 1728—1732 unter dem Direktorate J. A. Freidinghausens und dem Condirektorate G. A. Francke's die lateinische Schule besuchte, daß er von dieser Anstatt einen guten Grund im Lateinischen mit weggenommen habe, sonst aber nicht viel mehr. „Wiewahl das war meine Schuld, die Schule war nicht schuld daran, deren Einrichtung, was die Lehrart anbetangt, vortrefflich ist, obgleich übrigens die Zucht nicht für alle ist. Wenigsteus ist sie für Leute meinesgleichen nicht." Dann klagt Reiske über die Lehrer, die ihm den Cicero nicht recht ausschälen kannten u. s. w. „Ein zweiter Anstoß, über welchen ich zu Halle fiel, war: in meinem zwölften Jahre machten mich die Betstunden, die ich var mir halten sah und hörte und folglich aus Neugier, aus kindischer Nachahmungssucht und aus Zwang mitbesuchte, zum Narren. Ich ward ein Betnarr. Ich konnte ganze Stunden aus dem Herzen beten. Jetzt fällt es mir schwer, auch nur eine Viertelstunde mein Herz vor Gott auszuschütten. Allein die Hitze verrauchte bald, ich kam in die Welt, kurz, ich ward nicht viel besser als ein Naturalist. Von diesem sa weiten Sprunge, von einem Ende bis zum andern, über eine so große Kluft, habe ich mich nach nicht recht erhalt. Doch," fügt der geniale Philologe hinzu, „ich verlasse Halle, woran ich allzeit mit Freude und Dankbarkeit zurückdenke und es in meinem Herzen segne." Auch der Landsmann Reiske's, der in Zörbig bei Halle gebarene Philologe Erhardt, der 1793 bis 1798 die lateinische Schule besuchte, hat in den Francke'schen Anstalten einen guten Grund seiner Bildung gelegt. — Viele treffliche und hochverdiente, in späteren Aemtern bewährte Männer sind auf den Anstalten gebildet warden. Daher kam die große Theilnahme an der 200jährigen Jubelfeier. Neben den Festakten, die abgehalten wurden, ist besanders hervorzuheben die auf dem Stadttheater erfolgte Aufführung von Schillers Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides, zum Drama ausgestaltet von Hermann Knauth, Oberlehrer an der lateinischen Schule. Der Verfasser hat seine Aufgabe mit graßem Geschick gelöst. Die van dem Kallegium der lateinischen Hauptschule dargebrachte Festschrift enthält schätzenswerthe Beiträge zur Würdigung des Schulbetriebs in den Stiftungen. Auch hier möchte ich auf die im Cotta'schen Verlag erschienene Geschichte der Erziehung von Georg Schmid B. IV hinweisen, wa sich in dem Artikel A. H. Francke und die Halle'schen Schulen ein sehr wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Verdienste der Halle'schen Schulen findet. Bei Gelegenheit des Jubelfestes sind den Stiftungen namhafte Summen zur Errichtung von Freistellen gespendet worden.

* Mit **Richard Bohn**, dessen Tod wir in der vorigen Nummer kurz erwähnten, ist einer der deutschen Pioniere dahingegangen, denen die Aufdeckung der klassischen Alterthumsstätten von **Olympia** und **Pergamon** zu danken ist, und zwar zählte er bei dieser Kulturarbeit anfangs zu der Gefolgschaft des Bauraths Adler. Später war er Karl Humanns Arbeitsgenosse. Ueber seinen Lebensgang wird der „Frkf. Ztg." folgendes berichtet: 1849 zu Berlin als der Sohn des Porträt- und Landschaftsmalers Karl Bohn geboren, besuchte Richard Bohn dort das Friedrich Wilhelm-Gymnasium. Unter Karl Schellbach in der Mathematik ausgebildet, studirte er hauptsächlich als Schüler Friedrich Adlers an der Berliner Bauakademie Architektur. Nach Beendigung der Studien wurde er Assistent Adlers. Als diesem mit Curtius gemeinsam die Leitung der Arbeiten auf der Stätte der olympischen Festspiele übertragen wurde, nahm er Bohn in seinen Architektenstab mit auf. Später wurde Bohn von der Berliner Akademie der Wissenschaften mit Untersuchungen an den Propyläen betraut. Das ergiebigste Arbeitsfeld aber erhielt Bohn, als er nach **Pergamon** entsandt wurde, um Humann bei der Aufdeckung der dortigen Alterthümer zu helfen. 1880 entdeckte Bohn auf diesem Gebiete auf Grund scharfsinniger Kombinationen den Tempel der Athena Polias. Von der archäologischen Arbeit Bohns gibt eine beträchtliche Reihe von Abhandlungen Zeugniß. Die meisten finden sich in den Berichten der Berliner Akademie und in den Sammelwerken über die Ausgrabungen von Olympia und Pergamon. Hervorzuheben sind: „Der Tempel der Athena Polias zu Pergamon" (1878), „Die Propyläen der Akropolis von Athen" (1872), „Der Tempel des Dionysos von Pergamon" (1885), „Olympia, nach den deutschen Ausgrabungen" (1894), „Alterthümer von Aegae" (mit Schuchardt 1889), „Die Theaterterrasse von Pergamon" (1897). Nach Beendigung der Ausgrabungen in Pergamon war Bohn genöthigt, sich einen neuen Wirkungskreis zu schaffen. Er trat in eine ganz neue Sphäre ein, indem er 1887 die Leitung der Baugewerkschule zu **Nienburg** übernahm, von der er 1894 zu der gleichartigen **Görlitzer** Schule übertrat. Die Muße, die ihm diese Stellungen ließen, verwandte er auf die Bearbeitung seiner archäologischen Materialien.

* **Göttingen.** Hier starb am 20. d. M. der durch seine lateinischen Schulbücher bekannte Gymnasialdirektor a. D. Geh. Regierungsrath Dr. **Lattmann** im 81. Lebensjahre.

* **Königsberg.** Der außerordentliche Professor für Theologie an der hiesigen Universität, Dr. **Heinrich Voigt**, bisher Doktor der Philosophie und Licentiat der Theologie, ist von der hiesigen theologischen Fakultät zum Doktor der Theologie honoris causa promovirt worden. Die Begründung der Promotion bezieht sich auf die beiden großen wissenschaftlichen Arbeiten des Prof. Dr. Voigt; die erstere, über den Montanismus, entstammt schon früheren Jahren, die letztere, das große Werk über Adalbert von Prag, ist erst in diesem Jahr erschienen.

** **Aus Rußland.** Aus dem für das Jahr 1897 erschienenen Bericht über die **Kaiserliche öffentliche Bibliothek in St. Petersburg** entnehmen wir folgendes: Die Erwerbungen der Bibliothek im Berichtsjahr stammen theils von Uebersendung der Pflichtexemplare, theils von Geschenken von Privaten wie Behörden, theils vom Ankauf ganzer Sammlungen wie einzelner Werke, meist nichtrussischer Literatur. Bezüglich dieser hat die Bibliothek das Bestreben, die wichtigsten Werke aus allen Zweigen der Wissenschaft, Künste und Technik zu erwerben, frühere Lücken auszufüllen und möglichst die wichtigsten periodischen Zeitschriften wissenschaftlichen Inhalts vollständig zu besitzen. Von solchen deutschen führt der Bericht für 1897 auf: „Globus", „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie". Der Zugang an Büchern, Broschüren, Flugblättern 2c. war 32,382 Werke in 36,312 Bänden, darunter waren **gekauft** 2038 Werke in 4273 Bänden, von der Zensur überwiesen 16,541 Werke in 17,108 Bänden, von Behörden 4097 in 5446 Bänden, von der Bibliothek verlangte Pflichtexemplare 886 in 1007 Bänden, Geschenke aus Rußland und dem Ausland 7920 in 8478 Bänden. Von deutschen Universitäten liefen Werke ein: Göttingen 189, Freiburg 110, Erlangen 108, Bonn 89, Heidelberg 87. In der Abtheilung für Handschriften wurden mehrere größere Erwerbungen gemacht, so z. B. 51 Briefe Aksakows, 43 Briefe der Mutter Gogols, 230 Briefe Turgenjews, Papiere des bekannten russischen Theologen Murawiew. Im ganzen betrug der Zuwachs an Handschriften, Autographen und Urkunden 757 Nummern, darunter 508 gekaufte. Die Zugänge wurden alle im alphabetischen und Inventarkatalog verzeichnet. Außerdem wurden die alten theologischen, bisher noch nicht verzeichneten Werke katalogisirt, 270 Handschriften wurden neu beschrieben und der Druck des Katalogs fremdsprachiger Bücher für die Jahre 1884 bis 1890 beendet. Im Berichtsjahre wurden ausgegeben Billette zur Erlaubniß der Benutzung der Bibliothek 13,267, darunter an Frauen 2289. Die Besucher des allgemeinen Lesesaals waren 125,924. Bücher wurden verlangt in altslavischer und kirchenslavischer Sprache 192, in russischer 53,893, in fremden 15,752, aus der Bibliothek des Lesesaals 173,128, darunter 162,475 russische und 10,653 fremdsprachige, periodische Zeitschriften 51,546 Nummern, darunter russische 45,993, ausländische 5553. Im ganzen wurden im Lesesaal 328,026 Bände und Zeitschriftennummern gelesen. Die große Zahl der nicht ausgeführten Bestellungen bei russischen Zeitschriften kommt nach dem Wortlaut des Berichts daher, daß diese Zeitschriften an das Zensuramt zu spät eingeliefert wurden, es werden 3746 solcher Bestellungen angeführt. Verbotene und sehr seltene Bücher wurden (ohne Erfolg) verlangt 378. In der Handschriftenabtheilung wurden 108 Personen zur Arbeit zugelassen, die 1535 Handschriften benutzten, mit alten Drucken und altslavischen Werken beschäftigten sich 40 Personen. 32 Handschriften wurden zur Benutzung verliehen an 7 russische Personen, bezw. Behörden, und an ebensoviele im Ausland.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. Dr. Johannes Rehmke: Außenwelt und Innenwelt, Leib und Seele. Ein Vortrag. Greifswald 1898. — Max Herrmann: Die Rezeption des Humanismus in Nürnberg. Berlin, Weidmann 1898. — *A. Darlu:* M. Brunetière et l'Individualisme. Paris, A. Colin & Cie. 1898. — *Masson Forestier:* Angoisses de juge. Ebd. 1898. — Martha Strachwitz: Miserere! Mysterium in einem Akt. Theaterverlag Eduard Bloch 1898. — Dr. R. Brasch: Kritische Betrachtungen über Ernährung, Stoffwechsel und Kissinger Kuren. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1898. — *Annual Report of the Trustees of the Public Library of the City of Boston 1897.* Boston, Municipal Printing Office 1898. — O. Hager u. A. Tetzlaff: Im Orient. Magdeburg-Neustadt, O. Hagers Selbstverlag 1898. — Prof. Dr. W. Bornemann: Historische und praktische Theologie. Ein Vortrag. Basel, R. Reich 1898. — Tor Hedberg: Versöhnt; Anna Koubert: Holländische Kleinbürger-Geschichten. (Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik, hggb. von Lothar Schmidt. Bd. IV u. V.) Oppeln, Leipzig, Georg Maske 1898. — Marterln, Grab- und Hausinschriften, gesammelt von Anton Dreselly. Salzburg, A. Pustet. — Anna Ritter: Gedichte. Leipzig, A. G. Liebeskind 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 25. August. Nummer 190.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der amtliche Sprachgebrauch in den alten Niederlanden.

Ueber dies interessante Thema, das übrigens der augenblicklich in Belgien so heftig entbrannte Sprachenstreit zu einem höchst zeitgemäßen gestaltet, ist soeben aus der Feder des berühmten Geschichtschreibers der Lütticher Universität und Präsidenten des belgischen deutschen Vereins, Hrn. Professor Kurth, ein Buch erschienen, das nicht allein wegen der erschöpfenden, meisterhaften Behandlung des begrenzten Stoffes weitere Beachtung verdient, sondern auch, und viel mehr, wegen der sehr beachtenswerthen, theilweise ganz neuen Auffassungen und Ergebnisse, die darin enthalten. Besagte Schrift[1]) ist ein Separatabdruck aus dem groß angelegten Werke des Verfassers über die Sprachgrenze in Belgien und im nördlichen Frankreich,[2]) und zwar aus dem zweiten Bande dieses Werkes, dessen erster Band die Schwankungen der belgischen Sprachgrenze eingehend auseinandersetzt. Die historische Erklärung dieser Schwankungen versucht Professor Kurth in vorliegendem Separatabdruck.

Bekanntlich drangen bereits im 4. Jahrhundert die Franken in Belgien ein. Diejenigen unter ihnen, die sich inmitten einer ganz lateinischen oder romanischen Bevölkerung niederließen, hatten nach der zweiten oder dritten Generation ihre Sprache gänzlich vergessen. Es ergibt sich bereits hier ein allgemeines Gesetz, das sich noch heute leicht wahrnehmen läßt. Man denke nur an die Deutschen der Vereinigten Staaten. Gregorius von Tours berichtet, daß Franken sich in Rouen, Tournai und Paris festgesetzt; vom 7. Jahrhundert an ist bereits keine Spur ihrer Sprache und Nationalität mehr zu entdecken.

In der Zwischenzone beider Sprachen, wo Franken und Gallo-Römer sich in fast gleicher Anzahl begegneten, ging selbstverständlich die romanische Einsaugung viel langsamer von statten. Da verloren sich die Franken nicht einzeln in romanische Landesstriche, sondern gründeten eigene Ansiedelungen, die in der heutigen Ortsbenennung noch leicht erkennbar sind. So entstanden zweisprachige Landestheile, nicht nur in dem Sinne, daß ein Theil der Bewohner zweier Sprachen mächtig war, sondern daß die ganze Bevölkerung sich in zwei Gruppen, jede mit verschiedener Sprache, theilte. „Ein solcher Zustand ist aber ein der Natur widerstrebender, die innerhalb der menschlichen Gesellschaft ein auflösendes Element von so gefährlichen Folgen, wie die Dualität der Sprachen, nicht duldet. Aus diesem unsicheren Gleichgewichtszustand strebt sie fortwährend herauszukommen, indem sie der einen Sprache über die andere zum Siege verhilft und in diesem Kampfe fürs Dasein alle ihre Machtmittel derjenigen Sprache zur Verfügung stellt, welche von Anfang an die stärkere ist."

Die stärkere im gegebenen Falle war aber die lateinische. Die Gallo-Römer, im Besitze einer zivilisirten Sprache, empfanden übrigens wenig Lust, eine barbarische zu erlernen, während der zur Erlernung fremder Sprachen besonders begabte Franke sich schnell das Lateinische aneignete. So kam es, daß der Barbar gewöhnlich zwei Sprachen beherrschte, während der Kulturmensch nur eine besaß.

Ein Volk, das zwei Sprachen spricht, wird jedoch schließlich immer dahin kommen, seine eigene Sprache aufzugeben. So geschah es mit den Franken im 6. Jahrhundert, gerade wie mit den Normannen im 10. Der Urmensch ermangelt jeglichen Bewußtseins seiner Muttersprache gegenüber. „Er sprach, wie der Vogel singt. Er bediente sich der Sprache, die ihn seine Mutter gelehrt, ohne Einkehr in sich selbst, um den Einfluß dieser Sprache auf sein geistiges Leben zu beobachten. Dieselbe war ein Instrument, das er gebrauchte, ohne dessen Bau zu studiren. Man nahm allerdings wahr, daß sie von Volk zu Volk verschieden war, und an der Sprechweise erkannte man sich als dieser oder jener Gruppe angehörend; das war aber auch alles. Das tiefe Nationalitätsgefühl, das sich so intensiv bei den Modernen kundgibt und die Menschen drängt, sich nach ihrer Sprache zusammenzuschließen, war den Urvölkern unbekannt; sie kannten keinen sprachlichen Patriotismus."

Die sprachliche Gleichgültigkeit der barbarischen Völker fand auch einen Grund in ihrer großen Zertheilung. Völker einer Sprache zerfielen in eine so große Zahl politischer Körperschaften, deren Interessen verschiedenartig, ja selbst entgegengesetzt waren, daß die Sprache bei ihren Sympathien oder Antipathien gar nicht in Betracht kam. Die Gallier im Kampfe mit ihren eigenen Stammesgenossen verbündeten sich bald mit den Germanen, bald mit den Römern. Die Germanen kämpften nie untereinander, ohne daß eine der streitenden Parteien sich den Römern zu verbinden suchte. Später sah man sie selbst im Dienste Roms mit aufopfernder Begeisterung gegen ihre Landsleute kämpfen. Die Waffen gegen ihre eigenen Brüder zu tragen, erschien ihnen nicht als Schmach. Im langen Kampf zwischen Römern und Barbaren spielte die Sprache keine Rolle. Die Barbaren vergaßen bald nachdem sie in das römische Reich eingedrungen, ihre Sprache, ohne dabei ihre Sitten und ihren Nationalstolz abzulegen. Nirgends, selbst da, wo sie imstande gewesen wären, es zu thun, bemerkt man, daß sie den geringsten Versuch gemacht, ihre germanische Sprache vor der Aufsaugung durch das Lateinische zu bewahren; sie entäußerten sich langsam, unbewußt ihrer Muttersprache und fanden sich eines Tages sprachlich vollständig romanisirt, ohne daß sie sagen konnten, wie dies gekommen. Es ist denn auch nicht möglich, genau zu bestimmen, wann in den

[1]) De l'emploi officiel des langues dans les anciens Pays-Bas par *Godefroid Kurth*, professeur à l'université de Liège. Bruxelles. Société belge de librairie. 1898.

[2]) La frontière linguistique en Belgique et dans le nord de la France. (Mémoires couronnés de l'Académie royale de Belgique. Tome XLVIII).

inmitten römischer Provinzen gegründeten barbarischen Königreichen die germanische Sprache ausgestorben ist.

Das trifft besonders zu auf das fränkische Reich. Nirgends erscheint da die Sprache als ein begründender Bestandtheil der Volksangehörigkeit. Grégoire de Tours, dessen Annalen in so genauem und reichlichem Maße das ganze Leben der Zeit wiederspiegeln, sagt uns kein Wort über die Sprachverhältnisse. Und dasselbe gilt von allen Urkunden der merovingischen Zeit. Die Merovinger sprachen gewiß noch germanisch, die Geschichte aber berichtet davon nichts. Die Karlinge sprachen unter Karl d. Gr. und Ludwig dem Frommen noch deutsch neben romanisch: im Straßburger Eid bedienen sich Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle gleichzeitig beider Sprachen. Aber es kam die Zeit, wo die Karlinge in Frankreich nicht mehr das Bedürfniß fühlten, eine Sprache zu sprechen, die Niemand von ihnen verstand. Es steht fest, daß Hugo Capet des Deutschen nicht mehr mächtig war.

In auffallender Weise bekundet sich diese sprachliche Gleichgültigkeit bei Ländervertheilungen. Nie wird daran gedacht, die Völkerschaften nach ihrer Sprache zusammenzustellen, selbst da nicht, wo eine derartige Zusammenstellung auf der Hand zu liegen scheint. Ueberzeugend beweist Prof. Kurth diese Thatsache an der Theilung des Frankenreiches nach Chlodowechs Tode, an den vielfachen von den Karlingen vorgenommenen Theilungen, am Vertrage von Verdun und Mersen, bei welch letzterem eine Theilung Lothringens nach sprachlichen Rücksichten jedoch so naheliegend gewesen wäre. Ebenso überzeugend wird ferner nachgewiesen, daß die Ersetzung der Karlinge durch die Kapetinger keineswegs eine nationale Reaktion gegen eine fremde Dynastie war. Man war in jener Zeit weit entfernt, an eine Vertheidigung der nationalen Sprache zu denken; das Stammesbewußtsein war nicht einmal geboren. Alle Völker betrachteten sich als Bruchstücke eines großen Ganzen: des Reichs.

Welchen geringen Einfluß das Sprachprinzip auf nationale Gruppirungen hatte, zeigt auf recht schlagende Weise die Geschichte der Kleinstaaten Belgiens. Flandern, das Vaterland der Franken, erkannte die Lehnshoheit des Königs von Frankreich an, während Hennegau und die Lande, Namen und Lüttich unter der Oberherrschaft des Königs von Deutschland standen. Alle belgischen Provinzen, das Herzogthum Namen ausgenommen, waren übrigens zweisprachig. Die Schwierigkeiten, welche den modernen Regierungen die unvereinbaren Ansprüche zweier rivalisirender Stämme und Sprachen bereiten, waren damals unbekannt.

Der heroische Kampf Flanderns zur Vertheidigung seiner volksthümlichen Freiheiten gegen den französischen Unterdrücker im 14. Jahrhundert liefert uns einen köstlichen Beleg zu der Thatsache, daß der Patriotismus unsrer Vorfahren aus dem Sprachgefühl gar keine Nahrung sog. Flandern besaß bekanntlich einen bedeutenden romanischen Landesstrich, dessen vornehmste Städte Lille, Douai und Orchies waren. Die französisch sprechenden Bewohner Flanderns legten in diesem Kampfe keinen geringeren Patriotismus an den Tag als die vlamischer Sprache. Parteigänger Frankreichs, Verräther des Vaterlandes (die Leliaerts) fanden sich nicht im romanischen Flandern, sondern in der vlämischen Hauptstadt Gent. Einige Tage nach der Schlacht von Kortryk, wo die flandrischen Goedendags den französischen Rittern die Köpfe einschlugen, wurde die von den Franzosen besetzte und französisch sprechende Stadt Douai aufgefordert, sich der nationalen Partei zu ergeben. Der französische Statthalter Fouquard de Merle rief die Bürger zusammen und bat um Bescheid. Der einstimmige Ruf der Bürger lautete: Wir wollen uns ergeben „car tos summes et serons Flamens“, „denn wir sind alle Vlamingen und wollen es bleiben“. So handelten die französischen Bewohner Flanderns, während die vlämischen Leliaerts ihre Mitbürger an der Vertheidignng des Vaterlandes hinderten.

„Im Mittelalter galt die Muttersprache nicht als ein überkommenes Gut, das man verpflichtet war, gegen fremden Eingriff zu vertheidigen. Niemand dachte daran, eine Sprache vor dem Andrange einer anderen zu wahren. Keine Sprache fühlte sich gefährdet, weil keine eine drohende Stellung annahm. Ihre Beziehungen untereinander waren ganz vertraulich. Eine jede breitete sich frei aus so weit sie konnte, ohne einen heftigen Zusammenstoß mit einer anderen befürchten zu müssen. Wallonen und Flamen erlernten gegenseitig beide Sprachen, die einen die Sprache der anderen.“ Letzteres zeigt Prof. Kurth aus manchen Zeugnissen der Zeitgenossen. Der gegenseitige Kinderaustausch zur Erlernung der Sprache war allgemein üblich. Die Höfe und die Klöster trugen auch viel zu diesem brüderlichen Verhältniß zwischen beiden Sprachen bei. Dasselbe thaten die Gemeinden, deren Beziehungen damals viel zahlreicher und enger waren als heute. An den prachtvollen Festen, Landjäweelen genannt, nahmen französische wie vlämische Gesellschaften theil. Beim großen dramatischen Wettstreit zu Tournai vom Jahre 1455 waren zwei Preise gestiftet: ein französischer und ein vlämischer. Lille erwarb den Preis für französische Stücke, Ypern den für vlämische.

Zwischen den drei amtlichen Sprachen, dem Lateinischen, dem Französischen und dem Vlämischen, lagen jedoch zu große Unterschiede des Alters und der Entwicklung, als daß das vollständige Gleichgewicht hätte innegehalten werden können. Das Lateinische konnte sich nicht auf die Dauer als ausschließliche Sprache des öffentlichen Lebens halten. Vom 12. Jahrhundert ab nahm das Französische in den romanischen Landestheilen einen Platz neben derselben ein, und drang selbst in germanische Länder als zweite amtliche Sprache ein. Das Vlämische trat erst von der Mitte des 13. Jahrhunderts ab in die Oeffentlichkeit. Bis zu Ende des 12. Jahrhunderts blieb die lateinische die ausschließliche Sprache aller öffentlichen Urkunden in Frankreich und in allen belgischen Provinzen, wallonischen wie vlämischen. Von da an verbreitete sich das Französische sehr schnell, ohne jedoch das Lateinische ganz zu verdrängen; sonderbarerweise blieben die Gemeindeverwaltungen der letzteren am längsten treu, besonders die vlämischen. Brüssel bediente sich des Lateinischen bis ins 16. Jahrhundert, von wo an das Vlämische direkt seine Stelle einnahm. Die unmittelbare Ersetzung des Lateinischen durch das Vlämische als Urkundensprache ist jedoch eine Ausnahme. Das Französische nimmt gewöhnlich die Mittelstufe ein. Die älteste flandrische Urkunde in Vulgärsprache vom Jahre 1221 ist französisch. Das Schöffenamt aller flandrischen Städte ersetzte zuerst das Lateinische durch das Französische. Im 13. Jahrhundert galt die französische Sprache in Flandern als eine zweite Muttersprache, als die Sprache der guten Gesellschaft und aller Gebildeten. Auch der vlämische Theil des Fürstenthums Lüttich, von dessen 23 Städten zwölf vlamischer und elf wallonischer Sprache waren, gebrauchte bis zur zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts das Französische als Urkundensprache. Dasselbe gilt für die damals ganz deutsche Grafschaft Luxemburg. Die Herrschaft des Französischen wurde dort noch dadurch gestärkt, daß im Jahre 1136 die Grafschaft in den Besitz einer wallonischen Dynastie, der der Grafen von Namen gelangte. Zur selben Zeit bestiegen nacheinander drei französische Prälaten den bischöflichen Stuhl von Trier. Im Lande Trier wie Luxemburg war die Kultursprache die französische. Der Herrscher Luxemburgs, Heinrich der Blinde (1136—1196) und seine Tochter Ermesinde, die nach ihm den Thron bestieg, verstanden höchst wahrscheinlich nicht die Sprache ihrer Unter-

thanen. Die beiden klösterlichen Stiftungen dieser Gräfin, Bonnevoie und Clairfoutaine, tragen auf deutschem Baden französische Namen. In ihren Urkunden erscheinen erst deutsche Ortsnamen in französischem Gewande. So wird Lützelburg: Luxemburg, Arel: Arlon, Waltzingen: Walsenges, Hesperingen: Hesplenges u. s. w. Die Nachkommen Ermesinde's folgtem ihrem Beispiel. Von einem derselben, dem Kaiser Heinrich VII., muß es gerade wie von Ermesinde in Frage gestellt werden, ob er Deutsch verstand. Wenigstens war seine Umgangssprache die französische, und nicht eine einzige seiner Urkunden ist deutsch. Die adeligen Familien des Landes ahmten ihre Heerscher nach; das erste französische Aktenstück des Luxemburger Landes ist ein Vergleichsakt zwischen zwei Familien vam Jahre 1225. Die deutschen Städte Arel und Luxemburg erließen auch ausschließlich, sobald sie das Lateinische aufgaben (Arel im Jahre 1299, Luxemburg im Jahre 1357), französische Urkunden.

Während des ganzen Mittelalters, seit undenklicher Zeit bis zum 14. Jahrhundert ist das Französisch die bevorzugte Sprache der haheren Gesellschaft in allen germanischen Landestheilen gewesen. Die Ursachen dieser Bevorzugung untersucht Prof. Kurth eingehend. Als hauptsächlichste muß man die unmittelbare Nähe einer glänzenden französischen Kultur und die zahlreichen und engen Beziehungen mit den südlichen Nachbarn bezeichnen.

Die Reaktion gegen diese Zustände hängt eng zusammen mit der demokratischen Bewegung zu Anfang des 14. Jahrhunderts, speziell mit der immer mehr anwachsenden Ausdehnung der kammunalen Freiheiten. Der Eintritt der niederen Klassen in das öffentliche Leben hatte als nathwendige Falge das Emparkommen ihrer Sprache. Das merkwürdigste Datum in der Geschichte der belgischen Sprachenverhältnisse ist das Jahr 1302, wa das Vlämische plötzlich das Französische in den Stadtrechnungen von Brügge ersetzt. Das bis dahin sa sehr unter französischem Einfluß stehende Flandern geht hierin voraus, Brabant kommt etwas langsamer nach, indem es länger an dem Lateinischen festhält, hingegegen aber nicht, wie bereits bemerkt, durch die Mittelstufe des Französischen geht. Luxemburg beginnt erst im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts das Französische aufzugeben und Lüttich noch viel später. In Flandern werden die franzosenfreundlichen Grafen Robert de Béthane, Louis de Nevers und Louis de Maele gezwungen, mit ihren vlämischen Unterthanen in der Valkssprache zu verkehren, deßgleichen etwas später in Luxemburg der franzäsische Prinz Anton van Burgund. In Brabant sind vam Jahre 1376 ab die Rechnungen ganz in vlämischer Sprache verfaßt, in Luxemburg von 1419 bis 1435 ganz in deutscher. Von 1386 bis 1444 sind alle der Stadt Luxemburg von ihrem Herrscher verliehenen Charten ausschließlich deutsch. Im Kartular des Klosters Clairfontaine wird vom Jahre 1371 ab das Französische durch das Deutsche ganz zurückgedrängt; letzteres behauplet sich hier fast ein ganzes Jahrhundert in ausschließlicher Herrschaft.

Der siegreiche Aufschwung beider Volkssprachen wurde zu Beginn des 15. Jahrhunderts durch die burgundische Herrschaft gedämpft. Zugleich tritt aber im Kampfe der Vlamen und Deutschen gegen die französischen Herrscher zum erstenmal der uralte Gegensatz zwischen Welsch und Deutsch selbstbewußt auf. Als im Jahre 1384 die französischen Truppen in Flandern einbrachen, um die widerspenstigen Städte zu züchtigen, erging an die Vlamen, die sich unter ihrem Graf Louis de Maele geschaart, das Verbat, ihre Sprache zu gebrauchen. Die Antwort der Vlamen darauf war mit Bezug auf den jungen König Karl VI.: „Wir wollen ihn mitnehmen nach Gent und ihm das Vlämische beibringen.“ Noch deutlicher zeigt sich das Aufleben des sprachlichen Patriotismus beim Vertrag von Tournai mit Philipp dem Kühnen. Es war allgemein Sitte, einen Vertrag in der Sprache der Sieger abzufassen. Die Genter farderten vom burgundischen Herzag einen vlämischen Text neben dem französischem, damit man Sieger und Besiegte affiziell nicht unterscheiden könne.

Noch deutlicher tritt das sprachliche Bewußtsein im Kampfe der deutschen Luxemburger gegen Philipp den Guten zutage. Ein großer Theil des Adels widersetzte sich gewaltthätig dem von Elisabeth v. Görlitz in alle ihre Rechte auf das Herzogthum eingesetzten burgundischen Herzag. Es kam zu einem Kriege, in welchem das Feldgeschrei der Luxemburger lautete: „Wir sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben.“

Der Ausgang des Kampfes der Vlamen und Deutschen gegen die burgundische Herrschaft ist bekannt. Beide unterlagen nach hartnäckigem Streite. Die französische Sprache kehrte wieder siegreich in die Verhandlungen der Regierung mit dem Volke ein. Ganz ließen sich jedoch das Deutsche und Vlämische aus dem gewonnenen Posten nicht verdrängen: Sie blieben die Sprache der Dörfer- und Städteverwaltung und behaupteten sich auch in den Privaturkunden. Was Flandern betrifft, sa kannten selbst die burgundischen Herzoge in ihren Verhandlungen mit dem Volke den alleinigen Gebrauch der französischen Sprache nicht durchsetzen. So aft sie einen Dienst von ihren flandrischen Unterthanen verlangen, fassen sie ihre Bitte vlämisch ab. Sobald jedoch irgend ein Zerwürfniß auftritt, reden sie nur mehr französisch und fordern, daß man auch sie französisch anspreche.

Der sprachliche Stolz begann also schon bei den Vlamen zu dämmern und sie fingen an, die günstigen Gelegenheiten zu benutzen und ihren Herrschern Zugeständnisse in Bezug auf ihre Mullersprache abzuzwingen. Die so nach und nach errungenen Zugeständnisse erreichen ihren Höhepunkt im großen Privilegium Maria's van Burgund vam Jahre 1477, das der vlämischen Sprache die weitgehendsten Rechte einräumt.

Es ist ungerecht, zu behaupten, daß das burgundische Haus die Französirung Belgiens systematisch betrieben habe. In der Zentralverwaltung haben die burgundischen Herzoge ihre Sprache selbstverständlich zur herrschenden gemacht, die lakale Verwaltung haben sie jedoch den Valkssprachen überlassen. Ihren Sieg über Vlamen und Deutsche haben sie nicht zur Unterdrückung der Valkssprachen ausgebeutet. Die Rolle, welche die Sprache in diesem Kampf gespielt, ist vielfach übertrieben warden. Sabald der Streit beendet, dachte weder der Besiegte ernstlich an die Wahrung seiner Sprache, noch der Sieger an eine Unterdrückung. Eine neue Stärkung des französischen Uebergewichts erfalgte unter der spanischen Herrschaft. Die Korrespondenz mit den Pravinzialstaaten, die unter den Burgundern durchgängig in der Volkssprache gehalten war, wird wiederum eine französische. Die spanischen Statthalter verstanden ja kein Vlämisch. Die Korrespandenz mit den Gemeindeverwaltungen erfalgte jedach durchgängig in der Sprache der letzteren. Insafern hielt selbst die spanische Regierung das Prinzip fest, daß nicht das Volk die Sprache der Regierung erlernen, sandern diese die Sprache des Valkes verstehen müsse, ein Prinzip, dem die burgundischen Herzoge im großen Ganzen nicht zuwiderhandelten.

Der österreichischen Regierung war es vorbehalten, dieses Prinzip mit Füßen zu treten und eine jahrhundertlange Ueberlieferung zu brechen, indem sie zuerst in französischer Sprache mit dem Schöffenamte der graßen vlämischen Städte verkehrte. Unter Maria Theresia verschwinden gänzlich die alämischen Briefe an die Gemeindeverwaltungen. Während eine französische Dynastie mit ihren andersprechenden Unterthanen in ihrer Sprache verkehrte, gab eine deutsche Dynastie das Beispiel der völligen Mißachtung der germanischen nationalen Sprachen.

Diese Verkennung der sprachlichen Rechte durch die österreichische Regierung gab sich bis in die kleinsten Einzelheiten kund. Ein Beispiel wird genügen. Im Jahre 1776 ward eine Stelle im Privatrath offen, um die sich ein Wallone, Papin mit Namen, bemühte. Man warf ein, daß er des Vlämischen nicht kundig war. Der österreichische Gesandte, Graf v. Starhemberg, erachtete jedoch in seinem Bericht an die Kaiserin über diese Angelegenheit, es sei dies kein genügender Grund, den betreffenden Kandidaten zu beseitigen, da drei andere Mitglieder des Raths sich in demselben Falle befänden, und Papin wurde ernannt.

Die innere Verwaltung des Landes genoß jedoch auch unter der österreichischen Herrschaft die größte Freiheit in sprachlicher Beziehung. Daran hat vor der französischen Revolution keine Regierung gerüttelt. Dort wurde auch an den Volkssprachen festgehalten. Dort herrschte das denkbar beste Verhältniß unter den verschiedenen Sprachen, das noch für die Gegenwart als Vorbild dienen könnte. Das Prinzip der völligen Gleichheit, der gewissenhaftesten Beachtung der Interessen der Unterthanen wurde streng innegehalten. Prof. Kurth schildert eingehend das Verhältniß der Sprachen zu einander in den General- und Provinzialstaaten und der Gemeindeverwaltungen der verschiedenen Kleinstaaten Belgiens. Das Interesse dieser gewissenhaften Untersuchung ist jedoch zu speziell, um hier näher darauf einzugehen.

Aus ihren letzten Schlupfwinkeln verdrängt wurden die beiden germanischen Sprachen Belgiens infolge der Einverleibung in die französische Republik durch das Gesetz vom Jahre III. Es begann nun die Zeit der ganz ausschließlichen Herrschaft der französischen Sprache. Das drakonische Sprachgesetz vom 2. Thermidor des Jahres II., das jeweden Gebrauch einer anderen Sprache als der französischen auf das strengste untersagte, wurde auch in Belgien durchgeführt. Die vlämische Sprache wurde von den Verwaltern der Republik und des Kaiserreichs mit wetteifernder Unerbittlichkeit verfolgt.

In der Abneigung Belgiens gegen die revolutionäre französische Herrschaft kam jedoch die Unterdrückung der germanischen Volkssprachen gar nicht in Betracht. Man war seit lange so sehr an die Vorherrschaft des Französischen gewöhnt, daß das französische Sprachgesetz auf keinen beträchtlichen Widerspruch stieß. Der bewußten und systematischen Reaktion der holländischen Regierung, welche das Niederländische zur allgemeinen nationalen Sprache des Königreichs der Niederlande erheben wollte, war vielmehr dieses Schicksal vorbehalten. Nicht so glücklich wie ihre Rivalin, ward die vlämische Sprache selbst in den Augen der Vlamen durch die Uebertreibungen ihrer Anhänger bloßgestellt, so daß in den letzten Jahren der holländischen Regierung die vlämische Bürgerschaft Protestschreiben gegen das Uebergewicht ihrer Muttersprache unterzeichnete.

So kam denn schließlich alles der Sache der Verwelschung zugute. In der Revolution vom Jahre 1830 feierte sie einen neuen Triumph, und erst die neuste vlämische Bewegung erzielte einige gute Resultate in entgegengesetzter Seite.

Im zweiten Abschnitt seines Buches erzählt Prof. Kurth ebenso fesselnd und historisch treu die Geschicke der vlämischen Sprache in Französisch-Flandern; nebenbei berichtet er, wie die französische Sprache die belgische Grenze überschritt und fünf Dörfer jenseit der Lys eroberte. Auf diese fünf Dörfer: Warneton, Comines, Reckhem, Ploegsteert und Houthem beschränkt sich auch der Verlust des Vlämischen in Belgien seit dem 15. Jahrhundert. Die Stadt Ypern, die im 13. Jahrhundert fast ganz verwelscht war, ist wieder erobert worden; darüber berichtet eingehend ein Anhang des Kurth'schen Buches. Eine Nacherzählung der Geschichte der vlämischen Sprache in Französisch-Flandern muß ich auf eine weitere Gelegenheit aufsparen. Den Deutsch-Belgiern und dem belgischen Deutschen Vereine insbesondere gereicht es zu großer Ehre, daß sein Präsident, der Wiedererwecker des deutschen Bewußtseins im deutschen Theile Belgiens, unser Vaterland mit einer so ausgezeichneten Geschichte seiner Sprachverhältnisse beschenkt hat.

Lüttich. Prof. Heinrich Bischoff.

Durch den Kaukasus und längs desselben.

Von Wilh. Götz.

II.

Das frische Sammetgrün von Matten, zweigdichter Mittelwald neben ihnen und die Ackerflächen auf hoher Terrasse über der Schluchttiefe der Schwarzen Aragwa bekunden schon bei der fast 2230 m hohen Station Gudaur, daß wir dem sonnigeren Süden zugewendet sind. Ungemein energisch hat der Fluß seinen Weg unter uns eingeschnitten; den jähen Abhang an der Ostseite dieser Spalte geht es in steten Serpentinen hinab, in dichter Folge von Aussprengungen und Schutzbauten in dem andesitischen Gestein und den kalkreichen Thonschieferbänken; dabei ist stets ein Gefäll eingehalten, welches sechs Prozent nicht übersteigt. Eine eindrucksvolle Gesammtlinie verfolgt man mit einem Rückblick von der Thalsohle aus nach oben, wenn die lebhafte Station Mlati an der Aragwabrücke in 1475 m Seehöhe passirt ist. Dieses Dorf besitzt bereits freundlichere Anwesen, und der ummauerte Wirthshof sammt dachgeschirmtem offenen Raume, diese gewohnte Uebernachtungsstätte für Menschen und Thiere, zeigt uns einen regen Verkehr und in den verschiedenen Trachten, Fuhrwerken und Geschirren eine vortheilhafte Ergänzung des ansprechenden Ortsbildes, dessen Anwesen auf der westlichen Thalseite zum Theil von laubreichen Eschen, Eichen, auch schon Nußbäumen sich abheben. Man sieht nun überhaupt die Berghänge viel mit Laubholz bedeckt und grasreich; eine mäßig hohe Stufe der Ostseite aber trägt wiederholt größere Aule, zwar wohlhabenderen Aussehens als im Terekgebiete, aber doch noch beträchtlich dürftiger als die Dörfer in der Thalsohle. Diese ist vielenorts ersichtlich in diluviale Aufschüttungen eingeschnitten, und zwar auch weit südwärts. Nachdem große Schuttmassen beim raschen Ende der Glazialzeit sich abgelagert hatten und dann infolge der schon angedeuteten Senkung des Kaspisees die Kura sich beschleunigt tiefer legte, bekam natürlich auch die Aragwa eine besondere Erosionsenergie gegenüber jenem lockeren Material. Obstreiche Gärten, großblüthige Blumen und bereits Kamele im Einkehrhofe des Stationsdorfs Passanaur bilden immer anschaulichere Zeugnisse dafür, daß wir in die ergiebigen Thalregionen Südkaukasiens allmählich niedersteigen. Auf der östlichen Höhenstufe, welche wie eine Thalleiste verläuft, wie nachher an der Westseite ober dem laubbeschatteten Stationsdorfe Ananaur in besonders stattlicher Weise, bezeugen Burgruinen, daß diese grusische Landschaft auch von den einstigen Feudalen des Königreichs Georgien als ein werthvoller Besitz behandelt wurde. Immer häufiger überholten wir nunmehr Wehrpflichtige, später eine Truppe von etlichen hundert Berittenen, alle in Landestracht, jedoch die Mehrzahl mit russischem Kalpak und den Handschar und Dolch am Gürtel und Gehänge. Man ließ die Truppenkörper dortiger Völkerschaften ihre heimische Kleidung behalten, so daß wir auch bestadjustirte Offiziere in schwarzer, brauner oder weißgrauer Tscherkessenuniform und Bewaffnung zu Tiflis und an einzelnen Bahnstationen sahen. („Tscherkeß“ bedeutet nur den im Kaukasus verbreiteten Kaftan mit Patronenetuis auf der Brust.)

Indem wir einen letzten Steilrücken mit stark zernagtem, felsigem Kamme entlangfahren, kommen wir zu einer Vorschwelle des Gebirges und über sie hinweg zu dem anmuthigen Städtchen Duschet. Ein massiger Thurm auf dem Hange oberhalb des Ortes ist der Haupttheil einer Königsburgruine, während eine neuere größere Kaserne und etliche Kirchen dem heutigen Russenthum dienen; erstere sind eine Folge der so bedeutenden Verstärkungen, welche seit zwölf Jahren die Truppenkörper Transkaukasiens erfuhren. Die Heerstraße führt allerdings nur an Duschet selbst vorbei und wieder in das Aragwathal, wo nach einer dürftigen, buschbesetzten Thalfläche fetter Weizenboden den Grund erfüllt; um auf demselben einen Pflug in Gang zu erhalten, glaubt man hier nicht weniger als sechs Paar Ochsen und drei Menschen aufbieten zu müssen! Gedroschen wurde in der Nähe mit dem Dreschschlitten, dessen Beschwerung zehn gesunde Leute bildeten; die Entfernung der Spreu geschah wie bei uns noch vor 40 Jahren mit der Worfschaufel. Auch der mächtig gelagerte alluviale Boden war hier von der Aragwa scharf und tief erodirt, was vielleicht mit einer späteren Niveauveränderung des Kaspisees, jedenfalls mit einer solchen des nahen Kura-Abschnitts zusammenhängt. Im Winkel der Vereinigung beider Flüßchen steigt eine schmale Höhe an, theilweise von dem geschichtlich interessanten Mzchet besetzt. Im Orte selbst ist die „Kathedrale“ als Krönung der Höhe bemerkenswerth, da das Innere dieses spätmittelalterlichen Basilikenbaus, mit alten und neuen Fresken bedeckt, eine Anzahl von allerdings einfachen Grabmälern georgischer Könige enthält; nahe der Kirche aber wurde kürzlich ein etagenweise angeordnetes Gräberfeld erschlossen, dessen untere Gräberreihen in uralte Zeit zurückreichen. Außen in der Thalmulde steht, über unsrer Straße zur Linken, die Ruine einer starken Burg wohl irgend eines Vasallen; vor allem aber tritt auf einer steilen, felsigen Kuppe die Ruine einer Königsburg und eine Kirche wirksam von den südlichen Höhen vor. Nahe der floßbelebten Kura am Fuße des felsigen Rückens, mit welchem der Anti- oder Kleine Kaukasus nach Westen zieht, eilen wir von der Bahnstation Mzchet zur nahen Hauptstadt.

Tiflis überrascht, wie die meisten größeren Städte in Rußland, durch sein solides, behagliches und meist modernes Aussehen und besitzt nur in geringem Umfange alte und ärmlichere Quartiere; eigenartig ist ihm eine Mannichfaltigkeit im Straßenleben, wie sie kein ähnlich großer Platz des europäischen Staatsgebietes besitzt. Wir gedenken dabei besonders der Verschiedenheit der Nationalitäten und der Kleidung. Das lebhaft Farbige der Grusier (Georgier hört man nicht als Bezeichnung) und der Kurden, das Bunte der mohammedanischen Geschäftsleute und Erwerbsuchenden, die wohlhabende dunkle Tracht der Armenier und Armenierinnen (mit Diadem zum Zurückhalten des Kopfschleiers über den seidenen Obergewändern), neben altrussisch und abendländisch gekleideter Bevölkerung, deßgleichen zahlreichen Uniformen aller Art, besonders auch von Zivilbeamten (in Rußland eine sehr verbreitete Regel), die mancherlei Fuhrwerke und Zugthiere für Waaren und Personen, solches in geschäftigem Durcheinander oder auch auf ruhigeren Straßen zu betrachten, bietet dem Auge viel Reiz. Es geschieht dies vorwaltend auf der Westseite der fast nordsüdlich hindurchströmenden trüben Kura, wo die Stadt in zwei überbauten Bodenstufen bis zum Steilhange des beginnenden Antikaukasusplateaus ansteigt, so daß also hervorragendere Gebäude umso wirksamer zur Geltung kommen. Zu ihnen gehört am vornehmsten Straßenforum der Palast des Generalgouverneurs, namentlich aber die Michaelskathedrale mit ihrem anmulhenden farbigen Aeußern und herrlicher Lichtwirkung im Innern, wo Pfeiler und Kuppeln in der Farbe sehr günstig gehalten sind; üppig reich in Gold schließt die hohe Ikonostaswand den Hauptraum gegen das Sanktuarium ab. An der anderen Seite des „Prospektes“, d. i. Hauptstraße, ladet das trefflich durch Radde geordnete Kaukasische Museum ein, besonders für Völkerkunde reichhaltig, deßgleichen das „Hotel Orient“, ein sehr stattlicher Bau, durch Räume und Bewirthung, wie das deutsche „Hotel Europa“, aber auch durch Preise und Bedienung lobenswerth. Wie im Süden die armenisch-persischen Bazarstraßen uns unterhalten, so erhebt uns dort über den üppigen Zieranlagen des Botanischen Gartens auf dem „Festungsberg“ die Sicht auf die schneeschimmernden Häupter des Kaukasus und der Ueberblick über die Stadt und ihr vieles Laubgrün. Will man aber mehr die geographische Lage dieses Treffpunktes vorderasiatischer und europäischer Kultur ins Auge fassen, so bietet sich hiefür der Rand des Antikaukasusplateaus, zu welchem man über thonigschiefriges, lockeres Material des jähen Hanges um etwa 250 m emporgeht. Kahle Höhen lagern um Tiflis, zumal nachdem unter der Sonnengluth die Vegetation erstorben; wenig Dörfer bezeugen den brauchbaren Agrikulturboden der Nachbarschaft; nur eine Menge von Zeltreihen und Barackendächer der Feldlager von Infanterie und Artillerie blinkt in dem welligen Osten, so daß der farbenreiche und wohlbemittelte Platz zu unsern Füßen, welchen 160,000 Menschen bewohnen, einen unabweisbaren Gegensatz zu seiner Umgebung bildet. Die dauernde Bedeutung von Tiflis wird nur erklärlich durch das Zusammentreffen der beiden einzigen großen Naturwege Transkaukasiens, während die spezielle Wahl der Oertlichkeit für die werdende Stadt durch die Inselbildung oder Verzweigung der Kura, also durch diese besondere Erleichterung des Ueberganges einst bedingt war. Nahe der wichtigsten der drei Brücken, wo auch das größte plastische Kunstwerk von Tiflis steht, ein Monument des erfolgreichen Statthalters Fürst Woronzow, beginnt das gartenreichste Quartier, in welchem die meisten Deutschen der Stadt wohnen; vorherrschend lutherisch, bilden sie eine Gemeinde von 2500 Seelen, deren zweithürmige Kirche in einfacher Gothik sich gleichfalls hier erhebt. Am nördlichen Ende des Ganzen haben wir den weiten Bahnhof vor uns, von Petroleumdunst infolge zahlreicher Tankwagen aus Baku erfüllt.

Wie im Osten von Tiflis und nach Norden nicht wenige Orte durch Burgruinen ein romantisches Aussehen erhalten, so mangeln sie uns auch bei der Fahrt nach Westen nicht. So sehen besonders die Gebäudeflügel und Thürme der Königsburg Goris Ziche von einem kegelartigen Vorsprung stattlich auf das freundliche Städtchen Gori und dessen grüne Thalweitung hernieder. Der Lauf der Kura aber hat in dieser oberen Strecke eine energische Erosion durchgeführt, bald an rissigem Steilhang, ohne daß dessen Schluchteinschnitte in dem trockenen, lockeren Material mit Buschwerk besetzt wären (wie an der Wolga), bald an Kalkbänken und diluvialen Ablagerungen. Die hiefür bereits bezeichnete Ursache, die Senkung des Kaspisees, war wohl auch geeignet, durch rückschreitende Erosion die Wasserscheide weit nach Westen vorlegen zu helfen; doch ist deren Lage jedenfalls entschieden worden durch die Emporhebung der granitischen und von eruptiven Massen verstärkten Schwelle des Meski'schen Gebirges, welches eine nordsüdliche Verbindung vom Kaukasus zum Westen des Antikaukasus herstellt. Bevor wir sie westwärts mittelst Tunnels passiren, halten wir in Mihailowo an, von wo eine kurze Zweigbahn nach Norden, eine längere südwestlich in das Gebirge längs der Kura hineinführt zu dem „russischen Vichy“, nämlich dem vielgerühmten Badeort Borschom. Die felsigen und bewaldeten Höhen, die Thalengen, welche von den vortretenden Coulissen gebildet werden, der reißende, wasserreiche Fluß, ein verfallenes Schloß auf einer Kuppe in der

ungefähren Wegmitte und die kühlere Luft bilden eine anziehende Vorbereitung auf das malerisch an der Mündung der Borschomka gelagerte Ziel. Etwa 850 m ü. d. M. zieht sich Borschom längs der Ufer und unter waldgrünem Hange hin, in seiner Höhenumrahmung ein Ortsbild behaglicher Ruhe. Die Mineralquellen erinnern an die von Kislowodsk, während die Gastgebäude größtentheils aus Holz gezimmert sind. Auch hier wird man durch burgartige Kasernen an die militärische Bestimmung Transkaukasiens erinnert. Nach der Rückkehr zur Hauptbahn und westlich des 3—4 km langen Tunnels derselben geht es zunächst in engem Thal zu dem Rion-Nebenfluß Kwirila rasch abwärts, an verschiedenen Steinbrüchen in Granit und Kalk jurassischer Herkunft vorbei, an welchen die Büffelgespanne und die Trachten von Imeretiern und Türken unsern Eintritt in ein ethnographisch anderes Land andeuten. Die dichte Laubwalddecke aller Höhen aber und weiter westlich die immer freundlichere Ausstattung der erweiterten Landschaft machen uns auch hinsichtlich der Natur darauf aufmerksam, daß wir im Rion-Gebiet das gesegnete Kolchis vor uns haben. Angesichts der wuchtigen Höhen des Antikaukasus an der Südseite erscheint das sanfthügelige und flache Thalgebiet bei dem anmuthigen Städtchen Rion um so lebensvoller: diese Mais- und Melonenfelder, die Weinpflanzungen an den Baumreihen, die südlichen Obstarten üppiger Ausbildung, die energischen Farben großblüthiger Blumen, an Bäumen hinanklimmend und sonst in den Gärten — alles erinnert an die begünstigten Striche der südeuropäischen Halbinseln. Dies wirkt besonders freundlich in der gesegneten Gartenumrahmung von Kutais (14,000 Bewohner), wohin uns eine Zweigbahn flußaufwärts bringt. Malerisch zieht sich die Stadt mit villenartigen Anwesen und vielem Grün am rechtsseitigen Uferstrich unter der Höhe hin, von welcher ein starker Thurm- und Seitenflügelrest einer ehemaligen genuesischen Veste und eine lichte neuere Kirche herabsehen. In der gewerbthätigen Stadt betreibt man die alteinheimische Silberschmuckarbeit, die Verfertigung bunter gestickter Tücher und kleiner Teppiche noch immer mit Erfolg. Ein stattlicher hübscher Neubau eines Gymnasiums und die besonders durch ihre Mannichfaltigkeit von Koniferen anziehende Anlage beim Gouverneursgebäude veranschaulichen mehr die höhere moderne Kultur. Wir verzichten hier auf eine Skizze des so lohnenden zweistündigen Weges zum Kloster Geleti nach Nordosten, wo namentlich der Inhalt der Klosterkirche (Fresken, Mosaikbilder, Kirchenschatz mit Sammetkrone der Könige Georgiens) und die neu hergestellte Grabkapelle des 1125 verstorbenen Königs David von Interesse sind. Beim Rückweg kreuzt man die Eisenbahn zu den Kohlengruben von Tkwibula, in Flötzen der Kreidezeit angelegt, die einzigen von einigem Belange im Kaukasusvorlande. Dann geht es auf der Hauptlinie durch stets vegetationsreiches Niederland zur Pontusküste, und zwar nach Batum.

Batum ist seit 20 Jahren in der Presse Europa's viel genannt. Jedenfalls brachte die russische Besitzergreifung nahezu eine Neuschöpfung der Stadt mit sich; denn nur ein mäßiges Stadtquartier und die bescheidene „Citadelle" haben sich aus türkischer Zeit erhalten: sobald man letztere sieht, empfindet man das Bedürfniß, sich darüber unterrichten zu lassen, daß im letzten Kriege Batum selbst von den Russen nicht bestürmt wurde, sondern daß nur nordwärts davon erbitterte Kämpfe, vor allem durch die Volkswehr der Lasen und Imeretier geführt, stattfanden. Auch heute steht nur ein russisches Fort am Meere; die anderen befinden sich auf den laubgrünen steilen Höhen des Stadthintergrundes, während der Hafen noch der Vorkehrungen für die Kriegsmarine wartet. Durch Kanalisirung, Entsumpfung des Tschorokschlammbodens, Maßregeln für Arbeiterwohnungen u. dergl. wurde die energischste Bauthätigkeit für das aufstrebende Großgewerbe, Petroleumraffinerien und Großhandel angeregt. In beiden letzteren sind besonders auch Deutsche thätig, welche sammt ihren Volksgenossen in Kutais und Kolonisten nördlich von Poti eine Kirchengemeinde bilden. Sie vervollständigen das national wie wirthschaftlich so mannichfaltige Bild der Stadt, welche in ihrer Rührigkeit und ihrem bunten Mancherlei uns als ein Tiflis im kleinen erschien. Wie schon die herrlichen Gewächse des Klubgartens dem Auge eine südliche Pflanzenwelt vorführten, so konnten wir in der nördlichen Nachbarschaft der Stadt bei Tschakwa auch Theepflanzungen bewundern. Noch viele weiße Blüthen spendeten feinsten aromatischen Duft an den bis zum Alter von 18 und 19 Jahren nutzbaren Sträuchern, von deren Gesammtheit dahier etwa 8000 Zentner jährlich geerntet werden.

Ein großes russisches Postschiff, wohlgehalten und trefflich bewirthend, führte von Batums mologeschütztem Hafen längs der Küste und am Fuße des Kaukasus nordwestwärts. Poti, an einförmigem Flachufer gelegen, hatte nur etliche Barken an der Rhede, und erst eine geraume Strecke weiter nördlich wandelte sich das dunstige Mattblau der Kaukasuszüge in ein klares Bild scharfer Hochprofile und reich begrünter Gehängezonen der parallelen Schmalrücken, während in beträchtlichen Abständen enge Querthalfurchen das Gebirge zum Meere hin aufschlossen. Nur theilweise hievon abhängig sind die Zwischenräume der Dörfer am Meeresrande und der lichten freundlich belebenden Orte inmitten der laubreichen niedrigeren Höhenzüge. Aber auch hier zeigt sich jenes bemerkenswerthe Symptom wirthschaftlichen Aufschwungs, welches überall in russischen Städten und großen Dörfern auffällt: eine rege Bauthätigkeit. Da und dort tritt eine Villa, ein Schlößchen, eine Anlage für Steinindustrie als Neubau auf. Am lebhaftesten zeigt sich dies in dem durch den Aufstand der Abchasen im Jahre 1877 bekannt gewordenen Städtchen Suchumkaleh, wo, wie in mehreren Dörfern, auch ein altes graues Fort an die Schwierigkeit der Unterwerfung des Landes erinnert, dessen Lokalverkehr fast ganz von der Küstenschiffahrt abhängt. Moderne Kasernements bekunden auch hier die militärische Neuordnung der Dinge. Der wirkungsvollste kleinere Ort der Küste aber ist ohne Zweifel Nowüi-Afon, wo ein kolossaler Klosterbau über einer großen Zypressen- und Obstbaumpflanzung eine Stufe oberhalb des Dorfes krönt; letzteres bilden städtische Häuser zwischen laubigen Obstbäumen, überragt von einer wuchtigen, doppelthürmigen Kirche. Auf dem Meere außen aber bietet sich in dieser Region wiederum, wie im Nordosten, die gewaltige Gipfelgestalt des Elbrus, über die zentrale Hochkette bedeutend gehoben, aber nur das eine der beiden Häupter, zerfurcht und zackig, wie eine Steilpyramide, welcher das oberste Stück quer weggerissen worden. Neuerer Zeit jedoch entstammt unten an der Küste die Zerstörung, welche die Brandungswellen vornehmen: in großentheils ganz gerader Linie hat die Abrasion einen Theil der äußersten Abdachung weggenommen, eine „positive" Strandlinienverschiebung mit theilweise 30—40 m hoher Wand, welche mehrmals eine sehr steile Schichtenstellung, aber entsprechend dem Streichen des Gesammtgebirges zuweilen auch eine fast wagrechte Lagerung aufschließt. Immer langsamer aber folgen sich die Dörfer im Nordwesten; auch das Meer zeigte sich noch weniger durch Fahrzeuge belebt als vorher, bis wir uns dem Ziele unsrer Fahrt nähern, der Bucht von Nowo-Rossijsk. Den stillen Wasserspiegel dieses Hafenortes begrenzen zwei weit ausgreifende Dämme, für die riesigste Flotte zureichend, geschützt von der zu Ende gehenden Kaukasushöhe, an welcher die zweigetheilte Stadt

ansteigt, rasch geschaffen und in großem Stil angelegt; denn sie soll sich als ein großes Emporium für Ciskaukasien entwickeln. Darum der große Hafen, die neunstöckigen, hohen Elevatoren mit Viaduktschienenwegen in den Hafen hinaus, die Verlandung und Festigung überflutheten Terrains und die ausgedehnte Straßenanlage der eigentlichen Stadt auf der westlichen Erhebung. Malerischer wirkt der östliche ältere Theil, der Vorort Iwanowskaja, durch die Eisenbahn und die Elevatoren von der Neugründung getrennt. Hübsche Holzhäuser in altrussischen Formen, elegantere Villen auf rasch ansteigendem Hange, Petroleumreservoirs und Fabrikanlagen der großen Zement- und Thonwaarenindustrie dieses Vorortes bilden eine erwünschte Bereicherung des Gesammtbildes, als dessen anmuthige Einfassung das helle Laubgrün von Weinpflanzungen dient. Ob die Zukunft das so kräftig erfaßte Projekt der Regierung verwirklichen wird? Würde z. B. der Kaukasus in der Richtung nach Tiflis mittelst eines Tunnels durchquert, was bei den Fortschritten, wie sie zur Zeit der Simplondurchstich nahelegt, als eine ernstliche Frage erscheint, so würde Nowo-Rossijsk jedenfalls schon sehr erstarkt sein müssen, um nicht empfindlicher berührt zu werden. Aber jedenfalls ist auch dieser Endpunkt unsrer Kaukasusfahrt einer von den vielen greifbaren Belegen, daß kräftige und vielseitige Impulse und gestaltende Kräfte in den Lebenssäften des russischen Staatskörpers sich bekunden.

Unschwer kann man jedenfalls die Besichtigung des Landes und die Versuche, die Gründe für sein Aussehen zu erkennen, mit der Beobachtung verbinden, daß die oberste Staatsverwaltung seit Jahren ebenso mannichfaltig als im großen Stil ihre innerpolitischen Aufgaben auffaßt, sowie thätig und mit Erfolg zu lösen strebt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Kartographischer Bericht. In dem Verordnungsblatt des Topographischen Bureaus des kgl. bayer. Generalstabs sind als erschienen angezeigt: von der Reichskarte die Blätter: 649, Kaufbeuren; 850, Weilheim (dieses schon länger fertig); 664, Tegernsee; zu den Blättern Mittenwald, Schliersee und Murnau fehlen uns augenblicklich die Nummern; Topographischer Atlas von Bayern: 73, Reichenhall-West mit Auslandergänzung; Positionsblätter liegen uns vor: 744, Starnberg; 745, Schäftlarn; 746, Sauerlach; 768, Münsing; 769, Wolfratshausen; 770, Dietramszell; 882, Balderschwang; 883, Fischen; 893, Hoher Ifen; 894, Oberstdorf; 900, Biberkopf; 901, Mädelgabel; Hypsometrische Karte Nr. 14. (Da die bezüglichen Maßstäbe schon öfter angegeben wurden, ließen wir diese der Kürze halber weg.) — Uebersichtsplan von München mit Hausnummerirung, Maßstab = 1 : 5000, bearbeitet und herausgegeben von Karl Stückers Kunstanstalt in München; uns liegen zunächst vor: eine Uebersichtskarte, aus welcher die 30 Einzelblätter von rund 48 cm im Quadrat ersichtlich sind und die Ausdehnung nördlich über Freimann, südlich bis Großhesselohe, westlich mit Nymphenburg und Forstenried, östlich über Berg am Laim und Perlach erscheint; dann die Blätter: 12. Nymphenburger Kanal, kgl. Zentralwerkstätte; 16. Kleinhadern, Neufriedheim; 17. Westend, Untersendling; 11. Nymphenburger Park, Laim; 20. Gasfabrik, Berg am Laim; — die Koordinaten in Bezug auf den nördlichen Frauenthurm als Ursprung eines rechtwinkeligen Systems sind an den Ecken jedes Blattes in Metern angegeben; Farben: Gebäude — grau, Straßen — Terra di Sienna, Eisenbahnbesitzflächen — bloß violett, Gärten — grün, Gewässer — blau, Grenze — carmin; alle Töne zeichnen sich durch Zartheit aus und der Strich darf ein sehr scharfer genannt werden. Das einzelne Blatt kostet 2 M. — Brunns Spezialkarte vom Isarthal, von München bis Tölz, mit Einschluß des Starnberger- und Ammersees. Maßstab = 1 : 100,000. Verlag von Oskar Brunn, München. Preis M. 1.50. Diese Karte ist in farbiger Manier klar und übersichtlich ausgeführt. Roth gezeichnete Kreise aus dem Mittelpunkt Frauenthurm geben die Entfernungen in der Luftlinie von 5 zu 5 km an. — Musterblätter für den Unterricht im militärischen Planzeichnen und Kroliren an der kgl. Kriegsschule. Nebst den Zeichenerklärungen für die bayerischen Karten und die Karte des Deutschen Reichs. Mit Genehmigung der kgl. Inspektion der Militärbildungsanstalten, bearbeitet von J. Roeger, Major und Bataillonskommandeur ꝛc. 2. Auflage. München, 1898. Literarisch-artistische Anstalt Theodor Riedel. Preis 3 M. Das Werkchen kann bestens empfohlen werden. — Deutscher Kolonialatlas. 30 Karten mit 300 Nebenkarten, entworfen, bearbeitet und herausgegeben von Paul Langhans. Gotha, Justus Perthes. — Preisverzeichniß der vom k. u. k. militärgeographischen Institut in Wien herausgegebenen Kartenwerke und sonstigen Erzeugnisse nebst Verlagskatalog von R. Lechner ꝛc. Mit 5 Uebersichtsblättern und 5 Kartenbeilagen. Wien, Kommissionsverlag des k. u. k. militärgeographischen Instituts. 1898. Preis M. 0.50. — Taschenatlas der Schweiz. 26 kolorirte Karten, gezeichnet und gestochen von Emil Wagner. Genf, Ch. Eggimann u. Cie. Dieser handliche, in deutscher und französischer Sprache bearbeitete und von der bekannten Firma Frey u. Conrad in Zürich hergestellte Atlant sei hiemit bestens empfohlen. Preis M. 3.20. — Die Fixpunkte des schweizerischen Präcisionsnivellements. Herausgegeben durch das Eidgenössische topographische Bureau. Lief. 7. M. 4. — *Stanfords* Sketch Map of tha North-Western Frontier of India. London. Published by Edward Stanford, 26 and 27, Cockspur-Street, Charing Cross, S. W. Nov. 1. 1887. Stanfords geographical Etablishment, London. Ein großes farbiges Blatt, von 70° Longitude East of Greenwich bis 73° a und a 33° bis 37° north. Preis 5 M. — Von der wunderbar ausgeführten Karte: *Raimondi*, Mapa del Peru liegen uns 17 Blätter à M. 2.50 vor. Jedes Blatt mißt 65 zu 50 cm. Escala de 1 : 500,000. Jeder Blattrand enthält sowohl Longitud Oeste de Greenwich und de Paris, ferner sämmtliche Signos convencionales. Die Gebirge sind seitlich beleuchtet und in einem warmen, braunen, die Flüsse und ebenso das Meer in kobaltblauem Ton vorzüglich schraffirt; die großartigen Urwälder zeigen in grüner Farbe eine elegant durchgeführte Horizontalprojektion einzelner Baumgruppen, wodurch die Darstellung der bewaldeten Gebirge außerordentlich gewinnt. Diese Karte von Peru ist eine französische Arbeit, wie aus folgender unter jedem Blatt angebrachten Notiz hervorgeht: Grabado y Imp. por Erhard Fres. Calle Denfert-Rochereau 35 bis Paris. Dann ist noch die Nota zu berücksichtigen: Los números indican la altura en metros sobre el nivel del mar. — Da die Schrift in der gesammten Kartographie eine hervorragende Rolle spielt, so sei an dieser Stelle noch das soeben, bis einschließlich der 16. Lieferung, erschienene Werk erwähnt: Schriftenatlas. Eine Sammlung der wichtigsten Schreib- und Druckschriften aus alter und neuer Zeit, nebst Initialen, Monogrammen, Wappen, Landesfarben und heraldischen Motiven für die praktischen Zwecke des Kunstgewerbes, zusammengestellt von Ludwig Petzendorfer. Stuttgart, Verlag von Julius Hoffmann. Preis des ganzen Werkes (20 Lieferungen) 20 M. Jedes der Hefte enthält Tafeln für den Plan- und Kartenzeichner. Besonders hervorhebenswerth sind die Tafeln mit folgenden fremden Schriften: 28 B Amerikanische Zierschriften; 109: Griechisch, darunter Monumental und Unical; 115: Zend, Estrangelo, Babylonisch, Medisch, Pehlewi, Armenisch, Assyrisch, Persisch; 110: Russische Schriften; 112. Hebräische Schriften: Rabbinisch, Jüdisch-Deutsch, Jüdische Schreibschrift, Quadratschrift, Accentschrift; 113: Phönikisch, Alt-Hebräisch, Kufisch, Syrisch, Alt-Aramäisch, Samaritanisch, Arabisch, Nestorianisch; 116: Japonisch, Aethiopisch, Birmanisch, Runen, Chinesisch, Alt-Gothisch, Sanskrit, Alt-Griechisch, Mandschu, Tibetanisch, Etrurisch. Das ganze Werk ist vorzüglich ausgestattet.

Ernst Fischer.

Das ägyptische Postwesen. Die letzte der von „The Society for the Education of Every Egyptian Youth" herausgegebenen Schriften ist eine im Landi'schen Verlag zu

Florenz erschienene Broschüre von 24 Seiten, welche den Titel „The Post of Egypt" führt und eine kurzgefaßte Geschichte der Entstehung und Entwicklung dieser öffentlichen Verkehrs- und Beförderungsanstalt gibt. Unter der Herrschaft der Khalifen und Mamluken und wahrscheinlich noch viel weiter zurück im Zeitalter der pharaonischen und ptolemäischen Dynastien bedienten sich die Könige und ihre Oberstatthalter schnellfüßiger Staatskuriere, um Befehle und sonstige Nachrichten nach den entlegensten Landestheilen möglichst rasch zu senden. Von den Leistungen dieser schlankgliederigen Botenläufer wird noch immer im Nilthale Erstaunliches und Unglaubliches erzählt, und wie es namentlich im Morgenlande zu geschehen pflegt, hat im Verlaufe der Ueberlieferung die Phantasie ihre Rechte unbeschränkt geltend gemacht und das Thatsächliche mit dem Sagenhaften reichlich ausgeschmückt. Unter dem Pascha und Statthalter Mehemed-Ali im ersten Viertel dieses Jahrhunderts nahm dieses Kuriersystem eine großartige Ausdehnung und wurde von allen vornehmen Aegyptern, sowie von dortigen Europäern vielfach benutzt. Zu Kairo und Alexandria schlugen diese Botenläufer ihre Hauptquartiere in gewissen Kaffeehäusern auf, wo sie stets bereit waren, Aufträge zu besorgen. Im Jahre 1843 ist ein Italiener, Carlo Meratti, auf den Gedanken gerathen, einen regelmäßigen Kurierdienst zwischen Kairo und Alexandria einzurichten. In jeder dieser beiden Städte wurde ein äußerst bescheidenes, nur aus einem Zimmer bestehendes Postbureau eröffnet; in der Mitte desselben stand ein Tisch und darauf ein Korb, der bestimmt war, alle angelangten Briefe, Zeitungen u. dgl. aufzunehmen. Jedermann ging hin, durchsuchte den Inhalt und trug das an ihn oder seine Familie Adressirte ohne weiteres davon. Da es die Hauptaufgabe dieser Anstalt war, europäische Briefe zu befördern, so wurde sie „die europäische Post" genannt. Es entstanden auch Postämter, die von den verschiedenen europäischen Regierungen verwaltet wurden, wie z. B. die „französische Post", die „österreichische Post", die „italienische Post" u. s. w.; sie sind aber längst verschwunden, die französische Post ausgenommen, die in einem ziemlich elenden Quartier der Stadt Alexandria noch immer ein kümmerliches Dasein führt. Nach Meratti's Tod wurde das Unternehmen von seinem Neffen in Verbindung mit dessen Landsmann Giacomo Muzzi übernommen und, besonders nach der Vollendung der Eisenbahn zwischen Alexandria und Kairo, im Jahre 1856 weiter ausgebildet. 1862 wurde dieser Genossenschaft das ausschließliche Recht, Posten anzulegen, auf 10 Jahre verliehen, aber unter Muzzi's energischer und einsichtsvoller Verwaltung warf das Geschäft so großen Gewinn ab, daß die Regierung das Privilegium wieder zurückkaufte und Muzzi zum Generaldirektor der nunmehr eingeführten Staatsposten ernannte. Muzzi trat von dieser Stelle 1876 zurück und starb vor kurzem, am 12. Mai 1898, zu Florenz im 77. Lebensjahre. In Aegypten hatte das Postwesen von vornherein außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden. Auf der einen Seite mußte man gegen die jährlichen, den Verkehr störenden Nilüberschwemmungen und die glühende Hitze und Wirbelwinde der Sandwüste und auf der anderen Seite gegen den im Lande herrschenden Sprachwirrwarr einen beständigen Kampf führen. Die Adressen der Postsendungen werden im Arabischen, Armenischen, Türkischen, Maltesischen, Hindustani, Griechischen und den übrigen Hauptsprachen Europa's geschrieben. Mit diesen Sprachen müssen die Postbeamten einigermaßen vertraut sein und das amtliche sogenannte Kanzleiarabische, die Mundart des ägyptischen Volkes, und entweder das Englische oder das Französische ganz geläufig reden können. Bei diesen schwierigen Verhältnissen gereicht es Hrn. Muzzi und seinen Nachfolgern zur Ehre, daß die heutige ägyptische Postanstalt zu einem so hohen Grade von Wirksamkeit und Zuverlässigkeit gediehen ist. Die Zahl der Postbureaux in Aegypten betrug am 1. Mai 1898 802, darunter 317 Hauptbureaux, 23 Zweigbureaux in größeren Städten und 462 Poststationen auf dem Lande. Den neuesten statistischen Angaben zufolge wurden im Jahre 1896 16,510,000 Briefe und sonstige Postsendungen befördert, von denen 3,190,000 nach dem Auslande gesandt und 4,410,000 vom Auslande erhalten wurden. Die Geldsendungen beliefen sich auf 15,900,000 ägyptische Pfund ($20\frac{1}{2}$ Schilling), darunter 211,000 nach und 37,000 von dem Auslande; Pakete im ganzen 153,000: 46,900 nach und 85,000 von dem Auslande. Ausgaben im Jahre 1896 93,592 Pfund, Einnahmen 114,749, woraus sich ein Ueberschuß von 21,157 Pfund ergibt; dazu kommen portofreie Sendungen vom Staat im Betrage von 41,000 Pfund. Dieses Ergebniß ist jedenfalls als ein recht erfreuliches zu bezeichnen. E. P. Evans.

* Gelegentlich der Siebenbürgener Honterustage (vgl. Beilage Nr. 188) verweisen wir auf ein prächtig geschriebenes Büchlein, das den um die deutsche Schule und die Gesinnung seiner Landsleute hochverdienten Kronstadter Gymnasialprofessor Dr. Oskar Netoliczka zum Verfasser hat und unlängst erschienen ist: „Johannes Honterus. Ein Gedenkbüchlein zur Feier seiner Geburt." (Kronstadt, Johann Götts Sohn.) Es enthält alles Wissenswerthe über den großen Reformator seines Landes, der diesen Namen nicht nur in religiös-kirchlicher Hinsicht, sondern auch bezüglich der gesammten Bildung und Erziehung verdient.

* **Aus Oesterreich.** Der ordentliche Professor an der Universität in Czernowitz, Regierungsrath Dr. Karl Hiller, wurde zum ordentlichen Professor des österreichischen Strafrechts und Strafprozesses an der Universität in Graz ernannt. — Gelegentlich der Honterus-Feier wurde der Dechant und evangelische Pfarrer von Neustadt (in Siebenbürgen), Franz Herfurth, von der Universität Königsberg zum Ehrendoktor der Theologie ernannt.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Dr. C. Eykman, Direktor des Laboratoriums zu Weltevreden (Batavia) wurde zum Professor für Hygiene, medizinische Polizei und gerichtliche Medizin an der Universität Utrecht ernannt. — Prof. Snellen zu Utrecht wurde von der Universität Edinburg zum Doctor honoris causa erwählt. — Prof. Dr. C. P. Tiele zu Leiden wurde zum Mitglied der „American Philosophical Society" gewählt. — Der Verein zur Förderung der Interessen des Buchhandels hielt am 10. August seine diesjährige allgemeine Versammlung, die besonders deßhalb von hoher Wichtigkeit war, weil der Antrag vorlag: „Die Versammlung beauftragt den Vorstand, mit der Regierung in Verbindung zu treten, um den Anschluß der Niederlande an die Berner Konvention zu erlangen." Dieser Antrag wurde mit 81 gegen 40 Stimmen verworfen! Die Mehrzahl der Buchhändler und Verleger will also das bisherige Raubsystem auf dem Gebiete der Literatur und Kunst fortsetzen. — Zu melden ist noch eine Neuerung im Unterrichtswesen der Elementar- und Fortbildungsschulen. In Schulen dieser Art, welche ein sogenanntes erweitertes Programm haben, werden auch fremde Sprachen unterrichtet. Man fängt dabei stets mit dem Französischen an, einmal weil dies so Tradition ist, zum andern, weil man diese Sprache als die wichtigste betrachtet. Zwar wurde wiederholt darauf hingewiesen, daß diese Auffassung weder der Wirklichkeit entspreche, noch im Interesse des Unterrichts und des Volkes sei — alles umsonst. Um so merkwürdiger ist daher ein Beschluß des Stadtraths von Rotterdam: in einer neugegründeten Schule dieser Art soll kein Französisch, sondern nur Deutsch und Englisch unterrichtet werden.

* **Brüssel.** An Stelle des verstorbenen Alphonse Rivier ist M. Ernest Nys zum Professor des Völkerrechts an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Bulletin Russe de Statistique financière et de Législation. 5ème Année. No. 4—6. Avril — Juin 1898. St. Pétersbourg, Imprimerie du Ministère des finances (V. Kirschbaum) 1898. — Dr. Friedrich Kunz: Die Wahrheit der katholischen Kirche. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly) 1898. — Die Adresse an das Volk in Oesterreich. Leipzig, Otto Wigand 1898. — Prof. Dr. L. Günther: Recht und Sprache. Ein Beitrag zum Thema vom Juristendeutsch. Berlin, C. Heymann 1898. — Reinhold Ortmann: Unter dem Schwerte der Themis. Roman. 2 Bde.; A. Osterloh: Die Sünden der Väter. Roman; Alexander Römer: Gesühnte Schuld. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise, Bd. 66—69.) Berlin, A. Goldschmidt 1898.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 26. August. Nummer 191.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Theodor Körner und die Seinen.

Zum 26. August.

Von Edmund Goetze.

Heute vor 85 Jahren fiel im Kampfe gegen die Welschen Theodor Körner, der volksthümlichste Dichter und Held der Befreiungskriege. Sein Leben und Streben schildern uns E. Peschel und E. Wildenow in einem glänzend ausgestatteten Werke,[1]) dessen glücklich gewähltem Titel die ganze Anlage des Buches entspricht: denn die dichterisch angelegte Natur des Sohnes fand in dem Vaterhause den besten Nährboden, wo die verehrungsvollste Freundschaft für Schiller den Grundton des geistigen Lebens bildete. Und doch eine große Mannichfaltigkeit der Charaktere innerhalb der Familie selbst: zuerst der brave, tüchtige Vater, dann die lebensfrohe Mutter, die künstlerische Tante und die zartempfindende, schwärmerische Schwester, alle verbunden durch dasselbe edle Streben, sich in schöner Menschlichkeit auszuleben. In diesem Kreise wächst als Jüngster Theodor heran, bald der Mittelpunkt aller Wünsche des Hauses, der lebenslustige Student, an dem der Vater trotz aller Jugendthorheiten nie zweifelt, den er sich zum Freunde erzieht und der sich endlich durchringt und zu den höchsten Hoffnungen berechtigt — dieses Glück schildert der erste Band.

Der zweite Band bringt zunächst das durch seine Schlichtheit mächtig wirkende 7. Kapitel, Theodor als Lützower, das uns das glorreiche Jahr 1813 erzählt, beginnend mit der Scene, wo in der Winternacht Napoleon auf der Moritzstraße dem Körner'schen Hause schrägüber im Schlitten hält; nach dem Untergang der großen Armee, deren Trümmer er verlassen hat, befindet er sich auf dem Wege, um nicht zu sagen: auf der Flucht, nach Paris. Den Gang der Ereignisse, der an und für sich schon durchsichtig und klar dargestellt wird, kann man auf den beiden Karten, die den Zug der Lützower zeigen, genau verfolgen bis zu dem Opfertode Theodors. Das Körner'sche Haus in seinem tiefen Unglücke wird uns im letzten Kapitel vorgeführt: die Schwester folgt dem Bruder bald nach in die Gruft von Wöbbelin, der Vater Körner führt nur noch ein Leben der Pflicht, die Mutter sieht alle ihre Lieben vor sich ins Grab sinken, sie lebt nur noch in der Erinnerung an einstige schönere Tage.

Es ist natürlich, daß sich das Werk mit dem von Fritz Jonas über Christian Gottfried Körner im Anfange und zu Ende vielfach berührt. War das schon eine freundliche, erquickende Gabe, so wirkt sie hier wie die Umrahmung und läßt das Bild des Helden um so strahlender erscheinen. Ich habe beide Bücher verglichen und dabei gefunden, wie selbständig die Verfasser verfahren sind. Daß dieselben, Jonas ebenso wie Peschel und Wildenow, den Briefwechsel Körners mit Schiller nicht eingehend behandelt haben, lag zu nahe, daß man es nicht Uebereinstimmung nennen darf. Obgleich ja Körner durchaus nicht nur der Empfangende war, so hat doch Schiller darin das meiste gethan, so daß die ausführliche Behandlung des Briefwechsels der Lebensbeschreibung Schillers zugewiesen werden muß.

Das Bild des Vaters, das uns die Verfasser zeichnen, möchte ich hier noch um einen liebenswürdigen Zug vermehren, zumal da ihn Fritz Jonas in seinem Buche, das 1882 erschien, noch nicht bringen konnte.

Wie eng das Verhältniß Goethe's zu Körner gewesen ist, setzen die Verfasser im ersten Bande auf S. 79 f. vortrefflich auseinander. Die Stellen, die ihnen dazu die Grundlage boten, zeigen, wie man den Vater Körner beurtheilen muß. Man darf sich nicht durch den grämlichen Zelter beirren lassen, der selbst den Einfluß Körners auf Schiller mit sauertöpfischen Bemerkungen in Frage zu stellen wagte. Und doch erlitt das Verhältniß Goethe's zu Körner einen argen Stoß.

Nur zu bekannt ist Goethe's Voreingenommenheit für Napoleon. Während uns die Erinnerung an die gewaltige Erhebung 1813 das Herz höher schlagen läßt, wirkt es immer wie ein Tropfen bitterer Wermut, daß wir Goethe dabei abseits stehen sehen. Eine Erklärung wenigstens für sein Verhalten ist vonnöthen. Diese Erklärung ist schon längst gegeben und es genügt, auf den ersten Aufsatz in Victor Hehns Gedanken über Goethe zu verweisen. Das Vaterlandsgefühl, das jetzt jeden Deutschen durchdringt, mag er am Bodensee oder an der Ostsee wohnen, das Gefühl der Gemeinsamkeit hat sich erst im Laufe unsres Jahrhunderts entwickelt. Nur daß gerade Goethe, der durch seine Dichtungen um alle Deutschen ein ideales Band geschlungen hatte, das sie zur Nation machte, die Bewegung der Gemüther nach dem Strafgerichte auf Rußlands Feldern nicht zu würdigen wußte, das erweckt immer und immer wieder lebhaftes Bedauern. Ernst Moritz Arndt hat uns in seinen Wanderungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein Goethe's Worte dem Vater Körner gegenüber, als dieser mit Begeisterung von seinem Sohne bei den Lützowern sprach, aufbewahrt. „O ihr Guten, schüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist euch zu groß,“ sagte Goethe in Bezug auf Napoleon.

Vergegenwärtigen wir uns nun, in welcher Spannung gerade damals Arndt und alle Vaterlandsfreunde waren, als es galt, die Theilnahmlosigkeit der Menge zu brechen, die Lauheit zu verscheuchen, den furor teutonicus zu wecken: da können wir uns denken, wie die Hoffnungslosigkeit Goethe's wirken mußte. Und wenn Arndt deßhalb Goethe's Verhalten unerfreulich nennt, so theilen wir das Empfinden des warmherzigen Mannes und wundern uns nur, daß die Goethomanen E. M. Arndt wenig glimpflich behandeln,

[1]) Theodor Körner und die Seinen. Mit vielen Abbildungen, Faksimiles und Karten. Zwei Bände. Leipzig 1898. Verlag von E. A. Seemann.

wenn sie von seinen Beziehungen zu Goethe sprechen und wie zu ihrer Deckung anführen, dieser habe ihn einmal den moralisch-politischen Arndt genannt.

Nach der Begegnung in Dresden ist in dem Buche Peschels und Wildenows nirgends wieder von Goethe die Rede. Die früher so lebhaften Beziehungen zwischen Körner und Goethe sollen dadurch als abgebrochen anzusehen sein. Veranlassung zu dieser Annahme scheint den Verfassern ein Brief der Mutter Theodors gegeben zu haben, die am 11. April 1838 an Gustav Parthey schreibt, sie wären seit ihrem ersten Besuche in Weimar mit Goethe in freundlicher Verbindung geblieben „bis zum Jahre 13, wo uns die Meinung trennte — Er war ein leidenschaftlicher Verehrer Napoleons — und wir hatten den einzigen Sohn als Freiwilligen bei der preußischen Armee".

Und doch ist nach dem Zerwürfniß von 1813 wieder ein Verhältniß zwischen Körner und Goethe angeknüpft worden.

Körners brachten die heiße Zeit des Jahres mehrmals in Löbichau bei der Herzogin von Kurland zu. Das geschah auch im Juni 1821. Sicherlich hatte der Vater dort von der neuen Ausgabe der Dramen Theodors und auch von der gütigen Aufnahme erzählt, die seinerzeit Goethe den Produkten seines Sohnes hatte zutheil werden lassen. Die verklärende Milde, die nach und nach sein ganzes Wesen erfüllte, dachte nur in Dankbarkeit jener freundlichen Förderung, und von diesem Gefühle getrieben übersandte er dem Meister die von ihm veranstaltete und überarbeitete Ausgabe in neuem Gewande, dadurch aber schlug er zugleich die Brücke wieder über das Grab des Sohnes. Wie angenehm dieses Entgegenkommen Goethe berührte, geht aus seiner Antwort hervor, die zuerst der vierte Band des Goethe-Jahrbuches im Jahre 1883 der Oeffentlichkeit zugänglich machte. Er fühlt sich gemahnt, an die Zeit zu denken, wo die Eltern Körner und ihre Kinder auf dem edelsten Wege grenzenlose Hoffnungen zu hegen berechtigt waren; er sagt, indem er den Faden der Erinnerung weiter spinnt, bis in seine frühesten Zeiten reichten die Erinnerungen an die Angehörigen Körners, und bittet, wie sie immer an seinen Dichtungen lebhaften Antheil genommen, diesen auch ferner ihm zu bewahren. Eine seltsam wilde Zeit nennt er die Jahre der Entfremdung von Körner und fügt hinzu, höchst erfreulich wäre ihm, „was überzeugt, daß alles Edle, Wohlverknüpfte und Verbundene über die Zeiten hinaus reicht und über das Geschick, das, nachdem es lange verwirrt, doch wieder herstellen muß". Und dann hat er mit Vergnügen gehört, daß sich diese anmuthigen Bilder, wie er Theodors Stücke nennt, auf dem Theater fort und fort in Ehren erhalten.

Sollte dieser Brief nur Konzept geblieben sein? Darüber wird uns ja wohl das Briefbuch Goethe's Aufschluß geben. Falls er aber an seine Adresse, an den Staatsrath Körner in Berlin, gelangt ist, muß es immerhin verwundern, daß dieser herzliche Brief der Mutter Theodors, auch wenn sie als Sechsundsiebzigjährige berichtete, gänzlich aus dem Gedächtnisse entschwunden war.

Die Beziehungen Ernst Moritz Arndts ferner zu dem alten Körner waren nach dessen Uebersiedelung nach Berlin, wie der „Nothgedrungene Bericht" erzählt, so lebhaft, daß auch sie im 8. Kapitel noch eine Stelle bekommen müßten. Damit aber sind alle meine Wünsche zur Vervollständigung des Buches erschöpft. Es ist der Stadt Dresden gewidmet, der Vaterstadt des Sängers und Helden,

Der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld.

Die Verlagshandlung hat es in wahren Festschmuck gekleidet. Die Schätze des Körner-Museums, die schon oftmals Begeisterung geweckt haben, und die Kunstwerke, die dem Begründer des Körner-Museums ihre Anregung verdanken, sind hier in künstlerischer Vollendung nachgebildet. Mögen sie in allen deutschen Familien weiter wirken! Möge jeder Vater seinem Sohne, der die Hochschule bezieht, den Brief des alten Körner mittheilen, den dieser seinem Sohne nach Freiberg schrieb und den wir Band I zu S. 152 zum erstenmal faksimilirt erhalten.

Es ist eine schöne Gabe, die uns da beschert worden ist und die am freudigsten Rudolf Brockhaus begrüßt haben würde. Wohl hat er in seiner Begeisterung für den herrlichen Jüngling aus seiner Autographensammlung zu dem Werke noch beigesteuert; es vollendet zu sehen war ihm nicht beschieden.

Literatur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen.

Von Paul Holzhausen.

I.

Kriegsgedichte auf Clerfayts Sieg bei den Mainzer Linien (29. Oktober 1795).

„Einen Krieg, der ohne feindselige Gesinnung und ohne Haß geführt war," nennt Bailleu („Preußen und Frankreich" I, S. IX der Einl.) die Fehde zwischen Frankreich und Preußen, die mit dem jämmerlichen Feldzuge in die Champagne eröffnet wurde und durch den Baseler Separatfrieden einen nicht eben viel rühmlicheren Ausgang fand. Der Gedanke Bailleu's ist leicht zu erweitern. Ist doch fast gänzlicher Mangel an nationaler Begeisterung die Signatur der Koalitionskriege überhaupt. Kabinetskriege, in deren Verlaufe die etwa anfangs noch vorhandenen idealeren Gesichtspunkte — Erhaltung des monarchischen Prinzips und Restitution des unglücklichen Ludwigs XVI. und seiner Familie einerseits, Ausbreitung der Revolutionsgrundsätze und Befreiung der Völker von ständischer Ungleichheit auf der andern Seite — sehr bald gegen die niederen Triebe banaler Ländergier zurücktraten. Und auch in den rheinischen Gegenden, neben den Niederlanden dem vornehmsten Schauplatz der lange Jahre sich hinziehenden Kämpfe, war von eigentlich patriotischer Begeisterung wenig zu spüren. Deutschland war zerstückt, und bald sollte die Zeit kommen, wo dem alten Reiche höhnische Spottlieder in das Grab nachgesungen wurden. Die vielen kleinen Völker und Völkchen aber, welche die „Pfaffengasse" des alten Reiches bewohnten, hatten nicht sonderlich Ursache, den Untergang der geistlichen Duodezterritorien zu beklagen. Das eigentliche „Volk" dieser Kleinstaaten lebte ohnehin, dem politischen Denken fast völlig entfremdet, in einer einschläfernden Dämmerung dahin, einem Zwielichte, das gerade Leuchtkraft genug besaß, um diesen genügsamen Geschlechtern die zur täglichen Erwerbsarbeit nöthige Helle zu spenden. Die gebildeteren Klassen, die Professoren der Mainzer Hochschule z. B., hatten sich, in einer übrigens vielfach überschätzten Zahl, den Ideen der französischen Revolution zugewandt, wovon die Tragikomödie des Mainzer Klubistenthums ein merkwürdiges Beispiel gegeben hat. Auch bei diesen Leuten war indessen der vorhandene Fonds der Begeisterung stark im Schwinden begriffen. Nach dem Falle von Mainz und dem ersten Rückzug der Franzosen von der Volkswuth mißhandelt und von der Kurmainzer Regierung in verschiedenen Festungen internirt, waren sie nach und nach freigelassen worden, und manche von ihnen hatten sich nach dem „neuen Vaterlande" Frankreich gewendet. Die Erfahrungen, die sie dort machten, waren recht geeignet, ihre Schwärmerei für das von der Konventsregierung zerrüttete Land mehr und mehr herabzumindern.

So schreibt der Mainzer Klubist J. A. Becker am 21. Messidor des Jahres III (9. Juli 1795) aus Paris: „Mit Ideen wie das Unglück und die Einsamkeit sie in den bessern Menschen schafft, kam ich aus meinem Kerker in die Republik, bey meinen ersten Eintritt empörte mich die Würklichkeit, aber hier konnte ich lange Zeit mich gar nicht aus meinem Erstaunen erholen.... Trotz meiner vielen Erfahrungen mußte ich von neuem anfangen, die Menschen kennen zu lernen, es war noch nicht in dem Kreiß der meinigen (scil. Erfahrungen), daß in einer Republik die Menschen so schlecht als in der unbeschränktesten Monarchie seyn könnten.... Es fiel mir ein, daß die Natur keine Sprünge mache, daß folglich die weiland Franzoßen in einem Zeitraum von fünf Jahren keine Republikaner — was wir so beyläufig unter dießem Worte verstehen — seyn könnten. Ich gab die gegenwärtige Generation verlohren und tröstete mich mit den kommenden u. s. w." Das sind die Worte, die der begeisterte Klubist von 1792 nur drei Jahre später an seine in Deutschland zurückgebliebenen Gesinnungsgenossen Nikolaus und Kaspar Müller richtete.[1]

So hatte gegen das Jahr 1795 eine ziemlich allgemeine Ernüchterung auch bei denjenigen platzgegriffen, die in diesem begeisterungslosen Kriege an äußeren oder inneren Gütern etwas zu erreichen gehofft hatten. Preußen, dessen leitende Staatsmänner trotz der Verträge von 1791 und 1792 im großen und ganzen noch immer von dem fridericianischen Gedanken des Gegensatzes gegen Oesterreich geleitet wurden und das seine neuen Erwerbungen in Polen durch die Eifersucht der Ostmächte jeden Augenblick gefährdet sah, hatte mit Frankreich den Separatfrieden von Basel abgeschlossen, und Oesterreich führte mit den Reichsvölkern, deren Gefolgschaft von Tag zu Tag unzuverlässiger wurde, den Krieg am Rhein weiter. Solches war die Lage im Herbst 1795, als ein österreichischer Feldherr mit einigen frischen Streichen die verglimmende Fackel des Krieges wieder anfachte und auch der gedrückten Stimmung im Lande für einige Zeit wieder Schwung und soweit das im alten Reiche noch möglich war, auch reichspatriotische Begeisterung wiedererweckte.

Dieser Mann, eigentlich gar kein Deutscher — aber was wollte das bei der buntscheckigen Zusammensetzung der österreichischen Kontingente besagen? — war Karl Joseph v. Croix, Graf v. Clerfayt.[2] Am 14. Oktober 1733 auf dem Schlosse Bruille im Hennegau in den damals österreichischen Niederlanden geboren, trat er mit 20 Jahren in das Heer der Maria Theresia, machte unter der großen Kaiserin den 7jährigen Krieg mit und löste im Kriege Oesterreichs und Rußlands gegen die Pforte 1788—91 größere Aufgaben mit Geschick, lebte sich aber hier vollends in die Taktik des Kordonkrieges und des Wiener k. k. Hofkriegsraths ein, die er niemals überwunden und die ihm seine besten Erfolge verkümmert hat. 1792 bemächtigte sich Clerfayt als Führer eines österreichischen Armeekorps im Champagnefeldzuge des Argonnenpasses bei La Croix-aux-Bois, machte unter Coburg den Feldzug von 1793 mit, wo er das neuerdings von v. Zeißberg[1] in seiner Bedeutung gewürdigte Gefecht bei Aldenhofen gewann, wurde im folgenden Jahre von Pichegru bei Courtray geschlagen, führte eine Zeitlang an Coburgs Stelle den Oberbefehl in Belgien und bezog nach der Räumung dieses Landes für den Winter 1794/95 Quartiere auf dem linken Rheinufer. Im Jahre 1795 übernahm er das Kommando über die fast 100,000 Mann starke Niederrheinarmee, während die Deckung des Oberrheins der bewährten Kraft des alten Wurmser übertragen worden war, der hier die letzten Lorbeerreiser seiner mühsamen Kriegerlaufbahn pflückte, die nach wenigen Monden in Italien ein 27jähriger General seiner Hand entwinden sollte. Auf französischer Seite kommandirten gegen Clerfayt der Sieger von Fleurus, Jourdan, und gegen Wurmser Pichegru, der Eroberer von Holland, ein unzuverlässiger Vertheidiger der republikanischen Sache. Die Eröffnung des Feldzugs erfolgte unter Auspizien, die den Oesterreichern keineswegs günstig zu sein schienen. Jourdan ging über den Rhein, drei Divisionen bei Düsseldorf, welches der pfälzische Minister Hompesch — eines der vielen traurigen Zeichen kleinstaatlicher Hülflosigkeit — schleunigst dem Feinde übergab. Das Zentrum der Jourdan'schen Armee überschritt den Rhein bei Köln, die Lahnlinie wurde forcirt und die Oesterreicher an den Main zurückgeworfen. Zu derselben Zeit war Pichegru über den Oberrhein gegangen, hatte Mannheim, das eben so schnell übergeben wurde wie Düsseldorf, genommen und blieb wenige Meilen von Heidelberg stehen, wo die Oesterreicher ihre Depots hatten und durch eine Heeresabtheilung unter Quosdanowich die Verbindung zwischen ihren beiden Armeen aufrechterhalten wurde. Hätte Pichegru nicht gezögert, so wäre jene Verbindung aller Wahrscheinlichkeit nach zerrissen worden, und die bedenklichsten Folgen wären zu erwarten gewesen.

In diesem kritischen Momente zeigte sich Clerfayt der Lage gewachsen. Er zieht mainaufwärts, versucht Jourdans Linie, die sich von Kastel bis Nidda zog, vom linken Flügel her aufzurollen und zwingt diesen zum Rückzuge. Jourdan mußte infolgedessen die Belagerung von Mainz auf dem linken Rheinufer aufgeben, während die schon seit längerer Zeil bestehende Blockade auf dem rechten bestehen blieb, und sich hinter Lahn und Sieg und schließlich über den Rhein zurückziehen. Obwohl Clerfayt die Feinde keineswegs energisch verfolgte, artete dieser Rückzug Jourdans in völlige Auflösung aus. Etwas ähnliches hat man noch einmal im folgenden Jahre bei dem Rückzug desselben Feldherrn durch Franken gesehen. Alle Bande der Ordnung waren unter dem durch jahrelange Fehde und die Gewohnheit, den Unterhalt aus dem fremden Lande zu nehmen, verwilderten Heere der Franzosen gelöst. Die Oktobernummern der „Mainzer Zeitung" von 1795 sind voll der grauenhaftesten Berichte über das Treiben der entarteten Soldateska. Aus Neuwied wird gemeldet, daß man Leute nackt ausgezogen und ihnen mit den Füßen auf den Hals getreten, einigen sogar die Finger abgehauen habe, um sie zur Herausgabe ihres Geldes zu zwingen. Auf dem Lande

[1] Das Original obigen Briefes befindet sich in einer Sammlung von Briefen aus der Revolutionszeit auf der Mainzer Stadtbibliothek. Eine Abschrift verdanke ich Herrn Oberbibliothekar Prof. Dr. Velke, der, wie die HH. Dr. Heidenheimer und Hofrath Böckel (Mainz), mich bei diesen Studien wesentlich gefördert hat. Daß die Stimmung, aus der Beckers Schreiben entsprang, eine allgemeinere bei den nach Frankreich ausgewanderten Klubisten gewesen, beweisen die interessanten Mittheilungen des um die Erforschung der Mainzer Geschichte hochverdienten Landgerichtsdirektors Dr. K. G. Bockenheimer in seiner Schrift „Die Mainzer Patrioten in den Jahren 1793—1798", Mainz, 1873, sowie die in Scriba's „Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen" I., S. 267 ff., niedergelegten Notizen über Nikolaus Müllers Aufenthalt in Frankreich. Schon etwas früher hatten die Mainzer Forster und Lux und Justinus Kerners republikanisch gesinnter Bruder Georg in dem Frankreich der Schreckenszeit die traurigsten Erfahrungen gemacht. Vergl. in Justinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" die Kapitel über den älteren Kerner und Jakob Venedey „Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik" S. 136 ff. Aehnliche Stimmungen spiegelt auch ein mit M. unterzeichnetes, noch in einem Exemplar auf der Frankfurter Stadtbibliothek vorhandenes Flugblatt wieder, das den bezeichnenden Titel führt: „Ich habe Neufranken gesucht und blos Franzosen gefunden (Ein Sendschreiben eines Teutschen aus Frankreich)."

[2] Auch Clerfait, Clairfait oder Klairfait wurde sein Name von den nicht sehr rechtschreibungstüchtigen Zeitgenossen geschrieben.

[1] v. Zeißbergs werthvolle Schrift („Aldenhofen, Neerwinden, Löwen") ist in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften, phil.-histor. Klasse, Band CXXVII (Wien 1892) erschienen.

wurden Mädchen, sogar Kinder von 10—14 Jahren, geschändet.

Nichts ist heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib und macht die Lust zum Entsetzen.
Ueberall sieht er den Tod und genießt die letzten Minuten
Grausam, freut sich des Bluts und freut sich des heulenden Jammers,

sagt Goethe von dem fliehenden Feinde; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß der Dichter gerade an die Auftritte im Lahnthale und auf dem Westenwalde gedacht hat, als er, ein Jahr später, im VI. Gesange von „Hermann und Dorothea“ den Rückzug der fliehenden Franzosen schilderte. In Nr. 169 der genannten Zeitung wird aus der Umgegend der von Kontributionen und vereinzelten Plünderungen heimgesuchten Stadt Montabaur berichtet: „Auf dem Lande sieht es noch jämmerlicher aus. Verbrannte Häuser, eingeschlagene Thüren und Fenster, zerbrochenes Hausgeräthe, im Kothe zerstreutes Korn, andere Früchte und Bettungen, die Ueberbleibsel vieler Tausend getödteter Thiere, welche die Landleute des Gestankes wegen begraben mußten, boten jedem Zuschauer und der gänzliche Mangel aller nöthigen Bedürfnisse jedem Empfindsamen einen traurigen Anblick dar.“ Bei dieser Zuchtlosigkeit der Franzosen oder der „Franken“, wie sie im Stile der Zeit genannt wurden, darf es nicht wundernehmen, daß die rauhen Westerwälder ihrerseits zu Axt und Sense griffen und die zahlreichen Nachzügler und Marodeure überfielen und abschlachteten, wo sie ihrer habhaft werden konnten:

Grimmig erhob sich darauf in unsern Männern die Wuth, um
Das Verlorne zu rächen und zu vertheidigen die Reste.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings
Und vom blassen Gesicht und scheu unsicheren Blicke,

singt wiederum Goethe, und auch das Original zu der Heldenthat Dorothea's, die den Hof ihrer Verwandten gegen einen „Trupp verlaufenen Gesindels“ tapfer vertheidigt, wird man in dieser Zeit und in dieser Gegend zu suchen haben.

Kein Wunder, daß eben jetzt in der gequälten Bevölkerung jener Lande ein Funke patriotischer Empfindung sich regte und daß sich eine warme Verehrung für Clerfayt in den Zeitungsblättern, die damals die Presse verließen, wiederspiegelt. Dieser hatte inzwischen durch eine neue That die Augen der bewundernden Mitwelt auf sich gezogen. Nachdem Wurmser den Pichegru geschlagen und das von den Franzosen eroberte Mannheim eingeschlossen, ging Clerfayt, der die Verfolgung der zerrütteten Jourdan'schen Armee seiner Vorhut überlassend, auf das französische Belagerungskorps los, welches Mainz auf dem rechten Ufer noch immer blockirt hielt. Es gelang ihm, die als Sitz des ersten geistlichen Fürsten Deutschlands hochangesehene und wegen ihrer strategischen Bedeutung überaus wichtige Festung zu befreien. Unter thatkräftiger Mitwirkung der Mainzer Besatzung und ihres Kommandanten, des Generals Neu, erstürmte er die in monatelanger Arbeit hergestellten Verschanzungen der Franzosen, warf diese mit einem bedeutenden Verluste an Mannschaften und unter Wegnahme von über hundert Geschützen zurück und veranlaßte durch diesen Erfolg auch Pichegru's Abzug von Mannheim, das bald darauf den Kaiserlichen wieder in die Hände fiel.

Unermeßlich war der Jubel bei dem reichstreuen Theile der Bevölkerung von Mainz. In der „Privilegirten Mainzer Zeitung“ erschien ein umständlicher Bericht von Clerfayts Siege. Unter allgemeiner Theilnahme der Bevölkerung fand der Einzug der österreichischen Truppen und das feierliche Leichenbegängniß der an dem Schlachttage gefallenen kaiserlichen Generale Baron v. Schmerzing und Graf v. Wolkenstein statt. Wie tiefgreifend gerade der moralische Eindruck dieser nach lange schwankender Kriegführung einmal wieder errungenen durchschlagenden Erfolge gewesen ist, beweist am besten der Umstand, daß auf dem dürren Boden dieses poesielosen Feldzuges plötzlich eine kleine Literatur von Kriegsliedern emporblüht, die, wenn sie auch nicht ihrer künstlerischen Schönheit wegen zum Studium auffordert, doch aus zeitgeschichtlichen und kulturhistorischen Gründen Beachtung verdient. Ich habe bei Gelegenheit anderer Forschungen eine Anzahl dieser längst vergessenen Gedichte aufgefunden,[1]) und theile ein paar Proben nebst einigen kritischen Bemerkungen zur literarischen Würdigung dieser Produkte und ihrer Verfasser mit.

In Nr. 175 der „Mainzer Zeitung“ vom 9. November 1795 findet sich ein „Siegeslied eines österreichischen Grenadiers im Oktober 1795“. Der Grenadier läßt sich folgendermaßen vernehmen:

Sie[2]) rührt sich! Hört es: Klairfait schlägt
Und donnert Menschensinn
Und Sieg, so wie der Blitz ihn trägt,
Hochhallend vor sich hin.
Er kommt und schlägt! Die Feinde fliehn
Aus ihren Vesten fort,
Und wache deutsche Helden ziehn
Im nach von Ort zu Ort.

Erst klettern sie die Wehr hinan,
Gleich Bergen aufgethürmt
Schon jahrelang. Hinan! hinan!
Ruft jeder; jeder stürmt,
Und jeder siegt! Berg auf, Berg ab
Dringt Klairfait muthig vor;
Der Franke stürzt, sucht sich sein Grab
Und legt sich sanft aufs Ohr.

Ja, ruft Tuisko, Vater Rhein,
Ermanne dich und stell
Die lange, lange Trauer ein.
Itzt ist es wieder hell
Um deine beiden Ufer her.
Ein Deutscher that, hörs, Rhein,
Was lange zween war zu schwer
Im Heldenmuth allein.

In Bezug auf ledernen Inhalt läßt das Gedicht, wie man sieht, kaum etwas zu wünschen übrig. Aber merkwürdig ist schon gleich der Titel, durch den es sich als eine Nachahmung der Gleim'schen Grenadierlieder ankündigt. Ich habe an einer andern Stelle[3]) auf die Bedeutung dieser Lieder, Gleims bester Dichtungen hingewiesen, und will hier nur bemerken, daß ihr frischer, patriotischer Ton und die kecke Behandlung großer zeitgenössischer Ereignisse zu Nachahmungen aufforderte, die, wie das in der Regel bei solchen einzutreten pflegt, in immer weiter verblassendem Spiegelbild das Original nachzubilden suchten, ohne es zu erreichen. Die besten waren noch Lavaters „Schweizerlieder“ (Bern 1767), weniger gelungen Gerstenbergs „Kriegslieder eines dänischen Grenadiers“ (1764) und am mattesten Chr. Felix Weisse's „Amazonenlieder“, die schon um deßwegen dem Urbilde am fernsten stehen, weil sie „ihrem Inhalte nach rein fingirt und auch fast durchweg viel mehr lyrisch als episch sind.“[4])

Dieser Nachahmungstrieb war, wie wir aus unserm Gedichte ersehen, auch zur Zeit der Koalitionskriege noch nicht erloschen, ja, es finden sich außer dem vorliegenden

[1]) In der Ditfurth'schen Sammlung der historischen Volkslieder fehlen sie sämmtlich.

[2]) Die Trommel.

[3]) In meiner Abhandlung „Ballade bis Bürger“, Zachers Zeitschrift XV, S. 151 ff.

[4]) Koberstein (5. Aufl.) V, 35, 17.

noch einige andere „Kriegslieder eines österreichischen Grenadiers“ in Ottokar Reichards Revolutionsalmanach (1801, S. 23 ff.). Auch Gleim'sche Anschauungen sind in unserm Gedicht durchweg vertreten. Ist doch der alte Vater Gleim in seinen „Zeitgedichten“ — sie sind, künstlerisch betrachtet, mindestens ebenso glatt und nüchtern wie diese Dichtung auf Clerfayt — gegen die Revolution und ihre Anhänger zu Felde gezogen. Dem alten Gleim ist, was Dürre der Phantasie und Nüchternheit der Darstellung anbelangt, nahezu alles zuzutrauen, und so könnte er auch das uns beschäftigende Gedicht geschrieben haben, wenn nicht schon das Datum der Veröffentlichung — es erschien noch nicht 14 Tage nach der Schlacht bei den Mainzer Linien — dieses bei der Entfernung des Dichters vom Kriegsschauplatz geradezu ausschlösse. So müssen wir wohl an einen rheinischen Verehrer und Nachbeter Gleims als Verfasser denken, der auch das von dem Dichter gewählte Metrum, die volksthümlich sangbare, vierzeilige, mit lauter männlichen Reimen ausgestattete Strophe des alten englischen Kriegsliedes von der durch Percy's Reliques in Deutschland bekannt gewordenen Chevy Chase[1]) adoptirt hat.

Ohne uns nun bei diesem Gedicht allzu lange aufhalten zu wollen, wozu sein poetischer Werth so gar nicht auffordert, dürfen wir doch zwei Punkte nicht ganz übergehen, die es in politischer Beziehung bedeutsam erscheinen lassen. Das eine ist (in den beiden Schlußzeilen) der Seitenhieb gegen Preußen, der allein schon die oben besprochene Möglichkeit einer Autorschaft Gleims fast auf Null reduziren würde. Dieser Zug verräth vielmehr einen süddeutschen oder rheinischen, jedenfalls einen bei dem Antagonismus zwischen Preußen und Oesterreich auf der Seite des letzteren stehenden Poeten. Das zweite aber ist der im Ton des Bardengesangs vorgetragene und mit der unvermeidlichen Anrufung Tuisko's verbrämte deutsch-patriotische Gedanke.

Daß ein solcher, worauf schon oben hingedeutet wurde, in dieser nahezu kaiserlosen Zeit unter dem Eindruck der frischen Schläge Clerfayts am Rhein wirklich wach geworden, zeigt eine Dichtung verwandten Schlages, das in demselben Blatt (Nr. 182 vom 21. November) erschienene „Dank- und Siegeslied eines Mainzers nach der glücklichen Erstürmung der französischen Linien vor Mainz, den 29. Oktober 1795“. Ich beschränke mich darauf, aus diesem umfangreichen Gedicht einige besonders charakteristische Strophen anzuführen:

Auf, auf, ihr Brüder, dankt dem Held,
Der unsre Feinde schlug
Und sie aus festverschanztem Feld
Mit Löwenmuthe jug! (sic.)
Ha, seht die Feuerschlünde dort,
Die Untergang und Tod und Mord
Stumm dräuend auf den Höhen
Der Schanzenkette stehen!

Die ließ der Feind im Stich und floh,
Von Todesangst gejagt,
Bei Roßbach lief er einst kaum so,
Wie uns die Chronik sagt.
Im Fliehen warf er Sack und Pack
Und Flinte, Säbel, Haberfack
Mit grimmiger Gebärde
Und fluchend hin zur Erde.

Noch hallet dumpf das Angstgeschrei
Der Armen dort am Main,
Durchsaust von grauser Melodei
Der Tiger rechts vom Rhein,

Da dampft der Ungeheuer Wuth
Empor aus halb verlöschter Gluth
Von abgebrannten Hainen
Und Dörfern, Städten, Rainen.

Und — huh, hier schaudert die Natur,
Von Schmerz und Scham gedrängt —
Erstickt der Menschheit letzte Spur,
Zum Vieh herab gesenkt,
Entweihten sie in geiler Luft,
Gezuckt den Mordstahl auf die Brust
Die Unschuld — Mütter, Weiber
Und keuscher Nonnen Leiber!

Machen wir hier einen Augenblick für die Betrachtung halt. Auch die Gestalt dieser Dichtung ist keineswegs so verlockend, daß man sie schon um ihrer selbst willen studiren möchte. Aber von literaturgeschichtlichem Interesse ist gleich die unverkennbare Thatsache, daß dieser gleich dem vorher genannten unbekannte Verfasser ein bewußter Nachahmer Gottfried August Bürgers gewesen ist. Erinnert die Schilderung der Greuel des Jourdan'schen Rückzuges in den beiden zuletzt angeführten Strophen nicht eben an Bürgers beste Seiten, vielmehr an die bombastische Manier, die sich später bei ihm ausgebildet hat, die die schönen Seiten seiner „Pfarrerstochter“ so sehr verdunkelt und Bürgers häßlichste Ballade „Lenardo und Blandine“ zum Zerrbild verunstaltete,[1]) so ist andrerseits unverkennbar, daß unser Anonymus — R-r hat er sich in der „Mainzer Zeitung“ unterzeichnet — darauf ausging, gerade die Perle der Bürger'schen Dichtungen nachzuahmen. Das Metrum ist das Maß der „Lenore“, nur daß der Nachahmer, keineswegs zu seinem Vortheil, in Zeile 2 und 4 statt der klingenden stumpfe Reime eingesetzt hat. Bürgers Streben nach Volksthümlichkeit im Ausdruck, Reimwörter wie „Sack und Pack“ hat der Gefolgsmann getreulich nachgeahmt, und auch das in der letzten Strophe der „Lenore“ verwendete interjektionelle „Hu“ — Hu, hu, ein gräßlich Wunder — hat er sich nicht entgehen lassen. Ja, Strophe 4, 6—7 der Bürger'schen Dichtung:

Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Geberde,

ist fast wörtlich von dem Imitator wiederholt worden. Ist unser Gedicht ein neuer Beweis für die gewaltige Popularität der „Lenore“, so sind die Schlußstrophen dieser Nachahmung wiederum in politischer Hinsicht nicht ohne Bedeutung, insofern sie uns abermals das Aufflammen deutsch-patriotischer Begeisterung zeigen, die, wie wir oben sahen, selbst unter den Bewohnern der „Pfaffengasse“ des Reiches nicht völlig erloschen war:

Wer Deutscher ist, wer deutsch sich glaubt
Und fühlt die Würde ganz,
Umwinde ihm[2]) das Heldenhaupt
Mit grünem Lorberkranz!
Denn Ihn verließ so mancher Freund[3])
Und doch allein schlug er den Feindt
Laßt uns den Kranz Ihm bringen
Und Sieg dem Sieger singen:

Hoch lebe Clerfait, unser Held,
Der Deutschlands Feinde schlug
Und sie aus festverschanztem Feld
Aus unsrer Gegend jug!

[1] Vgl. Franz Muncker in „Anakreontiker und preußisch-patriotische Lyriker“, I (Kürschners Nationalliteratur 45), S. 197.

[1]) Auch ein — glücklicherweise unvollendet gebliebenes — in dem Briefe an Boie vom 30. April mitgetheiltes Balladenfragment Bürgers, das die Geschichte der „Ines von Castro“ zum Gegenstande hat, ist in diesem Tone gehalten. („Ballade bis Bürger“, Zachers Zschr. XV, Anm. zu S. 325.).

[2]) Clerfayt.

[3]) Wiederum eine Anspielung auf Preußen.

Hoch lebe auch sein Heldenheer
Und siege mit Ihm immer mehr!
Glück, Heil und Sieg den Waffen,
Die Deutschland Friede schaffen!

Kennen wir von den besprochenen Gedichten weder Stand noch Namen der Autoren, so sind wir etwas besser über den Verfasser eines dritten unterrichtet, das nur 9 Tage nach dem zuletzt genannten, am 30. November gleichfalls in der „Mainzer Zeitung“ (Nr. 187) erschien. Es war betitelt „Auf Clairfaits Sieg, als Er am 29. Oktober 1795 die französischen Linien vor Mainz erstürmte“. Der Autor, über dessen Persönlichkeit und Stellung weiter unten das Wissenswerthe zusammengestellt werden wird, war der Mainzer Bürger Jakob Neus. Er ist, wenn man auch sein Talent nicht allzu hoch anschlagen wird, immerhin aus etwas anderem Holze geschnitten als die beiden vorhergehenden:

Unter des Eichenwalds heiligen Hallen,
Wo der Vollendeten Geister nach wallen,
Ruhte im schwärzern Gewande die Nacht,
Und bei den moosigen Urnen der Väter
Sanken zur Erde die feurigen Beter,
Flehten zu Wodan um Sieg in der Schlacht.

Wie man auf den ersten Blick sieht, ein Bardengesang Klopstock-Denis-Kretschmann'scher Observanz. Natürlich darf auch die unvermeidliche Anrufung des Cheruskers Hermann nicht fehlen:

Auf, schallt der Ruf nun zum muthigen Kampfe,
Waffengeklirr und der Pferde Gestampfe
Künden den Heerzug der Schlagenden an.
Geist des unsterblichen Hermann erwache
Zu des verspotteten Vaterlands Rache!
Zeige den Kämpfern zum Siege die Bahn.

Mit der erhabenen Gestalt des „Römerbezwingers“ wird Clerfayt verglichen, wobei es dem Dichter völlig entgangen zu sein scheint, daß sich der Name des belgischen Feldherrn recht sonderbar „in der Mitte teutonischer Ringer“ ausnehmen mußte. Auf der anderen Seite kann zugegeben werden, daß sich dieser Autor, obschon er sich von dem eigentlichen „Bardengebrüll“, wie es Goethe spottend genannt hat, keineswegs frei hält, andrerseits in seinen Schilderungen eine gewisse Frische und Anschaulichkeit zeigt, die von der matten Kriegspoesie jener Feldzüge wohlthuend absticht. So in der Beschreibung der französischen Blockade:

Jahrlang sah man von Moguntia's Höhen
Höhnend die Fahnen der Franken nun wehen,
Sargenlos hausend im Westen voll Graus;
Unserer Hauptstadt Verderben zu künden,
Sprach sich aus hundert metallenen Schlünden
Trotzig der Vorsatz der Furchtbaren aus.

So auch in der Darstellung des Ausgangs der Schlacht und des endlichen Sieges der Oesterreicher:

Vaterland! Fürchterlich bist du gerochen;
Schon sind die feindlichen Reihen durchbrochen,
Bald sa zersplittert, als schlüg' sie der Blitz.
Läger und Schaaren entwaffneter Krieger
Werden die Beute der muthigen Sieger,
Wägen und Rosse und Wehr und Geschütz.

Der Schluß des langathmigen Sanges ist dem Lobe der gefallenen Helden geweiht, um die der Dichter den Deutschen die Trauer verbietet, da „aus Walhalla's geheiligtem Haine“ Wodan ihnen Unsterblichkeit zuwinkt und „mit enthobenem Hute“ der vorüberziehende Wanderer auf ihr Heldengrab denken wird.

Der Verfasser des Gedichtes, der zuerst (in der Nummer vom 19. Dezember) in der „Mainzer Zeitung“ als solcher genannt wird und dessen Poem solchen Anklang fand, daß es von dem Kapellmeister Sterkel in Musik gesetzt wurde, war ein interessanter Charakterkopf aus Altmainz. Geboren am 20. Oktober 1767, gestorben erst am 25. August 1843, hat er in reiferem Alter die größten Ereignisse der Neuzeit, die Revolution, die Kriege gegen die Republik, das napoleonische Kaiserthum und die Wiederkehr der deutschen Herrschaft erlebt. Während eine große Anzahl der Gebildeteren unter seinen Mitbürgern sich den französischen Ideen wenigstens vorübergehend zuwandte und später größtentheils in das Lager Bonaparte's überging, der gerade in Mainz (vgl. hierüber den folgenden Aufsatz) einige seiner ersten poetischen Verherrlicher fand, hat Neus — eine damals im Rheinland seltene Erscheinung — sich von Napoleons Stern niemals blenden lassen, sondern an seinen reichsdeutschen Ideen allzeit unentwegt festgehalten. Er hat 1796 und in den folgenden Jahren, als man auch in Deutschland schon anfing, die Thaten des Generals Bonaparte zu besingen, dem Erzherzog Karl die Klänge seiner Leier geweiht, und er war 1813 einer der ersten Rheinländer, die die Leipziger Schlacht, auf die der Mainzer Lokaldichter Nikolaus Müller ein Trauergedicht schrieb,[1] jubelnd verherrlichten.[2] Neus, von Beruf Kaufmann, erwarb sich als Stadtrath, Präsident der Armenkommission und Mitglied der Mainzer Handelskammer große Verdienste um seine Vaterstadt. Er hat neben seinen poetischen Versuchen (u. a. eine von Kreusser in Musik gesetzte Kantate „Der Frieden“) eine Reihe prosaischer Schriften besonders erbaulichen Inhalts geschrieben.[3]

Um nun zur Clerfayt-Dichtung zurückzukehren, so war wohl das seltsamste ihrer Erzeugnisse ein lateinisches Lobgedicht, das bereits am 4. November (in Nr. 157) in der „Mainzer Zeitung“ erschien und die österreichischen Helden in Distichen feierte. Es lautet:

Austriaco grates reddas, Germania, Marti:
Attulit ille tibi solus et unus opem.
Vanus erat limes, quem demarcatio Gallo
Scripserat: Austriaco linea Marte stetit.
Cesserat ex acie Prussus, Chattumque seequacem
Praepropero greesu Saxo secutus erat.
Austriacus Mars unus erat, bellique procollam
Finibus exegit, Patria carat tuis.
Natura miranto Patrem, Francisce, probasti
Te Patriae! Josephi inclute, digno Nepos!
Heroes—Clairfait, Wurmser, Neu, Quosdanovitch et
Quos omnes posset dicere nemo—dabas:
Austriacasque dabas, fusas ex aere, Phalangas.
Vincite! — dixisti — Patria poscit opem.
Vicerunt — signat Lauro Germania dignos
Josepho, Eugenio Laudonoque dies.

Auch in diesem sonderbaren Dithyrambus, der, wie die überfließende Lobspendung beweist, von einem unbedingten Verehrer Oesterreichs herrühren muß, waren die Nadelstiche gegen Preußen und die kleineren Staaten, welche die kaiserliche Sache aufgegeben hatten, nicht gespart. Unter dem in der dritten Zeile genannten Limes ist natürlich die

1) Es findet sich in dem „Liederbuch für die Veteranen der großen Napoleonsarmee von 1803—1814“, Mainz 1837. Ueberhaupt rührt die Mehrzahl der in diesem Buche des früheren napoleonischen Veteranenvereins in Mainz zusammengestellten Lieder und Gedichte, wie mir Hr. Dr. Bockenheimer mündlich mittheilte, von Nikolaus Müller her.

2) Seine patriotischen Gedichte erschienen gesammelt unter dem Titel: „Andenken der jüngsten Vergangenheit in besonderer Beziehung auf Mainz und seine Umgebungen von einem Bürger dieser Stadt“, Mainz, gedruckt bei J. Wirth, 1815. Ein Exemplar dieser heutzutage sehr seltenen Sammlung befindet sich unter den Flugschriften der an dieser Literatur reichen Mainzer Stadtbibliothek.

3) Näheres über Neus findet man in Scriba's „Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen“, I, 285—87, II, 528 u. 869.

zwischen Frankreich und Basel vereinbarte Demarkationslinie auf dem rechten Rheinufer zu verstehen, über die hinaus nach Osten die Franzosen den Krieg nicht tragen durften. Neu (geb. 1734 zu Wien, gest. 21. Dez. 1803 zu Bürgstock bei St. Pölten) ist der bereits als Kommandant von Mainz genannte österreichische General, der durch seine geschickte Vertheidigung der Rheinfeste und die kräftige Unterstützung des Clerfayt'schen Angriffs wesentlich zum Erfolge des Feldzuges beitrug, was ihm die Ernennung zum Feldmarschallieutenant und die Verleihung des Ritterkreuzes des Militär-Maria-Theresia-Ordens eintrug. Quosdanovich, der zur Verbindung zwischen Wurmser und Clerfayt bei Heidelberg postirte General, sollte gleich dem alten Wurmser bald nachher seinen Ruhm vor dem Stern Bonaparte's erbleichen sehen.

Neben diesen Geistesprodukten, die man immerhin zur eigentlichen Literatur zu zählen berechtigt ist, übten sich gelehrte Reimschmiede und Verskünstler nach der Sitte der Zeit in sogenannten Chronodistichen, aus deren Majuskelbuchstaben der findige Leser die Zahl des Siegesjahres 1795 zusammenstellen konnte. Clerfayts anfänglicher Rückzug vor Jourdan legte diesen „Dichtern" den Vergleich mit Fabius besonders nahe:

CLarVs eIt FabIVs RoManis… CLarIor ILLo
CLaIrfaIt TeVtonIbVs. Lege qVaLIa feCIt VterqVe:

Romanam Fabius cunctando restituit rem;
Teutonicam Clairfait fugiendo restituit rem.

Der RöMer WohL War FabiVs Verziehen,
EVres, TeVtons Söhne! CLaIrfaIts FLIehen.

Und wirklich hatte der österreichische General nur allzuviel von dem Cunctator an sich. Schon bei der Verfolgung Jourdans hatte er den Bauern des Westerwaldes das Beste zu thun überlassen, und trotzdem er auch nach dem Falle von Mainz und Mannheim noch weitere Erfolge errang, so verdarb er doch auch hier wieder manches durch halbe Maßregeln. Auch wird ihm vorgeworfen, daß er den später folgenden Waffenstillstand unter zu günstigen Bedingungen für den Feind abgeschlossen habe. Er zerfiel darüber mit Thugut, und obwohl er bei seiner Rückkehr in Wien mit Auszeichnung empfangen wurde, nahm er, überdies kränkelnd, seine Entlassung. Als Mitglied des Hofkriegsraths ist er im Jahre 1798 gestorben. Ein Führer nicht ohne Talent und zweifellos einer der besten österreichischen Feldherren in den Rheinfeldzügen, hatte er sich doch von dem unheilvollen System der Kordonkriegführung nicht freimachen können. Immerhin hatten seine Erfolge, wie wir sahen, eine Auffrischung der Stimmungen an der Rheingrenze zuwege gebracht. Das beachtenswertheste Symptom derselben aber ist das vorübergehende Erwachen wahrhaft deutsch-nationaler Regungen. Noch einmal wurden diese in manchen Herzen geweckt, als ein Jahr später der Erzherzog Karl in Franken glänzende Erfolge errang. Dann sollten sie für lange Zeit schweigen. Ueber den Feldern Italiens war der Stern Bonaparte's aufgegangen. Der Präliminarfriede zu Leoben, die endgültige Besetzung des linken Rheinufers durch die Franzosen und die förmliche Abtretung der Rheingrenze zu Campo Formio brachten den republikanischen Kosmopolitismus wieder zur Herrschaft. Die Schlemmer, Lehne und Nikolaus Müller fangen wieder ihre republikanisch-„patriotischen" Lieder, zwischen deren Strophen sich bald die imponirende Gestalt des italienischen Siegers hineindrängte. Die Anfänge der Bonapartedichtung in den Rheinlanden werde ich in einem folgenden Aufsatze zu beleuchten versuchen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Wo die Straßen enger werden. Geschichten von **Alfred Bock.** Großenhain u. Leipzig, Verlag von Baumert u. Ronge 1898. — Den Lesern der Allg. Ztg. ist Edi Stevens wohlbekannt: die alte Geschichte von der blinden Hartherzigkeit des Vaters, welcher dem Sohn die Heirath unter seinem Stande durch Betrug verwehrt, vom Mädchen, das sich opfert, vom treuen Freunde, welcher der geliebten Frau entsagt — es ist die alte Geschichte vom Glück, das auf Trümmern erbaut wird, aber sie ist neu, innig und schlicht erzählt. Den Eindruck wehmüthiger Heiterkeit, welchen Edi Stevens zurückließ, erwecken auch die anderen Novellen, welche mit dieser hier im Sammelbändchen vorliegen. Von solcher Stimmung sollte alle gesunde Belletristik getragen sein: sie läutert wie das lächelnde Mitleid Jean Pauls, welches menschliche Schwäche in menschlicher Güte entschuldigt. — Wo die Straßen enger werden, wo Bürger und Handwerker wohnen, dahin wandert mit Vorliebe Alfred Bock; er versteht die Kunst volksmäßiger Sprache und wenn er unmittelbar in jede Situation uns einführt, so weiß er das gleichsam als selbstverständlich vorausgesetzte Interesse des Lesers zu behaupten. Ein herrlicher Charakter ist „der alte Berberino", für noch reizvoller erachte ich „die Meßfahrt" — in jedem Falle hat es etwas rührendes, wenn pflichtgemäße Mildthätigkeit des Herzens über lächerliche Umstände siegt. Das „Gewittermännchen" scheint mir am wenigsten gelungen zu sein. Prächtig schildert der Autor in der „Wasserkur" müde, verfehlte Existenzen in einem Sanatorium, von denen sich die frische, amazonenhafte Gestalt der Tilli wirkungsvoll abhebt. Allen, welche für kernhafte, bedingungslose Moralität ein Herz haben, sei das Büchlein zur Lektüre empfohlen, hier waltet der befreiende Humor. J. v. d. O.

T. **Eine wissenschaftliche Erklärung des Funkelns der Sterne** scheint endlich gefunden worden zu sein. Diese Erscheinung, obgleich allnächtlich von so vielen Menschen seit Jahrtausenden beobachtet und bewundert, gehörte bisher zu denen, für die sich keine genügende wissenschaftliche Erklärung finden ließ. Der bekannte englische Physiker Lord Rayleigh setzte vor einigen Jahren im „Philosophical Magazine" die Deutungen auseinander, die von verschiedenen Forschern dem Glitzern der Sterne beigelegt worden sind. Man hat dasselbe hauptsächlich auf die Veränderlichkeit der Strahlenbrechung durch die Atmosphäre unter dem Einfluß der wechselnden Temperatur, Feuchtigkeit und des Luftdrucks zurückführen wollen. Lord Rayleigh kam aber selbst zu dem Schlusse, daß diese Erklärung nicht genügte, und äußerte sich dahin: „Eine der Hauptschwierigkeiten bei dieser Theorie besteht darin, daß sich nicht einsehen läßt, wie der Uebergang von einem Zustande der Strahlenbrechung in den anderen so plötzlich und schnell wiederholt erfolgen sollte, um den schnellen Wechsel in dem Glanz der Sterne herbeizuführen." Der Gelehrte schloß seine Abhandlung mit dem Zugeständniß, daß der gegenwärtige Stand der meteorologischen Kenntnisse den Ursprung und die Eigenart der Unregelmäßigkeiten innerhalb der Atmosphäre, durch die das Sterngefunkel veranlaßt wird, nicht zu erklären vermag. Jetzt hat der verdiente amerikanische Astronom See der Pariser „Revue Scientifique" eine Mittheilung gesandt, in der er auseinandersetzt, daß das Funkeln der Sterne eine Folge von Wellenbewegungen in der Luft sein müsse. Solche Wellen lassen sich, wie See bereits früher nachgewiesen hat, durch große Fernrohre direkt beobachten und äußern sich in einer deutlichen Verschiebung des durch das Fernrohr ins Auge gefaßten Bildes. Zuweilen sind diese Luftwellen so deutlich bemerkbar, daß man ihre Häufigkeit feststellen kann. Auf dieser Wahrnehmung fußend, hat See die Häufigkeit der Luftwellen und die Häufigkeit des Lichtwechsels großer Fixsterne miteinander verglichen und hat eine auffallende Uebereinstimmung zwischen beiden gefunden. Während diese Sterne in 10 Sekunden etwa 22 mal ihren Glanz veränderten, wurden durch ein großes Teleskop durchschnittlich ebensoviele Luftwellen in derselben Zeit beobachtet. Die Prüfung von so weit auseinanderliegenden Sternen, wie des Antares, des Arcturus, der Vega und des Dubhe (Alpha im Großen Bären) ergab, daß das Glitzern in allen Theilen des Himmels etwa gleich stark ist. Freilich wurde andrerseits festgestellt, daß die Stärke

des Funkelns zu verschiedenen Zeiten verschieden ist: zuweilen stieg dieselbe bis auf 40, zu anderer Zeit verminderte sie sich bis auf 10 Lichtschwankungen in 10 Sekunden. Die Luftwellen sind eben nicht immer in gleicher Stärke in der Atmosphäre vorhanden, zuweilen fehlen sie wohl auch ganz, und dann muß auch das Funkeln der Sterne natürlich aufhören. Die Augenblicke, in denen das stattfindet, sind aber jedenfalls auch bei denkbar ruhigstem Zustande der Luft nur selten und von kurzer Dauer. Jedoch spielt auch die Oertlichkeit dabei eine Rolle, denn nicht überall funkeln die Sterne gleich stark. Es ist eine bekannte Stelle aus dem „Kosmos" von Alexander v. Humboldt, worin der berühmte Gelehrte berichtet, daß er bei seinem Aufenthalt in den Hochebenen von Peru die Sterne fast unbeweglich am Himmel stehen sah und daß ihnen fast jedes Gefunkel fehlte. Diese Erfahrung ist in neuerer Zeit, seitdem man bei Arequipa in Peru eine Sternwarte errichtet hat, bestätigt worden, denn nirgends sind die Sterne so günstig und so ruhig im Fernrohr zu beobachten, wie an diesem Platz. Nun kommt noch der wichtigste Punkt, an dessen Schwierigkeit bisher alle Versuche, das Funkeln der Sterne zu erklären, scheiterten. Alle Sterne am Himmel funkeln, nur die Planeten nicht. Warum denn sie nicht? Wenn das Funkeln eine Folge von Bewegungen in der Atmosphäre der Erde ist, so müßten doch alle Sterne davon beeinflußt werden? Auch diese Thatsache wird durch die neue Theorie erklärt. Die Luftwellen, um die es sich handelt, sind nämlich sehr klein, jedenfalls kleiner als der Durchmesser der Pupille des menschlichen Auges (2 mm), sonst könnte man sie nämlich nicht sehen. Sie sind aber immer noch größer für unser Auge als der scheinbare Durchmesser irgend eines Fixsterns. Die Planeten dagegen haben einen größeren Durchmesser als die Länge der Luftwellen. Infolgedessen können letztere den Glanz eines Planeten nicht als Ganzes beeinflussen, daher erscheint das Licht des Planeten überhaupt unverändert. Im Fernrohr dagegen sieht man häufig, wie das Licht einzelner Theile eines Planeten unter dem Einfluß der Luftwellen schwankt und diese Störungen können so bedeutend werden, daß die Form und die Oberfläche des Weltkörpers im Fernrohr ganz verzerrt erscheinen, worüber besonders die Marsbeobachter vielfach Klage führen. Wie die besagten Luftwellen entstehen, bleibt nun freilich wieder ein neues Räthsel.

B. W. C. **Die Entwässerung der italienischen Sümpfe.** Endlich ist in Italien ein Gesetz zur Annahme gelangt, das die Trockenlegung der zahlreichen Sumpfgebiete und dadurch ihre Umwandlung in fruchtbares Ackerland anordnet. Die Durchführung der umfassenden Arbeiten wird etwa 24 Jahre in Anspruch nehmen und einen Kostenaufwand von insgesammt 304 Millionen Lire verursachen. Nach der Vollendung dieser Arbeiten kann man annehmen, daß die heute im Königreich Italien an so sehr vielen Orten bestehenden ungesunden Verhältnisse beseitigt sein werden. Das Areal, das durch die Korrektionsarbeiten gewonnen werden wird, hat eine Ausdehnung von fast 1,200,000 ha. Die Mehrzahl der Anlagen wird im östlichen Theil der oberitalienischen Tiefebene, den Provinzen Venedig, Udine und Padua, ausgeführt, dann folgen Apulien, Calabrien, Campanien, Sicilien und Sardinien. Für die Schaffung gesunder Verhältnisse in jenen Gegenden Italiens werden die Arbeiten von ungeheurem Werth sein.

* Der neue Direktor der berühmten **Lick-Sternwarte**, der Astronom James **Keeler**, hat auch 2 Jahre lang in Deutschland, und zwar in Heidelberg und Berlin, Astronomie studirt. Er ist jetzt 40 Jahre alt. Noch während seiner Studienzeit in Amerika nahm er 1878 an einer nach dem Colorado geschickten Expedition zur Beobachtung einer gänzlichen Sonnenfinsterniß theil. Aus Deutschland zurückgekehrt, wurde er Hülfsastronom an der Lick-Sternwarte, später erhielt er die Leitung der Alleghany-Sternwarte. Er hat sich hauptsächlich durch spektroskopische Untersuchungen hervorgethan, und besonders bedeutend sind seine Arbeiten über die Zusammensetzung der Saturnringe.

G. **Alfred Croiset**, der hervorragende französische Hellenist, wurde jüngst zum Dekan der philosophischen Fakultät an der Sorbonne in Paris gewählt. Er hat sich namentlich durch seine Abhandlung über Pindar in der Gelehrtenwelt nicht nur Frankreichs, sondern ganz Europa's hohes Ansehen erworben; ebenso durch seine Thucydides-Ausgabe, deren Einleitung ein Meisterwerk der Gelehrsamkeit und des feinen Geschmackes ist. Eine Geschichte der griechischen Literatur, die er gemeinschaftlich mit seinem Bruder bearbeitet, harrt noch der Vollendung. Croiset ist übrigens auch gründlicher Kenner der deutschen und der englischen Sprache und spricht beide perfekt.

* **Berlin.** Die hiesige Universitätsbibliothek hat es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, die **Schriften über das deutsche Universitätswesen** zu sammeln. Dabei werden nicht nur die amtlichen Mittheilungen über die Universitäten und die Universitätsanstalten, wie Festreden, Chroniken, Vorlesungsverzeichnisse, Berichte, Kataloge, Festschriften und Zeit- und Streitschriften über Universitätsunterricht gesammelt, sondern auch Nachrichten über die **studentischen Vereinigungen**. Der Bibliotheksdirektor Dr. Erman hat sich an die studentischen Korporationen mit der Bitte gewandt, ihm im Druck erschienene Verbindungsgeschichten, Satzungen, Festschriften u. s. w. zu überlassen. Zahlreiche Korporationen haben daraufhin ihre Schriften der hiesigen Universitätsbibliothek überwiesen. Werthvoll ist auch eine Sammlung von Universitätsschriften, die der hiesigen Universitätsbibliothek vom preußischen Kultusministerium als Eigenthum überlassen worden ist. Es ist dies die Sammlung der Literatur über die deutschen Universitäten, die 1893 für die deutsche Ausstellung in Chicago zusammengestellt wurde.

* **Haag.** **Institut de droit international.** In der Sitzung vom 19. August beschäftigte man sich mit zwei Fragen verschiedenen Inhalts. Die erste, dem internationalen Privatrecht angehörend, bezog sich auf die Lehre von der Rück- und Weiterverweisung, die zweite auf die internationale gesetzliche Regelung der Schwierigkeiten, die sich bei feindlichen Begegnungen auf dem Meer ergeben, in Bezug auf die Verantwortlichkeit, das Strafsystem, die Rechtsprechung und das daran sich anschließende Verfahren. Bei beiden Fragen entwickelte sich eine lebhafte Debatte, ohne jedoch zum Abschluß gebracht zu werden. — In der Vormittagssitzung des 20. August wurde die Diskussion über die sich im internationalen Privatrecht findenden Widersprüche zwischen den gesetzgeberischen Anordnungen wieder aufgenommen, doch ließ sich wiederum keine Einigung erzielen. Das Institut beschloß darauf mit einer schwachen Majorität, die Sache bis zur nächsten Session zu vertagen, da verschiedene Redaktionen der einzelnen Artikel vorlagen und nach der Ansicht verschiedener Mitglieder die Grundlage der Diskussion nicht genügend abgegrenzt war. Den beiden Referenten, den Herren Buzzati und Lainé, wurde der Dank der Versammlung für die auf diese so überaus schwierige Frage verwandte Arbeit ausgesprochen. Zum Schluß der Sitzung kam man auf den bereits im vorigen Jahre zu Kopenhagen erörterten Entwurf eines Reglements für die Behandlung von Fahrzeugen in fremden Häfen zurück.

Jahrgang 1898 München, Samstag, 27. August. Nummer 192.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Dichtungen des Michelangelo Buonarotti und ihre neue kritische Ausgabe.[1])

Von Ernst Steinmann.

I.

„Eure Freunde stellen Euren Charakter noch über Eure Werke,“ sagte einmal Vittoria Colonna zu Michelangelo in einem der berühmten Gespräche von San Silvestro a Monte Cavallo. Welch ein inhaltschweres Wort, welch ein erhabenes Zeugniß über den Menschen Michelangelo angesichts der Decke der Sixtina, des Moses von San Pietro in Vincoli, des damals eben vollendeten jüngsten Gerichts! Aus welcher Quelle schöpfte die Marchesa ihre Kunde, wo nehmen wir heute die Beweise her, ein solches Zeugniß über die Charaktergröße des „göttlichen“ Buonarotti zu rechtfertigen? Zwar fließen die Nachrichten über Michelangelo's Leben reichlicher als bei jedem anderen Künstler der Renaissance, aber wie einsilbig sind am Ende alle Dokumente, wie selten gibt der Meister in seinen Briefen persönlichen Empfindungen Ausdruck, wie wenig ist es erst seinen Biographen Vasari und Condivi gelungen, die Schale zu sprengen, welche die Seele ihres Helden umschließt! Wo so viel äußere Erlebnisse und Erfolge zu verzeichnen waren, da mochte man getrost das Werk den Meister loben lassen, der überdies die Einsamkeit den Menschen vorzog und selbst im vertrautesten Freundeskreise nur mühsam bewogen werden konnte, den unermeßlichen Schatz seiner Lebenserfahrungen aufzuthun. Hart und bitter war der Erdenkampf Buonarotti's gewesen, das wußte Jedermann, aber daß die Sorgen und Mühen eines rastlos schaffenden Lebens die Entwicklung seines inneren Menschen nicht verkümmert hatte, daß dem Meister selber die stille Größe eines geläuterten Charakters höher stand als der Preis aller seiner Werke, das hat vielleicht nur die Marchesa von Pescara mit dem feinen Takt der Frau errathen. War sie doch auch eine der wenigen unter den Freunden, die Michelangelo in das Allerheiligste seiner Schaffensstätte eingeführt hatte, kannte sie doch den Dichter so gut wie den Maler, Bildhauer und Architekten, hat sie doch alle die Poesien gelesen, in denen der liebende, leidende, kämpfende Mensch sein Herz erschlossen hatte. Vielleicht hatte sie gar in diesen Schmerzgesängen die große Seele des Mannes eher erkannt, als in ihm selbst, in diesem wilden und weichen, hingebenden und argwöhnischen, liebebedürftigen und abweisenden Wesen, das seine Freunde verletzte und seinen Feinden die Waffen in die Hand gab. In seinen Dichtungen hat Michelangelo in der That sein Herzenstestament hinterlassen, sie bezeugen die Eigenart seines inneren Wesens wie seine Bauten, Skulpturen und Gemälde den Charakter seiner Kunst, sie sind die ungestüme, schwerverständliche Sprache seiner Seele, die Stoßseufzer und Klagen, in denen der Genius sein Weh der Welt verheimlicht und erschlossen hat.

Das einzigartige, psychologische Interesse, welches die Dichtungen Michelangelo's auszeichnet, mußte von selbst zu einer Ueberschätzung ihres künstlerischen Werthes führen. Hat man sich doch so daran gewöhnt, alles was die Prometheus-Hände Buonarotti's geformt, wie eine Offenbarung hinzunehmen, daß es wie ein Verrath an seinem Genius erscheinen mußte, wollte man es wagen, den Dichter weniger hoch zu stellen als den bildenden Künstler. Aber schon der Umstand, daß weder in der Heimath noch in der Fremde die Gedichte Michelangelo's jemals im besten Sinne populär geworden sind, die Beobachtung, daß ihr Inhalt selbst dem bestgebildeten Italiener fast niemals ohne weiteres verständlich ist, die Erfahrung endlich, daß es auch noch heute keiner Uebersetzung gelang, die Gedankenfülle, welche Michelangelo in seinen Liedern ausströmt, in reine künstlerische Formen zu fassen, alles das sollte die schrankenlose Bewunderung zum Versuch einer kritischen Würdigung veranlassen. Unvergleichlich ist in der That der Zauber, den diese Verse als Herzensergüsse und Gedankenäußerungen der einsamsten Stunden Michelangelo's immer wieder auf uns ausüben, aber sollen wir darum mit dem Urtheil zurückhalten, daß die Form oft nur mühsam den Inhalt zu fassen vermag, daß sich nur selten Ausdruck und Gedanke in völlig abgeklärter Harmonie verbinden, daß diese Dichtungen fast niemals ihre irdische Herkunft verleugnen und die Spuren qualvollen Ringens mit der Materie abgeschüttelt haben? Warum prägen sich denn Michelangelo's Sonette und Madrigale so schwer dem Gedächtniß ein, warum gelingt es uns erst nach unablässig forschendem Bemühen die Gedanken des Dichters genießend nachzuempfinden, und warum bleiben wir so oft ganz ungerührt? Lassen wir die Kuppel von St. Peter, die Sistina und die Medicikapelle den Genius Michelangelo's preisen, aber in seinen Gedichten wollen wir nur ein biographisches Denkmal sehen, einen kostbaren Schlüssel zur Seelengeschichte des Mannes, den wir als Künstler bewundern und als Menschen verstehen möchten.

An den beiden jüngst erschienenen Ausgaben des umfangreichen dichterischen Nachlasses Michelangelo's mag man diese Auffassung auf ihren Werth und Unwerth prüfen. So dringend das Bedürfniß war, die Selbstbekenntnisse Michelangelo's in gewissenhafter Redaktion in zuverlässig chronologischer Anordnung zu besitzen, so sehr wird man bedauern, daß so viele Zeit, so rastloser Fleiß so unendliche Mühe auf eine Uebersetzung gewandt worden ist, die trotz aller Verdienste das Grundübel nicht beseitigt, welches die Dichtungen Buonarotti's dem größeren Publikum

[1]) Die Dichtungen des Michelangelo Buonarotti herausgegeben und mit kritischem Apparate versehen von Dr. Karl Frey. Berlin 1897. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

ungenießbar macht.[1]) Tiefes Verständniß und große Liebe für seinen Helden wird Niemand Robert-Tornow absprechen wollen, der überdies das Erscheinen seiner Arbeit nicht mehr erleben sollte; aber daß er uns den Dichter Michelangelo näher gebracht, daß er das Unmögliche möglich gemacht, für diese Fülle von Stimmungsbildern, Vergleichen und Reflexionen, die der Künstler mit so viel Angst und Mühe in seine kurzen Reime bannte, in der Uebersetzung einen abgeklärten Ausdruck zu finden, wie ihn das Original uns gibt, wird man schwerlich behaupten dürfen. Ja, es fragt sich, ob nicht mancher Verehrer Michelangelo's der Hasenclever'schen Uebersetzung treu bleiben wird, die bei allen sonstigen Mängeln doch von höherer dichterischer Begabung zeugt. Eignen sich denn Michelangelo's Poesien überhaupt zu Uebersetzungen in gebundener Rede? Ist ihr poetischer Werth so groß, daß sie als Dichtungen und als solche allein schon allgemeine Bedeutung haben? Nehmen wir einige wenige Sonette aus, so muß diese Frage unbedingt verneint werden, und was die Vergangenheit uns lehrt, wird auch die Zukunft bestätigen, daß der Dichter Michelangelo sich nur an eine kleine Gemeinde von Forschern und Denkern wendet, welche die Mühe nicht scheuen, in der eigenen Sprache des Dichters seinen gedrängten und oft gesuchten, meist aber wunderbar tiefen und eigenartigen Gedanken nachzugehen. Immerhin hat sich Robert-Tornow in seinen Uebersetzungen ein schönes und würdiges persönliches Denkmal gesetzt, und die ernste, unablässige Arbeit, welche er auf das Studium Michelangelo's gewandt, liefert den Beweis, wie magisch die Anziehungskraft ist, welche der Geist des großen Florentiners auch in seinen Dichtungen auf edle Gemüther auszuüben vermag. Der Kraftaufwand wäre allerdings geringer gewesen und der Erfolg vielleicht größer, hätte sich Robert-Tornow mit einer Prosa-Uebersetzung begnügt und diese mit einem exegetischen Kommentar in den Dienst der kritischen Ausgabe Frey's gestellt, dem er, wie es scheint, im Anfang auch seine Reimübertragungen zur Verfügung stellen wollte. Die große Arbeit des Berliner Gelehrten, welche in Italien schwerlich eine verständnißvolle Würdigung finden wird und sich in ihrer jetzigen Gestalt in Deutschland an den sehr beschränkten Kreis der Jünger Michelangelo's wendet, die das Italienische wie eine andere Muttersprache beherrschen, würde damit allgemeiner nutzbar geworden sein; und ein exegetischer Kommentar ist eigentlich das einzige Desideratum, welches uns nach dem gegebenen mustergültigen kritischen Kommentar überhaupt noch übrig bleibt.

„Die Dichtungen des Michelangelo Buonarotti" sind also zum erstenmal in chronologischer Anordnung mit einem kritischen Apparate versehen von Karl Frey herausgegeben worden. Daß eine solche Ausgabe trotz der so verdienstvollen florentinischen vom Jahre 1863 ein dringendes Bedürfniß geblieben war, wird Jeder begreifen, der erwägen will, daß Cesare Guasti den für die späteren Dichtungen Michelangelo's von 1534—1564 absolut grundlegenden Codex Vaticanus nur in einer Kopie gekannt hat, daß die Fragen nach den zeitlichen Umständen und persönlichen Bedingungen, aus denen heraus jedes dieser Gedichte erwuchs, in den meisten Fällen unbeantwortet bleiben, und daß der Herausgeber endlich den wenig glücklichen Gedanken hatte, die Anordnung der Gedichte nach dem Versmaß vorzunehmen. Konnten diese aber als historisch zuverlässiges Material überhaupt verwerthet werden, wenn man nur dann und wann mit Sicherheit zu sagen wußte, wann die einzelnen Stücke entstanden waren oder auf welche Personen und Verhältnisse sie sich bezogen?

[1]) Die Gedichte des Michelangelo Buonarotti, übersetzt und biographisch geordnet von Walter Robert-Tornow. Herausgegeben von Georg Thouret. Berlin, Haude u. Spener'sche Buchhandlung 1896.

Frey's neue Ausgabe, welche sich im Text im allgemeinen an Guasti's meist sehr zuverlässige Redaktion anlehnen konnte, zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, in den Text der Dichtungen und in den kritischen Apparat. Eine Auswahl von Gedichten, welche an Michelangelo gerichtet sind, schließt sich an den ersteren an; der kritische Apparat gliedert sich in die Beschreibung der Codices, in den Kommentar und in die Regesten mit urkundlichen Belegen. In einer ausführlichen Vorrede legt der Verfasser über die älteren Ausgaben Rechenschaft ab, die schon Guasti gesammelt hatte, er äußert sich eingehend über die Manuskripte der Gedichte Michelangelo's, ihre Schicksale und ihre Aufbewahrungsstätten und legt endlich die Gesichtspunkte dar, welche für die Gliederung und Anordnung seiner eigenen Edition maßgebend gewesen sind. Es muß ihm dabei von vornherein das Verdienst zuerkannt werden, Guasti's völlig unmethodisch angeordnete Sammlung zuerst in der Weise gegliedert und zusammengefügt zu haben, in welcher sie allein im einzelnen und im Zusammenhang als vollgültiges Dokument für das innere und äußere Leben Michelangelo's benutzt werden kann. Konnten auch viele Zeitbestimmungen nur vermuthungsweise aufgestellt werden, galt es auch manches zu trennen, was wegen persönlicher oder sachlicher Beziehungen zusammengehörte, die chronologische Anordnung der Gedichte wurde von Frey mit Recht als die einzig zweckmäßige erkannt und angenommen.

Dann kam allerdings eine Entdeckung Frey's dazu, welche, so erfreulich und interessant sie an und für sich sein mochte, doch die Uebersichtlichkeit seines Textes wesentlich erschwert hat. Es gelang nämlich dem Verfasser nachzuweisen, daß Michelangelo's Freunde in den Jahren 1545 und 1546 eine Ausgabe der gesammelten Gedichte des Meisters beabsichtigten, eine Thatsache, die er selbst und seine Biographen niemals erwähnt haben. Es hat sich im Codex Vaticanus und im Cadex Riccio des Archivio Buanaratti eine fortlaufende Reihe von Gedichtabschriften erhalten, zum größeren Theil von fremder Hand, zum kleineren sogar von Michelangelo selbst kopirt, der auch die Abschriften seiner Freunde mit peinlichster Sorgfalt durchgesehen und verbessert hat. Einige Zeit nach dem Tode des Luigi del Riccio (November 1546), der die Seele des Unternehmens gewesen zu sein scheint, wurde der Plan wieder fallen gelassen, und die Sammlung, welche Frey heute auf 105 Nummern gebracht hat, blieb unvollendet. Sie setzte sich nach den Ausführungen des Herausgebers aus folgenden Bestandtheilen zusammen: Kopien 1—40 im Codex Vaticanus, Kopien 41—70 im Codex Riccia im Archivio Buanarotti, Kopien 71—89 im Codex Vaticanus, Autographen 90—105 im Codex Vaticanus. Dafür allerdings, daß auch die Autographen Michelangelo's, in denen jedenfalls eine Schlußredaktion vorliegt, für diese Edition bestimmt waren, muß Frey einen zwingenden Beweis schuldig bleiben, aber die Annahme hat jede Wahrscheinlichkeit für sich. Nur ist es im einzelnen zweifelhaft, ob Sonett CIX, 102 und Madrigal CIX, 103 in die Sammlung gehören (größere Schrift und blässere Tinte wie die übrigen; Fehlen des schrägen Striches oben links, mit dem Michelangelo nach Frey seine für die Edition bestimmten Kopien wenigstens stets auf einer Blattseite bezeichnet hat), und die Aufnahme von CIX, 104 (Vat. fol. 52a überdies von allen Blättern allein nur auf einer Seite beschrieben) ist überhaupt nicht zu rechtfertigen. Dagegen sind Frey's Gründe (S. 353), warum er Sonett LXXIII, 15, obwohl es unter den Reimschriften Michelangelo's erhalten ist, im Zusammenhange unter die Gedichte auf Cechino Bracci abgedruckt hat, vollständig stichhaltig, während Sonett CXIX, nur weil es in der Abschrift nicht vollendet war, keinenfalls aus der Edition verbannt werden durfte, für welche

es sicherlich bestimmt war. Das Sonett bezieht sich in den Strophen:

Rendimi il volto angelico e sereno
Onde fu seco ogni virtù sepolta

auf den Tod der Vittoria Colonna, so daß die Abschriften Michelangelo's nicht vor dem Februar 1547 entstanden sein können, also später — wahrscheinlich nur einige Monate —, als Frey (S. 283) anzunehmen geneigt ist. Warum der Verfasser endlich Sonett CXXXIV und Madrigal CXXXV, die er doch selbst in seinem Kommentar (S. 480 u. 483) als für die Editionssammlung verfertigt bezeichnet, zusammenhanglos in die Periode nach Vittoria Colonna eingeordnet hat, während sie beide noch an Vittoria Colonna gerichtet sind, ist nicht einzusehen, denn der Umstand, daß Michelangelo beide Poesien am 1. August in neuen Abschriften und zum Theil neuer Redaktion an Fantucci nach Florenz sandte, kann doch in diesem Falle für ihre Zeitbestimmung nicht ausschlaggebend sein. Daß die Abschriften Riccio's, Giannotti's, mehrerer anderer Kopisten und endlich Michelangelo's selbst nicht für irgendwelche Privatzwecke angefertigt wurden, sondern für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, hat Frey bei seiner staunenswerthen Kenntniß des ganzen umfangreichen Materials mit Bestimmtheit nachweisen können. In der Sammlung, welche überhaupt erst mit Gedichten nach dem Jahre 1534 beginnt, ist alles Persönliche soviel wie möglich unterdrückt, alle Bemerkungen, die sich noch auf den Originalblättern finden, sind fortgelassen worden, der Text ist überall verbessert und für einen größeren Leserkreis zurechtgestutzt. Leider aber blieb das Unternehmen in den Anfängen liegen, zu einer Anordnung der Poesien nach ihrer Entstehungszeit, nach irgendwelchen inneren oder äußeren Zusammenhängen, welche der Sammlung einen unschätzbaren Werth verliehen haben würden, ist es überhaupt nicht gekommen. Darum bleibt es auch fraglich, ob Frey einen glücklichen Griff gethan, als er seine ganze Ausgabe um diesen Canzoniere gruppirte, der etwa das enthält, was Michelangelo in den Jahren 1534—1547 an Poesien verfaßt hat. Der Stoff gliedert sich allerdings jetzt im ganzen äußerst klar in die drei Gruppen vor 1534, von 1534—1547, nach 1547, aber da die Editionssammlung ja selbst nicht bis zu einer Schlußredaktion gediehen ist, also in seinem Umfang nicht abgeschlossen und in seinem Inhalt nicht geordnet erscheint, so liegt die Gefahr, trügerische Schlüsse zu ziehen, ziemlich nahe. Allerdings hat der Verfasser selbst diesen Mangel erkannt, dem er in seinem musterhaften Kommentar nach Kräften abzuhelfen sucht, aber man fragt sich doch, ob das Werk nicht übersichtlicher und noch leichter benutzbar geworden wäre, hätte er die Ausführungen über die Editionssammlung in einen Anhang verwiesen und das umfangreiche Textmaterial nach der Zeit mit besonderer Berücksichtigung der Adressaten so angeordnet, wie es ihm allein von allen Michelangelo-Forschern der Jetztzeit möglich gewesen wäre.[1])

Ein eigenthümliches Verdienst der Ausgabe Frey's ist endlich die Klarlegung der Entstehungsgeschichte der einzelnen Dichtungen, soweit dieselbe an den Manuskripten nachzuweisen war. Man lese, was der Verfasser selbst über seine Arbeit in der Vorrede (S. XXII ff.) sagt, und man wird ihm beipflichten müssen, wenn er behauptet, daß bei einer Reihe der merkwürdigsten Poesien die Kenntniß der Genesis überhaupt erst zu ihrem vollen Verständniß führen kann, ganz abgesehen davon, daß uns nichts so innig mit Michelangelo's niemals sich selbst genügender Art zu bilden und umzugestalten vertraut macht, wie das Studium der Entwicklungsphasen einzelner Gedichte, die sich oft in fünf und sechs, ja bis zu zwölf und dreizehn Fassungen erhalten haben. Und wer im Codex Vaticanus 3211 — bekanntlich die einzige heute in Italien zugängliche Handschriftensammlung Michelangelo's — an der Hand der Originale die Angaben Frey's auf ihre Zuverlässigkeit prüfen will, der wird nicht nur das Forscherauge Frey's bewundern, dem kein Buchstabe entgangen ist, sondern sich auch seinen Resultaten fast in allen Fällen, weil glücklich kombinirt und scharfsichtig begründet, ohne weiteres anschließen.

Die letzten Folgerungen und Schlüsse konnten natürlich vom Herausgeber eines zuverlässigen Textes und eines kritischen Kommentars noch nicht gezogen werden, und Frey behält sich selbst vor, in einer späteren Arbeit den ethischen Gehalt aus der nunmehr so wohlgeordneten Materie zu schöpfen. Aber natürlich bot sich ihm in seinem erschöpfenden kritischen Apparat schon jetzt Gelegenheit genug, zu einigen der wichtigsten Michelangelo als Dichter betreffenden Fragen Stellung zu nehmen. Die Fragen: wann ist es entstanden? an wen ist es gerichtet? hat sich Frey bei jedem einzelnen Gedichte gestellt und sie beantwortet, soweit es möglich war. So wird wenigstens im Kommentar jede Unübersichtlichkeit ausgeglichen, welche im Text durch die Einschiebung der Editionssammlung entstanden ist. Besonders zutreffend sind die Zeitbestimmungen, welche Frey für die berühmten Epigramme an die Nacht (S. 411) und für die beiden Sonette an Dante (S. 426) vorschlägt, die, wie aus dem Dantedialog des Donato Giannotti hervorgeht, alle miteinander im Sommer und Herbst des Jahres 1545 entstanden sind. Dagegen war es natürlich nicht immer möglich, die vielen Liebeslieder — den Grundstock von Michelangelo's Dichtungen überhaupt — zeitlich und persönlich festzulegen. Aber doch ist es dem Herausgeber auch hier wiederum gelungen, die Colonna- und Cavalieri-Dichtungen abschließend zu gestalten, nebenbei noch eine merkwürdige Sammlung von Poesien an eine „Donna bella e crudele“ zu konstruiren und endlich eine Gruppe von Liebesliedern nach der Colonna-Periode festzustellen. Ueberhaupt ist den Freundesverhältnissen Michelangelo's mit Recht besondere Beachtung geschenkt, und nicht nur Tommaso Cavalieri, sondern auch Luigi del Riccio, Donato Giannotti, Lodovico Beccadelli sind als Freunde des Dichters aufs glücklichste charakterisirt worden. Andrerseits wird die Zurückhaltung betont, welche Michelangelo bei allem äußeren Entgegenkommen, immer einem Vasari oder Varchi oder gar einem Pietro Aretino gegenüber beobachtet hat, die sich in ihrer eitlen aufdringlichen Art gern mit intimen Beziehungen zu dem „göttlichen“ Buonarotti brüsten mochten. Gerade sein Verhältniß zu Varchi rückt Frey in ein völlig neues Licht, und es gelingt ihm zu beweisen, daß wirkliche Freundschaftsbeziehungen zwischen dem geschwätzigen Historiographen und dem wortkargen Künstler niemals existirt haben, eine Thatsache, die insofern bedeutungsvoll ist, als gerade Varchi in seinen bekannten Vorlesungen über das Wesen der Liebe in der Florentiner Akademie als Vertrauter der Herzensgeheimnisse Michelangelo's aufgetreten ist, den er vor allem in seinem Verhältniß zu Tommaso Cavalieri als einen Jünger Platons darzustellen versucht hat. Der Florentiner Gelehrte spricht nämlich von einer arte dell' amare, die Michelangelo in ebenso einzigartiger Weise beherrscht habe, wie die Kunst, zu meißeln und zu malen,

[1]) An kleineren Versehen, die in späteren Auflagen zu verbessern wären, möchte man folgendes hervorheben. Die Nummern LXXXX bis LXXXXIII werden im Kommentar XC—XCIII geschrieben, ebenso lesen wir im Text CXXXX—CXXXXII, im Kommentar CXL—CXLII. Diese verschiedene Schreibweise erschwert die Benutzung des Kommentars. S. 224 ist Zeile 5 als neuer Versanfang vorzurücken. S. 239 clemenza für cremenza zu lesen. Daß die Frauenbüste (S. 385) mit den hängenden Brüsten Vittoria Colonna sein könne, durfte kaum als Frage gestellt werden. Uebrigens hat Professor Petersen ganz kürzlich auf einen sehr merkwürdigen Zusammenhang dieser Zeichnung mit etruskischen Wandgemälden hingewiesen. („Zeitschr. f. b. Kunst“ 1889, Juliheft.)

und das eben habe er von Plato aus seinem göttlichen Convito gelernt. Ludwig v. Scheffler hat dann bekanntlich die Plato-Hypothese zu seiner eigenen gemacht und weiter zu begründen versucht, wobei er sogar so weit ging, den von jeher tiefreligiösen Michelangelo — man lese nur die Briefe, welche er an die Seinigen schrieb, als er die Volta der Sixtina malte — zu einem heidnischen Platoniker zu stempeln, der erst durch Vittoria Colonna zu einer christlichen Lebensanschauung zurückgeführt worden wäre.[1]) Frey (S. 370) bekämpft diese Platon-Theorie mit durchschlagendem Erfolg, in dem er viel mehr auf Dante und Petrarca, mit denen Michelangelo von Jugend auf vertraut war, als die Leitsterne hinweist, denen der Dichter gefolgt ist, die ihm nach Form und Inhalt die Richtung für die eigene Phantasie gegeben haben. Als besonders eigenthümlichen Beweis neben vielen anderen konnte dann Frey zum erstenmal die zwei ersten Verse eines Sonetts von Petrarca publiziren (S. 56), das Michelangelo mit leichten Variationen abgeschrieben hat und welches heute in einem der Räume der Galerie Buonarotti unter Glas zu sehen ist. Er meint endlich, daß Michelangelo als Dichter auch von seinem alten Gönner Lorenzo de' Medici gelernt habe. „Die Auffassung vom Wesen der Liebe, ihre Herleitung, Macht und Wirkung auf das menschliche Herz," heißt es in den Zusätzen zum Kommentar, „finden sich ferner bei Michelangelo, wie beim Magnifico, der sich auch der gleichen poetischen Technik bedient hat. . . . Lorenzo, die größere poetische Kraft, ist leichter, anmuthiger, lyrischer; Michelangelo heroischer."

Durch die Verbindung mit Dante, Petrarca und Lorenzo Magnifico werden die Dichtungen Buonarotti's in den Zusammenhang gebracht, in welchen sie gehören, und daß mannichfache Beziehungen hinüber und herübergehen, kann uns nun nicht wundernehmen bei der gleichen Sprache und Kultur. Ist doch auch das Grundthema überall dasselbe, ewig alte, das der Liebe. Aber ebensowohl muß dem eigenthümlichen Charakter der Gedichte Michelangelo's Rechnung getragen werden, die mehr als Petrarca's und Lorenzo's Liebessonette, mehr selbst als Dante's Vita nuova mit dem Stempel des Selbsterlebten und Durchkämpften gezeichnet sind. Werden wir doch eben erst durch die Ausgabe Frey's in den Stand gesetzt, das erschütternde Schauspiel zu verfolgen, wie sich ein großes, glühendes Herz unter unsäglichen Kämpfen und Qualen von der Menschenliebe zur Gottesliebe hindurchringt, zieht doch in diesen Gedichten Michelangelo's reiches, tieferregtes Innenleben von seinem Erwachen und Entwickeln bis zu seinem endlichen Stillwerden Jahrzehnte und Jahrzehnte lang an unserm Auge vorüber. Manches ist spielend und gesucht, wie die 50 Epigramme auf den Tod des Cechino Bracci; einige poetische Episteln, Spottgedichte auf sich selbst und Andere stehen nicht viel höher als die mittelmäßigen Produkte einer literarisch unendlich fruchtbaren Zeit, wo das Dichten von Sonetten Modesache war. Auch einige Madrigale, welche Frey größtentheils auf eine unbekannte grausame Schöne bezieht, könnten Zweifel an realer Beziehung erwecken durch die launigen, oft höchst charakteristischen Beischriften, die Frey leider grundsätzlich aus dem Text in den Kommentar verwiesen hat. Als Gegengabe für eine Forelle oder Ente, für allerhand Leckerbissen, wie Ziegenkäse, Melonen und Wein sandte Michelangelo seine „polizzini" oft lange Jahre nach ihrer Entstehungszeit an den Freund Riccio, der nicht genug davon haben konnte. (CIX, 50.) „Für Wein und Melonen danke ich Euch und bezahle mit einem Zettelchen", heißt es einmal (CIX 58), „für die Ente von gestern Abend" ein andermal (CIX, 65) u. s. w. (vgl. CIX, 60, 80, 86) und der Ausdruck „cose vecchie da fuoco" (CIX, 30), den der Dichter selbst auf ein Madrigal an Tommaso Cavalieri bezieht, bezeichnet am besten den Werth, den er in späten Lebensjahren poetischen Herzensergüssen aus früher Zeit beigelegt hat. Aber daß es ihm zu allen Zeiten ernst gewesen ist mit den Empfindungen, die seine Lieder offenbaren, liest man nicht nur aus diesen selbst heraus. Der Dichter betont das mit eigenen Worten, wenn er unter ein eben am Karnevalsschluß 1546 verfaßtes Liebessonett (CIX, 87), das er an Riccio sendet, die Worte schreibt: „Dies ist kein Karnevalsfeuer, so sende ich es Euch in den Fasten", oder wenn er unter ein Madrigal, das an dieselbe Adresse ging und an Vittoria Colonna gerichtet war, die Bemerkung setzt: „Die alte Liebe hat einen Schößling hervorgebracht." (CIX, 79).

In dem ergreifenden, leider unvollendet gebliebenen Capitolo (LVIII), welches Michelangelo auf den Tod seines Vaters Ludovico dichtete, der 91 jährig im Sommer 1534 gestorben war, heißt es von den Schmerzen und Trübsalen des Lebens, ihren Wirkungen auf die Menschen und auf Michelangelo selbst:

> Nostri intensi dolori e nostri guai
> Son come più e men ciascun gli sente:
> Quant' in me posson, tu, Signior, tel sai!

Für das Verständniß des Dichterwerkes Michelangelo's kann es überhaupt keinen besseren Schlüssel geben, als diesen merkwürdigen Ausspruch aus seinem eigenen Munde: Durch die Fähigkeit unsrer Empfindung wird das Maß unsres Schmerzes bestimmt, und was ich empfinden, also leiden muß, das weiß Gott allein! Der trauervolle, düstere Zug, welcher durch den ganzen Liederkreis Michelangelo's hindurchgeht, wird hier gleichsam gerechtfertigt, der Standpunkt Anderer wird festgestellt, die solch heißes Weh nicht nachzuempfinden vermögen, also auch nicht verstehen. Wer so klar wie Michelangelo die unabänderlichen Gesetze der Natur, des Werdens, Wachsens und Vergehens an sich selbst sich erfüllen sah, wer so unverrückt wie er das Bild des Todes im Herzen trug, konnte der durch irdische Liebe überhaupt beglückt werden? Wer seine ganze Seele in einer großen Liebesflamme erglühen fühlte und, wenn er einmal liebte, stets sich selbst opfern mußte, ganz bedingungslos, ohne jemals eine gleiche Liebe zu erfahren, konnte der an irdischer Schönheit, Reinheit und Güte überhaupt sein Genüge finden? Es verneint das ja selbst, und es klingt wie ein feierliches Gelöbniß, wenn er sagt:

> Io dico, ch'a chi vive quel che muore
> Quetar non può disir. . . . (Son. LXXIX.)

„Ich sage, daß nichts Sterbliches das Verlangen dessen stillen kann, der zum (ewigen) Leben bestimmt ist." Und doch hat er das sterblich Geborene geliebt als Jüngling, als Mann, als Greis und erst im Angesicht des Todes hat die von irdischen Fesseln befreite Seele zum ewigen Urquell aller Liebe ihre Zuflucht genommen.

Noch bis heute sind Michelangelo's Freundschaftsbeziehungen, selbst solchen, die ihn als Künstler bewundern und als Menschen verehren, ein Rätsel geblieben, noch bis heute glaubte man die glühende Liebe, mit welcher noch der längst gereifte Mann sein Herz an Menschen hängen konnte, den Ausdruck schrankenloser Hingebung, ja Vergötterung, der uns so oft in seinen Poesien befremdet, aus fremder Einwirkung heraus erklären zu müssen. Mag die Form gesucht und angenommen sein, der Inhalt ist so echt, so eigenthümlich wie der Dichter selbst. Als ob ein Michelangelo die Kunst zu lieben von Anderen — und wäre es selbst ein Platon gewesen — hätte erlernen können oder wollen! Als wenn erst fremde Hände die heilige

[1]) Ludwig v. Scheffler: Michelangelo. Eine Renaissancestudie. Altenburg 1892.

Gluth in seine Seele gelegt und angefacht hätten, die Gott selbst in ihn hineingelegt! Hat nicht der Meister es selbst in schlichter Rede seinen vertrauten Freunden ausgesprochen, daß sein Empfinden ihn weiter führte als andere Menschen? „Ihr müßt wissen," so äußerte er sich im Dante-Dialog des Giannotti,[1]) „daß ich mehr Neigung verspüre, andere Personen zu lieben, als je ein Mensch, der jemals zu irgend einer Zeit geboren wurde. Wenn ich nur Jemand sehe, der irgend eine Virtù besitzt, der besondere geistige Fähigkeiten aufzuweisen hat, der irgend eine Sache geschickter zu thun oder auszudrücken versteht als Andere, so bin ich gezwungen, ihn zu lieben und gebe mich ihm in einer Weise hin, daß ich nicht mehr mir selbst, sondern ganz ihm gehöre." Ist aber diese Eigenschaft, zu welcher sich Michelangelo hier in jener demüthigen Einfalt bekennt, die seiner Größe erst den vollen Glanz verleiht, ist diese Eigenschaft etwas so staunenswerthes bei einem Genius, in welchem alle Verstandes- und Empfindungskräfte gleichmäßig zur denkbar höchsten Entwicklung geführt sind? Hat nicht Shakespeare seinen Freund ebenso heiß geliebt, wie Michelangelo, wird nicht hier das Verhältniß, das sich schwankend auf und ab zwischen Wonne und Qual, Verzweiflung und Seligkeit bewegt, ebenso tief erfaßt, durchlebt, durchkämpft auf der einen Seite, wie es auf der anderen dankbar zwar, aber doch ohne vollkommene Würdigung, ohne tieferes Verständniß hingenommen wird? Daß der Liebende größer ist als der Geliebte, haben schon die Griechen ausgesprochen, aber daß der Genius anders lieben muß und anders lieben darf als andere Menschen, will man ihm nur ungern zugestehen. Und doch ist es nicht schwer zu begreifen, warum seine sehnsuchtsvolle Liebe zu den Menschen so heiß und heilig ist, über welche sein Geschick ihn zwingt, in einsamem Adlerfluge dahinzuschweben. Ist er nicht als Mensch geboren unter Menschen, ist es ihm nicht auch bestimmt, mit der Welt in der Welt zu leben? Ja, auch der Genius sucht ahnungsvoll das süße trügerische Glück erwiderter Liebe, verstandener Freundschaft, die so tief oder so leicht empfunden wird, wie eben Jeder es vermag, er möchte blind und fröhlich sein wie die Anderen, aber gerade das hat ihm die Natur, die ihm doch alles gab, in ihrer Weisheit versagt. Die Liebe wird ihm zum Verhängniß, die Freundschaft wird ihm zur Qual und blutend reißt er sich los von den Menschen, höher und höher trägt ihn sein guter Geist empor, einsamer und einsamer wird es um ihn her und endlich ist er rein und bereit zum Aufflug zu den Sternen.

In Frey's Ausgabe erscheint nun zum erstenmal das Verhältniß Michelangelo's zu Messer Tommaso im klaren Lichte historischer Thatsachen, welches durch Schefflers geistvolle, aber oft unbegründete Konjekturen verdunkelt worden ist. Wir erhalten ein vollständiges, mit feiner Kritik gesichtetes Material; die Gedichte sind im Text in einigermaßen übersichtlicher Weise zusammengestellt[2]) — auch hier wird die Gruppirung leider durch die Editionssammlung von 1547 zerstört — und im Kommentar zeitlich fixirt, soweit es möglich war; die Beziehungen der beiden Freunde[3]) sind in den Regesten von ihrer Bekanntschaft im Herbst 1532 bis zum letzten erhaltenen Brief Cavalieri's an Michelangelo vom 15. Nov. 1561 mit ebenso peinlicher Sorgfalt wie Sachkenntniß verfolgt. Die Resultate dieser mühevollen Forschungen zu ziehen, konnte natürlich zunächst noch nicht in der Absicht des Herausgebers liegen.

Im ganzen drückt sich Michelangelo in seinen Dichtungen gehaltener aus als in seinen Briefen „an die einzige Leuchte des Jahrhunderts", die uns durch ihre überschwänglichen und oft gesuchten Wendungen mehr abstoßen als anziehen. Piangendo, amando, ardendo e sospirando sucht er allerdings auch hier die Gegenliebe des Freundes zu erringen, seine eigenen Empfindungen zu rechtfertigen, eingetretene Verstimmungen auszugleichen, das Menschliche, Vergängliche, irdisch Unvollkommene des Verhältnisses im Reinigungsfeuer göttlicher Liebe zu läutern, im Himmelsglanz ewiger Schönheit zu verklären. Wollen wir dies Liebessehnen Michelangelo's einfach, natürlich, menschlich fassen lernen, wollen wir dahin gelangen, gerade diesen Zug in Michelangelo's Wesen mit der ehrfürchtigen Bewunderung hinzunehmen, die ihm gebührt, so kann, wie gesagt, nichts fruchtbarer sein, als ein Vergleich mit den berühmten Sonetten des größten englischen Dichters, der in demselben Jahre geboren wurde, in welchem Buonarotti starb. „Keine irdische Leidenschaft, die ich nicht gekostet hätte," ruft Michelangelo klagend aus (F. S. 37); „meine Natur ist von allen Versuchungen heimgesucht worden, denen überhaupt das Blut der Menschen unterworfen sein kann", bekennt Shakespeare (Son. CIX). Wie nahe werden hier die zwei größten Geisteshelden der Renaissance aneinandergerückt, welche unergründlichen Tiefen ihres Innenlebens erschließen sie uns selbst mit diesen Worten! Und wie ähnlich schildern sie nun ihr Verhältniß zu dem Freunde, zu dem einzigen Wesen auf der weiten Erde, in dem ihr einsames Herz einen Funken der eigenen Göttlichkeit ahnend zu finden glaubte, auf welches sie nun in Flammengüssen das Feuer ihrer Seele ausströmen. Beide bekennen, daß sie ihr eigenes Ich völlig in dem des Freundes verloren haben. Shakespeare hört auf, den Freund, sein besseres Selbst, zu besingen, weil er doch nicht sich selbst in Liedern preisen kann, und findet in der Trennung Trost, die ihm sein eigenes Ich und den Freund als etwas Getrenntes zum Bewußtsein bringt:

Jetzt lernt' ich endlich dich und mich zu lieben,
Dich hier besingend, der du dort geblieben. (Son. XXXIX.)

Michelangelo sieht mit den Augen Cavalieri's, er geht auf seinen Füßen, er fliegt auf seinen Schwingen, er lebt in seinem Geist und Willen (CIX, 19). Alle Wechselfälle und Trübungen einer hochdramatischen Freundschaftsgeschichte empfindet der Eine so tief und schmerzlich wie der Andere, nur ist bei Shakespeare das Verhältniß unendlich viel reicher ausgestaltet, und in den süßesten Liedern des Dichters erscheint es im Zauberglanz der reinsten Poesie.

Kann denn ein einziges Mißverständniß brechen und lösen, was sich in keuscher Liebe und tiefer Frömmigkeit geeinigt und verbunden hat, fragt Michelangelo trauervoll in seinem ergreifenden Sonett, wo er es mit kühnen Worten ausspricht, daß gegen einen Bund von solcher Liebe und solcher Treue tausend und aber tausend Verhältnisse Anderer gar nichts werth sind.[1]) (F. S. 33.) „Laß die Mauer fallen, die uns trennt," ruft er aus, „denn geheimes Weh gewinnt doppelte Gewalt über uns." (F. S. 34.) Und Shakespeare, der immer bereit ist zu vergeben, der aber auch selbst wohl des Freundes Verzeihung zu suchen hatte, bricht einmal in die Worte aus:

[1]) De' giorni che Dante consumò nel cercare l'inferno e'l purgatorio. Dialogi di *Messer Donato Giannotti*. Firenze 1859. p.32.

[2]) Auch Robert-Tornow gibt die Cavalieri-Gruppe ziemlich vollständig und übersichtlich. Hier hat er (S. 105) das herrliche Sonett: S'un casto amor, d'una pietà superna in einer seiner besten Uebersetzungen wiedergegeben.

[3]) Die unverrückte Treue, die Cavalieri seinem Freunde bis zum letzten Augenblick seines Lebens gehalten hat, ist schon von Scheffler in seinem Michelangelo (S. 54 ff.) anschaulich und den Thatsachen entsprechend geschildert worden.

[1]) Man wird hier an Hamlets Ausbruch rasender Liebe in der Kirchhofsscene erinnert, der eben so kühn ist wie wahrhaftig:

I lov'd Ophelia! forty thousand Brothers
Could not with all their quantity of love
Make up my sum. (Akt V, Scene I.)

O möcht' es meiner Reue doch gelingen
Tief zu verstehn, wie weh ich dir gethan,
Daß wir einander schnell den Balsam bringen,
Der wunde Herzen liebreich heilen kann! (Son. CXX.)

Als einen Seelenbund, den keine fremde Hand trennen und zerstören darf, fassen Beide ihr Freundschaftsverhältniß auf,[1]) und Beide breiten, Verzeihung suchend und Verzeihung gebend, ihre Arme aus, des verlorenen und wiedergefundenen Besitzes gewiß und froh zu werden.[2])

Daß die Menschen — the wise world, wie Shakespeare sich ausdrückt — solch ein Verhältniß nicht verstehen würden, haben beide Männer mit Schmerz erfahren müssen. Aber während sich der ungestüme Michelangelo, von heiligem Zorn gegen die schmähsüchtige Menge erfüllt, zu einer Apologie herbeiläßt, verzichtet Shakespeare, der feinere Menschenkenner, darauf, der Welt zu lehren, was sie doch nicht lernen kann. „Was ich in deinem schönen Antlitz ersehne und mir zu eigen zu machen wünsche, wird schlecht verstanden vom menschlichen Geist," schreibt Michelangelo (F. S. 34), und nachdem er betont, daß er im Auge seines Freundes nur den Abglanz göttlicher Schönheit liebe und bewundere, wendet er sich voll Bitterkeit gegen die unwissende, lästernde Menge, die ihre eigene Niedertracht auch bei Anderen voraussetzt. (F. S. 53.) Shakespeare aber verschmäht es, sich zu rechtfertigen, er stellt den fremden, falschen Augen, die auf ihn zielen und sich selbst nicht sehen, in unsäglich stolzer Verachtung das Jehovawort entgegen: „Ich bin, der ich bin", und indem er einen niemals wieder zu füllenden Abgrund aufthut zwischen sich und den Menschen, flüchtet er sich in die Arme des Freundes mit den Worten:

Du bist die Welt für mich, von dir allein
Will ich mich schelten oder rühmen hören,
Für Jedermann will ich gestorben sein
Und keines Andern Urtheil mehr begehren.
(Son. CXII u. CXXI.)

Höchst seltsam ist es endlich, daß auch der Gegenstand so grenzenloser Liebe hier wie dort ganz ähnlich geschildert wird. Schon die äußeren Lebensumstände sind dieselben, Tommaso Cavalieri ist so jung, so schön, so vornehm wie der Lord von Southhampton oder der Earl of Pembroke, wer nun immer Shakespeare's Freund gewesen sein mag.[3]) Aber Shakespeare wie Michelangelo klagen über die Kälte des Freundes, der, selbst eisig, Andere versengt, der, stets Herr über sich selbst, Andere sich selbst vergessen macht, der Anderen den Tod gibt und selbst von der Natur verschont wird.[1]) Aber sie werden nicht wankend in ihrer Treue; zwischen Süßigkeit und Bitterkeit, zwischen „ja" und „nein"[2]) vergeht die Zeit, ein Zustand, den Shakespeare so wunderbar schildert mit den Worten:

So bin ich alle Tage arm und reich,
Verzehrt von Wonne und von Weh zugleich.[3])

[1]) Michelangelo:

Wenn ich in dir, mein theurer Signior, nur das liebe, was du selbst in dir am meisten liebst, zürne nicht, che l'un dell' altro spirto s'innamora. (F. S. 34.)

Shakespeare:

Let me not to the marriage of true minds
Admit impediments. (Son. CXVI.)

[2]) Michelangelo:

Acciò ch'i abbi, e non già per mie merto,
Il desiato mie dolce signiore
Per sempre nell' indegnie e pronte braccia. (F. S. 89.)

Shakespeare:

Then give me welcome, next my heaven the best,
Even to thy pure and most most loving brest. (Son. CX.)

[3]) Eben ist der alte Streit in der englischen Literatur aufs neue entbrannt. Vgl. „The Athenaeum", 1898, March 19 and 26, p. 374 and 405. „The Forthnigbtly Review", Febr. 1898, p. 210.

Wie glühend das Interesse ist, welches die Sonette heute wieder in England wecken, beweist der Umstand, daß eine Ausgabe auf die andere folgt. Dowden 1889; Tyler 1890. Wyndham 1898 und ganz neuerdings die Temple-Edition mit Vorrede und Kommentar von Israel Gollancz.

[1]) Michelangelo:

Che muove senza moto. . . .
Che non ha morte e morte altrui procaccia. (F. S. 127.)

Shakespeare:

Who, moving others, are themselves as stone
Unmoved, cold and to temptation slow.
(Son. XCIV, vgl. Son. CXXVI.)

[2]) Michelangelo:

C'un dolc' e amaro, un sì e no mi muove. (F. S. 79.)

[3]) Shakespeare: Son. LXXV.

Graf Gobineau über die Ungleichheit der Menschenrassen.

Die vor einigen Jahren ins Leben gerufene Gobineau-Vereinigung, die sich aus Deutschen und Franzosen zusammensetzt und an deren Spitze Professor Ludwig Schemann (Freiburg i. B.), Frhr. Hans Paul v. Wolzogen (Bayreuth) und Philipp Graf zu Eulenburg (Wien) stehen, hat sich, wie bekannt, zur Aufgabe gestellt, die schon vor längerer Zeit erschienenen Werke des großen Franzosen, Grafen Gobineau, auch bei uns in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Besonders war eine deutsche Ausgabe des großen Hauptwerkes „Essai sur l'inégalité des races humaines" in Aussicht genommen worden.

In seinem Memorandum bezüglich dieses Projekts bemerkt Ludwig Schemann u. a.:

„Während es einem kleinen, aber auserlesenen Kreise von Deutschen, dank vornehmlich der warmen, unermüdlichen Propaganda Richard Wagners, seit Jahren aufgegangen ist, daß wir in dem Grafen Gobineau nicht nur eines der reichsten, universellsten Genies unsrer Zeit im allgemeinen, sondern auch einen Bahnbrecher und Pfadführer auf den wichtigsten Gebieten der Kulturgeschichte im besonderen zu erblicken haben, ist er leider dem Gros unter unsern Landsleuten noch heutigestags kaum mehr als ein bloßer Name, ja der Mehrzahl selbst als solcher unbekannt geblieben". . . .

Nachdem schon früher deutsche Ausgaben von Gobineau's „Asiatischen Novellen" und seinem poetischen Meisterwerk „Renaissance" (Reclams Universalbibliothek Nr. 3104/5 und Nr. 3511/15) erschienen und mit großem Beifall aufgenommen waren, ist nun soeben der erste Band jenes großen wissenschaftlichen Hauptwerkes und gleichfalls in deutscher Uebertragung von L. Schemann ausgegeben worden,[4]) ein Werk, dem wir neben seinem eigenen inneren Werth auch eine große zeitgemäße Bedeutung zusprechen müssen und das den Erwartungen, die man nach obiger Ankündigung hegen durfte, vollkommen entspricht. Es ist zwar nicht besonders erfreulich, was uns Gobineau lehrt, denn weit entfernt, den herrschenden Optimismus zu theilen, wonach die Menschheit ins unendliche vervollkommnungsfähig sei, weist er vielmehr auf Grund von Thatsachen der Natur und der Geschichte nach, daß die edleren Rassen durch fortgesetzte Vermischungen mit niederen allmählich der Degeneration verfallen, so daß wir also keinen Grund haben, der Zukunft besonders hoffnungsfreudig entgegen zu sehen. Wie man sich aber auch zu dieser Frage stellen mag, so wird man doch, wenn man nicht das Ziel alles wissenschaftlichen

[4]) Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1898.

Strebens, die Ergründung des wahren Zusammenhanges der Dinge in Natur und Menschenleben, aus dem Auge verlieren will, nicht umhin können, zu den Forschungen des dem gleichen Ziele nachstrebenden geistvollen Franzosen irgendwie Stellung zu nehmen und die Mahnung zu beherzigen, die sie, wenn auch nur indirekt, aussprechen: Retten wir, was noch zu retten ist!

Da Gobineau die Ungleichheit der Rassen und der Menschen selbst lehrt und er nicht an ihre unendliche Vervollkommnung glaubt, sondern im Gegentheil an ihren allmählichen Verfall, so hat er wenig Aussicht, eigentlich populär zu werden, wie auch dieser sein Standpunkt für seine richtige Würdigung bisher hinderlich gewesen ist. Trotzdem haben wir allen Grund, gerade dem vorliegenden Werk volle Aufmerksamkeit zu schenken, denn der „Nationalitäten-," d. h. eben der Rassengedanke, durchzieht das moderne Völkerleben heute mehr denn je, und keiner kann sich, wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt, mehr der Empfindung erwehren, daß alle modernen Nationen vor eine Entscheidung, eine Prüfung gestellt sind, was sie als Nationen — d. h. eben nach ihrer Rassenanlage, ihren Mischungsbestandtheilen, dem Ergebniß ihrer Rassenmischungen — werth seien, inwieweit sie dunkel geahnten, vielleicht mit Vernichtung drohenden Stürmen der Zukunft gewachsen sein werden.

Deutschland verdankt die Bekanntschaft mit Gobineau Richard Wagner, welcher seine Weltanschauung theilte, zugleich aber auch wesentlich ergänzte. Wenn Gobineau auf Grund der historischen Thatsachen die allmähliche Degeneration der bevorzugten Rassen nachweisen konnte, so stellte Wagner vom idealen Standpunkt aus dem die Möglichkeit einer Regeneration durch Kunst und Religion entgegen (s. u. a. dessen „Heldenthum und Christenthum").

Bevor wir auf das Rassenbuch etwas näher eingehen, mögen hier zunächst einige biographische Notizen folgen:

Joseph Arthur Graf v. Gobineau entstammte einem altnormännischen Geschlecht und wurde im Jahre 1816 zu Ville d'Avray geboren. Schon in jungen Jahren wurde er mit deutscher Sprache und Bildung vertraut, fühlte sich aber bald zu orientalischen Studien hingezogen, denen er zu Paris bis zum Jahre 1849 in ungestörter Muse oblag. Die frühzeitige Frucht dieser Studien war sein schon oben genanntes Hauptwerk (Paris 1855, 2. Aufl. 1884). Darnach trat Gobineau in die diplomatische Laufbahn ein, die ihn nach mehrjährigem Vorbereitungsdienst endlich an die Stätte seiner Lieblingsstudien, nach Asien, führte, wo wir ihn bis zum Jahre 1864 als französischen Gesandten in Persien finden. Hier entstanden die Werke „Histoire des Perses" (Paris 1869) und „Religions et philosophies dans l'Asie centrale" (Paris 1865). Daneben entstanden ethnographische und Reisewerke und die „Nouvelles Asiatiques" (1876). 1864 ward Gobineau als Gesandter nach Athen versetzt, woselbst seine reichen dichterischen und künstlerischen Anlagen vielfache Anregung fanden, 1868 in gleicher Eigenschaft nach Rio de Janeiro. Darnach kehrte er im Jahre 1870 nach Frankreich zurück, wo er, soweit es die Unruhen des Krieges zuließen, auf seinem Familienschloß Trye in der Normandie seiner Erholung lebte. 1872 kam er als Gesandter nach Stockholm und lebte nach seiner Verabschiedung im Jahre 1877 meist in Rom. Er starb am 13. Oktober 1882 in Turin, auf der Rückreise von Deutschland nach Rom. Außer den bereits genannten Werken erschienen von ihm noch das über Keilinschriften „Traité des écritures cunéiformes" (Paris 1864), der spekulative Roman „Les Pléiades", sein Meisterwerk „La Renaissance", „Scènes historiques" (Paris 1877) und sein großes, nicht ganz vollendetes Heldengedicht „Amadis" (Paris 1887). Näheres über Leben und Werke desselben findet sich in dem Lebensbild, welches L. Schemann seiner Uebersetzung der „Nouvelles Asiatiques" vorangeschickt hat.

Die deutsche Ausgabe des Rassenbuches, in Frankreich zuerst in den 50er Jahren erschienen, dann 1884 wieder aufgelegt, wird in vier Bänden im Laufe der nächsten Jahre erscheinen. Der vorliegende erste Band enthält den allgemeinen Theil („Vorbetrachtungen, Definitionen, Untersuchung und Darlegung der Naturgesetze, welche die soziale Welt regieren") und bildet so ein Ganzes für sich.

Um wenigstens einige der Hauptgedanken dieser „Kulturgeschichte größten Stils", wie man sie mit Recht genannt hat, hervorzuheben, so erklärt Gobineau alles geistige und moralische Moment in der Weltgeschichte aus dem leiblichen Organismus (Rasse) der betreffenden Völker. Ob eine Nation der bevorzugten Rasse angehört oder ob ihr Blut bei der unvermeidlichen Rassenmischung, diesem Hauptprozeß der Weltgeschichte, siegreich geblieben ist, darin liegt ihre Bedeutung.

Die Zivilisationen treten dadurch ins Leben, daß höher begabte Stämme in verschiedener Folge die schwächeren unterwerfen, sich anfangs rein erhalten, dann aber allmählich sich mit ihnen vermischen. Mit dem Versiechen des alten Herrscherblutes geht auch die Zivilisation zurück, und es macht sich in diesem Prozeß das Gesetz geltend, daß zwar das niedere Volk durch die Mischung vielfach gewinnt, das höhere dagegen allmählich aufgelöst wird. Die Vermischung begründet zwar erst die Zivilisation und ist ihre Vorbedingung, zugleich aber führt sie auch die Degeneration herbei, welche der eigentliche Grund des Verfalles ist; jede Zivilisation schließt daher von ihrer Entstehung an schon den Todeskeim in sich. Andere Umstände, wie Klima, Lage, Regierungsform, moralische und religiöse Verhältnisse &c., fallen demgegenüber weniger ins Gewicht, sie können den Verfall je nachdem aufhalten oder beschleunigen, sind aber nicht als eigentliche Ursache desselben anzusehen.

Als Kulturhistoriker und Ethnograph hält sich Gobineau nicht lange dabei auf, zu untersuchen, ob die Abstammung des Menschen eine einheitliche oder eine vielfältige sei und wie in vorhistorischer Zeit die Verschiedenheit der Menschenrassen sich herausgebildet haben mag; er begnügt sich damit, ihn als historisch gegeben und demnach als Rassenmenschen zu betrachten. Er unterscheidet drei Hauptrassen, die nach Intelligenz, Kraft und Schönheit wesentlich voneinander abweichen: die weiße, die gelbe und die schwarze. Diese Rassen führen uns aber nur Sekundärtypen vor, denn vom Urtypus haben wir wenig oder gar keine Kenntniß. Durch ihre Vermischungen entstehen ferner Tertiärtypen und Bildungen vierten Grades. Daneben stellt Gobineau noch eine weitere Unterscheidung auf, insofern er einigen Völkern einen mehr männlichen, anderen einen mehr weiblichen Charakter in intellektualer Hinsicht zuschreibt. Als hauptsächliche Typen jener Art gelten ihm die Chinesen, die Römer und die Germanen, als Vertreter der weiblichen Seite die Hindus, die Assyrer und Aegypter. Alle menschliche Thätigkeit, sei sie geistiger oder sittlicher Art, hat nach Gobineau ihre Quelle ursprünglich in einer dieser beiden Strömungen, der männlichen oder der weiblichen, und nur bei den Rassen, welche mit einem dieser beiden Elemente genügend versehen sind, ohne daß jemals das andere gänzlich fehlte, kann sich der gesellschaftliche Zustand zur Zivilisation erheben.

Im Laufe der geschichtlichen Entwicklung haben sich zehn große Zivilisationen herausgebildet, und zwar alle aus Initiative der weißen Rasse: die indische Zivilisation, die ägyptische, die assyrische, die griechische, römische, germanische, endlich noch drei Zivilisationen Amerika's, die der Alleghanier, der Mexicaner und Peruaner. Von denen der alten Welt gehören sechs, wenigstens zum Theil, der arischen Rasse an

und die siebente, die assyrische, verdankt dieser Rasse die iranische Wiedergeburt.

Die Art und Weise nun, wie dieser vornehme, mit reichstem Wissen ausgestattete Geist die großen Epochen der Geschichte von der Höhe der ethnographisch-historischen Betrachtung aus uns vorführt, immer das Wesentliche vom Unwesentlichen trennend und sich niemals in den kulturgeschichtlichen Kleinkram verlierend, ist bewundernswerth. Wenn andere Historiker, schwer bepackten Wanderern gleich, die Höhen der Forschung mühsam erklimmen, so ist die Art und Weise Gobineau's dem Flug des Adlers zu vergleichen, welcher ruhig und sicher über hohen Gebirgsgraten, über Thal und Wasserscheiden dahinschwebt und dessen scharfer Blick zugleich in jede Tiefe dringt. Man wird ihm nur beistimmen können, wenn er selbst einmal das stolze Bekenntniß ablegt, er glaube zuerst die wirkliche noch unerkannte Basis der Geschichte aufgedeckt zu haben.

Er treibt bei seinen ethnographischen Untersuchungen, wie er selbst sagt, „geistige Geologie", und indem er so die Grundlage der Zivilisationen bloßlegt, können seine Ausführungen gewiß zugleich als ein versöhnendes Element im heutigen Nationalitätenstreit betrachtet werden, sehr geeignet, um Völker, die nur durch den Gang ihrer historischen Entwicklung in feindliche Gegensätze getreten sind, einander wieder zu befreunden.

Als hauptsächliches Ergebniß seiner Forschungen aber stellt Gobineau fest, daß in der germanischen Rasse die höchste Blüthe weltgeschichtlicher Entwicklung getrieben sei, und daß noch fort und fort einem Volke in dem Maße Leben beschieden sein werde, als es germanisches Blut in seinen Adern rein bewahrt habe; im Munde eines Franzosen gewiß ein bemerkenswerthes Bekenntniß, das nicht wenig dazu beigetragen haben mag, Gobineau in seinem eigenen Vaterland lange Zeit hindurch unpopulär zu machen.

G. Wittmer.

Mittheilungen und Nachrichten.

Dr. Max Bär: Die deutsche Flotte von 1848—1852. Nach den Akten der Staatsarchive zu Berlin und Hannover dargestellt. Leipzig. Verlag von S. Hirzel 1898. 8°. V. und 331 Seiten. — Dasein und Ende der ersten deutschen Reichsflotte von 1848 sind allbekannt; aber Wenige waren bisher eingeweiht in die Einzelheiten ihres kurzen tragischen Lebenslaufes. Folge davon war, daß einerseits der Gegenstand in der Geschichte jener Stufenjahre nicht zu seinem Rechte kam, andrerseits oft ein etwas banales Pathos — z. B. gegen den schließlichen Verkauf der Schiffe und dessen Leiter Hannibal Fischer — den Mangel an wirklicher Einsicht in den Zusammenhang der Dinge ersetzen mußte. Diesem Mangel hat Dr. Max Bär durch sein oben genanntes treffliches Buch höchst dankenswerth abgeholfen. In zehn Kapiteln nach kurzer Einleitung berichtet er das traurige Geschick jener nationalen Frühgeburt von der Gründung und ersten Ausgestaltung an durch alle beschämenden Wirren der nächsten Jahre bis zum ruhmlosen Zusammenbruche. Ein Anhang gibt Auskunft über die ehemalige deutsche Kriegsflagge, den Personalbestand des Offizierkorps und das schleswig-holsteinische Geschwader. Den dritten, letzten und besonders werthvollen Theil bilden 24 urkundliche Beläge, darunter 11 Berichte und Briefe des damaligen preußischen Bundestagsgesandten Otto v. Bismarck, die, wie Dr. Bär im Vorworte ausspricht, wirklich seine vorausgehende Darstellung sehr wesentlich ergänzen und Jeden, der Akten und Urkunden zu lesen versteht, recht mitten in den wirklichen Zusammenhang der Ereignisse versetzen. Unwidersprechlich erhärten diese hochinteressanten Beläge, daß man mit Unrecht vielfach Preußen die Schuld am Untergange der unglücklichen deutschen Flotte beigemessen hat, weil allerdings Preußen unter Bismarcks wesentlicher Mitwirkung durch sein entschiedenes Auftreten dem jämmerlichen Hinsiechen der Flotte zuletzt ein Ziel setzte und zur Auflösung drängte. Die wahren Ursachen ihres Untergangs lagen vielmehr in der vielbeklagten, verfehlten Verfassung des deutschen Bundes, in der Theilnahmlosigkeit Oesterreichs und der Binnenstaaten, nicht am wenigsten, besonders zuletzt, in der Eifersucht Hannovers, das Preußens angebotene Theilnahme an dem geplanten Nordsee-Flottenverein zurückwies, nur um nicht durch Zutritt des mächtigen Nachbars die erste Stelle im Verein einzubüßen. Ein wohlverdientes Ehrenmal setzt Bär dem ebenso trefflichen wie unglücklichen Admiral der ersten deutschen Flotte, Karl Rudolf Brommy (1804—60). Die Außenseite des Buches verräth einige kleine Wunderlichkeiten seines Verfassers. Die Schreibweise „Ingeniär", „Kommandör" ꝛc. ꝛc. ist mindestens ungewöhnlich und kaum auch von seinem Standpunkt aus zu verstehen, da er übrigens weit mehr traditioneller als phonetischer Orthographie huldigt. Bedenklicher, wenn Bär in Compositis weiblichen Bestimmungswörtern das durch den Usus längst geheiligte bindende Genetiv-s versagt und demgemäß von „Uebungreisen," „Aufsichtrechten," „Ueberwinterungverhandlungen" (!) spricht. Wollte er aber diese Eigenmächtigkeit wagen, dann mußte er mindestens folgerecht zu Werke gehen und durfte nicht unmittelbar daneben Formen gebrauchen wie: Verwaltungsrath, Verfassungswerk, Anschaffungskosten. — Indeß diese und andere Kleinigkeiten verringern den Werth des Buches nicht, das unter der Jubiläumsliteratur für das Jahr 1848 einen vornehmen Rang behaupten und jedem künftigen deutschen Geschichtschreiber als Hülfsbuch und Quellensammlung unentbehrlich bleiben wird. Möge es viele Leser finden, die seine nicht aufgedrängte, aber überall durchscheinende Lehre beherzigen, unsre mit dem deutschen Reiche seit 1870 neu und lebenskräftig erstandene deutsche Flotte als eines der lichtesten Wahrzeichen deutscher Einigkeit und Kraft in Ehren zu halten! S-r.

* Zu dem Artikel „Ueber den Verlust der deutschen Reichsangehörigkeit durch 10jährigen Aufenthalt im Auslande" (in Nr. 163 d. J. der Beilage) geht uns von einem kaiserlich deutschen Konsulat in Amerika eine Zuschrift zu, der wir die Bemerkung entnehmen, daß die jährliche Erneuerung der Eintragung in die Konsularmatrikel nicht mehr nothwendig ist. Diese Bestimmung, von der in jenem Artikel die Rede war, war allerdings ursprünglich in der Dienstinstruktion von 1871 vorgesehen, wurde aber später aufgehoben.

* Ueber ein merkwürdiges Eiland wird dem „Schwäb. Merkur" geschrieben. Vor vielen Jahren meuterte die Mannschaft des englischen Schiffes „Bounty" in den australischen Gewässern, verließ das Schiff und begab sich auf die nahe gelegene Insel Pitcairnisland. Sie hatten die zum Lebensunterhalt wichtigsten Gegenstände und Arbeitsgeräthe vom Schiffe mitgebracht, bebauten das recht fruchtbare Land und führten ein freies, vergnügtes Leben. Später holten sie sich tahitische Frauen, während sie sonst im allgemeinen wenig Verkehr mit den benachbarten Inseln unterhielten. Die Nachkommen dieser Leute leben noch heute auf ihrem weltvergessenen, kaum jemals von einem europäischen oder amerikanischen Schiff besuchten Eiland. Kürzlich wurde ein englisches Schiff in jener Gegend von einer Windstille heimgesucht und in seiner unfreiwilligen Ruhe von jenen Insulanern aufgesucht, die in ihrem Wesen aber nicht erkennen ließen, daß sie von Meuterern abstammen. Sie benahmen sich freundlich und liebenswürdig und brachten viele von ihnen gezogene Bananen und Ananas von ausgezeichneter Beschaffenheit an Bord. Dieses merkwürdige Völkchen zählt gegenwärtig 120 Köpfe, darunter 80 Angehörige des weiblichen Geschlechts.

* **Jena**, 26. Aug. Prof. Dr. Erhardt hat einen Ruf als Ordinarius der Philosophie an die Universität Rostock erhalten und wird demselben zum Herbst Folge leisten. — Auf Antrag der philosophischen Fakultät war vom Senat wiederum an die Regierungen das Gesuch gerichtet, Frauen unter den in Preußen geltenden Bedingungen auch in Jena zum Hören von Vorlesungen der philosophischen Fakultät zuzulassen. Indeß ist dies Gesuch wiederum abschlägig beschieden worden. Dagegen werden in Jena Frauen zum philosophischen Doktorexamen zugelassen, wenn sie die überhaupt vorgeschriebenen Bedingungen (Maturitätsexamen und mindestens 3jähriges Studium) erfüllen.

Jahrgang 1898. München, Montag, 29. August. Nummer 193.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein Verfahren zur Erzeugung hoher Temperaturen und zur Abscheidung von Metallen.

Wohl das älteste Gebiet dessen, was man füglich als „chemische Industrie" bezeichnen darf, ist die Metallgewinnung. Blei, Zinn, Kupfer, Eisen und die anderen Metalle, die auch heute im täglichen Gebrauch sind, waren schon den Alten bekannt und da diese Metalle im wesentlichen nicht als Metalle, sondern als Erze, also in chemischen Verbindungen, vorkommen, so mußten dieselben eben aus diesen Erzen abgeschieden werden. Die älteste allgemeine Methode der Metalldarstellung ist jedenfalls das Reduktionsverfahren. Man nennt bekanntlich „Reduktion" einen chemischen Vorgang, bei dem einem Körper Sauerstoff entzogen wird. Die Erze, entweder Sauerstoffverbindungen der Metalle oder komplizirter zusammengesetzte Mineralien, werden, nachdem die letzteren durch verschiedene Verfahren in einfache Sauerstoffverbindungen — Oxyde — übergeführt sind, in der Glühhitze mit Kohle behandelt. Die Kohle benutzt den Sauerstoff zu ihrer Verbrennung und entzieht ihn dem Metalloxyd; das Metall wird frei.

Selbstverständlich wurden im Laufe der Kulturentwicklung die Methoden der Metallgewinnung in jeder Richtung erweitert und vervollkommnet. So wird in manchen Fällen, wo die Kohle zur Reduktion der Metalloxyde sich nicht eignet, die Reduktion mit Wasserstoff vorgenommen, der ebenfalls eine sehr große Verwandtschaft zum Sauerstoff besitzt, mit dem er sich bekanntlich zu Wasser verbindet und daher ersteren dem Oxyd entziehen kann.

Ganz neue und viel angewandte Verfahren ergaben sich durch Einführung der elektrischen Zersetzung in die Metallurgie. Die Elektrizität wird hier theils als alleiniges Abscheidungsmittel des Metalls, theils im Verein mit chemischen Kräften angewendet. Gerade im letzten Jahrzehnt hat die Einführung der Elektrizität in die Chemie einen großen Aufschwung genommen, und neue Verfahren, die zur Metallgewinnung gefunden wurden, bedienten sich meist der Elektrizität als Hülfsmittel.

Es ist deßhalb von Interesse, daß vor kurzem ein, wie es scheint, aussichtsvolles Verfahren zur Gewinnung der Metalle vorgeschlagen worden ist, das sich rein auf chemische Kräfte gründet und in seiner Ausführung verhältnißmäßig einfach ist. Es handelt sich hier allerdings nicht um die Einführung eines neuen Prinzips in die Metalltechnik, sondern vielmehr um die eigenartige und erfolgreiche Verwendung eines alten Prinzips. Dieses alte Prinzip besteht darin, daß ein Metall aus seiner Verbindung mit Sauerstoff oder auch anderen Elementen, Chlor, Schwefel u. a., durch ein anderes Metall abgeschieden wird. Das andere Metall spielt da die Rolle des Sauerstoffentziehers, die in den oben angeführten Fällen dem Kohlenstoff oder Wasserstoff zufällt. Dieses Prinzip findet seit langer Zeit bei der Darstellung verschiedener Metalle vielfache Anwendung.

Die neue Art der Anwendung dieses Prinzips besteht in der vorwiegenden Verwendung des seit einiger Zeit sehr billig gewordenen Aluminiums für diese Zwecke und in einem eigenartigen, genau dem Zweck und den Umständen entsprechenden Arrangement bei der Arbeit.

Das Verfahren läßt sich auch andrerseits zur Erzielung außerordentlich hoher Temperaturen und zur Nutzbarmachung derselben verwerthen.

Hr. Dr. Hans Goldschmidt aus Essen a. d. Ruhr hat über seine Erfindung kürzlich einen Vortrag gehalten, der in der „Zeitschrift für Elektrochemie" wiedergegeben ist. Auch in den von Liebig begründeten Annalen der Chemie ist die Beschreibung des Verfahrens veröffentlicht.

Dasselbe beruht danach, wie schon erwähnt, auf der Wirkung des Aluminiums, und zwar auf der hohen Temperatur, die dieses Metall bei seiner Verbindung mit Sauerstoff hervorbringt. Statt der Verbindungswärme mit dem Sauerstoff kann aber auch die des Aluminiums mit dem Schwefel verwendet werden; es können also auch die Schwefelverbindungen — die Sulfide der zu gewinnenden Metalle — mit Aluminium in Reaktion gebracht werden.

Die Verwendung des Aluminiums als Reduktionsmittel ist an sich nichts neues; es wurde aber von den Forschern, die das Aluminium in dieser Hinsicht prüften, weniger mit den Sauerstoffverbindungen, als mit den Chlor- oder Fluorverbindungen der Metalle gearbeitet, die Schwefelverbindungen sind wohl ganz unberücksichtigt geblieben. Deville, die Gebrüder Tissier, Wöhler, dessen Schüler Michel und ferner Beketoff haben hierüber Versuche gemacht. Vor kurzer Zeit hat auch L. Franck eine Arbeit über die Anwendung des Aluminiums als Reduktionsmittel, und zwar hauptsächlich für die Gewinnung von Phosphor, veröffentlicht.

Alle diese Versuche halten keinen technisch-industriellen Charakter, sondern waren mehr wissenschaftlicher Natur. Die Erhitzung der Masse, die in einem Tiegel enthalten war, geschah von außen. Die Reaktion, die eintrat, war dann oft so heftig, daß Gefäß und Inhalt zertrümmert wurden, so daß eine technische Verwerthung des Verfahrens nicht in Frage kam.

Hr. Dr. Goldschmidt wurde durch Claude Vautin in London darauf aufmerksam gemacht, daß eine große Menge von Metalloxyden durch Aluminium reduzirt werden könne; auch Vautin hatte in seinen Versuchen die Reaktionsmasse von außen erhitzt, indem er den Tiegel mit der Mischung in ein Koksfeuer setzte, so daß auch da nur ein Arbeiten mit geringen Mengen möglich war.

Goldschmidt erwähnt ferner noch unter denjenigen, die auf dem Gebiete thätig gewesen sind, Moissan; dieser trug in geschmolzenes Aluminium die Oxyde der betreffenden Metalle ein und stellte so Legirungen mit Aluminium her,

in der Absicht, das Aluminium daraus vollständig durch die nämlichen Oxyde zu verdrängen.

Hr. Dr. Goldschmidt fand nun im Laufe seiner Versuche, daß es nicht nöthig ist, das Reaktionsgemisch durch und durch auf die erforderliche Entzündungstemperatur zu erhitzen, sondern daß es genügte, diese Erhitzung an einem einzigen Punkte vorzunehmen. Sie pflanzt sich dann von selbst durch die ganze Masse fort, so daß der Prozeß aus einem Wärme verbrauchenden in einen Wärme liefernden umgewandelt war.

In den Fällen, wo es sich als schwierig erwies, die erforderliche Entzündungstemperatur an einem einzelnen Punkte zu erhalten, wurde eine leichter entzündliche Mischung zur Einleitung des Verfahrens benutzt, von der aus die übrige Masse in Brand gesetzt wurde.

Wenn man nun bei diesem Verfahren einen Ueberschuß von Aluminium anwendet, das heißt eine Menge, die größer ist als die zur Umsetzung der Oxydmenge nothwendige, so ist es klar, daß man Legirungen des neugebildeten Metalls mit Aluminium erhält; um dies zu vermeiden, mußte man einen geringen Ueberschuß von dem Oxyd des zu gewinnenden Metalls in Anwendung bringen.

Die zwei Hauptverwendungsarten für das Verfahren sind bereits oben erwähnt, nämlich erstens die Ausbeutung der Wärme liefernden Kraft der Aluminiummischung zur Erhitzung und zweitens die ihrer reduzirenden Kraft zur Gewinnung von Metallen.

Natürlich muß man, je nachdem man den einen oder den anderen Zweck erreichen will, das Verfahren entsprechend modifiziren. So wird man, wenn es auf die Erzeugung hoher Temperaturen ankommt, als Oxyd des zu reduzirenden Metalls das billigste anwenden, also das Eisenoxyd.

Dr. Goldschmidt demonstrirte seinen Zuhörern das Erhitzen einer schweren eisernen Niete nach seiner Methode. Die Niete war in ein Gemisch von Aluminiumpulver, Eisenoxyd und Sand, welcher als schlechter Wärmeleiter zum Zusammenhalten der Wärme verwendet wurde, eingebettet; das Gemisch wurde durch eine aus Aluminiumpulver und einem leicht Sauerstoff abgebenden Körper geformte Kugel in Brand gesteckt und die Reaktion pflanzte sich dann ins Innere der Masse fort. Die zu erhitzende Niete war nach Beendigung der Reaktion vollkommen glühend.

Eine fernere Demonstration behandelte die Anwendung des Verfahrens zum Hartlöthen: ein Eisenrohr mit Flansch und aufgelegtem Hartloth wurde in die Erhitzungsmasse eingepackt. Nach Einleitung der Reaktion schmilzt durch die entwickelte Hitze das Hartloth und verbindet die beiden Eisenstücke.

Ebenso ist es möglich, durch dicke schmiedeeiserne Platten ein Loch zu schmelzen, indem man größere Mengen der Erwärmungsmasse anwendet und schneller oder mehr davon nachträgt. Durch ein 12 mm dickes schmiedeeisernes Blech wurde auf diese Weise ein Loch durchgeschmolzen.

Da man durch das Verfahren das Eisen vollkommen rein darstellen kann, so ist es auch dadurch ermöglicht, Schmiedeeisen unmittelbar auszuschmelzen.

Die Schweißung nach Goldschmidt'schem Verfahren unterscheidet sich von der elektrischen nach den Angaben des Erfinders dadurch, daß es bei dem ersteren möglich ist, eine durchaus gleichmäßige Erwärmung der Arbeitsstücke zu erzielen, während sich bei Anwendung von Elektrizität an der Berührungsstelle der beiden Schweißstücke die größte Hitze entwickelt und die angrenzenden Theile verhältnißmäßig kühl bleiben.

Um die Anwendbarkeit seines Verfahrens für die Reindarstellung von Metallen zu demonstriren, führte Hr. Dr. Goldschmidt seinen Zuhörern die Herstellung von metallischem Chrom vor. Das Chrom ist ein in seinen Verbindungen sehr häufig vorkommender Körper, der aber als Element in reinem Zustande bis jetzt sehr schwer darzustellen war. Die bei der Chromdarstellung nach dem Goldschmidt'schen Verfahren ereichte Temperatur beträgt schätzungsweise 3000° und ist sonst nur im elektrischen Flammenbogen erreicht worden. Es wird zu diesem Zweck etwas von einer Mischung von Chromoxyd und Aluminium in einen mit Magnesia ausgefütterten Tiegel eingefüllt, worauf die Umsetzung in gewöhnlicher Weise eingeleitet wird. Sodann wird so viel von der Mischung nachgefüllt, bis der Tiegel voll ist. Dadurch, daß man mehr oder weniger, schneller oder langsamer Mischung zu der in Reaktion befindlichen Masse nachträgt, hat man den Gang des Prozesses vollständig in der Hand.

Wie den elektrischen Ofen, so kann man auch diesen Apparat so einrichten, daß er kontinuirlich arbeitet, indem man ihn mit zwei Oeffnungen versieht, durch die man Metall und Schlacke abziehen kann. Der Apparat hat aber auch, wie der Vortragende hervorhebt, mit dem elektrischen Schmelzofen die fernere Aehnlichkeit, daß beide so lange keine praktische Anwendung finden konnten, als man noch Hitze von außen zuführte, da kein Tiegelmaterial der beiderseitigen Einwirkung der Feuerung und des Schmelzflusses widerstehen konnte. Erst als man die nöthige Wärme lediglich im Innern des Apparates erzeugte, war die technische Ausführung im großen ermöglicht. Aus der Annahme, daß bei der Chromdarstellung die durch die Oxydation des Aluminiums frei werdende Arbeit der zu seiner Gewinnung aufgewendeten entspricht, ergibt sich, daß bei der Darstellung des Chroms eine Leistung von 2000 Pferdestärken entwickelt wird.

Die Außenwand des Tiegels ist während der Reaktion kalt geblieben, erst nach ihrer Beendigung zeigt sich die entstandene Wärme auch da. Das bei der Chromdarstellung entstandene Aluminiumoxyd wird am besten wieder auf Metall verarbeitet. Da es noch etwas Chrom enthält, so findet es dann wieder seine geeignetste Verwendung zur Darstellung von Chrom.

Außer Chrom lassen sich noch viele andere Metalle nach dem Verfahren darstellen, z. B. Mangan, Eisen, Titan, Bor, Wolfram, Molybdän, Nickel, Kobalt, Vanadin, Zinn, Blei, Cer.

Eine Legirung von Baryum und Blei, die nach dem Verfahren hergestellt wurde, zersetzt das Wasser schon bei gewöhnlicher Temperatur.

Das nach dem Verfahren hergestellte Manganmetall unterscheidet sich von dem bisher dargestellten, das in ziemlich kurzer Zeit zerfiel, dadurch, daß es sich unbegrenzt lange an der Luft hält.

Auch eine Legirung von Chrom und Mangan ist darstellbar, ferner kann Chrom auch mit Kupfer legirt werden, doch sind nur etwa 10 Proz. Kupfer in das Chrom einzubringen. Das Chromkupfer hat fast völlig die Farbe des Kupfers, ist aber ganz bedeutend härter.

Auch die bei der Metalldarstellung entstehende Schlacke bietet manches Interessante. So sind in die bei der Herstellung von Chrom gebildete Schlacke kleine, rothe, durchsichtige Krystalle eingesprengt, die ohne Zweifel als Rubinen anzusehen sind. Die natürlichen Rubinen sind bekanntlich mit Chrom roth gefärbtes Aluminiumoxyd. Da diese künstlichen Rubinen, deren Darstellung übrigens auch sonst schon bekannt ist, aber sehr klein sind, so besitzt ihr Vorhandensein keine praktische Bedeutung.

Für Erwärmungszwecke, also die oben charakterisirten Schmelz- und Löthverfahren ist reines Aluminium natürlich nicht erforderlich; es genügt hier die Anwendung eines unmittelbar aus dem Rohprodukte hergestellten Rohaluminiums. Für die Darstellung von Metallen dagegen ist es erforderlich, von reinem Aluminium auszugehen.

Durch diese neue Anwendung des Aluminiums als Wärmeaccumulator würde es also ermöglicht werden können, die große Menge von Arbeit, die bei seiner Darstellung aufgewendet wurde, wieder auszulösen und zu verwerthen, wodurch dem Aluminium, das man bisher nur in seiner spezifischen Brauchbarkeit als Metall beachtet hat, eine ganz neue und eigenartige Rolle zugewiesen würde.

Die Dichtungen des Michelangelo Buonarotti und ihre neue kritische Ausgabe.

Von Ernst Steinmann.

II.

Drei große fruchtbare Perioden lassen sich deutlich in Michelangelo's Seelengeschichte unterscheiden; drei Gruppen heben sich scharf und bedeutungsvoll aus der großen Zahl seiner Liebespoesien heraus. Tommaso Cavalieri ist der Gegenstand" all seines Denkens und Dichtens, als immer noch heißes Jugendblut die Adern des gereiften Mannes durchglühte, der schon an der Schwelle des Greisenalters stand. Wir sehen, wie er mühsam nach Worten ringt, das Meer der Gedanken und Empfindungen auszuströmen, das sein Inneres durchwogt. Aber so beglückt er sich auch fühlte, wenn ihn die schönen Augen seines Freundes wie Sonnenglanz überflutheten, so hingebend er als echter Künstler die herrliche Erscheinung des Jünglings bewunderte, immer wieder spricht er es aus, daß die Sinnlichkeit nicht die Liebe sei, welche die Freunde doch schon auf Erden der Vollkommenheit nähern müsse, um sie endlich nach dem Tode im Himmel in vollendeter Reinheit und Schönheit zu verbinden. (F. S. 83.)

Schon die Lieder an Vittoria Colonna sind weniger gequält im Ausdruck und betonen noch nachdrücklicher das große Martyrium der Liebe, deren heiligster Zweck auf Erden ist, den Menschen zu läutern und zu reinigen, so daß er mehr und mehr in der Schönheit des Geschöpfs die erhabene Größe des Schöpfers erkennen und verehren lerne.

In seinen religiösen Dichtungen endlich, Produkte des höchsten Greisenalters, hat Michelangelo einen Wohllaut der Sprache, eine Einfachheit und Klarheit der Form erreicht, wie sie ihm nie vorher gelungen waren, und die Abgrundstiefen seiner Seele erschließen sich erst hier dem staunenden Blick, wo die Unruhe seines Herzens, die rastlose Arbeit nimmermüder Gedanken endlich still wird in Gott.

Manch schönes Menschenangesicht hat aber außer den beiden Leitsternen seiner Liebe die Brust des leidenschaftsvollen Buonarotti entzündet, der selbst von seinen Augen sagt, daß sie immer nach schönen Dingen ausschauten.[1]) Hat er doch diese tiefe Sehnsucht nach der ewigen Schönheit, die ihn immer wieder im Abglanz der irdischen entzückte, in einem seiner schönsten Madrigale also zu erklären versucht: Als untrügerisches Zeugniß über meinen eigentlichen Beruf wurde mir bei der Geburt die Schönheit selbst geschenkt, die mir in beiden Künsten Licht und Spiegel ist. Aber wenn die Unreinen und Thoren die Schönheit zur Sinnlichkeit herniederziehen, die doch jeden gesunden Verstand zum Himmel emporheben soll, dann gelingt es dem getrübten Blick der Augen nicht mehr, im irdischen Gewand die himmlische Schönheit zu erkennen. (F. S. 99.) So rangen in der Brust des Titanen ein guter und ein böser Geist in stets sich erneuenden Kämpfen um die Herrschaft, denn es sind die innersten Erfahrungen seiner eigenen Seele, die Michelangelo in seinen Gedichten niedergelegt hat. Aber wo ihn das Sinnenglück reizte, erkannte er sofort den Seelenfrieden als das höhere Gut und wer hätte ihn jemals finden sollen, wenn nicht dies wahre, tiefe, heilig glühende Herz, das ihm so furchtlos und tapfer in nimmermüden Kämpfen sich errungen hat?

In einem einzigen seiner ältesten Liebeslieder begehrt Michelangelo ohne Reflexion nur den flüchtigen Genuß der berückenden Schönheit der Geliebten. Das Sonett ist, wie Frey mit Recht vermuthet, Anfang 1508 entstanden und an ein unbekanntes Bologneser Mädchen gerichtet.[1]) Hier beneidet der jugendliche Künstler den Kranz, dessen Blüthen die Stirn der Geliebten krönen, das Kleid, das ihren Busen schmückt, den Gürtel, der ihren Leib umschlingt. Wunderbar! Ganz ähnlich führt sich Shakespeare in seinem Verhältniß zu der schwarzen Schönen ein. Wir sehen ihn, wie er am Spinett stehend, den Melodien der schönen Spielerin folgt und wie er das Glück der Tasten beneidet, welche die schlanken Finger küssen dürfen, wenn ihre Hand schwebend und leicht über das Instrument dahingleitet.[2]) Dann aber scheiden sich ihre Wege. Shakespeare, der heitere Liebling der Götter, der resignirte Philosoph und Menschenkenner, wird völlig in die Reize der verführerischen Frau verstrickt, denen schon sein Freund verfallen war, Michelangelo, der stärkere Charakter von Beiden, lernt es mehr und mehr, sich als Hoherpriester der Schönheit zu fühlen, deren reinen Genuß den Menschen zu erschließen sein Beruf ihm gebot, die er aber selbst nicht berühren darf.

Was in der ganzen umfangreichen Gruppe von Madrigalen und Sonetten, welche Frey auf eine Donna bella e crudele bezieht, Wahrheit ist oder Dichtung, Selbsterlebtes oder Fiktion, ist heute unmöglich zu entscheiden.[3]) Jedenfalls müssen diese Gedichte vor 1547 entstanden sein, da sie alle miteinander in der Editionssammlung erscheinen. Andrerseits muß Michelangelo aber schon ein alter Mann gewesen sein, als er diese Liebesklagen niederschrieb, die mehr als einmal den engsten Zusammenhang mit den Colonnapoesien verrathen. Daß aber den Künstler, als all sein Denken und Dichten auf Vittoria Colonna gerichtet war, noch nebenher ein reales, unglückliches Liebesverhältniß gefesselt hätte, wie Frey zweifelnd annimmt (S. 401 und 416), ist psychologisch unmöglich, umsomehr, als wir gerade in der neuen Ausgabe seiner Dichtungen klar erkennen können, daß die Liebe Buonarotti's zur Marchesa vor allem in den Anfangsstadien eine sehr leidenschaftliche gewesen ist. Nun lassen sich aber die meisten Poesien, welche Frey an jene unbekannte, grausame Schöne gerichtet denkt, ganz zwanglos auf Vittoria Colonna beziehen, und es drängt sich die Frage auf, die übrigens auch Frey sich schon gestellt hat (S. 431), ob nicht alle die Dichtungen auf die Donna di molta bellezza e crudeltà an die Marchesa von Pescara gerichtet gewesen sind. Allerdings sind sie weder so resignirt, noch so geläutert und verehrungsvoll, wie die beglaubigten Sonette Michelangelo's an seine Freundin. Aber liegt hier nicht vielleicht schon der Schlußakt vor einer anfangs von hoher Leidenschaft getragenen Liebesgluth, die sich allmählich läuterte und endlich, von jeder irdischen Begierde befreit, zu himmlischer Reinheit und Schönheit sich verklärte? Jedenfalls ist der Charakter dieser Sonette und Madrigale an die unbekannte Schönheit ein ganz einheitlich geschlossener, bald laut, bald leise kehren dieselben Vor-

1) Gli ochi mie, vagi delle cose belle. (F. S. 201.)

1) F. S. 6.

2) Son. CXXVIII.

3) Gelegentlich mag Michelangelo in der That für Freunde Liebespoesien verfaßt haben, wie er ja auch für Riccio und Gandolfo Porrino die Epigramme auf Cecchino Bracci und die Mancina verfertigte. Man darf solchen Zusammenhang z. B. bei zwei Madrigalen (Guasti S. 129 und S. 130) vermuthen, die an Luigi del Riccio gingen, mit der Bitte, das weniger schlechte zu stutzen und herzurichten, „denn ich habe es an einen unsrer Freunde zu geben".

würfe und Klagen immer wieder, und alle miteinander können sie sehr wohl in Stunden qualvoll verzweifelnder Liebe an jene hohe Frau gerichtet sein, die ihm huldreich das Glück der schönsten Freundschaft verhieß, die aber die heiligsten Regungen ihres Herzens längst mit dem Gemahl begraben hatte.

„Es ist keine Zeit mehr für mich, o Liebe, mein Herz zu entflammen, und es ziemt sich nicht mehr für mich, irdische Schönheit genießen zu wollen," so spricht der ergraute Dichter in mahnender Rede zu sich selbst. „Schon ist die letzte Stunde nahe! Und die Gedanken und Worte, welche um deinetwillen einst wie Feuer glühten, haben sich in Thränen verwandelt. Wollte Gott, daß ich mit ihnen mich von all meinen Sünden rein waschen könnte!" (F. S. 154). „Mit Hoffnungen und Vorsätzen," so heißt es ein anderes Mal, „gehe ich vorwärts von einem Tage zum anderen und verspreche mir ein Alter, das ich nicht erreichen kann. Eitler, thörichter Gedanke! Schon ist der Tod mir nahe, aber während mich die Gluth für ein schönes Menschenangesicht versengt, hoffe ich doch noch, daß mich die Zukunft heilen wird von meiner Leidenschaft." (F. S. 165). Dann wieder überhäuft der liebeskranke Dichter die Geliebte mit Vorwürfen, bestürmt sie mit Bitten und erschöpft sich in Schilderungen seiner Seelenqual, das Herz der Grausamen zu rühren.

„Ueber wen hat denn jemals vom ersten Weinen bis zum letzten Seufzer, dem ich schon nahe bin, ein so grausames Verhängniß gewaltet, wie es mir bestimmt ist durch jenen leuchtenden und kalten Stern? Ich will sie ja nicht unbillig und arglistig schelten, aber wäre es nicht besser, sie zeigte mir auch äußerlich die Abneigung, die sie empfindet, damit meiner Liebe dadurch die Nahrung entzogen würde? Im Gegentheil! Je mehr ich sie betrachte, desto mehr verspricht sie meinem Martyrium holdes Mitleid mit erbarmungslosem Sinn!" (F. S. 119.) Wer sieht sie nicht vor sich, die schöne, längst von allen irdischen Wünschen und Hoffnungen losgelöste Colonna, welche ihr dem Dienst und der Betrachtung Gottes geweihtes Leben in stillen Klöstern verbrachte, und den glühenden, unglücklichen, liebessehnsüchtigen Halbgott, dem die holdselige Frau ein Lächeln wehmüthigen Mitleids nicht versagen kann, und den sie doch, sich ihrer Frauenwürde bewußt, ihrem geheiligten Wittwenschmerze getreu, niemals erhören kann und will. „Ach," ruft er aus, „eine schönere Gestalt und ein mitleidsloseres Herz hatte noch kein Mensch! Du mußt in die Hölle, weil du so erbarmungslos bist, mir aber müßte mein Martyrium den Himmel aufschließen. Nein, ich will lieber, daß es mir als Sünde angerechnet wird, um wenigstens im Tode da zu sein, wo du bist. Aber wenn du dich meiner erbarmen wolltest und dir auch den Himmel erwürbest? Wenn mir die Hölle Seligkeit wäre mit dir, was würde mir dann der Himmel sein? Ja, ich würde dann von allen Seligen allein doppelt selig sein, Gott sehend, den man im Himmel anbetet, dich schauend, die ich auf der Erde angebetet habe." (F. S. 161.) Demüthig beugt nun der alte Mann mit dem heißen Herzen den Nacken unter das harte Joch; mit fröhlichem Angesicht gibt er all seine Liebe und Treue der Frau zu eigen, die sich als seine Feindin zeigt (F. S. 160), zwischen Glück und Thränen — fra 'l riso e 'l pianto — will er sein Leben aufreiben (F. S. 151), lieber in Ungewißheit, als in Verzweiflung will er sich der trügerischen Versprechungen seiner schönen Herrin freuen und endlich die Hoffnung nicht aufgeben, daß seine todesmüden, rastlos schweifenden Gedanken auch einmal zur Ruhe kommen werden. (F. S. 192.)

Aber noch ist er weit von solchem Friedensglück entfernt. Nach solchen gedämpften Tönen mühsam erkämpfter Resignation tönt auf einmal wieder der laute Aufschrei verschmähter Liebe, gekränkten Stolzes an unser Ohr. „Dich allein," schmäht sich selbst vergessend der mit seinen heiligsten Geschenken zurückgewiesene Mann, „dich allein sehe ich, wie du dich meines Jammers freust (F. S. 117), du lachst meiner Thränen (F. S. 175), und die Blicke, mit welchen du Andere beglückst, hast du mir gestohlen!" (F. S. 169). „So kühn und kampfbereit ist meine Herrin," stöhnt er ein anderes Mal, „daß sie mir jegliches Glück mit ihren Augen verspricht und doch den grausamen Stahl in meiner Todeswunde hält." (F. S. 125.) „Ach, und sie spottet noch meiner heißen Sehnsucht, äußerlich zwar mitleidsvoll, innerlich aber grausam und arglistig. (F. S. 175.) „Ja spröde und keiner menschlichen Regung fähig, wie sie ist," so höhnt er weiter — und hier versündigt sich der Verzweifelte in der That an dem reinen Bilde der geliebten und gehaßten Frau — „ist sie entschlossen, daß ich in Liebe entbrannt, auch in Liebe sterben soll, weil sie mir auch die kleinste Gunst versagt. Und sie blickt lächelnd in den getreuen Spiegel, wo sie sieht, daß sie so schön ist, wie das Paradies. Dann wendet sie sich zu mir, mich völlig zu vernichten, der ich ein alter Mann bin, dessen Häßlichkeit ihrer Schönheit erst den vollen Glanz verleiht. Aber alt sein ist mir lieb in solchen Qualen, denn der Jammer ist erträglicher, wenn man weiß, daß er nur kurz ist." (F. S. 179.)[1]

Diese Sprache ist allerdings das kühnste, was sich Michelangelo der Marchesa von Pescara gegenüber erlaubt hätte, und die hohe Frau hat von solchen Liebesqualen ihres „singularissimo amico", wie sie ihn einmal anredet, schwerlich eine Ahnung gehabt. Daß aber die Phantasie des leiderfüllten, nach Gegenliebe dürstenden Künstlers, wenn er in stillen Nächten seine Traumgedanken den weißen Blättern anvertraute, das Bild Vittoria's so entstellt erscheinen lassen konnte, ist wohl sonderbar, aber keineswegs unmöglich. Die immer sich gleich bleibende ruhige Freundlichkeit der vornehmen Frau, das gütige Lächeln, das ihm so viel versprochen und ihm so wenig gehalten hatte, scheint endlich den ungestümen Greis an den Rand der Verzweiflung gebracht zu haben. Da mögen auch der Colonneserin die Augen aufgegangen sein, den Mann, den sie als Künstler bewunderte, mußte sie als Menschen bemitleiden, und sie beschloß, die Liebe dieses großen glühenden Herzens von sich selber ab auf den Urquell aller Liebe zu richten. Die Vita nuova Michelangelo's ist Vittoria Colonna's letzte Aufgabe gewesen auf Erden, mit der Heimführung einer Seele zu Gott, die nur in Gott zum Frieden kommen konnte, hat sie ihre irdische Laufbahn beschlossen.

Auch in den Gedichten, welche Frey direkt an Vittoria Colonna gerichtet sein läßt, und welche schon in der Sprache Gewähr bieten für die Richtigkeit der Adresse, klingt noch oft die verhaltene Leidenschaft durch, aber sie lassen schon alle erkennen, daß die edle Frau begonnen hatte, den greisen Freund mit dem Jünglingsherzen in ihre Schule zu nehmen. „Wenn es wahr ist," so schreibt er in dieser späteren Colonna-Periode, „daß die Schönheit die Sehnsucht nach dem Schöpfer in uns rege macht, so kann diese hohe Frau allein mich zu Gott emporführen. Um ihretwillen vergesse ich alles, und alle meine Gedanken gehören ihr allein. Ist es denn noch ein Wunder, daß ich sie liebe, daß ich nach ihr mich sehne, daß ich stündlich ihren Namen nenne?" (F. S. 116.) Wie schön ist das Geständniß des im Feuer der Trübsal geläuterten Mannes, daß er noch immer von Liebe ent-

[1] Unter dem Madrigal liest man (Guasti S. 137): Questo non lo mecto per polizzino, ma per un sognio. Polizzini (Zettelchen) pflegte Michelangelo die Poesien zu nennen, die er an Luigi del Riccio sandte. Die dunklen Worte — man könnte sie vielleicht übersetzen: dieses will ich nicht wie die übrigen Zettelchen aufgefaßt wissen, sondern wie einen Traum — können vielleicht als Entschuldigung aufgefaßt werden. Frey (S. 446) setzt die Entstehungszeit dieses Madrigals vermuthungsweise in die Zeit 1542—44.

flammt ist für die Schönheit, die Frömmigkeit und den bezaubernden, gottgeborenen Geist dieser einzigen Frau (F. S. 21), wie rührend ist das Bekenntniß seiner Fehler und Sünden, in dem er eingesteht, daß es ohne Flügel unmöglich, dem Fluge eines Engels zu folgen! (F. S. 54.) „Wenn du beim Himmel so viel vermagst," ruft er von neuer Sehnsucht ganz ergriffen aus, „so mache doch aus meinem ganzen Leibe ein Auge allein, damit auch kein Stückchen in mir sei, das sich an dir nicht freue." (F. S. 118.) „Sieh' als Modell von ganz geringem Stoff ward ich geboren, hohe, ehrenwürdige Frau," mit diesen Worten stellt sich jetzt Michelangelo renig und demüthig der Marchesa gegenüber, „damit ich durch dich etwas höheres, vollkommeneres würde. Nimm nur das, was ich zu viel habe, gib mir das, was ich noch nicht besitze nach deiner Gnade, aber, ach, wenn du mich lehren, wenn du mich strafen willst, welch ein Läuterungsfeuer erwartet dann mein stolzes, immer noch glühendes Herz?" (F. S. 228.)

Die weitere Entwicklung dieses einzigartigen Verhältnisses ist bekannt. Ein Bruchstück wenigstens der reichen Korrespondenz[1]) zwischen Michelangelo und Vittoria hat sich erhalten, wir kennen durch Francesco d'Hollanda die berühmten Gespräche von San Silvestro in Rom,[2]) und endlich hat sich Condivi eingehend über diesen Freundschaftsbund geäußert. Nirgends aber kann man den Läuterungsprozeß, der sich an Michelangelo im Verkehr mit der edlen Colonneserin vollzog, deutlicher verfolgen wie in seinen Dichtungen, die auch im Ausdruck mehr und mehr sich klären und in den Gedanken erfolgreich bekämpfte Leidenschaft und wachsende Entsagungsfreudigkeit offenbaren. Milde Trauer, herzbewegliche Lebens- und Leidesmüdigkeit spricht aus einigen dieser Lieder, eine grenzenlose Hingabe an den Willen der geliebten Frau zeichnet sie alle aus; dann werden die Fragen und Aengste um das eigene Seelenheil lauter und dringender, es erstarkt der Glaubensmuth und schon winkt der Friedenshafen aus der Ferne. „Niemals kann es geschehen," so klagt er, „daß ihre heiligen Augen sich an den meinen freuen, wie ich mich an ihrem Anblick ergötze, ich, der ich ihr für ihre süßen Blicke weiter nichts geben kann als bittere, thränenreiche Klagen." (F. S. 113.) „Ach, wenn du diese schönen Augen auf mich richtest, alt, wie ich bin, durch lange Jahre und durch all' mein Leid verzehrt, muß ich mich selber in ihnen sehn. Du aber erscheinst in den meinen schöner noch wie die Sterne am Himmel. Und dann fühle ich, daß der Himmel selber zürnt, daß etwas so häßliches sehnend den Blick auf etwas so schönes zu richten wagt." (F. S. 195.)

Erfahrungen aus seiner langen, ruhmgekrönten Laufbahn als Künstler legt er in seinen Gedichten an Vittoria Colonna besonders häufig nieder, aber wo wir am ersten eine Regung von Selbstgefühl, ein berechtigtes Bewußtsein des eigenen Werthes erwarten möchten, überrascht uns entweder vollständige Gleichgültigkeit, oder ein ungeheuchelt demüthiges Eingeständniß seines geringen Vermögens: „Die Ursache vergeht und die Wirkung bleibt bestehen. Mich lehrt meine schöne Kunst, daß der Meister sterben muß, während Zeit und Tod nichts über sein Werk vermögen.

[1]) Condivi, Das Leben Michelangelo's ed. Hermann Pemsel, S. 186. Von ihr besitzt er viele Briefe, wie sie nur aus einem solchen Herzen kommen können, voll der reinsten und zartesten Neigung. Zwei Briefe Michelangelo's an Vittoria Colonna und fünf Briefe der Vittoria Colonna an Michelangelo, welche allein erhalten sind und oft übersetzt und ausgeführt wurden, hat Frey in muthmaßlicher chronologischer Reihenfolge in seine Regesten eingeordnet. Leider ist auch nicht ein einziger dieser sieben Briefe von ihren Schreibern datirt. Vgl. die Ausgabe Frey's S. 533.

[2]) In Auszügen mitgetheilt aus den Manuskripten der Jesus-Bibliothek in Lissabon von Graf A. Raczynski in dem Werk „Les arts en Portugal". Paris 1846. S. 5—77.

So könnte ich uns beiden in Farben oder Stein ein langes Leben leihen. Dann wird man, wenn wir schon längst im Grabe ruhen, noch immer sehen, wie schön du warst, wie altersmüde ich gewesen. Aber man wird auch erkennen, daß ich kein Thor war, dich so namenlos zu lieben." (F. S. 194.) Wie ihm seine Kunst lieb ist als Mittel, das Bildniß seiner Herrin zu formen, so hat er auch wohl daran gedacht, ihr irgend ein Werk seiner Hände anzubieten; aber bald muß er es aufgeben. Kann man denn Himmelsgaben mit irdischen Gütern bezahlen? (F. S. 184.) Seine Bewunderung für die hohe Frau geht jetzt so weit, daß er die Rede eines Mannes, ja die eines Gottes aus ihrem Munde zu vernehmen glaubt, daß er nur immer ihr zuhören möchte und sich ganz ihr hingeben, um niemals wieder zu sich selbst zurückzukehren. (F. S. 229.) Denn unendlich hoch über sich selbst fühlt er sich nun emporgehoben, und mit den Flügeln, die sie ihm schenkt, fühlt er die Kraft, zum Himmel aufzufliegen. (F. S. 168.) Wie unaussprechlich schön und tief sind die Gedanken, welche er in einem anderen Madrigal aus eben dieser späten Colonna-Periode in ungewöhnlich reiner Form entwickelt hat. „Je mehr ich mich stündlich selber fliehe und selber hasse, desto hoffnungsvoller nehme ich zu dir, o Herrin, meine Zuflucht, und mir ist weniger bange um mein Seelenheil, wenn ich in deiner Nähe weilen darf. Jetzt erst erkenne ich klar — in bewußtem Gegensatz zu Madrigal S. 192 — daß schöne Augen ohne ein schönes Herz keinen Werth besitzen. Ihr leuchtenden Augensterne, die ich niemals genug und niemals so oft sehen werde, wie ich wünschte, ach, schon euch selten zu sehen, empfinde ich wie ein völliges Vergessen." (F. S. 200.) So erkennt der greise Künstler mehr und mehr in der hochsinnigen Freundin die heiligende Kraft seines Lebens, und endlich hat er jenes Ziel erreicht, zu dem ihm das holdselige Lächeln Vittoria's der Leitstern gewesen war. In jenem herrlichen Madrigal, über welches Michelangelo selbst die Adresse geschrieben hat „a la Marchese di Pescara" ist eigentlich der Gipfelpunkt dieses ganzen Gedankenkreises erreicht, das Verhältniß ist nun auf jene geheiligte einsame Höhe geführt, auf welche Vittoria Colonna allein es führen konnte. „Hohe, gottgeliebte Frau," fleht der von jeder Leidenschaft genesene, geläuterte Dichter, „schreibe du nun selbst deine heiligen Gedanken in mein Herz: gieb du mir die Antwort auf die brennende Frage, ob einst im Himmel neben den vollkommen Gerechten auch der demüthige Sünder Barmherzigkeit erlangen wird." (F. S. 199.)

Dann senken sich die Schatten des Todes tiefer und tiefer auf die Freunde herab. Michelangelo wird alt und älter, Vittoria ist seit lange von körperlichen Leiden heimgesucht. Bald wird der Tod das Siegel drücken auf diese Liebe, und seine Nähe gibt ihr schon die schmerzverklärte Weihe. Wie Dante[1]) vor ihm, wie Shakespeare[2]) nach ihm, so hat sich auch Michelangelo in ohnmächtigem Schmerz gegen das unerbittliche Naturgesetz aufgelehnt, nach welchem auch die Schönheit dem Tode zum Opfer fallen muß.[3]) „Welch ein Gesetz," ruft er aus, „verbietet es, daß solch ein schönes Angesicht der Tod verschone?" Aber der Vielgeprüfte lernt es endlich auch, sich in dies letzte schwerste

[1]) Im 23. Kapitel der „Vita nuova":

Che sospirando dicea nel pensiero:
Ben converrà che la mia donna mora.

[2]) In Shakespeare's Sonetten ist der Kampf zwischen Tod und Liebe das fruchtbarste aller Probleme, die den Dichter beschäftigen. Im Sonett LXIV zählt er unbarmherzig alle Gründe auf, warum die Zeit ihm seine Liebe rauben muß und schließt:

This thought is as a death, which cannot choose,
But weep to have that which it fears to lose.

[3]) Frey S. 21. Im Kommentar (S. 316) setzt Frey dies Sonett in die Jahre 1529/30, allerdings ohne Gründe angeben zu können. Ich kann den Inhalt nur auf Vittoria Colonna beziehen.

Verhängniß zu schicken: „Seid getrost, meine Augen, die Zeit vergeht, und schon naht sich die Stunde, wo euer Thränenstrom versiegen wird. Nur so lange noch mag euch Gottes Güte offen halten, wie die Schönheit meiner Herrin diese Erde schmückt. Denn wenn sich erst der Himmel aufgethan hat, sie zu sich zu nehmen, was gibt es dann für euch hier unten noch zu sehen?“ (F. S. 132.)

Aber als dann Vittoria Colonna wirklich starb, hat Michelangelo doch zuerst die Fassung verloren. Das Temperament eines solchen Cholerikers konnte überhaupt nicht ganz gebändigt werden, und er war anfangs, wie Condivi schreibt, wie von Sinnen. So mögen die Gedichte auf den Tod Vittoria's erst später entstanden sein, als sich die Sturmwogen des Schmerzes zu legen begannen. Aber noch 3 Jahre später scheint diese Wunde in der Brust des Meisters frisch und schmerzend zu sein. „Ich sende Euch hier,“ schrieb er am 1. Aug. 1550 an den alten Freund Fantucci in Florenz, „einige Poesien, die ich an die Marchesa von Pescara richtete. Sie hat mich wahrhaftig sehr lieb gehabt, und ich habe sie nicht weniger geliebt. Der Tod hat mir einen großen Freund geraubt.“ [1])

„Kehre wieder, du selige Zeit,“ seufzt dann der Greis in einem letzten Lied auf die verlorene Freundin, „wo meine blinde Liebe noch ein sanfter Zügel lenkte. Gib mir das heitere Engelsangesicht zurück,[2]) mit welchem alle Tugend und Schönheit begraben worden ist.“ (F. S. 216.) Ja, die Gedanken des Vereinsamten, der 9 Jahre später auch noch seinen getreuen Urbino vor sich in das Grab sinken sah,[3]) weilten viel in der Vergangenheit, und von der süßesten und bittersten Herzenserfahrung seines Lebens hat er den vertrautesten Freunden oft gesprochen. Aus einer solchen Stunde wehmüthigen Erinnerns an vergangene Zeiten, an seine begrabene Liebe kennen wir wenigstens einen Gedanken, ein Wort, das uns die Gestalten Vittoria's und Michelangelo's menschlich nähert wie kaum ein anderes und ihr Verhältniß zugleich in jene reine Atmosphäre einer in Gott gegründeten Freundschaft entrückt, die nur so wenig Auserwählten auf Erden beschieden ist: „Nichts schmerzt mich so sehr,“ hat der alte Mann einmal zu Condivi gesagt, „daß ich ihr auf dem Sterbebette nur die Hand zu küssen wagte und nicht auch das Angesicht und die Stirn.“

In einer letzten übersichtlichen Gruppe hat Frey, bei welchem leider auch die authentischen Colonna-Poesien durch die Editionssammlung zerrissen werden,[4]) alle Gedichte nach dem Jahre 1546 zusammengestellt und in zwei Haupttheile, die erotischen und die religiösen, gegliedert.[5]) Aber hier konnte nur die letzte Gruppe der religiösen Dichtungen mit Sicherheit datirt werden, die erstere ist mit wenigen Ausnahmen nur vermuthungsweise hier zusammengestellt. Vor allem gehört wohl in die Zeit nach Vittoria Colonna die bewegliche Canzone an Amor, in der der Dichter erklärt, daß seine Jahre nun am Ende angelangt sind, wie der Pfeil, der sein Ziel erreicht hat, in der er den grausamen Bogenschützen scheltend fragt, ob er etwa auch jetzt noch hoffe, durch eine neue Schönheit ihn in die alten, gefährlichen Netze zu ziehen, aus denen auch der Weise sich nur schwer befreie. (F. S. 208.) Hieher gehört auch das qualvoll sich selber abgerungene Geständniß, daß eine neue Schönheit ihn ansporne, entfeßle und geißle. „Und doch hoffte ich, endlich mein Herz mit meinen weißen Haaren und meinen vielen Jahren in Einklang gebracht zu haben und glaubte schon das Unterpfand eines anderen Lebens in der Hand zu haben, welches einem bußfertigen Herzen zuletzt zugesagt ist.“ (F. S. 219.) Und so schüttelt der Greis wohl über sich selbst den Kopf, und ihm selbst sind diese leidenschaftlichen Regungen seiner Seele ein unergründliches Räthsel. Diese Hingabe an die Schönheit, die sich ihm immer wieder in neuen Formen offenbart, wo er doch noch mit Thränen den Verlust eines schönen Menschenangesichts beklagt (F. S. 228) erschreckt ihn, beunruhigt aufs neue den schwer erkämpften Seelenfrieden und läßt ihn wohl gar an seinem Seelenheil irre werden. „Was bedeutet denn die geheimnißvolle Macht, die ein schönes Auge auf mich ausübt, daß mich nichts anderes auf dieser Welt entzückt? Kann ich schuldig sein, wenn ich in Liebe entbrenne für ein Geschöpf, das doch nur seines Schöpfers Schönheit preist, wenn ich jedes anmuthig-edle Wesen verehre, weil es den Abglanz Gottes in sich trägt?“ (F. S. 233.)

In uns kann es heute die Ehrfurcht vor der unerlöschlichen Liebesflamme in der Brust des Meisters, der beim Tode Vittoria's bald 73 Jahre zählte, nur erhöhen, wenn wir sehen, daß seine Künstleraugen sich immer wieder in heller Freude öffneten, wenn er Gottes schönes Abbild in den Menschen entdeckte, daß sein altes Herz stets aufs neue in glühender Sehnsucht erzitterte, entdeckte er Tugenden in anderen, die er selbst zu besitzen wünschte. Aber er selbst empfindet es wie einen Treubruch an heiligen Gelübden, daß noch immer die vergänglichen Schönheitsträume dieser Welt Gewalt über ihn gewinnen. „Dich laß an jedem Ort mich schaun,“ so betet er jetzt, „wenn irdische Schönheit mein Herz entflammen will, dich will ich anrufen als Schutz gegen alle die thörichten, nutzlosen Qualen, die ich mir selbst bereite. (F. S. 220.) Lehre du endlich die Welt mich hassen und ihre Schönheit, die ich einst vergöttert habe (F. S. 238), und den Sturm meiner zahllosen Gedanken, die einst in alle Ferne schweiften, mache ihn endlich stille und richte all mein Denken jetzt auf dich allein.“ (F. S. 237.) Das sind die letzten Stoßseufzer dieses großen, liebeverlangenden Herzens, das sind die letzten Hoffnungen und Wünsche des von aller Welt vergötterten Künstlers, der nun von aller Welt sich lossagt und todesmüde und friedenssehnsüchtig unter den mächtigen Schwingen der Barmherzigkeit Gottes seine Zuflucht sucht. „Ich schicke Euch zwei Sonnette,“ schrieb er an Vasari, als er ihm das empfindungsvolle Gedicht sandte:

> Le favole del mondo m'anno tolto
> Il tempo dato a contemplare Iddio. (F. S. 236.)

Sie sind zwar nicht viel werth, aber Ihr werdet doch aus ihnen sehen, worauf jetzt meine Gedanken gerichtet sind. Und wenn Ihr 81 Jahre alt sein werdet, wie ich, so werdet Ihr mir Glauben schenken.“ [1])

In dem berühmten

> Giunto è già 'l corso della vita mia,

das uns in der Vaticana in mehreren wundervollen Niederschriften von der eigenen noch immer vollständig sicheren Hand Michelangelo's erhalten ist, zieht er endlich die Summe

[1]) *Milanesi*, Lettere p. 528.

[2]) Il volto angelico e sereno, das er auch sonst in seinen Gedichten an Vittoria verherrlicht. (F. S. 153.)

[3]) Urbino starb am 3. Dez. 1555.

Piango e parlo del mio morto Urbino

schreibt Michelangelo in dem schönen Sonett an Lodovico Beccadelli.

[4]) Die Nummern CIX, 97—104 wären etwa vor die Dichtungen auf Vittoria Colonna's Tod S. 103 einzuschieben.

[5]) Ich möchte nur das Madrigal „Amor se tu se' dio“ aus diesem letzten Zusammenhang heraus in eine frühere Periode setzen. Auf Fol. 88a des Cod. Vat., welche Frey als die älteste der zahlreichen Versionen annimmt, steht das Madrigal mit „mentre i bei occhi giri“ (S. 196) auf demselben Blatt (Rückseite). Die gleiche Schrift und die gleiche Tinte lassen keinen Zweifel über die gleichzeitige Entstehung. Außerdem erscheint dann das Gedicht in zwei späteren Abschriften noch zweimal mit Poesien zusammen, die an Vittoria Colonna gerichtet sind. (Bei Frey S. 202 und 229.)

[1]) *Guasti:* Le rime. (F. S. 232.)

seines langen Lebens und legt sich Rechenschaft ab von seinem Thun und Denken. War ihm die Kunst das Ideal, dem er unentwegt nachgestrebt, so war die Liebe die Lebensluft, in der allein seine Seele zu athmen vermochte. War ihm Meißeln und Malen das Zeugniß gewesen über sein Können und Vermögen, seine Bethätigung vor der Welt, so hatte er in der Liebe zu den Menschen die Bethätigung gefunden vor sich selbst. Aber gerade dort, wo er sich immer und immer wieder alles Himmelsglück versprach, wurde ihm jede Erdenqual zutheil, und im nie erlöschenden Läuterungsfeuer der Liebe lernte er erst am Ende des Lebens tiefsten Sinn verstehen. Wunderbares Schauspiel! Da bringt der große Mann, im höchsten Greisenalter noch ganz er selbst, freiwillig und demüthig alles zum Opfer, was einst seines Wesens Werth und Inhalt gewesen war, und nur den Glauben erflehend, die Gabe aller Gaben",[1]) richtet er jetzt den Blick zum Himmel auf, zum Urquell aller Liebe, die ihm erbarmungsvoll vom Kreuz herab die offenen Arme entgegenbreitet.[2])

So etwa gestaltet sich das Charakterbild Michelangelo's in unsrer Phantasie, wenn wir seine Gedichte nach seinem Wesen fragen wollen. Aber erst in einer kritisch geordneten Ausgabe konnten wir so untrügliche Aufschlüsse finden und die Entwicklung dieses größten Charakters der Renaissance in allen seinen Phasen klar verfolgen. Fassen wir das Resultat ins Auge und das Ziel, welches der Herausgeber erreicht hat, so dürfen wir wohl sagen, daß selten so viel Fleiß und Mühe auf einen würdigeren Gegenstand gewandt worden ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

H. S. **Die ostafrikanischen Inseln.** Von Prof. Dr. C. Keller. Berlin 1898, Schall u. Grund (VIII und 188 S., 51 Abb. und 17 Kartenskizzen). Preis 5 M. — Die Herausgeber der im genannten Verlage erscheinenden „Bibliothek der Länderkunde" hätten für den den ostafrikanischen Inseln gewidmeten Band keinen geeigneteren Bearbeiter finden können, als den Zoologen Conrad Keller, der einen erheblichen Theil jener Inselwelt auf einer Studienreise im Jahre 1886 kennen gelernt und darüber ein sehr anregendes Buch — Reisebilder aus Ostafrika und Madagascar — veröffentlicht hat. Keller konnte viel aus dem Schatze eigener Beobachtungen geben, wie er ihn zum Theil in seinen „Reisebildern" niedergelegt hat, und diese letzteren bildeten, wie man erkennt, vielfach die Grundlage einzelner Kapitel des vorliegenden Buches. Außerdem wurden zahlreiche neuere Quellen benutzt, die ja speziell über Madagascar seit einigen Jahren sehr reichlich fließen, vor allem aber das große Werk Grandidiers. Besprochen werden außer den eigentlichen ostafrikanischen Inseln auch die weit draußen im Ozean liegenden Eilande Neu-Amsterdam, St. Paul, die Prinz Edwards-, Kerguelen- und Heard-Inseln. Das Buch trägt natürlich den Charakter eines Kompendiums, hält sich aber im ganzen von deren Fehlern frei und bietet über Madagascar und einige andere Inseln eine ebenso belehrende, wie durch Form und Inhalt anziehende Lektüre. Andrerseits freilich entstanden aus der Nothwendigkeit gesonderter Behandlung der zahlreichen kleineren Inseln ebensoviel in sich geschlossene besondere Themata, die ihrer geringeren Bedeutung wegen nur kurz erörtert werden konnten und deren Darstellung darum wenig mehr bietet, als eine schematische Aufzählung nackter Daten. Der Verfasser, der seine Gedanken über die Menschen- und Thierwelt Madagascars in so ansprechender Fassung zu entwickeln versteht, wird diesen Mißstand wohl selbst empfunden haben — allein es ging nicht anders, und deßhalb darf ihn kein Vorwurf treffen. Die Anschauung Kellers über die Herkunft der Bewohner Madagascars geht dahin, daß lediglich die Howas echte Malaien, die negroiden Stämme aber afrikanischen Ursprungs seien. Diese Anschauung, die Keller bereits in seinen „Reisebildern" vertrat, deckt sich nicht ganz mit der Grandidiers, der die Negroiden aus Indochina herleitet. Die „Lemuria" wird nur kurz erwähnt, hätte aber vielleicht eine etwas ausführlichere Erörterung verdient; ebenso die Erforschungsgeschichte Madagascars. Die staatlichen, die Handels- und Wirthschaftsverhältnisse finden eingehende Berücksichtigung. Als ein Irrthum sei die Bemerkung (S. 126) berichtigt, daß von der Decken die Komoren besucht und beschrieben hat; es war Dr. Kersten, der Herausgeber des Decken'schen Reisewerkes. Die Abbildungen sind passend gewählt und guten Quellen entlehnt; für die Seychellen standen unveröffentlichte Aufnahmen zur Verfügung. Die Kärtchen sind zweckentsprechend. Eine Karte von Madagascar zeigt geologisches Kolorit; die orographische Karte der Insel ist aber im Verhältniß zu ihrem Maßstab von 1 : 5 Millionen doch zu dürftig. — Madagascar ist bekanntlich endlich französische Kolonie geworden; wir möchten daher die Aufmerksamkeit unsrer Kolonialfreunde namentlich auf die Kapitel lenken, die sich mit den bisherigen Erfolgen der Franzosen auf wirthschaftlichem Gebiet beschäftigen.

Literarisches Wanderbuch. Von Gustav Karpeles. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur, 1898. — Der bekannte Literarhistoriker hat in dem Buch eine Anzahl von früheren Arbeiten zusammengestellt, durch die sich als einheitlicher Gedanke der der Weltliteratur hindurchzieht. „Zur Geschichte des Naturgefühls", „Die Frau in der Weltliteratur", „Bei Eulenspiegel", „Schillertage", „Berliner Spaziergänge", das sind die hauptsächlichsten Kapitel des Buches, die ihre Gegenstände, wenn auch natürlich nicht in erschöpfender Weise, doch immer anregend behandeln.

Paul Seliger (Leipzig).

* **Paris.** Der bekannte Dichter und Kritiker Catulle Mendès ist auf dem Gebiete des Romans weniger glücklich gewesen, weil er sich einerseits in romantischen Uebertreibungen und andrerseits in schlüpfrigen Episoden gefiel. Auch sein neuester Roman „Le Chercheur des tares" ist, obschon ihn der Verfasser als roman contemporain bezeichnet, von höchst romantischer Erfindung; aber er hält sich rein von Zweideutigkeiten und hat eine interessante philosophische Idee zur Grundlage. Der „Fleckensucher", dessen abschreckendes Bild uns Mendès hier entwirft, leidet selbst am meisten unter seiner unseligen Leidenschaft, an allen Personen und Dingen die verborgenen Häßlichkeiten herauszusuchen. Seine Eltern leben scheinbar in den glücklichsten Verhältnissen. Sein Vater ist ein gemachter Staatsmann und seine Mutter eine gefeierte Schönheit, die ihren Mann verehrt. Der Sohn entdeckt jedoch mit großer Hinterlist, daß der Staatsmann nicht sein wahrer Vater ist, sondern seine Mutter aus Eigennutz geheirathet hat, nachdem sie von einem Preßbanditen verführt worden war. Er sucht seinen natürlichen Vater auf und vernichtet mit seiner Hülfe die politische Laufbahn des Staatsmanns und das Familienleben seiner Mutter. Die gleiche grausame Neugier treibt ihn auch an, in seinem künftigen Schwiegervater, einem reichen Amerikaner, einen ruchlosen Seelenverkäufer zu entdecken, um ihn vor seiner Frau zu entlarven. Er selbst wird darüber zu einem griesgrämigen Einsiedler und gibt sich den Tod, nachdem er zuvor durch die Niederschrift seiner Erlebnisse einem Kreise ideal angelegter Jünglinge den Ekel am Dasein beizubringen gesucht hat. Der Roman von Catulle Mendès ist trotz seiner Hoffmannschen Phantastik auch ein Meisterwerk der Psychologie, da er uns den unermüdlichen Kampf des Helden gegen seinen Spürsinn schildert, dem er doch nicht widerstehen kann. Da überdies der pessimistische Spürsinn gewissermaßen eine Krankheit des Jahrhunderts ist, so besitzt diese romantische Geschichte auch aktuelle Bedeutung.

-n. **Wieder eine neue Theilung der Saturnringe** ist nach einem Telegramm an die „Astronomischen Nachrichten" von Dr. Wonaszek in Ungarn (Kis-Kartal) entdeckt worden. Am 4. August bemerkte der Astronom mit einer 400- bis 500fachen Vergrößerung auf dem äußeren Ring des Saturn eine neue Theilung. Von außen ge-

---

1) Il don de' doni. (F. S. 239.)

2) Nè pinger nè scolpir fia più che quieti
L'anima, volta a quell' Amor divino,
Ch'aperse, a prender noi, 'n croce le braccia. (F. S. 236.)

rechnet wäre dieselbe die erste, dann folgt die berühmte Encke'sche Theilung, dann die von Keeler kürzlich entdeckte und endlich die Cassini'sche Theilung. Wonaszek beobachtete die neue Trennung am 4., 6. und 8. August wiederholt. Außerdem bemerkte Wonaszek einen etwas konkav nach außen gekrümmten Schatten auf sämmtlichen Ringen. Der Leiter der Sternwarte in Kiel, Prof. Kreutz, macht darauf aufmerksam, daß sich auch die neue Trennung der Saturnringe auf früheren Zeichnungen wieder finden dürfte.

* Auf der Versammlung der amerikanischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft in New-York gab Charles Brush die vorläufige Ankündigung, daß er ein neues Gas in der Atmosphäre entdeckt habe. Charakteristisch für das neue Element seien die niedrige Spannung und die große Wärmeleitungsfähigkeit. Brush machte seine Entdeckung, als er nach absorbirtem Wasserstoff suchte. Er nennt das Gas Etherion, weil man nach seinen Eigenschaften annehmen müsse, daß es nicht auf die Atmosphäre der Erde beschränkt sei und wahrscheinlich den Weltenraum erfülle. Die Molekulargeschwindigkeit schätzt er auf über 100 englische Meilen in der Sekunde, seine Dichtigkeit auf ein Tausendstel der des Wasserstoffs und seine spezifische Wärme auf das Sechstausendfache des Wasserstoffs.

* Von der deutschen Nordpolar-Expedition, unter Führung der HH. Lerner und Kapitän Rüdiger, ist dem Vorsitzenden der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, Frhrn. v. Richthofen, folgende Drahtmeldung aus Hammerfest unter dem 23. August zugegangen: „Die deutsche Nordpolar-Expedition hat allgemein auffallend gutes Eisjahr getroffen. Durch 10tägigen Aufenthalt auf König-Karlsland ist die Frage der Existenz dieser Gruppe endgültig gelöst. Wir haben ganz Spitzbergen umsegelt und vor allem Lerners Plan, das Nordostland von Süden aus zu umfahren, trotz schwieriger Eis- und Wetterverhältnisse ausgeführt. Drangen bis 81 Grad 32 Minuten auf 25 Grad östlicher Länge vor. Kehrten durch Hinlopenstraße, Bismarck- und Hope-Insel berührend, nach Norwegen zurück. Von König-Karlsland sind wir 40 Seemeilen nordöstlich vorgedrungen, wurden aber durch Sturm zur Umkehr gezwungen. Kein Eis, auch kein Land dabei vorgefunden. Neun Seemeilen nordöstlich von Jona-Insel wurde neue Insel von (Zahl fehlt) Seemeilen Umsegelung entdeckt. Johannessen- und Andreassen-Inseln sind nicht vorhanden."

T. Der Landzuwachs Italiens im Po-Delta ist kürzlich von Professor Marinelli untersucht worden. Daß sich die Mündung des großen norditalienischen Stromes immer weiter in das Adriatische Meer hinein vorschiebt, ist längst kein Geheimniß mehr; daß der Landzuwachs aber ein so bedeutender ist, hat man doch kaum angenommen. Marinelli hat durch einen Vergleich von Messungen, die im Jahre 1893 angestellt wurden, mit einer österreichischen Karte aus dem Jahre 1823 ermittelt, daß in diesen 70 Jahren sich das Land um etwa 762 Quadratkilometer vergrößert hat, so daß also Italien seit dieser Zeit um $^1/_{600}$ seines damaligen Flächenraums größer geworden ist. Die Landzunahme dauert natürlich seitdem fort. Marinelli hat auch zu berechnen versucht, wie lange Zeit noch vergehen wird, bis der Po mit seinen Sinkstoffen das ganze nördliche Adriatische Meer diesseits von $44^3/_4$ Grad nördlicher Breite ausgefüllt haben wird; eine solche Berechnung ist freilich sehr unsicher, da die Po-Mündung die Neigung zeigt, sich immer mehr nach Süden zu wenden. Marinelli schätzt, daß sicher über 100 Jahrhunderte, vielleicht 120 Jahrhunderte, bis zur Ausfüllung des Adriatischen Meeres vergehen werden.

* Ueber einen neuen Obstbaum berichtet André in der französischen „Revue Horticole". Die Pflanze heißt Feijoa sellowiana, ist in La Plata in Südamerika heimisch, gedeiht aber auch im südlichen Frankreich. Der Baum, der in dem Garten André's blühte und Frucht trug, war $3^1/_2$ m hoch und buschartig gewachsen. Die Frucht ist eine längliche bis eiförmige Beere von 4—6 cm Länge und 3—5 cm Breite, die auch im reifen Zustande ihre grüne Farbe beibehält, das Fleisch der Frucht ist fest und von weißer Farbe, enthält viel Saft, schmeckt süß und strömt einen äußerst angenehmen und durchdringenden Duft aus. Der Geschmack soll etwas an den der Ananas erinnern.

* **Erlangen.** Der approbirte Arzt Dr. med. Robert Heinz aus Wüstegiersdorf wurde als Privatdozent für das Fach der Pharmakologie und Toxikologie in die medizinische Fakultät der hiesigen Universität aufgenommen.

* **Leipzig.** Der Rath der Stadt Leipzig hat beschlossen, der in Posen zu begründenden Kaiser Wilhelm-Bibliothek 45 Doubletten aus der im städtischen Besitz befindlichen Treitschke-Bibliothek als Geschenk anzubieten. Gleichzeitig bewilligte der Rath für die Bibliothek den Betrag von 1000 M.

* **Berlin.** Im kaiserlichen Gesundheitsamt ist mit den Vorarbeiten für eine Neuausgabe des deutschen Arzneibuchs begonnen, welche voraussichtlich bis 1900 fertiggestellt sein wird. Es handelt sich zunächst um die Sammlung des einschlägigen Materials durch die ständige Pharmakopoe-Kommission, und zu ihrer Unterstützung ist vom Direktor des Gesundheitsamts eine öffentliche Aufforderung an die Aerzte und Apotheker ergangen, ihre Wünsche, vorzugsweise hinsichtlich der Aufnahme neuer Mittel und der Streichung offizineller Mittel, zu äußern.

* Wie den „M. N. N." berichtet wird, hat die Leipziger Universität beschlossen, die Universität Freiburg i. d. Schweiz fortan nicht mehr als Hochschule anzuerkennen. Die praktischen Konsequenzen dieses Beschlusses sind unmittelbar die, daß seitens der Leipziger Universität fortan die in Freiburg i. d. Schweiz zugebrachten Studiensemester nicht mehr als akademische Studienzeit angerechnet und daß der an der Freiburger Universität erworbene Doktortitel ebenfalls nicht mehr anerkannt wird. Da die Universität Leipzig von diesem ihrem Beschlusse allen übrigen Hochschulen Kenntniß geben wird, so ist zu erwarten, daß auch die übrigen, wenn nicht sämmtlich, so doch zum größten Theil in ähnlicher Weise vorgehen werden. Damit werden der Freiburger Universität binnen kurzem die deutschen Studenten, die bisher unseres Wissens fast die Hälfte ausmachten, entzogen und außerdem wird es für deutsche Gelehrte, die auf deutschen Universitäten Carrière machen wollen, unmöglich sein, jemals einer Berufung nach Freiburg zu folgen.

* Der diesjährige Schriftstellertag, der XI. ordentliche Verbandstag des Deutschen Schriftstellerverbandes, wird vom 11. bis 14. September in Wiesbaden tagen. Im Mittelpunkt der Berathungen steht die Sitzung am Sonntag, dem 11. September, über die Reform des Urheberrechts.

* Anläßlich des in Cambridge gegenwärtig tagenden internationalen zoologischen und physiologischen Kongresses hat die dortige Universität die Professoren Haeckel von Jena, Hugo Kronecker von Bern, Wilhelm Kühne von Heidelberg und Dohrn von der deutschen zoologischen Station in Neapel zu Ehrendoktoren der Naturwissenschaften ernannt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Pan, Prospektbuch, Inhalts- und Mitgliederverzeichniß. Berlin, J. Fontane u. Co. 1898. — Annette Freiin von Droste-Hülshoff: Gesammelte Schriften in 3 Bänden. II. Band: Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. — Herm. Riegel: Unter dem Striche. Bunte Bilder aus Natur und Leben. I. Bd. 2. vermehrte Auflage. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn 1888. — Dr. Curt Floericke: Naturgeschichte der deutschen Schwimmvögel. Mit Abbildungen. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. — E. Gnade: Kleinstädtische Geschichten. Letzte Folge. Breslau, S. Schottländer 1898. — Gregor Samarow: Kunst und Liebe. Roman. Ebd. 1898. — Felix Philippi: Mengersfelde. Ein Schauspiel. Ebd. 1898. — Der Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1899. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz) 1898.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 30. August. Nummer 194.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein Clearinghaus des amerikanischen Welthandels.

The Philadelphia Commercial Museum.

Als im Winter 1889—90 der panamerikanische Kongreß in Washington tagte, konnte man glauben, es liege nunmehr ein festes Programm für die politische Geschichte Amerika's vor, und man durfte annehmen, daß es zu seiner endgültigen Lösung wohl ein halbes Jahrhundert erfordern werde. Heute, nach 8 Jahren, kann man sagen, daß der panamerikanische Gedanke überholt ist. Der Krieg mit Spanien, dessen es zu dieser Belehrung eigentlich nicht bedurfte, hat den Vortheil gehabt, die Welt im großen schnell und sicher darüber aufzuklären. Zweifellos ist der Panamerikanismus der Unfähigkeit amerikanischer Politiker zum Opfer gefallen; dann aber, und noch mehr, dem Umstand, daß die Vereinigten Staaten für das Erbe, das sie verfehlten, rasch einen Ersatz fanden, der ihnen in ihren Augen eine größere Zukunft verspricht, als sie innerhalb der Grenzen der Westerde erhofft hatten. Um es kurz zu sagen, die Vereinigten Staaten erwarten die Herrschaft im Welthandel. Nicht, als ob sich der nationale Ehrgeiz darauf beschränkte. Aber das Gebilde, das ihnen „der imperiale Märchentraum" vorgegaukelt hat, ist zu wenig greifbar, um zur Zeit Gegenstand einer klaren Politik zu sein; zur Realpolitik hat es sich bisher verdichtet nur in Sachen der spanisch-amerikanischen Besitzungen, Hawaii's und des Nicaraguakanals; Canada und den südamerikanischen Ländern gegenüber entlädt sich die mehr oder weniger gespannte Elektrizität der amerikanischen Machtbestrebungen in gelegentlichen Funken, ohne daß es gelungen ist, sie für geregelte Kraftübertragung einzufangen. In die amerikanischen Handelsbeziehungen dagegen, die noch vor wenigen Jahren systemlos angeknüpft zu werden und fast dem Zufall überlassen schienen, ist in überraschender Weise ein Zweckbewußtsein gekommen, das mehr und mehr auf Ordnung und Organisation drängt. Daß es daran bisher gefehlt hatte, hatte an der Stellung gelegen, die die Vereinigten Staaten im Welthandel einnahmen: ein Land, das in erster Linie Rohwaaren verschickt, läßt die Käufer eher an sich herankommen, als daß es sie aufsucht. Außerdem ermangelte das Land — und ermangelt es noch heute — einer starken Kauffahrteiflotte, der Kavallerie des Handels. In wenig Jahren aber sind die Vereinigten Staaten rascher und rascher auch mit den Erzeugnissen ihrer Industrien auf den Weltmarkt getreten; noch von 1882—89 hatten sie eine durchschnittliche Jahresausfuhr von nur 137 Millionen Dollars fertiger Waaren. Im Jahre 1895/96 war sie auf 229 Millionen gestiegen, erreichte 1896/97 die Höhe von 277 und 1897/98 die von 289 Millionen. Das eben abgelaufene Rechnungsjahr zeigt zum erstenmal in der gesammten Handelsgeschichte der Union einen Ueberschuß in der Ausfuhr von Manufakturen über die Einfuhr, und zwar von 58 Millionen Dollars; 1896/97 hatte das Mehr in der Einfuhr 27 Millionen betragen, im Jahre zuvor 105, 1894/95 gar 121 Millionen.

Man kann das Wohlgefallen des Landes an dem Umschwung wohl verstehen. Dabei hört man zuweilen, das Ergebniß sei um so befriedigender, als der nationale Handel erst seit etwa 3 Jahren organisirt sei. Das stimmt zwar nicht ganz; das „Bureau amerikanischer Freistaaten" (über dieses und dessen Thätigkeit siehe den Artikel in der „Köln. Zeitung" in Nr. 103 des lauf. Js.) ist schon 7 Jahre alt und war von Anfang an für die Organisation des Handels geplant zugunsten des panamerikanischen Gedankens. Aber von anderen Dingen zu schweigen, die die Nützlichkeit des Unternehmens sehr beeinträchtigten, so mußte es ganz von selbst in den Hintergrund treten, sobald sich ergab, daß die Vereinigten Staaten über die panamerikanische Idee hinausgeschritten waren und nun auf der ganzen Front des Welthandels mit gleichmäßiger Entschiedenheit und Stärke vorandrängten. Eine andere Organisation wurde nothwendig, und diese fand sich in dem bescheiden so genannten Handelsmuseum von Philadelphia, unübertroffen an Großartigkeit der weltumfassenden Pläne. Es sei gleich hier erwähnt, daß die deutsche Regierung ganz vor kurzem von ihrem Konsul in Philadelphia einen ausführlichen Bericht über das Museum einverlangte, nachdem schon im vorigen Jahre Hr. v. Thielmann als Botschafter die Anstalt gründlich besichtigt hat. [1])

In seinen ersten Anfängen stand zwar das Museum noch unter dem Bann des Panamerikanismus. Es war unternommen worden im Wettbewerb mit dem Bureau amerikanischer Republiken, dessen Schwächen frühzeitig hervorgetreten waren; manche der früheren Maßregeln des Museums sollte durch Nachahmung oder Vorwegnahme beabsichtigter Schritte dem Bureau den Wind aus den Segeln nehmen. Das Museum will das allerdings nicht wahr haben und will den panamerikanischen Anstrich, den es zuerst hatte, anders erklären. Aber es hat keine Ursache, sich seiner kleineren Anfänge zu schämen, nachdem es so schnell und sicher darüber hinweggekommen ist.

Es war der jetzige Direktor des Museums, Dr. W. Wilson, der zuerst den Gedanken hatte, die Roherzeugnisse Spanisch-Amerika's, die auf der Weltausstellung in Chicago zusammengekommen waren, für eine stehende Ausstellung zu sichern. Wilson, ein früherer Schüler, dann botanischer Lehrer Harvards, hatte 5 Jahre lang an deutschen Universitäten studirt, besonders bei Sachs und bei Pfeffer, den er von Tübingen nach Leipzig begleitete, hat in Tübingen doktorirt und erhielt dann eine Professur an der rühmlichst bekannten Universität von Pennsylvanien in Philadelphia. Die Eröffnungen, die er der Stadtverwaltung wegen der Ausstellung machte, fanden willige Ohren, es wurden noch

[1]) Der plötzliche Tod des deutschen Konsuls wird leider die Berichterstattung für die deutsche Regierung für längere Zeit verschieben.

im Oktober 1893 10,000 Dollars ausgesetzt — die Summe wurde später auf eine halbe Million gebracht — und unter Vermittlung der südamerikanischen Gesandten wurden mehrere Wagenladungen durch Schenkung und Ankauf erworben. Das junge Unternehmen wurde 1894 förmlich von Stadt wegen organisirt mit den höchsten Beamten der Stadt und des Staats im Aufsichtsrath. Schon jetzt rühmt sich das Museum, die größte Sammlung von Rohwaaren zu sein; sie ist nach Ländern geordnet und wird ohne Zweifel zur imponirenden Darstellung kommen, wenn ihr erst ihre neuen Räume offen stehen. Gegenwärtig sind besonders Erzeugnisse des Pflanzenreichs sichtbar, Bau- und Tischlerhölzer, Textilfasern, Gummipflanzen, Tabake. Mit großem Eifer wird an der Aufstellung vollständiger Herbarien gearbeitet, als Grundlagen streng wissenschaftlicher Untersuchungen, nach denen der industrielle Werth der Pflanzen bestimmt werden soll. Denn nicht an eine todte Sammlung ist gedacht, sondern an eine, die den Gewerben des Landes immer neue Anregungen geben soll. Deßhalb sind Laboratorien mit der Ausstellung verbunden, wo gegen Entgelt Rohstoffe und Manufakturen, so Erze, Kohlen, Textilfasern, Wolle, Seide, Seife, Dragnen untersucht werden. Wissenschaftliche Arbeiten werden unternommen, so sind jetzt zwei druckreif, über die Kohlenlagerungen Südamerika's und über die Reptilien Columbias. Als Anschauungsunterricht für den Amerikaner, um ihn zu lehren, wie sich der Darsteller der Kaufkraft und dem Geschmack fremder Länder anpassen muß, sind europäische Gewerbeerzeugnisse, die von Südamerika bezogen werden, ausgestellt, besonders Waaren aus England und Deutschland. Dieser ganze Theil des Museums heißt die wissenschaftliche Abtheilung und ist dem Dr. Niederlein unterstellt, einem Deutschen, der 15 Jahre lang im Dienst der argentinischen Regierung gestanden hat in vielen politischen und wissenschaftlichen Missionen, besonders als Ausstellungskommissär in Wien, Paris, Chicago, Atlanta, dann als Nationalinspektor der Forsten und der Landwirthschaft 2c. Auf seinen Reisen, die er seit seiner Verbindung mit dem Museum im Jahre 1894 in dessen Auftrag gemacht hat, besonders nach Mitteleuropa, um Mitarbeiter anzuwerben und Beziehungen zu anderen Sammlungen anzuknüpfen, hatte er in seinem alten Vaterland besonderen Erfolg; in acht deutschen Städten hat er mit Museen den Austausch von Duplikaten verabredet; von Eberswalde erhielt er 1600 Forsterzeugnisse, von Wien gar 13,000 morgenländische Produkte.

Das Schwergewicht des Unternehmens liegt aber nicht in seiner wissenschaftlichen Abtheilung, sondern in dem Auskunftsbureau, dessen Bedürfnisse die eigenartige und umfassende Organisation der ganzen Anstatt geschaffen haben. Wenn das Museum hier zu den täglichen Anforderungen des Geschäftslebens heruntersteigt, so geschieht das doch in so großartigem Umfange und mit so ausgezeichneter Methode, daß man sagen muß, es werde hier zum erstenmal in der Geschichte des Handels der Versuch gemacht, eine zentrale Stelle ins Leben zu rufen, die sich das Nachrichtenwesen der ganzen Welt dienstbar macht und es auf eine höhere Stufe hebt, auf der es den Charakter wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und Vollständigkeit annimmt. Der Vorstand dieser Abtheilung ist W. Harper, in unsrer reiseleichten Zeit einer der gereistesten Leute, ein gründlicher Kenner des Welthandels und eine bedeutende organisatorische Kraft. Seine volkswirthschaftlichen Studien hat er auf John Hopkins und in Paris gemacht; er hat der Unionsregierung in vertraulicher Stellung als Agent gedient und später als Unternehmer und als Herausgeber einer New-Yorker Exportzeitung seine Handels- und Geschäftskenntnisse vervollkommnet.

Ehe ich seine Arbeit am Museum schildere, wird es nöthig sein, die nationale und internationale Organisation des Museums darzustellen. Die Art, wie diese sich vollzog, war ebenso einfach wie sinnreich. Man lud zunächst die Handelskammern und andere große Geschäftsvereinigungen des Landes ein, durch Abgeordnete aus ihrer Mitte einen Beirath (Advisary Baard) zu bilden, der zum erstenmal im Juni 1896 in Philadelphia zusammentrat. Dort wurde dem Beirath nahegelegt, er solle eine allgemeine Oberaufsicht übernehmen. Zur Zeit sind 127 Handelskammern der Union im Beirath vertreten; damit muß man vergleichen, daß ein anderer, schon 30jähriger Verband der Handelskammern, the National Board af Trade, gleichfalls mit dem Sitz in Philadelphia, nur einige 40 Mitglieder hat, obgleich er dem sehr bestimmten Zweck dient, die Unionsgesetzgebung nach den Bedürfnissen von Handel und Gewerbe zu beeinflussen. Ferner wurde 1896 beschlossen, die Regierungen und Handelskörperschaften der übrigen amerikanischen Länder zur Entsendung von Abgeordneten und zur Mitgliedschaft im Beirath aufzufordern. Schon die zweite Jahresversammlung, im Juni 1897, gewann somit auch den gewünschten internationalen Charakter und wurde zu einer imposanten Kundgebung amerikanischer Zusammengehörigkeit. Das Unternehmen war jetzt aus der Zeit der Vorbereitung herausgetreten und erhielt seine Weihe in der förmlichen Eröffnung durch Präsident McKinley. Das Land im Großen faßte die Sache noch als eine panamerikanische Einrichtung auf, die Anwesenheit von 50 südamerikanischen Vertretern nebst ihren Gesandten, die aus Washington herbeigeeilt waren — nur der chinesische Gesandte war noch als nichtamerikanischer Diplomat zugegen — schien diese Ansicht zu bestätigen. In der That hatte sich auch der freie Durchbruch zu einem Weltinstitut noch nicht vollzogen; es wurde eine Ausdehnung des internationalen Beiraths auf Afrika, Australien, asiatische und „andere“ Länder beschlossen, — Nordpol, Südpol und Europa, die alle noch zu entdecken waren. Man wird die Sache jedoch wohl so auslegen müssen, daß das Museum nach seinen panamerikanischen Anfängen auf Mißtrauen in Europa zu stoßen befürchtete. In zarter und feiner Weise aber suchte das Museum wenigstens seine Anerkennung zu äußern, daß deutsche Gedanken das ganze Unternehmen angeregt hatten: es lud einige deutsche Herren ein, darunter den Direktor des Stuttgarter Handelsmuseums und Exportmusterlagers, Dr. P. Zilling, an der Feier und der sich anknüpfenden 40tägigen Studienreise durch die Vereinigten Staaten theilzunehmen. Inzwischen hat Hr. Harper eine Reise nach Europa, besonders nach Deutschland und Rußland, gemacht und den dortigen Regierungen den Plan des Werkes vorgelegt und sie um Entsendung ihrer eigenen Vertreter, sowie von Vertretern der dortigen Handelskammern gebeten. Ein Zutritt von dieser Seite zu dem Beirath ist noch nicht erfolgt, aber es ist sicher, daß die nächstjährige Versammlung — sie ist mit einer Ausstellung amerikanischer Industrieerzeugnisse und mit der Einweihung der neuen Museumsgebäude auf einer Fläche von 6 Hektar verbunden — von vielen europäischen Abgesandten besucht sein wird. Etwa ein Dutzend europäischer Handelskammern sind zur Zeit wirkliche Mitglieder des Beiraths, 66 aus Spanisch-Amerika, 10 aus Südafrika, 12 aus Australien, 7 aus Japan, die jüngste ist die van Hakodate, und etwa 10 aus dem übrigen Ostasien.

Eine besondere Stellung hat der diplomatische Ehrenrath (the Hanarary Diplomatic Board); als er zum erstenmal im Mai 1897 zusammentrat, bestand er aus 12 Gesandtschaftshäuptern latino-amerikanischer Freistaaten in Washington. Seine Aufgabe soll es sein, den Verkehr mit den Regierungen zu erleichtern und die Mitwirkung der

den Gesandtschaften unterstellten Konsulate für die Arbeit des Museums zu sichern. Vielleicht wäre es besser gewesen, von der Heranziehung der Diplomatie einstweilen abzusehen, bis das Museum sich in den Augen der fremden Regierungen bewährt hat. Gewiß würde es dem Museum das größte Ansehen geben, wenn die Anregung der Handelskammer von Johnstown (Pennsylvanien) verwirklicht würde, das Museum solle dergestalt mit dem Konsulatsbureau in Washington verbunden werden, daß es eine Fachschule für die künftigen Konsuln werde. Einstweilen ist es indessen das löbliche Bestreben des Museums, sich von aller Verknüpfung mit der Regierung frei zu halten, um nicht in die politischen Wechselfälle des Landes gezogen zu werden.

Den Mittelpunkt der Thätigkeit des Auskunftsbureaus, auf das ich nun zurückkomme, bildet ein großartig angelegter Kartenkatalog, der zur Zeit etwa 1,500,000 Nummern umfaßt. Hieher strömen alle Handelsnachrichten, von hier gehen sie wieder aus. Von 50 Angestellten wird der Inhalt des großen Stoffes der Zeitungsabtheilung, die 1897 800 regelmäßig bezogene periodische Veröffentlichungen in 14 Sprachen und aus 44 Ländern enthielt, seither aber auf das Doppelte gestiegen ist, nach zweifachen Gesichtspunkten katalogisirt, geographisch und sachlich. Eine Handelsbibliothek ist vorhanden, um diesem riesenhaften Kartenbau ein festes Gefüge zu geben. Vervollständigt wird aber das Nachrichtenwesen durch direkte Mittheilungen amerikanischer und fremder Konsuln, durch besondere Agenten, 2000 im vorigen Jahre, durch die am Museum betheiligten Handelskammern, endlich auch durch ausländische Geschäftshäuser, die dafür ihrerseits vom Museum mit schätzbaren Nachrichten bedient werden. Welche Vollkommenheit dieses System internationalen Zusammenwirkens in der Hand des Bureaus erreichen wird, hängt davon ab, ob und wie weit ein Bedürfniß nach einem solchen Institut vorhanden ist. Besonders scheinen mir die Fragebogen viel zu versprechen, von denen viele Tausenden versandt werden und die einen einheitlichen, dem Zufall entzogenen Dienst verbürgen; vor mir liegt ein Bogen, 3 Seiten Quart, aus Fremantle, Westaustralien, über gewisse Artikel des Eisengeschäfts: die gangbaren Waaren, ihr Ursprung mit Angabe der fremden Darsteller, jährliche Einfuhr, genaueste Preisliste nebst Diskontosätzen, Fracht, Zölle, übliche Verpackungsart, Importhäuser und Absatzgebiet in der Nachbarschaft werden höchst übersichtlich aufgeführt, endlich noch in allgemeinen Bemerkungen die Geschäftslage in Westaustralien dargelegt und über die Importhäuser nähere Angaben gemacht. So können in kurzer Zeit alle bedeutenden Plätze und alle Industrien in den großen Mobilmachungsplan aufgenommen werden. Naturgemäß stehen in dem Kartenkatalog auch viele Tausende von einheimischen und auswärtigen Geschäftsfirmen, auf Karten, die alle vor ihrer Ausgabe den katalogisirten Häusern zur Ergänzung und Berichtigung vorgelegen haben. Gelegentliche Anfragen, wissenschaftlicher wie geschäftlicher Natur, werden vom Museum immer beantwortet, woher sie auch kommen mögen; ein regelmäßiger Nachrichtendienst aber, der den so bedienten alle erreichbare Handelskenntniß aus ihrem besonderen Geschäftszweige vermittelt, setzt eine jährliche Zahlung von 50 Dollars voraus. Die zahlenden Mitglieder haben sich im letzten Jahre von 285 auf 974 vermehrt, an die täglich 11,000 Karten verschickt werden. Um die Handelskammern, die heimischen und ausländischen, die dem Museum angehören, stärker an das Unternehmen zu binden, ist geplant, ihnen von größeren Abtheilungen des Kartensystems Duplikate, je nach den örtlichen Bedürfnissen, zugehen zu lassen; das würde die Kartenausgabe ins Ungeheure steigern, aber auch ein Weltinstitut größter Art schaffen.

Uebrigens werden auch Handelsmonographien vom Museum veröffentlicht; der amerikanische Handel mit Indien, mit Australien, die wirthschaftliche Lage mittelamerikanischer Länder sind z. B. Gegenstände solcher Arbeiten. Hr. Harper hat vor 2 Jahren eine Handelskommission der Nat. Assoc. of Manufactures (Sitz in Philadelphia) nach dem östlichen Südamerika begleitet und in ihrem Auftrag die Ergebnisse der Untersuchung veröffentlicht (Foreign Trade of Argentine, Uruguay and Brazil, 104 pp.); die Nat. Assoc. of Manuf. sind nächst dem Museum die thatkräftigste Organisation für die Ausdehnung der amerikanischen Ausfuhr. Eine eigene Kommission, die HH. Niederlein, Read, früher Konsul in Tientsin, und Green, wurden diesen Sommer vom Museum nach China geschickt, zum Studium der Handelsbedingungen im Yangtse-Thal und den nördlichen Provinzen. Der Kongreß hat auf Empfehlung des Staatssekretärs 20,000 Dollars für eine solche Kommission ausgeworfen, aber es scheint, McKinley begünstigt nicht die Kommission des Museums, sondern will eine andere, mit seinen eigenen Leuten ausschicken.

Zu einem Urtheil über das Handelsmuseum von Philadelphia — beiläufig bemerkt, nur das erste einer ganzen Reihe von „Museen von Philadelphia“, wie schon jetzt der Name lautet — ist die Zeit kaum reif. Man kann ihm aber die Anerkennung nicht versagen, daß es schnell und mühelos den Schritt von einem panamerikanischen zu einem der ganzen Welt sich öffnenden Unternehmen gemacht hat. Ob es damit Erfolg haben wird, hängt wesentlich mit davon ab, ob ihm von europäischen Regierungen und Handelskreisen Vertrauen entgegengebracht wird; sodann, wie schon angedeutet, davon, ob die Sache wirklich so sehr ein Bedürfniß des Welthandels geworden ist, daß die thatkräftige Mitwirkung fremder Kreise sich von selbst ergibt. Was den ersten Punkt betrifft, so muß es wenigstens mit Befriedigung erfüllen und sollte das Vertrauen des Auslandes erleichtern, daß an der Spitze des Museums ein Mann aus der Berufsklasse steht, die sich in politischen Kreisen der Vereinigten Staaten des aufrichtigsten Hasses erfreut, der Klasse der Universitätslehrer. Eine Klasse, die trotz jenes Hasses mehr und mehr an Einfluß im Lande gewinnt, weil der Zudrang nach akademischer Bildung immer mehr zunimmt und weil der Grund des Hasses so offen am Tage liegt, die hohe Bildung dieser Leute, die es rückhaltlos aussprechen, daß die amerikanische Wissenschaft ihr Bestes noch vom Ausland holen muß, ferner ihr moralischer Muth, auch für eine nicht volksthümliche Sache einzustehen, und ihr weiter Blick.

Washington, D.C., August 1898. Hermann Balz.

Eine neue französische Literaturgeschichte.

II. [1]

Die beiden ersten Bände der Histoire de la littérature et langue française umfassen mehr als 1000 Druckseiten; schon dieser Umstand allein, abgesehen von der großen Mannichfaltigkeit der in denselben behandelten literarhistorischen Probleme, läßt es erklärlich erscheinen, daß an dieser Stelle auf alle Einzelheiten des Inhalts nicht eingegangen werden kann. Noch weniger gestattet der Rahmen unsrer Besprechung, auf alle Mängel und Lücken (der letzteren gibt es leider gar sehr viele) in den einzelnen Darstellungen hinzuweisen; die etwas genauere Würdigung einiger Theile muß hier genügen, um über Anlage und den Werth des Werkes ein Urtheil zu ermöglichen.

Eine eingehende Berücksichtigung der Geschichte der französischen Sprache wurde bereits durch den Titel des Werkes in Aussicht gestellt. Verbindung der Geschichte

[1]) Vgl. Beilage 1898 Nr. 84.

der Sprache und der Literatur ist ungewöhnlich, aber nicht von vornherein zu tadeln; es fragt sich in erster Linie, wie diese gemeinsame Behandlung durchgeführt wird. In den vorliegenden Bänden hat Ferdinand Brunot die Bearbeitung des linguistischen Theiles übernommen. Als Introduktion geht sein Beitrag Origines de la langue française dem ersten Bande voran, ein anderes Kapitel, La langue française jusqu'à la fin du XIV. siècle, beschließt den zweiten Band; diesem zweiten Theil allein folgt eine Bibliographie. Ueber die Stellung, welche die beiden Beiträge in dem Werke einnehmen, wollen wir hier nicht rechten; die Frage bleibt aber offen, warum die beiden organisch zusammengehörigen Theile überhaupt getrennt wurden. Thatsächlich werden dieselben Gegenstände sowohl zu Beginn des ersten, sowie zum Schluß des zweiten Bandes behandelt, und es wäre lebhaft zu wünschen gewesen, daß die einheitliche, plangemäße Darstellung eines ohnedies für einen größeren Leserkreis nicht leicht verständlichen Gebietes nicht unterbrochen worden wäre. Gerade hierin scheint mir auch die schwächste Seite der sonst an zutreffenden Beobachtungen nicht armen Arbeit Brunots zu liegen. Eine systematische Dorstellung der Lautlehre, zunächst des Vulgärlateins, dann des Altfranzösischen suchen wir bei Brunot vergebens. Aus den einzelnen Abschnitten, welche die ersten Anfänge, die Romanisation, das Vulgärlatein, den Einfluß des Keltischen und Germanischen und die ersten Texte behandeln, ferner im zweiten Theile sich über die Dialekte, über das Altfranzösische im allgemeinen, das Französische im Auslande, endlich über die Wandlungen der Sprache im 14. Jahrhundert verbreiten, möchte ich nur einen, der am leichtesten zu Mißverständnissen Anlaß geben kann, hervorheben. Brunot betitelt einen Paragraphen „Identité du français et du latin" und führt diesen Gegenstand auch späterhin (La grammaire, S. XII) weiter aus: la grammaire du français, c'est la grammaire du latin . . . . . il n'y a pas ressemblance entre elles, il y a identité. Schlagen wir nun z. B. ein anderes, mit Recht als verläßlich gerühmtes Hülfsbüchlein auf, ich meine Egidio Gorra's Lingue neolatine, so finden wir wieder von einem Italiener klipp und klar ausgesprochen: Noi parliamo latino; la favella che apprendemmo dalle labbra materne . . . . . usciva un giorno dalla cerchia ristretta della città eterna (S. 1). Die Konsequenz aus diesen Behauptungen, falls man sie anders wörtlich nimmt, ergibt sich von selbst: nicht bloß der Sprachschatz, den etwa Georges, Littré, die Crusca bieten, deckt sich, sondern auch die Grammatik. Es ist klar, daß entweder mit dem Begriff Identität ein Spiel getrieben, oder daß eine Thatsache von grundlegender Bedeutung nicht genügend hervorgehoben wird: der Wandlungsprozeß, den die römische Volkssproche während der Zeit von Jahrhunderten durchmachte. „Die romanischen Sprachen, die auf ununterbrochener Tradition beruhen, geben die heutige Form des Vulgärlateins" (Meyer-Lübke in Gröbers Grundriß I, 355 f.). Nur in diesem Sinne kann von Identität die Rede sein. Andrerseits enthält Brunnts Darstellung gewisse Theile, die glücklich behandelt sind und namentlich, wenn man einen größeren Leserkreis im Auge hält, als instruktiv bezeichnet werden müssen. Recht lehrreich ist z. B. die Zusammenstellung von Sprachproben, die sich an die Behandlung der Straßburger Eide anschließt (daß von diesem merkwürdigen Denkmal eine ganz vorzügliche zweiseitige Schriftprobe beigegeben ist, soll nicht unerwähnt bleiben). Die Tabelle S. LXXVIII, welche den Text des Denkmals in klassischem Latein und zum Theil rekonstruirten künstlichen Uebergängen bis zu dem heute gebräuchlichen Französisch in sechs Variationen vorlegt, ist, immer unter dem Vorbehalt, daß es sich um gar manche Hypothese handelt, jedenfalls ein gut gewähltes Mittel, um die fortschreitende Entwicklung der Sprache auch Nichtphilologen zu veranschaulichen. In ähnlicher Art lehrreich für diejenigen, welche sich für die verschiedenen Ableitungen aus einem einzigen Wortstamm interessiren, ist das Beispiel: clair, Bd. II, S. 488. Hier werden auch jene Formen hervorgehoben, die sich nur im Altfranzösischen finden. Das Verhältniß des Sprachschatzes im Alt- und Neufranzösischen illustrirt übrigens Brunot, der hierin seine Stärke zu finden scheint, auch an anderen instruktiven Beispielen. Von den etwa 1800 Wörtern (nicht Wortformen), welche das Rolandslied aufweist, sind 408, d. h. etwa 23 Proz. im Neufranzösischen spurlos verloren gegangen. Das auf Brunots Introduction folgende erste Kapitel des ersten Bandes behandelt die erzählende geistliche Poesie und ist von Petit de Julleville selbst verfaßt. Es werden hier nur die Grundzüge zur Bearbeitung eines Gegenstandes geboten, über welchen eine erschöpfende Studie noch fehlt. So wird dieser Aufsatz förmlich erdrückt durch den Hauptinhalt des ersten Bandes, welcher, wie natürlich, dem Epos gewidmet ist. Eine vernünftige Eintheilung, der man nur Beifall zollen kann, scheidet zwischen L'Épopée Nationale, L'Épopée Antique und L'Épopée Courtoise (Cap. II—IV). Ein jeder dieser Theile wurde selbständig von je einem Bearbeiter behandelt; das erste, das volksthümliche Epos, natürlich von Léon Gautier. Sein Name bleibt mit der Erforschung der französischen Epen wohl für immer verknüpft. Gautiers Bienenfleiß verdanken wir ja bekanntlich das außerordentlich ausgedehnte, vielleicht nur zu breite Werk über den in Frage stehenden Gegenstand, wiederholte Ausgaben des Roland-Liedes u. s. w. Das Verdienst, das französische Heldengedicht par excellence als Schullektüre in den Lyceen eingebürgert zu haben, wird ihm unvergessen bleiben.

Man dürfte also gespannt sein, wie ein solcher Fachmann die Aufgabe lösen würde, innerhalb der hier gebotenen Schranken alles Wissenswerthe über das so reich vorhandene Material zu geben, gewissermaßen im engen Rahmen die Summe seines Lebenswerkes zu ziehen. Ist es ja nach bekanntem Wahrwort unter Umständen leichter, einen langen Brief zu schreiben als einen kurzen. Einige Abschnitte in Gautiers Beitrag, welche die Resultate langwieriger Forschung in knappen Umrissen vorführen, sind wirklich gar wohl gelungen; andere fordern in Anlage oder Inhalt zum Widerspruch heraus; selbstverständlich können auch hier nur einige Punkte berührt werden.

Unter den Fragen, welche sich an die Entstehung des französischen Heldenepos anknüpfen, ist diejenige, welche man gemeinigtich die „Cantilenenfrage" nennt, eine der wichtigsten und interessantesten. Gautier hat in diesen letzten Ausführungen, von seinen früher verfochtenen Ansichten zurücktretend, sich mit dem Urtheil von Gaston Paris befreundet, das er mit Recht als das präziseste bezeichnet und seinen Untersuchungen voranstellt. Die Chansons de geste können sich nur auf frühere lyrische Gesänge gründen, deren episches Element sie entwickelt, deren lyrisches Element sie unterdrückt haben. Dieser Ansicht, welcher heute die meisten französischen Literaturhistoriker beipflichten, hat eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit; es wäre aber sehr zu wünschen, wenn die ganze Frage einmal im Zusammenhang mit dem Schriftthum anderer Völker, speziell mit der hier zunächst in Betracht kommenden spanischen Literatur gemeinsam behandelt würde. Vollständig scheint Gautier von der Richtigkeit der Theorie noch nicht überzeugt zu sein; das beweist neben anderm sein Urtheil über den Dichter des Rolandliedes, dem er sich, nach einer ermüdend langen Behandlung der Rolle Karls des Großen in der Sage zuwendet. Der Dichter des Roland scheint ihm eine verblüffende geniale Individualität, wie wir etwa

sagen würden, ein Dichter von Gottes Gnaden, während ruhigere Ueberlegung ihm kaum — worauf G. Paris schon vor Jahren aufmerksam gemacht hat — mehr als die Rolle eines geschickten Redaktors zuweisen dürfte. Behufs Bestimmung der Heimath desselben betont Gautier die außerordentliche Bedeutung, welche dem Heiligthum des Mont Saint-Michel in der Dichtung beigelegt wird. Gautier weist darauf hin, daß der Kultus des heiligen Michael in periculo maris zunächst in der Normandie entwickelt war, und daß die besondere Verehrung des Dichters für die heilige Stätte fast die Annahme zulasse, dieser wäre in der Nähe derselben, in dem Avranchin, geboren. Es sind dies ungefähr die nämlichen Ansichten, welche Gautier schon vor langer Zeit in der Einleitung seiner großen Ausgabe des Rolandliedes vorgetragen hat. Die Heimathbestimmung ist also seither dem Ziele noch nicht näher gerückt. Sollte die Möglichkeit, einen weiteren Schritt zu thun, wirklich ganz ausgeschlossen sein? Den Weg zum mindesten, den eine engere Untersuchung der Frage zu nehmen hätte, anzudeuten, möchte ich hier nicht unterlassen. Gautier spricht etwas vage von einem „sanctuaire“. Was war es denn eigentlich, dieses Heiligthum? Bei der Besprechung der Marienwunder im ersten Theile des Bandes ist eine prächtige in Gold und Farben ausgeführte Abbildung des Mont Saint-Michel als Illustration beigegeben; sie gehört vielleicht mit ebensoviel Berechtigung hieher, wo von der Heimath des Rolandsliedes gesprochen wird. Denn das „sanctuaire“, welches in dem Liede eine so große Rolle spielt, war schon im frühen Mittelalter eines der bedeutendsten, wohl auch einflußreichsten Benediktinerstifte Nordfrankreichs. Wer sich näher hierüber unterrichten will, dem sei das erst jüngst erschienene Buch Ernest Goethals „Le Mont Saint-Michel au perit de la mer“ (Bruxelles 1897) zum Studium empfohlen. Allerdings wird hier das großartig angelegte Kloster mehr nach seinem Aeußern, in seiner Bauart beschrieben. Was uns hier zunächst interessirt, Anzeichen literarischer Bethätigung der wackeren Benediktinermönche auf dem heiligen Berge, die muß man an anderer Stelle suchen. Ein guter Theil der prächtigen alten Klosterbibliothek ist erhalten, befindet sich heute in Avranches und ist im Band IV und X des catalogue général beschrieben. Mit Recht beklagt man den Verlust älterer Verzeichnisse des Bücherbestandes, der namentlich im 9. und 10. Jahrhundert außerordentlich reich gewesen sein muß. Beredte Zeugnisse hiefür sind übrigens die Handschriften selbst, die sich in stattlicher Zahl auch aus jener Zeit noch erhalten haben. Die kurzen Angaben des Katalogs genügen nicht, um die Bethätigung der Mönche auf dem Gebiete der Nationalliteratur festzustellen. Zeugnisse hiefür sind indessen auch in den knappen Angaben des Katalogs enthalten. Eine neuerliche Untersuchung über die noch ungeklärte Frage wird also von diesem Punkte ausgehen müssen.

Ein anderer Abschnitt erheischt gleichfalls weiteren Ausbau: der über den Einfluß des französischen Heldenepos auf die fremden Literaturen, ein Abschnitt, den Gautier bezeichnend genug popularité universelle de l'épopée française betitelt hat.

Eingehendere Forschungen der vergleichenden Literaturgeschichte werden das Bild der Beziehungen Frankreichs zu allen westeuropäischen Kulturstaaten auf diesem Gebiete, ein Bild, das Gautier in großen Umrissen zeichnet, zu erweitern und zu vervollständigen haben. In einzelnen Fällen hat Gautier aber auch bereits gewonnene Ergebnisse unberücksichtigt gelassen und sich in dieser Beziehung am meisten an Spanien versündigt. Schon bei der Behandlung der Liedertheorie (S. 64) führt Gautier die Behauptung eines Mitforschers an, der als Beispiel eines „développement poétique, qui n'est pas allé jusqu'à l'Epopée“ die „romances espagnoles“ aufführt — ein Citat, dem man nicht ohne Kopfschütteln begegnen kann. Auf einem noch größeren Mißverständniß beruht, was Gautier (S. 156 f.) über Ursprung und Entwicklung des spanischen Heldengedichts vorbringt. Spanien hatte, so meint Gautier, zwar Kenntniß von den französischen chansons de geste, aber keinen Helden, den es einem Roland entgegensetzen konnte. In seiner Betrübniß hierüber „fabrizirte“ es einen Nationalhelden, und der war — ce fameux Bernard de Carpio. Une fois en possession d'un Roland „supérieur au notre“, l'Espagne se reposa. Für Gautier existirt also kein Poema del Cid, keine Legende der Infanten von Lara (über welche uns kürzlich Menendez Pidal reiche Aufschlüsse vermittelt hat), keiner der anderen durchaus spanisch nationalen Sagenstoffe, über die jede bessere spanische Literaturgeschichte berichtet. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß dieser Abschnitt in Gautiers Beitrag vollständig umgearbeitet werden muß. Eine Beeinflussung der spanischen Cantares de gesta durch die französischen chansons ist wahrscheinlich; sie erstreckt sich aber nicht auf den Inhalt, sondern auf die Form derselben. Das hat zuerst Diez erkannt; Damas Hinard hat die Frage weiter ausgeführt, jedoch dem französischen Chauvinismus arg die Zügel schießen lassen, worauf namentlich Ferdinand Wolf in seiner bestimmten Weise aufmerksam machte. In jüngster Zeit hat einer der tüchtigsten spanischen Literarhistoriker, Menendez Pelayo, die Frage an einer Stelle wieder behandelt, wo man dies zunächst nicht vermuthen sollte, nämlich in der Einleitung zum siebenten Bande der großen akademischen Gesammtausgabe der Werke Lope de Vega's. Menendez nimmt una poesia fronteriza acaso franco-hispana an, welche das Mittelglied des gedachten Einflusses, den auch er nicht leugnet, gebildet hätte. Eine umfassende Studie über den Gegenstand, welche gewiß zu lohnenden Ergebnissen führen würde, ist noch nicht unternommen worden.

Wer übrigens glauben wollte, in Gautiers Beitrag den Inhalt der einzelnen Epen selbst kennen zu lernen, würde sich täuschen. Nicht einmal das Rolandslied wird in einer auch nur knappen Weise wiedererzählt. Die große Zahl der übrigen hierher gehörigen Gedichte wird auf Seite 104—106 in einer Anmerkung kurz registrirt; wir erfahren kaum mehr als die bloßen Titel und sind daher noch immer gezwungen, wenn wir uns über Gang und Handlung des einen oder andern Gedichtes orientiren wollen, zu andern Handbüchern, etwa zu Heinrich Junker's verständig angelegtem „Grundriß der Geschichte der französischen Literatur“ (II. Auflage 1894) zu greifen. Daß sich Gautier in dieser Beziehung einer Unterlassungssünde schuldig gemacht hat, erhellt aus der Vergleichung seiner Darstellung mit den folgenden Abschnitten. In vollem Gegensatz zu Gautier hat Leopold Constans in seinem Beitrage „L'epopée antique“ den Inhaltsangaben besondere Sorgfalt zugewendet, hierin sogar beinahe des Guten zu viel gethan. Die Analyse des Roman de Thèbes und des Roman de Troie umfaßt je acht Druckseiten — solche Breite geht über das Nothwendige weit hinaus. Die Inhaltsangabe des Roman d'Eneas, Jules César, d'Alexandre wie der Contes mythologiques hält sich in entsprechenderen Grenzen. Zu loben ist, daß der Verfasser, welcher der handschriftlichen Ueberlieferung der beiden erstgenannten Romane besondere Studien gewidmet hat, die Quellen eingehend würdigt. Minder gelungen ist auch hier wieder die Darstellung des Einflusses, welchen diese Gattung französischer Epen auf fremde Literaturen übte. Besonders fühlbar macht sich dieser Mangel bei Behandlung des Roman de Troie. Mussafia's grundlegende Untersuchungen über die Bearbeitungen dieses Stoffes in Italien und Spanien

sind nicht benutzt, in der Bibliographie nicht einmal erwähnt. Ueber das Fortleben des Romans auf der Iberischen Halbinsel sind seit Mussafia's einschlägiger Studie (Ueber die spanischen Versionen der Historia Trojana, Wien, 1871) noch einige Daten bekannt geworden. So steht fest, daß Juan I. von Aragon, wie Bofarull in seinen jüngst erschienenen Mittheilungen über catalanische Büchereien darlegt, schon im Jahre 1374 einen Libro de Troya traducido al romance besaß. Ferner ist im achten Bande des Museo Español de Antigüedades ein Aufsatz von Francisco Tubino über die galizische Version des Roman de Troie, die handschriftlich in der Osunabibliothek (jetzt Nationalbibliothek) aufbewahrt wird, erschienen und bei dieser Gelegenheit ein prächtiges Faksimile der schön ausgestalteten Handschrift veröffentlicht worden. Die merkwürdigen Unterschriften des Manuskripts, die Tubino etwas reichhaltiger mittheilt als Amador de los Rios, sind entstellt und immer noch nicht vollständig wiedergegeben, wie aus einer sehr genauen Abschrift erhellt, die Professor Cornu (Prag) angefertigt und dem Schreiber dieser Zeilen einzusenden die Güte gehabt hat. Namentlich eine Stelle, welche erst durch die von dem Madrider Bibliothekar Paz y Melia angewendeten Reagenzien lesbar wurde, wirft auf den eigentlichen Urheber dieser merkwürdigen Handschrift helles Licht. Eine vollständige Publikation dieser nur in Bruchstücken bekannten Version des berühmten Gedichts von Benoit de Sainte More wäre dringend zu wünschen und eine dankbare Aufgabe etwa für die mit so viel Geschick geleitete Biblioteca gallega. Erst dann wird über das Verhältniß des französischen Originals und der spanisch-galicischen Version volle Klarheit zu gewinnen sein.

Zu ähnlicher Weise bieten die noch folgenden Beiträge: der bereits erwähnte, in vieler Beziehung unzureichende Aufsatz Clédats über die höfische Epopöe, Jeanroy's Chansons, ferner (im 2. Bande) Fabeln und Roman de Renard von Sudre, die Fabliaux von Bédier, der Roman de la Rose von Ernst Langlois, die lehrhafte Predigt- und Uebersetzungsliteratur von Piaget, die Geschichtschreibung von Ch. Langlois, endlich die letzten Dichter des Mittelalters und die Anfänge des Theaters von Petit de Julleville Stoff zu vielfacher Anregung, allerdings auch Anlaß zu mancher Ergänzung. Daß dies hier nicht im einzelnen begründet werden kann, ist durch die Grenzen, welche unserm Bericht gestellt werden mußten, erklärlich. Der Zweck desselben war es ja in erster Linie, zu zeigen, nach wie vielen Seiten hin das groß angelegte Werk fruchtbar und fördernd zu wirken berufen ist. Und dies wird auch die strengste Kritik anerkennend feststellen müssen. R. B.

Mittheilungen und Nachrichten.

–e Die Antwort auf die Denkschrift der aus dem Verband der Universität Freiburg i. d. Schweiz ausgeschiedenen acht reichsdeutschen Professoren liegt jetzt in einer von der Direktion des öffentlichen Unterrichts jenes Kantons herausgegebenen Broschüre vor. Sie betitelt sich: Die Universität Freiburg i. d. Schweiz und ihre Kritiker (Freiburg [Schweiz], Universitätsbuchhandlung [B. Veith]) und lehnt sich in ihrer Anordnung eng an die Kapiteleintheilung jener Denkschrift an, deren Ausführungen sie Punkt für Punkt zu widerlegen, resp. zu entkräften sucht. Daß ihr das in unwiderleglicher und selbst den hartnäckigsten Gegner überzeugender Weise gelungen sei, hebt am Schluß jedes Kapitels die herausgebende Direktion in höchst emphatischem Ton hervor, indem sie zugleich die Güte, Langmuth und Vortrefflichkeit, die sie in jeder Phase des Streits mit den bösen Störenfrieden an den Tag gelegt, laut tönend anpreist und die eigene, lämmchenweiße Unschuld dem schwarzen Undank jener acht Professoren in greller Weise gegenüberstellt. Wenn Jemand diese Darstellung sine grano salis liest — und auf möglichst kritiklose Leser scheint sie in der That nur berechnet zu sein — dürfte er wirklich nicht begreifen, wie jene reichsdeutschen Professoren es über das Herz bringen konnten, einer so sanftmüthigen, stets wohlwollenden und in jedem Punkte zuvorkommenden Unterrichtsbehörde jemals die geringste Opposition zu machen, warum sie es nicht lieber vorzogen, sich von den Herren Staats- und Nationalräthen jener kleinen Republik, die doch gewiß nur ihr Bestes im Auge hatten und ihnen jetzt nachträglich sogar noch mit sanftem Augenaufschlag ihr lärmendes Verfahren in echt christlicher Milde verzeihen (S. 115), fänftiglich am Gängelbande leiten und sich den richtigen Begriff von einer geordneten Universität beibringen zu lassen. Alles, was die Gründung und Organisation jener Universität angeht, erscheint in dieser Schrift im rosigsten Lichte. Es kann gar keine Rede davon sein, so führt diese Selbstvertheidigung aus, daß jemals eine Beeinträchtigung der akademischen Freiheit durch behördliche Eingriffe stattgefunden; wenn Herr Staatsrath Python einschritt, Plenarversammlungen der Professoren verbot, in die Rektoratswahlen eingriff und scharfe, von Verdächtigungen nicht freie Verweise ertheilte, so war das jedesmal durch die Verfassung oder durch das Staatswohl jenes Kantönli gerechtfertigt. Ob die Herren Leiter des Unterrichtswesens einen richtigen Begriff von dem Wesen einer Universität hatten, kommt dabei freilich nie zur Sprache. Sie verfuhren, das geht aus ihrer Vertheidigungsschrift fast noch deutlicher hervor als aus der Denkschrift der acht „Demissionäre", mit den Universitätslehrern ungefähr ebenso wie ein strammer Kreisschulinspektor in Hinterpommern mit seinen Volksschullehrern. Und sie glaubten im vollen Recht dazu zu sein, denn sie fühlten sich „als vorgesetzte Behörde". Jeder Versuch, die akademischen Selbstverwaltungsrechte gegenüber ihren behördlichen Anschauungen und Verfügungen zu wahren, erscheint ihnen als „Rebellion" von bezahlten Staatsdienern gegen die Autorität. Und wie scharf heben sie immer wieder den „Undank" dieser von ihnen besoldeten und mit Titel und Würde bekleideten Professoren hervor! Sind wir es nicht gewesen, so fragen sie, die jenen Herren überhaupt den Titel und das Amt von Universitätsprofessoren verliehen haben? Waren nicht Alle als Anfänger zu uns gekommen, einige sogar nicht infolge unsrer Berufung, sondern auf Grund ihrer eigenen dringlichen Bewerbung? Man meint wirklich, wenn man diese immer wiederkehrenden Insinuationen des „Undanks" liest, jene gestrengen Herren Leiter des Kantönli, und auch ihre noch gestrengeren Frauen, leibhaftig vor sich zu sehen, wie sie, in ihrem stolzen Patrizierbewußtsein und in ihrer gänzlichen Verkennung der Pflichten einer Staatsbehörde gegenüber wissenschaftlicher Arbeit, von den hergelaufenen Leuten reden, die sich in ihrem so schön geordneten Familienzirkel, der sich Republik nennt, breit zu machen versuchen. Die Naivetät, die nach dieser Richtung hin aus jeder Seite der Vertheidigungsschrift spricht, muß auf Jeden, der nicht etwa schon einmal einen Einblick in das Innenleben einer kleinen Schweizer Republik gethan hat, wahrhaft verblüffend wirken. Und von der gleichen Naivetät sind auch die Erklärungen, mit denen einige der von den acht Professoren vorgebrachten Anklagepunkte aus der Welt geschafft werden sollen. Die auf die lebenslängliche Anstellung der Professoren hinzielenden Versprechungen des Hrn. Decurtins, die bekanntlich von vornherein inhaltlos waren, da ein Paragraph der Verfassung des Kantons Freiburg ihnen prinzipiell im Wege stand, werden lediglich damit entschuldigt, daß dieser Herr zunächst den betreffenden Paragraph nicht gekannt habe und später, als er ihn kannte, die Hoffnung hegte, er könnte auf irgend eine Weise umgangen werden. Die Halbheit und Unzuverlässigkeit der bei den Anstellungen eröffneten Aussichten kann nicht besser charakterisirt werden, als durch diese Erklärung des Verhaltens des Hrn. Decurtins, wie überhaupt die Gründe, die für das Verschleppen der definitiven Regelung der Anstellungen und der Organisationsvorlage von Seiten der Direktion des öffentlichen Unterrichts ins Feld geführt werden, sich von vornherein durch innere Haltlosigkeit auszeichnen. In ähnlich fast kindlicher Weise wird die Gehaltsperre motivirt, die Hr. Python über zwei „rebellische" Professoren verhängte. Er wollte, so heißt es, dadurch, daß

er die Gehaltanweisungen dieser Herren auf seinem Bureau zurückhielt, lediglich diesen den Anlaß geben, bei ihm vorzusprechen und seine Verweise mündlich entgegenzunehmen. Eine eigenthümliche Verwaltungsmethode! Auf die Hauptpunkte der Denkschrift, auf den Einfluß der Dominikaner, respektive die Haltung der theologischen Fakultät, und auf die durch nationale Gegensätze erzeugte Spannung innerhalb des Lehrkörpers wird in der Vertheidigungsschrift allerdings auch ausführlich eingegangen, aber in so allgemeiner Weise, daß nicht einmal die von den acht „Demissionären" vorgebrachten Thatsachen, geschweige denn die von ihnen zur Sprache gebrachten Eindrücke irgendwie entkräftet erscheinen. Wir nehmen Akt von der ausdrücklichen Erklärung der Direktion des öffentlichen Unterrichts, daß ein „Geheimvertrag" mit dem Dominikanerorden nie abgeschlossen wurde, müssen dagegen aber unter dem Eindruck auch dieser vorliegenden Broschüre betonen, daß ein tiefgehender Einfluß des geistlichen Ordens auf die ganze spätere Entwicklung der Universität unbestritten hervortritt. Der wegen der Vorlesungen über die hebräische Sprache zwischen der theologischen und philosophischen Fakultät entstandene Streit, in den Staatsrath Python durch ein Dekret in sehr eigenmächtiger Weise zugunsten der Dominikaner eingriff, beweist dies schon hinlänglich, und der Versuch, die Patres des geistlichen Ordens in jeder Weise zu entschuldigen und ihre Wirksamkeit gleichsam als den Beginn des inneren Aufschwungs der Hochschule hinzustellen, läßt erkennen, welche Ziele man nach der Errichtung der theologischen Fakultät in Bezug auf diese Hochschule überhaupt an leitender Stelle anstrebte. Ob diese Ziele in einem geschriebenen Vertrag niedergelegt waren oder nicht, das thut nichts zur Sache. In ihrem Tone, wie in ihren einzelnen Ausführungen legt die Schrift des Direktoriums des öffentlichen Unterrichts ganz deutlich dar, daß die theologische Fakultät der Dominikaner in Freiburg jetzt das Uebergewicht über die anderen Fakultäten nicht nur in numerischer Hinsicht gewonnen hat und daß deßhalb von einer wirklich freien und selbständigen Organisation als Universität für jene Anstalt nicht mehr die Rede sein kann. Der gestern hier mitgetheilte Beschluß der Leipziger Universität, diese Anstalt nicht mehr als Hochschule anzuerkennen, erscheint besonders von diesem Gesichtspunkte aus gerechtfertigt, und das Direktorium des öffentlichen Unterrichts des Kantons Freiburg würde vielleicht einen besseren Erfolg mit seiner Vertheidigungsschrift davongetragen haben, wenn es von vornherein unumwunden anerkannt hätte, daß die Entwicklung jener Hochschule in der That und in ganz bewußter Weise die Richtung auf eine unter Ordensleitung stehende katholische Studienanstalt genommen hat, anstatt daß es mit vielen Worten, die nicht viel beweisen, und mit höchst gewundenen Erklärungen seiner Gründung den noch immer fortbestehenden Charakter einer freien Hochschule beizulegen sucht.

* **Der Begriff des absolut Werthvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie.** Von Dr. Felix **Krüger.** Leipzig, B. G. Teubner 1898. 93 S. — Mehr noch als die anderen Zweige der Philosophie hatte unter der allgemeinen Abkehr von der Philosophie einer unlang vergangenen Zeit die Ethik zu leiden; sie galt und gilt vielfach heute noch, am meisten wohl gerade bei jener Richtung, die metaphysische Ausgangspunkte in der Philosophie auszuschließen sucht, als ein Gebiet, auf dem feste Prinzipien aufstellen zu wollen von vornherein ein hoffnungsloses Unternehmen wäre. Angesichts der so verschiedenen, thatsächlich gebrauchten und gehandhabten ethischen Anschauungen und Werthmaßstäbe, wie sie namentlich durch die vergleichende Völkerpsychologie nachgewiesen worden sind, ist dieser weitverbreitete Skeptizismus eine sehr begreifliche Erscheinung. Da aber Dasein und Geltendmachung der ethischen Werthungen nun einmal nicht zu leugnen, also auch eine Erklärung derselben nicht wohl zu umgehen war, so bot sich als willkommener Ersatz einer eigentlichen Ethik die quasi-ethische Theorie des Sozialutilitarismus dar, die einer oberflächlichen Betrachtung diese Thatsachen genügend zu erklären und namentlich der Relativität der ethischen Anschauungen aufs beste gerecht zu werden schien. Doch konnte diese wesentlich von England ausgegangene und in ihrer Verbreitung durch wirthschaftlich-politische Verhältnisse unterstützte Theorie einer tieferen Betrachtung nicht genügen. Abgesehen davon, daß sie die Ethik im Grunde aufhebt — es kann sich von diesem Standpunkt aus konsequenterweise nur noch darum handeln, zu untersuchen, welches Verhalten unter bestimmten Verhältnissen bestimmten Gruppen nützlich oder schädlich ist —, läßt sie die Frage nach dem Grunde der Verbindlichkeit der von ihr gestellten Forderung zum sozialutilitaristischen Verhalten offen; diese Frage aber, so sehr man jene Forderung im allgemeinen als „selbstverständlich" ansehen wird, zu stellen, ist offenbar Sache der wissenschaftlichen Ethik, und ihre Untersuchungen wären offenbar auch dann von höchstem Werth, wenn sich dabei die Unlösbarkeit jener Frage wie überhaupt die Unmöglichkeit einer autonomistischen Ethik ergeben sollte. Einen Beitrag zur wissenschaftlichen Ethik, die in neuerer Zeit von Brentano, Meinong, Ehrenfels, Lipps, Wundt u. A. wieder in Fluß gebracht worden ist, sucht auch die vorliegende Schrift zu geben, indem sie die prinzipielle Frage nach dem Dasein und der Beschaffenheit eines absolut gültigen ethischen Prinzips untersucht; eine Frage, die nach dem Verfasser mit der nach dem Dasein und der Beschaffenheit eines absolut Werthvollen zusammenfällt. Daher wird nach einer klar begründeten Ablehnung des Sozialutilitarismus wie des eigentlichen Eudämonismus als ethischer Prinzipien und einer durch die Bedeutung dieses Denkers wohl gerechtfertigten Auseinandersetzung mit Kants Ablehnung einer psychologisch begründeten Ethik, der psychologischen Untersuchung des Werthbegriffs ein großer Theil der Ausführungen gewidmet, insbesondere das Verhältniß der Werthungen zu den einzelnen Strebungen und Gefühlen eingehend untersucht. Im Gegensatz zu Ehrenfels, der in seiner Werththeorie einen „wie immer begründeten absoluten Werthbegriff" ablehnen zu müssen glaubt und nur relative Werthe anerkennt, glaubt Krüger allerdings einen absoluten Werth, und zwar als solchen eben die Funktion des Werthens selbst, nachweisen zu können. Das ethische Ideal, das sich ihm daraus ergibt, ist ein möglichst großer Reichthum und möglichste Festigkeit von Werthungen (im Gegensatz zu einzelnen Begehrungen), bezw. das Handeln in deren Sinne; ein ethisches Ideal, das sicher den Vorzug hat, daß es seinem Begriff nach nie vollendet werden kann, daß es der Persönlichkeit immer neue sittliche Aufgaben stellt. Den Schluß der Schrift bildet eine Gegenüberstellung dieser mit der Schuppe'schen Werththeorie, dem das Bewußtsein als solches das absolut Werthvolle ist. — Es ist von einer Schrift dieses Umfanges nicht zu verlangen, daß sie in einer so tiefgehenden Frage, wie es die der Begründung einer autonomistischen Ethik ist, alle Punkte gleich ausführlich erledigen oder gar alle Einwände der Gegner zum Schweigen bringen solle; wer a priori überzeugt ist, daß aus der menschlichen Persönlichkeit keine ethische Norm fließen könne, mit dem wird hier eine Verständigung wohl immer unmöglich sein. Vom autonomistischen Standpunkt aus aber muß jedenfalls die vorliegende, auch in ihrem kritischen Theil sehr gehaltreiche Arbeit als eine sehr verdienstvolle und anregende anerkannt werden.

Karl Schneider.

vl. **Fr. Fr. Leitschuh: Das Wesen der modernen Landschaftsmalerei.** (Straßburg bei Ed. Heitz 1898.) — Schon lange hegen Kunstwissenschaft und Kunstschriftstellerei den Wunsch nach einer Geschichte der Landschaftsmalerei. Vereinzelte Beiträge sind auch schon erschienen, so die von Wörmann, Gurlitt und Kämmerer. Jedoch hat noch Niemand gewagt, den ganzen Stoff eingehend zu behandeln; die Schwierigkeiten sind gar zu zahlreich, und es ist oft eine Frage des allerfeinsten Taktes, zu unterscheiden, ob in den einzelnen Fällen noch Landschaftsmalerei anzunehmen ist oder nicht; in dieses Dilemma kommt man oft, z. B. bei den Venetianern des 16. Jahrhunderts. Man wird sehr oft unwillkürlich auf die Geschichte der Malerei im allgemeinen kommen — und längst Bekanntes neu auftischen. Leitschuh machte sich nun an die Arbeit, und ist an dieser Klippe gescheitert. Er kommt aus den allgemeinen Redensarten nur heraus, um schon Bekanntes zu sagen. Es scheint, daß Leitschuh unter moderner Malerei nicht die unsrer Zeit versteht, sondern die der letzten fünf Jahrhunderte; wenigstens spricht er mehr von den alten Meistern als man dem Titel nach vermuthen würde. Sein Buch gehört zu den unglücklichen Kunsttraktaten, in denen dem Künstler gute Rathschläge gegeben werden; so geht der Verfasser so

weit, in einer langen Reihe von Seiten „schöne Motive“ aufzuzählen und die Maler auf „malerische“ Gegenden in der Umgebung Roms aufmerksam zu machen u. s. w. Ohne daß die Schrift den Eindruck tiefer Studien macht, ist des Verfassers Urtheil durch reiche Vorkenntnisse sehr getrübt. Ich kann mir nicht versagen, eine Stelle anzuführen, der leider sehr viele gleichwerthige zur Seite stehen; der Leser möge dann über Werth oder Unwerth des Buches selbst urtheilen: „Besonders werthvoll sind dem Maler aber auch möglichst einfache Details aus dem vegetativen Leben der Natur, z. B. kräftiger Baumwuchs und Blattpartien, denn bei ihnen findet er die nützlichsten Einzelheiten. Schon die Brüder van Eyck, Bonl und Andere studirten die Zeichnung seines Blattes ebenso wie die Komposition des ganzen Baumes selbst mit eingehender Sorgfalt. Aber nicht nur Palm- und Orangenbäume sind Studienobjekte: der Maler weiß — obwohl es ein Ideal eines Baumes für die Anschauung nicht gibt —, daß z. B. ein Eichbaum noch malerischer wirkt als eine Pappel, aber fast nichts ist schwieriger darzustellen, als Massen des Eichenlaubes; die Schwierigkeit wächst natürlich mit der Größe, da der Künstler dadurch immer mehr genöthigt wird, der natürlichen Form der einzelnen Blätter näher zu kommen und sich somit in freier Behandlung der Massen gehemmt sieht. Auch Obstbäume haben manchmal eine förmlich stilistische Zeichnung und eine so charakteristische Gruppirung aufzuweisen, daß sie in dieser Gestaltung den freien edlen Waldbäumen künstlerisch fast ebenbürtig in die Erscheinung treten.“ (Seite 12.) Schlimmer als diese Unbehülflichkeit, die selbst aus dem Wahren etwas Falsches macht, ist es, daß eine vollständige Seite wörtlich, aber ohne Quellenangabe und Anführungszeichen, aus Frimmels bekanntem Handbuch der Gemäldekunde herübergenommen ist. (Cfr. Leitschuh 191 und 192 mit Frimmel 127.) Da Leitschuh sonst seine Quellen angibt und auch das ausgeschriebene Buch vorher einmal erwähnt, so wage ich selbstverständlich nicht, den Vorwurf des Plagiats auszusprechen. Wenn man aber bedenkt, daß auch Leitschuhs Monographie über Tiepolo (Würzburg 1896) sich in starker, mitunter sogar in wörtlicher Abhängigkeit von Woltmann-Wörmanns Geschichte der Malerei befindet, ohne daß dieses Buch irgendwie erwähnt ist, so wird man gegen Leitschuh zum mindesten die Klage über sehr nachlässige, allzu behagliche Materialsammlung erheben müssen. (Cfr. L. Tiepolo S. 12 mit Woltmann III, 920 ff.)

* **Neuigkeiten über Bergwetterwarten.** Es wurde vor einigen Monaten gemeldet, daß auf dem höchsten Berg des australischen Festlandes, dem **Mount Kosciuszko**, eine Wetterwarte errichtet worden sei, und es liegen jetzt die ersten Nachrichten über den Beginn der Beobachtungen und ihre Aufgaben vor, worüber die „K. Z.“ folgendes mittheilt: Der Berg ist 2200 m hoch und liegt im südöstlichen Theile Australiens in der Nähe der Grenze von Neu-Süd-Wales gegen Victoria. Das Gebirge, dessen höchsten Punkt er bildet, trägt im ganzen den Namen der Australischen Alpen und der besondere Theil, in dem der Kosciuszko-Berg liegt, heißt Warrogong-Kette. Am westlichen Fuße des Berges entspringt die Quelle des Murray, des bedeutendsten Stromes von Australien, während vom Ostrande der Schneefluß südlich zum Meere fließt. Jede Gebirgswetterwarte muß, wenn ihre Beobachtungen weiter verwerthbar sein sollen, mit möglichst nahen Wetterwarten in der Ebene in Verbindung stehen, damit die Beobachtungen und die Veränderungen des Wetters auf dem Gebirge und in der Ebene mit einander verglichen werden können. Für den Kosciuszko-Berg werden als Thalstationen besonders die Wetterwarte in Murrimbulo etwas nördlich von dem Hafen Eden und die des Ortes Sale in Victoria westlich vom Wellington-See in Betracht kommen; außerdem werden gleichzeitige Beobachtungen auf dem etwa 1500 m hohen Berge Wellington im östlichen Theile der Australischen Alpen und in Hobarttown auf der Insel Tasmanien angestellt werden. Die Beobachtungen auf dem Kosciuszko haben am 9. Dezember 1897 begonnen und werden alle 4 Stunden vorgenommen, außerdem werden in den Vormittagsstunden in halbstündlicher Folge noch besondere Beobachtungen gemacht. Im Sommer liegt dieser Theil Australiens in einem Gebiet ziemlich gleichmäßig niedrigen Luftdrucks, das bedeutende Witterungswechsel ausschließt; im Winter dagegen ist der Druck bedeutender und die Wetterwarte wird daher besonders im Winter für die Aufklärung der australischen Witterungsverhältnisse manches beitragen können. Die beiden Meteorologen, die sich auf dem Berge aufhalten, leisten ihren Dienst vorläufig ohne jede Entschädigung und wohnen in einem einfachen Zelt, in dem es ihnen freilich unmöglich sein dürfte, den Winter durchzuhalten; sie werden daher, worüber noch keine Nachricht vorliegt, den Berggipfel wahrscheinlich spätestens im April haben verlassen müssen. Wenn ein kleines steinernes Haus gebaut werden kann, wollen die Beobachter auch die Widerwärtigkeiten des Winters, die dort nicht gering sind, ertragen; man erwartet, daß in der kalten Jahreszeit die Temperatur dort auf etwa 5 Grad unter den Gefrierpunkt sinken dürfte. Von der Regierung erhofft man eine Unterstützung zur besseren Herstellung der Wetterwarte. Der Plan zur Errichtung derselben wurde übrigens auf der Internationalen Meteorologen-Versammlung in Paris 1896 vorgebracht und u. a. auch von dem Direktor der Deutschen Seewarte, Professor Neumayer, lebhaft unterstützt, dagegen von dem Astronomen der Regierung von Neu-Süd-Wales, Russell, bekämpft, als angeblich werthlos für die Wettervoraussage. — Gleichzeitig kommt die erfreuliche Nachricht, daß die Wetterwarte auf dem höchsten Gipfel Großbritanniens, dem 1343 m hohen **Ben Nevis**, die aus Mangel an Geldmitteln mit dem kommenden Herbst **aufgegeben** werden sollte, nun doch fortbestehen wird. 15 Jahre lang sind auf dem Gipfel dieses Berges ohne Unterbrechung Tag und Nacht stündliche Beobachtungen gemacht worden und haben eine Beobachtungsreihe geliefert, wie sie in dieser Vollständigkeit von keiner anderen so hoch gelegenen Wetterwarte der Welt vorhanden ist.

* Ueber das **Vordringen der Nordsee** schreibt der „K. V.“ zufolge ein englisches Blatt: „Es scheint, daß das deutsche Meer von demselben besitznehmerischen Geiste erfüllt ist, welcher die gleichnamige Nation beseelt; es findet dabei leichte Beute an den östlichen Gestaden Englands. Das Vordringen des Meeres, welches bereits die Goodwina Sands überfluthet, dauert noch weiter an und beträgt, wie auf einer Versammlung der Ingenieurgesellschaft festgestellt wurde, jährlich etwa 2 Fuß zwischen Westgate und Margate. In Norfolk und Suffolk sind an der Küste liegende Ansiedelungen verschwunden, oder müssen sich nach und nach landeinwärts zurückziehen, indem man neue Häuser als Ersatz für die den Wellen preisgegebenen Gebäude errichtet. Der Ort Cromer, aus der Römerzeit, liegt 2 Meilen weit in die See hinein; das Cromer des Mittelalters, wie es im Domesday Book verzeichnet ist, war eine binnenländische Stadt, eine Vorstadt des größeren Orts Shipden. Letzteres ist heute verschwunden; die Ruinen seiner Kirche, die vor 100 Jahren bei kleinem Wasser noch sichtbar waren, erscheinen heute auch nicht mehr. In Kent und Sussex zeigt sich der gleiche Vorgang: von Reculver ist nur noch eine von der See in Trümmer gelegte Kirche sichtbar, und die heutige Stadt Deal wird mit Unterspülung der Felsen bedroht, auf denen sie steht. Eine entgegengesetzte Bewegung des Meeres ist an anderen Stellen zu beobachten, und Sandwich, einer der „Fünf Häfen“, liegt mit seinem verschlammten Hafen jetzt eine Meile von der See entfernt.“ Uebrigens hat die Nordsee bekanntlich auch das europäische Festland nicht verschont; man braucht nur an Dollart, Zuydersee, Biesbosch und die seeländischen Inseln zu erinnern.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

C. W. Allers und Hans Kraemer: Unser Bismarck. Gedächtnißausgabe in 20 Lieferungen. Lfg. 1. Verlag der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig 1898. — Nachrichten für die Studirenden der Kgl. Landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf bei Bonn a. Rh. Herbst 1898. Bonn, Carl Georgi 1898. — A. Süren: Bei Ring und Ding. Erzählung aus germanischer Urzeit. Dresden und Leipzig, E. Pierson 1898. — H. Hoger jun.: Die Wolken am Himmel des Lebens. Schmink- und schmucklose Erinnerungen aus dem Leben. Leipzig, Ernst Günther 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 31. August. Nummer 195.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte des indischen Handwerks.

Von Dr. Richard Fick.

Die Jahrhunderte, welche verflossen sind, seitdem das über die Urzeit Indiens gelagerte Dunkel in das erste Morgengrauen feststehender geschichtlicher Thatsachen überzugehen beginnt, haben dem Lande die mannichfachsten Umwälzungen religiöser und politischer Art gebracht: der Brahmanismus ist lange Zeit hindurch vom Buddhismus beiseite geschoben gewesen und später sind ihm, nach dessen Verdrängung, im Mohammedanismus und Christenthum heftige und erfolgreiche Gegner erwachsen; die primitive Kultur der Aboriginer ist von der Hinduherrschaft abgelöst worden, und diese wiederum hat skythischen, mohammedanischen und britischen Eroberungen Platz machen müssen. Große Reiche sind gegründet worden und wieder zerfallen; Krieg, Hungersnoth und Cholera haben im Lande gewüthet und oft genug weite Strecken blühender Zivilisation in öde und menschenleere Wüsten verwandelt. Eins aber ist inmitten all dieser Stürme, einem friedlichen, von tosenden Wellen umbrandeten Eiland gleich, von alters her bis auf den heutigen Tag fast unverändert geblieben: das indische Dorf und seine Verfassung. Seit uralter Zeit haben die Landbewohner Indiens in der Form der Dorfgemeinschaft gelebt, innerhalb deren jedem Einzelnen sein Platz von der Geburt an genau bestimmt ist; die Stellung, die der Vater eingenommen hat, vererbt sich mit fast ausnahmsloser Regelmäßigkeit auf den Sohn und bleibt so Generationen hindurch in derselben Familie erhalten. Damit hängt es zusammen, daß nicht bloß die Verfassung der Dorfgemeinschaft, sondern auch der ganze Charakter des Dorfes und die Lebensführung seiner Bewohner kaum irgend welchen merklichen Veränderungen unterworfen gewesen ist und dem Eindringen der modernen europäischen Kultur hartnäckigen Widerstand geleistet hat. Ein deutliches Beispiel für das Gesagte bietet das indische Handwerk; wie das Dorf, so hat auch das in ihm betriebene Handwerk seine Physiognomie durch Jahrhunderte hindurch bis in die Neuzeit bewahrt; wie der Dorfvorsteher, der Steuereinnehmer, der Brahmane, der Astrolog und andere im indischen Dorfleben unentbehrliche Persönlichkeiten, so spielen auch, den typischen Figuren der indischen Schauspiele vergleichbar, dieselben Handwerker ihre bescheidene aber nützliche Rolle heute wie vor tausend Jahren.

Schon im Rigveda finden wir das Vorhandensein verschiedener Gewerke deutlich ausgesprochen, so daß kein Grund vorliegt, für die vedische Zeit sehr viel primitivere Zustände anzunehmen, als wir sie etwa in der nachfolgenden Brâhmana-Periode antreffen. Nur sind die einzelnen Zweige des Handwerks noch nicht so spezialisirt wie in späterer Zeit. Der Holzarbeiter ist noch Zimmermann, Wagner und Schreiner in einer Person; seine Hauptbeschäftigung bildet der Bau von Wagen, die er auf Bestellung und gegen Entgelt liefert. Von Werkzeugen, die er beim Wagenbau verwendet, werden die Axt und die Schnitzbank erwähnt. Da die Arier den Gebrauch metallener Instrumente offenbar schon bei ihrem Eindringen nach Indien mitgebracht hatten, so ist das Vorkommen der Metallarbeiter im Veda nicht weiter überraschend. Der Schmied schmilzt am Feuer, das er mit dem Vogelfittich als Blasebalg anfacht, das Erz und verarbeitet das geschmolzene Metall zu ehernen Kesseln und sonstigen Hausgeräthen. Die Erwähnung irdener gebrannter Gefäße deutet auf den Beruf des Töpfers hin, ebenso wie wir aus dem Vorkommen feinerer Holzarbeiten den Schluß ziehen können auf die Existenz von Holzschnitzern oder Drechslern. Ausdrücklich namhaft gemacht finden wir den Gerber. Auch die Kunst des Webers war ein eigener Beruf und nicht, wie dies in alter Zeit bei den westlichen Völkern des indo-arischen Sprachstammes der Fall war, den Frauen überlassen, wenigstens nicht ausschließlich. Der Gott Pûshan wird der Kleiderweber der Schafe genannt; daneben werden im Atharvaveda Tag und Nacht mit zwei webenden Schwestern verglichen. Die Kunst der Goldschmiede und Juweliere scheint schon in vedischer Zeit in hoher Blüthe gestanden zu haben: man trug Goldschmuck im Ohr, zierte Hals und Brust damit und besaß goldene Becher. Gold und Edelsteine werden als Schmuck der vedischen Götter erwähnt; der Wagen Savitars ist mit Perlen verziert.

In der Literatur, die sich an die vedische Periode anschließt, steht das Opfer im Mittelpunkt des Interesses; ihr Inhalt, der sich vorwiegend aus symbolischen Deutungen der Opfergeräthe und Opferhandlungen und aus Spekulationen über das Ritual zusammensetzt, ist als Quelle für das reale Leben der indischen Völker wenig zu verwerthen. Einer Stelle des Yajurveda, die als späterer Zusatz anzusehen ist, können wir entnehmen, daß sich, entsprechend einer Verfeinerung der Lebensbedürfnisse, die verschiedensten Zweige des Handwerks zu selbständigen Berufen ausgebildet hatten; wir finden dort folgende Handwerker aufgezählt: Wagner, Zimmermann, Schmied, Töpfer, Seiler, Kürschner, Gerber, Pfeil-, Bogen- und Bogensehnenverfertiger, Goldarbeiter, Juwelier, und von weiblichen Berufsarten: die Rohrflechterin, die Arbeiterin in Dornen, die Kunststickerin, die Kleiderwäscherin und die Färberin.

In epischer Zeit hat die Kunst der Handwerker, nach der Pracht der im Mahâbhârata und Râmâyana beschriebenen Gewänder und Schmuckgegenstände zu urtheilen, offenbar schon ihren Höhepunkt erreicht, der seitdem wohl nicht mehr überschritten worden ist. Man lese beispielsweise im zweiten Buch der Mahâbhârata die Schilderung der Kostbarkeiten, die Yudishthira im Spiel verliert oder die Beschreibung des Hochzeitsschmucks der Sîtâ im Râmâyana. Auch in der späteren klassischen Sanskritliteratur spielen die Erzeugnisse der Goldschmiede- und Juwelierkunst eine große Rolle:

streichen wir aus den Gedichten Kâlidâsa's die Worte „Gold" und „Edelstein", so ist fast die Hälfte seiner herrlichen Vergleiche und Bilder verschwunden. In dem „irdenen Wägelchen" des Königs Schûdraka, das allgemein als das älteste der indischen Dramen gilt, wird uns eine im Hause der Hetäre Vasantasenâ befindliche Goldschmiedewerkstatt mit folgenden Worten beschrieben: „Hier im sechsten Hofe sieht man zunächst, wie Gold und Edelsteine bearbeitet werden. Die mit Saphir ausgelegten Thorbögen erinnern an die Gestalt des Regenbogens. Juweliere wägen Berylle, Perlen, Korallen, Topase, Saphire, Katzenaugen, Rubine, Smaragde und andere Edelsteine sorgfältig gegeneinander ab. Hier werden Rubine in Gold gefaßt, Schmucksachen von Gold verfertigt, Perlen auf rothe Fäden gereiht, Berylle geschickt polirt, Muscheln durchbohrt, Korallen auf einem Probirsteine gerieben." In demselben Drama wird die Aehnlichkeit eines von dem Juwelier täuschend nachgemachten Schmuckes mit dem gestohlenen für den Helden der Röcker, Cârudatta, verhängnißvoll: die Mutter der Vasantasenâ wird in der Gerichtsscene des neunten Aktes gefragt, ob sie ein ihr vorgelegtes Kästchen mit Goldsachen als das ihrer Tochter erkenne:

Die Alte (es ansehend): Zwar ist es ähnlich, aber nicht dasselbe.

Gildemeister und Schreiber: Sprich mit Bedacht, ist dieser Schmuck derselbe oder nicht?

Die Alte: Edler! Wegen der Geschicklichkeit des Künstlers fesselt er mein Auge, aber er ist nicht derselbe.

Richter: Gute Frau, kennst du auch diese Schmucksachen?

Die Alte: Sagt' ich's nicht schon? Und wahrlich so ist es, wie ich sagte. Aber vielleicht sind sie von irgend einem Künstler nachgemacht.

Richter: Seht, Gildemeister! In der That sind verschiedene Schmucksachen oft durch Form, Schönheit und Arbeit einander ähnlich. Die Künstler bilden ja ein Kunstwerk wenn sie es gesehen haben, nach, und man hat es erlebt, daß die Geschicklichkeit der Hand eine Aehnlichkeit zuwege brachte.

Welche Wichtigkeit gerade der Kunst des Goldschmieds schon in alter Zeit zukam, geht auch daraus hervor, daß im Gesetzbuch der Manu für einen Goldschmied, der fehlerloses Material beschädigt, Edelsteine zerbricht oder falsch durchbohrt, Schadenersatz festgesetzt wird. Im übrigen sind die brahmanischen Gesetzbücher, wo man doch von vornherein manches über die Stellung der Handwerker, ihre Rechte und Pflichten erwarten sollte, verhältnißmäßig arm an solchen Angaben. Es liegt das in dem ganzen Charakter der brahmanischen Rechtsliteratur: von seinem einseitig priesterlichen Standpunkt aus interessirt den Verfasser der Gesetzbücher das niedere Volk nur insofern, als möglicherweise der Brahmane durch Angehörige der von ihm theoretisch konstruirten vierten Kaste, die das gesammte nichtarische Volk und die große Masse der dienenden Berufsklassen unter der Bezeichnung Schûdra zusammenfaßt, belästigt oder geschädigt werden kann. Die im Gesetzbuch der Manu enthaltenen, die Handwerker betreffenden Bestimmungen richten sich daher zum großen Theil gar nicht an deren Adresse; der Gedanke, daß auch sie Menschen sind, die das Gesetz nicht bloß zu strafen, sondern auch zu schützen hat, liegt dem Brahmanen völlig fern. In erster Linie sind es vielmehr die Mitglieder der eigenen Kaste, die der brahmanische Gesetzgeber vor Schaden bewahren will und an die deßhalb die Mahnung ergeht, nicht die von einem Handwerker angebotene Speise zu essen, da sie die Nachkommenschaft tödte. Ausdrücklich genannt werden als solche Handwerker, deren Speise unrein und darum für den Brahmanen zu genießen verboten ist: der Zimmermann, der Korbmacher, der Grobschmied, der Goldschmied und der Lederarbeiter. Dem Genuß der von den beiden letztgenannten Handwerkern angebotenen Speise wird noch besonders schädliche Wirkung zugeschrieben: die Speise der einen kürzt, wenn ein Brahmane sie ißt, seine Lebensdauer, die der anderen beeinträchtigt seinen Ruhm. Die Gründe für diese Speiseverbote, die in den Gesetzbüchern einen breiten Raum einnehmen, sind ursprünglich sicherlich auf ethnischem Gebiet zu suchen. Rassenunterschiede, in erster Linie der Gegensatz zwischen den weißen, hochkultivirten Ariern und den dunkelfarbigen, auf niedriger Zivilisationsstufe stehenden Eingeborenen, führten zunächst zu einer strengen Absonderung der beiden Völkergruppen namentlich in Bezug auf Heirath und Tischgemeinschaft. Späterhin übertrug sich der Makel der Unreinen auf die hauptsächlich von den wenig kultivirten Volksstämmen ausgeübten Berufe und drückte, da sich bei steigender Zivilisation die höheren Klassen immer mehr von den manuellen Beschäftigungen abwandten, auch die soziale Geltung des Handwerks auf ein tiefes Niveau herab. Belege für die niedrige Stellung des Handwerks finden sich auch bei Manu, z. B. wenn gesagt wird, daß ein Handwerker nicht als Zeuge vor Gericht auftreten darf, oder wenn es heißt, daß Jemand, der aus Habgier Edelsteine, Perlen, Korallen oder Kostbarkeiten irgendwelcher Art gestohlen hat, unter den Goldschmieden wiedergeboren wird. In einem einzigen Falle sieht sich der Gesetzgeber genöthigt der Wirklichkeit eine Konzession zu machen und dem Handwerker gewissermaßen eine gute Censur auszustellen. Hätte die ganze Person des Handwerkers als unrein gegolten, so würde sich die Unreinheit auf alle von ihm berührten Gegenstände erstreckt haben und der Brahmane somit nicht in der Lage gewesen sein, irgend etwas von ihm käuflich zu erwerben. Darum heißt es bei Manu ausdrücklich: „Stets rein ist die Hand des Handwerkers."

Ergiebiger als die brahmanischen Quellen erweist sich für unsre Zwecke eine andere Gruppe der indischen Literatur, die Schriften der Buddhisten, und zwar sind es hier vor allem die im Pali-Canon der südlichen Buddhisten enthaltenen sogenannten Jâtakas oder Vorgeburtslegenden, die nur durch eine Fülle kulturhistorischen Materials und durch ihre realistische Darstellungsweise werthvolle Aufschlüsse über das Volksleben des alten Indiens bietet. Diese Erzählungen, von denen manche uralt sind und in ihrer ursprünglichen Gestalt der vorbuddhistischen Periode angehören, deren Gros aber sicher noch in vorchristlicher Zeit entstanden ist, knüpfen an die 550 Existenzen, die Buddha von seiner letzten Existenz in den verschiedensten Gestalten, vom Thier bis zum höchsten Gott, durchlebt haben soll, an und schöpfen ihren Stoff zum großen Theil aus den Vorgängen des täglichen Lebens, wie sie sich namentlich in den Kreisen der niederen Völker abspielen. Da Buddha in den Jâtakas dreizehnmal als Kaufmann, fünfmal als Sklave, dreimal als Töpfer, zweimal als Elefantenbändiger, zweimal als Dieb und je einmal als Spieler, Zimmermann, Schmied, Silberschmied und Tischler erscheint, so ist es natürlich, daß auch seine Umgebung sich sehr oft aus Leuten ähnlichen Schlages zusammensetzt.

Was wir aus den Jâtakas vom indischen Handwerk kennen lernen, sind vor allem, um von Einzelheiten abzusehen, für die Geschichte desselben höchst wichtige Allgemeinerscheinungen. Wir erfahren zunächst, daß das Handwerk stets erblich war. Das Ergreifen eines anderen als des väterlichen Berufs war unter den Handwerkern offenbar unerhört; nicht einmal eine Ausnahme von der Regel findet sich irgendwo erwähnt. „Sohn eines Schmiedes" wird in den Pali-Texten gleichbedeutend mit „Schmied" gebraucht, und verschiedentlich ist von Schmiedefamilien, Steinhauerfamilien und Töpferfamilien die Rede, in denen der

zukünftige Buddha wiedergeboren wird, um als Bodhisattva, d. i. als Buddha in einer seiner Vorgeburten, das Handwerk seiner Familie zu ergreifen und Weib und Kind damit zu ernähren. Die staunenswerthe Geschicklichkeit, die wir gerade jetzt in der Berliner Ausstellung „Indien“ beispielsweise an den Ebenholzschnitzern und Töpfern zu bewundern Gelegenheit haben, wenn sie mit den primitivsten Werkzeugen und den einfachsten Handgriffen schnell und sicher die zierlichsten Gegenstände herstellen, ist zweifelsohne auf die seit Jahrhunderten traditionelle Erblichkeit des Berufs zurückzuführen. Unter der Anleitung des Vaters wird der junge Hindu schon von früher Jugend an in die Kunstgriffe des väterlichen Handwerks eingeweiht, und die manuelle Fertigkeit, die sich von Generation zu Generation vererbt und erhöht, ist ihm gleichsam schon angeboren. Wir finden somit in den Jâtakas bestätigt, was Europäer, die entweder das indische Handwerk an Ort und Stelle zu beobachten oder seine Erzeugnisse auf Weltausstellungen zu bewundern Gelegenheit hatten, a priori aus der hohen Vollendung und Zierlichkeit der angefertigten Gegenstände geschlossen haben: die seit alter Zeit feststehende Erblichkeit des Handwerks.

So schreibt F. Jagos in seinem Buche über: „Ostindisches Handwerk und Gewerbe“ (Berlin: J. Springer 1878): „Wandern wir in einer indischen Stadt durch den Bazar, so sehen wir zu beiden Seiten der Straße in engen, armseligen, offenen Werkstätten die verschiedenen Handwerker, am Boden hockend, in emsiger, geduldiger Arbeit begriffen. Bei manchen Gewerben helfen auch Frauen und junge Kinder. Jeder regt nicht nur die fleißigen Hände, sondern auch die Füße, die früh gelernt haben, das Werk der Hände zu unterstützen. Gänzlich unvorbereitetes Rohmaterial verwandelt sich unter unseren Augen durch die unvollkommensten Werkzeuge nach uralten Methoden, denen alle wissenschaftlichen Verbesserungen der Neuzeit fremd geblieben sind, nur durch vollendete Geschicklichkeit der Hände in die zierlichsten Geräthschaften.“ Der genannte Autor citirt ferner die folgende Aeußerung des amtlichen Berichterstatters der Londoner Weltausstellung von 1851, Redgrave: „Dieselben Regeln, nach welchen vor Jahrhunderten gearbeitet wurde, haben sich auf den Arbeiter der Gegenwart vererbt und befähigen ihn, wie seine Urahnen, die künstlerische Wirkung zu erzielen, die sich in den schönen, farbenprächtigen Stoffen und anderen kunstgewerblichen Leistungen zeigt.“ Neben der Erblichkeit trug ein anderer Umstand viel dazu bei, das indische Handwerk in seiner Eigenart und auf der schon früh erreichten hohen Stufe der Vollendung durch Jahrhunderte hindurch zu erhalten.

War das Handwerk auf ganz bestimmte Familien beschränkt, so bildete sich schon dadurch eine gewisse Abgeschlossenheit heraus, die den einzelnen Gewerken, wie sie uns in den Jâtakas entgegentreten, ein unsern mittelalterlichen Innungen und Zünften nicht unähnliches Gepräge verleiht. Erhöht wird diese Aehnlichkeit durch die an einer Reihe von Stellen belegte lokale Vereinigung und Isolirtheit einzelner Zweige des Handwerks. In der Stadt werden bestimmte Straßen nur von bestimmten Handwerkern bewohnt; beispielsweise nehmen die Elfenbeinschnitzer eine Straße für sich ein. Von einem armen Manne, der sich in Benares aufhält, wird erzählt, daß er in die Gasse der Elfenbeinschnitzer kommt und sieht, wie hier Elfenbeinringe u. a. verfertigt werden. Er fragt: „Werdet ihr mir Elefantenzähne abkaufen, wenn ich welche bringe?“ Da sie seine Frage bejahen, tödtet er Elefanten, nimmt ihnen die Zähne ab und erwirbt sich durch ihren Verkauf seinen Lebensunterhalt. Auch außerhalb der Stadt finden wir eine derartige lokale Isolirung des Handwerks wieder, und zwar in Dörfern, die nur von Leuten eines und desselben Berufs bewohnt werden. In der Regel werden diese Handwerkerdörfer, schon aus wirthschaftlichen Gründen, in der Nähe einer Großstadt, wo die Dorfbewohner leichten Absatz ihrer Erzeugnisse finden und ihren Bedarf an Kleidung, Geräthschaften u. s. w. befriedigen konnten, gelegen haben. So z. B. wird ein nur von Zimmerleuten bewohntes Dorf als in der Nähe von Benares gelegen, mehrfach erwähnt. „Nicht weit von Benares,“ so wird in einem Jâtaka erzählt, „lag ein Tischlerdorf. Dort wohnten 500 Zimmerleute. Sie fuhren flußaufwärts zu einem Wald, verarbeiteten hier das Holz zum Material für den Bau von Häusern, konstruirten verschiedene Sorten von einstöckigen oder zweistöckigen Gebäuden und machten sich an allen Hölzern, beim Pfosten anfangend, Zeichen. Dann schafften sie das Holz ans Ufer, brachten es an Bord des Schiffes und fuhren stromabwärts zur Stadt. Hier bauten sie Jedem, der es wünschte, ein Haus, nahmen ihr Geld in Empfang, kehrten wieder zurück und schafften neues Material herbei.“ Neben solchen in unmittelbarer Nähe einer Großstadt liegenden Handwerksdörfern begegnet uns in den Jâtaka die auffallende Erscheinung von Berufsdörfern mitten im flachen Lande. Wir lesen von zwei nebeneinanderliegenden Schmiededörfern, von denen das eine aus tausend Hütten besteht; dorthin kommen die Leute aus den benachbarten Dörfern, um sich Aexte, Beile, Pflugscharen, Stacheln und andere Geräthschaften anfertigen zu lassen. Der Grund für die Gemeinsamkeit des Gewerbes mag, wie es auch in slavischen Ländern, z. B. bei der russischen Dorfgemeinschaft der Fall gewesen ist, ursprünglich in der Verwandtschaft aller Dorfbewohner untereinander gelegen haben; auf indischem Boden ist für die Beibehaltung einer so merkwürdigen Institution in späterer Zeit zweifelsohne das dem Inder innewohnende und immer stärker hervortretende Bestreben nach Gliederung, Absonderung und Schematisirung der Berufszweige, das schließlich die moderne Vielgestaltigkeit des indischen Kastenwesens hervorgerufen hat, maßgebend gewesen.

Die in einem Dorfe zusammenwohnenden Handwerker zerfielen, wenn ihre Zahl eine bestimmte Grenze überschritt, in mehrere engere Gruppen. In einem von 1000 Familien bewohnten Tischlerdorf waren je 500 Familien zu einer Gemeinschaft vereinigt, an deren Spitze ein Aeltester stand. Diese Institution eines Aeltesten, die wir außer bei den Tischlern noch bei den Schmieden und den Kranzbindern wiederfinden, läßt darauf schließen, daß schon in früher Zeit die einzelnen Gewerke, ganz wie heutigestags die Kasten, einer gewissen Organisation unterworfen waren. Ob der Aelteste irgendwelche durch Recht oder Sitte anerkannte Befugnisse den Angehörigen seiner Innung gegenüber auszuüben hatte, erfahren wir aus den Jâtakas nicht; sein Amt scheint ein Ehrenamt gewesen zu sein, das besonders tüchtigen Handwerkern, nicht immer dem an Jahren ältesten, übertragen wurde.

Sollte bei Hofe ein besonders schönes oder schwieriges Kunstwerk hergestellt werden, so war es anscheinend in der Regel der Aelteste, dem der Auftrag ertheilt und der nachher vom Könige oder einem der Prinzen reichlich für seine Arbeit belohnt wurde.

Wir haben oben als Grund für die räumliche Absonderung der Handwerker von der übrigen Bevölkerung, wie sie in dem erwähnten Vorkommen von Handwerkerdörfern und Handwerkerstraßen zutage tritt, die ursprüngliche Verwandtschaft der Dorfbewohner untereinander und ferner das dem Inder gleichsam angeborene Streben nach Gliederung und Schematisirung, das sicher bei der Kastenbildung von Einfluß gewesen ist, angegeben. Wie bei allen niederen Kasten, so kommt als Grund für die Isolirung der Handwerker noch ihre geringe soziale Geltung hinzu. Der Handwerker gilt, wenn nicht als verachtet, so doch als niedrig

und wird darum von den Angehörigen höherer Kasten so viel als thunlich gemieden; das geht nicht nur aus den Gesetzbüchern, wo man eine subjektive Geringschätzung auf Seiten des brahmanischen Verfassers anzunehmen geneigt sein könnte, sondern auch aus den realistischen, durchaus objektiven Darstellungen der Jâtakas hervor. Wie noch heutzutage in Indien, je werthloser das Material ist, das der Handwerker verarbeitet und je einfacher die Instrumente und Kunstgriffe sind, deren er sich bei der Anfertigung der Erzeugnisse seines Fleißes bedient, um so niedriger sein sozialer Rang ist, so galten auch in alter Zeit die Verarbeitung von Rohr und Weiden zu Matten, Körben, Stühlen oder Wagen, die Thätigkeit des Webens und Flechtens, die Bearbeitung des Leders und das Anfertigen irdener Gefäße als verächtliche Berufe. Die Rohrarbeiter und Wagenbauer werden in den Pali-Texten mit den als unrein geltenden Kasten der Tschandâla, Nesâda und Pukkusa auf eine Stufe gestellt, und als niedrige Gewerbe werden aufgezählt: das Gewerbe des Korbmachers, des Töpfers, des Webers, des Lederarbeiters, des Barbiers. Ein brahmanischer Bogenschütze nennt in einem Jâtaka das Handwerk des Webers ein elendes, niedriges Gewerbe, und an einer anderen Stelle redet die Mutter eines Königs einen Asketen, in dem sie einen früheren Barbier erkennt, mit den Worten an: „Durch Askese geben sie auf ihr schlechtes Gewerbe, durch Askese ihren Stand als Barbier oder Töpfer."

In meiner Schrift über „Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien" (Kiel, C. F. Haeseler 1897) habe ich darauf hingewiesen, wie die hervorgehobenen Momente, die Erblichkeit des Berufes, die lokale Trennung der verschiedenen Gewerke, das Vorhandensein einer gewissen Organisation und der niedrige soziale Rang der Handwerker allmählich dahin geführt haben, daß die einzelnen Zweige des Handwerks zu dem wurden, was sie heutzutage sind, nämlich zu Kasten. Je mehr sich im Laufe der Zeit die Kastentheorie Eingang verschaffte, und je mehr für das Bewußtsein der Indier die Begriffe „Beruf" und „Kaste" ineinander übergingen, um so inniger verquickte sich auch das Zunftwesen der Handwerker mit der Kastenordnung. Nach dem Beispiel des Adels und der brahmanischen Kaste umgaben auch die Handwerkerinnungen sich mit Schranken, wodurch Bett- und Tischgemeinschaft mit Angehörigen von Kasten verhindert werden sollte, die durch die Niedrigkeit ihrer Rasse oder ihres Berufes auf einer noch tieferen Stufe der menschlichen Gesellschaft standen als sie selbst. Dieser Umwandlung der alten Gilden in die modernen Handwerkerkasten verdankt das indische Handwerk der Jetztzeit sein ganz eigenthümliches Gepräge. Eifersüchtig wahrt auch der niedrige Handwerker die Vorrechte seiner Kaste und duldet nicht, daß ein Unbefugter in das engbegrenzte Gebiet seiner Thätigkeit eindringt. Wer sich z. B. mit dem Modelliren von kupfernen Gefäßen abgibt, hat mit dem Poliren derselben nichts zu thun, das einer anderen Kaste überlassen bleibt. Der Seidenweber blickt auf den Hanf- oder Flachsweber herab, der Verfertiger von Turbanen rangirt vor dem Weber von Unterkleidern, und farbige Stoffe zu weben, gilt für vornehmer als das Weben von einfachen weißen.

Der internationale Katalog der exakten Wissenschaften.

Wie wir seinerzeit in diesen Blättern berichteten, fand im Juli 1896 in London eine von der Royal Society einberufene wissenschaftliche Konferenz statt, welche den Zweck hatte, die Errichtung eines internationalen Katalogs der exakten Wissenschaften und einen sich daran anschließenden bibliographischen Weltdienst für dieselben anzubahnen. Zu dieser Konferenz hatten außer Großbritannien, Indien und fünf Kolonien 15 Regierungen ihre Vertreter entsendet. Es wurde beschlossen, vom 1. Januar 1900 ab einen Katalog der exakten Wissenschaften in Zettel- und in Buchform herauszugeben, welcher mit Hülfe von eigens hiefür zu errichtenden Landesbureaux in den einzelnen Staaten von einem Zentralbureau in London hergestellt werden sollte. (Vgl. Beil. Nr. 157 und 170 1896 und Zentralblatt für Bibliothekswesen XIII. Band, S. 505.) Das ganze Unternehmen sollte schließlich unter die Aufsicht eines internationalen Ausschusses gestellt werden.

Aus verschiedenen Gründen konnte man sich über eine Reihe von Detailfragen auf dieser Konferenz nicht einigen und übertrug das Studium derselben der Royal Society. Das Komitee, welches aus dem Schoße dieser Gesellschaft hervorgegangen, die Vorbereitungsarbeiten zu jener Konferenz gemacht hatte, konstituirte sich auf diesen Beschluß hin im November 1896 neuerdings und der Bericht, den es ausgearbeitet, liegt nun oor. (International Catalogue of Scientific Literature — Report of the Committee of the Royal Society of London, March 30, 1898.) Er wird die Grundlage bilden für die Berathung einer neuerlichen Konferenz, welche im Oktober dieses Jahres abermals im Burlington House zusammentreten wird. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, die große Arbeit, die in diesem Berichte steckt, der Umstand, daß die nächste Konferenz den Charakter einer Konvention tragen und bindende Beschlüsse fassen soll, einerseits, das große Interesse, das alle Vertreter der exakten Wissenschaften an dem Zustandekommen einer internationalen Bibliographie ihrer Fächer, nach welcher sich das Bedürfniß täglich dringender gestaltet haben andrerseits rechtfertigen wohl ein näheres Eingehen auf diesen Bericht, zumal es keine leichte Arbeit ist, denselben zu studiren. Auf jeder Seite merkt man, wieviel Kopfzerbrechen die Probleme dem Komitee gemacht. Es ist ein Tasten, ein Suchen, und die Vorschläge entbehren der Einheitlichkeit, stellenweise der Klarheit, fast überall aber der Entschlossenheit. Die Folge davon ist, daß es eines wiederholten Studiums des Berichts bedarf, um sich ein Bild von dem zu machen, was eigentlich gewollt wird.

In jedem Staate, der sich an der Ausarbeitung dieses Katalogs betheiligen will, soll ein „Regional-Bureau" errichtet werden, welches die Titel aller der Aufnahme würdigen Arbeiten sowohl der selbständigen, als auch jener in Zeitschriften veröffentlichten, sofern sie einem der nachfolgenden Fächer angehören, zu sammeln hätte. Diese Fächer sind: a) Mathematik, b) Astronomie, c) Meteorologie, d) Physik, e) Krystallographie, f) Chemie, g) Mineralogie, h) Geologie, einschließlich Petrologie, i) Geographie, k) Paläontologie, l) Zoologie, einschließlich der Anatomie, m) Botanik, n) Physiologie, einschließlich der Pharmakologie (!?) und der experimentellen Pathologie, o) Bakteriologie, p) Psychologie, q) Anthropologie. Von jeder Arbeit ist der Name des Autors, der volle Titel und zwar dieser, sofern es sich um die englische, französische, deutsche und lateinische Sprache handelt, in der betreffenden Sprache selbst zu geben. Anderssprachlichen Titeln ist die Uebersetzung in eine jener Sprachen hinzuzufügen, und falls der Druck der Originalsprache Schwierigkeiten bietet, ist nur die Uebersetzung aufzunehmen. Jede derartige Titelkopie hat außerdem nebst den üblichen bibliographischen Angaben jene Gegenstände anzuführen, mit welchen sich die Arbeit hauptsächlich beschäftigt, ohne daß dies aus dem Titel hervorgeht. Der Titel und jene inhaltlichen Angaben sind je mit einem Klassifikationssymbol und dessen Bedeutung in englischer Sprache zu versehen. Wie erinnerlich, hatte die Royal Society für die Klassifikation ihres Katalogs

ursprünglich das von ihr verbesserte Dewey'sche Dezimalsystem vorgeschlagen. Dieses System stieß aber leider bei der Konferenz des Jahres 1896 auf mehrfachen Widerspruch, und das Komitee der Royal Society hat nun eine neue Klassifikation ausarbeiten lassen, welche ihrem Berichte beiliegt. Jede oben erwähnte Wissenschaft wird mit dem ihr oben beigefügten Buchstaben bezeichnet. Die weitere Eintheilung innerhalb der Wissenschaften selbst stimmt in den einzelnen Fällen nicht ganz überein und macht den Eindruck großer Willkürlichkeit. Das Grundprinzip, welches aber viele Ausnahmen zeigt, ist eine systematische Eintheilung der Wissenschaften, wobei jede selbständige Unterabtheilung mit einer fortlaufenden Zahl bezeichnet wird, den einzelnen Gruppen aber bestimmte Tausender und Hunderter zugewiesen werden. Für jede der oben erwähnten Wissenschaften scheinen 9999 Unterabtheilungen vorgesehen zu sein, und sind die bisher festgesetzten zwar fortlaufend numerirt, doch finden sich hiebei ganz willkürliche Auslassungen von Ziffern, um spätere Einschiebungen zu ermöglichen. Sind in einer solchen Unterabtheilung noch weitere Differenzirungen nothwendig, so sind hiezu Schlagworte oder (wie beispielsweise in der Chemie zur Bezeichnung der Elemente) Symbole zu verwenden.

Diese so redigirten und klassifizirten Titelkopien sind von dem betreffenden Regionalbureau ehemöglichst an das Zentralbureau nach London einzusenden, das sie mit Hülfe wissenschaftlicher Beamten zu revidiren hat. Für jene Länder, wo eigene Bureaux nicht bestehen, hat das Zentralbureau womöglich ergänzend einzugreifen.

Diese Titelkopien werden sodann auf Zettel aus leichtem, aber starkem Papier von der Größe 5 : 3 englischen Zoll gedruckt und bilden den sogenannten Hauptzettel (primary slip), welcher in erster Reihe für den Autorenkatalog berechnet ist. Je nach den verfügbaren Mitteln und dem Bedürfniß der einzelnen Wissenschaften soll dieser Hauptzettel für den systematischen Katalog ferner durch eine Reihe von Verweisungszetteln (secondary slips) ergänzt werden, und zwar sollen deren so viele gedruckt werden, als der Hauptzettel behandelte Gegenstände angibt, wobei die Zahl von 3 aber womöglich nicht überschritten werden soll. Die redaktionelle Einrichtung dieser Verweisungszettel ist in den einzelnen Wissenschaften nicht gleich. Die verschiedene Abfassung entspricht angeblich den Bedürfnissen der einzelnen Wissenschaften. Der Hauptzettel und seine Verweisungszettel bilden dann nach ihrem Klassifikationssymbol geordnet, den systematischen Zettelkatalog. Das Zentralbureau hat die gedruckten Zettel ehemöglichst an die Abonnenten zu versenden. Diese Zettel werden aber außerdem die Grundlage für den ebenfalls vom Zentralbureau herauszugebenden Katalog in Buchform bilden. Für jede der oben genannten Wissenschaften, eventuell auch für besondere Theile derselben soll nämlich alljährlich — in je einem Band — ein Autorenkatalog, sowie ein nach der beschriebenen Klassifikation eingerichteter systematischer Katalog in Buchform erscheinen. Ersterer wird alle Hauptzettel in alphabetischer Reihe nach dem Verfassernamen, letzterer die sämmtlichen Haupt- und Verweisungszettel systematisch geordnet enthalten. Die redaktionelle Form des systematischen Katalogs wird in den einzelnen Wissenschaften eine der gewählten Form der secondary slips entsprechende, verschiedene sein.

Der Bericht enthält auch eine eingehende Erörterung der finanziellen Seite des Unternehmens. Die Angaben sind auf Grund der englischen Verhältnisse berechnet und es wird wiederholt betont, daß sie unmöglich auf volle Richtigkeit Anspruch machen können. Die Berechnung geht von der Annahme aus, daß die Zahl der innerhalb eines Jahres in den oben erwähnten 16 Wissenschaften erscheinenden Schriften 40,000 beträgt. Das Zentralbureau würde demnach wöchentlich durchschnittlich 800 Haupt- und eventuell 2400 Verweisungszettel herzustellen haben. Am billigsten würde sich natürlich die bloße Buchausgabe stellen. Die Errichtung eines Zentralbureaus mit dem nöthigen Personal, den wissenschaftlichen Hülfskräften, sowie der Druck des Katalogs in 16 Bänden in einer Auflage von 500 Exemplaren würde sich inklusive der Versendungsspesen auf 5590 Pfd. St. stellen. Der Verkauf von 350 Exemplaren des ganzen Werkes zu 16 Pfd. St. oder, was auf dasselbe hinausläuft, der Verkauf von 5600 Bänden à 1 Pfd. St. würde also die Kosten decken. Wir wollen dem Komitee nicht den Vorwurf eines allzugroßen Optimismus machen, weil es glaubt, daß wenigstens im Laufe der Zeiten diese Abnehmerzahl erreichbar ist, zumal es nicht zurückhält, zuzugestehen, daß der Zettelkatalog sich kaum bezahlt machen würde. Durch die Herausgabe eines solchen würden sich zuvörderst jedenfalls die Kosten für das Zentralbureau bedeutend erhöhen.

Hinsichtlich der Druckkosten käme es darauf an, ob der — etwa durch die Zeilengießmaschine hergestellte — Satz für den Druck der Zettel auch für den Druck des Buchkatalogs verwendbar wäre. Im günstigsten Falle würden dann 130 Abonnements à 16 Pfd. St. auf die 40,000 Zettel, resp. die entsprechende Zahl von Theilabonnements genügen, um die Kosten einer Auflage von 200 Exemplaren zu decken. Würde man schließlich zur Herausgabe aller Haupt- und Verweisungszettel, das sind also zusammen 160,000 Zettel jährlich, da man im Durchschnitt drei Verweisungszettel auf jeden Hauptzettel rechnet, entschließen, so würde sich das Abonnement auf die Verweisungszettel auf weitere 35 Pfd. St. belaufen und es müßten, um die Kosten zu decken, je nach der Verwendbarkeit des Satzes 171 bis 286 vollständige Exemplare abgesetzt werden. Ein vollständiges Abonnement, das ist ein solches, auf 40,000 Hauptzettel, 120,000 Verweisungszettel und auf die 16 Bände des Katalogs in Buchform würde demnach 67 Pfd. St., das ist ungefähr 1400 M., betragen. Diese Berechnung setzt voraus, daß die regionalen Bureaux auf eigene Kosten zufriedenstellend funktioniren, das Manuskript auch der Verweisungszettel herstellen würden und daß das Zentralbureau nirgends ergänzend einzugreifen hätte. Zum Zweck der Durchführung des Unternehmens sollen nun die betheiligten Regierungen im nächsten Oktober ihre Vertreter nach London entsenden, um über diesen Plan und inwieweit er verwirklicht werden soll, schlüssig zu werden. Die erste Konferenz hatte der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß, wenn nothwendig, ein Garantiefonds durch freiwillige Beiträge geschaffen werden könne. Das Komitee der Royal Society erwartet, daß es sich im Oktober bei der Konvention zeigen werde, ob jene Hoffnung berechtigt war oder nicht. Sollte dieser Garantiefonds aber nicht durch freiwillige Beiträge geschaffen werden können, so wirft es die Frage auf, ob das nothwendige Betriebskapital durch Subvention seitens der betheiligten Staaten, oder aber in der Form aufgebracht werden soll, daß sich diese Staaten zur Abnahme einer bestimmten Anzahl vollständiger Exemplare des Katalogs bei etwaiger Vorausbezahlung verpflichten. Das Komitee selbst schlägt eine internationale Subvention von 6000 Pfd. St. vor, die in der Weise zu repartiren wäre, daß 4 Staaten je 1000 Pfd. St., 2 je 500, 2 je 250 und 5 je 100 Pfd. St. beitragen würden.

Die Vorschläge der Royal Society sind zum Zwecke der Kritik veröffentlicht worden und sie fordern die Kritik auch heraus. Daß das Unternehmen nützlich, ja geradezu nothwendig ist, darüber herrscht heute kein Zweifel mehr, und die Frage, ob es auch dann geschaffen werden soll, selbst wenn gar keine Aussicht vorhanden wäre, daß es

anders hergestellt werden könne, als mit Hülfe bedeutender Subventionen seitens der betheiligten Staaten, ist sicher zu bejahen. Gegen die geplante Organisation, welche übrigens identisch ist mit jener, die das Institut international de Bibliographie für die Organisation eines allgemeinen bibliographischen Weltdienstes vorgeschlagen hat, läßt sich nichts einwenden, nur das Verlangen, daß die Regionalbureaux auch die Verweisungszettel redigiren und mit den englischen Schlagworten versehen sollen, scheint uns unausführbar zu sein. Es ist schon eine schwierige Arbeit für die Regionalbureaux, die Hauptzettel korrekt herzustellen, und dies ist unumgänglich nothwendig, denn die Revision in London, sofern sie ohne Einsichtnahme in die betreffende Schrift erfolgt, dürfte zu nichts gutem führen. Das Zentralbureau könnte dann leicht, wie jener Franzose, ein „Bibliographie der deutschen Mundarten“ betiteltes Buch als in die Zahnheilkunde gehörig ansehen. Gegen jene Verweisungszettel selbst, insbesondere gegen ihre redaktionelle Verschiedenheit vom Hauptzettel erheben sich dagegen große, freilich in erster Linie finanzielle Bedenken; der Preis von 51 Pfd. St. (35 + 16) jährlich für ein vollständiges Exemplar des systematischen Zettelkatalogs ist, wenn man hiebei auch 160 Zettel für 1 M. erhält, sehr viel und die im besten Fall nothwendigen 171 Abnehmer werden sich kaum finden. Jene redaktionelle Verschiedenheit erscheint uns aber auch durchaus überflüssig. Es dürfte genügen, wenn der sogenannte Hauptzettel allein, aber in größerer Auflage hergestellt würde, um an allen wünschenswerthen Stellen in den systematischen Katalog eingestellt werden zu können. Die vorgeschlagenen Verweisungszettel, so praktisch sie auch wären, werden sich aber auch aus wissenschaftlichen Gründen schwer herstellen lassen. Das Auffinden jener in einer Schrift behandelten Gegenstände, die nicht schon aus dem Titel ersehen werden können, setzt nothwendigerweise das wenn auch nur flüchtige Lesen der betreffenden Schrift seitens eines Fachmannes voraus, was fast unmöglich ist. Schließlich ist es sehr fraglich, ob die Durchschnittszahl von drei Zetteln genügen wird. Daß Jemand heute in einem Katalog nicht alles, was er sucht, findet, ist nicht nur eine Folge der Unzulänglichkeit unsrer Bibliographien, sondern liegt auch an der oft nicht präzisen Form der Titelgebung seitens der Verfasser. Wenn man einmal ein allgemeingültiges, internationales, bibliographisches System haben wird und an der Spitze des Titelblattes eines jeden Buches jene Indices aufgedruckt sein werden, durch welche seitens des Verfassers angegeben wird, in welche bibliographische Kategorie sein Buch gehört, dann ist auch anzunehmen, daß Jeder, den dieses Buch angeht, zur Kenntniß seiner Existenz gelangen werde. Freilich, das von der Royal Society vorgeschlagene System ist kaum dazu angethan, international angenommen zu werden. Es hat alle Schattenseiten des Dewey'schen Systems, weist aber keinen der Vortheile auf, die selbst von den ärgsten Gegnern dem Dezimalsystem nachgerühmt werden. Nach unsrer allerdings ganz persönlichen Ansicht hätte die Royal Society weit besser gethan, wie sie dies ja auch ursprünglich beabsichtigte, die fünfte Klasse des Dezimalsystems (exakte Wissenschaften), gründlich zu verbessern und hiedurch mit Berücksichtigung dessen, was bereits auf diesem Gebiete geleistet wurde, den Vorschlägen vieler gelehrter Gesellschaften Rechnung zu tragen. Der hauptsächlichste Nachtheil des vorgeschlagenen Systems liegt darin, daß es bestenfalls lediglich für die exakten Wissenschaften verwendbar ist. Es isolirt dieselben aber und verhindert, daß sie in ein allgemeines System eingereiht werden können. Gelingt das Unternehmen der Royal Society, so ist nicht daran zu zweifeln, daß man derartige Bibliographien auch für andere Wissenschaften herstellen und dadurch zu dem seitens des Institut international de Bibliographie projektirten bibliographischen Universalrepertorium und der internationalen einheitlichen Organisation der Bibliographie gelangen wird. Nun aber hat die Royal Society für ihr System ganz einfach alle Buchstaben und Zahlen monopolisirt, so zwar, daß für die anderen Wissenschaften nichts mehr übrig bleibt. Es wäre dringend zu wünschen gewesen, daß man ein System, welches alle Wissenschaften umfaßt, gewählt und daraus für die exakten Wissenschaften den sie betreffenden Theil entnommen hätte. Die Kritik der vorgelegten Schemata für die einzelnen Wissenschaften im einzelnen ist Sache der betreffenden Fachgelehrten. Daß die Angabe der Zettelgröße bei einem internationalen Unternehmen in englischen Zöllen und nicht in Zentimetern erfolgte, ist eine kleine, aber charakteristische Nebensache. Ein Eingehen auf die finanzielle Seite der Vorschläge erscheint fast unmöglich. Dem Komitee lagen Offerte verschiedener Druckereien vor, und der Voranschlag für die Druckkosten dürfte eher zu hoch als zu nieder angenommen worden sein. Bei Berechnung der Kosten für das Zentralbureau scheint man dagegen manches nicht genügend berücksichtigt zu haben, und dürften die Angaben in der Praxis ein Erhöhung erfahren.

Wien, August 1898. **Karl Junker.**

Mittheilungen und Nachrichten.

* Im Anschluß an unsre gestrige Besprechung der von der Universität Freiburg i. d. Schweiz herausgegebenen Broschüre veröffentlichen wir folgende **Erklärung**, die uns heute mit der Bitte um Abdruck zugesandt wurde:

„Im Auftrag des Erziehungsdirektors des Kantons Freiburg ist soeben eine ‚Antwort auf die Denkschrift der acht aus dem Verband der Universität ausgeschiedenen (reichsdeutschen) Professoren‘ erschienen. Das französische Original trägt den für Hrn. Python charakteristischen Titel ‚L'Université de Fribourg en Suisse et ses *détracteurs*‘, während die offizielle deutsche Uebersetzung mit mehr Vorsicht als philologischer Korrektheit nur von ‚der Universität Freiburg in der Schweiz und ihren Kritikern‘ redet. Wir können das Elaborat Hrn. Pythons und seiner ungenannten Mitarbeiter ruhig seinem Schicksal überlassen: in den Augen eines jeden Unbefangenen, der die kleine Mühe nicht scheut, alle die ergötzlichen Interpretationskünste Hrn. Pythons mit den Daten und Aktenstücken unsrer Denkschrift zu vergleichen, richtet es sich selbst. Trotzdem haben wir uns entschlossen uns in kürzester Frist der zwar nichts weniger als schwierigen, dafür aber um so unerquicklicheren Aufgabe zu unterziehen, die unzähligen dreisten Entstellungen und nackten Unwahrheiten der Freiburger Publikation vor der Oeffentlichkeit an den Pranger zu stellen. Denn wir betrachten es als unsre Pflicht, Hrn. Python daran zu hindern, innerhalb Deutschlands noch weiter im Trüben zu fischen. **Wilhelm Effmann, Adolf Gottlob, Edmund Hardy, Franz Jostes, Joseph Lörkens, Leo v. Savigny, Wilhelm Streitberg, Joseph Sturm.**“

* Der Beschluß der **Leipziger Universität**, die **Universität in Freiburg i. d. Schweiz fortan nicht mehr als Hochschule** anzuerkennen, kann, wie uns aus Leipzig geschrieben wird, vorderhand nur als **Eventualbeschluß** gelten, d. h. nur wenn alle übrigen deutschen Universitäten in gleicher Weise gegen Freiburg vorgehen, würde die Universität Leipzig an ihrem Beschlusse, **der übrigens keine rückwirkende Kraft hat**, festhalten können.

* *Nella Terra di Bari.* Ricordi di arte medio-evale. Trani 1898. 2 Lire. — Zu der Sammlung apulischer Kunstdenkmäler des Mittelalters auf der Turiner Ausstellung hat das Komitee die Herausgabe eines ausführlichen Führers veranlaßt, der die Entwicklung der Architektur und Plastik dieser lombardisch-normannisch-staufischen Baukunst des 10. bis 14. Jahrhunderts einheitlich darstellt. Der Name des Verfassers ist bescheiden verschwiegen. Das Werkchen kommt höchst gelegen. Wenn es auch an der Hand des bekannten

großen Werkes von H. Schulz: Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Unteritalien (Dresden 1860), zusammengestellt ist, so überbietet es namentlich dessen veraltete Abbildungen durch bessere Reproduktionen, unter denen vor allem die Zeichnungen des Kapitelle werthvoll sind. Bedauern müssen wir, daß die Denkmäler topographisch und nicht historisch geordnet sind, ein Fehler, an dem schon Schulz' große Publikation krankt, die darum mehr den Charakter einer Inventarisirung hat. Es verlohnt sich wahrlich, dem seltsam krausen Entwicklungsgang der apulischen Architektur etwas genauer auf den Leib zu rücken. Die wechselreiche Geschichte des Landes, das fortwährende Ablösen der eben erst festgewurzelten Dynastie durch eine zweite bedingt schon eine große Mannichfaltigkeit der Stilbildung. Die lombardische Zeit ist diejenige, in welcher zuerst die Architektur zu einer gewissen Blüthe gelangt; ihre Kunst ist aber durch griechischen und vielleicht auch sarazenischen Einfluß bereichert. Dann folgt von 1040—1193 die Herrschaft der Normannen, eines Volkes, das eine große, sturmdurchwehte Vergangenheit mitbringt und dessen ganze Vorstellungswelt durch die kühnen Seefahrten durch alle Meere vom Belt bis Konstantinopel mit phantastischen Bildern gesättigt ist. Dann folgt die Zeit der Staufer — Apulien, heute das Stiefkind unter den Provinzen Italiens, war einst das Lieblingsland Friedrichs II., dessen Größe uns mit so monumentaler Gewalt aus den noch heute erhaltenen Kastellen, Burgen und Kirchen unmittelbar entgegentritt. Die lombardische Baukunst Oberitaliens kann nur im Zusammenhang mit der Thätigkeit derselben Steinmetzen in Unteritalien wirklich begriffen werden; die Entwicklung der toscanisch-pisanischen Architektur des 11. und 12. Jahrhunderts bleibt lückenhaft ohne die Hinzunahme der Dome von Troja, Foggia und Sipanto. Endlich ist die Profanarchitektur der staufischen Periode, die für die Spätzeit des romanischen Stils neue Wege weist, nicht in Kaiserpfalzen, wie Gelnhausen &c., allein zu erkennen, sondern muß an den so zahlreichen unteritalischen Baudenkmälern durchverfolgt werden. Wenn auch Bertheau kürzlich nachgewiesen zu haben glaubt, daß ein Bau wie Castel del Monte in seiner Anlage auf Vorbilder aus Cypern zurückgeht, von wo der Architekt Philippe Chinard kommt, so bleibt doch die Formensprache des Ornaments Eigenthum der von den Staufern direkt zur Thätigkeit aufgerufenen Bauhütten. Bevor an die deutsche Bearbeitung dieser Kunstperiode gegangen werden kann, müssen wir die Resultate französischer Arbeit abwarten, die bald in Aussicht stehen. Dann aber scheint eine Neubearbeitung dieser Architekturprovinz, bei deren Schilderung auch Mothes in der Angabe baugeschichtlicher Daten stecken bleibt, dringend geboten.

Paul Schubring.

α. Ein erfreuliches Kennzeichen für geschichtlichen Sinn ist die Existenz zahlreicher historischer Vereine in Bayern, unter denen die in jeder Provinz bestehenden, unter der Aegide König Ludwigs I. gegründeten Kreisvereine in erster Linie zu nennen sind; daneben sind noch eine Reihe von Lokalvereinen vorhanden. Auch in der alten Universitäts- und Bischofsstadt **Dillingen** hat sich vor 10 Jahren ein solcher Verein gebildet, der zu den rührigsten zählt und mit Glück und Geschick recht bedeutende, weit über den regionalen Rahmen hinausreichende Leistungen zu verzeichnen hat. Von neuem legen seine mit Plänen und Abbildungen trefflich ausgestalteten „**Jahrbücher**" Bericht über die Thätigkeit in den Jahren 1896 und 1897 ab, worunter am verdienstvollsten und bedeutendsten die Arbeit mit dem Spaten hervortritt. Die Ausgrabungen bei Faimingen hat Lehrer Scheller so weit gefördert, daß die Ausmaße der Umfassungsmauern am dortigen Römerkastell (Pomone der Peutinger-Tafel) auf 246 m Ost, 174 m Süd, 225.70 m West, 242 m Nord; jene von Vicus 404 m Ost, 865 m Süd, 558 m West, 803 m Nord bestimmt wurden. Die Zahl der auf dem alamannischen Reihengrabfelde bei Schretzheim durch Lehrer Kirchmann aufgedeckten Gräber ist nun auf 297 gestiegen; dieser Friedhof, dessen Grenzen noch gar nicht bestimmt werden konnten, beansprucht somit sowohl durch die Anzahl wie durch die prunkende Pracht der Bestattungsbeigaben (zahlreiche Schmuckstücke von Gold, mit Almandinen besetzt) eine erste Stelle unter den germanischen Ruhestätten. Mit nicht minderen Erfolgen wurde die Untersuchung der Hügelgräber aus der Hallstattperiode bei Kicklingen und Zöschingen fortgesetzt. — Mit der Geschichte der Universität hängen verschiedene Abhandlungen zusammen: „Die Rektoren im ersten Jahrhundert" von Karl M. Mayer; „Die ältesten deutschen Statuten" und „Die Ordnung der akademischen Häuser" von Lycealprofessor Dr. Th. Specht, sowie Dr. Dürrwächters „Aus der Frühzeit des Jesuitendrama's". — Wilhelm Lübke hat es einst für eine schöne Aufgabe erklärt, die Lebensgeschichte des Malers Mathias Gerung zu erforschen. Dieser Aufgabe hat sich der cand. th. Alois Wagner unterzogen und in einer anziehenden Schilderung des Lebens und der bekannten Werke dieses in Nördlingen ca. 1500 geborenen, in Lauingen 1569 gestorbenen achtbaren Künstlers einen trefflichen Beitrag zur Geschichte der schwäbischen Renaissance geliefert. — Des Raumes wegen verzichten wir auf die Aufzählung des weiteren Inhalts, der in seiner Gesammtheit ein höchst erfreuliches Bild von dem ersprießlichen Wirken des Vereins gewährt. Ausdrücklich sei bei dieser Gelegenheit hervorgehoben, daß seine Sammlungen zu den reichhaltigsten und bestgeordneten gehören; alle restaurirungsbedürftigen Objekte der prähistorischen und römischen Periode haben die Mainzer Meister Lindenschmit wiederhergestellt.

kb. **G. Güttinger: Die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft.** Ein Lesebuch für das Volk. Stuttgart, Strecker u. Moser. — Schon an und für sich ist die Aufgabe, eine Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft zu schreiben, keine leichte; sie erscheint um so schwieriger, wenn der Verfasser, wie in diesem Falle, sein Streben darauf richtet, den doch eigentlich streng wissenschaftlichen Stoff populär und volksthümlich zu behandeln. Man kann Güttinger zugestehen, daß es ihm durchweg gelungen ist, der ihm im Wege stehenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Er hat ein geistvolles Werk geschaffen, das sich nicht nur durch Deutlichkeit und Leichtverständlichkeit der Darstellung, sowie das Verständniß nicht beeinträchtigende Kürze, sondern auch durch Objektivität des Urtheils auszeichnet und aus diesem Grunde mit Recht den Anspruch erheben kann, ein Lesebuch fürs Volk genannt zu werden. Güttingers Arbeit ist um so freudiger zu begrüßen, als die zahlreichen bisher erschienenen und denselben Stoff behandelnden Werke durchgängig den Fehler an sich haben, daß sie den großen Volksmassen nicht zugänglich sind, einmal, weil sie zu umfangreich und kostspielig, dann aber auch so trocken wissenschaftlich und sprachlich so unverständlich sind, daß sie für das große Publikum einfach ungenießbar bleiben. Güttinger behandelt, unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Geschichte, im ersten Theile die Ursachen und Anfänge der menschlichen Gesellschaft, wendet sich dann zur Schilderung der historischen Entwicklung von Volkswirthschaft und Gesellschaft bis zur französischen Revolution, um zuletzt im dritten Abschnitt auf die Gestaltung der Gesellschaft von der französischen Revolution bis zum Ende des 19. Jahrhunderts einzugehen, und gibt in diesem Rahmen ein überaus anschauliches Bild des Zusammenhangs von Ursache und Wirkung hinsichtlich der Entwicklung unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse. Wem es nicht um bloße Unterhaltung, sondern auch um Belehrung und Bereicherung seines Wissens zu thun ist, wird dieses Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Volkszählungen. Im Jahre 1900 finden in einer großen Zahl europäischer und überseeischer Staaten allgemeine Volkszählungen statt. Auch die beiden verbündeten mitteleuropäischen Kaiserreiche stellen um die Wende des Jahrhunderts den Stand ihrer Bevölkerungen fest, nur mit dem Unterschied, daß der für die deutsche Zählung maßgebende Zeitpunkt dem für Oesterreich-Ungarn festgesetzten um einen vollen Monat vorangeht. Unter diesen Umständen gewinnt die fleißige und wohldurchdachte Arbeit eines österreichischen höheren Verwaltungsbeamten: „**Die Volkszählung in Oesterreich vom Standpunkt des geltenden Gesetzes, ihrer Durchführung und eventuellen Reform von Dr. Heinrich Mayrhofer v. Grünbühel**, k. k. Statthaltereisekretär in Graz (Graz, Verlagsbuchhandlung Styria 1898), auch für Deutschland erhöhtes Interesse, umsomehr als der Verfasser das Schwergewicht seines Buches nicht auf die

Darstellung der verwaltungstechnischen Einzelmaßregeln, sondern auf eine Vergleichung der in den verschiedenen Kulturstaaten geltenden, vielfach von einander abweichenden Bestimmungen gelegt hat. Die Abhandlung beginnt nach einer kurzen Einleitung mit einem der Häusernumerirung und dem Ortschaftenverzeichniß gewidmeten Abschnitt und geht dann zu den verwaltungstechnischen Vorarbeiten für die Durchführung der Zählung über. Er beleuchtet die Mitwirkung der Gemeinden an den Zählungsarbeiten und die Vorzüge und Nachtheile des in Oesterreich geltenden Listensystems gegenüber der in Deutschland, Großbritannien, Norwegen, Holland, Frankreich, der Schweiz, Bulgarien und Griechenland zur Verwendung gelangenden Zählkarte, welche eine Armee von Zählern und damit die Mitwirkung der weitesten Bevölkerungskreise voraussetzt. (In Indien wurde die Schlußzählung von rund 250 Millionen Menschen in der Nacht vom 26. zum 27. Februar 1891 durch fast eine Million Zähler innerhalb kaum 4 Stunden bewältigt.) Die nächsten Kapitel sind dem Drucksortenbedarf, der Belehrung der Bevölkerung, der Schulung der Zählungskommissäre und einer die Vorzüge des deutschen Zählungstags (1. Dezember) gegenüber dem österreichischen (31. Dezember) rückhaltlos anerkennenden Kritik gewidmet, an welche sich eine interessante Vergleichstabelle über die Volkszählungen der europäischen Staaten und der Vereinigten Staaten von Nordamerika reiht. Der folgende Abschnitt, in welchem genauer in die für Oesterreich geltenden Einzelvorschriften unter steter Vergleichung mit denen anderer Staaten, vorzugsweise Deutschlands, eingegangen wird, behandelt die Objekte der Volkszählung und die einzelnen Erhebungsmomente, wie Wohnung, Haushalt, Geschlecht, Geburtsort und -zeit, Familienstand, Glaubensbekenntniß, Heimathsrecht und Staatsangehörigkeit, Nationalität und Sprache, Beruf, Haus- und Grundbesitz, Viehstand, Lesen und Schreiben, körperliche und geistige Gebrechen, An- und Abwesenheit vom Wohnort und die eigentliche Aufnahme der Bevölkerung. Besonders die mit der Nationalität und Sprache sich beschäftigenden Stellen (S. 103 bis 112) geben ein anschauliches Bild der in einem so gemischtsprachlichen Staate wie Oesterreich ins Ungeheure wachsenden Schwierigkeiten, welche in kleinerem Maßstabe ja auch in den polnischen, litauischen, masurischen, wendischen, dänischen, wallonischen und französischen Gebietstheilen Deutschlands obwalten. Der vierte und letzte Abschnitt beschäftigt sich mit der Verarbeitung des Zählungsergebnisses, der Aufstellung der Uebersichten, der Konzentrationsarbeit bei den politischen Behörden und der Schlußthätigkeit der statistischen Zentralkommission, von welcher namentlich der Vorgang der elektrischen Zählung von allgemeinstem Interesse ist. Der Wortlaut des österreichischen Volkszählungsgesetzes beschließt als Anhang die den wichtigen Gegenstand erschöpfende Arbeit des Verfassers. K.

G. Eine werthvolle archäologische Entdeckung wurde nach einem Berichte der „Indépendance belge“ in **Tivoli** bei der Vornahme von Arbeiten zur Anlegung einer elektrischen Bahn gemacht. Man fand an hundert Gegenstände, die den Inhalt von Votiv-Urnen im Tempel des Hercules Victor bildeten, und die Direktion des Archäologischen Museums wurde sofort hievon verständigt.

* **Eine größere wissenschaftliche Expedition nach Mittelasien** ist von dem kaiserlich russischen geographischen Verein in Kasan ausgerüstet worden. Die Mitglieder der Expedition sind ausschließlich Kasaner Universitätsprofessoren. An der Spitze der Expedition steht Professor Sorokin. Die Expedition, für deren Kosten vorläufig 20,000 Rubel bewilligt worden sind, wird sich zunächst nach Noea in Mittelasien begeben und dort geographische, ethnographische und geologische Studien unternehmen.

* **Jena.** Die für akademisch gebildete Lehrer und Lehrerinnen hier abgehaltenen **Ferienkurse** waren von 170 Theilnehmern besucht. Auf die verschiedenen Länder vertheilen sich die Theilnehmer in folgender Weise (wobei die voranstehenden Zahlen die Damen, die nachfolgenden die Herren geben): Amerika 11, 6, Belgien 0, 1, Dänemark 6, 5, Deutschland 17, 48, England 11, 24, Frankreich 1, 2, Holland 1, 3, Italien 0, 1, Norwegen 2, 4, Schweden 6, 3, Rußland 5, 3, Oesterreich-Ungarn 0, 8, Schweiz 0, 1.

* **Halle.** Am 27. d. M. starb hier nach längerem Leiden der Professor Superintendent Dr. **Förster**, der neben seinem geistlichen Amte und neben seiner Thätigkeit als Religionslehrer an unsrer Universität als Dozent für Kirchengeschichte wirkte und auf diesem Gebiete eine reiche literarische Thätigkeit entfaltete. Aus seinen zahlreichen Schriften und Abhandlungen sind besonders die über „Ambrosius, Bischof von Mailand“, und seine Luther-Biographie hervorzuheben. Seine jüngst erschienene und in der „Beilage“ schon besprochene Lebensbeschreibung August Hermann Franke's gehört zu den besten Büchern, die über den Stifter des Halle'schen Waisenhauses erschienen sind. Außer seinen rein wissenschaftlichen Arbeiten hat Förster auch eine Reihe von Predigtsammlungen und Hülfsbüchern für den Religionsunterricht herausgegeben und sich auch an der Erörterung von theologischen Zeitfragen lebhaft betheiligt.

* **Leipzig.** Als ordentlicher Professor der Mathematik ist Prof. **Hölder** aus Königsberg i. Pr. an die hiesige Universität berufen worden.

* **Danzig.** In Betreff der neuen **Technischen Hochschule**, die hier errichtet werden soll, sind die Verhandlungen nun zum Abschluß gekommen. Die Hochschule soll, wie der „Schles. Ztg.“ geschrieben wird, zunächst für 600 bis 700 Studirende eingerichtet und mit 45 Dozenten besetzt werden. Sie erhält vollständig akademische Einrichtungen. Die den Fakultäten entsprechenden fünf Abtheilungen sind: 1. Architektur, 2. Bauingenieurwesen, 3. Maschineningenieurwesen mit Einschluß des Schiffsbaus, 4. Chemie und Hüttenkunde, 5. Allgemeine Wissenschaften, besonders Mathematik und Naturwissenschaften. Der Studirende hat das Reifezeugniß eines deutschen Gymnasiums oder einer preußischen Real-, bezw. Gewerbeschule mit vollem Kursus und zwei fremden Sprachen vorzulegen. Die Hochschule wird auf dem rechts von der großen Allee nach Langfuhr liegenden Gelände erbaut werden. Der Platz ist ruhig, liegt dem Eisenbahn- und sonstigen Verkehr ziemlich fern und bietet die Möglichkeit späterer Ergänzungs- und Erweiterungsbauten. Die Pläne der Hochschule werden bereits im Ministerium der öffentlichen Arbeiten in Berlin hergestellt. — Was die fünfte der Lehrabtheilungen betrifft, so wäre es zu wünschen, daß bei Errichtung dieser neuen Hochschule mehr, als das bei ähnlichen Anstalten in Preußen bisher der Fall ist, für den Unterricht in den **allgemein bildenden Fächern** durch Errichtung von Professuren (für Geschichte, Literatur, Sprachen, Philosophie, Geographie u. s. w.) gesorgt würde. Die nichtpreußischen technischen Hochschulen in München, Dresden, Darmstadt, Zürich u. a. O. könnten dafür der preußischen Unterrichtsverwaltung als leuchtende Vorbilder dienen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Emmo Felis: Ein Liebesdrama. Soziales Zeitbild in drei Akten. Leipzig, Robert Friese 1898. — **Berichte über die Verhandlungen der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig.** Philologisch-Historische Klasse. 50. Bd., III.; Mathematisch-Physikalische Klasse. 50. Bd., III. und IV. Leipzig, B. G. Teubner 1898. — Dr. **Karl Reiser**: Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. 12. u. 13. Heft. Kempten, Jos. Kösel 1898. — **Guido List**: Niederösterreichisches Winzerbüchlein. Wien, Cornelius Vetter 1898. — **Professor Umberto Benigni**: Die Getreidepolitik der Päpste. Ins Deutsche übertragen von Dr. Raymund Birner, Vor- und Schlußwort von Prof. Dr. Gustav Ruhland. Berlin, Wilhelm Issleib 1898. — Dr. **Gust. Ad. Laurent**: Ueber die Entstehung nicht empirischer Kenntnisse. Görlitz, Eugen Munde 1898. — **Carl Manchot**: Der Christus Michelangelo's in S. Maria sopra Minerva in Rom. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1898. — **Gottlieb Behrend**: Ueber künstliche Kälteerzeugung und Kälteindustrie. Ebd. 1898. — **F. Sailer**: Bismarck-Anthologie. Leipzig, Arwed Strauch. — **Bismarcks Reden und Briefe**, nebst einer Darstellung des Lebens und der Sprache Bismarcks von Dr. Otto Lyon. Leipzig, B. G. Teubner.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 1. September. Nummer 196.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XXXIX.

Dritter Brief zur Centenariumsfeier Savonarola's.

„Savonarola hatte eine Geschichte, auch nach seinem Tode.“
L. v. Ranke, Hist.-biogr. Studien, S. 356.

IV.

Florenz, 23. Aug. Wie wenig der Einzelne und wäre es der Begabteste, imstande ist, eine sich mit innerer Nothwendigkeit vollziehende Evolution in der Geschichte der Menschheit zurückzuhalten oder in andere Bahnen zu leiten, das zeigt das Beispiel der Stadt Florenz zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Im Schoß der Republik waren eben die größten politischen Genies emporgewachsen, deren sich dieselbe, ja deren Italien bis herab auf Cavour sich überhaupt zu rühmen hatte; und gerade dieser Moment war es, wo die Stadt für immer ihre Freiheit verlor und mit raschem Schritt von jener Höhe herabsank, die von den Tagen Dante's bis zu denen Savonarola's hinüberreicht.

Die politische Einsicht des beginnenden 16. Jahrhunderts faßt sich in drei Namen Giannotti's, Machiavelli's und Guicciardini's zusammen. Man wird vor allem wissen wollen, was diese Männer über das politische Werk Savonarola's gedacht haben, das ihrem eigenen Auftreten nur um wenige Jahre oder Jahrzehnte vorausging.

Donato Giannotti (1494—1563) war der jüngste unter diesen drei großen Staatsmännern, denen er in den Geschäften der Republik mehr als einmal vorgezogen wurde. Zweimal exilirt, hat er an der Zukunft der Republik nicht verzweifelt, deren Fall er zweimal erlebt hatte. Er stellt in seinem Werke Della Repubblica Fiorentina die Einführung des Consilio grande durch Savonarola politisch höher als die That Giano della Bella's (1293); wenn diese dem Volke gegen die Grandi zugute kam, war jene eine Garantie für die Freiheit Aller. Sein Urtheil berührt sich also hier mit demjenigen, welches in unsrer Zeit Carducci und Villari über diese politische Neuerung fällten.[2] Und wo auch er immer sonst auf den Frate zu sprechen kommt, geschieht es nie ohne Bewunderung und Rührung.

Francesco Guicciardini (1482—1540) mußte sich durch sein nahes Verhältniß zu den Medici behindert fühlen, über Savonarola ein offenes Wort zu sagen. In der That gibt er in der Storia dell' Italia (libr. III) eine mit dem diplomatischen Silberstift geschriebene Darstellung der Thätigkeit und des Ausgangs des Frate, die mit der Bemerkung schließt, daß noch heute (also um 1532) die Einen ihn für einen Betrüger, die Andern ihn für einen unschuldig Gemordeten hielten, der unter der Tortur sich schwach zeigte, wie der Apostelfürst ohne Tortur dem Geschwätz von Mägden und Knechten gegenüber. In der viel früher geschriebenen Storia Fiorentina erzählt er die Hinrichtung Savonarola's als einen schmachvollen Vorgang (vituperosamente), und bezeugt, daß man in Florenz seit Menschengedenken keinen so tugendhaften, vertrauenswerthen und hoheitsvollen Geistlichen gesehen hatte, wie ihn. Er lobt dann höchlich seine Gelehrsamkeit, seine gute philosophische Durchbildung, seine Schriftkenntniß und seine natürliche, leichte Beredsamkeit, sowie die überaus heilsame Einwirkung der letzteren auf die Verbesserung der so verkommenen Sitten der Stadt und die Herstellung des allgemeinen Friedens in derselben. Zum Schlusse besagt er, Viele hätten trotz Exkommunikation und Hinrichtung den Frate als einen Boten Gottes und Propheten angesehen. Er selbst wisse nicht was er davon halten solle (ne sono dubbio) und behalte sich sein Urtheil für die Zukunft auf, die alles klären werde. „Soviel ist sicher: war er ein guter Mann, so haben wir in unsern Zeiten einen großen Propheten gesehen; war er ein Bösewicht, so sahen wir einen sehr bedeutenden Mann (uomo grandissimo), denn wer soviele Jahre hindurch ohne auf einer Falschheit betroffen zu werden, ein solches Spiel öffentlich durchführen konnte, muß ein Mann von außerordentlichem Verstand, Genie und großen Ressourcen gewesen sein.“ In seinen intimeren Aufzeichnungen bestätigt Guicciardini, daß die Savonarola'sche Verfassung mit der Einführung des Consiglio grande den Florentinern wirklich eine allgemeine Volksfreiheit gewährt habe.[3]

Und das war auch Machiavelli's (1469—1530) Urtheil über die Schöpfung des Frate. In dem Discorso a Leone X. sagt er unumwunden, man werde, ohne die Sala wieder zu öffnen (d. h. den Consiglio grande wiederherzustellen) niemals die florentinische Bürgerschaft in ihrer Allgemeinheit

---

[1] Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 169 vom 1. August d. J. — Um der besonders lebhaften Nachfrage zu genügen, hat sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Nummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt. D. Red.

[2] *Giannotti*, Della Repubblica Fior., Libr. I. Opp. ed. Le Monnier, Fir. 1850, I, 87. Vgl. dazu *Villari*, I, 317: „il Savonarola vide più giusto di tutti — — — egli va messo perciò tra i più grandi fondatori di repubbliche.“ *Carducci*, Dello svolgimento della lett. naz. (Opp. ed. Bol. 1889, I, 152); „quel che nella mente italiana del Savonarola era avanzato di intendimento civile tra le ebrietà mistiche del chiostro, ei lo depose grandiosamente nella instituzione del Consiglio grande. — Villari I, 321 führt auch das Urtheil Francesco Forti's an, eines Juristen unsrer Zeit, welcher gleichfalls die Savonarola'sche Verfassung für die einzig richtige erachtet, deren Florenz sich zu erfreuen hatte: er stellt den Frate auf die höchste Stufe unter den großen Namen des 15. Jahrhunderts, ja der ganzen Geschichte der Republik.

[3] *Guicciardini*, Della istoria d'Italia, Friburgo (d. i. Florenz) 1775, I 305. — Ders. Storia Fiorentina, c. 17 (Opp. ined. ed. Fir. 1859, III 181). — Ders. Ricordi c. 21, 38, 376. Reggimento di Firenze p. 28. f. 1.

zufriedenstellen: „senza sodisfare all' universale non si fece mai alcuna repubblica stabile“. Die Aeußerung kann, im Munde des Verfassers des Principe, überraschen. Sie sagt im Grunde nur, daß, wenn eine freiheitliche Verfassung Dauer haben wolle, sie eine wirkliche und nicht eine Scheinfreiheit gewähren muß. Machiavelli war, als Savonarola fiel, schon 29 Jahre alt und bereits in Diensten der Republik verwendet. Er machte sich seine Auszüge aus den Lettere ai Dieci de' balia, wo seit 1495 über Savonarola berichtet wird. Interessant ist aber besonders der am 8. März d. J. an einen römischen Freund gerichtete Brief, in welchem Machiavelli über den Eindruck der von ihm selbst angehörten Predigten, besonders der berühmten auf Himmelfahrtstag, sich ausspricht. Es wird hervorgehoben, daß der Frate gegen die Gefahr eines Tyrannen spricht, äußerst heftig gegen die Geistlichen auftritt (e trattarli in modo che non ne mangerebbero i cani) und Alexander VI einen offenen Krieg erklärte, indem er ihn wie den nichtsnutzigsten aller Menschen behandle. „Er schickt sich“, sagt Machiavelli, „meiner Ansicht nach, in die Zeiten und färbt seine Lügen (bugie) mit der Farbe der Wahrheit.“ Anders urtheilt er schon in den Discorsi über die Dekaden des Livius (I 11), indem er sagt: „Savonarola war überzeugt, daß er unmittelbar mit Gott verkehre (che parlava con Dio). Ich will darüber nicht aburtheilen, denn über einen solchen Mann darf man nur mit Ehrfurcht reden. Viele Andere glaubten es auf Grund seines unantastbaren Wandels und seiner Doktrin.“ Ebendaselbst (I 45) lobt er die Klugheit, die Tugend und das Geschick des Frate in der Ordnung des florentinischen Freistaats, bezeugt aber auch, daß ihm nichts so sehr geschadet habe als die Verweigerung des Appells zugunsten der fünf als Parteigänger Piero's de' Medici zum Tod verurtheilten Bürger. Wir haben also Machiavelli auf unsrer Seite, wenn wir oben die Ansicht aussprachen, daß Savonarola's Verhalten in dieser Sache ein ungeheurer Fehler und der Anfang seines Niedergangs war. Machiavelli spricht dann noch von des Frate animo ambizioso e partigiano. Er habe es nicht verstanden, nach jenem Prozeß die Bürgerschaft wieder zu beruhigen und das Vertrauen in die Sicherheit der Staatsmaschine herzustellen. Einen weiteren Kommentar zu dieser Betrachtung gibt der Principe c. 6, wo dem Frate vorgeworfen wird, er habe, als die Menge aufhörte an ihn zu glauben, nicht für die Mittel gesorgt gehabt, sich am Ruder zu erhalten. Seine Meinung geht offenbar dahin, Savonarola habe versäumt, die Exekutive durch eine gutorganisirte Militärmacht hinreichend zu stützen, so daß er nach dieser Seite ganz auf fremde Hülfe angewiesen war.[1])

Es wird schwer sein, über Savonarola als Politiker ein gewiegteres und besser begründetes Urtheil abzugeben, als wir es bei Machiavelli finden. Wer war in politischen Dingen kompetenter als er? Aber worin er nicht hinreichend kompetent war, war die religiöse Seite bei Savonarola. Der kalte Skeptiker hatte für diese Dinge kein Verständniß. Der Bußprediger langweilte und irritirte ihn und seinesgleichen. Man hört den ganzen Aerger der aufgeklärten Renaissance aus den Worten heraus: der Frate macht uns mehr zu schaffen als Hunger und alles Uebrige — noi eravamo gravati da fame, gravezze, chè la ventina si era scoperta, et dai minacci del Frate chè ei premevano più che il male. Er findet, Savonarola falle ins Lächerliche, wo er die Fastenpredigt damit beginnt, die Worte ego autem constitutus sum rex auf das Kanzelpult zu schreiben und zu deklamiren: es solle ihn der Teufel holen, wenn er je die Lossprechung von dieser Exkommunikation nachsuche.

Machiavelli war ein schrecklicher Skeptiker — aber er hatte schrecklich viel Verstand.

Vor uns liegt eine prachtvolle Florentiner Bronze, die den entsetzlichen Realismus dieses Kopfes und den schamlosen Spott seiner Lippen wunderbar wiedergibt. Unter dem Portrait stehen die Worte: non far mai bene — non avrai mal male. Zu dieser Tiefe der Einsicht hatte der Poverello von S. Marco es freilich nie gebracht. Aber man kann nicht leugnen, Machiavelli hat genau gesehen, woran Savonarola als Politiker nothwendig scheitern mußte. Jedenfalls umspannte sein Blick die Verhältnisse besser, als derjenige Jacopo Nardi's, der den Untergang des Frate in seinem Venezianer Discorso von 1534 auf den unglücklichen Ausgang der Feuerprobe zurückführte.[1])

Fügen wir diesen Zeugnissen noch das eines vierten bedeutenden Staatsmannes und Historikers bei; es ist dasjenige Pandolfo Collenuccio's, der 1495 Gesandter des Herzogs von Ferrara in Florenz war und 5 Jahre später von Giovanni Sforza in Pesaro erwürgt wurde. Seine Berichte über Savonarola sind voll tiefster Bewunderung für diesen, namentlich für die persönliche Erscheinung und Haltung des Frate: homo veramente divino, schreibt er am 4. Okt. 1495, majore anchora in presentia cho per scriptura.[2])

IV.

Neben der politischen Frage erhob sich diejenige nach der kirchlichen Orthodoxie des Frate.

Schon 1795 hatte, wie wir sehen, Alexander VI. Savonarola der novitas pravi dogmatis bezichtigt. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß er darunter die Behauptung eines unmittelbaren Verkehrs mit Gott, des Empfangs von Visionen und Offenbarungen verstanden hat. Was der Bericht der päpstlichen Kommissäre sonst Schreckliches erzählt (der Frate soll nach seinem eigenen Geständniß 14 Jahre lang nur zum Schein gebeichtet und seine Genossen in S. Marco verleitet haben, ihm das in der Beicht Anvertraute zu verrathen), werden wir ruhig auf das Lügenkonto des Bischofs Romolino setzen dürfen. Nach Nardi's Zeugniß ließ der Papst zunächst alle Schriften Savonarola's verbieten und an den Erzbischof abliefern. Aber nach einigen Tagen wurden die Bücher zurückgegeben, und man konnte sie, ohne durch die Inquisition belästigt zu werden, ja stellenweise mit Genehmigung derselben in Florenz und Venedig nachdrucken. Julius II. war offenbar Savonarola günstig gesinnt; wenn es wohl auch nicht hinreichend verbürgt ist, daß er, wie Burlamacchi berichtet,[3]) den Mönchen der Quercia in Viterbo gegenüber seine Absicht, ihn zu kanonisiren, ausgesprochen, so kann es doch kaum zweifelhaft erscheinen, daß er Raffael gestattete, den Frate

1) *Machiavelli Estratti*, in den Opp. ed. Fir. Passerini e Milanesi, Fir. 1874, II 253 („Fra Girolamo in questi tempi faceva il diavolo“) u. 5, Discorsi I c. 11 u. I c. 45, ed. Opp. ital. 1813, III 831 und 133. — Lettere Famil. n. 2 (eb. VIII 7). — Principe c. 6 (ed. *A. Burd*, Oxf. 1871, p. 211). — In Burds Ausgabe, S. 373, ist App. I nachzulesen, wo Machiavelli's Ansichten über S. ausführlicher noch als bei Brosch D. Ztschr. f. Geschichtsw. 1893, N. F. II 271, zusammengestellt sind.

1) *Nardi, Jacopo*, Vita di Antonio Giacomini e altri scritti minori, Fir. 1867, p. 220. Auch abgedr. bei Villari I. Doc. XVIII, p. LXXV. — Zu dem Obigen ließe sich noch manches andere Urtheil heranziehen (vgl. z. B. *Luigi Randi* Frate Girol. Savonarola giudicato da *Pietro Vagliente* cronista Fiorentino, in Rivista delle Biblioteche, IV 39—42. Fir. 1893).

2) *Cappelli*, in Atti della Deput. d'istoria patria dell' Emilia. 1869. IV 406.

3) Pastor (Zur Beurtheilung Savonarola's, Freib. 1898, S. 20) führt die Aeußerung auf Bottonio zurück, der den Burlamacchi mit zahlreichen Wundergeschichten bereicherte. Das hatte vorher schon Carducci (Opp. II 75) gethan. Uns scheint der Text des sogenannten Burlamacchi vorläufig noch zu sehr im Argen zu liegen, als daß sich hierüber etwas Zuverlässiges sagen ließe.

nebst Dante unter den großen Kirchenlehrern der Disputa zu malen.[1]) Leo X. soll die Schriften des Frate einer abermaligen Prüfung haben unterziehen lassen, ohne daß eine Censur erfolgte. Aber es änderten sich die Dinge sehr zu Ungunsten des Mönches, als der Kardinal Caraffa 1555 den päpstlichen Stuhl bestieg. Es wäre überraschend gewesen, wenn der Name des Mannes, welcher die Inquisition aufs neue belebte, sie zu höchster Blüthe brachte und das geistige Leben Italiens für zwei Jahrhunderte zerknickte, nicht aufs innigste mit der Verfolgung Savonarola's verknüpft wäre. So große Todte jagen auch nach Jahrzehnten einem jeden Tyrannen Schrecken ein. Die Ausarbeitung des Index der verbotenen Bücher gab vortrefflichen Anlaß zu einem neuen Prozeß gegen den Frate (1558).[2]) Noch als Kardinal hatte Caraffa seinen Theatinern alle Savonarola'schen Schriften weggenommen; Papst geworden, befahl er den in S. Maria sopra Minerva versammelten Predigermönchen, dieselben zu verurtheilen und wegzuschaffen. In diesem Krieg gegen den Frate leisteten ihm außer den Franziskanern und Augustinianern[3]) namentlich die Preti riformati di buon Jesù, wie man damals die Jesuiten noch hieß, gute Dienste. Sie klagten überall die Schriften des Frate als haeretica et scandalosa an. Man servirte dem Papst einige Auszüge aus den Predigten, die ihn in die größte Aufregung versetzten, so daß er mit dem Ausruf: das ist ja ein zweiter Martin Luther, solche Lehre ist entsetzlich (mortifera)! den Befehl gab, die Bücher des Frate zu verbieten. Es erhob sich der Kardinal Matteo Ghislieri von Alessandria (später Pius V.), der früher Savonarola auch abgeneigt war, und versprach, daß die Kongregation ihre Pflicht thun werde. Inzwischen gelang es ihm, nachzuweisen, daß die Gegner Savonarola's diesen entweder nicht gelesen oder mißverstanden hätten. Der Jesuitengeneral Lainez leugnete jetzt selbst, die Censur Savonarola's geschrieben zu haben, die man ihm als sein Werk vor die Augen hielt. Man sieht, das si fecisti nega hat sich frühzeitig bei diesen Herren als Haustugend eingestellt. Es erhoben sich zahlreiche Anwälte und Vertheidiger des Frate, wie der Magister S. Palatii, P. Paolo Aretino, Fra Matteo Lachi, P. Paulinus Bernardini. Das Ende vom Lied war, daß die Schriften und die Lehre Savonarola's weder als häretisch noch als schismatisch, irrthümlich oder skandalös erklärt wurden; doch wurde der Dialogo della Verità profetica, die Esortazione fatta al Popolo com 7. April 1498 und 14 Predigten verboten. P. Quetif unterläßt nicht, den schmählichen Ausgang Caraffa's und seiner Nepoten als die Strafe für diesen Feldzug gegen seinen Helden zu erklären. Das Konzil zu Trient beschloß, daß die censurirten Schriften nicht sollen gelesen werden, bis sie nach den Censuren der Kommission emendirt erschienen seien. Diese Expurgation ist aber nie zustande gekommen, und infolgedessen scheinen die von 1598 von dem Dominikanergeneral Michele Bonelli, einem Neffen Pius' V., und die später in Lyon 1623 geplante Gesammtausgabe der Werke gescheitert zu sein. Es gibt eine solche bis heute noch nicht. Die unter Paul IV. censurirten Schriften stehen jetzt noch mit dem Vermerk donec emendantur auf dem Index, und es hat dieser auch die Zusammenstellung aller auf die Reform der Kirche bezüglichen Savonarolatexte aufgenommen, welche der Dominikaner Luca Bettini 1536 und 1543 veröffentlichte.[1])

Bei dem Prozeß von 1558 unterließ der Fra Paolo Bernardini de Lucca nicht, hervorzuheben, daß im Dominikanerorden, selbst in der Minerva, überall für einen Savonarola günstigen Ausgang der Untersuchung gebetet werde. Diese Offenbarung mag Caraffa sehr ungelegen gekommen sein. Noch ungelegener mußte es den geistigen Nachkommen der Arrabiaten sein, daß nun auch Personen, welche in der Kirche als Heilige angesehen oder nach ihrem Tode kanonisirt wurden, unverhohlen ihrer Bewunderung für den Frate Ausdruck gaben und kein Hehl daraus machten, daß sie selbst zu ihm als einem Heiligen aufblickten und beteten. Man hatte sich schon zu erzählen gewußt, die hl. Colomba von Rieti, die 1501 in Perugia hochverehrt starb und 1571 durch Pius V. beatifizirt wurde, habe die Seelen Savonarola's und seiner beiden Leidensgenossen vom Scheiterhaufen zum Himmel auffahren gesehen. Sicher ist, daß eine andere, in hohem Ansehen stehende Frau mit der Seele Fra Girolamo's in mystischem Verkehr zu stehen glaubte. In Prato war 1503 nach den von Savonarola 1495 bei seinem Aufenthalt daselbst gegebenen „Voraussagungen" ein Frauenkloster gegründet worden, in welchem Florentiner Damen aus großen Häusern, zwei Neri, eine die Wittwe eines Medici u. s. f., Aufnahme fanden. Hier trat die von patrizischen Eltern abstammende Alessandra de' Ricci, geboren 1522, ein; und hier hatte sie als Suor Caterina 1540 jene Erscheinung des Frate, in welcher sie sich von schwerer Krankheit plötzlich geheilt sah. Sie verfaßte aus Dankbarkeit gegen ihren Retter eine „Lauda" auf ihn und bewahrte mit großer Andacht das von Fra Bartolommeo gemalte Bildniß, welches die Unterschrift trug: Hieronymi ferrarensis a Deo missi prophetae effigies. Im Besitz dieses Klosters San Vincenzo befand sich auch ein von einer Suor Maria Maddalena Ridolfi herrührendes Buch mit dem Titel „Secondo libro della vita e morte del nostro profeta e martire fra Girolamo e suoi compagni."[2]) Das war die Stimmung und Atmosphäre, aus welcher auch jene Offizien des Fra Girolamo hervorgingen, welche zu Ende des 16. Jahrhunderts, sei es in S. Marco, sei es in anderen Dominikanerklöstern, entstanden.[3]) Kein Wunder, daß 1583 (26. Aug.) der Erzbischof von Florenz, Alessandro de' Medici, sich in einem Briefe an den Großherzog bitter über die Zunahme des Savonarola-Kultus beklagte und zu berichten weiß, daß man

---

[1]) Pastor, a. a. O. S. 21, bestreitet dies, weil er die Züge Savonarola's in dem Kopf neben Dante nicht wieder findet. Aber den Kopf neben Dante hat man nie für denjenigen des Frate angesprochen, sondern man sucht letzteren in dem dritten Kopf zur Linken Dante's, und dieser hat freilich Savonarola's Züge, wenn auch etwas verstärkt und idealisirt. Jedenfalls hat das 16. Jahrhundert an die Anwesenheit Savonarola's in der Disputa geglaubt, wie aus Vasari's ganz bestimmtem Zeugniß hervorgeht (IV 332 *Mil.*).

[2]) Das bez. Material findet sich zusammengestellt bei Quetif, a. a. O. II 574 f. Vgl. dazu jetzt Reusch, Der Index d. verb. Bücher Bonn 1883, I 368 f. und die Centenariumszeitschrift der Florentiner Dominikaner, Heft 6, 88.

[3]) Ihnen war übrigens schon 1548 der bekannte Theologe des Predigerordens Ambrosio Catharino Polito mit seinem Discorso contra la dottrina e le profesie di Fra Gir. Savon., Venezia 1548 vorausgegangen.

[1]) *Bettini* L'oracolo della Renovatione della Chiesa. Ven. 1536 u. 1573. Demselben Bettini verdanken wir auch die Sammlung der Prediche del Reverendo frate Hieronimo Savonarola sopra i Psalmi etc. mit dem Prohemio a tutti li eletti di Dio, amatori della verità (stamp. in Venetia per Bernardino de Bindoni 1539). — Noch im Jahre 1603 erklärt ein Brief des Kardinals Alessandro d'Este (von Ferrara), alle Schriften Savonarola's seien durch den Index eigentlich verboten, doch wird Durchsicht und Korrektur zugesagt. (Arch. stor. Ital. App. VIII 202).

[2]) Vgl. Le Lettere spirituali e familiari di *S. Caterina de' Ricci* fiorentina, religiosa domenicana in S. Vincenzo di Prato, raccolte ed ill. da *Cesare Guasti*. Prato 1861. Dazu Carducci Opp. II 67 f. Jetzt auch Le Lettere di *S. Caterina de' Ricci* alla famiglia ecc., racc. da *Cesare Guasti*, pubbl. per cura di Aless. Gherardi Fir. 1890. Den visionären Verkehr der Heiligen mit Savonarola beschrieb Serafino Razzi in s. Vita di suor Caterina de' Ricci, Lucca 1594.

[3]) *Capponi e Guasti*. L'officio proprio per Fra Gir. Sav., scritto nel sec. XVI, Prato 1860/1863. Dazu Carducci a. a. O. — Ein anderes Officium machte *Gherardi* Nuovi Doc. p. 358 bekannt. Schon 1580 wird eines solchen gedacht.

mit Gewalt die Mönche von S. Maria Novella abhalten mußte, den Frate im Kreuzgang unter den Heiligen des Ordens zu malen. Neue Verfolgungen ergaben sich, da, wie der Erzbischof versichert, auch der Papst (also Sixtus V.) Savonarola „in malissimo concetto“ hatte. Diesen Dingen sah die hochbetagte Caterina de' Ricci noch ruhig zu, ohne anderen Sinnes zu werden. Bald nach ihrem Tode (2. Febr. 1590) zeigte sich Clemens VIII. (Aldobrandini) dem Frate höchst geneigt und man verkaufte 1600 in Rom ungehindert Bronzebilder Savonarola's, auf denen er als Lehrer und Märtyrer gefeiert war. Diesem Papst durfte Razzi auch sein Leben Savonarola's vorlegen; den Druck desselben scheint freilich der Erzbischof de' Medici hintertrieben zu haben. An dieser etwas günstigeren Wendung hatte ohne Zweifel die unverhohlene Sympathie ihren Antheil, welcher der letzte große Volksheilige Italiens, San Filippo Neri (geb. 1515, im selben Jahr mit Santa Teresa di Cepeda, gest. 1595) der Sache Savonarola's entgegentrug. An den Verhandlungen des Jahres 1558 nahm er den allerlebhaftesten Antheil: aus einem ekstatischen Zustande trat er mit dem Schrei: Vittoria, vittoria, o cari heraus, erklärend, die Sache Savonarola's sei nun gewonnen. San Filippo's edler und liebenswürdiger Biograph, der Kardinal Capocalatro, gibt dazu die Erläuterung, daß die Kongregation von der Reinheit der Lehre Savonarola's vollkommen überzeugt war und nur, um ungeeignetem Gebrauch der in einzelnen Schriften enthaltenen scharfen Aeußerungen über die Laster des Klerus vorzubeugen, solche auf den Index gesetzt habe. Wie die Kongregation habe auch der hl. Philippus den Ungehorsam Savonarola's und die Maßlosigkeit seines Temperaments verurtheilt. Was zwischen ihm und dem Frate das Band dargestellt, sei nicht Uebereinstimmung der Temperamente gewesen, die große Verschiedenheit aufwiesen, sondern es sei der Umstand gewesen, daß der das ganze Leben beider Männer beherrschende Gedanke die Reform der Kirche gewesen.[1])

Ueber die Stellung der Bollandisten zur Savonarola-Frage und über diejenige des Papstes Benedikt XIV. ist in neuester Zeit mehrfach verhandelt worden.[2]) Ueber Einzelheiten läßt sich da streiten; aber man wird nicht leugnen können, daß der gelehrte Papebroch zwar eine reservirte Haltung einnahm, es aber nicht für ausgeschlossen erachtete, daß die Acta Sanctorum eines Tages das Leben des Frate zu erzählen haben würden, d. h. daß er doch einmal von Rom kanonisirt werden könne, Das ist aus dem Munde eines Jesuiten, dem die Stellung des P. Lainez zu dieser Sache nicht unbekannt sein konnte, schon ein starkes Zugeständniß. Daß Papst Benedikt XIV. Savonarola in seinem Katalog der Heiligen aufführe, ist ein Mißverständniß. Es ist auch richtig, daß er dessen Ungehorsam tadelt, aber es wird auch nicht abzuleugnen sein, daß Prosper Lambertini sich in einer dem Frate und dessen Schriften sympathischen Weise geäußert hat, wie auch zu Ende des 17. Jahrhunderts der große florentinische Büchersammler, der gelehrte Antonio Magliabechi, ihm als einem santissimo e dottissimo uomo ein glänzendes Lob spendete.[3])

Die Verhandlung über Savonarola in den Tagen Pauls IV. hatte eine viel größere geschichtliche Bedeutung, als wohl Alle, die darüber geschrieben haben, ahnten.

In alten Zeiten wußten die Völker sich zu erzählen, daß nach großen Schlachten die Erschlagenen nächtlicherweile wieder aufwachten und mit erneuter Wuth den Kampf wieder fortsetzten.

Solch ein posthumer Geisterkampf war die Verhandlung von 1558: sie war die letzte Schlacht, die sich Piagnonen und Arrabiaten lieferten. Sie war, scheinbar von jenen gewonnen, im Grunde doch von Anfang an verloren: ihren Ausgang hatte schon lange Jahre vorher Michelangelo geschaut und dargestellt.

Ich kann nicht 24 Stunden in Rom sein, ohne nach S. Pietro in Vincoli zu wallfahrten. Immer treibt es mich zurück zu jener Krone der modernen Bildkunst, dem Moses des Michelangelo, dem idealisirten Julius II. mit seinem großen, von seiner Zeit nicht begriffenen, bald vergessenen und heute noch verleugneten Programm der neuen Führung des auserwählten Volkes. Moses sitzt da, aber er ist im Begriff, aufzuspringen. Es überkommt ihn helle Wuth über das, was er sehen muß. Gott hat alles für sein Volk Israel gethan, sein Prophet hat es geliebt wie eine Mutter ihr Kind: und dies Volk tanzt um das goldene Kalb. Italien! Ihm hat Gott alles geschenkt, er gab ihm die Mission, sein Gesetz zu hüten, er schenkte ihm seine Sendboten und Propheten, er schenkte ihm Dante und Savonarola. Und dies Volk und seine Priesterschaft tanzt um das goldene Kalb. Es exilirt von den Boten Gottes den Einen und verbrennt den Anderen.

Man weiß, daß Buonarotti als Jüngling zu denen gehörte, welche an den Lippen Savonarola's hingen. Ein Brief vom März 1497 zeigt die ganze Verachtung, welche der junge Künstler den Gegnern des Frate widmete. Daß er diesem treueste Verehrung bewahrte und sein Andenken in tiefster Seele festhielt, bezeugt uns Condivi. Keiner hat wie Michelangelo die Hoheit des Propheten wiedergegeben: aus den Predigten Savonarola's sind diese Gestalten mit ihrer das Jahrhundert strafenden Hoheit in seine Schöpfungen hinübergewandert. In seinen letzten Poesien brechen die Erinnerungen an die Kanzel von S. Marco wieder durch: Le favole del mondo m'hanno tolto Il tempo dato a contemplar Iddio.

Der Untergang der Freiheit seiner Vaterstadt hat Michelangelo ein Stück des Herzens abgebrochen. Trauernd kehrt er 1533 nach Rom zurück, wo er (1533—1541) das Jüngste Gericht malt. In jene Jahre fällt der Verkehr mit Vittoria Colonna und der sich um sie gruppirenden katholischen Reformpartei, an deren Spitze die Kardinäle Gasparo Contarini, Reginald Pole, Giovanni Morone, Jacopo Sadoleto stehen. 1537 finden sich die Freunde der Marchesa di Pescara in S. Silvestro am Monte Cavallo und im Garten der Colonna zu jenen berühmten Gesprächen zusammen, über die uns Francesco d'Olanda berichtet hat. In den Laubgängen des Parkes der Colonnesen wandelte der Schatten Savonarola's zwischen der Dichterin und dem Künstler. Der Frate führt ihm den Pinsel, während er am Weltgericht malt. Denn das Giudizio Universale der Sistina ist nichts anderes als das letzte Ausklingen der Weissagung des Mönches von dem furchtbaren Strafgericht, das über Italien und die Kirche kommen müsse. Der Christus dieses Gerichts ist der Christus Savonarola's: der Fluch, den er über die Verworfenen ausspricht, ist die Rache, welche das Gewissen Italiens an denen nimmt, welche die Freiheit des Volkes ausgeliefert und die Erneuerung der Kirche verweigert haben.

Die Geschichte des italienischen Idealismus ist zwischen Dante und Michelangelo beschlossen. Als Michelangelo den Pinsel niederlegte, mit dem er das Weltgericht geschaffen, war die Vita nuova der Nation ein versunkener Traum. Das Volk hatte die Messi di Dio, einen nach dem andern, glücklich verstoßen und verbrannt, die Schmach eines 300jährigen geistlichen und weltlichen Despotismus konnte

1) *Capocalatro*, La Vita de S. Filippo Neri. Mil. 1884. I 330 f.

2) Vgl. u. a. Quarto Centenario ecc. VII, S. 103. — **Pastor**: Zur Beurth. Savonarola's 16.

3) Vgl. die aus Cod. Riccard. 2780 im Quarto Centen. I, p. 9 abgedruckten Briefe vom J. 1679, in welchen die Absicht ausgesprochen ist, alles auf Savonarola Bezügliche in fünf Foliobänden zu sammeln.

sich mit all ihrer Korruption ungehindert über das bel paese niedersenken.

V.

Eine sympathische Beurtheilung Savonarola's konnte man bei den Franzosen voraussetzen, welche sich der Parteinahme desselben für das französische Bündniß erinnern mußten. So sah in der That Mézeray in dem Frate „la généreuse victime de la liberté et de la verité,"[1]) ein Urtheil, das merkwürdig absticht von demjenigen Bayle's, dessen berühmtes Dictionnaire historique (1702) ihn einen „lächerlichen und niedrigen Betrüger" schalt, der den Tod redlich verdient habe. Diese „Würdigung" Savonarola's ist im Grunde diejenige geblieben, mit welcher sich das philosophische Jahrhundert begnügte, bis herab auf Goethe, der ihn in seinen Noten zu Cellini „einen unreinen Enthusiasten, ein fratzenhaftes, phantastisches Ungeheuer" nannte. Als den Ausdruck des protestantischen Urtheils kann man diese Aeußerungen nicht ohne weiteres auffassen, so maßgebend Bayle für die literarische Kritik des 18. Jahrhunderts gewesen ist. Denn seit Luther hatte man sich innerhalb des deutschen Protestantismus doch sehr daran gewöhnt, in Savonarola einen Vorläufer der Reformation zu sehen, wie das auch Flacius, Beza u. A. bis herab auf Fabricius und Arnold gethan. Sehr heftig hatten sich Buddeus (1690) und Naudé (1712) gegen den Frate ausgesprochen, doch änderte Ersterer schon 1703 seine Meinung gänzlich, während z. B. Eberhard Weisman (1718) unter dem Einflusse Bayle's aus einem Bewunderer Savonarola's ein Gegner desselben wurde. Umsichtiger hob Schröckh (K.-G. XXXIII, 543) hervor, wie manches hinsichtlich des Frate noch unsicher sei und das Urtheil also vorsichtig sein müsse. Während er Savonarola weder von Selbsttäuschung noch Schwärmerei freisprach, zollte er seiner Religiosität, seiner Einsicht in die Gebrechen der Zeit, der Art, wie er aus der hl. Schrift den Samen wahrer Gottseligkeit schöpfte, alle Anerkennung. Auch innerhalb der katholischen Kirchengeschichtschreibung war das Urtheil, soweit sie durch Bzovius, Raynald, Natalis Alexander vertreten war, vorwaltend günstig. So vor allem auch bei Ludovico Antonio Muratori, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die historische Einsicht der Italiener in seiner Person darstellte. Auch er erblickt in dem Frate einen wahren Diener Gottes, eines besseren Schicksals würdig, und findet in seinen Schriften eine wunderbare Salbung und den Duft der Heiligkeit.[2]) Der ehemalige Jesuit Tiraboschi ist zurückhaltender. Er läßt die Frage offen, ob der Frate auf Grund übernatürlicher Inspiration gehandelt habe, tadelt aber an ihm seine Angriffe auf den Papst und seine Verachtung der Exkommunikation, um derentwillen man ihn, ehe die Kirche gesprochen, doch nicht als Muster der Heiligkeit aufstellen könne. Um dieselbe Zeit, als der Verfasser der ersten italienischen Literaturgeschichte dies schrieb, erschien mit dem falschen Datum Ginevra 1782 eine „Vita del Padre Girolamo Savonarola", deren anonymer Verfasser (der Florentiner Modesto Rastrelli) den Frate mit äußerster Feindseligkeit behandelt und die mit den Worten (S. 129) schließt: „so endigte Fra Girolamo, ein Mann von scharfsinnigem, aber boshaftem Geiste, der unzählige Personen verführte, eine ganze Republik in Zerwürfniß und Zwietracht brachte und den Tod oder Untergang vieler guten Bürger verursachte." Sofort antwortete ihm ein anderer Anonymus, der Dominikaner Vincenzo Bersanti, mit seinen vier Büchern „Della storia del P. G. Savonarola" (Livorno 1782), welche ein reiches Material zur Beurtheilung des Frate brachten, namentlich die verloren gegangenen Giornate des Lorenzo Violi benutzten und „den großen, unsterblichen Mann vertheidigte, dessen Scheiterhaufe ein so herrliches, glänzendes Licht auslöschte und allgemein, selbst bei schwachen Geistern, einen so demüthigenden Eindruck hinterließ" (S. 344). Diese Sprache klang neu und überraschend. Es hatten sich die Zeiten geändert. Die Medici waren den Weg alles Fleisches gegangen, in Florenz herrschte der aufgeklärte Großherzog Leopold und in Rom hatte Clemens XIV. eben den Jesuitenorden aufgehoben. Aber diese Einleitung einer neuen Phase der Savonarola-Literatur hatte zunächst keine Folge. Revolution, Kaiserreich und heilige Allianz lenkten die Aufmerksamkeit von solchen Gegenständen ab. Erst Sismondi warf (1832) wieder einen Blick auf ihn. Dieser bittere Feind Roms stellt in seiner „Histoire de la renaissance de la liberté en Italie" Savonarola das Zeugniß aus, daß er sich nirgends von dem katholischen Dogma entfernt, noch sich in dogmatischen Dingen die Freiheit des Urtheils angemaßt habe: sein einziges und ganzes Streben sei auf die Wiederherstellung der Zucht und auf die Reform des Lebens der Kleriker gerichtet gewesen. Anders urtheilte 3 Jahre später der protestantische Kirchenhistoriker Rudelbach, mit dessen „Hieronymus Savonarola und seine Zeit" (Hamburg 1835) die wissenschaftliche Forschung hier wieder einsetzt. Ihm ist der Frate der unzweifelhafte, offene Vorläufer Luthers, sowohl in seinem ganzen Auftreten, wie in seiner Lehre. Den zahlreichen Irrthümern und der die Quellen vergewaltigenden Methode Rudelbachs trat ein anderer protestantischer Theologe mit einem Buche entgegen, das namhafte neue Quellen nachweisen und manches ungedruckte Material zum Abdruck bringen konnte.[1]) Aber Meier hat mit diesen Quellen nicht umzugehen gewußt und so konnte er zu einem abschließenden Resultat nicht gelangen. Immerhin war er mit Erfolg bestrebt, ein gerechteres, alle Seiten der Frage richtig abwägendes Urtheil zu gewinnen und jener oberflächlichen Vorstellung gegenüber, welche in dem Frate nur einen leidenschaftlichen, politisch-religiösen Schwärmer, wie Arnaldo da Brescia, sah, durch Klarlegung des edleren und tieferen Grundes bei jenem die Spitze abzubrechen. In einer geradezu apologetischen Richtung bewegten sich Rio's und Cartiers Studien über Savonarola's Einfluß auf die Kunst (1836, bezw. 1847). Karl Hase gab (1851) eine Studie über Savonarola in seinen „Neuen Propheten" heraus, welche keinen tieferen Eindruck hinterließ. Auch das umfangreiche Werk des Franzosen Perrens (1853) hatte keinen durchschlagenden Erfolg, obgleich der Verfasser, unterstützt durch unsern im vorigen Jahre verstorbenen trefflichen Freund Msgr. Jacopo Bernardi in Venedig, manches neue Material zu bieten imstande war. Es fehlte ihm an hinreichender Sicherheit der Kritik und es gelang ihm niemals, sich ein klares Bild von seinem Helden zu machen. Viel geringer war die fast gleichzeitige Arbeit des Engländers Madden (1854), während die deutsche Literatur damals, wenn auch nicht mit einem historischen, so doch mit einem poetischen Werk einen mächtigen Wurf that. Lenau's berühmtes Gedicht (1853) konnte nicht den Anspruch erheben, die Savonarola-Frage zu lösen, aber der Dichter war auch hier, wie so manchesmal, der Lösung näher denn viele Kritiker, als er die schönen Verse niederschrieb:

O Menschen, Menschen, arge Thoren!
Weh' euch! was habt ihr hier gethan!
Wer gibt zurück, was ihr verloren,
Was ihr zerstört in euerm Wahn?!

---

1) *Mézeray*, Abrégé chronol. V, 357. *Moréri* in s. Grand Dict. hist. (s. 1674), Ed. Basle 1740, VI, 325 scheint dieser Auffassung zuzuneigen, obgleich er Savonarola's Maßlosigkeit gegen Alexander VI. zugibt.

2) *Muratori*, Annali d'Italia (z. J. 1498), IX, 396.

1) Fr. Karl Meier, Gir. Savonarola aus großentheils handschriftlichen Quellen. Berlin 1836.

Ihr habt den freundlichen Genossen,
Der eures Jammers sich erbarmt,
Das treu'ste Herz habt ihr verstoßen,
Und wisset nicht, wie ihr verarmt!

Die feste Grundlage für die Beurtheilung des Frate wurde, wie sich das ziemte, durch Florentiner Forscher gewonnen. Die archivalischen Erhebungen des edlen und liebenswürdigen letzten Priors von San Marco, des um die Kunstgeschichte der Dominikaner so hochverdienten Padre Vincenzo Marchese [1]) (Arch. stor. Ital.), dann seine bibliographischen Arbeiten (1850, 1854, 1860 f.) erschlossen eine Menge neuer Quellen und ließen uns, nach langer Zeit, zum erstenmal die Sprache des alten florentinischen Piagnonen, den Enthusiasmus des echten Fratellesco vernehmen. Schoß diese begeisterte Vertheidigung über die Linie hinaus, so ließ sie auch noch eine tiefere Kenntniß der Schriften des Frate missen. Bartolommeo Aquarone's „Vita di Fra Girolamo Savonarola" (1857) ermangelt des Verdienstes nicht, aber erst Pasquale Villari konnte mit seiner „Storia di Girolamo Savonarola" einen dauernden, wenn auch nicht unbestrittenen Sieg gewinnen (1861, 2. A. 1887). Das Werk war gestützt auf eine große Masse neuen Quellenmaterials; es war getragen durch eine unbestechliche Wahrheitsliebe, politische Einsicht, vorzügliche Kenntniß der Zeit, um die es sich handelte. Trefflich geschrieben und nie ermüdend, wird es stets eines der standard works unsrer historischen Literatur bleiben, und man kann nur wünschen, daß sein ausgezeichneter Verfasser, dem wir die wärmste persönliche Verehrung entgegenbringen, baldigst zu einer Neubearbeitung des Buches gelange. Denn inzwischen haben auch andere Italiener nicht gefeiert. Die Cesare Guasti, Carlo Capponi, Antonio Cappelli, der uns Savonarola's Verhältniß zum Herzog von Ferrara dokumentarisch beleuchtete (1869), Del Lungo, Carlo Cipolla, Ign. Ciampi, Attilio Portioli, Ant. Cosci, vorzüglich Al. Gherardi [2]) u. A. haben durch Quellenpublikation manche Lücke unsrer Kenntniß ausgefüllt. Fast alle diese Schriftsteller stehen auf dem Boden der durch Villari geschaffenen Grundlage. Ihre Stellung zu Savonarola ist durchweg höchst sympathisch, wie sie florentinische Luft und italienischer Patriotismus eingeben muß. Das spezifisch religiöse Moment tritt hier mehr oder weniger zurück, es ist auch bei Villari nicht eigentlich maßgebend. Hier, in dieser Beurtheilung, kommt vor allem das politische und das rein menschliche Element zu seinem Recht.

„Einige," sagt Villari, „versuchten nachzuweisen, daß Savonarola nicht der Urheber des Consilio Maggiore gewesen, da Soderini die Idee von Venedig mitgebracht hatte; daß er ferner den Monte di Pietà (das Pfand- und Leihhaus) nicht erfunden, da es schon vorher von Anderen empfohlen war u. s. f. Aber damit ist nichts bewiesen. Savonarola erfand überhaupt keine der Institutionen, die er in Florenz einführen ließ, und darin besteht sein Hauptverdienst. Die Institutionen werden nicht erfunden oder aus dem Nichts geschaffen; sie sind das Ergebniß ihrer Zeit und der allgemeinen Lage eines Volkes. Savonarola wußte sie gewissermaßen wieder auszugraben und neu zu beleben; er hatte die Kraft, die Menge zu ihnen zu überreden und sie zur Einführung derselben zu bewegen. Und das ist vielleicht das größte Lob, welches man einem politischen Genie spenden kann. Wir wiederholen es: Savonarola sah richtiger als alle Anderen, denn er sah die Dinge an mit seinem gesunden Menschenverstand, mit seiner tiefen Liebe zum Guten, mit seinem von vorgefaßten Theorien freien Geiste und ohne alle Parteileidenschaft. Er wird darum stets den größten Gründern eines Freistaates beizuzählen sein." (I, 317.)

Ueber die Stellung des Frate in der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung spricht sich Villari (II, 257) in seiner „Conclusione" also aus: „Savonarola war der Erste, welcher jenes Banner hochhielt und der Welt zeigte, das nach der großen Zeit der Humanisten das Herannahen der eigentlichen Vertreter der Renaissance ankündigte. Er zuerst hat im 15. Jahrhundert gefühlt, daß dem menschlichen Geschlecht ein neues Leben bevorstehe, und seine Stimme fand einen Wiederhall in jenem Theil des italienischen Volkes, der noch unverdorben war. Er kann daher wirklich der Prophet einer neuen Kultur (il profeta del nuovo incivilimento) genannt werden. Wer ihn nur als Haupt einer Partei, einer Seite oder eines Systems gelten läßt, täuscht sich vollkommen und kennt weder ihn noch seine Zeit." Villari setzt dann weiter auseinander, wie die Renaissance noch nicht die moderne Civilisation, sondern nur deren Vorhalle ist, wie aber die Menschen, welche sie vertreten, das neue Geschlecht der Menschheit durch ihre Ideen und damit die moderne Kultur begründen. „Savonarola, obgleich nicht frei von den Vorurtheilen und dem Aberglauben seiner Zeit, war der Erste, der in seinem Jahrhundert die Menschheit jenem Ziele entgegentrieb, das wir heute noch nicht erreicht haben, das wir aber mit verdoppelter Kraft anstreben. Er wollte Vernunft und Glauben, Religion und Freiheit miteinander in Uebereinstimmung bringen. Sein Werk hängt zusammen mit demjenigen des Konzils von Konstanz, mit demjenigen Dante's und Arnolds von Brescia. Er zielt auf jene christlich-katholische Reform, welche die ewige Sehnsucht aller großen Italiener und mancher der größten Denker der ganzen gebildeten Welt war. Diese Reform ist jetzt eine allgemeine Ueberzeugung geworden, sie ist auf dem Wege, eine Thatsache zu werden. Dann wird das Christenthum, in seinem Glauben neu belebt, durch die Vernunft gekräftigt, seine wahre Entfaltung in der Welt gewinnen, und Italien wird nicht der letzte unter den wieder neu belebten Kulturstaaten sein. Vielleicht wird sich dann klar herausstellen, daß, wenn die Kirche im 15. Jahrhundert auf die Stimme Savonarola's gehört hätte, die Reformation (von 1517) keinen Platz gehabt hätte und der große Konflikt zwischen ihr und der Vernunft und Freiheit uns erspart worden wäre. Alsdann wird man auch Charakter und Leben dessen besser verstehen, welcher für diese Sache ein glorreiches Martyrium erlitten hat."

Wir haben diese Sätze hier ausführlich aufgenommen, weil sie wie keine andere Aeußerung die wahre Herzensmeinung derjenigen aussprechen, die vor einem halben und noch vor einem Vierteljahrhundert an der Wiedergeburt Italiens arbeiteten. Es gab indessen Nuancen in der Auffassung, und nicht alle Väter des heutigen geeinten Italiens waren Savonarola gegenüber so enthusiastisch gestimmt wie Villari, dessen Buch vielfach als eine reine Apologie des Frate bezeichnet worden ist. Gino Capponi's Haltung war ursprünglich eine sehr reservirte. Der Enthusiasmus seines Neffen Carlo und Cesare Guasti's führte ihn jedoch dazu, in der Neuausgabe seiner „Storia della Repubblica di Firenze" (1876, II, 62) die Worte zu schreiben: „Savonarola war in religiösen Dingen kein Neuerer und kein Vorläufer der deutschen Reformatoren. Er war nur ein Prediger, welcher die offenen Laster der Hierarchie zu geißeln brannte, und dafür hat man ihn verbrannt. Keiner der Führer der Reformation erreichte ihn an Hoheit der Empfindung. Er blieb auf dem Schlachtfelde, was er vorher gewesen: Katholik, Mönch, eine große

[1]) *Marchese* in s. Memorie de' più insigni pittori ecc. Fir. 1845, 1854, 1869, 1878; ferner in S. Marco illustrato, Prato 1850—53; in Scritti varii, Fir. 1855, 1860.

[2]) *Al. Gherardi*, Nuovi Documenti e Studi intorno a Girol. Savonarola. 2. ed. Fir. 1887, wo S. 11—15 die Bibliographie der neueren Literatur nachzusehen ist.

Seele mit großem Verstand." Cesare Balbo gab ein Urtheil, welches in mehr als einer Beziehung den Nagel auf den Kopf traf: „Die Einen machen aus Savonarola einen Heiligen, die Anderen einen Häresiarchen und Vorläufer Luthers, wieder Andere einen Heroen der Freiheit. Alles das sind Träume. Die wahren Heiligen treiben im Tempel Gottes keine irdischen Geschäfte; die echten Häretiker sterben nicht wie Savonarola trotz aller Verfolgung im Schoß der Kirche, und die wahren Heroen der Freiheit sind etwas vorsichtiger und verlaufen sich nicht wie er in einer Sackgasse. Er wahr ein richtiger Enthusiast und hätte vielleicht mehr Glück gehabt, wenn er sich als Geistlicher darauf beschränkt hätte, gegen die zunehmende Korruption Italiens zu predigen."[1])

Ein großer Mann aus diesem Kreise, Niccolo Tommasèo, ist dagegen wieder ganz auf Seiten Guasti's, um mit Caterina de' Ricci in Savonarola einen Heiligen zu sehen.[2]) Ebenso jener liebenswürdige und feine Denker, der noch jetzt hochbetagt und hochgeehrt in Florenz lebt, Augusto Conti, der in Savonarola „einen großen Mann und Katholiken sieht, der eifrig bedacht war, das menschliche Element der Gesellschaft zu reformiren, das göttliche unverkürzt zu bewahren."[3]) Die beiden größten Namen der italienischen Philosophie um die Mitte des Jahrhunderts, Rosmini und Gioberti, scheinen dem Frate nicht geistig näher getreten zu sein; Letzterer spricht nur einmal von dem Charakter seiner prophetischen Beredsamkeit. Es kann das um so auffallender erscheinen, als Gioberti's Ideen über die Reform der Kirche sich auf vielen Punkten mit denjenigen Savonarola's begegnen.

Unter denjenigen, welche in der Erforschung der italienischen Literaturgeschichte vorangehen, glänzen die hochverdienten Namen Isidoro del Lungo's und Carducci's. Niemand wird unserm Freund del Lungo abstreiten, einer der besten, vielleicht neben Villari der beste Kenner des Florenz von Dante herab bis auf Poliziano zu sein. Er nennt Savonarola „profeta e tribuno", „einen katholischen Reformator, der die von der Kanzel aus verkündigten Wahrheiten mit seinem Blut besiegelt, und zwar als Märtyrer starb, die Hand dessen küssend, der ihn erschlug. Seine Geschichte ist insofern mit der der Reformation verbunden, als er in seiner Predigt und bei seinem Tode der römischen Kirche eine liebevolle Ermahnung, eine gewissenhafte Darlegung gab, die, unbeachtet geblieben, zwar weder Ursache noch Aufforderung zur deutschen Reformation bot, wohl aber ein Proömium zu derselben bildet."[4])

Sehr verschieden sieht del Lungo's Freund Giosuè Carducci diese Dinge an. „Savonarola," sagt der Dichter der Satansoden in seinem 4. Discorso über die Entwicklung der nationalen Literatur, „sprach die Formel aus: Erneuerung der Kirche. Es war zu spät. Was sich aus dem mystischen Rausch des Klosters an gesundem Verständniß für das bürgerliche Leben im Geiste Savonarola's abgehoben hatte, das goß er in großartiger Weise in die Institution des Consilio grande: im übrigen ist er als religiöser Märtyrer und mystischer Reformator nur — beklagenswerth (egli è misero) —, soweit es erlaubt ist, so etwas von Jemand zu sagen, der die Menschheit adelte, indem er sein Blut für seinen Glauben (?) dahin gab. Am Schluß des 15. Jahrhunderts das Mittelalter zurückrufen, den Propheten inmitten einer Generation spielen, in der bereits Guicciardini heranwuchs; eine Stadt, in der Boccaccio seine Novellen erzählt; in der soeben erst ein Pucci gestorben war; die Phantasie der Menschen von der Natur, die sich soeben ihr erst geoffenbart, die Geister von der Freiheit und deren kürzlich gewonnenen Werkzeugen zu der Scholastik zurückrufen, das alles war ein ebenso stolzes als unzeitgemäßes und vergebliches Unternehmen. Die Renaissance brach überall durch; aus allen Marmorwerken, aus allen Gemälden, aus allen Druckwerken der Florentiner und der Italiener brach die Rebellion des Fleisches gegen den Geist, der Vernunft gegen den Mystizismus durch; und er, der arme Frate, richtete seine unschuldigen Scheiterhaufen auf gegen Kunst und Natur, während ihm als Rebellen und Exkommunizirten namens des Autoritätsprinzips ganz andere Scheiterhaufen zugedacht waren. Er sah nicht, daß Italiens Reform in dem heidnischen rinascimento lag und die rein religiöse Reform anderen, ernstlicher christlich gesinnten Nationen vorbehalten war. Er sah nicht, der arme Frate, wie mitten im Reigen seiner Piagnonen, in irgend einer Ecke der Piazza das bleiche Gesicht Nicolò Machiavelli's schon lächelte."

Wie man sieht, ist das ungefähr das gerade Gegentheil von dem, was Villari und del Lungo für das Richtige halten. Sagten wir nicht zu Eingang dieser Studie, daß die Geschichte der Beurtheilung Savonarola's gewissermaßen eine Geschichte des kirchenpolitischen Urtheils unsrer Zeit sei?

Aber diese Auffassung Savonarola's bei Carducci, welche den Jahren 1868—1871 angehört, deckt sich auch nicht mit derjenigen, welche wir bei dem Carducci von 1861 finden. In der damals erschienenen Besprechung der von Guasti herausgegebenen Briefe Caterina de' Ricci's (Opp. II, 104) wird ausdrücklich zugestanden, daß die lange Erhaltung des Savonarolakultus durch zwei Jahrhunderte kirchlichen und politischen Despotismus hindurch, der Umstand, daß die Erinnerung an den Frate noch 90 Jahre nach dessen Tode Fürsten und Prälaten erschreckte, daß die angesehensten und strengst kirchlich gesinnten Männer, Heilige und Päpste, die Sache Savonarola's als die Sache Christi erklären konnten, daß fromme und gelehrte Mönche zu ihm als einem Heiligen und Märtyrer beteten und arme Nonnen ihn in ihren Visionen sahen — daß all diese Dinge sowohl das Bedürfniß einer Erneuerung der Kirche als das Vorhandensein der Grundbedingungen zu einer solchen in dem Italien des 16. Jahrhunderts beweisen. Hier sieht denn Carducci in Savonarola den Abschluß und die letzte Verkörperung des demokratischen Mönchthums, wie es das Italien des 13. und 14. Jahrhunderts geliebt hatte, und zugleich den Typus jener den besten der in sich gekehrten und der Einsamkeit ergebenen Naturen eigenen Verachtung der an der Kurie herrschenden Korruption; die Mischung der republikanischen Gesinnung des Arnaldo mit dem politischen sdegno Dante's und Petrarca's und den mystischen Seltsamkeiten eines Jacopone. Aus all diesen ihm vorausgegangenen Elementen hob der durch sie genährte Geist des Frate die Formel des „Rinnovamento della Chiesa" ab; einer Erneuerung, die das Dogma unberührt ließ, aber die alte Disciplin und den demokratischen Grundzug der primitiven Kirche herauszustellen trachtete. Im 16. Jahrhundert fand sein Streben den Beifall aller derer, welche der guten Tradition Italiens treu geblieben waren. Nicht den der offiziellen Welt. Man kann nicht ohne Trauer daran denken, daß eine Vittoria Colonna, ein Flaminio, ein Trissino als Ketzer verfolgt waren, während Niemand an dem „guten Katholizismus" einer Cortigiana wie Tullia von Aragon, eines geistlichen Buffone wie des Kardinals Bibbiena, Verfassers der schlüpfrigen Calandra, eines Erzbischofs Casa, Verfassers des Forno, eines Abtes Firenzuola, Verfassers eleganter Lascivitäten, zweifelte. Das Konzil von Trient, fährt Carducci fort, verbesserte zwar die Disciplin des Klerus,

[1]) *Balbo, Cesare*, Stor. d'Ital. 10. ed. Fir. 1896. p. 276.
[2]) *Tommaséo* cit. in Quarta centenario. Heft VI, 85.
[3]) *Conti A.*, Famiglia e scuola, IV, 81. — Centen. I, 16. Tommaséo und Conti steht Cesare Cantu sehr nahe, welcher (Ital. ill. Mil. 1874, III, 650) die Selbstlosigkeit und Größe der Persönlichkeit anerkennt, indessen auch sagt: Der Frate sei gewesen „un' elegia del passato piuttosto che una tromba dell' avvenire."
[4]) *Del Lungo* in Arch. stor. Ital. N. S. XVIII, 1, p. 2.

aber es ließ die Herrschaft einer präpotenten Hierarchie bestehen, die sich mit der offenen Tyrannei zum Untergange jeglicher Freiheit verband. Die Frucht dieses Bündnisses war der Jesuitismus. Mit den großen, populären, dem ganzen Leben der Nation zugewandten Volksheiligen, wie sie noch Filippo Neri dargestellt, war es jetzt vorbei, und es entwickelte sich ein egoistischer Asketismus, der mit einer abergläubischen Materialisirung des ganzen Religionswesens endigte. Mit einer in diesem Wesen erstarrten Kirche kann Italien nicht freundschaftlich zusammenleben, und darum ist Cavours Formel von der „freien Kirche im freien Staat“, namentlich in der von Ricasoli gegebenen Deutung, ein Unding. Sie schafft einen Staat im Staat, und zwar einen Staat, dessen hierarchische Gewalt, allenthalben kräftig konzentrirt, für den konstitutionellen Staat eine Drohung wird, umsomehr, als er zur Bekämpfung desselben sich auf seine kosmopolitische Natur stützen kann. Diese Formel entspricht auch der bürgerlichen Freiheit nicht, weil sie Rom die unbeschränkte tyrannische Herrschaft über alle katholischen Geister zuläßt. Die hierarchische Konzentration, die prälatizische Korruption und Aristokratie muß beseitigt werden. Dies Problem kann nur gelöst werden durch Zurückgreifen auf die Ueberlieferung unsrer Vorfahren, in der Erneuerung der Kirche in ihrer primitiven, christlichen Volksthümlichkeit (democrazia!).“

Wenn einige Leser des Spectators vielleicht die Frage aufgeworfen haben sollten, ob der breite Raum, den wir dem Centenar des Fra Girolamo angewiesen, denn eigentlich in den Rahmen unsrer „Kirchenpolitischen Briefe“ hineinpasse, so dürften allein schon die hier vorgelegten Ausführungen des Hauptes des antikirchlichen Liberalismus Italiens die Antwort geben. Jedermann sieht, daß mit der Savonarola-Frage die schwersten Probleme der heutigen Kirchenpolitik aufgerührt sind und daß eine Verständigung über dies Thema von allen denen gesucht werden muß, welche die heutige kirchenpolitische Lage Italiens insbesondere zu verstehen trachten.

Ein so glänzender Kritiker wie Giosuè Carducci konnte sich darüber am allerwenigsten einer Täuschung hingeben, so wenig wie über den Wandel in seinem eigenen Urtheil. Hatte er in dem „Inno a Satana“ Savonarola noch als Vorläufer Luthers und der Revolution gepriesen,[1]) so lehnte er 1897 das ihm angetragene Präsidium der Savonarola-Feier zu Ferrara mit folgender Begründung ab: „Ich kann in der Vaterstadt Savonarola's nicht über diesen sprechen (non posso e non devo). Um bei diesem Anlaß würdig von ihm zu sprechen, müßte man von Geschichte, Kunst, Kultur andere Vorstellungen haben, als ich. Für mich ist Savonarola in Kunst und Literatur ein Ikonoklast der Renaissance. Er wollte eine mönchische Demokratie gründen und aus Florenz ein Kloster machen.... Es bleibt der Mensch übrig: über ihn können nur überzeugte, ernste, ehrenwerthe Katholiken als Interpreten und Vertheidiger seines Geistes und seines Lebens das Wort führen. Niccolò Tommaséo und Cesare Guasti hätten das in Florenz und S. Marco thun können. Ich kann das nicht in Ferrara, neben dem Schloß der Este. Was hätte ich zu sagen? Soll ich übel von Savonarola sprechen? Dazu wäre es weder an der Zeit noch am Orte, und ich möchte es nicht thun. Ich ziehe also meine Zusage zurück — decisamente, risolutamente, fortemente. Non più Savonarola.“

[1]) Hier läßt Carducci den Satan selbst unter der Kutte des Mönchs wirken:

E pugni e predichi
Sotto la stola
Di Fra Girolamo
Savonarola.

Das war auch genau die Meinung Francesco de Sanctis', welcher derselben Schule wie Carducci angehörte. Er malt die Illusion, in welcher sich Savonarola befand, als er mit seinem Ruf „Penitenza, Penitenza“ das Fundament einer neuen Ordnung in Florenz glaubte legen zu können. Die fröhliche und skeptische Bürgerschaft bot dafür keinen Boden. Er meinte Glauben und Sitte restauriren zu können, indem er den Krieg gegen Bilder, Bücher und Feste führte, als ob das das Uebel und nicht vielmehr die Folge des Uebels gewesen wäre. Das Uebel lag im Gewissen, aber das Gewissen läßt sich nicht zwingen. „Es braucht Jahrhunderte, um ein kollektives Gewissen zu bilden, und wenn es sich einmal gebildet hat, läßt es sich nicht an einem Tage wieder auseinandernehmen. Wer die langsame und schwierige Herausbildung des italienischen Gewissens studirt hat, wird einsehen, wie viel oder wie wenig Einsicht und gesunder Menschenverstand in dem Unternehmen des Frate lag. Nach der geschichtlichen wie nach der natürlichen Seite war das ein Ding der Unmöglichkeit, und der Frate, der Italien, um es zu heilen, wieder zur Barbarei zurückführen wollte, hatte etwas Unausführbares unternommen.[1])

SPECTATOR.

[1]) *De Sanctis, Francesco*, Storia della Letteratura italiana. 7a ed. Nap. 1897, I, 416.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Bei den Erörterungen des vom Zaren ausgegangenen Abrüstungsvorschlags sei einer Kritik Lessings gedacht, die er in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend“, dem Buch eines Hrn. v. Potthen: „Projekt, einen immerwährenden Frieden zu unterhalten“ angedeihen läßt. Der Verfasser dieses Buchs wollte ein allgemeines Parlament oder Tribunat errichtet wissen, dessen Ausspruch sich alle europäischen Staaten gefallen ließen. Lessing bemerkt hiezu: „Wenn sich nun unter den europäischen Mächten Halsstarrige fänden, die dem Urtheil des Tribunals Genüge zu leisten sich weigerten? Wie da? O, der Hr. v. Potthen hat vollstreckende Völker, er hat militärische Exekution. Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg.“

* Das Projekt des Kapitäns Spelterini, die Alpen mittelst Luftballons zu überfliegen, geht seiner baldigen Verwirklichung entgegen. Der Ballon, der den Namen „Wega“ erhalten hat, ist fertiggestellt und wird am 4. bis 13. September in Zürich zur Ausstellung gelangen. Mitte September wird er mit allen seinen Zuthaten nach Sitten transportirt und dort zum Aufstieg bereitgestellt. Spelterini und seine Gefährten, unter denen sich Prof. Heim in Zürich befindet, werden sich zu jenem Zeitpunkt an bereit halten, und es soll die Auffahrt erfolgen, sobald durch telegraphische Mittheilung der meteorologischen Zentralstation in Zürich, sowie durch günstige Ergebnisse der vorher aufgelassenen Versuchsballons die Windverhältnisse günstig erscheinen.

* Auch auf Franz Joseph-Land hat man keine Spur von Andrée gefunden. Der Dampfer „Frithjoff“, welcher die Aufgabe hatte, die Wellmaan-Expedition ins Polareis zu führen, ist nach Tromsö zurückgekehrt, nachdem er die Expedition an Kap Tegetthoff, der Südspitze der Hall-Insel (Franz Joseph-Land) glücklich an Land gesetzt. Auf dem Rückweg traf der „Frithjoff“ die schwedische Nathorst-Expedition auf König Karls-Land bei bestem Wohlergehen an. Alle Nachforschungen nach Andrée waren ergebnißlos.

* **Leipzig.** Der Direktor des Veterinärinstituts der hiesigen Universität, Prof. Dr. Zürn, tritt am 1. April n. J. in den Ruhestand.

* **Berlin.** Für die zu errichtende Technische Hochschule in Danzig ist der Landbauinspektor Max Hasak als Professor der mittelalterlichen Baukunst und der Regierungsbaumeister C. Wilhelm Schmidt als Professor der Bauwissenschaft bereits verpflichtet worden. Beide Herren sind in Berlin ansässig.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 2. September. Nummer 197.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus Galizien.

Bilder zeitgenössischen Elends.

Die letzten blutigen Ereignisse in dem „bestverwalteten“ Kronlande Oesterreichs stehen noch Jedermann in trauriger Erinnerung. Was man noch vor anderthalb Jahrzehnten für unmöglich gehalten hatte, ist längst zur Thatsache geworden: der Bauernsozialismus hat in Galizien bereits eine ungeahnte Ausdehnung gewonnen; er hat schon eine ganze Literatur für und gegen sich hervorgerufen. Wer diese Schriften in die Hand nimmt, der wird auch in denjenigen der Gegner der Bauernbewegung genügende Erklärungsgründe für dieselbe finden: denn keine kann das Elend der Bauern, deren Uebervortheilung durch Gutsherren und Wucherer leugnen. Der Umfang und die Intensität der Bewegung ist übrigens an und für sich ein Zeichen der erschrecklichen Nothlage, denn man darf nicht außer acht lassen, daß der galizische Bauer, wie überhaupt die ländlichen Bewohner des Ostkarpathenlandes bis zum Uebermaß konservativ sind; daß sie fast apathisch sich mit ihrer Lage zufriedenstellen, selbst dann, wenn anderen Menschen dieselbe längst unerträglich ist. Daß diese Leute durch einen festen Entschluß, durch thatkräftiges, zielbewußtes Auftreten sich zu helfen wissen, gehört zu den seltensten Ausnahmen. Mit diesen Eigenschaften hatte die Partei ihrer Bedrücker gerechnet; sie waren es, welche diese Partei in Ruhe wiegten und jedes Aufraffen der Bauern für unmöglich erscheinen ließen. Man hatte vergessen, in der Geschichte sich Rath zu holen. Aus dieser hätte mit Leichtigkeit sich ergeben, daß auch die Geduld des galizischen Bauern mitunter ein Ende nimmt, und daß dann dessen fast künstlich erhaltene Urwüchsigkeit in um so schrecklicherer Weise losbricht. Es ist kaum nöthig, auf die Ereignisse des Jahres 1846 ausführlicher hinzudeuten; zahlreiche Schriften haben dieselben in den letzten Jahren wiederholt beleuchtet. Von polnischer Seite pflegt man freilich wiederholt das Morden der Gutsbesitzer durch die Bauern in dem genannten Jahre auf den Einfluß der österreichischen Beamten zurückzuführen. Heute gibt es in Galizien keine österreichischen Beamten mehr, sondern nur galizisch-polnische, und siehe: die Bauern bezeigen dieselbe Gesinnung wie im Jahre 1846! Dies lehren zur Genüge die bedauernswerthen Ereignisse der letzten Wochen.

Der einzige Grund der Unzufriedenheit und Unruhe der galizischen Bauern ist ihre Nothlage. Um diese zu beleuchten, mögen hier einige Thatsachen angeführt werden. Sie sind in Ostgalizien gesammelt, also in Gebieten, wo noch ernste Unruhen nicht ausgebrochen sind, was zum Theil wenigstens darin seinen Grund hat, daß hier die Verhältnisse noch leidlicher sein mögen als im Westen. Und doch, wie traurig, wie menschenunwürdig sind dieselben!

Der Bauer ist für die „Herren“ — so nennt derselbe in seiner Einfalt jeden, der einen städtischen Rock anhat — eine Null. Der Gutsherr, der Beamte u. s. w. redet ihn fast ausschließlich mit „du“ an, droht ihm bei jeder Gelegenheit mit Ohrfeigen und verabreicht ihm dieselben auch. Sich mit Bauern — wie übrigens auch mit Juden — grobe, herabwürdigende Späße zu gestatten, ist an der Tagesordnung und gehört sozusagen zum guten Ton; dergleichen Hetzen hält man für besonders rühmenswerth und erzählt gern von denselben in der Gesellschaft. Man darf es wohl sagen, daß, wenn es noch irgendwo Menschen gibt, welche die Lehre wörtlich befolgen, nach einem empfangenen Backenstreich auch die andere Wange zum Schlage darzubieten, dies in Galizien stattfindet. Der Bauer ist hier in einer knechtischen Gesinnung erzogen und mit Sorgfalt hütet man, daß er sie nicht verliere. Wie sehr dies Bestreben bisher gelungen ist, dafür kann eine bezeichnende Gewohnheit des galizischen Bauern als untrügliches Zeichen geltend gemacht werden. Es ist schon oben bemerkt worden, daß der Bauer jeden im Herrenrock Gekleideten, und mag dieser Rock auch noch so schäbig sein, als „Herr“ anspricht. Wie wunderlich kommt es aber erst dem Fremden vor, wenn er den Bauern bei jeder Gelegenheit zu solchen Herren sagen hört: „Daj Wam Boże panowanie“, d. h. gäbe euch Gott die Herrschaft. Den guten Leutchen ist das Beherrschtwerden so sehr zur Gewohnheit geworden, daß ihnen die Herren, welche sie bereits haben, nicht genügen und sie sich stets neue wünschen. Andrerseits ist im Munde des „Herrn“ das Wort „chłop“ (Bauer) geradezu ein Schimpfname, das so viel als Dummkopf, Grobian u. dgl. bedeutet.

Und doch ist dieser „chłop“ die einzige Melkkuh des Gutsherrn, und ohne ihn würde es um die Herrlichkeit der meisten galizischen Gutsherren und Adeligen gar traurig bestellt sein. Der Bauer ist des Herrn williges und billiges Werkzeug, mit dem er für Hungerlöhne seine weitausgedehnten Ländereien bestellt, seine Wälder ausnützt und so trotz seiner primitiven Wirthschaft und der bekannten polnischen Art und Weise, dieselbe zu leiten, noch genug herausschlägt, um den Schein der „Herrschaft“ zu wahren. Der Bauer hat in Galizien zumeist viel zu wenig Grund und Boden, als daß er sich von dem Erträgnisse desselben ernähren könnte. Er ist zumeist verschuldet und kann nur gegen ungeheure Wucherzinsen einige Gulden leihen, um die Steuern zu bezahlen oder im Frühling die nothdürftigsten Nahrungsmittel für sich und die Seinen zu erwerben. In vielen Dörfern herrscht in den Monaten März bis Juli, wo wieder die jungen Erdäpfel Nahrung bieten, jahraus, jahrein Hungersnoth. Ein großer Theil der Bauern leidet aber auch schon im Winter Mangel. Diese traurige Nothlage liefert den Bauern völlig der gewissenlosen Spekulation aus. Der Bauer ist genöthigt, Vorschüsse an Geld oder Getreide zu nehmen und muß dieselben dann gegen einen Taglohn von 20 bis 30 Kreuzer abarbeiten! Daß man unter diesen Umständen von einer modernen Sklaverei sprechen darf, ist unzweifelhaft. Es gibt Viele, welche die Zeit der

Robot zurückwünschen, denn damals mußte der Grundherr wenigstens bei unvorhergesehenen Unglücksfällen den Unterthan unterstützen, während er jetzt die Noth des Bauern zu seinem Vortheile ausbeutet. Dazu kommt aber noch, daß den Bauern die durch seinen Schweiß erworbenen Mittel des Grundherrn in den seltensten Fällen zugute kommen. Den größten Theil ihrer Einkünfte verbrauchen die Gutsbesitzer in den Städten oder geradezu außer Landes, wohin sie sich besonders im Winter begeben.

Ist nun schon die Noth im Flachlande groß, so erreicht sie in den gebirgigen Theilen vielleicht noch eine größere Höhe. Wer in der Rauchhütte eines Bojken Umschau gehalten hat, wird sich von diesem Elend eine Vorstellung machen können. Den vierten Theil der engen Stube nimmt der aus Lehm roh gefertigte Ofen ein, dessen Rauch, da kein Schlauch und Rauchfang vorhanden ist, die Stube erfüllt. Eine rohe Bettstatt, ein ebensolcher Tisch und ein aus einigen Brettern zusammengeschlagener Geschirrkasten mit wenigen Töpfen und Schüsseln, endlich rohe Bänke bilden die ganze Einrichtung. Häuser mit zwei Stuben gehören hier zu den Seltenheiten. Ueberall schaut uns der Verfall entgegen. Der Grund für diesen Rückgang ist vorzüglich darin zu suchen, daß den Leuten ihr früher in den Wäldern geübtes Weiderecht entzogen wurde. Hiebei kam es vor, daß dieses Recht mitunter ohne alle Entschädigung ausfiel, weil die Bauern entweder bezüglich der Geltendmachung ihrer Servitutsrechte nicht die nöthige Belehrung empfangen, oder in ihrer Gleichgültigkeit die Anmeldung versäumt hatten. Kam es doch selbst vor, daß Pfarrer die Anmeldung der Rechte ihrer Kirche unterließen und diese erst später von jüngeren Geistlichen geltend gemacht wurden. So geschah es z. B. in der Gemeinde Porohy. So kam es, daß der Viehreichthum und mit demselben die wichtigste Einnahmequelle der Bauern überaus herabging. Dazu kommt, daß früher ein Hirt eine große Herde weiden konnte, jetzt dagegen das Hüten der Thiere einen großen Arbeitsaufwand erfordert. Da nämlich die dürftigen Gemeindeweiden oft an die herrschaftlichen oder kameralen Wälder grenzen, so müssen die Thiere sehr sorgfältig gehütet werden, damit sie nicht in den Wald dringen, weil darauf für den Bauern schwer erschwingliche Geldstrafen gesetzt sind, deren Höhe überdies oft genug recht willkürlich bemessen wird. So sollen Fälle vorgekommen sein, daß der Bauer 20 fl. dafür zahlen mußte, daß sein Paar Ochsen im Walde betroffen wurden. Es mag hier Willkür des betreffenden Beamten vorliegen, von der die vorgesetzte Behörde nichts weiß; solche Fälle scheinen aber sehr häufig vorzukommen und erschüttern das Vertrauen der Bauern zur Obrigkeit. Ein guter Theil der galizischen Musterwirthschaft beruht ja auf der Einschüchterung der Bauern durch die Beamten. Wagt der Bauer gegenüber einer allzuhohen Bestrafung die Bemerkung: „Ich werde rekurriren," so erhöht der Beamte sofort die Geldstrafe und schüchtert den Verurtheilten hiedurch in der Regel so ein, daß dieser von jedem weiteren Schritt absteht. Es soll übrigens auch vorgekommen sein, daß Bauern eine Geldsammlung veranstalteten, um mit gemeinsamen Mitteln eine Gesandtschaft an den Kaiserhof zu schicken und ihre Beschwerden vorzubringen. Sobald die Behörden von dieser Sammlung Kunde erhielten, wurde dieselbe verboten und die leitenden Bauern eingesperrt. Daß derartige Vorgänge geeignet sind, das feste dynastische Gefühl dieser Leute zu erschüttern, kann kaum bezweifelt werden. Hiezu kommt noch, daß selbst die ungerechtesten und schlechtesten Dorfrichter im Amte verbleiben, ja selbst dekorirt werden, wenn sie nur die Wahlen im Sinne der herrschenden Partei leiten. Wie es der Gemeinde unter der Leitung eines solchen Mannes ergeht, ist gleichgültig. Ein bezeichnendes Beispiel ereignete sich in J. Als es nämlich schließlich dem vereinten Bemühen der Gemeinde und des Pfarrers gelang, ihren Richter zu beseitigen, stellte die Gemeinde zum Dank hiefür ein Kreuz auf. Auch sonst werden den Dorfgemeinden mancherlei Fesseln aufgelegt, sobald sie ihr Interesse zu wahren suchen und hiedurch dem herrschaftlichen nahe treten. Als z. B. die Gemeinde P. sich entschlossen hatte, eine Mühle zu erbauen, um nicht ihr Getreide in der herrschaftlichen des benachbarten Dorfes mahlen zu müssen, wurde sie verhalten, einen Damm für 2000 fl. aufzurichten, wiewohl der Bach durch die ausgedehnte steinige Dorfhutweide fließt und durch dessen Stauung höchstens ein Theil dieser fast werthlosen Gründe mit Wasser bedeckt worden wäre. Infolge dieser maßlosen Forderung der Kommission unterblieb natürlich der Bau der Gemeindemühle, und so blieben die Einnahmen der benachbarten herrschaftlichen Mühle unverkürzt. Derartige „Kosakenstreiche" kommen nun wohl auch anderwärts vor, aber wohl nirgends so häufig: der ungebildete, unbehülfliche Bauer steht dergleichen Kunststücken eben wehrloser gegenüber, als ein sich seiner Rechte bewußtes Individuum.

Den Bauern möglichst ungebildet und ohne alles Wissen aufwachsen zu lassen, ist daher nach politischen Begriffen weit vortheilhafter als das Gegentheil. Gewiß wird dies abgeleugnet, und man verweist auf die Fortschritte der Wissenschaften in Galizien, die Ausbildung des höheren Schulwesens u. s. w. Thatsache ist aber, daß in unzähligen Gemeinden keine Schulen vorhanden sind, oder doch die Lehrer fehlen. Es kommt häufig vor, daß eine Schule für kurze Zeit einen Lehrer erhält, der dann wieder fortzieht, so daß das Wenige, was die Kinder erlernt haben, wieder verloren geht. Bei den Hungerlöhnen, welche den Lehrern gezahlt werden — es ist ja eine bekannte Thatsache, daß in Galizien Lehrer im eigentlichen Sinne des Wortes Hungers starben —, ist es natürlich, daß sich Wenige entschließen, sich dem Lehrerberufe zu widmen. Diesem Uebelstande abzuhelfen, dafür hat Galizien kein Geld. Wenn es aber gilt, Tausende für Festlichkeiten u. dgl. hinauszuwerfen, so geht Galizien großthuerisch voran, trotzdem es sonst der Bettelsack drückt. In ähnlicher Absicht wird die Begründung und Eröffnung der Volkslesehallen gehindert.

Ein fürchterlicher Krebsschaden in Galizien ist der Wucher. Der gänzliche Mangel an billigem, leicht zugänglichem Kredit treibt den unbeholfenen Bauern den stets bereitstehenden Wucherern umso sicherer in die Hände. Ein ganz gewöhnlicher Ausleihmodus ist folgender: Leiht der Bauer vom Wucherer 1 fl., so zieht dieser für die erste Woche an Interessen 10 kr. ab; für die dem Bauer überlassenen 90 kr. muß dieser nun jede Woche 1 kr. zahlen: er entrichtet also für den geliehenen Gulden (eigentlich für 90 kr.) im Jahre 10 + 51 = 61 kr.! Macht man den Bauern darauf aufmerksam, daß ein derartiges Geschäft gesetzwidrig sei, daß so hohe Zinsen nicht gefordert werden dürften u. dgl., so gibt er die stereotype Antwort: „Wenn ich nicht einwilligen oder gar klagen würde, so wäre ich verloren. In Zeiten der Noth, besonders wenn es gilt, die Steuern zu entrichten, hätte ich Niemand, der mich retten würde." Ein anderes sehr häufiges Wuchergeschäft ist folgendes. Der Bauer übernimmt vom Wucherer ein Kalb und 4—5 fl. baar oder in Kukuruzfrucht; für letztere Vergütung muß er das Kalb „zur Kuh heranziehen". Der Bauer muß also für 4—5 fl. etwa 3 Jahre das Kalb pflegen und zieht dem Wucherer eine Kuh groß, die 60 bis 70 fl. wert ist, während das Kalb sammt dem für die Pflege vorausbezahlten Betrag vielleicht nur 15 fl. werth war. Zur näheren Illustration dieser Spekulation möge folgender Fall dienen. Ein Bauer in J. benöthigte 11½ fl. für Steuern. Er ging einen Wucherer um deren Anleihe

an, die dieser ihm unter der Bedingung gewährte, daß das Kalb des Bauern als Unterpfand dienen sollte. Als das Kalb nach 4 Jahren zu einer schönen Kuh herangewachsen war, erschien der Wucherer und forderte die Hälfte des Werthes der Kuh, also etwa 30 fl., da die Kuh auf 60 geschätzt wurde. Da nun der Bauer das Geld nicht hatte, so sah er sich genöthigt, den Vorschlag anzunehmen, für den Wucherer das Kalb dieser Kuh völlig bis zur Kuh aufzuziehen und überdies 5 fl. gleich bar zu entrichten. Eine einfache Berechnung ergibt, daß der Wucherer auf diese Weise für die geliehenen 11½ fl. in etwa 7 Jahren ca. 65 erhält!

Die angeführten Beispiele sind noch ganz gewöhnliche, man könnte nach galizischen Begriffen geradezu sagen, erlaubte Geschäfte. Wie weit aber die Gutmüthigkeit des „dummen Iwan" mitunter mißbraucht wird, zeigt folgende verbürgte Geschichte, die sich vor wenigen Jahren ereignet hat. Ein Bauer F. M. schuldete einem Wucherer etwa 600 fl. Nachdem der Bauer bereits den größten Theil der Schuld beglichen hatte, erhielt er ganz unerwartet eine Klage auf den Betrag von 1000 fl. Ganz bestürzt machte sich der Mann, er wohnte im Gebirgsdorfe P., auf, um in dem Gerichtsstädtchen S. bei der Gerichtsverhandlung zu erscheinen. Als er auf die Brücke kam, die nach S. führt, kam ihm der Wucherer entgegen und beschwor ihn, die ganze Klage beruhe auf einem Irrthum. Gerade als der Schreiber in seiner Wohnung die Klage über den restlichen kleinen Betrag geschrieben habe, sei das Kind vom Ofen gefallen. In der darob entstandenen Verwirrung habe der Schreiber den Irrthum begangen. Natürlich hätte der Bauer den hohen Betrag nicht zu zahlen, und auch den wirklichen Rest möge er behalten, wenn er nur dem Kläger die Verlegenheit vor Gericht ersparen wollte; denn was würde man vor Gericht sagen, wenn es sich nun herausstellen würde, daß die Klage so unachtsam eingebracht worden sei. Durch solche Vorstellungen und wohl auch durch einige Gläschen Branntwein brachte es schließlich der Wucherer dahin, daß der thörichte Bauer ihm versprach, vor Gericht sich zu der beklagten Summe zu bekennen; dagegen sollte er in Wirklichkeit dem Kläger nichts zu entrichten haben. Welche Bestürzung ergriff den Bauern, als der Wucherer nachher thatsächlich auf 1000 fl. Anspruch erhob und das Gericht demselben die Summe auch zusprach. Dreimal ging nun der arme Bauer zu Fuß nach Wien, um Recht zu suchen. Allein alles war vergebens. Alle seine Habe wurde schließlich veräußert, um die angebliche Schuld zu bezahlen. Es ist dies eine unglaubliche, aber dennoch wahre Geschichte. Das Roman- oder Märchenhafte ihres Charakters nimmt sofort ganz alltägliche nüchterne Züge an, wenn man bedenkt, daß die Begebenheit sich in Galizien zutrug.

Das Gesagte dürfte genügen, um so manches Blatt aus der neuesten Geschichte Galiziens zu beleuchten. So weit ist Galizien gekommen, seitdem man statt des österreichischen Geistes den polnisch-nationalen überall zum Durchbruch kommen läßt. Man kehre zu den altösterreichischen Traditionen zurück, dann dürfte weit schneller und sicherer wieder Wohlstand und Friede in dieses unglückliche Kronland einkehren, als mit Hülfe des Standrechtes.

Czernowitz. Dr. R. F. Kaindl.

Die humanistische Seite des englischen Unterrichts.

Eine Gedankenlese.

Von Dr. Karl Lentzner (Augsburg).

> Wa teach and teach
> Until, like drumming pedagogues, wa lose
> The thought that what wa teach has higher ends
> Than being taught and learned.

In der Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 133 vom 17. Juni l. J. wird in einem Artikel über die Württemberger Oberrealschule und die bayerische Industrieschule der „auffallende Fehlbetrag in den modernen Fremdsprachen" betont, an welchem die achtklassigen technischen Lehranstalten Bayerns gegenüber ihren neunklassigen Schwesteranstalten im übrigen Deutschland laboriren sollen. Und aus der dieser zeitgeschichtlichen pädagogischen Betrachtung beigefügten Uebersicht über die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden an den vollständigen Realanstalten Bayerns, Preußens, Württembergs und Badens erhellt zur Genüge, daß die Zahl der Lehrstunden für Französisch und Englisch in Bayern eine wesentlich geringere ist, als in jenen Bundesstaaten. Denn während für Französisch in Württemberg 62, in Preußen 47, in Baden 45 wöchentliche Unterrichtsstunden angesetzt sind, kommen auf denselben Lehrgegenstand in Bayern nur 31 Wochenstunden. Und während im Englischen in Baden 27, in Preußen 25, in Württemberg 18 wöchentliche Lehrstunden ertheilt werden, kommen auf die bayerischen sechsklassigen Realschulen nur 10, auf die zweiklassigen Industrieschulen nur 4: zusammen also nur 14 Lehrstunden für Englisch in der Woche!

Die Kenntniß des Englischen ist aber ein wichtiger Bestandtheil der allgemeinen höheren Bildung der Gegenwart, ein Bestandtheil, der die Kenntniß des Französischen an Werth mindestens erreicht. Die Bedeutung der englischen Sprache als Verkehrsmittel, der Gehalt der in ihr niedergelegten Literatur, der formale Werth ihres Studiums sind längst allgemein anerkannt. Darum verdient der Vorschlag besondere Beachtung: „Die bayerische Regierung möge an die Stelle der übermäßig vielen Zeichen- und Werkstättstunden eine genügende Anzahl von Stunden für neuere Sprachen und Geschichte einsetzen" und auf diese Weise die allgemeine Geistesbildung der Lernenden zu einer umfassenderen gestalten.

Aus einer bloßen Vermehrung der Zahl der Wochenstunden dürfte indessen der humanistischen Seite des Unterrichts der modernen Fremdsprachen nicht viel ersprießliches erwachsen:

Wer es von den Lehrern der neueren Sprachen an unsern höheren Schulen mit seinem Fache ernst nimmt, der kann sich wohl auch, wie Karl Wehrmann,[1]) der Auffassung nicht verschließen, „daß der Unterricht in den neueren Sprachen, wenn man nach den bisher erschienenen Schriften urtheilen darf, in etwas sehr äußerlicher Weise aufgefaßt wird".

Hoffen wir mit dem Direktor der Kreuznacher Realschule, daß die Wirklichkeit selbst wohl eine andere sein werde; „denn sonst stände es um den Unterricht in den neueren Sprachen gar zu traurig, sonst könnte er sicherlich keinen Anspruch darauf machen, ein wahrhaft erziehender Unterricht zu sein, der Geist und Gemüth gesunde Nahrung zuführt, durch welche beide gekräftigt und gehoben werden".

Die wissenschaftlichen Lehrer der lebenden Sprachen sind die eigentlichen Vertreter der Bürgerschulhumaniora.

„Die grammatische Bildung an und für sich, für welche die Erkenntniß eines dem Deutschen fremd gegenüberstehenden Sprachgeistes und dadurch eine vergleichende, übersichtliche und systematische Sprachkenntniß zugleich mit Befähigung

[1]) „Der erziehliche Werth der französischen und englischen Lektüre." Kreuznach 1895.

zum logischen Ausdruck und mit praktischer Formgewandtheit erfordert wird, ist nach der Meinung Hermann Galls[1]) genügend zu erreichen durch den Unterricht im Französischen und Englischen, bezw. durch den fremden, hauptsächlich romanischen, immerhin theilweise auch mit altgermanischen Elementen gemischten Gehalt dieser lebenden Sprachen."

„Wie das Studium der alten Sprachen in organischem Zusammenhang steht mit dem Verständniß antiker Denk- und Lebensweise und eben darin seinen eigentlichen Zweck und seine Vollendung findet (denn das Bedürfniß der Wechselwirkung von Form und Inhalt macht sich doch schon auf der unteren und mittleren Stufe fühlbar), also eine Totalität bedingt, welche jedoch durch das Fragment des gymnasialen Lateinunterrichts nicht zu erreichen ist: so steht das Studium der neuen Sprachen in organischem Zusammenhang mit dem Verständniß unsrer modernen Denk- und Lebensweise, welche zudem die hauptsächlich brauchbaren logisch-ethischen Elemente der antiken bereits in sich aufgenommen hat; und diese Totalität moderner Bildung ist eben das spezifische, nicht nur nothwendige, sondern auch erreichbare Ziel des Unterrichts in neuen Sprachen und Literaturen, in organischer Verbindung mit den anderen Disciplinen der wissenschaftlichen Realschulen. Die neusprachliche Disciplin selbst bietet in ihrer weiteren stilistischen und literarischen Entwicklung folgende Vorzüge: 1. Die Lebendigkeit und daher die universelle Verwendbarkeit derselben zu jeder Art mündlichen und schriftlichen Besprechungen (vom einfachsten Geschäftsaufsatz bis zu rhetorischen und wissenschaftlichen Abhandlungen), wodurch also intensiv und extensiv die stets übende und fortbildende Wirkung ein das Latein weit übersteigendes Maß erhält. 2. Von der französischen und englischen Literatur sind auch die schwierigsten und bedeutendsten der klassischen Schriftsteller (um hier nur Molière und Shakespeare zu nennen) schon jetzt in den Kreis der Bürgerschullektüre gezogen. 3. Hinsichtlich der Nothwendigkeit einer ursprachlichen Grundlage wird diese am zweckmäßigsten und vollkommensten durch unsre Muttersprache hergestellt."

„Was den Zusammenhang der modernen Fremdsprachen mit den Naturwissenschaften betrifft, so wird häufig eingewendet, daß Kenntniß des Lateinischen zum Verständniß der Terminologie, besonders der botanischen Nomenklatur nothwendig sei. Allein da ja Chemie, Mathematik, Astronomie und mathematische Geographie zugleich hauptsächlich griechische Terminologie anwenden, so ist ja doch eine besondere Fremdwörtererklärung ohnehin nothwendig und zugleich durch die Neusprachen geliefert, zudem auch für jeden wissenschaftlich gebildeten Lehrer in seinem Fache nicht schwierig oder zeitraubend."

„Ungleich wichtiger ist der Zusammenhang mit der Literatur der exakten und der technischen Wissenschaften im Französischen und Englischen, sowohl hinsichtlich des Studiums der fremden, hierin so reichen und bedeutenden, wie auch zu Verwendung (Uebertragung) unsrer eigenen Literatur. (Hier ist z. B. an die Schwierigkeiten zu erinnern, die seinerzeit bei der Uebersetzung der Redtenbacher'schen Werke eintraten und deren Wirkung in Frankreich verringerten. — Andrerseits, hinsichtlich des Verständnisses, muß doch auch die Lektüre fremder wissenschaftlicher, technischer, politischer und wirthschaftlicher Zeitschriften u. s. w. ermöglicht werden; muß nicht z. B. ein gebildeter Geschäftsmann, sowie auch ein höherer Finanz- oder Postbeamter befähigt sein, über Wortlaut und Sinn des preußisch-französischen Handelsvertrags u. dgl. selbständig zu urtheilen? Ist nicht ferner im persönlichen Völkerverkehr, z. B. bei den industriellen Weltausstellungen, die neusprachliche Vermittlung unentbehrlich, und ist sie nicht schließlich ein Hauptmittel, um nationale Einseitigkeiten und Vorurtheile schwinden zu machen?)" — The study of modern languages does more than any other to break down the baneful prejudices which cause hatred and war between nations. Happily, a knowledge which falls far short of mastery may be of much practical use in the common affairs of life, and may even afford some initiation into foreign literatures. No modern nation, however important, can safely remain in ignorance of its contemporaries. It is only by the study of living languages, and their continual use, that we can learn our true place in the world.[1])

Hinsichtlich der Behauptung, „daß nur der Lateinunterricht einen sogenannten Schlüssel oder eine Basis für die Fremdsprachen überhaupt liefere und somit deren Verständniß zugleich erleichtere und vervollständige", erklärt Gall, daß diese Behauptung übertrieben und dadurch in ihrer Anwendung auf wissenschaftliche Realschulen unrichtig ist, aus folgenden Gründen:

1. Den Vorzug der sprachlichen Vorbildung besitzt nicht das Lateinische allein, sondern jede kultivirte Fremdsprache, für Deutsche also namentlich jede romanische; wenn auch die einzelne nicht in gleicher Art und gleichem Grad, so doch die beiden, Französisch und Englisch, in ihrer Zusammenwirkung nach Art und Grad jedenfalls ausreichend, um den Ausfall des Lateinischen vollkommen zu decken —, abgesehen von den weiteren Konsequenzen, welche diese Sprachen ja doch unentbehrlich machen. — (Wer z. B. erst Französisch lernt, wird dadurch auch aufs Lateinische selbst, wie auf irgend eine andere Sprache vorbereitet u. s. w.)

2. Was überhaupt fremdsprachlich ist, muß ja doch jedenfalls neu gelernt werden; also warum dann zweimal statt einmal, und warum nicht gleich aufs erste Mal die Sache selbst anstatt nur der Vorbereitung? Somit wirkt das Latein nicht ergänzend, sondern nur überhäufend.

3. Die hier bestrittene Behauptung beruht offenbar auf dem Vorurtheil, daß überhaupt ein wissenschaftlicher, logisch begründender und zusammenfassender Sprachunterricht nur ein Monopol der antiken Sprachen, speziell des Lateinischen sei, und nicht auch die den neuen Sprachen inhärirende Methode.

4. Die einzige Grundlage und zum Mittelpunkt des humanistischen Unterrichts geeignete Sprache ist für Realschulen (und in gewissem Sinne auch für Gelehrtenschulen) das Deutsche selbst.

Der Grundzug in der Denk- und Lebensweise der Antiken, der sie groß gemacht hat, ist ihr gesunder Realismus (eben die Identifizirung des Materialismus und des Idealismus), vermöge dessen sie, sozusagen, als Autochthonen ihrer Zeit auf eigenem Boden wurzeln und wachsen. Sollen wir Modernen nun vom Vorbilde der Alten abirren, eben darin, daß wir Nachahmer sind, anstatt, wie Jene, ebenfalls Autochthonen zu sein? Gewiß ist gerade bei uns Deutschen eines der bedenklichsten Grundübel jener Mangel an geistiger Einheit, jene Kluft des Bildungsunterschieds, die wir größtentheils der Bildungsaristokratie des (sogenannten „klassischen") pedantischen Formalismus verdanken. Als ein Hauptmittel zur Ausgleichung dieser Zersplitterung sollen und können die Bürgerschulen (und in weiterer Entwicklung die polytechnischen Anstalten) wirken, indem sie volksthümliche, wissenschaftlich-praktische Anstalten im Sinne des wahren „Realismus" werden. Wenn aber die Einheit schon im Knabenalter vereitelt wird, indem man in derselben Schule zwei Kategorien von Schülern, oder indem man statt einer wieder zwei neue Kategorien

[1]) „Der Humanismus in Realschulen." Karlsruhe 1866.

[1]) *K. Lentner:* „The study of European Languages". Edinburgh 1892.

von Schulen (da ganz neusprachliche Schulen eben fürs Leben unentbehrlich sind), einrichtet —, was wird dann von der eigentlichen, nationalen, natur- und zeitgemäßen Tendenz des Bürgerschulinstituts noch übrigbleiben?"

So erhob vor 32 Jahren ein erleuchteter süddeutscher Schulmann seine prophetische Stimme über den Humanismus in Realschulen auf Grund der vollständigen Ausbildung in lebenden Sprachen gegenüber dem gymnasialen Lateinunterricht. Und als dringend wünschenswerth und nothwendig stellte sich dem weitdringenden Seherblick dieses Gelehrten schon damals die Einrichtung eines Bürgerschulabsolutoriums dar, worin zur Prüfung der Humaniora verlangt werden sollte: a) Ein extemporirter, logisch geordneter deutscher Aufsatz und b) eine freie mündliche Ausführung im Deutschen, beides über Themata aus dem Bereich der allgemeinen Bildung; c) französischer und englischer Stil, bezw. Aufsatz über ein entsprechendes Thema; d) korrekt deutsche Uebersetzung aus einem französischen und aus einem englischen Klassiker: mündlich, mit grammatischer Erläuterung, und schriftlich; e) verhältnißmäßige Kenntniß der deutschen und fremden Literatur und Literaturgeschichte; f) geschichtliche (und ethnographische, u. geographische) Kenntnisse, mündlich und schriftlich mitzutheilen.

Seitdem ist ein ganzes Menschenalter verflossen und vieles hat sich geändert in deutschen Landen. Auch mit dem Unterricht in den lebenden Fremdsprachen an unsern Schulen ist es anders geworden. Wie es damit in der Hauptsache heute bestellt ist, erfahren wir z. B. aus der Feder des obengenannten Direktors Dr. Karl Wehrmann, von dessen Mittheilungen, wie zuvor von denjenigen des verdienstvollen Professors Hermann Goll, ich in nachstehendem wortgetreu berichte.

„Vielleicht," sagt der Verfasser der Wissenschaftlichen Beilage zum Programm der Realschule zu Kreuznach, Ostern 1895, „vielleicht ist es noch eine Folge des alten Sprachmeisterthums, das früher in diesem Unterricht zum anhaltenden Schaden desselben so lange und fast ausschließlich geherrscht hat, wenn der Unterricht so äußerlich aufgefaßt wurde. Wenn der Unterricht in den neueren Sprachen nicht ein tieferer, bildender sein könnte, als man nach den Schriften vieler Vertreter der neueren Sprachen, deren Namen oft einen guten Klang unter den Fachgenossen haben, annehmen muß, dann wäre es schlimm bestellt um den pädagogischen Werth dieses Unterrichts, dann könnte er nicht den Anspruch erheben, wie es die klassischen Sprachen können, ein humanistischer Unterricht zu sein, ein Unterricht, der wirklich und wahrhaft Menschen bildet. Wenn wirklich nur Aussprache, Sprechfertigkeit, Uebersetzungsfertigkeit die Hauptziele des neusprachlichen Unterrichts sein sollten, wie es nach der jetzigen herrschenden Strömung der Fall zu sein scheint, dann wäre der ethische Werth des Unterrichts der neueren Sprachen in der That ein sehr geringer."

„Die ethische Seite dieses Unterrichts, die ebensowohl wie im Unterricht des Deutschen, der Geschichte und der klassischen Sprachen vorhanden ist, ist bisher kaum berührt worden. Und doch ist sie da; sie bedarf aber noch sehr der Durcharbeitung und der Durchbildung, wozu bis jetzt nur schwache Ansätze vorhanden sind."

„Das ist auf das tiefste zu bedauern. Wenn, wie es scheint, so viele unsrer Fachgenossen den größten Werth auf die äußeren Forderungen unsres Unterrichts, wie auf Aussprache und Uebersetzungsübungen legen und dabei die ethische und pädagogische Seite fast außer acht lassen, so mag das auch an der Vorbildung der neueren Philologen liegen, die auf der Universität zu sehr in der exakten wissenschaftlichen Arbeit der Textkritik und lautlichen und metrischen Forschung aufgehen. So werthvoll diese Studien an sich sein mögen, so wenig sind sie für diesen erziehlichen Unterricht zu gebrauchen. Das philologische Verständniß eines Schriftstellers oder eines Gedichts ist doch etwas anderes, als die pädagogische Verwerthung desselben im Unterricht. Man kann auch nicht wohl behaupten, daß die Wissenschaft der neueren Philologie auf der Universität durchweg in einem philosophischen oder in einem über das Fach hinausschauenden Geiste getrieben würde. Wem die ganze Studienzeit nur darüber hingegangen ist, daß er lautliche Untersuchungen vorgenommen hat, und wer keine Zeit dazu gefunden hat, sich in die Ideen der Hauptvertreter der französischen und englischen Literatur anhaltend zu versenken, der muß sich noch vielerlei tiefere Kenntnisse aneignen, die zum Unterricht der neueren Sprachen durchaus nothwendig sind."

Wie wahr, wie unwiderleglich wahr sind diese Klagen! Es wird im neusprachlichen Unterricht zu formell gearbeitet und ein Theil der Schuld liegt wirklich an der Vorbildung der Neuphilologen. Die Gleichgültigkeit gegen den eigentlichen Gedankeninhalt und Zusammenhang der Ideen der Schriftsteller, die künstlich auf der Universität erzogen wird, pflanzt sich auf der Schule durch die Lehrer auf die Schüler fort. Wo findet man Begeisterung und liebevolle Vertiefung in den Inhalt der fremdsprachlichen Lektüre? „Und doch könnte," wie Wehrmann hervorhebt, „beides, Vertiefung in einen werthvollen Gedankeninhalt wie ein strammer, grammatischer Betrieb der Sprache, nebeneinander bestehen."

Wenn nur formale Uebungen wie Uebersetzungs- und Sprechübungen ohne Rücksicht auf den Inhalt, Regeln und Ausspracheübungen den Unterricht beherrschen, so stellt sich schließlich Abstumpfung ein, wogegen eine Herz und Gemüth ansprechende Lektüre sofort eine gewisse Erregung und Begeisterung für den Gegenstand erweckt. Literature has been regarded as mere material for the study of words. Its masterpieces have been resolved into exercises in grammar, syntax, and etymology; its history into a barren catalogue of names and works and dates. No faculty but that of memory has been called into play in studying it. — In these days, when the bent of the human mind is always towards the mechanical and the inventive, the easy process is resorted to of turning the study of languages into one of a purely linguistic character, in which the discussion of words takes the place of the discussion of literature. This is a cheap though convenient method of evading the real work the professor is called upon to perform; and while there may be certain advantages appertaining thereunto, it is almost in the nature of a crime against Letters to associate in the minds of young men and women, at the most impressionable period of their lives, the writings of a great author with a drill that is mainly verbal or philological. What students should imbibe, is not knowledge from dead books, but life from a living spirit![1])

Die höheren Ziele des Unterrichts scheinen aus dem Auge verloren. Die Zeit ist gekommen, wo die ethisch-humane Seite des Unterrichts der neueren Sprachen ernstlich ins Auge zu fassen ist. „Wenn auch die Fertigkeiten in diesem Unterricht stets eine bedeutende Stellung einnehmen müssen, wenn auch in deren richtiger Aneignung schon eine große Zucht des Geistes und Schulung des Verstandes liegen kann — die höheren Ziele darf man doch nicht aus dem Auge verlieren! Thut man das aber auf die Dauer, so wird man schließlich in einen öden, leeren Formalismus hineingerathen, der Herz und Gemüth der Schüler leer läßt."

Charakterlose Menschen werden das Resultat sein. Denn: Knowledge is one thing, and culture is another. —

1) *K. Lentzner*, „On Literature", Oxford 1896.

We must do justice to literature for its own sake, lest we die out of our humanity into stones, or brutes, or machines!

„Für den, der die Literatur des französischen und englischen Volkes kennt, kann es keine Frage sein, daß in beiden, vor allem in der englischen, Werke vorhanden sind, die für die Erziehung der Jugend in hohem Maße geeignet sind."

Es dem Fachmann anheimstellend, über die pädagogische Behandlung der englischen Lektüre bei Wehrmann u. Münch weitere Belehrung zu schöpfen, wollen wir uns noch eingedenk des oben erwähnten „auffallenden Fehlbetrags in den modernen Fremdsprachen an den bayerischen Realanstalten", einer Erwägung der Bedeutung der englischen Sprache als Bildungsmittel zuwenden und dabei aus preußischen Aktenstücken wörtlich citiren:

Je lebhafter der wechselseitige Verkehr der Völker sich gestaltet, um so wünschenswerther wird die Kenntniß fremder Sprachen. Die weite Verbreitung einer Sprache ist also an sich nicht ausschlaggebend; für die Gesammtheit der Gebildeten eines Volkes können als lernenswerth nur in Betracht kommen die Sprachen solcher Völker, die selbstfördernd an der Kulturarbeit mitwirkten. Der Grad dieser Mitwirkung verleiht ihnen größeren oder geringeren Anspruch darauf, daß ihre Sprachen von den Gebildeten anderer Nationen erlernt werden. Russisch zu verstehen wird für einige wenige Zwecke besonderer Art nützlich sein, zur allgemeinen Bildung gehört es nicht. Die drei ersten Plätze nehmen in der Gegenwart unstreitig das Deutsche, das Französische und das Englische ein, und für geraume Zeit scheint der Weiterbestand dieses Vorrangs gesichert. Frankreichs politische Hegemonie, welche in früheren Jahrhunderten und zu Zeiten im jetzigen die Völker Europa's zu gesteigertem Verkehr mit ihm veranlaßte und so — neben anderen Gründen — der Kenntniß des Französischen Werth verlieh, ist hoffentlich für immer geschwunden, so daß auf diesem Gebiete das Französische vor dem Englischen nicht viel mehr voraus hat. Und wenn früher Völker, zwischen denen ein Meer lag, weit weniger Beziehungen zu einander hatten als kontinentale Nachbarn, so arbeitet der hochgesteigerte Schiffahrtsbetrieb mit Erfolg an der Verringerung dieses Unterschiedes. Daß bei den zur Zeit geminderten Wechselbeziehungen der deutschen Nation mit der französischen die Kenntniß des Französischen als einer Verkehrssprache für uns etwas weniger wichtig ist als früher, mag als ein vielleicht vorübergehendes Moment bei diesen Erwägungen nicht ins Gewicht fallen; auch ist es nützlich, die Sprache des Gegners zu kennen. Was aber die Verbreitung des Französischen und Englischen angeht, so mag ja wahr sein, daß man für die europäischen Länder im mündlichen und brieflichen Verkehr mit dem Französischen ebensogut, vielleicht sogar etwas besser auskommt, als mit dem Englischen; aber für die anderen Erdtheile, die außer Rechnung zu lassen heutzutage nicht mehr angeht, ist Kenntniß des Englischen zweifellos sehr viel werthvoller.

Es stellt sich immer mehr heraus, daß in dem friedlichen Wettbewerb um die geistige und damit auch sprachliche Eroberung fremden, darunter auch des aufzutheilenden unkultivirten Gebietes, das Französische anderen Sprachen, besonders der englischen, nachsteht. Diese dagegen hat seit langem vermöge ihres eigenthümlichen Organismus und der Sinnesart derer, denen sie Muttersprache ist, eine ganz gewaltige Ausdehnungskraft bewiesen und ist jetzt in großen Ländern aller Erdtheile und fast an allen Küsten der Weltmeere die herrschende. Es wird angegeben, daß sie zur Zeit von 100 Millionen Menschen gesprochen werde; sie erweitert noch immer alljährlich ihren Bereich und — wenn man einen solchen Ausblick hier zulassen will — sie dürfte verhältnißmäßig die besten Aussichten haben, nach gewissen Modifikationen Weltsprache zu werden. Und mit dieser schon bisher so hochwichtigen Sprache gewinnen gerade wir Deutsche jetzt durch den Aufschwung unsres Handels und durch unsre neue Kolonialpolitik zu den schon vorhandenen eine immer größere Menge von Berührungspunkten. Man wende nicht ein, jetzt sei es eher an der Zeit, von den Ausländern die Aneignung unsrer Sprache zu verlangen, als die ihrigen zu lernen. Das Deutsche ist, wie sein ganzer Bau und die Erfahrung zeigt, wenig geeignet, Propaganda zu machen, und daran wird auch das erwachte Nationalgefühl nicht viel ändern können; man mag das bedauern, wird sich aber dareinfinden müssen. Unser Deutsch besitzt nicht die der Verbreitung so günstige Eigenschaft, eine Mischsprache zu sein, und wenn es sich auch in grammatischer Hinsicht in derselben Richtung entwickelt, in der sich das Englische entwickelt hat, so ist es doch hinter diesem viel zu weit zurück, als daß sich erwarten ließe, es werde ihm noch den Rang ablaufen. Kehren wir auf den realen Boden der Gegenwart zurück, so läßt sich zusammenfassend konstatiren, daß für viele und zum Theil große Berufsklassen, für den Großkaufmann, den Ingenieur, den Redakteur, den Buchhändler, den Telegraphenbeamten, den Diplomaten, den Seefahrer, den Marineoffizier, den Konsul, den Missionär, den Ansiedler, die Kenntniß des Englischen ganz unentbehrlich ist und daß bei den heutigen Verkehrsverhältnissen jeder Gebildete auf das leichteste in die Lage kommen kann, Kenntniß des Englischen nützlich zu verwerthen, Unkenntniß schmerzlich zu bedauern. Ja, das gilt sogar da, wo zu mündlichem oder brieflichem Verkehr mit Leuten englischer Zunge sich keine Gelegenheit oder Röthigung findet; denn das Englische hat neuerdings bereits derart bei uns einzudringen angefangen, daß einem Jeden, der nicht gerade zu den untersten Schichten des Volkes gehört, englische Worte recht oft begegnen: in den Aufschriften und Gebrauchsanweisungen auf gar manchem Geräth, auf gar manchem Spielzeug, auf gar manchem Genußmittel, im Zeitungsblatt oder in der Konversation. — In vielen Fällen wird sich der Schmerz über die Unkenntniß des Englischen ertragen lassen; aber immer wieder der Aussprache oder dem Sinne englischer Worte oder Sätze unkundig und hülflos gegenüberzustehen, ist gewiß für einen Gebildeten eine peinliche Situation. (Verhandlungen der 6. Direktorenversammlung in Sachsen, 1889.)

Gegenüber den zwei Tonarten, welche der Hauptsache nach in der französischen Literatur vertreten sind, zeigt die englische Literatur in natürlicher, von Künstelei und Manierirtheit freier Schreibweise einen tiefen ethischen Gehalt, ideales Streben, Innigkeit und Wahrheitsliebe, warmes Gefühl für staatliche Ordnung, für Sittlichkeit und Religion, und nicht selten einen liebenswürdigen, gemüthvollen Humor; das ist eine frische, reine Atmosphäre, welche ähnlich der Luft, die in den Werken unsrer Klassiker weht, dem deutschen Leser wohlthut und heilsam ist. Sittenloses ist selten; der Gesammtcharakter der englischen Literatur ist geistige Gesundheit. Eine solche Literatur verdient, daß man die Sprache, in der sie verfaßt ist, lerne, um mit Genuß unmittelbar an der Quelle trinken zu können.

Das Gesagte bezog sich wesentlich auf diejenigen Theile der Literatur, die sich an weitere Leserkreise wenden; einen Anspruch auf besondere Erwähnung hat die fachwissenschaftliche Literatur. (Vgl. die Verhandlungen wie oben.) Wetteifernd arbeiten die Völker deutscher, französischer, englischer Zunge an der Förderung der Wissenschaft; in geringerem Umfang und zum Theil erst in neuerer Zeit betheiligen sich dabei auch andere Nationen. Abgesehen davon, daß manche philologischen Publikationen am Lateinischen festhalten und Angehörige kleiner oder in der Wissenschaft

weit zurückstehender Länder mitunter zum Zwecke weiterer Verbreitung ihrer Schriften eine der größeren Kultursprachen verwenden, bedient sich heutzutage jeder Gelehrte seiner Muttersprache. Die Gelehrten der wissenschaftlich thätigen Nationen haben also nur zu wählen, ob sie darauf verzichten wollen, in ihrer eigenen Wissenschaft auf dem laufenden zu bleiben, oder ob sie sich lieber die Kenntniß der fremden Idiome aneignen mögen. Das Auskunftsmittel der Uebersetzungen, auf welches wohl hingewiesen wird, ist hier so gut wie gar nicht vorhanden. Uebersetzt werden in erster Linie populäre Darstellungen, von denen die Wissenschaft keine Förderung hat, dann auch noch solche fachwissenschaftlichen Untersuchungen, denen es beliebt hat, sich in ein populäres Gewand zu hüllen; und zwar erscheinen diese Uebersetzungen bei aller Beschleunigung doch für unsre schnelllebende Zeit gar zu spät nach den Originalen, bieten auch keine Gewähr der Zuverlässigkeit. Bücher dagegen, die nach Form und Inhalt für das Gelehrtenpublikum bestimmt sind, Artikel wissenschaftlicher Zeitschriften werden nur ausnahmsweise übersetzt: für sie erwartet man der Grundsprache kundige Leser.

Ein einheitlicher, streng abgegrenzter Kanon derjenigen modernen Sprachen, deren Kenntniß für alle Männer der Wissenschaft erforderlich wäre, läßt sich natürlich nicht aufstellen; dem Geschichtsforscher wird bei gewissen Studien die Kenntniß an sich minder wichtiger Sprachen wichtig sein; der Archäolog braucht neben dem Deutschen, Französischen und Englischen noch das Italienische; einzelne Wissenschaften, die nicht einen so universellen Charakter tragen, sondern sich vorwiegend innerhalb des Fühlens und Denkens eines bestimmten Volkes halten, darunter z. B. die evangelische Theologie, mögen der Kenntniß fremder moderner Sprachen leichter entrathen können. Aber soviel wird man im Hinblick auf das gesammte wissenschaftliche Leben unbedenklich sagen können, daß Kenntniß wie des Französischen, so auch des Englischen auf den allermeisten Gebieten die Vorbedingung für eine Mitarbeiterschaft ist, die in ihrer Wissenschaft auf der Höhe der Zeit stehen will. Das gilt für die Philosophie, Geschichte, Geographie, Archäologie, die Naturwissenschaften und wird wohl auch für viele andere Wissenschaften zutreffen, die den meisten der Leser dieses Berichtes fern liegen; daß für wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der Medizin Kenntniß des Englischen nöthig sei, dafür berufen wir uns auf ausdrückliche Versicherungen von Aerzten. (Verhdlgn. wie oben.)

Es bleibt noch übrig, den Werth des Englischen für die formale Bildung zu erwägen: eine Seite des Unterrichts, welche außerhalb des Rahmens dieser Mittheilungen liegt. Wir verweisen den Fachmann auf die oben genannten Publikationen von Wehrmann und auf die Jahrbücher der Direktoren-Versammlungen.

Die Kenntniß des Englischen ist, da sie den Verkehr mit einem großen und bedeutungsvollen Theile der Erdbevölkerung ermöglicht und den Zugang zu einer werthvollen Literatur erschließt, ein wichtiger Bestandtheil der allgemeinen höheren Bildung der Gegenwart, ein Bestandtheil, der die Kenntniß des Französischen an Wichtigkeit mindestens erreicht. (Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen seit dem Jahre 1879.)

Aber mehr als bisher wird von der Schule zu fordern sein: „stets bewußtes Hinzielen auf den großen, wahrhaft idealen Gedanken, daß in der Gegenwart Deutsche, Franzosen und Engländer (wie ja auch die anderen Völker Europa's) zusammen ein großes, ethisches Kulturganze bilden." Und mehr als bisher werden Neuphilologen und künftige Lehrer der lebenden Fremdsprachen zu erkennen haben, daß nur diejenige Universität blüht, in welcher die Forschung den Unterricht an die Tiefe und der Unterricht die Forschung an das Leben knüpft. „Hätten die berufenen Vertreter des neusprachlichen Unterrichts sich nicht so einseitig in die grammatische und formalsprachliche Seite ihres Unterrichts hineingearbeitet, so wäre die ethische Seite dieses Faches auch bei weitem mehr betont und ihre Wichtigkeit für die sittliche Erziehung weit mehr von Anderen anerkannt worden, als es bis jetzt noch geschehen ist."

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat September (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr Abends). Die Milchstraße zieht als breites, glänzendes Band vom westlichen Horizont durch den Scheitelpunkt bis zum nordöstlichen Horizont, wobei sie immer noch den sichtbaren Theil der scheinbaren Himmelskugel in zwei annähernd gleiche Hälften theilt.

Im Nordwesten sind die Sternbilder des Bootes und der Schlange, im Westen der Schlangenträger und der Sobieski'sche Schild im Untergang begriffen, während die Jagdhunde, die nördliche Krone und Herkules im Nordwesten noch in mäßiger Höhe über dem Horizont stehen. In der Milchstraße erblicken wir, nur wenig westlich vom Zenithpunkt, das Sternbild des Schwans mit dem hellen Stern Deneb, südwestlich davon das Sternbild des Adlers mit dem Stern 1. Größe Atair, zwischen beiden den Fuchs mit der Gans. Südlich vom Schwan, am südlichen Rande der Milchstraße, steht das Sternbild des Delphins und am gleichen Rand, südlich vom Adler, das Sternbild des Antinous. Westlich vom Schwan, zwischen diesem und dem Herkules, glänzt das schöne Sternbild der Leier mit dem Stern 1. Größe Wega (gleichschenkliges Dreieck Deneb-Wega-Atair). Südlich vom Delphin und Antinous erstrecken sich die sternärmeren Sternbilder des Füllens, des Schützen und des Steinbocks bis in die Nähe des südwestlichen Horizonts.

Tief im Süden steht der südliche Fisch mit dem funkelnden Stern 1. Größe Fomalhaut; über diesem, aber gleichfalls noch unterhalb des Himmelsäquators, geht eben das Sternbild des Wassermanns durch den Meridian.

Etwa 20° südöstlich vom Zenithpunkt, mit seinen Ausläufern schon den Meridian überschreitend, steht das ausgedehnte Sternbild des Pegasus mit einem gelbrothen, veränderlichen Stern (Scheat). Nur einige Grade nördlich vom Zenithpunkt, am südöstlichen Rande der Milchstraße, steht das kleine Sternbild der Eidechse, bemerkenswerth durch einen in ihm sich befindenden fünffachen Stern (8 Lacertae) und einen ziemlich reichen Sternhaufen von über 1/4° Durchmesser. Der Eidechse gegenüber, am jenseitigen (nördlichen) Rande der Milchstraße, steht das Sternbild des Cepheus, etwas nördlich von diesem ist quer über die Milchstraße das prägnante Sternbild der Cassiopeja (leicht erkennbar an der Form eines W, das ihre fünf hellsten Sterne bilden) ausgespannt.

Im Osten ist das langgestreckte Sternbild des Walfisches eben aufgegangen, zwischen ihm und Pegasus bemerken wir das ebenfalls weit ausgedehnte, aber sternärmere Sternbild der Fische. Im Nordosten stehen schon etwas höher die Sternbilder des Widders und des Stiers, der hellste Stern des letzteren, Aldebaran, ist eben aufgegangen. Oestlich der Cassiopeja steht das Sternbild der Andromeda, nordöstlich von dieser, innerhalb der Milchstraße, steht Perseus und noch tiefer das Sternbild des Fuhrmanns mit der hellen Capella. Zwischen Perseus und Stier, am Ende eines stark nach Osten ausspringenden Astes der Milchstraße, ist noch der bekannte Sternhaufen der Plejaden wahrzunehmen.

Tief im Norden stehen die Sternbilder des Großen Bären und des Luchses, in der Nähe des Himmelspols endlich der Kleine Bär mit dem Polarstern (2. Größe) und die Giraffe.

Die Sonne bewegt sich im Laufe des Monats September um nahezu 12° nach Süden, so daß ihre Kulmina-

tionshöhe um die Mitte des Monats nur noch etwa 45° beträgt. Ihre Entfernung von der Erde nimmt abermals um rund 160,000 Meilen ab, der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe steigt dementsprechend von 15′ 51.4″ auf 15′ 58.9″. In der Nacht vom 22. auf den 23. September (um 2 Uhr) geht die Sonne durch den im Sternbild der Jungfrau liegenden Schnittpunkt des Aequators mit der Ekliptik, den **Herbstäquinoktialpunkt**; Tag und Nacht sind gleich lang (abgesehen von der Dämmerung), es ist **Herbstanfang**.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

September	Aufgang			Untergang		
1.	5 h	32 m	vorm.	6 h	55 m	nachm.
8.	5	41	"	6	41	"
15.	5	51	"	6	27	"
22.	6	1	"	6	12	"
30.	6	12	"	5	56	"

Die Länge des Tages nimmt im Verlauf des Monats um 1 Stunde 39 Min. ab, am Ende des Monats beträgt sie 11 Stunden 44 Min., wozu jedoch noch die astronomische Dämmerung kommt, welche im September durchschnittlich 48 Minuten währt, so daß die gesammte Tageslänge Ende September sich auf 13 Stunden 20 Min. beläuft.

Die Phasen und Stellungen des **Mondes** sind folgende:

7.	September	12 h	nachts	Letztes Viertel
9.	"	10	"	Erdferne
16.	"	1	"	Neumond
23.	"	4	früh	Erstes Viertel
25.	"	7	vorm.	Erdnähe
29.	"	12	nachts	Vollmond.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

September	Aufgang			Untergang		
1.	6 h	56 m	abends	6 h	38 m	früh
8.	10	45	nachts	2	34	nachm.
15.	5	14	früh	5	47	"
22.	1	39	nachm.	9	46	nachts
30.	5	41	abends	6	47	früh.

Am 9. September, nachmittags 2 Uhr, findet eine nur mit größeren Fernrohren zu beobachtende Bedeckung des Planeten **Mars** durch den Mond statt.

Merkur bleibt während der ersten Hälfte des Monats noch rückläufig im Sternbild des Löwen, wird dort für kurze Zeit stationär und vom 15. September ab wieder rechtläufig, um am Schluß des Monats in das Sternbild der Jungfrau einzutreten. Seine Entfernung von der Erde nimmt vom 2. September ab rapid zu, sie beträgt am 1. September 12.7, am 30. September 23.8 Millionen Meilen. Entsprechend dieser enormen Entfernungszunahme sinkt der scheinbare Durchmesser der durchschnittlich zu etwa einem Drittel beleuchteten Merkurscheibe im Laufe des Monats von 10.6″ auf 5.5″ herab. Am 5. September kommt Merkur in untere Konjunktion mit der Sonne, wird also fortan wieder Morgenstern. Am 14. September kommt er in Konjunktion mit dem Mond, am 18. September geht er durch den aufsteigenden Knoten seiner Bahn, erreicht am 21. September seine größte westliche Elongation mit 17° 52′ und geht am 22. September durch das Perihel seiner Bahn. Merkur geht in der zweiten Hälfte des Monats durchschnittlich $1^3/_4$ Stunden vor der Sonne auf, ist daher während dieses Zeitraums bequem als **Morgenstern** am östlichen Himmel sichtbar.

Venus geht fortgesetzt in rascher, nach Südwesten gerichteter, also rechtläufiger Bewegung vom Sternbild der Jungfrau durch die Waage bis nahe zum Skorpion. Ihre Entfernung von der Erde wird gleichzeitig beträchtlich kleiner, sie beträgt am 1. September 16.9, am 30. September 12.3 Millionen Meilen. Der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich nur noch zu 52 Hundertsteln beleuchteten Scheibe steigt dementsprechend von 21.2″ auf 29.2″. Venus erreicht am 17. September ihre größte Entfernung von der Sonne (Aphelium), am 19. September abends kommt sie in Konjunktion mit dem Monde, wobei sie nur $1^1/_4$° nördlich desselben steht, am 22. September endlich erreicht sie für dieses Jahr die größte östliche Elongation von der Sonne mit 46° 32′. Venus geht durchschnittlich 1 Stunde 10 Minuten nach der Sonne unter und da ihre Helligkeit infolge ihrer beständigen Annäherung an die Erde fortwährend zunimmt, ist sie auch im Monat September noch bequem als **Abendstern** am westlichen Himmel sichtbar.

Mars bewegt sich rechtläufig durch das Sternbild der Zwillinge. Seine Entfernung von der Erde beträgt am 1. September 29.9, am 30. September 26.1 Mill. Meilen. Dieser Annäherung entspricht eine Zunahme des scheinbaren Durchmessers seiner durchschnittlich zu 88 Hundertstein beleuchteten Scheibe innerhalb des gleichen Zeitraums von 6.4″ auf 7.3″. Am 9. September nachmittags wird Mars vom Mond bedeckt (s. oben). Mars geht im Monat September durchschnittlich um 11 Uhr nachts auf, wird also für die Beobachtung immer günstiger.

Jupiter bleibt rechtläufig in der Jungfrau. Seine Entfernung von der Erde wächst im Laufe des Monats von 126.9 auf 130.1 Mill. Meilen an, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe sinkt vom 1. bis 30. September von 29.0″ auf 28.4″. Am 17. September kommt Jupiter in Konjunktion mit dem Mond. Jupiter geht durchschnittlich um 7 Uhr abends unter, ist also nur noch für kurze Zeit am westlichen Abendhimmel sichtbar.

Saturn bewegt sich etwa um $1^1/_3$° rechtläufig im Sternbild des Schlangenträgers vorwärts. Beträchtlicher ist seine Bewegung längs der Gesichtslinie, da er sich im Laufe des Monats September um 9.3 Mill. Meilen von der Erde entfernt, so daß seine Entfernung von derselben bis zum Schluß des Monats auf 212 Mill. Meilen anwächst. Saturn geht durchschnittlich bereits um $9^1/_4$ Uhr abends unter, ist also in Anbetracht seines tiefen Standes nicht mehr besonders günstig zu beobachten. Am 21. September kommt er in Konjunktion mit dem Mond zu stehen.

Die scheinbaren Dimensionen der Ringellipse des Saturn sind im September: Länge der großen Achse 36.6″, Länge der kleinen Achse 16.0″.

Uranus steht auch im Monat September nur etwa 7° westlich vom Saturn. Seine Entfernung von der Erde wächst im Laufe des Monats um 9 Mill. Meilen, am Ende des Monats beträgt sie 394 Mill. Meilen, während der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe wie im August 3.6″ beträgt. Uranus geht um die Mitte des Monats schon um $8^3/_4$ Uhr unter, kann also ebenfalls nur noch kurze Zeit beobachtet werden. Am 21. September kommt er in Konjunktion mit dem Mond.

Neptun bleibt rechtläufig im Sternbild des Stiers und nähert sich fortgesetzt langsam der Erde, von der er durchschnittlich 604 Mill. Meilen entfernt ist. Um die Mitte des Monats geht er etwa um 10 Uhr abends auf, ist also fast die ganze Nacht hindurch als Sternchen 7. bis 8. Größe (nur in besseren Fernrohren) sichtbar.

Sternschnuppen. Im September sind vereinzelte Sternschnuppenfälle mit mehr oder weniger starker Frequenz zu beobachten, deren Ausstrahlungspunkte in der Leier, in der Cassiopeja, im Stier, im Fuhrmann und im Drachen liegen. -rl-

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 3. September. Nummer 198.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ludwig Richter in seiner Auffassung des Christenthums.

Von Lic. theol. Oskar Michael.

Ludwig Richter! — „Sein Name muthet traulich an wie ein altes Wiegenlied, das plötzlich im Getriebe der Welt das Ohr trifft“, sagt treffend Richard Muther in seiner „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert“. Der volksthümliche Zeichner echt deutschen Lebens, der, wie Wenige, das deutsche Gemüth in seiner ganzen Tiefe erfaßt, ist uns Allen aus dem köstlichen Schatz seiner großen und kleinen Bilder nur zu sehr bekannt, als daß es einer besonderen Erinnerung an seine Thätigkeit auf schriftstellerischem Wege bedürfte. Andrerseits ist seine hohe Bedeutung in mancherlei kunstgeschichtlichen und kulturhistorischen Werken und Einzelbesprechungen bis herab auf die jüngstvergangenen Monate so vielseitig gewürdigt worden, daß man von neuen Darstellungen kaum etwas besonderes erwarten wird. Am wenigsten bekannt dürfte noch bisher Richters religiöse Stellung sein, des Meisters eigenartige Auffassung des Christenthums. Wohl kann man auch nach dieser Seite hin viel aus seinen Bildern herauslesen; um aber seine religiösen Gedanken völlig zu verstehen und zu schätzen, bedürfen wir mehr. Seine literarische Thätigkeit, die er beim Nachlassen der Sehkraft begann, der seine Kinder ein besonderes Schriftstück, wir Alle seine schöne Selbstbiographie verdanken, die wichtigen Nachträge seines Sohnes Heinrich dazu, die eigenen Tagebuchaufzeichnungen und gelegentliche Aeußerungen bei den verschiedensten Schriftstellern ermöglichen uns einen tieferen Einblick.

Wohl kaum ist man sich bei der allgemeinen Verehrung für den Künstler bewußt, daß er Katholik war. Ja, es ist denkwürdig, daß ihn der Kulturhistoriker Riehl in seinen „Musikalischen Charakterköpfen“ ohne weiteres unter die protestantischen Maler rechnet: Aehnlich erging es Friedrich Pecht in seinen „Deutschen Künstlern des 19. Jahrhunderts“: er nennt Richters Christenthum „echt protestantisch gemüthvoll“. Auf Grund der Erwägung, daß wir es hier mit einem katholischen, gerade in protestantischen Kreisen heimischen und gefeierten Mann zu thun haben, muß es uns doppelt werthvoll sein, die Einflüsse kennen zu lernen, die seinen christlichen Standpunkt erzeugt haben und uns diesen in seinem Gesammtbilde und seiner Tragweite klarzulegen.

So einfach der Lebensgang Ludwig Richters auf den ersten Blick erscheint, so reich ist er doch an Erlebnissen und Eindrücken verschiedenster Art.

Sein väterliches Haus in Dresden bot ihm in religiöser Hinsicht keine Anregung. Der Vater, ein fleißiger Radirer, dessen Kunstverständniß der „Zopfzeit“ angehörte, war für derartige Fragen unzugänglich. Ebensowenig Nahrung für dieses Bedürfniß bot der Schulunterricht in der katholischen Schule, namentlich der Religionsunterricht. Wie wohl damals allgemein, bewegte dieser sich auf dürrer Haide trockener, formelhafter Erklärungen und begnügte sich mit todtem, mechanischem Auswendiglernen. Das unbefriedigte Gemüth des Knaben suchte einen Ersatz und fand ihn zum Theil in der Natur. Noch dem Greis merkt man die Freude an bei seiner Schilderung, wie er als Knabe sich an den einfachsten Blumen erquickte und durch den Blick in einen Rosenkelch in eine höhere Welt sich versetzt glaubte. Und doch war es nicht möglich, daß er hierin einen völligen Ersatz für das vernachlässigte Innenleben fand. Die Sehnsucht blieb. Einen beredten Ausdruck erhielt sie bei einer seltsamen Gelegenheit. Beim Betrachten der alten Puppenkomödie vom Dr. Faust auf einem Kasperltheater sah er, wie Faust mancherlei Geister citirte, bis zuletzt ein kleines, schlotterndes Teufelchen erschien. Faust fragte, ob es bisweilen Verlangen nach der ewigen Seligkeit spüre. Da antwortete das Teufelchen: „Herr Doktor, wenn eine Leiter von der Erde bis zum Himmel hinaufführte und ihre Sprossen wären lauter scharfe Schermesser, ich würde nicht ablassen, sie zu erklimmen, und wenn ich in Stücke zerschnitten hinaufgelangen sollte.“ Hier bekam Richter als Knabe zum erstenmal das Gefühl von der Wichtigkeit seiner sehnsüchtigen Empfindungen. Dies kleine Erlebniß klang lange Zeit in ihm fort, zumal da er nirgends weitere Förderung fand. Auch die ihm lieben großelterlichen Häuser machten keine Ausnahme. Im Gegentheil: die scharfen Aeußerungen seines Großvaters Richter in konfessioneller Hinsicht, die Bitterkeit, die in dem Herzen seiner Großmutter dadurch aufstieg, konnten ihm nicht verborgen bleiben. Diese Erfahrung, wie Jemand rein äußerer Vortheile halber seine Konfession wechselt — die Großmutter war nur um des Friedens willen ebenfalls katholisch geworden — hat in dem Knaben den Grund zu einer starken Abneigung gegen konfessionelle Zwistigkeiten gelegt. Nicht anders als die Kinderzeit waren die Jahre des heranwachsenden Jünglings. Die mechanische Arbeit, mit der er seinem Vater beistehen mußte, bot nichts für das geistige Leben. Er empfand immer mehr, wie sehr ihm wirklicher Unterricht mangele. Das Wenige, was er an religiösen Vorstellungen — wenn auch eben in hergebrachter todter Form — herüber ins Leben gerettet hatte, versank infolge eines frivolen Gesprächs, das ein Bekannter seines Vaters mit diesem führte und dem der Vater nichts entgegenhielt. Aus der Trostlosigkeit, in die er gerieth, riß ihn etwas eine Reise heraus, die er als Zeichner mit dem russischen Fürsten Narischkin nach Frankreich unternehmen konnte. Aber mancherlei Kränkungen, die er dabei erfuhr, sowie der Mangel an geistiger Förderung trübten die Eindrücke der Reise. Er hatte — das dürfen wir hier nicht übergeben — einst Gelegenheit, den Fürsten bei seiner Abendandacht zu beobachten. Die rohe Art der abergläubischen Frömmigkeitsbezeigung ließ ihn eine Abscheu vor allem Gemachten, allem äußeren Werk in Sachen der Religion gewinnen.

Auch zu dem jungen, bescheidenen, sich leise entwickelnden Künstler war die Kunde van einem neuen regen Leben unter der Künstlerschaft Roms gedrungen. Immer größer wurde seine Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Maler, aber immer geringer die Aussicht, diesen Traum verwirklicht zu sehen. Da fügte es sich, daß der edeldenkende Buchhändler Arnold ihn ins Herz schloß, die habe Veranlagung des jungen Menschen erkannte und ihm einen dreijährigen Aufenthalt in Italien ermöglichte. Wie diese Jahre Richter zum Künstler heranreifen ließen, so wurden sie auch maßgebend für seine Auffassung des Christenthums. Schan auf der Reise tral ihm die kraftvalle Ausprägung der christlichen Weltanschauung in einer schlichten Persönlichkeit entgegen. Ein mittelloser holländischer Steuermann, der auf der Heimreise begriffen war, suchte ihn auf. Im Gespräche äußerte dieser, er habe einen guten Reisegefährten in Gott selbst, mit dem er durch das Neue Testament rede. Diese Worle mil der Erinnerung an ihren Sprecher begleiteten ihn wie ein Leitstern auf seinem weiteren Wege. Bald trat er in Rom in Beziehung zu dem deutschen Künstlerkreise. Wie in der Dichtung, sa nennen wir auch in der Malerei diese Periode die Zeit der Ramantik. Aber hier zeigte sich zwischen Dichlung und Malerei ein großer Unterschied: die Anschauung der Maler beruhte auf dem Fundament einer nationalen und christlichen Gesinnung. Das in den Freiheitskriegen erweckte Nationalgefühl lebte fart und suchte seine Nahrung in einem Streben „nach der Väler frommer Sitte". Andrerseits war im Gegensatz zum Rationalismus und den offen gegen das Christenthum vorgehenden philosophischen Strömungen eine Reaktion entstanden, die man gewöhnlich mit Pietismus zu bezeichnen pflegt. Dieser unterscheidet sich aber von dem Pietismus des 18. Jahrhunderts durch die Freiheit und Sicherheit, mit der sich seine Anhänger in den äußeren Verhältnissen bewegten. Seine Abstufungen und Färbungen, vornehmlich in sittlicher Hinsicht, sind sehr zahlreich. Daß diese römische Schaar deutscher Künstler zu der edelsten Art dieser sogen. Pietisten gehört, dafür bürgen uns die Persönlichkeiten selbst, das bezeugen uns des Meislers eigene Warte. Er schreibt von diesem Kreis: „Gut deulsch und ehrlich fromm wollten alle diejenigen jungen Künstler sein, in denen ein edlerer Geist lebte. Vaterland und Glaube, irdische und himmlische Heimath waren die beiden Pole, inmitten deren sich das gesunde Leben bewegte; in dem einen wurzelte das Gemüth, nach dem andern strebte der Geist." So eng sich der neue Ankömmling an diese Männer anschlaß und sa heimisch er sich unter ihnen fühlte, sa währte es doch eine Weile, bis er gerade in religiöser Beziehung aus dem unsteten Suchen und unbestimmten Sehnen heraus zu einer persönlichen Ueberzeugung gelangte. Die fast erdrückende Menge des Gesehenen und Gehörten wie auch der Mangel an Vorbildung lassen dies erklären. Am Weihnachtsabend 1824, den er einsam verbrachte, tritt bei ihm — nach seinen eigenen Angaben — zum erstenmal das Gefühl einer göttlichen Rührung hervar und hinterläßt eine friedliche Stimmung. Er fühlte selbst, wie es in ihm keimte. Es bedurfte an dem folgenden Sylvesterabend nur des letzten Antriebs durch ernste Gespräche in engem Kreise, und er hatte am Neujahrsmargen das Bewußtsein, daß eine höhere Macht entscheidend in sein Leben eingetreten sei, die ihm eine bisher ungeahnte Kraft verlieh. Zu kräftigem Wachsthum kam das eben Aufgesprassene durch die regelmäßigen Zusammenkünfte mit Leuten, zu denen er in ein sehr enges Verhältniß trat. Die meisten Namen werden kaum mehr genannt; nur des Einen Gedächtniß lebt in seinen Schöpfungen unter uns fart: Schnarrs v. Caralsfeld. Kurz vor dessen Tade schreibt Ludwig Richter: „Die Größe seines Talents bleibt unbestritten; aber daß er ein edler, reiner, höchst gewissenhafter und frommer Mann ist, das ist wohl das Erfreulichste und Schönste." Ein ehrenderes Zeugniß hätte er wohl dem Freunde nicht ausstellen können! Außer den Männern aus diesem Künstlerkreise hat auf Richter nachhaltigen Einfluß der damalige protestantische Gesandtschaftsprediger, der spätere Heidelberger bekannte Professor Richard Rothe gewonnen. Die sonntäglichen Predigten, die kirchengeschichtlichen Vorträge, der gemüthliche häusliche Verkehr, vor allem die edle Persönlichkeit dieses geistvallen Mannes schienen mehr auf unsern Meister eingewirkt zu haben, als er sich selbst bewußt ist. Rothe hatte sich an Schleiermacher gebildet, Schelling verdankte er seine tiefsinnigen Ideen und Hegel die Spekulation. Dadurch, daß er sich wegwandte von den streng kirchlichen Dogmen — die Dogmatik war ihm nur eine histarische Wissenschaft —, daß er an das unbewußte Christenthum aller Gebildeten appellirte, daß er Christus kosmische Bedeutung zuschrieb, und daß er das Ziel aller Kulturentwicklung in dem Universalstaat erblickte, in dem die Kirche aufgehen salle, hat er auf jenen Künstlerkreis und namentlich auf unsern Richter stark eingewirkt. Neben Rothe müssen wir von den römischen Freunden Ludwig v. Maydell besanders nennen, der in religiöser Beziehung maßgebenden Einfluß gehabt hat. In ihm tritt uns jene erwähnte pietistische Richtung reinster Art am deutlichsten entgegen. In einem Briefe, den er seinem Intimus Richter nachsandte, erkennen wir die eigenartige Gestalt dieses Pietismus: stark biblisch gefärbte Sprechweise, eine Vorliebe für alttestamentliche Bilder und Allegarien, die besandere Betonung des Gefühls. — Fröhlichen, dankbaren Herzens zag der junge Maler nach dreijährigem Aufenthalt zurück in die Heimath, zu den Lieben. Unterwegs kaufte er sich bei einem alten Buchbinder in Thun Arndts „Wahres Christenthum". Im Gespräch merkte er, wie er sich mit dem schlichten Mann innerlich verstand, berührte sich doch dessen herrenhutische Frömmigkeit in vielen Punkten mit seiner pietistischen Richtung.

Nach einem kürzeren Aufenthalt in Dresden, in den seine Verheirathung fällt, finden wir den jungen Künstler als Lehrer an der Zeichenschule in Meißen wieder, die eine Filiale der Dresdner Kunstakademie war. So sehr ihn die alte malerische Stadt anzog, so schwere Zeiten hatte er andrerseits hier zu durchleben. Doch dienten diese Verhältnisse nur dazu, um seine in Rom gewonnenen religiösen Anschauungen zu festigen und zu klären. Zunächst hatte er hart mit äußeren Lebenssargen zu kämpfen, da die Bezahlung seiner Thätigkeit sehr gering war. Dazu kam eine schwere Krankheit seiner Frau, die nur durch eine unerwartete, glückliche Krisis dem Tode entrissen wurde. Hiezu gesellte sich der völlige Mangel an förderndem Verkehr; die wenigen Besuche in Dresden konnten dies nicht genügend ersetzen. Selten kamen salche Erhalungsstunden im Freundeskreise. Wenn auch Richter nur an einer Stelle etwas tiefer auf diese Anregungen eingeht, so geben uns doch gerade diese kurzen Mittheilungen Anlaß zu einer bemerkenswerthen Beabachtung. Er stand mitten drin in jener religiösen Bewegung, die wir bereits ins Auge faßten und der sich die geistig Bedeutendsten in großer Mehrzahl angeschlassen hatten. Die 30er Jahre, in die eben jener Meißener Aufenthalt Richters fällt, bilden den Höhepunkt dieser Entwicklung. Von 1840 an verbindet sich diese religiöse Bewegung immer mehr mit starrer lutherischer Orthodaxie und nimmt deren Gesetzlichkeit und Streitbarkeit an. Ein schöner großer Zug ging durch alle die Leute, mit denen Richter in Berührung kam; man fühlte sich eins in lebendiger, christlicher Weltauschauung, nicht etwa aus kühler Taleranz. So verstehen wir auch den Ausspruch Richters über diese Zeit: „Für die äußere Kirche hatte ich wenig

Interesse." Zu Ostern führte ihn sein Weg zur katholischen Kirche nach Dresden, um das Abendmahl zu empfangen, in Meißen hörte er bisweilen eine protestantische Predigt, fand aber selten dabei Erbauung, wie er sagt.

Die Aufhebung der Zeichenschule in Meißen 1835 führte Richter nach Dresden zurück. Er frohlockte über diese Versetzung in anregenderes Leben, wiewohl es für ihn schwer war, sich und die Seinen zu erhalten. Der Ankauf seiner Bilder durch den Kunstverein, der Holzschnitt, dem er sich zuwandte und der ihn mit bedeutenden Verlagsbuchhändlern in Verbindung brachte, und schließlich die Anstellung als Professor an der Akademie an seines Vaters Stelle ebneten ihm mehr und mehr äußerlich seinen Lebensweg. Hier in Dresden hat er bis zu seinem Tode 1884 seinen Aufenthalt gehabt. Reich an Thätigkeit und ebenso reich an Anerkennung gestaltete sich sein Leben, das freilich von manchem harten Schlage getroffen wurde. Der Tod seiner Tochter Marie wirkte erschütternd auf den Meister. Von bedeutendem Einfluß auf ihn war das plötzliche Verscheiden seiner Frau bei einem Sommeraufenthalt in Loschwitz 1854. Von dieser Zeit an tritt in seinen Bildern wie in seinen Aussprüchen mehr die religiöse Stimmung hervor als bis dahin. Das Gottvertrauen, das er sich errungen, zeigt sich in immer schönerer Gestalt; aber nebenher läuft ein schmerzliches, wehmüthiges, gelegentlich bis zur Schwermuth sich steigerndes Sehnen, das ihn nicht mehr verläßt. Es tritt besonders bei den weiteren Todesfällen hervor. Das Jahr 1861 brachte den Tod seiner Schwiegertochter. Zwei Jahre darauf stand er an zwei Sterbebetten: dem seiner eigenen Tochter und seiner Mutter. Noch der Greis mußte in seinen letzten Lebensjahren die Bitterkeit des Todes in dem Hinscheiden dreier blühender Urenkel erfahren. Recht drückend lastete auf ihm der schwermüthige Zustand seines Sohnes Heinrich und das eigene Augenleiden, das ihm mehr und mehr seine liebgewonnenen Arbeiten verbot. Auch fehlte es nicht an unverschuldeten Kränkungen bitterster Art, die Reibereien der Münchener und Düsseldorfer Malerschulen im akademischen Senat brachten dem friedliebenden Mann viel argen Verdruß. Alles dies bestärkte die eben erwähnte Stimmung und ließ ihn sich mehr auf sein Innenleben zurückziehen, vornehmlich die religiöse Seite ausbilden. Gerade nach dieser Seite hin hat ihn mündlicher wie brieflicher Verkehr mit tüchtigen Männern verschiedenster Gesinnung und Berufsart gefördert. Neben die alten treuen Freunde aus der römischen Studienzeit traten neue, wie der Dichter Moritz Heydrich und der protestantische Pfarrer Blumhardt — wie sein Sohn — in Bad Boll. Was ihm an dieser eigenartigen selbstlosen Persönlichkeit werthvoll war, spricht er gelegentlich aus: „Die Liebe ist seine Religion. Er schließt Niemand aus, hat das weiteste Herz; nach Konfessionen fragt er nicht." Doch es ist unmöglich, die große Fülle von Männern aufzuzählen und zu charakterisiren, die mit unserm Künstler in Beziehung traten. So anregend ihm jeder Verkehr war und so sehr er gerade einer Aussprache über religiöse Fragen mit Vertrauten bedurfte, ebensowenig kann es einer genaueren Betrachtung dieses Lebensabschnittes Richters entgehen, daß in dieser Zeit Bilder und Schriften auf ihn nachhaltiger gewirkt haben als persönlicher Verkehr.

Wenn wir hier im Vorübergehen einen Blick auf jene Werke der Kunst und Literatur werfen, müssen wir zurückgreifen und auch die anführen, die für ihn schon vor der Dresdener Zeit von Bedeutung waren.

Schon auf den Knaben machte die Gestalt Jesu auf dem Gemälde von Raphael Mengs in der katholischen Kirche zu Dresden, die er jahrelang täglich betrachtete, tiefen Eindruck. Unvergeßlich blieb selbst dem herangereiften Künstler das Bild des alten lombardischen Meisters Girolamo dai Libri, das er auf seiner Romfahrt im Dom zu Verona sah. Es stellt eine Madonna mit dem Kinde dar, vor der man drei musizirende Engel erblickt. Vielleicht entscheidend für Richter waren die Bilder Albrecht Dürers, mit dem er ja geistesverwandt war. Wo anders finden wir nach Dürer solch tiefe, wahre Auffassung des Christenthums und so deutsche Uebertragung dieser Gedanken wie bei Ludwig Richter? Besonders hebt dieser die Bilder hervor: „Melancholie", „Ritter, Tod und Teufel", „Hieronymus im Gehäus", die einen inneren Zusammenhang aufweisen, und „das Leben der Maria". Unausgesetzt hat er die Entwicklung der Malerei verfolgt und sich an allem Schönen, wenn auch nicht immer das ganze Werk seinen Beifall finden konnte, erfreut.

Wir fanden den Knaben bei seinem Bildungsmangel und dem Dahinsinken jeglicher Stütze in großer Trostlosigkeit. Da fand er in seines Vaters Bibliothek Plutarchs Biographien, „und," schreibt er, „den alten, frommen Heiden verdanke ich viel". Sehr viel bedeutete für den jungen, nach Italien wandernden Künstler — nicht bloß nach Seiten der Kunst — Schlegels Werk über christliche Kunst, das ihm in Innsbruck unter die Hände kam. Es ist ein Werk der damaligen Romantik, das man auch einen „Eckstein der neudeutschen Kunst" genannt hat. In „Stillings Jugend- und Wanderjahren", mit seinem frommen Sinn in eigenartiger Form, ging ihm zum erstenmal der Gedanke auf, daß Religion kein bloßes Fürwahrhalten, sondern ein lebendiges Verhältniß zu Gott sei, aus dem die sittlichen Konsequenzen natürlich hervorwachsen müssen. Mit seinem alter ego Maydell las er bei dem einsamen Aufenthalt in Civitella einige Schriften Luthers. Arndts „wahres Christenthum" verfehlte nicht seine Wirkung. Ein Buch ragt aber in jener römischen Zeit über alle hinaus: Schuberts „Altes und Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde"; ist es doch gewissermaßen der klassische Ausdruck der mehrfach erwähnten edeln Ausprägung des damaligen Pietismus. Schubert war für Richter der protestantische, Sailer der katholische Vertreter jener milden Richtung, die das Christenthum universell zu fassen wußte. Sailer lernte er schätzen in dessen Einleitung und Erläuterungen zum Thomas von Kempen. Sehr sympathisch fühlte er sich von dem originellen, kindlich frommen Matthias Claudius berührt, in dem er das Bild eines deutschen Mannes und Christen erblickte. Immer mehr beschäftigte er sich mit der Bibel, namentlich mit dem Neuen Testament. Die großen Geistesheroen unsres Volkes wie anderer Nationen waren ihm nicht nur bekannt, sondern zum Theil völlig vertraut. In seinen Mannesjahren hat er namentlich Goethe großen Einfluß auf sich zugeschrieben. Er ging nie auf Reisen, ohne einen Band aus dessen Werken „im Täschel" mit sich zu führen. Und in der That verdankt er Goethe viel: der hat ihn in erster Linie vor der Gefahr bewahrt, auf der Bahn des Pietismus in einseitigen Subjektivismus zu gerathen. Unterstützt wurde Goethe's Wirkung von ganz anderer Seite: durch die Werke Jeremias Gotthelfs. Manche kleinere Schriften müssen wir übergehen, nur eine sei erwähnt: des Romantikers Brentano Aufzeichnungen nach den Visionen der Anna Katharina Emmerich, der Nonne von Dülmen. Diese haben ihm nach künstlerischer wie religiöser Seite hin Anregung für die Gestalt des leidenden Jesus gegeben.

Vor uns liegt jetzt ausgebreitet die Menge der Einflüsse, die Ludwig Richters christliche Stellung bedingt haben. Wir sahen den edel veranlagten Jüngling in den pietistischen Kreisen in Rom, begleiteten ihn auf seinem Lebenswege durch alle trüben Erfahrungen hindurch, die für ihn ein Läuterungsfeuer waren, beobachteten die zunehmende Verinnerlichung seines Lebens, aber andrerseits auch die

Befreiung von einem ungesunden Zuge pietistischer Frömmigkeit. Welches waren nun die Anschauungen des gereiften Mannes über Religion und Christenthum? Wie äußerten sie sich in seinen Aufzeichnungen, in seinen Schöpfungen und seinem Leben?

Paul Mohn sagt in seiner Monographie über Ludwig Richter: „Alles ist durchleuchtet von einem tiefen religiösen Gefühl." Und damit trifft er den Kernpunkt. Richter wußte — wie leider Wenige — das Religiöse von allem Kirchlichen und Konfessionellen zu unterscheiden. Religion läßt sich aber nicht lernen, sondern nur erfahren. Mancherlei muß wirken, bevor das Gefühl des Vertrauens auf eine übermenschliche Macht diese Kraft erzeugt. „Und als die Zeit erfüllet war (nicht früher und nicht später), heißt es auch im Leben des ärmsten Menschenkindes", äußert er hiezu. Für ein ersprießliches Leben, meint er, sei diese Erfahrung unerläßlich, denn das religiöse Vermögen müsse von Rechts wegen die Grundlage aller übrigen sein, wenn sie sich gesund und einheitlich entfalten sollen. Das bedeutsamste ist, was er gelegentlich über „Glauben" sagt, um diesen beständig gemißbrauchten Terminus anzuwenden. Er ist sich bewußt, daß dieser kein bloßes Fürwahrhalten, kein Hinnehmen todter Dogmen und daneben die Ausübung moralischer Grundsätze ist, sondern ein lebensvolles Verhältniß zu Gott, aus dem sich ganz von selbst alles Sittliche ergibt. Das, was Luther groß gemacht hat, finden wir hier wieder. Richter hat den verhängnißvollen Legalismus überwunden, der dem Spätjudenthum, dem scholastischen Katholizismus wie der starren lutherischen Orthodoxie eigen ist. Hand in Hand mit der religiösen Erfahrung muß eine Verinnerlichung des Lebens gehen, die einen erhöhten Standpunkt gewinnen läßt. Richter klagt einmal darüber, wie schwer dies doch sei: „Ach, wäre man nicht nur so sehr ins Aeußere verloren, lebte man nur recht stark im Geiste und könnte dann wie von oben herab die äußeren Dinge regieren, statt daß sie mich jetzt von unten herauf oder von außen herein regieren und oft auch despotiren." Scharf hat er das Grenzgebiet des Religiösen erkannt, er weiß, daß die wahre Religion nicht in Abstraktionen besteht, seien sie physischer oder intellektueller Art, sondern in der Gewißheit, daß Gott ein Fels ist, auf den wir bauen können, und daß uns diese Gewißheit — als einziger Beweis Gottes! — in der Person Jesu entgegentritt. In seiner schlichten Weise spricht dies der Meister in den Worten aus: „Wir haben auf der Welt nichts, das zuverlässig wäre; am wenigsten sind es unsre eigenen Meinungen und Empfindungen, und wir brauchen doch einen festen Grund, auf dem wir stehen und fest fußen können, wenn uns die elle Seekrankheit unsrer Zeit nicht überkommen soll, die eben aus dem Schwanken des Grundes unsrer ganzen Existenz besteht und die den Ueberdruß und moralischen Katzenjammer zur Folge hat. Selbst unsre Meinungen über Gott und Christus sind nicht einmal stichhaltig, eben weil es die unsern sind. Sein Wort allein, im Glauben und Demuth aufgenommen und im Gebet durch seinen Geist lebendig und wirklich gemacht, das ist's, was in allen Stürmen aushält und zum höchsten Ziele führt." Daß sich bei solchem Streben das ganze Leben zu einem Ringen gestaltet, zeigt folgender, recht anschaulich drastischer Ausdruck: „Das ist die alte Klage, das alte Lied — wie oft ist's geklagt und gesungen worden, Menschenleben hindurch und Jahrhunderte hindurch, und es bleibt nichts übrig als der Kampf, das Vorwärtsdringen durch dick und dünn und allen Dreck hindurch, bis man zuletzt als ein alter Soldat zerlappt und beschmutzt, aber nur tapfer und fahnentreu vor den Thoren der Friedensstadt ankommt und den Gnadenlohn empfängt." Dieses Ringen erweckt in unserm Maler das Gefühl des Heimwehs nach einer anderen Welt. Einen ergreifenden Ausdruck findet diese Stimmung in dem Herbstbilde, „Heimweh" genannt. Im Vordergrunde ein Greis, mit einem Kinde zu Füßen eines Kruzifixes niedergesunken; rechts ein Kirchhof oder auf einer Variante eine melancholische Herbstlandschaft; am fahlen Abendhimmel eine Schaar Vögel, die dem fernen Süden zueilen. Man könnte versucht sein, hiebei in der Auffassung des Christenthums bei Ludwig Richter einen weltflüchtigen Zug festzustellen. Gewiß finden sich eine große Reihe verwandter Aussprüche, und wir können darin entschieden einen Nachklang der pietistischen Einflüsse erkennen. Aber das gesunde, richtige Verständniß der christlichen Gedanken ist dadurch nicht beeinträchtigt worden. So ist sich der Meister bewußt, daß es kein wahres Gut gibt, was nicht durch Leiden errungen werden muß. Er schreibt: „Das ist das größte Elend, daß wir allesammt Gott vergessen würden und unser Heil in ihm mit nur sehr halbirtem Herzen suchten, wenn er uns nicht oft in die Kreuzesschule nähme und uns fast das Herz zerbräche, so daß wir ihn dann auch fast nicht mehr verstehen wollen. Drängen uns die dunklen Tage nicht zu ihm, dem Lichte, wo sollen wir es finden, wenn die Welt ihre Kronleuchter angezündet hat und das Orchester seine Walzer losläßt?" Noch deutlicher zeigt es sich an anderen Aussprüchen, wie weltflüchtige Stimmungen nicht zum Kern seines Wesens gehören. „Ist es nicht schön und verdienstlich," sagt er, „auch in malerischer Form die Schönheit des Lebens und seiner Erscheinung, selbst in den kleinsten und gewöhnlichsten Gegenständen, aufzudecken? Die Liebe macht ja alles bedeutend und wirft einen Himmelsschimmer auf alles, was sie betrachtet. Was sie anrührt, wird Gold." Wer diesen Gedanken festhält, der wird auch die kleinsten Bildchen Richters in ihrer ganzen Tiefe verstehen können. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß," schreibt er selbst auf den Bildercyklus, „unser tägliches Brot." Die alltäglichsten Vorgänge sollen einen Hinweis auf die Quellen der Nahrung für den inneren Menschen enthalten. Zwei schöne Werke möchte ich hier anführen aus ganz verschiedenen Lebensabschnitten, recht geeignet zu zeigen, wie er überall göttliches Walten erkennt. Beim Uebernachten auf der Heimreise von Rom in einem Heustadel kommt ihm folgender Gedanke: „Das Bächlein unter mir rauschte sein eintöniges Schlummerliedchen und ein paar fehlende Schindeln im Dache ließen zwei blinkende Sternchen auf mich herabsehen. Unter mir die Zeit, so dachte ich, unablässig vorüberrauschend, über mir die ewigen Wohnungen." In seinem lieben Sommeraufenthalte in Loschwitz bricht er 1854 in Bewunderung aus: „O Gott, wie herrlich ist hier von meinem Plätzchen auf dem Berge die weite Gegend! Ich fühle da so recht die Schönheit des lieben Vaters oben in all der sinnlichen Erscheinung und durch meine Sinne. Welche Armuth wäre das, wenn ich Gott bloß in den schwarzen Buchstaben und bloß mit meinen körperlichen Gedanken erkennen, lieben, verehren könnte! Dies Schauen ist mir oft lieber gewesen als die geistreichste theologische oder philosophische Abhandlung vom Wesen Gottes."

Wie er in den kleinen und kleinsten Dingen des Lebens zu lesen wußte, so waren ihm die bedeutenden Vorgänge der Geschichte eine gewaltige Sprache Gottes. In einem Briefe an seinen Freund Thäter aus dem Jahre 1870 findet sich folgende Stelle: „Es ist die gewaltige Hand Gottes, die wir in diesen politischen wie kirchlichen Ereignissen deutlich wie selten erkennen müssen, hier am Rhein, Paris und Rom." Als Umkehr der eben angeführten Gedanken stellt Richter die Forderung auf, daß alle geistige Arbeit vom Materiellen als der natürlichen Grundlage ausgehen und im Idealen, im Göttlichen gipfeln müsse. Zahlreiche Aussprüche finden sich, wo er dies an

der Kunst nachweist. Wenn Alle sich dieser Aufgabe bewußt sind, wird Keiner, auch der geringere Gaben besitzt, unzufrieden sein, denn er weiß, daß alles einem großen Zweck dient, jede Arbeit also ein Baustein wird und nicht vergeblich gethan ist. „Aber dies kann nur geschehen," wie er sagt, „im Strome einer großbewegten Zeit, in welcher ein Sehnen, Drängen und Ringen entsteht nach den höchsten Gütern des Daseins." Es wird dem Meister immer klarer, wie Niemand über sein Schicksal murren kann, der eben das geistige Leben immer reicher zu gestalten sucht. „Das Leben, auch das einförmigste (wie ich jetzt sehe)," schreibt er in einem Briefe aus Ostende an seine Frau, „ist reich, sehr reich, um in uns die rechten Früchte des Geistes hervorzutreiben." Welchen Trost das gewährt beim Aufhören der Kräfte für die Berufsarbeit, wird ihm an sich selbst klar bei seinem Augenleiden. Wo aber dieser Ersatz fehlt, „wie muß da der Mensch förmlich zerbrochen sein!" sagt er. Unser Richter ist niemals ein Freund von Worten gewesen, deßhalb kam es ihm hauptsächlich darauf an, daß die christliche Weltanschauung sich in Thaten umsetze und in Persönlichkeiten sich auspräge, die bescheiden, wahrhaftig, einfach und treu Anderen gegenübertreten. Das zog ihn zu Richard Rothe hin, das verband ihn mit manchem Freunde, das rühmt er z. B. an den beiden Malern Eberhard: „solche Menschen, die in Einfalt und Lauterkeit nach dem trachten, was droben ist und den Schein nicht achten, weil sie von den Kräften einer zukünftigen Welt geschmeckt hatten."

Wie meisterhaft versteht es Richter, mit seinem Stifte die innersten Falten seines Herzens darzulegen! Aber sich selbst zog er bescheiden von der Außenwelt zurück. Nur die vertrautesten Freunde konnten auch im Gespräche dem schlichten Manne mit dem kindlichen Herzen nähertreten. Seine Häuslichkeit war ein Wiederspiel seiner Person. Der wahrhaft deutsche Familiensinn, den er uns in seinen Werken vor Augen gestellt hat, konnte nirgends in edlerer Gestalt zu finden sein, als in seinem Hause. Kindlich frommer Geist waltete darin, aber nichts von Verknöcherung ist dabei zu finden. Wie eigen unserm Meister die echte Künstlertugend, die Bescheidenheit, war, das zeigt eine Notiz über seinen 80. Geburtstag, an dem ihm von allen Seiten in schönster Weise gehuldigt worden war. Dort sagt er, das Gute, Lobenswerthe in seinen Arbeiten liege nur in dem, was man sich nicht selbst geben kann: in der Gottesgabe, dem Talent!

Im Anschluß an die eben angeführten Anschauungen Richters über das Christenthum als Religion müssen wir noch unser Augenmerk auf einige Aeußerungen über das Christenthum als geschichtliche Erscheinung lenken. — Nichts von kirchlichem Dogmatismus zeigt sich in seinem Urtheile über die Person Jesu. Er meint einmal, man könne ihn als das Haupt eines großen Organismus ansehen oder auch als dessen belebende Seele. — Freimüthig ist sein Urtheil über die Bibel, nichts von Inspirationstheorie anerkennend. Er nennt die Apokalypse ein dunkles Buch, in dem durch großartige Symbole der Kampf und Sieg über alles Böse dargestellt würde. Mit feinem Gefühl weiß er die Grenzen des Erkennens zu finden, indem er sich bewußt ist, daß alle Aussprüche über das Leben nach dem Tode nur Vorstellungsformen religiöser Gedanken sind. Nach dem Tode seiner Frau schreibt er in sein Tagebuch: „Wo weilt sie jetzt? Diese Frage drängt sich mir oft herbei. Aber da schweigt alles Wissen und wir schweigen, solange irdisches Leben dauert; und doch ist's auch da nicht ganz Nacht geblieben: die Aussprüche unsres Herrn stehen da wie helle liebliche Sterne; aber sie sprechen mehr zum Herzen, als daß ich sie begreifen und fassen könnte." — Wie er ein Feind aller Verknöcherung war, so hat er die Erkenntniß gewonnen, daß es sich bei dem geschichtlichen Christenthum um einen großen Entwicklungsprozeß handelt; er spricht mehrfach von dieser „Entpuppungsarbeit des geistigen Lebens".

Otto Jahn sagt, Richter sei „der Mann nach dem Herzen des deutschen Volks", weil er mit voller Unbefangenheit und Wahrheit die menschliche Natur aufzufassen und wiederzugeben wisse, insofern sie eben als rein menschliche, in sittlicher wie sozialer Beziehung, einfach sich ausspreche. In religiöser Beziehung ist er eben dieser „Mann nach dem Herzen des deutschen Volks" geworden dadurch, daß er verstanden hat, die christlich-religiösen Gedanken herauszuheben aus der zeitgeschichtlichen Form, in der sie uns überliefert sind und sie in deutsches Gemüthsleben hineinzupflanzen wußte. Er hat die Bedeutung dieser Umprägung verstanden, deren Vernachlässigung eine Abwendung der Menge des Volks vom Christenthum nothwendig hervorrufen muß. — Mit tiefem Schmerz spricht er öfters von den konfessionellen Spaltungen, er sieht den Grund hiefür darin, daß das Hauptgewicht auf die Formulirung der Glaubenssätze gelegt wird, man aber darüber die belebende Kraft, das wahrhaft Göttliche vergißt. Darum freut er sich, daß es Leute gibt, die sich über alle Konfessionen hinweg verbunden fühlen nach dem Augustinischen Grundsatz: „Im Nothwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem Liebe!" Diese bilden die zu allen Zeiten gleiche, katholische Kirche —, katholisch hier im buchstäblichen Sinn: allgemeine. So steht er über allen Konfessionen mit dem Bestreben, nur das wirklich Religiöse an allen christlichen Richtungen als das Bleibende anzuerkennen. So kennt er die Bedeutung Luthers und hat dies in seiner Weise ausgedrückt durch das Bild: „Luther auf der Wartburg", in der „Geschichte des deutschen Volks" von Eduard Duller. Auch hat er Luther durch die Illustration dessen Briefs „an mein Söhnlein Häuschen" gefeiert. Anders als über Luther urtheilt Richter über den Fortgang der Reformation. Er sieht in dem Protestantismus die Strafe für die Entartung des Katholizismus. Aber andrerseits, meint er, habe auch der Protestantismus seine Strafe für das eigenmächtige Abtrennen in der Unmöglichkeit kirchlicher Gestaltung, in dem Verzetteln in subjektiven Ansichten und in der sklavischen Abhängigkeit von der weltlichen Macht gefunden. Sein Wunsch ist, der Protestantismus möchte dem Urstamm okulirt werden. Wir dürfen bei den Aeußerungen über diese Punkte — die wir vollständig anzuführen uns leider versagen müssen — uns nicht an einzelne Ausdrücke halten. Manches würde vielleicht vor strenger historischer Kritik nicht bestehen können. Aber bezüglich der Hauptgedanken können wir Richter nur bewundern. Er hat wohl die geschichtliche Nothwendigkeit der Reformation anerkannt, aber ist sich des traurigen Resultats jener so groß in Luthers Persönlichkeit begonnenen Bewegung bewußt. Eine Betrachtung der argen konfessionellen Zersplitterung unsrer deutschen Länder — die uns verständlich wird, wenn wir eine politische Karte des 16. Jahrhunderts zur Hand nehmen — sollte zu der ernsten Erwägung führen durch kleinliche dogmatische Streitigkeiten die Zersplitterung nicht noch größer zu machen, wo es ja noch an den ersten religiösen Elementen fehlt!

Man hat sich gewundert, Richter später nicht mehr die protestantische Predigt, sondern den katholischen Gottesdienst besuchen zu sehen, und hat darin ein Hinneigen oder Vorziehen des Katholizismus erblickt. Dieses Verhalten des Meisters läßt sich aus verschiedenen Gründen erklären. Goethe hatte ihn von dem Subjektivismus der pietistischen Frömmigkeit befreit; er nährte auch in ihm die Freude an einheitlichen Organisationen der Natur und des Geisteslebens. Da ist es erklärlich, daß gerade dem Künstler — und wie nahe steht die Romantik dem Katholizismus! — die katholische Kirche als das Sinnbild eines einheitlichen, geistigen Gebildes entgegentrat. Weiterhin kommt

die poetische, intuitiv veranlagte Natur in Betracht. Mancherlei Anregung fand er in Schelling; oft hatte er Augenblicke — wie er selbst berichtet — die an ein visionäres Schauen grenzen. Dies fand natürlich reichliche Nahrung in dem symbolischen Kultus des Katholizismus. Als drittes Moment müssen wir hier die immer größere Zuspitzung der konfessionellen Verhältnisse und die zunehmende Zersplitterung unter den Protestanten, was er selbst beobachten mußte, anführen. — Vielfach hat Richter auf seinen Bildern Symbole des katholischen Kultus verwendet. So sehen wir heimkehrende Schnitter nach schwülem Tage im Schatten uralter Bäume vor einem Christusbilde ihre Abendandacht verrichten, während ein Mönch das Ave Maria läutet. Nicht dieses Läuten und das Bild sind die Veranlassung zum Dankgebete, sondern die Natur fordert in jedem einzelnen Zuge dazu auf; und so werden jene Symbole des Kultus nur zu dem sinnbildlichen Ausdruck der dankerfüllten Stimmung der heimkehrenden Landleute. Und das ist bezeichnend für unsern Meister; klingt ja das „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß“ durch alle seine Schöpfungen, seine Worte und sein ganzes Leben hindurch. Auf dem religiösen Gebiete konnte er alle Gegensätze vereinen und keiner hat es so verstanden wie er. Neidlos erkennen das Protestanten wie Katholiken an. Der protestantische Riehl schreibt über ihn: „In dieser rein menschlichen Aussprache des Glaubens, Liebens und Hoffens mag ihn dann der Katholik ebenso katholisch finden, wie der Protestant protestantisch.“ Und der katholiche Kaplan Eberhard Müller fügt in der Grabrede hinzu: „Richters Kunst hat sich ihren wahren Adels- und Freiheitsbrief der Tendenzlosigkeit bewahrt und nichts anderes sich zum Zweck gesetzt, als in Gott wohlgefälliger Weise die Mitmenschen zu erfreuen. Seine Kunst war eine Art Gottesdienst, war eine Ausübung der Nächstenliebe, wie sie selbstloser und edler nicht gedacht werden kann. Und wie er malte, so war er, seine Kunst ist sein Wesen.“ Was Ludwig Richter 1871 in sein Tagebuch schrieb und was seit 1884 auf dem ihm errichteten Denksteine in Loschwitz steht, das ist die Quintessenz seiner religiösen Auffassung des Christenthums:

Groß denken, im Herzen rein,
Halte dich gering und klein,
Freue dich in Gott allein.

Sicilia sotterranea.

Dem „unterirdischen Rom“ hat sich die Aufmerksamkeit der Forscher schon seit langer Zeit zugewendet. Glaubte man zuerst, den Gräbern der Märtyrer Zeugnisse für das Alter der Dogmen und Riten der römischen Kirche entnehmen zu können, so ist doch mehr und mehr der rein wissenschaftliche Zweck der Erforschung der altchristlichen, unterirdischen Begräbnißstätten Roms in den Vordergrund getreten. Jedenfalls wurden die römischen Katakomben am genauesten erforscht und am meisten bekannt. Daher mag es kommen, daß sie, so bedeutend sie sind, in ihrer Bedeutung um einige Grade zu hoch eingeschätzt und gewissermaßen als Typen für das altchristliche Begräbnißwesen angesehen werden. Um so erfreulicher ist es, daß jetzt auch außerrömischen Katakomben eingehende Untersuchungen gewidmet werden. Wir begrüßen in Joseph Führers Forschungen zur Sicilia sotterranea[1]) ein Werk, das unsre Kenntniß der altchristlichen Grabanlagen wesentlich erweitert und für das Studium der drei syrakusanischen Katakomben, die es behandelt, als grundlegend angesehen werden muß.

Daß Sicilien einen Reichthum von Ueberresten altchristlicher Grabstätten besitzt, wußten wir schon. Unter ihnen nehmen die syrakusanischen Katakomben die erste Stelle ein. Der Greifswalder Professor V. Schultze[1]) war der Erste, der ihnen eine kurze, aber eindringende wissenschaftliche Behandlung zutheil werden ließ. Seitdem haben sicilianische Gelehrte, unter ihnen besonders der Direktor des Museo nazionale zu Syrakus, Dr. P. Orsi, sie nicht aus den Augen verloren. Durch Ausgrabungen, die auf Kosten der italienischen Regierung unternommen wurden, ist werthvolles Material zutage gekommen. Führer ist zuerst 1892, dann 1894/95 namentlich in Ostsicilien thätig gewesen. Seinen Nachforschungen ist es gelungen, eine Reihe unbekannter Katakomben zu entdecken, so daß sich die Zahl der von ihm untersuchten, außerhalb des Stadtbereiches des alten Syrakus (in Ostsicilien) gelegenen unterirdischen Begräbnißstätten auf mehr als 70 beläuft. Aber auch seine Arbeiten in den drei großen syrakusanischen Katakomben haben reiche Ergebnisse gehabt. Diese werden uns in seiner vorzüglichen Publikation vorgelegt.

Es handelt sich um die Katakombe von S. Giovanni, die Katakombe der Vigna Cassia und von S. Maria di Gesù. Alle drei sind in der Achradina gelegen. Bei ihrer Anlegung sind eine Reihe von älteren Anlagen, wie Brunnenschachte und Zisternen, ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen und selbst Hauptstränge von Wasserleitungen zerstört worden. S. Giovanni fällt auf durch die mächtigen Dimensionen, die sich nur zum Theil daraus erklären, daß das Material, in dem die Nekropole angelegt wurde, ein vorzüglicher, leicht zu bearbeitender Kalkstein ist. Die beiden anderen Katakomben sind in Tuffstein eingeschnitten. Während S. Giovanni eine durchaus planmäßige Anlage von ziemlich einheitlichem Charakter zeigt, kann man von den beiden anderen Katakomben nicht eigentlich behaupten, daß ihnen ein einheitlicher Plan zugrunde liegt; sie bestehen aus nicht weniger als 14 Einzelkomplexen, die manchmal in drei bis vier Stockwerken übereinander liegen. Darum sind hier die Niveauunterschiede zum Theil sehr bedeutend. Während in S. Giovanni die Arcosolien überwiegen, herrschen in den beiden anderen Katakomben die Loculigräber vor. Hier fehlen auch die großen, freistehenden, aus dem natürlichen Felsen ausgearbeiteten Sarkophage, die dort nicht selten sind. Alle diese Unterschiede treten deutlich auf den beiden vorzüglichen Grundrissen hervor, die Führer seinem Werke beigegeben hat. Es ist nicht immer leicht gewesen, in die verschiedenen Räume einzudringen und sie zu vermessen. Der Verfasser hat uns über die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, anschaulich berichtet. Trotzdem ist es ihm gelungen, die denkbar exaktesten Grundrisse zu liefern. Auch darin unterscheidet sich seine Publikation von anderen derartigen, daß er die Höhenunterschiede der Cömeterien von zwei bestimmten Punkten aus gemessen und die Resultate dieser Nivellirung uns in übersichtlichen Tabellen mitgetheilt hat. Zum Verständniß der Architektur dient ferner, daß er von den Querschnitten, die er genommen hat, uns neun bekannt gibt und auch eine Anzahl der von ihm gemachten photographischen Aufnahmen reproduziren läßt.

Aus den architektonischen Eigenthümlichkeiten läßt sich ein ziemlich sicherer Schluß auf die Zeit der Entstehung und Benutzung der Cömeterien ziehen. Da die Christen zur Bestattung ihrer Todten Plätze, die schon von antiken Anlagen, Brunnenschachten und Zisternen, benutzt waren,

[1]) Dr. Joseph Führer, kgl. a.-o. Professor für Geschichte und Philologie am Lyceum zu Dillingen (jetzt zu Bamberg). Forschungen zur Sicilia sotterranea. 4°. 195 S. 14 Tafeln. München 1897, Verlag der kgl. Akademie, in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth). 12 M. (Abhandlungen der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften, I. Kl., XX. Bd., III. Abth., S. 671—863.)

[1]) In „Archäologische Studien über altchristliche Monumente“, Wien 1880, S. 121—144.

verwendeten, ja sich dem Laufe von Wasserleitungen anschlossen, so ist ersichtlich, daß Syrakus längst von seiner früheren Größe und Bedeutung herabgesunken sein mußte. In der That ist die Anlage des ältesten Theiles des Cömeteriums von S. Maria di Gesù und des Grundstockes des Katakombenkomplexes der Vigna Cassia vor der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts nicht gut möglich. Als sich die Zahl der Gläubigen mehrte, machte sich das Bedürfniß der Erweiterung des Cömeteriums der Vigna Cassia geltend; und diesem Bedürfnisse verdankt sein westlicher Theil die Entstehung, die in das zweite Dezennium des 4. Jahrhunderts zu setzen ist. Diese Anlagen sind bis in das 5. Jahrhundert hinab stark benutzt worden. Währenddem aber hatte man, etwa im 4. Jahrzehnt des 4. Jahrhunderts, den gesteigerten Ansprüchen der Christengemeinde gemäß, die Verwirklichung des Planes der großartigen Nekropole von S. Giovanni begonnen, und diese ist nicht nur bis in das 6., sondern wohl auch bis in das 7. Jahrhundert hinein benutzt worden. Der stetige Rückgang der Stadt macht sich auch in dem Cömeterium bemerkbar. Es ist immerhin wahrscheinlich, daß die Aufgabe des Cömeteriums mit dem Auftreten der Sarazenen in Verbindung zu bringen ist.

Diese chronologische Fixirung erhält ihre Bestätigung sowohl durch die Werke der Plastik und Malerei, wie durch die Inschriften, die in den Cömeterien gefunden worden sind. Führer hat das gesammte Material in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen und auch über die Werke der Kleinkunst zusammenfassende Bemerkungen vorgetragen. Fast überall kann er uns Neues berichten; neue Inschriften hat er entdeckt; zu längst bekannten gibt er neue Erörterungen. Eine Reihe von Freskogemälden sind durch ihn aufgefunden worden; wir erhalten von ihnen eine treffliche Beschreibung und von den wichtigsten gut gelungenen Heliogravüren. Leider ist doch die Ausbeute an Fresken nicht sehr groß, und auch der bisher bekannte Darstellungskreis der altchristlichen Malerei wird kaum erweitert. Noch kleiner ist der Bestand an Werken der Plastik. Das bekannteste Stück darunter ist der aus Rom importirte Steinsarg der Adelfia aus dem 5. Jahrhundert, vor allem deßwegen bemerkenswerth, weil sich an ihm sehr deutliche Spuren der ursprünglichen Bemalung erhalten haben.

Möchte uns Hr. Führer bald mit dem zusammenfassenden Werke über die sicilischen Katakomben beschenken, das alle von ihm gemachten Entdeckungen und Aufnahmen enthalten soll! Möchte es ihm bald beschieden sein, dazu die nöthige materielle Grundlage zu finden! Erst wenn dieses Werk erschienen ist, wird es angebracht sein, die Unterschiede der sicilischen Katakomben von den römischen, resp. festländischen, darzulegen und der Frage näher zu treten, ob in den sicilischen Katakomben sich Einflüsse des oströmischen Reiches geltend machen. Dazu gehört freilich, daß uns die Grabanlagen des Ostens, etwa Kleinasiens, noch genauer als bisher bekannt werden. Es ist gewiß der Wunsch aller Freunde der christlichen Archäologie, daß diese einen ebenso gediegenen Entdecker und Erforscher finden mögen, wie ihn die syrakusanischen Katakomben in Führer gefunden haben.

Halle a. S. Gerhard Ficker.

Mittheilungen und Nachrichten.

fb. **Anna Ritter: Gedichte.** Leipzig. A. G. Liebeskind 1898. — Der überaus geschmackvollen und vornehmen äußeren Ausstattung dieser Gedichtsammlung entspricht auch ein geschmackvoller und durchweg vornehmer Inhalt, was umso höher anzuschlagen ist, als die Verfasserin mit dem vorliegenden Werke zum erstenmal an die Oeffentlichkeit tritt. Jedes einzelne ihrer formvollendeten, oft ein durchaus originelles Gepräge tragenden Gedichte verräth, daß sie aus der Fülle ihrer Empfindungen heraus geschaffen hat — also eine wahrhafte Poetennatur ist, reich an echten und edlen Tönen seelenvoller Innerlichkeit und Innigkeit. Spricht auch aus ihren Versen, in denen eine elegische Grundstimmung überwiegt, dann und wann eine gar zu herbe Resignation, so blitzt doch wieder an anderen Stellen — so z. B. in dem reizenden: „Ja, ja, 's wird Frühling" — ein feiner und erquickender Humor auf, der dafür sorgt, daß nicht alles in allzu düstere Farben getaucht erscheint. Besondere Anerkennung verdient die strenge Selbstkritik, welche die Verfasserin augenscheinlich geübt hat: ich habe kein Gedicht gefunden, das ich in dieser Sammlung missen möchte. So kann ich denn Anna Ritters Buch nur auf das angelegentlichste empfehlen; wer für den Genuß, „der aus ewigen Rhythmen träuft", nicht ganz unempfänglich ist, wird an diesem Werke seine Freude haben!

* **Zu der Baugeschichte der Dome zu Freiburg und Straßburg** bringt **Hugo Wagner**, ein Schüler des Oberbauraths Karl Schäfer in Karlsruhe, im „Zentralbl. d. Bauw." einen größeren Beitrag, worin er die Ausführung der frühesten gothischen Theile an beiden Kathedralen und an dem Münster zu Breisach als von ein und demselben Meister herrührend nachzuweisen sucht. Dadurch, daß der Aufsatz offenbar auf Ansichten und Anregungen Schäfers beruht, verdient die Arbeit bei der selbständigen Stellung dieses erfahrenen Gothikers zu wichtigen kunstgeschichtlichen Fragen die weiteste Beachtung. Wagner hat, um auch zu dem neuesten Werke über den Dom zu Freiburg (von Prof. Geiges) weitere Klärung zu schaffen, umfassende örtliche Untersuchungen vorgenommen, auf Grund welcher er insbesondere zu starken Abweichungen von den Annahmen des Kunsthistorikers Dehio kommt. Sehr interessant sind die Beobachtungen über die Uebereinstimmung der großen Konstruktionsgedanken in Straßburg und Freiburg, deren sorgsame Prüfung auch zu dem Schlusse führt, daß das Straßburger Münster in seiner ganzen Behandlung schöner und reicher als das zu Freiburg erscheint. Dies letztere zeichnet sich dagegen durch eine gewisse Kühnheit der Ideen aus, die aber, dem Charakter der frühesten Gothik entsprechend, an vielen Stellen noch etwas schwerfällig und ungeschickt ausgeführt erscheinen. In einem zweiten Aufsatz will Wagner sich mit der Person des Baumeisters der drei Münster befassen.

-rt- **Entdeckung des Coroniums.** Prof. Nasini in Padua berichtete jüngst in Kürze über umfangreiche, spektroskopische Studien, welche er in Gemeinschaft mit den HH. **Anderlini** und **Salvadori** an den an einigen Orten Italiens der Erde entströmenden Gasen (Solfatara di Pozzuoli, Grotta del Cane, Grotta Ammoniacale und Fumarolen des Vesuvs) angestellt hat. Ein bemerkenswerthes Ergebniß dieser Untersuchungen ist der Nachweis des Vorkommens von **Argon** und **Helium** in diesen Gasen. Besonders wichtig aber ist die Entdeckung der hellen grünen **Coroniumlinie** (W. L. 531.5 $\mu\mu$) in den Dämpfen der **Solfatara di Pozzuoli**, welche Linie bekanntlich bisher in den Spektren irdischer Stoffe noch niemals nachgewiesen werden konnte. Das lange gesuchte Element Coronium, an dessen Vorkommen auf der Erde man schon zweifelte, scheint demnach endlich entdeckt zu sein. Aber auch noch für eine Reihe von anderen hellen Linien (W. L. 653.5, 595.5, 536.2 $\mu\mu$), welche ebenfalls im Spektrum der Pozzuolaner Solfataren, sowie für eine noch größere Reihe von solchen Linien, die im Spektrum der Fumarolen des Vesuvs beobachtet wurden (W. L. 769.5, 631.8, 595.5, 572.5, 536.5, 441.5 $\mu\mu$), ist bis jetzt ein irdisches Element nicht bekannt. Es liegen zwar einige dieser Linien in der Nähe von hellen Linien, die bekannten Elementen, nämlich dem Stickstoff, Eisen, Titan und Potassium, angehören, indessen fehlen andere wichtige Linien, welche in den Dämpfen dieser Elemente beständig auftreten, so daß Prof. Nasini es für sehr wahrscheinlich hält, daß man es auch bei diesen hellen Linien mit einer Reihe von neuen Elementen zu thun hat. Die weitere Untersuchung der erwähnten Gase wird wohl hierüber Aufklärung bringen.

T. **Die Vorgeschichte Corsica's.** Nach den neuesten Untersuchungen scheint es, daß die Insel Corsica während der

ältesten Epoche menschlicher Geschichte, der sogenannten älteren Steinzeit, unbewohnt gewesen ist, denn weder in den Höhlen noch sonstwo hat man Reste gefunden, wie sie in anderen Ländern als Reliquien jener ältesten Menschengeschlechter vorkommen. Dagegen hat man zahlreiche Aexte aus polirtem Stein, Pfeil- und Lanzenspitzen, Schabemesser und Hämmer gefunden, die beweisen, daß die Insel während der jüngeren Steinzeit bewohnt war. Damals lernte der Mensch auch schon das Kupfer schätzen, das in den Bergen von Corsica in reinem Zustande gegraben wird. Es sind nicht nur viele Gegenstände aus reinem Kupfer entdeckt worden, die der späteren Steinzeit angehören, sondern man hat sogar noch die alten Steinbrüche aus jener frühen Zeit aufgedeckt. Auch die Dolmen und die alten Gräber der Insel stammen aus derselben Zeit. Töpferei war höchstens in sehr geringen Anfängen bekannt. Auf dieses Zeitalter folgten dann diejenigen der Bronze und des Eisens, beide wohl zu unterscheiden; sie reichen schon in die Geschichte hinein und fallen mit den Eroberungen durch die Etrusker, Römer und Merowinger zusammen. An die damaligen Kämpfe erinnern noch Reste riesiger Steinmauern und umwallter Plätze.

* **Berlin.** An Stelle des Professors Eber von der hiesigen thierärztlichen Hochschule, welcher vor einigen Wochen durch Selbstvergiftung geendet hat, ist der Departementsthierarzt Regenbogen in Gumbinnen mit den Vorträgen über Arzneimittellehre und allgemeine Therapie, sowie der Leitung des Spitals für kleine Hausthiere unter vorläufiger Ernennung zum kommissorischen Lehrer betraut worden. Hr. Regenbogen, der aus dem Apothekerstande hervorgegangen ist, war, nachdem er 1878 die thierärztliche Approbation erhalten hatte, erst Assistent des Professors Rabe in Hannover, sodann lange Jahre Kreisthierarzt in Schlesien, bis er 1895 Nachfolger des nach Hannover berufenen Prof. Malkmus in der Departements-Thierarztstelle in Gumbinnen wurde.

* **Kiel.** Für das im Etat neu begründete juristische Extraordinariat an der hiesigen Universität ist der Privatdozent Dr. R. Weyl in Königsberg in Aussicht genommen. Ferner hat der Privatdozent der Geschichte an unsrer Universität, Dr. F. Rachfahl, einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Halle erhalten.

F. **Wien.** Am 2. September feierte die Buchhandlung Wilhelm Braumüller u. Sohn, die unter dem österreichischen und wohl überhaupt unter dem deutschen Buchverlag in erster Reihe steht, den 50. Jahrestag ihres Bestandes. Ihr Begründer ist Wilhelm Braumüller, der Sohn eines thüringischen Landpfarrers, der seinem Geburtsorte Zillbach zu allen Zeiten zugethan blieb, so zwar, daß er auf der Höhe seiner buchhändlerischen Erfolge eine ausführliche Monographie des Ortes aus der Feder Dr. Beyers erscheinen ließ. Braumüller, der 1807 geboren war, erlernte, nach dem frühen Tode seines trefflichen Vaters, zu Eisenach die Buchhandlung, trat 1836 als Kommis in den Gerold'schen Verlag zu Wien ein und betheiligte sich dann als Gesellschafter an zwei verschiedenen Firmen, bis er am 2. September 1848 einen selbständigen Verlag gründete. Er übernahm dabei 75 Werke aus seinem früheren Geschäft, aber schon im Jahre 1878 zählte sein Verlag 1200 Werke, deren Zahl sich bis zu seinem Tode, 1884, noch namhaft vergrößerte. Ehre und reicher Gewinn flossen ihm aus der glücklich angebahnten Verbindung mit den großen Führern der Wiener medizinischen Schule, die damals die zweite Epoche ihres Glanzes erlebte. Hyrtl und Rokitansky, Arlt und Brückl und eine lange Reihe von Gelehrten standen mit ihm in Verbindung. Braumüllers Verdienst ist es auch, daß er zur Ehre seines neuen Vaterlandes einen namhaften geschichtlichen Verlag großzog; er versuchte, die historische Literatur, soweit sie Oesterreich betrifft, förmlich in seinem Buchhandel zu konzentriren. Dabei ließ er sich gewiß nicht von materiellen Gründen leiten, denn neben den Werken hervorragender Historiker wie Arneths, Helferts, Ottokar Lorenz, Prokesch-Osten, verlegte er auch zahlreiche Monographien weniger bekannter Autoren. Uebrigens gibt es überhaupt fast kein wissenschaftliches Gebiet, welches von ihm nicht gepflegt wurde. Dabei lag ihm viel daran, auch Werke von Autoren außerhalb Oesterreichs zu veröffentlichen, und Gelehrte wie Gervinus, Reinkens, Bartsch, Carus, insbesondere aber medizinische Autoritäten aus allen Theilen Deutschlands, fanden bei ihm gastliche Aufnahme. Nach seinem Tode waren sein Sohn Wilhelm, der 1889 starb, und hierauf seine Enkel Adolf und Rudolf die Träger der Firma, und diese Letzteren sind redlich bemüht, die ehrenvolle Tradition ihres Hauses fortzusetzen. Die Geschichte der Braumüller'schen Buchhandlung ist mit dem geistigen Leben Oesterreichs innig verwachsen, so daß sich nicht bloß im Kreise der Autoren lebhafte Theilnahme für ihr Jubelfest kundgibt.

* **Aus Oesterreich.** In Prag, wo er sich vorübergehend aufhielt, ist der bekannte Aesthetiker und ehemalige Professor der Philosophie an der Universität Wien, Hofrath Dr. Robert Zimmermann, im Alter von 74 Jahren gestorben. Er war ursprünglich Astronom und trat aus seiner Stellung als Assistent an der Wiener Universitätssternwarte in das philosophische Lehrfach über, in dem er aufs eifrigste das Herbart'sche System vertrat, das er auf dem Gebiet der Aesthetik selbständig fortbildete. Er bekämpfte die Hegel-Vischer'sche Gehaltsästhetik und suchte die Formästhetik einheitlich zu begründen. Sein zweibändiges Werk über „Aesthetik" (1858—1865), in dem er zum erstenmal auch eine ausführliche Geschichte dieses Gebiets gab, sowie seine „Studien und Kritiken zur Philosophie und Aesthetik" (1870) haben ihrerzeit große Verbreitung gefunden und Schule gemacht. Auch auf literargeschichtlichem Gebiet trat Zimmermann als Schriftsteller hervor, besonders als Mitglied der Grillparzer-Gesellschaft und durch seine Studien und Essays über die Entwicklung der österreichischen dramatischen Dichtung vor Grillparzer. — Der Privatdozent an der Wiener Universität Dr. Johann Rille wurde zum außerordentlichen Professor für Dermatologie und Syphilis an der Universität in Innsbruck ernannt.

* Zu dem Beschluß der Universität Leipzig in Betreff der sogenannten Universität Freiburg in der Schweiz erfährt die „Köln. Ztg." von zuständiger Seite aus Bonn, daß dort die Universität Freiburg in der Schweiz ältern Bestimmungen gemäß nie als vollgültig anerkannt worden ist. Nur die schweizerischen Universitäten deutscher Zunge (Basel, Bern, Zürich) gelten hier als ebenbürtig.

* Wie die „Südamer. Rundsch." schreibt, hat der argentinische Gesandte in Berlin der preußischen Regierung die Mittheilung gemacht, daß Dr. Beck das ihm angetragene Amt als Direktor des bakteriologischen Instituts in Buenos Aires zwingender Gründe wegen nicht annehmen könne, jedoch an seiner Stelle Dr. Voges, Assistenten in dem von Dr. Koch geleiteten Institut, in Vorschlag gebracht habe.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Stockholm und Umgebung. Darmstadt, Städtebilder-Verlag Karl B. Geuter 1898. — Export-Hand-Adreßbuch von Deutschland nebst General-Zolltarif aller Staaten und Kolonien 1898/99. Bearbeitet von Dr. H. Klinckmüller. Berlin, P. Stankiewicz 1898. — Bericht über die Industrie, den Handel und die Verkehrsverhältnisse in Nieder-Oesterreich während des Jahres 1807. Wien, Verlag der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer 1898. — Kaiser und Kanzler. Von einem Deutsch-Oesterreicher. Wien, Georg Szelinski 1898. — K. Mascher: Ist in Sachsen Religionsfreiheit? Baptistische Verlagsbuchhandlung J. G. Oncken Nachf., Hamburg-Borgfeld 1898. — Paul Nikolaus Coßmann: Aphorismen. München, Karl Haushalter 1898. — Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Hggb. von Dr. Julius v. Staudinger. 3. Lfg. München, J. Schweitzer (Jos. Eichbichler) 1898. — Herman Haupt: Die alte Würzburger Burschenschaft 1817—1833. Würzburg, Stahel'sche Verlagsanstalt 1898. — Veremundus: Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? Mainz, Franz Kirchheim 1898. — Dr. J. Goldstein: Die vermeintlichen und die wirklichen Ursachen des Bevölkerungsstillstands in Frankreich. München, Piloty u. Loehle 1898. — Prof. Dr. Jacob Weismann: Ein Vierteljahrhundert deutscher Strafgesetzgebung. Eine Antrittsrede. Greifswald, Julius Abel 1898.

Jahrgang 1898. München, Montag, 5. September. Nummer 199.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Bestrebungen und Fortschritte der elektrischen Beleuchtungstechnik.

Von W. Berdrow.

I.

Gegenüber den raschen Fortschritten, welche die Leuchtgastechnik durch die Erfindungen von Auer, durch die Entdeckung des Calciumcarbids und einige andere glückliche Umstände hat machen können, ist die Technik des elektrischen Lichtes ebenfalls nicht stehen geblieben. Die Bestrebungen, die älteren Systeme des Glühlichts und Bogenlichts zu verbessern, haben niemals geruht und sind hie und da von Erfolg begleitet gewesen. Neuerdings sind noch einige glückliche Schritte hinzugekommen, auf ganz neuen Wegen mittels des elektrischen Stromes neue und ungewöhnliche Lichtwirkungen hervorzubringen. So scheint die Elektrizität der Gasbeleuchtung, gegenüber welcher sie einige Jahre hindurch einen nicht leichten Stand hatte, nun wieder mehr Boden abzugewinnen. Ich werde die wichtigsten Verbesserungen der älteren elektrischen Lampensysteme und alsdann die erwähnten neuen Wege, auf denen man zu bedeutend besseren Erfolgen gelangt zu sein scheint, in Kürze skizziren.

Was die elektrische Bogenlampe betrifft, so bewegen sich die Versuche, sie zu verbessern, hauptsächlich nach drei Richtungen. Einmal handelt es sich darum, mehrere Bogenlampen durch denselben Regulirungsmechanismus zu beherrschen und doch in ihren Störungen unabhängig von einander zu erhalten, um eine größere Lampenzahl mit einer gewissen Ersparung an Leitungsdrähten hintereinander schalten zu können. Ferner sucht man eine vortheilhafte Konstruktion für eine Bogenlampe von 100—110 Volt zu finden, um nicht genöthigt zu sein, stets zwei Lampen, wie es mit den heute gebräuchlichen 50voltigen der Fall ist, hintereinander schalten zu müssen. Die gebräuchliche Stromspannung in den gleichzeitig für Glühlicht bestimmten Leitungen beträgt nämlich 110 Volt, während andererseits die in den Bogenlampen gebrauchten Kohlenstäbe, wenn ihre Brenndauer sich nicht auf ein allzu geringes Maß vermindern soll, so stark sein müssen, daß sie für einen 100voltigen Strom zu wenig Widerstand besitzen. Endlich ist man bestrebt, eine Bogenlampe zu konstruiren, welche die bisher gebräuchlichen an Brenndauer übertrifft und weniger häufig das Auswechseln der Kohlenstifte nöthig macht. Eine Bogenlampe, welche die beiden zuletzt genannten Forderungen gleichzeitig erfüllt, ist die vor wenigen Jahren von dem Amerikaner Marx erfundene Jandus-Lampe mit eingeschlossenem Lichtbogen. Seit 1—2 Jahren ist dieses Lampensystem, gegen welches in deutschen Fachkreisen anfänglich mehrere Bedenken geltend gemacht wurden, in England und Amerika viel eingeführt, und da es neuerdings auch in Deutschland Eingang gefunden hat, so muß man wohl annehmen, daß die dagegen erhobenen Bedenken nicht ganz stichhaltig gewesen oder durch neuere Verbesserungen gehoben sind. Die Jandus-Lampe besitzt außer der gewöhnlichen matten Glasglocke noch ein kleines eiförmiges Glasgefäß aus Krystallglas, welches über die beiden Kohlenstifte gestreift ist, um den Luftzutritt, wenn nicht vollständig, so doch größtentheils von dem Flammenbogen abzuhalten. Dadurch wird die Verbrennung der Kohlenstifte so weit verlangsamt, daß eine Auswechslung erst nach 150—200 Brennstunden erforderlich wird, obwohl die Kohlenstäbe nur etwa den halben Querschnitt der in gewöhnlichen Lampen gebräuchlichen besitzen. Infolge dieser dünneren Kohlenstifte kann die Janduslampe mit einer Spannung von 80 Volt gespeist werden und eignet sich deßhalb zur Einzeleinschaltung in die gewöhnlichen Glühstromkreise. Ein Nachtheil ist es allerdings, daß alsdann der Spannungsüberschuß von 30 Volt durch eine im Kopf der Lampe befindlichen Widerstandsrolle auf 100—110 Volt erhöht werden muß. Von den Kohlenstäben wird während des Brennens der obere positive um 1.4, der untere nur um 0.5 mm stündlich verkürzt, so daß der Lichtbogen während eines Abends fast auf demselben Punkte bleibt. Nach 150stündiger Brenndauee kann ein negativer Kohlenstab, der alsdann nur um 75 mm verkürzt ist, noch für eine ebenso lange Zeit an Stelle des verbrauchten positiven Stiftes eingesetzt werden, so daß bei jedem Wechsel nur ein Kohlenstab erforderlich ist. Entweder in Folge des Luftabschlusses oder der erhöhten Spannung brennen übrigens die Kohlenstäbe der Marks'schen Lampe auf beiden Polen flach herunter und es fällt die sonst beobachtete Bildung eines leuchtenden Kraters an der positiven Kohle, der das Licht hohlspiegelartig nach unten wirft, bei diesen Lampen fort. Der Lichtbogen selbst soll von noch größerer Helligkeit und reicher an violetten Strahlen sein, als das gewöhnliche Bogenlicht, so daß die doppelte Abblendung und Streuung der Lichtstrahlen durch zwei Glashüllen mehr eine Nothwendigkeit als ein Uebelstand ist. Das oben in erster Linie gekennzeichnete Ziel, die Hintereinanderschaltung einer größeren Lampenreihe mit gemeinsamer Regulirung verfolgt eine Erfindung des Pariser Ingenieurs Hypolite Hegner, die von der Berliner Gesellschaft Volta zur Ausbeutung in Deutschland, Oesterreich und Italien übernommen ist. Ohne auf die technischen Einzelheiten dieser Neuerung näher einzugehen, hebe ich hier nur hervor, daß nach dem Hegner'schen System eine größere Reihe von Bogenlampen durch eine einzige Regulirungsspule, die den Stromwiderstand und damit die Helligkeit des Lichts für jede einzelne Lampe konstant hält, bedient werden, während gleichzeitig jede Lampe für die Bewegung ihrer Kohlenstifte einen besonderen elektromagnetischen Regulirapparat besitzt. Auch diese Lampen brennen mit einer ungefähren Spannung von 90 Volt. Einen ähnlichen Zweck verfolgt das englische System von Horry zur Hintereinanderschaltung mehrerer Bogenlampen

für einen gemeinsamen Wechselstrom. Diese Erfindung, welche für die Speisung einer größeren Zahl von Lampen aus einer einzigen Maschinenanlage oder aus einem einzigen Stromkreis einer sehr großen Maschine, von Wichtigkeit ist, erlaubt die Speisung von 20—30 Lampen aus einem Stromkreise von 1000 Volt Stärke, und zwar mit so exakter Regulirung, daß bis zu 30 Proz. sämmtlicher Lampen in einem Stromkreise gelöscht werden können, ohne daß sich der Spannungsabfall an der Maschine oder in den übrigen Lampen bemerkbar macht.

Mehr Aufsehen als diese nur in Fachkreisen interessirenden Fortschritte haben einige Erfindungen zur Vervollkommnung der elektrischen Glühlichtbeleuchtung gemacht, wenngleich auch sie sich anfänglich in den Grenzen bloßer Verbesserungen der bereits bestehenden hielten. Der bekannte amerikanische Elektrotechniker und Erfinder mehrerer älteren Glühlampen, Hiram Maxim, hat auch in neuerer Zeit wieder durch die Herstellung einer elektrischen Glühlampe von höherer Leuchtkraft und geringerer Wärmeentwicklung als die bisherige von sich reden gemacht. Der zu diesem Zwecke von ihm hergestellte Glühfaden, dessen Zusammensetzung noch geheimgehalten zu werden scheint, soll sich durch eine höhere Widerstandsfähigkeit gegen das Schmelzen und Verbrennen auszeichnen und bei größerer Stärke gegenüber den älteren Kohlenfäden noch eine stärkere Strombelastung aushalten können. Eine 42kerzige Glühlampe dieses Systems, deren Leuchtkraft sich überdies nach mehrmonatlichem Gebrauch noch um 25 Proz. gesteigert hat, und selbst dann, als sie später wieder gesunken war, sich noch 10 Proz. über ihrem anfänglichen Werthe hielt, soll einen Strombedarf von 84 Watt besitzen, während 16kerzige Glühlampen gewöhnlicher Konstruktion 56 Watt oder für die Lichteinheit um 75 Proz. mehr Elektrizität verbrauchen. Um ein Urtheil über die Maxim'sche Erfindung abzugeben, sind jedenfalls die bisherigen Nachrichten und vielleicht sogar die bisherigen Resultate noch zu dürftig. — Eine neue elektrische Glühlampe von Elsward bildet eine Fortsetzung der älteren Versuche, den Kohlenfaden der Glühlampe durch dünne Drähte aus schwer schmelzbaren Metallen zu ersetzen. Nach längeren Versuchen mit den seltenen Metallen Tantal, Molybdän, Titan, Cirkonium u. a. scheint Elsward bei der Verwendung von Niobium für seine Metallgluhlampe stehen geblieben und momentan damit beschäftigt zu sein, diese Lampen zur weiteren Ausbildung zu bringen, wenn ihm nicht die inzwischen vollzogenen und weiter unten zu schildernden Fortschritte in der Konstruktion von Glühlampen nach ganz neuen Prinzipien die Lust dazu etwa geraubt haben. Die Herstellung dieser Metallfäden geschieht nach „L'Electricien“ auf folgende Weise: Eine Chlorlösung des Metalls, die den Boden eines kleinen, hermetisch verschlossenen Gefäßes bedeckt, wird durch Bunsenbrenner erhitzt, während unmittelbar darüber der dünne Kohlenfaden einer gewöhnlichen Glühlampe durch einen elektrischen Strom in Gluth erhalten wird. Gleichzeitig wird durch das Gefäß ein Wasserstoffstrom geblasen, der die Niobiumlösung reduzirt, wobei sich das freiwerdende Metall in Form eines feinen Niederschlags an die Oberfläche des Kohlenfadens heftet. Eine solche Lampe soll bei sehr geringem Stromverbrauch eine lange Lebensdauer mit bedeutender Leuchtkraft verbinden.

Weit größere Bedeutung kommt den neuesten Erfindungen in der elektrischen Glühlampentechnik zu, welche im Laufe dieses Jahres von Prof. Nernst in Göttingen und von dem bekannten Erfinder der Gasglühlampe, Auer von Welsbach, gemacht worden sind. Beide zielen darauf hin, dem elektrischen Glühlicht durch hitze- und verbrennungsbeständigere Stoffe, als es der Kohlenfaden ist, einen noch helleren Glanz als bisher zu geben und so bei gleichem oder geringerem Stromverbrauch die Leuchtkraft zu heben. Der berühmte Erfinder des Gasglühlichtes hat natürlich seine langjährigen Erfahrungen im Aussuchen und der Verwendung hellleuchtender und wärmebeständiger Körper auch bei der Konstruktion seiner elektrischen Glühlampe benutzt und die ungemein hohe Leuchtkraft der seltenen Erden, insbesondere des Thoroxyds, auch der elektrischen Beleuchtung dienstbar gemacht. Einerseits vermag der elektrische Strom allerdings beim Durchgang durch schlechtleitende oder ihres geringen Querschnitts wegen einen hohen Widerstand bietende Körper eine bedeutend größere Hitze zu entwickeln, als sie im Gewebe des Glühstrumpfes durch die chemische Reaktion der Gasflamme erzeugt wird, andrerseits sind aber die seltenen Erden wiederum vollständige Nichtleiter und als solche nicht imstande, die wärmeerzeugende Kraft des elektrischen Stromes unmittelbar aufzunehmen und in Licht zu verwandeln. Auer hat demnach die leuchtende Thoroxydschicht nur als dünnen Mantel um einen leitenden Kern angeordnet, der seinerseits durch die Elektrizität glühend gemacht wird und seine Wärme der ihn umgebenden leuchtenden Schicht mittheilt. Wir sehen also, daß die Bestrebungen Auers sich mit denen des oben erwähnten Elsward, der das ebenfalls schwer schmelzbare und im glühenden Zustand außerordentlich leuchtkräftige Niobium in dünner Schicht auf einen Kohlenfaden niederschlägt, eng berühren. Auch Auer ist der Aufgabe der Glühlampenverbesserung noch von anderer Seite nahegetreten und hat die Leuchtkraft fast sämmtlicher selteneren Metalle für die Zwecke der elektrischen Glühlampentechnik durchprobirt. Schon die Fassung seines Patentanspruches, im Hinblick auf die mit dem Gasglühlicht gemachten üblen Erfahrungen möglichst vorsichtig und umfassend gehalten, deutet die Menge der von ihm angestellten Versuche und die Fülle der dabei erzielten Resultate an. Der Patentanspruch I der Auer'schen Patentschrift sei aus diesem Grunde wörtlich wiedergegeben: „I. Leuchtfaden für elektrische Lampen, bestehend a) aus Osmium, oder b) aus Osmium mit einem Gehalte von anderen Platinmetallen, wie Platin, Iridium, Rhodium, Ruthenium, oder c) aus einem Kern von Osmium mit einem Ueberzuge aus Thoroxyd; oder von Osmium und den unter I b angeführten Platinmetallen oder diesen Metallen selbst oder deren Legirungen gebildet wird, mit einem Ueberzuge aus Thoroxyd.“ Anschließend fordern dann die weiteren Patentansprüche des Erfinders den Schutz des Staates auch für die Herstellungsarten eines solchen Leuchtfadens, und auch in dieser Beziehung hat sich Auer für die Ausnützung seiner Erfindungen den weitesten Spielraum vorbehalten.

Zu den praktischen Ausführungsformen des Auer'schen elektrischen Glühlichtes und zu ihren bisherigen Resultaten sei folgendes bemerkt. Auers Versuche, den Kohlefaden der elektrischen Glühlampe mit einem heller leuchtenden Metallfaden zu vertauschen, weisen uns auf die ersten Versuche zur Herstellung einer elektrischen Glühlampe überhaupt zurück. Denn diese Versuche fanden unter Verwendung von Platindrähten als leuchtende Substanz früher statt, als man auf die Verwendung der hitzebeständigeren Kohlen überhaupt verfallen war. Indessen wurde die Fortsetzung dieser Versuche durch die geringe Widerstandsfähigkeit des Platins abgebrochen, welches beim Luftzutritt sehr leicht verbrennt, beim Luftabschluß aber bedeutend früher schmilzt, als es unter dem Einfluß des elektrischen Stromes seine höchste Leuchtkraft entwickeln kann. Dagegen sind die dem Platin verwandten seltenen Metalle Osmium, Iridium, Ruthenium und einige andere dem Platin in dieser Beziehung weit überlegen. Besonders das Osmium ist von einer solchen Widerstandsfähigkeit gegen die Wärme, daß es selbst bei der Verdampfungstemperatur des Platins

dem elektrischen Strome widerstehen soll; unter Luft-, bezw. Sauerstoffabschluß wird das Osmium gegenwärtig für den feuerbeständigsten Stoff gehalten, den die Wissenschaft kennt. Schon gewöhnliche dünne Osmiumdrähte strahlen bei einer durch den elektrischen Strom hervorgerufenen Temperatur, die einen Platindraht in Gasform verflüchtigen würde, ein außerordentlich blendendes Licht aus, ohne zu schmelzen. Bei weitem ausgeprägter werden aber diese Vorzüge des bloßen Metalldrahtes durch die Herstellungsmethoden, die der Erfinder in seiner Patentschrift, jedenfalls nur theilweise, aber hinlänglich genau kennzeichnet, um ihren hohen Werth einleuchtend zu machen. Durch verschiedene Prozesse chemisch-thermischer Art soll das Osmium in feiner Schicht auf einen dünnen Kern aus Metall niedergeschlagen werden, der sich dann beim Gebrauch der Lampe durch die Wärmeentwicklung der Elektrizität verflüchtigt und nur eine äußerst dünnwandige Hülle von Osmium zurückläßt. So wird bei dem geringsten Leitungsquerschnitt, den schon ein schwacher elektrischer Strom bis zur Weißgluth erhitzt, eine möglichst große Oberfläche erzeugt, die das ausgestrahlte Licht außerordentlich verstärkt. Endlich aber hat Auer es in äußerst glücklicher Weise verstanden, seine großen Erfahrungen über die Leuchtkraft der seltenen Erden vom Gebiete des Gasglühlichts auf das der elektrischen Lampe zu übertragen. Unter den sogenannten seltenen Erden bildet besonders das Thoroxyd als das strahlende Ingrediens der Glühstrümpfe ein außerordentlich wichtiges Hülfsmittel zur Erzielung des hellen und weißen Gasglühlichts. Mit Thoroxyd hat nun Auer wiederum in ganz dünnen und oftmals übereinander aufgetragenen Schichten die oben bezeichneten Glühfäden aus Osmium oder Osmiumverbindungen noch überzogen. Diese Hülle von Thoroxyd, statt dessen im Patentanspruch wiederum auch die Verwendung von Cirkonoxyd vorbehalten ist, entwickelt im weißglühenden Zustande eine derartige Strahlungsenergie, daß dem Kern dieser Hülle, mag er aus Kohle, Osmium oder einem anderen Metall bestehen, die ursprünglich ihm mitgetheilte und erst von ihm an die leuchtende Hülle übertragene elektrische Wärme eben durch diese Strahlungsenergie zum größten Theil und äußerst schnell wieder entzogen wird. Selbst ein Kern aus Platindraht kann innerhalb einer Hülle von Thoroxyd, ohne zu schmelzen, auf einen bedeutend höheren Wärmegrad gebracht werden, als es unter gewöhnlichen Umständen möglich wäre. Besteht der Kern aus Osmium, so kann seine Hitze und damit die Helligkeit des auszustrahlenden Lichtes noch bedeutend weiter gesteigert werden, und wird endlich auch der Osmiumkern nicht aus einem vollen Draht, sondern in Form einer dünnwandigen Röhre hergestellt, so wird die Ersparniß an elektrischer Energie bei gleichzeitig steigendem Lichtemissionsvermögen aus den oben angeführten Gründen noch erhöht. Die Herstellung der Auer'schen elektrischen Glühlampe wird man sich schließlich ohne Berücksichtigung technischer Einzelheiten etwa so vorzustellen haben, daß anfangs auf einem massiven, aber dünnen Kern eines leichter schmelzbaren Metalls durch chemische oder elektrolytische Prozesse ein Mantel von Osmium niedergeschlagen wird. Aus dem letzteren wird durch elektrische Glühkraft der massive Kern herausgeschmolzen oder verdampft, wodurch sich der Leitungsquerschnitt und der Stromverbrauch verringert. Wiederum durch Lösungs- und Verdampfungsmethoden wird nun dieser Osmiumschlauch mit einer Hülle von Thoroxyd bekleidet und so zu dem Wärme aufnehmenden und abgebenden Element des Osmiums das Licht ausstrahlende der Thorerde hinzugefügt. — Der eminent praktische Werth, welcher der Auer'schen Erfindung beigemessen wird, erhellt daraus, daß die Inhaberin der Auer'schen Gasglühlichtpatente, die Oesterreichische Gasglühlicht-Aktiengesellschaft, die neue Erfindung Auers für den Betrag von 2,000,000 fl. angekauft hat, um sich bei der zu erwartenden starken Verdrängung des Gasglühlichts durch das neue elektrische Glühlicht wenigstens an den voraussichtlichen Erfolgen des letzteren schadlos zu halten.

Diese rasche Entschlossenheit der kapitalkräftigen Gesellschaft wird übrigens nicht hindern, daß ein neuer scharfer Wettbewerb auf dem Gebiete der Beleuchtung sich erhebt und auch ihre augenblicklich wohl unstreitige Ueberlegenheit für die Zukunft in Frage stellt. Fast gleichzeitig mit der Erfindung des elektrischen Auerlichtes ist in dem elektrischen Glühlicht nach der Erfindung des Göttinger Professors W. Nernst ein neuer Weg für die Umwandlung elektrischer Ströme in Lichtwellen eröffnet, der bei einiger Aehnlichkeit mit den Prinzipien der Auer'schen Glühlampe doch ein hohes Maß von origineller, erfinderischer Thätigkeit verräth. Nernst benutzt als Lichtquelle seiner elektrischen Glühlampe ebenfalls nicht die früher gebrauchten elektrischen Leiter, Kohle oder Metall, sondern einen oder mehrere zweckmäßig vermischte Erd- oder Kalkstoffe, die bei einer hohen Lichtemissionsfähigkeit (hat doch das Drumond'sche Kalklicht und die Leuchtkraft eines in der Sauerstoffflamme erhitzten Magnesiazylinders früher Aufsehen erregt, als das elektrische Licht) die allerdings unbequeme Eigenschaft besitzen, oder nach unsern früheren Kenntnissen besaßen, Nichtleiter der Elektrizität zu sein. Nun haben aber spätere Erfahrungen gelehrt, daß bei sehr hoher Temperatur auch die für gewöhnlich isolirenden Erden zu Elektrizitätsleitern, wenn freilich zu solchen von hohem Stromwiderstande, werden. Das Letztere ist eben die Eigenschaft, die man auch von den Leuchtkörpern der älteren elektrischen Glühlampen, von den Kohlefäden oder Metalldrähten, verlangt, denn eben die bei der Ueberwindung eines starken elektrischen Widerstandes erzeugte Wärme ist es ja, welche die Glühlampen befähigt, ihre allerdings von einem weit größeren Prozentsatz an Wärmestrahlen begleiteten Lichtwellen zu entsenden. Diese Eigenschaft der seltenen Erden und der darin mit ihnen verwandten calcium- oder magnesiumhaltigen Oxyde ist es, die Nernst benutzt hat. Der Glühkörper seiner Lampe besteht in einem sehr kleinen und feinwandigen Hohlzylinder aus einem in seiner Zusammensetzung veränderlichen Gemisch der vorbezeichneten Stoffe und unterscheidet sich von dem oben charakterisirten Cirkonoxydmantel der Auerlampe in erster Linie durch seine Gestalt, die nicht fadenförmig ist, sondern verhältnißmäßig kurz und großkalibrig. Ein solcher Leuchtzylinder ist 1—2 mm stark und 8 mm lang, er besitzt eine verhältnißmäßig große Oberfläche, deren Lichtentsendung weit mehr als bei den fadenförmigen Glühkörpern konzentrirt erscheint. Der Hauptunterschied besteht indessen darin, daß dieser leuchtende Mantel bei der Auer'schen Lampe nur die äußere Hülle eines metallischen Leiters ist, bei der Nernst'schen dagegen selbst als Leiter benutzt wird. Bei dem großen Stromwiderstande, den der leuchtende Magnesiazylinder auch im glühenden Zustande noch besitzt, ist eine sehr geringe Stromintensität ausreichend, um ihn im weißglühenden Zustande zu erhalten, und daraus ergibt sich eine bedeutend höhere Oekonomie gegenüber den älteren Glühlampen, deren Lichtstärke im Verhältniß zur Stromeinheit durch diejenige der Nernst'schen Glühlampe vier- bis fünfmal übertroffen werden soll. Während alle älteren Glühlampen und auch diejenige von Auer des luftleeren Raumes bedürfen, um die schnelle Verzehrung ihrer Leuchtkörper hintanzuhalten, sind die Magnesia- oder Kalkzylinder der Nernst'schen Lampe so feuerbeständig, daß sie auch ohne Luftabschluß eine längere Lebensdauer als die Kohlefäden der älteren Glühlampe versprechen. Allerdings fordert der Umstand, daß der Leuchtkörper von Nernst erst im glühenden Zustande zum elektrischen Leiter wird, eine besondere Anordnung, um ihn bei der Entzündung der Lampe vorerst

in diesen Zustand zu versetzen, also eine besondere Heizvorrichtung, welche ausgeschaltet werden kann, sobald der glühende Kalkzylinder den elektrischen Strom selbst zu leiten beginnt. Wenigstens anfänglich bestand diese Vorrichtung aus einer kleinen, den Leuchtzylinder umgebenden Platinspirale, die durch eine automatische Regelung emporgezogen und aus dem Stromkreise ausgeschaltet wurde, wenn sie ihren Zweck beim Anzünden der Lampe erfüllt hatte. Neuerdings sind wohl wieder andere und zweckmäßigere Einrichtungen an die Stelle dieser ersten Anordnung getreten. Der Werth der Erfindung, die wie so manche andere der letzten Jahre nicht aus dem technischen Laboratorium des Ingenieurs, sondern in vollendeter Gestalt aus dem Studirzimmer des Gelehrten hervorgegangen ist, wird in Fachkreisen sehr hoch geschätzt. Nach einigen Nachrichten sollen die Nernst'schen Patente von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, nach anderen von der Aktiengesellschaft Siemens u. Halske für den Betrag von 5 Millionen Mark erworben sein, eine Summe, die im Einklang mit der für die vorerwähnte Erfindung gezahlten, wenn sie nicht in der Presse übertrieben worden ist, glänzend das oft gehörte Märchen von der Ausbeutung der Erfinder durch das Kapital widerlegt.

Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann.[1])

Eine Studie zur Geschichte der zeitgenössischen Dichtung
von Eduard Stilgebauer.

IV.

Hauptmanns soziale Dichtung aus dem Leben der Gegenwart.

Auf eine durch die sittliche und seelische Erstarkung des Individuums herbeizuführende Emanzipation der Gesellschaft hatte sich vor allem in den schaffenden Charakteren seiner Romane und Dramen die Tendenz von Sudermanns moderner Dichtung gerichtet. Als die soziale Dichtung des Vertreters einer individualistischen Weltauschauung ließ sie sich aus diesem Grunde charakterisiren. — Auch Hauptmann erstrebt als Vertreter der modernen Richtung dasselbe Ziel für seine Kunst, nämlich die sittliche und geistige Emanzipation der Gesellschaft, nur auf einem anderen Wege, durch ein anderes Mittel, als Hermann Sudermann. — Bei dem individualistischen Dichter Hermann Sudermann ward die starke Persönlichkeit zum Reformator der Gesellschaft berufen, der sozialistische Dichter Gerhart Hauptmann weist diese bedeutungsvolle Rolle nicht der großen Persönlichkeit, sondern der breiten Masse zu. Die breite Masse, einmal kompakt geworden, einmal zur Erkenntniß ihrer Kraft und Macht gegenüber der herrschenden, nach seiner Ansicht in der Auflösung begriffenen Klasse gelangt, soll der wichtige, die Zukunft in sich bergende Faktor in der von dem Dichter erstrebten Reformation und Emanzipation der Gesellschaft werden. Auf die Schultern der Masse wälzt Gerhart Hauptmann die Aufgabe, die nach Sudermanns Ansicht das seelisch und sittlich erstarkte Individuum vollbringen soll. So wird diese Masse zum alleinigen Träger der Handlung in Hauptmanns bedeutendstem Drama, so scheitert die Thatkraft seiner Hauptpersonen — ich nenne nur Loth, Vokerat und auch den Glockengießer Heinrich — an dem Umstande, daß die noch zu emanzipirende Masse ihnen noch nicht folgen kann.

Ein satirisch gefärbter Realismus, mit dem der Dichter die nach seiner Ansicht unhaltbaren gesellschaftlichen Zustände zeichnete, eine Satire, die dem Leser und Hörer ein Lächeln abzwingen konnte, war das künstlerische Mittel gewesen, dessen sich Sudermann zur Schilderung seines Milieus bedient hatte. Eines anderen Realismus bedient sich Gerhart Hauptmann. Mit einer einzigen Ausnahme — nämlich der Diebskomödie „der Biberpelz" — ist in seiner Dichtung von einer Satire, die den Menschen ein Lächeln abzwingen könnte, nichts zu verspüren. Auch sein Realismus beruht, wie der Sudermanns, auf der Beobachtung des Lebens. Allein während der Dichter der „Ehre" an der Erscheinung haftet, sucht schon der jugendliche Dichter von „Vor Sonnenaufgang" den gesetzmäßigen Gründen der Erscheinung nachzuforschen und das Heine'sche Wort: „Nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen müssen wir Alle unsres Daseins Kreise vollenden", gewinnt in seinem Munde eine neue, moderne Bedeutung. Das alte Bibelwort, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden bis in das dritte und vierte Glied, empfängt einen neuen Sinn, in dem Hauptmann die Frage nach dem „Warum" der Erscheinung, nach dem gesetzmäßigen Grund seelischer und geistiger Degeneration aufwirft. Die moderne Erkenntniß von der Bedeutung einer gesetzlichen Vererbung von Tugend und Sünde, Laster und Verbrechen, Gesundheit und Krankheit, Glück und Unglück wird ihm zum Fundament, auf dem sich der Bau seines künstlerischen Realismus erhebt. Nicht nur der feine Beobachter des Lebens, viel mehr als dieser, der nach den Ursachen der Erscheinung forschende Denker tritt uns in dem Dichter Hauptmann entgegen, der Mann, der, wenn auch von fremden Literaturen beeinflußt, vielleicht doch als Erster in Deutschland eine moderne, naturwissenschaftliche Welt- und Menschenauffassung auf die Schöpfung dichterischer Gestalten mit Erfolg in Anwendung gebracht hat. Auf diesem geistigen Fundamente, mit diesem künstlerischen Realismus führt Hauptmann das Gebäude seiner sozialen Dichtung auf, seiner sozialen Dichtung, deren Tendenz es ist, die Nothwendigkeit einer durch die geistige und sittliche Erstarkung der Masse herbeizuführenden Emanzipation der Gesellschaft zu erweisen. Auf diesem Fundament steht seine ganze Dichtung, dieses Mittels bedient sie sich immer, diesem Zwecke dienen alle seine Schöpfungen, die bis jetzt von ihm bekannt geworden. Kein Lächeln des Mitleids, kein Zug der Verachtung spielt hier mehr um die Lippen der Zuhörer, tiefer Ernst liegt auf allen Gesichtern, da der Dichter so eindringlich predigt, daß die schreckliche That seines Bahnwärters Thiel, sein Bauer Krauße, das furchtbare Schicksal seiner Weber, sein Vokerat und Crampton, die Fieberphantasien seines Hannele und endlich der Sturz seines Glockengießers nichts anderes sind, als die Glieder in der unendlichen Kette eines unabwendbaren Schicksals, einer Kette, die menschliche Schuld und menschliche Sünde — Sünde der Gesammtheit und Sünde eines jeden Einzelnen — für Alle und Jeden geschmiedet haben. Zu Licht und Freiheit aus Sünde und Schuld die Masse und mit der Masse den Einzelnen zu führen, das ist die Tendenz seiner dichterischen Schöpfung, eine Tendenz, die Loth, das Ideal seiner Jugendträume, sein Karl Moor, unumwunden ausspricht, das Ziel, an dessen Unerreichbarkeit die Kraft des Glockengießers zerschellt. Schon Hauptmanns kleine novellistische Studien, „Bahnwärter Thiel" und „Der Apostel" bauen sich auf diesem Fundament auf, zeigen jenen künstlerischen Realismus, stehen im Dienst von des Dichters eben charakterisirter, sozialer Tendenz. Durch die feinste psychologische Zergliederung, durch die Klarlegung der natürlichen und sozialen Gründe wird der Mörder zum Opfer seines Seelenzustandes, wird der Bahnwärter zum Erscheinungsprodukt der sozialen Zustände gestempelt. Auch der Apostel — die ironisirte eigene Gestalt des jugendlichen Dichters — ist das Produkt dieser Zustände, der Schwärmer, der sich allüberall an den scharfen Kanten des Lebens stößt, dem die Großstadt eine Eiterbeule am Leibe der Natur erscheint,

[1]) Vergl. Nr. 61, 96 und 161 der Beilage d. J.

der zurückkehren möchte in pantheistischer Regung, zurück an den Busen des allliebenden Vaters — konnte sich nur vermöge der eigenthümlichen Zusammensetzung seiner Gehirnrinde, vermöge der bestehenden sozialen Zustände, so, wie er in die Erscheinung tritt, entwickeln. Er ist ein seelisch weicherer, ein mehr duldender, als handelnder Vorläufer jenes Loth, der Hauptfigur in Hauptmanns Jugenddrama „Vor Sonnenaufgang", dem Karl Moor der modernen Dichtung, der die Welt aus ihren Angeln heben will und dessen Liebe an dem Elend dieser Welt und an den eigenen idealen Prinzipien zerschellt. Im Gewande des 19. Jahrhunderts tritt in Hauptmanns Jugenddrama noch einmal der Prediger und Forderer von allgemeinem Glück, von Recht und Freiheit, die Allen, die der Welt zugute kommen sollen, in die Erscheinung, der moderne, von unerreichbaren Idealen erfüllte Utopist, kein Schüler Rousseau's und dennoch einer, der der Welt den Frieden, der der Menschheit das heißersehnte Glück bringen will und der an Welt und Menschheit Schiffbruch leidet, der aus Prinzip sein Liebstes dahingibt, weil er die Emanzipation der Masse an seinem eigenen Leibe zu beginnen hat und weil die furchtbare von ihm und dem Dichter erkannte Gesetzmäßigkeit, mit der sich Sünde aus Sünde und Laster aus Laster entwickelt, in seiner nächsten Umgebung, an seiner eigenen Liebsten wirkt. In einer unerhörten Sprache, der Kraftsprache des jungen Schiller, die den Ozean vergiften möchte, nicht vergleichbar, weil einem anderen Zweck dienend, aber ihr in manchem verwandt, mit einer alles wagenden, vor keinem Zuge, auch nicht vor dem widerlichsten, zurückschreckenden Kunst der Charakter- und Menschenzeichnung, hat Hauptmann in seinem Jugenddrama „Vor Sonnenaufgang" die durch den Genuß des Alkohol vertierte Familie des Bauern Krauße als einen Ausschnitt aus der dem Untergange entgegengehenden Gesellschaft hingestellt. Auf morschem Grunde steht das Haus, das er uns zeigt, das der Schwärmer und Theoretiker, der soziale Apostel Loth aufsucht, um die Lage der Kohlenarbeiter zu studiren, in dem ihm seine Liebe, jene Blume am Rande des Sumpfes erblüht, um die er beinahe Prinzipien und Ideale opfert und deren rasches und plötzliches Verwelken allein die Rettung von Loths Sendung ermöglicht. Den Stachel im Herzen, mit einer unheilbaren Seelenwunde läßt der Theoretiker dieses Haus, das auf morschem Grunde dicht am Rande des wogenden und brandenden sozialen Meeres steht, das die Wellen der Masse umbrausen, die einst vom Sturme ergriffen, auch dieses Haus, wie manches andere, hinwegschwemmen werden, wenn die Stunde gekommen sein wird, da Loths Predigt von der Nothwendigkeit einer Emanzipation der Masse die Masse ergreift. „Vor Sonnenaufgang" nennt der Dichter sein Drama, weil er das Hauptgewicht eben auf die Schilderung jener sozialen Zustände legt, die in die Erscheinung treten als Symptome der bevorstehenden Nothwendigkeit der Emanzipation der Masse, ehe der Morgen einer neuen Weltauffassung tagt.

Weniger der in dem Drama deutlich ausgesprochenen sozialen Tendenz, als eben dieser immerhin gewagten Sitten- und Menschenschilderung im Hause der Familie Krauße hatte das Drama des jugendlichen Dichters jenen vom Geist des Widerspruchs nur umsomehr fort und fort getragenen Erfolg zu verdanken, der G. Hauptmann zum Mittelpunkte einer neuen Schule und zu dem in literarischen und politischen Kreisen meistgenannten modernen Dichter gemacht hat. Ungewöhnliche Kraft, noch nicht dagewesene Kühnheit sprechen aus diesem ersten Drama, dessen vollständige Aufführung in einem öffentlichen Theater noch zu den Unmöglichkeiten gehört, das aber klar und deutlich wie kein zweites mit einem Blitz den Weg erhellte, den der junge Dichter und mit ihm die junge Kunst einschlagen wollte, den Weg, der an den tiefsten Abgründen des Lebens hin, schauderrolle Schlünde dem Blicke eröffnend, dem Ziele einer sozialen Erlösung entgegenführen sollte. Keine Frage, daß man damals, daß Hauptmann im besonderen den Wunsch hegte, die Bühne zum Tribunal, die Scene zum Predigtstuhle zu machen, von dem aus der Dichter mit Fingern auf die Wunden und Beulen seines Volkes weisen sollte! Der über die Grenzen Deutschlands weit hinausgreifende Erfolg der „Weber", der Umstand, daß sich der Staat noch niemals so eingehend mit einer Dichtung befaßte wie mit dieser, haben erwiesen, daß die moderne Kunst in G. Hauptmann thatsächlich ein bedeutungsvolles und wohl zu beherzigendes Wort im Leben des Volkes, auch in seinem äußeren Leben gesprochen hat. Eine weite Strecke trennt im Leben die sich innerlich am nächsten stehenden Dramen Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" und „Die Weber". Noch hatte der Dichter einen weiten Weg zurückzulegen, ehe er von den Theorien seiner Jugend zu seinem bedeutendsten Werke kam, in dem die Masse, die ihm immer vorschwebte, endlich Fleisch und Blut gewann, in dem der Herzschlag seiner Zeit so geheimnißvoll und doch so laut und deutlich pocht. In einer Reihe von Einzelbildern stellt er uns das Leben in seinem Sinne dar, ehe er es in seinen „Webern" zu einem einzigen kolossal wirkenden Gemälde zusammenfaßt. Jenem ersten durch „Vor Sonnenaufgang" gemachten Versuche, die deutsche Bühne für das neue sozial-naturalistische Drama im Sturm zu nehmen, folgte von Seiten Hauptmanns in der Familienkatastrophe „Ein Friedensfest" alsbald ein zweites. Schon einmal habe ich darauf hingewiesen, daß Hauptmanns Helden in diesen Dramen an der ihnen entgegentretenden Unmöglichkeit, die ihnen nothwendig erscheinende Emanzipation der Masse herbeizuführen, scheitern, daß sie also Märtyrer ihrer Ueberzeugung werden. Auch Loth zieht von dannen, den Stachel in seinem Herzen, während die an sein ideales Streben glaubende Helene Krauße, seine Geliebte, an den Verhältnissen, aus denen sie herausgewachsen, zerschellt. Folgerichtig nach dem von Hauptmann zum Fundament seiner Dichtung gemachten Gesetze von den Sünden der Väter, die die Kinder treffen, muß Helene Krauße zugrunde gehen, folgerichtig nach diesem Gesetze gibt es für die aus der Ehe Scholz entsprossenen Kinder im „Friedensfest" keine Rettung. Das Eingehen dieser Ehe durch den alten Dr. Scholz war ein Verbrechen gegen die geistige Zuchtwahl in Hauptmanns Sinn. Leidend unter diesem Verbrechen haben sich die Charaktere der Kinder entwickelt, schon im Bunde der Eltern lag das Geheimniß ihrer dekadenten Natur, und so entwickeln sie sich zu Menschen, von denen das mephistophelische Wort gilt, daß alles, was besteht, werth ist, daß es zugrunde geht. Mit einem beißenden, den Leser und Hörer im Innersten verletzenden Sarkasmus hat nun Hauptmann die düsteren Vorgänge seines Dramas in ein einsames Landhaus auf den Weihnachtsabend verlegt und hat in der Familie Scholz einen Gegensatz zu dem Fest der Liebe und des Friedens geschaffen, wie er schroffer, peinlicher, abstoßender nicht gedacht werden kann. Denn diese Menschen, aneinandergefesselt durch die Bande des Blutes, hassen sich mit dem tödlichsten Hasse. Nichts ist imstande, Frieden zu bringen, auch nicht das Friedensfest, auch nicht Ida, Wilhelms Braut, und deren Mutter, zwei Menschen mit all der großen Liebe in ihrer Seele, denn die Verbindung der Eltern, die ein Verbrechen gewesen, waltet als unbeugsames Schicksal über dem Haupte der Kinder. Die alte Moira des griechischen Dramas scheint hier in einem modernen Sinne wieder aufzuleben. Der alte Haß der Götter, der die sich selbst verzehrenden Geschlechter eines Agamemnon und eines Oedipus aufeinander hetzte, er scheint einen neuen,

tiefen Sinn zu gewinnen. Märtyrer ihrer Verhältnisse und ihrer Ueberzeugung sind der Bahnwärter Thiel und der Apostel, sind Alfred Loth und Helene Krauße, sind Wilhelm Scholz und Ida, sind die anderen Kinder aus dem Hause Scholz gewesen, Märtyrer in einem gleichen, nur wesentlich emporgehobenen Sinne sind Johannes Vokerat und Anna Mahr in den „Einsamen Menschen“. Johannes und Anna stehen als Gelehrte, als Ringende, als solche, die um eine neue Weltanschauung kämpfen, innerlich dem Theoretiker Loth und seiner Freundin Helene nahe. Auch ihre Verhältnisse erinnern an Wilhelm Scholz und Ida. Wie der alte Dr. Scholz und seine Frau, so würden sich nach einer Reihe von Jahren auch Johannes Vokerat und seine Frau gegenüberstehen, wenn nicht das rächende Schicksal in der Studentin Anna Mahr zeitig zwischen sie träte und den willensschwachen Mann, der weder Weib und Kind zu verlassen, noch ohne Anna weiterzuleben den Muth findet, in den Tod triebe. Eine weise Mäßigung, die man in „Vor Sonnenaufgang“ und dem „Friedensfeste“ vergeblich suchen dürfte, hat Hauptmann in der Schilderung seiner Milieus hier walten lassen. Menschlich näher scheint uns hier alles zu stehen, weil die schreienden Gegensätze, in denen die Menschen Hauptmanns zu einander im dramatischen Konflikt stehen, hier durch das hoch emporgehobene Bildungsniveau seiner Personen bedeutend gemildert sind. Johannes ist der ältere, gereiftere Bruder des Alfred Loth, Anna Mahr in gewissem Sinne eine geistig höher stehende Schwester der Helene Krauße. Auch Johannes Vokerat kämpft und wirkt für die geistige und sittliche Emanzipation der Masse, still und darum in seinen Werken vielleicht nachhaltiger als Alfred Loth. Auch Anna muß, ein Opfer der Verhältnisse, den geliebten Mann lassen, allein sie findet die Kraft, auch fern von dem Freunde weiterleben, auch allein in ihrer Arbeit im Dienste der zu emanzipirenden Masse ihr Glück suchen zu können. Gemildert ist hier alles und darum menschlicher als in dem ersten Drama. Dort schreitet der Theoretiker Loth über Helenens Leiche weiter seinen Zielen zu. Hier kann der grübelnde Johannes den Verlust der Einzigen, die ihn und seine Pläne versteht, den Verlust Anna's nicht ertragen und findet deßhalb in den Wellen des Müggelsees einen selbstgesuchten Tod, während in dem Kopfe der allein den Weg des Lebens ziehenden Studentin eine neue Erkenntniß dämmert. Eine merkwürdige Stelle, an der die beiden modernen Dichter, der individualistische Sudermann und der sozialistische Hauptmann, sich leise berühren. Haffterdingh hat Magda in der „Heimath“ dieselbe Weisheit zu künden, wie Anna Mahr in den „Einsamen Menschen“, dem Johannes Vokerat, die Weisheit von der Macht des Altruismus; sie spricht von einem neuen und doch so alten Gesetze, nach dem sie Beide getrennt und doch vereint fern voneinander leben wollen, denn auch in dem Kopfe Anna Mahrs dämmert jene Erkenntniß, der Pfarrer Haffterdingh schon lange in seinem Leben nachgegeben, daß der Kämpfer um eine neue ideale Weltanschauung, wenn anders er sich ganz in den Dienst der Menschheit stellen will, daß dieser Kämpfer vor allem den Egoismus seines eigenen Herzens zu tödten hat. An diesem Egoismus stirbt auch Vokerat, da er nicht die Kraft findet, unter einem neuen Gesetze zu leben, nach dem Anna Mahr ihre weitere Lebensführung richten wird.

Auch die beiden Komödien G. Hauptmanns, „Kollege Crampton“ und „Der Biberpelz“, lassen sich leicht seiner allgemeinen Tendenz, die ihm nothwendig erscheinende Emanzipation der Gesellschaft durch die sittliche und geistige Hebung der Masse zu erweisen, dienstbar machen. Hauptmanns künstlerisches Mittel, der auf dem Fundamente einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung fußende Realismus, muß den Dichter reizen, typische Einzelfälle aus dem Leben der Gesellschaft herauszugreifen und an diesen Fällen das Morsche an dieser Gesellschaft aufzudecken, um so seine Predigt von einer nothwendigen sozialen Reform eindringlich zu machen. Schon der Bahnwärter Thiel ist solch ein typischer Einzelfall gewesen, ein Mann, den soziales Elend zum Mörder und Irrenhäusler machte, schon die Familie Krauße und ebenso die Familie Scholz bezeichneten Fälle, Fälle voll von pathologischen Erscheinungen, aus denen hervorging, daß physische und sittliche, psychische und soziale Krankheit am Leibe der Gesellschaft frißt. An die Wurzel des Uebels legt Alfred Loth in Hauptmanns Sinne die Hand; wo die Gesetze der Vererbung am deutlichsten und verderblichsten wirken, da entblößt Hauptmann den Leib der Gesellschaft natürlich am liebsten und deutet mit Fingern auf die Wunden, die man gern nicht sehen will. Den vernichtend wirkenden Hang zum Alkohol, den sich weiter vererbenden, das schon in „Vor Sonnenaufgang“ eingehend behandelte Thema, faßt der Dichter noch zweimal: im Kollegen Crampton wird der Typus des dem Verderben entgegengehenden Trinkers klar und deutlich gezeichnet, wird er als ein Symptom der Gesellschaft in den Mittelpunkt einer Bühnenhandlung gerückt; Hannele's Schicksal wird besiegelt durch den unglückseligen Hang des Pflegevaters, dessen im Rausche begangene Gewohnheiten das Kind in den Tod treiben. Einen Ausschnitt aus dem Organismus der Gesellschaft liefert auch die Diebskomödie „Der Biberpelz“ genau in demselben Sinne, wie die Familie Krauße einen solchen Ausschnitt bildete; nur haben wir es hier mit dem gereiften Dichter zu thun, der seinen Problemen schon überlegener gegenüberstehend das traurige Erscheinungsbild von einer höheren Warte herab behandelt. Zum ersten und einzigen Male finden sich in dem „Biberpelz“ Berührungspunkte mit Sudermanns kritisch-satirischem Drama, denn sowohl der kurzsichtige Amtsvorsteher als auch die Wolffin und ihre sauberen Töchter scheinen mir im gleichen Geiste wie der Regierungsrath Keller und die Familie Heinecke aufgefaßt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Praktische Philosophie. Ein Hülfsbuch für öffentliche und private Erziehung von Dr. J. **Pajk.** Wien, 1896. — Ist es nicht eine merkwürdige Erscheinung unsres literarischen Lebens und Treibens, daß, je mehr die wirkliche literarisch-künstlerische Produktivität abnimmt, die Diskussion und Kritik ihrer oft recht werthlosen Hervorbringungen immer breiteren Raum beansprucht? Jeder neue Roman, jede dramatische oder musikalische Novität, ja jede Theater- und Konzertaufführung wird in allen deutschen Zeitungen und Zeitschriften sofort besprochen, und zwar mit einer Wichtigkeit und Gründlichkeit, als ob das Geistesleben unsrer Nation nur diese eine Seite, die literarisch-künstlerische, darbiete. Einer Erörterung der Grund- und Lebensfragen eines zur Selbstbesinnung und Selbstbestimmung heranreifenden Volkes geht man dagegen gleichgültig oder scheu aus dem Wege, oder überläßt sie ganz der sogenannten Fachwissenschaft. Und doch werden wir erst in dem Grade zur Mündigkeit und Selbständigkeit fähig werden, als die Einsicht in die Gesetze des Einzel- und Gesammtlebens in den weitesten Kreisen geweckt und verstärkt, als der Wille, sie zu befolgen, geübt und gekräftigt worden ist. Bis jetzt fehlt das Interesse und Verständniß dieser Fragen — nicht so sehr in unserm Publikum als in unsrer Publizistik — nahezu vollständig. So kommt es, daß Werke wie das vorzügliche „Handbuch der Moral“ von Geheimrath Prof. Baumann (Leipzig, Hirzel 1879) oder Prof. Frohschammers „Organisation und Kultur der menschlichen Gesellschaft“ (München 1885) mit ihren für die Führung des Einzel- und Gesammtlebens hochwichtigen Untersuchungen und Resultaten für unsre Volksbildung ganz und gar nicht nutzbar gemacht worden, ja sogar in der Fachliteratur so gut wie vergessen sind. Wenn derartiges bei Werken angesehener Gelehrten geschieht, so darf

man sich nicht wundern, daß unsre deutsche Presse vor lauter literarisch-künstlerischer Kritik keine Zeit und Veranlassung findet, von einem Werkchen Notiz zu nehmen, das, aus der hingebenden Denk- und Forscharbeit eines bei uns wenig bekannten österreichischen Pädagogen hervorgegangen, eine Fülle von Anregung und Belehrung bietet. Durch einen mächtigen inneren Drang auf die philosophischen Studien geführt, hat der dankbare Schüler Prof. A. Riehls und der eifrige Jünger Kants nicht geruht, bis sich ihm der tiefere Inhalt und Zweck des menschlichen Daseins erschloß. Leider steht mir nicht der Raum zur Verfügung, um auf das Werk ausführlicher einzugehen. So bleibt mir nichts übrig, als Freunde ethischer Forschung, besonders aus dem Lehrstande, auf dasselbe zu verweisen und nur einige Punkte gleichsam im Fluge zu berühren. Zu bedauern ist, daß der Verfasser an der für alle modernen Moralphilosophen so verhängnißvoll gewordenen Klippe des Eudämonismus zwar nicht gescheitert — davor bewahrte ihn der Scharfblick des Pädagogen —, aber doch bedenklich aufgefahren ist. Ebensowenig wird sich billigen lassen, daß Pajk außer den in der Menschennatur enthaltenen Sittengesetzen schon in der Außennatur echt sittliche Erscheinungen und Gesetze zu finden meint. In dieser Beziehung wird Goethe wohl recht behalten mit seinem: „Denn unfühlend ist die Natur..... Nur allein der Mensch unterscheidet, wählt und richtet u. s. w." Statt die „Naturgesetze als Sittengesetze" zu betrachten, dürfte es richtiger sein, die Sittengesetze zunächst als Naturgesetze zu erfassen und zu begründen, um so den Fehler der idealistischen Ethik, besonders derjenigen Herbarts zu vermeiden, welche „bei der Concipirung ihrer Sittengebote sich auf einen luftigen Untergrund stellt und ohne Befragung der Natur aus sich selbst einen Kodex der Moral auszuklügeln versucht". Vortrefflich sind der VI. und VIII. Abschnitt über die Pflicht, den Charakter, sowie die Topik der Tugenden und Laster, obwohl man bei der Eintheilung der Pflichten in „ideale, soziale und individuale oder persönliche" die Gruppe der „nationalen oder bürgerlichen" Pflichten, welche sich auf das Verhalten des Einzelnen gegen die Gemeinschaft (Volk und Staat) beziehen, schwer vermißt. Möchte das von ernstem, warmem Interesse für ethische Probleme getragene Werk bei recht vielen Lesern die ihm gebührende Theilnahme erwecken!

München. Unold.

G-n. Max Dalitzsch: Pflanzenbuch. Mit farbigen Bildern. Eßlingen bei Stuttgart, Verlag von J. F. Schreiber. 8°. — In dem Verlag von Schreiber in Eßlingen, dessen farbenprächtige Verlagswerke sich zum Theil großer Beliebtheit erfreuen, ist ein neues Pflanzenbuch erschienen, das wegen seiner reichen Ausstattung mit farbigen Textfiguren Beachtung verdient. Die weit über 400 Abbildungen stellen fast ausschließlich Habitusbilder von Pflanzen dar und können in der großen Mehrzahl als wohlgelungen bezeichnet werden; sie geben ein gutes Zeugniß ab für die Fortschritte der Technik in der Herstellung farbiger Textfiguren. Das Buch, dessen Preis in Anbetracht der reichen Ausstattung außerordentlich niedrig genannt werden muß, wird sich gewiß im Publikum schnell Freunde erwerben. Weniger lobenswerth als die Ausstattung des Werkes ist der beigegebene Text. Derselbe scheint übermäßig schnell entstanden zu sein und ist jedenfalls nicht mit derjenigen Sorgfalt verfaßt worden, welche für ein Schulbuch unbedingt gefordert werden muß. Der Verfasser tischt die alte Fabel auf, daß die Blasen unsrer Utricularien als Schwimmblasen dienen. Nach seiner Ansicht fängt Nepenthes Schmetterlinge, indem sie den Deckel ihrer Kannen zuklappt. Die Abbildung des Farnarcheganiums ist, wie die zugehörende Beschreibung, gänzlich falsch, sie nimmt sich wie die flüchtige Randzeichnung in einem Kollegheft aus, welche etwa ein Archegonium von Riccia darstellen soll. Die Sporokarpien der Salvinia hält der Verfasser für Sporangien und die wirklichen Sporangien sind nach seiner Ansicht Sporen. Die Sporen von Equisetum sollen durch die Elateren weit fortgeschnellt werden. Batrachospermum soll lebhaft roth gefärbte Tetragonidien tragen. Die Hefezellen haben nach des Autors Meinung „wie die meisten Pilzzellen keinen Zellkern". Es wäre leicht, den Umfang dieser Blüthenlese zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Der Umstand, daß ein Schulmann ein so abgefaßtes Buch als Leitfaden für den Schulunterricht anbietet, beweist, daß der oft geäußerte Wunsch nach Verbesserung des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den Mittelschulen seine Berechtigung noch nicht ganz verloren hat.

The Teaching of Literature as Literature. Illustrated by the Treatment of German Classics in German Schools. By *Karl Lentzner*, Ph. D. Licentiate of Higher Instruction. Aberystwyth, E. & N. Jenkins, North Parade 1897. — An Anleitungen zur Behandlung der deutschen Literatur auf unsern Schulen fehlt es in unserm Vaterlande wahrlich nicht: nichtsdestoweniger wird die vorliegende Schrift manchem Pädagogen willkommen sein. Der Verfasser erfaßt seine Aufgabe mit großer Begeisterung. Er geht von der Ueberzeugung aus, daß ein richtiges Verständniß der hervorragendsten Dichter nur durch ein eindringendes Studium ihrer Werke gewonnen und sittliche Bildung nur durch Vermittlung der ästhetischen erreicht werden könne. Nach einigen einleitenden Bemerkungen wird die Behandlung des klassischen Dramas und der philosophischen Gedichte Schillers erörtert; es folgen einige Winke über die Verwerthung des Faust im Unterricht und den Schluß bilden abermals allgemeine Bemerkungen über die Erklärung deutscher Dichter. Erfahrungsgemäß bieten den dankbarsten, aber auch den am schwierigsten zu bewältigenden Unterrichtsstoff die philosophischen Gedichte Schillers. Den außerordentlichen erzieherischen Werth derselben erkennt auch Lentzner an, indem er sie „einen freundlichen und einnehmenden Führer nennt, geeignet, den Schüler in die Werkstatt des Dichters einzuführen, ihm zu zeigen, wie Genie und Fleiß in treuem Bunde Kunstwerke aus widerstrebendem Stoffe gebildet haben, wie die Kunst des Dichters einen unbedeutenden Keim geistvoll entdeckte und freundlich pflegte, bis er zum mächtigen Fruchtbaum erwuchs. Der Schüler wird Bewunderung und Begeisterung für den gottbegnadeten Dichter empfinden und Ohr und Herz seiner Botschaft öffnen".

Leipzig. Paul Seliger.

γ Für die Erforschung der Alterthümer ihrer nordafrikanischen Kolonien hat die französische Regierung schon seit vielen Jahren bedeutende Mittel ausgeworfen. Dabei legte sie ein Hauptgewicht auf eine geordnete Sammlung der Fundstücke, der sich dann gleich eine übersichtliche Beschreibung anschließen sollte. Nachdem schon der Bestand der Museen von Algier, Cherchel, Konstantine, Lambese und Oran veröffentlicht war, sind nun in jüngster Zeit die inhaltreichen Verzeichnisse zweier weiterer Sammlungen ausgegeben worden. Das eine, Catalogue de Musée Alaoui par feu *Du Coudray la Blanchère* et *P. Gauckler*, Paris, Leroux 1897, enthält die Stücke des 1885 gegründeten, nach dem damals regierenden Bey benannten Alaoui-Museums. Der Inhalt ist sehr reich und äußerst mannichfaltig. Neben zahlreichen römischen Inschriften und Terrakotten und einer Unmenge von Lampen verdienen eine eingehendere Beachtung die vielen Mosaikbildern, unter denen mythologische Darstellungen, Landschaften, Landbau und Jagd den Hauptinhalt bilden. Sehr verschiedenartig ist auch die Vasensammlung. Am wichtigsten sind die einzigen Stücke griechischen Ursprungs, zwölf im Boden des alten Karthago gefundene schwarzfigurige altkorinthische Vasen aus dem 7. bis 6. Jahrhundert mit Darstellungen des geometrischen und Thierbilderstils. Dann folgt eine lange Reihe älterer und jüngerer punischer Erzeugnisse; den Abschluß bilden Vasen christlicher Zeit. Zu erwähnen ist auch, daß das Museum gegen 16 griechische und lateinische bleierne Verfluchungs- und Zaubertafeln besitzt, deren Inhalt man in Anbetracht der gesteigerten Bedeutung dieser Sachen gern bald veröffentlicht sähe. Das andere Verzeichniß, Musée de Philippeville, par *Stéphane Gsell*, professeur à l'école supérieure des lettres d'Alger, Paris, Leroux, 1898, ist gegenüber dem ersteren dadurch von besonderem Werthe, daß es fast nur an Ort und Stelle gefundene Sachen enthält. Die östlich von Algier am Meere gelegene Stadt Philippeville ist nach ihrer Gründung im Jahre 1838 schnell zu ziemlicher Bedeutung gelangt. Schon die Phönizier hatten sich dort eine Hafenstadt geschaffen, doch trugen die Reste der römischen Besiedelung weit mehr zum Bestande der 1859 gegründeten Alterthumssammlung bei. Dabei boten die reichste Ausbeute die umfangreichen Trümmer eines etwa aus

hadrianischer Zeit stammenden Theaters. Was die Inschriften angeht, so stehen zwar zwei altpunische Steine an erster Stelle, doch ist die Menge der lateinischen Inschriften (gegen 300 an Zahl) im Verhältniß zur Oertlichkeit sehr bedeutend. Weiter birgt das Museum Votivstelen, Sarkophage, Basreliefs, statuarische Gottheiten und architektonische Zierstücke in vielen Vertretern; unter den Portraitfiguren ragt ein ziemlich gut erhaltenes Kaiserstandbild hervor, allgemein und wohl auch mit Recht Hadrian genannt, während es Gsell dem Marcus Antoninus zuweisen möchte. Die sehr zahlreichen vorzüglichen Abbildungen erhöhen den Werth beider Veröffentlichungen, der auch insofern allgemeiner ist, als der Preis im Verhältniß zu anderen Katalogen ziemlich mäßig genannt werden muß.

* Einen ähnlichen Plan wie die deutsche Tiefsee-Expedition verfolgt Professor Dr. M. Weber in Amsterdam, wenn auch auf beschränkterem Gebiet; für ihn handelt es sich um eine gründliche Durchforschung der östlichen Meerestheile im Ostindischen Archipel in zoologischer, botanischer, geologischer und ozeanographischer Beziehung. Ausgangspunkt der Expedition, welche im Herbst dieses Jahres ausgehen soll, ist Surabaja in Ostjava; zunächst werden die südlichen Theile der Java-See untersucht, durch die Lombak-Straße in den Indischen Ozean und zurück durch die Allas-Straße gesteuert und dann zunächst die Paternoster- und Postillon-Inseln, sowie Bima auf Sumbawa berührt, um Korallenforschungen vorzunehmen, namentlich die Grenzen des Gebiets der riffbauenden Korallen festzustellen. Die Weiterfahrt führt durch die Sapi-Straße nach der Südküste von Sumba, Timor und durch die Ombai-Straße in die tiefe Banda-See, welche in verschiedenen Richtungen bis zu den Aru-Inseln im Osten durchkreuzt werden soll. Die Gewässer im Osten, Westen und Norden von Halmahera sind das nächste Ziel; dann wird das tiefe Becken der Celebes-See in verschiedenen Richtungen durchforscht und nach Untersuchung der Makassar-Straße in Makassar die Expedition aufgelöst.

nr. Ueber die höchste Wetterwarte der Welt bringt „Industries and Iron" einige Mittheilungen. Dieselbe ist in Südamerika in nächster Umgebung der peruanischen Kordillerenstadt Arequipa auf dem erloschenen Vulkan El Misti gelegen. Die höchste Spitze des Berges ist nach den bisherigen Messungen 6100 m über dem Spiegel des nahen Meeres gelegen. Die Wetterwarte liegt in einer Höhe von fast 5000 m, sie ist nur ein Theil einer Reihe von acht meteorologischen Stationen, die von der Harvard-Universität in Cambridge (Vereinigte Staaten) in der Umgebung von Arequipa angelegt wurden und von denen die niedrigste nur 17 m über dem Meer liegt. Diese großartige Anlage wurde auf Grund einer Hinterlassenschaft errichtet, die der amerikanische Millionär Uriah A. Boyden 1887 der genannten Universität vermacht hatte. Die höchste Warte auf El Misti ist also noch über 1000 m höher als diejenige auf der Montblanc-Spitze. Die Instrumente sind so eingerichtet, daß sie ein Vierteljahr lang selbstthätig ihre Aufzeichnungen machen, die sich auf Temperatur, Luftdruck, Luftfeuchtigkeit, Windrichtung und Windgeschwindigkeit beziehen, sie brauchen also nur viermal im Jahre aufgezogen zu werden. Alle Warten werden aber regelmäßig einmal im Monat besucht, und es werden dann die Uhren aufgezogen und die Papierstreifen, auf die die Apparate ihre Aufzeichnungen machen, herausgenommen und durch neue ersetzt.

* **Darmstadt.** Professor Dr. Ludwig Büchner, der Verfasser von „Kraft und Stoff", begeht am 9. September sein goldenes Doktorjubiläum.

* **Berlin.** Der vortragende Rath im Ministerium des Innern Dr. Maubach, der vortragende Rath im Kultusministerium Professor Dr. Kirchner, der Geheime Medizinalrath Prof. Dr. Jolly zu Berlin und der Regierungs- und Medizinalrath Dr. Barnick zu Marienwerder sind auf die Zeit bis zum Ablauf des Jahres 1901 zu außerordentlichen Mitgliedern des kaiserlichen Gesundheitsamts ernannt worden.

* Eine neue kaufmännische Hochschule wird vom Oktober d. J. ab in Aachen, in engster Angliederung an die dortige technische Hochschule, der Handelswelt zur Verfügung gestellt werden. Der bis ins Einzelne ausgearbeitete Lehrplan, der die Genehmigung der zuständigen Ministerien gefunden hat, umfaßt alles, was von einer kaufmännischen „Hochschule" gefordert werden muß, wenn die amtliche Bezeichnung auch nur „handelswissenschaftlicher" Kursus lautet. Von den fremden Sprachen — denen ein breiter Raum zugedacht ist — und von der Stenographie abgesehen, führt der Lehrplan 32 Vorlesungen auf, von denen u. a. acht dem Gebiete der politischen Oekonomie, sieben dem Rechtswesen angehören. Der Lehrplan der neuen Bildungsstätte, die jetzt in Aachen eröffnet wird, unterscheidet eine kaufmännisch-technische und eine rein kaufmännische Richtung, weil er sowohl den Leitern von Waarenvertriebsanstalten als auch den Leitern von Waarenproduktionsanstalten gerecht werden will. In beiden Richtungen stehen die Lehrfächer volkswirthschaftlichen Inhalts im Vordergrund; die Beziehung zum praktischen Wirthschaftsleben ist für den Aufbau des Lehrplans der maßgebende Gesichtspunkt gewesen. Die Studirenden der neuen Bildungsstätte müssen denselben Anforderungen genügen, wie die Studirenden der technischen Hochschule überhaupt und treten mit allen Rechten und Pflichten in die Reihe dieser Letzteren ein. Die Einrichtung wird auch für die Studirenden der technischen Fächer besondere Bedeutung gewinnen. Denn durch den weiteren Ausbau der volkswirthschaftlichen Vorlesungen und durch die Einführung neuer juristischer, kunstgeschichtlicher, mathematischer und sonstiger dem Bedürfniß des Handels dienenden Vorlesungen, sowie durch Begründung eines ausgedehnten Unterrichts in fremden Sprachen ist den Technikern Gelegenheit geboten, sich auch mehr nach der kaufmännischen Seite hin auszubilden.

* **Aus Rußland.** Gleich dem Kijewer neuen Polytechnikum wird auch das Warschauer, vorläufig in gemietheten Lokalitäten, noch im laufenden Herbst eröffnet. Für den Unterhalt der neuen Warschauer Hochschule ist für 1898 nur die Summe von 43,625 Rubel angewiesen; doch steigt dieser Betrag, nach Maßgabe des Hinzutretens der neuen Jahreskurse während der nächsten 4 Jahre bis zum vollen Normaletat von 261,600 Rubel im Jahr 1902. Die Lehranstalt wird den Namen „Warschauer polytechnisches Institut des Kaisers Alexander II." tragen. Der Finanzminister ernennt die Professoren. Das Institut setzt sich zusammen aus drei Abtheilungen: einer chemischen, einer mechanischen und einer für Bauingenieure. Der volle Lehrkursus des Instituts ist 4jährig.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. Edmund Pfleiderer: Ueber den geschichtlichen Charakter unsrer Zeit. Eine Festrede. Tübingen, H. Laupp 1898. — Dr. Zacher: Die Arbeiterversicherung im Auslande. Heft IV: Die Arbeiterversicherung in Frankreich. Berlin, Verlag der Arbeiterversorgung (A. Troschel) 1898. — Dr. med. Franz Kronecker: Wanderungen in den südlichen Alpen Neu-Seelands. Berlin, M. Pasch 1898. — Professor Theodor Birt: Gedenkwort beim Tode des Fürsten Bismarck. Eine Rede. Marburg, N. G. Elwert 1898. — Dr. Ludwig Beck: Die Geschichte des Eisens. 4. Abtheilung: Das XIX. Jahrhundert; 4. Lieferung. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1898. — Die Universität Freiburg in der Schweiz und ihre Kritiker. Antwort auf die Denkschrift der acht aus dem Verbande der Universität ausgeschiedenen Professoren. Hgg. im Auftrag der Direktion des öffentlichen Unterrichts. Freiburg (Schweiz), B. Veith 1898. — Richard Glauwitz: Die Schöpfung Gottes. 1. Bd., 1. Abschnitt: Gott und die göttliche Grundlage. — Benno Diederich: Elisabeth, Königin von Rumänien; Wilhelm Bölsche: Charles Darwin. (Biographische Volksbücher Nr. 28—35.) Leipzig, R. Voigtländer 1898. — Joh. Penzler: Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. 6. Bd. Leipzig, Walther Fiedler 1898. — Politische Jahrmarktslieder. Gießen, v. Münchows Verlag (O. Kindt) 1898. — V. A. Hoffmann: Die soziale Frage der Gegenwart und die Versuche ihrer Lösung. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz) 1898.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 6. September. Nummer 200.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Freundeskreis der „Anzengrube".

Ihm, dem Freundeskreis der „Anzengrube" widme ich diese Blätter;[1]) dem Stammtisch, dessen Ehrenplatz in den 80er Jahren Ludwig Anzengruber einnahm; der Tafelrunde, in der seit dem Jahre Neunzig der herzensjunge Patriarch der Wiener Maler obenan sitzt, Rudolf Alt — zum Dank für manche frohe Plauderstunde und ernste Männerrede, in der Künstler und Forscher, Zünftige und Unzünftige, Lehrlinge und Meister freimüthig zur Sprache brachten, was Geist und Herz, den Tag und die Zeit bewegte.

In das zweite Jahrzehnt gehen nun diese bescheidenen Freitagskneipen, ursprünglich ins Leben gerufen durch einen munteren Ladebrief in Knittelversen vom Dichter der „Kreuzelschreiber", selbstverständlich ohne den Uebernamen der „Anzengrube", der erst später mit einem Spaßvogel angeflogen kam. Grundverschieden von den vormärzlichen Spielereien der „Ludlamshöhle" und den Ordenskapiteln der seligen „Grünen Insel", nicht zu vergleichen mit dem von Geibel und Heyse besungenen Münchener „Krokodil" und dem von Theodor Fontane jüngst mit so feiner Feder gezeichneten „Berliner Tunnel über der Spree", ist die „Anzengrube" ein modernen weltläufigen Strebern völlig unverständliches wienerisches Wesen eigener Art. Keine juristische Person und kein Geheimbund, kennt sie weder Stiftungsfeste; noch Abzeichen, weder Klubstatuten, noch Vereinsvorträge. Sie führt keine literarischen Eroberungs- und Vernichtungskriege, schon weil sie — mehr auf den altväterischen Gegensatz von Gut und Schlecht, als auf das neueste Schlagwort Alt und Jung bedacht — sich in den Kampf ums Dasein kurzathmiger, kurzlebiger Dichterschulen gar nicht einzumischen hat. Sie vertheilt keine pergamentenen Ehrendiplome und behilft sich ohne die papierenen Ruhmeskränze kleiner Zeitungsnotizen, und wären diese auch nur Kneipzeitungsnotizen. Sie versteht sich auf Wählerfang so wenig als auf Abonnentenfang, sie verfolgt weder politische, noch sonstige „Zwecke". Ja, sie pflegt nicht einmal aus Liebhaberei, geschweige gewerbemäßig, die sprichwörtliche Wiener Allerweltsgemüthlichkeit, weil sie die spröden, herben Wiener vom Schlage Grillparzers für echtfärbigere, vertrauenswerthere Lokalpatrioten hält, als Anton Langer mit seinem von unserm ersten Herbergsvater grimmig verhöhnten „Viertelstunden-Enthusiasmus" des „Soll'n's uns nachmachen". Und trotz oder vielmehr wegen all dieser Mängel möchte Keiner die „Anzengrube" missen, der theilnahm und nimmt an ihren streitbaren und friedfertigen Abenden.

Hier regte sich im dicksten Gasdunst der niedrigen Wiener Wirthsstube ein Hauch reiner Höhenluft, wenn Anzengruber, mit dem lang herabfließenden Rothbart der leibhaftige Doppelgänger des Bauerngottes Thor, in unverfälschter Mundart zu donnern anhob von dem, was dem „gemeinen" Volke noththue, und der Waldschulmeister, Rosegger, wehmüthig zu schwärmen begann von dem verlorenen, in Regenbogenglanz verklärten Paradies seiner Kindheit, dem steirischen Bergdorf Alpel, als dem Urbild der goldenen Zeit. Hier ließ der Erzhumorist Alt alle Brunnen seiner unversieglichen Laune springen, zum allgemeinen Ergötzen selbst der Geneckten, die sein Witz erfrischte, wie der Schabernack der Hellbrunner Wasserkunst im Sonnenschein. Hier sprühten Juchs lustige Leuchtkugeln und übermüthige Scherzraketen wahre Funkengarben nieder auf unsaubere Winkel heimischer heilloser Kunstverderbniß. Hier hielten Schlögl und Chiavacci den engeren Landsleuten grollend und tollend den Spiegel ihrer Art und Unart vor. Hier horchte Alles auf, wenn Hans Richter, des Wortes nicht minder sieghaft mächtig, als des Taktstockes, über Ruhm und Bedrängniß der Wiener Hofkapelle, über die Entwicklung des englischen und russischen Musiklebens, über Richard Wagner und Joseph Lanner sich vernehmen ließ. Hier erzählte Heinrich Friedjung, lange bevor er Soldaten, Diplomaten und Geschichtschreiber mit seinem Meisterbuch „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" überraschte, von seinen Begegnungen mit der Wittwe Benedeks, von seinem Besuch bei Moltke in Kreisau, von seiner Aufnahme bei Bismarck in Friedrichsruh, von Ursachen und Folgen des Schicksalstages von Königgrätz. Hier sagten Joseph Lewinsky und Ludwig Martinelli unumwunden, was die Erfahrung eines vollen, vollerfüllten Lebens sie vom Theaterwesen ihrer Tage denken und verstehen, hoffen und fürchten gelehrt. Hier rückten Volkswirthe und Volksärzte mit ihren letzten Gedanken heraus über die Nothwendigkeit neuer Wohlfahrtseinrichtungen für die Massen. Hier bekannten sich tapfere Universitätslehrer zu dem alten, von Gustav Freytag erneuten Vergleich, „die Wissenschaft ist ein großes Feuer, das in einem Volke unablässig unterhalten werden muß"; von den Professoren der „Anzengrube" nehmen denn auch die Einen die Pflicht auf sich, „immer neue Scheite in das große Feuer zu werfen", indessen Andere „die heilige Flamme durch das Land, in Dörfer und Hütten tragen müssen". In der „Anzengrube" fehlte es auch nie an lieben Gästen: dem Sänger der Wiener Elegien, Ferdinand v. Saar, gesellte sich der Bildner des Anzengruber-Denkmals, Scherpe, und mehr als Ein Kenner guter Dichtungen und guter Tropfen, Joseph Bayer und Karl Glossy, Erich Schmidt und Anton Schönbach.

1) Widmungsbrief des im September erscheinenden Bandes: Acta diurna. Gesammelte Aufsätze. Neue Folge. Von Anton Bettelheim. (Reclams Universalbibliothek. Fragen der Volksbildung. Gründerprospekt einer jüdischen Schweiz. Trutzjuden. Ein Wiener Widmann-Abend. Aus dem Burgtheater von Laube's bis zu Schlenthers Berufung. Mitterwurzer. Charlotte Wolter. Helene Hartmann. Literarische Chroniken für Cosmopolis.) Wien, Budapest, Leipzig, Hartleben 1898.

In die „Anzengrube" brachten die Schöpfer der Berliner Freien Bühne „ein erstes Grüßen durch Finsternisse getragen". In der „Anzengrube" schreckte keine ganze Meinung und keine ehrliche Trutzmeinung; hier blühten alle Humore; hier behauptete sich unangefochten jede selbstherrliche Persönlichkeit; hier gedieh darum auch die rechte Geselligkeit, in der Jeder sorglos und arglos sein Eigenstes und Innerstes gab. In der „Anzengrube" wagte auch ich, dank dem Segen solcher Duldsamkeit, manchen Ton zum erstenmal anzuschlagen, der hernach in die Oeffentlichkeit drang. Von ihrem Freundeskreis darf ich deßhalb wohl am ehesten Antheil und Nachsicht erbitten für diese Acta diurna, denn auch in der „Anzengrube" „gibt's ka Sünd".

So bequemen Ablaß darf ich von einem fremden Leserkreis gewiß nicht ansprechen. Zwar haben alle Studien und Stegreifreden dieses Buches vorher bei den Leitern der Cosmopolis, der „Münchener Allgemeinen Zeitung" und der „Nation" Gnade gefunden. Damit werden aber erst recht Zweifel rege, ob es nicht sträflich sei, bereits einmal an so bevorzugter Stelle Gesagtes in Buchform zu wiederholen. „Sammlungen von zerstreuten Aufsätzen" gelten nach Wilhelm Scherers Zeugniß „beim deutschen Publikum — oder nur bei den deutschen Recensenten? — noch immer nicht als etwas selbstverständliches. Jedem Autor, der eine solche Sammlung zu veranstalten wagt, wird die strenge Frage vorgelegt: „Was berechtigt dich dazu?" Unsrer Ansicht nach liegt die Entscheidung einzig und allein beim Publikum. Alle Sammlungen von Essays sind erlaubt, welche das Publikum kaufen mag." Nun ist mein erster (zunächst nur als Weihnachtsgabe in eine liebe Hand gelegter) Band vorwiegend biographischer Aufsätze und Vorträge „Deutsche und Franzosen" zu meiner Ueberraschung kein Ladenhüter geblieben. Gleichwohl hätte ich, unbeschadet Scherers ein wenig schalkhaft vermeinten Rechtstitels, jener früheren nicht so bald eine neue Reihe folgen lassen, wenn ich nicht im Tagesdienst mitunter Fragen gestreift hätte, die meines Erachtens dauernd auf der Tagesordnung bleiben werden, vor allem die Fragen der Volksbildung.

Je länger sie mich beschäftigen, desto lieber seh' ich sie behandelt im Geiste der alten Volksweisheit „Probiren geht über Studiren". Der kleinste praktisch erfolgreiche Versuch zur Lösung solcher Aufgaben erscheint mir beherzigenswerther, als noch so wohlgesetzte Schönrednereien über ewige philanthropische Evangelien. Das Thema ist unwandelbar, nur die Variationen ändern sich mit den Zeitläufen. Deckt sich doch das Meiste von dem, was heute den neuen Namen Sozialpolitik und Gesellschaftsreform trägt, im Kern mit den Pflichten des alten „adeligen Richteramtes", mit den pädagogischen und humanitären Absichten der Minoritenbrüder. In unsern Tagen, wie in den Tagen des heiligen Franziskus von Assisi, rufen die Beengten und Bedrängten höhere irdische oder überirdische Mächte um Erlösung an. Und dringender noch als im Zeitalter der Humanität, heischen die Massen im Zeitalter Bismarcks, das ja auch das Zeitalter von Siemens und Edison ist, gesteigerte Befriedigung gesteigerter Bedürfnisse. Wird der menschenverbrüdernde Geist des 18. Jahrhunderts, beflügelt durch den Erfindergeist des 19., im 20. Jahrhundert so billige Wünsche glücklicher verwirklichen, als bis zur Stunde?

Es ist nicht meines Amtes, inmitten schwerer wirthschaftlicher Wirren, die berufene und unberufene Geister aller Lande und Stände aufwühlen, dieser Klassenkämpfe in anderem Zusammenhang zu gedenken, als insoweit sie der Dichtung der Zeit unaustilgbare Spuren aufdrücken. Sonst beschränke ich mich auf mein engeres und engstes Gebiet, auf dem ich nüchterne Prüfung der Wirklichkeit utopischen Phantasien vorziehe. In solcher Gesinnung halte ich mich mit Vorliebe an positive Beispiele: an Reclams Universalbibliothek; an Reyers Bemühungen um die Sache der Volksbüchereien, Volkskonzerte und Volksuniversitäten; an Burckhards Neuerung, den Arbeitern die Hofbühnen durch wohlfeile Mustervorstellungen zu eröffnen; an Schönbachs Volksschrift „Ueber Lesen und Bildung", deren Winke und Rathschläge ich mir gern vor Augen führe, wenn ich der mir anvertrauten Ehrenpflicht des ständigen Literaturberichtes für Cosmopolis zu genügen habe; endlich oder vielmehr erstlich an die edelste österreichische Volksbildungsanstalt — das Burgtheater.

Diese ihrem Urheber ebenbürtige Schöpfung Kaiser Josephs war jedem guten Wiener Herzenssache. Schon vor 70 Jahren machte der junge Grillparzer in einer Kritik, die er 1818 über eine „Tasso"-Aufführung des Burgtheaters schrieb, schließlich „dem Publikum sein Kompliment über die Art, wie es das Ganze aufnahm und das Einzelne. Ich müßte mich sehr irren," so prophezeite Grillparzer, „oder Wien steht am Eingang einer schönen Zeit." Seither hat sich Grillparzers Weissagung voll erfüllt: das Burgtheater war seit Menschenaltern ein Hort deutscher Kunst und deutscher Gesittung. Es hat gefährliche Wandlungen im Innern und tiefgreifende Umwälzungen in Oesterreichs politischen Schicksalen überdauert. Es hat sich als kerndeutsche Kulturmacht bewährt bis auf diese Stunde. Soll es aber auch in Zukunft sein, was es in den Heimsuchungen und Anfechtungen der napoleonischen Noth, des Systems Metternich, der Konkordatszeit, der Jahre Neunundfünfzig und Sechsundsechzig, im Völker- und Sprachenhader unsrer Tage gewesen ist — das edelste Denkmal und Sinnbild des Josephinismus —, dann darf es sich nicht nur mit der Losung vom alten Geist im neuen Burgtheater bescheiden. Es muß im Dienste des neuen Geistes, der heute durch die deutsche Dichtung und Forschung geht, oder richtiger im Dienste des echten, steter Verjüngung fähigen und bedürftigen josephinischen Geistes, mit dem neuen Drama auch neue Zuschauer in seine Räume laden und festhalten als Stammgäste. Viel, sehr viel wäre zu diesem, im Abschnitte „Aus dem Burgtheater" eingehender gewürdigten Kapitel der Umbildung des Repertoires, der Neugestaltung des Publikums zu sagen. Vor unbegrenzter Redseligkeit mag mich indessen die uns arme Sünder der Schreibergilde insgesammt tiefbeschämende Spottrede des deutschen Humanisten Mutianus Rufus, des würdigen Lieblings von Hutten und David Strauß, behüten: es sei bedeutsam, daß Sokrates und Christus nichts schriftliches hinterlassen haben. Und doch währen ihre Worte ewig, weil ihre Thaten Wunder gewirkt haben.

Habrowan, 26. Juli 1898. **Anton Bettelheim.**

Ueber die Mittel zur Vermeidung des Untergehens von Seeschiffen infolge von Kollisionen.

Von Marinebaumeister E. Schmidt.

Die Nachricht von dem tragischen Untergang des großen französischen Postdampfers „La Bourgogne", mit welchem über 500 Menschen ihr Grab in den Wellen fanden, hat die Runde durch alle Zeitungen gemacht und auch wieder allerhand Vorschläge zur Vermeidung des Untergehens der Schiffe infolge von Zusammenstößen gezeitigt, welche auftauchen, so oft ein derartiges Unglück sich ereignet. Mit großem Ernst werden die harmlosesten Gegenmittel vorgeschlagen, oft auch die ungeheuerlichsten Forderungen gestellt, ja es fehlt nicht an den ungerechtesten Vorwürfen gegen die Rheder und Erbauer solcher Schiffe, und das alles, weil von der ernsten, auf Verbesserung der Sicherheit der Schiffe gerichteten Arbeit aus Fachkreisen nur wenig oder nichts an die Oeffentlichkeit dringt.

Es wird daher der Mühe werth sein, die gewöhnlichsten Vorschläge zur Vermeidung des Untergehens von Schiffen infolge von Kollisionen einer Durchsicht zu unterziehen und zu zeigen, was davon unbrauchbar ist (um damit vielleicht einer Wiederholung solcher Vorschläge vorzubeugen) und was für die Sicherheit der Schiffe erreicht werden kann oder schon erreicht worden ist.

Ein häufig wiederholter Vorschlag ist der, dem Bug der Schiffe eine solche Form zu geben, daß er bei einem Zusammenstoß den Gegensegler nur hoch über dem Wasserspiegel beschädige, so daß kein Wasser in das beschädigte Schiff eindringen könne.

Es wird den Schiffskonstrukteuren der Vorwurf gemacht, daß sie mit der natürlichen einfachen, geradauflaufenden Stevenform die Gefahr geradezu herbeiführen, indem sie die Rammsteven der Kriegsschiffe nachahmten. Dieser Vergleich ist recht wenig zutreffend, denn die charakteristische Form des Rammstevens besteht in einer mehr oder weniger sichelförmigen Linie, deren Schnittpunkt mit der Wasserlinie bereits gegen den oberen Endpunkt vorspringt und das Vorhandensein des Sporns verräth, der möglichst tief unter Wasser gelegen, das feindliche Schiff noch unterhalb des Panzers treffen soll.

Einen Sporn dürften die Handelsdampfer allerdings nicht führen. Doch abgesehen davon ist es ziemlich gleichgültig, welchen Verlauf die Stevenkurve über Wasser bildet. Naturgemäß laufen die Linien eines Schiffes vorn keilförmig zusammen. Je größer die Geschwindigkeit des Schiffes sein soll, um so schärfer muß der Konstrukteur die Linien verlaufen lassen, um so spitzer wird der Keilwinkel werden, wenn dem Schiffskörper die Form des geringsten Widerstands gegeben und wenn nicht ein unverhältnißmäßiger Kraftaufwand zur Bewegung des Schiffes erforderlich werden soll. Der Bug der Schiffe bildet also nun einmal einen Keil, und es ist gleichgültig, welches Profil die Keilschärfe erhält.

Man könnte die Formen des Schiffsbugs auch ganz stumpf wählen, es würde trotzdem bei den Zusammenstößen zweier großer in Fahrt befindlicher Schiffe die Wucht des Stoßes die ernsthafte Beschädigung mindestens eines, meistens sogar beider Schiffe herbeiführen.

Von der Wucht eines solchen Zusammenstoßes hat wohl der menschenfreundliche Urheber des Vorschlags: die Bugform der alten hölzernen Segelschiffe wieder einzuführen, keine rechte Vorstellung. Der Vorschlag gipfelt sogar in dem kühnen Gedanken, den Umbau der Steven der 15,000 existirenden Seedampfer in die alte Form durch Gesetze erzwingen zu wollen. „Wäre dem Bug der „Crathie", wie dem aller hölzernen Schiffe, eine ausschießende Form gegeben worden, hätte sich am oberen Ende des weit über den Kiel vorspringenden Vorderstevens wie üblich ein starkes Gallion nebst Bugspriet, Klüverbaum und Außenklüverbaum befunden, dann wäre der winzige englische Frachtdampfer nicht imstande gewesen, das herrliche deutsche Schiff in den Grund zu bohren." So wurde in einer verbreiteten Zeitung gelegentlich der Katastrophe des Schnelldampfers „Elbe" zur Bekräftigung jenes Vorschlags behauptet, der jetzt wieder zur Geltung zu bringen versucht wird. Und doch erweist gerade das Unglück der „Bourgogne" die Nutzlosigkeit der vorgeschlagenen Bugform. Die „Cromartyshire" war ein Segelschiff, ganz so angethan, wie es für die „Crathie" gewünscht wurde. Und doch, trotz des großen Vorgeschirrs, traf ihr Bug noch die Seite der „Bourgogne" und beschädigte sie so erheblich, daß der Dampfer nach kurzer Zeit versank.

Um ein Beispiel von der Wucht eines solchen Zusammenstoßes zu geben, sei angeführt, daß die lebendige Kraft, welche der „Bourgogne" bei der Geschwindigkeit von 16 Seemeilen innewohnte, mit der sie beim Zusammenstoß gelaufen sein soll, sich auf 30,000 bis 32,000 Metertonnen berechnet. Das entspricht der lebendigen Kraft von sechs Panzergranaten aus den großen Krupp'schen Kanonen, welche auf unsern neuesten Linienschiffen Aufstellung finden.

Der Wucht eines solchen Stoßes vermöchte auch die Konstruktion eiserner Träger oder Gitterwerke trotz elastischer Medien nicht zu widerstehen, welche nach einem zweiten Vorschlag bei Nebelwetter vor dem Bug der Schiffe als Puffer angebracht werden sollen und die dabei leicht genug sein müßten, um ein schnelles Auslegen und Einziehen zu ermöglichen und außerdem wenig Raum beanspruchen dürften, wenn sie außer Gebrauch sind.

Es ist unrecht, wenn eine verbreitete Zeitung ihre Leser zu einer Erfindung auf diesem Gebiete anspornen will, indem sie dieselbe auch noch als kommerziell aussichtsvoll hinstellt. Wenn ihr bekannt wäre, wie häufig Behörden und Privatwerften mit „Erfindungen" auf Marinegebiet heimgesucht werden, deren Urheber dann mit enttäuschten Hoffnungen abziehen, wenn sie zur Erkenntniß der Werthlosigkeit oder der Sinnlosigkeit ihrer Erfindung gebracht worden sind, die Zeitung würde nicht den Muth zu solchem Aufruf besitzen.

Die bisher besprochenen Schutzmittel sollten an dem rammenden Schiff angebracht sein. Natürlicher erscheint es doch, wenn das gefährdete Schiff den Schutz selbst trägt.

Wollte man nun die Schiffswand mit einiger Aussicht auf Erfolg widerstandsfähig gegen Kollisionen machen, so müßte man dieselbe panzern. Natürlich ist die Ausführung eines derartigen Projekts eine wirthschaftliche Unmöglichkeit. Denn selbst wenn die Dampfergesellschaften den erforderlichen Baupreis erschwingen wollten, so würde der Betrieb derartig gebauter Schiffe doch nicht zu rentiren vermögen, da sie natürlich, dem Gewicht der Panzerung entsprechend, weniger Ladung nehmen könnten. Nun sind ja die Schnelldampfer bei den meisten Staaten für den Kriegsfall als Hülfskreuzer in Aussicht genommen, und es wird auch eine Entschädigung an die Rhederei gezahlt, wenn bei der Erbauung des Schiffes auf diesen Verwendungszweck durch Spezialeinrichtungen Rücksicht genommen wird. Es wäre daher nicht undenkbar, daß auch für die Panzerung eine Entschädigung gezahlt würde.

Indessen nach der wenig hervortretenden Rolle, welche die zahlreich aufgekauften Hülfskreuzer im spanisch-amerikanischen Krieg gespielt haben, ist es recht unwahrscheinlich, daß eine Regierung sich zu solcher Subvention entschließen möchte, zumal das Panzermaterial, welches ein Schnelldampfer brauchen müßte, fast für die Gürtel zweier wirklichen Kreuzer ausreichen würde.

Doch auch das mit ausreichend widerstandsfähiger Bordwand ausgerüstete Schiff wird einer inneren Eintheilung zur örtlichen Beschränkung auftretender Leckagen nicht entrathen können, weil es ja auch durch anderen Seeschaden als durch Kollision leck werden kann.

Das natürlichste Mittel zur Erhaltung der Schwimmfähigkeit ist und bleibt doch die Eintheilung derselben in eine Anzahl Theile, so zwar, daß einer oder mehrere davon zerstört werden können, ohne daß das Ganze versinken muß.

Unsinkbar sind auch die Holzschiffe nicht. Zwar wenn das spezifische Gewicht der Ladung leichter ist als dasjenige des Seewassers, so kann allerdings das lecke Schiff auf der Ladung schwimmen und so kommt es vor, daß Holzschiffe, die in wrackem Zustande von der Mannschaft aufgegeben werden, doch nicht untergehen, sondern als treibende Wracks eine Gefahr für die Schiffahrt bilden. Wenn die Ladung indessen nicht selbst Schwimmfähigkeit besitzt und die Pumpen das Leckwasser nicht mehr bewältigen können, sind auch die hölzernen Schiffe dem Untergang geweiht.

Sobald man eiserne Seeschiffe zu bauen anfing, war man auch darauf bedacht, die Gefahr des Sinkens infolge von Leckagen durch Einbau von Schotten abzuwenden. Schotte sind gemeinhin Trennungswände, im engeren Sinn aber die wasserdichten Wände eines Schiffes. Die Mindestzahl der Schotte in Dampfern betrug vier: das sogenannte Kollisionsschott ganz vorn, zwei Schotte zur Begrenzung des Maschinen- und Kesselraums, und bei Schraubendampfern hinten das Stopfbüchsenschott, in welchem die Stopfbüchse sitzt, durch welche die Schraubenwelle wasserdicht in das Schiff geführt wird. Mit der wachsenden Länge der Schiffe mußte auch die Zahl der Schotte zunehmen. Die Versicherungsgesellschaften, welche eingehende Vorschriften für die Stärke und Materialbeschaffenheit der Schiffe geben, die bei ihnen klassifizirt werden sollen, machten auch ihre Bedingungen für die Zahl und Stärke der Schotte. Natürlich findet die Zahl der wasserdichten Querschotte eine Grenze an der erforderlichen Größe der einzelnen Schiffsräume, die von der Größe der Maschinen- und Kesselanlage, der sachgemäßen und lukrativen Stauung der Ladung und der zweckmäßigen Anlage der Passagierräume abhängig ist. Die für die Verwendung der einzelnen Räume zweckmäßigste Eintheilung in Einklang zu bringen mit der richtigen Gewichtsvertheilung und wasserdichten Eintheilung im Schiff ist die schwierigste Aufgabe für den Konstrukteur. Welchen Anforderungen muß nun die wasserdichte Eintheilung der Schiffe entsprechen?

Von Anfang an galt und auch jetzt noch gilt es im allgemeinen als genügend, wenn die Eintheilung so getroffen ist, daß bei Leckwerden und Vollaufen einer beliebigen Abtheilung die Schwimmfähigkeit noch gewahrt bleibt. Für Frachtschiffe wird diese Bedingung sich wohl schwerlich erhöhen lassen, weil sonst die einzelnen Laderäume zu klein und das Ein- und Ausladen zu umständlich und zeitraubend werden, mithin eine Vertheuerung nicht allein des Schiffes, sondern auch des Betriebes entstände, welche die ohnehin geringe Ertragsfähigkeit der Frachtschiffe in Frage stellen würde.

Gesetzliche Bestimmungen über die wasserdichte Eintheilung aller Arten von Schiffen bestehen noch nicht. In England, wo derartige Vorschriften schon ausgearbeitet waren, hat das Handelsamt die obligatorische Einführung derselben seinerzeit abgelehnt. In der That würde eine Nation durch einseitiges Vorgehen in dieser Frage ihre Handelsflotte für den Wettbewerb unfähig machen können, während eine internationale Regelung der Sache zur Zeit noch aussichtslos ist.

Trotzdem sind in Deutschland wenigstens für die großen überseeischen Post- und Passagierdampfer schärfere Vorschriften über die Anzahl, Stellung und Stärke der wasserdichten Schotte durch die Seeberufsgenossenschaft eingeführt worden.

Mit Passagierschiffen verhält es sich auch anders, als mit Frachtschiffen, da auf ersteren eine große Zahl von Menschen vereinigt ist, welche mit der Handhabung der Rettungsmittel nicht vertraut sind. Zwar ist für Jeden ein Platz in den Booten oder auf den Rettungsflößen vorgesehen und für Jeden ein Rettungsgürtel vorhanden, so daß bei einem ordnungsmäßigen Verlassen des Schiffes alle Passagiere und Leute der Besatzung müßten geborgen werden können. Aber in der Angst und Verwirrung, welche die drohende Gefahr erzeugt (man denke nur an die Panik bei Theaterbränden), ist es in den seltensten Fällen möglich, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Kommt zu allem Unglück noch dazu, daß nicht alle Rettungsmittel zu Wasser gebracht werden können, daß Boote infolge des Seeganges kentern oder zerschlagen werden, so ist es allerdings nicht möglich, alle Menschen vom Schiff zu retten, wenn nicht ausreichende Hülfe von anderer Seite kommt.

Es ist deßhalb berechtigt, für die Passagierdampfer eine größere Sicherheit als für Frachtdampfer zu fordern. Von jeher ist auch das Bemühen in Fachkreisen auf eine Erhöhung der Sicherheit gerichtet gewesen, und jeder Unglücksfall hat neue Verbesserungen in dieser Richtung zur Folge gehabt. Zuletzt hat nun der Untergang des Schnelldampfers „Elbe" die Veranlassung gegeben zu einer erneuten Erörterung der Frage und hat die deutsche Seeberufsgenossenschaft ihre Lösung unter Beistand des Germanischen Lloyd unternommen.

Als Ideal der Sicherheit muß es angesehen werden, wenn bei vollbeladenem Schiff die Schwimmfähigkeit noch gewahrt bleibt, auch wenn zwei beliebige, nebeneinander liegende wasserdichte Abtheilungen leck und überfluthet sind.

Es sind nun die sorgfältigsten Untersuchungen und Berechnungen darüber angestellt worden, wie weit die Erfüllung dieses Ideals praktisch ausführbar ist, und in diesem Sinne sind Vorschriften ausgearbeitet worden, nach welchen sich die Zahl der Schotte und die Stellung derselben zu einander für die verschiedenen Größen und Klassen von Passagierdampfern ermitteln lassen. Die Vorschriften sehen eine stufenweise Steigerung der Anforderungen vor.

Bei den kleineren Dampfern läßt sich die Erfüllung des Ideals nicht ganz erreichen. Die größeren Dampfer dagegen erfüllen dasselbe auch unter ungünstigen Voraussetzungen, während sie bei günstiger Beladung nicht unerheblich über das Ziel hinausgehen. Je größer ein Schiff ist, desto sicherer wird dasselbe hienach sein, und in der That sind die Riesenbauten, welche in den letzten Jahren auf deutschen Werften von Stapel gingen, auch in dieser Beziehung mustergültig.

Eine für Techniker höchst interessante Abhandlung über die sehr umfangreichen Arbeiten zur Aufstellung der Vorschriften ist von dem Leiter der Arbeiten, Hrn. F. L. Middendorf, Direktor des Germanischen Lloyd, im Jahrgang 1897 der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure veröffentlicht worden.

Die Vorschriften selbst sind unter dem Titel „Vorschriften über wasserdichte Schotte für Passagierdampfer in außereuropäischer Fahrt" von der deutschen Seeberufsgenossenschaft angenommen und vom Reichsversicherungsamt genehmigt, sowie durch Bundesrathsbeschluß für den Bau von Auswandererschiffen zur Bedingung gemacht worden.

Es hat sich damit Deutschland das Verdienst erworben, zuerst die wichtige Frage nach der Sicherheit der Passagierdampfer in befriedigender Weise gelöst zu haben und gesetzgeberisch darin vorgegangen zu sein.

Bestrebungen und Fortschritte der elektrischen Beleuchtungstechnik.

Von W. Berdrow.

II.

Ein ganz anderer Weg ist es, den die nunmehr zu erwähnenden Bestrebungen zur direkten Umwandlung der Elektrizität in Lichtstrahlen verfolgen. Jeder, der die Einrichtung einer elektrischen Lampe kennt, sieht schon beim flüchtigen Verfolgen von Ursache und Wirkung, daß der Weg von der Elektrizität bis zum Lichtstrahl in diesen Vorkehrungen kein direkter ist. Die Lichtstrahlen auch der vollkommensten elektrischen Lampe sind nichts weiter als ein zufälliges Nebenprodukt der Erwärmung, welche in den Kohlefäden oder Stäben der Lampen durch eine Art elektrischer Reibung, wenn man so sagen darf, erzeugt wird. Das ist ein Fehler, der mehr oder weniger allen unsern Lichtquellen anhaftet und den die neuen elektrischen Glüh-

lampen mit den alten theilen. Selbst unsre vollkommenste Lichtquelle, die elektrische Bogenlampe, strahlt zu neun Zehntel dunkle Energiewellen in den Raum aus, und auch von dem Rest, der sich in der Wellenlänge der Lichtstrahlen bewegt, besitzt nur ein geringer Bruchtheil die dem Auge am meisten zusagende gelbe Farbe. Daß andrerseits die unmittelbare Erzeugung von Lichtstrahlen ohne begleitende Wärme nicht unmöglich ist, zeigen beispielsweise die Leuchtkäfer, die phosphoreszirenden Körper, leuchtende Steine wie Flußspath und eine Fülle ähnlicher längst beobachteter Phänomene. Auch die Technik besitzt in den Geißler'schen Röhren und ähnlichen Vorrichtungen zur Erzeugung leuchtender elektrischer Wellen im luftverdünnten Raume schon seit längerer Zeit ein Mittel, mit Hülfe der Elektrizität Licht ohne Wärme, d. h. wirkliches elektrisches Licht zu erzeugen. Unter der Bezeichnung der strahlenden Materie, der Kathodenstrahlen, des Crooks'schen, Hittorf'schen, Geißler'schen Lichtes sind diese Phänomene aller Welt bekannt geworden, und vor allem Crooks Verdienst ist es, diese Strahlen auf die verschiedenste Weise sichtbar gemacht und das Interesse für sie wachgerufen zu haben. Der Ursprung der Erscheinungen ist überall derselbe: eine Quelle hochgespannter Elektrizität, die aber keineswegs von besonders starker Intensität zu sein braucht, in der Regel eine Influenzmaschine oder ein Induktionsapparat, wird mit ein paar metallischen Knöpfen, Scheiben oder sonstigen Polen in Verbindung gesetzt und zwischen letzteren geht dann die Elektrizität in einen fortgesetzten Strom oder Strahl über, der für gewöhnlich unsichtbar ist, aber das Aussehen eines hellen Streifens oder Bandes hat, sobald er in einem stark luftverdünnten Raume austritt. Es hat stets das Aussehen, als ginge dieses Lichtband von dem negativen Pol, der Kathode des elektrischen Apparates, aus, man hat ihn schon durch meterlange Röhren geleitet, und die Untersuchung seiner Eigenschaften hat in den letzten Jahren den Gegenstand der subtilsten elektrischen Forschungen gebildet.

Das größte Aufsehen erregten die leuchtenden elektrischen Strahlen erst dann, als Tesla seine berühmten Versuche mit ihnen begann. Wie Crooks in Hittorf, so hat Tesla in Thomson seinen Vorgänger gehabt, der schon früher einen großen Theil der Experimente, die später Tesla's Namen berühmt gemacht haben, unter weniger Aufsehen erregenden Umständen zur Ausführung gebracht hat. Das größte Verdienst, welches sich Tesla um das Licht der Zukunft, dem er seine hohe physikalische Begabung vollständig widmet, erworben hat, ist die Verwendung elektrischer Ströme von ungeheuer großer Spannung und von einer fast unmeßbar schnellen Wechselzahl. Man kann Kathodenstrahlen mit einer Elektrizitätsquelle erregen, deren Strom in der Sekunde 50—100mal unterbrochen wird, und andrerseits auch solchen, die mit 1000, ja 10,000 Stromunterbrechungen in der Sekunde arbeiten. Derartige schnell unterbrochene Ströme in Verbindung mit einer elektrischen Spannung von 10,000 Volt oder mehr sind es, mit denen Tesla zuerst jene ans Wunderbare grenzenden Experimente machte, die seitdem in allen größeren physikalischen Instituten wiederholt worden sind. Die mit einer solchen Stromquelle zu erzeugenden Lichteffekte sind in der That märchenhaft. Einer Leitung scheinen solche Ströme überhaupt nicht mehr zu bedürfen, ebensowenig wie die Kathoden, von denen ihre Strahlen ausgehen, einer luftverdünnten Umgebung; sie leuchten und strahlen in freier Luft, am hellen Tage so gut wie am Abend, und die einfachsten Apparate genügen zur Erreichung der wunderbarsten Wirkungen. Die Drähte, die Kathodenkugeln, jedes Stück Metall, das mit den Polen in Berührung kommt, beginnt zu strahlen und zu flammen, als stände es in Gluth, und doch bleibt es kalt. Zwischen zwei metallischen Stäben bildet sich in der Luft ein breites, leuchtendes Band, zwischen zwei Drahtringen, die ineinander liegen, ein fußbreiter, leuchtender Ring. Jeder Metallknopf wird unter dem Einfluß der rapiden Wechselzahl eine kleine Sonne, die flammt und leuchtet, ohne zu verbrennen. Von zwei Knäufen strahlen handhohe Flammen wie Kerzen empor, blendend, wogend, aber kalt, Licht ohne Gluth. Ein feiner Draht, einer Glaskugel einverleibt, wird dieser Elektrizität ausgesetzt, er beginnt mit seinem freien Ende zu rotiren und bald scheint ein leuchtender Kegel sich im Glase zu drehen. Schließlich erfaßt Tesla selbst die Pole seines Elektrisirapparats, dessen Spannung so hoch ist, daß unter gewöhnlichen Umständen der Tod die Folge seiner Berührung sein würde. Aber hier stehen wir schon mitten im Reich der Wunder. Die Stromimpulse folgen sich viel zu rasch, um noch empfunden zu werden, wie es Töne gibt, die zu schnell vibriren, um gehört, Lichtstrahlen, die zu kurz schwingen, um gesehen zu werden. Der Experimentator macht sich selbst zum elektrischen Pol; den Apparat erfassend, nimmt er in die andere Hand eine luftleere Glasröhre; sie strahlt in weißem Lichte wie der lufterfüllte Raum in der Umgebung einer Kathode. Eine inhaltslose Kugel wird in seiner Hand zur hellen Lampe. Ja, die Strahlen bedürfen der Vermittelung des Körpers nicht, sie erregen noch aus der Ferne. Tesla macht den metallischen Plafond über sich zum Wechselpol. Die Strahlen, die davon ausgehen, sind unsichtbar, aber ein luftleeres Glasrohr, eine Kugel oder Birne ohne jeden Inhalt werden zu Leuchtkörpern, sobald sie unter diesen Plafond gerathen. Der Experimentator sucht die Gefäße mit seinem Leibe vor der Wirkung der Kathode zu schirmen, es ist vergeblich, die Strahlen gehen durch Frack und Weste, durch Haut und Leib, und die jenseits des Körpers gehaltene Lampe strahlt hell und ruhig wie zuvor.

Mit diesen Erfolgen Tesla's scheint die Frage der elektrischen Beleuchtung ohne Wärmeerzeugung gelöst, aber sie ist es nicht. Die Stromquellen des amerikanischen Technikers sind zu komplizirt, um für andere als Versuchszwecke verwendet werden zu können. Die Stromimpulse selbst, die von ihnen ausgehen, sind andrerseits gar nicht fähig, mit Hülfe von Leitungen auf weitere Entfernungen übertragen und auf eine größere Lampenzahl vertheilt zu werden. Wollte man aber für die Beleuchtung eines jeden Raums eine besondere Stromquelle aufstellen, so würden die hohen Kosten der Stromerzeugung die größere Oekonomie der Lichtquelle denn doch mehr als ausgleichen. Man ist ja nicht daran gebunden, Ströme von hoher Spannung und schnellem Wechsel auf direktem Weg durch Maschinen zu erzeugen, jener einfache und längst bekannte Apparat, das von Ruhmkorff zur höchsten Vollendung ausgebildete Induktorium, wird durch einen verhältnißmäßig schwachen und niedrig gespannten Strom, den einige galvanische Elemente liefern, gespeist und wandelt denselben nur durch die Wirkung des elektromagnetischen Hammers und der Induktion in einem dünnen, vielgewundenen Leitungsdraht in eine schnell vibrirende, hochgespannte Form der Elektrizität um. Eben diese Induktionsströme sind es, mit denen Geißler'sche Röhren und die anderen älteren Hülfsmittel des Kathodenlichts gespeist werden und sie werden mit einem hinreichend günstigen Wirkungskreis hervorgerufen, um diese Lichterzeugung sogar als eine wohlfeile erscheinen zu lassen, denn durch Messungen konnte festgestellt werden, daß das in den Hittorf'schen oder Geißler'schen Röhren erzeugte Licht im Verhältniß zur Lichteinheit kaum den dreißigsten Theil der elektrischen Energie verzehrt, die in gewöhnlichen Glühlampen verbraucht wird. Nur ist es nicht möglich, mit Hülfe gewöhnlicher Induktionsströme die Stromimpulse so ungeheuer schnell aufeinander folgen zu lassen, daß sie jene blendenden Lichteffekte hervorbringen, die wir bei den Experimenten

Tesla's bewundern, und andrerseits ist wieder das Licht, das die gewöhnlichen Induktionsströme in Geißler'schen Röhren wirklich hervorbringen, für praktische Zwecke zu schwach. Es handelte sich also darum, entweder eine Form des Kathoden-Strahlapparats zu finden, welche die vom Induktorium entsandte Elektrizität besser auszunutzen vermag als die Röhren von Hittorf und Geißler, oder aber ein neues Mittel zur Ergänzung derjenigen hohen Spannung- und Wechselzahl zu finden, die bei den Experimenten von Thomson und Tesla zu Gebot stehen muß.

Den ersten Weg scheint Edison seit längerer Zeit, bisher allerdings wohl ohne einen entscheidenden Erfolg, beschritten zu haben, auf den zweiten, mit dessen Hülfe das Problem der kalten Lichtstrahlen in jüngster Zeit von einem glücklicheren Landsmann des großen Elektrikers gelöst worden zu sein scheint, komme ich gleich ausführlicher zurück. Die Versuche Edisons laufen im wesentlichen auf eine Vervollkommnung der Geißler'schen Röhre bezüglich der in ihr eingeschlossenen leuchtenden Körper hinaus. Es ist bekannt, daß eine ganze Anzahl von Gesteinen durch den Einfluß der Kathodenstrahlen zum Phosphoreszieren gebracht werden kann, und unter diesen Körpern galt es mit Hülfe unermüdlichen Probirens denjenigen herauszufinden, der eben die ihm mitgetheilte elektrische Energie am vollkommensten in Lichtstrahlen umzusetzen vermag. Dazu ist gerade Edison, dessen Stärke das Experimentiren immer in höherem Grade war, als das analysirende und abstrahirende Verfahren der reinen Physik, das doch schon, wie oben hervorgehoben wurde, bei uns so manchen schönen Erfolg zu verzeichnen hat, der rechte Mann. Edisons Fluorescenzlampe besteht aus einem eiförmigen, nach Möglichkeit luftleer gemachten Glasbehälter, dessen eingeschmolzene Elektroden als Polenden kleine Metallblättchen tragen, von denen die Kathodenplatte unter einem günstigen Winkel geneigt ist, um ihre Strahlen gegen die Innenwände des Gefäßes zu werfen. Aeußerst sinnreich ist nun die Anordnung des fluoreszirenden Körpers selbst, der nicht in einem Stück oder in Gasform vertheilt in die Lampe hineingefügt wird, sondern in die ganze Glaswandung, in pulverförmiger Gestalt, gleich bei der Herstellung des Gefäßes eingebrannt wird. Sobald der Strom eines Induktoriums diese Lampe durchfließt, leuchten ihre Wandungen in außerordentlich hellen Strahlen und zwar im Verhältniß zur Lichtstärke — vorausgesetzt, daß den amerikanischen Nachrichten zu trauen ist — unter dem Aufwand einer zehnmal kleineren Elektrizitätsmenge, als sie in gewöhnlichen Glühlampen erfordert wird. Schwierig soll nur die Erhaltung des leuchtenden Körpers sein: der von Edison zuerst angewandte wolframsaure Kalk war an Leuchtkraft durchaus befriedigend, begann sich aber unter dem Einfluß der Kathodenstrahlen bald zu verflüchtigen und zerstörte dabei gleichzeitig das Vakuum des Lampengefäßes. Ein befriedigender Ersatz soll von Edison, technischen Blättern zufolge, schon im vergangenen Winter gefunden worden sein, indessen ist mir von der praktischen Einführung bis jetzt nichts bekannt geworden, und so wird denn auch dieser Versuch zur praktischen Einführung des Kathodenlichts gleich allen früheren einstweilen ohne Folgen geblieben sein.

Mehr Erfolg scheint ein Landsmann Edisons, Marc. F. Moore, bei seinen Versuchen gehabt zu haben, das elektrische Licht ohne Wärmestrahlen auf dem anderen oben gekennzeichneten Wege zu verwirklichen. Moore's Lampenkonstruktionen schließen sich eng an die Hülfsmittel der Tesla'schen Versuche an, während seine eigentliche Erfindung in einer Verbesserung der Hülfsmittel zur Erzeugung der auch von Tesla verwendeten hochgespannten Wechselströme besteht. Der bereits erwähnte Nachtheil dieser eigentlich nur noch aus unmeßbar kurzen elektrischen Oscillationen bestehenden Form des galvanischen Stroms: seine Neigung, die Fortleitung durch metallische Drähte zu verschmähen und sich gleich dem Lichte, ja noch durchdringender als dieses, durch den lufterfüllten oder luftleeren Raum zu verbreiten, wird sich auch in Zukunft kaum beseitigen lassen. Das Ziel der Moore'schen Beleuchtung ist es also, von der Uebertragung dieser hochgespannten Wechselströme, an der auch Tesla's Versuche bisher gescheitert sind, ganz abzusehen und in jedem Raume, ja für jeden Leuchtkörper womöglich, die elektrische Energie an Ort und Stelle zu erzeugen. Als primäre Stromquelle für die Moore'sche Beleuchtung scheint jeder elektrische Strom eines städtischen Leitungsnetzes, sei es für Licht oder Kraftvertheilung, geeignet zu sein; das Mittel, diesen niedrig gespannten und ununterbrochen fließenden Strom in die geeignete Form zur Erzeugung des Kathodenlichtes umzuwandeln, ist der von Moore zu einer wunderbaren Vollkommenheit gebrachte Neef'sche Hammer der gewöhnlichen Induktionsapparate. Durch ein ganz einfaches Mittel, die Anordnung der schwingenden Theile des Neef'schen Unterbrechers im luftleeren Raume, erzielt Moore eine so große Beschleunigung der Schwingungen dieses kleinen Apparats, daß der elektrische Strom bis zu 60,000mal in der Minute unterbrochen werden kann. Ob nun lediglich durch diese Schnelligkeit der Stromunterbrechungen, ob gleichzeitig durch eine eben diesen Oscillationen zu verdankende Induktion ganz neuer elektrischer Wellen, jedenfalls werden durch den Moore'schen Vibrator die Wirkungen der primären Stromquellen auf eine wunderbare Weise verändert. Der Strom des Vibrators erzeugt in luftverdünnten Räumen das sehr helle, gleichmäßige und von keinen Wärmestrahlen begleitete Licht der Tesla'schen Versuche, ohne daß in die betreffenden Glasröhren überhaupt noch Elektroden eingeschmolzen werden; Moore läßt vielmehr die zur Verbindung zwischen Vibrator und Lampe dienenden Metallringe einfach auf die Außenseite der leuchtenden Glasröhren kitten, da die von seinem Vibrator induzirten elektrischen Wellen auch das Glas ohne weiteres durchdringen. Die einfachste und für Innen- wie Straßenbeleuchtung verwendbare Lampe des Moore'schen Systems besteht lediglich aus einer luftentleerten Glasröhre von der Stärke eines Handgelenks und ungefähr $2^1/_2$ m Länge, die unter dem Einfluß der elektrischen Entladungen ihrer ganzen Ausdehnung nach ein gleichmäßiges helles und dem Tageslicht sowohl an optischer wie an chemischer Wirkung sehr ähnliches Licht ausstrahlt. Einige solche Röhren sollen zur Beleuchtung eines sehr großen Raumes hinreichen und dabei verbraucht jede einzelne nicht mehr Elektrizität als etwa eine 16 kerzige Glühlampe. Zur Straßenbeleuchtung glaubt Moore diese Röhren durch Vermittlung seines Vibrators unmittelbar mit den Luftleitungen der elektrischen Straßenbahnen verbinden zu können. Im April des vorigen Jahres schon konnte er zur ersten öffentlichen Vorführung seines neuen Beleuchtungssystems schreiten, indem er durch 27 seiner Lampen die große Lesehalle des Americain Institut of electrical Engineers in New-York beleuchtete. Die Röhren wurden wagrecht unter der Decke des Saales aufgehängt und erfüllten den ganzen Raum mit einer sanften Beleuchtung von dem Charakter gedämpften Tageslichtes. Einen Beweis von dem großen Reichthum dieses Lichtes an den chemisch-wirksamen, auch im Tageslicht hauptsächlich vertretenen Strahlen liefert beiläufig auch die Leichtigkeit, mit welcher man bei Moore'scher Beleuchtung photographiren kann; 30 Sekunden Expositionszeit sollen in einem mäßig erhellten Raume genügen, um eine gute Aufnahme zustande zu bringen. Es ist nicht zu erwarten, daß die Moore'sche Methode der Kathodenbeleuchtung schon das vollkommenste ihrer Art sei. Von zahlreichen Physikern und Technikern werden die Versuche des Amerikaners aufgenommen und weiter verfolgt werden, um vielleicht bald

der Ausgangspunkt einer neuen und vollständigen Umwälzung auf dem Gebiete der Beleuchtung zu werden. Jedenfalls aber zeugen Moore's Erfolge im Verein mit den früher angeführten zahlreichen Verbesserungen auf dem Felde des elektrischen Lichtes dafür, daß auf diesem Gebiete augenblicklich wieder mehr als je gearbeitet und geleistet wird, und daß keine Erfindung dieser Art sicher sein kann, nicht binnen kurzem durch eine andere und bedeutendere überflügelt zu werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

Pädagogik der Schulreise. Festgabe zur Enthüllung des Stoy-Denkmals, dargebracht von der Stoy'schen Erziehungsanstalt und überreicht von ihrem Direktor, Dr. Heinrich Stoy. Mit einer Karte, 65 Abbildungen im Texte und einem vollständigen Register. Leipzig 1898. VI. 332 S. gr. 8°. Pr. 8, resp. 9 M. — Die neuere Pädagogik hat der Schülerwanderung, welche gleichmäßig der Erfrischung des Körpers und Gemüths, wie auch der Bildung des Geistes dienen soll, schon seit längerer Zeit Aufmerksamkeit zugewendet; in Aufsätzen und Programmabhandlungen hat man sich mit dem Nutzen dieses — in seinen Anfängen wohl auf die philanthropinistische Periode zurückzuführenden — Erziehungsmittels beschäftigt, und in einer lesenswerthen Schrift von Beyer wird auch systematisch dessen Nutzen erörtert. Noch nicht leicht aber sind die eigentlichen Schulreisen, die sich über ein großes Gebiet erstrecken, so umfassend gepflegt worden, wie von Seiten des Stoy'schen Instituts in Jena, welches, wie an diesem Orte unlängst ausgeführt ward, soeben seinen Begründer durch ein an der Stätte seines dereinstigen Wirkens errichtetes Denkmal gefeiert hat. Der Sohn Volkmar Stoy's, der zeitige Direktor der Anstalt, schildert uns nun in vorliegendem Werke, das den Titelworten zufolge selbst als eine Erinnerung an jene Festtage betrachtet sein will, die Einrichtung, welche er den von Lehrern und Schülern gemeinsam unternommenen Reisen gegeben hat. Ein Mann von selten praktischem Wesen, und dabei doch voll idealen Strebens, war er in der That auch gewissermaßen berufen, die großen Schwierigkeiten zu überwinden, mit denen ein solches Unternehmen zu rechnen hat, und die zahlreichen Fingerzeige, welche er gibt, werden von Schulvorständen, welche in gleichem Sinne vorzugehen beabsichtigen, wohl zu beherzigen sein. Man stelle sich nur vor, wie leicht durch einen Unfall, ja selbst nur durch einen geringfügigen körperlichen Unfall, durch mangelhafte Ernährung, durch Unbrauchbarwerden von Kleidung oder Schuhwerk und durch hundert kleine Zufälle das Behagen an der Tour und deren ganzer Erfolg in Frage gestellt werden kann! Aber bei richtiger Vorbereitung läßt sich, wie der Leser erfährt, dem allen ausweichen und ein Ergebniß erzielen, welches für sämmtliche Theilnehmer gewiß von den besten Folgen begleitet ist. — Ein Dutzend Zöglinge und darüber bildet mit zwei Anstaltslehrern, deren einer der Direktor womöglich selbst ist, eine Reisegesellschaft; aus ersteren sind die „Helfer“ genommen, denen die Ueberwachung einer „Kameradschaft“ anvertraut ist, und welche die oberen Respektspersonen in ihrem Amte zu unterstützen haben. Schon ein paar Wochen vor Aufbruch wird die ausersehene Gegend geographisch, geschichtlich, volkskundlich studirt, um die Reise mit Gewinn machen zu können, und auch auf dieser selbst wird jede gute Gelegenheit wahrgenommen, um die jungen Landfahrer zum Aufmerken, zum Oeffnen der Augen, zur Erweckung von Reminiscenzen anzuhalten; indessen geschieht dies ohne jede Aufdringlichkeit, vielmehr gewinnt man den Eindruck, daß die in der Fremde besonders wichtige materielle Seite des Daseins niemals zu kurz kommt, und auch das mitgenommene Liederbuch hilft über Stunden der Müdigkeit und des Eingeregnetseins hinweg. Die Reisebeschreibungen — Thüringen, Erzgebirge mit Dresden, München-Oberammergau mit nachfolgenden Bergbesteigungen und Gletscherstudien in den Tauern — sind theils vom Direktor selbst, theils von seinen Mitarbeitern Dr. Kluge, Dr. Leidolph und Dr. Noack redigirt und äußerst lesenswerth; wir erinnern nur an die haushälterisch-umsichtige Besichtigung hauptstädtischer Kunstschätze. Den Geographen wird es freuen, zu sehen, wie sein Handwerkszeug — Spezialkarte, Aneroid, Klinometer, Panoramenzeichnung — ausgiebigst verwerthet wird. Nur deßhalb, weil wir wünschen, daß gerade recht viele Lehrer der Erdkunde von einem so trefflichen Rathgeber Nutzen ziehen möchten, wollen wir auch von unsrer Rezensentenpflicht einen etwas kleinlichen Gebrauch und auf ein paar geographische oder geschichtliche Versehen aufmerksam machen, welche S. 196, Z. 8 v. o., S. 246, Z. 19 v. u. und S. 259, Z. 5 v. u. in dem — auch äußerlich sehr hübsch und zweckentsprechend ausgestatteten — Buche uns aufgefallen sind. S. Günther.

-rt- **Behufs Auffindung und Beobachtung von veränderlichen Sternen** mit kurzer Periode des Lichtwechsels wird von dem unermüdlichen Direktor der Harvard-Sternwarte in Cambridge bei Boston, Prof. Edward C. Pickering, ein einfaches Verfahren in Vorschlag gebracht. Er richtete abends ein parallaktisch montirtes, photographisches Fernrohr mit anastigmatischer Objektivlinse (Oeffnung 2.6 cm) auf eine bestimmte Stelle des Himmels. Dann wurde das Uhrwerk des parallaktischen Stativs in Bewegung gesetzt, so daß das Fernrohr der täglichen Bewegung der Sterne nahezu folgte. In Intervallen von je einer Stunde wurde dann eine photographische Platte jedesmal 10 Minuten lang exponirt, und da das Fernrohr der täglichen Bewegung der Sterne gegenüber etwas zurückblieb, wurde von allen Sternen, die in seinem Gesichtsfeld standen, eine Reihe von aufeinanderfolgenden, in einer geraden Linie nebeneinander stehenden Bildern (im ganzen acht) gewonnen. Bei Sternen, welche konstante Helligkeit besitzen, sind die erhaltenen Sternscheibchen je unter sich gleich groß und gleich intensiv, bei einem veränderlichen Stern mit kurz periodischem Lichtwechsel (U Cephei) dagegen ist auf dem Photogramm die rasche Abnahme und Wiederzunahme der Helligkeit vortrefflich sichtbar: gegen die Mitte zu werden die Scheibchen äußerst schwach und sind kaum mehr wahrzunehmen, um am Schluß wieder die ursprüngliche Größe und Intensität zu erlangen; es fiel demnach ein Lichtminimum auf die Mitte der Beobachtungsdauer. Da die von Prof. Pickering benutzte Platte eine Fläche von nahezu 33 Quadratgrad am Himmel bedeckte, ist es möglich, mit etwa 40 solcher Aufnahmen den ganzen Himmel, vom Nord- bis zum Südpol, auf das Vorkommen von kurzperiodischen Veränderlichen zu durchforschen.

B. W. C. **Ueber das rasche Fortschreiten der sibirischen Eisenbahnen** bringt die letzte Nummer der Monatsschrift „Ostasien“ einen bemerkenswerthen Bericht. Der Verkehr, welcher in den letzten Monaten bis Tulunowskaja, 520 Werst hinter Kansk über Nischni-Udinsk hinausreichte, wurde im August um eine bedeutende Strecke erweitert. Diese Strecke, die auf der alten Poststraße 144 Werst beträgt, führt von Tulunowskaja bis Siminskaja an der Oka, einem Nebenflusse der Angora, und wurde bereits für den Personen- und Güterverkehr eröffnet. Die Entfernung nach der Stadt Irkutsk beträgt demnach nur noch 224 Werst, die man bei sehr günstiger Fahrt mit einem Tarantaß, dem bekannten russischen Reisegefährt, in 24 Stunden zurücklegen kann. Da auch bereits die Schienen zwischen Siminskaja und Irkutsk gelegt sein sollen, dürfte wohl noch vor Eintritt des Winters der erste fahrplanmäßige Zug in Irkutsk eintreffen, womit dann die mittelsibirische Linie (vom Ob bis Irkutsk) fertiggestellt sein wird.

> **Kopenhagen,** 31. Aug. „Finsens medizinisches Lichtinstitut in Kopenhagen“ veröffentlichte gestern seinen ersten Jahresbericht, der den Zeitraum von der Gründung des Instituts im August 1896 bis zum Januar 1898 umfaßt und der in erfreulichster Weise für das Interesse und die Opferwilligkeit, mit der man hier die Sache anfaßt, sowie auch von den Erfolgen, die Professor Finsen mit seiner Methode erzielte, zeugt. Vor nicht langer Zeit brachte die Beilage der Allgemeinen Zeitung (Nr. 79 d. J.) einen eingehenden Artikel über Professor Dr. med. Niels R. Finsens Aufsehen erregende Entdeckung von der Heilung bakterieller Hautkrankheiten und speziell des Lupus vulgaris durch konzentrirte chemische Strahlen, sowie über die Entstehung und Wirksamkeit des wissenschaftlichen Instituts, das seinen Namen trägt;

ich darf mich also heute kurz fassen. Das Institut, das seine Wirksamkeit unter Leitung Dr. Finsens mit einem einzigen Assistenten begann, ist seitdem in stetiger fortschreitender Entwicklung begriffen; Neubauten haben seinen räumlichen Umfang vervierfacht, und unter Professor Finsen arbeiteten am 1. Jan. 1898 fünf Aerzte, elf Assistenten, ein Physiker, ein Elektriker und das untergeordnete Personal. Die Aufgabe des Instituts ist in erster Reihe eine rein wissenschaftliche, und das größte Interesse knüpft sich an die Arbeiten und Experimente, die in seinem Laboratorium vorgenommen werden und die Untersuchungen über die Absorption von Wärmestrahlen und chemischen Strahlen in verschiedenen festen und flüssigen Medien und Farbenauflösungen umfassen, ferner Untersuchungen über die Wirkung der verschiedenen Spektralgebiete auf Bakterien, vergleichende Untersuchungen über die Widerstandsfähigkeit gegen das Licht bei den verschiedenen Bakterienarten, Untersuchungen über die Wirkung des Lichts auf Schwämme, auf die Haut, auf die Kohlensäureaussonderung bei Fröschen, über das Eindringen der chemischen Strahlen in die Gewebe u. s. w. Im Laboratorium wird außerdem ununterbrochen an der Verbesserung der Finsen'schen Lichtsammelapparate, Lampen und sonstigen zur Lichtbehandlung nöthigen Instrumente und Apparate gearbeitet. Hand in Hand mit der wissenschaftlichen Forderung geht die praktische Behandlung von Kranken in der Klinik des Instituts. In dem obengenannten Zeitraum wurden im Institut 88 Lupuskranke behandelt, davon 81 mit Lupus vulgaris und 7 mit Lupus erythematosus. Am 1. Januar waren 34 als geheilt entlassen worden, 6 hatten die Behandlung aus verschiedenen Gründen, Krankheit, Tod 2c., unterbrochen, 48 waren mit Aussicht auf völlige Heilung noch unter Behandlung. In fast allen Fällen hatte die Krankheit ihren Sitz im Gesicht; die Hälfte der Fälle war bis zu 10 Jahren alt, die übrigen Kranken hatten 10 bis 40 Jahre lang daran gelitten. So konstant erwies sich Professor Finsens Methode bei Lupus vulgaris, daß refraktäre Fälle zu Zweifel an der Diagnose Lupus berechtigen. In demselben Zeitraum wurden versuchsweise 24 an anderen Hautkrankheiten leidende Patienten behandelt: Psoriasis, Acne, Ephitheliom, Sarkom, Eczem, Impetigo, Favus, Tinea trychophytinna, Ulcus tuberculosum, Alopecia und Alopecia areata. Ueber die hier gewonnenen Resultate wünscht Prof. Finsen sich indessen erst später auszusprechen, doch erwähnt er einige Fälle von Ephitheliom, die mit ganz ausgezeichneter Wirkung belichtet wurden. Die im Institut behandelten Kranken waren natürlich zum größten Theil Dänen, indessen waren doch auch Deutsche, Oesterreicher, Russen und Finnen hieher gekommen, um Heilung von ihrem entsetzlichen Leiden zu finden, und wir, die wir in den letzten Jahren die Schaar der Unglücklichen auf ihrem Weg zum Institut oft beobachteten, verstehen und fühlen mit ihnen die Dankbarkeit und Bewunderung, die sie für den jungen dänischen Gelehrten hegen, der ihnen die Möglichkeit der völligen und schmerzlosen Heilung von der häßlichsten Krankheit gab. Neben Prof. Finsen, dem natürlich in erster Reihe zu danken ist, verdienen indessen auch die Männer Fabrikbesitzer Jörgensen und Hagemann, Bürgermeister Borup u. A. Dank, die in hochherzigster Weise alle pekuniären und sonstigen Schwierigkeiten aus dem Wege räumten, so daß die segensreiche Wirksamkeit des Instituts durch äußere Gründe nicht behindert wurde. Seit dem 1. April 1897 genießt das Institut einen jährlichen Staatszuschuß von 20,000 Kronen; wenn es trotzdem und trotz der bedeutenden privaten Zuschüsse mit recht großem Defizit arbeitet, so liegt das daran, daß man in Bezug auf die Bezahlung für die recht kostbare Behandlung so entgegenkommend wie nur möglich ist — die Aufgabe des Instituts ist ja, wie nicht vergessen werden darf, in erster Reihe eine rein wissenschaftliche — und von den 88 Patienten des Jahres bezahlten nur 19 den vollen Kurpreis, 56 wurden für den halben Preis, 13 endlich ganz umsonst behandelt. Am Schlusse seines Berichts berührt Professor Finsen in einigen allgemein interessanten Bemerkungen die Art der Krankheit und die unglückliche soziale Stellung dieser Kranken. Fast immer, schreibt er, greift die Krankheit das Gesicht an, sie beginnt mit einem kleinen rothen Flecken, der nach und nach, aller Behandlung zum Trotz, größer wird, Wunden und Krusten hervorruft und vollständig große Theile des Gesichts, besonders der Nase, fortfressen kann. Die Krankheit schreitet bald langsam, bald schneller fort, ihre Dauer ist in der Regel das ganze Leben. Und das, daß die Krankheit das Gesicht angreift und entstellt, ist in Wirklichkeit das schlimmste an ihr; das körperliche Ungemach, das sie mit sich bringt, kann schlimm genug sein, aber das geistige ist doch viel, viel schlimmer. Das Gesicht kann man nicht verbergen, alle sehen die Krankheit, lassen sich davon abschrecken und wollen mit dem Betreffenden nichts zu thun haben. Das ist die stete Klage, der größte Kummer jener Menschen. Zu dieser psychischen Bedeutung der Krankheit kommt dann ihre soziale und ökonomische; denn es ist sehr schwierig und oft ganz unmöglich, für diese Menschen irgendwelche Arbeit oder Stellung zu bekommen, und wenn auch ihr Körper stark und ihr Geist klar ist, so sind sie oft, sehr gegen ihren Willen, gezwungen, der Gesellschaft zur Last zu liegen. Hier liegt, glaube ich, eine Aufgabe für wohlthätige Institutionen; die Zahl der Unglücklichen ist so groß, daß das Lichtinstitut, gezwungen durch die immer noch beschränkten Raumverhältnisse, sich leider bei weitem nicht Aller annehmen kann. — Die Scheu, die man vor unseren Patienten hegt und die ganz unbegründete Furcht vor Ansteckung hat es ihnen schwer, oft unmöglich gemacht, hier in der Stadt Wohnung zu finden, und einer geheilten Lupuspatientin gegenüber, die ihren früheren Leidensgefährten helfen und ein Pensionat für sie gründen wollte, gab diese Furcht sich in einer an mittelalterliche Zustände erinnernden höchst unsympathischen Weise kund. Ueberall, wo sie Wohnung miethen wollte, gerieth das Haus, ja die ganze Straße in Aufruhr, sogar als Fabrikant Jörgensen, der unermüdliche Wohlthäter des Instituts, ein Haus kaufte und es ihr überließ, ruhte man nicht eher, als bis der Kauf rückgängig gemacht worden war. Glücklicherweise fand sich ein einsam gelegenes, zum Abbruch bestimmtes Haus, worin die armen Menschen endlich Ruhe fanden. Und dabei ist die Ansteckungsfurcht ganz unvernünftig, da die Krankheit als nicht ansteckend betrachtet werden kann. Allerdings wird sie durch den Tuberkelbazillus verursacht, so daß sich rein theoretisch die Möglichkeit der Ansteckung nicht leugnen läßt, aber in der Praxis ist ein Fall von Ansteckung kaum bekannt, und als ein recht überzeugendes Beispiel von ihrer geringen Ansteckungsfähigkeit sei erwähnt, daß selbst in Familien mit vielen Kindern die anderen Kinder von dem einen behafteten nicht angesteckt werden. — Soweit der Bericht, der indessen, wie gesagt, nur bis zum Anfang 1898 geht. In den verflossenen 8 Monaten hat die Entwicklung des Instituts reißende Fortschritte gemacht und Professor Finsens Methode — streng wissenschaftlich begründet und auf tiefgehende Studien basirt, wie sie ist — hat sich glänzend bewährt. Daß man sich auch im Ausland für die Entdeckung des genialen dänischen Gelehrten interessirt, beweisen die zahlreichen Besuche fremder hervorragender Spezialisten im Institut; u. A. hat der bekannte englische Spezialist in Hautkrankheiten, Dr. Malcolm Morris in London, die Einführung der Methode in England beschlossen, sein Amanuensis studirt sie zur Zeit hier in Kopenhagen.

* **Leipzig.** Für den vor einiger Zeit verstorbenen außerordentlichen Professor Dr. Oskar Paul übernimmt vom Beginn des kommenden Halbjahrs an der Universitätsmusikdirektor Professor Dr. Hermann Kretzschmar die Vorlesungen über Musikgeschichte und über Aesthetik der Musik an der Universität Leipzig.

* **Wien.** An Stelle des bisherigen Professors der klassischen Archäologie an der hiesigen Universität, Hofrath Dr. Benndorf, der infolge seiner Ernennung zum Direktor des neu errichteten Oesterreichischen archäologischen Instituts aus dem Lehrkörper der philosophischen Fakultät ausgeschieden ist, wurde der Professor der klassischen Archäologie an der Innsbrucker Universität, Dr. Emil Reisch, nach Wien berufen.

n. „Annina", römische Erzählung von Paul Heyse, ist eben in italienischer Sprache, von Gustavo Strafforello übersetzt, in der „Illustrazione Popolare" (Mailand) erschienen.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 7. September. Nummer 201.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein Diplomatenkunststück aus der Zeit des Füssener Friedens 1745.

Von Mathieu Schwann.

I.

Die Persönlichkeit des Reichsgrafen Friedrich Heinrich v. Seckendorf ist in der Geschichte viel umstritten. Auf ihr lastet der Verdacht, den Friedrich II. in der Histoire de mon temps offen ausspricht, der Generalfeldmarschall sei vom Wiener Hofe bestochen worden; die Franzosen hielten seit dem Jahre 1743 an diesem Verdacht fest, und Valory, der französische Gesandte in Berlin, meinte, Seckendorf entweder für einen Verräther oder einen Ignoranten halten zu dürfen.¹) Nun, an Ignoranz ist nicht zu denken bei diesem Manne, und an Verrätherei nicht in dem gewöhnlichen Sinne, den man damit verbindet. Aber an Schlauheit und an die fast ausschließliche Sucht nach eigenem Vortheil darf man bei Seckendorf nicht nur denken, sondern man kann sie schlagend beweisen.

Am 20. Januar 1745 starb Kaiser Karl VII. Wenige Tage vorher war der Freiherr v. Raab in geheimer Sendung nach Bamberg abgegangen, um durch Vermittlung des Fürstbischofs vielleicht zu einem Verständniß mit dem Wiener Hofe zu gelangen. Seckendorf hatte den Kaiser nach Bayern zurückgeführt, er hatte die Armee kurz vor Weihnachten in die Winterquartiere gebracht und war dann um seinen Abschied eingekommen. Von München begab er sich nach Augsburg und von hier aus schrieb er am 22. Januar an den jungen Kurfürsten Max Joseph, er habe bereits seit der Beendigung der vorigen Campagne gehofft, baldigst mit völliger Ablegung des Kommandos begnadigt zu werden. Jetzt sei der Kaiser, sein Herr, gestorben, und es erledigten sich somit von selbst die Verpflichtungen, welche er ihm gegenüber gehabt habe. Sein Verhalten sei dem identisch, wie er es im Jahre 1740 bei dem Tode Kaiser Karls VI. gemacht. Damals habe er alle Aemter, welche er in österreichischem Dienste gehabt habe, niedergelegt, da ihm seine Stellung als Kommandant der Reichsfestung Philippsburg nicht erlaube, einem andern, als einem Kaiser zu dienen. Er hoffe, daß, wie damals Oesterreich, so jetzt Bayern die Gehälter der kaiserlichen Beamten in Philippsburg bis zur Neuwahl eines Kaisers fortlaufen lasse. Dann erinnert der Feldmarschall noch an die Kosten, die ihm sein Regiment verursacht habe.

¹) *Pajol:* Les guerres sous Louis XV. (Paris 1883. II. 457. — b) Dieses Schreiben ist im Gräflich-Törring'schen Hausarchiv Kasten XV., Lade 9, erste vordere Reihe, zu finden. Feldmarschall Graf Ignaz v. Törring bewahrte uns die Abdankungsursache seines energischsten Gegners, des Grafen Seckendorf, auf.

Damit haben wir den ganzen Seckendorf: er denkt und sorgt für sich. An seine wirkliche Abdankung glaubte man vielfach nicht. Schon vier Tage später, am 26. Januar, schrieb der preußische Gesandte in München, Klinggräffen, seinem Könige, er habe Seckendorf in Verdacht, daß er den Unterhändler spielen wolle, und er wisse nicht, ob der Marschall durchaus redlich handle?¹)

Kaum einen Monat brauchte Seckendorf, um den Vizekanzler, Baron Praidlohn in München, dahin zu bringen, ihm über alles, was am Hofe vorging, Mittheilung zu machen. Von Augsburg aus dirigirte er nun die bayerische Politik. Er diente mit Nachrichten von überallher, und dafür empfing er wieder die Mittheilungen, daß die Höfe von Mainz, Köln, Dresden am Werke seien, einen Frieden zwischen Bayern und Maria Theresia zu vermitteln. Seckendorf dachte zunächst selbst an eine Vermittlung durch den sächsischen Hof, aber er erfuhr auch, daß Praidlohn eine direkte Verständigung mit dem Wiener Hofe vortheilhafter schien, zumal wenn die kleinen Differenzen zwischen Sachsen und Oesterreich eine weitere Trennung der beiden Höfe herbeiführen würden.

Seckendorf wollte den Frieden für Bayern. Aber er selbst mußte den Frieden machen, er mußte bei Bayern seinen Kredit behalten und einen neuen anderswo gewinnen. Deßhalb mußte Graf Törring beiseite geschoben werden, der von Frieden nichts wissen wollte; deßhalb empfahl er den Fürsten von Fürstenberg, weil er ihn für ein williges Werkzeug in seiner Hand erkannte; deßhalb mußte Baron v. Wetzel in Sachsen übergangen werden, damit Preußen kein Mißtrauen schöpfe. In Wien direkt anzukommen, daran dachte Seckendorf noch nicht, weil er wußte, wie sehr man ihm dort mißtraute. So wählte er den Weg über Sachsen, der ihm nicht nur zugänglich war, sondern den er auch um so lieber betrat, als er den Reichsfeldmarschall allem Anschein nach dem neu aufgehenden Kaisergestirn entgegenführte. Das war bis Mitte Februar. Da aber verdunkelten sich die Aussichten Sachsens auf die Kaiserkrone schon. Seckendorf wußte, daß eine Anzahl der Kurfürsten für Franz von Lothringen, den Gemahl Maria Theresia's stimmen würden. Die noch unentschlossenen Stimmen waren Brandenburg, Kurpfalz, Bayern. Die böhmische Stimme hatte Oesterreich, wie Seckendorf erfuhr, dem Kurfürsten von Sachsen versprochen, aber im übrigen wollte man in Wien die Wahl des Lothringers betreiben. Dazu hatte man nahezu sicher die drei geistlichen Kurstimmen und Hannover. Eine Stimme noch, und man hatte die Mehrheit. Für Sachsen war einstweilen nur die böhmische Stimme sicher. Mit der Aussicht auf die sächsische Stimme versuchte man von Dresden aus die Zusage der bayerischen zu gewinnen, der vielleicht Kurpfalz gefolgt wäre. Von Berlin aus „cajolirte“ man auffallend den König von Polen, aber Brandenburg konnte einen sächsischen Kaiser nur dann gebrauchen, wenn dieser Preußen freundlich gesinnt war. So war die Lage, wie Seckendorf

¹) Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen. IV. 36. f.

sie sah. Der Friede mit Bayern und Kurpfalz gewann also für Oesterreich eine erhöhte Bedeutung durch die bevorstehende Kaiserwahl.

Seckendorf sah ebenso die Neigung des Münchener Hofes zu direktem Vergleich mit Oesterreich. Und nun, um den 20. Februar, erwartete man in München die Ankunft des sächsischen Gesandten, Grafen Looß. Er kam von Wien. Wenn er positive Vorschläge mitbrachte, war die Vermittlung Seckendorfs ausgeschlossen. Von hier drohte ein Schlag, der Niemand treffen konnte als Seckendorf. Und so sprang dieser vor und parirte. Der alte Diplomat hatte sich vorgesehen, und gerade noch zur rechten Zeit glückte ihm das Abenteuer, das er inscenirt hatte.

Am 20. Februar, so berichtete Seckendorf an Praidlohn,[1]) habe sich bei ihm „ein redlicher, Treue, Glauben und die Wohlfahrt des Vaterlandes wahrhaftig zu Herzen nehmender und in ansehnlichen Chargen stehender Mann" eingefunden, den „zu seiner großen Verwunderung der Wiener Hof chargiret, durch ihn (den Feldmarschall) auf eine geheime und mit Ausschließung aller Mittelspersonen zu haltenden Unterredung und darauf sich gründenden Aussöhnung zwischen beiden höchsten Höfen anzutragen." „Von Seiten Wiens will man einen mit genugsam zureichender und auf eine reelle Satisfaktion instruirten Minister ad locum tertium insgeheim absenden, sofern Ihre Kurfürstliche Durchlaucht von Bayern sich mit dem Wiener Hof ernstlich zu vergleichen und auch deren höchsten Orts auf gleiche Art Jemanden accreditiren wolle. Da nun weyland Ihro Kaiserliche Majestät vielfältig gegen mich erwähnten, daß dieses das einzige Mittel zu einem erwünschten und baldigen Vergleich zu kommen, so wünsche von Grund meines Herzens, daß Ihro Kurfürstliche Durchlaucht sich diesen von Gott kommenden Vorschlag gefallen lassen, und damit ich das weitere und mehrere hierin anhanden geben kann, so gehet mein gehorsamstes Bitten dahin, mir den 23. früh einen vertrauten Minister nach Adelshausen in das Schloß des Herrn Grafen M. zu schicken, mit dem das weitere in dieser wichtigen Sache abreden kann." Man dinge sich von beiden Seiten gegen die Allürten das größte Geheimniß aus, und solle es beiden Seiten freistehen, sofern die Verhandlung sich zerschlüge, das Vorgefallene öffentlich zu desavouiren. „Hat dieser zur Wohlfahrt des Vaterlands, vornehmlich zu Ihro Kurfürstlichen Durchlaucht Patrimonial-Landes-Rettung durch göttliche Providenz sich ereignender Vorschlag statt, so muß unterthänigst bitten, den eigensten Minister nach Adelshausen zu schicken, welcher zu dieser Handlung soll bevollmächtigt werden." Der Wiener Hof schreibe bei der Wahl des Bevollmächtigten nichts vor, doch bitte man sich aus, den Feldmarschall v. Törring aus ihm unbekannten Ursachen dazu nicht zu nehmen. Sein eigener Wunsch gehe auf den Fürsten v. Fürstenberg. „Fänden alsdann Ihro Kurfürstliche Durchlaucht nöthig, daß ich vor meine Person etwas Heilsames zur Erreichung Dero höchsten Absichten beitragen möchte, so halte mich alsdann so lang hier auf, als es gnädigst wird befohlen werden." Der betreffende Mann habe ihm nur 3 Tage Zeit zugestanden, um ihn wieder mit „Ja" oder „Nein" abzufertigen. Daß es dem Wiener Hofe ernst sei, könne man daraus ersehen, daß der kommandirende General in Bayern Befehl erhalten habe, während der Zeit, da man die Resolution Bayerns erwarte, gegen die Residenzstadt München und vermuthlich auch gegen Bayern nichts zu unternehmen. Er erwarte bis morgen Nachts den Expressen zurück, damit er sich allenfalls den 23. vormittags gegen 11 Uhr in Adelshausen einfinden könne, obschon er mit einem beschwerlichen Katarrh behaftet sei.

[1]) Bayerisches Geheimes Staatsarchiv (B. g. St.-A.). „Füssener Friedens-Acta." Tom. I. Nr. 13. Augsburg, den 21. Februar.

Törring zurück — Fürstenberg vor! Den Wunsch des Feldmarschalls kennen wir schon.

Dann sollte der Kurfürst ihm, der doch seine Dienste quittirt hatte, direkten Befehl geben, für Bayern zu arbeiten. Seckendorf wollte einen amtlichen Auftrag. Dachte er dabei nicht an seinen Vortheil?

Die erste Aufforderung zu direkter Verhandlung ging vom Wiener Hof aus. Einstweilen sei daran festgehalten, bis die weitere Darstellung ergibt, wie der Wiener Hof zu dieser Aufforderung kam.

Am 22. Februar schrieb Praidlohn nach Augsburg,[1]) daß er den Inhalt des Seckendorf'schen Schreibens dem Kurfürsten, der Kaiserin und dem Grafen Preysing mitgetheilt habe. Praidlohn war voller Freude und die gleiche Gesinnung erfüllte die Kaiserin und den Kurfürsten. Der Fürst v. Fürstenberg sollte nach Augsburg gehen, wo er am Abend des 23. Februar frühzeitig eintreffen würde. Der Vizekanzler wünschte einen glücklichen Schluß der Verhandlung, wich aber dem definitiven Engagement Seckendorfs mit seiner Wendung aus.[2]) Fürstenberg habe noch mit keiner Instruktion versehen werden können, weil man das Anerbieten des Wiener Hofes nicht kenne, jedoch könne er mit seinem fürstlichen Worte das ernstliche Verlangen des Kurfürsten nach einem dauerhaften und billigen ewigen Frieden bezeugen.

Deutlicher tritt Seckendorfs Streben aus einem Schreiben hervor, das nach München die Antwort auf Praidlohns Erlaß vom 18. Februar brachte.[3]) Er bliebe bei seiner Meinung, daß nichts als ein schleuniger, raisonnabler Friede den Kurfürsten und seine Lande retten könne. Es möge wohl begründet sein, daß der Dresdener Hof sehr gebundene Hände habe, aber umsomehr erkenne er es für eine Schickung Gottes, daß der Wiener Hof so gute Gelegenheit biete, mit Ehren aus diesen betrübten Umständen herauszukommen. Sicherlich nehme man es in Wien ernstlich, und die Bedingungen würden jedenfalls besser sein, als wenn in Hanau der Friede zustande gekommen wäre. In Berlin suche man den Frieden, und die letzten Briefe aus Holland gaben Nachricht, daß die Präliminarien zwischen Frankreich und England auf dem Schluß gestanden seien. Der Kurfürst werde an ihm nichts als Treue und Redlichkeit finden, und wenn man das Ding recht angreife, so würde man in 4 Wochen Ruhe und Frieden haben. „Secretum ist das Hauptwerk, den Rest wollen wir Gott überlassen, der hat die Wege mir ohne mein Zuthun gezeiget." Aber sein Freund, den man ihm notabene vom Wiener Hof selbst geschickt, sei pressirt. Zum Schluß gab Seckendorf noch seinen guten Rath betreffs des Wahlreichstages. Er zeigte sich auch hier vollkommen unterrichtet.

Friede! Schleuniger Friede! Das war sein Ruf. Die Bedingungen besser als in Hanau! Also Friede, bevor Preußen und Frankreich zum Abschluß kommen!

Am 23. Februar schrieb Seckendorf erfreut über Fürstenbergs Absicht, nach Augsburg kommen zu wollen. Er war voller Diensteifer und Ehrerbietung. Aber in der Freude verrieth er seine Karten wieder. Er wolle sich dem Kurfürsten und der Kaiserin zu Füßen werfen und könnten dieselben versichert sein, daß er sich auch „zu seinem größten Schaden" nicht von Augsburg entfernen wolle, bis er den Ausgang dieser wichtigen Handlung sehe, und „weil der Wiener Hof, worüber er sich am meisten verwundere, ihn

[1]) B. g. St.-A. I. Nr. 14.

[2]) „welchen (den Schluß) zu befördere und zum standt zu bringen E. E. die es mit göttlichem beystandt incaminirt noch woll die hierzu erforderliche Zeit anzuwenden und dem durchlauchtigsten Churhause zu schenkhen geruhen werden, dan, wie ein sach angefangen, so muß es auch und zu mahlen durch die nemblichen geendiet werden."

[3]) B. g. St.-A. I. Nr. 15. Augsburg, 22. Februar.

zu dem Geschäfte zu ziehen verlange", so hoffe er dem kurfürstlichen Hause nützliche Dienste erweisen zu können. Auch Chavigny habe an ihn geschrieben. Er sei gleichfalls der Meinung, man müsse an Frieden denken, aber nach einer Campagne und einer Schlacht. Seckendorf jedoch glaubte nicht, daß die französischen Generale jetzt eine Schlacht wagen würden, wo sie es doch auf des Kaisers Verlangen im vorigen Jahre, als Ingolstadt noch nicht in den Händen der Oesterreicher war, nie gethan hätten.

Schritt für Schritt gewann Seckendorf das Terrain. In alles wurde er eingeweiht. Schon hatte man ihn auch beauftragt, ein Anlehen für den Kurfürsten zustande zu bringen. Er hatte darauf erwidert, daß er sich der Sache annehmen wolle, „allein ich muß erinnern, daß die Geldsnegotia allzeit schwerer werden, wenn mehr als einer sich dessen unterziehet, denn Graf Wahl und Königsfeld haben sich diesfalls an Münich und andere Kaufleut allhier adressiert". Also auch hierin wieder wollte Seckendorf keine Konkurrenz.

Am 25. Februar ging die Antwort von München auf des Feldmarschalls letzte Note ab.[1] Sie ist auch in anderer Beziehung merkwürdig, da sie uns die trostlose Lage Bayerns schildert.

Mit dem Grafen Wahl habe Praidlohn konferirt, weil es nicht möglich sei, mit den Leistungen für die Magazine aufzukommen, da der Landmann schon zahlreiche Mannschaft im Quartier und in kostbarer Verpflegung habe, er von ungetreuen Beamten zudem noch geplagt und durch dergleichen Exzesse gänzlich ruinirt werde. Der Vizekanzler wünscht dem Glück und will ihm seine ewige Hochachtung zollen, der so geschickt sei, die so zahlreiche Mannschaft genügend zu erhalten, die Magazine nach Erforderniß anzufüllen, ohne das so sehr erschöpfte Land gänzlich in Grund und Boden zu verderben. Durch die Exekution werde trotz der Generalmandate dem Landmann auch noch das Samengetreide genommen, so daß zwei Drittel des Landes nicht wieder könnten angebaut werden und die Noth erst 1746 zum Ausbruch kommen würde. Diese Umstände sollten in München die Augen öffnen und nach einem Frieden trachten lassen. Das Benehmen Pollmanns, des kurbrandenburgischen Gesandten in Frankfurt, der nun auch die Versammlungen im Römer besuche, lasse sich mit dem Vorgehen im Jahre 1740 nicht kombiniren, und scheine es, als ob auch Kurbrandenburg ohne Zuthun der Reichsvikare die Comitia für zu Recht bestehend anerkenne. Man erwarte demnächst den Landdrosten von Arensberg, Frhrn. v. Droste, als kurkölnischen Gesandten; der mainzische Gesandte, Baron v. Kesselstadt, sei eben eingetroffen, und v. Looß werde stündlich erwartet, was alles dem französischen Gesandten Chavigny große Unruhe mache. Der Kurfürst sei sehr erfreut, daß Seckendorf noch in Augsburg bleiben und weiter die Hand ans Werk legen wolle.

Am 23. Februar abends kam Fürstenberg nach Augsburg. Am Morgen des 24. nahm Seckendorf ihn vor. Charakteristisch für das Auftreten der beiden Männer ist es, daß der bayerische Gesandte nur seine Ankunft meldete, während Seckendorf, der Unterhändler, die Relationen schrieb. Keinen Augenblick gab der Feldmarschall das Heft aus der Hand. Alle Sendungen für Fürstenberg gingen durch seine Hand, da man der Post nicht trauen dürfe; er wollte wissen, was v. Looß von Wien mitgebracht, ob er irgend einen Auftrag erhalten habe und was für einen? Dann folgten Nachrichten über Maillebas und Monsieur de Putanges, sowie die Mittheilung seiner Antwort an Chavigny. „Ich beharre dabei, daß der Kurfürst Durchlaucht und dero Landen nicht anders als durch einen Frieden kann geholfen werden; je eher solcher erfolget, desto besser ist es für das ganze Land." Er werde die Resolution, trotzdem seine Abreise aus vielen Gründen nöthig sei, hier abwarten, um dadurch zu zeigen, wie er nichts mehreres in der Welt als die Ruhe und Wohlfahrt von dero Kurfürstlichen Durchlaucht beherzige. Die Verabredungen, welche man 1743 in Hanau getroffen, wünschte er in extenso sich anvertraut zu sehen, damit er seine Ideen in dem neuen Projekt danach einrichten könne.[1]

Dieses Schreiben begleitete eine Beilage, welche den mündlichen Antrag des Wiener Hofes enthält nebst der darauf von Fürstenberg nach Seckendorfs Instruktion ertheilten mündlichen Antwort. Der Antrag von Seiten Oesterreichs lautete:

„Nachdem Ihro Majestät die Königin von Ungarn sich entschlossen, Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht von Bayern alle Willjährigkeit zu bezeugen, auch hoffen, daß dieselbe von der französischen und preußischen Unsicherheit hinlänglich überzeugt sein würden: so zweifelten Sie nicht Ihro Kurfürstliche Durchlaucht würden in Betrachtung dero eigenen und des Römischen Reichs Landen Verderben ein wahres Vertrauen in die Königin setzen, welches zu vermehren dieselbe dermalen an dero Generalität anbefohlen, die Residenz München zu verschonen.

„Da nun Verzug und Wankelmüthigkeit dieses heilsame Werk hintertreiben und zum gänzlichen Verderben ausschlagen könnte: so ersuchet man Ihro Kurfürstliche Durchlaucht einen vertrauten Minister mit Vollmacht an einen beliebigen Ort in höchstem geheim abzusenden, welcher mit einem gleichmäßigen Bevollmächtigten von der Königin das Werk betreiben sollte.

„So dieses geschehert, werden von hier aus solche Eröffnungen geschehen, daß, wenn man es anderntheils gleich aufrichtig meinet, in wenigen Stunden alles geschlossen werden kann; indem es nur auf einen Versuch ankommt, und wenn dieser fehlschlagen sollte, welches vernünftiger Weise nicht zu glauben, so gibt man die geheiligte Parole, welche man sich andrerseits auch verspricht, alles geheim zu halten.

„Und ob man zwar eine Vermittlung nicht verwirft, so erheischet solche zu viel Zeit, da doch die Abkürzung höchst nothwendig ist, wenn anders nicht alles fehlschlagen soll, indem Ihro Kaiserliche Majestät an das dermalen nicht lang gebunden sein könnten, daher auch kein Schriftwechsel anzunehmen sei."

Dem Antrag nach behielt der Wiener Hof alle reellen Anerbietungen für sich. Er band sich in keiner Weise. Fürstenberg erwiderte auf diesen Antrag:

„Ihro Kurfürstliche Durchlaucht sind von gleicher Gesinnung, und ob man wohl keine Ursache hat, das geringste Mißtrauen in die Beständigkeit dero Alliirten zu setzen, indem dieselben außer denen münd- und schriftlichen Versicherungen täglich reelle Proben von ihrer Assistenz geben, so präferiret man dennoch die Wohlfahrt dero Landes und die Ruhe des deutschen Vaterlandes dero eigenem höchsten Interesse und denen bei Fortsetzung des Kriegs zu erwartenden Vortheilen.

„Man läßt sich dieses gefallen und will ad locum tertium einen bevollmächtigten Minister schicken; bringet Augsburg nur deßwegen in Vorschlag, derweil kein fremder Minister sonst allda befindlich; hoffet von Seiten des Wiener Hofes dergleichen baldigst nach Augsburg oder einen anderen gefälligen Ort.

„Die vertraute Eröffnung wird hoffentlich also beschaffen sein, daß man solche mit Ehren und Reputation annehmen kann; verspricht hingegen zum voraus, sich

[1] B. g. St.-A. I. Nr. 17.

[1] B. g. St.-A. I. Nr. 18. Augsburg, den 24. Februar.

ebenfalls billig und veritable zu erklären, damit man zu einem vollkommenen, auch sich auf die Nachkommen erstreckenden Vergleich gelangen kann: wegen des Geheimnisses, imfall wider besseres Hoffen es fehlschlagen sollte, ist man vollkommen einverstanden.

„Man begreifet auch diesseits, daß die Vermittlung mehr Zeit erfordern: Ihro Kurfürstliche Durchlaucht an der Eile am meisten mitgelegen, dann wann nach dem gethanen französischen Versprechen einmal starke Armeen in Bayern und an der Donau ankommen, wird man mehr Mühe haben, selbige los zu werden.

„Pro nota an den österreichischen Emissarium.

1. Hoffet man längstens in 10 à 12 Tagen die Resolution auf Obiges.

2. Haben Ihro Kurfürstliche Durchlaucht des Herrn Fürsten von Fürstenberg fürstliche Gnaden zum bevollmächtigten Minister ausersehen.

3. Imfall, wie man hoffet, der Vergleich zustande kommt, so müssen etliche 100,000 Gulden hergegeben werden, um so lange die unentbehrlichen Ausgaben zu bestreiten, bis aus Bayern etwas kann gezogen werden, indem sofort als der Vergleich bekannt wird, von fremden Subsidien nichts mehr zu hoffen.

4. Stehet dem Wiener Hofe frei, den Feldmarschall Grafen Seckendorf zu diesem Geheimniß zu brauchen, maßen Ihro Kurfürstliche Durchlaucht in selbigen kein Mißtrauen."

Der letzte Punkt dieser klug abgefaßten Antwort ruft unsre Aufmerksamkeit besonders wach. Dem Münchener Hofe schrieb Seckendorf doch, er wundere sich, daß man ihn von Wien aus mit ins Vertrauen ziehen wolle, und nun empfahl er sich hier umgekehrt dem Wiener Hof durch das Vertrauen, welches der Kurfürst ihm erweise? Was soll das? — Nun, jedenfalls verstand der Feldmarschall sich gut auf die Vertheilung der Karten.

Nicht aus Kuriosität, sondern aus Nothwendigkeit müsse er alles kommunizirt haben, was v. Looß von Wien etwa antrage,[1]) schrieb er 2 Tage später nach München. Und 10—12 Tage mußte er nun warten, bis der Courier von Wien zurück war. Indessen arbeitete er an einer Instruktion für Fürstenberg, theilte böse Nachrichten vom Rhein und Main über den Rückzug der Franzosen mit und schrieb, daß Monsieur de Putanges sich immer noch nicht im Schwabenlande rege. Anfang der künftigen Woche müsse er auf 4—5 Tage in gewissen Privatgeschäften verreisen, werde aber noch berichten darüber.[2])

Bis hieher begleiteten uns die Schreiben Seckendorfs. Aber hier mussen wir Halt machen, da wir ohne Beantwortung einiger Fragen nicht weiter kommen.

Seckendorf redete von einem österreichischen Emissär. Wer war er? Wie kam man in Wien dazu, einen Emissär an Seckendorf zu schicken? Die Nachrichten, welche Arneth gibt,[3]) genügen nicht, da auch Arneth Seckendorfs Friedensliebe als Motiv betrachtet. Seckendorfs „Lebensbeschreibung" ist gefärbt und gibt ebensowenig ein klares Bild; die Akten des Münchener und Wiener Archivs sind allein nicht dazu angethan, die Situation vollständig übersehen zu lassen. Erst die Ergänzung des einen durch das andere brachte hier den gewünschten Aufschluß.

Aus einem Schreiben Praidlohus an Seckendorf vom 2. März[4]) ergab sich, daß man auch in München nicht wußte, wer der sogenannte österreichische Emissär war, daß man ihn aber errieth.[5]) Es war der vierte Sohn des Ansbachischen Ministerpräsidenten Christoph Friedrich Frhrn. v. Seckendorf, der Hauptmann Karl Ludwig v. Seckendorf, „der feurige Jüngling voll Talente und Weltkenntniß", wie ihn die „Lebensbeschreibung" nennt. Als österreichischer Hauptmann war er in Freiburg gefangen genommen worden, weilte damals aber bei seinem Vater in Ansbach.

Weiter heißt es nun in der „Lebensbeschreibung": In der Hoffnung, sich zu empfehlen, erbot er sich, nach Wien zu gehen, um dort die Sache bei Hofe anzubringen. Was für eine Sache? Nun, er sollte dem Wiener Hofe das Verlangen des Kurfürsten von Bayern kundthun, sich mit der Königin von Ungarn auszusöhnen. „Auf dem Hinwege nach Wien entdeckte er in Amberg dem dort kommandirenden österreichischen Feldmarschalllieutenant v. Thüngen seinen Plan. Dieser General stand von jeher in keinem guten Vernehmen mit dem Grafen Seckendorf und war deßwegen mißtrauisch. Da ihm aber der Frhr. v. Seckendorf die Wahrheit der Sache wiederholt versicherte, billigte er sein Vorhaben; doch rieth er ihm, seine Reise nach Wien noch so lange zu unterbrechen, bis er die Gesinnung seiner Monarchin vorher geprüft haben würde. Die Antwort, welche Thüngen von ihr erhielt, fiel vortheilhaft aus, und der Hauptmann v. Seckendorf, der inzwischen zu seinem Vater zurückgegangen war, begab sich wirklich in die Kaiserstadt."

Also: als bayerischer Emissär ging der Hauptmann zu dem Feldmarschall v. Thüngen und dann nach Wien, als bayerischer Emissär, nicht vom Münchener Hof, sondern von dem Grafen Seckendorf beauftragt, und als österreichischer Emissär kehrte er dann zurück.

[1]) B. g. St.-A. I. Nr. 20. Augsburg, 26. Februar.

[2]) B. g. St.-A. I. Nr. 21. Augsburg, 1. März.

[3]) III, S. 15 f.

[4]) B. g. St.-A. I. Nr. 22.

[5]) Das Errathene stand in Chiffre, von denen ich nur drei Worte: Monsieur . . . . . de Anspach, entziffern konnte. Hiedurch kam ich auf die Erzählung in der „Lebensbeschreibung" und auf Arneths Darstellung, welche nun ergänzend wiederum ergänzt wurden. Vgl. Lebensbeschreibung Seckendorfs II, 370.

Makedonier in Bulgarien.

Die Bulgaren in Makedonien sind oft Gegenstand mannichfacher Erörterung gewesen. Die politische und auch die wissenschaftliche Welt beschäftigen sich mit ihnen. Ueber die Makedonier in Bulgarien aber liegen fast gar keine Mittheilungen vor. Daten über sie sind schwer zu beschaffen. Die offizielle Statistik, die in Bulgarien ohnehin in den Kinderschuhen steckt, hat sie bisher vernachlässigt. Die fremdländischen Konsuln, welche sonst im Orient für die Archive ihrer Regierungen ziemlich eifrig Untersuchungen über die nationalen Gruppirungen und Kräfteverhältnisse pflegen, haben wenig politisches Interesse, den Makedoniern in Bulgarien ihr Augenmerk zuzuwenden. Auch für die Ethnographen, die Folkloristen, die Soziologen ist dieses Gebiet noch fremd. So ist man denn auf die eigene Anschauung und auf Privatmittheilungen angewiesen.

Angesichts der wichtigen Rolle, welche die Makedonier im sozialen und im Erwerbsleben des bulgarischen Fürstenthums spielen, lohnt es wohl der Mühe, sich näher mit ihnen zu befassen. Diese numerisch schwachen Elemente haben sich nämlich im Laufe der Jahre eine starke Position in Bulgarien erobert. Kraft ihrer Betriebsamkeit, Sparsamkeit, Enthaltsamkeit und Geschicklichkeit beherrschen sie in Bulgarien und zum Theil auch in Rumänien weite Gebiete manueller und kommerzieller Thätigkeit. Sie haben nicht bloß die Einheimischen, sondern, was schwieriger war, auch die intelligenteren Ausländer aus vielen Branchen verdrängt und sich in Handel und Gewerbe zum unentbehrlichen Faktor gemacht. Ihr Eroberungszug ist noch lange nicht abgeschlossen; sie gewinnen vielmehr von Jahr zu Jahr mehr an Boden. Das ist eine eigenthümliche Erscheinung, welcher nachzugehen nicht ohne Reiz ist.

Wenn von Makedoniern in Bulgarien gesprochen wird, so ist zwischen denen zu unterscheiden, welche ihren ständigen Wohnsitz in dem Fürstenthum aufgeschlagen haben, und jenen, die nur für eine gewisse Zeit, um Arbeit zu suchen, über die Grenze ins Land kommen. Die Statistik vom Jahre 1893 besagt, daß bloß 63,000 aus Makedonien stammende Personen im Gebiete des Fürstenthums aufsässig sind. Das würde, selbst wenn diese Ziffer sich inzwischen beträchtlich erhöht haben sollte, kaum 2 bis 3 Prozent der Gesammtbevölkerung Bulgariens ausmachen. Bezüglich der Einwanderung makedonischer Arbeiter, welche nach Abschluß der Arbeitszeit wieder nach der Türkei heimkehren, ergaben private Erkundigungen bei den Postämtern an der Grenze, daß diese fluktuirende Bevölkerung auf etwa 30,000 Seelen jährlich anzuschlagen ist.

Es ist nun zunächst sehr interessant, zu beobachten, wie die in Bulgarien ansässigen Makedonier zu Wohlstand, oft zu Reichthum und theilweise auch zu einflußreichen Stellungen sich emporgeschwungen haben.

Gleich nach der Befreiung Bulgariens kamen die ersten Zuzügler aus Makedonien ins Land. Das war eine ganz natürliche Erscheinung. Gelernt hatten die Leute in ihren makedonischen Dorfschulen nicht viel und mit Glücksgütern waren sie nicht gesegnet. Erst seit den letzten 2 bis 3 Jahren kommen auch einigermaßen mit Kapitalien ausgestatte Makedonier, welche 40,000—50,000 Francs ihr eigen nennen, zu ständigem Aufenthalt nach Bulgarien herüber. Jene ersten Auswanderer hatte die Suche nach Brot aus ihren Heimstätten vertrieben. Sie brachten außer Fleiß und Intelligenz nichts mit. Es ist charakteristisch, daß sie fast Alle sofort die Städte aufsuchten und das flache Land mieden. Obwohl sie selbst zumeist aus den Dörfern kamen und obwohl damals in Bulgarien noch keine Spur von Industrie war (ist ja auch jetzt noch die Industrie minimal), so übte doch die leichtere Verdienstgelegenheit der Städte ihre Anziehungskraft auf sie aus. So kommt es, daß die Stadt Sofia, abgesehen von den 3000—4000 Mann fluktuirender makedonischer Arbeiterschaft, nicht weniger als 16,000 stabile Makedonier beherbergt, d. h. etwa der dritte Theil der Bevölkerung von Sofia stammt aus Makedonien. Einen sehr starken Prozentsatz bilden die Makedonier auch in Rustschuk und Varna, während sie in den südbulgarischen, resp. ostrumelischen Städten numerisch viel schwächer sind.

Ein geringer Theil der eingewanderten Makedonier wendete sich der Beamtenlaufbahn zu. Etwa 2000 von ihnen sind heute in den bulgarischen Aemtern zu finden. Gern wurden diejenigen, welche die erforderliche Eignung besaßen, in das Heer aufgenommen. Es bedeutet einen sehr hohen Prozentsatz, daß heutzutage in der kleinen bulgarischen Armee 320—330 Makedonier als Offiziere dienen. In politischen Gesprächen hört man oft diese Thatsache erwähnen, und wenn Zukunftspläne geschmiedet werden, wird gern darauf hingewiesen, daß so viele bulgarische Offiziere genaue Kenner des makedonischen Landes sind.

Doch die Wurzeln der makedonischen Kraft und des makedonischen Einflusses in Bulgarien sind weder im Beamtenstande, noch im Offiziersstande zu suchen. Die eigentliche Domäne des Makedoniers sind das selbständige freie Unternehmerthum und das freie Gewerbe. Im Gegensatz zum Bulgaren, der kein höheres Ideal kennt, als vom Staat mit irgend einem Amt versorgt zu werden, stellt sich der Makedonier zielbewußt auf eigene Füße. Er beginnt klein und schämt sich keiner Arbeit, eine Eigenschaft, die ihn ebenfalls vortheilhaft vom Bulgaren unterscheidet. Mit Zähigkeit und Umsicht bringt er sich vorwärts. In Sofia und in ganz Nord- und Westbulgarien sind heute sämmtliche Bäcker, fast sämmtliche Fleischhauer, beinahe sämmtliche Kleinkrämer, Tabakhändler rc. Makedonier. Die „fliegenden Stände“ gehören den Makedoniern; der Obstverkäufer, der Limonadeträger, der Eiserzeuger auf der Straße, der Gemüsehändler — Alle sind sie Makedonier. Und sie Alle haben der eingeborenen Bevölkerung den Wind aus den Segeln genommen. Was wäre natürlicher gewesen, als daß zu jener Zeit, da Sofia zur bulgarischen Residenzstadt erkoren wurde, der Bauer der Sofianer Ebene oder dessen Sohn sich der zahlreichen neuen Erwerbsgelegenheiten bemächtigt hätten! Doch deren Intelligenz reichte nicht so weit. Sie blieben was sie waren, und schauen heute mit neidvollen Blicken auf die Thätigkeit des erfolgreichen Makedoniers. In Sofia ist zwischen den Schopen — wie die Sofianer Bauern genannt werden — und den Makedoniern infolgedessen ein Gegensatz zutage getreten, welcher in anderen bulgarischen Gegenden zwischen den Eingeborenen und den Eingewanderten nicht zu bemerken ist, und mit einer gewissen Verächtlichkeit bedient sich der Schope der Benennung „Makedonal“.

Als Unternehmer sind die Makedonier für Bulgarien von hervorragender wirthschaftlicher Bedeutung. Unter ihnen befinden sich Leute, welche es durch Unternehmungen und Spekulationen bereits zu Millionen gebracht haben. Große Staatsgebäude, Eisenbahnen, Chausseen sind von makedonischen Entrepreneuren erbaut worden. Die Eisenbahn Schumla-Kaspitschan (24 km), die Linie Dewna-Gebetsche (9 km), viele Theilstrecken größerer Eisenbahnen sind makedonische Werke. Auch bei der jüngsten Vergebung der Eisenbahn Küstendil-Radomir haben Makedonier konkurrirt, doch wurden sie unterboten. Die Quaibauten in Widdin werden von Makedoniern ausgeführt u. s. w. Rechnet man dazu noch die makedonischen Import- und Exportfirmen, die Kommissionsgeschäfte, die größeren und kleineren Gastwirthschaften rc., so erhält man noch immer keinen vollen Ueberblick über die Bedeutung der Makedonier für Bulgarien, aber es zeigt sich schon daraus, daß in Bulgarien für eine thätige Bevölkerung recht viel Platz vorhanden ist.

Wir möchten hier einschalten, daß sich im Nordosten Bulgariens allmählich eine Volksverschiebung vollzieht, welche der Energie der Makedonier neue Gebiete eröffnet. Während nämlich im bulgarischen Westen die Türken bereits gänzlich verschwunden sind, wohnen in dem alten Festungsviereck zwischen Varna, Schumla, Rustschuk und Silistria heute noch an 400,000 Muselmanen. Doch der Türke fühlt sich, wie bekannt, unbehaglich auf einem von Giaurs beherrschten Boden. Langsam nimmt die mohammedanische Bevölkerung dort ab, da die Türken auswandern. Die bulgarische Regierung machte nun in jenem Landestheile verschiedene Kolonisirungsversuche, die von Erfolg gekrönt sein sollen. Magyarische, walachische und deutsche Bauern sind in einigen Dörfern angesiedelt worden. Auch Makedonier ziehen dorthin, aber nicht als Ackerbauer, sondern immer wieder als Händler, Krämer, Wirthe, Gewerbetreibende und Handwerker.

Was nun die nichtansässigen, sondern nur während der Arbeitssaison in Bulgarien sich aufhaltenden Makedonier betrifft, so erwecken sie nach mancherlei Richtungen das lebhafte Interesse des Beobachters. Man kann, ohne sich selbst eine Uebertreibung zum Vorwurf machen zu müssen, ruhig sagen, daß alles, was auf und unter dem nordbulgarischen Boden in den letzten 10 Jahren durch Menschenhände gebaut und gegraben worden ist, von Makedoniern vollführt wurde. Der Makedonier ist heute der einzige Bau- und Terrainarbeiter in dem ganzen nördlichen Bulgarien. In Gruppen von 10 bis 15 Mann kommen die Leute aus ihren Dörfern nach Bulgarien herüber. Hat Jemand ein Haus zu bauen, dann wendet er sich an den Führer einer solchen Gruppe, und wird er mit ihm handeleins, dann hat er sich um nichts weiter zu kümmern. Die 10 bis 15 Mann stellen ihm das Haus vom Fundament bis zum

letzten Ziegel fix und fertig her. Sofia ist, wenn man vom Zentrum absieht, eine Villenstadt, und die Villen sind fast durchweg anmuthig und solid. Alle wurden auf diese Weise gebaut. Auch den Plan macht der Makedonier. Die Arbeit innerhalb der Gruppe ist noch nicht spezialisirt. Der einzelne Mann ist je nach Bedarf Maurer und Dachdecker und Zimmerer und Schlosser. Man darf aber nicht glauben, daß langsam gebaut wird. Ganz im Gegentheil. Es wirkt manchmal geradezu verblüffend, wie schnell ein Haus aus der Erde wächst. Binnen Monatsfrist erbauen 15 Personen ein einstöckiges solides Wohngebäude. Das ist natürlich nur bei außerordentlichem Fleiße möglich. In der That sind die Leute 14 Stunden ununterbrochen bei der Arbeit. Sie beginnen um 6 Uhr morgens und schließen um 7 Uhr abends, oft sogar erst um 8 Uhr, und man kann sie in einzelnen Fällen selbst noch um 10 Uhr arbeiten sehen. Die Entlohnung für diese Arbeit ist derart, daß der einzelne Mann im Verlauf der sieben Arbeitsmonate insgesammt etwa 30 Napoleonsd'or, d. i. ungefähr 500 M., bekommt. Davon braucht er während der 7 Monate ein Drittheil oder etwa 166 M. zum Lebensunterhalt; er verausgabt also für seine eigenen Bedürfnisse monatlich kaum 24 M. Mit dem Rest des verdienten Geldes geht er im Herbst in seine Heimath zurück.

Wie er es anstellt, mit so Wenigem auszukommen, zeigt sich aus folgendem. Zunächst miethen 7 bis 12 Personen gemeinsam ein Zimmer, für welches sie 8—10 M. monatlich zahlen. Nebenbei bemerkt, schlafen sie nicht einmal immer in dieser ihrer Wohnung, denn wenn der Bau, bei dem sie beschäftigt sind, vorgeschritten ist, wählen sie lieber dort eine luftigere Schlafstätte. Zum Frühstück ißt der Mann ein Stück trockenes Brot, zu Mittag wieder ein Stück Brot mit Zwiebel oder grünem Paprika oder Schafkäse. Nur am Abend vergönnt er sich etwas warmes, nämlich ein nach Art von Gulyas in Paprika gekochtes Lammfleisch. Die zwei oder drei Aeltesten der Gruppe trinken zu Abend jeder ein kleines Glas Landwein. Ein wenig Schnaps nehmen im Lauf des Tages alle Arbeiter zu sich, auch die als Hülfskräfte beschäftigten Knaben. Das ist ihr einziges Stärkungsmittel, doch wird davon stets ein äußerst knapper Gebrauch gemacht. Einen betrunkenen oder auch nur angeheiterten Makedonier habe ich noch nicht gesehen.

Unter diesen Umständen ist die merkwürdige Thatsache zu verzeichnen, daß die italienischen Bau- und Erdarbeiter, welche doch in der ganzen Welt als die billigsten gelten, durch die Konkurrenz der Makedonier aus Bulgarien vertrieben worden sind und wahrscheinlich bald auf der ganzen Balkanhalbinsel den Makedoniern werden weichen müssen. Noch vor 15 Jahren waren die besseren Arbeiter in Bulgarien sämmtlich Italiener, auch die Baumeister und Bauführer waren Italiener. Die Makedonier haben ihnen ihre Kunst abgesehen und es so weit gebracht, daß es außer den Marmorarbeitern keine anderen italienischen Arbeiter in Bulgarien mehr gibt. Einen Bau, der vor 15 oder 20 Jahren 25,000 Francs gekostet hat, kann man heute, vornehmlich infolge der Konkurrenz der Makedonier, mit 16,000 Francs herstellen. Aber noch weiter: viele Makedonier, welche ursprünglich von den Italienern in Bulgarien bauen gelernt haben, wenden sich nicht mehr nach Bulgarien, sondern gehen heute schon nach Salonichi, wo sie etwas bessere Löhne bekommen, und machen dort den Italienern mit Erfolg den Boden streitig. Die Lohnkonkurrenz zwischen Makedoniern und Italienern ist unstreitig eine hochinteressante Erscheinung, wenn man bedenkt, daß sich der Italiener in Amerika selbst gegen den Nigger und Chinesen zu behaupten vermag. Und dabei ist der Makedonier noch stolz. Als einer von ihnen jüngst gefragt wurde, warum er denn nicht ebenso lebe und esse und trinke wie ein Italiener, antwortete er verächtlich: „Der Italiener arbeitet 7 Monate und die anderen 5 Monate geht er betteln, ich aber muß sparen, denn ich kann die Hand nicht zum Betteln ausstrecken."

Nicht die gesammte makedonische Arbeiterschaft ist beim Bau thätig; auch Feldarbeiter kommen aus Makedonien nach Bulgarien, doch erhalten sie kaum die Hälfte der Löhne ihrer bauenden Konnationalen.

Während der Makedonier in Bulgarien weilt, bearbeiten daheim sein Weib und die alten Familienangehörigen sein Stückchen Land. Das trägt kaum das trockene Brot und die Kleidung, welche das Weib für sich und alle männlichen Familienmitglieder spinnt, webt und verfertigt. Niemals nimmt der Makedonier sein Weib zur Arbeit mit. Die Verwendung von Frauen als Hülfskräfte beim Bau ist ihm etwas ganz fremdes. Von dem mitgebrachten Gelde zahlt der Heimgekehrte zunächst die rückständigen Steuern und auch die Schulden, von denen fast keiner frei ist, denn die fünf mageren Monate sind schwer zu überdauern. Hat er überdies für die 5 Monate zum Lebensunterhalt und Hausgebrauch im vorhinein etwas eingekauft, so bleibt an Baargeld oft nichts mehr übrig, und er ist froh, wenn die Frühlingssonne den Schnee von den makedonischen Bergen schmilzt und ihm wieder den Weg nach Bulgarien und zu neuer schwerer Arbeit bahnt.

Sofia. **Rudolf Rothelt.**

Mittheilungen und Nachrichten.

* Auf dem Umweg über eine irdische Postanstalt erhalten wir von einem der ältesten und bekanntesten Mitarbeiter der Allg. Ztg. folgende Postkarte:

„Gegeben im Olymp am 6. Sept. 1898.

Geehrte Redaktion!

Ich reklamire. Das Wort: „Nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen müssen wir Alle unseres Daseins Kreise vollenden" stammt nicht von Heine, sondern von mir. Herr Eduard Stilgebauer scheint das übersehen zu haben (vergl. Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 199 vom 5. d. M. S. 4, Sp. 2, Zeile 10). Bitte theilen Sie ihm mit, daß dieses Wort sich in meinem Gedichte „Das Göttliche" vorfindet. Auf eine Berichtigung gemäß § 11 des Preßgesetzes verzichte ich. Schließlich bitte ich um Entschuldigung, daß ich Ihnen nicht auf einer Ansichtspostkarte schreibe; im Olymp gibt es solche noch nicht.

Mit freundlichem Gruße Ihr ergebenster

Johann Wolfgang von Goethe."

* **Arthur Eloesser: Das bürgerliche Drama. Seine Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert.** Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1898. 218 S. — Neben den großen umfassenden Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte hat unsre Zeit eine größere Reihe trefflicher Monographien über einzelne Richtungen, Persönlichkeiten, Probleme hervorgebracht: unter ihnen nimmt die vorliegende, klar und gründlich geschriebene einen ehrenvollen Platz ein. Die bürgerliche Literatur, die vorwiegend zwei neue Gattungen, den Familienroman und das bürgerliche Trauerspiel, geschaffen hat, ist von der Zeit der Aufklärung erzeugt, von ihren Tendenzen getragen. Diese Tendenzen werden in dem einleitenden Kapitel kurz, aber für den vorliegenden Zweck hinreichend erörtert; den Unterschieden der klassizistischen Tragödie von dem neuen bürgerlichen Drama widmet der Verfasser eine besonders eingehende und gehaltvolle Besprechung. Nach England führt uns der Weg, wenn wir nach dem Ursprung und ersten kräftigen Auftreten der neuen Literaturgattung forschen. Eine entscheidende Stellung nimmt hier George Lillo's (1693—1739) Trauerspiel „George Barnwell or The Merchant of London" ein, das zwar voll beabsichtigter Mache, voll dick aufgetragener Moral ist, das aber zuerst nicht nur in der Uebertragung des Schauplatzes auf eine mittlere Sphäre, sondern in der Gesinnung, in dem entstehenden bürgerlichen Klassenbewußtsein die Wand-

lung in der Entwicklungsgeschichte des Dramas klar zeigte und in England wie in Deutschland eine starke Wirkung ausübte. Auf dem französischen Theater hat das bürgerliche Drama niemals das reiche und selbständige Sonderleben geführt, das ihm in England und Deutschland beschieden war. Bemerkenswerth ist, daß sich das „drame bourgeois" nicht wie in England aus der Tragödie, sondern aus der Komödie entwickelt hat. Die Entwicklung der neuen Gattung in Frankreich wird durch die „weinerliche Komödie" („comédie larmoyante"), deren Hauptvertreter Nivelle de la Chaussée und Marivaux sind und der sich auch Voltaire eine Zeitlang angenommen hat, sowie hauptsächlich durch die Namen Diderot, Mercier und Sedaine dargestellt. Eloesser, der diese Entwicklungsreihe höchst anschaulich schildert, erblickt in Letzterem, dem Verfasser des Dramas „Le Philosophe sans le savoir", den einzigen französischen Dichter, der in seiner schlichten Sachlichkeit einen angemessenen, lebendigen Stil der bürgerlichen Gattung gefunden hat. „Wohin man auch in der Geschichte des deutschen Theaters blicken mag, immer führt die Entwicklung auf den Erzieher Lessing zurück." In ganz besonderem Maße gilt dies treffende Wort des Verfassers von seinem eigenen Buch. Es ist seinem wesentlichen Inhalt nach eine Darstellung Lessing'scher Ideen, ihres Ursprungs bei seinen Vorgängern, ihrer Entwicklung und dichterischer Bethätigung durch ihn selbst, ihrer Fortbildung oder Vernachlässigung in der Zeit nach ihm. Besonders hingewiesen sei auf den Abschnitt, in dem „der junge Schiller, die Nachwirkung der literarischen Revolution, Iffland und Kotzebue" behandelt werden. Im letzten Kapitel wird der Ausgang des bürgerlichen Dramas im 19. Jahrhundert besprochen. Es ist überall und immer schwierig, meist unmöglich, Perioden der Geschichte oder der Literaturgeschichte scharf von einander zu trennen, eine bestimmte Grenze anzugeben. Aehnlich verhält es sich hier. Das bürgerliche Drama, das — wie Eloesser treffend ausführt — seine innere Kraft aus dem Emanzipationskampfe des Bürgerthums gezogen, die bürgerliche Moral als die des breitesten Standes, des eigentlichen Trägers der modernen Kultur, propagirt hatte, es mußte nach der Anerkennung der Menschenrechte, bei der fortschreitenden Nivellirung ständischer Verschiedenheiten von seiner polemischen Schärfe verlieren und sich auf die immer lustspielmäßiger werdende Darstellung der inneren Angelegenheiten des Bürgerthums zurückziehen. Als den eigentlichen Vernichter des bürgerlichen Dramas nennt der Verfasser Friedrich Hebbel, der mit seiner „Maria Magdalena", mit der er der hinsiechenden Gattung neues Leben zuführen wollte, vielmehr die Tragödie des Bürgerthums schrieb. Vielleicht ist dieser Abschluß der Entwicklung zu künstlich konstruirt, vielleicht ist das Hebbel'sche Werk nur ein lebhafteres Zeichen davon, daß eine einst große Bewegung zu Ende gehe. Hier und da regt sie sich noch, das Ende ist nicht so jäh, daß man nicht zuweilen das alte Leben spürt: einem leisen Versickern wäre jenes eher zu vergleichen. — Der Philologe wird in dem vorliegenden Werke zahlreichere Literaturnachweise, einen größeren gelehrten Apparat wünschen. Dem größeren Publikum würden bei manchen unbekannteren Namen und Büchertiteln kurze Erklärungen und Hinweise willkommen sein.

H. Brömse.

-tz- Dr. Th. Achelis: **Heymann Steinthal.** Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1898. 28 S. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. N. F. 13. Ser. H. 296). — Nach einem kurzen Ueberblick über den Lebens- und Bildungsgang Steinthals gibt der Verfasser ein Bild von den Zielen und der Entwicklung der von dem verdienten Gelehrten begründeten Wissenschaft der Völkerpsychologie, sowie der auf ihr beruhenden Studien. Er führt zunächst vor, wie Steinthal die Frage nach dem Ursprung der Sprache in seinem gleichnamigen Werke zuerst als eine Frage der empirischen Psychologie auffaßte und sie von diesem Gesichtspunkte aus behandelte; indem er dann neben der Sprache auch die übrigen gesellschaftlichen Fähigkeiten und Eigenschaften ins Auge faßt, kommt er allmählich dazu, neben die bisherige Psychologie, die den Menschen als seelisches Individuum studirt, als Ergänzung die Völkerpsychologie zu setzen, welche den Menschen als Glied der Gesellschaft und sein Verhältniß zu ihr zu betrachten hat. Achelis betont besonders den großen Fortschritt, den diese Forderung einer psychologischen Entwicklungsgeschichte der Menschheit gegenüber den früheren Anschauungen von einem Gesellschaftsvertrage oder von angeborenen Ideen bezeichnet. In den Dienst der neuen Wissenschaft mit ihrem gewaltigen Arbeitsfelde stellt sich die im Jahre 1860 von Steinthal und Lazarus begründete Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, als deren neue Folge seit 1891 die von Weinhold herausgegebene Zeitschrift des Vereins für Volkskunde erscheint. Steinthal selbst wählte sich als engeres Gebiet seiner Studien besonders Mythologie und Religion aus, deren Veranlassung das innige Zusammenleben des Naturmenschen mit der Natur und seine Abhängigkeit von ihr ist. Ueber ihre Bedeutung und ihr gegenseitiges Verhältniß äußert sich Achelis meist mit Steinthals eigenen Worten. Am Schlusse seines Vortrags kommt er endlich noch auf die Ethik unsres Philosophen zu sprechen, deren streng idealen Charakter er hervorhebt.

C. H. **Ausgrabungen im Kaukasus im Jahre 1897.** Jetzt erst gelangen ausführlichere Berichte über erfolgreiche Ausgrabungen im Kaukasus im Sommer vorigen Jahres ins Publikum. Wir berichten hier über die reichen Funde, welche Professor Wesselowsky im Kubangebiet gemacht hat. Er durchforschte in der Nähe der Stadt Maikop einen 7 Faden hohen Kurgan. In der Längenachse fand er ein Skelett aus sehr alter Zeit, das einem hochgestellten Manne, vielleicht einem Mitglied eines königlichen Hauses, angehörte. Zu den Füßen des Skeletts lagen in derselben Richtung zwei Skelette von Sklaven, und zwar ein männliches und ein weibliches. An verschiedenen Stellen im Innern des Kurgans standen 14 goldene und silberne Gefäße, meist mit kreisrundem Boden — ein Zeichen hohen Alters. — Auf zwei Gefäßen fanden sich Thierbilder von altorientalischem Typus. Daß das erste Skelett einem Mann von königlichem Geblüte angehörte, läßt sich daraus schließen, daß neben demselben eine Menge goldener Löwen mit Löchern am Rande lagen, welche wahrscheinlich am Kleide befestigt waren. Ebendaselbst fand man Rosetten, Perlen aus Gold und Carneol, Ringe, welche dicht nebeneinander auf das Gewand aufgenäht waren, Ohrringe, Halsbänder, Kopfbinden rc., alles aus reinem Gold. Ebendaselbst lagen sechs Röhrchen, zwei aus Silber und vier zur Hälfte aus Gold, zur Hälfte aus Silber. Auf den silbernen Röhren steckten zwei silberne, auf den anderen zwei goldene Knäufe, jeder über 1 Pfund schwer. Solche Knäufe wurden hier zum erstenmal entdeckt und ihre Bedeutung ist schwer zu erklären. Nach der Vermuthung Einiger war es eine Art Scepter, nach der Ansicht Anderer konnten sie als Verzierung der Zelte angesehener Personen dienen.

Auch wurde im Kubangebiet bei der Staniza Kostromsk ein massiver goldener Hirsch mit eingebogenen Beinen und einem sehr langen, auf dem Rücken liegenden Geweih, fast 2 Pfund schwer, gefunden. Er diente wahrscheinlich als Verzierung eines Schildes. Der Hirsch ist wunderbar gut erhalten und hat viele Aehnlichkeit mit dem berühmten Hirsch in der Eremitage zu St. Petersburg. Hier fand sich auch ein Schuppenpanzer; die Schuppen waren auf Leder aufgenäht. In der Nähe lagen neun menschliche Skelette und 24 Skelette von Pferden. Bemerkenswerth sind noch von demselben Fundort eine silbervergoldete Schüssel mit schöner Zeichnung in Hautrelief, ein Krug, ein silberner Kamm mit Metallfutteral, Ohrringe von Frauen und Männern, Perlen, ein Pokal aus Glas, ein silbernes Gefäß. Ebendort wurden Bronzewaffen, wie: Streithämmer und Dolche, Reste von Helmen, bronzene durchlöcherte Kugeln mit kleinen Kugeln im Innern gefunden.

Ein merkwürdiges Stück ist auch ein kupferner Sarg, welchen Professor Wesselowsky ausgrub. Er war in dunkelrothen Stoff mit reicher Stickerei gehüllt, welche sich stellenweise erhalten hat. Der Boden des Sarges war flach, der Deckel ausgebaucht und auf den Seiten angeschmiedet. Der Sarg wurde in St. Petersburg vor der archäologischen Kommission geöffnet. Es fand sich darin ein gut erhaltenes männliches Skelett, wahrscheinlich eines angesehenen Heerführers, was man aus dem goldenen Gürtel mit goldenen

Blechen schließen kann. Neben dem Skelett liegt ein stark verrosteter eiserner Säbel, ein Messer und ein Schleifstein. Unter dem Kopf und den Ellbogen lagen drei runde silberne Tassen. Auf diese Weise wurden wahrscheinlich im 14. oder 15. Jahrhundert angesehene Leute im Kubangebiet bestattet.

In den Kurganen aus dem 14. und 15. Jahrhundert wurden bei Naltschik im Terekgebiet silberne und kupferne Ohrgehänge, Schnallen, Waffen und andere Gegenstände gefunden. Von großer Bedeutung waren hier auch Funde mit sogenanntem gothischen Typus: goldene Bleche und Schnallen, verziert mit rothen Steinen und Glasstücken. In Europa findet man ähnliche Gegenstände in Frankreich und in Ungarn, in Rußland von Perm bis zum Kaukasus.

-rt- **Neues über Röntgenstrahlen.** Eine neue **Sonnentheorie**, die den Vorzug hat, originell zu sein, hat Mr. Frank L. **Woodward** in New-York zum Urheber. Er betrachtet die Sonne als eine große Kathodenmaschine, die X-Strahlen aussendet. Den Raum zwischen Sonne und Erde betrachtet er als vollständig dunkel, die Sonnenstrahlen beginnen erst innerhalb des Luftkreises der Erde leuchtend zu werden, indem die atmosphärische Luft wie der Fluorescenzschirm der Röntgenmaschine wirkt. Kometen sind nicht, wie man bisher glaubte, kosmische Nebelmassen, sondern einfach abgetrennte Theile des irdischen Luftmeeres, welche von den sie durchdringenden X-Strahlen erleuchtet werden. Wie der Urheber dieser „Theorie" wohl die bei den Sonnen- und Mondfinsternissen beobachteten Erscheinungen erklärt?

Ebenfalls aus Amerika kommt die Nachricht von der Anwendung der Röntgenstrahlen auf die Untersuchung von verfälschtem Mehl durch die HH. **La Besse** und A. **Blennard**. Auf eine gewöhnliche Brom-Gelatinplatte wurde eine parallelepipedische Pappschachtel gelegt, von welcher der Boden und Deckel entfernt war und die durch einen dünnen Kartonstreifen in zwei gleiche Theile getheilt wurde. Eine dieser beiden Abtheilungen wurde mit reinem, die andere mit verfälschtem Mehl, welches Beimengungen von feinem Sand, Kalk, Baryt, Gips &c. enthielt, gefüllt und das Ganze mit einer Platte aus Zinnfolie bedeckt, die in der Mitte einen schmalen, über beide Abtheilungen reichenden Spalt hatte. Durch die Einwirkung von X-Strahlen, denen das Ganze nunmehr 2 Minuten lang ausgesetzt wurde, trat eine Färbung der photographischen Platte ein, und zwar unter jeder der beiden Abtheilungen der Schachtel in verschiedener Stärke. Aus dem Unterschied der Färbung kann direkt auf den Grad von Verfälschung der einen Mehlsorte geschlossen werden, Fälschungen von 3 Prozent sind noch nachweisbar.

Endlich ist ein französischer Erfinder, Hr. G. **Izambard** in Paris, bemüht, die gesammte Buchdruckerei durch ein neues, von ihm erfundenes Verfahren zu verdrängen, bei welchem wiederum die Röntgenstrahlen die Hauptrolle spielen. Ein Block von photographisch-sensitivem Papier — oder im Bedarfsfall eine Reihe von solchen Blöcken, die kreisförmig angeordnet sind — wird den Einwirkungen von Röntgenstrahlen ausgesetzt. Mittelst einer besonders zusammengesetzten Tinte, welche für X-Strahlen undurchlässig ist, wird das zu Vervielfältigende mit der Hand oder mit der Schreibmaschine auf einen Bogen Papier (oder auf eine Platte aus Pappendeckel, dünnem Holz, Leder, Stoff &c.) geschrieben; läßt man dann auf diesen Schirm Röntgenstrahlen fallen, so werden nur die Schriftzeichen auf dem lichtempfindlichen Papier (weiß auf dunklem Grund) erscheinen, und zwar auf allen Blättern eines Blocks oder mehrerer Blöcke von solchem Papier gleichzeitig. Um beide Seiten des Papiers gleichzeitig zu bedrucken, braucht man nur das Original (den Schirm) auf der Rückseite so zu beschreiben, daß die Linien der Rückseite zwischen jene der Vorderseite fallen; das Blockpapier ist dann auf beiden Seiten *streifenweise* lichtempfindlich zu machen. In einem Dunkelraum werden die so erhaltenen Photogramme in einfacher Weise, und zwar alle auf einmal entwickelt, fixiert, gewaschen und getrocknet. Will man schwarzen Druck auf weißem Grund haben, so kann man dies entweder dadurch erreichen, daß man dem Entwickler gewisse „umkehrende" Substanzen zusetzt, oder dadurch, daß man sich zur Herstellung des Schirms einer Schreibmaschine mit vertieften, statt mit erhabenen Lettern bedient, wodurch die Schrift auf dem Schirm weiß auf schwarzem Grund, auf dem lichtempfindlichen Papier sonach schwarz auf weißem Grund erhalten wird. Dieser Erfindung dürfte eine große Zukunft bevorstehen.

* Der Polarforscher **Peary** hat an Bord der „Hope" bei Port Foulke, am Eingang zum Smith-Sund, das Polarschiff „Windward" erreicht, das ihm von dem Engländer Harmsworth verehrt worden, und will nun längs der grönländischen Küste so weit wie möglich nordwärts vordringen, um sodann zu Lande die nördlichste Spitze Grönlands zu gewinnen und mit einem oder zwei Begleitern die Schlittenreise zum Nordpol auszuführen. Da er mit Proviant für 4 bis 5 Jahre versehen ist, kann er zur Deckung des Rückzugs eine Menge Depots anlegen; seine wichtigste Maßregel aber ist die Mitnahme einer Anzahl Eskimofamilien, die dort oben im höchsten Grönland eine Kolonie und die Grundlage für seine Unternehmungen bilden sollen. Peary selbst hat sich hinreichend als Eskimo trainirt und es zu großer Fertigkeit im Verzehren von Robbenspeck und aller sonstigen Delikatessen des arktischen Nordens gebracht, so daß er sich unter seiner Eskimokolonie während des voraussichtlich langen Aufenthalts recht wohl fühlen dürfte. Daß sein Aufenthalt dort oben lange dauern kann, wird man aus seiner früheren Aeußerung folgern müssen, derzufolge er nicht eher zurückkehren will, als bis eine seiner Schlittenreisen zum Pol geglückt ist.

* **Berlin.** Im nächsten Jahr wird bekanntlich in der deutschen Reichshauptstadt der **internationale geographische Kongreß** abgehalten werden. Seitens der Geographischen Gesellschaft hierselbst ist an den Herrn Reichskanzler das Ersuchen gerichtet worden, die Abhaltung dieses Kongresses auch **aus Reichsmitteln zu fördern**. Auch in England, Frankreich und der Schweiz, wo bereits ähnliche Kongresse abgehalten sind, haben die Staatsregierungen einen Theil der Repräsentationskosten übernommen. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß auch seitens der Reichsregierung ähnlich verfahren werden wird. — An der **Technischen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg** ist der Regierungsbaumeister **Hoffmann** zum ordentlichen Professor bei der Abtheilung für Bauingenieurwesen ernannt worden. Er lehrt architektonische Formenlehre, angewandt auf Gegenstände aus dem Ingenieurwesen. — Zu dem neulich mitgetheilten Beschluß der Leipziger Universität, die **katholische Universität in Freiburg i. d. Schweiz** nicht mehr als Hochschule anzuerkennen, erfährt die „National-Ztg." aus akademischen Kreisen, daß die preußische Universitätsverwaltung diese Kantonschule überhaupt noch nicht als Universität anerkannt hat. Nur einmal sei eine Ausnahme gemacht und ein in Freiburg erworbener Doktortitel in Preußen anerkannt worden, wobei jedoch ausdrücklich betont wurde, daß dies nur ausnahmsweise zugestanden werde. Nach den jüngsten Vorgängen in Freiburg werde unsre Universitätsverwaltung weniger denn je geneigt sein, die Freiburger Universität als solche anzuerkennen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Giuseppe Rigutini und Oskar Bulle: Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 14. Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1898. — R. **Beigel**: Das Leuchtgas und seine Bedeutung als Wärmequelle für den Haushalt. Cannstatt, Voran-Verlag Henking 1898. — **Städtebilder und Landschaften.** Hggb. von Karl Geuter. Bd. 145/46: Salzkammergut; Bd. 161: Ischl; Bd. 162: Salzburg. Darmstadt, Karl P. Geuter 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 8. September. Nummer 202.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wahrheit und Dichtung in Russisch-Polen.

Von Christian Petzel.

Der dänische Literarhistoriker Georg Brandes hat kürzlich ein Buch über Polen erscheinen lassen, das den geistreichen und anziehenden Schriften des vielgelesenen, hochangesehenen Autors eine neue ebenbürtige anreiht. Dasselbe liegt nun auch in deutscher Uebersetzung vor. („Georg Brandes: Polen. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Adele Neustädter.“ Paris, Leipzig, München, Verlag von Albert Langen.)

Das Brandes'sche Werk darf vor allem das Verdienst beanspruchen, die guten und liebenswürdigen Seiten eines unglücklichen Volkes, das zwar von uns Deutschen keine Lobsprüche verdient und an seinem Verfalle die Hauptschuld seinen eigenen älteren Generationen zuzuschreiben hat, das aber doch der ehrenhaften und anerkennenswerthrn Eigenschaften nicht entbehrt, in möglichst günstiges Licht zu setzen und die menschliche Theilnahme an seinem sozialen und kulturellen Leben neu anzuregen und zu beleben. Dem skandinavischen Schöngeist ist in der russisch-polnischen Hauptstadt und auf komfortablen Edelsitzen des Weichsellandes wiederholt eine Aufnahme bereitet worden, wie sie dem wohlbegründeten Ruhme altpolnischer Gastfreiheit in glänzendster Weise entsprach, und er kann sich kaum genug darin thun, uns in poetisch verklärender Idylle die zarten Aufmerksamkeiten und geselligen Annehmlichkeiten vorzuführen, die ihm von seinen feingebildeten Wirthen, insbesondere auch von den schönen Hausfrauen, die ja dortzulande mehr als anderwärts das Regiment führen, überreichlich zutheil geworden sind. Solche Lobpreisungen dem Beglückten zu verübeln, sind wir natürlich weit entfernt; ganz im Gegentheil: die Dankbarkeit ist uns eine der lobenswerthesten Tugenden, und die Skizzen des vortrefflichen Zeichners sind schon an sich von einer Naturwahrheit, Lebensfrische und Anmuth, die unwillkürlich bestricken. Auch soll ja der Haupttheil des Werkes, die erste größere Hälfte, wie der Verfasser selbst sagt, „Beobachtungen und Erwägungen“ über die Zustände und Stimmungen von Land und Leuten wiedergeben, bei denen die feuilletonistische Causerie ihre wohlberechtigte Stelle findet. Düstere, tragische Scenen werfen, wie sich bei der Schilderung einer Gesellschaft voller beunruhigter, gestörter, vernichteter Existenzen von selbst versteht, tiefdunkle Schatten zwischen die freundlichen Lichter: der magische Reiz des gesammten Gemäldes wird dadurch nur noch verstärkt.

Im zweiten Theile des Buches nimmt das Thema einen mehr wissenschaftlichen Charakter an: der Verfasser gibt uns einen Ueberblick über „die romantische Literatur Polens im 19. Jahrhundert“. Aber auch hier, auf seinem Fachgebiete, bewahrt der dänische Literarhistoriker vorwiegend eine referirende, dem poetischen Gehalte der literarischen Schöpfungen feinfühlig und sympathisch sich anschmiegende Haltung; das kritische Richtschwert zu schwingen, das er sonst doch scharf genug zu führen weiß, lag offenbar durchaus nicht in seinem Sinne. Bewundernd versenkt er sich in Mickiewicz' gestaltenreiche Epen und ihre romantischen Verherrlichungen altpolnischen Ritterthums mit hoffnungsvollen Ausblicken in die Zukunft. Den mystisch-phantastischen Idolen, die der hochmoderne Kritiker fin de siècle so wenig gläubig annehmen kann wie andere Zeitgenossen von germanischer oder romanischer Bildung, läßt er in warmer Aneupfindung an die Ausnahmestellung, die „das Land der Kreuze und der Gräber“ unter den Völkern des Erdtheils einnimmt, ohne alle kritischen Bedenken volle Freiheit für ihre wunderlichen Gebilde angedeihen. Und er thut dies nicht bloß bei dem gläubigen Dichter des „Herrn Thaddäus“, dessen hervorragende Bedeutung unter den slavischen Poeten für die Weltliteratur ja auch Altmeister Goethe zu würdigen wußte; er verfährt ebenso bei seinem radikalen Gegner Slowacki und bei dem aristokratischen, krankhaften Visionär der „Ungöttlichen Komödie“, dem Grafen Krasinski. Den modernen Romantikern der polnischen Neuzeit vollends wendet er um so lebhafteres Mitgefühl zu, je mehr sie seinem Ideal entsprechen, demzufolge die Poesie sich den Strömungen der Zeit und des Volksthums innig anzuschließen hat.

Seit dem Verlust ihrer staatlichen Selbständigkeit haben die Polen ihre Literatur als höchstes Kleinod ihres Volksthums mit leidenschaftlicher Begeisterung gehegt und gepflegt. Wenn Hr. Brandes es unternahm, in Warschau einen Cyklus von Vorträgen über polnische Dichtkunst zu halten, konnte er deßhalb dort von vornherein des wärmsten Beifalls versichert sein. Daß er als Vortragssprache die französische wählte, erhöhte für die „Franzosen des Nordens“ den Reiz des schmeichelhaften Versuches. Zum Triumph mußte der Erfolg werden, wenn die russische Zensur dem dänischen Causeur jene brutalen und raffinirten Schwierigkeiten entgegenstellte, die so oft das wenig beneidenswerthe Kriterium halbasiatischer Vorbeugung gegen europäische Geistesbewegung bilden. Der Oberzensor ließ es denn auch daran nicht fehlen: wochenlang wurde das französische Original und die russische Uebersetzung der Vorträge vorher geprüft und zusammengestrichen, ehe das Placet erging: mehr als drei Vorträge seien ein Unterricht, also eine verbotene Frucht in einem Lande, wo nur russische Lehre erlaubt ist; schließlich mußte eine Fürsprache an höchster Stelle den ermüdenden Schikanen Einhalt thun — und die 3600 Billette waren im Nu vergriffen. Lautlos lauschend, bei denksamen Wendungen miteinander nur im Blick das Verständniß austauschend, erst am Schluß in Beifallsstürme ausbrechend, folgte die Hörerschaft im Warschauer Rathhaussaale dem fremdländischen Dolmetsch ihrer höchsten Empfindungen und Gedanken.

Wie bei seinen literarischen Vorlesungen, versteht es der Autor auch in seinen gesellschaftlichen Schilderungen ganz meisterlich, die günstigen Momente gefällig auszunutzen, die ungünstigen so mild abzutönen, daß für den Unbefangenen und minder Kundigen der sympathische Eindruck nicht verfehlt werden kann. Der poetische Däne hat etwas den Polen kongeniales in der Befähigung, den schönen Schein gewandter, anmuthiger Formen zu den schwerfälligen Schritten und zutäppischen Griffen der rohen Gewalt in grellen Gegensatz zu stellen. Das russische Regime in Warschau kommt dabei freilich so schlecht weg, daß sein Druck als despotisch, gesetzwidrig und unmenschlich empfunden werden muß. Welcher Menschenfreund sollte nicht auch einen Zustand beklagenswerth finden, wie er auf den nationalpolnischen gebildeten Klassen lastet! Was bei den großen Kulturvölkern natürlich und selbstverständlich ist: daß der Knabe und Jüngling seine wissenschaftliche Ausbildung auf nationaler Grundlage in seiner Muttersprache findet, um dann seinen praktischen Beruf zu verfolgen — hier ist es in den edleren Disciplinen fast überall verwehrt und unmöglich. Der Unterricht wird in einer Sprache ertheilt, die jedem Polen von Kindheit auf als die des Unterjochers seiner Heimath und eines Andersgläubigen verhaßt ist. Der Zutritt zu einem öffentlichen Amt, selbst wenn der Bewerber das Opfer der Bezwingung seiner nationalen Abneigung bringen wollte, ist dem Begabten und Höherstrebenden schon damit abgeschnitten, daß die Regierung keinen Polen im Lande zu einer mittleren Gehaltsstufe von mehr als 1000 Rubel aufsteigen läßt. Auf den Zusammenhang mit der Familie, mit der Heimath zu verzichten und sich aus einer Umgebung von mitteleuropäischer Zivilisation nach Archangel oder Tobolsk versetzen zu lassen, fordert doch wohl zu viel Selbstverleugnung. Die militärische Carriere zu wählen, ist für einen Polen in Rußland ausgeschlossen: als kürzlich die Gründung eines Kadettenkorps in Warschau bewilligt wurde, fiel es Niemand ein, in der künftigen Anstalt etwas anderes als ein Institut für russische Offiziers- und Beamtensöhne zu erwarten. Das einzige nicht banausische Gebiet, das einem begabten und strebsamen jungen Polen in seinem Vaterlande offen steht, ist das der Kunst und Literatur: Schauspieler, Sänger, Maler, Dichter, Zeitungsschreiber sind die Träger und Vertreter des modernen Kulturlebens in der russisch-polnischen Metropole, und die Sterne der polnischen Salons sind nicht Staatsmänner, Generale, Professoren, Richter, Verwaltungschefs, sondern meist „Sibirier“, ehemalige Revolutionäre, die ihre Freiheitsbegeisterung mit langjährigen Kerkerstrafen abgebüßt haben, die bei ihren Landsleuten als ebenso ehrende Auszeichnungen gelten, wie anderswo die Ordenssterne.

Brandes, der von den vornehmen polnischen Patrioten öfter in Gesellschaften geladen war, in denen freiere Worte fielen, als sie vor russischen Ohren hörbar sind, lehrt uns die nationalen Anschauungen kennen, die in diesen Kreisen zum prägnanten Ausdruck kommen. Resignation und Illusion halten sich hier die Waage, blutige Erfahrungen, an einzelnen Desperados immer aufs neue sich wiederholend, schließen jene fröhliche Laune aus, die in den geselligen Vereinigungen der feinen Welt sonst überall zu walten pflegt, nur der bittere Sarkasmus erzwingt ausnahmsweise ein frostiges Lächeln: herzliches Lachen hat Brandes in Warschau nie vernommen. Russisch-Polen lebt eben nur wie ein Amputirter, der ein Bein entbehren und dabei doch noch Mensch sein kann. Das Leben in Warschau ist eine Neurose, die Niemand lang aushält. Würden die Franzosen, die den Russen als nation amie et alliée so sehr zugethan sind, nur ein halbes Jahr wie die Polen unter dem Zar-Papst regiert, wo kein umgestürztes Holzkreuz ohne Bewilligung aus St. Petersburg wieder aufgerichtet, keine Versammlung abgehalten, kein Verein gebildet, keine Volksschule gegründet, der Name des Vaterlandes im Geschichtsunterricht nicht genannt, die Unterhaltung nicht in der Landessprache geführt werden darf, wo die ohne Angabe eines Grundes in der Nacht aus den Betten geholten Verdächtigen in den Räumen der Citadelle verschwinden, ohne daß ihre Angehörigen von einem Gericht etwas erfahren, nach Sibirien transportirt werden, wo der Name der Gehenkten nicht einmal gedruckt werden darf, um keine politische Reklame zu ermöglichen — die französischen Bauchrutscher, meint Brandes, würden sich bald von ihrer Russenschwärmerei belehren.

Für uns Deutsche ergibt sich dabei zu der uns aufgenöthigten Abrechnung mit dem Polenthum die werthvolle Gewißheit, daß unser Verfahren gegen die polnischen Landsleute in den preußischen Ostmarken von dem russischen System zu unserm Vortheil grundverschieden ist. Wir fordern in unsern sprachlich gemischten Ostmarken den Anschluß an Preußen-Deutschland ohne unwürdige, inhumane Gewalt zum Heil der Polen selbst, und wenn auf deutschem Kulturboden unsere polnischen Schüler Deutsch lernen müssen, so ist auch dieser Zwang für sie eine kulturelle Wohlthat. Von Despotismus, Gesetzwidrigkeit und Unmenschlichkeit, wie sie uns Brandes in zahlreichen Beispielen aufzählt, kann in Posen auch für den wahrheitliebenden Polen keine Rede sein. Der russische Grundcharakter wird nach dem polnisch informirten Gewährsmann auch durch das bescheidene Auftreten der Gardeoffiziere, durch einzelne humane Entscheidungen des Höchstkommandirenden, durch zeitweise erfolgreiche Beschwerden in St. Petersburg nicht abgeschwächt. Von allgemeinen Milderungen unter dem jungen Friedensfürsten Nikolaus II. findet sich in den bis zur Mitte des Jahrzehnts reichenden „Eindrücken“ des Beobachters keine Andeutung, und da für Rußland die polnische Frage zur entscheidenden Alternative in der Herrschaft über Osteuropa geworden, läßt sich auch kaum eine wesentliche Aenderung erwarten.

Für Realpolitik wird man freilich in dem Brandes'schen Buche nichts verwerthbares finden. Der phantasiereiche Poet will zwar die Wiederherstellung Polens als Staat nicht unbedingt voraussagen, indessen kommt er den polnischen Phantasmagorien weit entgegen. Wir sind nicht gewohnt, sagt er, Richtiges mit Scheinbarem vermengend, ein ganzes Volk in einem Streben aufgehen zu sehen, dem von allen Seiten entgegengearbeitet wird, und das gegen das historische Gesetz des Untergangs zu streiten scheint — einem Streben, das nicht nur kraft des Selbsterhaltungstriebes, sondern mehr oder weniger bewußt kraft des Grundgedankens sich bethätigt, daß das Erdenleben mit jeder schwindenden Volksindividualität ärmer und einförmiger wird — einem Streben, das deßhalb dennoch vergeblich sein könnte: nur daß der Untergang Polens nicht gleichbedeutend wäre mit dem Untergange von Assyrien und Aegypten im fernen Alterthum. Denn politisch gesprochen bedeute Polen gegenüber Rußland und Preußen Freiheit, Gerechtigkeit, Vernunft; das heißt für ihn: die Frage, ob diese Mächte siegen oder unterliegen sollen: „Polen — das ist die Frage, ob Waffenmacht oder Volkswille in der Weltgeschichte heutzutage das letzte Wort haben wird. Sollte es definitiv mit Polen aus sein, so würde dieses im Prinzip nicht weniger bedeuten, als daß es mit Europa's Freiheit und Freisinnskultur aus ist. Nach Polen würde ein unabhängiges Land nach dem andern fallen. Gewinnt jedoch die Freiheitskultur Terrain, so muß auch der Druck, der auf Polen ruht, gehoben werden und die polnische Nationalität eine Gestaltung finden, unter der sie ihr eigenes Leben führen kann. Seit hundert Jahren ist sie nun von drei Großmächten unterjocht worden, hat als Ambos gedient und, ohne zermalmt zu werden, die ungeheuren Hammerschläge ausgehalten. Es kann nicht

noch einmal so lange Zeit dauern, bis dem Hämmern Einhalt gethan oder bis diese Kultur, die einmal Westeuropa's Stolz war, auf immer vernichtet ist."

Vom tönenden Erz dieser nicht eben sehr klaren Phrasen fast betäubt, müssen wir gleichwohl dem geistvollen und phantasiereichen Historiker und Aesthetiker ganz offen bemerken, daß wir ihn als Politiker nicht ernst nehmen können, weil er es an der elementarsten Kenntniß und Kritik der realen staatlichen Kräfte vollständig fehlen läßt. Daß Preußen, heute das Deutsche Reich, einen Gegensatz gegen Freiheit, Gerechtigkeit und Vernunft bedeute, letztere Ideale aber von Polen in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft vertreten würden, bedarf für Geschichtskundige keines Gegenbeweises. Im Interesse des Autors ist nur zu bedauern, daß er sich in seinem dichterischen Gefühlsüberschwang dazu hinreißen ließ, ihm selbst wohlbekannte Thatsachen auf den Kopf zu stellen. Als wahrer Freund der Polen würde er besser gethan haben, ihren von ihm selbst eingestandenen Mangel an staatsbürgerlichem Sinn für wahre Freiheit, Gerechtigkeit und Vernunft als Hauptgrund ihres politischen Verfalls aufrichtig zu bekennen. Noch in den 60er Jahren haben sie ihren größten Staatsmann, den Marquis Wielopolski, der Russisch-Polen mit genialem Scharfblick und titanischer Energie zu autonomem Leben erheben, ihm das erobern wollte, was Brandes jetzt verspätet für Polen ersehnt — wir sind damals rechtzeitig dafür eingetreten —, in blinder Wuth verhöhnt, verfolgt und zu Tode gehetzt. Davon sollte, wer über Polen schreibt, doch etwas wissen: in Hrn. Brandes' reichhaltigem Buch findet sich davon kein Wort.

Derartige Bekenntnisse und Wahrheiten bringen freilich keine Popularität ein. Bitteren Haß, schreibt Brandes — und man wird dies sehr begreiflich finden — hegt man in Polen gegen jeden ausländischen Schriftsteller, der gelegentlich oder systematisch die Polen herabgesetzt hat. Nicht daß man Heine das bekannte Spottgedicht von den „Zwei Rittern", den wackeren Edelleuten Krapulinski und Waschlapski, übelgenommen hätte: man hat sich über den Witz des ungezogenen Lieblings der Camönen amüsirt und kennt das Gedicht auswendig; man weiß recht wohl, wie warm sich Heine an anderen Stellen für Polen ausgesprochen hat. Aber man kennt und merkt sich Freytags „Soll und Haben", das die wirthschaftlichen Untugenden der Polen scharf kennzeichnet; man hat Gewicht gelegt auf eine hingeworfene Aeußerung des jüngeren Dumas über die Polen „von allerwärts", die am Aufstand der Pariser Kommune theilgenommen, und man war seinerzeit in förmlichem Aufruhr über die von Eduard v. Hartmann in einer deutschen Wochenschrift gegebene Losung „Ausrotten" in Betreff der Polen in Preußen — eine Aeußerung, die man bekanntlich seitdem als Parole der preußisch-deutschen Politik gegen Polen wahrheitswidrig zu kultifiziren nicht aufhört. Die Polen, sagt Brandes, sind überhaupt ungemein aufmerksam auf alles, was man in Europa über sie schreibt: sich zu sehr um das zu bekümmern, was über einen gesagt wird, ist ja der gewöhnliche Begleiter der Ohnmacht; nur schade, möchten wir auf Grund eigener Erfahrung hinzusetzen, daß das ernste sachliche Wort der Mahnung und Warnung oft verkannt und dem wahren Freunde als Zeugniß von Uebelwollen mißdeutet wird. Die Propheten zu steinigen und zu tödten, statt ihrer Weissagung Gehör zu schenken, trägt eben auch heute noch dieselben Früchte wie in alten Zeiten.

Und eine zweite, weit klaffendere Lücke in Brandes' hochinteressantem Gemälde, ein mehr als ausreichender Beweis, daß in seiner Darstellung die Wahrheit nicht zu gleichem Rechte kommt wie die Dichtung, ist der völlige Mangel einer Berücksichtigung des ungeheuren Umschwungs, der sich seit mehr als einem Menschenalter in den wirthschaftlichen Verhältnissen Russisch-Polens vollzogen hat. Brandes kennt in Polen nur Adelige, Geistliche, Beamte, Literaten, Bühnenkünstler und Damen; auch die Bauern und die Bedienten kommen in seinen Schilderungen soweit zur Erscheinung und Geltung, als sie die nöthige Staffage seiner Zeichnungen aus der vornehmen Welt bilden. Seine Freunde und Gönnerinnen, ob in Warschau oder auf den ländlichen Edelsitzen, leben und weben in polnischer Geschichte und politischen Demonstrationen, in Literatur und Kunst, in Salons und herrschaftlichen Wohnungen — reiche Bankiers und Grundeigenthümer, die genußfreudigen Drohnen der menschlichen Gesellschaft. Sprächen sie nicht von Sardou und Zola, von Tolstoi und Ibsen, von Richard Wagner und Frau Modrzejewska — sie könnten ebensogut der altpolnischen Adelsrepublik angehören, wie sie uns die patriotisch-romantischen Memoirenschreiber so gern illustriren. Allein seit der Epoche des Kongreßkönigreichs, insbesondere aber seit 1851, als die Zollschranken zwischen Polen und Rußland fielen, hat sich die ökonomische und die soziale Physiognomie des ehemaligen Landes des Ackerbaues und der Naturalwirthschaft von Grund aus verändert. Es hat sich eine großartige Industrie im Innern Polens entwickelt, es sind Fabrikstädte in wahrhaft amerikanischem Wachsthum aufgeblüht, es ist ein Mittelstand, ein wohlhabendes Bürgerthum, eine kapitalkräftige Bourgeoisie herausgediehen, die heute vielfach die Szlachta sammt den Magnaten überragt. Mit Riesenschritten steigt Lodz von Hunderttausend zu Hunderttausend, und im Kampf mit Moskau, der Metropole der russischen Großindustrie, hat das polnische Manchester, auf das wir zuerst vor 40 Jahren in der Allgem. Ztg. die Aufmerksamkeit hinzulenken suchten, bis ins Herz Zentralasiens, bis China und zum Großen Ozean die Herrschaft über wichtige Gebiete des Weltmarkts errungen.

Demjenigen Polen, wie es uns Brandes schildert, ist am eigenen Leib ein Zuwachs erstanden, dessen starke Lebenskraft der politischen Ohnmacht der historisch überkommenen Gesellschaft gegenüber fast den Eindruck hervorruft, als trete hier die Wahrheit in die Erbschaft der Dichtung ein. In so glänzenden Farben uns die Vaterlandsliebe, die patriotische Sehnsucht, der hingebungsvolle Gemeinsinn, die opferwillige Thatkraft der in Reue und Buße neubelebten altpolnischen Aristokratie erscheinen mag, wie sie uns Brandes' sympathischer Genius vorführt, so verblassend tritt das schöne Bild zurück gegen die ernüchternde Wirklichkeit des thatsächlichen heutigen Zustandes des russischen Generalgouvernements Warschau, das uns ganz andere Faktoren zeigt, auf denen das prosaische Leben der Gegenwart beruht. Ein junger Doktor der Staatswissenschaften, Fräulein Rosa Luxemburg, legt davon in ihrer Dissertationsschrift: „Die industrielle Entwicklung Polens" (Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot) in gedrängter, mit wuchtigen Ziffern überzeugender Darstellung die Beweise vor. Die Geschichte und der heutige Stand der russischen Industrie, die Wirthschaftspolitik Rußlands, wie sie sich in Russisch-Polen eine neue mächtige Stütze ihrer Herrschaft herangezogen hat, bieten hier die im Brandes'schen Buche fehlende Ergänzung des poetischen, literarischen, geschichtlichen, politischen und sozialen Elements durch das realistische, ökonomische, finanzielle, wie es im Zeitalter des Verkehrs nun einmal für den Staatsbestand maßgebend geworden ist.

Die deutsche Uebersetzerin, der sich Hr. Brandes zur Vermittlung seines Polen-Buches für die deutsche Lesewelt anvertraut hat, ist dem illustren Autor in der Ausführung ihrer Aufgabe zu ihrem und seinem Nachtheil nicht genügend gerecht geworden. Die Uebersetzung leidet an sprachlichen Unbehülflichkeiten und Mängeln — glücklicherweise meist solchen, die der einsichtigere Leser selbst verbessern kann.

Wenn ein Verlag minder korrekte Manuskripte in Druck gibt, wird er gut thun, für eine genaue Korrektur zu sorgen, die die Fehler ausmerzt: unsre älteren, größeren Verleger wenden dieser Pflicht mit Recht eine Sorgfalt zu, die wir bei neueren Verlagsunternehmern mehrfach schmerzlich vermissen. Im übrigen ist das Buch hübsch ausgestattet und mit einem Bildniß des Autors in sinniger Pose geschmückt.

Ein Diplomatenkunststück aus der Zeit des Füssener Friedens 1745.

Von Mathieu Schwann.

II.

Blicken wir jetzt zurück, so werden wir Seckendorfs frühere Schreiben besser verstehen. Was bedeutete sein Antrag, eine Vermittlung Sachsens zu suchen? Nichts anderes, als daß dieser Weg damals für ihn allein offen stand. Mit Wien direkt anzuknüpfen hatte er noch kein Mittel. So schmiedete er das eine Eisen und schob ein zweites in das Feuer. Je mehr Leute er in den Glauben wiegte, ohne sie wäre das Ziel nicht zu erreichen gewesen, um so größer mußte die Fülle der Gnaden werden, die ihm von allen Seiten zuströmten.

Was bedeutete seine Nachricht, daß der Wiener Hof sich zuerst betreffs des Friedens an ihn gewendet habe? Nichts, als daß es den Münchener Hof gar nichts anging, wie der Wiener Hof dazu gekommen war. Daß ein Emissär sich einfach auf Befehl und nach dem Gutdünken Seckendorfs bald bayerisch, bald österreichisch verkleiden konnte, war eben sein Geheimniß. Für ihn war es genug, daß man in Bayern und Oesterreich an Aussöhnung dachte, um ihn dazu zu treiben, einen Weg ausfindig zu machen. Aber schnell mußte gehandelt werden, sonst kam ein anderer Vermittler, wie etwa jener v. Looß oder Droste, oder Kesselstadt.

Was bedeutete ferner sein Erstaunen, daß man ihn von Wien ins Vertrauen ziehe, daß man sich gerade an ihn wendete? Das bedeutete Sand in die Augen der Münchener Diplomaten. In Wien wollte man von dem Feldmarschall nichts wissen, auch später mißtraute man ihm noch. Und auch in München vertraute man ihm keineswegs so ganz. Dieses Vertrauen in München zu stärken, kam nun das scheinbare Vertrauen Wiens sehr gelegen, und umgekehrt empfahl ihn das gestärkte Vertrauen des Kurfürsten nun in Wien. Er zeigte dem österreichischen Hofe ruhig an, daß er vom Kurfürsten beauftragt sei, diese Sache zu machen. Es wäre eine Unhöflichkeit gegen den Kurfürsten gewesen, hätte der Wiener Hof nun den Feldmarschall als Unterhändler zurückgewiesen.

Das genügt uns nicht. Wir müssen noch klarer sehen, denn in jener Antwort, welche der „österreichische" Emissär mit nach Wien nahm, steht nicht alles, was Arneth [1] berichtet. Arneth sagt: „Als Veranlassung dazu (zu dem vom bayerischen Hofe unter Seckendorfs Führung gemachten Schritte) gab Seckendorf mit ziemlicher Offenheit den schlechten Zustand der französischen Streitkräfte in Bayern und den geringen Beistand an, den man sich dort von ihnen versprach." Davon enthielt die Antwort, welche der Feldmarschall nach München schickte, nichts. Im Gegentheil, dort war davon die Rede, daß man in Bayern nicht das geringste Mißtrauen in die Beständigkeit der Alliirten setzte, indem dieselben außer den mündlichen und schriftlichen Versicherungen täglich reelle Proben von ihrer Hülfe gäben. Ferner wies man auf die starken Armeen hin, die demnächst nach dem Versprechen Frankreichs in Bayern und an der Donau ankommen würden. Die Begründung der Friedenssehnsucht in München, welche Arneth anführt, muß also einer anderen Seckendorf'schen Quelle entstammen, das heißt Seckendorf sprach mit zwei Zungen: in München bayerisch, in Wien österreichisch. Warum auch nicht? Er wollte ja nur den Frieden, die einzige Rettung für Bayern. „Enfin: nulla salus bello!" hatte er an Praidlohn geschrieben.

In München geriethen die auswärtigen Gesandten in Unruhe über die Ankunft des Grafen Looß. Zudem wußten sie von der geheimen Korrespondenz mit Kurköln. Der kölnische Kurfürst beabsichtigte demnächst nach Mergentheim zu gehen, um München näher zu sein. Er begehrte, alles zu wissen und obendrein, daß man sich ohne sein Vorwissen in nichts einlasse. Der kurkölnische Obristhofmeister v. Hohenzollern äußerte dem Baron v. Ingenheim gegenüber, daß man in Wien nicht nur beabsichtige, die kurbayerischen Lande zurückzugeben, sondern sich auch noch zu weiterer Landabtretung verstehen wolle; dann verlange die Königin von Ungarn einen dritten Ort zu wissen, an welchem einer ihrer Minister mit einem bayerischen Bevollmächtigten zusammenkommen könnte, um den Frieden zustande zu bringen. Ingenheim erwiderte darauf, daß man damit sehr vorsichtig sein müsse und bei den gegenwärtigen Umständen keinen Stuhl verlassen dürfe, bevor man nicht einen andern zum Niedersitzen habe. Damit wurde Kurköln einstweilen abgefertigt, allein wenn erst der Baron v. Droste ankäme, fürchtete Praidlohn, werde man sich in München und Wien wohl versehen müssen, damit von der geheimen Negoziation nichts auskomme.

Indessen verfaßte man in München die Instruktion für Fürstenberg, erwartete aber zugleich das Projekt, welches Seckendorf zu unterbreiten beabsichtigte. Chavigny und Genossen gaben sich natürlich alle Mühe, den Eindruck, welchen der Rückzug der Franzosen hervorrief, zu verwischen; sie suchten alles hervor, um dem Kurfürsten Muth zu machen. Der Graf v. Segur kam eigens nach München, um den dortigen Hof glauben zu machen, daß Monsieur de Putanges aus Schwaben aufgebrochen sei, allein Praidlohn war schon nicht mehr zu überzeugen. Er hielt dafür, daß alle Vertröstungen nur auf ein eitles Amusement hinausliefen. Und wie die Verbündeten lockten, so unterhielten die auswärtigen Minister einen Vigilanzdienst, um dahinter zu kommen, ob und was im Gange sei? Fürstenberg ging deßhalb auch nicht nach Adelshausen, wie Seckendorf vorgeschlagen hatte, sondern direkt nach Augsburg, wo er sich ohne Verdacht einige Tage aufhalten könnte, während alle Orte zwischen München und Augsburg „unfehlbar verkundschaftet und ausspionirt" worden wären, wenn die auswärtigen Gesandten erfahren hätten, daß Fürstenberg sich mit Seckendorf in loco tertio treffen wollte.

So wurde Seckendorf von allem unterrichtet, auch davon, daß Hr. v. Looß sich nur ganz allgemein über die

---

[1] III, S. 15. — Eine Bemerkung sei hier gestattet, die beweisen wird, wie sehr dieser Mann zu täuschen vermochte. Als ich seine fortwährenden Sprüche von Gottes Hülfe und göttlicher Providenz zuerst las, glaubte ich, daß sie durchaus redlich gemeint seien. Nun aber wollte er mir auch noch angeben, Gott habe ihm auch diese Wege noch ohne sein Zuthun gewiesen, und da wurde ich zuerst argwöhnisch. Immerhin hielt ich noch an einer gewissen Ehrlichkeit des Mannes fest, bis mir dann die Wiener Archive den nicht abzuleugnenden Beweis brachten, daß der Feldmarschall — nicht bestochen worden war, bewahre, dafür war der Mann viel zu schlau — seine Rechnung von Anfang an so angelegt hatte, daß ihm der gewisse Lohn kaum entgehen konnte. Nicht vorher, sondern nachher wurde er für seine Hülfe bezahlt, und zwar erfolgte die Bezahlung unter der von Friedrich II. angegebenen Form, wenn auch die Summe selbst lange nicht so hoch war, denn in Wien lagen damals die Hunderttausend Gulden auch nicht auf der Straße. Und verrathen hat Seckendorf das Interesse Bayerns ebensowenig. Dieses Interesse kannte er kaum, dafür aber das seinige. Er lieferte das Interesse Bayerns nur dem Fürsten v. Fürstenberg aus, der ein Geschöpf nach seinem Geschmacke war. Daher dieser schmachvolle Friede!

Neigung des Wiener Hofes zum Frieden geäußert habe. Dabei habe er die „gute Disposition“ des sächsischen Hofes erwähnt, zum Frieden mithelfen zu wollen. Ebenso vermuthete Praidlohn, daß auch Mainz an das Friedenswerk Hand anlegen wolle.[1])

An demselben Tage fragte Praidlohn bei Fürstenberg an, wer der geheime Emissär des Wiener Hofes gewesen sei, und wie er sich betreffs seiner Vorschläge und seines Auftrags legitimirt habe.[2]) Seckendorf schwieg sich darüber redlich aus.

Am 3. März schickte Praidlohn an Seckendorf die verlangten Papiere über die Hanauer Verhandlungen und bestätigte wieder, daß v. Looß über die Art, wie der Wiener Hof gedächte, zum Frieden zu kommen, sich nur in den allgemeinsten Wendungen ergangen habe.[3]) Seckendorf konnte das nur angenehm sein; er hatte den Vorsprung gewonnen.

Ganz obenhin theilte Seckendorf am gleichen Tage mit, daß er über Stuttgart Nachricht erhalten habe, Preußen sei zum Frieden geneigt, sofern der Wiener Hof dem Kurfürsten von Bayern eine Konvenienz verschaffen und wegen Schlesiens alles auf dem vorigen Fuß belassen wolle. Dann habe er erfahren, Fürstenberg hätte in Memmingen verlauten lassen, daß die Konvention zwischen dem Wiener und Münchener Hof so gut wie geschlossen sei. Er wolle nimmermehr hoffen, daß der Herr so voreilig geredet habe.[4])

Am 4. März war Seckendorfs Instruktionsentwurf fertig. Mit einem Begleitschreiben sendete er ihn an Praidlohn. Man müsse, wenn Fürstenberg dergleichen Geschäfte noch nicht betrieben habe, demselben weitläufig die Ursachen anführen, warum man mit Recht dieses oder jenes verlange, indem bei dergleichen Traktaten allzeit erlaubt sei, „ohngeschämt zu fordern“, dem Gegentheil aber freistehe, „mit gleicher Ohngeschämtheit wiederum die Petita abzuschlagen“. Es komme jetzt auf Rettung vor gänzlichem Ruin an, und rathe er nur, die Konditionen, wenn sie nur ein klein wenig besser seien als die Hanauer, nicht zu verwerfen. In 8—10 Tagen könne Antwort zurück sein, deßhalb gehe er anfangs nächster Woche auf 3—4 Tage nach Ansbach, um das Geheimniß besser zu wahren, von wo aus er Fürstenberg unverzüglich den Ort der Zusammenkunft angeben werde. Aus seinem gestrigen Schreiben werde man ersehen haben, daß es gar leicht wäre, den König von Preußen in Bayerns Absichten hineinzubringen, wenn man in Wien nur wolle. Wäre die Sache erst halb richtig, könne man den Kurfürsten von Köln mit ins Geheimniß ziehen; „dergleichen gesinnten Herrn muß man hernach weiß machen, sie hätten das meiste dabei gethan“. Er wolle fast versichern, daß der Herr v. Looß nichts reelles anzubringen habe, und wenn er mit Propositionen hervorrücke, würden sie nicht weiter als auf die Restitution der kurbayerischen Lande gehen; in Wien selbst sei man ja der Ansicht, ohne Vermittelung weiter zu kommen, also sei zu vermuthen, daß man Looß in Wien generalibus abgefertigt habe.[5])

Das Schreiben des Kalkulators ist einer genaueren Besichtigung werth. Seckendorf begann sich sicherer zu fühlen, und so ging er mit der Sprache offener heraus. Fürstenberg, dessen Inferiorität er kannte, mußte beigebracht werden, daß er unverschämt fordern dürfe. Das sei ja gebräuchlich bei solchen Traktaten. Zugleich aber enthält diese Anweisung die Andeutung, daß eben nicht alles, was man fordere, würde bewilligt werden. Von den „Konditionen“ weiß oder ahnt Seckendorf, daß sie möglichst schlecht sein werden, doch thut er zugleich so, als ob er voraussetze, daß sie, wenn auch nur ein klein wenig, besser sein würden, als die Hanauer Bedingungen. Ein neuer Gedanke stieg ihm in diesen Tagen auf, und er kann ihn schon nicht mehr ganz zurückhalten: Wie, wenn man Preußen einschlöße in den Frieden? Aber da heißt es, Vorsicht walten lassen. Ganz oberflächlich wird der Gedanke gestreift. Vielleicht kann man von München aus in Wien einmal anklopfen. Dann fällt das Mißtrauen des Wiener Hofes nicht auf Seckendorf, den man, wie er wohl weiß, ohnehin in preußischem Verdacht hatte. Mit Geringschätzung spricht der Feldmarschall von dem etwaigen Anerbieten einer Restitution der kurbayerischen Lande, welches v. Looß vielleicht machen könne. Hatte er denn so viel mehr anzubieten?

Seine für Fürstenberg ersonnene Instruktion belehrt darüber, was er denkt oder — zu denken vorgibt. Bei der Zusammenkunft muß der österreichische Gesandte die Eröffnung machen. Sollte diese nicht weiter als auf Restitution der Erbländer gehen, so könne man das wohl ad referendum nehmen, müsse aber zugleich erklären, daß die Verhandlung, wenn man nicht mehr biete, fruchtlos ablaufen werde, da man die rechtmäßigen Ansprüche auf die österreichische Succession nicht so ohne weiteres fahren lassen dürfe noch könne. Biete dann der österreichische Gesandte die gesammten vorderösterreichischen Lande an, so könne auch dies nicht als genügende Entschädigung für den vollen Verzicht auf alle übrigen Prätensionen angesehen werden, sondern es solle dann Fürstenberg, als wenn solches sein Gedanken wäre, die Abtretung des Herzogthums Limburg und des Restes von Geldern in Vorschlag bringen. Grenzstreitigkeiten in Oberpfalz und Böhmen, das Commercium und der Salzhandel in Böhmen seien zu vergleichen und sicher zu stellen. Wäre außer den vorderösterreichischen Landen nichts weiter an Land und Leuten zu hoffen, solle man auf eine Entschädigung mit einigen Millionen antragen; dann Generalamnestie, namentlich für die böhmischen Vasallen, Freilassung aller Gefangenen, Restitution aller Artillerie, Räumung aller festen Plätze, wie Ingolstadt, Braunau, Schärding im gegenwärtigen Zustand, Einstellung aller Kontributionen sofort nach unterzeichneten Präliminarien. Zu alledem wird dem Kurfürsten die Zeit von 4 Wochen bewilligt, seine Auxiliartruppen, ohne daß sie von den Oesterreichern belästigt werden dürfen, außer Landes zu führen. Nach Unterzeichnung der Präliminarien räumen die österreichischen Truppen das platte Land und, sobald die Auxiliartruppen sich in Marsch setzen, die festen Plätze. Die im kaiserlichen Solde gestandenen pfälzischen und hessischen Truppen sowie deren Souveräne sind in die Präliminarien mit eingeschlossen, während es den Königen von Preußen und Frankreich freistehen soll, ganz oder theilweise denselben beizutreten; man hoffe andrerseits ebenso, daß die Verbündeten Oesterreichs keine Schwierigkeiten machen werden. Zum Schluß verlangte Seckendorf noch eine monatliche Unterstützung während vier voller Jahre mit 100,000 Gulden und Anerkennung des verstorbenen Kaisers.

Es ist nur gut, daß Seckendorf seine Forderungen selbst „ohngeschämt“ nannte, denn sie waren es, wenn man die damaligen Verhältnisse Bayerns in Betracht zieht, wenn sie auch selbst nur einen Bruchtheil der Erwartungen und Hoffnungen ausmachten, welche Karl VII. einst gehegt, und mit denen er diesen Krieg unternommen hatte.

Aber eine andere Frage taucht hier für uns auf: Glaubte Seckendorf selbst an die Verwirklichung dieser Forderungen oder auch nur eines Theils derselben, die über die Restitution des Landes hinausgingen? — Nein!

[1]) B. g. St.-A. I. Nr. 22. München, 2. März.
[2]) B. g. St.-A. I. Nr. 23.
[3]) B. g. St.-A. I. Nr. 24.
[4]) B. g. St.-A. I. Nr. 25. Augsburg, 3. März.
[5]) B. g. St.-A. I. Nr. 26. Augsburg, 4. März.

Denn sein ganzer Entwurf ist mit Vorbehalten und Hoffnungen durchsetzt, die deutlich zeigen, was er denkt. So heißt es wörtlich: Wenn das österreichische Anerbieten nicht weiter als auf Restitution gehe, solle man das ad referendum nehmen, aber dabei die Erklärung abgeben, die Verhandlungen würden alsdann fruchtlos verlaufen. „Man muß hoffen, der Gevollmächtigte werde sich alsdann raisonnabler erklären und wenigstens in commissis haben, die gesammten vorderösterreichischen Lande anzutragen.“ Man muß hoffen! Und wieder zum Schluß: „Sobald diese Präliminarien zur Ratifikation kommen, wird hoffentlich kein weiterer Anstand in Wien sein, die letzt verstorbene kaiserliche Majestät als unanimiter erwählten römischen Kaiser nun post mortem zu erkennen, dahingegen Seine Kurfürstliche Durchlaucht hinwiederum wegen der nach Wien zu gebenden Titulationen sich willig werden finden lassen.“ — Hoffentlich!

Noch ein Punkt erweckt unsre Aufmerksamkeit: Seckendorf verlangt monatliche Subsidien 4 Jahre hindurch. Wie motivirt er das? „Da bekannt, daß die kurbayerischen Lande dergestalt von Freund und Feind ruinirt worden, daß in 20 Jahren Ihro Kurfürstliche Durchlaucht die Revenuen zur Erhaltung Ihres Staats und er zur Sicherheit des Reichs und Dero eigenen Lands zu haltenden Miliz nicht zu hoffen haben,“ so verspricht man von Seiten Oesterreichs die bezeichnete monatliche Unterstützung.

Also der Hofstaat und die Miliz sollten erhalten werden mit diesen Subsidien. Sollte diese Miliz dann vielleicht auch thatsächliche Verwendung finden? Und wenn, so ist es klar, in welchem Sinne: gegen die bisherigen Verbündeten Bayerns. Dachte Seckendorf nicht schon damals an das, was er später that, als er die bayerische Armee neu zu organisiren begann, um sie Oesterreich gegen seine Feinde zur Verfügung zu stellen? Hätte er nicht daran gedacht, so würde er unbedingte Neutralität für Bayern verlangt haben. Aber davon findet sich in seiner Instruktion kein Wort.

Schritt für Schritt hatte sich Seckendorf der Führung dieses Friedensgeschäftes bemächtigt. Seine Forderungen waren nur reelle. Die einzig ideelle Forderung, die posthume Anerkennung des Kaisers, ist nur noch so ganz am Schluß angehängt. Aber hier dürfen wir doch nicht übersehen, daß selbst der Standpunkt dessen, der ihm am weitesten entgegenkam, des Vizekanzlers Praidlohn, von dem Seckendorfs durchaus verschieden war. Manchmal klingt es aus seinem Schreiben wie leise Ablehnung oder Opposition; so an der Stelle, wo Seckendorf sich den Befehl erbat, im kurfürstlichem Interesse in Augsburg verweilen zu sollen; so bei der Frage betreffs der Instruktion für Fürstenberg, wo der Vizekanzler auf das Anerbieten des Feldmarschalls erwiderte, man habe schon selbst eine Instruktion entworfen. Den Stoß zu mildern, fügte er hinzu, man erwarte jedoch nichtsdestoweniger den Entwurf Seckendorfs. Noch deutlicher tritt dieser verschiedene Standpunkt hervor, verweilen wir noch einen Augenblick bei der Grundidee des Seckendorf'schen Entwurfes. Was wollte er? Nur Reelles, Praktisches: Länderabtretung, Restitution alles Kriegsmaterials, Geld, Geld, da und dort. Der Punkt der Ehre, für das Vorgehen Karls VII. eine gewisse Rechtfertigung und theilweise Anerkennung zu gewinnen, war ihm Nebensache. Er dachte wohl daran, aber nur so nebenher. Sollte man wohl in München diesen Standpunkt theilen? Dort, wo noch des Kaisers Wittwe lebte, wo der Sohn dieses Kaisers den Kurfürstenhut trug? Gewiß nicht: Bereits in einem Schreiben vom 7. März[1]) betonte Praidlohn seine Anschauung energischer. Er theilte Seckendorf mit, daß er vernommen habe, der König von Preußen wolle auf folgende drei Punkte hin mit dem Wiener Hofe abschließen, wenn man nämlich:

1. ihm genugsame Sicherheit für seine Erb- und eroberten Länder verschaffe,
2. den Kurfürsten von Bayern vollständig restituire,
3. die Ansprüche desselben auf die österreichische Succession einer rechtlichen und amicablen Entscheidung unterwerfe.

„Wenn diese drei Punkte,“ fügte Praidlohn hinzu, „einen unabsonderlichen Zusammenhang haben, und hiebei auch die übrigen hohen Alliirten eingeschlossen werden, so könnte man hierwider nichts einwenden; sollte aber der letzte Punkt von den übrigen allenfalls separirt werden wollen, so würde selber wohl ad calendas graecas verwiesen werden und uns inzwischen das leere Nachsehen verbleiben.“

Also dieser letzte Punkt, die Entscheidung über die Ansprüche des Kaisers auf die österreichische Erbschaft, war für Praidlohn gewissermaßen conditio sine qua non. Darin schied er sich von Seckendorf, und ein prinzipielles Gefühl waltete hier scharf trennend zwischen den Beiden ob. Aber Praidlohns Gefühle, welche deutlich die noch weit höher gespannten Erwartungen des Kurfürsten und der Kaiserin widerspiegeln, konnten nur, wie sie durch Hoffnungen gestärkt worden wären, durch Untergrabung aller Hoffnungen zur Resignation gestimmt werden. Und an der Beschneidung aller Hoffnungen ließ es Seckendorf nicht fehlen. Er wußte es dahin bringen, daß man in München alle Hoffnung nur noch in ihn setzte, aber zugleich beugte er dem vor, daß die Erwartungen zu hoch gespannt wurden.

So theilte er mit, daß Graf Brühl ihm am 27. Februar geschrieben habe, man hoffe in Dresden, der junge Kurfürst werde den heilsamen Rathschlägen Sachsens folgen, zu deren Uebermittelung Graf Loop abgeordnet sei. Eine andere Nachricht bestätige ihm, daß man in Wien gesonnen sei, Bayern eine raisonnable Satisfaktion zu geben, und daß selbst England und Holland zu diesem Zwecke in ihren Beutel greifen würden. An Fürstenberg habe er geschrieben, daß er sich Ende nächster Woche nach Augsburg begeben solle, denn bis dahin hoffe er mit weiteren Nachrichten von Ansbach zurück zu sein. „Herr Graf v. Törring athmete in einem Briefe, den er mir gestern geschrieben hat, nichts wie Krieg und Schlacht. Vana sine viribus ira!“ Törring meine, die Ruhe der Oesterreicher in ihren Quartieren rühre daher, daß sie außer stande seien, Bayern Uebles zu thun. Praidlohn möge sich aber nur der von Oesterreich gegebenen Versicherungen erinnern, die Ruhe zu erhalten, solange Aussicht auf eine Verständigung bestehe. Ihm sei das ein Beweis, daß man in Oesterreich einen Vergleich wünsche.

Die Nachricht über Törring ist aber gleichfalls ein Beweis, daß man in seinen Kreisen immer noch an keinen Frieden dachte und denken wollte. Am 7. März fand bei Hofe eine lange Unterredung mit dem Grafen v. Segur statt zu dem Zwecke, die Mittel ausfindig zu machen, wie man die Armee unterhalten könne. Mit den Lieferungen für die Magazine ging es immer schlechter; schon gebrach es vielfach an dem täglichen Unterhalt, und die Frage war, wie man im kommenden Monat April werde bestehen können?[1])

Und sofort hatte Seckendorf wieder sein Schlagwort bei der Hand: wegen Abgangs der Subsistance hätten ja alle seine schon zu Vilshofen gemachten Remonstrationen keinen ingress gefunden, und vielleicht wären die Herren Franzosen froh, dadurch einen Vorwand gefunden zu haben, „rückwärts und defensive“ zu agiren. Die Betonung, daß

[1]) B. g. St.-A. I. Nr. 28.

[1]) B. g. St.-A. I, Nr. 28. München, 7. März.

er als ein ehrlicher Mann rede, findet Seckendorf hier am Platze, wo er abermals seinen alten Wahlspruch in die Waagschale wirft: „Kommen wir nicht zum Frieden, so ist Bayern zum drittenmale verloren.“ Warum wieder diese Trauermusik? Nun, Praidlohn hatte am Tage zuvor wieder gemeint, Bayern würde in künftiger Kampagne schlechte Progresse machen, wenn die Franzosen sich nicht mit mehr Ernst ans Werk begäben.[1])

Künftige Kampagne? Und gar Progresse, wenn auch schlechte? Diese Gedanken waren für Seckendorf abgethan, denn hätte man sich in München von ihnen gefangen nehmen lassen, wohin wäre sein Werk gekommen? — Ja, aber mußte man nicht wenigstens an bessere Rüstung denken, wollte man einen auch nur einigermaßen befriedigenden Vergleich schließen? Mit einer bereits vollends in den letzten Zügen liegenden Macht vergleicht man sich doch nicht mehr zugunsten dieser Macht. Hieß es also nicht Bayern verrathen, wenn man so sein Interesse außer acht setzte, wie es Seckendorf augenscheinlich that? Er, der pathetisch schrieb: „Ich ersterbe ein treuer Diener vom Haus und das wird sich zeigen!“ Nein, ein Verräther war Seckendorf nicht. Aber gelangte Oesterreich zu einem vortheilhaften Frieden durch ihn, welche Aussicht!

Bei anderer Gelegenheit hoffe ich die aktenmäßige Darstellung der Füssener Friedensverhandlungen vollenden zu können. Wohin der Weg führt — wir sehen es. Seckendorf hatte die volle Leitung gewonnen, und daß ich seinen Charakter nicht zu dunkel gezeichnet, wird sich in der Folge noch mehr ergeben, als bisher.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Gletscher der Alpen. Von **John Tyndall.** Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Vorwort von **Gustav Wiedemann.** Braunschweig. Vieweg u. Sohn 1898. — Wenn ein Buch naturwissenschaftlichen Inhalts nahezu 40 Jahre nach seinem ersten Erscheinen nun doch noch ins Deutsche übersetzt wird und nicht nur geschichtliches, sondern aktuelles Interesse beanspruchen darf, so kann dies als charakteristisch für die gegenwärtige Zeitströmung gelten. Das Wiedererwachen des Interesses nicht nur der Gelehrten, sondern im Anschluß an dieselben auch weiterer Bildungskreise für die Gletscherforschung läßt zunächst erkennen, daß neben oder zwischen den eigentlichen Wissenschaftsgebieten, welche sich einer regelmäßigen — fast möchte man sagen offiziell anerkannten — Bebauung erfreuen, sich noch Gebiete kleineren Umfangs befinden, deren unregelmäßige Bebauung von den jeweiligen Zeitströmungen oder, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, von einer Art Wissenschaftsmode abhängt. Die Zuwendung wissenschaftlicher Arbeit von Seiten führender Geister — sei es auch nur auf Grund eines Liebhaber-, Ferien- bezw. Erholungsinteresses neben ihrem offiziellem Forschungsgebiet — pflegt dann auch ein Aufflammen des allgemeinen Interesses zur Folge zu haben. Es bedurfte aber nicht erst der erfolgreichen Eisfahrten eines Nansen, um ein periodisches Wiederanwachsen des weiteren Interesses für die Erforschung der Eisregionen und aller ihrer Erscheinungen bei uns hervorzurufen; die stetig wachsende Zahl der Jünger des Alpinismus, welche in der werkthätigen Ausübung desselben ihren Gesundbrunnen erkannt haben, hat in Verbindung mit der Erkenntniß der bedeutenden geologischen Rolle der Eiszeiten die Ausbreitung des Interesses für die Gletscher als die fesselndsten Erscheinungen des Hochgebirges verursacht.

Die Uebersetzung des Tyndall'schen Werkes ist daher schon aus dem Grunde zu begrüßen, weil hiedurch der Anschluß an die Forschungsergebnisse der vorausgegangenen Periode erleichtert wird. Diese erhalten in den Ausführungen des später durch seine Klarheit der Schriften aus allen Gebieten der Experimentalphysik berühmt gewordenen Forschers eine schätzenswerthe Zusammenfassung und werden jedem naturwissenschaftlich Gebildeten leicht zugänglich gemacht werden.

Tyndall, welcher nach Rendu, Agassiz, Huxley, Forbes u. A. im vorliegenden Werke als einer der Letzten jener Periode die Erklärung der augenfälligsten Gletschererscheinungen zu einem gewissen befriedigenden Abschluß brachte, bereitet dem Leser nicht nur die Klarheit seiner Darstellungsweise, sondern auch durch die aus seinen Schriften, hier vielleicht stärker als anderswo, herausleuchtende rein menschliche Liebenswürdigkeit einen Genuß. Sogleich an dieser Stelle sei auch erwähnt, daß die im Gegensatz zu vielen seiner Landsleute nach Kräften zum Ausdruck gebrachte Anerkennung und Hervorhebung der Leistungen von Forschern anderer Nationen wohlthuend berührt.

Als geschickt muß die Trennung des Buches in zwei Theile, zunächst den mehr touristischen und hieran anschließend den wissenschaftlichen Theil, d. i. die im guten Sinn gemeinverständliche Darstellung der Forschungsergebnisse, gelten. Die Aneinanderreihung der einzelnen Aufsätze des zweiten Theils wird vielleicht manchen deutschen Leser eine ihm durch Schulung gewohnte hinreichende Systematik vermissen lassen, doch ist dieser bei Engländern und Amerikanern sich öfter findende Mangel hier mehr äußerlich als innerlich vorhanden und wird außerdem durch den für den Leser wichtigen Vorzug größerer Frische ausgewogen. Andrerseits dürfte der erste Theil Manchem, der die moderne Darstellung alpiner Fahrten, wie sie sich z. B. bei Lammer, Wundt u. A. findet, gewohnt ist, etwas zu schlicht erscheinen, aber die Wirkung dieser infolge Einschränkung psychischer Detailmalerei gegenwärtig vielleicht etwas altväterisch erscheinenden Einfachheit der Beschreibung auch theilweise offenbar recht kritischer Situationen, wie bei den Montblanc- und Monte Rosa-Besteigungen, wirkt schließlich durch ihre Unmittelbarkeit des Ausdrucks für den Kundigen doch um so nachhaltiger, so daß er gern wieder zu ihr zurückkehrt, um seine Phantasie anregen zu lassen.

An Aeußerlichkeiten wäre bei der vorliegenden Ausgabe, die als eine fließende Uebersetzung gelten kann, zu erwähnen, daß die Umrechnung der englischen in deutsche Maße zwar dankenswerth ist, daß aber an einigen Stellen, wo im Original offenbar die unbestimmte Angabe „mehrere tausend Fuß“ sich findet, der einfache Ersatz von Fuß durch Meter nicht recht angängig ist, will man dem Vorwurf der Uebertreibung entgehen. Für viele Leser wäre es ferner eine willkommene Beigabe zu den Beschreibungen des ersten Theils, wenn ein Spezialkärtchen der Montblanc-, Monte Rosa- und Jungfraugruppe beigegeben würde, wie es etwa die besseren der Reisehandbücher enthalten.

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß bei den mehrfachen Berührungspunkten der Gletscherkunde mit anderen Wissenschaften natürlich keine erschöpfende Behandlung im vorliegenden Werke erwartet werden kann. Neben der physikalischen Seite bietet die meteorologisch-klimatologische, die geologisch-geographische, ja, wie die neueste treffliche Arbeit von S. Finsterwalder (vgl. Der Vernagtferner. Wissenschaftliche Ergänzungshefte zur Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins 1897) zeigt, die mathematisch-physikalische Seite bei den Bewegungsgesetzen der Eisströme noch Anregungspunkte und Fragen die Fülle. In verschiedenen Punkten, so z. B. im letztgenannten Werk in der Theorie des stationären Gletschers, in der Frage der Moränenbildung, hat die Gletscherkunde neuerdings erhebliche Fortschritte zu verzeichnen. Immerhin wird das Tyndall'sche Werk seinen Werth als anregende Lektüre stets bewahren und kann Jedem empfohlen werden, welcher der Alpinistik und Gletscherforschung nicht ohne Interesse gegenübersteht.

Dr. C. Heinke.

---

[1]) B. g. St.-A. I, Nr. 29. Augsburg, 8. März. Dieses Schreiben ist auch in anderer Beziehung interessant, da aus Absicht oder unbewußt die ersten hauptsächlichen Angaben völlig in Dunkel gehüllt sind. Es beginnt nämlich: „Es langet sogleich, da Ich in procinctu stehe abzureisen, Euer Excellenz geehrtestes vom 7. bei Mir an. Die 3 puncten haben sicher nicht ihre Richtigkeit....“ (Die drei Punkte nämlich in Praidlohns Schreiben, auf welche hin Preußen den Frieden mit Wien wollte.) Dabei liegt nun folgender Zettel: „Nota humillima: Da dieses den Augenblick vor der Abreiß eilend dictirt und von einem geschrieben worden, der nicht weiß wovon, so stellet er unterthänig dahin, ob es in der 3. Zeile heißen müsse sicher nicht oder sicherlich.“

H. S. **Geographische Ergebnisse der Expedition des Marquis de Bonchamps.** Seitdem der holländische Reisende J. M. Schuver im Jahre 1881 vom Blauen Nil her südwärts bis in die Nähe des oberen Sobat gekommen war, dauerte es volle 15 Jahre, bis wieder ein Europäer in jene terra incognita eindrang, die sich in einer Flächenausdehnung von der vierfachen Größe Bayerns zwischen dem oberen Weißen Nil, Abessynien und dem Rudolf-See bis in die Nähe des Victoria Nyansa erstreckt. Es blieb erst 1896 bis 1897 dem italienischen Kapitän Bòttego vorbehalten, hier wieder eine Kartenlücke von erheblichem Umfang auszufüllen. Er kam vom Rudolf-See her und kreuzte, von Süd nach Nord marschirend, alle Quellflüsse des Sobat, bis er März 1897 in Gabo (9. Grad n. Br.) ein gewaltsames Ende fand. Das Gebiet am oberen Sobat bis an die Westabhänge Abessyniens heran war somit nicht mehr völlig unbekannt, obwohl die ausführlichen Karten Bòttego's, die in Sicherheit gelangten, noch ausstehen. Wie jetzt bekannt wird, ist es dem Marquis de Bonchamps 1897/98 gelungen, zweimal das von Bòttego von Süd nach Nord gekreuzte Gebiet in ostwestlicher Richtung zu durchziehen. Die mehr politischen Ziele des Marquis — die Vereinigung mit seinem vom Ubangi her wirkenden Landsmann Marchand in Faschoda am Weißen Nil — sind, wie bekannt sein dürfte, gescheitert; er hat aber ganz hübsche geographische Resultate erzielt, die man mit Dank begrüßen wird. Soweit die letzthin bekannt gewordenen, nicht sehr klaren Mittheilungen darüber Aufschluß geben, ist Bonchamps' wesentliches Ergebniß die Aufnahme des ganzen oberen Sobat von seinen Ursprüngen am Westrande Abessyniens bis zu der ehemaligen ägyptischen Station Nasser, wo ungefähr Junkers vortreffliche Kartirung endet. Bei Gambela dürfte Bonchamps die Route Bòttego's gekreuzt haben. Der Ort liegt an einem von Bòttego Upeno genannten Quellfluß des Sobat, der oberhalb Nasser sich mit dem weit aus dem Süden kommenden Djuba vereinigt. Es scheint nun, daß der Upeno Bòttego's der eigentliche Oberlauf des Sobat ist, da der Djuba nach Bonchamps Mittheilung etwa viermal schmäler sein soll, als der Sobat-Upeno. Nachdem Marquis de Bonchamps zum Rückzug genöthigt war, gedachte er den Djuba aufwärts zu verfolgen und auch den südlichen Theil des Sobatquellengebiets näher zu untersuchen; er wurde jedoch durch ungeheure Sümpfe daran gehindert. Diese Sümpfe wie den Oberlauf des Djuba und das ganze Flußsystem des wasserreichen Landes mit dem See Toto finden wir übrigens bereits auf der dürftigen Kartenskizze verzeichnet, die bisher Bòttego's Resultate veranschaulicht; Bonchamps hätte diese also nur ergänzen können. Daß er genauer über die Ergebnisse seines Vorgängers unterrichtet gewesen, ist nicht wahrscheinlich, obwohl er ja öfter dessen Spuren begegnet sein muß. Alles in allem darf man sich von Bonchamps werthvolle Beiträge zur Kunde und Karte dieser Theile Afrika's versprechen, und jene Beiträge werden sich als um so wichtiger erweisen, nachdem es möglich sein wird, sie mit den Aufnahmen und eingehenden Berichten Bòttego's zu vergleichen. Das Resultat wird eine gute Kenntniß des Sobatgebiets sein, das bis vor kurzem zu den unzugänglichsten Gegenden des dunklen Welttheils gerechnet werden mußte.

T. **Eine für die Eisenverarbeitung hochbedeutsame Erfindung,** die in gewissem Umfange sogar eine Umwälzung auf diesem Gebiete herbeiführen würde, ist nach dem Pariser „Etincelle Electrique“ von zwei belgischen Physikern Hache und Lagrange gemacht worden. So unwahrscheinlich dies zunächst klingen mag, so ist das Verfahren doch in seinem Endzweck dadurch richtig gekennzeichnet, daß eine Eisenstange durch Eintauchen in kaltes Wasser bis zur Weißgluth erhitzt wird. Selbstverständlich ist bei diesem Wunder die Elektrizität im Spiele, die auf folgende Weise wirkt: Die Wände eines rechteckigen zur Hälfte mit Wasser gefüllten Metallkübels werden in Verbindung gesetzt mit einer elektrischen Batterie, die eine Stromstärke von 60 Ampère abgibt. Auf der anderen Seite wird der Strom in die zu behandelnde Eisenstange geleitet vermittelst einer Art von Zange, mit der die Eisenstange an ihrem Ende erfaßt wird; natürlich ist diese Zange, durch die der Strom hindurchgeht, mit einem isolirenden Griff versehen. Wird nun die Eisenstange in das Wasser des elektrisch geladenen Metallkübels eingetaucht, so entsteht zwischen ihr und den Wänden des Kübels eine starke elektrische Spannung, durch die das den Widerstand bildende Wasser rund um die Eisenstange so heftig zersetzt wird, daß die Temperatur in etwa 20 Sekunden bis auf 1200—1500 Grad erhöht wird und die Eisenstange in höchste Gluth versetzt, so daß sie zum Schmieden bereit ist. Die Schnelligkeit dieses Verfahrens sichert demselben eine große Zukunft.

-n. **Ein Kongreß der deutschen „Astronomischen Gesellschaft“** wird am 24. d. M. in dem Gebäude der Akademie der Wissenschaften zu **Budapest** eröffnet werden. Bei dieser Gelegenheit soll an erster Stelle die Frage des internationalen Zonenkatalogs der Astronomischen Gesellschaft erörtert werden, auch sollen die Beschlüsse der letzten Pariser Zusammenkunft, die zu vielfacher Kritik Veranlassung gegeben haben, zur nochmaligen Prüfung kommen. Professor Porro wird einen vorläufigen Bericht über die von ihm und Dr. Davis vorgenommene Nachprüfung des Piazzi-Sternkatalogs erstatten. Von geselligen Veranstaltungen stehen auf dem Programm ein vom ungarischen Kultusminister Dr. Julius v. Wlassitich gegebenes Frühstück, ein von der Stadt Budapest veranstaltetes Diner, der Besuch von interessanten Bauten der Stadt und Orten in der Umgebung, Ausflüge nach der O'Gylla-Sternwarte und nach dem Donau-Engpaß am Eisernen Thor.

* **München.** Dem Kommerzienrath Theodor Stützel wurde durch Beschluß des Senats der **Akademie der Wissenschaften** in München die **goldene Medaille** zuerkannt, deren Hr. Stützel würdig erachtet wurde wegen der sehr werthvollen Resultate, die seine Forschungsreise nach der Insel Samos in paläontologischer Beziehung ergeben hat.

* **Braunschweig.** Der cand. theol. Ernst Rotoff aus **Wolfenbüttel** ist zum Leiter der deutschen Schule in **Kairo** berufen worden.

* **Wien.** Der außerordentliche Professor der Ohrenheilkunde an der hiesigen Universität, Dr. Joseph **Gruber**, ist in den Ruhestand getreten. — Der Privatdozent Dr. Albert **Mosetig**, Ritter v. Moorhof, wurde zum außerordentlichen Professor der Chirurgie an der hiesigen Universität ernannt.

* **Bern.** Der ehemalige Professor der Philosophie an der hiesigen Universität, Dr. Karl **Hebler**, ist im 77. Lebensjahre gestorben. Er hat „Lessingstudien“ und „Aufsätze über Shakespeare“ veröffentlicht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Freimaurerei! Erwache! Von einem Bruder. Berlin, Paul Hüttig 1898. — **Caltenberg:** Ueber die Grundlagen des Shrapnelschießens bei der Feldartillerie. Berlin, E. S. Mittler 1898. — **M. Schöpf:** Kurze Regeln zur Erziehung, Pflege und Bewirthschaftung von Privatwaldungen. Neudamm, J. Neumann 1899. — **Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik,** herausgegeben von Dr. Richard Falckenberg. Band 112, Heft 2. Leipzig, C. E. M. Pfeffer 1898. — **E. Goedicke:** Der tolle Graf. Roman. Berlin, Otto Janke 1898. — **Paul Oskar Höcker:** Feenhände. Roman. Ebd. 1898. — **H. Schweiger:** Eine Ozeanfahrt nach Brasilien. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung 1898. — **Professor Dr. Edmund Hardy:** Indische Religionsgeschichte. — **Karl Otto Hartmann:** Stilkunde. — **Prof. Dr. R. Sternfeld:** Französische Geschichte. (Sammlung Goeschen, Band 80, 83, 85). Leipzig, G. J. Goeschen 1898. — *La Grande Encyclopédie des Sciences des Lettres et des Arts.* 576. Lfg. Paris, Société Anonyme de la grande Encyclopédie 1898. — **Kalender und Statistisches Jahrbuch für das Königreich Sachsen.** Dresden, C. Heinrich 1898. — **Karl Friedrich Wagner:** Asthma ist heilbar! Leipzig, Arwed Strauch 1898. — **Programm der technischen Hochschule zu Darmstadt für das Studienjahr 1898/1899.** Darmstadt, Joh. Conr. Herbert (Fr. Herbert) 1898. — **Prof. Dr. G. v. Below:** Die neue historische Methode. München und Leipzig, R. Oldenbourg 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Sonderstellung des bayerischen Heeres und das Reichsmilitärgericht.

(Eine Erwiderung.)

Von Dr. Joseph Graßmann.

Die Bemerkung, welche Dr. Adolf Arndt in seinem Kommentar zur Verfassung des Deutschen Reiches macht: „Die deutsche Staatsrechtswissenschaft hat sich wenigstens noch nicht ganz von der Gefahr befreit, ruhig ihre Kreise zu ziehen, ohne Rücksicht darauf, daß das wirkliche Leben ihrer spottet“, kam mir in den Sinn, als ich die jüngst erschienene v. Stengel'sche Besprechung[1]) meiner unter obigem Titel in den „Annalen des Deutschen Reiches“ erschienenen Abhandlung las. Wie Hänel seine Theorie eines deutschen Einheitsstaats mit der bescheidenen Erklärung zu unterstützen sucht, daß in allen Gründungsakten des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reichs die juristische Technik eine geradezu klägliche Rolle gespielt habe, und die Berufung seines Gegners Laband auf die bei der Reichsgründung betheiligten Staatsmänner Delbrück und Friesen mit dem überlegenen Ausspruch zu entkräften vermeint, daß diese sich in einem schweren Irrthum befunden hätten, so hat v. Stengel meinen Schlußfolgerungen aus den Münchener und Versailler Vertragsverhandlungen ex cathedra den Satz entgegengestellt: „Ob Bismarck in dieser Beziehung (Fortdauer der Bündnißverträge) etwa eine andere Absicht oder Ansicht hatte, ist gleichgültig; denn nicht das ist entscheidend, was gelegentlich der Vorverhandlungen geäußert oder beabsichtigt war, sondern was jetzt Recht — nach v. Stengel'scher Auffassung — ist.“

Ich halte mich nicht für befugt, die in diesem Falle so klar liegenden Absichten und Erklärungen jener Staatsmänner, welche die Verträge selbst geschlossen haben und unbestreitbar befähigt gewesen sind, ihre Absichten richtig zu formuliren, bei Auslegung dieser Verträge als bedeutungslos oder irrig beiseite zu schieben, wenn ihre Auffassung in eine später ersonnene theoretische Konstruktion nicht paßt. Ich meine vielmehr, es sei Pflicht, bei solchen Widersprüchen unbefangen und mit einem gewissen Maße von Selbstkritik zu prüfen, ob nicht der theoretische Grundbegriff, wie er in der Studirstube ausgebrütet worden ist, der Korrektur bedarf.

Prof. v. Stengel hat nun eingeräumt, daß meine Schlußfolgerungen erst dort „verkehrt“ werden, wo sie sich mit dem von ihm aufgestellten Begriff eines Reservatrechts befassen. Bis dahin gehen wir jetzt, etwas abweichend von der früheren Darlegung meines Hrn. Recensenten, scheinbar einig.

1) Beilage der Allgemeinen Zeitung Nr. 182 u. 183.

Derselbe erkennt also folgendes an: „Die Thätigkeit des Reichsmilitärgerichts stellt sich als Gerichtsbarkeit dar, welche als Bestandtheil der Militärhoheit zu betrachten ist. Die Uebertragung der obersten Gerichtsbarkeit in Militärstrafsachen auf das Reich ist nur auf Grund einer Verfassungsänderung möglich; die Ausdehnung der Zuständigkeit des Reichsmilitärgerichts auf Bayern ist eine Minderung der dem König von Bayern nach Maßgabe des Bündnißvertrags, bezw. der Reichsverfassung, zustehenden Militärhoheit.“

Ich schließe nun weiter: Eine Abänderung dieses Bündnißvertrages, als welche sich wohl auch nach v. Stengels Denkweise die Minderung der einem Vertragstheile zustehenden Vertragsrechte darstellt, ist nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen und überdies nach der ausdrücklichen Bestimmung des bayerischen Vertrags und des Art. 78 Abs. II der Verfassung nur mit Zustimmung beider Vertragstheile, insbesondere desjenigen Theiles, der Rechte aufgeben soll, möglich. Daher ist auch jene Minderung der vertragsmäßig vorbehaltenen Militärhoheit, welche durch Ausdehnung der Reichsmilitärgerichtsbarkeit auf Bayern bewirkt würde, nur mit Zustimmung Bayerns zulässig. Ich bin ferner der Ansicht, es sei prinzipiell gleichgültig, ob diese Vertragsänderung durch Gesetz oder sonstwie erfolgen soll, da zu jeder Minderung dieser Rechte beiderseitiges Einverständniß nothwendig ist.

v. Stengel behauptet nun diesen Folgerungen gegenüber, daß sie sich mit der von ihm aufgestellten Definition eines Reservatrechts, die ich nicht zu verstehen vermöge, überhaupt nicht im Einklang befinden. Das mag sein, ich halte aber diese Definition nicht für richtig. Ich muß dieses einzige staatsrechtliche Gegenargument — die Auseinandersetzung mit v. Stengels politischen Darlegungen verschiebe ich zum Schluß — nochmals untersuchen, da ich mich nicht davon überzeugen konnte, „verkehrt“ gedacht zu haben, und der Trost „zu wissen, daß meine Ansicht begründet und die Gegenansicht unbegründet ist,“ mir nicht ganz genügt.

In dem früheren Aufsatz,[1]) auf den sich meine seinerzeitige Entgegnung bezog, sagte v. Stengel wörtlich: „Gewiß geht die Sonderstellung Bayerns in militärischer Hinsicht weit; von Reservatrechten in Bezug auf dieselbe kann jedoch nur bei denjenigen Materien gesprochen werden, in Bezug auf welche nicht bloß die Zuständigkeit des Reichs Bayern gegenüber ebenso ausgeschlossen werden wollte, wie gegenüber den übrigen Staaten, sondern in Bezug auf welche die Reichszuständigkeit Bayern gegenüber enger begrenzt wurde. Hinsichtlich der Militärstrafgerichtsbarkeit deutet aber keine Bestimmung in Nr. III § 5 des Bündnißvertrags darauf hin, daß ein Unterschied in der Stellung Bayerns und der übrigen Staaten gemacht werden wollte.“

Das heißt doch nichts anderes als: Reservatrechte können — nach v. Stengel'scher Lehrmeinung — überhaupt

1) In Nr. 289 des Jahrgangs 1897 der Beilage der Allg. Ztg.

nur existiren, d. h. sind nach ihrem Wesen nur möglich, bei Materien, hinsichtlich deren die Reichszuständigkeit Bayern gegenüber enger begrenzt wurde als gegenüber den anderen Bundesstaaten. Mit anderen Worten: Bei Materien, hinsichtlich deren die Reichszuständigkeit allgemein (unter Einschluß Bayerns) durch die Verfassung eingeschränkt ist, gibt es kein Reservatrecht. Eine andere Deutung ist nicht möglich; es hat auch keiner der von mir befragten Leser des v. Stengel'schen Aufsatzes, deren Fähigkeit, logisch richtig zu denken, nicht zu bezweifeln ist, diese Worte anders aufgefaßt. In seinem neuerlichen Aufsatz wiederholt nun v. Stengel selbst: „Reservatrechte liegen nur dann vor, wenn im Verhältniß zum Bunde, bezw. Reich, einzelnen Mitgliedern eine Ausnahmestellung gegenüber den übrigen Mitgliedern eingeräumt ist."

Ich habe nun an einem Beispiel aus Art. 64 der Verfassung gezeigt, daß die Folgerung aus dem v. Stengel-schen apodiktischen Obersatze zu einem zweifellos unrichtigen Ergebnisse führt. Die nunmehr von Stengel ausgesprochene Ablehnung des Folgesatzes unter Aufrechthaltung des Obersatzes, der allein seine ganze Beweisführung trägt, führt m. E. nicht dazu, die Folgerung als verkehrt, sondern dazu, den Obersatz als unrichtig zu erklären.

Ich muß leider auf das Beispiel nochmals eingehen. Nach v. Stengel ist ein Reservatrecht für einen einzelnen Bundesstaat nicht möglich, wenn die Reichszuständigkeit gegenüber allen Staaten gleichmäßig eingeschränkt ist. Nun besteht nach Art. 64 gegenüber allen Staaten für das Reich, bezw. den Kaiser die Schranke, daß der Kaiser nicht die Regimentskommandeure und Offiziere niederen Rangs in den einzelnen Kontingenten ernennen kann. Also kann nach v. Stengel hinsichtlich dieses Ernennungsrechts „von einem Reservatrecht nicht gesprochen werden, weil in Bezug auf diese Materie die Zuständigkeit des Reichs Bayern gegenüber ebenso ausgeschlossen werden wollte wie gegenüber den anderen Staaten". v. Stengel aber sagt nichtsdestoweniger, die diesbezügliche Exekution Bayerns von den in Art. 64 eingeräumten Befugnissen des Kaisers sei ein bayerisches Reservatrecht.

Hienach gibt auch v. Stengel, sofern ich diese Darlegung verstehe, zu, daß die Erweiterung des kaiserlichen Ernennungsrechts auf die bayerischen Offiziere eine Verletzung des bestehenden Reservatrechts wäre, obwohl nach seiner Begriffsbestimmung ein solches Reservatrecht gar nicht möglich ist. Habe ich da die klaren Ausführungen meines Hrn. Recensenten mißverstanden?

Ich bin der Meinung, daß ein so entschiedener Vertreter der konstruktiven Methode, wie v. Stengel, folgerichtiger den Staatsmännern, welche den Bündnißvertrag abschlossen, ein ungenügendes Verständniß des Begriffs „Reservatrecht" vorwerfen sollte, da sie Bayern ein vertragsmäßiges Sonderrecht — trotz der allgemeinen Kompetenzbeschränkung — hinsichtlich dieses Ernennungsrechts thatsächlich einräumten.

Was v. Stengel gegen mein Beginnen, seine Begriffsbestimmung auch gegenüber den auf dem Gebiete der Branntweinbesteuerung neu eingeräumten Sonderrechten als unrichtig darzuthun, vorbringt, ist nur die mir bekannte Geschichte der Entstehung dieser Rechte, nicht aber die Untersuchung ihres Wesens auf Grund der v. Stengel'schen Begriffsbestimmung.

Ich behaupte daher, die v. Stengel'sche Verneinung des bayerischen Reservatrechts ist wissenschaftlich unbegründet, weil der allgemeine Satz, aus dem allein er die Verneinung ableiten kann, falsch ist.

Wenn ich die Zustimmung v. Stengels zu meiner Darlegung, daß die Berufung des kgl. preußischen Kriegsministers auf Art. 76 der Verfassung hinsichtlich der Austragung der sogenannten Streitfrage unrichtig sei, ausdrücklich anerkenne, so muß ich doch den weiteren Ausführungen über den richtigen Weg der Lösung kurz entgegentreten. Es ist hier nicht der Raum gewährt, um die staatsrechtliche Grundfrage über die Bedeutung der Bündnißverträge zu erörtern. Ich muß umsomehr darauf verzichten, als die größere Abhandlung, auf die v. Stengel sich in dieser Hinsicht beruft, bisher nur zur Hälfte im Druck erschienen und deßhalb eine wissenschaftliche Auseinandersetzung hierüber noch nicht möglich ist. Doch kann ich schon jetzt erkennen, daß ich auch dem Ergebnisse dieser ausführlicheren Erörterungen nicht beizupflichten vermag, weil ich die Souveränität begriffsmäßig für unbeschränkt und untheilbar halte. Vielleicht wird sich v. Stengel zur weiteren Prüfung seiner Ansicht — im zweiten Theil seiner Abhandlung — auch mit M. H. S. Combothecra auseinandersetzen, der, ohne „Seydel-Schüler" zu sein, in seinem Aufsatze „la conception de la Souveraineté" (Revue du droit public et de la science politique en France et à l'étranger, 1897, Heft 5) neuerdings behauptet: „la souveraineté, étant unique dans l'État, est nécessairement indivisible."

Bis auf weiteres halte ich die amtliche, durch Fürst Bismarck abgegebene preußische Erklärung in der Bundesrathssitzung vom 5. April 1884 über die unverbrüchliche Aufrechterhaltung der geschlossenen Verträge für fortdauernd wirksam, und die Interpretationsregel des Abgeordneten Lasker (1871): „Man wird in Zukunft bei jedem durch die Worte (der Verfassung) nicht ausgetragenen Zweifel das Recht haben, zurückzugehen auf die Verträge, die wir genehmigt haben", auch jetzt noch für zutreffender als die v. Stengel'sche Behauptung, die Absichten und Erklärungen der bei dem Vertragsabschlusse betheiligt gewesenen Staatsmänner seien für die Erforschung des Vertragsinhalts bedeutungslos.

Wenn ferner v. Stengel meine lediglich aus der Natur der Reservatrechte gezogenen Schlußfolgerungen dadurch zu entwerthen vermeint, daß er sie als Konsequenzen aus der v. Seydel'schen Theorie, die hiedurch „wieder recht deutlich als vollständig identisch mit der Calhoun'schen Nullifikationstheorie unseligen Andenkens erscheine", bezeichnet, so ist sein Angriff vollständig fehlgeschlagen; nur auf Unkenntniß und falscher Deutung der Seydel'schen Darlegungen beruht ein solcher — wohl auch anderen Kennern der einschlägigen Kontroversen — unerwarteter Einwand. Denn v. Seydel hat, um kurz zu sein, in seiner Abhandlung „Der Bundesgedanke und der Staatsgedanke im Deutschen Reich" (1874)[1]) ausdrücklich und allgemein verständlich erklärt, es sei ihm nie beigefallen, die Nullifikations- und Sezessionstheorie sich anzueignen. Ich beschränke mich hier darauf, H. v. Stengel an den sonst in der deutschen Staatsrechtswissenschaft respektirten Ausspruch von Paul Laband[2]) zu erinnern: „Das Verfahren, diese (v. Seydels) Theorie damit anzugreifen, daß man sie als politisch gefährlich, unpatriotisch und reichsfeindlich charakterisirt, ist wissenschaftlich unzulässig und ungerechtfertigt."

Zum Schlusse noch eine persönliche Bemerkung, hervorgerufen durch v. Stengels Schlußsätze!

Ich habe in meiner eingangs erwähnten Abhandlung ausschließlich die staatsrechtliche Frage zu lösen versucht, ob Bayern aus dem Bündnißvertrage im Zusammenhalt mit der Reichsverfassung ein Reservatrecht auf Beibehaltung seines obersten Militärgerichts ableiten kann, und habe diese Frage auf Grund staatsrechtlicher Prüfung bejaht. Dieses Ergebniß mag v. Stengel, wenn er mich wissenschaftlich angreifen will, mit staatsrechtlichen Gegengründen

[1]) Auch veröffentlicht in v. Seydel: Staatsrechtliche u. politische Abhandlungen 1893, S. 90—100.

[2]) Staatsrecht des Deutschen Reichs, 3. Aufl. I. Bd., S. 86, Anm. 3.

als unrichtig darzuthun versuchen. Aber dagegen muß ich mich auf das entschiedenste verwahren, daß v. Stengel die Kontroverse auf das politische Gebiet hinüberspielt und mir — als letzten Vorhalt — nachsagen will, meine Stellungnahme in dieser Frage wurzle in partikularistischer Gesinnung. H. v. Stengel hat absolut kein Recht zu solchem Urtheil, er hat bei diesem Anlasse nicht meine politische Gesinnung zu untersuchen. — Was der verstorbene Chefredakteur der Allg. Zeitung, Jolly, im Januar 1898[1]) meiner ersten Entgegnung auf v. Stengels Darlegung beifügte: „Endlich muß betont werden, daß eine solche Rechtsfrage nicht durch politische Sympathien oder Antipathien entschieden werden darf. Der Partikularismus kann niemals da eine Stelle finden, wo es sich um objektive Auslegung bestehender Verträge handelt", gilt m. E. noch heute, auch gegenüber H. v. Stengel, dessen Kampfesweise, das Ergebniß einer rein wissenschaftlichen Untersuchung mit politischen — überdies unzutreffenden — Gründen anzugreifen, nicht die meinige ist.[2])

München, den 2. September 1898.

Die Umgestaltung der Arnold'schen Ortsnamentheorie.

Für die Feststellung des älteren deutschen Besitzstandes im heutigen Reichslande und der historischen Nationalitätsgrenzen zwischen Deutschen und Franzosen ist neben anderen elsässischen und lothringischen Forschern besonders Dr. Hans Witte in fleißigster Weise thätig. Seit 1890 ist eine ganze Reihe derartiger Arbeiten von ihm erschienen, die theils werthvolle Ergebnisse gebracht, theils, wo sie nicht ohne weiteres überzeugt, doch die Erörterung beschäftigt und auch die gemeinsame Arbeit gefördert haben. Sein neuestes Buch „Zur Geschichte des Deutschthums im Elsaß und im Vogesengebiet" ist wiederum, wie schon 1894 sein paralleles Werk über das deutsche Sprachgebiet in Lothringen, in A. Kirchhoffs „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde" und zwar als 4. Heft des X. Bandes, 1897, erschienen. Es ist, im ganzen genommen, die anziehendste seiner bisherigen Arbeiten; Witte ringt sich hier freier und mit weiterem Umblick von den Einzelfragen los, deren Behandlung in den früheren Bändchen etwas mühsam in der Darlegung und allzu ängstlich in sich begrenzt blieb. Ferner wird es, wie den Schreiber dieser Zeilen, gewiß auch noch einige Andere freuen, wenn er zuweilen mit einer guten Nebenbemerkung den Rahmen und die Tonart der stilgerechten Forschung auf Momente verläßt und ausspricht, was eben ein unverkümmerter Mensch privatim denkt und was in diesen Fällen gerade Witte als langjähriger Forscher auf dem Gebiet der volksthümlichen und amtlichen Ortsnamenumwandlungen auszusprechen befugt war. So sagt er auf S. 310 des Bandes (gleich S. 14 des Hefts): „Dieser erst jüngst wieder unserer politischen Gemeinschaft eingefügte (elsässische) Bruderstamm ist bis jetzt noch nicht angesteckt worden von der gegenwärtig in altdeutschen Landen grassirenden übertriebenen Ehrfurcht vor allem Offiziellen — so weit es dem Willen eines fremden Staatswesens entspringt —, die sich für verpflichtet hält, die Zunge zu mißhandeln durch möglichst genaue Nachäffung der fremdsprachigen Ortsnamen, wenn sie auch noch so unaussprechlich sind, und die die guten alten deutschen Formen mit einer unverdienten und jedes nationale Empfinden beschämenden Nichtachtung behandelt." Witte verweist auf das zugunsten von „Budapest" verschwundene gute alte Ofen und ähnliche magyarophile und slavophile deutsche Gefügigkeiten; es ließen sich weitere und zwar weit bezeichnendere „Gewissenhaftigkeiten" deutscher Kartographen und leider auch deutscher Behörden, z. B. in Bezug auf Belgien, wo sie häufig französischer sind, als die überwiegend vlämischen Belgier selbst, in Massen hinzufügen; es ließe sich auf das amtliche neue „Kiau-tschou" und „Tsoakhaubmund" (anstatt des schon eingebürgerten Swakopmund) und auf die fast unglaubliche Zurückverwandlung der deutschen Marschallinseln in Marshallinseln verweisen — gerade, als ob zu befürchten gewesen wäre, man könnte sie sonst für einen Erwerb des Hrn. v. Marschall halten, was doch wahrlich kein Verständiger gethan hätte. Das sind so ein paar derbe Beispiele und zwar sogar aus dem eigenen deutschen Machtbereich, die noch just nach Witte's Schrift von oben herab verhängt worden sind, als wollte man weiteres Material für deutschen Aerger schaffen. Und dann wieder umgekehrt, die Verballhornung inländischer, gut deutscher Ortsnamen durch die Behörden! Hier hat die deutsche Gründlichkeit in Sprachsachen plötzlich ein Ende, und die Bureaukratie dekretirt lediglich und unbekümmert aus der ihr eigenen spezifischen Art von höherer Bildung; aus Mühlberg macht sie ein Mühlburg, als ob es Käuze gegeben hätte, die Mühlburgen bauten, und Neidingen (alt Nidinga) veredelt sie zu Neudingen, denn man hat Orthographie gelernt und weiß, daß zwar „nei" gesprochen, aber „neu" geschrieben wird — und so weiter; wir fänden so bald kein Ende.

Wir können Witte's Buch hier nicht in einen eigentlichen Auszug bringen. Es ist zum guten Theil Einzelforschung von Ort zu Ort; das Ergebniß wird durch die beigegebene Karte übersichtlich dargestellt. Das im 4. und 5. Jahrhundert eindringende Alamannenthum hat in der elsässischen Ebene das Romanenthum rasch vollständig vernichtet, es dagegen in den Vogesen erst bis gegen das Jahr 1000 hin allmählich aufgesogen. Doch wurden das Breusch- und Weilerthal auch dann nur zum Theil deutsch; im Leber- und im Urbeisthal blieb sogar eine geschlossene romanische Bevölkerung. Die letztere blieb bis auf den heutigen Tag; dagegen wurde das obere Leberthal noch in den letztverflossenen Jahrhunderten durch deutsche, hauptsächlich sächsische Bergmannseinwanderung germanisirt. — Die zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft haben wenig geändert, eine französische Einwanderung hat nur ins Breuschthal stattgefunden. (Eine Sache für sich bleibt natürlich die Einwirkung der französischen Garnisonen und des größeren Beamtenapparats auf verschiedene Städte.)

Im einzelnen sind die Ausführungen Witte's über die alamannische Besitznahme des Landes nun jedoch gutentheils abhängig von einer Theorie, für die er nicht erst in der jüngsten Schrift kämpft. Bekanntlich hatte W. Arnold, der Begründer der Ortsnamenforschung, die Orte auf -weiler als schlechtweg alamannisch aufgefaßt. Nunmehr, da die Arnold'sche Zuweisung zertrümmert ist (worüber unten) und es sich um völlige Nachprüfung handelt, sieht Witte in den Weiler-Orten, d. h. den Orten mit Namen auf -weiler, -wiler, -weier, -wir u. s. w. die den Keltoromanen auch nach dem 4. Jahrhundert übrig gebliebenen, von ihnen damals neuangelegten Wohnplätze, wodurch ihr Verbleiben im Lande, und zwar wesentlich, wenn auch nicht

---

[1]) Beilage der Allgem. Ztg. Nr. 11, S. 2.

[2]) Wir bemerken hiezu, daß wir den Schlußabsatz in dem Artikel des Herrn Prof. v. Stengel durchaus nicht in diesem Sinne aufgefaßt haben und auch nicht auffassen konnten. Derselbe wendet sich nicht gegen die Person des Herrn Verfassers, sondern gibt lediglich dem Bedauern darüber Ausdruck, daß die Diskussion der Frage nach dem Reservatrechte ihren rein objektiven Charakter verloren habe. Hierin findet sich Herr Prof. v. Stengel in voller Uebereinstimmung mit dem von unserm verstorbenen Chefredakteur Jolly oben ausgesprochenen und von uns nach wie vor vertretenen Standpunkte. Im übrigen glauben wir durch die Aufnahme dieser Entgegnung die Erörterung der Frage für die Beilage als abgeschlossen betrachten zu können. D. Red. der Beilage.

ausschließlich im Gebiete der (weintragenden) Hügelgelände am Fuße des eigentlichen Gebirgs, sowie ihre erst allmähliche Germanisirung bewiesen sein würde. Man hat dieser Theorie vieles entgegengehalten und sicherlich sind verschiedene Ausführungen nicht stichhaltig, womit sie Witte zu halten sucht, sehr wahrscheinlich auch der von ihm gezogene Schluß selber nicht. Nichtsdestoweniger aber wird an der angefochtenen romanischen Herkunft des -villare, -willare, -wilre in den alten Namensformen festzuhalten sein, und das verbreitete deutsche Weiler als Bezeichnung kleinerer ländlicher Siedlungen kann ebensogut Fremdwort sein, wie sich vicus (Wyk, Kattwyk, Bardowiek, Brunswig u. s. w.) früh und mit überraschendem räumlichen Vordringen bei den Deutschen eingebürgert hat. Ich weiß nicht, woher die gegen Witte u. a. erhobene Hypothese, -weiler stamme von dem Zeitwort weilen, rührt; sie müßte aber erst sehr neuerdings zu philologischer Anerkennung gelangt und dieser Umschwung mir entgangen sein.

Auch villa ist ja massenhaft, mit deutschen Eigennamen zusammengesetzt, zum Ortsnamen geworden und hat uns die Endung oder den Einzelnamen wyl, weil u. s. w. als Fremdwort auch in das deutsche Sprachgebiet gebracht. Es wird doch kaum angehen, villa und villare der frühmittelalterlichen Urkundensprache durch zwei ganz verschiedene Etymologien auseinanderzureißen und auf die beiden Nationen zu vertheilen. Villa N. N. cum suis villaribus, wie es in Urkunden steht, das ist aus einem Sprachgeist heraus zu verstehen, es ist der große Hof mit seinen Vorwerken, seinen — Weilern. Das Begriffsbedürfniß des späten Latein hat auf Grund von villa und analog so vielen anderen eine modifizirte Endung benutzenden Neugestaltungen, das villare geschaffen oder vielmehr es nur in vermehrten und erweiterten Gebrauch genommen. Denn, was man wohl noch nicht beachtet hat, gallinae villares, zur villa gehörige Hühner, kommen bei Plinius vor, und schon hieran wird der deutsche Ursprung von villare wohl auf immer scheitern müssen.

Aber, wie gesagt, etwas anderes bleibt es, ob Witte's Theorie: die Weilerorte wurden durch die eingeengten und aus der Ebene verdrängten Keltoromanen gehalten, resp. auch außerhalb des Elsaß verbreitet, befugt und ausreichend sein wird, die elsässischen und gar die sonstigen Weiler-Ortsnamen zu erklären. Die letzteren fehlen ja auch dem rechtsrheinischen Deutschland nicht und gerade hier kommen noch die vielen selbständigen, unzusammengesetzten „Weiler" nebst den Namen, die mit Weiler anfangen, hinzu. Wenn die Ortsnamenforschung erst überall so weit gediehen sein wird, wie es die reichsländische schon jetzt ist, und wenn noch weitere so vortreffliche und zuverlässige Hülfsmittel vorliegen werden, wie A. Kriegers im Jahre 1898 fertig gewordenes Topographisches Wörterbuch des Großherzogthums Baden, wohl erst dann wird die Frage nach der Entstehung von Weilernamen und allem, was damit zusammenhängt, auf Grund eines allgemeinen Ueberblicks spruchreif werden. Vorläufig ist noch kein stichhaltiger Beweis geführt, daß es unumgänglich nöthig war, geborener Keltoromane zu sein, um das Weiler zu benutzen oder zu bevorzugen; überdies hängt dergleichen mit ab von Geschmacksrichtungen, Tendenzen oder selbst von einer zeitweiligen Mode; Archivdirektor Dr. Wolfram hat bereits in einer Kritik Witte's, der meines Wissens beachtenswerthesten, die Bemerkung gemacht, daß in auffällig vielen Weilerorten die Klöster als Kolonisatoren oder Grundherren deutlich werden. (Deutsche Literaturzeitung 1898, Nr. 18.)

Dies alles sind schon Gegenstände von allgemeinerem als nur elsässischem Interesse. Nun aber weitere Ausführungen dieser reichsländischen Forschung, die nicht nur große Wichtigkeit für alle Ortsnamenuntersuchungen beanspruchen, sondern überhaupt für die gesammte Geschichte der deutschen Vorzeit und Urzeit neue methodische Errungenschaften von weittragendster Bedeutung darstellen. Und das ist auch die Veranlassung, die diese Anzeige ausführlich und umständlich werden läßt.

Ich citire die betreffenden Ergebnisse Witte's, aus einem Grunde, der sogleich ersichtlich werden wird, zunächst aus einer anderweitigen Recension seines neuen Buches, welche von K. Horst in der Oberrheinischen Zeitschrift N. F. XIII, 1898, Heft 2, S. 374 f. veröffentlicht worden ist. Hr. Horst erkennt die ganz besonders hervorzuhebende Bedeutung der Witte'schen Schrift in folgendem: „Der Verfasser bricht mit der Arnold'schen Theorie, wonach ein bestimmter Ortsnamentypus von vornherein einem bestimmten Volksstamm zugewiesen wird, vollständig und entwickelt — in durchaus überzeugender Weise — eine Reihe neuer methodischer Grundsätze für die Ortsnamenforschung überhaupt. Arnold hatte bekanntlich die Ortsnamen auf -heim dem fränkischen, diejenigen auf -ingen dem allemannischen Stamme zugewiesen. Witte hebt mit Recht hervor, daß die beiden Wortbildungselemente gemeingermanisch und von allen germanischen Stämmen zur Ortsnamenbildung verwendet worden sind, demnach nicht für einen bestimmten Namen als charakteristisch angesehen werden dürfen . . . (sie) sind nicht charakteristische Merkmale einer bestimmten Stammeszugehörigkeit, sondern vielmehr einer bestimmten Zeit."

Das sind also überaus bemerkenswerthe Dinge, schon durch sich, noch mehr durch das, was aus ihnen weiter folgt. Mit Recht nennt deßhalb Horst die Schrift, in der sie ihm entgegentraten, bahnbrechend. Aber nun: diese Aufstellungen sind nicht neu, nicht von 1897 und vielleicht, ja höchstwahrscheinlich, kein Eigenthum Witte's. Der unbefangene Leser der Witte'schen Schrift muß sie jedoch dafür halten, wie die citirte Recension bezeugt. Liegt die Sache anders, so wird es gut sein, deutliche Aufklärung zu geben. Im Jahre 1896 habe ich eine hieher einschlägige Schrift von Ad. Schiber angezeigt, und diese Anzeige ist es, was mich mit der ganzen Angelegenheit noch näher und persönlicher als durch das Interesse an so wichtigen Ergebnissen für die älteste Volksgeschichte verknüpft und mich zu der heutigen Frage nach dem wissenschaftlichen Eigenthumsrecht veranlaßt. Jene Anzeige steht im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, 1896, Juniheft, Sp. 195—197. Dort hatte ich — hier läßt sich ein abermaliges Citiren nicht ersparen — über das 1894 erschienene Schiber'sche Buch (es betitelt sich: „Die fränkischen und alemannischen Siedlungen in Gallien, besonders in Elsaß und Lothringen") u. a. folgendes berichtet:

„Diese Arbeit ist ein glänzendes Zeugniß für den gelegentlichen Erfolg solcher Forscher, die sich nicht als zünftig fühlen, aber auf einen bestimmten Lieblingsgegenstand jahrelanges Nachdenken und ein weit ausholendes, vertieftes und besonnenes Studium konzentriren. Die befragten „Männer der Wissenschaft", die dem Verfasser zur schließlichen Veröffentlichung bejahend zuriethen, hätten ihm nicht so vorsichtsvoll zu sagen brauchen, daß sein Buch immerhin manches enthalte, was neu sei oder ältere Theorien bestätige, sondern sagen dürfen, daß es die bestimmtesten Handhaben und Ausschlüsse hinsichtlich der Landnahme der Franken in Frankreich und im rheinischen Deutschland, ferner ein geradezu erlösendes Ergebniß über die Vertheilung von Alamannen und Franken enthalte, und daß es nebenbei gefunden habe, was als das allerwichtigste erscheint: eine einschneidende Umgestaltung und Verbesserung der Methode, die Ortsnamen als Quellen allgemeiner Geschichte zu verwerthen. Wilh. Arnolds Name wird auf immer mit der Ortsnamenforschung und ihrer wissenschaft-

lichen Begründung verbunden bleiben, aber fortan wird man sie nach den von Schiber angewendeten Gesichtspunkten handhaben und ausgestalten müssen. Und soweit Arnolds Resultate für Franken und Alamannen thatsächlich noch in Kraft bleiben, geschieht das fürderhin nicht auf Grund seiner Formulirung von der Vorliebe des einen „Stammes" für diese, des anderen für jene Ortsnamenendung, sondern aus weit komplizirteren Gründen. Nachdem schon andere, darunter Gröber und Hans Witte, darauf hingewiesen hatten, daß die Orte auf -ingen keineswegs ein Monopol der Alamannen gewesen, löst nunmehr Schiber die wechselnde Verwendung dieser oder jener Endung gänzlich ab von den Volksstämmen (die ja so wie so sehr junge Bildungen sind) und erklärt sie aus der allgemeinen Entwicklungsgeschichte der Wirthschafts- und Rechtsverhältnisse. Die Orte auf -ingen bezeichnen nach ihm auch keine relativ jüngere Besiedlungsschicht, wie gemeint worden war, sondern entsprechen der ältesten germanischen Weise, sich ansässig zu machen.... Die germanische Sippe, die ja zugleich Wirthschaftsgenossenschaft war, bezeichnete ihr Dorf mit ihrem eigenen patronymisch gebildeten Namen. Wieblingen war das Dorf der Wieblingen; wären die Merowingen oder die Amalingen einfache Bauernsippen gewesen, hätten ihre Niederlassungen Merowingen und Amalingen geheißen." ...„Eigentlich ist jenes Benennungsverfahren sogar logisch vorauszusetzen: für die flüchtigen Lagerplätze der Wanderzeit war es ja das Selbstverständliche und galt nun beim Ansässigwerden einfach weiter, bis sich infolge der veränderten Verhältnisse neues dazu herausbildete...." „Bisher galt -heim als die vorzüglichste Endung der fränkischen Ortsnamen (und Lothringen, wo sie fehlt, wäre also das ungemischteste Alamannenland gewesen!). Schiber weist die -heim allgemein jener jüngeren Periode zu, wo sich das ländliche Sondereigenthum herausgebildet hatte: seitdem bezeichnete der einzelne Grundherr sein Eigen mit seinem persönlichen Namen, dem er das eigenthumbezeichnende heim anhängte. Nun begreifen wir, weßhalb gerade in Hessen, diesem alten Frankenlande, die vermeintlich für die Franken charakteristischen -heim so selten sind."

Damit wiederhole ich hier nur einen Theil der wirklich „bahnbrechenden" Ergebnisse Schibers. Das Buch ist, soviel ich zu bemerken glaube, weder damals noch seither in dem Maße gewürdigt worden, wie es das verdiente; man darf eben der Wissenschaft und ihren Hütern nicht zu viel neues auf einmal vorsetzen, kluge Leute mit kleinen Portiönchen kommen viel weiter. Nur die sorgsameren und fleißigsten der Fachleute, wie Walther Schultze (Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern) lassen erkennen, daß sie Schibers Aufstellungen wenigstens beachtet haben, und Schultze wird durch sie immerhin ein wenig aus dem Konzept (oder vielmehr aus dem schon fertigen Text) gebracht; indessen bleibt auch er im ganzen, ohne Angabe von Gründen, gegen die von keiner Autorität getragene Neuerung ablehnend. „Noch weniger," fügt er hinzu, „halte ich die Theorie für richtig, die die Orte auf -ingen und -heim als Volkssiedelungen und Herrensiedelungen unterscheidet." Aber gerade für diese „Herrensiedelungen" auf heim ist inzwischen auch die kompetente Stimme Wolframs eingetreten. (Deutsche Literatur-Ztg. 1898, Nr. 18, Sp. 715.)

Und überhaupt beginnt die von Schiber vor 4 Jahren vorgelegte grundlegende Umformung der Arnold'schen Theorie jetzt durchzudringen und zu lebhafter Anerkennung zu gelangen, jedoch in der Fassung Witte's, wofür ich eben K. Horst citirte. (Die Auffassung der Weilerorte ist eine einzelne, mehr selbständige Frage.) Nun möchte man doch auch wissen, in welchem Verhältniß die beiden Urheber zu einander stehen.

Si duo faciunt idem, so kann noch vieles möglich sein oder hineinspielen, ehe der Eine die Leistung des Anderen einfach übernommen zu haben braucht. Erschüttert war speziell die Beweiskraft des -ingen für die Alamannen bereits vor dem Jahre 1894; es könnten ja ferner auch (etwa mündliche) Anregungen und Austausche mitspielen, die der Fernerstehende aus Schibers und Witte's Büchern nicht ohne weiteres ersieht. Hält man sich an diese, so gebührt Schiber das uneingeschränkte Verdienst, als Erster klar bewiesen und dargelegt zu haben, daß und warum Arnolds Theorie überhaupt unhaltbar sei und wie man fortan die -ingen und -heim aufzufassen habe; Witte dagegen hat die Schiber'schen Darlegungen und Hinweise nur ausgesponnen. Ja, wo er an ihnen geändert hat, ist er der weniger Glückliche gewesen, nämlich indem er die elsässischen -heim-Orte, die Schiber als jüngere, unter der Gunst des erobernden merowingischen Königthums entstandene „Herrensiedlungen" nahm, kurzweg der ursprünglichen alamannischen Landnahme zurechnete. — Was bei Schibers Deutung noch vorsichtige Beachtung erheischt, ist die erdrückende Massenhaftigkeit elsässischer -heim-Orte, so daß die fränkischen Herrensiedlungen dicht bei einander gelegen hätten. So viele Frankenorte und doch ein alamannisch sprechendes Land! Wolfram versucht hiefür eine Erklärung, die mir verfehlt erscheint: „die beiden Dialekte haben sich in ihrer Verschiedenheit wesentlich erst entwickelt durch die mit dem 7. Jahrhundert beginnende (zweite) Lautverschiebung. . . . So kann ein Theil des fränkischen Stammes von der Wandlung betroffen sein, der andere (im Elsaß) nicht." Aber der Konsonantenstand allein thut's doch nicht. Die Franken weisen die verschiedensten abgestuften Einwirkungen der hochdeutschen Lautverschiebung auf, die nördlichsten, niederländischen werden gar nicht mehr von ihr betroffen; trotzdem erkennt sie die deutsche Sprachphilologie sicher als Franken, nicht etwa als Sachsen. So würde auch umgekehrt stark verschobenes Fränkisch immer noch kein Alamannisch werden. Trotzdem also diese Erklärung fortfällt, ist Schibers Beweisführung (u. a. mit der Analogie der -ville und -court) viel zu umsichtig und geistvoll, als daß man sie so einfach in den Wind schlagen dürfte, wie Witte thut. Man wird das trotz so vieler fränkischer Herrensiedlungen nicht vertriebene elsässische Alamannisch eben anders erklären müssen. Und da ist doch die Analogie bedeutsam genug, daß durchweg die als Minderheit eindringenden „Herren" sich mehr oder minder rasch zur Sprache ihrer Unterthanen und Hintersassen bequemt haben; es sei nur an die Bulgaren, welche als Finnen-verwandte Eroberer von der Wolga herkamen und auf der Balkanhalbinsel slawisirt wurden, an die Normannen und als Nächstliegendes an die Franken selber in — Frankreich erinnert. Vorläufig, bis Schiber etwa widerlegt wird, wird man wohl oder übel annehmen müssen, daß nach der Alamannenbesiegung die Franken im Elsaß, und zwar dort in stärkerem Maße als im übrigen Alamannien, Land und Leute unter fränkische Herrenhöfe gestellt haben. Und damit würden, nebenbei gesagt; sehr viele halbdunkle Phasen der Brunhilde-Zeit und ihrer inneren Kämpfe, worauf hier nicht eingegangen werden kann, überraschend beleuchtet werden; ferner würde sich dadurch auch aufs einfachste die auffällige Erscheinung erklären, daß das Elsaß nicht ohne weiteres mitmachen konnte, als das alamannische Herzogthum wieder selbständiger wurde, sondern daß die Zeit der Auflösung der merowingischen Monarchie rechts und links vom Rhein vielmehr getrennte Sonderbildungen und Herzogthümer mit keineswegs solidarischer Geschichte hervorbrachte.

Indessen nicht seine spezifische Auffassung der elsässischen -heim-Orte, sondern an sich die Emanzipation von Arnold bildet Witte's Verdienst für Horst und bildet den noch zu

beleuchtenden hohen Stolz des Buches. Nun soll, wie angedeutet, keineswegs bestritten werden, daß Witte nicht auch vielleicht ohne Schiber zu der heute beiden gemeinsamen neuen Auffassung gelangt wäre; möglicherweise war schon 1894 Schibers damals erschienenes Buch für ihn keine Offenbarung mehr. In dem Falle, oder vielmehr auf jeden Fall, vermissen wir über das beiderseitige Verhältniß leider eine klare, untrügliche Mittheilung. Witte nennt Schiber; dies sei vorweg gesagt und betont. Witte hatte Schibee auch schon in seiner knapp darauf veröffentlichten Schrift von 1894 („Das deutsche Sprachgebiet Lothringens") citirt und Einzelheiten anerkannt oder dagegen polemisirt. Eine Stellungnahme zu Schibers wichtigen Hauptergebnissen dagegen brachte jene Schrift noch nicht, sie erfolgte erst in der neuen von 1897. Da, wo nun in letzterer Witte seine Ausführungen über die nothwendige neue Auffassung der Ortsnamen beginnt (S. 323=27), steht Schibers Name und Buch in der Anmerkung und Witte verweist auf die „tabellarische Zusammenstellung" Schibers auch für seine „weiteren Ausführungen". Indessen, kaum ist der (mit keinerlei Würdigung seiner Leistung verbundene) Name Schibers der Feder entflohen, so bringt der sonstige Wortlaut der Anmerkung nur noch, was bei Schiber vermißt werde, und hinterläßt den Eindruck vollkommener Ueberlegenheit und Unabhängigkeit. Und ähnlich nennt ihn der Text, zu dem diese Anmerkung gehört, bloß durch ein konditionales Bedauern: „wenn Schiber, dessen Zusammenstellungen ich hier folge, mehr Rücksicht auf die historische Entwicklung der Ortsnamen genommen ... hätte". Dieses inkommensurable „hier" und der ganze Zusammenhang hindern weit eher, als sie es ermöglichen, auf die Idee zu kommen, daß die nun folgende ganze große Darlegung Witte's sich mit einer höchst ansehnlichen Leistung Schibers deckt. Wie gesagt, der Letztere ist „erwähnt", er und sein Buch sind „genannt", aber, genau so wie es Horst gegangen ist, so würde es jedem Areopag, der von Schiber vorher nichts wußte, ergehen: er müßte die große Darlegung Witte's für dessen Eigenthum halten und könnte höchstens meinen, Schiber habe einmal irgendwelche mechanischen und ungenügenden Zusammenstellungen gemacht, die nun freilich Witte mit benutze, die aber erst dieser mit selbständigen Gedanken durchleuchte und dadurch zu einem neuen und höchst bedeutsamen Ergebniß hinausführe. Jener nebensätzlichen Textbemerkung über Schiber nebst Anmerkung steht die Wirkung aller nachfolgenden Seiten gegenüber, die ich hier nicht abdrucken kann, aber die man ja nachlesen mag, um sich zu überzeugen, daß hier keine Silbe mehr den nothwendigen Eindruck einschränkt, es mit originalen Aufstellungen Witte's zu thun zu haben.

Höchstens könnte der Leser durch den eigenthümlich triumphirenden, pausbackigen Ton dieser Seiten stutzig gemacht werden: ob Witte diesen Prosahymnus siegreicher Wissenschaft wirklich auf sich selbst anstimmt? Es wäre in der That alles sehr viel sympathischer, wenn er etwa doch nur Schibers Leistung bei der Forschung befestigen wollte und als begeisterter wissenschaftlicher Anwalt und Fürsprecher seinen Klienten versehentlich für die Augen des Auditoriums verdeckte, ganz unabsichtlich und völlig beruhigt, da ja der Hinweis auf Schiber gleich zu Anfang vorgenommen worden war. Ich kann natürlich aus diesen auffällig lebhaften und emphatischen Ausführungen S. 322/26 bis 334/38 nur wenige Proben geben:

„Das war so schön klipp und klar" (nämlich Arnolds Zuweisungen) „und ermöglichte eine so reinliche und vor allen Dingen kinderleichte Abgrenzung der alten deutschen Stammesgebiete, daß man kaum wünschen durfte, daß der Standpunkt der Wissenschaft sich einmal in diesem Punkte ändern würde. Und wenn Jemand einmal ein Programm zu schreiben hatte oder sonst den Drang zu wissenschaftlicher Bethätigung in sich verspürte, so brauchte er nur sein engeres Heimathgebiet vorzunehmen und nach den Arnold'schen Dogmen auszuschlachten, so konnte er in kürzester Frist und mit vollständiger Schonung seiner geistigen Kräfte eine Arbeit leisten, von der viele Leute, vielleicht gar er selbst glauben mochten, sie habe irgend welchen wissenschaftlichen Werth." „Jetzt ist den deutschen Stämmen ihr verkümmertes Recht an den Ortsnamen zurückgegeben" u. s. w. „Schon jetzt ist durch die Aufdeckung dieses alten Irrthums in der Anwendung der Ortsnamen zu wissenschaftlich-historischen Zwecken mancher Widerspruch beseitigt, der, unter der Herrschaft der alten Dogmen erwachsen, schier unaustilgbar erschien." So und ähnlich an vielen Stellen: überall ein „jetzt", von dem jedesmal unklar bleiben kann, ob es bedeutet: durch Witte's Bücher oder durch einen gewissen, vorhin im Nebensatz einmal gestreiften Schiber; überall ein Vorführen der neuen Thaten im unpersönlichen Passivum, wozu also der Urheber aus — dem Zusammenhang erschlossen werden muß. Der Zusammenhang ist aber überall nur für Witte günstig. Nirgends ist gesagt, Witte sei dieser Urheber, nirgends aber auch, daß dies jener obige, vom Leser vergessene Schiber sei. Es mag nicht überflüssig sein, zu erwähnen, daß Hr. Schiber kein Historiker resp. Germanist von Fach, sondern praktischer Jurist, Landgerichtsrath ist, wie ich näher auch erst vor kurzem erfuhr. Ueber sein Buch oder sein Material sind wir in manchen Punkten wieder durch Witte hinausgekommen; kundigerer Philologe als jener, hat dieser die germanische Verstreuung der -ingen und -heim noch weiter als Schiber verfolgt. (Freilich war das nicht so schwer, nachdem überhaupt einmal Jener die Anregung gegeben hatte, außerhalb des alamannischen, resp. fränkischen Gebiets auf die Suche zu gehen; wies doch schon meine anspruchslose Anzeige des Schiber'schen Buches ohne Mühe auf das Nordgermanengebiet hin, außerhalb des obigen Citats.) Ich möchte überhaupt, indem ich freiwillig eine Lanze für Schiber breche, nicht so verstanden werden, als wollte ich, weil ihm in redlichem, langjährigem Bemühen gelungen ist, eine wichtige, klärende und kaum je wieder anfechtbare Theorie zu finden, nun seinen Namen und seine Leistung gegen verdiente andere Forscher allgemein ausspielen. Aber vorläufig ist Schiber, falls Witte nicht etwa unerwartete Aufklärungen bringt, der Befreier von den Arnold'schen Formeln und Bahnbrecher der neuen Auffassung. Im übrigen wird man diese hoffentlich noch viel weiter ausgestalten, vielleicht für einzelne germanische Stämme gewisse Ortsnamenendungen trotzdem als dialektisches Eigenthum reserviren, also hier Arnolds Theorie aufrechterhalten, z. B. das -leben (Hadersleben, Aschersleben) der Warnen. Daß überdies die verschiedenen Stämme die gemeingermanischen Ortsnamenendungen je in ihren dialektischen Sonderformen anwandten (ingen, ing, ungen, igen; heim, ham, um, on; stetten, stalt, stedt; reute, rüti, ried, roda, rode, rade, rat 2c.), ist ja, zu aller Vorsicht gesagt, bisher von Niemandem übersehen oder falsch verstanden worden.

Bisher ist nur erst vom deutschen Südwesten aus diese zukunftsfrohe Forschung auf neuen Pfaden energischer ins Auge gefaßt worden. In der von den Reichslanden ausgehenden Kritik und begonnenen Neugestaltung der durch Arnolds nie zu unterschätzendes Verdienst begründeten Ortsnamenforschung ist jedoch ein Werkzeug geschaffen worden, dessen Anwendung auf alle deutschen Volksgruppen und alle ältere deutsche Geschichte in ihren Ergebnissen noch gar nicht zu übersehen ist, wovon aber schon heute gesagt werden darf: wir werden damit viel tiefer und breiter, und zwar bis in die unstete germanische Wanderzeit hinauf, in die verschiedensten Verhältnisse eindringen,

als mit den einstigen Aufstellungen Arnolds möglich gewesen wäre, selbst wenn sie sich bewährt hätten. Wo die erzählenden Berichte versagen oder bis zur Erschöpfung ausgepreßt sind, da dringt die Forschung heute mit neuen Methoden voran, denen sie den gleichen, wenn nicht bedeutenderen Quellenwerth verschafft hat, als die Interpretation der römischen Berichterstatter besitzt. Vergleichende Rechtswissenschaft nach Jul. Fickers Weise, vergleichende Ethnologie, Wirthschaftsgeschichte, Ortsnamenforschung und Sprachgeschichte, dazu das freilich überaus schwierige und gefährliche Gebiet der Sagenforschung, werden uns über die ältesten Germanen noch viel zu erschließen wissen; die eine Methode wird die andere bei dem auf alle Fälle stets nur mit äußerster Vorsicht und Kritik zu verfolgenden Werke ergänzen, schärfen und stützen, und ihre gemeinsamen und prüfend ausgeglichenen Ergebnisse werden über manchen alten Lehrsatz hinwegzuschreiten haben, der heute die Kompendien beherrscht. Denn kaum ein Gebiet der Geschichte hat es so sehr nöthig, wie die älteste deutsche Periode, daß an die Stelle begriffsbefangener Ausdeutung dunkler Scriptoresstellen die lebendige, umfassende Forschung und ein richtigeres historisches Verständniß für völkergeschichtliche Anfänge tritt — nicht um die römischen Schilderer Lügen zu strafen, sondern um sie besser zu begreifen.

Ed. Heyck.

Mittheilungen und Nachrichten.

Geodätische Punktkoordinirung in sphärischen Kleinsystemen. Von Dr. J. H. Franke, kgl. bayer. Steuerrath. München, Th. Ackermann 1898 (VI und 80 S., mit einer Planbeilage). — Obwohl das im nachfolgenden zu besprechende Buch in der Hauptsache nur an Fachleute oder mathematisch geschulte Leser sich wendet, schien es uns doch von Interesse, unter Uebergehung aller Details die wichtigsten Ergebnisse, zu denen der Verfasser gelangt, hier in Kürze darzulegen.

Der bayerischen Landesvermessung liegt bekanntlich die Soldner'sche Projektion zugrunde, bei welcher die Bestimmung der einzelnen Dreiecksnetzpunkte durch rechtwinklig-sphärische Koordinaten erfolgt, deren Abscissenachse mit dem Münchener Meridian zusammenfällt, während alle Ordinaten auf hiezu senkrechten, größten Kreisbögen gemessen werden. Die Koordinirung ist eine einheitliche, d. h. die Koordinaten aller Punkte in ganz Bayern rechts d. Rh. sind auf den gleichen Nullpunkt — den nördlichen Frauenthurm in München (jene der Pfalz auf die ehemalige Mannheimer Sternwarte) — bezogen, so daß die Ordinaten Werthe bis zu + 180 km erreichen. An das Hauptdreiecksnetz 1. Ordnung schließt sich ein solches 2. Ordnung an, auf welches die Detailaufnahme des Landes, die bis vor etwa 25 Jahren ausschließlich nach der graphischen Methode (mit Meßtisch und Kippregel) erfolgte, gewöhnlich unmittelbar gegründet wurde. Da die Abbildung der trigonometrisch bestimmten Punkte in der Ebene zu erfolgen hatte, mußten den sphärischen Koordinaten derselben vor ihrer Eintragung in die Meßtischblätter gewisse Korrektionen zugefügt werden, was aber bei der geringen Anzahl dieser Netzpunkte (auf 5 qkm traf 1 solcher) keine allzugroße Arbeit verursachte.

Der gewaltige Umschwung, den der in den 70er Jahren ziemlich allgemein erfolgte Uebergang zur Zahlenmethode (direkte Längen- und Winkelmessung) auf dem Gebiete der praktischen Geometrie hervorgerufen hat, mußte jedoch auch hier Wandel schaffen. Die äußerst engmaschigen Netze der modernen Landesvermessung, bei denen, wie der Verfasser angibt, etwa 300 trigonometrisch bestimmte Punkte auf die Fläche von 5 qkm entfallen, ließen wegen der enormen Arbeitsvermehrung, welche die Ermittelung und Anbringung der sogenannten sphärischen Zuschläge an die Koordinatenwerthe nunmehr mit sich brachte, die einheitliche Koordinirung als nicht mehr zeitgemäß erscheinen und mußten allmählich zu dem Postulat führen, daß für Dreiecksnetze niederer Ordnung die Koordinirung in der Zahlenmethode jene verhältnißmäßig eng gezogenen Grenzen nicht überschreite, innerhalb deren die Gleichsetzung der sphärischen Dimensionen und Winkel mit ihrer ebenen Projektion noch als technisch zulässig erscheint. Der Verfasser hat deßhalb schon seit einiger Zeit die Einführung von Lokalkoordinaten angestrebt, für welche bei passender Wahl der Achsen alle diese Schwierigkeiten fortfallen. Er wählt als Hauptachsen für diese neuen Koordinatensysteme (deren er 7 im rechtsrheinischen Bayern, 2 in der Pfalz bedarf) die Ordinatenkreise ihrer Nullpunkte im bisherigen einheitlichen System und mißt die Abscissen innerhalb eines jeden Lokalsystems auf den hiezu senkrechten Vertikalschnitten (Perpendikeln), so daß auch die neuen Koordinaten rechtwinklig-sphärische (Soldner'sche) sind, welche aber infolge ihrer geringen Ausdehnung — die Ordinatenwerthe können höchstens den Betrag von 40 km erreichen — direkt als rechtwinklig-ebene betrachtet werden dürfen.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob es nicht besser gewesen wäre, als neue Hauptachsen die Meridiane der Lokalnullpunkte zu wählen, wie dies in der That anderweitig geschehen ist. Der Verfasser bemerkt aber mit Recht, daß unter den gegebenen Verhältnissen die nothwendige Einfachheit im Uebergang von den ursprünglichen auf die Lokalkoordinaten und umgekehrt, insbesondere aber die Brauchbarkeit der Lokalkoordinaten auch für die alten Pläne der Landesvermessung nur durch die von ihm getroffene Achsenwahl ermöglicht wurde. Soviel uns bekannt ist, ist dem Verfasser die Genugthuung geworden, das von ihm vorgeschlagene Lokalkoordinatensystem amtlich, wenn auch zunächst nur probeweise, eingeführt zu sehen.

Einen Mangel der Soldner'schen Projektion konnten freilich auch die rechtwinklig-sphärischen Lokalkoordinaten des Verfassers nicht beseitigen. Ist es einerseits ein Vorzug der Soldner'schen Projektion, daß ihr die geringste Linearverzerrung zukommt, so muß es doch als störend empfunden werden, daß diese Verzerrung nicht konstant, sondern eine Funktion des Richtungswinkels ist, deren Werth von Null in der Ordinatenrichtung bis zu einem Maximum in der Abscissenrichtung ansteigt. Außerdem ist die Richtungsverzerrung gerade bei der Soldner'schen Projektion ganz besonders groß. Es ergibt sich hieraus die Unmöglichkeit, mit Hülfe dieser Projektion eine beliebige Figur der sphärischen Fläche in ihren kleinsten Theilen in der Ebene ähnlich abzubilden. Dies leistet vielmehr die von dem berühmten Göttinger Mathematiker und Astronomen C. F. Gauß erdachte und der Hannover'schen Landesvermessung zugrunde gelegte konforme Projektion, die in neuerer Zeit mehr und mehr Anhänger gewinnt.

Bei dieser Projektion ist zwar die Linearverzerrung doppelt so groß, als im Durchschnitt bei der Soldner'schen, aber sie ist — und dies involvirt einen großen Vortheil — nach allen Richtungen hin gleich groß; die Richtungsverzerrung dagegen ist bei der konformen Projektion durchaus ganz erheblich kleiner als bei der Soldner'schen, so daß bei der ersteren die ebene Triangulirung in viel größerer Ausdehnung als zulässig erscheint. Dieser letztere Vorzug der konformen Projektion erscheint dem Verfasser aber besonders mit Rücksicht auf die so sehr gesteigerte Genauigkeit der Winkelmessung bei modernen Triangulirungsarbeiten mit vollem Recht als ein derart wesentlicher, daß er versucht, diesen Vorzug durch Einführung der konformen Projektion bei den „Lokalsystemen" auch für die bayerische Landesvermessung nutzbar zu machen. Es zeigt sich, daß es ohne Schwierigkeit möglich ist, von den rechtwinklig-sphärischen Großkoordinaten mittelst einfacher, leicht in Tabellen oder Diagramme zu bringender Beziehungen direkt auf rechtwinklig-konforme Lokalkoordinaten überzugehen und umgekehrt, und es würde sich bei Einführung von letzteren der weitere erhebliche Vortheil ergeben, daß in diesem Fall die Anzahl der für ganz Bayern nothwendigen Lokalsysteme auf nur zwei herabsinken würde. Und da durch die Einführung von rechtwinklig-konformen Lokalkoordinaten die älteren Messungen und Katasterpläne ebensowenig, wie durch die rechtwinklig-sphärischen Lokalkoordinaten, hinsichtlich ihres Bestandes und ihrer Brauchbarkeit geschmälert werden können, so darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß diese Einführung in absehbarer Zeit erfolgen wird.

Zum Schluß möchten wir noch bemerken, daß die Brauchbarkeit des vortrefflichen Buches unsrer Meinung nach durch ungeschmälerten Abdruck der Reduktionstabellen, sowie durch

Beigabe der wohl ohne Zweifel vom Hrn. Verfasser bereits konstruirten Diagramme ganz wesentlich erhöht werden würde.
-rl-

T. **Künstliche Wolkenbildung.** In der monatlichen Wetterrevue der Vereinigten Staaten beschreibt der Meteorologe Ward die merkwürdige Bildung kleiner Haufenwolken über einem Brande, die er von der Wetterwarte der Harvard-Universität bei der peruanischen Stadt Arequipa aus beobachtete. Hinter dem westlichen Abhang des Vulkangipfels Cherchaet stieg in etwa 25 km Entfernung von einem bedeutenden Waldbrande eine Rauchsäule auf, die die Höhe von etwa 14,000 Fuß über dem Meeresspiegel erreichte. Ueber dem Rauche bemerkte er die Bildung einer kleinen Cumuluswolke, und über dieser war der Himmel wieder klar. Es handelte sich hier nicht etwa um eine aus dem Rauche selbst gebildete, sondern um eine richtige Himmelswolke, die gerade über dem Feuer entstand. Auf diese Weise bildeten sich acht deutliche Wölkchen hinter einander, die sich innerhalb einer halben Stunde wieder auflösten. Die Bildung von Himmelswolken über großen Feuern ist schon verschiedentlich in Gegenden mit bedeutender Meereshöhe beobachtet worden. Eine Erklärung für die Erscheinung gibt Ward nicht. Möglicherweise sind es die durch den Rauch in die höheren Luftschichten gelangenden Staubtheilchen, um die sich der Wasserdampf verdichtet, außerdem dürfte vollständige Windstille dazu nöthig sein. Zur künstlichen Regenerzeugung bietet die Beobachtung jedenfalls kaum eine Handhabe.

* Einen neuen werthvollen Fund hat **Hamdy-Bey**, der Entdecker der wundervollen Sarkophage in Sidon, in den letzten Tagen auf einer Forschungsreise durch Kleinasien unterhalb des alten **Ikonion**, des heutigen **Konia**, gemacht. Er hat daselbst einen prachtvollen Sarkophag ausgegraben, der als höchst bedeutendes Kunstwerk aus frührömischer Zeit anzusehen ist und den Gräberfunden von Sidon, also den Sarkophagen des Alexander, des Satrapen, der Klageweiber, des lykischen mit der Quadriga u. a., als ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann.

* Ein sehr interessanter Versuch, den jetzt allgemein gebräuchlichen Fahrstuhl durch eine andere mechanische Einrichtung zu ersetzen, ist kürzlich in dem weltbekannten Kaufhaus Louvre in Paris gemacht worden. Es handelt sich um eine **fahrende Treppe**, die ganz ähnlich angeordnet ist, wie eine gewöhnliche Treppe, nur mit dem Unterschied, daß die Stufen nicht fest sind, sondern auf einem breiten Gurt befestigt sind, und durch mechanische Kraft in schräger Richtung nach oben gezogen werden. Die Konstruktion der Fahrtreppe ist folgendermaßen durchgeführt: Unter dem Niveau des Fußbodens im Parterre befindet sich eine große Walze von der Breite der Treppe und im ersten Stock ist ebenfalls eine solche Walze angebracht. Beide Walzen stehen mit der Maschinenanlage in Verbindung und werden mit einer bestimmten Geschwindigkeit gedreht. Ueber diese beiden Walzen ist, ähnlich einem Treibriemen, ein breiter Gurt gelegt, auf dem eine große Anzahl von breiten Stufen angelegt ist. Die Walzen sind so angeordnet, daß die einzelnen Stufen unter dem Fußboden verschwinden, wenn sie im ersten Stock angelangt sind, und dann natürlich sofort wieder den Rückweg nach dem Parterre antreten, indem der Gurt seinen fortwährenden Kreislauf um die Walzen ausführt. Da der Gurt auf seiner ganzen Länge mit Stufen besetzt ist, so erscheinen im Parterre unausgesetzt neue Stufen aus dem Fußboden, und ebenso verschwinden sie oben wieder. Die Benutzung dieser Fahrtreppe ist genau ebenso wie die einer gewöhnlichen Treppe; man tritt auf die unterste Stufe, und kann nun entweder ruhig stehen bleiben und sich nach oben befördern lassen, oder auch die Treppe während man fährt hinaufgehen, wodurch man natürlich die Fahrzeit abkürzt. — Ein sehr großer Vorzug der Fahrtreppe, gegenüber den gebräuchlichen Fahrstühlen, ist die geringere Gefahr bei der Benutzung, denn diese ist nicht größer als bei einer gewöhnlichen Treppe, dagegen sind aber die Kosten des Betriebes höher als bei einem Fahrstuhl. Auch die unausgesetzte Personenbeförderung kommt als Vortheil in Betracht, und die Möglichkeit viele Personen zu befördern. Natürlich ist für jedes Stockwerk eine besondere Treppe angebracht, die es mit den unteren verbindet.

§ **Wanfried**, 5. Sept. Eine für die **Keramik** sehr wichtige Veröffentlichung ist in nächster Zeit von Dr. **Böhlau** zu erwarten. An der alten Stadtumwallung zu Wanfried fand man vor längerer Zeit beim Ausschachten der Fundamente eines Neubaues in verschiedener Tiefe eine große Masse bemalter Scherben. Das kgl. Museum zu Kassel stellte fest, daß man es mit dem Bruche einer Töpferei aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts zu thun habe. Die meisten Stücke gehören zu Schüsseln, die auf dem Mittelrand der Innenseite und auf dem Rand mit biblischen und weltlichen Darstellungen und Wappen dekorirt waren. Die Bedeutung des Wanfrieder Fundes liegt darin, daß er der erste ist, der einen vollständigen Ueberblick über die Technik und den Formenvorrath einer **Bauerntöpferei** aus dem 2. und 3. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts gewährt.

* **Gießen.** Prof. **Gaehlgens**, der Direktor der Anstalt für Arzneimittellehre an der hiesigen Universität, ist von seinem Lehramte zurückgetreten.

* Aus **Tromsö** wird telegraphirt: Der Dampfer „Antarctic" ist gestern Nacht mit der **schwedischen Nordpolexpedition** unter **Nathorst** hier eingetroffen. Die Expedition hat ihr Programm mit gutem Erfolge durchgeführt; sie untersuchte König-Karlsland und umsegelte Spitzbergen und Nordostland.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Edwin Bormann: Vivat Postkarte! Leipzig, im Selbstverlag 1898. — **Fürst Bismarcks Reden.** Ausgewählt und erläutert von Fr. Purlitz. (Meyers Volksbücher 807 bis 810). Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1898. — **Fürst Bismarck.** Sein Leben und seine Zeit. Vaterländisches Ehren- und Heldenbuch des 19. Jahrhunderts. Zweite vermehrte Auflage. 1. u. 2. Lfg. Berlin, Paul Kittel 1898. — **Adolf Rosenberg**: Lenbach. (Künstler-Monographien. Band 34.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1898. — **Ludwig Kämmerer**: Hubert und Jan van Eyck. (Künstler-Monographien Band 35.) Ebd. 1898. — **Moritz Busch**: Bismarck und sein Werk. Beiträge zur inneren Geschichte der letzten Jahre bis 1896. Nach Tagebuchs-Blättern. Leipzig, S. Hirzel 1898. — **Gottfried Zoepfl**: Die Finanzpolitik der Verkehrsanstalten. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1898. — **Otto von der Pfordten**: Fürst Bismarck. Eine Gedenkrede zu seinem Tode. Heidelberg, Karl Winter 1898. — **So heilt man Gicht und Rheumatismus!** Leipzig, Arwed Strauch. — **Friedrich Brombacher**: Auf Irrwegen. Ein Lustspiel. Berlin, Verlag des Dramaturgischen Instituts (Abtheilung III, E. Ebering) 1898. — **Georg Fernandes**: Frauenrecht. Drama in 3 Akten. Ebd. 1898. — **S. Michaelis** und **L. Zippert** (**Michael Perey**): Unlauterer Wettbewerb. Schauspiel in 4 Aufzügen. Ebd. 1898.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein neuer Durchblick der Weltgeschichte.[1])

Besprochen von Rudolf Eucken.

I.

Seit F. A. Lange's Geschichte und Kritik des Materialismus mehren sich die Versuche, am Leitfaden eines großen Problems die weltgeschichtliche Arbeit der Menschheit zu durchwandern und zu beurtheilen; in die Reihe dieser Versuche gehört auch Willmanns großangelegtes Werk über die Geschichte des Idealismus. Denn der Idealismus in einer gleich näher darzulegenden Bedeutung gilt ihm als die allein berechtigte, allein den Problemen des Menschenlebens gewachsene Weltanschauung; die Entfaltung des Idealismus verfolgen heißt daher nichts anderes, als die Arbeit der Jahrtausende auf ihren Kern zurückführen und von unechter Zuthat befreien. Dabei darf Willmanns Leistung von vornherein auf eine gespannte Aufmerksamkeit rechnen. Sie ist das Werk eines auf seinem speziellen Gebiete der Pädagogik hochverdienten und allgemein anerkannten Gelehrten, sie ist zugleich nicht bloß ein individuelles Bekenntniß, sondern der Ausdruck einer geschlossenen, prinzipiellen Ueberzeugung, ein energischer Versuch, eine einheitliche Philosophie der Geschichte im Sinne eines strengkirchlichen Katholizismus an der ganzen Ausdehnung des Stoffes durchzuführen. Es geschieht das in großem Stil und in markiger, bilderreicher Sprache, es geschieht mit energischer Logik und ohne alle Scheu vor Menschen und Meinungen. Und bei aller Entschiedenheit ist das Werk keine Tendenzschrift, die Untersuchung dient nicht außer ihr liegenden Zwecken, sondern sie entwickelt sich aus einer zwingenden inneren Nothwendigkeit, aus der tiefsten Ueberzeugung einer ernsten, auf die höchsten Ziele gerichteten Persönlichkeit. Das wird den Leser auch dort mit Respekt erfüllen, wo die eigene Ueberzeugung zu weiter Abweichung zwingt.

An solcher Abweichung wird es freilich nicht fehlen; selbst ein näheres Eingehen auf das Buch, eine sorgfältige Auseinandersetzung mit ihm hat eigenthümliche Bedingungen. Sie wird nur für solche möglich sein, welche mit dem Verfasser die Ueberzeugung theilen, daß ein kräftiges und wahrhaftiges Geistesleben nicht möglich ist ohne einen substantiellen Idealismus, und dieser wiederum nicht ohne enge Beziehung zur Religion, welche zugleich in den Verwicklungen und Verwirrungen der Gegenwart einen geistigen Nothstand empfinden, dessen Ueberwindung die Frage aller Fragen bedeutet. Solchen Männern aber muß es von hohem Interesse sein, zu sehen, wie der Verfasser die große Aufgabe behandelt und welches Bild dabei die Geschichte gewinnt; sie werden sich schon dadurch lebhaft angeregt finden, daß hier durch das Ganze sehr ausgeprägte Ueberzeugungen wirken und ein eigenthümliches Verfahren mit sich bringen. Der Verfasser ist mit seiner ganzen Kraft bestrebt, in der Geschichte einen beharrenden Grundstock zu suchen und eine Kontinuität der Arbeit aufzuweisen; alle individuelle Leistung erwächst hier aus umfassenden und begründenden Zusammenhängen; alles Aeußere dient inneren Zwecken, zugleich aber scheinen die inneren Größen zu ihrer vollen Realität eines äußeren Gegenhalts zu bedürfen; das Geschichtliche verlangt eine Begründung im Uebergeschichtlichen, aber dies Uebergeschichtliche muß sich mit greifbarer Leistung innerhalb der Geschichte offenbaren. Damit ergibt sich bis ins einzelne hinein ein eigenthümlicher Gesammtanblick, eine charakteristische Abstufung und Gruppirung der Dinge; man kann sich dieses Eigenthümliche nicht deutlich vorstellen, ohne zugleich zu einem Urtheil aufgefordert zu werden, zu einem Urtheil darüber, ob jenes Bild den Reichthum der Geschichte thatsächlich in sich aufnimmt, ob es ihre Bewegung verständlich macht, ob es überall Gerechtigkeit zu üben und die treibenden Motive des Schaffens zu erklären vermag. Und dabei wird man leicht unter widerstreitende Stimmungen gerathen, je nachdem die letzten Ziele des Verfassers oder die besondere Art der Ausführung die Aufmerksamkeit beherrschen. Es wirkt einmal in dem Buche eine allgemeine Art, die wir wegen ihrer geistigen Kraft und ihrer seelischen Tiefe, wegen ihrer energischen Richtung auf große und unverlierbare Wahrheiten, wegen ihres tapferen Dringens auf das Ganze und Innere des Lebens aufs höchste achten und schätzen; es geht aber zugleich, in der Ausführung untrennbar damit verwachsen, durch das ganze Werk eine spezifische Behauptung, die uns eine Fixirung einer früheren, durch die Bewegung der Weltgeschichte überholten Stufe dünkt und die wir als eine Verengung und Erstarrung des allgemeinen Gedankens ablehnen müssen. So kommen wir oft in die Lage, zugleich anerkennen und widersprechen zu müssen; aber in allem Widerspruch wollen wir nicht vergessen, wieviel großes und echtes vom Grunde her wirkt und auch durch das Problematische der besonderen Gestaltung hindurchscheint.

Zunächst gilt es eine Aufklärung darüber, was Willmann unter Idealismus versteht und welche Wirkungen er von ihm erwartet, zugleich wird erhellen, was ihm eine Geschichte des Idealismus bedeutet. Bei Idee ist hier an die platonische, durch das Christenthum weitergebildete objektive Fassung zu denken, Idee bedeutet weltbeherrschende Form, „gedanklich-vorbildliches Daseinselement". Idealismus ist demnach diejenige „Denkrichtung, bei welcher mittelst der idealen Prinzipien der Idee, des Maßes, der Form, des Zweckes, des Gesetzes das Verhältniß des Göttlichen zum Endlichen, des Seins zum Erkennen, der natürlichen zur sittlichen Welt bestimmt wird". (III, 206.) Drei Haupt-

1) Otto Willmann: Geschichte des Idealismus, I. Bd. Vorgeschichte und Geschichte des antiken Idealismus, 1894; II. Bd. Der Idealismus der Kirchenväter und der Realismus der Scholastiker, 1896; III. Bd. Der Idealismus der Neuzeit, 1897. (Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.)

funktionen werden hier den Ideen und dem Idealismus beigelegt. „Die Ideen bilden zuvörderst ein Mittelglied zwischen dem Einen und dem Vielen, auf dem die Betrachtung fußen kann, um dem Monismus einerseits und dem Individualismus andrerseits zu entgehen.“ (III, 215.) Die zweite Funktion des Idealismus besteht in der Herstellung des richtigen Verhältnisses zwischen Erkennen und Sein. „Nach Platons Lehre gibt die Idee den Dingen das Sein und den Gedanken die Wahrheit, es wird also durch sie die Welt wirklich und der Geist weltmächtig. Die Scholastiker modifiziren mit weisem Bedacht diese Lehre dahin, daß unsre Erkenntnisse nicht durch die unmittelbare Theilnahme an den Ideen, d. i. den göttlichen Gedanken, ihre Wahrheit erlangen, sondern durch die Aufnahme der Formen in den Dingen, welche der thätige Verstand vollzieht, wozu uns die Sinneswahrnehmung den Zutritt gewährt.“ III, 218.) Von hier aus wird es möglich, sowohl einem einseitigen Sensualismus, als einem einseitigen Intellektualismus siegreich zu widerstehen. „Die dritte Funktion der Ideen ist die Verknüpfung der natürlichen und sittlichen Welt, und beim Feststehen auf ihnen treten beide Gebiete gleichmäßig in den Gesichtskreis; mit der Preisgebung der Ideen und Formen verlor die Spekulation die sittliche Welt aus den Augen.“ (III, 221.) „Wo der Idealbegriff verloren ist, kann weder der Begriff des Vorbildes, noch der des Gesetzes bestehen bleiben.“ (III, 223.)

Einem solchen Idealismus erscheint die Wirklichkeit als gegründet und getragen von göttlichen Gedanken, gestaltet nach Urbildern, gerichtet auf ewige Güter; das alles aber für uns Menschen nur, sofern eine göttliche Offenbarung der menschlichen Seele Antheil an jenen Gedanken gegeben hat. Damit erhält die Philosophie die engste Beziehung zur Religion, von ihr abgelöst, verliert sie allen festen Halt und alle sichere Richtung. „Alle Philosophie fußt auf der Religion, echte Philosophie auf der ganzen Religion, die wahre Philosophie auf der vollendeten Religion.“ Jener dreifachen Funktion der Idee entspricht aber eine dreifache Wirkung der Religion: eine mystische, eine gesetzhafte, eine spekulative. Vor allem muß uns die Religion eine innere Einigung mit dem letzten Grund alles Seins geben. „Der Menschengeist schöpft aus dem Bewußtsein, daß er aus Gott und für Gott ist, den Muth, auch das Woher und Wohin des Weltlaufs zu ergründen, er würde an der Oberfläche der Erscheinungen kleben bleiben, wenn er nicht gewiß wäre, daß er aus der Tiefe des Urgrunds stammt, zu welcher er in mystischer Versenkung den Zugang findet, daß er irgendwo mit der höchsten Wahrheit unmittelbare Berührung hat, von der die Weltwahrheit nur ein Abglanz ist.“ (II, 58.) Aber die Religion zeigt nicht nur die Verwandtschaft, sie zeigt auch den Abstand des Menschen von Gott und sie erhält damit ein gesetzhaft-ethisches Element, „neben dem Gedanken der Immanenz des Göttlichen erhält der der Transscendenz seine Stelle; die Erinnerung an das Gesetz, das in der Mitte steht zwischen der göttlichen Heiligkeit und der menschlichen Schwachheit, gibt die Anregung auch nach anderen Bindegliedern zwischen Gott und Welt, Vollkommenheit und Ungenügen, Ewigkeit und Vergänglichkeit, ruhender Einheit und umtreibender Vielheit zu forschen!“ Zu dem Mystischen und dem Gesetzhaften tritt endlich das Erkenntnißmoment, um das Ganze der Religion und des Lebens zu vollenden. Der in solchen Zusammenhängen begründete Idealismus wird demnach die verschiedenen Seiten des Lebens unter sich und mit der göttlichen Wahrheit zusammenhalten; von ihm kann es heißen, „der echte Idealismus lehrt nicht nur das Leben begreifen, sondern auch den Tod, nicht bloß die Zeit verstehen, sondern auch die Ewigkeit“.

Auf Grund solcher Ueberzeugungen erwächst folgendes Bild der Geschichte. Da aller geistige Gehalt nicht ein Erzeugniß des bloßen Menschen, sondern eine Mittheilung Gottes ist, so sind wesentliche Veränderungen seinerseits ausgeschlossen, nur die Vollständigkeit und Deutlichkeit der göttlichen Offenbarung einerseits, die Art des Entgegenkommens der Menschen andrerseits bewirkt einen Unterschied der Zeiten. Schon die orientalischen Religionen und Gedankensysteme enthalten Stücke der wahren Lehre, die nur verständlich sind als Reste einer vorgeschichtlichen Uroffenbarung. Aus dieser Uroffenbarung schöpften auch die Griechen, die mit dem Orient in einem engen Zusammenhang standen; ihnen gebührt das Verdienst einer wissenschaftlichen Fassung und Formulirung. Zur Vollendung aber gelangte der Idealismus erst durch das Christenthum, und zwar seiner wissenschaftlichen Gestalt nach namentlich durch Augustin und Thomas. Die Neuzeit hat nur soweit Wahrheit, als sie das Empfangene weitergeführt hat; wo sie aus eigenem Vermögen neue Bahnen versuchte, ist sie durchaus dem Irrthum verfallen. Doch ist auf die Entfernung von der Wahrheit schon ein Rückschlag erfolgt, der den Sieg des echten Idealismus hoffen läßt. Demgemäß zerlegt sich das Ganze in drei Hauptabschnitte, der erste Band behandelt die Vorbereitung der Wahrheit im Orient und im klassischen Alterthum, der zweite die Vollendung im alten und mittelalterlichen Christenthum, der dritte die Kämpfe der Neuzeit. Betrachten wir nun, wie sich bei solcher Beleuchtung die Geschichte ausnimmt; prüfen wir zugleich, wie weit sich diesem Bilde zustimmen läßt.

II.

Der erste Band mit seiner Darstellung der vorchristlichen Zeit leidet an der Gefahr einer Vermengung prinzipieller Ueberzeugung und exakter Forschung. Die Behandlung des Stoffs steht unter eigenthümlichen, recht problematischen Voraussetzungen. Die wissenschaftliche Hauptleistung jener Zeit, der Idealismus der großen Denker Griechenlands, scheint dem Verfasser nicht verständlich ohne eine religiöse Grundlage; diese findet er in einer Uroffenbarung, denn es sei die Uebereinstimmung in Glaubenslehren und Traditionen bei den verschiedensten, äußerlich oft gar nicht verbundenen Völker viel zu groß, als daß sie auf bloß menschlichem Wege erklärt werden könnte; „hier können nur Erinnerungen vorliegen, hier kann man das Gemeingut nur als Erbgut begreifen; jene historischen Ueberlieferungen und mit ihnen die in sie eingewachsenen spekulativen Traditionen müssen urverwandt sein, Bruchstücke eines der Menschheit gemeinsamen Gedankenkreises, Reste eines vorgeschichtlichen Glaubens- und Erkenntnißinhalts.“ (I, 135.) Dann erscheint die griechische Gedankenarbeit in engem Zusammenhang mit den Lehren orientalischer Völker, und es ist kein Entlehnen von Fremdem, wenn das Christenthum die Ergebnisse jener Arbeit in sich aufnimmt. Bekanntlich war eine solche Ueberzeugung in den ersten christlichen Jahrhunderten, namentlich in griechischen Kreisen, sehr verbreitet, Versuche unsres Jahrhunderts, sie mit den Mitteln neuerer Wissenschaft zu beweisen, sind nicht durchgedrungen; auch der Verfasser verläßt sich viel zu sehr auf späte und problematische Quellen, er liest seine Ergebnisse viel zu sehr aus einzelnen Stellen zusammen, als daß dieser neueste Versuch einen besseren Erfolg verspräche. Und wie jene vorgeschichtliche Uroffenbarung zu denken sei, bleibt in völligem Dunkel.

Auf einen festeren Boden führt die Wendung zur griechischen Welt. Auch hier unterwirft der Verfasser die Mannichfaltigkeit des Stoffes prinzipiellen Ueberzeugungen. Vor allem versucht er eine größere Bedeutung des religiösen Elements im griechischen Leben als gewöhnlich zugestanden wird; er entwickelt dabei manche anregende Gedanken und verknüpft sonst zerstreute Thatsachen, aber er entgeht nicht

der Gefahr, jene Behauptung zu überspannen, und die Griechen so sehr von den Fragen der Religion und des Jenseits erfüllt zu zeichnen, daß wir das leitende Volk der Kultur und namentlich der Kunst kaum wiedererkennen. Dasselbe gilt von dem hier entworfenen Bilde der griechischen Philosophie; so bereitwillig wir die Vorzüge der großen und glanzvollen Darstellung des Verfassers, so gern wir auch manche werthvolle Bemerkungen im einzelnen anerkennen, das Bild als Ganzes ist in hohem Grade einseitig, und die treibenden Kräfte der Bewegung sind nur theilweise erfaßt.

Als die wissenschaftlichen Führer des Idealismus und zugleich als die leitenden Geister überhaupt erscheinen hier Pythagoras, Plato, Aristoteles. „Der pythagoreische Idealismus war die Verbindung von theistischer Gotteslehre, Mystik und Gesetzesweisheit und damit die Erneuerung der Lichtgedanken der Vorzeit, freilich nur auf Grund der Ueberlieferungen, welche dem samischen Weisen zu Gebote standen, und des Ethos, in dem sein Glauben und Forschen wurzelten. Der platonische Idealismus führte in den pythagoreischen Gedankenkreis die Intuition der ewigen Siegel und Vorbilder der Dinge ein und faßte die gedanklichen Daseinselemente zu einer intelligiblen Welt zusammen. Der aristotelische Idealismus berichtigte die platonische Hypostasirung des Intellegiblen, gab den idealen Prinzipien die Biegsamkeit, welche sie zur Erklärung des Gegebenen, der Natur und der sittlichen Welt befähigen, aber er verlegte, die Ideen umgehend, seinen Standort herab, indem er das Gedankliche nur als immanente Form gelten ließ." (II, 257.)

Ein derartiges Bild von Pythagoras ist nur möglich unter Verwendung der weite Jahrhunderte von ihm entfernten späteren Berichte und bei Mangel einer scharfen Quellenkritik. Auch das Bild Plato's ist gegenüber der gewöhnlichen Fassung ins Religiöse und Theologische verschoben. Bedeutend erscheint an Plato namentlich das Zusammentreffen von Mystischem, Pythagoreischem und Sokratischem. „Die Verbindung dieser Elemente macht Plato zum größten Theologen der Griechen, und auf dieser Größe beruht wieder seine Bedeutung für die Philosophie." „So ist die platonische Theologie das Kernwerk des ganzen Systems. Ihr Charakter und ihre Stärke beruht aber auf der von Pythagoras eingeleiteten Verbindung des intuitiv-mystischen und des gesetzhaften Elements, und erst vermöge dieser erhalten die Ideen hier ihre herrschende und vermittelnde Stellung, vermöge derer sie Intuition und gesetzhafte Gesinnung, Kontemplation und Weisheit, Natur und Sittlichkeit zusammenjochen und überwölben." Auch Aristoteles wird religiösen Gedankengängen weit mehr angenähert, als eine kritische Behandlung der Ueberlieferung und eine besonnene Exegese gestatten. Aber bei solcher Verwahrung müssen wir die Zeichnung seiner Gedankenwelt als bedeutend anerkennen und sie für den Glanzpunkt des ganzen ersten Bandes erklären. Es heißt hier u. a. (I, 483): „Aristoteles besitzt an seinen Prinzipien ein feines, schmiegsames Instrument, mit dem er in allem Gegebenen, gehöre es nun der Körperwelt oder dem geistigen und sittlichen Gebiete an, das gedankliche Element herauszulösen vermag, ohne sein Selbst zu schädigen und den Fluß des Lebens still zu stellen; oder mit einem noch angemesseneren Bilde: die leitenden Begriffe seiner organischen Weltanschauung haben selbst etwas dem organischen Stoffe verwandtes; sie sind elastisch, geschmeidig und selbst flüssig, gleich sehr unterschieden von der Starrheit der eleatischen und der Flucht der herakliteischen, dem Doktrinarismus der pythagoreischen und dem die Wirklichkeit überfliegenden Schwunge der platonischen Prinzipien." Aber über solcher Anerkennung werden die Schranken nicht übersehen, vielmehr die Widersprüche, in welche Aristoteles sein Streben nach einem immanenten Idealismus verwickelte, mit eindringendem Scharfsinn aufgezeigt.

Aus dem späteren Alterthum kommt für das Problem des Idealismus namentlich der Neuplatonismus in Betracht. „Für die Geschichte des Idealismus liegt seine Bedeutung hauptsächlich darin, daß er der platonischen Lehre einen neuen Glanz verlieh, ihre Voraussetzungen und die ihr verwandten Gedankenbildungen hervorzog, ihre Vereinbarkeit mit der aristotelischen ans Licht stellte und ihr so in der Zeit des Uebergangs und der christlichen Neubildungen eine hervorragende Stelle sicherte." Uns Anderen, die wir das frühere Alterthum nicht so seelisch und nicht so religiös finden, wie der Verfasser, muß die innere Bewegung des Alterthums und zugleich auch der Unterschied der klassischen und der späteren Zeit erheblich größer dünken.

III.

Der zweite Band bringt mit der Darstellung des alten und des mittelalterlichen Christenthums den Kern des Ganzen; nirgends schöpft der Verfasser so sehr aus dem Vollen, nirgends gelangt seine Ueberzeugung so sehr zu positiver Gestaltung, nirgends erhebt sich weniger ein Einspruch der kritischen Forschung. Zunächst ist von Interesse die präzise Aussprache Willmanns uber das Wesen des Christenthums und die Aufgabe der christlichen Philosophie. „Das Christenthum," so heißt es, „hat den übernatürlichen Gütern ihren adäquaten Träger gegeben, die versprengten Reste der Urreligion vereinigt und verklärt, die konstituirenden Elemente aller Religion: das Gesetzhafte, das Mystische und das Spekulative, in das volle Gleichmaß gesetzt. Das Christenthum ist nicht eine Religion unter anderen, sondern die Religion, der Inbegriff jener Güter und darum von universalem Charakter. Die in ihr erwachsende Philosophie ist darum nicht eine Philosophie, sondern die Philosophie; das Lebensganze, in dem sie funktionirt, drängt ihr nicht eine Schranke auf, sondern theilt ihr den universalen Charakter mit, den es selbst besitzt, zeigt ihr ein Gut der Erkenntniß als Ziel, welches wohl in der Zeit verarbeitet werden will, aber einer Güterwelt angehört, für die es keine Zeit gibt." Wesentlich erscheint ihm beim Christenthum namentlich das Verhältniß von Zeitlichem und Ueberzeitlichem. „So geht der christliche Glaubensinhalt von der Geschichte und dem Zeitlichen aus, aber erhebt sich in das Außer- und Ueberzeitliche, wodurch die spröde Geschichtlichkeit und starre Gesetzlichkeit des Judenthums überwunden wird, ohne daß doch, wie in den heidnischen Religionen, das Geschichtliche zum bloßen Symbol und Mythus verflüchtigt wird. Das Ereigniß aber ist unverlierbar, weil es seinen Halt hat an dem Leben, das es gestiftet hat, in welchem sich das Zeitliche und Außerzeitliche untrennbar verschränken". (II, 9.) Auf diesem Boden ist die Philosophie nothwendig, weil gemäß der Universalität des Christenthums das christliche Denken nicht bloß auf die Heilserkenntniß, sondern auf Erkenntniß jeder Art, nicht bloß auf die christliche Wahrheit, sondern auf die Wahrheit überhaupt ausgeht. Sie hat hier allein einen sicheren Grund, denn hier „steht die Gedankenbildung mit jeder anderen Bethätigung des Ganzen in näherer oder fernerer Beziehung; das Leben ist die Resonanz des Gedankens und darum ist dieser voll, ganz, seiner selbst sicher; und der Gedanke ist eine Blüthe des Lebens und darum mehr als der Einfall eines geweckten Kopfes: ein Träger des Gesammtethos, ein gemeinsames Gut, ein sozialer Faktor, eine historische Triebkraft". (II, 76.)

In diesem großen Sinne verstanden, erscheint das Christenthum als der Kern der gesammten Weltgeschichte und die christliche Philosophie als die Vollendung alles

Wahrheitsstrebens. Bei solcher Auffassung kann auch das Verhältniß der griechischen und der christlichen Philosophie nur ein freundliches sein. Aus der Ueberzeugung, daß die Philosophie der Alten religiöser war, die christliche Religion aber spekulativer ist, als oft angenommen wird, erwächst das Ergebniß: „Antike und christliche Philosophie unterscheiden sich nicht wie Vernunft und Glaube, oder Freiheit und Gebundenheit, sondern wie Ahnung und Vollendung, Anbahnung und Durchführung, Vorzeit und Vollzeit.“ (II, 3.) Namentlich sucht der Verfasser die enge Beziehung des christlichen Idealismus zum antiken näher aufzuweisen und er zeigt in besonderen, sorgfältig ausgeführten Abschnitten, wie weit die verschiedenen Formen des alten Idealismus bei den Kirchenvätern und in die christliche Ueberzeugung Eingang gefunden haben.

Die Darstellung der altchristlichen Philosophie verweilt nicht bei den einzelnen Stufen, sondern sie führt rasch auf die Höhe in Augustin. Mit beredten Worten wird hier ein eindrucksvolles Bild des größten christlichen Philosophen entworfen, das auch sein inneres Werden zu erfassen sucht, das aber die großen, nie ganz geschlichteten Gegensätze dieser gluthvollen Persönlichkeit unsres Erachtens nicht voll zur Geltung bringt. „Was Augustinus unter den Vätern die erste Stellung sichert, ist die Gemüthstiefe und Geistesgewalt, welche ihn alle Elemente des Christenthums: das mystische, das spekulative, das gesetzhafte und das historische zu der innerlichen Einheit wieder verbinden läßt, aus der sie stammen.“ (II, 235.) „Die augustinische Philosophie ist sozusagen die Ausführung der johanneisch-paulinischen, der Metaphysik des Neuen Testaments.“ Hinsichtlich des Idealismus aber heißt es: „Der augustinische Idealismus vollendet zunächst den platonischen und weiterhin den antiken überhaupt; er besitzt in der Heilswahrheit Geschichte und Gesetz, in dem Trachten nach dem Reiche Gottes die echte Mystik, in der Weisheit der Schrift die Wurzeln der Ideen- und Formenlehre. Der Kampf mit den Irrthümern und das Ringen mit den großen Gedanken selbst läßt ihn diese an den verschiedensten Stellen fassen und befähigt ihn, der Nachwelt eine lebendige Ideenfülle zu hinterlassen, jedem Suchenden Wegweiser und Freund zu werden.“ (II, 257.) Das wird hinsichtlich der Hauptprobleme in bedeutender Ausführung und unter steter Vergegenwärtigung der Quellen näher dargelegt.

Mit Augustin ist nach dem Verfasser der christliche Idealismus in der Substanz vollendet, trotzdem besitzt auch die christliche Spekulation eine Geschichte, und zwar eine Geschichte, welche einen unverkennbaren Parallelismus mit der antiken Entwicklung zeigt. In der patristischen Epoche, auch bei Augustin, überwiegt die platonische Richtung, der Idealismus im eigentlichen Sinne, welcher die Gefahr nicht ganz vermeidet, die Sinnenwelt als bloßen Schein zu fassen. Die Scholastik vollzieht eine Wendung zum Realismus und damit „dieselbe Berichtigung, welcher Aristoteles den Platonismus unterzog“, sie thut das unter Benutzung der aristotelischen Lehre, aber wesentlich doch aus Dankmotiven, die innerhalb der christlichen Spekulation selbst lagen. Die Erweiterung der klassischen Studien in der Renaissance und der Zuwachs an Geschichtskenntniß und historischem Interesse, den sie mit sich brachte, führte auch in der christlichen Philosophie eine dritte Periode herauf, welche, wie der Neuplatonismus auf Platon, ihrerseits auf Augustinus und die Väter zurückgriff, die historische Kontinuität festzustellen sich bemühte und die übersinnlichen Prinzipien ideengeschichtlich zu begreifen unternahm.

Diese dritte Phase wird dem dritten Bande vorbehalten und hier als „der Idealismus der Renaissance“ behandelt; die weitere Aufgabe des zweiten Bandes ist die Darstellung der Scholastik, die in liebevollem Eingehen und mit geschickter Anordnung erfolgt. Ein Abschnitt prinzipieller Art erörtert zuerst den „Idealismus als scholastischen Realismus“. „Es ist ein durch die Ideen und zu höchst durch den Glauben orientirter Realismus, der die echte Scholastik charakterisirt, dem Geiste nach die Fortführung der Philosophie der Väter und letztlich der spekulativen Elemente der heiligen Schrift, der Ausführung nach die Erschließung neuer Gebiete für die Anwendung der idealen Prinzipien.“ Im Vergleich mit der Patristik scheint hier die Scholastik nur die Frontstellung verändert zu haben: hatte jene den Naturalismus des Heidenthums zu bekämpfen, so mußte diese den Islam und eine falsche Dialektik überwinden. Die Scholastik mit ihrer Begriffsarbeit bedeutet dem Verfasser insofern einen Abschluß, als sie eine befriedigende Lösung der in der alten Philosophie unerledigt gebliebenen Fragen und eine Ueberwindung der in ihr enthaltenen Gegensätze gebracht habe. Ohne Zweifel hat sie nach solchem Ziel gestrebt; daß sie es erreicht habe, können wir Anderen nicht so leicht zugestehen. Denn die Ausgleichung und Zusammenschließung der Gedankenmassen, welche die Scholastik mit ihren Syllogismen und Distinktionen vollzog, war nur möglich, weil sie die Gegensätze von vornherein blasser und matter faßte, und dieses wiederum kam daher, weil sie das Konkrete und Charakteristische der verschiedenen antiken Systeme nicht mehr deutlich empfand. So konnte, was in Wahrheit verschiedenartige Grundströme verräth, sich bloß als eine verschiedene Ansicht derselben Sache ausnehmen, und man konnte Systeme für innerlich verbunden halten, woraus Scharfsinn und Geschick nur die Punkte des direkten Zusammenstoßes entfernt hatte oder auch nur vergessen ließ. Daß die Scholastik glaubte, Plato und Aristoteles, klassisches und späteres Alterthum, Alterthum und Christenthum unmittelbar in eine Gedankenwelt verschmelzen zu können, erscheint uns als ein Zeichen nicht der Stärke, sondern der Schwäche. Wie die Patristik in Augustin, so gipfelt für den Verfasser die Scholastik in Thomas; bei solcher Schätzung gewinnt das Verhältniß beider Männer eine besondere Bedeutung. Es erscheint hier aber der Unterschied Beider nicht sowohl sachlicher Art als eine Folge der Abweichung ihrer Zeiten und ihres Naturells. „Augustinus Entwicklung war ein unausgesetztes Kämpfen, seine Studien waren die eines Suchenden, seine Errungenschaften spolia opima; seine Gedankenbildung mehr ein Herausschleudern von Ideen aus dem tiefsten Innern als ein geistiges Bauen.“ (II, 458.) Bei Thomas dagegen „ist alles befriedet, maßvoll und harmonisch. Seine Studien sind die eines Geistes, der sich gleichmäßig nach allen Seiten ausbreitet, alle in seinen Gedankenkreis der Reihe nach eintretenden Elemente mühelos assimilirt“. (II, 459.) Augustin und Thomas vermögen sich gegenseitig zu erklären, die christliche Philosophie hat gleichmäßig an sie Beide Anschluß zu suchen. In weiterer Betrachtung des Thomas im Vergleich mit anderen Erscheinungen des Mittelalters wird gezeigt, daß er die rechte Mittellinie bilde, auf der sich alle Gegensätze ausgleichen, von der abweichen schließlich immer der Irrung verfallen heißt. Ferner sucht der Verfasser mit reichem Material nachzuweisen, daß auch in den folgenden Jahrhunderten der scholastische Realismus nicht so sehr verdrängt war, als man gewöhnlich annimmt, daß seine Wirkungen vielmehr tief in die Neuzeit hineinreichen.

Wir haben die Darlegungen des Verfassers bis dahin referirend vorgeführt, um sie in ungestörtem Zusammenhange überschauen zu lassen. Nun aber sei einiges Wenige zu der hier verfochtenen Fassung des Wesens und der Geschichte des Christenthums bemerkt. Jener Fassung seien bedeutende Vorzüge bereitwillig zuerkannt. Wir finden hier ein universales, nicht ein partikulares und sektenmäßiges Christenthum, ein Christenthum, das sich nicht mit

einzelnen Seiten des Menschen begnügt, sondern den ganzen Menschen verlangt, ein Christenthum, das sich nicht scheu vor Kultur und Wissenschaft zurückzieht, sondern sie umfassen und vollenden möchte. Ein solches Christenthum stellt sich in den Mittelpunkt der Geschichte und will ihre ganze Fülle auf sich beziehen, es kann aber die Geschichte nicht beherrschen ohne den Besitz einer ewigen Wahrheit; so ist das Streben besonders darauf gerichtet, dies Beharrende herauszuheben und mit ihm alle Fülle der Erscheinungen zu umspannen. Solcher Universalität der Gesinnung entspricht auch die Darstellung, insofern sie durchweg mit den einfachen Mitteln des allgemeinen Sprachschatzes wirkt, völlig frei ist von dem formel- und phrasenhaften Jargon, der Produkte einer „spezifisch“ religiösen Denkart so oft ungenießbar macht. Aber zugleich lassen sich erhebliche Bedenken nicht unterdrücken, und zwar Bedenken nicht bloß von der Kultur, sondern auch von der Religion selbst aus. Das Streben nach Universalität in allen Ehren, die Erfassung des Charakteristischen darf es nicht abschwächen; die Vereinbarung des Christenthums mit dem sonstigen Weltinhalt darf nicht zu rasch und unmittelbar, darf nicht unter Verwischung vorhandener großer Unterschiede erfolgen. In dieser Hinsicht befriedigt uns die Darstellung des Verfassers nicht. Das Christenthum erscheint hier mehr als eine Zusammenfassung alles Guten und Großen in der Weltgeschichte, denn als eine charakteristische Welt mit scharf eingreifender und auch ausschließender Wirkung, es scheint mehr quantitativ als qualitativ von anderen Gestaltungen verschieden; die menschliche Geschichte wird mehr ein ruhiges Epos als ein bewegtes Drama. Im besonderen läßt das Streben, Christenthum und Alterthum zusammenzuhalten, das Unterscheidende beider Welten nicht zu genügender Entwicklung kommen, das Neue und Umwälzende des Christenthums nicht mit voller Klarheit hervortreten. Das hier gebotene Christenthum ist zu abstrakt, zu wenig charakteristisch; es erscheint zu sehr als eine Lehre, als Mittheilung einer Wahrheit, zu wenig als eine umwandelnde und erhöhende Lebensmacht; solche Fassung aber wirkt dahin, das Christenthum rasch ein für allemal abzuschließen, es zu sehr als eine fertige und aus der Vergangenheit überkommene, zu wenig als eine mit ursprünglicher Kraft sich unablässig erneuernde Thatsache zu verstehen. Zugleich fehlt die genügende Würdigung einer großen Aufgabe und einer inneren Bewegung im Christenthum, es fehlt die volle Anerkennung der verschiedenen Richtungen und mannichfachen Gestalten innerhalb seiner Welt. So reicht z. B. die Differenz zwischen Augustin und Thomas über Zeitlage und Naturell weit hinaus bis in die innerste Substanz der religiösen Ueberzeugung; es ist eine andere Art des Christenthums, welche hier und dort vorliegt. Daß diese zu gleichförmige Fassung des Christenthums die Gefahr einer Einmengung und Erstarrung mit sich bringt, daß sie der Freiheit nicht den genügenden Raum gewährt, das lehrt der dritte Band mit einleuchtender Klarheit.

Auf römischer Straße vom Oberrhein an den Neckar.

Von **Karl Schumacher** (Karlsruhe).

Von dem verschiedenartigen Kartenmaterial, dessen die römische Staatsverwaltung ebensowenig entbehren konnte wie eine moderne, sei es zu Zwecken des Kriegs oder des Friedens ist nur ein einziger dürftiger Repräsentant auf unsre Tage gekommen, nämlich eine Straßenkarte des römischen Reichs, die sogenannte tabula Peutingeriana. Sie ist benannt nach ihrem einstigen Besitzer, dem gelehrten Augsburger Patrizier Konrad Peutinger († 1547) und befindet sich jetzt in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien. Auf dieser Karte, die aber auch nur eine mittelalterliche Kopie eines antiken Originals darstellt, sind die wichtigsten, von Rom nach allen Richtungen der Welt ausgehenden Straßen eingezeichnet unter Angabe der größeren anliegenden Orte und ihrer Entfernungsmaße in römischen Meilen oder gallischen Leugen. Vom Gelände sind nur die namhaftesten Gebirgszüge und Gewässer, Seen, Meere angegeben und auch nur in schematischer, mit der Wirklichkeit wenig übereinstimmender Weise.

Für das rechtsrheinische Deutschland bietet die Karte zwar nur die auf Augsburg zustrebenden Straßen, sowie den gewaltigen Straßenstrang, welcher von der Nordschweiz her an den oberen Neckar und um die Alb herum nach Regensburg und Donau abwärts zieht. Trotzdem aber bilden diese Angaben geradezu das Fundament der römischen Topographie dieser Gegenden und haben zu allen Zeiten die Lokalforschung und die Gesammtwissenschaft aufs lebhafteste beschäftigt, ohne daß indeß allseits befriedigende Resultate erzielt wären. Auch die von uns ins Auge gefaßte Strecke vom Oberrhein an den Neckar bietet des Unsicheren noch so Vieles, daß bei dem allgemeineren Interesse, welches diese Frage beanspruchen dürfte, eine Darlegung der neuerdings durch die Limesforschung erlangten Ergebnisse am Platze erscheint. Wenn wir dabei zur Erleichterung unsrer Wanderung auf schweres gelehrtes Gepäck verzichten, wird uns mancher Leser nur dankbar sein.

Von Vindonissa, dem so günstig an Aar und Reuß gelegenen Zentralwaffenplatz kommend, gelangen wir über Würmlingen und Tegerfelden genau nach 8 Leugen (oder 17.5 km), wie unsre Routenkarte angibt, nach Teneda (Zurzach). In einem schluchtartigen Einschnitt, vorbei an dem auf einer Uferterrasse gelegenen Kastell, steigen wir herab zu dem schon recht majestätisch dahinrauschenden Rheinstrom und überschreiten ihn auf einer feststehenden Jochbrücke, von welcher im Jahre 1891 durch die Straßen- und Wasserbau-Inspektion Waldshut mehrere Wasserpfeiler festgestellt wurden. Auch am badischen Ufer sind hinter der Kirche von Rheinheim noch mehrfache Spuren des einstigen Uebergangs vorhanden. In späterer Zeit, als die Alamannen von Norden her immer drohender vordrangen, mag auch noch ein Brückenkopf wie bei Kaiseraugst und Stein zugefügt worden sein. Auch die rechtseitige Uferhöhe gewinnen wir wieder durch einen kleinen natürlichen Einschnitt und gelangen, im wesentlichen der jetzigen Landstraße folgend, über Dangstetten und Bechtersbohl, wo noch der Name Heidengasse alte Erinnerungen birgt, vorbei an der weithinschauenden Kuppe der Küssaburg in die breite Ebene des Klettgaus. Da wo die römische Straße aus dem Hügellande in die Ebene heraustritt, liegen beiderseits derselben größere römische Baulichkeiten, die eine, die westliche, wohl nur eine villa rustica, ein Meierhof, der jetzt noch von tiefgründigem schwarzen Gartenboden umgeben ist, die andere, östlich der Straße, vielleicht eine mutatio oder mansio für den Pferdewechsel; in der letzteren kamen mehrere Ziegel der 26. Kohorte zum Vorschein. Auch vom gegenüberliegenden sonnigen Berghang („Auf Mauern“ am Heidegger Hof) winkt ein umfängliches landwirthschaftliches Gebäude herab, das auch mit Militärziegeln gebaut ist, und weiterhin landauf landab erblicken wir eine Reihe einzelstehender Gehöfte, die mit ihren rothen Dächern gar freundlich aus dem Baumgrün herauslugen, größere Weiler oder geschlossene Ortschaften fehlen aber fast ganz. Jenseit der Ebene geradeaus thürmen sich die von tiefen Thalschluchten durchrissenen Kämme des Schwarzwaldes, halb rechts erhebt sich das dunkle Felsmassiv des hohen Randen.

Silva Marciana bezeichnet unsre Karte den ganzen Höhenzug und dahinter erscheint Alamannia.

Die römische Straße wählte zu ihrem Zug gegen Norden weder das tiefeingeschnittene wilde Wutachthal noch das steil ansteigende und schroff abfallende Randenplateau, sondern sie zog, wie schon Dr. Wanner gegen Paulus sen. und Andere wacker verfochten hat, in der Einsenkung, welche zwischen den Höhen des Wutachthales und dem Randenstock liegt, bequemen Anstiegs empor. Deßhalb bleibt sie zunächst noch in der Ebene des Klettgaues, bis über Trasadingen hinaus meist unter der jetzigen Landstraße liegend, von da ab bis an die Gächlinger Mühle noch durch einen Feldweg bezeichnet. Hier erst macht sie eine scharfe Wendung gegen Norden und gelangt über eine mäßige Vorhöhe hinweg, wie das „alte Sträßchen" nach Schleitheim.

Schleitheim ist der erste Ort, an welchem wir von Zurzach an wieder ausgedehnteren römischen Wohnstätten begegnen. Dutzende von kleineren oder größeren Baulichkeiten, Wohnhäuser, magazinartige Gebäude, landwirthschaftliche Anlagen sind bereits von dem dortigen, bezw. dem Schaffhauser Alterthumsverein in systematischer Weise ausgegraben worden, und noch weitere harren der Untersuchung. Ohne Zweifel ist es das Juliomagus der Peutinger-Karte, dessen Entfernung von Zurzach auf 14 Leugen (31 km) angegeben wird, während wir auf unsrer neuen badischen topographischen Karte (1 : 25,000) ca. 30 km mit dem Zirkel abgreifen. Schon vor dem Eindringen der Römer muß bei Schleitheim ein germanisches, bezw. keltisches Dorf gestanden haben, wie zahlreiche Münzen und andere Funde wahrscheinlich machen und das fruchtbare Gelände wohl begreifen läßt. Die sonnigen Vorhügel tragen ausgedehnte Weinpflanzungen, über ihnen dehnen sich bis hoch hinauf ins Gebirge üppige Getreidefelder, saftiges Wiesengrün begleitet die zahlreichen Wasserrinnsel und lohnender Obstbau wird durch die geschützte Lage gesichert. Die Wohlhabenheit der römischen Bevölkerung erhellt auch aus den zahlreichen Mosaikboden der Villen, nach denen man sich im eigentlichen Limesgebiet vergebens umschaut.

Unsre Heerstraße führt mitten durch die römische Ansiedelung hindurch, welche wahrscheinlich durch die Anlage eines Straßenkastells veranlaßt ist, vorbei an einem ausgedehnten alamannischen Friedhof und wie die jetzige Straße dem breiten Thälchen entlang gegen Beggingen. An all den Abhängen rings herum, hinüber bis zum Wutachthal und hinauf bis zum Schlatterhof liegen einzelne landwirthschaftliche Gebäude, zum Theil recht stattlichen Umfangs mit zahlreichen Nebengebäuden. Ob die Straße durch Beggingen selbst und am Schlatterhof vorbei oder kürzeren Wegs durch ein Seitenthälchen am Fuß des Hochwaldes entlang hinab nach Fützen zog, ist noch nicht festgestellt, obwohl sich Wanner für die erstere Richtung entscheidet. Jenseit Fützen fand ich die Straße wieder oben am Abhang des Buchbergs ca. 100 m unterhalb St. Ottilien, wo sie — stellenweise noch recht gut erkennbar — dem Berge entlang bis an die Einsattelung der Wasserscheide beim Zollhaus zieht. Auf diese Weise vermied sie ganz geschickt das schlundartige Defilee zwischen Fützen und Zollhaus, durch welches die jetzige Landstraße zieht und von welchem frühere Gelehrte sogar den Namen Fützen (ad fauces) ableiten wollten. Der etwas steile Aufstieg von Fützen auf den Buchberg war durch eine hackenförmige Schleife erleichtert. Beim Zollhaus überschritt die römische Straße wohl wie die jetzige Landstraße das versumpfte Aitrachthal und erstieg dann, zwischen Eichberg und Roberg hindurch und an Riedböhringen vorbei ganz allmählich den höchsten Punkt dieser Schwarzwaldstrecke, die Anhöhe zwischen Riedböhringen und Behla, gegenüber dem Aspenwald (815 m über dem Meer). Auf der Scheitelhöhe selbst und eine längere Strecke abwärts gegen Behla zu ist die römische Straße beiderseits der jetzigen in den Wiesen und Aeckern öfters noch recht gut erhalten und durch die dammartige Erhöhung leicht bemerkbar. Wie über dem Kinzigthal beim Schänzle bei Röthenberg, wo die römische Paßstraße das Hochplateau erreichte, ein weithin sichtbarer Tempel der Diana Abnoba, der Schwarzwaldgöttin, stand, dürfte auch auf unsrer Paßhöhe ein ähnliches Heiligthum, wenn vielleicht auch nur ein bescheidenes Kapellchen, kaum gefehlt haben, zumal auch hier eine Quelle in nächster Nähe entspringt. Einige hundert Meter abwärts der Paßhöhe, wo der steilere Abfall gegen Behla beginnt, wendet sich unsre Straße plötzlich gegen Westen auf Hausen vor Wald zu, in der Richtung des „alten Postwegs", um so auf ziemlich ebenem Terrain die Ausläufer des großen Donaurieds zwischen Behla und Hüfingen zu vermeiden. Zwischen Hausen und Hüfingen habe ich zwar bis jetzt keine gesicherten Spuren der Straße finden können, doch ergibt sich dieser Zug, abgesehen von der Terrainbildung, einmal durch die stark südwestliche Richtung der Straße nördlich von Hüfingen, wo der Uebergang über die Breg beim sogenannten Römerbad war, andrerseits vielleicht durch die Nachricht einer Hüfinger Urkunde, daß noch im 15. Jahrhundert keine ordentliche Wegverbindung zwischen Behla und Hüfingen existirte und die Fuhrleute über Hausen und Riedböhringen nach Schaffhausen fahren mußten und daß „dies schon länger geschehe als Jemand gedenken möge". Auch bei Hausen liegt ein römischer Meierhof, wie längs der ganzen Straße, auch mitten im Gebirge (bei Fützen, Zollhaus ꝛc.), deren Spuren uns begleiten.

Mit Hüfingen haben wir ohne Zweifel Brigobanne der Peutinger Karte erreicht, für dessen Abstand von Juliomagus 11 Leugen = 24.5 km verzeichnet sind. Auf der Karte 1 : 25,000 messen wir von Schleitheim bis Hüfingen in der beschriebenen Richtung rund 25 km, wofür in Anbetracht der mehrmaligen Steigungen 11 Leugen allerdings etwas knapp sind. Daß aber Brigobanne thatsächlich bei Hüfingen zwischen Brig- und Bregzusammenfluß anzunehmen ist, folgt nicht nur aus dem Namen, sondern vor allem auch aus den umfänglichen römischen Ruinen, die daselbst in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts durch den Fürsten v. Fürstenberg aufgedeckt worden sind, während römische Ueberreste von gleicher Ausdehnung weit und breit fehlen. Links der Brig, im Mühlöschle, stand das römische Lagerdorf, Hütte an Hütte, ihm schloß sich der Friedhof an. Oben auf dem Galgenberg erhob sich das Kastell mit zahlreichen Innengebäuden, daneben lag in einer Einsenkung ein größeres Badegebäude. Die Heerstraße zog mitten durch die bürgerliche Niederlassung hindurch, am Kastell und Bad vorbei gegen Hausen zu. Auch hier ging, nach den Funden zu schließen, der römischen Ansiedelung ein germanisches, bezw. gallisches Dorf voraus, das sich die Fruchtbarkeit der Baar zunutze machte.

Von Hüfingen aus lief die Straße immer möglichst nahe am Westrande des großen Donaueschinger Rieds entlang, zunächst als „Hochstraße" nach Donaueschingen, dann weiter am Ziegelhof und Zollhäusle und westlich an Schwenningen vorbei, wie sie auf der badischen topographischen Karte 1 : 25,000 bereits eingezeichnet ist. Zwischen Dauchingen und Deißlingen überschreitet sie den Neckar, genau an der Stelle, von der ab das bis hieher tief eingeschnittene Neckarthal flachere Uferhänge zeigt. Weiterhin hält sie sich auf den Höhen rechts des Neckars, meist unweit der jetzigen Bahnlinie, um an der Saline Wilhelmshall vorbei nach Hochmauern und Rottweil zu gelangen, wo bekanntlich ein umfängliches Kastell und eine bedeutende bürgerliche

Niederlassung nachgewiesen ist. Nach der Peutinger Karte folgt 14 Leugen (= 31 km) nach Bregobanne der Ort Arae Flaviae, was ziemlich genau mit der Entfernung Hüfingen-Rottweil stimmt, so daß an der Identifizirung von Arae Flaviae mit Rottweil kaum zu zweifeln sein dürfte.

Ueber den ferneren Zug der Straße gegen Norden nach Rottenburg, das den auch inschriftlich bezeugten Namen Samulocenae auf der Karte trägt und durch zwei Thürme als größere Stadt charakterisirt ist, und weiter neckarabwärts nach Grinario und Clarenna, sowie über die Lage der Oertlichkeit, bei der die große Schwenkung der Straße gegen Osten statthatte, über diese noch sehr umstrittenen Fragen wird uns das Limesunternehmen hoffentlich auch noch sichere Anhaltspunkte bringen.

So stehen die Ergebnisse, welche die Straßenuntersuchungen rückwärts des Limes für Topographie und Geschichte und namentlich für Besiedelungsgeschichte bringen können, an Bedeutung nicht zurück hinter den über die Geschichte der Grenzwehr selbst erzielten Aufschlüssen.

Mittheilungen und Nachrichten.

ll. Athen. Die Ausgrabungen zu Thermon in Aetolien sind von Hrn. Dr. Georg Sotiriadis mit ganz besonderem Glück fortgesetzt worden. Neben die Denkmäler der hellenistischen Zeit, die lange Halle mit ihren Statuenbasen usw., sind Fundschichten aus sehr viel älterer Zeit getreten. In dem großen Mauerviereck hellenistischer Bauweise, das den heiligen Bezirk des Apollon Thermios einschließt, nimmt die besagte Halle die südliche Hälfte der Ostseite ein. In der nördlichen Hälfte derselben Seite stieß Sotiriadis auf die Fundamente zweier Tempel. Der größere von ihnen besteht aus einer schmalen und ungewöhnlich langen Cella, in deren Mitte die Fundamentsteine einer Stützenstellung erhalten sind. Dieser Bau tritt also als drittes und vielleicht ältestes Beispiel einer zweigetheilten Tempelcella neben die sog. Basilika von Paestum und den Tempel von Neandria in der Troas. Die Cella, die von Norden nach Süden orientirt ist, hatte ihren Eingang durch zwei Thüren von Süden; von der einen liegt die Thürschwelle noch an ihrem Ort. Am nördlichen Ende der Cella ist durch eine Querwand eine Hinterhalle abgetrennt, in deren Mittelachse zwei Säulen standen. Eine vordere Halle war nicht vorhanden. Umgeben ist der Cellabau von einer Säulenhalle, die an der Ostseite eine, an der Westseite zwei Stufen hatte. Die Standspuren der Säulen (5 an den kurzen, 15 an den langen Seiten) sind auf dem Stylobat überall erkennbar. An der Nordseite stehen einige der untersten Säulentrommeln, die ganz flach kannelirt sind, an ihrem Ort. Daß der Tempel ein sehr alter ist, geht schon aus der ungewöhnlichen Länge und Schmalheit der Cella hervor. Bestätigt wird es durch die an der Ost- und Nordseite gemachten Funde von äußeren Schmucktheilen. Diese bestehen aus bemaltem gebranntem Thon und sind von verschiedener Art. Die Endigungen der Dachziegel sind geschmückt durch weibliche Köpfe alterthümlichen Stils. Unter dieser Reihe saßen an einer einstweilen nicht näher zu bestimmenden Stelle eine Serie von etwas größeren Köpfen, von denen die einen einen Mann mit breitem, alterthümlichem Spitzbart, die anderen einen Silen mit gesträubtem Haar und großen Pferdeohren darstellen. Von beiden Serien gehören die besten Exemplare ihrem Stil nach ins 6. Jahrhundert v. Chr. Daneben finden sich solche Stücke, an deren flauer Arbeit man sofort erkennt, daß sie spätere Restaurationen sind. Von den weiblichen Köpfen der Stirnziegel zeigt eine Anzahl einen jüngeren Typus, der etwa mit den Skulpturen des olympischen Zeustempels gleichzeitig ist. An der Nordostecke des Tempels lag eine große Sphinx, die als Eck-Akroter diente. Eine weitere Klasse von Terracottaschmuck sind große Platten von etwa 1 m im Quadrat, welche mit alterthümlicher Malerei bedeckt sind. Diese sind als etwas auf griechischem Boden völlig neues von höchster Wichtigkeit. Das Bildfeld wird auf beiden Seiten von je einem Streifen großer alterthümlicher Rosetten eingeschlossen. Soweit die Platten bis jetzt zusammengesetzt sind, erkennt man folgende Darstellungen: ein großes bärtiges Gorgoneion; Perseus mit der Tasche, aus der das Gorgonenhaupt herausschaut, in eiligstem Laufe; eine Frau, neben der in altkorinthischen Buchstaben das Wort χελιδών (Schwalbe) steht (nur eine Ecke der Platte ist erhalten); ein Jäger mit Wild über der Schulter; zwei thronende Gestalten. An der Platte mit den letztgenannten Figuren ist die eine Ecke oben abgeschrägt; sie war also die Füllung des Giebelfeldes. Die anderen Stücke haben Falze an den senkrechten Kanten, es ist also das wahrscheinlichste, daß sie die Verkleidung der Metopen, nicht etwa, wie vermuthet wurde, der Cellawand bildeten. Für das erstere spricht auch der Umstand, daß alle an der Außenseite der Ringhalle gefunden sind. Die Farben der Platten sind leider sehr zerstört; die alterthümliche Zusammenstellung von Roth, Schwarz und Weiß herrschte vor. Bisher kannten wir nur aus Italien bemalte Terracottaplatten von dieser Größe. Die Wichtigkeit der neuen Funde steigt aber noch durch folgende Kombination, die Hr. Prof. Wolters vom deutschen Institut in Athen aufgestellt hat. Der Thon der Platten und eines Theils der Köpfe ist von grünlicher Färbung, mit vielen eingesprengten schwarzen Theilchen. Diese Eigenthümlichkeiten finden sich genau so wieder an altkorinthischen Dachziegeln. Die Stücke vom Tempel in Thermon, die als spätere Restaurationen kenntlich sind, bestehen dagegen aus röthlichem Thon. Es ist also möglich, daß die Ausschmückung des Tempels mit Teracottaverkleidung von korinthischen Künstlern ausgeführt worden ist. Gestützt wird diese Vermuthung durch das korinthische Alphabet in der Beischrift „Chelidon", obwohl allerdings das altätolische Alphabet unbekannt ist und hier eine zufällige Uebereinstimmung vorliegen könnte. Wolters Kombination ist aus dem Grunde sehr verlockend, weil nach der antiken Tradition ein korinthischer Töpfer, Butades, die Ausschmückung der Tempel mit Terracottaverkleidung erfunden haben soll, und weil die Kunst des Thonbildens von korinthischen Künstlern nach Italien gebracht wurde. In Italien sind zahlreiche Reste solchen Thonschmuckes gefunden worden (Tempel von Cori u. a.), die in die gleiche alte Zeit gehören. Es muß einer genaueren stilistischen Untersuchung vorbehalten bleiben, das aufgestellte Problem zu lösen. Wir haben aber gegründete Hoffnung, in den Terracottaplatten von Thermon die bis jetzt einzigen kostbaren Reste monumentaler altkorinthischer Malerei erkennen zu dürfen. Man kann Herrn Sotiriadis und die archäologische Gesellschaft umsomehr zu diesem Funde beglückwünschen, als man in Thermon nur Dokumente für Geschichte und Kunst der hellenistischen Zeit, nicht aber so wichtige Aufschlüsse für die archaische Periode erwarten konnte. — Neben dem großen Tempel liegt nördlich auf etwas erhöhtem Terrain ein kleinerer Tempel, dessen Cella ebenfalls durch zwei Säulen in der Mitte getheilt und von einer Ringhalle umgeben ist. Hier sind nur die Fundamente erhalten. Zwischen den beiden Tempeln und unter dem großen hindurch erstreckt sich eine ältere Fundschicht. Zwischen den beiden Tempeln liegt ein langgestrecktes Gebäude, dessen nördliches Ende elliptisch endet, während das südliche unter den großen Tempel hinuntergreift und hier durch mehrere parallele Quermauern beendigt wird. Die Mauern bestehen aus rechteckig behauenen und sorgfältig aufeinandergeschichteten kleinen Kalkplatten. Die Erde innerhalb dieser Mauern ist mit Resten von Holzkohle und unzähligen kleinen Stückchen verbrannter Knochen überall durchsetzt; außerdem fanden sich Scherben von größeren und kleineren Gefäßen aus einem Thon von graublauer Farbe, der am ehesten mit der sogenannten lydischen Topfwaare von Troja zu vergleichen ist. Die Gefäßformen sind, soweit sich sehen läßt, sehr alterthümlich. Unter der Mitte des Tempels liegt eine etwa $^1/_2$ m tiefe Brandschicht, die sich kreisförmig auszudehnen scheint; sie besteht ganz aus weißer Asche und ist ebenfalls mit Knochenresten völlig durchsetzt. Die nächstliegende Annahme ist, daß wir es mit Opferplätzen zu thun haben; doch hat man auch daran gedacht, daß es Stätten für Leichenverbrennung sein könnten. Außer dem beschriebenen elliptischen Bau finden sich unter und südlich vom Tempel noch mehrere Mauerzüge der gleichen Technik, zum Theil ebenfalls von elliptischem Grundriß. — In einer noch

tieferen Fundschicht unter dem Tempel liegen bauchige Thongefäße (Pithoi) von etwa Mannshöhe, von denen das eine, das bisher untersucht werden konnte, sorgfältig mit einem Deckel aus Kalkstein verschlossen und — vollständig leer war. Die Deutung dieser Fundschichten muß einstweilen noch problematisch bleiben, doch kommen wir mit ihnen jedenfalls in eine sehr alte Zeit hinauf, in der — entgegen früheren irrthümlichen Meldungen — sich keinerlei Spuren von mykenischer Topfwaare gefunden haben. — Die Ausgrabungen werden fortgesetzt. Die Terracottafunde sind trotz des Widerstands der dortigen Bevölkerung, wovon wir früher berichteten, ins Nationalmuseum zu Athen gebracht worden.

-rt- Prof. Rydberg in Lund macht darauf aufmerksam, daß die jüngst durch Prof. Ramsay erfolgte Entdeckung des Metargons und die Wahrnehmung, daß das Spektrum dieses Elements fast ganz mit dem Swan'schen Kohlenwasserstoff-Spektrum übereinstimmt, auch von großem Interesse für die Physik unsres Sonnensystems ist. Die Annahme eines interplanetarischen Mediums erhält hiedurch eine neue, unverhoffte Stütze, welche uns die Lösung der meisten, auf die Kometen und auf die Sonne sich beziehenden Probleme näher rückt. Dieses Medium, dessen Spektrum außer den Acetylenbanden auch die Cyanbanden enthält, ist nunmehr durch direkte Beobachtung nachgewiesen: 1. im Absorptionsspektrum der Sonne; 2. im Emissionsspektrum der höchsten Strahlen der Sonnencorona; 3. im Spektrum aller Kometen; 4. in den in den Meteoriten eingeschlossenen Gasen; 5. als Bestandtheil der irdischen Atmosphäre. Man kann also wohl mit einigem Recht sagen, daß dieses Medium überall angetroffen wird, daß es also gewissermaßen eine unserm ganzen Planetensystem gemeinsame Atmosphäre bildet.

* Ueber die Sehleistung der Schulkinder hat jetzt Prof. Herm. Cohn in Breslau eine Untersuchung im größten Maßstab veranstaltet. Er wandte sich, wie wir einem Bericht der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" entnehmen, im April d. J. an den Magistrat der Stadt Breslau mit der Bitte, die Sehleistung aller Schulkinder der Stadt von den Lehrern mit Hülfe seines Täfelchens während der Turnstunden prüfen zu lassen. Der Magistrat gab ihm anheim, sich selbst mit den Lehrern in Verbindung zu setzen, und genehmigte vorbehaltlich der Zustimmung der Direktoren die Prüfung auf den Turnplätzen. Am 14. und 21. August hielt nun Prof. Cohn vor vielen Hunderten von Lehrern und Lehrerinnen der Volks-, Mittel- und höheren Schulen in der großen Turnhalle am Lessingplatz Vorträge über die einfache Methode und den Werth der geplanten Untersuchung und fand das weitestgehende Interesse und die dankenswertheste Unterstützung bei der ganzen Lehrerschaft Breslau's. Mit einem nunmehr noch vereinfachten Täfelchen haben die Lehrer fast sämmtlicher Anstalten Breslau's die Prüfungen der Sehleistung während der Turnstunden begonnen; Tausende von Befunden sind bereits in die von Prof. Cohn vertheilten Tabellen eingetragen und ihm übersendet. Bis Mitte September dürften 40—50,000 Beobachtungen zur Verwerthung vorliegen. Die Resultate werden sicher von wissenschaftlichem, ethnographischem und hygienischem Werth sein. Schon jetzt kann gesagt werden, daß doppelte Sehschärfen überaus häufig vorkommen.

* **Leipzig.** Der seit 28 Jahren als ordentlicher Professor an der Universität wirkende Geh. Hofrath Prof. Dr. Wiedemann, Direktor des physikalischen Instituts, ist seit kurzem so schwer erkrankt, daß er voraussichtlich im bevorstehenden Wintersemester nicht lesen wird.

* **Zürich.** Der bisherige Honorarprofessor für Elektrochemie am eidgenössischen Polytechnikum, Dr. Robert Lorenz, ist zum ordentlichen Professor für dieses Fach und der bisherige Titularprofessor und Privatdozent für Zoologie an der gleichen Lehranstalt, Dr. Konrad Keller, zum Ordinarius für Zoologie (spezielle Zoologie nebst Anatomie und Physiologie, sowie Anthropologie) ernannt worden. Ferner beschloß der Bundesrath, eine neue Lehrstelle für Geographie (mathematische Geographie) am Polytechnikum zu schaffen, wenn auch vorerst nur als Halbprofessur.

-l. **Czernowitz.** Eine Branntwein-Prophetin. Schon im Herbst 1894 haben wir in unsrer Zeitung einen Aufsatz von R. F. Kaindl über den sogenannten Branntwein-Propheten gebracht. Unsre Leser werden sich erinnern, daß dieser ein junger Bursch aus Mahala bei Czernowitz (Bukowina) war, der die Bukowina nach allen Richtungen durchzog und gegen den Branntweingenuß, sowie auch gegen andere dort allgemein verbreitete Unsitten predigte. Wiewohl er von den Alkoholhändlern und auch von den Regierungsorganen behindert wurde und insbesondere ein Theil der Bukowiner Presse seine Thätigkeit theils als staatsgefährlich bezeichnete, theils ins Lächerliche zog, hat derselbe überaus bedeutende Erfolge erzielt. Er bewog zahlreiche Gemeinden zum symbolischen Begraben des Branntweins, was in überaus feierlicher Weise geschah. Die Landleute schrieben ihm eine göttliche Sendung zu, nannten ihn prorok, d. h. den Propheten, und wußten von ihm bald allerlei Legenden zu erzählen. Durch die Assentirung des jungen Mannes wurde der mit Rücksicht auf die örtlichen Verhältnisse sicher sehr heilsamen Bewegung ein Ende gesetzt. Wie richtig der Prophet seine Mission aufgefaßt hatte, zeigt nun der Umstand, daß vor kurzem in der Bukowina nunmehr wieder eine Prophetin (proroczka) aufgetreten ist. Auch von ihr wird, ähnlich wie von ihrem Vorgänger erzählt, daß sie schon todt war und von Gott zu dem Zweck das Leben wieder erhalten hat, damit sie die Leute von ihren Lastern abbringe. Dieses Mädchen predigt seit einigen Wochen unter den Huzulen (Gebirgsruthenen am Czeremosz) und hat einen großen Zuspruch gefunden. Die Kunde von ihr drang erst vor einigen Tagen in weitere Kreise. Die Prophetin hielt nämlich am ersten Sonntag im August in Marenice eine Predigt gegen die Branntweinpest, die Arbeit an Sonn- und Feiertagen, ferner die Zersplitterung der Bauerngründe; tausend bis zweitausend Leute sollen sich um sie auf dem Kirchhof versammelt haben. Ein Gendarm schritt ein, und da die Leute nicht sofort sich zerstreuten, brachte er durch einen offenbar allzu übertrieben gehaltenen Bericht die hohen und höchsten Behörden des Landes in größte Aufregung, die indeß — wie es sich sofort herausstellte — ziemlich überflüssig war: die Leute hatten sich nämlich nach der Predigt zerstreut und auch die Prophetin zog sich in ihre stille Bergeinsamkeit zurück. Die weitere Entwicklung der interessanten Bewegung ist abzuwarten. Hoffentlich wird die Obrigkeit die Thätigkeit der Prophetin, solange dieselbe gewisse Schranken nicht überschreitet, nicht hindern, da der Trunk und die bis ins Ungemessene gehende Zertheilung der Gründe in jenen Gegenden der Ruin der ländlichen Bevölkerung ist.

** **Aus Rußland.** Naturforscherkongresse. In Kijew steht eine Versammlung von Naturforschern bevor, auf der zum erstenmale die Meteorologie als selbständige Sektion auftritt. In St. Petersburg tritt der erste Allgemeine russische Kongreß von Gelehrten aus den Gebieten der Klimatologie, Hydrologie und Balneologie zusammen. Eine seiner Hauptaufgaben wird sein, der Förderung der russischen Mineralwasser, klimatologischen Stationen und Bäder sich zu widmen; wenig bekannte oder neue Kurarte sollen ausfindig und die Kenntnisse darüber einem weiteren Kreise zugänglich gemacht werden. Unter den landwirthschaftlichen Kongressen verdient der in Samara versammelt gewesene neunte allgemeine russische besondere Beachtung. Er hatte sich besonders mit der Pflege der Waldungen in Südost-Rußland zu beschäftigen. Man betonte, daß die Neuanpflanzung von Wäldern diesen Theil Rußlands vor den Nordostwinden schützen könne, wie das zum Theil der Ural thue. Eine andere derartige Versammlung in Orlow betonte, daß gegenwärtig ein System in der Anlage meteorologischer Stationen fehle und die landwirthschaftliche Statistik nicht einheitlich durchgeführt werde. Eine St. Petersburger Versammlung der Eisenbahnärzte faßte u. a. Resolutionen über das Maß ärztlicher Behandlung, das auf Kosten der Bahn den Passagieren zustehe, die auf der Bahn Verletzungen erleiden, ferner daß die bei Unglücksfällen Verstümmelten nicht einmalige Abfindungssummen, sondern Pensionen erhalten sollen.

Jahrgang 1898. München, Montag, 12. September. Nummer 205.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

König Ludwig I. von Bayern als Deutscher.

Rede, gehalten auf dem Alldeutschen Verbandstage zu München am 10. September 1898.

Von Ed. Heyck.

Die Berathungen, der geschäftliche Theil unsrer Tagung, liegen hinter uns. Jetzt schmettern die Trompeten zum Kellerfest, und das alldeutsche Auge, das soeben noch über alle Weiten des Weltmeeres schweifte, begrüßt erfreut die blauweißen Fahnen, das alldeutsche Herz thut sich, wenn möglich, noch weiter auf in der Erwartung eines frohgeselligen Abends von rein partikularer und bayerischer Stimmung. Hat nun doch einmal das ganze Deutschland von all den einzelnen Stammesmannichfaltigkeiten, über die es verfügt, die bayerische ganz besonders ins Herz geschlossen, und fühlt sich der Deutsche, wenn er sich umthut im reichischen Vaterland, kaum irgendwo so wohl als in diesen seinen südlichsten Landen und Bergen und in der bayerischen Hauptstadt, die zu einem selbständigen und eigenartigen, gerade in dieser münchenerischen Eigenart längst nicht mehr zu entbehrenden Mittelpunkte des deutschen Lebens und seiner Kultur geworden ist. Und morgen, am neuen Tage, da werden wir zum feierlichen Abschluß unsrer Tagung an der eichenumrauschten Walhalla bei Regensburg die Huldigung deutscher Dankbarkeit und pietätvoller Erinnerung den Manen eines bayerischen Königs darbringen, der um nichts weniger als irgend einer seiner Vorfahren ein stolzer und eifriger Bayernfürst war und der, mit einer persönlichen Opferfreudigkeit sondergleichen, sein München schön und ausgezeichnet vor allen deutschen Städten sehen wollte, der aber in dem Reichthum seines Geistes und Herzens zugleich zu uns und gerade zu uns gehört: der ganzer, echter Deutscher war im Sinne der Liebe und des Verständnisses für unser Volksthum und im Sinne der reinsten Begeisterung für Deutschlands Ehre und überkommene geschichtliche, poetische und geistige Herrlichkeit.

Wir werden davon zu sprechen haben, wie die andere große Liebe und Begeisterung König Ludwigs für Hellas und Rom und für die klare Formensprache der südlichen Kunst auf keinen Fall etwa eine periodische Abkehr von seiner deutschen Gesinnung oder etwas damit schwer verträgliches darstellt. Ludwigs ganzes Wesen ist vielmehr, um dies gleich zu sagen, das strikteste Gegentheil von Einseitigkeit und auch von gebundener Einheitlichkeit; der bleibende Grundzug der Persönlichkeit ist lebhafteste, jugendfrische Eindrucksfähigkeit und die unermüdliche Begeisterung einer vielbegabten und „schönen Menschennatur“ — Goethe hat ihn so bezeichnet — für jegliches Hohe, Werthvolle und Schöne, das Welt und Leben ihm darzubieten vermochten. Wenn bei ihm als dem König eines großen Landes jede Stimmung und Anregung in der Lage waren, sich in bedeutsame Entschlüsse und Thaten umzusetzen, und das Gesammtbild seines Lebens und seiner Schöpfungen sich insofern komplizirter gestaltet, so ist doch innerhalb dieser Gesammterscheinung die deutsche Richtung die jederzeit wesentlichste geblieben, und wir werden insbesondere erkennen, daß, je persönlicher er sich selber bethätigt, um so entschiedener auch der deutsche Zweck und Inhalt vorwiegt.

Dieses deutsche Wesen ist auch das ursprünglichste in ihm. Er, der im Jahre 1786 geborene Fürstensohn, ist nicht etwa, wie so Viele, erst durch die harten Lehren der Knechtschaft und Schande unter Napoleon zum zornigen Deutschen gemacht worden, sondern er war schon bewußter Deutscher ehe Napoleon jene unmittelbare Gewalt über Deutschland gewann. In Göttingen hatte er studirt, und in eigenthümlicher Weise haben die Stimmungen des inzwischen längst vergangenen Göttinger Hainbundes einen starken, nachhaltigen Eindruck auf diesen jungen fürstlichen Studenten geübt, der sich selbst als ein Dichter fühlte und der es, die Form seiner Hervorbringungen ausgenommen, in seiner schönen Empfänglichkeit auch war. Alles, was jenen jungen Dichterbund kennzeichnet, treffen wir bei ihm wieder: die etwas unbestimmte Sehnsucht nach Deutschheit, den Zorn über das Schielen nach Frankreich und über das französelnde Modetreiben, die hohe Verehrung für Klopstock, als den Erwecker vaterländischer Gesinnung. Zugleich aber hat auch in ihm der hohe Schiller'sche Schwung dieses schwärmende Deutschthum zu feurigem und stolzem Enthusiasmus emporgerissen, und die junge neue Poesie und historische Wissenschaft der Romantik fügt ihm die sehnsüchtige Liebe für das deutsche Mittelalter mit seiner nationalen und dichterischen Größe, mit den Wundern seiner Epen und Sagen, mit seinem vielgestaltigen und farbenfreudigen Leben hinzu. Mit der Bewunderung jener verklungenen Volks- und Kaisergröße aber auch die tiefe Scham über die eigene verzagte und sich selbst entfremdete Gegenwart. Dies, und nicht bloß etwa ein bloßer legitimistischer Stolz gegenüber dem politischen Parvenü Napoleon, ist es, was ihn zu einem so feurigen Bekenner des jungen deutschgesinnten Geschlechts macht und ihn seine offen ablehnende persönliche Haltung gegen den gewaltthätigen Gönner des bayerischen Fürstenhauses einnehmen, ja, was ihn als einen der Ersten und Frühesten überhaupt seinen Ruf gegen den Zwingherrn Deutschlands erheben läßt. Unbeirrt durch alle Schmeicheleien, womit man ihn als den wider Wunsch ernannten militärischen Führer eines Theils der bayerischen Hülfstruppen Napoleons im Kriege von 1806/7 überschüttet, trägt er seine in den Rheinbundkreisen peinlich überraschende „Deutschheit“ zur Schau und mitten im Feldzuge bleibt dieser Ruf nach Befreiung der Inhalt seiner Gedichte.

Und dann, im Kriege von 1809, reißt ihn die Größe des Entschlusses fort, ein Führer zu solcher Rettung und Befreiung, ein anderer fürstlicher Schill, der neue Arminius selbst zu werden. Lächeln wir nicht über ihn, daß der

heroische Entschluß nicht zur That, sondern nur auf seine Lippen gelangt ist, auf denen er zeitlebens das Herz getragen hat. So bringt er denn, nachdem er sich über seinen etwaigen Thronverzicht und alle äußersten Folgen klar geworden, mitten in der Sphäre des Münchener Hofes, des ängstlichsten von allen Rheinbundhöfen, bei einer Abendgesellschaft kaltlächelnder Diplomaten in der Naivetät seines feurigen Optimismus mit heftig zerklirrendem Glase sein „Pereat Napoleon!“ aus. Napoleon sprach von „Prinzen füsilieren“, aus München mußte er verbannt werden; es war eine sehr kluge Maßregel, wenn man ihn thunlichst rasch zum Statthalter von Tirol machte, um ihn bei seiner Begeisterung für das Volk Andreas Hofers und für dessen Wiederverschmelzung mit den urverwandten Bayern so schließlich doch für die bayerische Politik zu gewinnen. Aber jubeln und aufjauchzen konnte sein Herz erst wieder, als die Tage der preußischen Erhebung kamen, als Bayern sich im Vertrage von Ried an die Alliirten schloß und wenige Tage darauf die Leipziger Schlacht geschlagen ward. Es ist die größte seiner Erinnerungen für sein Leben geblieben; auch sein späteres Philhellenenthum wird völlig erst dadurch verstanden, daß er hier ein Etwas jenes seines größten Erlebnisses und seiner Jugendbegeisterung wieder fand. „Nach Teutschlands Befreiung, als es unter napoleonischer Zwangsherrschaft gebeugt, glühte ich für nichts so, als daß Hellas siegen möchte,“ schreibt er an den Obersten v. Heydeck. Was ihn überhaupt je von politischen Vorgängen oder Stimmungen tiefer gepackt hat, verknüpft sich ihm dann mit den deutschen Befreiungskriegen, und nichts von dem Enthusiasmus, womit er in seinen jungen Gedichten die Thaten Blüchers, Scharnhorsts, Schwarzenbergs begleitet hatte, war verblaßt, als er im Jahre 1863, ein 77jähriger Greis, seine Befreiungshalle von Kelheim, den Erinnerungsbau an jene schönste Heldenzeit, einweihte — ahnungslos, wie nahe Deutschland vor dem Ausbruch einer neuen Zeit der Thaten und der Helden stand.

Ich habe bereits darauf hingedeutet, daß es bei alledem grundfalsch sein würde, die alte Tendenz der bayerischen Geschichte zu Sonderhaltung nicht auch bei ihm zu erkennen.

Einsamer und besonderer denn je stand Bayern nach dem 30jährigen Krieg in Deutschland; der engere Bund mit Habsburg, dem alten Feind und nach wie vor begehrlichen Nachbarn, war rasch wieder zerflattert; nur mit den großen geistlichen Fürstenthümern durch gemeinsame Richtung und engste persönliche Beziehungen verbunden, sah Bayern sich mit ihnen zusammen auf Frankreich hingewiesen, vom übrigen Deutschland nicht bloß politisch, sondern auch im inneren und geistigen Leben mehr und immer mehr abgewendet. Ja, nur zu gern ward die neue Weisheit aufgenommen, daß die Bayern von Abstammung gar keine Deutschen, sondern keltische Bojer seien; Monumenta Boica nennt sich das im 18. Jahrhundert begonnene große Quellenwerk der bayerischen Territorialgeschichte, womit sozusagen offiziell dieser Uebertritt zum Keltenthum vollzogen wird, zu jenem nichtsnutzigsten Volk unter allen Indogermanen, welches ohne fremde Herren niemals eine wirkliche Entwicklungsfähigkeit aufgewiesen, nie und nirgends ein tüchtiges und wirkliches staatliches Leben hervorgebracht hat. Solchen schließlich auch in das Volk herabdringenden Auffassungen über sich selbst überließ sich derjenige deutsche Stamm, der von keinem anderen an echtestem Germanenthum übertroffen wird, der schweres, derbes Kernholz ist aus dem Eichenwalde des Deutschthums, altes ostsuevisches Markomannenthum und der bis auf den heutigen Tag in Brauch, Tracht und Geräth, soviel wie keiner sonst von alter Art bewahrt hat, bis zurück zu jenen Dingen, die uns Tacitus schildert, und dessen Sprache in Stadt und Land manches köstliches, sonst verlorenes deutsches Gut gehütet hat.

Dies etwa war die Lage, in die der spätere König Ludwig I. als junger Thronfolger hineinwuchs: ein kerndeutsches Land, das aber weder politisch noch volklich auf seine deutsche Zugehörigkeit mehr Werth legte und dem gerade damals die Gönnerschaft Napoleons und der Zusammenbruch des alten Reichs die ersehnte völlige Loslösung brachten. An die Stelle des Kurfürstenthums trat ein abermals in ansehnlichster Weise vergrößertes Königreich, welches stolz betonte, daß über den Trümmern des römischen Reichs ein neues Reich mit ebenbürtiger europäischer Ehrenstellung neben den Großmächten emporgestiegen sei, das des Zusammenhangs mit Deutschland um seiner selbst willen nicht ferner bedurfte.

Dachte Ludwig im Herzen anders? Er war selbst mit auf dem Wiener Kongreß anwesend, der nach Napoleons und des Rheinbunds Fall die neue Ordnung der europäischen und deutschen Dinge einrichten sollte, und wo wesentlich die durch die bayerische Politik herbeigeführten Bedingungen und Krisen dem Deutschen Bunde die letzten Reste von lebendigem, politischem Odem geraubt haben, die man ihm noch zugestehen wollte; wieder sprach der Kronprinz eifrig und feurig vom deutschen Wesen, ein unter die Fürstenwelt verschlagener Stürmer und Dränger jener Vaterlandsbegeisterung, die nun das ganze deutsche Bürgerthum beseelte, ein Burschenschafter auf eigene Faust, von der offiziellen Welt mit Verlegenheit und Achselzucken betrachtet, im besten Fall als exzentrisch bezeichnet; aber wir finden doch, daß auch er, was Bayern für sich anlangt, in den Ereignissen seit 1806 nur den folgerichtigen Abschluß seiner gesammten Geschichte, die Wiedererlangung der Bayern von Rechts wegen gebührenden und bloß verloren gewesenen Stellung erblickte. Entsprechend hat er sich im Walhallabuch von 1842 („Arnulph I., Herzog von Bayern“) ausgesprochen: Karl der Große raubte die Unabhängigkeit der Bayern; sie „fiel heim“, d. h. ward wieder gewonnen durch das Erlöschen der deutschen Karolinger; Herzog Arnulf verzichtete zwar auf die äußerliche Königswürde, aber seine Stellung blieb Königsmacht, bis dann auch die sächsische Kaiserdynastie Bayerns Rechte raubte, welche es schließlich nach 9 Jahrhunderten (d. h. am Anfang des 19.) zurückerlangte. Das unantastbare Heiligthum der bayerischen Königssouveränität ist auch der ruhende Punkt in aller sonstigen Sprunghaftigkeit der Politik Ludwigs als König. Bayern soll den denkbar freiesten Spielraum innerhalb der deutschen Welt behalten; über die Losung „teutscher Sinn und teutsche Eintracht“ hinaus hat all jener treue Eifer des Monarchen einen eigentlich nationalen oder gar staatsmännischen Gedanken dort nicht zu erzeugen vermocht.

Dies vorausgeschickt, bleibt es zu Recht bestehen, wenn man Ludwig den deutschesten der Fürsten genannt hat. Er war es in der persönlichen Hingabe an die Nationalität und in dem liebevollen Sichversenken in die deutsche Vorzeit, in dem sehnsüchtigen Verlangen nach neuer Bedeutung und Größe des deutschen Volkes und Namens. Er fühlte festen vaterländischen Boden unter seinen Füßen und prüfte die Persönlichkeiten darauf, ob das auch bei ihnen der Fall sei. Weit unter sich gelassen hatte er die vermeintlich vornehme Fremdthümelei; die französische Hofsprache, das immer noch erhaltene Erbstück aus jener Zeit, da die ganze mittlere und kleine Fürstenwelt die Sonne von Versailles umkreiste, schaffte er ab, sobald er zur Regierung kam; immer nur mit zornigem Aerger vernahm er es, wenn die Damen bei Hofe auch weiterhin ihren Putz aus Paris bezogen. Er war ein eifersüchtiger Deutscher in großen und kleinen Sachen der nationalen Ehre und er vergißt nicht, als er einmal von Waterloo spricht, beizufügen: „Wellingtons Heer, in dem mehr Teutsche als Britten.“

Soweit Sprache und Volksthum auf deutschem Ursprung

beruhen, reicht ihm die Zugehörigkeit zu den Deutschen. „Teutscher Junge zu seyn, wird erfordert, um Walhalla's Genosse werden zu können“; aber der Deutsche bleibt Deutscher, „sey er aus Liefland, dem Elsaß, der Schweiz oder den Niederlanden“.

Und wie freut es ihn, wenn man in Rom auch die skandinavischen Künstler, darunter seinen geliebten Isländer Thorwaldsen, mit den Deutschen als Tedeschi zusammenmengt, wie eifrig nimmt er jede Gelegenheit wahr, diese Nordländer an ihr Germanenthum zu erinnern. Ueberhaupt bleibt Ludwig trotz seiner 52 Aufenthalte in Rom und trotz all seiner Liebe für Italien und Hellas und für die Formensprache der südlichen Kunst und Natur auch dort ganz gleich der eifrige Deutsche wie in der Heimath. Nur eine solche Scene: ein Künstlerfest vor Porta del Popolo, wozu der bayerische Kronprinz erwartet wird. Versammelt sind die deutschen und nordischen Künstler, fast alle mit römischen Frauen, die sonstigen Deutschen in Rom — nur die römischen Gesandten der deutschen Bundesstaaten sind bezeichnenderweise nicht anwesend —, dazu Herren und Damen aus der römischen Gesellschaft; Unterhaltung in italienischer Sprache, die ja auch die lingua franca der germanischen Künstler untereinander ist, wogt durch den Saal. Dann erscheint der Kronprinz, wie immer, so auch hier in dem verpönten „altdeutschen“ Burschenschafterrock, und bald ist das Gespräch bei Ulfilas; als ihm ein anwesender schwedischer Gelehrter vorgestellt wird, kommt er flugs auf die nordische Mythologie und Poesie und mahnt mit rückhaltloser Lebhaftigkeit, das französische Königshaus dürfe kein Hinderniß werden, daß die schwedische Literatur jenen großartigen Vorbildern und Stoffen neues poetisches Leben erwecke. Nach Tisch bittet er deutsche Lieder zu singen, und nun erklingen die Mathias Claudius'schen Weisen seiner Göttinger Zeit nebst Volksliedern aus dem Wunderhorn durch den römischen Saal und schweben durch die offenen Fenster und Thüren in die italienische Sommernacht hinaus.

Der Süden hat ihn von seinem Deutschthum nicht abwendig gemacht, und ebensowenig vermochte dies sein katholischer Sinn. Vielmehr verschmolzen ihm mittelalterlich, katholisch und deutsch zu einer engen dreieinigen Formel, die er in Overbeck und auch Cornelius wiederfand. Den in der älteren Geschichte der Kirche leitenden Romanismus zu erkennen, davor blieb sein frommer christlich-germanischer Traum bewahrt; aber das den Bayern desto genauer bekannte Jesuitenthum der neueren Jahrhunderte schloß er von sich aus, die „Loyoliten“, wie er sie nannte, um ihnen den Namen Jesu nicht zu gönnen: „denn sie sind niemals teutsch gewesen“.

Das war es auch, was ihm den besonderen Stolz auf sein Bayern nicht zuletzt begründete oder rechtfertigte: daß dies der größte aller rein deutschen Staaten sei. Mit so vielen damaligen Süddeutschen (und etlichen noch heute) theilte er die Meinung, daß an der Elbe ein lediglich deutsch überfirnißtes Slaventhum beginne und Preußen, welches er sonst um Friedrichs des Großen und um der großen Führer im Befreiungskampfe willen bewunderte, als ganzdeutscher Staat nicht betrachtet werden könne. Ihm, der ganz und gar Romantiker war und dessen große Liebe, unbeschadet der Befreiungskriege, dem germanischen Alterthum und deutschen Mittelalter gehörte, war Preußen ohnedies zu neugeschichtlich und jung. Der geschichtliche Sinn liegt eben so tief in seinem Wesen wie der deutsche oder ist vielmehr eins mit diesem. Ueberaus viel dankenswerthes und hübsches hat er durch diese stete geschichtliche Pietät im einzelnen gewirkt; er ist es, der den alten volksthümlichen Namen der Schwaben, wenn auch natürlich nur in dem bayerisch gewordenen Theil, vor der nivellirenden Bureaukratie und ihren nach französischem Muster „topographischen“ Kreisen gerettet hat und der z. B. dem Ortsvorsteher von Audorf am Inn höchst ungnädig den Rücken wandte, weil man soeben die ältere überkommene Form Aurdorf zu jener Neubenennung verfeinert hatte; er, der Vater und eigentliche Begründer der territorialen Geschichts- und Alterthumsvereine, ist es auch, der als König die reiche altdeutsche Schönheit der schwäbischen und fränkischen Städte, die seit 1803 mit Bayern vereinigt worden waren, durch kundige und feinfühlige Meister, wie Heideloff in Nürnberg, vor der Verwahrlosung und dem Abbruch geschützt hat, den überhaupt jede Vernichtung eines Alterthums, womit man damals sehr viel schneller bei der Hand war als heute, persönlich erbitterte: „diese Menschen ruhen nicht, als bis alles so flach ist, wie ihre Schädel!“ Und auch von seinen eigenen Neuschöpfungen, die Bayern und München die Führung auf dem Gebiete der Kunst in Deutschland brachten, sind ja gerade einige der schönsten und bedeutsamsten einem bestimmten historisch-deutschen Inhalt gewidmet.

Und überhaupt nimmt man wahr, daß trotz der sehr viel glänzenderen Erscheinung der von ihm gepflegten klassischen Richtung sein persönlicher und Herzensantheil, seine eigene Initiative desto näher bei allen deutsch gedachten Unternehmungen betheiligt sind. Es würde uns zu weit entfernen, darzulegen, wie weit er seine Künstler führen konnte und wie weit sie ihn geführt haben. Im ganzen wird auch hier ein ähnliches Verhältniß sichtbar, wie innerhalb der bayerischen Gelehrsamkeit von Universität und höherer Schule, wo trotz Ludwigs Anstrengungen im deutschen Sinne der von dem vortrefflichen Thüringer Thiersch geführte Klassizismus den Sieg behielt, so daß nicht mit Unrecht in Bayern geklagt wurde, der Unterricht erziehe ausschließlich klassische Philologen. In der Hauptsache blieben Ludwigs Bemühungen für deutsche Geschichte, Literatur und Philologie an der Münchener Universität ein Mißerfolg; die Einen, wie Tieck und Friedr. v. Raumer, lehnten überhaupt ab, die Anderen, wie Maßmann, der bekannte Germanist, und Turner oder Zeuß empfanden den klassischen Boden der Münchener Hochschule als frostig, unheimisch und gingen wieder.

Nicht ohne tieferen Parallelismus hiemit kommen in den großen Münchener Neubauten Ludwigs zu würdiger Vertretung nur die südlichen Bauweisen: in den hellenischen Gestaltungen des Königsplatzes, in dem römischen Triumphbogen des Siegesthores, in der altchristlichen Basilica, in der köstlichen byzantinisch-normannischen Allerheiligen-Hofkirche, in der auf italienische, nicht auf deutsche Weise romanischen Ludwigskirche, in der Wiederholung der Loggia dei Lanzi, in den Florentiner Renaissancefaçaden des Königsbaues und der Ludwigsstraße, den römischen Renaissancemotiven der alten Pinakothek. Ludwig selbst hat schließlich ganz verwundert gesagt: „Ich denke teutsch, meine ganze Politik ist teutsch, aber ich baue nicht teutsch! Sonderbar!“ Und als Professor Sepp sich in München ein altdeutsches Haus erbaute, da fand dieser den Stil des Mittelalters suchende Profanbau lebhafte Aufmerksamkeit des Königs: „Schön, schön, aber warum hat man mich nicht früher auf den germanischen Baustil aufmerksam gemacht?“

Wir werden diese gelegentlichen Aeußerungen ebensowenig überschätzen, wie seine Herzensfreude, den Kölner Dombau wieder aufnehmen zu sehen und dazu zu helfen, oder gar: daß er nach seiner Abdankung den gothisch erbauten Wittelsbacher Palast bezog. Diejenige Monumentalität, nach der sein Wesen verlangte, ward ihm mit klarer Schönheit zugleich durch die großen südlichen Stile geboten, und seine Hingabe an diese war ohne Vorbehalt. Aber wie oft hat er, es sei nur an die Walhalla wieder erinnert, diesen Klassizismus in den Dienst deutscher geschichtlicher

Aufgaben gestellt. Und vollends die Skulptur seines Schwanthaler und Anderer, auch Thorwaldsens selbst, obwohl hier erst recht nur die Antike stilistische Geltung besaß.

Am meisten aber konnte und mußte zur Ausführung derartiger stofflich deutscher Aufgaben die Malerei geeignet sein. Zwar behielt die klassische Richtung auch hier ihr eigenes und schönes Feld — was würden wir z. B. nicht darum geben, könnten Rottmanns italisch-historische Landschaftsfresken unter den Arkaden in ihrer ursprünglichen Schönheit erhalten sein! —, und innerhalb der Gesammtkünstlerschaft stand sogar eine tonangebende Opposition, in erster Linie von Klenze ausgehend, mit Lebhaftigkeit gegen die „deutsche Malerei"; ferner: der deutscheste all der deutschen Künstler, der wahrste und feinste von allen, Moritz v. Schwind, ist gar nicht eigentlich zur Entfaltung im königlichen München gekommen, denn ihm mangelte das große Kartonformat, die sogenannte hohe Kunst, jene Monumentalität, die für die sonst auseinanderstrebenden Parteien das Verbindende blieb — aber, auch wenn wir von Ludwigs mit hieher gehörigem Verhältniß zu der kirchlichen Malerei absehen: welche Fülle großartiger Gemäldestoffe aus dem Kreise der deutschen Dichtung, Sage und Geschichte ist allein in den Nibelungen- und deutschen Kaisersälen der von ihm bewohnten Residenz zur Ausführung gebracht worden! Und wenn eine der großen Künste aus dem Zusammenströmen der verschiedensten Anregungen in München zu eigenem, selbständigem und weiterwirkendem Leben gelangt ist, so ist dies die deutsche Malerei jener älteren Jahrzehnte, die Schule der historischen Romantik, die von da aus wieder ihre Anregungen auf andere künstlerische, geistige und öffentliche Gebiete geübt hat und deren Einfluß heute, während die Malerei selbst zu neuen Phasen und Gegensätzen gelangt ist, in verschiedener Weise Allgemeingut ist.

So also steht dieser König da: vielseitig und vielschöpferisch auf allen Gebieten seiner reichen und edlen Interessen, inmitten des Alten doch immer wieder deutsch, und um so deutlicher und bestimmter, je persönlicher er selbst in Betracht kommt. Hat er doch auch, um dies noch zu erwähnen, all seinen Kindern deutsche Namen mit historischem Bezug gegeben: Otto, und ebenso Mathilde zur ausdrücklichen Erinnerung an Otto den Großen, ihren Sohn, oder Luitpold, Theudelinde, Adelgunde, Hildegard. Ein Vorläufer der politischen Weiterentwicklung, der neuen nationalen Gestaltung ist Ludwig nicht geworden; nur mit banger Sorge um Bayern und nicht weniger um Deutschland hat seine Auffassung die Entscheidung und das Ergebniß von 1866 miterlebt, leider nicht mehr die herrliche Zeit von 1870. Wir dürfen dennoch nicht behaupten, daß, als selbst verantwortlicher Regent, nicht auch er die Wege seines hochherzigen Enkels hätte gehen können. Ist doch erst durch 1866 und 1870 der Alpdruck gehoben worden, den die Losung der deutschen Einheit vorher auf so viel werthvoll Bestehendes gelegt hatte; ist doch erst seitdem das schöne Verhältniß von politischer Zusammenfassung und nationaler Gesinnung einerseits, von partikularer Heimathliebe und Landsmannschaftlichkeit andrerseits möglich geworden, dieses segensreiche Bündniß der früher auseinanderstrebenden Imponderabilien, auf welches der große Schöpfer des Reiches die innere Unverbrüchlichkeit und von Ueberstürzungen freie Fortentwicklung seines Werkes gestellt hat und die erst die volle Entfaltung der Befähigungen und Kräfte des gesammten, in sich so mannichfaltigen Volksstamms verbürgt — was am letzten wir hier im alldeutschen Verbande verkennen werden, die wir gewiß alle darin einig sind, daß uns der Partikularismus sehr viel weniger Sorge macht, als zuweilen die hohen Zentralinstanzen, und die wir nach der nothwendigen Verwirklichung des einen und dringlichsten deutschen Zieles um 1870 herum nun wieder vom Standpunkt der gesammten Nationalität und all ihrer historischen und volklichen Verbindungen in die freien Weiten neuer und kommender deutscher Geschichte und Zukunft schauen. Heute, ich glaube, wir dürfen das sagen, heute könnte zu uns auch König Ludwig I. und gerade zu uns stehen, er, der in einem seiner spätesten Gedichte in erhebender und ergreifender Weise bekannt hat: das sei der beste Inhalt und erfüllte Traum seines Lebens, daß er an dessen Ende sein Bayernland deutscher erblicke, als in seiner Jugend, und somit habe er nicht vergebens gelebt.

Zu Würzburg an der Neumünsterkirche liegt Walther von der Vogelweide begraben und Ludwig hat ihm dort ein einfaches, sinniges Denkmal errichtet. Das Höchste aber, was er in der Inschrift über den größten der Minnesänger zu sagen gewußt, und mit Recht, das ist: „Niemand war teutscher denn er". Und so auch Ludwig. Fassen wir zusammen, verstehen wir ihn aus seiner Zeit, beurtheilen wir ihn nach dem historischen Boden, auf dem er stand, messen wir ihn an seinen Zeit- und Standesgenossen: wahrlich, wir werden auch von ihm in ehrerbietigem und treuem Andenken jenes Wort wiederholen: Niemand war deutscher und in seinem Deutschthum edler und verehrungswürdiger als er.

Im Anfang des Jahres 1807, in Deutschlands jammervollster Zeit, hat der Kronprinz von Bayern den Plan zuerst gefaßt, dem deutschen Volke eine mahnende und erhebende Halle seiner Helden und geschichtlichen Ehren zu errichten, „auf daß teutscher der Teutsche aus ihr trete, besser, als er gekommen", die Walhalla hoch über dem Donaustrome, der großen Fluß- und Heerstraße so reicher deutscher Nibelungen- und Kaisererinnerungen, unweit Regensburgs, der Stadt, welcher kaum eine andere an deutscher geschichtlicher Ehrwürdigkeit von Römerzeiten, von Ludwig dem Deutschen, von den alten bayerischen Herzogen her und andrerseits auch an mahnender und warnender Erinnerung deutschen Niedergangs in den Zeiten des immerwährenden Reichstags gleichkommt. Als das herrliche Werk Klenze's und Schwanthalers im Jahre 1842 durch König Ludwig am Gedenktage der Leipziger Völkerschlacht eingeweiht wurde, hat Deutschland nicht allzu viel Notiz davon genommen. Dasselbe Deutschland, welches nach Bethätigungen und Zeichen seiner Einheitlichkeit schmachtete, welches in überschwänglicher Weise die Kölner Domfeier und die Opfergaben ganz Deutschlands für das brandverwüstete Hamburg als solche Zeichen seiner Gemeinsamkeit besang und verherrlichte. Freilich, daß ein Fürst so deutsch sei, war fast etwas unbegreifliches und rein nicht zu glaubendes geworden für ein Geschlecht, das just wieder von Preußen her sich so schwer enttäuscht fühlte und das überhaupt nichts mehr von seinen Fürsten hoffte, gegen sie nur noch in Anklage stand. So ist denn die Hochherzigkeit dieses Walhallabaues mit leichter Mühe niedergespottet worden von jener billigen Satire über den teutschen Ludwig von Bayerland nach Saphirs und Heine's Mustern. Wir aber, wir wollen es ihm gedenken und danken, und dieser Dank soll morgen, mit der Bewunderung seines Werkes zugleich, unsre Gemüther doppelt erheben. Und wenn wir nun, zum Schluß, an uns selbst noch denken, schließen wir im Andenken ihn, den vor dreißig Jahren zu Walhalla Heimgegangenen, und schließen sein schönes Bayernland mit allem deutschen Volk und Wesen zugleich in unser Hoch auf den Alldeutschen Verband und die alldeutsche Sache ein. Meine verehrten Anwesenden! Der Begründung dieses Hochs überheben mich die zwei Verhandlungstage, die hinter uns liegen, die Einmüthigkeit, die Werkfreudigkeit, die Entschlossenheit und schöne Zuversicht, die wir aufs neue erlebt haben. Mögen Deutschland und unserm Volke,

mögen den Bestrebungen und Hoffnungen, die wir alldeutsche nennen, auch in Zukunft Charaktere und Fürsten nicht fehlen, wie König Ludwig nach dem innersten Wesen seines Herzens und seiner Gesinnung einer war!

Ein neuer Durchblick der Weltgeschichte.

Besprochen von Rudolf Eucken.

IV.

Der dritte Band zeigt die christlich-kirchliche Welt im Kampfe, im Kampfe mit der modernen Art, die in ihrer selbständigen Ausprägung dem Verfasser ein völliger Abfall von der Wahrheit dünkt. Diese Ueberzeugung entfaltet sich in einzelnen Abschnitten zu großer Schroffheit; die Behandlung wird zugleich unhistorisch, indem sie nicht die mindeste Erklärung für jenen vermeintlichen Abfall zu bieten vermag. So bleibt nichts anderes übrig, als die Schuld den Individuen in die Gesinnung zu schieben, ein sehr bedenklicher Ausweg und zugleich gegenüber Mächten von weltbewegender Bedeutung das sicherste Zeichen dafür, daß der rechte Schlüssel zum Verständniß nicht gefunden ist. Bei aller Opposition dagegen sei aber anerkannt, daß der dritte Band mit seinen mächtigen Affekten voll starker Bewegung ist und sich besonders spannend liest, daß es auch dem Andersdenkenden nützlich sein kann, gefeierte und nicht selten blind angestaunte Leistungen einmal von der Kehrseite betrachtet zu sehen, daß endlich außerhalb der Kampflinie der Verfasser gern zu positiver Würdigung bereit ist, wo immer er eine Annäherung an die von ihm verfochtenen Ziele gewahrt. Aber vielleicht hätte sich auch von seinen Prinzipien aus ein positiveres Verhältniß zum modernen Leben finden lassen, und jedenfalls wäre seine Kritik einer größeren Wirkung fähig gewesen, hätte sich mit ihr etwas mehr Liebe verbinden lassen.

Als die ersten Vertreter des Idealismus in der Neuzeit gelten dem Verfasser diejenigen Denker, „welche an Pythagoras, Plato, Aristoteles, Augustin und die großen Scholastiker anschließend, das Erbe der antik-christlichen auf jene idealen Prinzipien gebauten Philosophie fortführen. Sie vertreten die Kontinuität der Gedankenarbeit, die der idealen Weltbetrachtung vermöge ihrer Verwandtschaft mit der Weisheit, die sich in Geschlechterfolgen herausarbeitet, charakteristisch ist. Neologische Gedankenbildungen, welche mit der Tradition willkürlich schalten oder ihrer entrathen zu können glauben, sind nicht von dem Geiste der echten Weisheitsliebe geleitet und darum auch nicht der Aufgabe gewachsen, die idealen Prinzipien zu hüten und auszubauen (III, 206).

Aus solcher Ueberzeugung behandelt Willmann zuerst den „Idealismus der Renaissance". So unsympathisch ihm die Renaissance ist, sofern sie mit der Tradition brechen, die geschichtlichen Mittelglieder überspringen und sich direkt in frühere Zeiten versetzen will, so bereit ist er, anzuerkennen, daß im Zusammenhang mit der Vergangenheit ein „besonnenes und maßvolles Schaffen auf Grund der neuen Anregungen" entstand; daraus erwuchs ein neuer Stil und in der Wissenschaft traten andere Gebiete, nämlich Philologie, Mathematik, Naturforschung in den Vordergrund. So verstanden, bildet die durch die Renaissance herbeigeführte Denk- und Forschungsweise eine Erneuerung des Idealismus der Alten und der Kirchenväter und eine Ergänzung des Realismus der Scholastiker. Die Forschung kann nun ein vollständigeres und klareres Bild der historischen Bedingtheit der Erkenntniß geben und eine Quelle historischer und idealer Gesinnung werden; es entsteht hier eine dem Neuplatonismus parallele Erscheinung „insofern die Neuplatoniker auf Pythagoras und Plato zurückgehen mit dem Streben, die Kontinuität der Spekulation herzustellen und diese bis auf ihre Anfänge zu verfolgen, also über den Realismus des Aristoteles hinweggreifen, nicht um ihn zu verwerfen, sondern um ihn der ganzen Entwicklung einzureihen." Es wird dann in gesonderten Abschnitten dargelegt, wie die Renaissance den Pythagoreismus, den Platonismus, den Aristotelismus, den Augustinismus, eine theologisch-philosophische Geschichtsforschung aufnimmt und weiterführt. Männer, wie Nikolaus v. Cues, Reuchlin, Zorzi, Bovillus, Kepler, G. G. Plethon, Bessarion, Marsilius Ficinus, Johannes Picus von Mirandola, Cudworth, Newton, Franz Suarez, J. C. Scaliger, Thomassin, Fournenc, Malebranche, Bossuet, Duhamel, Steuchus (dem Leibniz den Ausdruck perennis philosophia entlehnt), Vico, Sommier und Andere werden aus den Quellen selbst anschaulich geschildert; wir sind so gewohnt, die Renaissance im Blick nach vorwärts zu betrachten, daß eine solche Behandlung im Rückblick, eine Schilderung aus den geschichtlichen Voraussetzungen und Zusammenhängen, als eine werthvolle Ergänzung zu begrüßen ist: sie rückt manches sonst Vernachlässigte in den Vordergrund und bringt sonst zerstreute Erscheinungen in einen Zusammenhang.

Wenn so der Verfasser der Renaissance eine positive Seite abgewinnt, so vermag er sich zum Protestantismus nur ablehnend zu verhalten. Er sieht in dieser „Glaubensneuerung" nur eine schroffe und eigenwillige Aufhebung der geschichtlichen Kontinuität und „die Pfahlwurzel der Aufklärung". Aus seiner Darstellung empfängt man den Eindruck, als sei gegen Ausgang des Mittelalters die katholische Kirche in vortrefflichstem Zustande gewesen, bis „neologische" und „autonomistische" Gesinnung einzelner Individuen die verhängnißvolle Spaltung herbeiführte. Aber wie kam es, daß diese Individuen die Menschheit so weit fortrissen, wie kam es, daß sich die neue Art nicht nur dem Geistesleben so tief einprägte, sondern auch das Christenthum selbst, unter Ausscheidung fremder Zuthat, charakteristischer und lebensvoller zu gestalten unternahm? So große Bewegungen auf so kleine und kleinliche Ursachen zurückführen mag etwa der Parteimann, ein bedeutender Forscher sollte davor sicher sein. Fehlt aber alles Verständniß für die treibenden geistigen Kräfte, die inneren Nothwendigkeiten des Protestantismus, so muß natürlich auch die Darstellung im einzelnen völlig schief werden. Die Beseitigung der Mittelglieder zwischen Gott und Endlichkeit, welche der Protestantismus erstrebt, versteht Willmann als eine Annäherung an den Monismus und als eine Abwendung von der idealen Grundanschauung. „Das Materialprinzip des Protestantismus, die Lehre, daß der Glaube allein selig macht, verweist die Werke, das Gesetz, die Lebensordnung in die Sphäre des rein Aeußerlichen; es löst den inneren Zusammenhang von Religion und Sittlichkeit und schneidet der Sozialethik den Nerv durch." (II, 634.) „Nicht minder tief schneidet das Formalprinzip des Protestantismus ein: die Lehre von der Suffizienz der Schrift und die Verwerfung der Tradition. Mit der letzteren fällt zugleich die Geschichte der Kirche und das christliche Ethos: die Ethik verliert damit ihre organische Geschlossenheit." (II, 634/5.)

Eine Richtigstellung dessen zu versuchen, ist überflüssig, umsomehr, da der Grund der schiefen und unhistorischen Auffassung des Protestantismus deutlich zutage liegt. Der Verfasser theilt noch die altgriechische und mittelalterliche Ueberzeugung vom Wesen der Realität und vom Verhältniß des Geistigen und Sinnlichen; er kann sich eine wesenhafte und wirksame geistige Ordnung — wenigstens für uns Menschen — nicht anders vorstellen als zusammen mit einer sinnlichen Verkörperung, er kann sich keinen geistigen Zusammenhang der Menschheit denken ohne eine greifbare

Organisation. Natürlich kann er dann auch nicht anerkennen, daß Männer wie Luther und Kant in unsichtbaren Ordnungen sicherer standen, fester begründet und strenger gebunden waren, als es alle äußere Autorität vermag. Alsdann muß ihm der Protestantismus wie der ganze Idealismus der Neuzeit als eine große Verirrung, ein Sprung ins Leere, eine ruchlose Auflehnung gegen geheiligte Ordnungen erscheinen. Wir Anderen aber werden gerade in dem, was ihm hier zum Vorwurf gemacht wird, sein höchstes Verdienst und den Beginn einer großen, noch heute mitten im Fluß befindlichen Bewegung sehen.

Jene Ueberzeugung läßt den Verfasser auch der Aufklärung keine positive Seite abgewinnen, er vermag nicht hinter allem, was in ihr problematisch ist, einen Drang nach einer ursprünglicheren, unmittelbareren, selbständigeren Lebensführung anzuerkennen, er kann nicht zugeben, daß die Aufklärung als ein nothwendiger Rückschlag gegen die mittelalterliche Art selbst geschichtlich verstanden werden muß, sowie daß sie auch ein Stück der geschichtlichen Bewegung geworden ist und damit eine Voraussetzung unsres eigenen Lebens und Strebens bildet. Selbst die Rückkehr zur Autorität und Tradition in der neueren Zeit ist mit ihrer Bewußtheit und ihrer Rechtfertigung vor sich selbst grundverschieden von der schlichten Festhaltung im Mittelalter, ein Stück Rationalismus steckt in uns Allen, auch in dem Verfasser. Wird das alles verkannt, so entfällt die Möglichkeit, im Aufklärungszeitalter zwischen Wahrem und Falschem, zwischen Problematischem und Nothwendigem zu scheiden, das Ganze scheint vielmehr um so verkehrter, je mehr es eine spezifische Ausprägung annimmt. Das Ausgehen vom Subjekt erscheint nun als ein Verfallen in einen haltlosen Subjektivismus, der Idealismus wird ein unechter, indem sich die Ideen zu subjektiven Gedankenbildern verflüchtigen, die Veräußerlichung des Formbegriffes wird hart getadelt. Als eine schwere Selbsttäuschung erscheint die Ueberzeugung des modernen Denkens von seiner Selbständigkeit und Voraussetzungslosigkeit: „Die neuere Philosophie ist nicht eine Spekulation ohne Voraussetzungen, sondern eine solche ohne klare Voraussetzungen, nicht die Schöpfung eines freien, der Sache mächtigen Denkens, sondern die eines befangenen, dem unverstandenen Drucke der Sache unterliegenden, das Widerspiel des weisheitsmäßigen, in den Ideen bewurzelten Forschens und Schaffens." (III, 231.) Das moderne Denken in seiner Abwendung von der Tradition ist nicht sowohl selbständig als „neologisch", „das in Wahrheit zu jenen Experimenten und ephemeren Hervorbringungen führt und dessen Vertreter unter der Herrschaft der umtreibenden Zeitmeinungen stehen, welche alles andere mehr als selbständig sind." Demnach verhält sich der Verfasser um so ablehnender und auch der Ton der Behandlung wird um so schroffer, je mehr die Denker jene moderne Art entwickeln, während das Urtheil freundlicher ist, wo ein Zusammenhang mit der mittelalterlichen Tradition erhalten blieb. Danach erscheinen Descartes und Leibniz in günstigerem Licht, weil sie noch der Tradition Impulse entnehmen; „Beide danken diesen, nicht aber ihren selbsteigenen Experimenten die höheren Elemente ihres Philosophismus; wohin solche Impulse nicht mehr reichen, da tritt Verödung und Verflachung ein." (III, 208.) Volle Ungunst dagegen trifft Spinoza, die englischen Denker der Aufklärung und am allermeisten Kant, den Höhepunkt des „Autonomismus". Von dem hier eingeschlagenen Ton können wir nur sagen, daß wir ihn aufrichtig bedauern und daß er nicht zu der sonst bewährten vornehmen Art des Verfassers stimmt. Verunglimpfungen der sittlichen Gesinnung sind keine angemessene Waffe im geistigen Kampf und sie pflegen nicht dem zu schaden, gegen den sie gerichtet sind. Gewiß konnte sich der Verfasser von seinem Standpunkt aus zum Protestantismus und zur neueren Philosophie nicht freundlich stellen, aber auch ohne Preisgebung seiner Ueberzeugung konnte er sich mehr gegenwärtig halten, daß geistige Gegner nicht anders zu überwinden sind als dadurch, daß man ihnen die Wahrheitselemente entringt.

V.

Jeder Leser, der dem Verfasser nicht sklavisch folgt, wird erleichtert aufathmen, wenn sich seine Untersuchung wieder Bewegungen zuwendet, welche eine liebevollere Behandlung und eine positivere Schätzung gestatten. Dies geschieht schon bei den philosophischen Nachfolgern Kants, denn bei allem, wodurch sich der Verfasser von ihnen geschieden fühlt, findet er in ihnen eine Erhebung über das Niveau der Vernunftkritik und Ansätze zur Wiedergewinnung der idealen Prinzipien. Indem Fichte nicht bloß die Form der Erkenntniß, sondern auch deren Stoff in das Ich verlegte, wuchs ihm dieses zu einer weltschaffenden Potenz, die er nicht mehr mit unserm Ich gleichsetzen konnte; ein Wiedererwachen der plotinischen Lehre vom Geist ist hier unverkennbar. Hegel steigert in gewisser Hinsicht die Verirrungen von Kant und Fichte, aber in anderer Hinsicht bezeichnet er eine Wendung zum Besseren. Er gibt dem Geschichtlichen Antheil an der Vernunft, es ist sein Verdienst, eine genetische Darlegung der ontologischen Prinzipien als Aufgabe bezeichnet zu haben, er bekämpft den Nominalismus der sogenannten formalen Logik, er behandelt mit Erfolg die Lehre vom Schönen und der Kunst, er widerspricht dem „Atomismus der Kant-Fichte'schen Moral". Schelling führt in aller Form die Ideen in die Philosophie zurück und übt durch seine Betonung des Organischen einen bedeutenden Einfluß auf die Gesellschaftslehre. Schleiermacher führt den realistischen Begriff der Güter wieder in die Ethik ein.

In anderer Richtung bringt eine Ueberwindung der Aufklärung und Vernunftkritik der deutsche Klassizismus, „wie bei den Griechen die Dichter das alte Ethos noch wahrten, als die Sophisten es unterwühlten, so sorgten die deutschen Klassiker dafür, daß ihren Nationsgenossen das Bewußtsein des Idealen nicht völlig verloren ging; der echte Dichter kann dem Unechten beirrender Zeitbestrebungen nie ganz verfallen; die Musen sind die Töchter der Mnemosyne, der weihevollen Erinnerung, die auch ein pietätloses Zeitalter nicht entwurzeln kann." (III, 609.) Sodann werden antike Gedankengänge auch direkter wieder aufgenommen. Platonische Anschauungen werden erneuert namentlich von Winckelmann und Goethe, aristotelische ebenfalls von Goethe und manchen Fachphilosophen bis auf Trendelenburg.

Sodann aber wird ein Wegweiser zum echten Idealismus das historische Prinzip, das der Verfasser mit Recht scharf vom historischen Relativismus scheidet, der das Uebergeschichtliche aus dem Auge verliert. Jenes Prinzip erscheint in der historischen Rechts- und Gesellschaftslehre z. B. bei Savigny, List und in schärferer Zuspitzung bei Adam Heinrich Müller, während bei Stahl der Versuch, eine Rechts- und Staatslehre nach historischer Ansicht auf protestantischer Basis zu begründen, mißlingen mußte. Hieher gehört auch die historische Sprachwissenschaft, wie sie die Grimm, die Wackernagel, W. v. Humboldt, Böckh, Friedrich Schlegel entwickeln. „In Friedrich Schlegel vereinigen sich alle aufwärts führenden Elemente der Zeit und er leitet sie befruchtend nach allen Seiten." Ferner ist zu erwähnen die historische Religionsforschung, deren Umschwung sich mit der Erschließung der persischen und indischen Religionsurkunden durch Anquetil-Duperron vorbereitete, sowie die historische Philosophieforschung, wobei besonders Friedr. Schlegel, Windischmann, Staudenmaier hervortreten. Besonders sympathisch ist dem Verfasser dabei das Wort

Böckhs: „Die Philosophie ist nichts anderes als die zur Klarheit des Verstandes erhobene Mythologie.“ Endlich gehört hieher auch der Traditionalismus von de Maistre, Bonald, Gratry, Ventura, der freilich bei aller Tüchtigkeit des Strebens insofern nicht ohne Bedenken ist, als er die Grenzen von Wissen und Glauben zu verschieben droht und in einer zu scharfen Betonung der Tradition als des regenerirenden Elements bis zur Geringschätzung der Mitarbeit der Vernunft, des Individuums und der Gegenwart an den Gütern der Gesittung und Bildung fortschreitet. Die ganze Bewegung zum geschichtlichen Prinzip scheint dem Verfasser eine Bestätigung des Wortes von Görres: „Grabet tiefer, und ihr werdet überall auf katholischen Boden stoßen.“

Endlich aber wird in unserm Jahrhundert auch eine positive Erneuerung des Idealismus vollzogen. So durch die Erschließung des Idealismus des christlichen Mittelalters. „Erst die Erschließung des Idealgehalts des Mittelalters gab die Befugniß, die Schätze entlegenerer Perioden zu heben, und die Beseitigung des größten aller Geschichtsirrthümer gewährte in die Gesammtheit der historischen Lebenszusammenhänge Einblick“; so durch die Erschließung des scholastischen Realismus, speziell die Wendung zum Thomismus als dem die Einseitigkeiten überwindenden Standort, so durch die Entwicklung mannichfacher Berührungen zwischen dem christlichen Realismus und der modernen Wissenschaft, wie sie z. B. in Karl Ritter, in Johannes Müller, in K. E. v. Baer, Fechner zutage tritt. Die Untersuchung klingt aus in den Gedanken, daß die idealen Prinzipien den Lebensnerv der Wissenschaft und die sozialen Bindegewalten bilden; aus der wachsenden Erkenntniß dessen schöpft der Verfasser die Hoffnung, daß trotz der ungeheuren Wirren und Gefahren der Zeit unsre Kultur sich noch vor einem Zusammenbruch bewahren lasse. Aber die nothwendigste Bedingung dessen ist der Anschluß an die Kirche und die von ihr bewahrte Tradition. Auch die Philosophie muß „an der eigenen Regeneration arbeiten, sich auf sich selbst besinnen, das Wahre, Echte, Große, was die Jahrhunderte in ihre Schatzkammern niedergelegt haben, nach seinem Werthe erkennen und zum Prüfstein für die Fälschungen machen, die der wechselnde Zeitgeist an dessen Stelle zu setzen versucht hat“. Das ganze Werk schließt mit den Worten: „Nach einer alten tiefsinnig-schönen Sage des Morgenlandes besitzt der Adler die Kraft, der Sonne ins Antlitz zu blicken und sich zu ihr emporzuschwingen; allein von Zeit zu Zeit geschieht es, daß ihm Auge und Fittich erlahmen, und dann muß er in einen Wunderquell niedertauchen, der seine Stärke erneut. Ihm gleicht das sonnenhafte, Gott, die Urbilder und die ewigen Güter suchende Denken des Menschen; der Quell aber, der seine zu Zeiten erschlaffende Kraft wiederherstellt, ist der großen, frommen Vorzeit Ueberlieferung, wie sie die Generationen herabquillt; weiß das Denken diesen Jungbrunnen zu finden, dann gilt von ihm die Verheißung der Schrift (Ps. 102, 5): Replet in bonis desiderium tuum: renovabitur ut aquilae juventus tua.“

Blicken wir auf das ganze Werk zurück, so steht zunächst außer aller Frage, die Weite der Untersuchung, das Geschick der Anordnung, die Fülle von Anregungen, die geistige Kraft, mit welcher der Verfasser eine geschlossene Ueberzeugung an dem unermeßlichen Stoffe durchführt, der Schwung und die Schönheit der Darstellung, die Wahrhaftigkeit der persönlichen Gesinnung. So erhebt sich das Werk hoch über die landläufigen Erzeugnisse der konfessionellen Tendenzliteratur. Hinsichtlich der Ergebnisse aber schied uns von ihm eine prinzipielle Ueberzeugung; wir können es soweit nicht für gelungen erachten als es die ganze Bewegung der Weltgeschichte unter die Begriffe der mittelalterlichen Form des Katholizismus stellt. Dieser Rahmen zeigte sich zu eng für den Reichthum der Wirklichkeit, in jeder großen Epoche erwuchsen Bedenken prinzipieller Art. Die Behandlung des Orients kann einer scharfen Quellenkritik nicht standhalten, das Bild des Griechenthums ist zu religiös gefärbt, das hier gebotene Christenthum ist nicht kräftig und charakteristisch genug und die Fülle der inneren Bewegung wird nicht ausreichend gewürdigt, für das Spezifisch-Moderne fehlte alles Verständniß, so daß selbst die sonst so eifrig verfochtene Kontinuität Schaden erlitt, der Rückschlag gegen den Subjektivismus und Individualismus aber, der unser Jahrhundert durchdringt, erscheint in einer einseitigen Beleuchtung.

Ueber diese Bedenken im einzelnen hinaus aber erhebt sich eine prinzipielle Frage, die Frage, ob hier überhaupt die innere Möglichkeit einer Geschichte begriffen und gesichert ist. Wir stimmen dem Verfasser völlig zu in der Abweisung des geschichtlichen Relatismus mit seinem halt- und sinnlosen Werden, wir sind völlig eins mit ihm in der Ueberzeugung, daß es ohne ein beharrendes Element, ja daß es ohne die Gegenwart einer ewigen Wahrheit keine Geschichte gibt. Aber diese Wahrheit läßt der Verfasser als eine göttliche Mittheilung mitten in die Geschichte hineintreten und sich auf ihrem Boden ausbreiten; damit wird die Aktivität des Menschen stark eingeengt und aller zwingende Antrieb zur Bewegung aufgehoben; hat die Arbeit der Jahrhunderte ihre Hauptaufgabe darin, eine mitgetheilte Wahrheit festzuhalten, so ist kaum noch von einer Geschichte in strengem Sinn zu reden. Lassen sich Bewegung und Ewigkeit nicht miteinander festhalten, kann nicht das, was einmal axiomatische Thatsache ist, andererseits ein aufregendes Problem bilden, ist nicht mit einem unablässigen Suchen und Forschen vereinbar die frohe Gewißheit eines felsenfesten Besitzes, so gibt es keine echte Geschichte, so gibt es aber überhaupt kein selbständiges geistiges Leben für uns Menschen. Zur Durchführung solcher Ueberzeugung aber bedarf es einer schärferen Scheidung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Geistigem und Sinnlichem, auch zwischen geistiger Substanz und menschlicher Daseinsform, als dem Verfasser seine Grundüberzeugung vorzunehmen gestattet. So muß es uns scheinen, daß er die abschließende Synthese, auf die auch wir nicht verzichten wollen, zu rasch und unmittelbar durchsetzen will, während sie uns nur nach eingreifenderer Umwandlung der nächsten Wirklichkeit möglich dünkt.

Demnach wissen wir uns in vollem Gegensatz zu der mittelalterlich katholischen Art des Verfassers. Aber es sei darüber keinen Augenblick vergessen, daß das Werk nicht in jene Zuspitzung aufgeht, daß hinter der partikularen eine universale Art wirkt und daß diese universale Art von Allen, die überhaupt einen substantiellen Idealismus wollen, aufrichtig geschätzt und verehrt werden kann. Derartiger erweckender und die Geister zum Kampf aufrufender Werke bedürfen wir aber heute dringend gegenüber der vorherrschenden Trägheit und Stumpfheit in Prinzipienfragen; auch sei nicht vergessen, daß bei Willmann der Affekt gemildert und geläutert wird durch eine reiche Erfahrung inneren Lebens und durch eine große Sehnsucht nach ewigen Gütern. So müssen wir bei allem, was uns trennt, schließen mit dem Ausdruck höchster Achtung vor diesem Lebenswerk eines ehrlichen und tapferen Mannes, einer lauteren und tiefgründigen Seele.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- Eine auch in Nr. 202 dieser Beilage abgedruckte Mittheilung einer wissenschaftlichen Korrespondenz bedarf in mehrfacher Beziehung einer Berichtigung. Zunächst existirt keine „deutsche“ Astronomische Gesellschaft, dieselbe ist viel-

mehr international (wie eigentlich schon daraus hervorgeht, daß der diesjährige Versammlungsort nicht in Deutschland, sondern in Ungarn liegt). Sodann ist die mitgetheilte Tagesordnung, deren einzelne Punkte die Budapester Versammlung beschäftigen sollen, in keiner Weise verbürgt, da die Festsetzung einer solchen statutengemäß erst nach Maßgabe der schriftlich angemeldeten An- und Vorträge durch den eigens zu diesem Zweck einige Tage vor dem Beginn der Versammlung am Ort derselben zusammentretenden (ebenfalls internationalen) Vorstand der Gesellschaft erfolgt. — Die von Hrn. Wonoszek in Kis Kartal jüngst gesehene neue Trennung auf dem äußeren Saturnring (siehe diese Beilage Nr. 193) ist, wie Prof. Kreutz, der Herausgeber der Astronomischen Nachrichten, nachträglich bemerkt, identisch mit der von Prof. Keeler schon vor 10 Jahren auf der Licksternwarte beobachteten Theilung.

* Das deutsche archäologische Institut in Athen beabsichtigt, wie in früheren Jahren, so auch im Frühjahr 1899 eine Reihe archäologisch-wissenschaftlicher Reisen zu unternehmen, und zwar: 1. durch den Peloponnes nach Tyrus, Mykenä, Olympia, Ithaka und Delphi. Dauer der Reise vom 10. bis 26. April; 2. nach den Inseln und Küstenplätzen des Aegäischen Meeres (Sunion, Marathon, Eretria, Keos, Andros, Tinos und Mykonos, Delos, Amorgos, Santorin, Poros und Aegina). Dauer der Reise vom 3.—11. Mai; 3. Reise nach Troja, beginnend voraussichtlich am 15. Mai. Die Erklärung der Ruinen und der Landschaft wird drei Tage dauern. Meldungen zur Peloponnesreise sind bis zum 15. März 1899 an Professor W. Dörpfeld (Athen), den Leiter der geplanten Reisen, zu richten. Da die Zahl der Theilnehmer nur eine beschränkte sein kann, ist es rathsam, sich möglichst bald zu melden. Die Kosten der Peloponnesreise betragen für jeden Tag etwa 13 M., für die Inselreise etwa 16 M., für die Reise nach Troja lassen sich die Kosten nicht vorher angeben.

* **Berlin.** Dem Staatssekretär a. D., Wirkl. Geh. Rath Dr. v. Jacobi, ist, der „Kreuzztg." zufolge, zu seinem 70. Geburtstage, den er am 8. d. M. gefeiert hat, von der theologischen Fakultät der Universität Greifswald der Ehrendoktor der Theologie verliehen worden, und zwar hauptsächlich in Anerkennung seiner langjährigen Thätigkeit für die äußere Mission. — Aus der neuen Prüfungsordnung, die vielleicht schon im Herbst dieses Jahres für das höhere Lehramt in Preußen in Kraft treten wird, wird schon jetzt einiges bekannt. Besonders sehen die Fächer der neueren Sprachen weitergehenden Umgestaltungen entgegen. Daß die leidige Abstufung der Zeugnißgrade, die so viel Unzuträglichkeiten geschaffen hat, wegfallen soll, daß die Lehrbefähigung in zwei Fächern für die oberen Klassen unbedingt für ein glattes Zeugniß genügen soll, wird bestätigt. Für die Neuphilologen war bisher die Lehrbefähigung im Lateinischen für die unteren Klassen erforderlich. Fortan soll diese Prüfung des Neuphilologen im Lateinischen nicht mehr abgesondert bestehen, sondern von dem Examinator des Französischen, dem Romanisten, in der französischen Prüfung oder als Anhang dazu vorgenommen werden. Einseitigkeiten der Examinatoren sollen in Zukunft weniger als bisher den Kandidaten gefährlich werden, da immer drei Mitglieder der Kommission der einzelnen Prüfung beiwohnen werden. Im einzelnen Fache ist eine Steigerung der Anforderungen sicher zu erwarten. Man verlangt vom Lehrer der neueren Sprache auch allgemeine, philosophische und besonders physiologische Sprachbildung, und so ist denn als Gegenstand der Prüfung die Phonetik neu aufgenommen worden. Man wird im Fache der neueren Philologie von den Forderungen der historischen Kenntnisse der älteren Sprachen und ihrer Entwicklung zur heutigen Schrift- und Sprechsprache durchaus nicht ablassen, Kenntniß der gewaltigen Literaturen von ehedem und jetzt wenigstens in allen ihren wichtigeren Vertretern nach wie vor verlangen, in Bezug auf die Beherrschung der heutigen Sprache aber immer höhere Anforderungen stellen und stellen müssen. Der zukünftige Lehrer der neueren Sprachen wird einen längeren und planmäßigen Aufenthalt im Auslande in seinen Studienplan unbedingt aufnehmen müssen.

-ch. **Der Verein für siebenbürgische Landeskunde** hielt, wie schon ausführlich berichtet wurde, am 22. August in Kronstadt seine 50. Generalversammlung. Es war ein herrliches Fest deutscher Wissenschaft in Siebenbürgen. Heute tragen wir noch die Namen der deutschen Herren nach, die von dem Verein zu Ehrenmitgliedern ernannt wurden. Es sind die folgenden: Geh. Rath Dr. Dümmler, Dr. M. Lenz, Dr. F. Frhr. v. Richthofen, Professoren in Berlin, Dr. W. Beyschlag, Professor in Halle, Dr. Karl Kehrbach, Herausgeber der „Monum. Germ. paed." in Berlin, Dr. H. Paul, Professor in München, Dr. G. Winter, Direktor des k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien.

* **Aus Rußland.** Der Naturforscherkongreß in Kiew hat sich in diesen Tagen, wie wir einer langen Korrespondenz der „Birsh. Wed." entnehmen, unter anderm auch mit dem Stande der Volksbildung in Rußland eingehend beschäftigt. In der Subsektion für Statistik gelangten drei Vorträge über dieses Thema zur Verlesung, und zwar sprachen die HH. N. Tregubow, Belokonski und A. S. Warinewitsch. Der Tregubow'sche Vortrag hatte nur eine lokale Bedeutung, da seine Folgerungen auf statistischen Daten beruhen, die nur drei bis vier Gouvernements betreffen, entbehrt aber gleichwohl nicht eines allgemeinen Interesses. Der Redner trat dafür ein, daß in die Volksschulen nicht Kinder unter 8 Jahren aufgenommen werden. Das Alter von 8, 9 und 10 Jahren hält er für das normale Alter, in dem die Kinder in die Schule eintreten sollen. Eine zweiklassige Schule, die in jeder Klasse 60 Knaben und Mädchen zählt, reicht für die Bedürfnisse einer Bevölkerung von 2400 Menschen aus, wenn bei der Aufnahme der Schüler und Schülerinnen allein diese Altersklassen berücksichtigt werden. Der Direktor des Kursker statistischen Bureaus, Belokonski, gab in seinem Vortrag unter andern interessante Daten, welche die Lage der Volksbildung in Rußland charakterisiren. So sind von 100 Rekruten in Rußland 68.9 Proz. Analphabeten, in Italien 42 Proz., in Ungarn 36 Proz., in Oesterreich 30.8 Proz., in Belgien 16 Proz., in Frankreich 9.4 Proz., in Holland 7.3 Proz., in der Schweiz, in Deutschland und Schweden dagegen erreicht die Zahl der Analphabeten unter den Rekruten noch nicht 1 Proz. und beträgt in Sachsen, Bayern und Baden sogar 0 Proz.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 13. September. Nummer 206.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der Adelstitel und das Bürgerliche Gesetzbuch.

(Ein Wort zum deutschen Juristentag.)

Posens Hauptstadt rüstet sich zum Empfang erlesener Gäste. Der deutsche Juristentag wird in ihren Mauern vom 12. bis 14. September seine 24. Versammlung abhalten. Die Juristerei ist zwar als urtrockene Wissenschaft verrufen, doch gerade diese vornehmste Vertretung der deutschen Juristenwelt hat es verstanden, wiederholt die Beachtung weiter und maßgebender Kreise auf sich zu ziehen; denn ihr seit fast vier Jahrzehnten fortgesetztes Wirken war in hohem Maße von der praktischen Tendenz beseelt, für ein Recht in einem Reich zu streiten. Der einheitliche Rechtsgang und die einheitliche Gerichtsverfassung, deren wir uns seit 1879 erfreuen, auf der einen, das Strafgesetzbuch und vor allem das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich auf der anderen Seite bilden Marksteine der Thätigkeit des deutschen Juristentags. Hat er sich somit bisher unvergängliche Verdienste um den Ausbau des neuen Rechts erworben, so erscheint er jetzt in vorderster Linie zu dem kaum weniger schwierigen Ausbau des letztgenannten monumentalen Werkes berufen.

Aus der großen Zahl von Referaten, die diesmal zur Verhandlung stehen, dürfte eines, weniger um seiner juristischen als um seiner sozialen und kulturhistorischen Bedeutung willen, breitere Schichten interessiren. Das Thema lautet: „Werden durch das Bürgerliche Gesetzbuch die Vorschriften der Landesrechte über den Uebergang und die Führung adeliger Namen berührt?“

Der jetzige Senatspräsident am Reichsgericht, Freiherr v. Bülow, ist zum ersten Referenten für diese Frage bestellt. Er ist es auch, der u. W. zuerst einen Zweifel in dieser Richtung (Nr. 22, Jahrg. 1896 der „Juristenzeitung“) angeregt hat. Er behandelte damals allerdings bloß den Uebergang des Adels infolge von Adoption. Darauf dürfte sich aber bei den Posener Debatten die ganze Frage einengen.[1] Es haben sich auch in der „Juristenzeitung“ Widersacher gegen v. Bülow erhoben. Trotzdem erscheint die Frage dort nicht nach allen Seiten, die man ihr abgewinnen kann, erschöpfend gewürdigt zu sein.

Für einzelne Punkte — und zwar mehr sozialer und thatsächlicher als juristischer Natur — möchten wir deßhalb hier die Aufmerksamkeit der Leser erbitten.

Zum besseren Verständniß sei folgendes vorausgeschickt: Nach dem seit dem 1. Juni 1794 in Preußen geltenden Landrecht geschieht die Annahme an Kindesstatt durch privatschriftlichen Vertrag zwischen dem Annehmenden und dem Anzunehmenden. Der Annehmende darf keine ehelichen Kinder am Leben haben, muß wenigstens 50 Jahre alt und älter als das Adoptivkind sein. Der Ehemann kann ohne Einwilligung seiner Frau adoptiren. Das Adoptivkind und alle seine Abkömmlinge erhalten den Namen und Stand des Adoptivvaters. § 684 Theil 2 Titel 2 des Landrechts setzt aber hinzu: „Ist jedoch der Annehmende von Adel und der Angenommene von bürgerlicher Herkunft, so kann Letzterer die Vorrechte und Unterscheidungen des Adels nur mittelst besonderer landesherrlicher Begnadigung erhalten.“

Das zukünftige bürgerliche Recht enthält einen solchen Satz nicht. v. Bülow kommt daher in seiner Betrachtung zu dem u. E. gar nicht anzuzweifelnden Ergebniß, daß nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch der adoptirende Adelige auf das Adoptivkind seinen Familiennamen sammt den dazu gehörigen Prädikaten und dem Wappen übertrage und daß ein Schutz hiegegen, etwa wie der des Landrechts, nirgends gegeben sei.

Diese Rechtslage erscheint Hrn. v. Bülow jedoch derart bedenklich, daß er in folgender Weise zu deuten sucht: „Es ist unmöglich anzunehmen, daß die preußische Regierung einen solchen Rechtszustand und die Folgen, die sich daraus ergeben können, mit Bewußtsein habe zulassen wollen. Wo große, weitverbreitete Adelsfamilien sind, würden Mißbräuche nicht ausbleiben, indem einzelne Familienmitglieder, sei es aus eigennützigen Motiven, sei es aus Affektion, sei es infolge eines von der Umgebung ausgeübten Druckes zu Adoptionen schreiten könnten, die der gesammten Familie zum größten Aergerniß gereichen. Gerade zur Verhinderung solcher Mißbräuche sollte der § 684 II. 2 des Allgemeinen Landrechts dienen, und es ist kaum denkbar, daß ein für den gesammten Landesadel so wichtiges Kronrecht mit einem Federstrich und ohne jede nähere Begründung hat beseitigt werden sollen.“ Bülow befürwortet deßhalb einen Nachtragsparagraphen zum Einführungsgesetz des Bürgerlichen Gesetzbuches, etwa im Sinne des § 684 II. 2 des Allgemeinen Landrechts.

Es mag dahingestellt bleiben, ob es sich hier so sehr um die Beseitigung eines Kronrechts als um die eines Adelsrechts handelt; aber selbst wenn es jenes wäre, so hätte das Bürgerliche Gesetzbuch eben hier ein Kronrecht aus gerade so guten Gründen beseitigen können, wie es dies mit der Aufhebung des landesherrlichen Ehescheidungsrechts gethan hat.

Indessen v. Bülows Ausführungen laufen doch schließlich auf einen Angriff gegen die Beseitigung eines Adelsrechts hinaus. v. Bülow unterstellt ziemlich unverkennbar eine arge Sorglosigkeit der Redaktoren unsres neuen Gesetzbuches bei der Behandlung dieser so wichtigen Frage.

Aber v. Bülow verkennt damit sowohl den Geist der Zeit wie den Geist des Gesetzes. Das preußische Landrecht aus der fridericianischen Epoche, die z. B. den adeligen Standarten-Junker nach des großen Königs bekanntem Randworte ohne weiteres über den bürgerlichen Legations-

[1] Der Erwerb des Adels durch Ehelichkeitserklärung unehelicher Kinder seitens der Staatsgewalt, der hier noch in Frage kommen könnte, ist von ganz untergeordneter Bedeutung.

rath stellte, stufte die Unterthanen in drei gesonderte Stände ab: Adel, Bürger und Bauer. Seit Beginn unsres Jahrhunderts dagegen bewegt sich die Gesetzgebung in Bahnen, die auf Ausgleichung der Unterschiede gerichtet sind und die politisch auf dem fundamentalen Satz der Verfassung auslaufen: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte finden nicht statt.“ Noch mehr aber meidet es unsre Zeit aus sozialen Rücksichten, diese Bahnen zu verlassen. Wenn die Redaktoren des Bürgerlichen Gesetzbuches aus solchem Milieu heraus schufen, so ist es begreiflich, daß sie die Nichtaufnahme jener im Allgemeinen Landrecht enthaltenen Bestimmung nicht erst zu rechtfertigen suchten.

Die Redaktoren haben aber auch durch die veränderte Struktur des neuen Adoptionsrechts u. E. der Einfügung einer von Bülow befürworteten Bestimmung den Boden abgegraben. Die unten herausgegriffenen Beispiele werden zeigen, daß die Annahme an Kindesstatt durch das Bürgerliche Gesetzbuch allgemein an erheblich schwerere Vorbedingungen geknüpft wird als durch das preußische Recht. In der Absicht des preußischen Gesetzbuches hat es dagegen gelegen, die früher im römischen Recht vorhandenen Erschwerungen der Adoption abzuschleifen. Diese Umstände haben, was für den Ausgang des vorigen Jahrhunderts sehr begreiflich ist, dazu geführt, für den Uebergang des Adels Erschwerungen anzuordnen. Und da es nicht anging, für den Adel gerade das alte verpönte römische Recht bestehen zu lassen, so wurde er in einer der Anschauung der Zeit entsprechenden Weise mit einer königlichen Entscheidung in Verbindung gebracht. In diesem von Bülow nicht gewürdigten politischen und dogmatischen Zusammenhange der landrechtlichen Satzungen könnte man darum den Schein des Rechts für ein Privileg des Adels finden. Eine dem Landrecht analoge Bestimmung — aus diesem Zusammenhang gerissen — in das Bürgerliche Gesetzbuch hineintragen, hieße aber den Buchstaben über den Geist stellen.

Der von Bülow befürchtete Mißbrauch wird in anderer Weise als durch ein Verbotsgesetz verhütet. Ihm stellen sich Hindernisse, sowohl juristischer, wie sozialer Art in den Weg. Zu jenen gehören wohl bezüglich der Person des adoptionslustigen Adeligen die folgenden: a) er darf keine ehelichen Abkömmlinge besitzen; b) er muß das 50. Lebensjahr vollendet haben; c) er muß aber auch 18 Jahre älter sein, als das Adoptivkind. — Diese Bestimmungen führen ganz ungewollt eine beträchtliche Beschränkung auch der aktiv adoptionsfähigen Adeligen herbei. Noch enger gezogen wird der Kreis durch die vom preußischen Recht abweichende Bestimmung, daß auch der Ehemann nur mit Einwilligung seiner Ehefrau Jemand an Kindesstatt annehmen darf. Zu den Erschwerungen in der Person des Adoptivvaters treten solche in der Person des Adoptivkindes: a) soweit dieses in der Geschäftsfähigkeit beschränkt ist, bedarf es zur Eingehung des Adoptionsvertrages der Zustimmung seines gesetzlichen Vertreters und der Genehmigung des Vormundschaftsgerichts. Letzteres speziell ist in der Lage, und wird es sich nach wie vor zur Aufgabe machen, jede unlautere Annahme an Kindesstatt zu unterbinden; die häufigsten Fälle der Adoption sind aber erfahrungsgemäß die von Minderjährigen; b) ist der zu Adoptirende verheirathet, so bedarf er der Zustimmung seines Ehegatten. Die Adoption erfordert nach Bürgerlichem Gesetzbuch auch nicht bloß einen privatschriftlichen Vertrag, sondern eine Erklärung beider Theile vor Gericht oder Notar. Ferner ist auch für die Folgen der Adoption noch manches zu überlegen: a) ihre Wirkungen erstrecken sich nicht mehr, wie nach Landrecht, ohne weiteres auf alle Abkömmlinge des Adoptivkindes; b) schließlich wird auch die zwischen Adoptivvater und -Kind normirte Unterhaltungspflicht manchen Bürgerlichen abhalten, sich von einem abgewirthschafteten Adeligen adoptiren zu lassen, eine ungeahnte, höchst realistische Wirkung dieses rein ethischen Motiven entsprungenen Rechtssatzes.

Man könnte entgegnen, daß es Kontrahenten zu einem Adoptionsvertrage gibt, auf die keines dieser Hemmnisse zutrifft. Gewiß, aber die Zahl der Adeligen, die geneigt sein wird, aus Eigennutz oder Affektion eine solche Annahme an Kindesstatt zu vollziehen, wird, wenn sie diese Paragraphenreihe durchschritten hat, gelichtet sein; ebenso erheblich gelichtet sein wie die Zahl der Bürgerlichen, die aus Eitelkeit, Streberthum 2c. nach einer solchen Adelung trachten.

Die noch Uebrigbleibenden auf beiden Seiten werden zum andernmale dezimirt durch einige thatsächliche Erwägungen, die der Adoption hemmend in den Weg treten. Die einzige Form nämlich, in der man sich einen Mißbrauch in größerem Umfange denken könnte, wäre der Adelsschacher. Indessen, noch ist das Standesbewußtsein und der Zusammenhang unter dem Adel so groß, daß diese Fälle nicht allzuhäufig werden dürften. Der Adel unterstützt seine verarmten Mitglieder nach Kräften, so daß also wahre Noth diese in den seltensten Fällen zu solchem Schritte treiben wird. Wer aber so verlumpt ist, daß ihn weder seine Standesgenossen unterstützen, noch daß ihre Mißachtung und ihr Verruf auf ihn Eindruck machen, von dem wird sich auch so leicht nicht Jemand adoptiren lassen. So Mancher von denen, die den Adel aus der Hand ihres Monarchen mit Stolz entgegennahmen, wird Bedenken tragen, ihn sich auf dem vielleicht verdächtigen Wege der Adoption zu verschaffen.

Betrachten wir zudem die Bevölkerungsklassen, die an dem Besitze des Adels ein Interesse haben. In erster Reihe sind es Offiziere, höhere Beamte und die ihnen nahestehenden Kreise. Für diese ist aber jede unlautere Adoption ausgeschlossen: sie würden sich in ihrem Verkehre, ja in ihrem Berufe unmöglich machen. Auch die gut situirten Kaufmannskreise dürften das Odium und die Lächerlichkeit scheuen, denen sie sich bei ihren Standesgenossen aussetzten. Ihr Ehrgeiz wird auch zumeist nach dem „Kommerzienrathe“ oder nach einem anderen Orden trachten.

Ueberhaupt unterschätzt v. Bülow wohl den in weiten Kreisen noch herrschenden Bürgerstolz, wenn er für einen neuen § 684 2c. eintritt, um ein für den gesammten Landesadel wichtiges Recht zu wahren.

Wenn v. Bülow weiter die infolge eines von der Umgebung ausgeübten Druckes und die aus Affektion erfolgten Adoptionen fürchtet, so sind dies beides Ursachen, deren Wirkung wohl nicht oft zu verspüren sein wird. Warum übrigens einem Adeligen, der aus wirklicher Zuneigung einen Nichtadeligen adoptiren will, mehr Hindernisse in den Weg gelegt werden sollen als einem Bürgerlichen, ist nicht abzusehen. Daß diese Affektion kein augenblicklicher Einfall, keine rasch vorübergehende Zuneigung ist, dafür bietet in der Regel das Lebensalter des Adoptirenden hinlängliche Gewähr. Dann müßte man aber diese Befürchtung bei allen, auch den bürgerlichen Adoptionen hegen, und man thäte am besten, gleich dem niederländischen und etlichen Schweizer Gesetzbüchern das Institut der Adoption überhaupt zu verbieten. — Greifen nun die sämmtlichen geschilderten juristischen und sozialen Momente ineinander ein, mit all den Kombinationen, deren das praktische Leben fähig und überreich ist, so ist die von Hrn. v. Bülow gesehene Gefahr wohl beschworen. Mag ab und zu dann — was gar nicht geleugnet werden soll — noch ein Fall mißbräuchlicher Adelsadoption unterlaufen, so wird sich der Adel dazu ebenso stellen müssen, wie er sich zu den ihm unangenehmen Heirathen und zu den Aristokraten gewissen anderen Ursprungs stellt. Er wird sich mit diesen

Vermehrungen ebenso abfinden müssen und können, wie er sich mit der Thatsache abgefunden hat, daß er die eigenen unwürdigen Genossen nicht mehr aus seinen Reihen entfernen kann. Bis zum 1. Januar 1871 war er ja auch hierin bevorzugt, indem in Preußen (und auch in Bayern) die mit dem Verluste der bürgerlichen Ehrenrechte bestraften Adeligen auch des Adels von Rechts wegen verlustig gingen. Seitdem bleiben sie dem Adel erhalten. Auch das bedeutete in ganz entsprechender Weise den Verlust eines Adelsrechts: es war das im Geiste der Zeit liegende Aufheben eines dem Bürgerthume gegenüber odios gewordenen Privilegs.

Solche und ähnliche Erwägungen werden auch die sehr sorgsam arbeitenden Redaktoren unsres neuen Gesetzbuches angestellt haben, bevor sie sich entschlossen, von der Uebernahme jenes § 684 in das Bürgerliche Gesetzbuch abzusehen.

Deßhalb ist das Ergebniß unabweisbar: eine Lücke im Bürgerlichen Gesetzbuch besteht nicht; es ist kein Bedürfniß vorhanden, die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches in diesem Punkte „klarzustellen", am wenigsten einen nach Analogie des § 684 II des Allgemeinen Landrechts gebildeten Paragraphen einzuschieben.

Wir kommen aber auch weiter zu der Auffassung, daß eine Erklärung, „hier werde ein für den gesammten Landesadel wichtiges Kronrecht mit einem Federstrich vernichtet", keine genügende Grundlage hat. Das Kronrecht fällt allerdings, aber was bisher durch dieses, wird nun durch die Gesetzesparagraphen geschützt. Unter den Sonderrechten abholdes Zeitalter läßt hier die Adelsadoption dieselbe Entwicklung durchmachen, die so manches Rechtsinstitut vor ihr durchgemacht hat; vom Schutze durch Privileg zum Schutze durch allgemeine Normen. Allerdings ist in unserm Falle dieser Schutz nicht mehr ein so vollkräftiger; allein die Bedeutung des Adels als solchen für den Staat ist auch gesunken. Das preußische Landrecht nannte ihn den ersten Stand im Staate und verlangte von ihm hauptsächlich die Vertheidigung des Staates, sowie die Unterstützung seiner äußeren Würde und inneren Verfassung. Ein Gesetzbuch, das ihm solche Pflichten auferlegt, konnte ihm auch den Schutz des § 684 gewähren.

Heute sind des Adels Pflichten nicht andere, wie die der übrigen Staatsbürger: möge er auch die Adoptionsbestimmungen mit diesen theilen! M. Fl. u. E. S.

Aurora Leigh.[1]

(Hauptwerk der englischen Dichterin Elizabeth Barrett-Browning.)

Von Dr. M. J. Minckwitz.

An der Casa Guidi zu Florenz liest man folgende vom Dichter Tommasèo verfaßte Inschrift: Qui scrisse e morì Elizabeth Barrett Browning, che in cuore di donna conciliava scienzo di dotto e spirito di poeta, e fece del suo verso aureo anello fra Italia e Inghilterra. Pose questa memoria Firenze grata. 1861. Denn am 30. Juni 1861 war in der alten Künstlerstadt die in Italien hochgefeierte englische Dichterin gestorben, die seit ihrer Verheirathung mit Robert Browning (1846), zumeist aus Rücksicht auf ihre zarte Gesundheit, Englands Nebel mit südlicher Sonnenwärme vertauscht hatte.

Hier in Italien sind ihre beiden Hauptwerke Casa Guidi Windows (1851) und Aurora Leigh (1857) entstanden, die sich in Vieler Augen den Rang streitig machen. Die Dichterin selbst aber hat mit dem ihr eigenen untrüglichen Instinkt in der Widmung an ihren Vetter John Kenyon Aurora Leigh als ihre bedeutendste Schöpfung bezeichnet: ... I venture to leave in your hands this book, the most mature of my works, and the one into which my highest convictions upon Life and Art have entered. — Mehr als 40 Jahre sind seit der Vollendung dieser Dichtung verflossen, aber ihre intensive Subjektivität schützt sie vor dem Veralten. Diese Autobiographie in dichterischer Verklärung hat nicht nur einen zeitlichen Werth, sie wird den vielfältigsten Geschmackswechsel überdauern, umsomehr, als sie ein seltener Ausfluß unverfälschter weiblicher Eigenart ist. Grundfalsch ist daher die Ansicht der meisten Literarhistoriker der Gegenwart, die Elisabeth Brownings reiche dichterische Lebensarbeit mit einer fast nichtssagenden Parenthese in die Biographie ihres Gatten einschalten wollen und damit der scharf ausgeprägten Individualität der Künstlerin ein schweres Unrecht zufügen. Ihre zarte Bitte:

> And, in that we have nobly striven at least,
> Deal with us nobly, *women* though we be,
> And honour us with truth if not with praise.

harrt noch immer auf Erhörung. Allerdings wird nicht jeder Leser von dieser Lektüre befriedigt sein. Der ungetrübte Spiegel einer reinen Frauenseele tritt ihm hier entgegen: die unzähligen Variationen der Sappholieder unsrer jüngsten europäischen Schule aber haben die Freude an Iphigeniengestalten, die das Land der Griechen mit der Seele suchen, gedämpft. Auf alle Fälle ist die Wanderung durch die Labyrinthe von Aurora Leigh nicht mühelos. Bereits vor vielen Jahrzehnten hat der große englische Kunstkritiker John Ruskin nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die schönsten Stellen in den Dichtungen eines Shakespeare, Wordsworth, Coleridge, Shelley, Byron, Spenser, Herbert, einer Elizabeth Barrett (Browning) nicht in einer, nicht in zehn Minuten, ja vielleicht nicht immer in ebenso vielen Jahren erschöpft werden können. Und darum fordert er gebieterisch, dem geheimsten Sinne mit einiger persönlicher Anstreugung nachzuspüren und sich dem dominirenden Geiste des Schriftstellers zeitweilig unterzuordnen, da echte Poesie so oft, so lange gelesen werden müsse, bis sie sich dem Gedächtnisse und — somit dem Herzen eingegraben habe.

Diese eigenthümliche Zusammenstellung englischer Dichtergrößen von Seiten Ruskins ist anfechtbar, eines aber bleibt sicher: Elisabeth Brownings Geist bedeutet für den oberflächlichen Leser ein siebenfach versiegeltes Geheimniß. Die Forderung eingehender liebevoller Vertiefung ist Vorbedingung alles höheren künstlerischen Genusses. Der berühmte Goetheforscher Lewes bemerkt mit Recht: „a masterpiece excites no sudden enthusiasm; it must be studied much and long; we must grow up to it, for it will not descend to us."

Daß Aurora Leigh ein solches Meisterwerk ist, zu dessen Höhen man nur in Absätzen heranzuklimmen vermag, ist unschwer nachzuweisen. Man kann getrost diese einzige Dichtung aus dem Gesammtrahmen der Werke Elisabeth Brownings loslösen, ohne Gefahr zu laufen, ihrem innerlich so ungemein reich bewegten Leben nur eine Seitenperspektive abzugewinnen. Da die Dichterin in all ihren Schöpfungen zu den tiefsten Tiefen der menschlichen Seele hinabdringt, ist auch Aurora Leigh kein Fragment, in dem sich nur eine beschränkte Anzahl von Reflexen spiegelt.

Der Inhalt dieser didaktisch-epischen Verserzählung läßt sich in aller Kürze folgendermaßen zusammenfassen: Die Heldin der Dichtung, Aurora Leigh, ist in Italien geboren. Ihr Vater — ein Engländer — hat, als er sich zufällig vorübergehend in Italien aufhält, bei einer Prozession in Florenz ein junges Mädchen erblickt, das er von

[1] Nach einem Vortrage, gehalten im Konversationshaus zu Baden-Baden.

Stund' an liebt. Die schöne Italienerin wird seine Gattin, Italien seine zweite Heimath, doch der Tod löst die ungetrübte glückliche Ehe schon nach wenigen Jahren. Der schwer bekümmerte Mann zieht mit seinem Töchterchen und der alten Dienerin Assunta hinauf ins Gebirge um Pelago und lebt fortan nur seinem Schmerze und seinem Kinde.

. . . . . . Father, then, and child,
We lived among the mountains many years,
God's silence on the outside of the house,
And we who did not speak too loud within,
And old Assunta to make up the fire,
Crossing herself whene'er a sudden flame,
Which lightened from the firewood, mada alive
That picture of my mother on the wall.

Neun Jahre vergehen in der Einsamkeit, bis der Tod des geliebten Vaters Aurora doppelt verwaist zurückläßt. Love, my child, love, love! lautet das letzte Wort des Sterbenden. — Eine unverheirathete Schwester des Todten nimmt das Kind in ihre Obhut. Aurora vertauscht die zauberische Stille der italienischen Bergeinsamkeit mit einem Landhaus in England. Ein neues, echt weibliches System der Erziehung soll das schon fest eingewurzelte väterliche aus den Fugen heben. Schwere Seelenkämpfe erschüttern lange Zeit den zarten Organismus des Kindes. Endlich siegt die Jugendkraft. Was Aurora von dem Zwiespalte ihrer Seele der wohlmeinenden, aber eng begrenzten Tante verschweigt, das löst sich in der Stille langer Morgenwanderungen durch das wellige grüne Hügelland der Umgebung und in der heimlichen Lektüre, wofür die auf dem Speicher schlecht genug verwahrten Bücherkisten des Vaters überreichen Stoff liefern. Niemand ahnt, daß echter Künstlersinn in dem heranreifenden Mädchen erwacht ist. Der zwanzigste Geburtstag Aurora's wird zu einem neuen Wendepunkt ihres Lebens. An diesem Tage wirbt ihr Vetter und Gefährte Romney Leigh vergeblich um ihre Hand, und die Tante enthüllt ihr schonungslos, entrüstet über die Zerstörung ihres Lieblingsplanes, daß sie, die Nichte, keinen Heller Vermögen besitze und besagtem Vetter die gesammte Erbschaft der Familie Leigh zugefallen sei, weil ein Vorfahre die gesetzliche Bestimmung getroffen habe, Nachkommen, die aus Ehen mit Ausländerinnen hervorgehen sollten, rundweg von der Erbfolge auszuschließen. Doch Aurora beharrt bei ihrer Weigerung. Wenige Wochen später stirbt die Tante, und das junge Mädchen wendet sich, alle großmüthigen Anerbietungen des Vetters verschmähend, nach London, um sich dort mit dem winzigen von der Tante ererbten Kapital allmählich einen Wirkungskreis als Schriftstellerin vorzubereiten. Sie kämpft und strebt, zuerst mit stolzer Zuversicht, dann mit rastloser Energie; doch schließlich, angesichts wohlverdienter Triumphe, erfüllt sie eine Art weltmüder Resignation. In einem stolzen Moment ihres Schriftstellerlebens hat die Sehnsucht nach den Stätten ihrer Kindheit sie nach Italien in die Einsamkeit des Florentiner Gebirges getrieben. Hier feiert sie ein unerwartetes Wiedersehen mit dem Vetter, der einst mit kühler, sie tief kränkender Zuversicht um ihre Hand geworben hatte. Seine kühnen Weltverbesserungspläne, zu denen er schmucklos ihre Mithülfe gefordert hatte, sind gescheitert; er selbst ist erblindet. Entsagungsvoll preist er die Cousine, die den sicheren Lorber dem unsicheren Glück an seiner Seite vorgezogen und somit wohl die beste innere Befriedigung erworben habe. Er irrt sich. Auch ihre Seele hat sich im Weltgetriebe wund gerieben. Die Liebe, die sie lange Zeit im blinden Jugendtrotze vor sich selbst verleugnen wollte, erscheint der Gereiften jetzt als das höchste Gut.

O Art, my Art, thou'rt much, but Love is more!

lautet ihr offenes Bekenntniß — und das ewige Hohelied der Liebe löst den Konflikt zweier edlen Seelen, die sich bisher vom Glückswege verirrt hatten.

Im Grunde genommen ist diese freilich nur nach ihren Hauptzügen skizzirte Handlung dürftig. Der geistreiche Kritiker Montégut urtheilte ganz richtig mit seinem Hinweise: La fable d'Aurora Leigh est moins que le libretto d'un opéra, moins que le scenario d'un ballet; le poème véritable, ce sont les effusions, les transports, les méditations de la subtile et profonde Aurora. Die Komposition der Dichtung ist als unbefriedigend bezeichnet worden, man beklagt den Mangel einer klar zutage tretenden einheitlichen Grundidee und die Unklarheit der Darstellung, ja das Haschen nach Bizarrem. Diese Vorwürfe lassen sich wenigstens theilweise entkräften. Sie beruhen hauptsächlich auf einer irrigen Anschauung von den Aufgaben der Literarhistorik. Die Vorarbeit derselben, aber auch nur diese allein, besteht im Zusammentragen rein äußerlicher Thatsachen, Daten, Inhaltsangaben, Quellenforschungen; ist dieses Katalogisiren beendigt, sind wir in die Vorhalle der Dichtung eingetreten; ihren eigentlichen Kern zu erfassen, das Zentrale zu ergreifen und zugleich die tausend Einzelheiten nicht isolirt, sondern im Zusammenhange mit seinem Verständnisse festzuhalten, das glückt uns nur dann, wenn wir eine gewisse seelische Verwandtschaft mit dem Dichter selbst besitzen, uns intuitiv in die verborgensten Falten seiner Gemüthswelt versenken können. Wenn Aurora Leigh allgemein als ein philosophisch-erzählendes Gedicht angeführt wird, das die Leiden einer edlen weiblichen Natur im Kampfe mit den gesellschaftlichen Formen schildert, so erweckt diese vage Charakteristik die seltsamsten Vorstellungen von dem Zwecke wie von dem Inhalte der Dichtung. Wer ist diese Aurora Leigh? Behandelt Elisabeth Browning wie Frau v. Staël in Romanform den schmerzlichen Streit, in welchen eigenes überquellendes Gefühl, zuchtlose Empfindsamkeit sie mit der Gesellschaft verwickelt haben? Klopft in Aurora Leigh die Liebe fragend an die Schranken der Sitte, um diese Schranken (wie George Sand) niederzureißen? Auf all diese Fragen lautet die Antwort: allerdings ist Aurora ein Ausnahmetypus, doch frei von der Sucht nach pikanten Abenteuern. Der reine Instinkt ihres Herzens wird nicht einen Augenblick getrübt durch ihre eminente Kraft des Denkens. Doch die einfache Thatsache, daß sie eine denkende Frau ist, stempelt sie zur Rebellin, deren Bestrebungen bereits auf hochmoderne Ziele gerichtet sind. Der ganze Lebensgang unsrer Heldin protestirt gegen die Annahme, daß der Begriff echter Weiblichkeit sich mit mathematischer Genauigkeit innerhalb bestimmter Kreise der Häuslichkeit abzirkeln läßt. Die erste Klippe, an die Aurora stößt, ist die Erziehungsfrage. Die Doppelart ihrer eigenen Erziehung, der Dualismus, dem sie infolge eines tragischen Geschickes anheimgefallen ist, stimmt sie unzufrieden. Der liebevolle Egoismus des einsamen Vaters hat alles verschuldet. Nach dem Verluste der heißgeliebten Gattin hat er sich an das einzige Kind als einzigen Lebenszweck geklammert, ohne viel danach zu fragen, ob es ein Sohn, ob es eine Tochter ist. Was er besitzt an materiellen wie an geistigen Gütern, will er mit dem geliebten Kinde theilen. Die kindliche Ideenwelt liegt außerhalb des Fassungsvermögens des ernsten Mannes. Er zieht die Kleine, sobald es irgend möglich, in den Kreis seiner grübelnden Forschung:

He wrapt his little daughter in his large
Man's doublet, careless did it fit or no.

Der Tod hemmt die Vollendung seines eigenartigen Erziehungswerkes, und seiner Schwester Arbeit setzt ein, das lautere Gold mit einem oberflächlichen Firnisse zu überdecken suchend. All die reichen Fähigkeiten der Nichte

sollen in die übliche Schablone eingezwängt werden. Das rebellische Lockenhaar wird zu möglichst glatten Flechten zusammengepreßt. Nicht bloß äußerlich, auch innerlich soll ein Mädchen nach guter alter Sitte herangebildet werden. Mit dem äußersten Saume des Gewandes darf Aurora den Kreis der Wissenschaft hinfort streifen. Sie lernt plaudern in französischer und deutscher Sprache: tongues not books.

I learnt a little algebra, a little
of the mathematics . . .

den Katechismus und eine Fluth von Dogmen,

because she liked instructed piety.

Sie lernt, wie viele Fuß Berg Chimborasso Teneriffe überragt, welcher schiffbare Fluß sich mit Lara vereinigt, kurz: a general insight into useful facts.

Dazu tritt die Pflege der Musik: sinnreiche Fingerübungen, die des Hörers Seele durch einen wahren Hurrican von Tönen fortreißen. Zeichnen und Malen „nach“, vielleicht „gegen“ die Natur, Tanzen, Glasspinnen, Ausstopfen von Vögeln, Anfertigen von Wachsblumen bilden den Abschluß des geistreichen Erziehungsprogramms; und daran reiht sich echt weibliche Lektüre, die dazu angethan sein soll, den Frauen beizeiten einzuprägen, daß sie im Leben im besten Falle das Recht besitzen werden, ihres Gatten Gespräch zu verstehen, sobald es sich nicht um tiefe Dinge handelt, ihm allzeit beizupflichten und zum voraus auf allen direkten Einfluß im Weltgetriebe zu verzichten. Mit einem letzten ironischen Seitenhieb auf die zwecklos übertriebene Anfertigung von Handarbeiten beschließt die Dichterin das Kapitel über „moderne Mädchenerziehung“:

We sew, sew, prick our fingers, dull our sight,
Producing what? A pair of slippers, sir,
To put on when you're weary — or a stool
To stumble over and vex you . . . „curse that stool!“
Or else at best, a cushion, where you lean
And sleep, and dream of something we are not
But would be for your sake. Alas, alas!
This hurts most, this, that, after all, we are paid
The worth of our work, perhaps.“

Der Tod des Vaters, das jähe Herausreißen aus der italienischen Bergeinsamkeit hat Aurora mürbe gestimmt. Sie fügt sich jedem Wink der Tante. Doch der vom Vater angefachte Funken in ihrer Seele glimmt weiter und fristet sich verborgenerweise. Wo Andere lüstern nach verbotener frivoler Lektüre greifen, forscht die sehnsüchtige Seele der trauernden Tochter nach den Büchern, die ihr durch das Andenken des Vaters geheiligt sind. Heimlich entnimmt sie den zufällig auf dem Speicher entdeckten Bücherkisten die Werke, in denen sie zuerst an des Vaters liebevoller Hand geforscht hat.

But after I had read for memory,
I read for hope . . .

Die Dichterwelt erschließt sich der Sinnenden, und die Natur als Lehrmeisterin thut ein Uebriges. Wenn das junge Mädchen mit dem Vetter und seinem Freunde, dem Maler Carrington, in der Umgegend umherstreift, dann preist es mit jugendlichem Feuer den Himmel, die Wolken, die Felder, die Blumen, die Vögel und die Schmetterlinge, die selbst wie lebendig gewordene Blumen umherflattern, und preist den allmächtigen Schöpfer. Die Sehnsucht nach Italien hat sich im Laufe der Zeit in ihrer Seele gedämpft, sie erwacht nur noch hie und da, wenn die Sonne hinter den Hügeln niedersinkt und der verklärte Abendhimmel sie an die goldgrundigen Heiligenbilder ihres geliebten Giotto erinnert.

„I had relations in the Unseen“; die reiche Geistessaat des Vaters geht auf, da sie bei Aurora auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Zu geistiger Reife erstarkt, feiert sie mit einer dämmernden Vorahnung ihrer hohen dichterischen Begabung ihren 20. Geburtstag. Der thaufrische Junimorgen hat sie in aller Frühe ins Freie gelockt. In der Freude, eine Weile ungestört ihren Träumereien nachhängen zu können, greift sie nach einer Epheuranke, um sich selbst damit zu krönen und einen Vorgeschmack zu fühlen von der Würde ruhmbekränzter Dichterhäupter. Klare Thauperlen sprühen auf die reine Stirne aus dem Zweige, den Aurora in ihrem kindlichen Spiele um die Schläfe windet. So überrascht sie der Vetter und damit — jähes Erwachen aus dem phantastischen Traume. Sie stößt an eine neue Klippe, bedenklicher als die erste; die Lösung einer schweren Frage, die sie nicht wie die erste im Stillen, heimlich mit sich selbst abmachen kann, tritt schroff und unvermittelt an sie heran. Romney wirbt um ihre Hand so nüchtern und voller Zuversicht, daß das junge, leidenschaftliche Mädchenherz sich unwillig vor ihm verschließt. Ihre Natur bäumt sich auf gegen die herkömmlichen Vorstellungen von Ehe und Versorgung, als einzige Lebensbestimmung der Frau, gleichviel, ob Liebe oder bloße Vernunft dies heiligste Band knüpft. My soul is not a pauper, entgegnet sie der Tante, als diese in wohlgemeintem Ungeschick darauf verfällt, Aurora an ihre Armuth und des Vetters Reichthum zu erinnern. Die Ehe, in dieser Form geboten, erscheint der hochstrebenden jungen Seele wie ein Almosen, das sie stolz verschmäht. Sie wahrt sich ihre sittliche Freiheit mit dem schönen Worte:

. . . you forget too much
That every creature, female as the male
Stands single in responsible act and thought
As also in birth and death.

Und wenige Wochen später tritt sie als einsame, aber beherzte Streiterin in den Lebenskampf. Schritt für Schritt reift ihre Lebenserkenntniß, und das große soziale Problem, das schneidende Mißverhältniß zwischen reich und arm, das in England durch das Fehlen eines versöhnenden Mittelstandes doppelt gesteigert wird, fesselt bald mit magnetischer Gewalt den Blick ihres Dichterauges.

Man hat gegen unsre Dichterin den seltsamen Vorwurf erhoben, in Aurora Leigh unzulängliche Verbesserungsversuche für die Lage der arbeitenden Klassen vorgeführt und das alte Lied von dem Pöbel, der sich gegen seinen Wohlthäter empört, wiederholt zu haben, ohne „einfach“ das Mittel zu nennen oder im Bilde darzustellen, wie diese kämpfenden Massen gehoben und gerettet werden können. Ist diese Forderung nicht absurd? Dichter sind Propheten, wollen auch als Seher gelten. Aber wo wäre der Dichter, der die schwierige soziale Lage mit einem klaren Ausspruche zu lösen verstände? Nicht nur von der Hebung der äußeren Lage hängt die durchgreifende Verbesserung ab, innere Stärkung und Versittlichung müssen damit Hand in Hand gehen. E. Browning kann höchstens beschuldigt werden, von diesen beiden Faktoren den zweiten: das ideale Moment, zu viel betont zu haben.

It takes a soul to move a body

lautet ihre Devise. Wer die Zeitverhältnisse, unter deren Einflusse die Dichtung entstanden ist, in Betracht zieht, wird diese berechtigte Reaktion gegen den Fourieriaumel, der lange Zeit die Gemüther in Aufruhr setzte, vollends berechtigt finden. Karl Gutzkows Briefe aus Paris vom Jahre 1842 bieten einen guten Schlüssel zu dieser krankhaft überreizten Philanthropie. Was Gutzkow an einer Stelle des die „Fourieristen“ betitelten Briefes sagt, könnte direkt auf Romney Leigh und seine Weltverbesserungspläne

Anwendung finden. „Ich glaube nicht," bemerkt Gutzkow, „an Fouriers That, aber ich glaube an seinen edlen Willen. Ich glaube nicht an seine Mittel, aber an seinen Zweck. Ich glaube nicht einmal an die Voraussetzung seines Systems, an die Bestimmung des Menschen, glücklich zu sein. Mich erschreckt sein Hedonismus, sein Entgegenkommen an das Bedürfniß der Bequemlichkeit. Unsre irdische Bestimmung ist gut, nicht glücklich zu sein." — Gegen den Hedonismus, gegen die Genußsucht aber zieht Aurora, d. h. E. Browning, energisch zu Felde. Sie kennt ein untrügliches Mittel, die Klassengegensätze wenigstens einigermaßen zu mildern: die Arbeit, die seit Adam zum Fluche, mit Christus zum Privilege ward.

> The honest earnest man must stand and work,
> The woman also, — otherwise she drops
> At once below the dignity of man,
> Accepting serfdom. Free men freely work,
> Whoever fears God, fears to sit at ease.

Aurora Leigh liefert den Beweis, wie das soziale Problem schon vor vielen Jahrzehnten die Dichtung durchzogen hat. Wenn wir die gesammte europäische Literatur der Gegenwart Revue passiren lassen, so müssen wir uns unverhohlen eingestehen, daß die meisten Dichterfunken sich an der Schilderung des Elends der besitzlosen Klassen entzündet haben. Die alles überwuchernde Demokratie hat den Proletarier zum hochwillkommenen Gegenstand für Roman und Drama erhoben. E. Browning ist auch hier eine Vorläuferin hochmoderner Tendenzen. In unsrer Dichtung schildert sie beides, die vornehme und die geringe Welt. Aber das Volk und sein Treiben umspannt sie am wärmsten mit der ganzen Stufenleiter ihrer Gefühle. Held und Heldin begegnen sich in dem heißen Mitgefühle für die duldende Menschheit. Als Aurora im verkommensten Armenwinkel Londons im Vorübergehen von einem elenden Weibe aufs gemeinste beschimpft wird, da hat sie keine andere Entgegnung als die rührenden Worte: „The dear Christ comfort you, you must have been most miserable, to be so cruel."

Aus diesem zeitgemäßen Verständnisse ist auch die Gestalt Mariannens, der Tochter des Volkes, der armen Näherin hervorgewachsen, eine Neben- und doch zugleich eine Hauptfigur der Dichtung. Man hat dieselbe oft, angeblich aus sittlichem Bedenken, mit Stillschweigen übergangen. Damit aber geschähe dem vollen Werthe der Dichtung Eintrag. I tell her story and grow passionate, sagt die Dichterin. Das bedauernswerthe junge Geschöpf, das ahnungslos ein Opfer teuflischer List und brutaler Gewalt geworden ist, trägt sein schweres Geschick mit einer entsagungsvollen Würde, die einen tiefethischen Eindruck auf den Leser macht. Dieser rührenden Gestalt, die eine Dornenkrone trägt und deren verkümmerte Existenz einzig durch den Strahl der Mutterliebe erhellt wird, gebührt mehr Beachtung als prüder Hochmuth ihr bis jetzt eingeräumt hat. Der heiße Groll der Dichterin gegen alles Unrecht, das von keiner menschlichen Richtermacht gesühnt wird, hat in Marianne eine ideale Verkörperung erfahren, die ihresgleichen sucht.

Die Zivilisation hat einen gefährlichen Hang zur Versteinerung, zur Verhärtung, zu konventioneller Unbeugsamkeit, die der Seele Schranken anlegt. Nur die lösende Kraft der Geisteswärme voll belebter Persönlichkeiten sprengt endlich herkömmliche Fesseln und Vorurtheile. Unter hervorragenden unmittelbaren Vorgängern und Zeitgenossen der englischen Literatur grenzt sich die Eigenart E. Brownings scharf ab. Shelley und Keats, ihre Lieblingsdichter, bekunden die gleiche leidenschaftliche Unzufriedenheit mit der aktuellen Welt und schaffen sich eine andere Sphäre, um den beengenden Grenzen der Gegenwart zu entrinnen. Keats wendet den Blick auf die Vergangenheit, ruft eine mythische griechische Welt kraft seiner Phantasie ins Leben, Shelley erspäht eine neue Aera in der Ferne, zu deren trostreichen Verheißungen er flüchtet. Tennyson hängt mit insularem Stolze an den Institutionen seines Vaterlandes, er feiert das Gesetz und die staatliche Ordnung. Er ist ein „auserlesenes Produkt der englischen Zivilisation des 19. Jahrhunderts".[1]) Zugleich ist er durchtränkt von dem Skeptizismus, der, ein Vermächtniß des 18. Jahrhunderts, sich auf die Autorität der sensualistischen Philosophie Locke's stützt und durch die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts gepflegt worden ist. Tennysons „In Memoriam" kann fast als der schärfste poetische Ausdruck der skeptischen Tendenz unsres Jahrhunderts bezeichnet werden. Der Dichter Robert Browning aber protestirt gegen die herrschende Grundströmung, seine poetischen Schöpfungen sind ein reaktionäres Produkt der skeptischen Richtung der Philosophie, die dem Transscendentalen untreu geworden ist. Er stemmt sich gegen den vorwaltenden Zeitgeist und erscheint somit der großen Menge unverständlich. Institutionen kümmern ihn wenig, individuelle Seelen nehmen sein volles Interesse in Anspruch, während Tennyson Gesetz und Ordnung in wohlklingenden Versen feiert. Elisabeth Browning aber schöpft aus der Tiefe echt weiblicher Empfindung wundersame Antwort auf manche Frage, die das ewige Sphinxräthsel des menschlichen Erdenzweckes uns unaufhörlich vorlegt. Kraft ihrer unbegrenzten Liebe zur Menschheit, dringt ihr Seherblick in die erhabensten Regionen der Seele und gewinnt Fühlung mit dem Unsichtbaren. Ihre Aurora Leigh ist ein „weiblicher" Uebermensch, dem ein Nietzsche und Anhänger freilich keine Beachtung geschenkt haben, weil es ihm keinen Augenblick in den Sinn kommt, den Grenzen wahrer sittlicher Freiheit entrinnen zu wollen. Dieser weibliche Uebermensch stellt dringende Forderungen ans Leben: fordert gerechtere Theilung der höchsten geistigen Güter unter beide gleichberechtigte Hälften der Menschheit, pocht auf die eigene persönliche Kraft, sieht in der Ehe den Bund geistig ebenbürtiger Menschen, gegründet auf die Basis unwandelbarer Liebe, ist beseelt von einem leidenschaftlichen Hasse gegen alle Gemeinheit, alle soziale Ungerechtigkeit und rüttelt in innigem Mitgefühle für die Unterdrückten an den starren Formen des Konventionalismus. Insbesondere erstrebt sie eine Erlösung der Frau aus den allzu straff gezogenen Banden mittelalterlicher Lebensanschauung, erhebt den Ruf nach allgemeinen Menschenrechten für Mann und Frau. Freie Entfaltung der Lebenskräfte des Weibes, die unter dem dumpfen Drucke äußerer Verhältnisse versiechen können, ungehemmte Entwicklung seiner schlummernden, oft gewaltsam erstickten Intelligenz, dieses hohe Ziel schwebt Aurora, schwebt der Dichterin unaufhörlich vor Augen. Sie selbst hat es erreicht, ohne einer einzigen der am Weibe liebenswerthen Eigenschaften verlustig zu gehen. Zur sittlichen Freiheit erkämpft sie auch ungehinderte künstlerische Bethätigung — jedoch mit einer rührenden Bescheidenheit, die mancher modernen Vorkämpferin für Frauenrechte zur Warnung dienen könnte! Die Frauen schwätzen ihr zu viel von der Frauen Rechte, der Frauen Mission, der Frauen Funktion. Die Frau, die etwas wirklich Großes mit „Anmuth und mit Anstand" schafft, soll ihr Werk, ihre Statue, unverzagt den prüfenden Blicken der Mitwelt überantworten. Hat sie dem stillen Marmor wirklich Leben eingehaucht, so werden Andere neidlos für sie zeugen: „she who did this thing, was born to do it, — claims her license in her work!"

E. Brownings Lebensansichten treten uns in Aurora Leigh in ungetrübter Klarheit entgegen. Sie sind über-

[1]) Man vergleiche *Hiram Corson.* An Introduction to the Study of R. Brownings Poetry. Boston 1886.

raschend neu für die Zeit, in der sie erwacht sind. Ihr künstlerischer Standpunkt ist nicht minder originell, nicht minder berechtigt. Unbefangen ruht ihr Blick auf allen Traditionen; sie rüttelt auch hier beherzt an allen künstlerischen Grundfesten. Ein selbständiger Geist bringt mit Blitzesschärfe hinter ihrer seltenen Gemüthstiefe hervor. Sie hat es aufgegeben, Dramen zu schreiben, die Seele mit ihren ewig wechselnden Regungen, ihren himmlischen „Lichtern" scheint ihr die würdigste Bühne. Die Form der heutigen Theaterstücke erregt ihren Widerspruch. Von ihrem persönlichen Standpunkte aus ersehnt sie eine ganz eigene Art der „freien Bühne". „Five acts to make a play. Warum nicht fünfzehn, zehn, zu sieben? Was kümmert uns die Zahl der Blätter am Baume, vorausgesetzt, daß er nur lebt und wächst? Zeit- und Ortseinheit, während die echte Gluth der Leidenschaft sich über Zeit und Raum hinwegsetzt? Facht das Feuer an und laßt die Flammen selbst sich in dem Brand gestalten! Kothurn und Sprachrohr der antiken Bühne sind abgestreifte Kinderschuhe des gereiften Dramas. Noch hängt auch diesem eine Fülle kindischen Tandes an, Coulissen, Kleidung, künstliche Sinnestäuschung aller Art, die es vielleicht abschütteln wird, in künftigen Zeiten, als ganz entbehrlich." Diese Ansicht über die Zukunft des Dramas, die freilich völlig aussichtslos ist, da die Dichterin vergißt, mit den übermüdeten stumpfen Sinnen des Kulturmenschen zu rechnen, der mit Aufwand jedes denkbaren Kitzels in Spannung erhalten zu werden verlangt, widerspricht auf alle Fälle der seltsamen Beschuldigung einiger Kritiker, die ihr Mangel an Phantasie zum Vorwurf gemacht haben. Ihre Einbildungskraft regt unausgesetzt die feinen Schwingen, und selbst der Spuk der Kirchenscene, so seltsam heraufbeschworen sie scheint, ist doch im Grunde genommen nur eine farbenprächtige Illustration des Taumels, zu dem philanthropische Schwärmer sich verirren können.

Sie taucht nicht mit Keats zu den märchenhaften Traumgebilden einer nebelhaften Vergangenheit, sucht nicht mit Shelley Vergessenheit der unbefriedigenden Gegenwart über Zukunftsbildern; an der Hand des Gatten, der in ungetrübter Ehe alle halb erschlossenen Blüthen ihrer schönen Seele wachgeküßt hat, hilft sie „mitbauen" an dem Werk des Fortschritts. Ihr scharfer prophetischer Geist erscheint gepaart mit seltener Tiefe des Gefühls, mit der Herzenswärme, die den echten Lyriker zum Lerchenfluge in höchste Himmelsregionen trägt. Sie träumt von einem Eldorado, (das sie selbst vielleicht erschaute), in dem die Frauenhand nicht mehr für zu schwach gelten wird, mitzuheben an dem Banner des Schönen, Guten und Wahren im Leben wie in der Kunst!

Mittheilungen und Nachrichten.

-tz- Während des spanisch-amerikanischen Krieges ist eine Fülle der verschiedensten Ansichten über die Stellung der Vereinigten Staaten zu den Mächten laut geworden, die sich häufig, und nicht bloß innerhalb der entgegengesetzten Lager, schroff widersprechen. Um ihrer Klarheit, Sachlichkeit und Einsicht willen sei hier kurz auf eine Aeußerung eines Amerikaners aufmerksam gemacht, die als Vereinsveröffentlichung kaum allgemein bekannt sein dürfte, obwohl sie besonders in Deutschland eine gewisse Beachtung verdient. William Vocke bemüht sich in seinem Vortrag „The Relations of the People of the United States to the English and the Germans" (Chicago, Serial Publications of the Thursday Club Nr. 5) an der Hand der Geschichte und der thatsächlichen Verhältnisse seinen Landsleuten die Augen darüber zu öffnen, daß sie ihre Beziehungen zu den genannten Völkern im allgemeinen ganz falsch beurtheilten. Er stellt zunächst die Thatsache fest, daß die amerikanische Presse bei dem Fehlen einer unmittelbaren Kabelverbindung zwischen Berlin und den Vereinigten Staaten fast ausschließlich aus englischen Quellen schöpfe; die Folge sei, daß fast sämmtliche Nachrichten nur in einer zu Ungunsten Deutschlands entstellten Form bekannt würden. Er beweist das an einer ganzen Reihe einzelner Fälle und führt auch aus, welche Interessen England zu dieser absichtlichen Verhetzung Deutschlands und Amerika's veranlaßten, mit der es nur allzu leicht Erfolg habe. Die Politik Englands geißelt er voller Mißtrauen mit den schärfsten Worten und weist auf sein Benehmen während des Sezessionskrieges hin; im Fall einer wirklichen Entscheidung würde es genau wieder so verfahren; denn dieser scheinbare Freund sei in Wirklichkeit der natürliche und wegen seiner Illoyalität gefährlichste Feind der Union. Auf der anderen Seite schildert er ebenso gründlich und auf Grund urkundlicher Belege das Verhältniß Deutschlands zu den Vereinigten Staaten. Hier sei immer eine gewisse gegenseitige Sympathie vorhanden gewesen, und Deutschland habe diese nicht nur stets ausgesprochen, sondern ihnen auch während des Bürgerkrieges in der Zeit der höchsten Noth thatkräftige Hülfe gewährt. Er schließt mit der Mahnung, Deutschland ja nicht zu unterschätzen und ihm volles Vertrauen entgegenzubringen; vor allem aber warnt er davor, sich in irgend einer Beziehung mit dem „perfidious Albion" einzulassen oder gar ein Bündniß mit ihm einzugehen.

-rt- **Ein neuer Planet.** Hr. Dr. G. **Witt**, Astronom an der Urania-Sternwarte in Berlin, hat vor einigen Wochen auf photographischem Wege einen neuen, verhältnißmäßig hellen Planeten entdeckt, der, wie man jetzt schon behaupten darf, ein recht interessantes Objekt zu werden verspricht. Es zeigte sich nämlich zunächst aus weiteren visuellen Beobachtungen, die alsbald in großer Zahl erhalten wurden, daß die tägliche Bewegung dieses kleinen Himmelskörpers in der Richtung der Rektascension den bisher noch nicht vorgekommenen Betrag von rund 30 Bogenminuten erreicht. Noch auffallender als diese große tägliche Bewegung sind aber die übrigen Bahnelemente des neuen Planetoiden, welche vor wenigen Tagen von dem als eifrigem Bahnberechner bekannten Berliner Astronomen Hrn. A. **Berberich** aus drei einen Zeitraum von nahezu 3 Wochen umspannenden Beobachtungen abgeleitet wurden. („Astronom. Nachr." Nr. 3517.) Alle bisher bekannten kleinen Planeten stehen bei ihrer größten Annäherung an die Sonne immer noch außerhalb der Bahn unsres Nachbarplaneten Mars. Anders hier. Nach den (provisorischen) Bahnelementen des Hrn. Berberich ist die Länge der Halbachse der Bahn des neuen Planetoiden gleich 1.461 Erdbahnradien, **der Abstand des Perihels beträgt 1.127 Erdbahnradien**, die mittlere tägliche Bewegung 2010" und die (siderische) Umlaufszeit 645 Tage. Da der mittlere Abstand des Planeten Mars von der Sonne etwa 1.5 Erdbahnradien beträgt, kreuzt demnach der neue Planet bei jedem Umlauf in seiner Bahn zweimal (vor und nach seinem Perihel) die Marsbahn, das Perihel desselben findet nur etwa um $1/8$ Erdbahnradius (250,000 geographische Meilen) außerhalb der Erdbahn statt; sein Aphel liegt jedoch um reichlich $1/4$ Erdbahnradius außerhalb der Marsbahn (nicht wie Berliner und andere Blätter meldeten, ebenfalls innerhalb derselben). Im Falle seiner größten Annäherung an die Erde sinkt die Entfernung des neuen Planeten von dieser bis auf etwa 0.15 Erdbahnhalbmesser (300,000 geogr. Meilen) herab; obwohl er ferner gegenwärtig in der Nähe seines Aphels steht, besitzt er doch noch die Helligkeit eines Sternes etwa der Größenklasse 10.5. Bei besonders günstigen Oppositionen kann jedoch, wie Hr. Berberich bemerkt, seine Helligkeit bis zu der eines Sterns der Größenklasse 6.0 anwachsen. Nach dem bisherigen wird man den neuen Planeten — gleichfalls ein Unikum — in jedem Theil seiner Bahn beobachten können. — Hr. Prof. **Kreutz**, der Herausgeber der „Astronom. Nachr.", bemerkt noch in einem Zusatz zu Hrn. Berberichs Veröffentlichung folgendes: „.... Falls die große mittlere Bewegung sich weiterhin bestätigen sollte, würde der Planet nicht mehr zur Asteroidengruppe zu rechnen sein und besonders gezählt werden müssen. Merkwürdig ist es, daß derselbe, obschon selbst in der Aphelopposition 11. Größe, sich bis jetzt den Nachforschungen hat entziehen können. Es sei noch darauf hingewiesen, daß wir voraussichtlich in dem Planeten ein vorzüg-

liches Mittel zur Bestimmung der Sonnenparallaxe erhalten werden.“ Man wird dem Inhalt des ersten Satzes nicht unbedingt zuzustimmen brauchen. Bei der großen Anzahl der kleinen Planeten ist die Möglichkeit des Zusammenstoßes zweier solcher nicht a priori von der Hand zu weisen; läßt man diese Möglichkeit zu, so würde das Zustandekommen der abnormen Bahn des neuesten Planetoiden auch hiedurch ausreichend erklärt werden können. — Gegenwärtig steht der neue Planet im Sternbild des Wassermanns (Rektasc. 20 h 43 m; Deklination — 6° 20′), er geht also in den ersten Abendstunden in 35½° Höhe über den Horizont durch den Meridian.

T. **Die Elektrizität in Japan** hat in den letzten Jahren eine ganz außerordentliche Entwicklung genommen, wie dies aus einem von dem japanischen Professor Fujio in New-York gehaltenen Vortrag hervorgeht. Im Jahre 1886 besaß das Kaiserreich bereits 20,000 km Telegraphenlinien mit 1122 Telegraphenbureaux. Die Zahl der im Lande selbst versandten Depeschen belief sich auf 22½ Millionen. Das Telephon war demgegenüber noch weit zurück, da es nur sechs Fernsprechämter mit 870 km Linie und 3232 Abonnenten gab, jedoch sind diese Zahlen seitdem außerordentlich gestiegen. In der japanischen Hauptstadt Tokyo hat die elektrische Beleuchtung in großem Maßstab ihren Einzug gehalten; von den 50,000 dort gespeisten elektrischen Lampen wurden 40,000 allein von der Tokyo-Elektrisch-Licht-Gesellschaft unterhalten, die fünf Zentralstellen besitzt. Eine große Zahl von Gesellschaften für elektrische Kraftübertragung sind jetzt in der Bildung begriffen, zwei davon werden in Tokyo gegründet werden, etwa 30,000 Pferdestärken entwickeln und einen Strom von 20,000 Volt auf 55 bis 60 km übertragen. Elektrische Bahnen sind erst in zwei japanischen Städten, in Kyoto und Nagaya, vorhanden, jedoch wird die Hauptstadt Tokyo auch bald ihre elektrische Straßenbahn haben, und zahlreiche andere Linien sind geplant.

* **Ueber eine wichtige Erfindung auf dem Gebiet des Buntdrucks** theilt das „Archiv für Buchdruckerkunst“ mit, daß es nach vielfach vergeblichen Versuchen zwei Engländern und einem Franzosen gelungen ist, das Problem zu lösen, in mehreren Farben mit einem Schlag zu drucken. Der Prozeß, mittelst dessen dies bewerkstelligt wird, weicht von der gewöhnlichen Methode des Buntdrucks gänzlich ab. Er wird der Masaic-Chromatic Heat Pracess — mosaikchromatische Hitzeprozeß — genannt. Weder Holzblöcke noch lithographische Steine oder Walzen kommen dabei zur Anwendung. Die für das Bild erforderlichen Farben werden in beliebig großer Anzahl auf eine Platte etwa drei Viertel Zoll dick aufgetragen und bilden eine zusammenhängende, käseartige Masse. Ist die Farbenordnung vollendet, so gewährt die Platte den Anblick eines Mosaikbildes. Die Platte wird auf das Bett der Maschine, einer gewöhnlichen, dem Prozeß indeß angepaßten Steindruckmaschine, gestellt, und die Abzüge werden mittelst eines durch Gasflämmchen im Innern erhitzten Zylinders erzeugt. Die Erfindung ist insofern von Bedeutung, als sie im Vergleich mit der alten Druckmethode eine Ersparniß von 75 Proz. an Zeit und Arbeitskosten gewährt; sie eignet sich besonders für bunte Plakate, die Kolorirung von Karten und Plänen und allerlei Illustrationen.

* **Lübeck,** 12. Sept. Im Alter von 89 Jahren ist heute hier der Staatsarchivar Wehrmann, ein um die Lübeckische Landeskunde hochverdienter Gelehrter, gestorben.

* **Breslau,** 12. Sept. Der bekannte Gynäkologe Universitätsprofessor M. Wiener ist gestern im Alter von 48 Jahren hier gestorben.

* **Posen,** 11. Sept. XXIV. Deutscher Juristentag. (Erster Bericht.) Etwa 500 Juristen aus allen Theilen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz sind bisher eingetroffen. Am Bahnhof erhebt sich eine prächtige Ehrenpforte, auf der die Worte prangen: „Willkommen XXIV. Deutscher Juristentag.“ Gegen 8¼ Uhr abends versammelten sich die Juristen mit ihren Damen im Festsaal des in der Wilhelmstraße belegenen Hotels „Mylius“. Der Vorsitzende des Ortsausschusses, Oberlandesgerichts-Präsident Dr. Gryczewski (Posen), wies in seiner Begrüßungsrede auf das entsetzliche und fluchwürdige Verbrechen hin, das jetzt die Welt erschüttert. „Mit innigster und wärmster Theilnahme,“ so lauteten seine Worte, „richten sich heute unser Aller Blicke nach dem uns eng verbündeten Reich. Getrübt ist die Freude des Willkommens, den ich Ihnen Allen entbiete, die Sie dem Ruf gefolgt sind, zum erstenmal auch hier im Osten des Deutschen Reichs mitzuarbeiten an den bedeutsamen Aufgaben, die der Deutsche Juristentag sich gestellt hat. Wir sind überrascht über Ihr zahlreiches Erscheinen. Gegen den Osten des deutschen Vaterlandes herrscht eine gewisse Abneigung. Allein die Anwesenheit so vieler bedeutsamer Juristen wird hoffentlich dazu beitragen, die falschen Vorstellungen immer mehr zu zerstören und das Band zwischen Osten und Westen, Süden und Norden noch inniger und fester zu gestalten. Es ist auch die Befürchtung ausgesprochen worden, daß die Stadt Posen zu wenig bieten könnte. Ich habe jedoch die Ueberzeugung, daß trotz der anregenden Verhandlungen, die die neue Gesetzgebung bieten wird, auch die Vergnügungen zu ihrem vollen Rechte kommen werden. Dafür werden schon die zahlreich erschienenen Damen sorgen.“ Der Redner schloß mit einem dreifachen Hoch auf die Gäste. — Geheimer Justizrath Professor Dr. Brunner (Berlin) dankte im Namen der ständigen Deputation dem Hrn. Oberlandesgerichts-Präsidenten für seinen Willkommgruß und bedauerte, daß in die Festesfreude sich plötzlich ein so herber Wermuthstropfen gemischt hat. Im Namen der ständigen Deputation versichert er die anwesenden Deutsch-Oesterreicher der tiefsten Theilnahme. Er entledige sich dieses Auftrags der ständigen Deputation um so lieber, da er selbst ein geborener Deutsch-Oesterreicher sei. Im weiteren Verlauf seiner Rede betonte er die kulturelle Bedeutung der Stadt Posen für den Osten des Deutschen Reichs und dankt dem Ortsausschuß, insbesondere dem allverehrten Präsidenten, für die glänzenden Vorbereitungen zum Feste. Das sich an diesen offiziellen Theil des Begrüßungsabends anschließende gemüthliche Beisammensein zog sich bis gegen Mitternacht hin.

* **Paris,** 11. Sept. In der Nähe von Paris starb am 10. September der Dichter Stéphane Mallarmé, der von einer großen Menge Literaten als Schulhaupt verehrt wurde. Er war 1842 in Paris geboren und unterrichtete bis 1893 in mehreren Pariser Lyceen im Englischen. In seinen ersten Gedichten gehörte er zu den korrektesten Vertretern der sogenannten parnassischen Schule, schlug dann aber 1876 mit seinem „Après-midi d'un Faune“ eine neue Richtung ein, die sich vor allem durch ihre Unverständlichkeit auszeichnete. Mallarmé stellte den Grundsatz auf, daß der Dichter keine bestimmten Gedanken ausdrücken, sondern seine Gefühle nur errathen lassen dürfe, und ein Gedicht sei um so schöner, je entfernter und indirekter die gesuchte Suggestion sei. Auch Mallarmé's Prosa war eine Folge von Räthseln, und seine Schüler stritten sich über die Auslegung eines jeden seiner Verse. Das große Publikum hielt nur einige davon fest, um sich über den Dichter lustig zu machen. In der Konversation dagegen und als Uebersetzer der Werke Edgar Poe's zeichnete er sich durch Klarheit und schöne Darstellung aus. Nach dem Tode Paul Verlaine's veranstaltete die „Plume“ eine Abstimmung junger Literaten über die Palme der Dichtkunst, und diese fiel Mallarmé zu. Es wird nunmehr nach seinem Tode eine neue Abstimmung stattfinden, und schon jetzt gelten als die bevorzugten Kandidaten Henri de Régnier und Jean Moréas, die früher zu Mallarmé's Kreis gehörten, aber seinem Einfluß schon lange entwachsen sind.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Mehemed Emin Efendi (Pseudonym): Die Zukunft der Türkei. 2. Aufl. Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt 1898. — Bresnitz von Sydacoff: König Milan und seine Mission in Serbien. Ebd. 1898. — Professor Dr. Kurt Lampert: Das Leben der Binnengewässer. Lieferung 9. Leipzig, Chr. Hermann Tauchnitz 1898. — H. v. Soden: Reisebriefe aus Palästina. Berlin, Julius Springer 1898. — C. Waldemar Werther: Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika. Berlin, Hermann Paetel 1898.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 14. September. Nummer 207.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Innsbruck.

Von Berthold Riehl.[1]

I.

Den Wanderer, der im Innthal nach Italien geht, begrüßt in Innsbruck zuerst die Hofburg. Ein stattlicher Bau, durch Major v. Walther 1766 bis 1770 ausgeführt, der, wenn er auch künstlerisch nicht sehr bedeutend, uns doch schon durch seine herrliche Lage immer wieder erfreut. Auf dem Platz vor der Hofburg liegt die Hofkirche, in der sich das Grabmal Kaiser Maximilians, das berühmteste Denkmal Innsbrucks, befindet, und nur wenige Schritte hinter der Hofburg kommen wir zu dem vielgenannten, reizenden, goldenen Dachel, dem Haus, in dem einst Kaiser Maximilian Hof hielt. In der Pfarrkirche St. Jakob aber ist Kranachs Mariahilf-Bild, das volksthümlichste Kunstwerk von Innsbruck, das in Tirol und Bayern an unzählige Bauernhäuser gemalt ist, eine Stiftung des Erzherzogs Ferdinand Karl. Blicken wir das Innthal hinauf, so sehen wir den steilen Abfall der Martinswand und vom Fuß der südlich gelegenen Berge sieht das Schloß Ambras herüber, das seine jetzige Gestalt vor allem dem Erzherzog Ferdinand verdankt.

Im Gegensatz zu Schwaz und Hall, wo vor allem die durch den Bergbau reichen Bürger die Kunst pflegten und dieselbe daher trotz mancher fremder Einflüsse echt tirolischen Charakter erhielt, zeigt sich Innsbruck sofort als Residenzstatt, dessen künstlerisches Leben sich deßhalb auch wesentlich anders gestaltete.

Die Kunst des kaiserlichen und herzoglichen Hofes konnte leicht über Kräfte der verschiedensten Gegenden Deutschlands, ja auch anderer Länder verfügen und mußte schon dadurch eine andere werden als jene der wohlhabenden Bürger. Sie greift über die lokale Art hinaus, die uns in Schwaz und Hall so festgeschlossen entgegentritt, die aber auch Innsbruck, trotz seiner höfischen Kunst, schon weil es sich auch einer tüchtigen Bürgerschaft erfreute, durchaus nicht verleugnet.

Deutlich zeigt den speziellen tiroler Charakter schon die Hofkirche, nicht minder die Bürgerhäuser des 16. Jahrhunderts und die Barock- und Rokokobauten, so daß schließlich die Stadt trotz der unbedingten Führung der höfischen Kunst mit ihren mannichfaltigen fremden Kräften doch ein echt tirolisches Gepräge erhielt.

Die alte Hauptstraße Innsbrucks, die „Herzog Friedrichstraße", in die das bewaldete Mittelgebirge und die mächtigen Felswände so majestätisch und doch auch so freundlich hereinblicken, hat die Richtung von Süd nach Nord. Sie weist dadurch auf die eigenartige Bedeutung der Lage Innsbrucks an der Mündung des Wippthales und damit der Brennerstraße in das Innthal, während andere Straßen der Richtung des Flusses folgen, der ehedem selbst ein so bedeutender Handelsweg war.

Noch deutlicher betonte die Hauptstraße Innsbrucks die Mündung der Brennerstraße, als sie im 18. Jahrhundert durch die stattliche Maria Theresiastraße verlängert wurde, deren dekorativ wirksamen Abschluß im Süden die Triumphpforte bildet, die 1765 beim Einzug der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahls Franz I. errichtet wurde.

Die Herzog Friedrichstraße, die auf das goldene Dachel zuführt, wird auf beiden Seiten von niedrigen, gewölbten Bogengängen begleitet. Mit ihrem hohen Stadtthurm und den zahlreichen alten Häusern gewährt sie ein echt deutsches Straßenbild, dem aus Italien Zurückkehrenden ein trauter Willkommgruß, dem Scheidenden noch eine Mahnung, die gemüthliche deutsche Stadt in den glänzenderen Städten Italiens nicht zu vergessen.

Trotz dieses deutschen Charakters aber stoßen wir in Innsbruck doch mehrfach auf italienische Einflüsse, die uns erinnern, daß wir auf der alten Straße nach Italien ein gutes Stück nach Süden vorgerückt sind. Vor allem thun dies die Bogenhallen und die eigenartige Anlage der Häuser,[1]) da sie sich aber auch anderwärts in Tirol vielfach und noch charakteristischer finden, so möchte ich hier nicht auf sie eingehen, sondern lieber ein gar eigenartiges Beispiel dieser Beziehungen zu Italien näher betrachten, nämlich das goldene Dachel.

Das Haus wurde 1425 durch Herzog Friedrich erbaut, der, um seinen Beinamen „der Herzog mit der leeren Tasche" zu widerlegen, für den Bau und die starke Vergoldung des Daches 30,000 Dukaten verwendet haben soll. Die Wandmalereien des Hauses und der feine plastische Schmuck der sechs herrlichen Wappen an der Balkonbrüstung des ersten und der sechs Reliefs, wie der Kaiser Maximilian und seine Gemahlin den Trägern zusehen, an jener des zweiten Stockes gehören aber erst der Zeit Maximilians an, wie schon die Jahreszahl 1500 und das Portrait des Kaisers beweisen.

Der rein gothische Stil des Ornaments und der Reliefs dieser phantasievollen und namentlich in den Thieren, die unter dem Ornament auf dem Gesims krabbeln, so phantastischen Dekoration sagt sofort, daß wir eine rein deutsche Arbeit haben, deren zierliche Ausführung an die Wappensteine Herzog Sigmunds in Hall und in der fürstlichen Burg zu Meran erinnert. Aber gleichwohl deuten die Wandmalerei am Aeußern des Hauses, der Balkon und die offene Loggia, wozu die vier Pfeiler, welche das goldene Dachel tragen, den oberen Balkon machen, bestimmt auf italienische Anregungen, die hier allerdings, wie stets in Tirol und ganz besonders in Nordtirol, den anderen Verhältnissen angepaßt, sehr selbständig verarbeitet werden.

[1]) Aus dem Buche des Verfassers: „Die Kunst an der Brennerstraße", das demnächst im Verlage von Breitkopf u. Härtel in Leipzig erscheinen wird.

[1]) Ueber die Renaissancehäuser Innsbrucks, besonders über den charakteristischen Hof des Schulhauses in der Ballgasse siehe W. Lübke: Geschichte der Renaissance in Deutschland II, S. 86.

Innsbruck ist keine alte Stadt; größere Bedeutung gewann es wohl erst, seit Erzherzog Friedrich 1420 den Hofhalt von Meran hieher verlegte, woran wieder das goldene Dachel erinnert, während uns in dessen Nähe die Portraitfigur des Riesen Nikolaus Haidl an einem Haus der Hofgasse von 1480 die für die Kunstgeschichte Tirols so wichtige, glänzende Regierungszeit des Erzherzogs Sigmund ins Gedächtniß ruft.

Aus dem 16. Jahrhundert dagegen haben sich in Innsbruck zahlreiche Kunstwerke erhalten, von denen uns beim ersten Gang durch die Stadt zunächst eine stattliche Reihe von Bürgerhäusern ins Auge fällt. Eines der bedeutendsten baute 1541 Hans Trautson Freiherr zu Matrei, Sprechenstein und Schroffenstein. Die Bogenhalle, wie die hübsche Hausthüre und die beiden Erker desselben halten noch am gothischen Stil fest, was sich an Innsbrucker Häusern wiederholt noch bis tief in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts findet, da die Renaissance, einzelne Ausnahmen wie die Vorhalle der Hofkirche abgerechnel, hier weder früher, noch rascher als in anderen Gegenden Deutschlands platzgreift. Nur die Wappen und das Ornament im untersten Stock der Erker zeigen am Trautson'schen Haus Renaissanreformen.

Nahe dem Trautson'schen steht das Katzung'sche Haus, gleichfalls aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, mit polygonem thurmartigen Erker und mit 14 sehr feinen Reliefs, die Turnierscenen darstellen. Ein hübsches Beispiel dieser Stilmischung ist auch ein 1532 datirtes Haus der Hofgasse, von dessen beiden Erkern der eine dreiseitig aus dem Achteck, der andere rechteckig angelegt ist, mit Renaissancewappen, spätem Maßwerk und Reliefs geziert, die St. Christoph und Georg darstellen. Von weiteren Beispielen möchte ich nur noch auf ein Haus mit Erker, an dem hübsches spätgothisches Maßwerk, und auf eines mit Renaissancewappen am Erker von 1541 in der Pfarrgasse hinweisen.

Aber nicht nur schöne Bürgerhäuser, sondern auch einen stattlichen Monumentalbau erhielt Innsbruck im 16. Jahrhundert, und zwar durch die Hofkirche, die, ein charakteristisches Denkmal deutscher Renaissaure, zugleich die spezielle Eigenart der kirchlichen Baukunst Tirols deutlich zum Ausdruck bringt. Innen über dem Portal lesen wir: „Maximilianus primus fundavit, Ferdinandus primus aedificavit, Leopoldus primus exornavit."

Die erste Angabe dieser Inschrift läßt sich höchstens insofern rechtfertigen, als die unter Ferdinand I. gebaute Hofkirche in erster Linie den Zweck hatte, einen würdigen Aufstellungsort für das Grabmal Maximilians I. zu bieten.

Der Bau begann nach längeren Vorbereitungen 1553.[1]) Als Architekt wurde Andrea Crivelli aus Trient berufen und der Bauführer Marco della Bolla aus Lavis, der die Kirche auch wölbte; aus Trient kamen ferner die Steinmetzen Hieronymus de' Longhi und Anton del Bon. An Bolla's Stelle trat längere Zeit Nikolaus Döring von Innsbruck. Als Berather werden zu dem Bau beigezogen die Augsburger Jörg Vetter und später Zwietzl, sowie Hans Wolf aus München, auch des Kaisers Baumeister Uschall scheint wesentlichen Einfluß auf den Bau gehabt zu haben. Am 24. Juni 1562 wird bereits Gottesdienst in der Kirche gehalten, die am 14. Februar 1563 geweiht wurde in Gegenwart Kaiser Ferdinands I., seines Sohnes Maximilian II. und seiner fünf Töchter.

Unter Leopold I., den die oben erwähnte Inschrift als dritten Hauptförderer der Kirche nennt, wurden die reichen und sehr geschmackvollen Stukkaturen ausgeführt und zwar wohl durch italienische Arbeiter.[1])

Bei einer Kirche der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die Italien so nahe liegt, wird man eine einfache Herübernahme italienischer Kunst erwarten, umsomehr, als hier ja der Architekt und eine Reihe der ausführenden Meister aus Trient berufen wurden.

Portal und Vorbau der Hofkirche scheinen dieser Vermuthung auch recht zu geben. Diese, durch Andrea Crivelli entworfen, durch Hieronymus de Longhi ausgeführt, zeigen den Stil italienischer Frührenaissance, wie wir ihn sonst an deutschen Kirchen nur höchst selten finden[2]) und durch den wir sofort erkennen, daß wir uns hier in einem Grenzgebiet befinden, in dem die italienische Kunst einzelne Vorstöße macht, wie sie in gleicher Weise zu dieser Zeit tiefer in Deutschland nicht vorkommen. Im Gegensatz zu dieser Vorhalle, an der wir sehen, daß wir uns dem Gebiet der Herrschaft italienischer Kunst nähern, sagt uns das Innere der Kirche, daß wir uns noch voll und ganz auf deutschem Boden befinden, denn für dasselbe ist vor allem jene Mischung von Gothik und Renaissance bezeichnend, die für die deutsche Kirchenbaukunst des 16. Jahrhunderts charakteristisch ist.

Gothisch ist an der Innsbrucker Hofkirche vor allem die Anlage als dreischiffige Hallenkirche, in der je fünf Rundpfeiler die Schiffe trennen. Die Stützen sind, wie wir dies als Charakteristikum der gothischen Hallenkirchen Tirols wiederholt beobachten, außerordentlich weit gestellt, so daß zur Sicherung der Gewölbe, wie in Hall, nach italienischer Weise Verankerungen angebracht sind. Der gothische Charakter der Hofkirche muß sich noch viel prägnanter gezeigt haben, als sie, vor jener Stukkirung unter Leopold I., noch die spätgothischen Netzgewölbe hatte, wie sie sich an der Unterwölbung der Orgelempore erhalten haben. Auch diese Orgelempore, welche sich im östlichsten Joch des Langhauses durch alle drei Schiffe zieht, scheint auf deutsche Vorbilder aus dem Mittelalter zurückzugehen, wenigstens ist eine ähnliche Anlage in der Klosterkirche zu Ebersberg in Bayern (1450—1452) nachgewiesen.[3])

Daß Vorhalle und Portal der Innsbrucker Hofkirche den Charakter italienischer Renaissaure tragen, ist leicht verständlich, da Architekt und Bauführer Italiener und der Bau in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an der Straße nach Italien ausgeführt wurde. Schwer zu erklären erscheint wohl zuerst das starke Nachwirken deutscher Kunst des Mittelalters im Innern der Kirche, das ja derselbe Künstler entwarf und leitete. Wie kommt es, fragen wir, daß sich hier der Architekt durch die starke Nachahmung gothischen Stils in gewissem Sinn selbst untreu wird? Denn während jene Vorhalle ebensogut in Trient stehen könnte, aber schon in Bayern, noch mehr in Mittel- und Norddeutschland damals undenkbar ist, und in der deutschen Kunst jener Zeit unleugbar überrascht und befremdet, so erscheint dagegen das Innere der Hofkirche als ein echt deutscher Bau, der die innigste Fühlung mit seinen Vorläufern in Nordtirol nicht verleugnen kann.

Am nächsten verwandt ist der Innsbrucker Hofkirche entschieden die Franziskanerkirche in Schwaz (1507—1515), die ein Nachzügler jener stattlichen Hallenkirchen des Mittel-

[1]) Eine sehr vollständige Baugeschichte der Innsbrucker Hofkirche in der Abhandlung Schachers über das Maximilians-Denkmal im XI. Band (1890) des Jahrbuches der Kunstsammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses.

[1]) Als italienische Arbeiten spricht sie auch G. Hager an in dem Aufsatz „Kunststudium in Tirol". Beilage zur Allg. Ztg. 1897, Nr. 78.

[2]) Eine seltene Ausnahme bildet die 1512 im Stil italienischer Frührenaissance ausgeführte Fuggerkapelle bei St. Anna in Augsburg, deren Wölbung aber wieder charakteristischerweise den spätgothischen Stil zeigt.

[3]) G. Hager in dem oben citirten Aufsatz und derselbe: „Aus der Kunstgeschichte des Klosters Ebersberg". In der Zeitschrift „Das Bayerland" 1893. Nr. 34—38.

alters in Tirol ist, wie sie uns besonders bedeutend in Hall und Schwaz, mehrfach auch in Südtirol begegnen.

Im Detail brachte natürlich das 16. Jahrhundert manche Veränderung, und immer mehr steigert sich das für jene Hallenkirchen vor allem charakteristische Streben einen weiten, großen, lichten Raum zu schaffen. Die Pfeiler werden deßhalb möglichst weit auseinandergestellt, was bei den schlanken Rundpfeilern und der geringen Breite der Seitenschiffe in der Hofkirche dazu führt, daß die mittelalterliche Trennung der Kirche in Schiffe sich nur mehr wenig Geltung verschafft, der weite Raum vielmehr ganz einheitlich wirkt und dadurch direkt zu den einschiffigen Kirchen der Renaissance überleitet, die in Innsbruck die Jesuitenkirche vertritt.

Das Nachwirken der Gothik in der kirchlichen Baukunst des 16. Jahrhunderts verfolgen wir gerade in dem Grenzlande Tirol als einen höchst charakteristischen Zug der deutschen Kunstentwicklung. Seinen Grund hat er in gewissen konservativen Zügen deutschen Wesens, vor allem aber auch in den bedeutenden, eigenartigen und zahlreichen Leistungen deutscher Baukunst in der zweiten Hälfte des Mittelalters.

In den italienischen Gebieten Tirols dagegen findet sich schon im Anfang des 16. Jahrhunderts, wie etwa in S. Maria Maggiore in Trient (1520—1523), eine konsequente Aufnahme der Renaissance. Der deutsche Kirchenbau gelangt zu einer solchen erst im späteren 16. Jahrhundert, so daß die Frührenaissance wenig Boden gewinnt, weßhalb Werke wie die Vorhalle der Innsbrucker Hofkirche höchst selten sind. Ja, selbst gegen den Schluß des 16. Jahrhunderts zeigen uns vereinzelte, der Zeit vorauseilende Bauten, wie die Michaelskirche in München (1582—1597), diese prinzipielle Aufnahme der Renaissance. Regel wird sie erst mit dem 17. Jahrhundert, wofür in Innsbruck die 1615—1626 gebaute Jesuitenkirche charakteristisch ist. Jetzt aber knüpfte man natürlich nicht mehr an die italienische Frührenaissance, sondern an spätere Stilphasen an.

Die ganze Vorstellung von kirchlicher Baukunst war eben damals in Deutschland wegen der großen Vergangenheit auf diesem Gebiete noch ganz durch die gothischen Denkmäler bestimmt. Diesen vermochte sich auch der Trienter Architekt nicht zu entziehen, der übrigens selbst an einer bedeutenden spätgothischen Kirche, nämlich an St. Paul in Eppan, thätig war. Vor allem aber bestimmten die gothischen Kirchen ganz die Auffassung des Bauherrn, des Kaisers und seiner Berather. Wir sehen das deutlich aus den interessanten Unterhandlungen zwischen dem Wiener Hof und der Bauhütte in Innsbruck, wo als Beispiel beständig die mittelalterlichen Kirchen Wiens angeführt werden und die hl. Kreuzkirche in Augsburg, eine hübsche dreischiffige Hallenkirche mit einschiffigem Chor, die namentlich auch durch ihre schlanken Marmorpfeiler stark an Tiroler Kirchen erinnert. [1])

Daß trotz der Thätigkeit italienischer Werkmeister und Architekten ein Bau wie die Hofkirche übrigens schließlich doch ein sehr ausgesprochen deutsches Gepräge erhielt, dafür war dann namentlich auch wichtig, daß bei der Ausstattung der Kirche deutsche Handwerker und Kunsthandwerker sehr selbständig thätig waren. So wurde für die Chorstühle der Hofkirche 1562 der Tischler Hans Waldner von Ravensburg berufen, der bis 1571 auch an der Ausstattung des Oratoriums arbeitete, wo ihm dann der treffliche Innsbrucker Kunstschreiner Konrad Gottlieb folgte, dem wir auch noch im Schloß Ambras begegnen werden.

[1]) An dem Westgiebel die Jahreszahl 1503; durch die Umgestaltung der Kirche 1744 ist von gothischen Details leider nur mehr die Wölbung unter der Empore, eine Thür an der Nordseite und ein hübsches Gewölbe in dem Raume, in den diese Thür führt, erhalten.

Zeigt die Hofkirche, daß die Kunst Innsbrucks bei einem Werk, an dem fremde Meister thätig waren und das direkt vom Kaiserhof ausging, doch in der Hauptsache streng den lokalen Charakter festhält, so sehen wir dagegen bei dem Grabmal des Kaisers, daß sogleich in den folgenden Perioden die höfische Kunst über diese lokalen Traditionen hinausgreift und den heimischen Schulen dadurch neues Leben zuführt, indem sie mit ihren größeren Mitteln Werke bei fremden Künstlern bestellt oder diese selbst beruft.

An dem Grabmal Maximilians haben gar viele Köpfe und Hände gearbeitet. Ein Zeitraum von mehr als 80 Jahren liegt zwischen dem Beginn und der Vollendung des Werkes. Die Kirche, in der es aufgestellt ist, wurde erst gebaut, allerdings offenbar mit Rücksicht auf das Grabmal, als das Werk schon zu einem großen Theil ausgeführt war.

Schon deßhalb kann es nicht überraschen, daß das Monument kein Kunstwerk von einheitlicher Wirkung ist, was durch die Eigenart des Planes, der ihm zugrunde liegt, noch wesentlich gesteigert werden mußte. Dieser ging offenbar aus der Initiative des Kaisers selbst hervor, der ihn bezeichnenderweise mit dem gelehrten Konrad Peutinger feststellte. Es ist daher auch für Maximilian höchst charakteristisch und steht im innigsten Zusammenhang mit dessen literarischen Schöpfungen, sowie mit den durch ihn veranlaßten Holzschnittfolgen der Triumphpforte, des Triumphzuges und den österreichischen Heiligen. Mit ihnen theilt er auch die durch allerlei Gelehrsamkeit aufgeputzte Phantasterei und den gänzlichen Mangel einer einheitlichen künstlerischen Idee.

Der Plan gliedert sich in zwei Haupttheile, den vorbereitenden, der das Grabmal umgibt, und den Kern des Ganzen, den großartigen Sarkophag. [1])

Der erste Theil zerfällt wieder in drei Hauptgruppen. Die bedeutendste derselben bilden die 28 gegen 8 Fuß hohen ehernen Standbilder, deren Zahl ursprünglich auf 40 festgestellt war, die heute zwischen den Rundpfeilern, welche die Schiffe trennen, zur Rechten und Linken des Grabmals als herrliche Ehrenwache stehen. Es sind Ahnen und Verwandte des Kaisers, also der Stammbaum desselben, der uns von dem Ruhm des Hauses erzählt, um den des Kaisers durch diese glänzende Umgebung zu heben.

Daß sich unter diesen Vorfahren Maximilians auch der Ostgothenkönig Theodorich und Arthur von England befinden, hat, wenn man einen Blick auf derartige Stammbäume des Mittelalters wirft, durchaus nichts befremdendes,[2]) sondern es liegt darin nur ein echt mittelalterlicher Zug in dem sonst so ganz der Renaissance angehörenden Denkmal, ein Widerspiel, das gerade für Maximilian sehr charakteristisch ist.

Von dem Glanz des kaiserlichen Hauses sollen dann weiter erzählen die 23 halblebensgroßen Erzbilder von Heiligen, deren Zahl ursprünglich hundert betragen sollte, aus verschiedenen hohen mit Habsburg befreundeten Familien. Diese, die jetzt in der Silberkammer verwahrt werden, standen früher auf der Orgelempore und wurden durch Stephan Godl gegossen, dem Meister des Ulrich Fugger-

[1]) Um die Erforschung der Geschichte dieses Grabmals erwarben sich bekanntlich W. Lübke und R. v. Schönherr besondere Verdienste, Ersterer bringt sein letztes Resumee in seiner Geschichte der Plastik, 3. Auflage, II. Band, S. 769 u. ff., Letzterer hat die Forschung über das Denkmal zu einem gewissen Abschluß gebracht durch seine höchst werthvolle Abhandlung über dasselbe im XI. Band (1890) des Jahrbuches der Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses.

[2]) Eines der interessantesten Beispiele dieser Art, den Stammbaum der Luxemburger auf Schloß Karlstein, der uns in den für Maximilian II. zwischen 1569 und 1575 gefertigten Miniaturen der Wiener Bibliothek Nr. 8330 erhalten ist, hat soeben Prof. Dr. Joseph Neuwirth in Prag veröffentlicht.

Epitaphs in Schwaz, der 1508 aus Nürnberg nach Innsbruck berufen wurde, dort eine selbständige Gießerei hatte und eine Schule der Erzgießerei in Tirol begründen sollte.

Eine ähnliche Folge bildeten auch jene 32 Brustbilder, die in Augsburg zu Beginn der Denkmalarbeiten gegossen wurden, von denen aber jede Spur verloren ging.

Diesem vorbereitenden Theil steht als Höhepunkt und Abschluß des ganzen Werkes der Sarkophag gegenüber, dessen bildlicher Schmuck ausschließlich der Verehrung der Person des Kaisers gewidmet ist. An diesem Sarkophag erzählen 24 Marmorreliefs, die nach dem ersten Plan in Erz ausgeführt werden sollten, bedeutende Ereignisse aus dem Leben, vor allem aber die Heldenthaten des Kaisers, der betend auf dem Sarkophag kniet, auf dessen Ecken die vier Kardinaltugenden sitzen. Zum Schutz dieses Denkmals wurde nach den Zeichnungen des Innsbrucker Malers Paul Trabel 1568 durch den Prager Schlosser Jörg Schmidhammer das prächtige eiserne Gitter um dasselbe gestellt.

Die Ausführung dieses großartigen Denkmals, an dem deutsche Meister aus Tirol, München, Augsburg, Nürnberg und Köln, aber auch ein Italiener und vor allem ein Niederländer Antheil hatten, zerfällt in zwei Hauptperioden: in der ersten (1502—1550) entstanden die Statuen und Statuetten, in der zweiten (1560—1584) der Sarkophag.

Im Beginn des 16. Jahrhunderts betrieb der Kaiser die Sache mit regstem Interesse, aber gleichwohl ging sie nur langsam vorwärts, wie es scheint, hauptsächlich durch die Schuld des leitenden Künstlers, des Malers Gilg Sesselschreiber aus München. Dieser zeichnete die Entwürfe und stand an der Spitze des großen Unternehmens von 1502—1518, seit 1508 war er in Innsbruck ansässig.

Bei dem Tode Maximilians war nur ein kleiner Theil des Denkmals fertig, nämlich elf der großen Statuen, die unter Meister Gilgs Leitung entstanden; da von diesen drei nicht aufgestellt, sondern später wieder eingeschmolzen wurden, so sind heute von ihnen nur noch acht vorhanden: 1. Ferdinand, der dann Theodobert genannt wurde; 2. Maria von Burgund; 3. Philipp; 4. Ernst von Oesterreich; 5. Kunigunde; 6. Cimburgis; 7. König Rudolf und 8. Eleonora; für zwei weitere hinterließ er noch die Modelle und für zwei nur die Zeichnungen.

Gilg gebührt also immerhin ein sehr erheblicher Antheil an dem Maximilians-Denkmal, zumal er ja nicht nur durch seine Zeichnungen, von denen sich 30 höchst interessante Blätter erhalten haben, die Ideen zu jenen Statuen gab,[1]) sondern auch die Ausführung durch die Modelleure und den Gießer leitete. Einige dieser Figuren gehören entschieden zu den besten der ganzen Folge, und die mannichfaltigen Vorzüge derselben in den feinen Details, dem Gewand und den scharf ausgeprägten Charakteren sind doch entschieden Gilgs Verdienst.

Sehr charakteristisch und offenbar auf den Einfluß des Kaisers und seiner gelehrten Rathgeber zurückzuführen ist das Streben nach historischer Treue in den Portraits, theilweise auch in den Kostümen, was diese Arbeiten so bestimmt von verwandten Werken mittelalterlicher Kunst unterscheidet.

An Gilgs Stelle trat 1518 Stephan Godl, von dem bei Maximilians Tod die charaktervolle Statue Rudolfs von Habsburg, die des Herzog Leopold, sowie 19 Statuetten fertig waren.

Um das Werk möglichst rasch zu fördern, hatte man inzwischen aber auch anderwärts arbeiten lassen. Augsburg hatte die 32 oben erwähnten Brustbilder geliefert, das beste aber Nürnberg durch Peter Vischers prächtige Statuen des Arthur und Theodorich von 1513; dagegen scheint der Versuch, den Meister Hans Wurm Seidenstider in Landshut zum Denkmal beizuziehen, resultatlos verlaufen zu sein.

Nach Maximilians Tode ging die Arbeit nur langsam vorwärts und kam dann ganz ins Stocken, bis sie Erzherzog Ferdinand als Gubernator von Tirol 1522 neu belebte. Nun wurde die Reihe der Statuen bis auf eine vollendet, und zwar durch die Tiroler Jörg Kölderer als Zeichner und Leonhard Magt als Modelleur, sowie durch Stephan Godl als Gießer. Zur letzten Statue, die erst nach mehrjähriger Unterbrechung der Arbeit folgte, nämlich zum Chlodwig, lieferte 1548 der Augsburger Maler Christoph Amberger den Entwurf, das Modell führte der Brixener Veit Arnberger aus, den Guß Löffler bis 1550.

Wegen der Ausführung des Sarkophags wurde am 28. April 1561 der Vertrag mit den Kölner Meistern Bernhard und Arnold Abel geschlossen, welche zunächst die Marmorreliefs, und zwar nach den Zeichnungen ihres Bruders Florian Abel in Prag anfertigen sollten, während die gerade hier sehr wichtige Thätigkeit des gelehrten Rathgebers dem Kanzler Dr. Seld übertragen wurde. Die Brüder Abel, von denen Bernhard im Dezember 1563, Arnold 1564 starb, lieferten jedoch nur drei Reliefs, ja vollkommen fertig wurde sogar nur eines von diesen. 1562 ließen die Abel als ihren Gehülfen Alexander Colin aus Mecheln kommen.

Nach den Zeichnungen des Florian Abel, mit Ausnahme von zwei Scenen, die dieser wegen seines Todes im Mai 1565 nicht mehr entwerfen konnte, führte Colin bis zum März 1566 sämmtliche Reliefs aus. Dann modellirte er die Gestalten der Kardinaltugenden und des Kaisers, von denen die ersteren Hans Lendenstrauch aus München 1564—1570 goß, die letztere 1582—1584 der Italiener Lodovico Scalza del Duca.

Alexander Colin hatte, schon ehe er nach Innsbruck kam, Bedeutendes geleistet, von ihm stammt ja die plastische Dekoration am Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses, die ihm 1558 übertragen worden war.[1]) Nach dem Maximilians-Denkmal schuf er aber noch das Grabmonument für Ferdinand I. und Maximilian II. im Dom zu Prag im Auftrag Rudolfs II., das er 1589 vollendete.

Daneben entstanden während seines langen Aufenthalts in Innsbruck, der bis zu seinem Tode im Jahre 1612 währte,[2]) noch eine Reihe kleinerer Arbeiten, von denen besonders das Dreyburg'sche Grabmal (1578) in Schwaz zu nennen ist. Ein anderes, das des älteren Gregor Löffler (1566), gelangte aus der Pfarrkirche zu Hötting in das Ferdinandeum. Andere von Colin, bezw. von seiner Werkstatt, ausgeführte Epitaphien, die interessantes Zeugniß geben, wie die Kunst des Hofes in weitem Umkreis fördernd auf die des Landes wirkt, hat kürzlich Hans Semper nachgewiesen. So an der Pfarrkirche zu Sterzing, wo sich Colin vielfach wegen der Marmorlieferungen aufhielt, das Kreuzigungsrelief auf dem Grabstein der Frau Maria Salome Geizkofler von 1592, zwar nur eine schwache Werkstattarbeit, in diesem Zusammenhang aber immerhin beachtenswerth. Von 1602 ebendort das Relief der Auferstehung auf dem Grabstein des Gregor Löffler; auch das Marmorepitaph der Susanne Katzpachu von 1599 in der Franziskanerkirche in Schwaz ging nach Semper aus Colins Werkstatt hervor.

Als Colin am Maximilians-Grabmal arbeitete, herrschte auch drüben auf Schloß Ambras reges künstlerisches Treiben, das manchen fremden, aber auch manchen Innsbrucker Meister beschäftigte. 1563 hatte Erzherzog Ferdinand, der Statthalter von Tirol, das Schloß von seinem Vater, Kaiser

[1]) Wiener Hofbibliothek, Nr. 8329, einzelne Proben bei Schönherr a. a. O.

[1]) Lübke, Geschichte der Renaissance in Deutschland. I. S. 324.

[2]) Hans Semper, Neues über Alexander Colin. Ferdinandeums-Zeitschrift. III. Folge. 40. Heft.

Ferdinand I., erhalten. Im folgenden Jahre überließ er es seiner Gattin Philippine Welser, nach deren Tod (13. April 1580) baute er es vollständig um und stellte hier seine, bisher in der Innsbrucker Hofburg untergebrachte, prachtvolle Sammlung auf, die später größtentheils nach Wien übergeführt wurde.[1])

Die Künstler, welche damals in Ambras arbeiteten, scheinen ein buntes Gemisch von Deutschen und Italienern gewesen zu sein, wie das ja zu dieser Zeit und im folgenden Jahrhundert hier und in Bayern, besonders bei Werken höfischer Kunst, häufig der Fall war. So treffen wir unter den Baumeistern zwei Deutsche: Uschall und Echtsch von der Sile und einen Italiener Giovanni Lucchesi. In der Malerei scheinen, wie leicht begreiflich, die Italiener das Uebergewicht zu haben. Giovanni Battista Fontara aus Ala, nach Anderen aus Verona gebürtig, malte 1583 bis 1584 den Plafond des Speisesaals im Hochschloß mit Sternbildern und den Elementen, der jetzt im ersten Waffensaal angebracht ist.

Der sogenannte spanische Saal, kunsthistorisch der interessanteste Raum des Schlosses, wurde im März 1570 begonnen, im folgenden Jahre vollendet. Für den Boden wurde verschiedenfarbiger Tiroler Marmor aus der Umgegend verwendet, das Edelholz für die Thüren bestellte man in Augsburg, die gewöhnlicheren Sorten in Partenkirchen. Den leitenden Architekten, dem trotz aller Selbständigkeit der Kunsthandwerker jedenfalls doch ein gutes Theil an dem Gelingen des schönen Werkes zu danken ist, kennen wir leider nicht.

Die Kunsthandwerker selbst suchte man früher gerade bei solchen Werken gern in weiter Ferne. Man glaubte, und glaubt vielfach heute noch, das Kunstwerk besonders zu ehren, wenn man es als italienische Arbeit bezeichnet, in der That aber waren es so oft die tüchtigen Handwerker der nächsten Stadt, hier also Innsbrucks, wie wir in Velthurns überwiegend Brixener, in Dachau Münchener Arbeiter finden.

Den schönsten Schmuck des Saales, die Decke,[2]) die an die etwa gleichzeitige, in ihren Profilen jedoch noch energischere Decke aus Schloß Dachau im Münchener National-Museum erinnert, fertigte, wie auch die prächtigen Intarsiathüren, der Hoftischler des Erzherzogs, Meister Konrad Gottlieb in Innsbruck. Die Vergoldungen der Deckenfelder besorgte der Innsbrucker Maler Konrad Leitgeb, die Schlosserarbeiten Ludwig Sailer aus Innsbruck, der Stuccator war Anton Brack, also auch ein Deutscher, die plastischen Arbeiten an den Geweihen dagegen machte André de Cliever, der aus Brüssel berufen ward.

Für die Malerei, deren Charakter im wesentlichen zu den Arbeiten der Zeit in Bayern etwa auf der Trausnitz bei Landshut oder im Schloß zu Dachau[3]) stimmt, bediente man sich wieder fremder Kräfte. Das Ornamentale mit den hübschen Grotesken malte der Niederländer Dionys van Hallart, während die Reihe der Fürstenportraits in ganzer Figur von Albrecht I. bis zum Erbauer des Saales der Hofmaler des Erzherzogs, Pietro Rosa von Brescia, ausführte.

Daß man sich in Ambras in einem deutschen Schloß befindet, wird man dort keinen Augenblick vergessen. Der Gesammteindruck der Kunst ist hier so echt deutsch wie bei zahlreichen anderen Schlössern Deutschlands, in denen auch Italiener oder Niederländer gearbeitet haben. Sie ordneten sich eben deutscher Art unter und mußten dies thun wegen der andersartigen Verhältnisse und der Eigenart deutscher Kunst, die trotz aller italienischen Einflüsse doch auch gerade damals sich sehr bestimmt ausspricht. Wenn wir aber in Ambras durch Rosa's Portraits und des italienisirenden Hallarts Grotesken allerdings mehr als bei anderen verwandten Werken an die vielfältigen Anregungen, die deutsche Kunst Italien dankte, erinnert werden, so kann uns das nicht wundern, da für diese Anregungen die Brennerstraße so wichtig war, die hier in das Innthal einlenkt.

[1]) Dr. A. Ilg und W. Boeheim: Das k. und k. Schloß Ambras in Tirol. Wien 1882.

[2]) Eine sehr hübsche Holzdecke, 1566—1570 gefertigt, findet sich auch im Saal 6 des zweiten Stocks im Hochschloß.

[3]) Kunstdenkmale Bayerns S. 285 und Tafel 36.

Die religiösen Probleme der modernen englischen Romanliteratur.[1])

Die englische Belletristik zeigt gegenwärtig eine Vorliebe für religiöse Probleme. „The Christian" von Hall Caine, in Nr. 168 unsrer Beilage charakterisirt, bestrebt sich, den Verzweiflungskampf eines im Geiste des ersten Christenthums wirkenden Jüngers Christi mit der sündigen Welt des neunzehnten Jahrhunderts zu zeichnen. „Evelyn Innes" von George Moore soll uns das Lebensbild einer reuigen Magdalena vor die Seele stellen und „Helbeck of Bannisdale" von Mrs. Humphry Ward wirft ein helles Licht auf den starken Gegensatz, auf die unüberbrückbare Kluft zwischen dem römischen Katholizismus des Mittelalters und dem Agnostizismus — wohlverstanden nicht Protestantismus — unsrer Zeit. So einen sich drei namhafte, moderne Romanschriftsteller in dem Nachweisversuch, daß die bedeutsamen Typen der christlichen Vergangenheit noch nicht erloschen sind, sondern unter uns fortleben.

In diesem Punkt herrscht eine auffallende Uebereinstimmung zwischen jenen Verfassern. Sie entfalten alle drei in der staunenswerthen Technik ihrer Scenenschilderung eine dramatische Kraft, eine Ueberredungskunst, die den Wunsch nach einer gereiften Kritikfähigkeit ihrer Leser berechtigt erscheinen läßt. Im übrigen aber sind sie grundverschieden. Sie haben nichts, gar nichts gemeinsames in ihrer Lebensanschauung, ihrem religiösen Standpunkt, ihrem Stil und in den Zwecken und Zielen ihrer schriftstellerischen Thätigkeit.

Auf Hall Caine's „The Christian" gehen wir nicht zum zweitenmal ein. George Moore's „Evelyn Innes" ist ein hübsches, junges, musikalisch sehr talentvolles Mädchen, das sich ohne ausgesprochene Gegenliebe von dem reichen Mann, der sie liebt, zu einer berühmten Opernsängerin ausbilden läßt. Jahrelang an der Seite dieses Gönners in Sünde und Schmach lebend und seinen im Laufe der Zeit auftauchenden, dringenden Wunsch nach gesetzlicher Ehe mißachtend, schenkt sie plötzlich ziemlich unmotivirt ihr unbefriedigtes Herz einem zweiten Anbeter. Dann läßt sie Beide im Stich, um nach erhaltener Absolution — sie ist von Geburt römisch-katholisch — Ruhe vor der Welt und friedliches Glücksgefühl in einem Kloster zu finden. Nicht die verzehrende Reue über ihr sündiges Leben, nicht die Angst des Gewissens, sondern die Sehnsucht nach stillem Glück, treibt sie an, die Bühne zu verlassen und sich von dem alternden, kränklich werdenden Mann zu wenden, von dem sie, solange sie hoffte an seiner Seite Befriedigung zu finden, Gabe um Gabe annahm. — George Moore's oberflächliche Heldin ist nicht imstande, wahre Liebe zu empfinden. Selbst das Gefühl, das sie zur Ausbildung ihrer prachtvollen Stimme und ihres dramatischen Talents treibt, dessen Entwicklungsgang der Verfasser mit feinem musikalischen Verständniß in meisterhaft klaren Zügen entrollt, ist nicht Liebe zur Kunst, sondern nur eine impulsive Freude, ein fröhliches

[1]) Die in diesem Artikel besprochenen Romane sind sämmtlich in dem Verlag von Bernhard Tauchnitz, Leipzig, erschienen.

Jubiliren über ihre seltene Begabung und die Fülle der Lorbeeren, die diese ihr zu Füßen wirft.

Darin liegt der himmelweite Abstand zwischen ihr und der wirklichen Magdalena, der Magdalena des Evangeliums. In dieser pocht und hämmert der Pulsschlag einer Liebeskraft, die mit elementarer Gewalt jede Fiber ihres Seins durchdringt, diese Liebe facht, als Magdalena zur Erkenntniß ihrer Sünde kommt, das Feuer ihrer Reue zu einer hell-lodernden Flamme an und befähigt sie, den Schatz ihres geläuterten Innenlebens mit unverminderter Gluth im Christenthum zu verwerthen.

Fürwahr ein Bild, dessen Uebertragung in den Stil unsrer Zeit einem modernen Künstler wohl als eine fesselnde Arbeit erscheinen mag! Und ein Künstler ist George Moore. Aber leider versagt ihm sein Können in diesem Werke gerade in dem entscheidenden Punkte: in dem Nachweis, daß unter der Weltlust der Magdalena-Natur echtes Gold verborgen ist.

Seine energische Behauptung, daß eine Bühnenlaufbahn mit Reinheit des Lebens nicht etwa schwer verträglich, sondern ganz und gar unvereinbar sei, beantworten wir mit einer Hindeutung auf das neue, in hohem Grade lesenswerthe letzte Buch des bekannten Schriftstellers und Schauspielers **Leonard Merrick**. Der Roman **„An Actor Manager“** gibt uns mit überzeugender Schilderung die beruhigende Versicherung, daß der allerdings sehr schlüpfrige Weg über die Bretter, welche die Welt bedeuten, nur für charakterlose, seichte Naturen einen moralischen Abstieg in sich zu schließen pflegt.

Helbeck of Bannisdale von **Mrs. Humphry Ward** trägt in seinen Stärken und Schwächen den Stempel seiner Verfasserin. Anziehend durch den hohen Adel der Gesinnung und der sauberen Ausführung des Themas wirken ihre Seelengemälde und so auch dieses gedankenanregend, doch haben sie auch etwas niederdrückendes durch den Mangel an frischen, freundlichen Farben. Wohl hat Mrs. Ward ein vollgerüttelt Maß „jener Menschenliebe, die Menschenkenntniß ist“, und aus diesem Grunde heben sich ihre Romane weit über das Niveau der Mittelmäßigkeit hinaus. Allein ihr fehlt der Humor, der in den ersten Werken ihrer großen Vorgängerin, George Eliott, in so entzückender Weise hervorsprudelt.

Die Charaktere sind lebenswahr und mit großer Objektivität durchgeführt. Helbeck v. Bannisdale ist ein englischer Katholik im Sinn seiner Vorfahren, die in den unruhigen Zeiten der Königin Elisabeth für ihren Glauben gestorben sind. Helbeck hat das Verlangen gehabt, Jesuit zu werden, aber infolge schwerwiegender Familienrücksichten drängte er den Trieb seines Herzens zurück und begnügte sich damit, als Privatperson eifrig für die Sache des Katholizismus zu wirken. Sein Leben ist asketisch. All sein Sinnen und Denken richtet sich darauf, in der ganzen Gegend, die sein Gut umgibt, den Geist strengsten katholischen Mittelalters aufrecht zu erhalten. Er ist ein schöner Mann mit edlem, durchgeistigtem Antlitz. In seiner unbarmherzigen, aus vollster Aufrichtigkeit entspringenden Selbstzucht ist sein Hauptziel: völlige Hingabe an Gebote der Kirche und gänzliche Vernichtung der eigenen Individualität.

Die Heldin Laura dagegen, die Stieftochter seiner Schwester, ist die Tochter eines Agnostikers. Durch und durch ein Kind der modernen Zeit, hat sie kein Verständniß für das Bestreben der Unterdrückung der Individualität. Im Gegentheil, es verlangt sie danach, diese möglich stark auszubilden, möglichst zu betonen. Ihre Natur ist tief, fern von aller Oberflächlichkeit. Aber ihre Erziehung ist eine erbärmliche Mädchenerziehung. Ein älterer Freund sagt von ihr: „Sie ist ein Kind des Wissens, ein Kind der Freiheit, ein Kind der Revolution, aber ihr Vater hat ihr nicht ein Körnchen der für ihre Stellung im Leben nothwendigen Schulung mit auf den Weg gegeben. Man impft jetzt den Frauen Ideen ein, die sie verfechten sollen und gibt sich nicht die Mühe, ihnen klar zu machen, was diese Ideen bedeuten.“

Laura verliebt sich in Helbeck und Helbeck in Laura, und Beide verloben sich miteinander in der heißen Sehnsucht nach einer idealen Ehe; einer völligen Einheit des Geistes und Herzens, einer innigen Verschmelzung aller Lebensinteressen. Die Unmöglichkeit der Erreichung dieses wünschenswerthen Ziels ist von vornherein gegeben, das tragische Ende unvermeidlich. Aber dennoch ist der Seelenkampf der Liebenden in hohem Grade spannend. Helbeck steht trotz seiner Liebestreue in sich fertig und festgewurzelt auf einem unverrückbaren religiösen Standpunkt, Laura erkennt sehr bald, daß sie, um glücklich zu machen und glücklich zu werden, ihre Eigenart bis auf das letzte Titelchen zu ersticken hat. Ihn auch nur um eines Schrittes Breite zu ihrer unklaren, ungeschulten Lebensanschauung hinüber zu ziehen, dazu fehlt ihr Kraft und Vorbildung. Mit weiblichem Hingebungsbedürfniß beschließt sie, ihr Ich zu opfern und die Religion ihres künftigen Gatten anzunehmen. Aber sie ist in all ihrem Sinnen und Denken viel zu modern, um einfach mit der Ruth des alten Testaments sagen zu können: „Dein Gott soll auch mein Gott sein,“ und so bricht sie zusammen unter der Erkenntniß der Unausführbarkeit ihres Entschlusses. C. P.

Mittheilungen und Nachrichten.

„**Die Entwicklung des französischen Kolonialreiches**“ von Dr. G. K. Anton. Mit einer Karte. Dresden, Zahn u. Jaensch. — Der Verfasser, der sich durch seine kolonialpolitische Studie „Französische Agrarpolitik in Algerien“ bereits vortheilhaft bekannt machte, entwirft in der vorliegenden Schrift ein Bild der kolonialen Bestrebungen Frankreichs, wie sie sich von den ersten Ansätzen, der Besitznahme Jean Cartiers von den Ufern des Lorenzstroms im Namen Franz' I. im Jahre 1534, bis auf unsre Tage entfalteten. Während die Kolonialgeschichte Englands von zahlreichen deutschen Staatslehrern und Nationalökonomen in den Kreis der Betrachtungen gezogen wurde, haben sich noch wenige Schriftsteller mit den französischen Kolonialideen und ihren Etappen, dem Aufschwung, dem Niedergang und der Wiedergeburt derselben, beschäftigt.... Dr. Anton thut recht daran, mit seinen Beobachtungen in dies noch ziemlich unbearbeitete Feld einzurücken. Ein gründliches Eingehen in die sozialen und agrikulturellen Verhältnisse, die Verkehrs- und Handelselemente, die Administrationspolitik in den einzelnen Kolonien wird dazu führen, manche in Deutschland noch vorhandene Unkenntniß zu heben, sowie das allgemein geltende Vorurtheil zu verwischen, daß Frankreich eine direkte Unfähigkeit im Kolonisiren bethätigt habe und stets bethätigen werde. Wenn auch das Verwaltungssystem der kolonialen Dependenzen oft die phantastischsten Sprünge zeitigte, die Handelspolitik im schärfsten Protektionismus der einheimischen Industrie gipfelte, so steht neben diesen Mängeln doch eine Reihe sympathischer Züge, so das Zielbewußtsein in der Machterweiterung und die in einzelnen Ländern (besonders Algerien und Tunesien) thatsächlich erfüllte Kulturmission.... Zwei Perioden hat das französische Kolonialreich durchgemacht, die erste von den schwachen Bestrebungen Heinrichs IV. an durch Richelieu's und Colberts Einfluß ein Zeitalter höchster Blüthe unter Ludwig XIV. bis zur stückweisen Abbröcklung (Verzicht auf Neufundland und auf den vordersten Theil Canoda's 1713 im Frieden von Utrecht, Abtretung von ganz Canada, Louisiana und der Mehrzahl der Antillen 1763 beim Pariser Friedensschluß) und endgültigen Dezimirung durch den Wiener Kongreß und den zweiten Pariser Frieden.... Die zweite Epoche, die der Wiederaufrichtung, beginnt mit der Besetzung Algiers, setzt sich fort mit der Occupirung der Mündung des Gabunflusses, von Tahiti und der Marquesasinseln im Stillen Ozean, ferner mit der Annexion von Annam, Cochinchina, Cambodscha,

der Ausdehnung der Senegalkolonie nach dem Innern zu. Dieselbe befestigt sich unter Jules Ferry. Alle Ereignisse auf kolonialpolitischem Gebiet, welche nach den Kriegsjahren von 1870/71 fallen, sind Erfolge: das Protektorat Tunesiens, die Schöpfung eines hinterindischen Reiches mit den Verträgen von Hue und Tientsin (1884 und 1885), die Erwerbung von Dahomey, die endgültige Eroberung Madagascars, die Bildung eines gewaltigen Congolandes und eines französischen Zentralafrika's durch Vordringen vom Senegal und von Algerien aus. Wie Dr. Anton feststellt, erreicht die heutige koloniale Ausdehnung Frankreichs bald den Besitz, den es auf der Höhe seines kolonialen Ruhmes hatte. Es dürfte auf 3¾ Millionen Quadratkilometer, d. i. das Siebenfache der Fläche des Mutterlandes, zu schätzen sein, während die überseeischen Besitzungen Frankreichs unter Ludwig XIV. 10 Millionen Quadratkilometer, d. i. das Neunzehnfache des heutigen kontinentalen Frankreichs, betrugen. Nach französischen Statistikern, welche die Interessensphäre der zentralafrikanischen Sahara gleichfalls berechnen, würde das heutige französische Kolonialreich jenes, wie es bei Colberts Tode bestand, sogar um etwas übertreffen.... Auf der Hand liegt, wie der Autor in klaren Linien kennzeichnet, daß in Nordostafrika wie in Ostasien — die jüngsten Ereignisse, das Einrücken in Sokoto, die Spekulation auf Hainan, geben den seinerzeit gestellten Vermuthungen volles Recht — sich der französische Kolonialbesitz noch beträchtlich mehren wird.... In Nordafrika speziell ist ein territorialer Zuwachs sicher zu erwarten. Wie die Ausführungen Hanotaux' in einem schon im Mai 1896 in der „Revue de Paris“ veröffentlichten Aufsatz „Le Partage de l'Afrique“ besagten, ist die Verbindung aller französischen Küstenpunkte in Nord-, West- und Ostafrika mit den Gebieten des Inneren absolutes Regierungsprogramm. Eine jüngst im „Bulletin de l'Afrique française“ publizirte Karte der französischen Besitzungen Afrika's zeichnet bereits die Länder zur Rechten des Nils als Dependenzen Frankreichs ein. Die Pachtung dieser Landstrecken aus den Händen des Negus, welcher im Namen Abessiniens Anspruch auf dieselben erhebt, wird also bereits als fait accompli angenommen. Die Muthmaßungen, denen der Autor S. 35 f. Raum gibt, daß innerhalb kürzester Zeit Frankreich auch in Tripolitanien sich festsetzen würde, sind ein wenig gewagt. Der Unterzeichnete, der dieses Land auf Grund ziemlich zweijähriger Studien kennt, möchte dem widersprechen. Einerseits hemmen die physikalischen Verhältnisse des Landes die schnelle Ausführung einer solchen Absicht, andrerseits ist Tripolitanien in seiner Verwaltungsorganisation so sehr türkische Provinz, daß eine Annektirung derselben als direkter Angriff auf den Bestand des ottomanischen Reiches von allen Mächten gedeutet würde. Was allenfalls im Laufe der Jahre unter stetiger, aber stillschweigender Thätigkeit möglich wäre, das ist das allmähliche Abreißen des Hinterlandes durch Besetzung der Karawanentreffpunkte von Ghadames und Ghat. Den Karawanenhandel mit dem Sudan von tripolitanischem Gebiet nach Tunesien, speziell nach Gabes durch Bahnung und Sicherstellung dieser Straße zu lenken, wird bereits seit einem Jahrzehnt von ihnen erstrebt. — Der Werth der Anton'schen Arbeit wird dadurch erhöht, daß sich die Darstellung der Entwicklung des französischen Kolonialreichs nicht in abstrakten Zügen und in isolirten Betrachtungen gibt, sondern stets im Zusammenhang mit dem Gang der Ereignisse im Mutterlande und mit der Geschichte Europa's. Die vielfach eingefügten Beobachtungen über das Wesen und die Bedingungen kolonialer Arbeit, über das Verhältniß zwischen zielbewußter Kolonialpolitik und einseitiger Eroberungstaktik, über die Grundelemente überseeischer Handelsunternehmungen u. s. w. heben die Schrift weit über das Niveau üblicher trockener historischer Darstellungen. Perspektiven verwaltungsrechtlicher, sowie rassenpsychologischer Natur (über Administrationslage in den einzelnen Kolonien, Volksstimmung der Beherrschten gegenüber den Occupatoren), würden die Studie noch anschaulicher gestalten. Jedoch ist dieselbe wohl durchaus Wiedergabe eines Vortrags, der einen knappen geschichtlichen Abriß der gesammten französischen kolonialen Entwicklung liefern sollte (er wurde in der Gehestiftung zu Dresden gehalten); solche Betrachtungen hätten also den Rahmen der beabsichtigten Studie überschritten. Die dem Buche beigegebenen Karten (Französisches Kolonialreich beim Tode Colberts, solches um 1814, solches im Jahre 1897) illustriren aufs trefflichste die textlichen Ausführungen des Verfassers.

Dr. L. H. Grothe.

-rt- **Meteorologische Hochstationen in Deutschland.** Gleichzeitig mit der erfreulichen Nachricht von der Errichtung einer meteorologischen Beobachtungsstation ersten Rangs auf der 2970 m hohen **Zugspitze** durch den Deutsch-Oesterreichischen Alpenverein und Uebernahme derselben durch den Staat kommt aus Schlesien die Nachricht von der Errichtung eines staatlichen meteorologischen Observatoriums I. Ordnung auf der **Schneekoppe** (1605 m) im Riesengebirge, dessen Bau demnächst in Angriff genommen werden soll. Es sei hier daran erinnert, daß Preußen eine derartige Station bereits auf dem **Brocken** (1142 m) besitzt, und daß ferner eine solche im obern Elsaß auf dem **Großen Belchen** (1394 m) besteht, wogegen wir in Bayern außer auf dem **Hohen Peißenberg** (1000 m) bekanntlich noch meteorologische Hochstationen auf dem **Wendelstein** (1740 m) und auf dem **Hirschberg** (ca. 1550 m) besitzen. Die Beobachtungen in der auf der Schneekoppe zu errichtenden Station sollen ganz in gleicher Weise, wie dies bei dem auf der Zugspitze zu errichtenden Observatorium geplant und bei der Brockenstation bereits seit einigen Jahren durchgeführt ist, durch einen wissenschaftlichen Beobachter ausgeführt werden.

* Professor **Nathorst** von der **schwedischen Nordpolexpedition** hat bei seiner Ankunft in **Tromsö** am 10. Sept. an den König von Schweden und Norwegen folgende Depesche abgesandt: Ich bin froh, mittheilen zu können, daß die Expedition, nachdem sie ihr Programm vollständig durchgeführt hat, hier **glücklich angelangt** ist. Nachdem ich **Bären-Eiland** vermessen und erforscht hatte, ging ich östlich von Spitzbergen vor; als dort das Eis die Fahrt verhinderte, wurde „Belsund“ (West-Spitzbergen) vermessen und untersucht. Später besuchte ich den Eisfjord und unternahm dann eine hydrographische Expedition nach Svenska Djupet (Schwedische Tiefe), 78° nördliche Breite, 4° 8' westliche Länge. Dann ging ich südlich und östlich um Spitzbergen herum nach dem König Karls-Land, das vermessen und erforscht wurde, segelte um die „Weiße Insel“ herum und landete an dieser. Es war meine Absicht, nach Franz Josephs-Land zu gehen, um nach **Andrée** zu forschen, ich begegnete aber der **Wellmann'schen Expedition**, die ihn dort vergeblich gesucht hatte. Ich ging dann nördlich um das Nordostland herum und erreichte 81° 14', arbeitete auf der nördlichen Küste von West-Spitzbergen und besuchte „Dansk-Oeen“. Am 28. August war die Umsegelung Spitzbergens von einem schwedischen Fahrzeug zum erstenmal vollendet.

* **Wiesbaden,** 13. Sept. Der in unsrer Stadt versammelte **deutsche Schriftstellertag** hat in Sachen des **Urheberrechts** folgende Beschlüsse gefaßt: 1. Der Verbandstag richtet an alle Berufsgenossen die Bitte, alle Erfahrungen, die sie mit der Praxis des jetzigen Urheberrechts gemacht haben, zu sammeln und der Geschäftsleitung des Schriftstellerverbandes zu übermitteln. 2. Der Verbandstag ernennt eine Kommission, die beauftragt wird, bei der bevorstehenden Reform des Urheberrechts die Wahrung der Interessen der deutschen Schriftstellerwelt in die Hand zu nehmen und der Regierung im Namen des Verbandes entsprechende Vorstellungen zu machen. Die Kommission wird ermächtigt, auch Vertreter der Buchhändler zu den Berathungen zuzuziehen. — Außerdem stimmte der Verbandstag prinzipiell folgenden Grundsätzen zu, die der zu bildenden Kommission als Material überwiesen wurden: 1. Es ist ein einheitliches Gesetz zu schaffen, das die Reichsgesetze vom 11. Juni 1870 und vom 9. Januar 1876 ersetzt. 2. Allen Geisteswerken, gleichviel ob sie deutschen oder fremden Ursprungs sind, oder innerhalb oder außerhalb des Deutschen Reichs erscheinen, ist gleichmäßig Schutz zu gewähren. 3. Als unberechtigter Nachdruck ist auch der Abdruck von Artikeln aus Zeitungen oder Zeitschriften anzusehen, sofern er in der Absicht eigennütziger Bereicherung geschieht. 4. Die wirthschaftliche Ausbeutung gemeinfreier Werke ist zugunsten der Urheberhülfs- und Versorgungskassen zu besteuern.

* **Posen,** 12. Sept. XXIV. **Deutscher Juristentag.** (Zweiter Bericht.) Die erste Plenarversammlung des XXIV. Deut-

schen Juristentags wurde unter außerordentlich starker Betheiligung im Saale des Hotels Stern durch Geh. Justizrath Prof. Dr. Brunner (Berlin) eröffnet, der zum ersten Präsidenten namens des Ausschusses Reichsgerichtsrath Stenglein vorschlug. Dieser nimmt mit Dank an und bemerkt, daß es, wo es gelte, das deutsche Recht zu fördern, Pflicht jedes Mannes sei, das Amt, das ihm angeboten, auszufüllen. Zu Vizepräsidenten wurden gewählt: Geh. Justizrath Dr. Brunner (Berlin), Oberlandesgerichtspräsident Dr. Grzezewski (Posen), Geh. Justizrath Rechtsanwalt Orgler (Posen), Oberlandesgerichtsrath Dr. Meißner (Posen); ferner zu Sekretären: Amtsrichter Dr. Kirsten (Posen), Staatsanwalt Alsleben (Posen), Privatdozent Dr. Weyl (Königsberg i. Pr.) und Dr. Grünwald (Wien). Zuerst sprach Geh. Justizrath Liseo (Berlin) als Vertreter des preußischen Justizministeriums. Er begrüßte die Versammlung, gedachte mit einigen bewegten Worten des furchtbaren Unglücks, welches das Haus Habsburg betraffen hat, und gab dann der Hoffnung Ausdruck, daß auch diese Verhandlungen, welche eine Klärung wichtiger Gesetzfragen ergeben werden, einen segensreichen Verlauf nehmen mögen. Geh. Reg.-Rath Struckmann (Berlin) dankt im Auftrag des Staatssekretärs des Reichsjustizamts, der leider infolge dienstlicher Verpflichtungen am Erscheinen verhindert sei, für die freundliche Einladung und schließt mit dem Wunsche, daß die Anregungen dieses deutschen Juristentages auch für weitere gesetzgeberische Maßnahmen, die der Erledigung harren, dem Ausbau der deutschen Rechtseinheit und damit dem Deutschen Reich und der Allgemeinheit zugute kommen werden. Oberbürgermeister Witting begrüßt die Versammlung namens der Stadt Posen. Unsre Stadt, ja sagte er, bringt dem Juristentag mehr entgegen als die herkömmliche Gastfreundschaft. Wir sind nicht sehr an die Theilnahme des Reichs gewöhnt, und daher bedeutet der Zusammentritt des Juristentags für uns den Glauben und die Hoffnung an die Zukunft. Uns beseelt Alle der Wunsch, daß Sie freundliche Erinnerungen aus des Reiches Ostmark in ihre Heimath mitnehmen. Der Präsident, Reichsgerichtsrath Stenglein, gedachte in warmen und erhebenden Worten des Fürsten Bismarck, sowie der dem Juristentag durch den Tod entrissenen Mitglieder, der HH. Prof. Maercker, Geh. Rath v. Willmowski, Senatspräsident Drechsler, Prof. Dr. Becken, Justizrath Makower und Justizrath Levy. Die Versammlung erhebt sich zu Ehren der Verstorbenen von den Plätzen. Der Juristentag beschloß alsdann, 1000 M. als Beitrag zu einem dem Geh. Rath Dr. Pape in Berlin zu errichtenden Denkmal zu bewilligen. Es folgte dann der Bericht des Geh. Justizraths Wilke (Berlin) über die Rechtsentwicklung in Deutschland seit dem letzten Juristentag. Redner besprach eingehend die einzelnen eingeführten Gesetze. Hierauf traten die Abtheilungen zusammen. — Die Behandlung des dolus eventualis im Strafrecht, beziehungsweise im Strafprozeß beschäftigte als erster Berathungsgegenstand die dritte Abtheilung, welche in Mylius' Hotel unter dem Vorsitz des Reichsgerichtsraths Stenglein (Leipzig) tagte. An Stelle der verhinderten Referenten, Reichsgerichtsraths Dr. Olshausen (Leipzig) und Geh. Justizrath Professor Dr. Kahl (Berlin), hatte der Ober-Reichsanwalt Hamm (Leipzig) das Referat übernommen. Es handle sich darum, führte er aus, den Begriff des dolus eventualis festzustellen und das gegen seine Anwendung herrschende Vorurtheil zu entkräften. Zunächst sei es nöthig, den Unterschied zwischen dolus eventualis und dolus directus klarzustellen. Wenn der Thäter den Zweck wollte, so wollte er auch das Mittel, wenn er ein Mittel will, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, hat er beides gewollt. Ebenso ist es unzweifelhaft, daß eine Folge, die ich nicht gewollt habe, nicht als vorsätzliche, sondern als fahrlässige Handlung zu betrachten ist. Redner macht dies an einigen Beispielen aus der Praxis klar und führt aus, in welchem Sinne das Reichsgericht hiezu Stellung genommen hat: „Mag eine Handlung noch so frivol fahrlässig unternommen sein, so bleibt es Fahrlässigkeit, so lange nicht der Nachweis geführt werden kann, daß es sich um eine Kenntniß der möglichen Folgen handelte. Ist es aber nachgewiesen, daß die Folgen in den Willen aufgenommen sind, so ist die Absicht vorhanden. Daher ist der dolus eventualis für die Rechtsprechung etwas nothwendiges für die Feststellung des verbrecherischen Willens. Man kann aus den äußeren Umständen schließen, daß der Thäter den Erfolg wissen mußte, feststellen muß der Richter aber, daß der gewollte Erfolg in den Willen aufgenommen sei." Redner empfiehlt schließlich folgende Resolution: 1. Der Erfolg einer Handlung, auf den der Wille des Thäters nicht direkt gerichtet, der aber vom Thäter als möglich erkannt war, ist strafrechtlich dem Thäter als vorsätzlich von ihm versucht anzurechnen, wenn er die That auch für den Fall wollte, daß sie diesen Erfolg haben werde. 2. Deßgleichen ist der Thäter, der das Vorhandensein eines zum Thatbestand der strafbaren Handlung gehörenden Merkmals nicht kannte, aber für möglich hielt, wegen vorsätzlicher Begehung der strafbaren Handlung zu verurtheilen, wenn er die That auch für den Fall gewollt hat, daß dieses Thatbestandsmerkmal vorliegt. Dr. Scherer (Leipzig) führt hiezu aus: Die Schwierigkeit der Anwendung des dolus eventualis liege in der Praxis; das Reichsgericht sei zwar an die Thatfeststellung gebunden. Die Frage aber, ob die festgestellten Thatsachen die Merkmale des dolus eventualis enthalten, sei eine Rechtsfrage und daher vom Reichsgericht zu prüfen. Heute sage eine Strafkammer, es liege dolus eventualis vor, die andere verneine es. Das führe eben zu den Unzuträglichkeiten. Das Reichsgericht müsse die Schlußfolgerung zu ziehen haben. Dr. Budde (Greifswald) wünscht die deutsche Bezeichnung „bedingter Vorsatz". Rechtsanwalt Werner (Magdeburg) beantragt als dritten Satz zu der Resolution: „Die Strafbarkeit ist davon abhängig, daß der Thäter gewisse Strafmomente gewußt hat". Unter Ablehnung dieses Antrages nahm die Abtheilung fast einstimmig die Thesen des Referenten unverändert an.

* **Gießen.** Der Privatdozent der Mathematik, Dr. Robert Haußner an der hiesigen Universität, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Königsberg i. Pr.** Der ordentliche Professor D. Karl Cornill von der hiesigen Universität ist in gleicher Eigenschaft in die evangelisch-theologische Fakultät der Universität zu Breslau versetzt worden.

* **Luzern.** Der Regierungsrath hat die Professur für Kirchengeschichte, Archäologie und Patristik an der hiesigen theologischen Lehranstalt Hrn. Prof. Dr. Segesser übertragen.

T. Der erste Kongreß für gerichtliche Medizin wird im kommenden Oktober in Turin abgehalten werden, den Vorsitz wird Prof. Cesare Lombroso übernehmen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Th. H. Pantenius' Gesammelte Romane. Band 1 und 2. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1898. — Eduard Tempeltey: Herzog Ernst von Coburg und das Jahr 1866. Berlin, Hermann Paetel 1898. — Dr. Friedrich Wilhelm Dünkelberg: Die Zuchtwahl des Pferdes. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1898. — Prof. Lassar-Cohn: Die Chemie im täglichen Leben. 3. Aufl. Hamburg, Leopold Voß 1898. — Ferdinand Raab: Johann Joseph Felix v. Kurz, genannt Bernardon. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters im 18. Jahrhundert. Frankfurt a. M., Rütten u. Löning 1898. — Franz Bley: Botanisches Bilderbuch für Jung und Alt. II. Theil. Berlin, Gustav Schmidt 1898. — Friedrich Hafmockel: Kleines Bürgerliches Gesetzbuch. Zur Erleichterung des Studiums und Gebrauchs des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Zugleich als Volks- und Laienausgabe geltend. Augsburg, Gebrüder Reichel 1898. — F. Weber: Vom Webstuhl der Zeit. Erzählungen. Dresden, E. Pierson 1898. — Dr. Hermann Schubert: Vierstellige Tafeln und Gegentafeln für logarithmisches und trigonometrisches Rechnen. (Sammlung Göschen, Bd. 81.) Leipzig, G. J. Göschen 1898. — Die Baukunst. Hggb. von R. Borrmann und R. Graul. Heft 9: Die Kathedrale von Reims. Berlin und Stuttgart, W. Spemann 1898. — Max Rehburg: Das Weib im Existenzkampf. Leipzig, Friedrich Pfau 1898. — Bodo Cornelius: Schafft bessere Generationen! Leipzig, Arwed Strauch 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 15. September. Nummer 208.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Politische und soziale Verhältnisse im heutigen Finnland.

Von Th. Pezold.

Die Mitte Juli laut kaiserlichem Manifest zwecks Umgestaltung des örtlichen Wehrpflichtgesetzes erfolgte Einberufung der Stände Finnlands zu einem außerordentlichen Landtag für den Januar kommenden Jahres hat insbesondere in weiteren Kreisen des Großfürstenthums überraschend gewirkt, zumal die Eröffnung des ordentlichen Landtags in anderthalb Jahren zu gewärtigen war und für eine außerordentliche Ständesession seit Angliederung des Landes an Rußland kein Präcedenzfall vorlag. Es liegt hier nicht in unsrer Absicht, auf die mannichfachen Vermuthungen einzugehen, die sich, wie leicht erklärlich, im Lande selbst an die Maßnahme des Kaisers-Großfürsten knüpfen — der politische Theil der Allg. Ztg. hat ja, soweit in ihm von Rußland-Finnland gehandelt wird, sich dieser Aufgabe unterzogen —, wohl aber scheint uns der Zeitpunkt nicht ungeeignet für eine zusammenfassende Skizze finnländischer Verhältnisse, die trotz der auch dem Auslande gegenüber recht regen Thätigkeit der hiesigen Publizistik, dort doch nicht in dem Maße bekannt sein durften, wie sie es verdienen.

Um das Verfahren Kaiser Alexanders I., der bekanntlich 1809 auf dem Landtage von Borgo nach Unterwerfung des Landes dessen Staats- und Privatrecht, wie es sich unter schwedischer Herrschaft gestaltet hatte, die feierliche Sanktion gab, richtig zu würdigen, muß vor allem hervorgehoben werden, daß es ein altes Desiderat der russischen Selbstherrscher gewesen, zwischen dem Zarenreiche und dem früher mehr als jetzt für Rußland berücksichtigenswerthen Schweden ein selbständiges Staatsgebilde unter russischem Protektorat einzuschieben, ein Bemuhen, das sich bei den öfters wiederkehrenden schwedo-russischen Konflikten unter den Kaiserinnen Elisabeth und Katharina II. wiederholt kundgegeben hat und um so leichter zu realisiren schien, als sich unter Katharina separatistische Bestrebungen in und für Finnland geltend gemacht hatten. Zu diesem Motiv traditioneller russischer Politik mögen sich bei Alexander I. noch andere Beweggründe für seine Handlungsweise gesellt haben, die theils dem liberalen Gedankenkreise seiner Jugend angehörten, theils durch die zeitweilige Weltlage begründet waren; hatte doch das Jahr 1808, in welches die Eroberung Finnlands durch die Russen fällt, die große spanische Volkserhebung gesehen, welcher damals für Finnland ein wenn auch bescheidenes Analogon entsprach, das dem Kaiser bei dem unabweislich bevorstehenden Waffengange mit Napoleon sichere Rückendeckung im Nordwesten als wünschenswerth erscheinen ließ, die seiner wohlwollenden Sinnesweise entsprechend am sichersten durch umfassendste Konzessionen an das jüngst überwundene Land zu beschaffen war.

Die Geschichte Finnlands von 1809—63, während welcher Jahre seitens der Kaiser-Großfürsten von jedem Appell an die zu Recht fortbestehenden Stände des Landes Abstand genommen wurde, — eine Abstandnahme, der man sich auch finnländischerseits, künftigen Wandels gewärtig, im Hinblick auf das sehr weitgehende Verordnungsrecht, das die russischen Selbstherrscher von der Krone Schweden überkommen, willig anbequemte —, diese Geschichte, so sehr sie auch anscheinend den Stempel sozialen Stilllebens trägt, ist doch in Wirklichkeit durch Strömungen religiöser und nationaler Art bezeichnet, in denen man unschwer die wesentlichen Fermente erkennen kann, welche das geistige Leben Finnlands in der Gegenwart beherrschen. Jener Drang nach nationaler Emanzipation, der in dem ersten Viertel des Jahrhunderts von den Gestaden Istriens und Hellas über den östlichen Theil Zentraleuropa's hin sich fühlbar machte, fand auch in dem entlegenen Finnland seine Stätte, wo zuvörderst die örtliche Gelehrtenwelt zunächst Abo's und, seit Verlegung der Landesuniversität 1827, Helsingfors ihren Studien auf dem Gebiete finnischer Linguistik und Alterthumskunde publizistische Verwerthung gab, welche dem einheimischen Idiom gegenüber der Herrschaft des Schwedischen Zutritt in Schule und Universität, Gericht und örtlicher Verwaltung zu schaffen bezweckte. Als theoretischer Formulator eines spezifisch finnischen Volksbewußtseins kann der Hegelianer Snellman gelten, der bei ungleich gründlicherer Bildung und ohne jede phantastische Extravaganz hinsichtlich des Ausgangspunktes seiner Folgerungen manche Ideenverwandtschaft mit den ungefähr gleichzeitigen Moskauer Slawophilen aufweisen dürfte. Diesen publizistisch-wissenschaftlichen Anregungen kamen nun aus dem Schoße des finnischen Volkes selbst Bestrebungen pietistisch-sektirerischer Art entgegen, die mit einer Absage gegen den derzeitigen Rationalismus der schwedischen Pastore anhebend, dem Schwedenthum der herrschenden Klasse gegenüber mit der Zeit einen spezifisch finnisch-demokratisirenden Charakter annahmen. Endlich war es von maßgebendster Bedeutung, daß Anwartschaft auf nationale Sonderexistenz im Verbande mit dem Kaiserreich nur unter Voraussetzung nationaler Einheitlichkeit denkbar schien und diese bei der großen Majorität des Finnenthums und seiner spröden Wahrung der Eigenart den Führern jener sogenannten finnomanischen Partei, der sich selbst nicht wenige geborene Schweden beigesellten, nur auf dem Wege der allmählichen Finnisirung des Landes unter thunlicher Wahrung des schwedischen Kulturerbes erreichbar dünkte. — In Runebergs Legenden vom Fähnrich Stål, die ja auch in deutscher Uebersetzung vorhanden, findet sich eine kleine Episode aus dem bekanntlich auf Finnlands Boden ausgefochtenen schwedisch-russischen Kriege von 1808. Ein schwedischer Offizier steht neben einem finnischen Soldaten im harten Feuergefecht gegen die heranrückende russische Schützenlinie. Plötzlich wird er

von seinem Untergebenen durch einen Faustschlag zu Boden gestreckt, er greift nach seinem Degen, um ihn dem Soldaten durch den Leib zu rennen und wird im selben Augenblick eines russischen Schützen gewahr, der ihn soeben aufs Korn genommen und dessen Kugel häuptlings an ihm vorbeigepfiffen ist. — Das Verhalten der russischen Regierung jener sogenannten Finnomanie gegenüber weist ungemein mannichfache Phasen auf. Seiner ganzen Sinnesweise nach konnte Kaiser Nikolaus I. ihr keine Sympathien abgewinnen, und ein Dekret von 1850 verordnete, daß Literaturerzeugnisse in finnischer Sprache nur unter der Voraussetzung im Druck erscheinen durften, wenn sie von Religiösem oder Landwirthschaftlichem handelten. Ganz anders gestalteten sich die Dinge unter Alexander II., von dessen Regierungsantritt an vorzüglich die außerordentlich rapide Verbreitung datirt, die das finnische Idiom in Universität, Schule, Justiz und Verwaltung gefunden, so daß zur Stunde vom höchsten Justiz- und Verwaltungshofe des Landes, dem kaiserlichen Senat in Helsingfors abgesehen, in dem das Schwedenthum und die schwedische Sprache ihre Hauptstütze hat, sich eine Art offizieller Parität der zwei örtlichen Sprachen konstatiren läßt, die je nach den örtlichen Verhältnissen und der Sprachzugehörigkeit dieses oder jenes Gebiets — es ließen sich eine Menge Gebiete mit bäuerlich schwedischer Bevölkerung namhaft machen — entsprechenden Modifikationen unterliegt.

Das für Rußland so bedeutungsvolle Jahr der polnischen Insurrektion 1863, welches namentlich durch Katkows beredten Appell an die breiteren Schichten der russischen Gesellschaft hier nationale Bestrebungen wachrief, die in nicht geringem Maße für die spätere Unifikationspolitik der russischen Regierung in Rechnung zu bringen sind, ist dank der Berufung der Stände Finnlands durch Alexander II. als das Geburtsjahr eines finnländischen Staatsbewußtseins zu betrachten und gibt zugleich den Zeitpunkt an, von wo ab sich ein beträchtlicher Fortschritt in Gesammtbildung und Gesammtproduktion des Landes konstatiren läßt. Nicht zu vermeiden war aber dabei der Umstand, daß das zwar an Einwohnerzahl und materiellen Hülfsmitteln spärlich ausgestattete Land zufolge seiner theoretisch viel umstrittenen, faktisch unleugbaren Begabung mit allen Attributen staatlicher Sonderexistenz den nationalistischen Uebereifer jenseit der Newa sogleich wachrief. Man hatte sich in Rußland selbst bislang wenig um Finnland bekümmert. Der russische Soldat, der daselbst im Quartier gelegen, wußte wohl zu erzählen, wie billig, bequem und geordnet es sich dort leben lasse, der russische Landschafter liebte es, seinen Sommerausflug nach Finnland zu machen, um hernach dessen pittoreske Natur den Besuchern der St. Petersburger Kunstausstellungen vorzuführen, der und jener russische Poet, ein Puschkin, ein Lermontow, priesen das düster schöne „Land der tausend Seen“ mit aufrichtiger Freude am Fremden, Eigenartigen, und kein Russe dachte auch nur im entferntesten daran, an Finnlands Sonderberechtigung irgend Anstoß zu nehmen. Die beträchtlichen Divergenzen, die in den Stammescharakteren hüben und drüben anzutreffen, sind erst seit jenem bedeutungsvollen Jahr zu eigentlichem Bewußtsein eines nicht unbeträchtlichen Theils der russischen Gesellschaft und Presse gelangt und haben in letzterer ihren Ausdruck gefunden.

In der That lassen sich schwer größere Verschiedenheiten denken. Hüben und drüben ein im wesentlichen ackerbauendes Volk und doch welch ein Unterschied zwischen dem bäuerlichen Agrarkommunismus Rußlands und den reich individualisirten agrarischen Verhältnissen Finnlands, wo bei nicht völligem Ausschluß des großen herrschaftlichen Grundbesitzes die individuell bäuerliche Wirthschaft in ihren mannichfaltigsten Formen, als freies Eigen, Erb- und Zeitpacht, Theilbau, Häuslerwesen den Typus der herrschenden Landbenutzung abgibt. Gehören Rußlands Städte fast insgesammt dem Binnenlande an, so umsäumen die finnländischen mit verschwindend geringen Ausnahmen die Küste, auf Rhederei und überseeischen Handel hinweisend. Als trennende Motive gesellen sich Rassen-, Konfessions-, Geschichtsverschiedenheit. Wenn der mittheilungslustige, leichtlebige Russe aus dem Volk den verschlossenen und schwerfälligen Finnen als den „fischäugigen“ bezeichnet und seiner gern spottet, nicht ohne dabei vor dem finnischen Jähzorn, der nur allzu rasch zum Messer zu greifen pflegt, auf seiner Hut zu sein, so sieht der Russe der gebildeten Klassen im schwedischen Städter des Landes gern den ausgemachten Typus des Philisters, dem trotz der Seeluft, die er athmet, doch jeder eigentliche Schwung und weite Blick abgehen soll. — Betritt man in St. Petersburg oder Moskau eine Bierstube, wo der kleine russische Mann, der Krämer, Handwerker, Subalternbeamte sich zu versammeln pflegen, so ist typischer Zubehör ein Bettler, der sich von der Straße eingefunden und von Tisch zu Tisch gehend um Christi willen reichliche Gaben einheimst. In Finnland einem solchen zu begegnen, ist eine große Seltenheit, er wird eben hier an die Arbeit oder Armenverwaltung gewiesen. Fast alle russischen Celebritäten auf literarischem Gebiete, vom Väterchen Krylow, dem Fabeldichter, an bis auf die Puschkin, Gogol, Nekrassow, Dostojewski, Turgenjew und die neueren, sind, mit dem Maße rein bürgerlicher Moral gemessen, nichts weniger als Korrektheiten und zumal im Geldpunkte durchaus nicht mustergültig gewesen. In Finnland hat, was irgend dort zu geistiger Bedeutung gelangt ist, der bürgerlichen Moral unter allen Umständen den Zoll entrichten müssen, die maßgebende Gesellschaft wäre selbst dem Genius gegenüber von unerbittlicher Strenge gewesen.

Hier muß indessen hervorgehoben werden, daß Finnland unter den Russen auch zahlreiche Freunde zählt. Die russischen Liberalen, in den 60er und 70er Jahren den ungleich beschränkteren baltischen Autonomien meist feindlich gegenüberstehend, haben Finnland stets mit einem gewissen Wohlwollen behandelt, das umsomehr in der Zunahme begriffen, als die russische Regierung von dem mit der Bauernemanzipation eingeschlagenen Wege liberaler Maßnahmen abzuweichen begann, und das noch jüngst seinen Ausdruck in einem von mehreren russischen und finnländischen Autoren herrührenden überaus finnlandfreundlichen Buche[1]) gefunden hat, welches bei Ausarbeitung dieses Aufsatzes uns manchen guten Dienst geleistet. Dieses Wohlwollen erklärt sich nun leicht aus dem beträchtlichen Einfluß, den Presse und Vereinswesen hier üben, sowie aus dem Eifer für Förderung des Volksbildungswesens, insbesondere der realistischen Mittelschule, und man ist dabei in dem betreffenden Lager gern bereit, über die ständisch-plutokratischen Ordnungen in Gemeinde- und Landesvertretung hinwegzusehen, Ordnungen, die von den russischen Widersachern Finnlands, sofern sie mit den positiven Verhältnissen des Landes vertraut, bei ihrer Polemik gegen die Autonomie des Landes weidlich ausgenutzt werden. Je nachdem man die russischen Gönner oder Gegner Finnlands reden hört, gestaltet sich das Bild der dortigen Verhältnisse durchaus verschieden. Während erstere nicht müde werden, das Finnenthum als jeder berechtigten Modernität Rechnung tragend zu schildern, seine Loyalität gegen Kaiser und Reich zu rühmen und die

[1]) Protopopow: Finnland. St. Petersburg 1898. 500 S., russisch. Das Buch hat entschieden finnische Sympathien, läßt aber der schwedischen Kultur durchaus ihr Recht widerfahren. Vom „Europäischen Boten“, dem Hauptorgan des russischen Liberalismus, ist es mit großer Wärme aufgenommen worden, während die Helsingforser schwedische Presse ihm nur getheiltes Lob gespendet hat.

geistigen und materiellen Erfolge, die namentlich Finnlands Mittelklasse mit gutem Recht für sich in Anspruch nehmen kann, der russischen Schlaffheit als Muster vorzuhalten, sehen letztere dort allenthalben separatistische Intentionen und engständische Interessen, die an einer veralteten Gesetzgebung hängen, um die grobe Selbstsucht mit dem Deckmantel der Pietät gegen das Ueberkommene zu verschleiern.

In Wirklichkeit stehen die Dinge so, daß Finnland, um hier einen geläufigen Ausdruck anzuwenden, sozial genommen, den Stempel des Liberalismus und einer bisweilen vielleicht etwas übertriebenen Modernität trägt, politisch hingegen mit Rückständigkeiten behaftet ist, deren Abstellung dank der eigenthümlichen politischen Stellung des Landes, wie dank dem herrschenden Stammesantagonismus nur mit äußerster Vorsicht sich realisiren ließe; wobei zur Ehre der Finnländer selbst hier ausdrücklich hervorgehoben werden muß, daß sie nach Kräften bemüht sind, die Mängel der überkommenen Gesetzgebung durch eine Verwaltung zu mildern, welche an Umsicht und zweckentsprechender Begrenzung als mustergültig bezeichnet werden kann und in der beträchtlichen Entwicklung, die das Prinzip der Oeffentlichkeit hier durch Presse und Vereinswesen gefunden, eine kräftige Stütze hat.

Gehen wir auf den berührten Kontrast zwischen Sozialem und Staatlich-Kommunalem in Finnland näher ein, so kann das hier nur in summarischer Zusammenstellung einiger weniger besonders markanter Momente geschehen. Auf der einen Seite Gewerbefreiheit, allenthalben zugänglicher und billiger Kredit, ein Schul- und höheres Bildungswesen, das sich etwas überhastet immer mehr der utilitären Richtung des modernen Realismus zuwendet, Universitäts- wie jede andere Bildung, ja fast jeder Beruf dem weiblichen Geschlechte offenstehend, populäre Vorlesungen für das Volk in sogenannten Volksakademien an 16—18 verschiedenen Ortschaften, eine Presse — in Helsingfors allein 83 periodische Veröffentlichungen — die keine öffentliche Frage unberührt läßt — das „Hufvudstadsbladet“ las neulich noch, wenn auch in milder Weise, den hiesigen Pastoren ob mangelnder Kanzeleloquenz den Text — ein Vereinsleben von außerordentlicher Vielseitigkeit und Rührigkeit; wo irgend öffentliche Mittel nicht ausreichen, ein selten oder nie versagender Appell an die Opferbereitschaft des Publikums. Und dieser Freiheit der Bewegung und dem gesteigerten Zirkulationsvermögen der öffentlichen Mittel gegenüber die durchaus auf das Beharren hinweisende Ordnung von Staat und Gemeinde. Das legislative Organ, die Gesammtstände Finnlands, der Regel nach alle 3 Jahre vom Kaiser-Großfürsten zusammenberufen, in vier Kurien zerfallend, die allermeist gesondert, ja nicht einmal insgesammt im selben Gebäude tagen. Da sind zuerst Adel und Ritterschaft, sozial von geringer Bedeutung und weder an Zahl noch Besitz besonders hervorragend, vertreten kraft eigenen Rechts durch die jeweilig Aeltesten der ältesten Linie. Es folgt die Geistlichkeit. Mit einem Rest hierarchischer Ordnung die alte Zeit am treuesten bewährend und zumal durch ihren Einfluß auf den Landmann von schwerwiegender Bedeutung, stellt sie dem schwedischen Konservativismus des Adels einen spezifisch finnischen zur Seite. Auch hier gilt zum Theil die Vertretung kraft eigenen Rechts, deren sich der eine Erzbischof und die zwei diesem übrigens lediglich beigeordneten Bischöfe erfreuen; was den eigentlichen Predigerstand und die zu ihm zählende Gymnasiallehrerschaft zusammt der gleichfalls dieser Kurie angehörige Universität betrifft, so gilt hier das Prinzip der Wahl durch die Berufsgenossen. Für die aktive Wahlberechtigung der 26 Städte gelten Ordnungen stark plutokratischer Art, die, nach Steuereinheiten messend, den Höchstbesteuerten ein Pluralitätsstimmrecht von 25 und mehr Stimmen einräumen, dergestalt, daß eine Majorisirung [1]) der überwiegenden Mehrheit durch wenige reiche Steuerzahler bei der Wahl in den Landtag oder Gemeinderath zu den gewöhnlichen Vorkommnissen gehören dürfte. Aehnliches gilt für den Wahlmodus bei der Bauerschaft, deren Vertreter übrigens ihr Mandat auf dem Wege indirekter Wahl, durch Wahlmänner (electore) erhalten. Vollgültige Landtagsbeschlüsse setzen Einhelligkeit von mindestens drei Ständen voraus und da Priester- und Bauernstand, als finnomanisch gesinnt, den Rittern und Städten, welche das Schwedenthum vertreten, gegenüberstehen, so liegt oft gerade bei den wichtigsten Fragen Stimmenparität als Ergebniß der Landtagsverhandlungen vor, in welchem Falle es einfach beim Alten bleiben muß, wie denn beispielsweise 1877 die Forderung nach ständigen Sessionen der Gerichte erster Instanz gegenüber ihrer noch zur Stunde üblichen Periodizität am Widerspruche des Bauern- und Priesterstandes scheiterte.

Nun ist wohl leicht ersichtlich, daß die soeben in ihren Grundzügen geschilderte Wahlordnung in hohem Grade zeitgemäßer Modifikationen bedarf, deren Durchführung indeß mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft ist. Ein konstitutionelles Finnland wäre im Verbande mit dem autokratischen Rußland, wenn überhaupt, so doch nur unter Voraussetzung eines Wahlrechts denkbar, dessen Einrichtungen in ihrer Gesammtheit sich vielleicht noch plutokratischer gestalten müßten. Auch ließe sich bei Beibehaltung der ständischen Basis jenes namentlich finnischerseits viel angestrittene Pluralitätswahlrecht insbesondere der Städte in seinen Härten mildern, wofern nicht die begründete Besorgniß der städtischen Gemeinwesen vorläge, der starke Zuwachs, der ihnen aus dem zu allermeist finnischen platten Lande zuströmt, könne schließlich bei den Landtagswahlen den Ausschlag geben, in welchem Falle neben Bauer und Geistlichkeit auch der Bürgerstand auf dem Landtage den finnomanischen Bestrebungen gewonnen und diese letzteren mithin zu rechtlicher Alleinherrschaft gekommen wären. Man sieht, ein schwer zu lösendes Dilemma, hinsichtlich dessen der Kaiser-Großfürst sich kaum unumwunden auf Seite der finnomanischen Bestrebungen stellen dürfte, welche weiter zu fördern keineswegs im Interesse Rußlands liegt, da das Finnenthum für sich genommen einen ungleich härteren Stoff abgibt, als das mehr individuellen und sozialen als eigentlich politischen Zwecken nachgehende Schwedenthum. — Wir können nicht umhin, hier schließlich noch eines Punktes zu gedenken, der für thunliche Konservirung des alten ständischen Gebäudes bei vorsichtiger Abstellung seiner notorischen Schäden spricht, es ist der Umstand, daß hier vielleicht mehr als sonstwo sorgsame Aufmerksamkeit auf möglichste Erhaltung der geschichtlichen Tradition zu legen ist. Kleine Gemeinwesen, denen die weltgeschichtliche Rolle versagt ist und die, wie Finnland, sich weltpolitisch im Fahrwasser eines anderen stammverschiedenen Staates finden, pflegen in hervorragendem Maße den verflachenden Wirkungen ausgesetzt zu sein, die die moderne utilitäre Weltanschauung im Gefolge hat, und es ist in der That ein richtiger Instinkt gewesen, der die Finnländer veranlaßt, der immer stärkeren Verbreitung jenes Militarismus eine Art Heroenkult zumal ihrer einheimischen Dichter, wie Runebergs und Anderer, entgegenzustellen.

Doppelt angezeigt erscheint unter solchen Verhältnissen ein sorgsames Behüten des historischen Rechts, unter anderem auch jener Bestimmung, daß dem örtlichen Priesterstande als Vertreter der Ideen gegenüber dem Interessenkultus bislang seine eigene Repräsentation eingeräumt ist. Und daß dieser letztere, wenigstens in einem Theile seiner Glieder,

[1]) Der Landtag von 1897 hat bereits um Modifikation jener sogenannten röstscala (Stimmenskala) angehalten.

sich auf das Kulturgut, welches Schweden dem Lande übermacht, angesichts einer sogenannten jungfinnischen Partei, die mit ziemlich radikalen Forderungen hervortritt, zu besinnen anfängt, beweist ein jüngst erstandener Predigerverein, die sogenannte Fraternitas, welche eine Vermittlerrolle zwischen Schweden- und Finnenthum anstrebt und der es vielleicht gelingen dürfte, unter den Gliedern dieses Standes dem extremen Finnenthum entgegenzuwirken. Es würde dieses viel dazu beitragen, die Lösung der Frage nach Modifikation des städtischen Stimmrechts zu erleichtern.

Innsbruck.

Von Berthold Riehl.

II.

An Denkmalen des 17. und 18. Jahrhunderts ist Innsbruck ziemlich reich.[1]) Bei einem kleinen Rundgang durch die Stadt erzählen uns deren Häuser, namentlich aber die Kirchen manches charakteristische von deutscher Kunst dieser Zeit, besonders interessant von dem Wechsel des Verhältnisses zwischen deutscher und italienischer Kunst in jenen zwei Jahrhunderten.

Gegenüber der Hofkirche aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die noch so vielfach an der mittelalterlichen, deutschen Weise festhält, zeigt die in nächster Nähe gelegene, 1627—1646 auf Kosten Erzherzog Leopolds erbaute Jesuitenkirche[2]) eine weit konsequentere Aufnahme der italienischen Renaissance.

Die Kirchen der Jesuiten, die, entsprechend der Bedeutung des Ordens im 16. und 17. Jahrhundert, eine wichtige Rolle in der Kunstgeschichte spielen, haben vielfach, jedoch keineswegs immer, eine nahe Verwandtschaft untereinander. Dieselbe wird, wie das ja auch bei anderen Orden im Mittelalter so gut wie später der Fall ist, in erster Linie dadurch begründet, daß die bedeutendste Kirche des Ordens, besonders in der leicht zu versendenden Plananlage, bestimmend auf spätere Gotteshäuser derselben Gemeinschaft wirkte. Damals war es Vignola's Kirche del Gesù in Rom (1568), welche die Jesuitenkirchen maßgebend beeinflußte, was manche verwandtschaftlichen Züge derselben erklärt. Die Verschickung von Werkmeistern und Arbeitern innerhalb des Ordens aber führt dann auch zu mancher Uebereinstimmung dieser Bauten im Detail. So entsteht, wie bei anderen kirchlichen Gemeinschaften, das künstlerische Band innerhalb des Ordens, dieses aber als Jesuitenstil zu bezeichnen, hat, da es leicht zu Mißverständnissen führt, sein Bedenkliches.

Der Kirche del Gesù in Rom folgt auch die Anlage der Jesuitenkirche in Innsbruck. Ein Schiff, das, von einem stattlichen Tonnengewölbe überspannt, durch Seitenkapellen begleitet wird, schließt sie sich in Chor und Querschiff enger an Gesù an, als die Münchener Michaelskirche (1583—1597), die hier wahrscheinlich erst infolge des Umbaues (1590—1597) erhebliche Verschiedenheiten zeigt. Einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden Kirchen begründet namentlich, daß Innsbruck, gleich dem römischen Vorbilde, eine Kuppel mit Fenstern im Tambour über der Vierung hat, deren Dekoration aus dem 18. Jahrhundert übrigens recht unbedeutend ist. Die Lichtwirkung der Innsbrucker Kirche ist nicht günstig, auch das Detail steht keineswegs auf der Höhe der Münchener Michaelskirche. Unter den Malern des 17. Jahrhunderts, welche die Altargemälde herstellten, treffen wir den Konstanzer Joh. Christ. Storer († 1671), den Augsburger Schönfeld († 1675) und die Münchener Kaspar Sing und Andreas Wolf, dessen Bild jedoch auch dem bayerischen Hofmaler Peter Candid zugeschrieben wird.

Für das Streben nach einheitlicher, imposanter Raumwirkung, das in konsequenter Entwicklung von den Hallenkirchen des Mittelalters im Renaissancebau der Jesuitenkirche zur einschiffigen Anlage führt, bietet die Kuppel so außerordentliche Vortheile, daß sie aus der untergeordneten Rolle, welche sie noch in der Jesuitenkirche einnimmt, bald zu einer führenden Stellung kommen mußte.

In Innsbruck tritt dies mit der Mariahilfkirche ein. Ein von einer Kuppel überwölbter Raum mit fünf Apsiden und einem Vorhaus, der aus Anlaß eines Gelübdes wegen drohender Feindesgefahr 1647—1649 gebaut, aber erst am 26. Juli 1660 geweiht wurde. Bei Gelöbnißkirchen, wie z. B. auch bei der 1704 aus gleichem Anlaß gestifteten Dreifaltigkeitskirche in München, griff man, wie auch bei Wallfahrtskirchen, gern zu solchen Anlagen, da sie deren Zweck und Wesen in der That vorzüglich entsprachen.

Die Stuccaturen und Gemälde an der Decke dieser Kirche wurden erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ausgeführt. Die sechs Deckenbilder mit Scenen aus dem Marienleben malte 1689 der Innsbrucker Kaspar Waldmann, von dessen Schüler J. P. Schorr das Hochaltarbild stammt. Mit diesen Plafondgemälden gewinnt hier, wie ungefähr gleichzeitig in Bayern etwa in Benediktbeuren (1683) und Tegernsee (1690), die Deckenmalerei der Kirchen größere Bedeutung, die dann im Rokoko eine so maßgebende Rolle spielt.

Schwere, aber kräftige, echte Barockdekoration der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bestimmt den Eindruck der Prämonstratenserkirche in Wilten. Dieselbe beansprucht schon dadurch unser Interesse, weil sich hier die gesammte ursprüngliche Ausstattung erhalten hat, die mit ihren wuchtigen Altären aus schwarzgebeiztem Holz mit vergoldeten Zierathen in der ganz weiß gehaltenen Kirche einen höchst eigenartigen Eindruck macht.

Die Anlage dieser Kirche mit Seitenkapellen, über denen sich in zwei Stockwerken Emporen hinziehen, erinnert an bayerische Klosterkirchen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wie z. B. Benediktbeuren. Die Stukkaturen sind, wie damals häufig, italienische Arbeit.[1]) Durch italienische Künstler wurde diese Technik und Dekorationsweise ihrer Heimath über die Alpen gebracht, aber bald übten sie auch deutsche Meister, verwendeten sie dann besonders im 18. Jahrhundert sehr selbständig und gewannen ihr ganz neue Seiten ab.

Die schwere Barockdekoration greift sowohl in der Gesammtwirkung wie in den Details aus dem 17. sehr bedeutend in das 18. Jahrhundert über, allmählich allerdings einer leichteren Behandlung weichend. In Innsbruck speziell wird das Festhalten des schweren Barockcharakters noch durch den Zusammenhang mit dem Süden wesentlich begünstigt, wo sich ja unter dem Einfluß Italiens ein starkes Nachwirken des Barock auch auf deutschem Boden, wie etwa im Dom zu Brixen bis tief in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts findet. Dazu kommt noch, daß der maßgebende Innsbrucker Architekt dieser Zeit, A. Gomp, sich in Italien gebildet.

In dem Anfang des 18. Jahrhunderts wurde aber in

---

[1]) Eine eingehende Behandlung widmet denselben C. Gurlitt: Geschichte des Barockstils und des Rokoko in Deutschland. Stuttgart 1889.

[2]) Näheres über die Baugeschichte bei Tinkhauser: Beschreibung der Diözese Brixen, II, 131 u. ff.

[1]) Gurlitt a. a. O., S. 157. G. Hager: Kunststudien in Tirol (Allg. Ztg. 1897, Beil. Nr. 78) führt eine Quittung von 1718 an, nach der Bernardo Posquelle und andere Italiener diese Stukkaturen zeichneten und fertigten. Die Fortdauer der Ausstattung im Anfang des 18. Jahrhunderts beweist auch die Jahreszahl 1707 innen am Chor.

Innsbruck viel gebaut, und so kommt es, daß jene im Grund barocke, aber doch schon vielfach zum Rokoko hinüberweisende Dekoration den Eindruck der Innsbrucker Kunst des 18. Jahrhunderts wesentlich bestimmt. Von den Profangebäuden sind hier besonders charakteristische Beispiele das 1719 bis 1728 durch A. Gomp gebaute Landhaus, die Post und das Landgericht, ja auch in dem katholischen Kasino klingen in der sehr reichen, im Detail oft anmuthig spielenden Dekoration die Formen des 17. Jahrhunderts noch deutlich nach. Von den Kirchen zeigt die am 8. Juni 1705 geweihte Spitalkirche den Stil jener Zeit in sehr derber Ausführung, die gleichfalls unbedeutende, 1700 bis 1705 gebaute Kirche der Ursulinerinnen jedoch wurde durch die moderne Restauration jedes künstlerischen Werthes beraubt.

Ein bedeutendes Kunstwerk dieser Zeit aber ist die Jakobskirche, die sehr interessant das Nachwirken des ausklingenden Barock zeigt, andrerseits aber auch die entschiedene Schwenkung zum Rokoko. Anton Gomp und Claudio Delero begannen den Bau 1717, der am 9. September 1724 geweiht wurde. In ihrer Verbindung von Langhaus- und Zentralbau steht die Jakobskirche charakteristisch zwischen der Jesuiten- und der Wiltener Prämonstratenserkirche einerseits und der Pfarrkirche in Wilten andrerseits. Es ist ein stattlicher einschiffiger Raum, der durch vier Kuppeln überwölbt wird. Ein Gedanke, zu dem wohl oberitalienische Kirchen, etwa die Padua's, anregten, ebenso wie zu der Steigerung, daß die drei ersten Kuppeln flache Ovalkuppeln sind, die letzte dagegen eine Rundkuppel mit Tambour und Laterne.

Für die Dekoration der Kirche wurden 1721 Cosmas und Aegid Asam aus München berufen.[1]) Ihr Werk steht entschieden weit über den Leistungen der Innsbrucker Lokalschule, aber zu den freiesten, gelungensten Schöpfungen dieser Künstler kann es keineswegs gezählt werden. Obgleich sich beide Meister ja sehr rasch entwickelten, ist es gerade in einer solchen Uebergangsperiode nur natürlich, daß der 35jährige Maler und der 29jährige Stukkator die vollen Konsequenzen ihres Stils noch nicht zogen, umsomehr, als dem die Anlage der Kirchen mit ihren drei Flachkuppeln und der Rundkuppel wenig günstig war. Ferner war hier, wie schon erwähnt, der Architekt noch sehr in der älteren Stilrichtung befangen, zu der ja auch die Asam manche Bande, wie ihre Jugendeindrücke und der römische Studienaufenthalt, zogen, so daß sie sich erst allmählich von ihm losmachen, zu einer freien Entfaltung ihrer eigensten Vorzüge im echten Rokoko gelangen konnten.

Schon Halm betont, daß die Stukkaturen Aegids hier derber sind, sich wieder mehr den italienischen nähern, als bei der 1720 dekorirten Kirche zu Alderbach und erkennt auch richtig als Grund hiefür den Einfluß Gomps, wir dürfen wohl sagen, der gesammten Innsbrucker Kunst. Zugleich aber weisen die Stukkaturen doch, besonders im Vergleich mit der Prämonstratenserkirche in Wilten, recht deutlich auf das Rokoko, indem die Putten und die Tonung des Stucks in Rosa und Gelb schon auf dessen heitere Stimmung hinarbeiten. Gerade für die Entwicklung des Rokoko aus dem Barock, dessen Nachwirkungen hier eben besonders stark sind, ist St. Jakob von großem Interesse. Auch die Fresken des Cosmas Asam mit der Geschichte und Glorifikation des hl. Jakob zeigen namentlich in den architektonischen Bravourstücken noch stark den Nachklang der älteren italienischen Richtung.

So bauten diese Kirche ein Tiroler, der in Italien gelernt hatte, und ein Italiener. Die reiche Dekoration besorgten mit den Asam in erster Linie zwei Münchener Künstler, bei denen, wie leicht begreiflich, die Reminiscenzen an den italienischen Studienaufenthalt hier wieder stark in den Vordergrund treten. Die Architektur und Plastik des Hochaltars und zweier Seitenaltäre lieferte Christoph Benedetti, wohl ein Verwandter des Theodor Benedetti aus Mori, von dem wir mehrere Werke im Dom zu Brixen treffen; das Hochaltarbild von Joseph Schöpf trat an die Stelle eines Gemäldes von Ant. Ballestra aus Verona (1708), unter den Malern der Altarbilder aber finden wir noch die Tiroler Joh. Georg Grasmeier, Egid Schor und Franz Hellweger.

Gegenüber jenen Bauten der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bietet die Pfarr- und Wallfahrtskirche zu Unsrer Lieben Frau in Wilten ein glänzendes Beispiel entwickelter Rokokokunst aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. Der Grundstein zu dieser Kirche wurde den 11. Juli 1751 gelegt, die Weihe fand am 29. August 1756 statt. Der Baumeister, der in diesen Gegenden vielfach als Architekt thätige Franz de Paula Penz, vermag zwar keineswegs ganz sich von der schwerfälligen alten Art zu befreien, immerhin aber schuf er einen Raum, der geeignet ist, eine glänzende Rokokodekoration zu voller Geltung zu bringen.[1])

In dieser Dekoration liegt denn auch die künstlerische Bedeutung der Kirche. Wie häufig, wurde dieselbe erst nach der Weihe der Kirche ausgeführt, und zwar nach der Bezeichnung auf dem Fresko mit der Judith 1764 durch Matthäus Günther aus Augsburg,[2]) der hier eine seiner besten Arbeiten, ein echtes Bravourstück der Dekorationsmalerei des Rokoko lieferte, ein Jahr nachdem er in der Kirche zu Rott am Inn ein nicht minder bedeutendes Werk vollendet hatte.

Von Günther stammen offenbar sämmtliche sehr umfangreiche Fresken, die Deckengemälde im Chor und in den beiden Flachkuppeln des Schiffes, sowie die vier Wandgemälde. Alle sind trefflich erhalten, unsre Bewunderung erregen namentlich die Deckengemälde, die durch ihren lichten Ton dem Raum ein so heiter festliches Gepräge verleihen und in ihrer Wirkung gar fein berechnet und sehr geschickt ausgeführt sind. Die Altarbilder stammen von Tiroler Malern, von Joh. G. Grasmeier und Ign. Unterberger.

Auf gleicher Höhe wie die Fresken stehen die fein getonten Stukkaturen, die gar graziös und phantasievoll mit den anmuthigen Formen des Rokoko spielen. Ihr Charakter scheint nur auf die Münchener Schule zu deuten, und die Verwandtschaft mit den Stukkaturen in Rott macht es wahrscheinlich, daß wir auch hier eine Arbeit des bayerischen Hofstukkators Franz Xaver Feichtmayer haben.

In der dekorativen Wirkung sehr geschickt ist auch der Hochaltar dieser Kirche, ein Werk des Bildhauers Franz Karl Fischer in Füssen von 1755.[3]) Das Gnadenbild steht hier zwischen vier Säulen, die durch Schnörkel und Guirlanden so verbunden werden, daß diese, die in einer Krone zusammenlaufen, sich als Baldachin über dem Gnadenbild wölben.

An der Ostseite der Wiltener Pfarrkirche geht die Brennerstraße vorüber, die dann im Wippthal rasch in eine stille, großartige Hochgebirgsnatur führt. Innsbruck ist der letzte Ort des nördlichen Theils der alten Straße nach Italien, an dem sich ein reiches Kunstleben entwickeln konnte.

Wie in ganz Nordtirol, so setzt dieses auch hier erst spät, erst mit dem Ausgang des Mittelalters ein. In dem Hochgebirgsthal erscheint dies leicht erklärlich, wenngleich,

[1]) Ph. M. Halm: Die Künstlerfamilie der Asam. München, Lentner 1896.

[1]) Ganz unglaublich geschmacklos sind die modernen Glasmalereien, welche die geschickt berechnete Lichtwirkung auf das allerempfindlichste schädigen.

[2]) Dieses Fresko wiederholte Günther später in einer schwachen Kopie in der Gnadenkapelle bei Würzburg. Keller: Balthasar Neumann. Würzburg 1896. S. 160 Anm.

[3]) G. Hager: Kunststudien in Tirol. Beilage zur Allgem. Ztg. 1897. Nr. 78.

sobald wir aus den engen Seitenthälern kommen, das breite Stromthal wie ein Uebergang erscheint zu dem ebenen Vorland des Gebirgs mit seinen größeren Städten. Mit diesen stellte die Innstraße eine rege Verbindung her, und seit den Tagen Maximilians I., wo Innsbrucks Kunst zuerst größere Bedeutung gewann, bis zur Entstehungszeit der Rokokokirche in Wilten finden wir bei Unternehmungen größeren Stils wiederholt Künstler aus jenen Gegenden, besonders aus München und Augsburg, hervorragend thätig.

Nicht minder aber bestimmte das Innsbrucker Leben und dadurch seine Kunst die Lage der Stadt an der Mündung der Brennerstraße ins Innthal. Mannichfache Verbindungen wiesen nach dem Süden, und neben und mit den deutschen Meistern arbeiteten hier auch zahlreiche Italiener. Im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts gewinnt der italienische Einfluß wie auch anderwärts, besonders in Süddeutschland, immer mehr Geltung, wird immer konsequenter aufgenommen, bis dann mit dem Rokoko wieder der Deutsche die Oberhand erhält.

Dieses Kreuzen fremder Einflüsse, das für das Leben an der großen Handelsstraße so charakteristisch ist, auch durch den Hof sehr begünstigt wurde, bestimmt wesentlich die Eigenart der Innsbrucker Kunst, wie es überhaupt für die an der Brennerstraße charakteristisch ist. Aber doch besitzt diese Kunst auch viel eigenartiges. Schon durch die Thätigkeit zahlreicher einheimischer Künstler und Handwerker, die wir ja auch in Innsbruck vielfach beobachteten, durch das Aufgreifen und Weiterbilden spezieller Tiroler Eigenthümlichkeiten, wie wir dies namentlich bei den Wohnhäusern, besonders bezeichnend auch bei der Hofkirche fanden. Die fremden Einflüsse ordnen sich unter, vermischen sich mit der heimischen Weise, und so gewinnt die Innsbrucker Kunst einen einheitlichen, echt tirolischen Charakter, wie es ja auch der schönen, von den mächtigen Bergen umschlossenen Stadt eigen ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

George Meredith: An essay on comedy and the uses of comic spirit. Westminster, Archibald Constable & Co. 1898. 105 S. — Die vorliegende Schrift wurde zuerst in der Zeitschrift „The new quarterly magazine" 1877 veröffentlicht. Was an der Buchausgabe dem Leser zunächst in die Augen fällt, ist die kostbare Ausstattung, die in gleicher Weise auf dem deutschen Büchermarkt fast überhaupt nicht vorkommt. Inhaltlich ist das Werk ein typisches Beispiel für zwei gerade der Essay-Literatur eigenthümliche Eigenschaften: geistreiche Behandlung des Gegenstands, verbunden mit ungezwungenster Dispositionslosigkeit. Die Schrift macht mehr den Eindruck einer Sammlung hochinteressanter, in fesselndem Stil geschriebener Aphorismen als einer systematischen Darstellung, wie sie der Mehrzahl unter uns Deutschen mehr zusagt. Der berühmte englische Aesthetiker verbreitet sich über die verschiedensten Zeiten und Völker, wobei die Franzosen im allgemeinen besonderes Lob ernten, während unser Volk recht mäßig davonkommt. Die Deutschen sind nach des Verfassers Ansicht Könige in der Musik, Fürsten in der Dichtung, Führer in der Wissenschaft, aber es gebricht uns infolge von Tradition, Charakteranlage und Geistesbildung an dem rechten „comic spirit", dessen Förderung für unser weiteres geistiges Wachsthum höchst wünschenswerth ist. Vielleicht würde das Urtheil etwas anders lauten, wenn die einzelnen Seiten des Komischen, Humor, Witz, Ironie, Spott, genauer unterschieden wären. Durch eine derartige sorgfältige Scheidung würde die gesammte Darstellung klarer und überzeugender geworden sein. Trotzdem findet sich in dem Buche ein solcher Reichthum an feinsinnigen und treffenden Bemerkungen, daß es allen Liebhabern ästhetischer Studien empfohlen zu werden verdient. H. Brämse.

T. **Die wissenschaftliche Erforschung der Weihnachtsinsel.** Mitten im Indischen Ozean, etwa 400 km südlich von der Westspitze der Insel Java, liegt ein einsames Eiland, das die Engländer zu ihrem Besitze zählen, die Weihnachtsinsel (Christmas-Island), nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen, gänzlich unbewohnten Insel, die einst von Cook auf seiner Weltreise im Stillen Ozean entdeckt wurde. Wie wir vor einiger Zeit berichteten, wurde unter der Führung von C. W. Andrews und auf Kosten des britischen Naturforschers John Murray eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung dieses in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Erdtheilchens entsandt. Nach einer Abwesenheit von etwa 15 Monaten ist Andrews nunmehr zurückgekehrt und hat außerordentliche Dinge von seinen dortigen Forschungen zu berichten. Dieselben waren in ganz ungewöhnlichem Grade erschwert. Die Insel ist bis 400 m hoch und so dicht mit riesigem Urwald aus Bäumen und Buschwerk bestanden, daß die wenigen Bewohner der Insel noch niemals über 1 km weit von der Küste aus in das Innere vorgedrungen sind. Das einzige erreichbare Trinkwasser wird von einer Quelle an der Küste geliefert und mußte also von dort in das Innere mitgenommen werden, was wegen der Steilheit der Abhänge und Felsklippen außerordentlich schwierig war. Mit Hülfe aller ihm zu Gebote stehenden Mittel konnte Andrews nicht mehr als 3 km täglich zurücklegen (die Insel ist 23 km lang und 13 km breit). Die Einwohnerschaft des Ländchens an Thieren ist außerordentlich interessant, da sie gar nicht durch den Menschen in ihrer Entwicklung beeinflußt wurde, zum Theil machte sie sich aber sehr unangenehm bemerkbar. Namentlich waren die vielen großen Landkrabben und Ratten eine wahre Plage für den Forschungsreisenden. Andrews mußte oft ohne Zelt im Freien schlafen und seine Zehen so gut als möglich gegen die Scheeren der Krabben schützen, während sein Körper von Hunderten von Ratten überlaufen wurde. Eine der merkwürdigsten Eigenschaften der dortigen Thierwelt ist ihre Kletterkunst. Da dieselbe den Thieren zum Lebensunterhalt unbedingt nothwendig zu sein scheint, so haben sogar die Ratten und Krabben das Turnen an den Bäumen und Schlingpflanzen zu einer Fertigkeit entwickelt, wie man sie sonst nur bei den Affen und Spechten zu bewundern gewohnt ist. Andrews hat reiche Sammlungen aus der dortigen Lebewelt mitgebracht, besonders auch aus der Klasse der Insekten. Die Geologie der Insel ist nicht weniger interessant. Der innere Kern ist vulkanisch, ursprünglich muß aber die Insel lediglich aus einem Korallenriff bestanden haben, dessen Ueberreste noch jetzt die Spitze des Eilandes einnehmen und also von der aufdringenden vulkanischen Masse in die Höhe gehoben sein müssen. Später wurde die Insel von neuen Korallenbauten umgürtet, woraus zu schließen ist, daß die Hebung allmählich geschah. Dem Vortrag des Forschungsreisenden bei der nächsten Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft wird mit großer Spannung entgegengesehen, zumal derselbe durch 400 Photographien illustrirt sein wird.

* **Posen,** 18. Sept. XXIV. **Deutscher Juristentag.** (Dritter Bericht.) „Empfiehlt es sich zum **Schutze der Bauhandwerker** die Ertheilung der Bauerlaubniß an den Unternehmer von einer durch diesen zu bestellenden Sicherheit (oder Sicherheitshypothek) abhängig zu machen?" — lautete der erste Berathungsgegenstand in der ersten unter dem Vorsitz des Landgerichtspräsidenten Thomsen (Münster i. Westf.) tagenden Abtheilung des Juristentags. Zu dieser Frage haben sich in Gutachten geäußert Justizrath Dr. Eckels (Göttingen) und Landgerichtsrath Thiaius (Berlin). Der erste Referent, Geh. Justizrath Prof. Dr. **Brunner** (Berlin), führte u. a. aus: In den letzten 10 Jahren sei eine lebhafte Agitation zugunsten der Bauhandwerker im Gange. Namentlich verlange man seit 1894, in welchem Jahre zahlreiche Selbstmorde von Bauhandwerkern vorgekommen seien, allgemein einschneidende gesetzliche Maßnahmen zum Schutze des Bauhandwerks. Im preußischen Justizministerium lägen gegenwärtig fünf Entwürfe vor. Die Hauptschwierigkeit bereite die Frage, wie die Sicherheit der Grundeigenthümer in Verbindung zu bringen sei mit dem Schutze der Bauhandwerker. Geheimrath Eckels habe in seinem Gutachten den bekannten Antrag Waldrecht befürwortet, nach welchem jeder Eingriff in die Grundrechte vermieden werden müsse. Der Antrag Waldrecht wolle weiter die Ausführung eines Baues abhängig gemacht sehen von einer

behördlichen Bauerlaubniß, welche erst nach Einholung eines Gutachtens seitens eines einzurichtenden Bauschöffenamts ertheilt werden könne, das bei irgend welchen Bedenken über die Zahlungsfähigkeit und Tüchtigkeit der Bauführer eine Kaution verlangen könne. Außerdem sollen das Grundstück als solches und der Bauherr persönlich für alle Bauarbeiten haften. Im preußischen Abgeordnetenhause seien zu diesem Antrag einige Abänderungen gemacht worden. Es lägen ferner Entwürfe zu einem Reichsgesetz und einem preußischen Ausführungsgesetz vor, zu welchen das Staatsministerium noch nicht Stellung genommen habe und Gutachten abwarte. Diese Entwürfe wollen nur eine Beschränkung unter gewissen Bedingungen einführen und es den Landesbehörden überlassen, ob sie Bauvermerke einführen wollen. Nach der baupolizeilichen Abnahme soll dann dem Handwerker noch 6 Monate Frist gewährt werden, in welcher er seine Forderungen anmelden könne. Seien keine Forderungen angemeldet, so werde der Vermerk gelöscht. Sonst aber werden die Bauhypotheken als Sicherheitsposten amtlich eingetragen, ohne daß die einzelnen Namen besonders aufgeführt werden. Materiallieferungen werden nicht als Bauhypotheken gerechnet, auch nicht Forderungen der Handwerker, welche nicht direkt mit dem Eigenthümer kontrahirt haben. Diese Entwürfe seien im allgemeinen ganz empfehlenswerth. Man habe vielfach Bedenken gegen die Taxirungen der Bauschöffen erhoben, weil diese nicht immer unparteiisch sein würden. Auch die bedingte Vorrechtshypothek sei nicht empfehlenswerth. Dagegen empfehle er (Redner) die Einführung von Differenzkautionen, welche bei etwaigem Zwangsverkauf als ein Theil des Erlöses behandelt werden könnten. Der Gesetzentwurf würde zwar nicht alle Uebelstände mit einemmale beseitigen können, er bringe jedoch auf dem Gebiete des Schutzes der Bauhandwerker wesentliche Verbesserungen. (Lebhafter Beifall.) Redner empfahl schließlich folgende Anträge: „1. Es empfiehlt sich zum Schutze der Baugläubiger, in Neubaubezirken die Bauerlaubniß von der Eintragung eines Bauvermerks in das Grundbuch abhängig zu machen, an den die Sicherung der Bauforderungen zu knüpfen ist. 2. Ueberschreiten die vor dem Bauvermerk eingetragenen Belastungen der Baustelle den schöffenamtlich taxirten Baustellenwerth, so ist in der Höhe der Differenz eine Kaution zur Sicherung der Bauforderungen zu leisten. 3. Sind die Verträge mit den Bauhandwerkern und Arbeitern nicht im Namen oder für Rechnung des Bauherrn geschlossen, so können jene durch wirksame Anmeldung ihrer Ansprüche ein Pfandrecht an den angemeldeten Bauforderungen des Vormanns erwerben und die Auszahlung seiner nicht angemeldeten Forderungen sperren." — Der Korreferent Geh. Justizrath Wilke (Berlin) ist mit Prof. Brunner in vielen Punkten einverstanden. Allerdings erscheine es ihm fraglich, ob nicht durch ein derartiges Vorgehen den Bauhandwerkern mehr geschadet als genutzt werde, weil dadurch die Bauthätigkeit gestört werde. Was habe der Bauhandwerker davon, wenn er zwar geschützt sei, aber nichts zu thun habe? An den Walbrecht'schen Anträgen tadelt Redner den Vorschlag, daß die Bauschöffen festsetzen sollen, wie viel ein Gläubiger auf ein Grundstück leihen könne. Das sei Sache des Gläubigers. Redner wünscht, daß die Eintragung von Baugeldern erst nach 2—3 Jahren gelöscht werde, damit der Bauhandwerker eventuell Gelegenheit habe, selbst die Subhastation herbeizuführen. Von den Anträgen des Referenten will Geheimrath Wille den zweiten Absatz gestrichen sehen. — Kreisgerichtsrath a. D. Dr. Hilse ist auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen als Syndikus des „Vereins der Baugewerksmeister" gegen beide Vorschläge. Der Bauschwindel habe seine Ursachen in der Freizügigkeit, dem Hypothekenschwindel und der Gewerbefreiheit. Die Bauhandwerker hätten selbst die größte Schuld an dem Grassiren dieses Schwindels. Redner stellt folgenden Antrag: „Es empfiehlt sich weder das Einrichten eines Baugeldamts oder eines Bauschöffenamts oder einer bevorrechtigten Baugläubiger-Hypothek, vielmehr bloß die Eintragung eines Bauvermerks in der zweiten Abtheilung des Grundbuchs, für welchen zu einem Bau die Erlaubniß nachgesucht und ertheilt wurde, und zwar ist dieselbe von Amts wegen vor Aushändigung des Scheins dahin zu beantragen, daß das Grundstück im Bau begriffen sei, auch mit der Wirkung auszustatten, daß alle Rechtshandlungen des eingetragenen Eigenthümers, welche eine Veräußerung oder Verpfändung des Grundstücks, bezw. eine Abtretung der Baugeldhypothek betreffen, sowie die Zahlungen aus der letzteren den Baugläubigern gegenüber so weit rechtsunverbindlich bleiben, als sie nicht zur Tilgung fälliger Bauforderungen Verwendung finden; endlich 3 Monate nach stattgehabter Gebrauchsabnahme von Amts wegen zur Löschung zu bringen, wenn der Bauvermerk nicht durch Verfügung des Prozeßrichters aufrechterhalten wurde." Justizrath Breul (Leipzig) pflichtet dem Antrag Hilse bei, hat aber das Bedenken, daß derselbe die Frage nicht löse, welche Reihenfolge bei Auszahlungen der Baugelder einzuhalten sei. Reichstagsabgeordneter Rechtsanwalt Beckh (Nürnberg): Der Antrag Walbrecht wolle staatliche Bevormundung. Wir haben schon genug davon. Er sei deßhalb dagegen. Der Antrag Hilse bewege sich innerhalb des Privatrechts und berühre keine öffentlichen Gesichtspunkte. Reichstagsabgeordneter Geh. Justizrath Prof. Dr. Enneccerus (Marburg): Der Antrag Hilse genüge in dieser Fassung nicht und bereite nur allen Betheiligten Schwierigkeiten. Im Antrag Brunner beantrage er den Schlußsatz, welcher die Sperrung der Baugelder betreffe, zu streichen. Landgerichtsrath Albinus (Posen) wendet sich gegen die Absätze 2 und 3 des Antrags Brunner, die noch nicht spruchreif seien. Nachdem sich auch Prof. Dr. Brunner im Schlußwort gegen die Hilse'schen Vorschläge ausgesprochen hatte, wurden diese zurückgezogen. Von den Anträgen Brunner wurden dann Absatz 1 und 3 angenommen, in letzterem wurden jedoch die letzten Worte: „und die Auszahlung seiner nicht angemeldeten Forderungen sperren", gestrichen, Absatz 2 wurde abgelehnt.

In der dritten Abtheilung gelangte weiter die Frage zur Verhandlung: „Soll zur Verjährung der Strafverfolgung der bloße Ablauf einer gesetzlich bestimmten Frist seit Verübung der Strafthat genügen, oder soll diese Verjährung auch noch an andere Bedingungen geknüpft werden?" Der Referent, Landgerichtsdirektor Dr. Felisch (Berlin), beantragt hiezu: „Der seit Verübung einer Strafthat erfolgte Ablauf einer gesetzlich bestimmten Frist genügt zur Verjährung der Strafverfolgung. Doch empfiehlt sich eine Verkürzung der Verjährungsfrist für den Fall, daß der Thäter den durch seine strafbare Handlung verursachten Schaden ersetzt hat, sowie ein Endtermin für unterbrochene Verjährungsfristen." Die heutige Form der Verjährung der Strafverfolgung nach einem bestimmten Zeitablauf müsse beibehalten werden. Von sozialpolitischen Gesichtspunkten aus empfehle sich die Verkürzung für den Fall des Ersatzes des durch die That zugefügten Schadens. Als unhaltbar habe sich der jetzige Zustand der Erneuerung des Strafvollzugs, welche jede Verjährung unmöglich mache, erwiesen. Hier müsse durch die Festsetzung eines Endziels eine Aenderung geschaffen werden. Jetzt hänge es von der Aufmerksamkeit eines Bureaubeamten meistens ab, ob durch eine Erneuerung des Steckbriefs ꝛc. die Verjährungsfrist unterbrochen werde. Wenn das Gesetz einmal nach einem bestimmten Zeitpunkt eine Verjährung angenommen habe, so müsse das auch zur Durchführung gelangen. — Der Korreferent Oberreichsanwalt Hamm (Leipzig) führt aus: Die Verjährung beruhe nicht auf rechtlichen, sondern auf kriminalpolitischen Gründen. Es sei nöthig, daß nach einer bestimmten Frist die Vergangenheit eines Mannes nicht aufgerührt werde, der sich bis dahin gut geführt habe, wofür schon der Ablauf der Frist, ohne daß er von neuem mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gerathen sei, in der Regel den Beweis liefere. Deßhalb sei er prinzipiell gegen jede Einschränkung der Verjährungsfrist. Die vom Referenten verlangte Bedingung des Schadenersatzes für eine Verkürzung der Verjährung stehe nicht im Einklang mit unseren kriminalpolitischen Grundsätzen. Der Schadenersatz sei eine Angelegenheit der Zivilansprüche. Die Unterbrechung der Verjährung bedeute eine Konzession an diejenigen, welche seinerzeit Gegner der Verjährung waren. Dadurch sei aber die Verjährung zu einer bloßen Farce geworden. Die Verjährung sei unmöglich, wenn der Beamte oder Decernent gut aufpasse. Dann wäre es schon weit richtiger, die Verjährungsfrist hinauszuschieben, aber nicht die fortwährende Unterbrechung bestehen zu lassen. Er gebe dem Juristentag anheim, ob er nicht diese Frage in einem besonderen Verhandlungspunkt bei der nächsten Tagung behandeln wolle. — Erster Staats-

anwalt Isenbiel (Posen) glaubt, daß die von dem Referenten gemachte Unterscheidung zwischen geleistetem Schadenersatz und anderen Fällen nicht vereinbar sei mit den Grundsätzen der Rechtsgleichheit. Diese Bestimmung würde eine Bevorzugung der Reichen gegenüber den Armen bedeuten. Wie solle der Schadenersatz überhaupt festgesetzt werden? Es handle sich nicht bei allen Strafthaten um einen verursachten Schaden. Wie solle z. B. bei einer Verletzung der Wehrpflicht der Schadenersatz festgestellt werden? Dem Korreferenten müsse er widersprechen, daß die Frage der Unterbrechung der Strafverfolgung besonders behandelt werden müsse. Er wüßte keine wichtigere Frage als diese. Der fortgesetzten Unterbrechung, welche die gesetzliche Bestimmung der Verjährungsfrist zu einer Absurdität mache, müsse ein Ziel gesetzt werden. Uebrigens hänge die Erneuerung der Verfügungen nicht von dem Wohlwollen der Beamten ab, denn diese hätten eine schwere Pflicht zu erfüllen, auf deren Nichtberücksichtigung Zuchthausstrafe stehe. Er beantrage daher in den Antrag einzufügen: „Auch empfiehlt sich ein Endtermin für unterbrochene Verjährungsfrist." — Dr. Felisch entgegnet: Eine Bevorzugung der Reichen komme mit seinem Vorschlag wohl kaum in Frage, da die Zahl der Reichen unter den Verurtheilten sehr gering sei. Die Praxis gebe die Möglichkeit der Feststellung des Schadens und er halte es für einen sozialpolitischen Fortschritt, wenn auf den Ersatz des Schadens auch strafrechtlich hingewirkt werde. Die Bedingung für die Verkürzung der Verjährung solle durchaus nicht eine Verjährung der Strafvollstreckung selbst, sondern nur eine Verkürzung der gesetzlich gegebenen Frist der Verjährung bedeuten. — Die Abtheilung lehnte es ab, die Verjährungsfrist von dem Ersatz des Schadens abhängig zu machen. Im übrigen wurde der Antrag Felisch angenommen, der nunmehr folgende Fassung hat: „Der seit Beendung der Strafthat erfolgte Ablauf einer gesetzlich bestimmten Frist genügt zur Verjährung der Strafverfolgung. Es empfiehlt sich ein Endtermin für unterbrochene Verjährungsfristen."

Die zweite Abtheilung, in der Justizrath Wehrs (Gießen) den Vorsitz führte, erörterte zunächst die Frage, ob sich die Einführung eines Heimstättenrechts, insbesondere zum Schutze des kleinen Grundbesitzes gegen Zwangsvollstreckung, empfehle. Nach längerer Debatte kam die Abtheilung zu einer Verneinung dieser Frage. — Der folgende Punkt betraf die Frage: Ist die reichsgerichtliche Regelung des Hypothekenbankwesens und die der gemeinsamen Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen zu empfehlen? Hiezu wurden folgende vom Referenten, Justizrath Dr. Riesser (Berlin), vorgeschlagenen Anträge, nachdem auch Justizrath Goldschmidt (Berlin) dafür gesprochen hatte, angenommen: „1. Eine reichsgesetzliche Regelung des Hypothekenbankwesens und der gemeinsamen Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen ist dringend empfehlenswerth. 2. Die in diesen beiden Materien seitens des Reichsjustizamtes ausgearbeiteten und veröffentlichten Gesetzentwürfe bilden unbeschadet des auf dem Gebiete der Schuldverschreibungen (Obligationen) auch nach anderen Richtungen vorliegenden Kodifikationsbedürfnisses und vorbehaltlich der gegen einzelne Vorschriften zu erhebenden Bedenken eine gute und sachgemäße Grundlage für das gesetzgeberische Vorgehen. 3. Von den geltend zu machenden Bedenken sind zum Entwurf eines Hypothekenbankgesetzes nachstehende hervorzuheben: a) die Aufsicht über die Hypothekenbanken sollte dem Reiche übertragen und nicht den Landesregierungen überlassen werden; b) mindestens aber sind die Anweisungen über die Werthsermittelungen der zu beleihenden Grundstücke oder Kleinbahn-Unternehmungen von dem Bundesrath oder von einer durch letzteren zu bestellenden Zentralbehörde zu erlassen."

* **Berlin.** Nachdem jetzt die Neuordnung der Besoldungen der Universitätsprofessoren im wesentlichen durchgeführt ist, hat, wie die „Nationalzeitung" hört, der Kultusminister den Universitäten einen bereits im Oktober v. J. ergangenen königlichen Erlaß mitgetheilt, wonach die bekannten Bestimmungen bezüglich des Honorarabzugs nunmehr in die Universitätsstatuten aufzunehmen sind. Damit sind diese Vorschriften für jeden neu eintretenden Professor verbindlich, ohne daß es wie bisher einer besonderen Feststellung für jeden einzelnen Fall bedarf. Außerdem ist in dem Erlasse noch die Befugniß des Ministers zur Festsetzung von Höchstbeträgen und zu Anordnungen über Stundung und Erlaß der Vorlesungshonorare näher festgestellt worden, wie dies bei den Verhandlungen über die Professoren-Besoldungsvorlage im Abgeordnetenhause angeregt war.

* **Wien.** Am 13. d. M. fand sich eine Deputation von Gelehrten und Förderern der Wissenschaft im archäologischen Institut ein, um Hofrath Benndorf zu seinem 60. Geburtstag zu beglückwünschen. Im Namen des Komitees theilte Dr. Masner mit, daß eine Festschrift zu Ehren des Jubilars in Vorbereitung sei, deren Fertigstellung nur dadurch hinausgeschoben werden mußte, weil die Betheiligung außergewöhnlich groß gewesen sei. In seiner Antwort betonte der gefeierte Gelehrte, daß die Ehrung durch eine Festschrift für ihn die größte Freude sei, viel weniger um seiner selbst als der Sache willen, weil dadurch bekundet werde, daß die Alterthumswissenschaft, von der die Archäologie ja nur ein Theil sei, nunmehr im österreichischen Staatsorganismus eine gesunde Zelle sei.

* **Prag.** Der mit Titel und Charakter eines außerordentlichen Universitätsprofessors bekleidete Privatdozent Dr. Adolf Hauffen ist zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur an der deutschen Universität in Prag ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Heinrich Walther: Leitfaden zur Pflege der Wöchnerinnen und Neugeborenen. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1898. — Dr. Franz Völker: Bismarcks Politik in den Jahren 1864 und 1866. Dargestellt auf Grund des Sybel'schen Werkes. Die Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I. Gotha, F. A. Perthes 1898. — Dr. Georg Neumann: Kommentar zu den Zivilprozeßgesetzen vom 1. August 1895. 13. Lieferung. Wien, Manz 1898. — Dr. Hugo Riemann: Geschichte der Musiktheorie im 9. bis 19. Jahrhundert. Leipzig, Max Hesse 1898. — Großer Volkskalender des Lahrer Hinkenden Boten für 1899. Lahr, J. H. Geiger, M. Schauenburg 1898.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Kell in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Geschichte von Monaco.[1]

M. L. Wenn der Meister sich erst in der Beschränkung zeigt, dann ist Hr. Gustav Saige, der Verfasser einer Geschichte von Monaco, ein großer Meister, denn mit wunderbarem Geschick hat er es verstanden, in seinem über 500 Seiten starken Buche das Wichtigste im kleinen Fürstenthum, die nie versiegende Quelle seines Reichthums, zu verschweigen. Nur ganz flüchtig erwähnt er, daß Fürst Karl III., um die dem Ländchen fehlende Industrie zu ersetzen, im Jahre 1858 die Errichtung eines „Casino nach dem Muster jener, welche damals den Wohlstand mehrerer Städte Deutschlands begründeten“, gnädigst gestattete. Eine Seite später erzählt er uns dann noch, daß, nachdem mehrere Unternehmer bei diesem Geschäfte schlecht gefahren waren, erst die Erwerbung der Konzession durch Hrn. Blanc im Jahre 1863 diese „Industrie“ und damit das ganze Fürstenthum zum Floriren brachte. Was für eine Industrie das war, wird nicht gesagt, aber da von einer Konzession die Rede ist, so muß es wohl eine mit besonderer Vorsicht zu betreibende, gefährliche Industrie sein. Und in der That soll sie auch schon mehr als einem Menschen das Leben gekostet haben und die „Kugeln“, mit denen diese Industrie „nach dem Muster mehrerer Städte Deutschlands“ betrieben wird, verursachen mitunter an Körper und Vermögen der Besucher des Casino ärgere Verwüstungen als die gefährlichsten Explosivgeschosse.

Aber abgesehen von dieser sittsamen Verschleierung des wahren Charakters der Hauptindustrie Monaco's ist das Werk Saige's eine recht fleißige und gewissenhafte, fast durchaus auf archivalischer Forschung beruhende Arbeit, gewissermaßen ein Auszug aus den über 1500 Seiten starken Einleitungen zu den von ihm herausgegebenen, noch nicht zum Abschluß gebrachten Documents historiques relatifs à la Principauté de Monaco. Die Publikation dieser historischen Dokumente, deren älteste aus dem 12. Jahrhundert datiren, hat im Auftrag und auf Kosten des Fürsten Karl III. im Jahre 1885 in Monaco begonnen. Und hier sei mir jetzt, wo die „Falken der schwarzen Berge“ wieder sehr großmäulig werden, eine kleine Abschweifung erlaubt, um den Unterschied zwischen romanischer Zivilisation und slavischer Halbbarbarei hervorzuheben: Monaco hat ja manche Aehnlichkeit mit Montenegro. Wie dieses hat es Jahrhunderte lang seine Unabhängigkeit zwischen mächtigen Nachbarn zu erhalten gewußt, bald von dem einen, bald von dem andern dieser Nachbarn Geschenke und Belohnungen annehmend, aber stets dafür auch etwas leistend und ohne jeden Größenwahn stets dem Schützer und Wohlthäter Respekt bezeigend und Treue bewahrend, solange seine Lebensinteressen es gestatteten. Monaco hatte im vorigen Jahrhundert mit Mentone und Roccabruna (was ja fast gleichbedeutend mit Montenegro ist) auf 15 qkm eine Bevölkerung von 6000 Seelen, also viel mehr als der beschränkte felsige Boden ernähren konnte; aber anstatt sich mit Hammelstehlen und Ohrenabschneiden zu beschäftigen, suchten sie durch intensive Kultur das, was ihnen an Boden fehlte, zu ersetzen, und es sollen ihnen die Oelbäume ein jährliches Erträgniß von mehr als einer Million Francs geliefert haben. Der Meerzoll, den sie in früheren Jahrhunderten ungefähr wie Dänemark den Sundzoll erhoben, hatte freilich keinen rechtlichen Ursprung, und die Einkünfte aus der Spielbank sind vielleicht nicht viel moralischer als das Viehstehlen. Aber alles dieses floß ja in die Kassen des Fürsten, nicht in die des Volks, und im Trente et quarante und an der Roulette verliert doch nur der sein Geld, welcher freiwillig ins Casino geht.

Was aber Monaco noch mehr von dem schon vor den letzten Acquisitionen zehnmal größeren Montenegro unterscheidet, ist, daß es eine vielhundertjährige Geschichte und Archive hat, daß es schon vor Jahrhunderten Prachtbauten und Kunstschätze besaß. Eine Druckerei, in der auch eine Zeitung gedruckt wurde, ward dort erst im vorigen Jahrhundert errichtet; das Jahr gibt Hr. Saige nicht an und er erzählt uns leider auch nichts von den weiteren Schicksalen des Courrier de Monaco. Ueberhaupt ist sein mit vielen Münzabbildungen und Portraits der Herrscher Monaco's geziertes Buch mehr eine Geschichte der Dynastie Grimaldi als des von ihr beherrschten Völkchens. Es fanden sich manche recht tüchtige Leute in der Familie, die übrigens zweimal im Mannesstamm ausgegangen ist und jetzt nur durch die weibliche Linie vertreten ist, aber einen genialen Mann hat sie nicht hervorgebracht. Daß sie bis Ende des vorigen Jahrhunderts neben vielen anderen Duodezstaaten Italiens, bald unter dem Schutze Spaniens, bald unter dem Frankreichs ihre Selbständigkeit erhalten konnte, ist noch kein Beweis von besonderer staatsmännischer Geschicklichkeit. Schon im Jahre 1793 der französischen Republik einverleibt, hat Monaco freilich nach dem Sturze Napoleons im Jahre 1815 seine Unabhängigkeit wiedererlangt, während manche ansehnliche Staaten, darunter auch sein mächtiger Nachbar und ehemaliger Beherrscher, die Republik Genua, noch größeren Staaten einverleibt wurden. Aber diese ausnahmsweise Gunst hatte es nur den freundschaftlichen Beziehungen des Fürsten Joseph Grimaldi zu Talleyrand zu verdanken. Auch war die Unabhängigkeit keine ganz vollständige. Wie Monaco bis zur Revolution unter französischer Protektion stand, so wurde es jetzt unter das Protektorat des Königreichs Sardinien gestellt, das dort eine Garnison installirte und sich auch sonstige Vortheile sicherte.

So ergab sich das merkwürdige Resultat, daß nach so vielen Umwälzungen, selbst nach der Gründung des Königreichs Italien die zwei kleinsten Staatengebilde der Halb-

[1] Monaco, ses origines et son histoire, d'après les documents originaux par *Gustave Saige*, correspondant de l'Institut. Paris, Hachette et Cie. 1897.

insel, die Republik San Marino und das absolut monarchisch regierte Fürstenthum Monaco, ihre Unabhängigkeit behielten. Und auch die Republik auf hohem Berge war nahe daran, eine Spielbank zu bekommen.

Es lohnt sich daher wohl der Mühe, nach den Ursachen dieser zähen Lebenskraft in der älteren Geschichte des Fürstenthums zu suchen, wie sie uns Hr. Saige in seinem Buche erzählt. Sollte sie dem Herkules zu verdanken sein, dem die ältesten Sagen die Gründung Monaco's zuschreiben? Berichtet doch noch Ammianus Marcellinus (lib. XV. 10): Thebaeus Hercules . . . Monoeci similiter arcem et portum ad perennem sui memoriam consecravit. In der That ist aber Monaco nicht von Herkules, sondern von den Phöniziern gegründet worden unter dem Namen ihres Gottes Melkarth, den man im Alterthum mit Herkules identifizirte, und der Name (portus) Herculis Monoeci ist eine Uebersetzung des phönizischen Melkart Menoach, des Ruhe (oder Trost) schaffenden Stadtkönigs. Aus derselben Wurzel leitet die Bibel den Namen Noahs als Trostbringer ab, der aber auch der älteste Seefahrer und Schiffbauer ist.

Die Italiener nennen München zur Unterscheidung Monaco di Baviera; ob man an der Isar mit obiger Etymologie zufrieden sein oder sich lieber an den Mönch halten wird, weiß ich nicht. Und ebenso weiß ich nicht, ob die vielen im Gebiete von Monaco gefundenen punischen Münzen aus uralter Zeit stammen, ob sie von den Truppen Hannibals verloren oder von römischen Soldaten bei der Plünderung Karthago's erbeutet wurden. Ueberhaupt ist von den Schicksalen Monaco's unter römischer Herrschaft sehr wenig bekannt. Ebenso weiß man aus späterer Zeit nur, daß sich Sarazenen in der Gegend einnisteten, von wo sie ihre Raubzüge bis Piemont ausdehnten. Erst gegen Ende des 10. Jahrhunderts wurden sie von dort vertrieben, und Monaco gehörte nun zur Provence, bis Kaiser Heinrich VI. es 1191 den Genuesen, die schon lange ein Auge darauf geworfen hatten, zu Lehen gab. Ein halbes Jahrhundert später trat auch der Graf von Provence den Genuesen seine Rechte auf das von ihnen inzwischen befestigte Monaco ab. Und wieder nach einem halben Jahrhundert (1297) bemächtigten sich die aus Genua verjagten Guelfen unter Francesco Grimaldi des Platzes, von wo aus sie mit ihren Schiffen die ghibellinischen Hafenplätze Norditaliens, ja selbst die Cataloniens beunruhigten. So sehen wir gerade vor 600 Jahren die Grimaldi eine Rolle in Monaco spielen; aber sie dauerte nicht lange, denn schon 1391 mußten sie die Stadt wieder den Genuesen zurückgeben.

In den folgenden Jahren begannen die Grimaldi an Einfluß in Monaco zu gewinnen, während die Monagasken an den Parteikämpfen Genua's und an den Händeln zwischen Guelfen und Ghibellinen lebhaften Antheil nahmen. Es geschah dies vorzüglich durch ihre Flotte, und ihre Piratenschiffe waren weit und breit gefürchtet. Einen galanten Korsarenkapitän aus Monaco hat Boccaccio in der zwanzigsten Novelle des Decameron verewigt. Im Jahre 1357 wurde Monaco wieder von den Genuesen erobert und der Macht der Grimaldi ein Ende bereitet. Nur Mentone und Roccabruna, die Karl Grimaldi durch Kauf erworben hatte, blieben im Besitze der Familie. Nach mannichfaltigen Wechselfällen erlangte Monaco am Anfange des 15. Jahrhunderts seine volle Unabhängigkeit von Genua wieder, um schon 1419 unter die Herrschaft der drei Brüder Ambrosius, Anton und Johann Grimaldi zu gelangen. Auf welche Weise dies geschah, erzählt Saige nicht, und es hat auch keine Wichtigkeit, da die Herrschaft nur 9 Jahre dauerte und schon 1429 der des Herzogs von Mailand Platz machen mußte. Im Jahre 1441 gelangte Johann Grimaldi, dessen Brüder inzwischen gestorben waren, wieder in den alleinigen Besitz von Monaco, und von da an kann man dessen wahre Unabhängigkeit datiren, obwohl sie vom Herzog von Savoyen erst 1489, von Spanien 1494 und vom König von Frankreich gar erst 1512 anerkannt wurde.

Dagegen hatte Johann Grimaldi für seine Hälfte von Mentone und Roccabruna schon 1448 die Oberherrschaft des Herzogs von Savoyen anerkennen müssen, während die andere Hälfte im unabhängigen Besitze anderer Glieder der Familie blieb. Infolge weiterer Theilungen befand sich Lambert, einer ihrer Erben, 1457 im Besitze von zwei Dritteln dieser Hälfte, das heißt von vier Zwölfteln des ganzen Gebiets von Mentone und Roccabruna. Inzwischen war Catalan Grimaldi, der Besitzer von Monaco und der Hälfte von Mentone und Roccabruna, gestorben, ohne Söhne zu hinterlassen. Seine Tochter Claudine heirathete den erwähnten Lambert, wodurch Monaco an die Nebenlinie gelangte, die somit auch zehn Zwölftel von Mentone und Roccabruna in ihrer Hand vereinigte. Zwanzig Jahre später kaufte Lambert noch ein elftes Zwölftes dazu und erkannte den Herzog von Savoyen als seinen Lehnsherrn für alle elf, während ein Zwölftel — man kann sich denken, was für riesiger Besitz das war — unter Lukas Grimaldi unabhängig blieb. Und so blieb es auch, als es 1491 von Lambert hinzugekauft wurde, um das Dutzend voll zu machen. Das Verhältniß zu Savoyen ist im Laufe der Jahrhunderte oft getrübt, die Oberherrschaft wiederholt abzuwerfen versucht worden, aber noch 1816 mußte Fürst Honoré IV. für Mentone und Roccabruna in Turin den Lehenseid und die Huldigung dem König Victor Emanuel I. leisten. Mit Nizza sind dann die beiden Orte durch Volksabstimmung und Cession des Fürsten Karl III., der dafür eine Entschädigung von ein paar Millionen Francs erhielt, an Frankreich gekommen.

Nachdem wir uns von den zwei zu Rechenaufgaben so geeigneten Städtchen befreit haben, kehren wir nach der Haupt- und Residenzstadt Monaco zurück, wo es in der Renaissancezeit an den landesüblichen Fürstenmorden nicht fehlte. Im Jahre 1505 wurde Johann II. von seinem Bruder Lucian ermordet, der ihm in der Regierung nachfolgte, und 18 Jahre später wurde dieser Lucian von Bartholomäus Doria, dem Sohne seiner Schwester, umgebracht. Dieser gelangte zwar dadurch nicht, wie er beabsichtigt hatte, in den Besitz Monaco's, aber straflos ist er mit seinen Spießgesellen ausgegangen. Im Jahre 1694 wurde wieder Fürst Herkules I. ermordet, merkwürdigerweise nicht von einem aus der Familie, sondern von einigen mit seiner tyrannischen Regierung unzufriedenen Unterthanen.

Noch in anderer Beziehung ähnelten die Beherrscher Monaco's den anderen, mächtigeren Fürsten Italiens, in der Anlehnung bald an Spanien, bald an Frankreich. Doch muß es zu ihrer Ehre gesagt werden, daß sie lange Treue hielten und nicht oft den Protektor wechselten. So schloß Fürst Augustin 1524, von Frankreich abfallend, einen Vertrag mit Spanien, in welchem ihm eine Subvention im Kriegsfalle und andere Vortheile zugesichert wurden. Auch erhielt er von Kaiser Karl V. den Titel eines kaiserlichen Raths mit gutem Gehalt. Der kleine, aber wohlbefestigte, zwischen Genua und dem Gebiet des Herzogs von Savoyen eingekeilte Hafenplatz scheint eben für die Großmächte auch von Werth gewesen zu sein, und man ließ es sich gern etwas kosten, um jederzeit über ihn verfügen zu können.

Indessen fand Augustin, daß ihm die spanische Allianz nicht die erwarteten Vortheile brachte, und begann kurz vor seinem 1532 erfolgten Tode wieder im geheimen mit Frankreich zu unterhandeln. Unter seinen Nachfolgern wechselten den Spaniern offen geleistete treue Dienste mit geheimen Unterhandlungen mit Frankreich ab, die erst 1549 ganz abgebrochen wurden. Monaco gerieth in immer größere Abhängigkeit von Spanien und schließlich fanden die Spanier,

daß es für sie vortheilhafter sei, anstatt den Grimaldi Subsidien zur Unterhaltung ihrer „Armee“ zu zahlen, Monaco mit ihren eigenen Truppen zu besetzen. Der Vormund des minderjährigen Honorius II. mußte seine Einwilligung geben. Am 7. März 1605 rückten einige hundert spanische Soldaten in Monaco ein und entwaffneten die Einwohner. Das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, nahmen sie den Unterthanen nebst den Waffen auch die Rechte. Das sogenannte Parlament, das bisher Einfluß auf die Regierung gehabt hatte, wurde abgeschafft, und die Grimaldi konnten nun absolutistisch regieren, soweit es die Herren Spanier gestatteten. Aber bald gestaltete sich ihre Protektion und Freundschaft für den Fürsten gar drückend; mußte er doch, anstatt Subsidien zu erhalten, sogar den Sold für die spanische Besatzung zahlen, denn die Besitzer der Silberminen von Peru sind stets in Geldnöthen gewesen. Für das, was er an Macht und Einkommen verloe, sollten ihn Ehren und leere Titel entschädigen. Honorius II. erhielt das goldene Vließ und nahm den Titel Fürst nun auch in öffentlichen Urkunden an, endlich warf er den Familiennamen weg und nannte sich seit 1619 nur mit seinem Taufnamen.

Abee auf die Länge fanden die praktischen Grimaldi keine Befriedigung in bloß äußerem Schein und begannen daher 1631 wieder im geheimen mit Frankreich zu unterhandeln. Das Resultat war der 1641 geschlossene Vertrag von Peronne, welcher anderthalb Jahrhunderte lang die Beziehungen zwischen dem großen Königreich und dem Miniaturfürstenthum regelte. Die Freiheit und Unabhängigkeit des letzteren wurde von Frankreich garantirt, die Festung von französischen Soldaten besetzt, deren Offiziere aber dem Fürsten als erblichem Gouverneur Treue zu schwören und sich in die Angelegenheiten des Ländchens nicht einzumischen hatten. Der Fürst erhielt ein Herzogthum, ein Marquisat und eine Grafschaft in Frankreich mit einem Gesammteinkommen von 25,000 Thaler und hohe französische Orden statt des goldenen Vließes, das er zurückschicken mußte. Noch bevor die Franzosen eintrafen, bewaffnete er einen Theil seiner Unterthanen, überfiel mit ihnen die trunken gemachten spanischen Soldaten, entwaffnete sie nach kurzem Kampfe und jagte sie aus der Stadt. Die Spanier mußten sich die Ohrfelge des Duodezfürsten gefallen lassen, waren sie doch im Kriege mit Frankreich und hatten die Revolutionen in Catalonien und Portugal zu bekämpfen. Sie begnügten sich, die auf ihrem Gebiete befindlichen Güter des Fürsten zu konfisziren.

Das französische Protektorat gestaltete sich aber für die Fürsten von Monaco insofern anders als das spanische, als sie, von dem Glanze des Hofes Ludwigs XIV. angezogen, als französische Pairs mit dem Titel Herzoge von Valentinois und mit vornehmen Französinnen verheirathet, auch zu französischen Höflingen wurden, mehr am französischen Hofe als in ihrem Fürstenthum lebten, oder Dienste in der französischen Armee und Diplomatie nahmen. So ward Ludwig I. 1698 zum französischen Gesandten in Rom ernannt, wo er sich durch Verschwendung und Entfaltung von großer Pracht auszeichnete. Bei seinem Einzuge waren die silbernen Hufeisen der Pferde nur mit einem Nagel befestigt, so daß sie beim Fahren herunterfielen und von dem Straßenpublikum aufgelesen wurden. Seine Gattin ward erste Ehrendame der Herzogin von Orleans, der Pfälzer Liselotte, und spielte eine interessante Rolle in den Intriguen und Liebeleien am Hofe von Versailles. Noch mehr Stoff zur Medisance gaben die Streitigkeiten Honorius' III. mit seiner Gemahlin, der Tochter eines Dogen von Genua, deren Ehe durch Spruch des Pariser Parlaments im Jahre 1770 getrennt wurde, trotzdem Honorius als souveräner Fürst dessen Kompetenz nicht anerkennen wollte.

Dieser Honorius war aber eigentlich kein Grimaldi mehr. Der Mannesstamm der 1457 in den Besitz Monaco's gelangten Nebenlinie war nämlich mit dem 1731 verstorbenen Anton I. erloschen, und ihm folgte in der Regierung seine Tochter Louise Hippolyta gemeinsam mit ihrem Gatten Jakob, Grafen Matignon-Thorigny, deren Nachkomme der jetzige Fürst von Monaco ist.

Und als Franzosen benahmen sich auch die Glieder der Familie Grimaldi-Thorigny und als Franzosen wurden sie behandelt, nach der Revolution als Emigranten bezeichnet und während der Schreckensherrschaft verhaftet. Ihr Vermögen wurde konfiszirt, und die Schwiegertochter Honorius' III., eine geborene d'Amont-Mazarin, war eines der letzten Opfer der Guillotine. Nachdem die Familie in Noth und Mangel die Revolutionszeit überstanden hatte, kamen ihr unter dem Kaiserthum Napoleons wieder bessere Tage. Prinz Gabriel Honorius, der spätere Honorius IV., diente seit dem Konsulat in der französischen Armee, machte die Feldzüge bis 1808 mit, ward dann Stallmeister der geschiedenen Kaiserin Josephine und von Napoleon mit dem Titel Baron von Monaco beschenkt; aber das Fürstenthum hat er, wie wir gesehen haben, erst nach dessen Sturz zurückbekommen. Merkwürdigerweise scheint Napoleon die von Monaco nur für die Dienste seiner geschiedenen Gemahlin geeignet gehalten zu haben, denn auch Joseph, der Bruder des Honorius, brachte es nur zum Kammerherrn Josephine's.

Nach der Restauration führte Honorius IV., so wie manch größerer der restaurirten Monarchen, in seinem Ländchen das absolute Regiment in noch verstärkterem Maße ein. Seit dem 13. Jahrhundert hatte Monaco eine ziemlich freie Verfassung mit einer allgemeinen Volksversammlung, die auch unter der Herrschaft der Grimaldi in Erbfolgefragen ein Wort mitzureden hatte, einen Rath von zwölf gewählten Männern und vier Bürgermeister oder Syndici, die alljährlich neugewählt wurden, gehabt. Im Jahre 1608 tagte, wie wir bereits erwähnt haben, die allgemeine Volksversammlung oder das Parlament zum letztenmale; auch der Rath der Zwölf wurde abgeschafft und die Syndici fortan vom Fürsten ernannt. Unter Ludwig I., der 1678 ein Gesetzbuch in vier Büchern promulgirte, wurden auch die Sorgen um die Finanzen den Gemeinden abgenommen, alle Steuern und Einkünfte bis auf die Mahlsteuer verstaatlicht.

Mit dieser Verfassung wurde das Fürstenthum bis 1793 und dann wieder von 1815 an regiert. Fürst Honorius V., der von 1819 bis 1841 herrschte, war in der Theorie sehr reformfreundlich und für das Wohl seines Volkes besorgt. Er hat sogar ein Buch über den „Pauperismus und die Mittel, ihn auszurotten“ geschrieben, in der Praxis wollte er aber alles nur durch Monopole und Beschränkungen ausführen, dabei seine Einkünfte vermehren und alles selbst machen. Mit unbeugsamer Strenge und Härte, ohne auf Rath oder Vorstellungen zu hören, ging er vor, in den unbedeutendsten Dingen ebenso unnachgiebig wie in den wichtigsten, und damit allgemeine Unzufriedenheit erregend. Nicht verständiger und milder regierte sein Nachfolger Florestan I., der sogar eine Art Schulmonopol einführte und in der von ihm in Mentone errichteten Mittelschule ein Schulgeld von 72 Fr., in den höheren Klassen gar von 150—200 Fr. jährlich erhob. Es ist wahr, daß ein besserer Unterricht eingeführt wurde, aber ein so hohes Schulgeld, verbunden mit dem Verbot des Privatunterrichts, scheint doch das von Saige dem Fürsten gezollte Lob der Schulfreundlichkeit und der Empfänglichkeit für neue Ideen nicht zu rechtfertigen.

Mehr als die Schulgesetzgebung drückten die fiskalischen Maßregeln das Volk, und schon 1821 war es deßhalb in Mentone zum Aufstande gekommen, der aber, wie die gleich-

zeitigen Revolutionen in Neapel und Piemont und noch leichter als diese, ohne österreichische Hülfe, niedergeschlagen wurde. Die Unruhen erneuerten sich im Jahre 1847, als es sich im übrigen Italien zu regen begann. Der Fürst machte Konzessionen, die theils ungenügend gefunden wurden, theils zu spät kamen, erbat und erhielt piemontesische Besatzung für Mentone, wo schließlich im März 1848 sich eine provisorische Regierung installirte und die Republik unter Protektion des Königs von Sardinien ausgerufen wurde. Einige Monate später erklärten Mentone und Roccabruna ihren vollständigen Anschluß an Sardinien, während Monaco dem Fürsten treu blieb.

Auch nach der Niederlage der Piemontesen im Jahre 1849 und nach dem Friedensschluß mit Oesterreich, durch den andere depossedirte Fürsten wieder eingesetzt wurden, konnte Fürst Florestan die beiden Städte nicht zurückbekommen. Ein Handstreich auf Mentone, den Erbprinz Karl im April 1854 in der Weise wie Louis Napoleon in Boulogne und Straßburg versuchte, hatte denselben kläglichen Erfolg. Er wurde von piemontesischen Soldaten arretirt und erst auf Verwendung des inzwischen Kaiser gewordenen Napoleon freigelassen. Aber Mentone und Roccabruna blieben faktisch im Besitze des Königs von Sardinien, bis sie endlich, wie bereits erwähnt, an Frankreich abgetreten wurden.

Dagegen wurde Monaco als vollständig unabhängiges Fürstenthum anerkannt, der Fürst blieb unbeschränkter Souverän nach außen wie nach innen; denn wenn auch beim Regierungsantritt des jetzt regierenden Fürsten Albert I. 1889 die allgemeine Volksversammlung, das „Parlament", nach erneuertem mittelalterlichen Brauch zusammenberufen wurde, um ihm den Eid der Treue zu leisten, so wurde dem „Volke" doch kein Einfluß auf die Regierung eingeräumt. Und so sind neben dem Großstaat Rußland die zwei Kleinstaaten Montenegro und Monaco die einzigen in Europa, welche absolutistisch regiert werden. Aber in den letzten 30 Jahren haben sich weder die Unterthanen, noch die Nachbarstaaten darüber zu beklagen gehabt. Fürst Karl III. hat eine Reihe wohlthätiger Reformen in Justiz und Verwaltung eingeführt, für Verschönerung der Stadt sehr viel gethan und im Jahre 1869 alle direkten Steuern abgeschafft. Die indirekten sind wohl geblieben, aber diese werden ja größtentheils von den zahlreichen reichen Fremden aufgebracht, und nicht wenig trägt auch das „Casino" zu den Staatseinkünften bei.

Nach außen manifestirte Monaco seine Unabhängigkeit durch Konsuln, Orden und Staatsverträge, deren ersten es schon 1864 mit Mecklenburg und Tunis abgeschlossen hat. Später folgten Italien, Oesterreich, Rumänien, Schweden u. s. w., während sich das Ländchen durch eine Zoll- und Postunion enger an Frankreich anschloß. Die Verträge mit den auswärtigen Staaten betrafen größtentheils die Auslieferung von Verbrechern, da sonst das Fürstenthum zu einem behaglichen Verbrecherasyl geworden wäre und dessen Herrscher nicht den Ehrgeiz haben, das Beispiel des Romulus befolgend, auf solche Weise eine Weltmacht zu gründen. Monaco ist ein friedlicher Nachbar, und der jetzt regierende Fürst Albert hat einen guten Ruf als Natur- und besonders als Meerforscher. Obwohl er während des Krieges von 1870 in der französischen Marine diente, hat das Deutsche Reich von ihm nichts zu fürchten. Er läßt sich von Rußland keine Gewehre schenken und rasselt nicht übermüthig mit dem Säbel.

Selbst sein altes „Seerecht" (droit de mer) übt Monaco nicht mehr aus. Schon im Anfange des 14. Jahrhunderts hatte es begonnen, unter diesem Namen von den vorbeifahrenden Schiffen einen Zoll zu erheben, mit der Begründung, daß es dafür eine Flotte unterhalte zum Schutze gegen die sarazenischen Piraten, und stets waren die Herrscher Monaco's darauf bedacht, sich dies Recht zu erhalten, es von anderen Staaten anerkennen zu lassen. So erhielten sie 1462 eine solche Anerkennung von Frankreich, die im Vertrage von Peronne und noch später bestätigt wurde. Aber die ewigen Klagen Marseille's und anderer französischer Küstenplätze veranlaßten die französische Regierung im Jahre 1669, ihre Unterthanen von der Entrichtung des Zolls zu befreien. Dem Machtgebot Ludwigs XIV. mußte der Fürst von Monaco sich fügen, und er konnte noch froh sein, als es ihm gelang, die französische Regierung zu bewegen, dem Mißbrauch zu steuern, welchen die Marseiller trieben, indem sie anderen ausländischen Schiffen durch Deckung mit ihrer Flagge Zollfreiheit verschafften. Mit Savoyen-Piemont wurde 1673 ein Vertrag wegen gegenseitiger Befreiung vom Seezoll geschlossen und später, Saige gibt nicht an, wann, ist er ganz abgeschafft worden. Und er hatte auch seine Berechtigung vollständig verloren. Monaco mußte schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts den Schutz Frankreichs gegen die Barbaresken anrufen. Seine Flotte, die, wie wir gesehen haben, sich im 14. Jahrhundert so gefürchtet gemacht hatte, die noch im 15. und bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts gute Dienste geleistet hatte, erlitt 1561 im Kampfe gegen die Türken bei der Insel Zerbi eine schwere Niederlage. Das Ausbleiben der spanischen Subsidien machte ihre Wiederherstellung und Unterhaltung zu einer für das kleine Fürstenthum unerschwinglichen Ausgabe, und Fürst Honorius I. verkaufte daher den Rest seiner Galeeren 1569 an Genua. Wenn er aber, wie Saige weiter erzählt, auch später Schiffe, die den Seezoll nicht entrichten wollten, selbst außerhalb der „Gewässer Monaco's" verfolgen ließ, so müssen ihm doch einige Fahrzeuge geblieben sein. Jedenfalls scheint Monaco jetzt keine andere Seemacht zu besitzen als die Yacht, welche Fürst Albert bei seinen Tiefseeforschungen benutzt.

Aus Uhlands Tagbuch.

Von Hermann Fischer (Tübingen).

Wenn Uhland nicht unser größter Lyriker ist, so ist er zweifellos der, an dem am meisten zu lernen ist. Denn nirgends ist die Genesis des einzelnen Gedichts so deutlich zu verfolgen wie bei ihm. Zum großen Theil rührt das davon her, daß wir über die Chronologie der einzelnen Stücke bei ihm genauer als bei irgend einem Anderen unterrichtet sind. Schon am Schluß der posthumen Ausgaben hatte W. L. Holland mit großer Genauigkeit die Entstehungszeiten angegeben, und zwar in den meisten Fällen bis auf den Tag genau. Nunmehr aber gibt die Veröffentlichung von Uhlands Tagbuch 1810—1820 noch manches genauer zu erkennen.[1] Doch ist diese genaue Datirbarkeit nur eine Seite der Sache. In Uhlands Art liegt es, daß Motive und Mittel der Darstellung weit leichter als etwa bei Goethe oder Heine zu erkennen sind. Denn wie ich namentlich in meinem Artikel zur Allgemeinen Deutschen Biographie gezeigt habe, ist er vor allem ausgezeichnet durch den scharfen Blick des Künstlers für den brauchbaren Stoff und durch die fast unfehlbare Sicherheit der formellen Behandlung; poetische Individualität ist daneben wenig vorhanden. Wenn das richtig ist, so folgt, daß die Gegenstände seiner Poesie, soweit sie überhaupt fest umschrieben und greifbar sind, sich in der Dichtung rein und klar wiederfinden werden. Es kommt seine Art zu dichten hinzu. Uhland hat sehr rasch gedichtet, meist sofort nach der Aufnahme des Stoffes;

[1] Uhlands Tagbuch 1810—1820. Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von J. Hartmann. Stuttgart, Cotta 1898.

wenn aber, wie öfters, längere Zeit dazwischen lag, auch dann rasch, wie nach einem plötzlich aufsteigenden Erinnerungsbilde; tiefgreifende psychologische Umformung ist also nicht zu erwarten.

Die folgenden Einzelheiten sollen die Probe auf das Gesagte machen. Man mag von Mikrologie reden, wenn man Lust hat. Falls aber die Beobachtungen richtig sind, so wird sich eben zeigen, wie berechtigt solche Mikrologie ist — sobald sie den Werth des Objekts nicht auch mit der Lupe betrachtet.

Uhland liebt da, wo er nicht einen fremden Stoff ergreift wie in den Balladen, die Anknüpfung an etwas Konkretes. So in den Gedichten auf den Tod Gangloffs und Hauffs, so in „Merlin der Wilde" an Karl Mayer,[1]) wo er an des Freundes Gedicht „Waldfriede" (Ausgabe von 1864, S. 56 f.) anknüpft, das nach Mayers eigener Angabe „1828 bis 1830" fällt, aber, da Uhlands Ballade am 10. bis 12. Dezember 1829 gedichtet ist, noch etwas genauer wird datirt werden können. Daß die „Geisteskelter" durch Kerners Geistersehereien hervorgerufen ist, hat man sofort erkennen müssen; aber die Genesis des Sonetts „An Kerner" (S. 107) kennt man erst durch das Tagebuch genauer. Dort heißt es am 27. November 1811: „Auf dem Schloßberg (bei Tübingen), wo mir die Idee zu dem ‚Traum' (S. 162) kam, im Tannenwald bei der Aussicht gegen den Schwarzwald. Lesen der Kerner'schen Gedichte, wobei wie durch ein Wunder plötzlich die Vögel frühlingsmäßig in den Wipfeln singen"; und am 28.: „Früh noch in der Nacht die beiden Gedichte ‚Traum' und ‚Sonett an Kerner' ausgeführt." Die Vergleichung des Sonetts zeigt sofort, wie die Apperception ausgeführt ist. Im „Traum" aber ist der Dichter wie in der Wirklichkeit „auf steiler Bergeshöh" und sieht in die Lande über die weite See, was einem bei trübem Horizont gerade in der vom Tagbuch angegebenen Richtung wohl so scheinen kann. Beiden Gedichten, zumal dem „Traum", den Hebbel unter allen am höchsten stellte, ist ganz die wehmüthige Stimmung des November eigen, zumal nach einem so gesegneten Sommer und Herbst wie 1811.

Aus demselben Jahre 1811, schon vom 15. März, ist das „Theelied" (S. 69), dessen Entstehung aus den Theeabenden im Hause des oder richtiger der Frau Dr. Hehl Uhlands Frau (Leben S. 77) erwähnt; es muß eine Art von Wettdichtung zwischen den jungen Gästen des Hauses veranstaltet worden sein, denn auch August Mayer und Kölle haben damals Theelieder gemacht (Tagbuch vom 16. März und 16. Mai 1811; Karl Mayer, Uhland 1, 182). Uhland und vielleicht Andere werden dem Thee ebensowenig hold gewesen sein, wie der ewige Jude in Hauffs Memoiren des Satans, wenn er sagt: „Die Welt sieht jetzt nur darum so schlecht aus, weil so viel Thee, Branntwein und Bier, aber desto weniger Wein getrunken wird"; Varnhagen weiß zu erzählen, wie verwunderte Augen sein Justinus Kerner zu dem Theetrinken gemacht habe, und daß noch der 20 Jahre jüngere Friedrich Vischer ein abgesagter Feind davon war, weiß man z. B. aus seiner Recension von Hebbels „Maria Magdalena". Während aber Uhland sich hier mit feiner, galanter Ironie aus der Sache zu ziehen verstand, ist es ihm mit seinen anderen Trinkliedern um so ernster gewesen, er hat sein Lebenlang zu den soliden und gründlichen Weintrinkern gehört. Das berühmteste von ihnen, das klangvolle „Wir sind nicht mehr am ersten Glas" (S. 72) ist nach dem Tagbuch am Abend des 1. Januar 1812 gedichtet; so erklärt sich sein hochfeierlicher Ton. Das burleske Gegenstück „Metzelsuppenlied" (S. 70) ist vom 26. Januar 1814 und hängt jedenfalls irgendwie mit einem konkreten Anlaß zusammen. Ebenso gewiß auch die Ballade „Von den sieben Zechbrüdern" (S. 2t2), am 25. und 26. November 1814 entstanden. Uhland schrieb 1861 an Notter: „Das Lied wurde von mir zum Vortrag in der damals ‚Im Schatten' sich versammelnden Gesellschaft eingesandt, doch ohne mir erinnerlichen Bezug auf ein solches Abenteuer der Vereinsglieder selbst" (Notter, Uhland S. 151). Trotzdem vermag man die Vorstellung einer wenn auch nur anekdotenhaft erzählten wirklichen Begebenheit nicht loszuwerden, deren Schauplatz die gerade zu Weinausflügen noch jetzt viel benutzten, früher wegzeigerlosen Höhen zwischen Stuttgart und Wangen gewesen sein möchten. Uhland hat wenige Tage später, am 7. Dezember 1814, das erste Gegenstück dazu gedichtet, „Die Bildsäule des Bacchus" (S. 211), nach der öfters erzählten Geschichte von der Bekehrung des Polemon, die er am ehesten aus Valerius Maximus geschöpft haben wird. In der Sammlung hat er die beiden nebeneinander gerückt, und zwar das ernsthafte voraus, das scherzhafte hintennach, wie er auch sonst that (vgl. „Frühlingslieder", „Sonette",[1]) „Die verlorene Kirche" und „Das versunkene Kloster"). Am deutlichsten vermögen wir das erste „Trinklied" aus der Situation zu erklären: „Was ist das für ein durstig Jahr" (S. 71). Es ist am 8. und 10. April 1816 entstanden. Am 6. hat das Tagbuch „Thauwetter, Riesel", am 8. „frühlingsmäßig". Aus den Zeitungsberichten weiß man, daß der Anfang des April kalt, die Tage vom 6. bis 10. hell und mittäglich warm waren: das bekannte durstige Frühlingswetter, das dem Dichter den Wunsch nach etwas Trinkbarem eingibt, der um so berechtigter erscheint, als das Produkt der Sommer 1812—1815 durchaus schlecht gewesen war.

Der hl. Urban hat leider den Poeten nicht erhört; denn der Jahrgang 1816 wurde der schlechteste von allen und es begann jene Hungersnoth, die Uhland noch 1819 in dem ergreifenden Gedicht auf den Tod der Königin Katharina (S. 120) erwähnt. Auch die „Vaterländischen Gedichte" nehmen ein paarmal auf diese Theuerung Bezug, indem sie dem leiblichen Brot die ebenso unentbehrliche bürgerliche Existenz vergleichen. So der „Neujahrswunsch 1817" vom 28./29. Dezember 1816 (S. 90); so insbesondere das Gedicht „Schwindelhaber" vom 12.—14. November 1816 (S. 88), das, wie schon Notter S. 183 gefunden hat, einen Regierungserlaß über die Behandlung des durch die Nässe verdorbenen Getreides parodirt; auf das ins Korn gerathene Unkraut weiß die Regierungsweisheit hinzudeuten, den von ihr selbst gesäten Schwindelhaber der Wangenheim'schen Verfassungspläne erkennt sie nicht. Noch drei weitere dieser Gedichte erhalten aus dem Tagbuch Klarheit. Am 18. Oktober 1816 heißt es: „Gang nach Feuerbach. Abends Rückkehr, vereiteltes Feuer auf der Heide"; der kundige Herausgeber setzt hinzu „durch die Polizei verbotenes". Am 15. Oktober ist das bekannteste unter den vaterländischen Gedichten „Am 18. Oktober 1816" (S. 87) entstanden; dort heißt es: „Man sprach einmal von Festgeläute, Man sprach von einem Feuermeer"; es muß also eine Illumination durch Höhenfeuer geplant gewesen sein, die offenbar im letzten Moment verboten wurde — in den Zeitungen habe ich nichts gefunden. Sehr hübsch kann man jetzt auch die Genesis der zwei Gedichte „Württemberg"

[1]) S. 208 der Ausgabe in Cotta's Bibliothek der Weltliteratur, nach der ich als der jetzt wohl verbreitetsten citire.

[1]) Es lohnt sich, hier einmal auf die bewußte Anordnung der Sonette hinzuweisen. Die erste Auflage hatte ihrer die runde Zahl 20, in der zweiten kam das gezwungen witzige „An die Bundschmecker" hinzu. Zuerst vier, die die Macht der Poesie symbolsiren, dann die drei auf den Künstler Gangloff; dann zwei mystischen Inhalts; dann vier Gedichte unglücklicher Liebe, von denen die zwei ersten an die zwei vorhergehenden erinnern; vier weitere behandeln das Thema der Liebe in verwandter Art; endlich drei Schlußgedichte leichteren, spielenden Charakters.

(S. 84) und „Gespräch“ (S. 85) beobachten. Das Tagbuch berichtet folgendes. Am 30. August 1816 faßte Uhland den Gedanken, Kerner in Gaildorf zu besuchen. Er marschirte am 31. von Stuttgart bis Backnang, am 1. September „über Oppenweiler, Murrhardt durch das Roththal nach Gaildorf“. Der Marsch führte ihn also durch eine der schönsten Gegenden Altwürttembergs, wo Äcker, Weinberge und Wälder wirkungsvoll einander ablösen. Auf dem Wege Entwurf und Ausführung des Gedichts: „Württemberg“; dasselbe führt in der That durch die verschiedenen Gegenden des Landes mit ihren besonderen Schätzen hindurch, um zu schließen: „Du Land des Korns und Weines, Du segenreich Geschlecht, Was fehlt dir? All und eines: Das alte gute Recht.“ Kerner gehörte, wie wir aus seinen Briefen wissen, zur Gegenpartei; das am 3. September in Gaildorf verfaßte „Gespräch“ wird ein Niederschlag ihrer Unterredungen sein. Leider hat Uhland, nachdem er in der zweiten Auflage der Gedichte diesen Cyklus mit dem zur Feier des vollendeten Verfassungswerkes gedichteten Prolog zum Ernst von Schwaben versöhnlich abgeschlossen hatte, viel später das an sich vortreffliche, aber durch seinen erbarmungslos ironischen Ton stark abstechende Gedicht „Wanderung“ (S. 95) hinzugefügt. Es ist vom 6. bis 13. Oktober 1834, also in dem reichsten der späteren Jahre Uhlands entstanden, nachdem er (s. Leben S. 255; Mayer 2, S. 143 f.) im August eine Reise durch Bayern gemacht hatte. Die Anknüpfung an Bayern ist deutlich, etwas spezifisch württembergisches nirgends: die zweite Strophe beschäftigt sich mit der Kunstliebe des Hofes, die dritte mit Schelling, die vierte mit Platen (ein anderer kann der „edle Skalde“ nicht sein), die neunte mit dem Oktoberfest, in der zehnten ist Nürnberg genannt. Wie wir hier also Anknüpfung an eine konkrete Situation, und zwar in der Erinnerung finden, so ist „Die versunkene Krone“ (S. 266) aus einem physischen Eindruck unmittelbar entstanden: Auf dem Hügel sitzt der freie Bauer, vom Abendlicht bestrahlt, und dengelt seine Sense; unten in dem längst dämmernden Teich liegt eine Krone, nach der Niemand fragt. Das Gedicht ist, wie Uhlands Frau mittheilt (Leben S. 251), vom 27. Mai 1834, aus der Zeit des tiefsten und verachtungsvollsten Pessimismus Uhlands, der das Jahr zuvor seine glänzende Docententhätigkeit der Politik geopfert und nichts damit erlangt hatte, aus demselben Jahr wie die schon besprochene „Wanderung“ und die tief melancholisch ausklingende „Glockenhöhle“ (S. 269; 20. Juni 1834);[1]) es ist gedichtet bei Unterhausen im Echazthal, wo ein derartiges Landschaftsbild sich leicht finden und Uhland den Krystallisationspunkt für sein poetisches Gebilde leicht liefern konnte.

Familiengedichte hat Uhland nur wenige gemacht. Aber gerade diese wenigen sind interessant, weil sie die rasche und unvermittelte Aufnahme der Situation ins Gedicht deutlich zeigen. Zwar kommandiren ließ sich seine Poesie nicht. Zu der Verheirathung seiner Base Wilhelmine Uhland mit August Friedrich Weißer am 23. November 1816 hat er kein Gedicht fertig gebracht; aber eben diese Versäumniß hat ihm am folgenden Tage das reizend-verbindliche „Verspätete Hochzeitslied“ (S. 68) eingegeben, das Vischer das Muster eines Epigramms genannt hat und das außer den zwei Strophen, auf die es für die Gedichtsammlung reduzirt wurde, ursprünglich noch eine gehabt hat, in der die Versäumniß der Muse mit ihrer Thätigkeit fürs Vaterland entschuldigt wurde.[1]) Als kaum zu übertreffendes Beispiel eines ganz und gar aus der Situation entsprungenen Sinngedichts kann das Gedicht „Auf den Tod eines Landgeistlichen“ (S. 102) angeführt werden, das den Verstorbenen, sofern Geister wiederkehren, an einem wolkenlosen Sommermorgen durch das Erntegefild wandeln und jeden Schnitter freundlich mild grüßen läßt. Es war, wie man längst weiß, Uhlands Mutterbruder, der Pfarrer Hofer in Schmiden bei Cannstatt. Im Tagebuch steht am 23. Mai 1813: „Früh nach Schmiden. . . . Nachmittags Beerdigung, ärgerliche Rede des Specials,[2]) in der Kirche Idee zu einem Gedicht auf den Tod des Oncle, Ausführung desselben auf dem Heimweg.“ Dieser Heimweg nach Stuttgart aber führte Uhland durch eine reich mit Getreide bepflanzte Ebene zurück und zwar zu einer Jahreszeit, wo dasselbe schon hoch stehen mußte, denn der Frühling 1813 war warm; so drängte sich ihm das im Gedicht gebrauchte Bild mit zwingender Gewalt auf. Zehn Jahre später, am 9. Oktober 1823, als er schon so gut wie aufgehört hatte zu dichten, erinnerte er sich bei einer Ueberfahrt über den Neckar bei Hofen wieder des Oheims und des wenige Monate vor ihm im russischen Feldzuge gestorbenen Freundes Friedrich Harpprecht und dichtete das Lied „Auf der Ueberfahrt“ (S. 59). Die Schlußstrophe „Nimm nur, Fährmann, nimm die Miethe, die ich gerne dreifach biete! Zween, die mit mir überfuhren, Waren geistige Naturen“, ist wegen des etwas gezwungenen Inhalts und wegen der Schlußwendung angefochten worden; sie wird wenigstens erträglicher werden, wenn man annimmt, daß die dreifache Bezahlung — ein Groschen statt eines Kreuzers, weil er keinen bei sich hatte — in Wirklichkeit von Uhland gereicht wurde und hinterdrein den Gedanken erzeugt hat. — Uhlands Eltern starben rasch hintereinander, die Mutter am 1. Juni, der Vater am 29. August 1831. Auf sie bezieht sich der kleine Cyklus „Nachruf“ (S. 102), dessen vier erste Gedichte auf die Mutter gehen, das fünfte auf Beide; das sechste ist erst am 16. Juni 1834 hinzugekommen und entschieden schwächer, mindestens viel weniger konkret. Nr. 1 entstand wenige Minuten nach der Mutter Tod, Nr. 3 bei der Rückkehr von ihrer Bestattung; wenn in Nr. 4 erzählt ist, daß ein Freund das kaum zugedeckte Grab mit fünf Rosen geschmückt habe, so ist das in Anbetracht der Jahreszeit sicher auch der Wirklichkeit entnommen.

Noch ein paar einzelne Gedichte. Die „Siegesbotschaft“ (S. 76) ist nach Hollands Ermittlungen vom 3. März 1814. Leider hat das Tagbuch eine Lücke vom 3. bis 19.; aber am 1. heißt es „Nachricht, daß die Alliirten bis Langres sich zurückgezogen“ (infolge der Siege Napoleons vom 10. Februar an); wenn das Gedicht von „Zwietracht und Verrath“ redet, so bezieht sich das wohl auf den Kongreß von Châtillon, der Napoleon sehr weit entgegenkommen wollte; am 2. März hat das Tagebuch „Nachricht durch Kölle von dem guten Stand der deutschen Sache. Innige Freude“, was sich auf den Sieg bei Bar sur Aube am 25. Februar oder auf den am 1. März geschlossenen Vertrag von Chaumont oder auf beides beziehen kann.

Am 25. Januar 1816 entstand die Ballade „Das Nothhemd“ (S. 237). Die Quelle kennen wir erst durch das Tagbuch. Es ist das namentlich für seine Zeit nicht unbedeutende Buch von F. L. F. v. Dobeneck, „Des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen“ (Berlin 1815), in welchem Uhland auf dem Stuttgarter Museum am 24. Januar gelesen hat. Band 1, S. 164 f. ist von der Art der Herstellung eines Nothhemds die Rede, und Uhland hat sich an diese Schilderung angelehnt, soweit er

[1]) Der zuverlässige Ernst Meier, der mit Uhland Umgang hatte, sagt S. 345 seiner „Deutschen Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben“: „In der Nähe des Weilers Breitenbach, der zu Pfullingen gehört, befand sich ehedem die Glockenhöhle, ‚darin es, wenn einer redt, wie eine Glocke klingt.‘ Sie ist bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden. (Durch Herrn Pfarrer Meyer in Pfullingen.)“ Dieser Meyer war Uhlands Schwager.

[1]) Adelb. Keller: Ein Gedicht Uhlands. 1876.

[2]) D. h. Dekans. Ich habe sie nicht bekommen können; sie ist wohl gar nicht gedruckt worden.

sie brauchen konnte; die tragische Verkettung der Umstände ist sein Werk.

Endlich kann ich noch anfügen, daß ich die Quelle der Ballade „Lerchenkrieg“ (S. 254), welche als eines der spätesten Gedichte Uhlands am 26. und 27. Januar 1847 entstand, nunmehr nachweisen kann. An sich konnte Uhland aus mehr als einer Quelle schöpfen; denn die Streitigkeiten zwischen Adel und Bürgerschaft, namentlich zwischen den Grafen von Oettingen und den Bürgern von Nördlingen über die Niederjagd und speziell über den Lerchenfang gehörten zum täglichen Brot. Man hat wohl, so auch Düntzer in seinem Kommentar, angenommen, daß Uhland eine Notiz vom Jahr 1496 aus Karl Klüpfels „Urkunden zur Geschichte des schwäbischen Bundes“, Band 1, S. 217, benutzt habe; das Buch hat die Jahreszahl 1846. Möglich, obwohl Notter (Uhland 402) angibt, das Buch sei erst nach Erscheinen des Gedichts veröffentlicht worden: er kann ja das Manuskript gesehen oder von Klüpfel mündlich Notiz bekommen haben.[1]) Aber mindestens hat Uhland noch eine weitere Erzählung oder eben nur diese allein benutzt. Bei der Affaire von 1496, wie noch öfters, ist es unblutig zugegangen. Uhland könnte nun ja die Tragik hinzu erfunden haben. Allein es ist in der That wenigstens einmal, und zwar auf Nördlingischer und Oettingischer Seite, Blut geflossen. Am 2. September 1614 wollten Wallersteinische Reiter die Nördlinger mit Gewalt vom Wachtelfangen abhalten, am 3. wurden mehrere Nördlinger geschossen und blieben für todt liegen, am 5. (der 4. war Sonntag) wurde der Graf Max Wilhelm in den Kopf geschossen; eine Kommission hat dann die Sache beigelegt. Das ist erzählt Heft 9, Seite 39—44 der Zeitschrift „Das Ries, wie es war und wie es ist“; das Heft ist 1841 erschienen und in Uhlands Besitz gewesen, aus dem es in den der Tübinger Universitätsbibliothek übergegangen ist. Die Wachteln hat Uhland durch die poetisch brauchbareren und auch in der genannten Zeitschrift unmittelbar vorher vorkommenden Lerchen ersetzt.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Detlev v. Liliencron.** Aesthetische Studien von **Franz Oppenheimer.** Mit dem Bild des Dichters. Verlegt bei Schaffer u. Loeffler. Berlin 1898. — Von unsern neuen Schriftstellern hat jeder sozusagen seinen offiziellen Hof- und Leibkritikus, der sich bemüht, der staunenden Welt das Lob seines Helden mit hellem Posaunenschall zu verkünden. Er thut dann gewöhnlich, als ob die deutsche Literatur erst mit dem Gefeierten begönne, findet sogar in dem Mißlungenen und direkt Fehlerhaften ungeahnte Züge von Genie, das den Dichter mit Gewalt aus den althergebrachten Geleisen als seiner unwürdig gedrängt habe, und wie die Redewendungen alle heißen mögen. Für diese Art von Kritikern gilt nicht das alte Wort, daß, wer loben will, auch zu tadeln verstehen muß. Daß damit der Werth einer solchen Beurtheilung sehr herabgesetzt wird, bedenken die Herren in ihrem Uebereifer nicht. — Den geschilderten Eindruck hat bei uns auch das vorliegende Schriftchen hinterlassen. Wir verkennen nicht, daß es eine ansprechende Darstellung der glänzenden Seiten des literarischen Schaffens Liliencrons bietet, aber wir vermissen die Geltendmachung des selbständigen Standpunktes, den jeder Kritiker über, nicht unter dem zu Beurtheilenden einnehmen muß. Es muß doch zu denken geben, daß Liliencron trotz mancher glänzenden Seiten verhältnißmäßig wenig Anklang gefunden hat. Mit den Schlußworten der Studie: „Und weil Liliencron so deutsch und weil er so volksthümlich ist, darum will das deutsche Volk vorläufig noch so wenig von ihm wissen. Denn hinter sich selbst kommen die Menschen am schwersten und am unliebsten ...“ — damit ist doch herzlich wenig gethan. **Paul Seliger** (Leipzig).

* Die Anmeldungen zu der **70. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Düsseldorf** sind bis jetzt äußerst zahlreich eingegangen. Nicht nur aus den benachbarten Ländern Belgien und Holland, sondern auch aus England, Rußland, der Türkei, Italien, den Vereinigten Staaten und Japan haben Naturforscher und Aerzte ihr Erscheinen zugesagt, während die Zahl der angemeldeten Vorträge sich jetzt schon auf annähernd 600 beläuft. In Anbetracht dieser starken Betheiligung kann allen Besuchern der Versammlung nur dringend empfohlen werden, die Wohnungsanmeldung so bald als möglich erfolgen zu lassen.

Aus dem nunmehr endgültig festgesetzten Programm heben wir folgendes hervor: Montag, 19. Sept., vormittags 9 Uhr: Erste allgemeine Sitzung im Kaisersaal der Tonhalle. Nachm. 3 Uhr: Bildung und Eröffnung der Abtheilungen. Abends 8 Uhr: Festkommers in der städtischen Tonhalle nebst Aufführung eines Festspiels. — Dienstag, 20. Sept., vormittags: Abtheilungssitzungen. Abends $6\frac{1}{2}$ Uhr: Festmahl mit Damen im Kaisersaal der Tonhalle. — Mittwoch, 21. Sept., vorm. 8 Uhr: Geschäftssitzung. 10 Uhr: Gemeinsame Sitzungen der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe im Kaisersaal, der medizinischen Hauptgruppe im Rittersaal der städtischen Tonhalle. Abends $6\frac{1}{2}$ Uhr: Festvorstellung im Theater, „Die Walküre“ von Richard Wagner. Prolog von Henoumont. — Donnerstag, 22. Sept., vorm. 8 Uhr: Geschäftssitzung der Deutschen Mathematikervereinigung im Ständehaus (Vorsaal), 9 Uhr: Sitzungen der Abtheilungen. Nachm. 3 Uhr: Sitzungen und Ausflüge der Abtheilungen, sowie Dampferfahrt zur Besichtigung des neuen Hafens und der neuen Rheinbrücke. Abends 8 Uhr: Festball in sämmtlichen unteren Räumen der Tonhalle. Freitag, 23. Sept., vorm. 9 Uhr: Zweite allgemeine Sitzung. Nachm. 2 Uhr wahlweise: 1. Ausflug mit Damen nach Duisburg auf Einladung der Stadt Duisburg. 2. Ausflug mit Damen ins bergische Land zur Müngstener Brücke, in vier Gruppen. Abends $8\frac{1}{2}$ Uhr: Abschiedstrunk, gegeben von der Stadt Düsseldorf, in den Räumen der Tonhalle; Theilnahme frei gegen Theilnehmerkarte. — Samstag, 24. Sept. wahlweise: 1. Tagesausflug mit Damen ins Siebengebirge. 2. Tagesausflug mit Damen zum Altenberger Dom.

Ferner ist zu bemerken, daß den Theilnehmern der 70. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte nachstehend verzeichnete Festschriften als Gastgeschenk überreicht werden: 1. von der Stadt Düsseldorf eine städtische Festschrift, welche die geschichtliche Entwicklung der Stadt, die Anstalten für Medizin, öffentliche Gesundheitspflege und Naturwissenschaften, für Unterricht, Wissenschaft, Verkehr, Handel, Gewerbe, Industrie, Kunst 2c. behandelt, 2. von den wissenschaftlichen Vereinen Düsseldorfs (Naturwissenschaftlicher, Aerzte-, Ingenieur- und Geschichtsverein) eine kleine Festschrift: Historische Studien und Skizzen zu Naturwissenschaft, Industrie und Medizin am Niederrhein, und von dem geschäftsführenden Ausschuß 3. ein Führer durch Düsseldorf und 4. ein Führer für die Ausflüge.

-yx- **Der internationale Katalog der exakten Wissenschaften.** Vom 9. bis 11. September hielt die Società bibliografica italiana in Turin ihre diesjährige Hauptversammlung ab. Professor **De Marchi** aus Pavia besprach auf derselben als Berichterstatter ausführlich das Projekt der Royal Society (vergl. Nr. 195 d. Bl.) und wies auf die vielfachen Mängel desselben hin. Nach einer kurzen Debatte gelangte sodann folgender Beschluß einstimmig zur Annahme: „Die Società bibliografica italiana erklärt nach Kenntnißnahme des Berichts ihrer zu diesem Zweck eingesetzten Kommission, daß das Projekt der Royal Society in London vom finanziellen Standpunkt praktisch unausführbar sei und vom bibliographischen Standpunkt zu schwerwiegenden Bedenken Anlaß gebe. Sie wünscht, daß die italienische Regierung gelegentlich der künftigen internationalen Konferenz, welche den definitiven Plan feststellen soll, ihrem offiziellen Vertreter Fachmänner beigeselle, welche auf die praktischen und technischen Schwierigkeiten des vorliegenden Planes aufmerksam machen könnten.“ Wir bemerken hiezu, daß auf der Konferenz des Jahres 1896 Italien in London durch seinen dortigen Botschafter, General Ferrero, vertreten war. — Prof.

[1]) Klüpfel wußte, als ich ihn vor 10 Jahren darüber fragte, nichts mehr anzugeben. Woher Notter seine Angabe hat, weiß ich nicht.

Richet in Paris unterzog das Londoner Projekt in der „Revue scientifique“ Nr. 24 einer sehr abfälligen Kritik, wobei er betonte, wie unrecht es von der Royal Society sei, auf das bisher auf diesem Gebiet Geleistete gar keine Rücksicht genommen zu haben und durch ihr System die exakten Wissenschaften isoliren zu wollen. Ebenso sprach sich jüngst Prof. Carus in Leipzig, eine allseits anerkannte Autorität für wissenschaftliche Bibliographie, in einem ausführlichen Artikel im „Zoologischen Anzeiger“ Nr. 566 sehr abfällig über das Londoner Unternehmen aus und wies auf die großen Vortheile des Decimalsystems gegenüber der von der Royal Society vorgeschlagenen Klassifikation hin.

* **Ein ungeheurer Ichthyosaurus** wurde, wie die „Köln. Ztg.“ mittheilt, in der Umgebung des kleinen Dorfes Stockton im englischen Distrikte Warwickshire entdeckt. Der frühere Pfarrer des Ortes erwarb sich das Verdienst, die Arbeiter in den dortigen Zementfabriken über die den Geologen wohlbekannten Versteinerungen zu belehren, indem er ihnen durch Vorträge und Unterhaltungen die Bedeutung der Reste von Wirbelthieren, Muscheln, Seelilien u. s. w. erklärte, wie sie aus den Schichten des mittleren Lias in jener Gegend oft zutage gefördert werden. Mit dieser Unterstützung legte sich der Geistliche eine hübsche Sammlung solcher Versteinerungen an, in der die Reste ausgestorbener Reptilien allerdings nur in Bruchstücken vorhanden waren. Der Sammler wurde aber nicht müde, den Arbeitern vorauszusagen, daß sie einmal ein vollständiges Skelett eines solchen Ungeheuers aufdecken würden und daß sie deßhalb, sobald sie auf einen Knochen stießen, ihre Hacken und Brechstangen weglegen und einen Sachverständigen herbeirufen sollten. Ende August nun wurde diese Sorgfalt glänzend belohnt. Ein Arbeiter bemerkte einen Rückenwirbel, der aus der bearbeiteten Gesteinsschicht hervorsah. Der Aufseher wurde gerufen und nun mit Mühe ein prachtvolles Skelett des Ichthyosaurus blaßgelegt. Diese Reptilien kommen bekanntlich auch im deutschen Jura häufig vor, das englische Exemplar ist aber von ungewöhnlicher Größe. Es mißt von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende 6 m, das vordere Beinpaar ist 75 cm, das hintere 120 cm lang, der Kopf 60 cm breit und 120 cm lang. Das ausgestorbene Ungethüm bildet jetzt eine Zierde des South-Kensington-Museums.

* **Berlin.** Der Kultusminister hat, wie die „Kreuzzeitung“ meldet, neuerdings in Bezug auf das juristische Studium auf eine an ihn gerichtete Anfrage einen Bescheid ertheilt, der für weite Kreise von Interesse ist. Bekanntlich sind, nachdem die neuen Bestimmungen über die Einrichtung der juristischen Studien in Preußen ergangen waren, hin und wieder Zweifel darüber entstanden, ob die preußischen Studirenden auch auf den außerpreußischen Universitäten Deutschlands Gelegenheit hätten, den in Preußen gestellten Anforderungen bezüglich der Theilnahme an Vorlesungen und Uebungen zu genügen. Diesen namentlich von Halle aus verbreiteten Zweifeln tritt der erwähnte Bescheid bestimmt entgegen, indem er feststellt, daß alle Vorlesungen und Uebungen, welche nach jenen Bestimmungen zur Vollständigkeit des juristischen Studienplans gehören, gegenwärtig nicht bloß auf preußischen, sondern auch auf allen anderen deutschen Universitäten gehalten werden. Es wird hiemit ein, gelinde gesagt, engherziger Versuch glücklich vereitelt, preußische Studenten vom Besuch süddeutscher Universitäten abzuschrecken, der ihnen im Interesse einer nationalen Erweiterung ihres Horizontes dringend zu empfehlen ist.

↗ **Budapest.** Die fortschreitende geistige Absonderung Ungarns erhielt eine bedeutende Förderung durch einen soeben veröffentlichten Erlaß des kgl. ungarischen Ministers des Innern vom 3. d. M., demzufolge auf Grund eines Uebereinkommens zwischen der österreichischen und der ungarischen Regierung und mit Zustimmung des croatisch-slavonischen Banus die zum Zwecke der Ausübung der ständigen ärztlichen Praxis erfolgende Niederlassung der Aerzte auf österreichischem oder ungarischem Gebiete vom 1. Januar 1899 lediglich unter der Bedingung gestattet wird, daß der Arzt über ein solch vorschriftsmäßiges Diplom eines Doktors der Medizin verfüge, das er auf einer Universität jenes Staates erworben hat, in dem er sich niederzulassen gedenkt, oder ein ausländisches Diplom, das auf irgend einer inländischen Universität vorschriftsmäßig bestätigt worden ist. Durch dieses Uebereinkommen wird demnach die bisher anerkannte und in der Praxis angewandte wechselseitige Gültigkeit der auf den Universitäten der beiden Staaten der Monarchie erworbenen ärztlichen Doktordiplome vom 1. Januar l. J. ab aufgehoben, eine Neuerung, welche für die ärztliche Praxis wie für die medizinische Wissenschaft in Ungarn und Croatien von großer Wichtigkeit und Tragweite werden wird. Ungarn besitzt gegenwärtig bloß zwei medizinische Fakultäten, in Budapest und in Klausenburg; erstere hatte im Studienjahre 1896/97 im Wintersemester 753, im Sommersemester 707; letztere nur 116 und 112 Hörer der Medizin. Für ein Land von nahezu 16 Millionen Einwohnern ist dieser ärztliche Nachwuchs unzureichend; aber das Fehlende wurde bisher durch die zahlreichen Mediziner aus Ungarn an den österreichischen Universitäten ersetzt. In Wien allein beträgt deren Anzahl jahraus jahrein einige Hundert; außerdem werden noch Prag und Graz von ungarischen Medizinern gern aufgesucht, so daß von Seiten der österreichischen Professoren schon wiederholt Klage geführt wurde, weil durch den massenhaften Zuzug aus Ungarn die Anstalten übervölkert und die Oesterreicher selbst zurückgedrängt und benachtheiligt werden. Der verstorbene Professor Billroth in Wien trat einigemale gegen diesen Hörerstrom aus Ungarn öffentlich auf. Für Ungarn war jedoch diese Gepflogenheit von erheblichem Vortheil. Sie entlastete nicht nur die ohnehin überfüllte Budapester medizinische Fakultät, sondern sie war zugleich das Mittel, um den Bedarf an Aerzten im Lande zu decken und bot überdies die erwünschte Gelegenheit, daß die ungarischen Aerzte mit der europäischen medizinischen Wissenschaft in unmittelbarer Verbindung und Relation bleiben konnten. Das wird sich vom 1. Januar 1899 ab ganz anders gestalten. Die Versperrung des ungehinderten Besuchs der österreichischen Universitäten durch die Ungültigkeitserklärung der dort erworbenen ärztlichen Doktordiplome bedeutet vor allem die Verschließung des Kanals, durch welchen die medizinische Wissenschaft nach Ungarn hereinströmen konnte, und da eine Berufung ausländischer Kräfte an die ungarischen Hochschulen u. s. w. infolge der obligatorischen magyarischen Vortragssprache nicht möglich ist, so tritt auch auf dem internationalen Gebiet der Medizin die geistige Absonderung und allmähliche Abwelkung unaufhaltsam ein. Man will das Land vor dem „Pangermanismus“ und „Panslavismus“ schützen und stößt es dafür in die geistige Oede und Verlassenheit hinaus. Ganz schlimm ergeht es dabei den Croaten, die an der Agramer Universität keine medizinische Fakultät haben und hienach ebenfalls auf Budapest und Klausenburg angewiesen sind. Nun mangelt aber den croatischen Gymnasialabiturienten in der Regel die Kenntniß der ungarischen Sprache; wie sollen sie den Vorlesungen an den ungarischen Universitäten mit Nutzen folgen können? Das Deutsche ist in Croatien allen Gebildeten geläufig. Als nächste Nothwendigkeit der obigen Ministerialverordnung dürfte sich übrigens außer der entsprechenden beträchtlichen Erweiterung der medizinischen Fakultät in Klausenburg die baldige Errichtung einer vollständigen dritten, event. vierten ungarischen Universität erweisen. Freilich kommt hier neben dem Geldpunkt ganz besonders die Frage der Beschaffung tauglicher Lehrkräfte in Erwägung; schon heute hat man in dieser Beziehung mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen.

* **Warschau.** In Gegenwart des Generalgouverneurs Fürsten Imeretinsky wurde am 14. d. M. das neue Polytechnikum feierlich eröffnet. Der Generalgouverneur sandte nach der Eröffnung namens der russisch-polnischen Bevölkerung ein Huldigungstelegramm an den Kaiser.

* **Kiew.** Am 11. d. M., vor Schluß des hier tagenden Naturforscherkongresses, fand die Feier der Grundsteinlegung für das neue Polytechnikum Alexanders II. statt. Dem mit Freuden begrüßten Institut sind bereits mehrere Stipendienstiftungen dargebracht worden.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 17. September. Nummer 210.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein Nürnberger Volksliederdichter des 16. Jahrhunderts.

Von Dr. Th. Hampe.[1]

Volkspoesie und Kunstpoesie — der Unterschied beider, so wird uns schon in der Schule gelehrt, besteht im wesentlichen darin, daß wir in den Erzeugnissen jener in der Regel nicht das Werk eines einzelnen bestimmten Dichters vor uns haben, sondern daß daran das ganze Volk mitgearbeitet hat, während uns bei den Erzeugnissen der Kunstpoesie die Persönlichkeit, die Individualität des Verfassers zumeist deutlich erkennbar entgegentritt. Daher waltet auch hier in Form und Inhalt eine ungleich größere Stabilität, als sie beispielsweise das Volkslied aufweist, das, seiner Natur nach überaus wandlungsfähig, uns in der That meist in zahlreichen Varianten überliefert ist und überliefert wird.

Zweifellos beruht diese Unterscheidung auf der richtigen Erkenntniß der Hauptkriterien beider Dichtungsarten, und daß man, wo dieselbe nicht völlig zutrifft, von einer Ausnahme zu sprechen hat, bestätigt nur die Regel. Hier und da nämlich begegnet uns der Fall — meine Betrachtung beschränkt sich nunmehr auf die Blüthezeit des deutschen Volksliedes im 16. Jahrhundert —, daß der freie Reitersmann, der Jäger, der Landsknecht oder der Student, dem wir die erste Abfassung und hin und wieder gewiß auch Niederschrift und Veröffentlichung eines solchen Liedes verdanken, sich etwa in den Schlußversen mit Namen genannt hat; und da vor allem ist dann wenigstens die Möglichkeit gegeben, den näheren Lebensumständen des Dichters unter Zugrundelegung der Angaben, die er selbst macht, in unsern Archiven und Bibliotheken weiter nachzuforschen und auf diese Weise vielleicht ein vollständigeres Bild seines Lebens und Schaffens zu gewinnen, als wir es von manchem Vertreter der Kunstdichtung besitzen. Freilich zunächst selten mehr als die Möglichkeit, die noch dazu bei der niedrigen gesellschaftlichen Stellung der meisten dieser Dichter und ihrer Bedeutungslosigkeit im öffentlichen Leben in der Regel eine recht geringe sein wird. So sind denn unsre Kenntnisse in dieser Beziehung bisher in der That äußerst mangelhaft geblieben, und man darf dem Zufall, der bekanntlich der beste Freund aller Archivbenutzer ist, wohl dankbar sein, wenn er uns einmal mit seltener Freigebigkeit zahlreiche Thatsachen aus dem Leben und Treiben eines der bekanntesten unter den deutschen Volksliederdichtern aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts an die Hand giebt.

Und als einer der bekanntesten kann Jörg Graff immerhin gelten, mit dessen einstmals viel gesungenen Liedern sich u. A. Ludwig Uhland, Philipp Wackernagel, Rochus v. Liliencron, Karl Goedeke, Oskar Schade, Karl Bartsch, Lochner und Weller zum Theil eingehend beschäftigt haben. Die ausführlichste Behandlung hat unser Volksdichter bereits in den fünfziger Jahren durch Oskar Schade erfahren in dessen Aufsatz „Jörg Graff und Hans Witzstadt, zwei Liederdichter aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts“ im vierten Band des seinerzeit von Schade in Gemeinschaft mit Hoffmann von Fallersleben herausgegebenen „Weimarischen Jahrbuchs“. Aber auch Schade vermochte über Lebensumstände, Heimath oder Aufenthaltsort des Dichters nichts weiter zu sagen, als was sich aus gelegentlichen Aeußerungen in den neun Liedern, die er von ihm zusammengebracht, mehr vermuthungsweise als mit Bestimmtheit ergab. Gerade darüber aber haben sich mir bei Gelegenheit anderer Studien aus Nürnberger Chroniken und vor allem aus den Rathsverlässen der alten Reichsstadt, die das Kreisarchiv Nürnberg bewahrt, ganz neue und unerwartete Aufschlüsse ergeben, über die ich auch bereits im letzterschienenen Heft des Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte (IV. Bd., S. 457 ff.) Mittheilung gemacht habe, woselbst u. a. das archivalische Material vollständig zum Abdruck gelangt ist. Hier dagegen ist es mir wesentlich darum zu thun, ein möglichst geschlossenes Gesammtbild von dem Lebensgange des Dichters wie von seinen Werken zu geben und dadurch zugleich den Dichter für Nürnberg in Anspruch zu nehmen, denn in Nürnberg hat er Jahrzehnte hindurch gelebt, gesungen, um das tägliche Brot gerungen und gelitten. Es ist ein Leben voller Mühsal und Bitterkeit, voll heißer Leidenschaft, schrecklichem Verhängniß und eigener Schuld, von welchem uns die alten Schriften Kunde geben.

Ueber den Geburtsort Jörg Graffs enthalten jedoch auch die neu gewonnenen Quellen keine Andeutung. Er scheint im Oettingischen, im sogenannten Rieß, zuhause gewesen, frühzeitig indessen nach Nürnberg gekommen zu sein, hier das Gürtler- oder Beutlerhandwerk erlernt und sich in jungen Jahren verheirathet zu haben. Hitzigen Bluts und von Abenteurerlust und einem wilden Drang zur Ungebundenheit beseelt, litt es ihn aber nicht lange bei seinem Handwerk; er ging unter die Landsknechte und mag sich in den Kriegen Kaiser Maximilians in Deutschland, Frankreich und Italien wüst und wacker herumgeschlagen haben. Aus dieser Zeit (1517) stammt sein Gedicht „Von dem Könige Karl, wie ihm der König von Frankreich seine Tochter gab und wieder nahm“. Er fußte darin auf einem plötzlich aufgetauchten und rasch verbreiteten Gerücht, daß König Franz die Verlobung zwischen seiner Tochter Luise und dem jungen Könige von Spanien (Karl V.) wieder rückgängig gemacht habe, tadelt den französischen König schwer ob seiner Wortbrüchigkeit, erinnert ihn an die geschlossenen Verträge, droht mit der gewaltigen Macht Habsburgs und schließt mit einer Aufforderung an die Landsknechte, dem frommen jungen Fürsten beizustehen:

Ihr Landsknecht' jung' und alte,
Nehmt euch ein guten Muth!
Nach Frankreich well wir mit Gwalte

[1] Nach einem Vortrage.

So well wir gewinnen Gut;
In Frankreich sind der Kronen viel,
Dir well wir mit ihnen theilen
So gar in kurzem Ziel.

König Karl dem frommen Fürsten
Well wir Landsknecht' beistahn.
Ihn thut nach Ehren dürsten,
Wie seinen Vater hat gethan,
Der nach St. Jakab zog mit Macht.
Gott guade ihm und aller Landsknecht' Seele!
Jörg Graff das Lied hat gmacht.

Es ist dies aber auch das einzige unter allen uns erhaltenen Gedichten Jörg Graffs, dessen Entstehung wir noch mit einiger Sicherheit in die Zeit, da er noch selber Landsknecht war, setzen dürfen, und auch dieses scheint uns schon nicht mehr in der ursprünglichen Form, in der ersten Fassung vorzuliegen. Vermuthlich dem folgenden Jahre (1518) gehören zwei weitere Gedichte Jörg Graffs an, von denen der „Spruch vom Kaiser Maximilian und vom Papst" sich als die Ueberarbeitung eines früheren, Kaiser Friedrich III. zum Türkenkrieg mahnenden Spruches darstellt. Das andere Gedicht ist sein „Lied von der Kriegsleut' Orden", das Oskar Schade als „eines der gesungensten Lieder das ganze 16. Jahrhundert entlang" bezeichnet. Wie kräftig und echt volksthümlich muthet auch gleich der Anfang an:

Gott gnad' dem großmächtigen Kaiser frumme,
Maximilian! bei dem ist aufkumme
Ein Orden, durchzeucht alle Land
Mit Pfeifen und mit Trummen:
Landsknecht sind sie genannt.

Fasten und beten lassen sie wohl bleiben
Und meinen, Pfaffen und Mönch' sollens treiben.

Die sind dafür auch wohl begütert, während mancher fromme Landsknecht im Bettelschiff herumfahren muß. Es folgt nun eine wahrhaft klassische Schilderung des freien, frechen Landsknechtslebens, in dem alles erlaubt, das zwar reich an Strapazen und Entbehrungen aller Art, aber doch mit keinem anderen Leben und Berufe zu vergleichen ist. Aber der Schluß des Gedichtes ist voll von verhaltenem Schmerz; die letzte Strophe lautet:

Das ist der Kriegsleut' Observanz und Rechte,
Sang Jörg Graff, ein Bruder aller Landsknechte.
Unfall hat ihm sein Freud' gewendt:
Wär' sonst im Orden blieben
Willig bis an sein End'.

Welches nun war dieser Unfall, der den Dichter zwang, aus der Landsknechte Orden auszuscheiden? Man hat bisher, was ja auch nahe liegt, auf eine Verwundung geschlossen, die ihn kampfunfähig gemacht habe. Aber die Sache verhält sich anders. Die richtige Antwort auf obige Frage geben wohl ein paar Nürnberger Chroniken, die übereinstimmend zum Jahre 1518 berichten: „Es ist auch dieses Jahr das Haus am weißen Turm abgebrunnen und Georg Graff ein Gürtler, so alda gewohnet, für Schrecken blind worden." Allerdings wird Jörg Graff in den Rathsverläßen bereits Ende Februar 1517 in der ersten ihn betreffenden Notiz als blind bezeichnet, aber deßwegen an der Identität des Landsknecht-Dichters mit jenem Gürtler zu zweifeln, geht dennoch nicht wohl an. Eher wird man annehmen dürfen, daß der Chronist sich um ein Jahr geirrt hat.

Also nicht im Kriege, nicht in der Schlacht, sondern mitten im Frieden, in seiner Wohnung in Nürnberg hat Jörg Graff jenes Mißgeschick getroffen, das seinem ganzen Leben eine andere Richtung geben sollte, eine Richtung, die, so unselig sie dem jählings des Augenlichts Beraubten erschienen sein mag, ihm doch gewissermaßen erst seinen Platz in der Literaturgeschichte verschafft hat. Jörg Graff war mit einem von eigenartiger Anschauung getragenen, starken poetischen Talent begabt. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß das an erster Stelle angeführte Gedicht vom König Karl nicht das einzige gewesen ist, das er als Landsknecht verfaßt hat, wenn uns auch nicht mehr aus jener Zeit erhalten sind. Unaufgeschrieben, nur von Mund zu Mund überliefert und verbreitet, werden gewiß schon damals manche Lieder Jörg Graffs vom Volke gesungen worden sein und seinen Namen in weiten Kreisen bekannt gemacht haben. Was Wunder also, wenn der vom Schicksal so schwer Heimgesuchte nunmehr in der ihm gewordenen dichterischen Begabung die letzte Hülfe und Rettung erkannte, um sich und die Seinen ehrlich durch die Welt zu bringen? Freilich, welcher Abstand zwischen dem ungebundenen Landsknechtsleben von ehedem und dem bejammernswürdigen Loose eines blinden Bänkelsängers!

Von seiner Popularität zeugen auch die ersten Rathsverläße, die sich mit Jörg Graff beschäftigen. In Nürnberg hatten die „Hofierer" — mit diesem Ausdruck bezeichnete man die Musikanten aller Art, besonders die fahrenden —, sobald sie vom Rath die Erlaubniß, ihrem Gewerbe nachzugehen, erhalten hatten, zum Zeichen dessen ein Schild mit dem Stadtwappen auf ihrer Kleidung angeheftet zu tragen. Da legten nun, als 1517 Jörg Graff durch sein Unglück in eben dieselbe Lage gerieth, vielleicht auch durch Mitleid bewogen, eine große Anzahl Personen zusammen und machten dem blinden Sänger ein silbernes Schild zum Geschenk. Auch der Rath suchte ihm seine Stellung und seinen neuen Beruf zu erleichtern, indem er am 11. September 1517 an alle Buchdrucker das Verbot erließ, des blinden Jörg Graff Gedichte innerhalb des ersten Vierteljahres nach ihrem Erscheinen nachzudrucken. Der bei diesem Verlaß als „deputierter Herr" genannte Willibald Pirkheimer wird auch wohl den ersten Anlaß zu dieser Verfügung gegeben haben.

In dieser ersten Zeit mögen auch außer dem bereits citirten „Liede von der Kriegsleute Orden" das „Lied von dem Heller" und das Gedicht „Wenn ich des morgens früh aufsteh'" entstanden sein. Jenes, das im wesentlichen die Macht des Geldes und das Wohlthuende des Besitzes zum Gegenstande hat, ist nur die Bearbeitung eines älteren Liedes, wie solche ja mehrfach schon im 14. und 15. Jahrhundert auf den Pfennig gedichtet worden sind. Das andere Lied dagegen zählt wiederum zu Jörg Graffs bedeutendsten und originellsten Leistungen, beweist aber zugleich mehr noch als die Tendenz des Liedes vom Heller, wie schwer der Dichter die ihm auferlegte Schickung ertrug, wie drückend er die Abhängigkeit empfand, in welche Blindheit und Armuth ihn gezwungen, und wie gering der Erlös war, den ihm sein Singen und seine gedruckten Lieder eintrugen. Denn ganz offenbar schildert er in dem Gedicht sein eigenes Elend:

Wenn ich des morgens früh aufsteh',
Alsbald ich in die Armuth geh',
Unglück, Elend
Schlägt mir unter die Augen.

Kein Winkel ist in meinem Zins,
Da du ein Bißchen Brots in findst,
Das mir zu Nacht
Am Essen wär' überblieben.

Sein Hemd ist voller Löcher, die Hosen sind aus Sacktuch gemacht, seine ganze Kleidung wimmelt von Ungezieser, Kopf, Hals und Nacken sind von „Erbgrind" bedeckt. In der zerrissenen Tasche findet sich auch nicht ein Pfennig, der Rock ist längst zu den Juden gewandert.

Hinter die Baarfüßer[1]) ich lauf',
Daselbst meine Schuh und Kandel kauf'
Im Jahr thu' ich
Mich in der Pegnitz baden.

In den letzten Strophen dieses Liedes, dessen wahrhaft schrecklicher Realismus in der gleichzeitigen deutschen Literatur kaum seinesgleichen hat, kommt er auf seinen Gemüthszustand zu sprechen. Sein „böser Sinn" und die Gewohnheit seien daran schuld, daß sich übermäßige Faulheit seiner gänzlich bemächtigt habe. Nicht einmal schneuzen möge er sich mehr, wie viel weniger arbeiten, wenn ihm auch oftmals vor Hunger das Maul starre. So sei er für Alle ein warnendes Beispiel.

Wenn auch nicht alle Einzelheiten dieser grauenvollen Schilderung auf Thatsächlichkeiten in des Dichters Leben und Denken beruhen mögen und er sicherlich die Farben, die tiefen Schatten allzu dick aufgetragen hat: für die entsetzliche Stimmung, in der sich der ehemalige Landsknecht nun zeitweise befand, ist das Gedicht, wie bemerkt, jedenfalls bezeichnend genug.

Daneben fehlt es nicht an beredten Zeugnissen, daß hin und wieder die alte Wildheit und Abenteurerlust über ihn kam. So bat er im Februar 1518 den Rath, mit einem anderen Blinden öffentlich, natürlich gegen Entgelt von den Zuschauern, um eine lebendige Sau kämpfen zu dürfen. Es war das ein rohes Schauspiel, das uns im späteren Mittelalter namentlich aus Frankreich einigemale bezeugt ist, wo es auch Jörg Graff auf seinen früheren Streifzügen wohl kennen gelernt haben mag. Der Nürnberger Rath schlug ihm selbstverständlich dieses wunderliche Gesuch rund ab mit der bemerkenswerthen Begründung, damit kein Aufruhr entstehe. Landsknechtskreisen mochten derartige widerwärtige Vergnügungen genehm, ja erwünscht sein, ein städtisches Publikum würde sich über solchen Anblick empört haben.

Ganz am Schluß des gleichen Jahres 1518 trat dann, ebenfalls durch die Wildheit und den Jähzorn der alten Landsknechtsnatur heraufbeschworen, ein neues schreckliches Ereigniß in dem Leben Jörg Graffs ein, infolge dessen er, diesmal durch eigene Schuld, auf der abschüssigen Bahn, auf die er einmal gelangt war, wiederum gewaltig abwärts gerissen wurde. Er wohnte damals — ob mit oder ohne Frau und Tochter, ist uns nicht überliefert, doch muß sich die Letztere etwa um jene Zeit mit einem gewissen Hans Scherlin verheirathet haben — bei einem Steinmetz Namens Hermann Unfug zur Miethe, in dessen Hause auch, wie es scheint, hin und wieder gesellige Zusammenkünfte stattfanden, die dann wohl der Miether mit seinem Gesange zu verschönern bestrebt — vielleicht auch durch die Rücksicht auf seinen Miethsherrn und die etwa rückständige Miethe gezwungen war. Nach einer solchen Versammlung in Unfugs Hause mag es gewesen sein, daß sich — sei es durch Zufall, sei es in böswilliger Absicht — trotz der Bitte des blinden Sängers Niemand bereit finden ließ, ihn fortzuführen. Das wird ihm, wie wir uns denken können, das ganze Elend seiner Existenz aufs neue klar zum Bewußtsein gebracht, wird aber gleichzeitig auch einen lodernden Zorn in seinem Innern entfacht haben. Mit der ersten besten Waffe, die ihm zur Hand war, muß er in einem leidenschaftlichen Ausbruch um sich gehauen und gestoßen haben. Dabei traf er unglücklicherweise seinen Hauswirth Hermann Unfug tödlich. Nachdem der Schwerverwundete noch seine Aussagen vor Gericht hatte machen können, starb er nach längerem Krankenlager, Frau und Sohn zurücklassend, die nun im Verein mit den Freunden des Entleibten auf strenges Verfahren gegen den Mörder drangen.

Der war aber gleich nach der That verschwunden und nicht ohne weiteres aufzufinden, so daß den Stadtknechten ein Trinkgeld versprochen wurde, wenn sie ihn „zu Handen brächten". Endlich entdeckte man ihn im Augustinerkloster, wo er zuerst Miene gemacht zu haben scheint, sich zur Wehr zu setzen. Man soll ihm seine Wehr nehmen lassen, heißt es in dem betreffenden Rathsverlaß vom 31. Dezember 1518. Als der Rath ihn mit seiner Bitte um freies Geleit abweist und das Asylrecht des Klosters ihn nicht länger schützen kann, flieht Jörg Graff zu den Karthäusermönchen. Daß diese ihn aufnehmen, ihn bei sich beherbergen und sich beim Rath für ihn verwenden, hat er wohl hauptsächlich seiner Blindheit, vielleicht aber auch wiederum seiner Popularität zu danken. Obgleich ihm nun aber vom Rath auf Drängen der Väter Sicherung für die Dauer eines Tages gewährleistet wurde, finden wir Jörg Graff einige Monate später wieder an einer dritten Asylstätte, in der St. Kunigundenkapelle, einem alten Kirchlein, das sich ehemals in unmittelbarer Nähe der Lorenzkirche erhob. Was sich in der Zwischenzeit begeben, ob und welche Verhandlungen gepflogen worden sind, entzieht sich unsrer Kenntniß. Erst jetzt, nach Ablauf von beinahe 6 Monaten, scheint der Rath Ernst in der Sache gemacht zu haben, die er bisher wohl nur ziemlich lau betrieben hatte.

Am 18. Juni 1519 wurden etliche Schützen zur St. Kunigundenkapelle abgeordnet, um dieselbe zu bewachen und aufzupassen, daß dem in der Kapelle Eingeschlossenen weder Essen noch Trinken zugebracht und er auf diese Weise gezwungen werde, das Asyl zu verlassen und sich dem Gerichte zu stellen. Die Freunde des Verfolgten scheinen aber doch Mittel und Wege gefunden zu haben, ihn mit Speise zu versorgen. Wenigstens befand sich Jörg Graff noch am 22. Juni in der Kapelle. An diesem Tage legte der Propst von St. Lorenz — es war der durch Frömmigkeit und reinen Wandel ausgezeichnete Georg Beheim — Fürsprache für ihn ein, der er es zu verdanken hatte, daß ihm der Rath im Einverständniß mit der Freundschaft des Erstochenen die peinliche Bestrafung erließ, ihm aber den Aufenthalt in der Reichsstadt Nürnberg und deren Gebiet für alle Zukunft verbot. Werde er der letzteren Verfügung entgegenhandeln, aufs neue herkommen und hier betreten werden, so solle ihn die jetzt gewährte Sicherheit vor peinlicher Strafe nicht schützen können.

Bei jedem Andern als einem Jörg Graff wäre damit nun wohl seine Rolle in Nürnberg ausgespielt gewesen; er wäre einfach aus der Stadt und sein Name alsbald aus den Rathsprotokollen verschwunden. Unsern Poeten aber hinderte sein Gebrechen an leichter Beweglichkeit, und vielleicht empörte sich auch sein Trotz gegen solche Nachgiebigkeit. Kurzum, er nahm von dem an ihn ergangenen gnädigen Rathserlaß gar keine Notiz, sondern blieb ruhig in Nürnberg. Der Rath ließ ihn warnen, hatte aber mit einer um diese Zeit in Nürnberg weilenden böhmischen und polnischen Gesandtschaft so viel zu thun, daß er erst nach Ablauf eines Monats Zeit und Lust fand, sich aufs neue mit der Angelegenheit zu beschäftigen. Am 20. Juli (1519) ward Jörg Graff durch die Stadtknechte nächtens in Gostenhof, der bekannten Vorstadt von Nürnberg, aufgegriffen und in das Lochgefängniß eingeliefert.

Bei den folgenden Verhandlungen ist es bezeichnend für die Sympathien, deren sich der blinde Sänger damals noch beim Rath erfreute, daß man sich alle Mühe gibt, die Peinlichkeit von dem Arrestanten abzuwenden. Es wird ihm zwar einmal mit der Folter gedroht — vielleicht ein

[1]) Eine Nürnberger Oertlichkeit; das alte Barfüßerkloster ist heute zu einem Gesellschaftsgebäude (Museum) umgebaut. „Hinter demselben, an der Südseite der ehemaligen Klosterkirche, sitzen die Schuhflicker oder Altreußen, auch Altmacher genannt, noch jetzt in eigenen Krämen und Ständen." (Lochner, Erläuterungen zu Jörg Graffs Liedern im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit III, 1856, Sp. 172.)

Zeichen, daß er auch im Verhör zunächst ein trotziges und verstocktes Wesen an den Tag gelegt hat —, aber nebenher laufen Unterhandlungen mit des Entleibten Familie und Freundschaft, „ob man sie zu Nachlassung der Peinlichkeit bewegen könnt'“, und es wird schließlich sogar erwogen, ob nicht durch die zweimalige Sicherheitsertheilung der Fall bereits als ein solcher anerkannt sei, bei dem den Verklagten eine schwerere Schuld nicht treffe, vielmehr lediglich eine Tödtung durch unglücklichen Zufall oder in Nothwehr vorliege und ob, wenn es sich also verhalte, die Anwendung peinlichen Verfahrens nicht überhaupt unstatthaft sei. Erst solche Ueberlegungen scheinen die Gegenpartei endlich zum Nachgeben bewogen zu haben. Sie begnügten sich damit, daß Jörg Graff zu einem Jahr Thurmhaft verurtheilt wurde — abzubüßen in dem „Thurm hinter dem Wildbad“, den der Dichter mit einem Narren, d. h. einem Verrückten, einem Besessenen theilen mußte —, und gaben dann auch ihre Einwilligung dazu, daß Jörg Graff bereits vor Ablauf dieses Jahres wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Er mußte aber Urfehde schwören und ward „mit einer Zehrung gen Regensburg gefertigt“ mit dem ausdrücklichen Verbot, das „Land über die Donau“, d. h. diesseit der Donau, je wieder zu betreten. Das war am 30. Juni 1520, und genau 2 Jahre lang hören wir nun nichts mehr von Jörg Graff. Erst am 30. Juni 1522 taucht sein Name aufs neue in den Rathsprotokollen auf.

Zu Regensburg sind gerade die ersten 20er Jahre erfüllt gewesen von den frühesten mächtigen Regungen jenes Geistes, den der gewaltige Reformator von Wittenberg mit gläubigem Muth und starker kühner Hand heraufbeschworen hatte. Daß Regensburg etwas später als die meisten anderen Städte in diese Bewegung eintrat, mag wohl darin seinen Grund gehabt haben, daß sich die in der Luft liegenden Neuerungen und Umwälzungen im gesammten kirchlichen Leben bei dem vorsichtigen und zaghaften Regiment der Stadt keiner Sympathien erfreuten. Vom gemeinen Manne und der niedern Klostergeistlichkeit ist sie hier ausgegangen und der beständig abwehrenden Obrigkeit abgerungen worden. Das gibt der Einführung der Reformation in Regensburg ihr eigenthümliches, revolutionäres Gepräge. Mehr als anderwärts ist hier die Bewegung von unlauteren Regungen durchsetzt gewesen. Schon Ende 1520 eiferte ein Nördlinger Minorit in der Neumünsterkirche in den rohesten Ausdrücken gegen die Wallfahrten zur schönen Maria, und die Heiligthumsweisung mußte wegen der Ausschreitungen des Pöbels eingestellt werden. Mit nicht geringerem Eifer, doch würdiger und verständiger wirkten die beiden Augustiner Stephan Kastenbauer und Wolfgang Schauer für die evangelische Sache. Recht bezeichnend für den Charakter der frühesten reformatorischen Bewegung in Regensburg ist endlich die Erscheinung des Blaufärbers Hans oder Plobhans, wie er genannt wurde, der unter anderem am Sonntag Judica 1523 dem heftig wider Luthers Lehre eifernden neuen Domprediger Augustin Marius im Gotteshause laut widersprach, nachher seine Vorwürfe gegen ihn wiederholte und auch, beim Rath verklagt, sich so freimüthig und schlagfertig vertheidigte, daß selbst manche der Rathsherren ihm heimlich recht gaben. Dennoch wurde er wegen der Ungebührlichkeit, die er sich hatte zu schulden kommen lassen, der Stadt verwiesen.

Dergestalt also war der Boden beschaffen, den der blinde Jörg Graff, wie wir aus dem oben citirten Rathsverlaß schließen dürfen, nach seiner Ausweisung aus Nürnberg 1520 betrat, und man muß sagen, daß kein Aufenthaltsort geeigneter ist, den plötzlichen Uebertritt des Dichters in das Lager der Evangelischen, der gerade in den Anfang der 20er Jahre fällt, uns zu erklären, als eben Regensburg. Noch in seine (erste) Nürnberger Zeit, vielleicht in das für ihn so unglückliche Jahr 1519 wird man das schöne, wenn auch im Ausdruck etwas unbeholfene Buß- und Reuegedicht setzen müssen, in dessen Mittelpunkt die flehentliche Anrufung der hl. Jungfrau steht.

In allen seinen übrigen uns erhaltenen geistlichen oder richtiger sozialen Gedichten, die sich sowohl bei Oskar Schade in der oben angeführten Abhandlung als auch bei Philipp Wackernagel in dessen großem Werk „Das deutsche Kirchenlied“ neugedruckt finden, steht Jörg Graff völlig auf dem Boden der Reformation, die er allerdings zumeist von seinem beschränkten Standpunkt als eine berechtigte Empörung der Armen und Elenden gegen die reiche Klerisei, des „Teufels feiste Mastschweine“, wie er sie nennt, auffaßt. Dennoch zeichnen sich die drei wichtigsten dieser Lieder, die wohl 1521 auf vier Blättern in 4° gedruckt zuerst erschienen, durch eine so kraftvolle Sprache aus, daß sie uns unwillkürlich gefangen nehmen. Ein gewisser großer Zug geht durch alle hindurch. Man höre etwa folgende Strophen, die ich aus den 13 Strophen des ersten dieser Lieder (mit dem Anfang „Gott Vater in Trisalde“) auswähle:

Kein Prediger will melden
Gottes Wort, wie ihm gebührt,
Er fürcht', er muß entgelten,
Daß ihm genommen wird
Sein große Pfründ und Stande,
Und wird dabei erkannte
Ihr' eigen Sünd und Schande.
Dies treiben Tag und Nacht
Mönch, Pfaffen, wie ich euch sag

Wenn es wird um die Metten,
So wöll'n wir fahen an,
Den frummen Luther retten,
Redet der arme Mann,
Den ihr wollt ganz vertreiben
Und nirgend lassen bleiben;
Was er lehrt und thut schreiben
Will er mit Recht bestahn
Oder ins Feuer gahn.

Sollten sie uns verdringen,
Das müßt' uns werden leid,
Wir wöllen sie abbringen
Und nehmen Christi Geleit.
Der geb' uns seinen Segen!
Der arm Mann wird sich regen,
Christus wöll unser pflegen,
Das sang zu Wohlgefallen
Jörg Graff den Pfaffen allen.

In dem zweiten der Lieder, das er in einer meistersingerischen Strophenform „Nachtigals sanften Ton“ gedichtet hat, ist besonders die hohe Schätzung, die Erasmus von Rotterdam damals auch beim niedrigen Volke genoß, auffällig und von Interesse:

Sie haben Brief' und Siegel gemacht,
Gnad, Ablaß ausgesandt,
Damit viel Geld zusammenbracht,
Betrogen alle Land:
Jetzt ist es kommen an den Tag,
Jesus Christ uns ein Hirten sandt'
Den Gelehrten zu einer Straf,
Der ist Rotterodamus genannt,
Weidet Christus seine Schaf,
Die Wahrheit bringt er an den Tag,
Jesus Christ hat uns angezündt
Das Licht der Christenheit,
Das jetzt gewaltiglichen brinnt,
Wie er uns hat geseit:
„Ehe meine Wort' sollten zergohn,
Eh' müßte Himmel und Erd'

Zerbrechen, darzu Sonn' und Mond",
Als er uns jetzt bewährt:
Gottes Wort dringt gewaltiglich herfür.

Auch findet sich darin eine schöne Stelle über den christlichen Fürsten und Herrn, Herzog Friedrich, der Luther schützt und den Gott beschützen möge.

Markig und eindrucksvoll ist auch das letzte dieser Lieder „im späten Ton" (mit dem Anfang: „Wellt ihr hören Gesanges Schall"), in welchem zum Schluß Kaiser und Fürsten der Rath ertheilt wird, Bisthümer und Abteien zu säkularisiren. Nur unter weltlichen Fürsten könnten Wittwen und Waisen in Frieden leben.

Im Hinblick auf Jörg Graffs bisheriges Leben wird man wohl behaupten dürfen, daß mehr die Stimmung seines Publikums, als seine eigene, tiefinnerste und ernste Ueberzeugung für die Gesinnung, die aus diesen Liedern spricht, ausschlaggebend gewesen ist. Seine Kunst war gezwungen, nach Brot zu gehen, und so mag seine Muse die Gelegenheit, gute Einnahmen zu erzielen, mit Freuden ergriffen haben. Dennoch soll ihm damit nicht alles tiefere religiöse Empfinden überhaupt abgesprochen werden. In dem Liede an die Jungfrau Maria und hin und wieder auch in seinen späteren Gedichten hat er wahre und warme Herzenstöne gefunden. Nur die Rolle, die er als Vorkämpfer der Reformation und als Sittenprediger gespielt hat, muß uns nothwendig in einem anderen, ungünstigeren Lichte als früher, da man über seinen Lebensgang und seinen Charakter noch so gut wie nichts wußte, erscheinen. Eine mächtige Wirkung insbesondere auf die breiten Massen des Volkes haben seine Lieder allerdings zweifelsohne ausgeübt.

Seit dem Ende des Jahres 1522 ist Jörg Graff wieder in Nürnberg nachweisbar. Obgleich mehrmals Ausweisungsbefehle gegen ihn ergehen, und ihm 1528 sogar, weil er einem ausdrücklichen Verbot zuwider eines seiner kirchenpolitischen Lieder gesungen, die Stadt und 10 Meilen im Umkreis auf 4 Jahre verboten werden, scheint er sich doch nie auf längere Zeit wieder aus Nürnberg zu entfernen für nöthig befunden zu haben. Alle Bedrohungen und Ausweisungen fruchteten nur wenig oder gar nichts, und daß der Rath nicht strengere Saiten gegen ihn aufzog, läßt sich wieder kaum anders als durch die große Volksthümlichkeit des blinden Sängers erklären. Eben darin mag auch die Anmaßung ihren Grund haben, mit der er sich einmal herausnahm, den Rath zu bitten, ein anderes Eheweib nehmen zu dürfen, „derweil die sein' an ihm bruchig worden" und ihm, Jörg Graff, in dieser Angelegenheit seinen Rath zu ertheilen, ein Ansinnen, das von der hohen Obrigkeit, wie billig, mit Entrüstung zurückgewiesen wurde. Auch sonst erfahren wir nicht mehr viel gutes über sein späteres Leben, sehen ihn vielmehr deutlich im Laufe der Jahre immer mehr einer vollständigen Verwahrlosung und Verlotterung anheimfallen. Bereits nach einem Jahre hatte er sich über den Verlust seines ungetreuen Weibes getröstet und lebte zusammen mit einem anderen Frauenzimmer, das in den Rathsprotokollen als „trumpelmetze" bezeichnet und zugleich, wie mir scheint, genügend charakterisirt wird.

Unter seinen Gedichten werden wir wohl vor allem die von der Kunigunde Hergottin gedruckten in diese Spätzeit seines Lebens setzen dürfen. Das anziehendste derselben ist vielleicht das „Lied von einem Jäger" (mit dem Anfang: „Es jagt ein Jäger geschwinde"), das die Buchenklinge bei Mögeldorf zum Schauplatz hat, origineller und auch bedeutender jedoch das „Lied von der Buhlerei" im Herzog Ernst-Ton, in dem uns noch einmal der Realismus des Dichters in einer überaus anschaulichen Schilderung der Verführungskünste, des Eigennutzes, der Sittenlosigkeit und Treulosigkeit der Frauen, d. h. der gemeinen Weiber seines Kreises und Standes, in krasser Weise entgegentritt.

In dieser letzten Periode seines Lebens scheint er sich übrigens — nicht zum Vortheil für die Kraft, Klarheit und Prägnanz seiner Dichtungen — mehr dem Meistergesang, der ja gerade damals in Hans Sachs seinen vollendetsten Ausdruck und seine höchste Blüthe erreichte, zugewandt, d. h. vielfach in seinen Weisen gedichtet zu haben. Er trug damit wohl wiederum dem Geschmack der unteren Volksklassen Rechnung, worauf auch die einigemale vorkommende Bitte an sein Publikum, sein Singen zu korrigiren, hinzudeuten scheint. Glaubten doch auch die nürnbergischen Gevatter Schneider und Handschuhmacher von dazumal allesammt, wie Hans Sachs, auserwählte Poeten zu sein. Der meistersingerischen Genossenschaft hat Jörg Graff aber gewiß zu keiner Zeit angehört und am wenigsten darf er mit dem Augsburger Kürschner und Meistersinger seines Namens identifizirt werden.

Einige der uns erhaltenen Gedichte Jörg Graffs sind übrigens auf keine Weise auch nur annähernd zu datiren. Dazu gehört unter anderem ein dem löblichen Rath zu Straßburg zugeeignetes Lied, das wohl mit Sicherheit auf einen Aufenthalt des Dichters in jener Stadt schließen läßt. Zeit und Dauer desselben lassen sich allerdings nicht bestimmen. Ueberhaupt ist wohl nur ein verhältnißmäßig geringer Bruchtheil seiner sämmtlichen Lieder auf uns gekommen, mögen manche derselben, wie etwa das in den Rathsprotokollen erwähnte „von dem landgräflichen Ausschreiben", verloren gegangen, andere, noch nicht als Jörg Graffs Eigenthum erkannt, in unsern großen Liedersammlungen enthalten sein oder auch noch im Schoße unsrer Bibliotheken und Archive schlummern. Denn nicht schon bald nach 1523, wie man bisher annahm, oder, wie Bartsch in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" meint, bald nach 1525 fand des Dichters Wirken mit dem Tode seinen Abschluß. Jörg Graff lebte noch 1542, freilich ein elendes und erbärmliches Leben.

1526 ist er bereits so weit gesunken, daß er den Rath um ein Almosen anbetteln muß, was ihm aber wegen seines unsittlichen Lebenswandels verweigert wird. In der Bitte selbst haben wir offenbar bereits ein Anzeichen für die allmähliche Abnahme seiner Energie zum Leben und Wirken, für den beginnenden Verfall seiner geistigen Kräfte zu erblicken. In den Ausgang der 20er Jahre fällt eine Fürbitte seiner alten Handwerksgenossen, der Beutler, die sich wohl auf einen neuen Ausweisungsbefehl gegen Jörg Graff bezog, aber vom Rath abschlägig beschieden wurde. Einige Jahre später suchte Jörg Graff selbst um Aufnahme in das Spital nach; aber auch mit dieser Bitte fand er damals noch beim Rath kein Gehör, er wurde kurzerhand damit abgewiesen (23. März 1534).. Erst volle 8 Jahre später, als er zu alledem auch noch krank und bettlägerig geworden war, hat man ihn endlich in das Spital aufgenommen, und da wird er denn vermuthlich sehr bald gestorben sein. In den Nürnberger Rathsprotokollen wenigstens kommt sein Name fernerhin nicht mehr vor: der Verlaß vom 6. Mai 1542 ist die letzte Notiz, die von Jörg Graff handelt.

So schloß das Leben dieses bedeutenden Volksliederdichters nicht viel anders, als es vor genau einem Vierteljahrhundert zuerst vor uns aufgetaucht war, in äußerster Dürftigkeit. Zwar kann es bei den zum Theil seltsamen Schicksalen und Zufälligkeiten, die seinen Gang bestimmten, keineswegs als typisch für das Leben der fahrenden Sänger damaliger Zeit gelten, darf aber dennoch insofern auf ein allgemeines Interesse Anspruch erheben, als es uns dank der vorzüglichen Erhaltung und Ausgiebigkeit der alten

reichsstädtischen Archivalien einen neuen tiefen Einblick in das innere Leben und Weben der großen Zeit der Reformation gewährt.

Der Eisenbahnbau in Siam.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Wie in China, so geht es auch in dem benachbarten Siam seit einigen Jahren mit dem Eisenbahnbau rüstig vorwärts. König Tschulalongkorn, dem sein Volk dereinst mit Recht den Namen „der Große" geben sollte, weiß wohl, daß für die Entwicklung und das Aufblühen seines Reiches nichts so nothwendig ist als die Schaffung von Verkehrsmitteln, und er verwendet in der That einen beträchtlichen Theil der Staatseinnahmen für diese Zwecke. Ob diese Einnahmen aber hinreichen werden, um die vielen projektirten Eisenbahnen zu erbauen, bleibt abzuwarten. Früher oder später wird an die Regierung Siams doch die Nothwendigkeit herantreten, eine auswärtige Anleihe für Eisenbahnzwecke aufzunehmen, und da hoffentlich auch die deutsche Finanzwelt dazu herangezogen werden dürfte, so ist es interessant, die siamesischen Finanz- und Verkehrsverhältnisse zu untersuchen.

Wenige Staaten besitzen ein so geordnetes Finanzwesen wie Siam. Früher flossen die Staatseinnahmen in die Kassen des Königs, der Herrscher war der absolute Gebieter über Wohl und Wehe des Landes wie seiner Einwohner und konnte nach Belieben über die verhältnißmäßig sehr beträchtlichen Staatseinkünfte verfügen. Jetzt sind die Kassen des Königs und des Staates streng voneinander getrennt, die Finanzverwaltung ist eine durchaus ehrliche, und trotz des siamesisch-französischen Krieges ist es bisher gelungen, Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht zu halten, so daß Siam bis heute noch keinerlei Staatsschuld besitzt. Unter diesen Umständen dürfte es der Regierung nicht schwer fallen, eine Anleihe zu sehr günstigen Bedingungen aufzunehmen.

Die Einnahmen werden jedoch eine ungeahnte Höhe erreichen, sobald mit Hülfe einer derartigen Anleihe Verkehrsmittel ins Leben gerufen werden. Die Eisenbahnfrage ist vielleicht die wichtigste Lebensfrage für Siam. Das Land ist ungemein reich an Naturprodukten der verschiedensten Art, allein es ist bis heute geradezu unmöglich, sie auf die großen Märkte zu bringen. Siam besitzt keine befestigten Straßen, sondern nur primitive Feld- und Waldwege, auf welchen der Waaren- und Personentransport in der trockenen Jahreszeit mittelst Packthieren und Ochsenkarren möglich ist, die aber während der Regenzeit vollständig unpassirbar sind. Der Verkehr ist also vornehmlich auf die Wasserwege angewiesen. Diese sind indessen nur unterhalb Ayutiah das ganze Jahr über befahrbar. Oberhalb dieser alten Hauptstadt des Landes fehlt es den Flüssen etwa 7—8 Monate des Jahres an der erforderlichen Tiefe. Die vielen Kanäle sind größtentheils verschlammt und nur bei hohem Wasserstande des Menam-Stromes passirbar, so daß der Waarenverkehr, hauptsächlich Reis und Tealholz, in jedem Jahre nur während mehrerer Monate möglich ist. Oft müssen die in den großen Wäldern des nördlichen Siam gefällten Tealholzstämme 3—4 Jahre auf hohe Wasserstände warten, ehe sie nach dem Menam transportirt werden können, verlieren dabei an Güte oder gehen durch Anfaulen gänzlich zugrunde, wodurch dem Lande Schäden von Millionen erwachsen.

Aehnlich ist es mit den Transportverhältnissen in der ungeheuren Hochebene von Korat im nordöstlichen Siam. Dort wird vornehmlich Reis in Hülle und Fülle produzirt, aber kann wegen des Mangels an Verkehrswegen nicht zur Ausfuhr gelangen. Auf den gegenwärtigen Routen kostet die Tonne Reis, auf Tragochsen von Korat nach Bangkok gebracht — eine Strecke von 265 Kilometer — nicht weniger als 120 Ticals (etwa 140 M.). Nur werthvollere Waaren vertragen derartige Transportkosten, und so sieht man denn auch auf den Märkten von Bangkok nur Häute, Cardamum, Gambodge, Seidenwaaren u. s. w. aus der Korat-Ebene. Rinder und Pferde, die ein Hauptprodukt im letzteren bilden, kommen wohl ebenfalls nach Bangkok, allein da sie von Korat durch Wälder und Dschungel bei elendem Futter 15—20 Tage lang nach der Hauptstadt getrieben werden müssen, kommen sie dort gewöhnlich ermattet und abgemagert an. Die Eisenbahn wird sie in 12 Stunden nach Bangkok bringen, die höheren Transportkosten aber würden durch den besseren Zustand und höheren Werth der Thiere reichlich aufgewogen.

Bisher hat der König im richtigen Erkennen der Zustände in seinem Reiche einer ganzen Reihe von Eisenbahnlinien das Ta klong ertheilt, d. h. die betreffenden Konzessionsgesuche sind vom königlichen Tische heruntergefallen. (Bis vor etwa zwei Jahrzehnten war es nämlich in Siam Sitte, daß sich die Minister ebenso wie die Sklaven dem Könige nur auf allen Vieren kriechend nähern und während der ganzen Audienz auf dem Boden hocken bleiben mußten. Die Schriftstücke, welche der König genehmigte, wurden von diesem, nachdem er sie unterfertigt, auf den Boden geworfen, und aus dieser Zeit hat sich das Wort „Ta klong", d. h. „heruntergefallen" für „genehmigt" erhalten.)

Zwei Bahnen sind bereits dem Verkehr übergeben worden, die allerdings nur 20 km lange Strecke Bangkok-Paknam und die 125 km lange Strecke Bangkok-Ayutiah-Gengkoi. Die erstere, einer dänischen Gesellschaft angehörend, hat ein Kapital von 450,000 Ticals (heute etwa 530,000 Mark) erfordert und wirft 5—6 Proz. ab. Der Personenverkehr auf den täglich drei Zügen nach beiden Richtungen ist sehr lebhaft.

Die zweitgenannte Bahn, ein Theil der schon seit langem projektirten Linie Bangkok-Korat, wurde ganz aus Staatsmitteln hergestellt und am 1. April 1897 vom König selbst in feierlicher Weise eröffnet. Auch auf dieser Bahn überwiegt der Personenverkehr und ist in fortwährendem Steigen begriffen. So betrug die Zahl der Passagiere im April 1897 nur 10,000, im Januar 1898 aber bereits 42,000. Die wichtigste Fracht ist bisher der Reis gewesen; von allen Seiten strömt der Verkehr der neuen Bahn zu, und längs der Linie ist eine ganze Reihe neuer Dörfer entstanden, so daß die Betriebsüberschüsse, welche im ersten Jahre nur $^1/_6$ Proz. des Anlagekapitals betrugen, für das laufende Jahr auf $2^1/_2$ Proz. veranschlagt werden. Die bisher eröffnete, wie gesagt 125 km lange Strecke kostete dem Staatssäckel 8 Mill. Ticals (oder 64,000 Ticals = ca. 70,000 M. pro Kilometer). Die Baukosten wären viel geringer gewesen, wenn die Bahn in ihrem ersten Theile nicht durch das große Ueberschwemmungsgebiet des Menam führen würde und die Erbauung eines 85 km langen, stellenweise 4—5 m hohen Dammes erfordert hätte. Dieser Damm ist aus weichem Thonboden aufgeschüttet, der bei den furchtbaren Regengüssen der nassen Jahreszeit dickflüssig wurde und abrutschte. Zeitweilig versanken ganze Dammstrecken in dem weichen morastigen Untergrunde so plötzlich, daß die Schienen und Schwellen frei in der Luft hingen! Unter so schwierigen Verhältnissen war auch die Fundirung der zahlreichen Brücken von ungewöhnlichen Kosten begleitet. Wäre der Arbeitslohn, etwa 70 Pfennig pro Tag, nicht so gering, die Baukosten hätten möglicherweise das Doppelte betragen.

Der Betrieb der Bahn steht unter deutscher Leitung, wie denn auch das ganze Eisenbahnwesen einem Deutschen,

dem kgl. preuß. Baurath K. Bethge, Generaldirektor im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, untergeordnet ist. Auch in den Werkstätten sind zur Hälfte deutsche Beamte angestellt, während das Betriebspersonal zum größten Theil aus der englischen Sprache mächtigen Siamesen besteht.

Die Bangkok-Gengkoi-Eisenbahn ist, wie erwähnt, nur die erste Hälfte der Bangkok-Korat-Bahn, welche voraussichtlich bis zu Beginn des Jahres 119 siamesischer Zeitrechnung fertig gestellt sein dürfte. (Die Siamesen rechnen die Jahre von der Gründung Bangkoks und Einsetzung der gegenwärtigen Königsdynastie im Jahre 1781 christl. Zeitrechnung.) Ursprünglich hatte man gehofft, die Bahn schon 1896 dem Verkehr übergeben zu können, allein dem Bau stellten sich fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Einige Kilometer jenseit Gengkoi beginnt dichter Urwald und Dschungel, der auf einer Strecke von 60 km durchbrochen werden mußte. Die neue Linie eröffnet die bisher gänzlich unzugänglichen Thäler von Hinlap, Muoklek und Pakdschong, überschreitet dann in einer Höhe von 680 m über dem Meere die Wasserscheide zwischen den großen Hauptströmen Siams, dem Menam und Mekong, und fällt dann allmählich nach der Hochebene von Korat. In der Gebirgsstrecke kommen Steigungen von 22 Grad, Einschnitte bis zu 22 m Tiefe und Dämme bis 20 m Höhe vor, und da das zu durchschneidende Gebirge aus ungemein hartem Muschelkalk besteht, so kann nur mit Dynamit gearbeitet werden. Die größten Schwierigkeiten aber bereitet dem Bahnbau in diesen Gebieten Siams das Klima. Fieber und Dysenterie raffen die größentheils aus Chinesen und Laoten bestehenden Arbeiter zu Hunderten dahin und auch etwa 40 Europäer sind dem mörderischen Klima zum Opfer gefallen. Dazu sind die Monate von November bis Mai vollständig regenlos, Brunnen und Wasserlöcher vertrocknen und das für die großen Arbeitskolonnen erforderliche Wasser muß dann mittelst Tragochsen oder auf Karren auf weite Entfernungen täglich herbeigeschafft werden.

Ursprünglich — im Jahre 1891 — hat sich neben einer englischen auch eine deutsche Gesellschaft um den Bau der Korat-Eisenbahn beworben. Das deutsche Angebot war jedoch um 1,200,000 Ticals (damals etwa 2½ Mill. M.) höher als das englische, und der Bau wurde demnach der englischen Gesellschaft zugeschlagen, was natürlich zur Folge hatte, daß nahezu das ganze Eisenbahnmaterial von England geliefert wurde. Die englische Gesellschaft begann den Bau der Bahn, aber die Schwierigkeiten, die sich entgegenstellten, waren derart, daß die siamesische Regierung im August 1896 den Vertrag mit den Engländern löste und die Fortführung der Bahn auf Staatskosten selbst übernahm. Dank der Energie und Umsicht des gegenwärtigen Generaldirektors, Baurath Bethge, schreitet der Bau rasch vorwärts. Selbstverständlich wird auch die deutsche Industrie in Zukunft aus dem Bahnbau mehr Nutzen ziehen. Schon im März dieses Jahres wurden von Deutschland zwei Lokomotiven, sowie beträchtliche Mengen von Schienen und Schwellen nach Siam geliefert.

Neben der Korat-Eisenbahn wird augenblicklich auch an der 55 km langen Strecke von Ayutiah nordwärts nach Lopbury gebaut. Diese Linie ist das erste Glied der großen Menamthal-Bahn, die in einer Gesammtlänge von 640 km von Bangkok nach der Hauptstadt des nördlichen Siam, Tschiugmai, führen wird. Der König ist willens, diese wichtigste Arterie seines Landes aus Staatsmitteln mit thunlichster Beschleunigung herstellen zu lassen, aber es dürfte immerhin 10—15 Jahre erfordern, ehe sie zur Eröffnung kommt.

Ebenso wie die Bahn Bangkok-Ayutiah-Lopbury soll auch die Bahn Bangkok-Ayutiah-Korat in nördlicher Richtung verlängert werden, mit dem Zwecke, Bangkok mit der Stadt Nongkai am Oberlaufe des Mekong-Flusses zu verbinden. Das siamesische Eisenbahnamt hat die 360 km lange Strecke Korat-Nongkai bereits studirt und nach den Voranschlägen soll der Kilometer Eisenbahn dort auf durchschnittlich 55,000 Ticals zu stehen kommen, was eine Gesammtsumme von etwa 25 Mill. M. erfordern würde.

Im kommenden Winter wird noch mit dem Bau einer dritten Bahnlinie, nämlich jener von Bangkok nach Petschabury im Südwesten von Siam, ebenfalls auf Staatskosten, begonnen werden. Diese 175 km lange Strecke dürfte im ganzen nicht mehr als 8—10 Mill. M. erfordern.

Neben den genannten Linien sollen demnächst noch Konzessionen an Private vergeben werden. Es handelt sich dabei zunächst um eine Bahn von Bangkok über Petriu nach der östlich von der Hauptstadt gelegenen wichtigen Handelsstadt Battambang, dann um eine Linie von Bangkok in südlicher Richtung nach dem gegenüber der Insel Kohsilschang gelegenen Hafen Auhin und eine dritte Linie quer durch die Halbinsel Malakka von dem englischen Hafen Queddah (oder Kedah) nach dem am Golf von Siam gelegenen siamesischen Hafen Singora. Die letztgenannte Linie wurde bereits im Jahre 1893 von englischen Unternehmern begonnen, allein bald darauf wurden die Arbeiten wieder eingestellt.

Im ganzen genommen dürfte es sich bei den im Bau begriffenen oder demnächst zur Ausführung gelangenden staatlichen Linien um eine Summe von 80—100 Mill. M. handeln. Sollte Siam dieses Kapital im Auslande aufzunehmen gedenken, so wäre es zu wünschen, daß die Anleihe in deutsche Hände fiele, weil eine derartige Kapitalanlage bei den gesunden Finanzverhältnissen Siams eine sichere wäre und weil damit auch die deutsche Industrie durch Lieferung von Eisenbahnmaterial Gewinn ziehen würde.[1])

Mittheilungen und Nachrichten.

" **Posen**, 14. Sept. XXIV. Deutscher Juristentag. (Vierter Bericht.) Die Arbeiten in den Abtheilungen wurden am 13. Sept. früh fortgesetzt. In der dritten Abtheilung (für Strafrecht) gelangte als letzter Gegenstand die Frage zur Verhandlung: „Empfiehlt sich der Versuch der Deportation nach Kolonien als Strafe? und empfiehlt sich der Vorschlag bedingter Begnadigung für den Fall der Auswanderung?" Gutachten haben abgegeben Professor Dr. Bornhak (Berlin) und Regierungsrath Freund (Koblenz). An Stelle des durch seine Schrift „Fort mit den Zuchthäusern" bekannt gewordenen Professors Dr. Bruch (Breslau) referirte Rechtsanwalt Wilke (Berlin). Die Bestrafung der Verbrechen habe den Zweck, den Staat und die Gesellschaft zu schützen, Verbrechen zu verhindern und die Verbrecher abzuschrecken und zu bessern. Unser heutiger Strafvollzug entspreche in keiner Weise diesen Bedingungen. Im Jahre 1885 waren 172,000 oder 37.9 Proz. aller Bestraften Rückfällige, 1886 schon 177,500 oder 38.9 Proz., im Jahre 1892 war die Zahl um 41,000 oder 4 Proz. gestiegen, so daß wir bald die Hälfte aller Bestraften aus Rückfälligen haben werden. Die Gründe liegen in den Mängeln des Strafvollzugs. Namentlich die entehrenden langjährigen Zuchthausstrafen haben den Mangel, daß sie die Entlassenen bald wieder ins Zuchthaus zurückführen. Es bestehe nicht nur bei den Arbeitgebern, sondern auch bei den Arbeitsgenossen eine Abneigung gegen die mit Zuchthaus Bestraften. Der Fluch der langjährigen Freiheitsentziehung bestehe darin, daß sie den Sträfling abgestumpft mache. Dieselbe raube ihm jedes selbständige Wollen und schwäche den Gefangenen in körperlicher und geistiger Beziehung. Dagegen entspreche die Deportation allen diesen Anforderungen. Sie entführe die Zahl der Verbrecher aus dem

---

[1]) Näheres über Siam in dem Anfang Oktober zur Ausgabe kommenden reich illustrirten Werke „Siam" von E. v. Hesse-Wartegg (Leipzig, Verlag von J. J. Weber).

Vaterlande und gewähre eine absolute Sicherheit gegen Rückfälle. Dann wirke die Deportation auch als Abschreckungsmittel. Schließlich werde die Deportation auch bei sachgemäßer Ausgestaltung die Besserung der Sträflinge bewirken und diese zu geordneter Arbeit anhalten. Fast sämmtliche Autoritäten haben die Deportation als das beste von allen Strafsystemen (Bagno, Zuchthaus, Gefängniß ꝛc.) bezeichnet. Seitdem wir in Deutschland eigene Kolonien haben, welche sich klimatisch zur Ansiedelung eignen, sei die Frage sehr eifrig erörtert worden. Wir haben 1896 über 200,000 Bettler und Vagabunden gehabt. Zwischen den Gutachtern bestehen nur Meinungsverschiedenheiten in der praktischen Ausführung. Bornhak wolle die Deportation auf dem Verwaltungswege und nur für Verbrecher mit mindestens 3 Jahren Strafzeit eingeführt sehen. Die Einwände seien zum großen Theil oberflächlicher Natur. Man sage da, daß das Ansehen Deutschlands den Eingeborenen gegenüber leiden würde. Abgesehen davon, daß Südwestafrika fast menschenleer sei, sei ein europäischer Sträfling den barbarischen Hottentotten gegenüber sowohl in kultureller als auch in moralischer Beziehung überlegen. Der Schwarze weiß auch, daß der Weiße ebenfalls Verbrechen begehen könne und bestraft werde. Auch die aus Kolonialkreisen erhobenen Bedenken, daß alle bisherigen Strafkolonien sich nicht bewährt hätten, hält Redner nicht für stichhaltig. Sibirien sei planlos mit Verbrechern überschwemmt worden. In Sachalin habe sich die planmäßige Ansiedelung bewährt. Bei uns müßten bestimmte Gebiete für die Strafkolonien reservirt werden, wo man freie Ansiedler nicht dulden dürfe. Die Befürchtungen hinsichtlich der Flucht seien unbegründet. Der flüchtige Sträfling werde meistens in der Wildniß zugrunde gehen und daher den Zustand in der Strafkolonie vorziehen. Ebenso glaubt Redner, daß die Kosten für die Strafkolonien weniger hoch sein würden, als beim Strafvollzug im Inland. Die Strafkolonien würden durch die Besiedelung der Ländereien kulturelle Werthe schaffen und dem Mutterlande neue Absatzgebiete eröffnen. Die Deportation sei das nothwendige Ventil, um dicht bevölkerte Länder von der rückfälligen Verbrecherwelt zu befreien. In Uebereinstimmung mit den Gutachten beantrage er, die Frage zu bejahen, daß es sich empfehle, den Versuch mit einer Deportation zu machen. (Beifall.)

Der Korreferent Rechtsanwalt Dr. **Korn** (Breslau) erklärte, er müsse im Gegensatz zu den Gutachten die Deportation als Strafmittel prinzipiell verwerfen. Die Deportation sei als ein besonderes Strafübel zu betrachten und könne daher nur durch eine vollständige Aenderung der Gesetzgebung durchgeführt werden. Die Frage sei nicht nur eine juristische, sondern auch eine eminent volkswirthschaftliche und koloniale. Die Deportation würde mindestens dreimal so theuer kommen als der Strafvollzug im Inlande. Nicht nur die Transportkosten kämen in Frage, sondern auch die höheren Gehälter für das Aufsichtspersonal. Keine Strafkolonie sei bisher imstande gewesen, sich ohne Zufuhr vom Mutterlande zu ernähren. In Südwestafrika koste schon der Unterhalt eines Negers 1 M., für einen Deutschen würde er mindestens 3 M. betragen. Dazu kämen noch die sehr hohen Kosten für ärztliche und Hospitalpflege. Ueberall in den Kolonien sei ein großer Theil der Sträflinge infolge des Klimas arbeitsunfähig. Die Deportation nach Australien erfordere 972 M. pro Kopf jährlich, dazu 490 M. Transportkosten. In Frankreich koste ein Sträfling im Inlande 0.90 Cts. täglich, in den Kolonien 2.15 Cts. Frankreich gebe 10—11 Millionen dafür aus, fast so viel wie Preußen für den gesammten Strafvollzug. Der Transport nach Südwestafrika betrage etwa 320 Mark. Die Deportation lege der ehrlichen Gesellschaft einen Tribut auf, den sie für die Dauer ohne Vernachlässigung anderer Kulturaufgaben nicht tragen könne. In England sei während der Dauer der Deportation die Zahl der Rückfälligen ständig gestiegen, seit Aufhebung in derselben Stufenleiter gefallen. Noch keiner Kolonie seien die Sträflinge zum Segen gewesen. Alle freien Ansiedler betrachten die Kolonien mit Sträflingen als einen Fluch. Sibirien und Neucaledonien seien überschwemmt von vagabundirenden Entlassenen. Die entsprungenen Gefangenen bildeten eine ständige Gefahr der Kolonien und der Gesellschaft. Solange die Sträflinge arbeiten müssen, thun sie es. Nachher wollen sie sich ausruhen. Dazu komme das entnervende Klima. Die Deportation als Ansiedelung habe wenige Anhänger. Der Strafvollzug in der Deportation werde stets mangelhaft sein. Schon beim Transport bringe das wochenlange enge Zusammenleben eine Verführung der besseren Elemente. Leutwein, Graf Pfeil und andere Fachleute haben sich entschieden gegen die Deportation ausgesprochen. Wir haben im Inland genug Gelegenheit, der Arbeit im Freien die gebührende Stellung zu verschaffen. Weite Moorländereien liegen unbearbeitet, weil die Arbeit der Freien zu theuer ist. Die preußische Gefängnißverwaltung hat hier bereits mit einem Versuch begonnen, der hoffentlich der Ausgangspunkt für eine Reform des Strafvollzugs sein werde. Die Oeffentlichkeit in Deutschland habe bisher keine klare Stellung genommen. In Frankreich und Rußland sei man allgemein gegen die Deportation, insbesondere die Praktiker, welche die Strafkolonien aus eigener Anschauung kennen. Eine Reform des Strafvollzugs ist zu erstreben, aber die Deportation ist nicht der geeignete Weg dazu. (Beifall.) Redner beantragt folgende These: „Die Deportation ist als Strafmittel für Deutschland nicht geeignet, ein Versuch mit der Deportation ist nicht zu empfehlen.“

Oberreichsanwalt **Hamm** (Leipzig) schloß sich den Ausführungen des Vorredners im wesentlichen an. Die Abtheilung nahm hierauf fast einstimmig die Thesen des Korreferenten (gegen die Deportation) an.

Zum zweiten Theil der Frage, welche eine bedingte Begnadigung im Fall der Auswanderung betrifft, stellte sich Rechtsanwalt Dr. **Korn** ebenfalls auf einen ablehnenden Standpunkt.

* **Halle a. S.** Der ordentliche Professor der klassischen Philologie und Archäologie und Direktor des archäologischen Museums an der hiesigen Universität, Dr. C. **Robert**, hat einen Ruf an die Universität Breslau abgelehnt.

* Der bisherige **Rektor der Landesschule Pforta**, Prof. Dr. **Volkmann**, wird am 1. Oktober in den Ruhestand treten und nach Jena übersiedeln. Zu seinem Nachfolger ist, nachdem Prof. Dr. Hermann Uhlig in Heidelberg den an ihn ergangenen Ruf abgelehnt hat, der Direktor des Wilhelms-Gymnasiums in Kassel, Prof. Dr. **Muff**, berufen worden. Prof. Dr. Dieterich Volkmann ist am 13. September 1838 in Bremen geboren und hat dort von 1851 bis 1857 das Gymnasium besucht. Er studirte in Bonn und Breslau und wirkte seit 1861 an der dortigen Landesschule.

* **Göttingen.** Der Gymnasialprofessor Dr. Ferdinand **Fischer** ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten sind zugelassen und bestätigt worden: Dr. Max **Reithoffer** für Elektrotechnik an der Technischen Hochschule in Wien; Dr. Ludwig Ritter **Lorenz** v. **Liburnau** für Zoologie an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, Dr. Franz **Werner** für Zoologie an der Universität in Wien, Dr. Johann **Hnatek** für Pathologie und Therapie innerer Krankheiten an der tschechischen Universität in Prag und Dr. Karl **Hopfgartner** für Chemie an der Universität in Innsbruck.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Arbeiter-Produktivgenossenschaften.

Ueber die in den verschiedenen Kulturländern bestehenden Arbeiter-Produktivgenossenschaften liegen nur sehr lückenhafte Nachrichten vor, ausgenommen Frankreich, wo jüngst eine besondere gründliche Untersuchung dieser Gesellschaften von Amts wegen veranstaltet worden ist, auf die wir unten näher eingehen werden. Wie schwierig es für Private oder Vereine ist, auf diesem Gebiete auch nur einigermaßen zuverlässige und annähernd vollständige Angaben zu erlangen, beweist wieder die neuerdings veröffentlichte „Statistik (!) der genossenschaftlichen Vereinigungen in verschiedenen Ländern“, welche von dem statistischen Ausschuß der (allerdings noch jungen) Internationalen genossenschaftlichen Vereinigung zusammengestellt worden ist. Diese Arbeit befaßt sich übrigens mit dem gesammten Genossenschaftswesen vom Konsum- und Kreditverein bis zur Produktivgenossenschaft.

Eine leidlich gute fortlaufende Statistik der Genossenschaften liefert nur die großbritannische Regierung. Dort haben bekanntlich die Konsumvereine einen erheblichen Umfang — weniger in der Anzahl der Vereine als in derjenigen der Mitglieder (aus Arbeiterkreisen) und in dem Waarenumsatz — erreicht. Produktivgenossenschaften, deren Abgrenzung gegen verwandte Betriebsformen jedoch sehr zweifelhaft ist, werden für das Jahr 1896 in Großbritannien 259 mit 38,637 Mitgliedern nachgewiesen; von letzteren waren 7475 in den Betrieben selbst beschäftigt. Als Verkaufserlos sind $52\frac{1}{2}$ Millionen Mark angegeben. Nicht eingerechnet sind hiebei die gewerblichen Abtheilungen (Werkstätten oder Fabriken für Schuhzeug, Möbel, Seife, Kleidungsstücke, die Getreidemühlen u. s. w.) der Groß-Einkaufsgenossenschaften; doch fallen solche Fabriken auch gar nicht unter den Begriff der Produktivgenossenschaft. Letztere scheint in England thatsächlich noch wenig vorzukommen. Für Deutschland, das Land der Kreditvereine, werden in der Zusammenstellung 172 gewerbliche Produktivgenossenschaften (1895) angegeben neben 1765 landwirthschaftlichen. Auch hier wird schon diese Ziffer einerseits unvollständig sein und andrerseits Gesellschaften einschließen, die jedenfalls keine Arbeiter-Produktiogesellschaften sind. Die lückenhaften Nachweisungen über Italien enthalten 368 gewerbliche und 492 landwirthschaftliche Produktivgenossenschaften im weiteren Sinne. Nähere Angaben über dieselben liegen auch hier nur für einen kleinen Theil vor. Von Bedeutung sind in Italien die bekannten Società cooperative di lavoro fra braccianti, muratori ed affini: Arbeitergenossenschaften von gewöhnlichen Erdarbeitern oder sonstigen Bauarbeitern, die sich zur gemeinsamen Uebernahme größerer Bauten oder Arbeiten, namentlich solcher des Staats oder der Gemeinden, zusammenthun, ohne jedoch in den meisten Fällen eine ständige Korporation mit Genossenschaftsantheilen (Aktien), Reservefonds u. dgl. zu bilden. In der Lombardei und der Romagna machen sie einen einflußreichen Faktor in der Arbeiterwelt und im ganzen Wirthschaftsleben aus. Die Regierung steht diesen Arbeitsgenossenschaften trotz deren sozialistisch-politischer Tendenz im allgemeinen wohlwollend gegenüber. Frankreich, gewissermaßen das klassische Land der Arbeiter-Produktivgenossenschaft, erscheint nach der in Rede stehenden privaten Enquete mit nur 107 derartigen Genossenschaften, allerdings wird bemerkt, daß deren noch 59 weitere vorhanden seien, über die Näheres nicht bekannt sei. Allein auch die soeben abgeschlossene sorgfältige amtliche Untersuchung weist für Anfang 1897 nicht mehr als 184 Arbeiter-Produktivgenossenschaften nach. In Belgien und den Niederlanden hat diese Genossenschaftsart ebenfalls bislang eine nennenswerthe Verbreitung nicht gefunden. Dasselbe gilt für die übrigen europäischen Staaten in erhöhtem Maße, aber auch für die fremden Erdtheile.

Das Problem, die Arbeiter am Ertrag und Betriebe der Erwerbsunternehmungen in zufriedenstellender Weise zu betheiligen, schien in der Begründung von Arbeiter-Produktivgenossenschaften seine Lösung gefunden zu haben, nachdem weitergehende Ideen und praktische Versuche, namentlich des Engländers Owen und des Franzosen Cabet, auf Grundlage ganzer kommunistischer Ortsgemeinschaften nicht durchgedrungen, bezw. fehlgeschlagen waren. Der Gedanke der aus Arbeitern bestehenden Betriebsgenossenschaft fand zuerst in Frankreich Eingang, wenn hiebei von gewissen älteren Gebilden im Bergbau abgesehen wird. Mit den größten Hoffnungen wurde dieser Gedanke dann in Deutschland von Lassalle aufgenommen und agitatorisch gefördert. Es ist bekannt genug, daß auch der preußische Ministerpräsident v. Bismarck den Plänen Lassalle's freundlich gegenüberstand und selbst nicht abgeneigt war, dieselben eventuell mit erheblichen Mitteln von Staats wegen zu unterstützen. Allein die erwartete schnelle Umwälzung im gewerblichen Leben trat nicht ein; zwar wurden hier und da Produktivgenossenschaften gegründet, doch die meisten zeigten keinen Bestand, und eine größere Ausdehnung gewannen sie weder in Deutschland, noch auch in Frankreich, wie wir noch sehen werden. Die Arbeiter- und Arbeitslohnfrage, als wesentlichster Theil der modernen sozialen Frage, suchte nach einer neuen Lösung oder anderweitigen Hülfsmitteln. Der mecklenburgische Gutsbesitzer und nationalökonomische Schriftsteller H. v. Thünen behandelte die Lohnfrage in eindringender (zum Theil doktrinär-schematischer) Weise und kam auch auf den Gedanken der Betheiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn: Gewinnbetheiligung, die er im Jahre 1847 auf seinem Gute Tellow thatsächlich einführte. Später nahm der Altmeister der Statistik, Ernst Engel, diesen Gedanken, vor allem im Hinblick auf die Industrie, mit feurigem Eifer wieder auf, verfaßte entsprechende Statuten und verhalf diesen auch zur Einführung in einzelnen Betrieben. Er vertraute nunmehr mit Begeisterung

auf die angebahnte Lösung der sozialen Frage. Die Veränderlichkeit und Vielgestaltigkeit der wirthschaftlichen Verhältnisse und Triebkräfte wollten es anders. Allerdings ist die Gewinnbetheiligung aus den gewerblichen Betriebsformen nicht wieder verschwunden, hat aber auch noch keinen größeren Siegeszug unternommen. Eine eigenartige Neuschöpfung, eine Art Gemisch von Gewinnbetheiligung und Produktivgenossenschaft, ist die von Jul. Pierstorff so anschaulich in Schmollers Jahrbuch geschilderte K. Zeiß-Stiftung in Jena. Wären die Dinge und die Menschen nicht so verschieden und wechselvoll, diese neuen Betriebsformen hätten gewiß in verhältnißmäßig kurzer Zeit mächtige Veränderungen im wirthschaftlichen und sozialen Leben hervorgerufen. Obschon sie dies nun nicht vollbracht haben, stimmen sie dennoch mit den Entwicklungstendenzen überein, die unser soziales Wirthschaftsleben deutlich erkennen läßt. Es gilt daher, die Bedingungen klar zu überschauen, unter denen die neuen Formen der Produktionsordnung ein Gedeihen versprechen und zugleich einen wirthschaftlichen Fortschritt bedeuten, sowie welche Mängel und Reibungen noch zu beseitigen sind, um die alte Ordnung in größerem Umfange von einer neuen ablösen lassen zu können. Diesen Zwecken muß eine genaue Untersuchung der Erfolge, bezw. des Scheiterns der bisherigen Versuche natürlich sehr förderlich sein und hinsichtlich der Arbeiter-Produktivgenossenschaften verdanken wir eine derartige Quelle der Erkenntniß einer Veröffentlichung des arbeitsstatistischen Amtes des französischen Handelsministeriums,[1]) auf die hier deßhalb etwas näher eingegangen werden soll.

Zweck der Untersuchung war: das Maß der von den Arbeitern in Frankreich gemachten Anstrengungen zu ermitteln, das Lohnarbeiterthum durch eine enge Verbindung von Kapital und Arbeit zu ersetzen, um die gemeinsame Verwaltung und den gesammten Gewinn der industriellen Unternehmungen in die Hände der mitarbeitenden Angestellten und Arbeiter zu legen; ferner von den Umformungen, welche die ursprüngliche Idee der Produktivgenossenschaften inmitten der praktischen Bedürfnisse erfahren haben, eine Darstellung zu geben, indem die verschiedenen in die Erscheinung getretenen Typen der Arbeiter-Assoziation und die von jedem derselben erlangte Verbreitung vorgeführt werde; endlich in die Verhältnisse der Gesellschaften und die Ursachen ihrer Erfolge oder Mißerfolge einzudringen. Die Untersuchung erfolgte im Jahre 1896 (vom März ab) und wurde zu Anfang des Jahres 1897 abgeschlossen. Sie erstreckte sich in sachlicher Ausführlichkeit auf die Verhältnisse des Jahres 1895 und, soweit angängig, auch auf 1896. In diesen beiden Jahren oder einem derselben sind überhaupt vorhanden gewesen 213 Produktivgenossenschaften, 11 von ihnen hatten aber zur Zeit der Enquete keine Spuren mehr hinterlassen; über 2 lagen vollständige Nachweise bereits vor, und wegen der übrigen 200 wurden an Ort und Stelle Aufnahmen veranstaltet. Organisirt hat die Enquete der Subdirektor des Office du Travail, Arthur Fontaine, von dem sie großentheils auch ausgeführt und zur Darstellung gebracht wurde. Zweckmäßigerweise ist eine historische Skizze beigegeben, für die zwar auf genaues Zahlenmaterial verzichtet werden mußte. Als besonders werthvoll erweisen sich auch die Monographien einiger Genossenschaften von ihrer Gründung bis zu Anfang 1897, wozu Typen je aus den verschiedenen Gewerben auserseben wurden. Auch ist nicht versäumt, die Statuten im wesentlichen mitzutheilen. Gleich hier sei bemerkt, daß sich dieses Werk vortheilhaft von vielen anderen französischen volkswirthschaftlichen und statistischen Arbeiten abhebt, die im wesentlichen oft aus Phrasen, Wiederholungen und Zahlenfehlern zusammengesetzt sind.

Die erste Arbeiter-Kooperativgenossenschaft (von Goldschmieden) in Frankreich trat im Jahre 1834 ins Leben und blieb längere Zeit in Thätigkeit. Zwar errichtete Buchez schon 1831 eine solche für Tischler, doch ist sie nie praktisch wirksam geworden. Einzelne andere Genossenschaften entstanden in den folgenden Jahren, nichtsdestoweniger schlummerte die Idee noch bis zum Jahre 1848. Dann aber wurden in der kurzen Zeit bis 1851 wohl 175 bis 200 Produktivgenossenschaften neu gegründet. Diese Bewegung hat die Regierung begünstigt, indem sie im Jahre 1848 eine Summe von 3 Millionen Francs zur Verfügung stellte, aus welcher ein eigens eingesetztes Conseil d'encouragement nach Befinden Beträge leihweise vergeben konnte. Mit dem Jahre 1852 bereits trat der Rückschlag ein: die meisten Gesellschaften verschwanden wieder und nur vereinzelte neue wurden in den nächsten Jahren errichtet. Vom Jahre 1863 an macht sich auf diesem Gebiete neues Leben bemerkbar, das bis etwa 1870 anhält, um wieder von einer Ruheperiode abgelöst zu werden, die bis 1881 währt. In diesem Jahre allein bildeten sich 20 Genossenschaften. Etwa bis zum Jahre 1885 macht sich diese Aufwärtsbewegung geltend, zuletzt in abgeschwächtem Maße, und im nächsten Jahre stockte sie. Die meisten der neuen Gesellschaften schwebten in Gefahr. Gegen das Jahr 1889 setzt die Kooperativ-Bewegung wieder ein und verstärkt sich von 1893 ab, so daß im Jahre 1894 32 Gesellschaften entstehen, im folgenden Jahre 30 und 1896 41. Das Jahr 1881 ist dadurch von Bedeutung, daß der Seinepräfekt Floquet den Arbeiter-Produktivgenossenschaften Erleichterungen bei der Bewerbung um öffentliche Arbeiten verschaffte. Im Jahre 1883 wurden in Paris die ersten Darlehen aus dem Vermächtniß Rampal gewährt und es wurde die berathende Genossenschaftskammer (Chambre consultative des associations ouvrières de production) gegründet. Das Jahr 1888 brachte das Dekret betreffend Uebernahme von Arbeiten oder Lieferungen, die vom Staate zu verdingen waren. Die Gründung der Genossenschaftsbank (Banque des ass. ouvr. de prod. in Paris) fällt in das Jahr 1893 (November), ebenso die Abänderung des Gesetzes über die Aktiengesellschaften von 1867 und endlich der erste jährliche Kredit zur Unterstützung von Produktivgenossenschaften. In den folgenden Jahren sind regelmäßig wieder neue Kredite bewilligt worden, wodurch der Staat das Entstehen neuer Arbeitergenossenschaften fortgesetzt begünstigt hat. Schon im Jahre 1883 war vom Minister des Innern, Waldeck-Rousseau, zur Untersuchung der Lage der associations und der Mittel ihrer Förderung eine außerparlamentarische Kommission eingesetzt worden, die bis Mai 1888 bestehen blieb. Als ein Erfolg derselben kann das Dekret vom 4. Juni 1888, betreffend die Betheiligung an Staatssubmissionen (bald darauf — 1889 und 1893 — auf die Departements und Gemeinden ausgedehnt) und das erwähnte Gesetz vom 1. August 1893 über die Aktiengesellschaften angesehen werden. Mehrere andere einschlägige Maßnahmen von geringerer Tragweite könnten noch angeführt werden. Eine kurze Bemerkung verdient noch das oben genannte, von Benjamin Rampal der Stadt Paris zum Besten der Kooperativ-Idee gestiftete Vermächtniß von 1,411,000 Fr. Aus ihm werden fast nur die Arbeiter-Assoziationen durch Darlehen unterstützt. Bis jetzt ist von der Summe erst ein Betrag von 562,000 Fr. der Stadt Paris verfügbar geworden.

Ein Gesetzentwurf über die Genossenschaften ruht nach längeren Verhandlungen zur Zeit noch bei dem Senat. Die den in Aussicht genommenen gesetzlichen Spezialbestimmungen gemäß eingerichteten Produktivgenossenschaften müssen

[1]) Les associations ouvrières de production (in Frankreich). Office du Travail. Ministère du Commerce, de l'Industrie, des Postes et des Télégraphes. Imprimerie nationale, Paris 1897. 613 p.

aus wenigstens sieben Genossen bestehen; den etwa verwendeten Hülfskräften, die nicht Mitglieder sind, muß ein Theil des Gewinns überwiesen werden, und zwar sollen 50 Prozent desselben allen Arbeitern, Genossen und Hülfsarbeitern nach Maßgabe des verdienten Jahreslohns zukommen. Wenn auch nicht streng, namentlich betreffs der letzten Bestimmung, so hat sich die Enquete wenigstens im allgemeinen an diese Kriterien gehalten.

Für Anfang 1895 werden 140 gewerbliche Produktivgenossenschaften in Frankreich nachgewiesen, 32 traten im Laufe des Jahres neu hinzu, wogegen 11 eingingen. Im kommenden Jahre (1896) entstanden 41 neue Gesellschaften und 18 verschwanden. Demnach waren im Laufe des Jahres 1895 überhaupt in Thätigkeit 172, davon am Jahresschlusse noch 161 und im Jahre 1896 202, davon am Jahresschlusse noch 184 Arbeitergenossenschaften. Etwa 20 fernere untersuchte Kooperativbetriebe wurden von der Darstellung ausgeschlossen, weil sie den zugrunde gelegten wesentlichen Merkmalen der Arbeiter-Produktivgenossenschaften nicht hinreichend entsprachen. Da die Untersuchung mit Ende 1896 oder Anfang 1897 abschloß, so konnten die Geschäftsergebnisse vollständig nur für das Jahr 1895 ermittelt werden. Einige Ziffern, die auch für 1896 vorliegen, setzen wir nachstehend in Klammer bei. Die 172 Genossenschaften des Jahres 1895 (1896: 202), von denen 130 (146) das ganze Jahr hindurch und 42 (56) nur einen Theil des Jahres im Betriebe, d. h. am Leben waren, zählten 9000 (9800) Genossen, fast sämmtlich Arbeiter, einige davon gewesene Arbeiter; doch waren nicht alle Genossen mit werkthätig in ihren Kooperativbetrieben, sondern nur 4900 (5300) im Maximum und 4000 im Minimum während des Jahres. Dagegen wurden in ihnen noch 6700 bis 4300 nicht assoziirte Hülfskräfte beschäftigt, die annähernd zur Hälfte ihrer Zahl auch am etwaigen Gewinn betheiligt waren. Die im Jahre 1895 an die Genossen ausgezahlten Löhne konnten auf 6.370 Mill. Fr. angenommen werden, diejenigen der Hülfskräfte auf 5.785 Mill. Francs. Das gezeichnete Kapital belief sich Ende 1895 auf 13.050 (Ende 1896: 13.865) Mill. Fr. und das eingezahlte Kapital betrug 11.715 (12.3) Mill. Fr. Die gesammte Geschäftseinnahme des Jahres 1895 erbrachte 29.9 Mill. Fr. (davon 4.573 Mill. Fr. für Arbeiten des Staates und der übrigen öffentlichen Körperschaften), was für die 100 mit Gewinn abschließenden Gesellschaften einen Ueberschuß von 2.410 Mill. Fr. (einschließlich der Zinsen des Kapitals) ließ; für die 65 mit Verlust arbeitenden aber ergab sich eine Unterbilanz von 1.168 Mill. Francs — von weiteren 7 Genossenschaften fehlen genaue Angaben. An den Fehlbeträgen waren natürlich auch die Vorjahre bereits betheiligt und können dem Jahre 1895 etwa 250,000 Fr. zur Last geschrieben werden. Eine prinzipiell und für die Praxis wichtige Frage betrifft die schon erwähnten Hülfskräfte (auxiliaires). Ihre Beschäftigung je nach Bedarf schränkt das Risiko der Beschäftigungslosigkeit der Genossenschaften (sociétaires) natürlich ein. Nicht alle Betriebe haben diese Einrichtung und im übrigen ist sie keineswegs gleichmäßig geordnet. 19 Gesellschaften bewilligten den Arbeitern (Genossen und Hülfsarbeitern), nach vorheriger Abrechnung von höchstens 5 Proz. Kapitalzinsen, einen Antheil von 50 oder mehr Prozent des Reingewinns. Diese Gruppe nimmt ihrer Bedeutung nach den zweiten Rang ein. 61 Gesellschaften vertheilten einen geringeren Theil als 50 Proz. des Gewinns, überwiesen den Rest des Ueberschusses also, wie die vorgenannten, einem Reservefonds oder Altersrentenkassen und dergleichen. Weitere 56 Gesellschaften beschäftigen zwar auch Hülfsarbeiter, aber nur gegen festen Lohn ohne späteren Gewinnantheil; und diese Gruppe ist die bedeutendste, auch nach der Zahl der Genossen bemessen. Keine Hülfskräfte wurden grundsätzlich oder doch thatsächlich von 27 Gesellschaften verwendet, welche etwa ebensoviele Arbeitergenossen zählen wie die ersten beiden Gruppen, im übrigen aber von geringerer Bedeutung sind, obgleich ihnen nach der Kollektividee der erste Platz gebühren würde. Den Bedingungen des noch schwebenden Gesetzentwurfs entsprechen von den behandelten Gesellschaften des Jahres 1895 nur 34. — Ohne die den Hülfskräften gezahlten Gewinnantheile entfielen auf die 4765 stimmberechtigten Genossenschafter des Jahres 1895 über den festen Lohn hinaus noch rund 14 Millionen oder 290 Francs pro Kopf an Zinsen und Dividenden. Dabei sind indessen die dem Reservefonds und den Versicherungsklassen überwiesenen Beträge einbezogen worden. 1395 Genossen (bis auf 150 in den vorstehenden bereits mit enthalten) haben zusammen 287,000 oder pro Kopf 205 Fr. als Arbeitsgewinnantheil erhalten. Auf jeden der 4915 Genossen derjenigen Arbeiter-Produktivgenossenschaften, die mit Gewinn gearbeitet hatten, berechnen sich daher durchschnittlich 345 Fr., was für den Arbeitstag (275 aufs Jahr) einen Zuschuß von etwa 1.25 Fr. zu dem bereits verhältnißmäßig hoch normirten Lohn bedeutet. Die Gesellschaften mit Unterbilanz dagegen hatten natürlich schon in ihren festgesetzten Lohnsätzen den Genossen zu hohe Vergütungen gewährt. Von dem Höchstbestande (6735) der nicht assoziirten Hülfsarbeiter der Arbeiter-Produktivgenossenschaften hatten 3480 ein statutenmäßiges Anrecht auf Gewinnantheil, und von diesen bezogen thatsächlich 2640 einen solchen in der durchschnittlichen Höhe von 75 Fr. bei einer Beschäftigungsdauer von etwa 225 Tagen, so daß auf einen Tag 33⅓ Cts. kämen. Selbstverständlich sind die Gewinne bei den verschiedenen Gesellschaften sehr ungleich und ein erheblicher Theil hatte, wie schon gesehen, überhaupt keine zu vertheilen, arbeitete vielmehr mit Verlust und trug Ende 1895 eine auf 1.168 Mill. Fr. angewachsene Unterbilanz. Nur wenig höher als das Defizit war die Summe des eingezahlten Gesellschaftskapitals dieser 65 Betriebe (1.265 Mill. Fr.). Doch ist zu bemerken, daß auf 5 Gesellschaften mit 535,000 Fr. eingezahlten Kapitals allein 1.025 Mill. des Defizits entfielen, so daß daneben 60 Betriebe mit 730,000 Fr. Kapital und nur 140,000 Fr. Unterbilanz verblieben.

Der Genossenschaftskammer gehören keineswegs sämmtliche Produktivgesellschaften an, sondern nur etwa die Hälfte mit 50 Proz. aller Genossenschafter (sociétaires), aber nur 36 Proz. des Gewinns, 33 Proz. des Geschäftsumsatzes, 24 Proz. des beschäftigten Personals, 22 Proz. der ausgezahlten Lohnsummen und 20 Proz. des Kapitals. Sie umfaßt die Direktoren aller ihr angehörenden Produktivgenossenschaften (am 1. Januar 1897: 106). Außerdem bestehen noch mehrere Bezirksvereinigungen (fédérations régionales).

Bislang ist die Frage noch nicht entschieden, ob und wo die Genossenschaftsbetriebe — ateliers coopératifs — gegenüber den Unternehmer- oder Arbeitgeberbetrieben — ateliers patronaux — als die zweckmäßigere Betriebsform anzuerkennen wären. Man wird zunächst fragen, in welchen Berufen sich die meisten Produktivgenossenschaften von Arbeitern gebildet haben. Nach der Zahl der Genossen bemessen, sind es die Weber, Buch- und Steindrucker, Metallarbeiter, Kutscher, Bergleute, Glasmacher, Lederarbeiter, Zimmerleute und Bautischler, Steinmetze und Maurer. An letzter Stelle erscheinen die Schneider, Schneiderinnen und Bäcker. Weder die Metallgroßindustrie, noch die großen Transportunternehmungen sind in der Gewerbetabelle der Produktivgenossenschaften vertreten. Daß die Großindustrie ein günstiges Gebiet für die Bildung solcher Gesellschaften sei, darf ebensowenig ohne weiteres behauptet werden, wie andrerseits: die mittleren und kleinen Betriebe seien am

geeignetsten dazu. Nach dem Gewinn bemessen, ergeben die mittleren Betriebsklassen durchschnittlich die günstigsten Abschlüsse, während bei den Großunternehmungen besondere Schwierigkeiten zu beobachten sind, die jedoch weniger auf technischem als auf kaufmännischem Gebiete liegen. Die trotzdem gedeihenden großen Gesellschaften, namentlich die von Guise und die Lunetiers (Paris), kommen den kaufmännischen Anforderungen durch eine stark hierarchische Organisation entgegen. Nur geringe Erwartungen können von vornherein an solche Arbeitergenossenschaften geknüpft werden, die sich aus handarbeitenden Hausindustriellen gebildet haben, um auf diese Weise gegenüber dem Fortschritt und Uebergewicht des fabrikmäßigen Maschinenbetriebs standzuhalten.

Durchaus voreilig und unverständig wäre es u. E., aus den bisherigen Gründungen und den zahlreichen Verunglückungen von Arbeiterproduktivgesellschaften zu folgern, diese Betriebsform sei dem Patronatsunternehmen als dauernd unterlegen zu betrachten. Doch soll man daraus von neuem erkennen lernen und lehren, daß der gewöhnliche Privatbetrieb kein soziales Unrecht und auch heute noch keine wirthschaftliche Unzweckmäßigkeit darstellt und daß jede Unternehmungsform an besondere Vorbedingungen geknüpft ist, indem die verschiedenen Kultur- und Wirthschaftsstufen jedesmal auch diesen angemessene Gestaltungen der Unternehmungsformen ausbilden. Zur Zeit befindet sich die Arbeiterschaft und die Produktivgenossenschaft noch nicht im Stadium der wirthschaftlichen Reife, wie andrerseits die äußeren Verhältnisse für die Arbeiterassoziation als Erwerbsorganisation noch nicht reif sind. Das beweist eben die französische Enquete. Zwar ließ sich die Zahl aller errichteten und wieder verschwundenen Produktivgenossenschaften nicht mehr nachweisen, doch genügt in dieser Beziehung ein Ueberblick über die vorhandenen historischen Notizen, sowie über das nachstehend mitzutheilende Alter der jetzt bestehenden Gesellschaften. Von den 184 Arbeitergenossenschaften am 1. Januar 1897 stammen 35 aus dem letzten Jahre (1896), 29 aus 1895, 27 aus 1894, 6 aus 1893 u. s. w., endlich 10 aus der Zeit vor 1867; das Durchschnittsalter aller zu Anfang 1897 am Leben befindlichen Genossenschaften betrug 7 Jahre. In den Jahren 1895 und 1896 haben sich 29 Gesellschaften aufgelöst, nachdem sie durchschnittlich nur 8½ Jahre bestanden hatten.

Ueber den Beginn arbeitergenossenschaftlicher Betriebe sagt der Bericht, daß sie meistens mit einem Leiter und zwei oder drei Arbeitern eröffnet werden; zwar sind von vornherein weitere Genossen beigetreten, doch bleiben diese vorläufig (bis zum Bedarfsfall) noch bei ihrem bisherigen Arbeitgeber, ohne ihre Eigenschaft als etwaige spätere Konkurrenten desselben bekannt zu geben. Die genossenschaftlichen Betriebe sind nicht häufig Unternehmern abgekauft worden; von den 172 Genossenschaften, die 1895 im Betriebe waren, bildeten nur 29 eine Fortsetzung bestehender Geschäfte, und im allgemeinen waren letztere bei der Uebernahme bereits verunglückt oder werthlos. Die von Arbeitern fortgesetzten Großbetriebe im besonderen hatten gewöhnlich vorher keinen Gewinn mehr erzielt. Nur ein großes, schon blühendes Unternehmen, die Fabrik in Guise (familistère de Guise), kam allmählich, nach dem wohlüberlegten Willen des Besitzers, in die Hände der Arbeitergenossenschaft. Sehr verschiedenartig sind die Beweggründe und Anlässe zur Errichtung von Arbeiterassoziationen. Keineswegs immer steht in erster Linie das Verlangen der Arbeiter, den gesammten Geschäftsertrag („l'intégralité du produit du travail") für sich einzuheimsen. Zuweilen sind Strike und Aussperrung die Ursache von Arbeiterproduktivvereinigungen, oder auch niedergehende Konjunkturen mit Lohnherabsetzungen. Um dem durch die letzteren den Arbeitern drohenden Einkommensausfall vorzubeugen, ferner, um sich ein regelmäßiges, durch Arbeitslosigkeit nicht geschmälertes Einkommen zu sichern, entschließen sich dann manche Arbeitergruppen zur Genossenschaftsgründung. Zum Wesen der Arbeiterproduktivgenossenschaften gehört nach der vorwiegenden Auffassung, wie auch nach dem erwähnten Gesetzentwurfe über dieselben, daß nur wirkliche Genossenschafter oder daneben andere in dem Unternehmen thätige Arbeiter, nicht aber außenstehende Antheilhaber zugelassen sind. Ganz streng ist bei der Enquete bekanntlich diese Bedingung nicht aufrecht erhalten, doch sind in den Uebersichten die Ausnahmefälle erkennbar. Außer Betracht bleiben im übrigen (auch in der Enqnete) Gesellschaften mit weniger als sieben Mitgliedern. Ueber die Zahl der Gründer wie der Mitglieder zur Zeit der Enquete erfahren wir, daß von den 172 Gesellschaften des Jahres 1895 bei der Gründung 33 gerade 7 Mitglieder hatten, 75 weitere zählten 8—24, 21 sodann 25—49, ferner 13 hatten 50—99 und endlich 14 Gesellschaften 100 und mehr Mitglieder, darunter zwei Gesellschaften mit 1000 und mehr Genossen, während von 16 Gesellschaften die Zahl der Gründer nicht ermittelt worden ist. Im allgemeinen Durchschnitt erreicht die Zahl der Unterzeichner bei der Gründung obiger Genossenschaften nicht 50; im Jahre 1895 war die Mitgliederzahl etwas höher als 50, doch betrug der wirkliche Durchschnittsbestand der thätigen Werkgenossen nur 27, also etwa die Hälfte davon. Auf die ebenfalls wichtige, aber sehr verschiedenartig geregelte Frage der Rückzahlung oder Uebertragung von Antheilen bei Todesfällen u. s. w. wird hier nicht eingegangen, um für einige andere Bemerkungen Raum zu gewinnen.

Das Stimmenverhältniß in der Generalversammlung ist bei den meisten (148 von 172) Genossenschaften so festgesetzt, daß jeder Genosse eine Stimme hat, einige andere lassen unter Bestimmung einer Höchstzahl auch mehrere Stimmen für gewisse Genossen zu, und wieder andere haben je eine Stimme auf so und so viele Antheile normirt. Genossenschafter und Betriebsarbeiter sind bei der Arbeiterproduktivgenossenschaft dieselben Personen. Aber während sie in ihrer Eigenschaft als Theilhaber den Direktor und den Verwaltungsrath wählen, die Rechnungen prüfen, neue Genossen aufnehmen u. s. w., gehorchen sie zugleich dem mit ihrem Vertrauen beschenkten Geschäftsleiter und überlassen ihm die Direktion des Unternehmens. Die hervortretenden Züge der erfolgreichen Gesellschaften ist eben die freiwillig übernommene Hierarchie, eine Ordnung, die von dem geschaffen ist, der sich ihr selbst fügen muß und dies gerade um so genauer thut. Andrerseits fehlt noch vielen Arbeitern, bezw. Genossen, die richtige Einsicht und moralische Schulung; sie meinen, der administrative und kaufmännische Leiter, so weit er nicht selbst mit Hand anlegt, strenge sich auch nicht an, ihm komme daher auch kein höherer Lohn zu als den Mitarbeitern. Doch bricht sich allmählich die Erkenntniß mehr Bahn, daß eine Stabilität in der Leitung erforderlich ist. In drei Vierteln der Gesellschaften ist der Direktor bereits auf mindestens 3 Jahre zu erwählen. Allerdings ist die Wahl fast immer widerruflich, andrerseits aber der Direktor nach Ablauf der Periode immer wieder wählbar. Er ist in neun Zehnteln der Fälle vorher ein Arbeiter aus dem von der Genossenschaft ausgeübten Berufe gewesen. Nach den statutarischen Bestimmungen über einen Gewinnantheil der Direktoren gewährten 22 Gesellschaften einen besonderen Gewinnantheil von 5—25 Proz. des Profits, doch arbeiteten 11 von diesen mit Verlust. In Bezug auf den Kapitalzins, d. h. die Verzinsung des eingezahlten Kapitals, sehen 62 von 163 Gesellschaften in ihren Statuten einen festen Kapitalzins nicht vor, die übrigen haben zwischen 3 und 5 Proz. festgesetzt. Ueber

die Gewinnvertheilung im einzelnen genauere Nachrichten mitzutheilen, erschien nicht wohl angängig, weil die meisten Genossenschaften den Wunsch ausgesprochen hatten, von einer Veröffentlichung abzusehen.

Als allgemeine Bedingungen des Erfolgs führt der Bericht noch an, daß schon beim Beginn des genossenschaftlichen Betriebs genügende Mittel zur Verfügung stehen müssen, um die nöthigen Rohmaterialien baar bezahlen, den Kunden aber Zahlungsstundung gewähren zu können. Hinsichtlich der technischen Seite neigt man jetzt dazu, auch technisch gebildetes Personal als Arbeitergenossen (Mitglieder) zuzulassen.

Ein schwieriges Problem bildet auch für die Produktivgenossenschaft die Frage der Arbeitslosigkeit. Viele der Gesellschaften beschäftigen, wie wir sahen, neben den Genossen noch Hülfskräfte, und zwar zum Theil zu dem ausgesprochenen Zweck, einer Arbeitslosigkeit der Gesellschafter möglichst vorzubeugen. Bei eintretendem Arbeitsmangel werden zuerst die Hülfsarbeiter entlassen, darauf wird nöthigenfalls entweder auch ein Theil der Mitglieder außer Beschäftigung gesetzt, um sich möglichst anderweit Erwerb zu verschaffen, oder die Arbeitszeit wird allgemein verkürzt. Die wenigen Arbeitslosenunterstützungskassen gehören den allgemeinen Arbeitersyndikaten an und sind nur wenig bemittelt. Diese Erscheinung der Arbeitslosigkeit und die durchaus unzulängliche Art ihrer Bekämpfung seitens der Arbeiterassoziationen verdient allgemeine Beachtung.

In dem verwickelten gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Leben von heute bedürfen auch die Produktivgenossenschaften einer festen gesetzlichen Unterlage, die bisher in ausreichendem Maße in Frankreich nicht vorhanden ist. Man hat zunächst versucht, diese Gesellschaften nach dem Aktienrecht zu behandeln und hat bei einer Aenderung des Gesetzes über die Aktiengesellschaften auch auf die sociétés coopératives Rücksicht genommen, bis ein Gesetzentwurf über diese selbst ausgearbeitet wurde, der jedoch seine Verabschiedung noch nicht gefunden hat (s. oben). Die Mehrzahl (85 Proz.) der Produktivgenossenschaften sind als solche mit veränderlichem Kapital (à capital variable) gegründet; sie vereinigen jedoch nur 30 Proz. des eingezahlten Kapitals auf sich. Die sieben Gesellschaften à capital fixe, sowie fünf verschiedenartige andere haben keine große Bedeutung, dagegen die 14 „sociétés en nom" mit und ohne Kommandite, die zwar der Zahl nach nur 8 Proz., vom Kapital aber 60 Proz. aller Gesellschaften ausmachen. Letztere haben sich unter manchen Umständen als eine sehr zweckmäßige Unternehmungsform erwiesen.

Die untersuchten Genossenschaften werfen im großen und ganzen normale Gewinne ab, doch sind letztere, wenn sie unter die große Zahl der Mitglieder vertheilt werden, weit entfernt davon, diesen ein hohes Einkommen und Wohlstand zu verschaffen. Immerhin aber gewähren sie den Genossen im allgemeinen einen, den gewöhnlichen Lohn ihres Gewerbes übersteigenden Verdienst. Die Ausübung der freiwilligen Disciplin aller Genossen des Betriebs erfordert indeß eine lange Schulung. Die Vereinigung der Arbeiter zu gemeinsamer Produktion schreitet daher in Frankreich zwar vorwärts, aber nur langsam.

In dem einleitenden Uebersendungsschreiben des Direktors des Office du Travail, C. Moron, an den Minister sind die Hauptpunkte des Zweck und der Ergebnisse der hier erörterten Untersuchung über die Produktivgenossenschaften der Arbeiter kurz herausgehoben, und das Urtheil über den Werth und Erfolg dieser Assoziationen kommt ebenfalls zu den für das Gedeihen gewerblicher Unternehmungen allgemein anerkannten Bedingnissen, indem es vor allem die Wichtigkeit des Amtes eines Geschäftsleiters und die Nothwendigkeit einer straffen Arbeitsordnung (Disciplin) betont. Nicht infolge guter Rathschläge, sondern in einer langen Praxis habe sich die französische Arbeiterelite allmählich davon überzeugt, daß frei sein nicht bedeutet, jede Disciplin zurückzuweisen, daß es vielmehr darauf ankommt, eine Geschäftsregelung zu treffen, der sich zu fügen die Arbeiter über sich genügend Herr sein müssen. Obgleich nicht unmittelbar aus den tabellarischen Nachweisungen der Enquete hervorgehend, hat die Untersuchung doch zur klaren Erkenntniß gebracht, daß die kaufmännische Geschäftsführung, die Ordnung und Regelmäßigkeit in der Buchführung und Abrechnung gewöhnlich nicht nach ihrem wahren Werthe geschätzt werden und viele Mißgriffe oder Geschäftsfehler auf diesem Mangel beruhen. „A chacun son métier": Der Betrieb bedarf nicht nur der Handarbeiter, sondern auch technisch und kaufmännisch geschulter Kräfte für die verschiedenen bezüglichen Funktionen. Dies bedeutet das neue Wort association intégrale. Und es erweist sich bei den Genossenschaften wieder als richtig, daß unter den heutigen Verhältnissen produziren leichter ist als kaufen und verkaufen.

Wir brauchen hier nicht noch auf das Wesen und die Aussichten der Arbeiterproduktivgenossenschaften in Frankreich wie sonstwo einzugehen, weil die nöthigen Bemerkungen oben bereits eingeflochten sind. Nur eines muß hinzugefügt werden: daß nämlich die starke Betonung des Kaufmännischen sich nicht etwa unter allen Umständen und für alle Zeiten rechtfertigt und das Kaufmännisch-Spekulative, bezw. die Konjunkturenausnutzung ihre bisherige Bedeutung verlieren, wenn die Verhältnisse der Volks- und Weltwirthschaft selbst durch eine genaue öffentliche Buchführung (Statistik) über Vorräthe, Gütererzeugung und Verbrauch jederzeit im einzelnen kundgehalten werden, wie es bald mehr und mehr angestrebt und erreicht werden dürfte.

Aus der Würzburger Universitätsbibliothek.

K. Vor wenigen Monaten wurde die ständige Ausstellung der ältesten Handschriften und Druckerzeugnisse der königlichen Universitätsbibliothek zu Würzburg eröffnet. In dem geräumigen, einen Saal und zwei größere und zwei kleinere Zimmer fassenden Erdgeschoß des östlichen Flügels des alten Universitätsgebäudes haben diese Cimelien eine höchst zweckdienliche Unterkunft gefunden. Während es bisher mit einigen Umständlichkeiten verknüpft war, zu einem oder dem anderen jener fast nur gelehrten Manuskripte und Inkunabeln den Zugang zu gewinnen, ist jetzt das Werthvollste vor dem Beschauer zu bequemer und in jeder Hinsicht erleichterten Betrachtung ausgebreitet. Die Besucher, welche entweder an einzelnen, für den allgemeinen Eintritt freigegebenen Tagen oder zu besonderen Stunden die merkwürdige Sammlung besichtigen, sind des Staunens voll über den Reichthum des hier Gebotenen. Und in der That man wird selten auf einem verhältnißmäßig so kleinen Raum eine Fülle so hervorragender Schaustücke aus dem Gebiete der Schrift, des Drucks und der zur Ausschmückung der geschriebenen oder gedruckten Bücher und Blätter dienstbar gemachten Technik finden wie hier. Leicht hätte die Zahl der ausgestellten Nummern verdoppelt und verdreifacht werden können, ohne daß man genöthigt gewesen wäre, zu häufig vorgeführten Paradestücken zu greifen. Hier, in Würzburg, befindet man sich ja auf dem Boden alter Kultur und reichen literarischen Lebens, das sich bis in ferne Vergangenheit zurückverfolgen läßt. Die uralte Bibliothek des Domkapitels, die Bibliotheken fränkischer Klöster, wie Ebrach, Zell, Schwarzach u. s. w., von den Klöstern der Stadt Würzburg selber gar nicht zu reden, haben sich, wenigstens theilweise, in der Büchersammlung der Hochschule zusammengefunden; viel ist ja freilich besonders während der Säkularisation verschleudert worden und wohl für

immer verloren gegangen, und Kostbares, dessen Verlust uns heute noch schmerzt, ziert jetzt andere Sammlungen.

Diesem Schicksal sind die meisten Handschriften, die aus der Bibliothek des Domkapitels stammen, entgangen. Vor den Schweden waren sie auf einen Speicher des Doms geflüchtet und dann nach dem Abzug der Feinde vergessen worden, bis sie 1723 wieder an das Licht gezogen wurden. Unter ihnen nehmen die erste Stelle ein die aus dem 7.—10. Jahrhundert stammenden Evangeliarien, so jenes hochberühmte Evangelienbuch, welches im Grabe des hl. Kilian, des Apostels der Franken, gefunden worden sein soll und wegen des herrlichen Elfenbeinreliefs auf dem Vorderdeckel den Beschauer fesselt. Nicht minder bemerkenswerth ist der Elfenbeinschmuck anderer Evangeliarien; ihre Einbände, zu welchen Seidenstoffe verwendet wurden, die, sei es aus dem Orient als Beutestücke von Kreuzfahrern, sei es aus Italien als Hüllen von Reliquien nach Deutschland gekommen sind, ziehen immer und immer wieder die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Kunstkenner auf sich. Und welche Fülle von Versuchen, die religiösen Gedanken und Stoffe aus der heiligen und der Heiligen Geschichte schulmäßig und doch auch ab und zu individuell zum Ausdruck zu bringen, tritt uns entgegen, wenn wir die Codices aufschlagen und die Miniaturen und gemalten Initialen in abwechslungsvoller Reihe an uns vorüberziehen lassen! Wie herrlich sind die meisten noch erhalten, wie entzücken sie mit ihren frischen, mit überraschendem Verständniß zusammengestellten Farben, wie glänzen sie in ihrem Goldschmuck, als hätte sie eben erst der kunstfertige Klosterbruder abgeliefert! Sie sind ja längst bekannt und gewürdigt und darum findet man sie nicht selten in älteren und in neuen kunstgeschichtlichen Werken nachgebildet, aber auch die vorzüglichen neuesten Reproduktionen erscheinen kalt und todt neben den hier vor uns liegenden Originalien.

Doch nicht bloß die Handschriften, sondern auch unsre ältesten Drucke zeichnen sich durch reichen Bilderschmuck aus. Vorzügliche Proben des Holzschnitts und des Buchdrucks, von seinen frühesten Anfängen an, sind in dem großen Saal, der einst den Jesuiten als Refektorium diente, ausgelegt. Was die ältesten Druckwerke betrifft, so sei nur hingewiesen auf Blätter aus Donat und aus dem auf Pergament gedruckten Fust-Schöffer'schen Psalterium vom Jahre 1457, auf den ersten Band der 36zeiligen Bibel aus der Gutenberg'schen Werkstätte, auf eine Reihe erster datirter Drucke Straßburger, Augsburger, Ulmer und Nürnberger Meister der schwarzen Kunst, auf die kürzlich in der Asburnham-Auktion um einen hohen Preis gekaufte erste Ausgabe von Wolframs v. Eschenbach Parzival — und so reiht sich Perle an Perle. Mit Recht haben hier auch die ältesten Würzburger Drucke aus den Jahren 1479—1504 Aufnahme gefunden; neben ihnen liegt das Würzburger Heiligthumsbuch Nürnberg 1483, das, soviel man weiß, nur noch in diesem einzigen Exemplar erhalten ist.

An den großen Saal stößt ein kleineres Zimmer, das nur als Durchgangsraum zu dienen scheint und daher nicht so berücksichtigt wird, wie die Schätze, die es birgt, wohl verdienen. Hier sind in einem Drehständer Einblattdrucke von großer Seltenheit untergebracht, Kalenderfragmente, darunter das Bruchstück eines Schweizer Kalenders aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, dem einige Verse des Urner Spiels von Wilhelm Tell mit zwei kolorirten, Scenen aus der Sage darstellenden Holzschnitten beigedruckt sind, dann Ablaßbriefe (Pergamentdrucke von 1488), zwei Marienlieder mit Noten aus dem Anfang des genannten Jahrhunderts u. s. w. Besonderer Beachtung sind aber Pergamentblätter eines handschriftlichen Kalenders aus dem 13. Jahrhundert werth, welche ganz reizende, leicht kolorirte Federzeichnungen (Darstellungen aus dem höfischen Leben, Mahl, Turnier, dann aber auch Christus als Weltrichter) aufweisen. Einen hervorragenden Wandschmuck des Zimmers bilden die unter Glas und Rahmen aufgehängten, wohl einem Missale entnommenen Miniaturen, welche im 15. Jahrhundert, wahrscheinlich unter niederländischen Einflüssen entstanden sind.

Das Zimmer, welches den aus Anlaß der drei Universitätsjubiläen 1682, 1782 und 1882 veröffentlichten offiziellen Druckerzeugnissen gewidmet ist, durchschreiten wir rascher, obgleich es auch viel merkwürdiges enthält, um in das letzte Zimmer zu gelangen. Seine Schaukästen sind mit den bemerkenswerthesten Einbänden und Exlibris der Universitätsbibliothek angefüllt; an den Wänden prangen auserlesene, mit Scenen und Figuren aus dem täglichen Leben, originellen Darstellungen aus der Thier- und Pflanzenwelt und geschmackvollen Ornamenten reich ausgestattete Buntpapiere aus der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Dem Forscher in der Geschichte des Kunstgewerbes dürfte gerade dieses Zimmer viele Ausbeute gewähren, weil ihm hier belehrende Proben der Buchbinderei, des Holzschnitts und Kupferstichs und der Papierfabrikation aus verschiedenen Perioden vorgeführt werden. Hier befindet sich der, so viel wir wissen, älteste datirte und mit dem Namen des Buchbinders versehene Lederband. Dieser hat an den vier Rändern der Außenseite des Vorderdeckels folgende Worte in das Leder gepreßt: Anno domini MCC XXXXII liber ists ligatus est per fratrem Cunradum Forster conventus Nurenbergensis ordinis Praedicatorum. Wie der Augenschein lehrt, ist die Pressung mit beweglichen Lettern erfolgt. Wir stehen somit unmittelbar vor der im nächsten Jahrzehnt erfolgten Erfindung der Buchdruckerkunst. Es handelte sich nur noch darum, das, was der geschickte Nürnberger Dominikaner als Buchbinder ausgeführt hatte, um den Einband für alle Zeiten als sein Werk zu kennzeichnen, auf die Vervielfältigung des Textes anzuwenden. So angesehen hat die Inschrift auf dem Würzburger Lederband ihre große, auch von Anderen schon anerkannte Bedeutung sowohl für die Geschichte des Bucheinbands als des Buchdrucks. Wie hoch entwickelt das Buchbindergewerbe im 15., 16. und noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Deutschland war, davon überzeugt man sich schon bei flüchtiger Betrachtung der ausgelegten Schaustücke, der Einbände aus der Reformationszeit oder der wundervollen Bände aus der Bibliothek der reichen Klöster Ebrach oder St. Stephan zu Würzburg und des Fürstbischofs Julius Echter.

Derselben stolzen Freude an ihrem literarischen Besitz, welche sich in der Schmückung der Bücher durch pracht- und geschmackvolle Einbände aussprach, gaben die Bibliophilen schon des 15. und in besonders glänzender Weise diejenigen des 16. Jahrhunderts dadurch Ausdruck, daß sie wohl zunächst zum Schutz ihres Eigenthums mitunter von namhaften Künstlern Bücherzeichen, sogen. Exlibris, anfertigen ließen, welche in der Regel auf der Innenseite des Vorderdeckels aufgeklebt wurden. Der neuesten Zeit war es vorbehalten, diesen Denkmalen aus der Blüthezeit des Holzschnitts und Kupferstichs wieder die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zuzuwenden. Man weiß, welch großen Erfolg dieses Bestreben hat. So rege aber auch die Thätigkeit der heutigen Künstler ist, die auf diesem Gebiete Neues, Originelles zu schaffen bemüht sind, so wenig kann es doch der Kundige unterlassen, immer wieder auf die bis jetzt wohl häufig nachgeahmten, aber keineswegs übertroffenen Renaissanceblätter aus dem 16. Jahrhundert hinzuweisen. Dies war auch der Grund, weßhalb man aus der reichhaltigen Sammlung von Exlibris der Universitätsbibliothek Würzburg eine kleine, aber ganz auserlesene, mit zirka 1503 beginnende Reihe zusammengestellt hat, die nur gänzlich unbekannte oder sehr hoch gewerthete Stücke zumeist aus dem genannten Jahrhundert in sich begreift und reichlich Stoff zur Anregung und Nachahmung bietet — allerdings nicht zur Befriedigung der Schaulust. Wer darauf allein ausgeht, wird weder in diesem, noch in einem anderen Theil der Ausstellung der Würzburger Universitätsbibliothek seine Rechnung finden, denn Raritäten und Kuriositäten, die Lockspeise für müßige Gaffer, wird man hier vergeblich suchen. Jedes Stück hat, wenn wir recht sehen, seine besondere Stellung in der Geschichte des Buchwesens, die entweder jetzt schon unbestritten ist, oder die nunmehr durch bibliographische und kunsthistorische Forschung zur Geltung gelangen soll.

Aber auch weitere Kreise und überhaupt Alle, bei welchen einiges Interesse an dem Buch und seiner Geschichte vorhanden ist, werden in den geschilderten Räumen willkommen geheißen, deren Besucher zur richtigen Würdigung der literarischen Schätze der Vergangenheit hingeleitet, auf ein bedeutsames Kapitel aus der Geschichte der technischen Künste aufmerksam gemacht und zur pietätvollen Pflege und verständigen Mehrung des eigenen Besitzes ermuntert werden sollen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-e. **Eine neue Schiller-Ausgabe in einem Band** hat soeben die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart veröffenlicht. Sie ist eine der letzten Arbeiten des im vorigen Jahre verstarbenen schwäbischen Dichters J. G. Fischer, der den Text mit großer Sargfalt durchgesehen und demselben ein begeistert geschriebenes Varwart und eine kurze Biographie Schillers beigegeben hat. Der Band umfaßt auf etwa 1000 Druckseiten sämmtliche Gedichte und Dramen, auch die des Nachlasses, und alle prosaischen Schriften mit Ausschluß der philosophischen, und stellt sich in Klarheit des Druckes und schöner Handlichkeit wie Ausstattung den früheren Veröffentlichungen ähnlicher Art ebenbürtig an die Seite. Die Wahlfeilheit dieser Ausgabe (3 M. für den gut gebundenen Band) verschafft ihr sicherlich die verdiente weite Verbreitung.

* **Ueber eine antike Vorlage Michelangelo's** macht E. Petersen in dem neuesten Hefte der „Zeitschr. für bild. Kunst" eine interessante Mittheilung. Die Ansicht, daß die tascanischen Darsteller des Inferna in antiken Grabkammern Etruriens Studien gemacht und dort die Varbilder ihrer Teufel und Dämonen gefunden haben, ist schon mehrfach ausgesprochen worden. Einen sicheren Beweis hiefür liefert nach Petersen der Vergleich einer Handzeichnung Michelangelo's, die kürzlich von Karl Frey in seiner Ausgabe der Dichtungen des Michelangela Buonarotti veröffentlicht worden ist, mit dem (in der „Zeitschr. f. bild. Kunst" abgebildeten) Kopfe des Hades, der mit der Beischrift „Aita" in der dem 4. Jahrhundert v. Chr. angehörigen etruskischen Grabkammer dell'Orio in Corneta neben seiner Gattin Persephane in der Unterwelt thront. Auf die Abhängigkeit der Zeichnung Michelangelo's von diesem Bilde weist besonders die Uebereinstimmung der eigenartigen Kopfbedeckung bei der in jener Zeichnang dargestellten Figur und bei Hades hin: ein Thierkopf, in dessen Rachen ein menschlicher Kopf steckt. Diese schlagende Uebereinstimmung stellte es außer Zweifel, daß Michelangelo einen Plutokapf desselben Typus in einem etruskischen Grabe nachgezeichnet habe; damit wäre zugleich auch erwiesen, daß diese antiken Grabkammern schan zu Michelangelo's Zeiten geöffnet und von den Malern studirt wurden.

-rt- **Ein neuer Komet.** Wieder kommt von der Licksternwarte die Nachricht von der Auffindung eines neuen Kameten (des achten in diesem Jahre), den der eifrige Kometensucher Mr. Perrine dortselbst am 14. September entdeckt hat. Durch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls wurde dann der gleiche Komet von Hrn. Chafardet in Besançon einen Tag später, am 15. September, völlig unabhängig von der abigen Entdeckung, ebenfalls aufgefunden. Der neue Komet steht gegenwärtig im Sternbild des Löwen, seine Pasitionen sind, nach einer van Hrn. Berberich berechneten Ephemeride, für die Mitternachl des

	Rectasc.	Declin.
20. September	10h 22.1m	+ 26° 39′
30. „	11 27.7	+ 17 50

Ferner wird der neue Kamet nach Hrn. Berberichs Berechnung bereits am 20. Oktober dieses Jahres durch das Perihel seiner Bahn gehen und dabei einen Abstand van nur 0.387 Theilen des Erdbahnhalbmessers von der Sonne haben; sein Abstand von der Erde beträgt gegenwärtig ziemlich genau 1.5 Erdbahnradien. Die Helligkeit des bei seiner Entdeckung ziemlich lichtschwachen Kameten nimmt mit der raschen Annäherung desselben an die Sonne rapid zu, am Schluß des gegenwärtigen Monats ist sie bereits dreimal so groß wie die Entdeckungshelligkeit. Es ist demnach nicht unwahrscheinlich, daß der Komet im nächsten Monat auch mit freiem Auge sichtbar werden wird.

Von denjenigen periodischen Kameten, deren Rückkehr in diesem Jahr zu erwarten stand, konnte bis jetzt nur der Tempel'sche Komet (1867, II) nicht aufgefunden werden. Da dieser Kamet infolge großer Annäherang an den Planeten Jupiter während seiner letzten Umläufe sehr beträchtliche Störungen erlitten hat, besteht auch wenig Wahrscheinlichkeit, daß derselbe jemals wieder aufgefunden werden wird. Man war daher überrascht, als am 14. September die Zentralstelle für Kometentelegramme in Kiel auf telegraphischem Wege Nachricht gab van der Auffindung eines sehr lichtschwachen Kometen durch Hrn. Pechüle in Kapenhagen, mit dem Bemerken, daß dieser Kamet wahrscheinlich identisch sei mit dem Tempel'schen Kometen van 1866. Hinterher stellte sich aber heraus, daß Hr. Pechüle, ohne es gleich zu merken, den schon am 16. Juni ebenfalls von Mr. Perrine auf der Licksternwarte aufgefundenen Wolf'schen Kometen beobachtet hatte.

* Aus La Paz in **Bolivien** kommt die Nachricht, daß Sir William Martin Conway am 9. d. M. den Illimani erstiegen und damit, wenn seine Höhenangabe auf richtigen Messungen beruht, eine geographische Streitfrage gelöst hat. Der höchste der drei von ewigem Schnee bedeckten Gipfel dieses Berges ist theils auf 6410, theils auf 6771 m berechnet worden; Conway dagegen gibt 22,500 engl. Fuß an, das wären 6860 m. Ist dies richtig, so rückt der Illimani nicht nur vor den Illampu oder Sorata, der bisher mit 6544 m als der höchste Berg Boliviens galt, sondern folgt überhaupt als zweithöchster Gipfel Amerika's gleich auf den Aconcagua, 6970 m. Es wird sich aber wohl noch bestätigen müssen, daß Sir W. M. Conway's Angabe genau ist. Der kühne Bergsteiger gebrauchte van der höchsten bewohnten Stätte 5 Tage. 3 Tage stieg er mit seinen Gefährten eine steile Schlucht hinauf. Am 4. Tage, inmitten schwieriger Klippen, rissen die das Gepäck tragenden Indianer aus. Conway und seine Begleiter zogen mit Seilen ihr Zelt hinauf und kampirten auf dem Schnee. Bei Mondlicht begannen sie dann einen Gletscher hinaufzuwandern; hierauf folgte ein schwieriger Anstieg über Felsen und über einen langen Eiswall, der bis zu 21,000 Fuß (6400 m) führte. Nun mußte man wieder 500 Fuß (150 m) zu einem großen Schneefelde hinabsteigen und kletterte dann wieder hinauf über einen Schneegrat zum Gipfel. In der letzten Stunde wurden die Wanderer von großer Schwäche befallen, ohne aber krank zu werden. Der Ausblick von der gewaltigen Höhe war wundervoll. Der Abstieg wurde von einem zwischenliegenden Gipfel einen sehr steilen Wall hinab nach La Paz genommen. Von dort wird Sir W. M. Conway den nördlich von La Paz gelegenen Illampu zu ersteigen unternehmen.

* **Posen**, 15. Sept. XXIV. Deutscher Juristentag. (Schlußbericht.) In der zweiten Abtheilung wurde über die Frage verhandelt, ab die Varschrift des § 296 der Zivilprozeßordnung, kraft welcher der Richter bei der Schöpfung des Versäumnißurtheils gegen eine im Termin weggebliebene Partei alles ignoriren müsse, was in früheren Terminen vorgekommen sei, oder ob die Bestimmung des § 399 der österreichischen Ziailprozeßordnung, welche in diesem Falle Vollversäumnisse nicht annimmt, innerlich gerechtfertigt sei. Auf Antrag des Geh. Justizraths Bierhaus (Berlin) wurde von einer Beschlußfassung Abstand genommen, da dieselbe angesichts der bevorstehenden Revision der Zivilprozeßordnung unthunlich erscheine. Zur letzten Frage: „Empfiehlt sich die gesetzliche Regelung des Gewerbes der Grund- und Hypathekenmakler?" wurde folgender Antrag des Justizraths Goldschmidt (Berlin) angenommen: „Die Regelung des Gewerbes der Grund- und Hypothekenmakler im Wege eines Spezialgesetzes ist nicht zu empfehlen. Die gegenwärtig in Kraft befindlichen Bestimmungen der Gewerbeordnung §§ 35 und 38, in Verbindung mit §§ 652—656 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, gewähren eine ausreichende Grundlage für den Ausbau der das Immobilienwesen beherrschenden Grundsätze durch die Rechtsprechung und die Verwaltungspraxis."

Die erste Abtheilung beschäftigte sich mit der Frage: „Nach welchem örtlichen Recht sind auf Grund internatio-

nalen Privatrechts die Vertragsobligationen zu beurtheilen?" Es wurde folgender von Prof. Dr. Enneccerus (Marburg) angelegentlich empfohlener Antrag angenommen: „1. Inhalt und Wirkung der Vertragsobligationen ist, soweit nicht zwingende Rechtsnormen entgegenstehen, nach demjenigen Recht zu beurtheilen, dessen Anwendung die Parteien vereinbart oder stillschweigend vorausgesetzt haben. 2. Ist eine hiedurch maßgebende Absicht der Parteien nicht vorhanden oder nicht erkennbar, so entscheidet das Recht des Erfüllungsortes. 3. Rück- und Weiterverweisung findet auf dem Gebiet der Vertragsobligationen keine Anwendung."

Die Arbeiten der Abtheilungen waren damit erledigt. Der zweiten Plenarversammlung erübrigte es nur noch, die Berichte der Abtheilungen entgegenzunehmen und die Ausschußwahlen zu erledigen.

In dieser Plenarversammlung trat der Juristentag unter Leitung des ersten Präsidenten, Reichsgerichtsrath Stenglein (Leipzig), gestern im „Stern" zusammen. Die von den Abtheilungen zu den einzelnen Gegenständen ernannten Berichterstatter referirten über die gefaßten Beschlüsse. Eine kurze Debatte brachte nur die in der dritten Abtheilung (für Strafrecht) erledigte Deportationsfrage, in welcher sich die Sektion bekanntlich fast einstimmig, im Gegensatz zu den Gutachtern, nach einem auch vom Oberreichsanwalt Hamm (Leipzig) und Reichsgerichtsrath Stenglein (Leipzig) unterstützten Antrag des Rechtsanwalts Korn (Berlin) gegen einen Versuch einer Deportation als Strafvollzugsmittel ausgesprochen hatte. Die Plenarversammlung stellte sich auf denselben Standpunkt. Ebenso wurden sämmtliche anderen Beschlüsse der Abtheilungen vom Plenum gutgeheißen. — Aus den weiteren Verhandlungen ist hervorzuheben, daß das Vereinsvermögen sich auf 21,000 M. beläuft, welcher Betrag in Staatspapieren angelegt ist. Bei den Wahlen zur ständigen Deputation des Deutschen Juristentags wurden gewählt, bezw. wiedergewählt: Geh. Justizrath Prof. Dr. Brunner (Berlin), Geh. Justizrath Prof. Dr. Eck (Berlin), Geh. Justizrath und Reichstagsabg. Prof. Dr. Enneccerus (Marburg), Geh. Justizrath Prof. Dr. Gierke (Berlin), Justizrath Dr. Goldschmidt (Berlin), Oberreichsanwalt Hamm (Leipzig), Prof. Dr. Pfeff (Wien), Justizrath Dr. Reatz (Gießen), Oberlandesgerichtssenatspräsident Dr. v. Stößer (Karlsruhe), Professor Dr. v. Strohal (Leipzig), Wirkl. Geh. Oberjustizrath Oberlandesgerichtspräsident Dr. Struckmann (Köln), Landgerichtsrath Thinius (Berlin), Landgerichtspräsident Thomsen (Münster), Geh. Oberjustizrath Vierhaus (Berlin), Geh. Justizrath Wilke (Berlin), Oberlandesgerichtspräsident Dr. Gryczewski (Posen), Landgerichtspräsident Pfaff (Tübingen), Direktor der Handelsbank Frhr. v. Pechmann (München) und Reichsgerichtsrath Dr. Olshausen (Leipzig). Von den bisherigen Mitgliedern schied Reichsgerichtsrath Stenglein (Leipzig) aus. — Die Tagesordnung des XXIV. Deutschen Juristentags war damit erledigt und mit Schluß- und Dankesworten wurde derselbe geschlossen. Der Ausschuß wurde noch beauftragt, Beileidstelegramme an den Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und den Fürsten Herbert Bismarck zu senden. — Nach Schluß des Juristentags fand ein Festessen im „Hotel Mylius" statt, an welchem mehrere hundert Herren und Damen theilnahmen.

-p- **Jena,** 17. Sept. Im kommenden Wintersemester werden von Professoren hiesiger Universität wissenschaftliche Vorlesungen für Volksschullehrer Thüringens abgehalten und zwar: 1. Pädagogik von Prof. Dr. Rein: Die ethischen und psychologischen Grundlagen der Erziehungswissenschaft; 2. Kulturgeschichte von Prof. Dr. Eucken: Die geistigen Strömungen im Alterthum, Mittelalter und Neuzeit; 3. Volkswirthschaftslehre von Prof. Dr. Pierstorff: Grundzüge der Volkswirthschaftslehre; 4. Pflanzenphysiologie von Prof. Dr. Detmer: Bau und Leben der Pflanze unter Hervorhebung der Zweckmäßigkeitseinrichtungen; 5. Allgemeine Physiologie von Prof. Verworn: Grundzüge der allgemeinen Physiologie. In diesen Fächern werden je 14 Vorlesungen und zwar Sonnabend abends abgehalten. Es haben sich über 200 Theilnehmer gemeldet. Das Honorar beträgt für jeden Theilnehmer 20 M.

* **Dresden.** Am 16. September ist hier der auf dem Gebiete der Blindenerziehung als Autorität weit bekannte Hofrath Büttner gestorben. Er war seit 1878 Direktor der hiesigen Landesblindenanstalt.

* **Berlin.** Der in Nr. 208 der Beilage erwähnte Allerhöchste Erlaß an den Minister der geistlichen &c.-Angelegenheiten, vom 21. Oktober v. J., betr. die Vorlesungshonorare, hat folgenden Wortlaut: § 1. Die Honorare für die Vorlesungen der etatsmäßigen besoldeten Professoren fließen, insoweit ihr eingezahlter Betrag nach Abzug des Beitrags zu den Kassenverwaltungskosten für einen Professor in einem Rechnungsjahr die Summe von 3000 M., in Berlin 4500 M. übersteigt, zur Hälfte in die Staatskasse. Diese Vorschrift findet auf diejenigen Professoren, welche bei ihrem Inkrafttreten schon angestellt sind, solange ihnen nicht eine andere Professur übertragen wird, nur mit ihrem Einverständniß Anwendung. § 2. Das Aufsichtsrecht des Ministers der geistlichen &c.-Angelegenheiten schließt die Befugniß in sich, Höchstbeträge für die Vorlesungshonorare festzusetzen. § 3. Der Minister der geistlichen &c.-Angelegenheiten ist ferner ermächtigt, nach Anhörung des akademischen Senats Anordnungen über die Stundung und den Erlaß der Vorlesungshonorare zu treffen, insbesondere auch, wo es ihm nach den Verhältnissen rathsam erscheint, die Stundung durch den Erlaß zu ersetzen. § 4. Die vorstehenden Bestimmungen sind in die Statuten aufzunehmen. Alle entgegenstehenden statutarischen, reglementarischen und observanzmäßigen Bestimmungen sind aufgehoben. — Zum Vorstand der Sammlungen bei der Kaiser Wilhelms-Akademie ist an des ausgeschiedenen Oberstabsarztes Dr. Sperling, Oberstabsarzt Dr. Hiller, bisher Dozent an der Universität Breslau und bekannt durch eine Reihe gediegener Arbeiten aus dem Gebiet der Militärhygiene und der inneren Medizin, ernannt worden.

* **Breslau.** Der als Nachfolger des verstorbenen Professors Ferdinand Cohn in Aussicht genommene ordentliche Professor der Botanik Dr. O. Brefeld von der Akademie zu Münster hat den an ihn ergangenen Ruf angenommen und wird bereits im nächsten Monat hieher übersiedeln. Professor Brefeld ist gegenwärtig 59 Jahre alt und gilt als eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiet der Kryptogamenforschung. Auch über Pilze und Bakterien hat er viel gearbeitet und darf insofern als ein würdiger Nachfolger Ferdinand Cohns auf dessen speziellem Forschungsgebiet angesehen werden.

* **Münster i. W.** Die 250jährige Wiederkehr des Abschlusses des westfälischen Friedens wird in Verbindung mit der in den Tagen vom 2. bis 5. Oktober hier tagenden Generalversammlung des Gesammtverbands deutscher Geschichts- und Alterthumsvereine gefeiert werden. Der Universitätsprofessor Dr. Finke wird bei dieser Gelegenheit einen Vortrag über die Bedeutung des westfälischen Friedens halten; auch wird eine mit Unterstützung der Städte Münster und Osnabrück verfaßte Festschrift vertheilt werden. Von der Veranstaltung einer größeren Feier, etwa eines Festzugs oder dergleichen, am 24. Oktober, dem eigentlichen Tag des Friedensschlusses, beschloß die Stadtverordnetenversammlung abzusehen. Nur soll an dem Tage eine Festvorstellung von Meyerbeers „Prophet" stattfinden.

* **Rostock.** Für den nach Tübingen berufenen Professor Dr. Blochmann ist der außerordentliche Professor Dr. O. Seeliger in Berlin als ordentlicher Professor der Zoologie an die hiesige Universität berufen worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Fritz Stier-Somlo: Große Kinder. Novellen. Berlin, Verlag der Märkischen Buchhandlung (Eugen Beer) 1898. — W. Henckel: Reife Aehren. Betrachtungen, Gedanken und Bekenntnisse aus den Schriften von Leo Tolstoj. Zürich und Leipzig, K. Henckell u. Co., 1898. — Hartmann Grisar: Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. Lfg. 1. Freiburg i. B., Herder 1898. — Franz Hartmann: Denkwürdige Erinnerungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich 1898. — Karl Strecker: Der Sang von Mönchgut. 3. Aufl. Bergen auf Rügen, Ferdinand Becker 1898.

Jahrgang 1898. München, Dienstag, 20. September. Nummer 212.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Genesis des Aktions-Anarchismus.

Von Ernst Victor Zenker (Wien).

I.

Die Anfänge der Internationale in der Schweiz und die „Friedens- und Freiheitsliga“.

Die Wiege des Anarchismus — nicht als Theorie, sondern als politischer Partei, obwohl dieses Wort einen gewissen inneren Widerspruch zum Begriff Anarchismus selbst bildet — das Fleckchen Erde, auf welchem die ersten Vereinigungen zur Propaganda der anarchistischen Theorie emporschossen, war die romanische Schweiz, das am südöstlichen Abhange des Jura und um den Genfer- und Neuenburger See sich ausbreitende, liebliche Gelände.

Schon in der ersten Hälfte der 40er Jahre (etwa von 1838—1845) war das Waadtland und Neuchâtel der Schauplatz der jungdeutsch-anarchistischen Bewegung, welcher Wilhelm Marr, Döleke und Randau ihr Gepräge gaben. Das Operationsgebiet war in drei Sektionen getheilt, welche in der späteren Gliederung fast genau wiederkehren und bereits alle jene Punkte umfassen, die auch nach mehr als zwei Jahrzehnten in der Geschichte der anarchistischen Bewegung eine Rolle spielten: Die Sektionen waren: 1. Die des „Leman“, von Marr selbst geleitet; der Herd der Agitation waren Lausanne und Genf, die alte Kapitale der Revolution; 2. die jurassische Sektion von Döleke geführt, umfaßte die wichtigen Punkte La Chaux-de-Fonds, St. Imier, Fleurier, Biel u. a. und endlich 3. das „Plateau“, welches Gruppen in der Zentralschweiz und auch außerhalb der Schweiz in sich schloß.

Die jungdeutsche Bewegung, welche Marr durch eine in Lausanne erscheinende Zeitschrift „Blätter der Gegenwart für soziales Leben“ unterstützte, endete sehr unblutig mit der Aufhebung der jungdeutschen Vereine durch die Zentralregierungen von Waadtland und Neuchâtel und mit der Ausweisung Marrs und der übrigen Agitatoren.[1]) Der Schweizer Jura blieb aber auch dann, als nach den Stürmen des Jahres 1848 über allen Landen die Ruhe des Friedhofs eingetreten war, der Stammsitz des entschiedensten Radikalismus, und als in der zweiten Hälfte der 60er Jahre der anarchistischen Lehre neue, thatkräftige Apostel erstanden, fanden diese in dem alten Anarchistenwinkel am Leman und Jura ein längst aufgewühltes und aufnahmsbereites Ackerfeld.

[1]) Vgl. hiezu E. V. Zenker: Der Anarchismus, kritische Geschichte der anarchistischen Theorie, Jena 1895, S. 90 ff. u. — G. Adler: Die Geschichte der ersten Sozialpolitischen Arbeiterbewegungen in Deutschland. Breslau 1885, S. 47 ff.

Die dem Schweizer angeborene Hinneigung zum Föderalismus mag eine besonders günstige Voraussetzung für die Aufnahme einer Lehre gebildet haben, welche ganz besonders in der ihr von Proudhon gegebenen, damals noch streng gewahrten Form dem Föderalismus jene Rolle in der Gesellschaft der Zukunft einräumt, welche heute die Autorität einnimmt. Den äußeren Anlaß zum Entstehen und zur Ausbreitung einer anarchistischen Vereinigung geben zwei Ereignisse; die Ausbreitung der „Internationalen Arbeiter-Assoziation“ über die Schweiz und die Gründung der Berner „Ligue de la Paix et de la Liberté“, sowie das damit aufs engste zusammenhängende Auftreten Michael Bakunins.

Vorerst die „Internationale“. — Die ältesten internationalen Sektionen in der französischen Schweiz datiren aus dem Jahre 1865. Ein Arzt aus La Chaux-de-Fonds, ein alter Demokrat von 1848, Dr. Pierre Coullery, gründete in diesem Jahre die erste Sektion zu La Chaux-de-Fonds, und im gleichen Jahre entstand durch die Initiative des alten Grutlianers und Häuptlings des Kommunistenbundes von 1848/49, Johann Philipp Becker, die deutsche Sektion zu Genf; bald darauf bildeten sich zum Theil unter der Agitation der beiden genannten Männer an zahlreichen anderen Orten neue Gruppen, so zu Lausanne, Vevey, Montreux, Boncourt, Bienne, Souvillier, St. Imier, Porrentruy, Neuchâtel, Locle u. a. Zu Neujahr 1866 gab sowohl Coullery in La Chaux-de-Fonds, wie Becker in Genf ein Blatt heraus, und zwar sollte des Ersteren „Voix de l'Avenir“ den romanischen, der Genfer „Vorbote“ den deutschen Sektionen als Organ dienen.

Die Bewegung war in vollem Zuge, aber sie faßte vorläufig noch die heterogensten Elemente zusammen; an zahlreichen Orten war es nur der politische Radikalismus, welcher den Andrang zu der „Internationale“ bewirkte, und Coullery's Blatt selbst predigte einen Sozialismus im Sinn eines humanitären Neuchristenthums. Das alte Scherzwort „konfus aber radikal“ könnte wohl am passendsten den damaligen Stand der Dinge charakterisiren. Bezeichnend sagt eine Parteischrift[1]) über jene ersten Sektionen: „In jenem embryonalen Stadium, in welchem sich die Internationale selbst noch befand, hatte noch viel weniger eine der Sektionen unsrer Gegend eine Vorstellung von der faktischen Tragweite dessen, was man geleistet hatte, als man die Internationale Arbeiter-Assoziation mitschuf. Man begriff nicht, daß es eine andere Lösung für die wirthschaftlichen Probleme geben könne, als die Kooperation und gesetzliche Reformen, und das Programm der „Voix de l'Avenir“ spiegelt in seiner sentimentalen Religiosität treu genug die allgemeinen Tendenzen der Schweizer Arbeiter wieder.“

Jedenfalls mußte wesentlich nicht nur zur Stärkung, sondern auch zur Klärung der Bewegung in der Schweiz

[1]) Mémoire présenté par la Fédération jurassienne de l'Association Internationale des Travailleurs à toutes les Fédérations de l'Internationale. Souvillier p. 6.

der Umstand beitragen, daß die beiden ersten Kongresse der „Internationale“ im Lemanwinkel, und zwar der erste (1866) zu Genf und der zweite (1867) zu Lausanne, stattfanden. Während dieses zweiten Kongresses wurde eine Konferenz der Sektionen der romanischen Schweiz abgehalten, bei welcher beschlossen wurde, daß die „Voix de l'Avenir“ das offizielle Organ der internationalen Sektionen der romanischen Schweiz sein und unter der Leitung des Dr. Coullery bleiben solle und daß das Zentralkomitee der Sektion in Genf die Mission erhalte, bis zum nächsten Kongreß als Verkehrsmittelpunkt für die genannten Sektionen zu dienen. Es darf dies wohl als der erste Schritt zu einer selbständigen Gruppirung der romanischen Sektionen der Schweiz angesehen werden.

Aber noch ein anderes wichtiges Ereigniß sollte der Lausanner Kongreß bringen. Der alte Coullery, der wohl das war, was man heute einen Christlich-Sozialen im guten Sinn nennt, ließ es sich nämlich beikommen, eine Lanze für das individuelle Eigenthum als nothwendige Konsequenz der absoluten Freiheit zu brechen. Dafür wurde er von De Paepe heftig angegriffen, und wenn auch die Entscheidung über diese wichtige Frage dem nächsten Kongreß vorbehalten wurde, so hatte die Debatte doch den Erfolg, daß dadurch das bisher unerschütterte Ansehen Coullery's zum erstenmale ins Wanken gerieth und daß er von den Jüngeren zahlreichen Angriffen wegen seiner „individualistischen und sentimentalen Doktrinen“ ausgesetzt war. Als er nun gar Anfang 1868 anläßlich der Municipalwahlen die Sozialisten in ein Kompromiß mit den Konservativen treiben wollte, was ihm übrigens in La Chaux-de-Fonds auch gelang, brach der Sturm gegen ihn los, besonders in Locle, wo die Internationalisten noch immer Schulter an Schulter mit den Radikalen gingen. Der dritte Kongreß der Internationale (1868) zu Brüssel brachte endlich einige Klarheit in diese gährenden Parteiverhältnisse durch die berühmte Stellungnahme der „Internationale“ zu der Frage des Privateigenthums. Die Schweizer Sozialisten zerfielen nach dieser Debatte in zwei Heereslager, von denen das eine, die „Coulleryſten“, an dem individuellen Eigenthum festhielt, während in dem anderen die Männer der neuen Richtung, die „Kollektivisten“ standen, die sich von dem älteren Kommunismus lossagten, aber auch, wenn man den späteren Anarchisten[1]) glauben wollte, bereits einen ausgesprochen anti-autoritären, anarchistischen Standpunkt einnahmen. Inwieweit letzteres seine Richtigkeit hat, ist heute schwer zu entscheiden. Jedenfalls wird man nicht fehlgehen mit der Annahme, daß schon damals ein großer Theil der Schweizer Sozialisten auf anarchistischem Boden stand, da ja einerseits die einzelnen Gedankenströme innerhalb der Internationale noch vielfach ineinanderflossen, andrerseits aber thatsächlich ein sehr großer Bruchtheil der Internationalisten, besonders die Franzosen, eingestandenermaßen auf dem mutualistischen und anarchistisch-föderativen Standpunkt Proudhons standen, und besonders die Idee der universellen Produktiv-, Distributiv-, Konsum- und Kredit-Genossenschaft Proudhons die Köpfe der Sozialisten noch vollkommen gefangen hielt.

Es mag also auch schon damals in den Schweizer Sektionen an bewußten Anarchisten nicht gefehlt haben, aber zu einer Scheidung von den anderen Sozialisten kam es noch lange nicht; vorderhand wurde der überlebte Coullerysmus über Bord geworfen und Coullery in den Bann gethan, was dieser durch einige nicht gerade saubere Manipulationen mit der „Voix de l'Avenir“ beschleunigt zu haben scheint. Der Herd der Opposition gegen Dr. Coullery war Genf und Locle, an welch letzterem Orte im Dezember 1868 eine neue Zeitung, der „Progrès“, unter der Leitung Fritz Roberts begründet wurde. Es war nur natürlich, daß die meisten der großentheils unter dem Einfluß Coullery's gegründeten Sektionen mit dessen Sturz gleichfalls fielen, und gegen Ende 1868 gab es in der welschen Schweiz nur drei Orte mit „lebendigen“ Sektionen: Genf, La Chaux-de-Fonds und Locle. Es wäre jedoch vielleicht ein Irrthum, wollte man aus diesem Umstand auf einen Rückgang der sozialistischen Bewegung in jener Gegend überhaupt schließen, da am Brüsseler Kongreß Genf allein 24 Sektionen mit 4000 Mitgliedern auswies, zu welchem Wachsthum die großen Strikes der Genfer Arbeiter von 1867 und 1868 besonders viel beigetragen zu haben scheinen.

So lagen die Dinge, während sich von anderer Seite ein entscheidendes Ereigniß vorbereitet hatte, auf das wir nun ausführlicher zurückkommen müssen. Es war die Ligue de la Paix et de la Liberté, welche 1867 zu Bern von einer, man darf wohl sagen sehr gemischten Gesellschaft begründet wurde und den Elihu Buritt'schen Traum eines internationalen Friedensbundes auf dem Wege von freien „Vereinigten Staaten Europa's“ zu verwirklichen strebte. Die Liga gab auch ein Blatt heraus mit dem bezeichnenden Titel „Les Etats unis de l'Europe“, welcher dieses aus politischem Radikalismus, humanitärem Sozialismus und vagem Doktrinarismus zusammenfließende Programm vertrat; „konfus oder radikal“ konnte man mit noch mehr Berechtigung als früher sagen.

Die Liga hatte eben erst ihre Thätigkeit aufgenommen, als in Bern Michael Bakunin auftauchte. Nach abenteuerlichen Irrfahrten kam er zuletzt aus Italien, wo er sich ohne großen Erfolg bemüht hatte, für seine nimmermüden Agitationsgelüste sich neues Feld zu schaffen. Bakunin ging so vollkommen in der professionellen Revolutionsmacherei auf, daß es ihm ganz gleichgültig war, ob russische Nihilisten oder polnische Vaterlandskämpfer, großdeutsche Demokraten oder tschechische Panslavisten, italienische Irredentisten oder internationale Sozialisten sein jeweitiges Auditorium bildeten; er fand für jede Sorte den richtigen Ton und die dazu gehörige „Ueberzeugung“.

Ob Bakunin zufällig oder in Kenntniß von der Existenz der Liga nach Bern kam, läßt sich nicht feststellen, jedenfalls erkannte der welterfahrene und in seiner Art gewiß geniale Agitator sofort, daß in diesem Kreise von Ideologen und Doktrinären „etwas zu machen sei“. Bakunins brennender Ehrgeiz ging dahin, sich ebenso als geistiges Oberhaupt einer großen revolutionären Parteigruppirung zu sehen, wie es kurz vorher dem ihm in so vielen Punkten antagonistischen Marx durch die Gründung der Internationalen Arbeiterassoziation gelungen war. Man muß diesen Gedanken festhalten, um das heiße Bemühen, welches sich Bakunin zuerst mit der „Friedens- und Freiheitsliga“ und später mit der „Alliance de la democratie socialiste“ gab, zu verstehen. Vielleicht also schwebte ein klarer Plan dessen, was er wollte, Bakunin schon bei seiner Ankunft in Bern vor. Es ist schwer zu sagen, was aus der Friedens- und Freiheitsliga geworden wäre, und ob sie überhaupt jemals von sich reden gemacht hätte, wenn Bakunin ihr nicht beigetreten wäre; jedenfalls ist ihre Geschichte von dem Eintritte bis zum Austritte Bakunins (und sie hörte später überhaupt auf, von sich reden zu machen) eine Geschichte Bakunin'scher Agitationskünste.

Bakunin trat also in die Liga, wurde auch in das Zentralkomitee gewählt und war bald im Verein mit Jules Romain Barni die Seele des ganzen Komitees. Das erste, was er that und was unsre oben geäußerte Vermuthung bestätigt, war der Versuch, zwischen der Liga und der Internationale zu vermitteln; er machte der letzteren den Vorschlag, sich mit der Friedens- und Freiheitsliga unter der

[1]) Mémoire p. 31.

Bedingung zu verbünden, „daß die Arbeiter sich verpflichten, die Bourgeoisie bei der Erkämpfung politischer Freiheiten zu unterstützen, wofür die Bourgeoisie sich verpflichten sollte, den Arbeitern bei der ökonomischen Befreiung des Proletariats behülflich zu sein". Die Internationale, welche sehr klar vargezeichnete Ziele hatte, lehnte dieses Bündniß ab, vielleicht mit Rücksicht auf die konfusen Tendenzen der Liga überhaupt, vielleicht mit besonderer Rücksicht auf den Unterhändler Bakunin, dem Marx, wie sich später herausstellte, in berechtigtem Mißtrauen jeden Einfluß auf die Internationale solange als möglich vorzuenthalten versuchte. Ein derartiger kleiner Mißerfolg schreckte aber einen unternehmenden Geist wie Bakunin nicht ab.

Im September 1867 trat zu Genf der erste von der Liga veranstaltete Friedenskangreß zusammen, an dem sich die radikalen und revalutionären Elemente aller Länder betheiligten. Auch die Internationale hatte auf dem kurz vorher in Lausanne abgehaltenen Kangreß beschlossen, eine Deputation, bestehend aus Tolain, De Paepe und Guillaume, also sehr hervorragende Mitglieder, nach Genf zu senden, bei welchem Anlaß sich die Schweizer Sektianen, besonders Caullery auf das wärmste für die Liga eingesetzt hatten. Die von dem Lausanner an den Genfer Kongreß gerichtete Adresse besagte, daß die Internationale beschlassen habe, „dem Friedenskongreß vollständig und gänzlich beizustimmen, ihn energisch zu unterstützen und an allem sich zu betheiligen, was er unternehmen könnte, um die Abschaffung der stehenden Heere und die Bewachung des Friedens zu verwirklichen, in Absicht, so rasch wie möglich zur Emanzipatian der Arbeiterklasse und zu ihrer Befreiung van der Macht und dem Einfluß des Kapitals zu gelangen, sowie zur Bildung eines Bundes freier Staaten in ganz Europa."

Bakunin, den die Mitglieder der internationalen Sektionen der Schweiz damals zum erstenmal sahen, trat als Russe auf dem Kongresse auf und protestirte auf der Tribüne als Russe gegen den Bestand des russischen Reiches wie nicht minder gegen „das Wesen der religiösen, bureaukratischen und militärischen Zentralisation" überhaupt. Dasselbe Prinzip der nationalen Zentralisatian, das im Innern die Freiheit kneble, bedeute im internationalen Verkehr den Krieg. Bakunins Rede schloß mit den Warten:

„Wenn wir wirklich Frieden unter den Nationen wünschen, so müssen wir auch internationale Gerechtigkeit wünschen. Also muß sich ein Jeder von uns über den engherzigen kleinlichen Patriotismus erheben, für den jedes Land das Zentrum der Welt ist und der seine Größe darin erblickt, seinen Nachbarn Schrecken einzuflößen. Wir müssen die allgemein menschliche Gerechtigkeit über alle nationalen Interessen stellen. Einmal für allemal müssen wir das falsche Nationalitätsprinzip verwerfen, das in der letzten Zeit van den Despoten Frankreichs, Rußlands und Preußens erfunden wurde, um um so sicherer das sauveräne Freiheitsprinzip zu unterdrücken. Die Natianalität ist kein Prinzip, sie ist eine gesetzliche Thatsache, ebenso wie die Individualität. Jede Nationalität, ob groß oder klein, hat das unzweifelhafte Recht, für sich zu bestehen, ihrer eigenen besonderen Natur gemäß zu leben. Dies Recht ist nur eine Schlußfolgerung aus dem allgemeinen Freiheitsprinzip. Jeder, der aufrichtig den Frieden, die internationale Gerechtigkeit wünscht, muß ein- für allemal auf das verzichten, was Ruhm, Macht, Herrlichkeit des Vaterlandes heißt, ebenso auf alle eitlen und egoistischen Interessen des Patriotismus. Es ist Zeit, die absolute Herrschaft der Freiheit herbeizuwünschen. Das Programm unsrer Komitees fordert uns auf, die Organisationsgrundlagen der vereinigten Staaten Europa's zu prüfen. Ist denn aber diese Organisation möglich für die gegenwärtig bestehenden Staaten? Stellet euch eine Föderation vor, wo Frankreich in gleicher Reihe mit dem Großherzogthum Baden, Rußland mit der Moldau und Walachei steht! Und ist denn überhaupt eine Föderation der zentralisirten, bureaukratischen und militärischen Staaten, wie sie mit Ausnahme der Schweiz ganz Europa bedecken, denkbar? Jeder zentralisirte Staat, wie liberal er sich auch stellen oder sogar welch republikanische Form er auch tragen möge, ist nothwendigerweise ein Bedrücker, ein Ausbeuter der arbeitenden Volksmassen zugunsten der privilegirten Klasse. Er braucht eine Armee, um diese Massen im Zaume zu halten, und das Vorhandensein dieser bewaffneten Macht treibt ihn zum Kriege.

Daher komme ich zum Schlusse, daß der internationale Friede unmöglich ist, salange nicht das folgende Prinzip mit allen seinen Schlußfolgerungen angenommen ist. Jede Natian, ob schwach oder stark, klein oder groß, jede Provinz, jede Gemeinde hat das absolute Recht, frei, autonam zu sein, ihren Interessen und Privatbedürfnissen gemäß zu leben und sich zu verwalten, und in diesem Recht sind alle Gemeinden, alle Nationen in dem Grade solidarisch, daß man dieses Prinzip in Bezug auf eine einzige nicht verletzen kann, ohne gleichzeitig alle übrigen in Gefahr zu bringen. Solange die jetzigen zentralisirten Staaten existiren, ist der allgemeine Friede unmöglich. Wir müssen alsa ihre Zersetzung wünschen, damit aus den Trümmern dieser gewaltsamen Einheiten, die von oben herab durch Despotismus und Eroberung organisirt wurden, freie Einheiten, von unten herauf organisirt, sich als freie Föderation von Gemeinden zu Pravinzen, von Provinzen zu Nationen und von Nationen zu vereinigten Staaten Europa's entwickeln können."

Es war der föderalistische Anarchismus Proudhons, was hier Bakunin mit unverblümten Worten den Kongressisten als den einzigen Weg, zum Weltfrieden zu gelangen, empfahl, und die Rede Bakunins machte auf die Versammelten, unter denen sich ja zahlreiche Anhänger der Internationale befanden, keinen geringen Eindruck.

Nachdem Bakunin nun einmal mit der vollen Farbe herausgerückt war, ging er schnurgerade auf sein Ziel las, die Liga zur formellen Annahme seines anarchistischen Pragramms zu bewegen. In der Sitzung des Zentralkomitees vom 26. Oktober 1867 überreichte er in aller Form einen in diesem Sinne gehaltenen, von seinen Freunden Ogarjaw und Schugawsky, sawie von den polnischen Delegirten Jahann Zagorski und Valerian Mroczkowski und dem französischen Delegirten A. Naquet unterstützten mativirten Antrag; das äußerst umfangreiche Schriftstück, welches jetzt in den „Oeuvres" unter dem bombastischen Titel „Féderalisme, Socialisme et Antithéalagisme" an erster Stelle figurirt, ist ein dem Geiste nach ebenso seichter, wie in der Form hochtrabender und schwulstiger Abklatsch des Proudhon'schen Hauptwerkes „Da la Justice dans la Révalutian et dans l'Église", in welchem Bakunins geistiges Eigenthum lediglich die wilde, aufreizende Nabutistik ist, die Praudhan freilich vollkommen fremd war. Welche Wirkung dieser Antrag im Schoße des Zentralkomitees hervorgebracht, ist nicht bekannt; nur das Eine steht fest, daß die Meinungen über die in demselben gestellten Zumuthungen innerhalb des Komitees getheilt waren und daß man jedenfalls beschloß, das voluminöse Schriftstück drucken zu lassen. Es wurde auch thatsächlich mit der Drucklegung begonnen, dieselbe aber schan nach einigen Bogen aus unbekannten Motiven wieder eingestellt. Man wird kaum fehlgehen, wenn man eher die notorische Arbeitsschen Bakunins denn eine Gesinnungsänderung seitens des Kamitees als die Ursache für das Unterbleiben der Drucklegung annimmt, denn das Ansehen Bakunins innerhalb der Liga erscheint um das Jahr 1868 eher im Zunehmen als im Abnehmen. Er spielt sich ganz

auf den Führer der Liga hinaus und bereitet für den II. Friedenskongreß, der in Bern geplant war, alles zu einem Hauptschlage vor.

Im Juli 1868 war Bakunin für seine Person der Internationale beigetreten und der Sektion Genf eingereiht worden. Kaum war dies geschehen, so erneuerte er den im vorhergegangenen Jahre mißglückten Versuch, ein Bündniß zwischen Liga und Internationale herbeizuführen. Er versendete an alle Mitglieder der ersteren ein vertrauliches Zirkular, in welchem er rund heraus seine Ansicht aussprach, daß die Liga bisher eine „ohnmächtige Farce" gewesen sei und keine Bedeutung erlangen könnte, wenn sie nicht im Gegensatz zur Allianz der Unterdrücker „eine Allianz der Völker, eine Allianz der Arbeiter" würde. „Pour devenir une puissance salutaire et réelle" schloß das Schriftstück, „notre Ligue devra devenir la pure expression politique des grands intérêts et principes économiques et sociaux, qui sont triomphalement développés et propagés aujourd'hui par la grande Association Internationale des Travailleurs de l'Europe et de l'Amérique."

Das Komitee ließ sich von Bakunin beschwatzen und schlug der Internationale das von Bakunin geplante Bündniß vor, indem es dieselbe gleichzeitig zu dem Berner Friedenskongreß einlud. Der internationale Arbeiterkongreß zu Brüssel beschloß zwar, Delegirte zu dem Berner Friedenskongreß zu senden, gab aber der Meinung Ausdruck, daß die Friedens- und Freiheitsliga kein Recht habe, sich auf die gleiche Stufe mit der Internationale zu stellen; die Liga könnte sich mit dieser nur in der Weise verbinden, daß die Mitglieder der Liga sich in eine oder die andere Sektion der Internationale aufnehmen ließen.

Diese gerade nicht sehr schmeichelhafte Haltung mußte natürlich die Stellung Bakunins, der sich offenbar auf den allmächtigen Manager hinausgespielt hatte, bei den Ligisten stark erschüttern und der Präsident der Liga, Professor Gustav Vogt, kanzelte Bakunin in einem Briefe derb ab, indem er schrieb: „Entweder Du warst Dir der Wirkung, die unsre Einladung machen würde, nicht sicher, dann hast Du unsre Liga kompromittirt, oder Du wußtest, welche Ueberraschung uns von Deinen Freunden aus der Internationale zugedacht war, und dann hast Du uns in unwürdigster Weise hintergangen. Ich frage Dich, was sollen wir nun unserm Kongresse sagen?"

Bakunin — der trotz seiner kosmopolitischen und ultrafreiheitlichen Phrasen — alle Uebel der Welt und besonders die ihm persönlich unangenehmen Dinge kurzerhand dadurch zu erledigen pflegte, daß er sie auf die Juden oder Deutschen schob — was ihm auch oft synonym war —, erwiderte Vogt, er hätte den der Liga angethanen Insult nicht vorhergesehen, „mais cela est dû aux intrigues d'une certaine coterie d'Allemands, qui déteste les Russes". (Bakunin erklärte später, damit Marx gemeint zu haben.) Dem Kongresse gegenüber wollte sich Bakunin selbst rechtfertigen, er hielt sich eben für unwiderstehlich und glaubte seine Sache für vollkommen gesichert. Es sollte aber doch anders kommen.

Der zweite Friedenskongreß begann am 5. September zu Bern unter dem Vorsitze Victor Hugo's seine Verhandlungen. Die Internationale hatte ihre Vertreter entsandt, und ebenso war die deutsche Sozialdemokratie durch Delegirte des Eisenacher Kongresses vertreten. Aber auch die diplomatischen Vertreter der Mächte waren erschienen, denn man erwartete allgemein Großes, Welterschütterndes, nie Dagewesenes. Die soziale Frage sollte in ihrer ganzen Ausdehnung entrollt und die Stellung der Liga zu derselben bestimmt werden. Schon in der zweiten Sitzung kam es zu einer heftigen Attacke zwischen der gemäßigten und der radikalsten Richtung. Der Pariser Advokat M. Chaudey hatte namens der ersteren die Frage aufgeworfen, durch welche Mittel Friede und Freiheit zu sichern seien und darauf die Antwort ertheilt, man brauche eine „Armee des Friedens" und diese müsse sich aus der Mitte der Arbeiter rekrutiren, weßhalb man diesen in ökonomischer und sozialer Beziehung Konzessionen machen müsse.

Gegen diesen Opportunitätssozialismus rannte Bakunin los. Er hatte den gewünschten Anlaß gefunden, um die anarchistische Fahne aufzupflanzen. Die Mitglieder des Kongresses, führte er aus, müßten sich darüber klar werden, ob sie gleich den Arbeitern die ökonomische und soziale Freiheit aufrichtig wünschen; denn sollten sie den Kampf zwischen Arbeit und Kapital nicht aufrichtig begreifen, so würden sie in den Arbeitern keine Soldaten für ihre Friedensarmee finden. Er schlage deßhalb folgende „Plateform" dem Kongreß zur Annahme vor:

„Ueberzeugt, daß diejenige Frage, die sich uns gegenwärtig am gebieterischsten aufdrängt, die der ökonomischen und sozialen Gleichmachung (égalisation) der Klassen und Individuen ist, erklärt sich der Kongreß dahin, daß ohne diese Gleichmachung, d. h. ohne Gerechtigkeit, die Freiheit und der Friede nicht zu verwirklichen sind. Deßhalb setzt der Kongreß die Erörterung der praktischen Mittel zur Lösung dieser Frage auf seine Tagesordnung."

Damit war das Signal zu dem Kampfe gegeben, der sich durch alle fünf Sitzungen des Kongresses zog und mit der kläglichen Niederlage der Anarchisten endete. Bakunin kam nicht von der Tribüne, aber die Zahl seiner Opponenten wuchs während seiner Reden. Er und sein Anhang wollten später zwar glauben machen, die „Eisenacher", also wiederum die Deutschen, hätten das Unheil verschuldet. Allein da von den 110 Mitgliedern des Kongresses 80 gegen den Antrag Bakunins stimmten, so scheinen denn doch auch Andere der Opposition der „Eisenacher" sich angeschlossen zu haben. So Mancher, der sich von den tollen Ideen Bakunins unter vier Augen oder im Zentralkomitee gefangennehmen ließ, gewann in öffentlicher Sitzung des Kongresses seine Freiheit wieder und ließ Bakunin allein stehen. Freilich schwer machte dieser den Abfall nicht, denn er verlangte das Stärkste. Gegen die „deutschen Freunde" gekehrt, fragte er diese, ob sie geneigt seien, die folgenden Prinzipien anzunehmen, auf denen einzig und allein Friede und Gerechtigkeit beruhen:

„1. Die Abschaffung alles dessen, was historisches Recht und politische Nothwendigkeit des Staates heißt, im Namen jeder größeren oder kleineren, schwachen oder starken Bevölkerung, sowie im Namen aller Einzelnen, die das volle Recht haben, unabhängig von den Bedürfnissen und Ansprüchen des Staates über sich selbst in voller Freiheit zu verfügen, wobei diese Freiheit nur durch das gleiche Recht der Anderen beschränkt werden darf."

„2. Aufhebung aller ewigen Kontrakte zwischen dem Individuum und den kollektiven Einheiten, Assoziationen, Gebieten, Nationen, mit anderen Worten, es muß jedem Einzelnen das Recht zuerkannt werden, jeden Kontrakt, wenn er auch frei geschlossen ist, zu lösen."

„3. Jedem Einzelnen, wie auch jeder Assoziation, Provinz und Nation muß das Recht zuerkannt werden, aus jedwedem Bund austreten zu dürfen, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der ausscheidende Theil nicht durch seine Verbindung mit einer ausländischen Macht die Freiheit und Unabhängigkeit des von ihm zu verlassenden Staates bedrohe."

„Das sind die einzigen Bedingungen der Freiheit und Gerechtigkeit," rief Bakunin aus. Es gelte also die Abschaffung des Staates, aller Staaten. Es wäre mithin ein schrecklicher Widerspruch und lächerliche Naivetät seitens des Kongresses, die Verwirklichung der internationalen Gerechtig-

keit, Freiheit, den ewigen Frieden und zugleich die Erhaltung des Staates zu wünschen. „Der Staat als solcher widerspricht durchaus der menschlichen Freiheit und Gerechtigkeit.“ Bakunin schloß: „Wer gleich uns die Verwirklichung der Freiheit, Gerechtigkeit und des Friedens, wer den Sieg der Menschheit, wer die volle und vollkommene Befreiung der Volksmassen wünscht, der muß auch, gleich uns, den Sturz aller Staaten wünschen, sowie, daß auf ihren Trümmern die Weltföderation der produktiven freien Assoziationen aller Länder errichtet werde.“

Man brauchte wahrlich kein „Eisenacher“ zu sein, um diese Ideen unannehmbar zu finden. Die „Plateform“ Bakunins wurde, wie schon erwähnt, mit 80 gegen 30 Stimmen abgelehnt. Unter denjenigen, welche für den Antrag stimmten, befanden sich die beiden Brüder Elisée und Elié Reclus, Jaclard, Albert Richard aus Lyon (unter Napoleon als Polizeispitzel entlarvt), Schukowsky, Carlo Gambuzzi, Advokat aus Neapel, Fanelli, Buttner aus Genf u. A. Jaclard rief der Versammlung zu: „Ihr wollt die bestehenden Einrichtungen beibehalten, um sie zu verbessern? Eitler Versuch! Sie können nur Werkzeuge der Tyrannen und des Raubes sein; wir dagegen sind konsequent: wir wollen alles umstürzen. Wir trennen uns von euch und wir sagen euch: Ihr werdet den Krieg bekommen und er wird furchtbar sein!“ Das haben die Nachfolger Jaclards denn auch wirklich gehalten.

In der fünften und letzten Sitzung des Kongresses gaben 18 Anhänger Bakunins einen schriftlichen Kollektivprotest ab, der also lautete:

„In der Erwägung, daß die Majorität der Mitglieder des Kongresses der Friedens- und Freiheitsliga sich leidenschaftlich und unzweideutig gegen die ökonomische und soziale Gleichmachung der Klassen und Individuen ausgesprochen hat, und daß jedes Programm und jede politische Aktion, die nicht die Verwirklichung dieser Prinzipien zum Zweck hat, von demokratischen Sozialisten, d. h. von zielbewußten und logisch denkenden Freunden des Friedens und der Freiheit nicht acceptirt werden kann, halten es die Unterzeichneten für ihre Pflicht, sich von der Liga loszusagen.“ Bakunin benutzte den Anlaß, um zur Rechtfertigung des Protestes noch eine Rede zu halten, und entfernte sich dann mit seinem Anhang. Bald darauf konstituirten sich die Sezessionisten als „Allianco de la démocratie socialiste“, welche die erste anarchistische Parteigruppirung war, von der die Geschichte zu erzählen weiß.

Die biologische Erklärung der Entwicklung der Staaten und Völker.

Wenn die Hierarchen des Mittelalters die Oberhoheit des Papstthums gegenüber dem Kaiserthum darthun wollten, so war eines ihrer kräftigsten Argumente der Hinweis auf das Verhältniß von Sonne und Mond. Weil Papst und Kaiser sich zu einander, sagten sie, wie Sonne und Mond verhalten und weil der Mond sein Licht von der Sonne empfängt, so ist es klar, daß auch der Kaiser seine Gewalt vom Papste besitzt.

Wir lächeln heute über eine derartige Argumentation. Und doch kommt ähnliches noch in unsern Tagen vor; ja, es gibt sich gegenwärtig als die wahre Weisheit der Zukunft aus. Ich meine die biologische Erklärung des Staatslebens und der geschichtlichen Entwicklung der Völker.

Als Ableger der historischen Rechtsschule kann die Gruppe der Staatsrechtslehrer bezeichnet werden, welche die „organische Staatstheorie“ vertreten haben. Mit jener theilt sie große Verdienste. Vor allem stehen beide in wohlthätigem Gegensatz zu der Lehre vom Staatsvertrag, zu der Auffassung der naturrechtlichen Schule überhaupt. Beide bestritten mit Recht, daß der Staat nur eine willkürliche Einrichtung der Individuen sei, welche, um mehr Sicherheit zu erreichen, durch einen Gesellschaftsvertrag zusammengetreten seien. Beide bekämpften jede Art von atomistischer Staatslehre, die Auffassung, daß die Individuen allein Grund und Zweck des Staates seien, daß derselbe kein Leben in sich, keinen eigenen Zweck habe, ausschließlich den individuellen Bedürfnissen und Interessen diene und dienen dürfe.

Wenn die Vertreter der historischen Rechtsschule und die der organischen Staatstheorie durch einen gemeinsamen Gegensatz vereinigt sind, so scheiden sie sich in der positiven Begründung ihres Systems. Während jene sich darauf beschränkten, zu betonen, daß das Recht das Produkt des Volksgeistes sei, gaben diese der Ansicht, daß der Staat ein „Organismus“ sei, eine sehr detaillirte Formulirung. Sie lehrten, daß der Staat ebenso wie der Organismus der Menschen „Gliederung“ besitze, auf der „Verbindung von leiblich-materiellem und von belebt-seelischem zu Einem Dasein und Leben“ beruhe, ein „Wachsthum“ zeige. Diese Gleichsetzung des Staates mit dem „leiblichen Organismus“ ist im einzelnen in mehreren verschiedenartigen Systemen durchgeführt worden. Am speziellsten und originellsten hat die „organische“ Staatsidee Bluntschli ausgebildet. Im Jahre 1844 veröffentlichte er ein Buch: „Psychologische Studien über Staat und Kirche“. Hier belehrt er uns aufs genaueste, wie die Theile des „Staatskörpers“ den Theilen, respektive Kräften und Organen des „menschlichen Körpers“ entsprechen. Dabei vermehrt er seine Vergleichsobjekte, indem er die Kräfte des Mannes und die des Weibes nebeneinander aufzählt. Wir veranschaulichen sein System am besten, indem wir einen kleinen Auszug aus seinen Tabellen, die die Gleichungen enthalten, geben.

Der menschliche Körper.		Der Staatskörper.
Männliche Kräfte.		
Gedächtniß	=	Inneres Regiment.
Geruch	=	Aeußeres Regiment.
Aktive Sinnlichkeit	=	Vormundschaftspflege.
Nabel	=	Strafrechtspflege.
Geschlechtssinn	=	Völkerrechtspflege.
Weibliche Kräfte.		
Auge	=	Schule.
Gehör	=	Oeffentliche Anstalten.
Kombination	=	Oeffentlicher Verkehr.
Phantasie	=	Kultus.
Brust	=	Stadt.
Extremitäten	=	Oeffentliche Arbeiten.
Passive Sinnlichkeit	=	Staatsvermögen.
Sentimentalität	=	Dorf.

Wir glauben, wenn wir diese Gleichungen ansehen, es mit dem Produkt einer Narrheit zu thun zu haben. Und doch war Bluntschli ein sehr urtheilsfähiger Kopf und dazu auch ein Mann von literarischem Geschmack. Wenn wir jene Wunderlichkeiten verstehen wollen, so müssen wir uns klarmachen, daß ihn die Konsequenz seiner Theorie dahin geführt hat. Wer einmal die Lösung des Rätsels in dem Vergleich des „Staatskörpers“ mit dem menschlichen Organismus gefunden zu haben glaubt, der wird mit einer gewissen Nothwendigkeit dahin gebracht werden, sich das Bild bis ins einzelnste auszumalen.

Es ist zunächst die Erklärung der einzelnen Bestandtheile des Staates und der Staatsthätigkeit, die Bluntschli durch den Vergleich mit dem „Organismus“ zu geben versucht. Aber zugleich stellt er die Entwicklung der Staaten, respektive Völker mit der der „Organismen“ in Parallele. In einem Abschnitt, den er „Die Vergänglichkeit der Völker“

überschreibt, legt er dar, daß die „Lebenskraft“ der Staaten ebenso eine begrenzte sei wie die der einzelnen Menschen. „Bei einigen Völkern wittern wir schon etwas Leichengeruch. Besonders scheinen die romanischen Nationen nicht bloß die Zeit jugendlicher Blüthe weit hinter sich zurückgelassen zu haben, sondern auch über die höchste Stufe männlicher Kraft hinausgegangen zu sein.“ Bluntschli spricht davon, daß der „Lebensprozeß dieser Völker rasch gefördert“ worden sei.

In der Gegenwart ist innerhalb der Jurisprudenz die „organische“ Staatstheorie im großen und ganzen in den Hintergrund getreten. Dagegen hat sich die neue Wissenschaft der „Soziologie“ mit Lebhaftigkeit der Verwerthung biologischer Analogien bemächtigt; ja sie wird größtentheils von diesem Gesichtspunkt beherrscht. Ihr Verfahren weicht freilich von dem der alten Vertreter der organischen Staatstheorie etwas ab. Bei ihr überwiegt nämlich mehr die zweite Gedankenreihe, die wir aus Bluntschli's System hervorgehoben haben: sie will in erster Linie die Entwicklung der Völker erklären. Doch gefällt sie sich immerhin auch in der detaillirten Schilderung und Ausmalung des „Baues des sozialen Körpers“. Sie erzählt uns, daß die „Gesellschaft“ aus „Nervensystemen“ und aus „Intercellularsubstanz“ bestehe.

Ueber die Berechtigung der Wissenschaft der Soziologie an sich wollen wir uns nicht äußern. Sie ist bekanntlich noch sehr bestritten, und die Anhänger der jungen Disciplin sind über ihr Wesen unter sich keineswegs einig. Man kann es wohl als charakteristisch anführen, daß der kritischste Vertreter der Soziologie in Deutschland, G. Simmel, ihr eine Aufgabe stellt, die sie als recht schemenhaft erscheinen läßt. Was wir hier hervorheben wollen, das ist nur die ausgiebige Verwendung, die die biologischen Analogien bei den meisten Soziologen finden. Besonders sind sie in England und Frankreich beliebt. In Deutschland finden wir weniger davon. Bei uns ist als Vertreter der biologischen Erklärung der historischen Entwicklung am bekanntesten der Historiker Lamprecht in Leipzig, der übrigens unter seinen speziellen Fachgenossen mit dieser Anschauung ziemlich allein steht.[1]

Wir sagten im Eingang, daß die Methode der biologischen Theorie keine andere sei als die der mittelalterlichen Hierarchen. Wie diese, nachdem sie Papst und Kaiser mit Sonne und Mond verglichen, aus dem Vergleiche praktische Folgerungen zogen, so sehen auch die modernen Biologen die Identität von Volk und „Organismus“ als eine sichere Grundlage an, vermittelst deren sie die historischen Vorgänge erklären zu können glauben. Nachdem sie die Uebereinstimmung von Volk und Organismus behauptet haben, deduziren sie, daß ein Volk dieselben Entwicklungsstufen durchmachen müsse wie der Mensch, daß es demgemäß auch, wenn es ein gewisses „Alter“ erreicht, „sterben“ müsse. Eben hierin liegt der verhängnißvolle Irrthum des ganzen Verfahrens: es wird etwas vorausgesetzt, was nicht bewiesen werden kann, jedenfalls nicht bewiesen worden ist. Vergleiche zwischen dem Leben der Staaten und Völker und dem der „Organismen“ sind gewiß zulässig, wenn man ein bloßes Bild geben will. Statuirt man aber einen Parallelismus oder gar die Identität beider, so begibt man sich auf den Boden der Spekulation.

Nun mag man es immerhin anerkennenswerth finden, daß die Soziologen, die die biologische Analogie zu Hülfe nehmen, über die Grenze der empirischen Beobachtungen hinaus nach einer Lösung des Welträtsels streben. Man ist ja, wenn man den Urgrund der Dinge ahnen will, auf die Unterstützung der Spekulation angewiesen. Allein unter den verschiedenen spekulativen Systemen ist wohl die biologische Erklärung der geschichtlichen Entwicklung eines der dürftigsten und schädlichsten zugleich. Schädlich ist dies System vor allem, weil es seinen Anhängern ein gar zu bequemes Ruhekissen bietet. In dem Stück über die entdeckte Analogie verschmähen sie es meistens, den schwierigen, aber nun einmal unerläßlichen Weg sorgfältiger, nüchterner empirischer Forschung zu wandeln. Sie verfallen meistens der Herrschaft der Phrase. Ein Kritiker[1] hat kürzlich das Verfahren der französischen Soziologen treffend geschildert: „Ihre Stärke beruht offenbar in ihrer Nomenklatur, und sie meinen, wenn sie Dinge anders benannt haben, nun dem Verständniß oder der Erklärung näher gekommen zu sein. Fast scheint es, als wenn sich mit den Benennungen der Dinge sogar gewisse Gemüthsstimmungen verbänden: . . . Die Analogie der Gesellschaft mit dem „Organismus“, sowie überhaupt der Begriff des „Organischen“ und der „Entwicklung“, weckt eine Art soziologischer Ekstase, die sich in endlosen Vergleichen und Analogiespielereien mit der Biologie äußert.“

Die biologische Erklärung der historischen Entwicklung widerspricht aber auch ferner direkt den empirischen Beobachtungen. Wir begegnen im Leben der Völker überall Erscheinungen, die mit der Annahme einer „organischen Entwicklung“ unvereinbar sind. Die Prophezeiungen, die auf Grund der biologischen Vergleiche ausgesprochen worden sind, treffen regelmäßig nicht ein. Bluntschli ist in dem vorhin angeführten Satze geneigt, den romanischen Nationen ein baldiges Ende zu weissagen. Macht denn aber das italienische Volk einen solchen Eindruck? Bemerken wir nicht an ihm manche Zeichen „männlicher Kraft“, ja „jugendlicher Blüthe“? Und worin liegt der Grund des gegenwärtig in Italien zu beobachtenden Aufschwungs? Ist da irgend etwas „biologisches“ zu erkennen? Verdankt Italien nicht in erster Linie einem politischen Ereigniß, seiner politischen Einigung, seine neue Blüthe? Ueber Frankreich hört man heute oft das Urtheil, daß es sich im „Verfall“ befinde. Freilich, wer will die Zukunft des französischen Volkes voraussagen? Man beruft sich auf die Abnahme der Bevölkerungszahl (ganz neuerdings scheint sie übrigens wieder zuzunehmen). Beruht denn aber diese auf „biologischen“ Vorgängen? Nehmen wir als Hauptursache das Zweikindersystem: läßt es sich „biologisch“ erklären? Spielen da nicht vielmehr gewisse sittliche Anschauungen mit? Endlich ein Wort über Spanien. Gerade die letzten Erfahrungen scheinen es ganz klar zu machen, daß es dem Verfalle zueilt. Wer wollte aber den Rückgang Spaniens „biologisch“ erklären?

Mit großer Bestimmtheit hat sich kürzlich Ottokar Lorenz in seinem geistvollen „Lehrbuch der Genealogie“ (Berlin 1898) gegen die Annahme fester Gesetze für die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, wie ein solches ja auch durch die biologische Erklärung aufgestellt wird, ausgesprochen. „Eine Geschichtsphilosophie“ — ruft er aus (S. 50) —, „die sich oder Andere glauben machen will, daß alles historische Leben ein- für allemal einem feststehenden Fortschrittsgesetz unterworfen sei, wird den geschichtlich denkenden und empfindenden Forscher bis zu einer Leidenschaft des Abscheus erbittern müssen, weil die Vorstellung der völligen Unfreiheit, unter der die historische Handlung vollzogen sein müßte, das spezifisch geschichtliche Interesse an dem Gegenstande sofort und mit Nothwendigkeit aufhebt.“ Lorenz verweist unter anderem auf die Rolle, die der politische Mord in der Geschichte spielt. Er unterliegt nicht einem Entwicklungsgesetz; er verschwindet nicht etwa im Laufe der menschlichen Entwicklung, sondern er taucht von Zeit zu

[1] Vgl. meine Abhandlung: „Die neue historische Methode“. München und Leipzig 1898. (Separatabdruck aus der Histor. Zeitschr. Bd. 81.)

[1] F. Eulenburg, „Deutsche Literaturzeitung“ 1898, Sp. 1068.

Zeit von neuem auf. Es sind die persönlichen Bedingungen zu berücksichtigen, unter denen solche Thatsachen eintreten und oft völlig veränderte Richtungen in dem Leben eines ganzen Staats zur Folge haben. „In der That," fügt Lorenz hinzu, „zeigt nichts deutlicher als die Geschichte der Verbrechen und insbesondere die der politischen Verbrechen, wie wenig hier mit dem objektiven Entwicklungsgesetz anzufangen sei."

Lorenz hat sich schon vor längerer Zeit auch einmal speziell gegen die biologische Erklärung ausgesprochen. In der ersten Auflage seines Buches „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" (Berlin 1870) erwähnt er (S. 312) eine gegen die Kurie gerichtete, aus dem 14. Jahrhundert stammende Schrift de aetatibus ecclesiae, einen Traktat von der Kindheit, dem Jugendalter und der traurigen Greisengestalt, welche die Kirche zuletzt, in den Tagen des Schreibers, angenommen hätte. Er macht dazu die Bemerkung: „Man sieht, daß schon damals Leute diesen geistreichen Schimmel der Analogie historischer und persönlicher Entwicklung geritten haben, den uns noch heute mancher unsrer historischen Krippenreiter als seine bestens dressirte geschichtsphilosophische Schindmähre bei jeder Gelegenheit vorführt." Jener Traktat zeigt zugleich die Hinfälligkeit der Prophezeiungen, die sich auf die Verwendung der biologischen Analogie stützen: die Kirche, deren baldiges Sterben er im 14. Jahrhundert vorausgesagt hat, lebt auch noch nach fünf Jahrhunderten fort!

Wenn Lorenz im Jahre 1870 von dem „heute" vorgeführten Schimmel der biologischen Analogie sprach, so wissen wir, daß diese Kunst in dem „heute" des Jahres 1898 wieder sehr gepflegt wird, wenn auch in anderen Kreisen. Aber vielleicht dient es zur Abkühlung der soziologischen Ekstase, wenn wir daran erinnern, daß die Anwendung der biologischen Analogie, die heute so oft als neue Weisheit ausgegeben wird, ein recht altes Kunststück ist, und wenn wir weiter daran erinnern, daß sie längst schon in ihrer Hinfälligkeit erkannt worden ist. Mit einigen Urtheilen aus älterer Zeit, die die biologischen Analogien kurz und treffend ablehnen, wollen wir diesen Ueberblick schließen. Der wackere Staatsrechtslehrer Robert v. Mohl äußert in seinem Buche „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften", Band I (Erlangen 1855), S. 259, indem er Bluntschli's und Anderer Versuche bespricht: „Es bedarf nicht viel verständigen Nachdenkens, um die Unzulässigkeit der Anwendung eines Gesetzes der Materie auf die geistigen Kräfte des Menschen und deren Ausdruck einzusehen. Allein wenn der falsche Gedanke mit Ernst und Scharfsinn und etwa noch mit bedeutenden naturwissenschaftlichen Kenntnissen gehandhabt wird, so mögen sich immerhin ganz witzige Vergleiche und geistreiche Seitenblicke ergeben, welche dann über die Richtigkeit des Ergebnisses im Gebiete des Rechts und überhaupt des wirklichen staatlichen Lebens trösten können. . . . Solange keine Folgerungen aus solchen Bildern gezogen werden, mag man sich unschuldig an ihnen ergötzen; allein nicht nur sind praktische Anwendungen sehr bedenklich, sondern es findet auch, selbstredend, ein Begreifen des Staates und seines Lebens nimmermehr statt." Hiezu fügen wir ein Urtheil Wilhelm Arnolds aus seinem Buche „Kultur und Rechtsleben" (Berlin 1865), S. 8 f.: „Mit dem unklaren Bild eines Organismus kommen wir nicht vorwärts. Auch hier gibt man eine Erklärung, die keine ist, weil sie selbst wieder der Erklärung bedarf. Als Bild gebraucht, kann man sich den Ausdruck gefallen lassen, um das lebendige Schaffen des Volkes als ein natürliches und einheitliches zu bezeichnen; als Prinzip an die Spitze der Untersuchung gestellt, kann er die Sache nur verdunkeln und verwirren. . . . Es sind leere Worte, mit denen wir die Probleme, statt sie zu lösen, beiseite schieben." Diese Urtheile Mohls und Arnolds,[1]) so kurz sie sind, enthalten eine vollkommen genügende Widerlegung der Versuche biologischer Erklärung der historischen Entwicklung. Möchten die modernen Soziologen sie beherzigen!

Marburg i. H. — G. v. Below.

Mittheilungen und Nachrichten.

-n. **Zur Feier von Leo Tolstoj's 70. Geburtstag.** Man schreibt uns aus Moskau, daß dort am 9. Sept. n. St. zum 70. Geburtsfest von Leo Tolstoj eine Feier veranstaltet und ein Buch über ihn herausgegeben werden sollte. Die russische Regierung fand es jedoch für angezeigt, nicht nur jegliche Feier, sondern auch jede Erwähnung von Tolstoj's Geburtstag in den Zeitungen zu verbieten. Das fertiggedruckte, jedenfalls ganz unverfängliche Buch wurde von der Zensurbehörde sistirt und es soll, falls sich dessen Inhalt als unschuldig erweist, erst nach einigen Wochen erscheinen dürfen. So ehrt die russische Regierung ihren genialsten, von der ganzen gebildeten Welt hochgeachteten Zeitgenossen! Dieser Moskauer Nachricht können wir noch folgendes beifügen: Vor einigen Wochen erschien in Frankreich ein Buch unter dem Titel: Pensées de Tolstoï d'après les textes russes par Ossip-Laurié. Es bildet einen Band der von F. Alcan in Paris herausgegebenen Bibliothèque de Philosophie contemporaine, enthält auf 20 Seiten einen Essay über den gefeierten Dichter und Denker und 434 ausgewählte Stellen aus dessen Werken. Um den Inhalt dieses Buchs zu charakterisiren, führen wir die Schlußzeilen des Essays hier an: . . . . Et celui qui nous amène à cet ordre d'idées, celui qui nous arrache de notre abaissement moral, celui qui nous réveille pour faire monter nos regards vers les deux points lumineux qui s'appellent Solidarité et Amour, celui-là est un grand moraliste et un grand humanitaire! Et je salue en Tolstoï l'un des plus nobles penseurs du XIX. siècle et l'un des percurseurs de l'aurore des temps nouveaux! In diesen Tagen erschien nun auch, offenbar zur Geburtsfeier des großen russischen Moralphilosophen, ein Buch unter dem Titel: „**Reife Aehren. Betrachtungen, Gedanken und Bekenntnisse aus den Schriften und Briefen von Leo Tolstoj.**" Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von **Wilhelm Henckel.** Mit einer Lebensskizze des Verfassers, seinem Bildniß und einem Verzeichniß seiner in deutscher Uebersetzung erschienenen Werke. Zürich. Verlag von K. Henckell u. Co.) Dieses deutsche Buch ist keine Uebersetzung oder Nachahmung des französischen, es ist eine durchaus selbständige Arbeit des Herausgebers und unterscheidet sich von jenem Buch namentlich durch eine Reihe von Stellen aus Tolstoj's Briefen, die bisher nur in russischer Sprache veröffentlicht wurden. Die Biographie Tolstoj's, sein Bildniß und die Bibliographie seiner in deutscher Sprache übersetzten Werke, ferner eine Liste von Schriften, die über Tolstoj in Deutschland erschienen sind, bilden werthvolle Zugaben, die in dem französischen Buche fehlen. Haben nun zwar weder Frankreich noch Deutschland Feste zu Ehren von Tolstoj's 70jährigem Geburtstag gefeiert, so dürfen doch sowohl wir, wie auch unsre westlichen Nachbarn uns rühmen, den Mann, der nicht nur eine Zierde seines Vaterlandes, sondern der gesammten Menschheit ist, mehr geehrt zu haben, als die Regierung des Landes, dem er angehört und dessen Volk er den bei weitem größten Theil nicht nur seiner Geisteskraft, sondern auch seiner praktisch-philanthropischen Thätigkeit gewidmet hat.

* **Als einen glänzenden Erfolg der modernen Brückenbaukunst** kann man die neue große Bogenbrücke über den Niagara bezeichnen, die augenblicklich der Vollendung entgegengeht. Die neue Brücke wird die größte Bogenbrücke der Erde sein, und alle anderen bei weitem übertreffen. Die Länge der neuen Brücke, die die Niagaraschlucht mit einem einzigen Bogen überspannt, beträgt 264.60 m, während die

[1]) Aus jüngster Zeit vergl. L. Stein, „Wesen und Aufgabe der Soziologie", eine Kritik der organischen Methode in der Soziologie. Separatabdruck aus dem „Archiv f. system. Philosophie", Band IV (Berlin 1898).

Schlucht selbst am oberen Rande eine Breite von 386.70 m besitzt. Eine Bogenbrücke von so kolossalen Dimensionen ist bisher noch nirgends ausgeführt worden, und selbst unsre sehr bedeutenden Bogenbrücken über den Rhein erreichen auch nicht annähernd die neue Niagarabrücke. An der Spitze der großen Bogenbrücken stand bisher die Bonner Rheinbrücke mit einer Bogenlänge von 187 m, dann kam die Düsseldorfer Rheinbrücke mit 181 m, die Brücke in Oporto mit einer Bogenlänge von 172 m und endlich die Müngstener Brücke mit einer Spannweite von 170 m. Die größte französische Brücke (Garabit) mißt 165 m, und die längste Brücke über den Kaiser Wilhelm-Kanal, bei Levensau, hat eine Länge von 163.40 m, während die Grünenthaler Kanalbrücke nur 156 m mißt. Die neue Brücke erhält eine Breite von 15 m, und die Fahrbahn wird 58.5 m über dem Wasserspiegel liegen. Die Ausführung des Riesenbaues ist den Pencoyd-Eisenwerken in Philadelphia übertragen, an deren Spitze ein deutscher Ingenieur steht.

* **Bonn.** Verein deutscher Irrenärzte. Am 16. September trat in der hiesigen Provinzial-Irrenanstalt der Verein der deutschen Irrenärzte unter Leitung von Geheimrath Jolly (Berlin) zu seiner Jahresversammlung zusammen. Der erste Gegenstand der wissenschaftlichen Tagesordnung betraf die Anwendung der Hydrotherapie und Balneotherapie bei psychischen Krankheiten, worüber Professor Dr. Thomsen (Bonn) referirte. Redner führte aus, daß die Anwendung des Wassers in der Irrenheilkunde schon zu alten Zeiten eine große Rolle gespielt habe, doch sei es sehr schwierig, die Wasserbehandlung auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stützen, weil wir in der Hauptsache die Ursache der Psychosen nicht kennen. In zahlreichen Einzelheiten verbreitete sich Vortragender weiterhin über die Grundsätze und die Anschauungen, die hinsichtlich der Behandlung mit Wasser zu den verschiedenen Zeiten maßgebend waren. — Dann hielt Prof. Dr. Fürstner (Straßburg) einen in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerthen Vortrag über die Zurechnungsfähigkeit der Hysterischen. Einleitend verbreitete sich Redner über diejenigen Punkte, die bei der Beurtheilung der Zurechnungsfähigkeit Hysterischer in Betracht kommen. Die Beobachtung bewegt sich hier auf einem ungemein schwierigen Gebiete. In erster Linie handelt es sich immer um das Verhalten des Bewußtseins, welches in den hysterischen Dämmerzuständen ohne Zweifel stark beeinträchtigt werden kann. Damit ist aber nicht etwa gesagt, daß die im Anschluß an hysterische Anfälle stattfindenden Psychosen in jedem Falle ohne weiteres genügen, um dem Sinn des § 51 des Strafgesetzbuches, der von der Beeinträchtigung der freien Willensbestimmung handelt, zu entsprechen. Hiezo gehört vielmehr noch der Nachweis psychischer Anomalien. Naturgemäß ist es sehr schwer, diese hysterischen Zustände vor Gericht in jedem Fall richtig zu beurtheilen, umsomehr, als der den Hysterischen eigene Hang zu lügenhaften Phantastereien nicht nur die Feststellung der strafbaren Handlung, sondern auch die Beurtheilung des psychischen Zustandes aufs äußerste erschwert. Dieser Trieb zum Lügen darf nicht ohne weiteres als eine pathologische Erscheinung angesehen werden, es hat vielmehr in jedem Fall die individuelle Beobachtung zu entscheiden. Mindestens besteht alle Ursache, mit der Anwendung des § 51 in unsicheren Fällen vorsichtig zu sein, umsomehr, als bei den Hysterischen vollständige Unzurechnungsfähigkeit viel seltener ist, als bei den Epileptikern. Vielleicht würde sich in solchen Fällen Strafmilderung, bei Jugendlichen eine Aenderung des Strafvollzugs empfehlen. Der Vortrag führte zu einem sehr ausgedehnten Meinungsaustausch, an dem sich die Herren Gauser (Dresden), Dr. Lippmann (Berlin) und Schäfer (Lengerich) betheiligten. — Am 17. September wurden in zweiter und letzter Sitzung zunächst die turnusmäßig ausscheidenden Vorstandsmitglieder: Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Jolly (Berlin) und Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Pelmann (Bonn) wieder- und Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Hitzig (Halle) neu in den Vorstand gewählt. Prof. Dr. Siemerling (Tübingen) sprach hierauf über Markscheidenentwicklung des Gehirns und ihre Bedeutung für die Lokalisation, während der Vortrag des Privatdozenten Dr. Nißl (Heidelberg) die Verwerthung des anatomischen Materials in Irrenanstalten zum Gegenstand hatte. Dann sprach Direktor Dr. Sioli (Frankfurt a. M.) über die Fürsorge für Geisteskranke in den deutschen Großstädten. Der Redner theilte mit: Er habe auf Grund von Umfragen in 45 der größten Städte Deutschlands festgestellt, daß betreffs der Fürsorge für Geisteskranke in den deutschen Großstädten noch viel zu wünschen übrig bleibe. Ein sehr großer Mißstand sei die Schwierigkeit bei der Aufnahme in die Irrenanstalten. Nothwendig sei, daß in jedem Krankenhaus eine selbständige Abtheilung für Geisteskranke errichtet werde. — Im Anschluß hieran sprach Dr. Lührmann (Dresden) über Stadtasyle. Der Redner bezeichnete es als nothwendig, in allen großen Städten sogenannte Stadtasyle zu errichten, in die Personen, die der Geisteskrankheit verdächtig seien, ohne weitere Schwierigkeiten zur Beobachtung und eventuellen Heilung gebracht werden können. Eine schnelle Unterbringung sei erforderlich, um die Verdächtigen vor Ausschreitungen, vor Begehung von Verbrechen, vor Selbstmord u. s. w. zu bewahren, aber auch schon deßhalb, da bei sofortiger ärztlicher Behandlung und entsprechender Isolirung die Patienten oftmals nach kurzer Zeit geheilt werden können. In solchem Stadtasyle müsse selbstverständlich auch die Entlassung ohne weitere Schwierigkeit erfolgen können. Nothwendig sei die Errichtung von zwei Nachtabtheilungen, d. h. eine für ruhige and eine zweite für unruhige Kranke. Im weiteren seien in diesen Asylen Einrichtungen für gebildete, aber weniger bemittelte Personen vorzusehen. Diese Stadtasyle hätten auch den Vortheil, daß die Patienten mit großer Leichtigkeit von ihren Angehörigen besucht werden könnten. — Geheimer Medizinalrath Professor Dr. Kraepelin (Heidelberg) betonte die Nothwendigkeit, dem großen Publikum unbehinderten Zutritt in die Stadtasyle zu gestatten, um die Vorurtheile über das Wesen der Irrenhäuser zu zerstreuen. — Da die Mitglieder nachmittags per Schiff nach Königswinter und von dort mittelst Zahnradbahn auf den Drachenfels fahren wollten, so wurden die weiteren Vorträge von der Tagesordnung abgesetzt und die Jahressitzung mit den üblichen Dankesworten geschlossen.

* **München.** Der Privatdozent der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Oskar Loew, der in der letzten Zeit an die Landwirthschaftliche Schule in Tokyo beurlaubt war, hat einen Ruf als Lehrer für Pflanzenphysiologie an das U. S. Department of Agriculture in Washington erhalten und wird demselben Folge leisten.

* **Berlin.** Dem Departementsthierarzt a. D., Dozenten für Thierheilkunde an der landwirthschaftlichen Akademie in Poppelsdorf, Arnold Schell, sowie dem Privatdozenten an der Technischen und an der Landwirthschaftlichen Hochschule zu Berlin, Dr. Johannes Frentzel, ist das Prädikat „Professor" verliehen worden. — Der Kultusminister hat bestimmt, daß die Anrechnung einer im Auslande zugebrachten Apothekerlehrzeit nur auf Grund eines Dispenses erfolgen darf, dessen Ertheilung an Bedingungen geknüpft, insbesondere auch in der Weise eingeschränkt werden wird, daß die fragliche Lehrzeit nur theilweise zur Anrechnung gelangt.

* **Neapel,** 15. Sept. Seit einigen Tagen bietet, wie dem „Schwäb. Merkur" geschrieben wird, der verstärkte Ausbruch des Vesuvs zur Nachtzeit ein in seiner Großartigkeit fast nie dagewesenes Schauspiel dar. Der seit Juli 1895 neu gebildete Krater zeigt jetzt drei gewaltige Lavaströme, während alle kleineren versiegten. Durch den fortwährenden Lavaerguß wurde in der vorletzten Nacht ein Theil der Straße vom Observatorium bis zur unteren Station der Drahtseilbahn verschüttet, und scheinen die Feuermassen von einem Augenblick zum anderen das Gebäude des Observatoriums selbst zu bedrohen. Der nordwestliche Feuerstrom verbrennt die Kastanienwälder des Monte Somma, der mittlere hat fast die Kaserne der Carabinieri erreicht. Eine große Anzahl Wanderer besteigen den Vesuv allabendlich, um sich das wunderbare Schauspiel, das auf viele Stunden sichtbar ist, in der Nähe zu betrachten; die kühnsten derselben klettern trotz Verschüttung der Straße über Fels- und Lavageröll bis in die Nähe des Hauptkraters an der Spitze, der fortwährend Asche und Steine auswirft. Die feuerflüssige Lava wälzt sich mit rasender Schnelligkeit weiter.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 21. September. Nummer 213.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Psychologie des künstlerischen Genusses.[1]

Nicht ohne eigene Schuld hat sich unter Künstlern und Kunstfreunden bisher die Aesthetik eines sehr geringen Ansehens erfreut. Die ästhetischen Systeme der traditionellen Systemphilosophie, und seien es selbst so relativ bedeutende Leistungen, wie die Kants oder Fr. Th. Vischers, waren doch — man kann ruhig sagen: durchaus — zu allgemein und zu spekulativ in ihren Ausgangspunkten, als daß ihre Sätze den speziellen und konkreten Erscheinungen des Schönen im Gebiete der Kunst wie der Natur immer ohne Zwang hätten gerecht werden können; was ließ sich beispielsweise praktisch anfangen mit Formeln, wie der, daß das Schöne „das Sein in seiner Vollkommenheit“ oder auch „die Idee in ihrer Vollkommenheit“ sei? Andere und mehr empirische Regeln, wie z. B. die berühmte Forderung der „Einheit in der Mannichfaltigkeit“ waren wieder zu formal und konnten höchstens als Theilbedingungen des Schönen Anerkennung finden. So konnte es nicht fehlen, daß man in allen wesentlichen Fragen des ästhetischen Geschmacks an der alten Aesthetik so gut wie keinen Führer fand, daß den Kunstwerken gegenüber die verschiedenartigsten Maßstäbe mit dem Anschein der Gleichberechtigung angelegt werden konnten. Daß die große Verwirrung in den Fragen der ästhetischen Beurtheilung, wie sie in der Kunstentwicklung der letzten Jahrzehnte so deutlich hervortrat, durch diesen Mangel an einer wirklich brauchbaren ästhetischen Theorie zum guten Theil bedingt ist, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Glücklicher war in der Beantwortung der ästhetischen Fragen die neuere, dem großen Publikum freilich noch wenig bekannte psychologische Aesthetik, die „Aesthetik von unten“, wie sie ihr Mitbegründer Fechner im Gegensatz zu jener spekulativ-deduzirenden Aesthetik glücklich genannt hat. Namentlich für das Gebiet der bildenden Kunst sind von dieser Richtung — deren Vertreter übrigens nicht nur unter Fachpsychologen, sondern erfreulicherweise auch unter ausübenden Künstlern und Kunstfreunden zu finden sind — mehrere Untersuchungen geliefert worden, in denen die Anschauungen und Werthungen der gediegenen Kennerschaft in der That, sozusagen auf empirisch-induktivem Wege, auf die richtige theoretische Formel gebracht zu sein scheinen, bezw. aus weiteren psychologisch-empirischen Prinzipien abgeleitet sind. Für die Aesthetik der ornamental-dekorativen Kunst hat hier namentlich Th. Lipps systematische und außerordentlich fruchtbare Untersuchungen geboten; von den speziell zur Aesthetik der Malerei und Plastik neuerdings erschienenen Theorien verdienen insbesondere die erwähnten von Hildebrand und Cornelius Beachtung. Aus ihnen scheint in der That ein sicherer, aus dem Wesen der künstlerischen Thätigkeit selbst sich ergebender Maßstab für die Beurtheilung der Kunstwerke und Kunstrichtungen abgeleitet werden zu können.

Sieht man zunächst von jeder Theorie hinsichtlich der Merkmale ab, welche das „gute“ und „schöne“ Kunstwerk von seinem Gegensatz unterscheiden, so wird man doch als allgemeines Merkmal der „schönen“ Kunstwerke das angeben können, daß sie auf den Beschauer eine eigenthümlich beruhigende und wohlthuende Wirkung ausüben — um derentwillen sie eben als „gut“ beurtheilt werden — während das unschöne Kunstwerk stets ein Gefühl des Unbefriedigten und Unbehaglichen im Beschauer erregt. An dieser Wirkung des Kunstwerkes hat der „Inhalt“ desselben, wie er sich, abgesehen von der Darstellung selbst, begrifflich angeben läßt, offenbar keinen Antheil. Sie ist den keusch-innigen Schöpfungen eines Schwind so gut eigen, wie den dämonisch-sinnlichen eines Rops, den phantastisch-symbolischen Werken Böcklins so gut, wie den religiösen der italienischen Meister oder den derb naturwahren Sittenbildern Ostade's und Brouwers; ja sogar geschichtliche Haupt- und Staatsaktionen können, wie Velasquez und Menzel beweisen, in der richtigen Hand zu vollwerthigen Kunstwerken umgeschaffen werden. Daß andrerseits der „schönste“ Inhalt, falls er schlecht dargestellt ist, ein Kunstwerk nicht retten kann, braucht nicht erst gesagt zu werden, wenngleich freilich das Werthen der Kunstwerke nach dem Inhalte noch keineswegs ausgestorben ist. Die Frage nach dem Wesen des schönen Kunstwerks wird somit, wenn nicht ausschließlich, so doch wesentlich die Frage nach der Natur und den Bedingungen des Zustandekommens dieser, einem Werke der bildenden Kunst möglichen, beruhigenden und wohlthuenden Wirkung sein; eine Frage, deren Lösung offenbar zugleich eine Reihe von Regeln und Winken für die künstlerische Praxis in sich schließen muß — womit denn die Aesthetik trotz aller Geringschätzung doch auch einmal für die Kunst fruchtbar gewesen wäre.

Schopenhauer, der Metaphysiker, hat diese Wirkung des guten Kunstwerkes eigenthümlich, wenn auch im Zusammenhang seines Systems, konsequent erklärt. Ein „Schweigen des Willens“ soll es sein, was wir beim Genuß eines guten Kunstwerkes in dieser eigenthümlich wohlthuenden Weise empfinden. Während wir sonst unter der „Peitsche des Willens“ rastlos von Ziel zu Ziel jagen, Befriedigung verlangend und doch in Wahrheit nie gesättigt, sollen gerade hier, beim Ansehen oder Anhören guter Kunstwerke, die glücklichen Augenblicke eintreten, in denen wir von der Qual des ewigen Wollens vorübergehend erlöst werden, sozusagen schon hier eine Art Nirwana genießen. Da nach seiner Theorie jedes Lustgefühl nur ein Aufhören von Unlust ist, wäre mit diesem „Schweigen des Willens“ in der That ein Lustgefühl nothwendig verbunden. Allein man sieht leicht, daß diese Theorie durch-

[1] Vgl. zu diesen Ausführungen: Adolf Hildebrand, Das Problem der Form in der bildenden Kunst (Straßburg, Heitz u. Mündel, 2. Aufl., 1897); Hans Cornelius, Der Schönheitsbegriff und die Kunst in dem Buch: Psychologie als Erfahrungswissenschaft (Leipzig, B. G. Teubner 1897).

aus unhaltbar ist. Zunächst ist es doch auffallend, daß dieser Wille nur vor bestimmten Kunstwerken, nämlich den „guten", nicht aber auch vor den schlechten „schweigt"; es müssen also doch wohl im Kunstwerk selbst objektive Bedingungen erfüllt sein, von denen dieses „Schweigen des Willens" oder auch das Unterbleiben desselben abhängig sein muß. Käme es dabei auf den „Willen" allein an, so könnte er ja auch ganz beliebig bald vor dem einen, bald vor dem anderen Kunstwerke „schweigen" und so jede konstante Bewerthung der Kunstwerke unmöglich machen — was doch gewiß nicht der Fall ist. Die Theorie Schopenhauers wird somit das Wesen dieser Wirkung kaum richtig deuten, ganz abgesehen davon, daß sie über die Bedingungen ihres Zustandekommens, die wir im Kunstwerk suchen müssen, nichts aussagen kann.

Die Antwort auf jene Frage ergibt sich am besten dann, wenn man einerseits von dem Charakter eines Werkes der bildenden Kunst als einer Darstellung, andrerseits von dem Gegensatz ausgeht, in den es durch eben diesen Charakter hinsichtlich seiner Wahrnehmung durch einen Beschauer zum Naturobjekt tritt. Was immer nämlich der „Inhalt" eines Kunstwerkes sei, so ist dasselbe doch auf jeden Fall eine Darstellung räumlicher, also dreidimensional ausgedehnter Objekte, die vielleicht, wie Menschen und Thiere, als in einer bestimmten Handlung begriffen, vielleicht auch, wie es namentlich im Landschaftsbilde der Fall ist, lediglich als existirend dargestellt werden. (Es ist dabei gleichgültig, welche anderweitige Kenntnisse wir von den dargestellten Objekten noch haben, ob wir z. B. wissen, daß es den dargestellten ähnliche Wesen in der wirklichen Welt gibt oder ob es sich um eine Darstellung bloßer Phantasieobjekte handelt.) Nun kann aber die Malerei, um von dieser auszugehen, solche dreidimensionale Objekte natürlich nicht in ihrer vollen dreidimensionalen Körperlichkeit darstellen; sie ist vielmehr genöthigt, die dreidimensionalen Objekte innerhalb der Bildfläche durch zweidimensionale Mittel (farbige Flächen) darzustellen, wobei sie, in ganz analoger Weise wie es beim „Tiefensehen" überhaupt der Fall ist, durch geeignete Wahl und Abstufung dieser farbigen Flächen in uns den „Eindruck" der Ausdehnung nach der dritten Dimension, also den „Eindruck" der Körperlichkeit erzeugen kann. Daraus ergibt sich aber ein wesentlicher Unterschied für die Wahrnehmung eines Naturobjekts einerseits, andrerseits für die Wahrnehmung der Darstellung desselben in der Bildfläche.

Wenn wir ein Naturobjekt wahrnehmen, so pflegt sich uns auch nothwendig ein Suchen nach der dreidimensionalen Beschaffenheit desselben einzustellen; wir werden uns dieses Vorgangs im erwachsenen Alter freilich selten mehr bewußt, da wir hier bereits an der Hand zahlloser Erfahrungen über die räumliche Beschaffenheit der weitaus meisten Objekte genügend orientirt sind. Ueber diese räumliche Beschaffenheit nun (sei das Objekt ein einzelnes oder ein Komplex derselben einschließlich des sie umgebenden Luftkörpers) gibt uns der einzelne Wahrnehmungsakt keineswegs immer genügenden Aufschluß; es gibt in den atmosphärischen und Beleuchtungsverhältnissen stets Momente, die einer räumlichen Orientirung entgegenarbeiten können. Wohl aber haben wir dem Naturobjekt gegenüber die Möglichkeit, sowohl durch eine Kombination optischer Wahrnehmungsart (eventuell durch Wechsel des Standpunktes gegenüber dem Objekt), als auch eventuell durch Betasten desselben uns die gewünschte räumliche Orientirung in praktisch völlig genügender Weise zu verschaffen. Durch diese Art der räumlichen Erkenntniß pflegen wir uns zumeist in der Welt der Naturobjekte zu orientiren; sie ist, wie man sieht, keine anschauliche, sondern eine empirisch-abstrakte Raumerkenntniß.

Nun ist offenbar diese Möglichkeit abstrakter räumlicher Orientirung dem im Bilde Dargestellten gegenüber völlig ausgeschlossen; wir können die Objekte, die ein Bild darstellt, weder als solche betasten, noch auch um sie herumgehen. Das Bild nimmt vielmehr — theilweise im Gegensatz zur Plastik — von vornherein auf einen bestimmten Standpunkt des Beschauers dem dargestellten Objekt gegenüber, also auf einen einzelnen Wahrnehmungsakt im obigen Sinne Bedacht; und da in uns der Anblick eines im Bilde dargestellten Objekts ebenso wie der eines Naturobjekts das oben erwähnte Streben nach Klarheit über die räumliche Beschaffenheit desselben erweckt, so erweist sich als primärste Anforderung an das Kunstwerk (somit als die primärste Bedingung seiner „Schönheit") die, daß es uns jene Klarheit über die räumliche Beschaffenheit des Dargestellten, die uns beim Naturobjekt im allgemeinen nur abstrakt und durch eine Mehrheit von Wahrnehmungen zu gewinnen möglich ist, anschaulich und im einheitlichen Sehakt gebe.

Diese Forderung reicht weiter als es zunächst vielleicht den Anschein hat. Sie ist die Forderung nach einer „überzeugenden" räumlichen Darstellung im weitesten Sinne. Ist das dargestellte Objekt, wie etwa im Portrait, eine isolirte Figur, so beschränkt sich die Forderung allerdings auf eine „überzeugende Modellirung" derselben; ist aber das Objekt der Darstellung eine Gruppe von Figuren nebst dem Raume, in dem sie sich befinden, so muß zur klaren Modellirung der Einzelgestalten auch die klare Gestaltung des Gesammtraumes treten. Damit ist der vielleicht wesentlichste Gesichtspunkt angegeben, von dem die „komponirende" Thätigkeit des Künstlers geleitet sein muß; die Erweckung einer einheitlichen Vorstellung einer von vorn nach hinten gerichteten, anschaulich klaren räumlichen Ausdehnung. Daß die Stellung der Objekte im Bilde an sich diesem Zwecke ebensowohl entgegenarbeiten als dienen kann, leuchtet ein; andrerseits aber auch, daß, wo immer diesem Zwecke, aus was für Gründen immer, nicht in erster Linie Rechnung getragen wird, der künstlerische Werth des Bildes darunter leiden muß. So erklärt sich zum guten Theil der „unkünstlerische Charakter der Illustrationskunst oder der mit Rücksicht auf möglichste „historische Treue" gemalten Geschichtsbilder; hier ist eben die Anordnung der Figuren in der Darstellung nicht durch ein künstlerisches Prinzip, sondern durch das Streben nach Wiedergabe einer zufälligen Konstellation bedingt. Im „guten" Kunstwerk aber ist nichts zufällig; jede Figur ist dem besagten Zwecke untergeordnet und kann nicht ohne Beeinträchtigung der Gesammtwirkung daraus entfernt gedacht werden. So erklärt es sich, wenn man vor guten Kunstwerken, wie man es oft ausdrückt, den Eindruck hat, „als ob alles so sein müsse"; aus diesem Grunde wird man auch Hildebrands Satz beistimmen müssen, daß „die Figuren eine viel allgemeinere Aufgabe im Bilde lösen als die, einen Vorgang zu erzählen".

Die technischen Regeln, die sich für die Malerei adäquaterweise aus diesen Prämissen ergeben, hier oder überhaupt aufzuzählen, wäre auch dann unmöglich, wenn sie dem Verfasser etwa aus der Praxis bekannt wären; sie müssen offenbar von Fall zu Fall aufs neue vom Künstler gefunden werden. Wohl aber läßt sich der allgemeine Charakter dieser Regeln feststellen; sie laufen alle darauf hinaus, daß der Künstler unter den möglichen Situationen und Farbenzusammenstellungen eine Auswahl treffen muß — im Sinne der möglichst großen Annäherung an das angegebene Ziel. Daß hier die Forderungen der Aesthetik mit den Aussprüchen sehr vieler großer Künstler sich decken, ist bekannt. Andrerseits ergibt sich hieraus das nothwendige Unkünstlerische eines jeden „naturalistischen" Kunstwerks, das mit der Erfüllung dieses Prinzips

thatsächlich ernst macht. In der Natur liegen die Merkmale, welche anschauliche Raumerkenntniß bewirken, und solche, die ihr entgegenarbeiten, ungeschieden nebeneinander; wer also thatsächlich beabsichtigt, „die Natur so wiederzugeben, wie er sie sieht“, schneidet sich, in der Theorie wenigstens, von vornherein den Weg zur künstlerischen Verarbeitung seines Materials ab. Glücklicherweise sind indessen auch hier die Menschen meist besser als ihre Theorien.

Die Forderung nach klarer Raumgestaltung ist aber nur bei der Landschaft, und vielleicht nicht einmal da, die einzige, die nothwendig gestellt wird. Wenn das Bild eine menschliche Gestalt oder eine Gruppe von solchen — eventuell auch von Thieren — darstellt, so wird sich, ganz wie es den betreffenden Naturobjekten gegenüber der Fall ist, die Frage nach ihren gegenseitigen Beziehungen, vielleicht auch — so im Portrait — die nach ihrer geistigen Beschaffenheit erheben; sehen wir die betreffenden Gestalten in lebhafter Bewegung begriffen, so wird sich uns mit Nothwendigkeit die Frage nach dem Zusammenhang, nach Ursache und Zweck der dargestellten Bewegungen ergeben. Genau wie bei der räumlichen Modellirung ergibt sich hieraus als Forderung an das „gute“ Kunstwerk, daß es uns diese möglichen Fragen sofort, anschaulich und unmittelbar löse. Nicht an unser abstraktes Wissen darf der Künstler dabei appelliren wollen, wie es die nun glücklich überwundene philosophisch-geschichtliche Inhaltsmalerei so oft that; alles was er zu sagen hat, muß im Kunstwerk selbst anschaulich ausgesprochen werden. So entsteht die neue Forderung an den Künstler, seinen Gestalten seelisches Leben zu geben, Beziehungen zwischen ihnen herzustellen, wobei natürlich, wenn ein einheitliches Werk zustande kommen soll, auch hier alles einer Grundabsicht untergeordnet werden muß. Werden beide Forderungen — Klarheit der räumlichen Gestaltung, Klarheit und Einheitlichkeit der ausgedrückten seelischen Zustände und Vorgänge — in gleicher Weise erfüllt, so wird ein solches Kunstwerk wohl allgemein als ein „schönes“ bezeichnet werden.

Ohne damit die Frage nach der Möglichkeit weiterer Werthmaßstäbe abzuschneiden, können wir danach wohl vorläufig sagen: ein gutes Werk der darstellenden Kunst ist dasjenige, das alle Fragen, die sich in uns erheben können, sobald wir erkennen, was dargestellt sein soll, unmittelbar aus sich selbst beantwortet; oder vielmehr, angesichts dessen es überhaupt zu keiner (auch unbewußten) Frage, zu keinem Suchen, zu keinem Gefühl der Unbefriedigung kommt. Während uns das Naturobjekt die angegebenen Fragen, zum mindesten für die einheitliche Wahrnehmung, in der Regel nicht beantwortet, vielmehr stets der einzelne Wahrnehmungsakt der Ergänzung durch Andere bedarf, wenn jene Fragen beantwortet werden sollen; während also der Natureindruck stets die Ursache weiteren Suchens in sich trägt, läßt es, im Gegensatze hiezu, das gute Kunstwerk zu keinerlei Fragen dieser Art kommen. Daraus aber ergibt sich unmittelbar das Verständniß jener Beruhigung, jener wohlthuenden Wirkung, die uns das Merkmal des guten Kunstwerks ist: nicht ein „Schweigen des Willens“ im metaphysischen Sinne, sondern einfach intellektuelle Arbeitsersparniß ist es, was uns in jener wohlthuenden Wirkung entgegentritt. Die Fragen, die wir den Naturobjekten gegenüber durch eine Reihe von Wahrnehmungen lösen, haben wir dem „guten“ Kunstwerk gegenüber gar nicht nöthig zu stellen — sie werden von demselben unmittelbar beantwortet, vom Beschauer in einem einheitlichen Wahrnehmungsakt erschlossen.

Bisher war nur von der Malerei die Rede; indessen läßt sich das Gesagte leicht auch auf die Plastik übertragen. Nöthigte in der Malerei die Fläche des Bildes zur Darstellung für den einheitlichen Sehakt, weil es den Objekten des Bildes gegenüber kein Herumgehen gibt, so muß in der Plastik, um eine Darstellung für einen einheitlichen Wahrnehmungsakt zu geben, offenbar eine Art Bildwirkung geschaffen werden; so führt die Forderung künstlerischer Darstellung zunächst zum Relief, welches ja diese Bildwirkung anstrebt. Die Rundplastik soll damit natürlich nicht als nothwendig unkünstlerisch bezeichnet werden; sie wird es stets dann nicht sein, wenn auch in der runden Darstellung doch wenigstens die „Relief-Auffassung“ gewahrt ist, wofür ja Hildebrand selbst ein vortreffliches Beispiel in seinem „Wittelsbacher-Brunnen“ gegeben hat. Die sogenannten „Gesetze des plastischen Stils“ beziehen sich zumeist auf die Erreichung der hier erwähnten bildmäßigen Wirkung. Unkünstlerisch ist dagegen jene in unsrer Zeit so häufige Rundplastik, in der auf die Darstellung für den einheitlichen Sehakt kein Bedacht genommen ist, in der also das Standbild, ganz wie ein Naturobjekt, seine verschiedenen Ansichten unterschiedslos darbietet; eine solche Plastik kann wohl z. B. steinerne oder erzene Menschen, nicht aber die Darstellung eines Menschen in Stein oder Erz liefern. Aus diesem Prinzip muß es ferner als unkünstlerisch bezeichnet werden, wenn z. B. eine handelnde Gruppe in einzelnen Rundfiguren statt im Relief dargestellt wird. Denn solcher Plastik gegenüber ist ja schon zunächst die Orientirung im einheitlichen Wahrnehmungsakt unmöglich; ferner aber ist hier, wie man leicht sieht, der Raum zwischen den einzelnen Figuren gar nicht zur Darstellung gelangt — er ist vielmehr zwischen den einzelnen Figuren in voller Realität vorhanden; somit hat in diesem Fall die Gruppe als Ganzes gar keine Darstellung gefunden, der Künstler sich den wesentlichsten Theil seiner Arbeit erspart. Ueber das Unkünstlerische solcher Darstellung ist auch die von keiner ästhetischen Theorie getrübte Betrachtung außer Zweifel. Man kann daher den angeführten Gedankengängen nicht den Vorwurf machen, daß sie das künstlerische Schaffen und die Bewerthung seiner Resultate einer willkürlichen Theorie unterwerfen wollten; sie suchen vielmehr nur anerkannte ästhetische Thatsachen in der bildenden Kunst auf ihre psychologischen Gründe zurückzuführen.

Es soll mit dem Gesagten nicht behauptet sein, daß die hier angegebenen Maßstäbe die einzigen möglichen und berechtigten für die Bewerthung der Kunstwerke seien, daß die Schönheit eines Werkes der bildenden Kunst damit ausgeschöpft sei. Aus der erwähnten Thatsache, daß auch seelische Eigenschaften, Zustände und Vorgänge zur Darstellung gebracht werden können, ergeben sich vielmehr unmittelbar noch solche weitere Werthmaßstäbe, die als außerkünstlerisch abzulehnen wohl kein Recht besteht. Je höher und reicher nämlich die seelischen Vorgänge sind, die ein Kunstwerk darstellt, umso höher werden wir auch das Kunstwerk schätzen — wobei natürlich subjektiven Schätzungen ein weiter und berechtigter Spielraum bleibt. Die conditio sine qua non des künstlerischen Genusses aber bleibt stets die Erfüllung der Forderung nach klarer räumlicher Gestaltung und Modellirung, sowie nach klarer und einheitlicher (widerspruchsloser) Ausprägung des seelischen Lebens der dargestellten Figuren und ihrer gegenseitigen Beziehungen; ohne die Erfüllung dieser Forderung erfahren eben die Ideen des Künstlers, und seien sie noch so hoch und edel, nicht die künstlerische Gestaltung, der Beschauer nicht den künstlerischen Genuß.

Karl Schneider.

Zur Genesis des Aktions-Anarchismus.

Von Ernst Victor Zenker (Wien).

II.

Die „Alliance de la démocratie socialiste".

Mit der Sezession der Anhänger Bakunins von dem Friedenskongreß beginnt ein neues Kapitel in der Vorgeschichte der anarchistischen Propaganda. Hatten die Vorgänge unter den Sozialisten der französischen Schweiz in den Jahren 1865—1868 vorwiegend das Verhältniß der neuen Parteien zu den alten geklärt, so mußten fortan die unversöhnlichen Gegensätze innerhalb der „Internationale" zu frischen Kämpfen führen, aus welchen abermals zwei neue Parteien hervorgingen, dann aber auch mittelbar oder unmittelbar der stolze und trotzige Körper der ersten internationalen Arbeitervereinigung, der „Internationale", erlag.

Die neukonstituirte Alliance de la democratie socialiste wählte aus ihrer Mitte ein provisorisches Komitee (bestehend aus Perron, J. Ph. Becker, Bakunin, Brosset, Guésat, Divak und Zavorsky) mit dem Sitz in Genf, gab sich ein Programm [1]), welches in gedrängter Kürze die Hauptlehren des bakuninistischen Anarchismus wiedergab, und setzte in einem Reglement die Grundzüge der eigenen Verfassung, sowie das Verhältniß der „Alliance" zur „Internationale" fest. An der Spitze der Alliance stand das Zentralbureau in Genf; die gründenden Mitglieder, die zu ein und demselben Land gehörten, bildeten das Nationalbureau dieses Landes, und diese Nationalbureaux hatten die Aufgabe, an den verschiedenen Orten lokale Gruppen der Alliance zu gründen. Die Alliance sollte innerhalb der Internationalen Arbeiterassoziation einen eigenen Zweig bilden, welcher die Hälfte aller Einnahmen der Internationale zuführte; ebenso sollen sich alle Gruppen durch Vermittelung der Nationalbureaux und durch das Zentralbureau bei der Internationale als Sektionen derselben aufnehmen lassen. Bei den jährlichen Kongressen der Internationale sollte die Alliance ihre eigentlichen öffentlichen Sitzungen getrennt von denen der Internationale abhalten. Es war also auf eine vollkommene selbständige Internationale in der Internationale abgesehen; dies wird noch mehr klar, wenn man die geheime Organisation in Betracht zieht, welche hinter dieser öffentlichen Organisation stand.

Neben der offenen Alliance de la démocratie socialiste bestand ein Geheimbund, die „Alliance internationale socialiste", mit einem eigenen Programm, das noch deutlicher und unverblümter den Bakunin'schen „Amorphismus" predigte: „Die Demolition aller Gewalten und aller religiösen, monarchischen, aristokratischen und bürgerlichen Autoritäten in Europa, infolge dessen die Vernichtung aller bestehenden Staaten mit allen ihren politischen, juridischen, bureaukratischen und finanziellen Einrichtungen und die Errichtung einer neuen Gesellschaft, welche bloß auf der Grundlage der freiassoziirten Arbeit beruhen und zum Ausgangspunkte das kollektive Eigenthum, die Gleichheit und Gerechtigkeit haben sollte." Die Gruppen dieser wahrhaft anarchistischen Verschwörung sollten in jedem Lande durch ein geheimes Nationalkomitee geleitet werden mit einem Nationalbureau als Exekutivorgan, entsprechend den Nationalbureaux der öffentlichen Alliance de la démocratie socialiste. Die Mitglieder der einzelnen Gruppen kannten nur die Angehörigen der eigenen Gruppe, sie bildeten den untersten Grad; den zweiten Grad bildeten die „nationalen Brüder", welche zwar die Mitglieder jedes Landes kannten, aber von einer internationalen Organisation nichts ahnten; den dritten Grad bildeten die Hundert „Internationalen Brüder", welche die Seele des Ganzen waren, auserwählte Revolutionäre, unter die Keiner kommen konnte, que celui qui aura franchement accepté tout le programme dans toutes ses consequences théoriques et pratiques et qui à l'intelligence, à l'énergie, à l'honnêteté et à la discretion joint encore la passion révolutionnaire. Die Nationalkomitees konnten nur aus „Internationalen Brüdern" bestehen, und die Gesammtheit dieser Nationalkomitees bildete das Zentralkomitee, als dessen permanente Delegation die Zentralsektion der Alliance in Genf funktionirte.

[1]) Siehe Zenker: „Der Anarchismus", S. 107 f.

Bakunin hat, als man ihm auf dem romanischen Kongreß zu La Chaux-de-Fonds Geheimbündelei vorwarf, den Bestand einer geheimen Organisation einfach geleugnet; die Thatsache dieser Doppelorganisation scheint uns heute aber außer Frage zu stehen. Das gravirendste Zeugniß dafür, der Wortlaut des Organisirungsstatuts, ist uns zwar nur von einer, mit Bezug auf Bakunin allerdings sehr unzuverlässigen Seite überliefert, von den leitenden Personen der Internationale,[1]) welche das französische Dokument aus dem zum Theil von Bakunins eigener Hand geschriebenen Manuskript kopirt haben wollte. Allein die Echtheit dieser Statuten ist nie ernsthaft in Zweifel gezogen und bestritten worden; auch tragen sie allzusehr Bakunins geistige Marke und erinnern lebhaft an jenen Statutenentwurf, den Bakunin für einen noch in Italien geplanten geheimen „Bruderbund" verfaßt hatte. Es existirt jetzt aber auch ein unanfechtbarer positiver Beweis für das Vorhandensein eines geheimen „Bruderbundes" hinter der Alliance in einem französischen Briefe, den Bakunin im Januar 1869 an die „Internationalen Brüder" richtete, sowie in einem anderen Briefe, in dem er ganz offen von dem Bunde spricht, auf den wir noch zurückkommen werden.[2])

Bakunin wollte sich durch diesen hinter der offenbaren Alliance steckenden Geheimbund ein Operationsfeld schaffen, auf welchem er auch dann unverantwortlicher und unumschränkter Diktator bleiben konnte, wenn die Alliance — wie es später schließlich eintrat — aus Opportunitätsgründen thatsächlich in der Internationale aufgehen sollte; deßhalb räumte das Statut des Geheimbunds — welches in seiner von oben herab steigenden Hierarchie den angeblichen föderativen Grundsätzen Bakunins in der krassesten Weise Hohn sprach — auch dem „citoyen B." die Stellung eines förmlichen Diktators ein. Bakunin verfolgt mit der ganzen Organisation vielleicht auch den sachlichen Grund, auf diese Weise Elemente für die radikale Revolution sich zu verbinden, welche, wie die slavischen Sozialisten, noch stark am nationalen, vielleicht sogar religiösen Vorurtheil hingen und für den kosmopolitischen und atheistischen Anarchismus nicht so leichterdings zu haben gewesen wären, ein Grundsatz, der später vom Londoner Kongreß (1880) als eine der wichtigsten taktischen Regeln des Aktions-Anarchismus acceptirt wurde. Jedenfalls hoffte Bakunin durch die Doppelorganisation entweder auf geradem Wege (durch die öffentliche) oder auf krummem (durch die geheime Allianz) zu entscheidendem Einfluß auf die Internationale zu gelangen.

Bakunin stellte sich deßhalb, solange es ging, freundlich zum Londoner Generalrath. Vor allem galt es, dessen Gutheißung zur Alliance, als eines Zweiges innerhalb der Internationale, zu erlangen. Das Genfer Zentralbureau beauftragte J. Ph. Becker, die dazu geeigneten Schritte zu

[1]) L'Alliance de la démocratie socialiste et l'Association internationale des Travailleurs. Rapport et Documents publiés par ordre du congrès internationale de la Haye, London, Hambourg 1873.

[2]) Dieselben sind abgedruckt in „Michail Bakunins sozialpolitischem Briefwechsel mit Alex. Iw. Herzen und Ogarjow". Mit einer biographischen Einleitung, Beilagen und Erläuterungen von M. Dragomanow. Deutsch von B. Minzes. Stuttgart 1895. Nr. 57 (S. 165 ff. Nr. 97, S. 227 ff)

unternehmen, was dieser wohl gethan haben dürfte, wenn auch Bakunin später dem Becker, als er von ihm abtrünnig geworden war, vorwarf, er habe überhaupt nichts gethan.

In der Zwischenzeit vollzog sich ein anderes Ereigniß, welches zur Klärung der Parteiverhältnisse wesentlich beitragen sollte. Die einzelnen Sektionen der romanischen Schweiz hatten den Beschluß gefaßt, sich untereinander zu einem territorialen Verbande, zu einer „Fédération romande“ zu vereinigen und ein gemeinsames Organ für diesen romanischen Bund zu gründen, welches an die Stelle der „Voix de l'Avenir“ treten sollte. Es wurde zu diesem Behufe ein vorberathendes Komitee eingesetzt, und am 3. Januar 1869 trat zu Genf der erste romanische Kongreß zusammen, welcher diese Projekte verwirklichen sollte. Der Kongreß nahm mit einigen unwesentlichen Modifikationen den von Bakunin verfaßten Entwurf der Statuten an, welche als Band zwischen den verbündeten Sektionen ein Bundeskomitee einsetzt, das jährlich durch einen Bundeskongreß zu wählen sei und aus sieben Mitgliedern bestehen sollte. Das Komitee des ersten Jahres war folgendermaßen zusammengesetzt: Brosset (Präsident), Duval, Chénaz, Guétat, Perret Napoleon, Guilmeaux, Louis Martin. An Orten, wo sich mehrere Sektionen befanden, sollten Ortsverbände gegründet werden. Jeder Sektion des Bundes wurde die vollste Autonomie zugesichert. Weiter beschloß der Kongreß, ein Blatt, „L'Égalité“, zu gründen, welches an Stelle der mißliebigen, in den Händen Coullery's befindlichen „Voix de l'Avenir“ treten sollte.

Bakunin, der keinen Seitenweg verschmähte, ließ, ohne die Entscheidung des Londoner Generalraths abzuwarten, oder vielleicht, um ihr zuvorzukommen, durch zwei Mitglieder des Zentralbureaus der Alliance, Perron und Perret, noch im November oder Dezember[1]) 1868 um die Aufnahme der Alliance in den „romanischen Bund“ ansuchen. Das Komitee des Bundes erklärte aber, keine Entscheidung vor dem unmittelbar bevorstehenden Kongreß fällen zu können. Man wollte offenbar nicht den Eindruck des Genfer Kongresses und das Zustandekommen des Bundes überhaupt gefährden, indem man die Sektionen zwang, zur Alliance entschieden Stellung zu ergreifen; es hätte gewiß an heftiger Opposition nicht gefehlt. Trotzdem kann man sich der Thatsache nicht verschließen, daß, wenn schon nicht die Alliance, so doch deren Haupt und sein Anhang bei dem neuen Bunde eine große, ja vielleicht die erste Rolle spielte: Bakunin in den vorbereitenden Komitees, Bakunin am Kongresse, Bakunin in dem Redaktionskomitee der neuen Zeitung und die offenen Partisanen Bakunins, die tonangebenden Männer des Genfer Zentralbureaus in dem Komitee des romanischen Bundes. Mehr wollte der pfiffige Agitator nicht; er hatte noch ein Eisen mehr im Feuer. Nun war doch wohl London eingenommen. Aber auch Karl Marx war in den Kunststücken der revolutionären Diplomatie wohl bewandert und gab dem „geheimnißvollen Russen“ darin kaum etwas nach.

Unmittelbar nach dem romanischen Kongreß zu Genf erhielt das Zentralbureau der Alliance die vom 22. Dezember 1868 datirte und von G. Oelger und W. Shaw gezeichnete Entscheidung des Londoner Generalraths, durch welche die Affiliation der Alliance abgelehnt wurde. In der Erwägung, daß das Vorhandensein einer zweiten internationalen Körperschaft, die zugleich innerhalb und außerhalb der Internationale bestände, das unfehlbarste Mittel wäre, die letztere zu desorganisiren, daß ferner „solcherart die Internationale bald der Spielball der Intriganten jeder Nation und jeder Partei würde“; daß gegen den Bestand eines derartigen Zweigvereins die Statuten der Internationale wären und daß die Frage durch die einmüthige Haltung des Brüsseler Kongresses in Angelegenheit der Friedens- und Freiheitsliga präjudizirt wäre, welchem Entscheid sich übrigens mehrere von den damaligen Proponenten vollinhaltlich angeschlossen hätten — in Erwägung aller dieser Umstände erklärte der Londoner Generalrath alle Artikel des Reglements der Alliance, welche sich auf das Verhältniß zur Internationale beziehen, für null und nichtig und sprach sich gegen die Anerkennung der Alliance aus.

Das Zentralbureau der Alliance beschloß nach einer sehr erregten Debatte, in welcher Becker für den Uebergang zur Tagesordnung über das Schriftstück des Londoner Generalraths, Bakunin und Perron aber in versöhnlichem Sinne gesprochen haben sollen, Perron zu neuen Unterhandlungen mit der Internationale zu beauftragen. Infolgedessen machte Perron dem Generalrath folgenden Vorschlag: „Die Alliance wird sich als internationale Organisation auflösen, ihr Zentralbureau — der Ausdruck dieser Internationalität — wird aufhören zu existiren; der Generalrath wolle dann die durch die Mitglieder der Alliance in der Schweiz, Spanien, Italien und Frankreich auf das Programm der Alliance gegründeten Sektionen als regelrechte Sektionen der Internationale anerkennen, unter denen kein weiteres Band bestehe als dieses Programm, und die auf jede andere Solidarität und internationale Organisation verzichten als jene, welche sich in der großen Assoziation der Arbeiter finden.“ Unter diesen Bedingungen versprach das Zentralbureau, keine Mühe zu sparen, um die schon errichteten Sektionen der Alliance in den verschiedenen Ländern in dem angedeuteten Sinne zu bestimmen.

Die Antwort von London kam am 20. März 1869, und zwar stellte man unter der Voraussetzung, daß in dem Programm der Alliance eine unbedeutende Aenderung vorgenommen werde, die Aufnahme der Allianceſektionen in die Internationale in Aussicht. In der That nahm das Zentralbureau diese stilistische Aenderung im Programm vor, löste sich sodann auf und lud die übrigen Sektionen, die besonders in Spanien und Italien zahlreich vertreten waren, ein, sich als reguläre Sektionen der Internationale aufnehmen zu lassen. Am 22. Juni 1869 konnte man nach London die Auflösung der Alliance berichten, und am 28. Juli erfolgte die Anerkennung der Genfer Sektion, die auch noch weiter den Namen „Alliance de la démocratie socialiste“ führt, als Sektion der Internationale.

Die Mehrzahl der anderen Sektionen that dasselbe, und die äußere Organisation der Alliance hatte somit im Sommer 1869 aufgehört zu existiren. Die Gegner Bakunins haben aber später, als sie Argumente für die Unaufrichtigkeit seines Vorgehens gegen die Internationale brauchten, die Anschuldigung erhoben, die Auflösung der Alliance sei nur ein Scheinmanöver gewesen, da der dazu gehörige Geheimbund und die Genfer Zentrale fortbestanden und fortfunktionirt hätten. Das Urtheil in dieser Frage ist wohl heute noch immer nicht mit der nöthigen Sicherheit zu fällen; vor allem liegt uns ein Brief Bakunins vom 26. Januar 1869 an die „Internationalen Brüder“ (à tous ces Messieurs) vor, in welchem er — weil man ihn von einer Versammlung ausgeschlossen — beleidigt seinen Austritt aus der geheimen Gesellschaft anmeldet, für den Fall, daß die Separatisten Zwecke verfolgten, welche nicht die seinen und nicht die des Bundes wären. Im anderen Falle bat er die Brüder, ihn als passives Mitglied bis zum nächsten Kongreß zu betrachten, bei welchem er eine sehr aktive Rolle zu spielen beabsichtige, denn nach reiflicher Ueberlegung habe er sich entschlossen, aus der Leitung

[1]) Er will sich (Mémoire, Pièces justificatives S. 45 ff.) nicht erinnern, ob es im November oder Dezember war — vielleicht mit gutem Grund. Denn ist da im November der richtige Datum, dann hat es den Anschein, daß man früher beim romanischen Bund angeklopft hatte, um den Londoner Generalrath ganz zu umgehen.

der „Internationalen Brüderschaft“, ebenso wie aus dem Zentralbureau auszutreten, sich von allen öffentlichen Angelegenheiten der Alliance loszumachen und bis zum nächsten Kongreß an den Geschäften „dieser Gesellschaften“ weder direkten, noch indirekten Antheil zu nehmen.“

Der Hauptgrund der Verstimmung, welche zu diesem Schritte Veranlassung gab, dürfte der gegen Bakunin erhobene Vorwurf diktatorischer Gelüste gewesen sein. Bakunin erwidert darauf in den ihn scharf zeichnenden Worten: „Nach meiner innersten Ueberzeugung ist und wird immer — wenn auch nicht dem Rechte nach, so doch in der That — Diktator sein, wer handelt, und bloß solange er handelt im Geiste und im Interesse der Gesellschaft. Von dem Augenblick an, wo diese Herren (seine Gegner im Brüderbunde) aufhören, immer zu schlafen und aus dem Schlafe heraus zu raisonniren, wo sie endlich handeln wollen, werden sie ihrerseits selbst Diktatoren sein.“ Als weiteren Grund seines Rücktritts gibt Bakunin Geldnoth — ein chronisches Uebel bei ihm — und die Nothwendigkeit an, zurückgezogen arbeiten und für seine Familie verdienen zu müssen.

Nach diesem höchst wichtigen Dokument zu schließen, hätte sich Bakunin also noch vor der mit London getroffenen Vereinbarung aus eigenem Antrieb von dem Geheimbund zurückgezogen; ob freilich der in dem Brief geäußerte Entschluß ausgeführt wurde, ist wieder ungewiß. Jedenfalls aber zog er sich in der kommenden Zeit viel nach Locarno zurück, um dort zu arbeiten und zu verdienen; ganz scheint er sich übrigens auch von der geheimen Allianz nicht ferngehalten zu haben, denn am 1. August 1870 schrieb er aus Locarno an seine Freunde, er „habe endlich echte Menschen gefunden und eine russische Sektion unsres geheimen Bundes gegründet“. Der Bund scheint indeß ein sehr träges Leben geführt zu haben. Bakunin schreibt: „die Spanier, Italiener, Franzosen und Belgier stehen zu uns (nicht aus persönlichen Gründen, sondern aus Prinzip), wie ein Fels stehen sie zu uns unter der Führung unsres klugen und treuen Freundes Guillaume. Schul(owsky) führt sich sehr gut auf, Perron hat geheirathet und sich ganz zurückgezogen. Fanelli ist müde geworden und kann es uns immer noch nicht vergessen, daß, da wir ihm nicht die 200 Francs schickten, wir seinem Dekorum Schaden zugefügt haben. Aber er gehört und steht immer zu uns. Gambuzzi ist brav; er wird immer mehr Sozialist. Tucci, der zur Zeit der neapolitanischen Verhaftungen, der Teufel weiß wie, erschrak, sucht Gambuzzi jetzt zu schaden, doch vergebens. Ich sah in Genf Richard, er steht fest zu uns, wenn er sich auch manchmal als Franzose aufspielt. Bastelica entfaltet sich gleichfalls mit vollem Winde unter unsern spanischen Freunden in Barcelona. Da habt Ihr in einigen Zügen ein richtiges Bild unsres Bundes.“ [1])

Aus diesen Briefen geht wohl einerseits die Thatsache hervor, daß die geheime Allianz auch nach der Auflösung der öffentlichen weiterbestand, aber wohl auch die weitere Thatsache, daß sie kaum von großer Rührsamkeit und Bedeutung war. Die Agitation war wohl kaum eine internationale, sondern eine lokale und persönliche; der Hauptherd blieb die romanische Schweiz. Hier wurde im Winter 1868 auf 1869, besonders durch Guillaume — einen entlassenen Schullehrer — und den sehr tüchtigen Adhémar Schwitzgebel, eine rege Thätigkeit entfaltet, derzufolge neue Gruppen in Courtelary, Moutier u. a. O. entstanden und bald alle Jurasektionen — mit Ausnahme des internationalen Zirkels in La Chaux-de-Fonds, der noch immer treu zu Coullery und den Moraisten hielt — auf das anarchistische Programm schworen. Bakunin selbst kam einigemal nach Locle, dem Brennpunkt der neuen Bestrebungen, und wirkte in Wort und Schrift, letzteres besonders durch den „Progrès“. Das Verhältniß mit den bürgerlichen Radikalen war längst gelöst, aber auch die Beziehungen zu den autoritären Sozialisten und besonders zum Londoner Generalrath ließen an Unhaltbarkeit nichts zu wünschen übrig. Am 30. Mai 1869 fand auf einer Höhe halbwegs zwischen Locle und La Chaux-de-Fonds ein Meeting statt, in welchem sich die Jurasektionen rückhaltlos zu der radikalen Taktik des „Progrès“ bekannten und von dem Londoner Generalrath forderten, er möge auf die Tagesordnung des bevorstehenden Kongresses zu Basel die Frage einer wirksameren und thatkräftigeren Organisation setzen, damit das Proletariat der Bourgeoisie und den Staaten mit Macht entgegentreten und seine Sache zum Triumphe führen könnte. Eine ganze Reihe ähnlicher Meetings fanden in der folgenden Zeit im Juragebiete unter Guillaume's und Schwitzgebels Einfluß statt.

Minder günstig lagen die Dinge für die Anarchisten im Waadtland, wo nur die Sektion von Vevey der Allianz günstig gesinnt war, Genf aber mit seinen 30 Sektionen als die Hochburg des orthodoxen Internationalismus dastand. Hier gab es unter den Arbeitern zwei sehr scharf abgegrenzte Klassen, kurzweg la fabrique [1]) und le bâtiment genannt; die ersteren, meist bei der für Genf charakteristischen Uhren- und Musikinstrumentenfabrikation beschäftigten Arbeiter bildeten eine Art Arbeiteraristokratie, welche ein bürgerliches Einkommen haben und auch meist Genfer Bürger sind oder wenigstens damals waren. Die Arbeiter des bâtiment (Steinmetze, Maurer, Zimmerleute, Spängler ꝛc., also was wir die Bauarbeiter nennen) waren dagegen meist Fremde, Franzosen, Savoyarden, Deutsche und bildeten die fluktuirende Bevölkerung, die ärmste und schlechtest situirte Klasse. Diese ärmeren fluktuirenden Elemente bildeten den Anhang der Alliance, während la fabrique die feste Stütze der Internationale bildete; und da in den Sektionen der Einfluß der Fabrik überwog, so kam es, daß auf allen Kongressen Genf als treuer Partisan des Londoner Generalraths auftrat. Ein starkes Agitationsmittel besaßen die Anarchisten freilich noch immer in dem Bundesorgan „L'Égalité“, auf dessen Redaktionskomitee sie immer noch einen starken Einfluß hatten und das vorderhand Perron, ein — wie es scheint — willenloses Werkzeug Bakunins, redigirte. Als Perron in der zweiten Hälfte des Juni 1869 sich aus persönlichen Gründen von der Redaktion zurückzog, übernahm Bakunin selbst das Bureau und führte daselbst die scharfe Polemik des „Progrès“ ein, was natürlich zu lauten Protesten der gemäßigten Sozialisten führte. Nichtsdestoweniger hatten die Anarchisten in Genf so wenig Boden, daß sich Bakunin sein Mandat für den Baseler Kongreß von den Seidenzwirnerinnen zu Lyon holen mußte.

Dieser Kongreß, welcher am 6. September 1869 begann, wurde von beiden Parteien als eine Kraftprobe vor dem offenen Zweikampf betrachtet. Die Bakunisten trugen auf demselben offen ihr Programm der politischen Enthaltung und radikalen Revolution vor, und Floquet von der Sektion Locle entwickelte folgendes Programm: „Wir glauben nicht an die Wirksamkeit konstitutioneller Reformen für die Lösung des sozialen Problems; darum wollen wir

[1]) Aus den beiden Briefen ergibt sich folgende Mitgliederliste des „Internationalen Bundes“: Bakunin, Mroczkowsky, Schulowsky, Bartenieff, Trussoff, Gambuzzi, Fanelli, Tucci, Albert Richard, Perron, Guillaume, Malon und Bastelica. Außerdem dürften dem Bunde angehört haben: Cafiero, Costa, Malatesta und Zanardelli, welche schon früher in Italien mit Bakunin konspirirten und zu allen Zeiten seine treuesten Anhänger blieben; ferner hatten dem Bunde früher Guétal, Duval und J. Ph. Becker angehört, die aber später von Bakunin und der Alliance abfielen.

[1]) Der Name rührt nicht davon her, weil sie in der Fabrik arbeiten, sondern weil die Gesammtheit der Uhrenindustrie, Unternehmer wie Arbeiter, im Genfer Dialekt den Namen la fabrique führt.

auch nicht mit einigen Sozialisten der deutschen Schweiz gemeinsam handeln, welche in der direkten Gesetzgebung durch das Volk das Universalheilmittel finden wollen. Als Feinde des Staats und der Regierungen, mag man sie auch sozialistischen Staat und Volksregierung nennen, sehen wir das Heil nur in der Anarchie durch die Revolution."

Das war das erste Mal, daß auf einem sozialistischen Kongresse ein solches Programm entwickelt wurde, und auch sonst zeigte die Baseler Versammlung eine sehr radikale Stimmung, welche besonders in den Beschlüssen über das Eigenthum zum Ausdruck kam. Umsomehr fiel es auf, daß die Frage der Abschaffung des Erbrechts, welche notorisch Bakunins Lieblingsidee war, keine Majorität finden konnte; es war kein Geheimniß, daß die Marxisten damit Bakunin persönlich treffen wollten, wie ja auch während des Kongresses Marx über Bakunin die persönlich ehrenrührigsten Gerüchte in Umlauf setzte.

Nicht gerade freundlich gestimmt mag Bakunin von dem Baseler Kongreß heimgekehrt sein. „Progrès" und „Égalité" wurden wieder in Bewegung gesetzt, um den Londoner Generalrath mit Nadelstichen zu peinigen, seine Politik als solche der Unthätigkeit und Unfähigkeit hinzustellen u. s. w. Und wenn man auch nicht offen — wie die Marxisten behaupteten — die Verlegung des Generalraths nach Genf begehrte, so leuchtete dieser Wunsch doch allzu deutlich aus den wiederholten Klagen der Égalité, daß der Londoner Generalrath zu viel mit englischen und irischen Geschäften überbürdet sei, um die Gesammtheit der Internationale überblicken zu können, daß für England ein eigener Regionalrath geschaffen werden müsse u. s. w. Freilich, um den Generalrath und die Internationale offen und feindselig anzugreifen, dazu war Bakunin viel zu schlau; vorderhand war es noch opportuner, mit Marx sich in keine offene Fehde einzulassen.

Mittheilungen und Nachrichten.

fb. Von der im Verlage der Roßberg'schen Hofbuchhandlung zu Leipzig erscheinenden „Handausgabe Deutscher Reichsgesetze" ist kürzlich der 53. Band herausgekommen, der „Die Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochenen Personen" nach dem Reichsgesetze vom 20. Mai 1898 erläutert. Nach einer orientirenden Einleitung gibt der Verfasser, Landrichter Dr. Georg Lessing, zunächst den Text des vierten Buches der Strafprozeßordnung vom 1. Februar 1897, und zwar aus dem Grunde, weil die zum Inhalte eines besonderen Gesetzes erhobene Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren Freigesprochenen mit den im vierten Buch der Str.-P.-O. darüber aufgestellten Normen in so engem Zusammenhange steht, daß das neue Gesetz ohne sie nicht in seiner vollen Bedeutung hätte erkannt werden können. Es folgt dann der Wortlaut dieses neuen Gesetzes, dessen erste Entwürfe bekanntlich nicht die Zustimmung des Bundesraths fanden, bis die Vorlage im Reichstage einer eingesetzten Kommission zur Bearbeitung überwiesen, dann in der von der Kommission gegebenen Fassung vom Reichstag in dritter Lesung angenommen und nun endlich auch vom Bundesrath gutgeheißen wurde. Die eingefügten trefflichen Erläuterungen sind übersichtlich angeordnet und erreichen den vom Verfasser im Auge gehabten Zweck, das volle Verständniß des Reichsgesetzes zu erschließen.

-t. Ein Wittenberger Stammbuch aus den Jahren 1570—1572 veröffentlicht Dr. Johannes Claussen im 27. Bande der „Zeitschrift für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte". Das Buch gehörte einem Gerhardus Ranzovius Holsatus und ist nach mancherlei Schicksalen in die Bibliothek des Christianeums zu Altona gewandert. Im Anfang des prächtig ausgeschmückten Bandes steht eine gedruckte Lebensbeschreibung Melanchthons, dann folgen die Eintragungen von 22 Schülern und Freunden Melanchthons, Geistlichen und Professoren von Wittenberg, alles Namen von Bedeutung, darunter Johannes Bugenhagen der Jüngere und Heinrich Moller. Die lateinischen oder deutschen Sprüche in gebundener und ungebundener Rede legen von der Innigkeit und Einmüthigkeit des Wittenberger Kreises ein schönes Zeugniß ab, und man kann nach dieser Veröffentlichung nur wünschen, daß auch noch weitere Gedenkbücher jener Zeit bekanntgemacht werden möchten.

* Die Volkshochschule zu Straßburg i. E. hat auch im letzten Schuljahr durch eine immer mehr wachsende Frequenz (186) bewiesen, daß sie ebensowohl einem weithin gefühlten Bedürfniß entspricht als auch die Anerkennung des Publikums findet. Bestimmt, Jedermann im Volke behülflich zu sein, seine mangelhafte Schulbildung zu ergänzen oder auch schneller zum Abschluß zu bringen, wurde sie noch wie vor von Personen aller Stände, Zivil und Militär bis zum Alter von 45 Jahren, selbst Familienvätern, von nah und fern, auch Ausländern (Franzosen) besucht, um sich theils abends für Prüfungen im Subalterndienst oder für die Vervollständigung allgemeiner Bildung (Sprachen, Mathematik, Physik, Geschichte, Geographie, Bürgerkunde), theils in den Tagstunden für die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung, Obersekunda, Prima, Fähnrich- und Abiturienten-Prüfung jeder Lehrart vorzubereiten. So sah man denn auf den Bänken der Volkshochschule nicht bloß eigentliche Schüler, sondern auch Studenten, Lehrer, Kaufleute, Apotheker, Chemiker, Techniker, Unteroffiziere (Militäranwärter) 2c. in erfolgreichem Eifer beisammen.

* Der vollkommenste Vogelpostbetrieb würde ohne Zweifel der mit Hülfe der Schwalben sein. Bei einem von Compiegne aus veranstalteten Flugversuch wurde eine vorher der Wiedererkennung halber leicht gefärbte Schwalbe zugleich mit mehreren Brieftauben aufgelassen; sie schlug sofort die Richtung nach Antwerpen ein, woher sie gekommen war, während die Tauben, wie stets, zuerst unentschlossen, wohin sie ihren Weg nehmen sollten, hin- und herflatterten, um sich zu orientiren. Zur Zurücklegung des Weges nach Antwerpen (255 km, gleich etwa 33 deutschen Meilen) brauchte die Schwalbe nur 68 Minuten; nach Verlauf dieser fand sie sich in ihrem Antwerpener Nest wieder ein, wogegen die erste der Brieftauben erst nach ungefähr 3 Stunden den heimathlichen Schlag erreicht hatte. Während also die Brieftauben in der Sekunde 23 m zurücklegen, bringt die Schwalbe in dieser Zeit etwa 62 m hinter sich. Sie würde sich umsomehr als Beförderin von Nachrichten eignen, weil sie wegen ihrer großen Schnelligkeit viel weniger eine Beute der Raubvögel werden könnte als die Brieftauben, von denen bekanntlich viele den gefiederten Räubern zum Opfer fallen.

* **Erlangen.** Zum ordentlichen Professor der systematischen Theologie an der hiesigen Universität wurde der bisherige Konventual-Studiendirektor im Kloster Loccum, Lic. theol. Ludwig Ihmels, ernannt.

* **Düsseldorf,** 18. Sept. 70. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Mit einer feierlichen Begrüßung in den Räumen der Gesellschaft „Verein" begann heute Abend die 70. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, die unter allen gelehrten Fachversammlungen sowohl hinsichtlich der Betheiligung als auch ihrer wissenschaftlichen Bedeutung wohl den ersten Rang einnimmt. Die Zahl der Theilnehmer steht hinter denen früherer Versammlungen nicht zurück, bis gestern waren beim Ausschuß bereits über 2000 Theilnehmer gemeldet, unter ihnen zahlreiche Gelehrte von Weltruf, und viele Ausländer. — Die diesmalige Tagung zeichnet sich durch ein äußerst reichhaltiges und interessantes Arbeitsprogramm, sowohl für die Hauptverhandlungen, als auch für die 36 Abtheilungen aus. Aus der großen Zahl der angemeldeten, allgemein wissenschaftlichen Vorträge heben wir zunächst hervor die des Prof. Dr. Klein (Göttingen) über „Universität und Technische Hochschule", des Prof. Dr. Tilmanns (Leipzig) über „100 Jahre Chirurgie" und des Prof. Dr. Intze (Aachen): „Ueber den Zweck, die erforderlichen Vorarbeiten und die Bauausführung von Thalsperren im Gebirge, sowie über deren Bedeutung im wirthschaftlichen Leben der Gebirgsbewohner". Ueber dieses, namentlich für das Rheinland höchst wichtige und aktuelle Thema

hat der Vortragende bekanntlich vor einiger Zeit auf Allerhöchsten Befehl dem Kaiser im königlichen Schloß in Berlin Vortrag gehalten. — Der Dienstag und ebenso der Donnerstag sind ausschließlich den Arbeiten der Abtheilungen vorbehalten. Am Mittwoch finden zwei getrennte Sitzungen der naturwissenschaftlichen und der medizinischen Hauptgruppen statt. In der naturwissenschaftlichen Sammelsitzung, welche unter dem Vorsitz des Prof. Dr. Wislicenus (Leipzig) tagt, spricht u. A. Prof. Krohn (Nrekerodo): „Ueber neuere Brückenbauten mit besonderer Berücksichtigung der neuen Rheinbrücke bei Düsseldorf" (mit Lichtbildern), ferner Prof. Pietzker (Nordhausen) über „Philosophie und Naturwissenschaft". In der medizinischen Sammelsitzung unter Leitung von Prof. Dr. His (Leipzig) werden die Ergebnisse der neueren Forschungen über die Physiologie und Pathalogie des Zirkulationsapparats behandelt. Es besprechen Prof. M. v. Frey (Züeich) „Die Thätigkeit des Herzens in ihren physiologischen Beziehungen", Prof. Dr. Thoma (Magdeburg) „Die Erkrankungen der Gefäßwandungen als Ursachen und Folgen von Zirkulationsstörungen", und schließlich Prof. Krehl (Jena) „Die Vorgänge im Herzen und Gefäßsystem unter pathologischen Beziehungen". Am Freitag ist die letzte allgemeine Sitzung im Kaisersaal der städtischen Tonhalle, nach welcher Schluß der Versammlung eintritt. Hier sprechen: Prof. Dr. Martius (Rostock) über „Krankheitsursachen und Krankheitsanlagen", Prof. van t'Hoff (Berlin) über „Die zunehmende Bedeutung der anorganischen Chemie" und Privatdozent Dr. Martin Mendelsohn (Berlin) über „Die Bedeutung der Krankheitspflege für die wissenschaftliche Therapie". — Ueber das neben diesem wissenschaftlichen Programm in gleicher Reichhaltigkeit einhergehende Erholungsprogramm ist an dieser Stelle schon berichtet worden. — Neben der allgemeinen Versammlung der Naturforscher und Aerzte werden in diesem Jahre zum erstenmale die medizinischen Spezialgesellschaften tagen, deren Organisation sich auf dem vorjährigen Kongreß als Bedürfniß herausstellte. So findet auf Einladung des Geheimraths Prof. Virchow die Tagung der Deutschen pathologischen Gesellschaft mit folgender Tagesordnung statt: 1. Eröffnungsrede des ersten Vorsitzenden, Geh. Raths Professor Dr. Rudolf Virchow, über die Stellung der pathologischen Anatomie zu den klinischen Untersuchungen; 2. Vortrag von Prof. v. Recklinghausen (Straßburg i. E.); 3. Prof. Dr. Chiari (Prag) über Erfahrungen über Infarktbildungen in der Leber der Menschen; 4. Prof. Dr. Ponfick (Breslau) über die Beziehungen zwischen Myxoedem und Akromegalie. — Ferner hielt unter dem Vorsitz des Prof. Kraepelin (Heidelberg) der Verein abstinenter Aerzte seine 3. Jahresversammlung ab. Ueber die Alkoholfrage und die ärztliche Praxis sprach Dr. med. Banne (Kl.-Flottbeck bei Hamburg). Die Alkoholvergiftung, d. h. die Vergiftung durch das Toxin des Hefepilzes, übertreffe in seinen Wirkungen die Syphilis und Tuberkulose. Der Alkohol sei im Gegentheil der eigentliche Förderer dieser Seuchen. Kein Genußmittel mache so empfänglich für die Infektion mit Tuberkeln wie der Alkohol. In den unteren Volkskreisen werde ein Theil des Einkommens auf Alkohol verwendet und dadurch die Ernährung beeinträchtigt und die Widerstandsfähigkeit ganzer Familien gegen die Tuberkulose untergraben. Der Alkohol führe Hunderttausende von Familienvätern in das Gefängniß. Die ihres Ernährers beraubten Familien seien wiederum widerstandslos dem Andringen der Tuberkulose ausgeliefert. Die aus den Gefängnissen entlassenen Männer bringen ebenfalls die Tuberkulose in die Familie zurück. Das Toxin des Hefepilzes lähme den Willen und die Schaffenskraft. Leider verschließen sich noch weite Kreise der Aerzte der Gefahr, welche unser Volk aus dem überhandnehmenden Alkoholgenuß drohe. Eine Prophylaxe könne nur ausgehen von der Gesetzgebung und von der Abstinenz der Aerzte selbst. Der Arzt müsse durch sein Beispiel den Massen zeigen, daß der Mensch glücklicher und froher ohne Alkohol lebt als beim Alkoholgenuß. Nur das Beispiel des Arztes werde die Gebildeten vom Alkoholgenuß abhalten. Die Massen werden dann gewiß nachfolgen. Dr. Wehberg (Düsseldorf) ist ein schroffer Gegner jedweder Verwendung von Alkohol am Krankenbette. In einzelnen Ländern habe der Alkoholgenuß nachgelassen, an seine Stelle sei der ebenso schädliche Nikotingenuß getreten. Die soziale Abhängigkeit der Aerzte von der Clique der Brauer, Gastwirthe, Weinhändler ꝛc. verhindere indessen für die Sache der Abstinenz einzutreten. Daher gehöre zu der Lösung dieser Frage auch eine bessere Stellung der Aerzte und eine neue Organisation des ärztlichen Standes. Prof. Kraepelin wies auf die Statistik hin, welche ergebe, daß 10 Proz. aller Zugänge zu den Irrenhäusern und 20 Proz. aller männlichen Irren Opfer des Alkohols seien. Die wesentlichste Ursache der Vererbung von Epilepsie sei die Vererbung von alkoholischen Eltern. Ebenso sei es bei den Idioten; die Zahlen seien so erschreckend, daß jedes Volk mit Sicherheit degenerirt werde, wenn der Ausbreitung des Alkoholgenusses nicht Einhalt geboten werde. Es gebe keine Seuche, auch nicht die Syphilis, welche dem Alkoholismus zur Seite gestellt werden könnte. Dagegen ist Prof. Kraepelin mit dem Vorredner nicht einverstanden über die Schädlichkeit des Nikotingenusses. Die Nikotinvergiftung habe mit der Alkoholvergiftung keinerlei Zusammenhangspunkte und beide Punkte sollten daher auseinandergehalten werden. Das Nikotin mache keinen Menschen zum Idioten und erzeuge weder Verbrecher, noch Geisteskrankheiten. Nach unsern bisherigen Forschungen habe die Nikotinvergiftung auch keinen Einfluß auf die Vererbung. — Ein anderer Redner verweist darauf, daß nach den Ermittelungen in der Schweiz von 1000 Idioten 500 von alkoholischen Eltern stammen; 57 waren nachweislich im Rausch erzeugt. Von 300 ließ sich mit Sicherheit nachweisen, daß sie von nicht alkoholischen Eltern stammen und bei 200 blieb die Frage offen. Es sprach dann Dr. med. Jordy (Bern) über alkoholfreie Medizinalweine. — Gleichzeitig mit der Naturforscherversammlung ist eine Ausstellung alkoholfreier Weine veranstaltet worden.

* **Czernowitz.** Der bisherige Privatdozent Dr. Karl Adler ist zum außerordentlichen Professor des österreichischen Zivilrechts an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Scheiften eingegangen:

R. Litten: Es sah eine Linde ins tiefe Thal. Novelle. Berlin, A. Goldschmidt 1898. — G. Wolter: Soldatenliebe. Novellen. Ebd. 1898. — Rudolf Seipio: Der Advokat von Readersoille. Erzählung. 2. Aufl. Ebd. 1898. — Hugo Erdmann: Lehrbuch der anorganischen Chemie. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1898. — Indische Märchen. Uebertragen von Friedr. von der Leyen. Halle a. d. S., Otto Hendel 1898. — Frieda Freiin v. Bülow: Wir von heute. Zwei Erzählungen. Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1898. — Klara Biller: Die Andre. Roman. Ebd. 1898. — Kopenhagen, die Hauptstadt Dänemarks. Hggb. von dem dänischen Touristenverein. Kopenhagen, Zentraltrykkeriet 1898. — P. Sincerus: Von der glücklichen mecklenburgischen Verfassung. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly) 1898. — A. v. Klinckowström: Verlorene Liebesmüh'. Roman. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1898. — A. v. Gersdorff: Von Todes Gnaden. Roman. Ebd. 1898. — Felix Stillfried: De unverhaffte Arwschaft. Erzählung. Ebd. 1898. — Alphonse Daudet: Die Stütze der Familie. Roman. Uebersetzt von A. Berger. Ebd. 1898. — G. v. Berlepsch: Bergvolk. Novellen. Ebd. 1898. — Amalie Baisch: Junge Mädchen bei Spiel und Sport. Ebd. 1898. — Dietrich Theden: Der Friesenpastor. Kriminalroman. Ebd. 1898. — Schillers Werke. Hggb. von J. G. Fischer. In einem Bande. Ebd. 1898.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 22. September. Nummer 214.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Tegucigalpa und San Juancito.

Von Dr. Karl Sapper.

Reisen in den wenig zivilisirten, schwach bevölkerten Tropengegenden des spanischen Amerika pflegen stets eine beträchtliche Summe von Strapazen und Entbehrungen zu erfordern und wenn man, wie der Schreiber dieser Zeilen, aus besonderen Gründen die Reisen zu Fuß macht und deßhalb noch langsamer vorankommt als nach der landesüblichen Reisemethode (zu Pferd), so gesellt sich noch eine tüchtige Portion von Langerweile dazu. Freilich führte ich mit drei indianischen Trägern einen ganzen wandernden Haushalt nebst Zelt mit mir und konnte mir deßhalb wenigstens die Quartiere bequemer und angenehmer einrichten, als der Reiter es thun kann; aber nachdem ich 6 Wochen lang in den einförmigen Kiefernwäldern und auf den sonndurchglühten Sabannen und Strauchsteppen des westlichen und südlichen Honduras umhergewandert war, erschien mir doch allmählich eine kleine Rast und etwas geistige Anregung in einer größeren Stadt sehr erwünscht, und ich war sehr gespannt, ob ich diese Dinge nun auch finden würde, als ich (am 23. Februar 1898) die Hauptstadt von Honduras, Tegucigalpa, mit ihrer Schwesterstadt Comayagüela in heller Morgensonne so ruhig und still am Rande einer von ziemlich hohen Bergen umsäumten Hochebene vor mir liegen sah. Die Straße, welche dahin führte, war — wenigstens in der Ebene — breit und in vorzüglichem Zustand, während ich sonst im ganzen Lande die Wege recht verwahrlost gefunden hatte. Ich schloß aus dieser Beobachtung, daß die Hauptstadt des Landes etwas anspruchsvoll auftrete, und in der That glauben viele Hondureños, daß Tegucigalpa einen Rang unter den schönen Städten der Welt einnehme — eine Ansicht, der ich mich nicht anschließen kann.

Ich hatte meine Erwartungen von vornherein nicht hochgeschraubt, denn was ich bisher in Honduras hatte beobachten können in Bezug auf Ackerbau, Industrie, Verkehrswesen und geistige Kultur, steht entschieden tief unter dem Standpunkt, den dieselben in Guatemala oder Salvador einnehmen; freilich ist auch die Bevölkerungsdichtigkeit in Honduras eine viel geringere als in den erwähnten Nachbarstaaten und die natürlichen Bedingungen für einen gedeihlichen und raschen Aufschwung sind ebenfalls viel weniger günstig als in jenen Ländern. Dagegen sind Honduras auch manche Vorzüge vor jenen Gebieten eigen: die weiten natürlichen Grasfluren, welche große Strecken des Landes bedecken, sind für Viehzucht sehr geeignet, und in dem Schoße der Erde sind hier weit mehr mineralische Reichthümer verborgen als in den übrigen mittelamerikanischen Ländern. Aber auch diese Quellen des Wohlstandes sind noch lange nicht in dem Maße ausgebeutet wie die Umstände es erlauben würden, und daher ist es still auf den Straßen des Landes, und sehr bezeichnend ist es, daß die primitiven landesüblichen Ochsenkarren mit ihren reiflosen hölzernen Vollrädern leer nach dem Hafen San Lorenzo am Fonseca-Golf hinunterfahren, wenn sie Waaren nach der Hauptstadt zu bringen haben. Noch bezeichnender für die Verkehrs- und Produktionsverhältnisse im Innern ist es aber, daß die seit Jahren vollendete Fahrstraße von Comayagua nach Santa Bárbara überhaupt nicht von Karren befahren wird, vielmehr (bis auf einen kleinen Maulthierweg in der Mitte) mit Gras überwachsen ist. Man fragt sich da unwillkürlich, welchen Nutzen und welchen pekuniären Erfolg unter solchen Umständen die Eisenbahn haben werde, welche gegenwärtig von Norden her ins Innere des Landes hineingebaut wird, da auch für den Fall, daß die Bahn bis zum pazifischen Ozean fortgeführt würde, auf einen bedeutenden Transitverkehr von Meer zu Meer kaum gerechnet werden kann.

Wie auf den Wegen des Landes ein auffallend geringer Verkehr herrscht, so ist es auch still in den Straßen der Hauptstadt. Der Personenverkehr ist noch verhältnißmäßig lebhaft, der Güterverkehr aber verschwindend klein und die einzige größere Frachtsendung, die ich in der Stadt sah, bestand aus etwa 50 Zentnern goldhaltiger Silberbarren der „New-York and Honduras El Rosario Mining Co.“, welche auf Maulthieren nach dem Hafen verschickt wurden und eine Anzahl abenteuerlich aussehender, bis an die Zähne bewaffneter Männer zur Bedeckung hatten. Equipagen, wie man sie in den Straßen Guatemala's häufig bemerkt, habe ich in Tegucigalpa überhaupt nicht gesehen. Der erste Eindruck der Stadt ist ein durchaus kleinstädtischer, während den Städten San Salvador und Guatemala ein großstädtischer Zug keineswegs abzusprechen ist und das Leben in Guatemala sogar sehr stark ans Europäische streift trotz der zahlreichen Indianer, welche man auf den Straßen und als Dienstboten im Innern der Häuser bemerkt.

In Tegucigalpa gibt es keine Indianer, welche das Straßenbild mannichfaltiger und bunter gestalten würden; auch Europäer oder Weiße aus den Vereinigten Staaten sieht man nur vereinzelt; etwas häufiger und Neger; das vorherrschende Element der Einwohnerschaft aber sind Ladinos (Mischlinge zwischen der kaukasischen und der indianischen Rasse), und ich will nicht versäumen, hier hervorzuheben, daß man unter den Damen Tegucigalpa's dann und wann sehr hübsche Gesichter sieht. Wenn durch das völlige Vorherrschen des Ladinos-Elements auch dem gesellschaftlichen Leben von Tegucigalpa etwas einförmiges anhaftet, so bietet es dem Fremden doch gerade dadurch einen gewissen Reiz, daß er etwas enger in Fühlung mit den Einheimischen tritt, während er in den übrigen mittelamerikanischen Städten, wo sich eine zahlreiche Fremdenkolonie befindet, gewöhnlich nur ganz oberflächlich mit den Landeskindern in Berührung kommt. Die Gesellschaft in Tegucigalpa ist in ihrem Auftreten, in Kleidung und Sitten viel einfacher, bescheidener,

bürgerlicher, als die Gesellschaft von Guatemala-Stadt; die Menschen sind viel zuverlässiger in ihren Versprechungen als dort, und es macht einen sehr günstigen Eindruck, zu sehen, wie solide und zurückhaltend im Trinken hier die Herren der Gesellschaft zu sein pflegen, während in Guatemala, in kleinerem Maßstabe auch in San Salvador und Managua, der Konsum von geistigen Getränken aller Art erschreckend hoch ist und kaum ein Besuch bei Bekannten gemacht werden kann, ohne daß ein Cocktail oder ein Glas Wein oder Bier vertilgt werden müßte. Man halte mich nicht etwa für einen Temperenzler, im Gegentheil: man hat noch nie gesehen, daß ich mich je von genannter Unsitte ausgeschlossen hätte; aber abgesehen von meiner persönlichen Liebhaberei muß ich vom ökonomischen und allgemeinen Standpunkt aus dies Treiben entschieden verurtheilen.

Die intellektuelle Bildung ist in den besser situirten Kreisen der Stadt etwa auf derselben Stufe, wie in Guatemala oder San Salvador, es ist aber zu bemerken, daß die Mehrzahl der Beamten, Advokaten und Aerzte ihre letzte Ausbildung in Guatemala erfahren haben, da die Universität von Tegucigalpa im allgemeinen wenig Ansehen genießt und höchstens in der juristischen Fakultät gute Erfolge erzielt.

Die industrielle Thätigkeit in Tegucigalpa ist sehr gering, und es spricht deutlich für ihre minimale Entwicklung, daß in den Straßen der Stadt noch jetzt da und dort mit der Handsäge Bretter geschnitten werden. Als größere industrielle Unternehmungen sind zu nennen: eine Handwerkerschule, etliche Buchdruckereien, eine von Deutschen geleitete Bierbrauerei und die Münze. In der Münze habe ich mich am meisten aufgehalten, da sowohl die Art der Arbeit, als auch die lehrreiche und anregende Unterhaltung des Direktors, meines Kollegen und schwäbischen Landsmannes Dr. R. Fritzgärtner, mich in hohem Grade anzogen. Hier habe ich mir auch einmal zur Abwechslung das Vergnügen machen können, selbst Geld zu prägen, aber natürlich nur Silbergeld; denn Gold gibt es in der Münze nicht, und Hondurasgoldmünzen sind eine solche Seltenheit geworden, daß die glücklichen Besitzer derartiger Goldstücke sie gewöhnlich als Schmuck in Form von Kravattennadeln, Manschettenknöpfen u. dergl. tragen, wie es ja auch in Guatemala mit dem dortigen Goldgelde geschieht.

Wie die gewerbliche, so ist auch die kaufmännische Thätigkeit und der Umsatz im allgemeinen sehr gering. Dieser Mangel an Regsamkeit hängt jedenfalls mit dem Fehlen einer größeren Fremdenkolonie zusammen, denn wo immer im spanischen Amerika Fremde (Europäer oder Nordamerikaner) erscheinen, pflegt rasch Handel und Ackerbau oder Industrie in Aufschwung zu kommen, da nicht nur die Fremden selbst jene Zweige der Erwerbsthätigkeit eifrig pflegen, sondern durch ihr Beispiel und ihre Erfolge auch die Einheimischen aus ihrer beschaulichen Ruhe aufrütteln und zur Nacheiferung antreiben. Daß es auch in Honduras nur eines solchen Ferments bedarf, um etwas Leben und Fortschritt in Stadt und Land hervorzurufen, sieht man z. B. in S. Pedro Sula, einer kleinen Stadt im nördlichen Honduras, wo die Fremden (namentlich Nordamerikaner) zahlreiche Kaffeepflanzungen und manche industrielle Unternehmungen ins Leben gerufen haben und den ziemlich regen Handel nach dem Innern des Landes fast ganz in Händen haben. Im allgemeinen steht aber die hondureñische Regierung dem Fremdenzuzug eher ablehnend als ermuthigend gegenüber, und darauf ist zum großen Theil der ziemlich allgemeine Stillstand des Landes auf allen Gebieten zurückzuführen. Die Hondureños sind für gewöhnlich einem beschaulichen Leben zugethan und jedem Uebermaße von Arbeit durchaus abhold; da aber eine allzulange Dauer des Dolce far niente auch dem Hondureño schließlich langweilig wird, so zettelt er von Zeit zu Zeit eine kleine Revolution an, welche für ihn, wie scherzweise behauptet wird, das Einerlei des Lebens in ähnlich angenehmer Weise unterbricht, wie bei uns in Deutschland eine Vergnügungsreise oder ein Picknick. Daß die Häufigkeit der Revolutionen den Zuzug von Ausländern abschreckt, ist natürlich und daß sie auch den ohnehin schwach entwickelten Unternehmungsgeist der Hondureños vollends lähmen, ist ebenso begreiflich, so daß man die geringe politische Beständigkeit des Landes als einen Hauptkrebsschaden ansehen darf.

Tegucigalpa ist arm an sehenswerthen Bauten, die fünf Kirchen der Stadt sind ohne künstlerische Bedeutung; die größte und interessanteste derselben ist die Kathedrale, welche sich zur Zeit in recht baufälligem Zustand befindet; zur Zeit meiner Anwesenheit wurde eben die Façade restaurirt. Da aber in Tegucigalpa nicht genug brauchbare Maurer aufzutreiben waren, mußte der Baumeister sich etliche Maurer telegraphisch von Guatemala-Stadt verschreiben. Vor der Kathedrale befindet sich ein Platz mit hübschen Gartenanlagen, einem Denkmal von Morazan und einem Musikpavillon. In letzterem spielt mehrmals in der Woche des Abends die Militärkapelle, während die Einwohner der Stadt in großer Zahl auf den Spazierwegen des Parks lustwandeln. Die Leistungen dieser Militärmusik, welche von einem deutschen Kapellmeister geleitet wird, sind ganz annehmbar, erreichen aber diejenigen der Kapellen von Guatemala oder S. Salvador bei weitem nicht. In geringer Entfernung von diesem Platze befindet sich an dem kleinen Universitätsplatz das wenig imposante Universitätsgebäude und der nicht viel ansehnlichere Regierungspalast, welcher die Wohnung des Präsidenten, die Amtsstuben der Minister und den Kongreßsaal beherbergt.

Ist das Aeußere des Regierungsgebäudes wenig imponirend, so ist dasselbe auch von der inneren Einrichtung zu sagen, soweit ich dieselbe gelegentlich einer Audienz beim Präsidenten der Republik, Don Policarpo Bonilla, kennen gelernt habe. Vor Monaten schon hatte die kaiserlich deutsche Gesandtschaft auf meine Bitte hin die hondureñische Regierung um ein Empfehlungsschreiben an die Behörden des Landes für mich ersucht, da ein derartiger Geleitbrief unter Umständen dem Forschungsreisenden unentbehrlich ist; sie hatte aber einfach keine Antwort bekommen (nicht etwa aus beabsichtigter Unhöflichkeit, sondern aus Schlendrian von Seite des betreffenden Ministers des Auswärtigen), und so blieb mir denn jetzt nichts anderes übrig, als persönlich danach zu fragen, und zwar beim Präsidenten direkt, da durch ihn eine solche Angelegenheit am raschesten und sichersten erledigt werden kann. Ich bat ihn also brieflich um eine Audienz und erhielt von ihm eine eigenhändig geschriebene Einladung für eine bestimmte Stunde. Ich war natürlich pünktlich zur Stelle, der wachhabende Offizier, der meine Karte entgegennahm, vergaß aber, mich zu melden, und so blieb ich denn mit einem Leidensgefährten etwa 1½ Stunden im Wartezimmer sitzen, wo wir Beide uns damit unterhielten, dem Spiel der Mäuse zuzuschauen, die ganz gemüthlich im Zimmer auf und ab liefen und sich durch unsre Anwesenheit nicht im geringsten stören ließen; zeitweise waren wir freilich auch unfreiwillige Zuhörer von wichtigen Verhandlungen, welche den eben akut gewordenen Konflikt zwischen Nicaragua und Costarica betrafen; denn die Thüre zum Audienzsaal stand offen, und man konnte jedes Wort verstehen, das drinnen gesprochen wurde. Erst als es dunkel wurde, wurde das Versehen bemerkt: ich wurde um Entschuldigung gebeten und in den Audienzsaal geführt; man zündete Lichter an, und bald darauf trat ein großer Mann mit ziemlich groben Zügen in einfachem Zivilanzug herein und trat auf mich zu; ich

vermuthete, daß dieser Mann vielleicht der Präsident sein könnte und begrüßte ihn daher als solchen. Don Policarpo setzte sich neben mich und begann eine zwanglose Unterhaltung mit mir, als ob wir uns seit langem bekannt wären. Ich brachte ihm mein Anliegen vor, und sofort ließ er einen Schreiber kommen, den er beauftragte, den gewünschten Empfehlungsbrief zu schreiben. Als der Schreiber fragte, ob erwähnt werden solle, welcher Art die Studien wären, meinte Don Policarpo ganz richtig, das sei nicht nöthig, denn die Leute wüßten doch nicht, was Geologie oder Ethnographie wäre; man sieht, daß der Mann seine Landsleute gut kennt. Während wir noch in der Unterhaltung waren, kam ein neuer Besucher, ein Franzose, hereingestürmt und erklärte dem Präsidenten in aufgeregtem Tone, er sei in einer Zeitung angegriffen worden und möchte gern den Urheber dieser Notiz wissen und zur Verantwortung ziehen, worauf Don Policarpo ihm ganz kühl erklärte, das sei doch eine Privatsache, welche die Regierung nicht im geringsten angehe. Da mich die weiteren Darlegungen des Franzosen nicht interessirten, verabschiedete ich mich, und eine Viertelstunde später wurde mir von einem Offizier der gewünschte Geleitbrief in die Wohnung gebracht.

Die einfach bürgerliche Art des gegenwärtigen Präsidenten von Honduras ist echt demokratisch, sein liebenswürdiges, entgegenkommendes Benehmen, seine zwanglose Art des Auftretens und Sprechens hat etwas angenehmes und bestechendes an sich. Dr. Bonilla übertrifft in dieser Hinsicht noch den Präsidenten von Nicaragua, General Zelaya, der in seinem Auftreten ebenfalls sehr einfach ist, wie ich im Jahre 1897 zu beobachten Gelegenheit hatte. Auch die Einrichtung des Audienzsaales ist in Tegucigalpa sehr einfach, während sie in Guatemala einen wahrhaft fürstlichen Luxus zeigt. Dort wird auch ein bestimmtes Zeremoniell der Anmeldung streng eingehalten, und Reina Barios pflegte stets in Uniform und mit einer gewissen zurückhaltenden Förmlichkeit zu empfangen. Aber man war dann auch mit dem Präsidenten wirklich allein, ohne durch andere Besucher gestört zu werden, und konnte mit ihm unter vier Augen verhandeln, wobei indeß eine kurze, sachliche Darlegung der Angelegenheit erwartet wurde. In Tegucigalpa aber kommt bald ein Schreiber, bald ein Offizier oder auch ein anderer Besucher herein und unterbricht wieder das Gespräch, so daß man schließlich innerhalb einer viel längeren Zeit doch nicht alles vorbringen kann. Ein bißchen mehr Förmlichkeit und Zeremoniell nimmt man gern in den Kauf, wenn damit mehr Ordnung und Zweckmäßigkeit verbunden ist!

Mit meinem Empfehlungsbrief an sämmtliche Behörden des Landes in der Tasche, marschirte ich am 28. Februar mit meinen drei Kekchí-Indianern zu Tegucigalpa's Thoren hinaus und strebte über die ziemlich öde, mit Dorngestrüpp, Cacteen und spärlichen Bäumen bewachsene Hochebene dem nahen, mit Kiefernwäldern bestandenen Gebirge zu. Am Fuße desselben machten wir an einem kleinen Bächlein Halt und kochten unser einfaches Mittagessen, das wir im gastlichen Schatten eines Baumes mit dem besten Appetit verzehrten. Hernach stiegen wir die steilen Hänge des Gebirges hinan und in früher Nachmittagsstunde erblickten wir bei einer Biegung des Weges plötzlich jenseit eines kleinen Thales das reizend gelegene, eine steile Berghalde hinankletternde Dörfchen Santa Lucia und unterhalb desselben die holzgedeckten Gebäude des gleichnamigen Bergwerks, dessen Pochwerk die Ruhe der Gegend gar lärmend unterbrach; bald darauf stand ich vor den donnernden Stempeln dieses Pochwerks, von denen manche das bedeutende Gewicht von 950 Pfd. besitzen, und betrachtete mir die hübsche neue Einrichtung zum Zerkleinern und Aufbereiten des geförderten Gesteins. Dann folgte ich der freundlichen Einladung des Verwalters nach seinem Wohnhaus, wo ich die Nacht zubrachte, ohne mich von dem Lärm des nahen Pochwerks, noch vom Pfeifen der Dampfmaschine im Schlafe stören zu lassen. Der geschäftige, Tag und Nacht andauernde Lärm auf dem Lande steht in einem schroffen Gegensatz zu der Stille der Hauptstadt Tegucigalpa und zeigt sofort wieder den hebenden Einfluß, welchen die Energie der Fremden in diesem schlummernden Lande ausübt, denn Santa Lucia ist im Besitz einer nordamerikanischen Gesellschaft.

Nachdem ich am nächsten Morgen das Bergwerk selbst besucht hatte, setzte ich am Nachmittag meine Reise nach dem Valle de los Angeles fort. Der Weg dahin führt durch prachtvolle Kiefernwälder, stellenweise auch über herrliche, üppige Wiesen, bergauf und bergab, so daß mir allmählich ganz heimathlich zumuthe wurde angesichts der prächtigen Landschaftsbilder und der zahlreichen, freundlichen Wiesenblumen. In der That, wenn ein Zauberer den verehrten Leser plötzlich in diese 1400—1700 m hoch gelegene Gebirgsgegend versetzen könnte, so würde er sich im ersten Augenblick sicherlich nicht in den Tropen wähnen, sondern eher ein gebirgiges Land der gemäßigten Zone vor sich zu sehen glauben. Wäre die Verschiedenheit der Pflanzenarten nicht, so könnte man sich hier leicht in einen Theil der Schweiz oder des Schwarzwaldes versetzt denken; der Weg freilich erinnert, obwohl er für mittelamerikanische Verhältnisse recht gut ist, in seinem etwas verwahrlosten Zustand sofort wieder daran, daß man sich im spanischen Amerika befindet.

In einem weiten, mit grünen Wiesen bedeckten Thalkessel liegt sehr hübsch das Dorf Valle de los Angeles ausgebreitet, in der Nähe davon zwei kleine Hüttenwerke, welche die auf den benachbarten reichen Gruben geförderten Erze verarbeiten. Das eine dieser Hüttenwerke besitzt eine Dampfmaschine und ein modernes Pochwerk, auf dem andern, wo ich übernachtete, wird Erz und Gangart nach alter Landessitte durch große Steine, welche mittelst Wasserkraft bewegt werden, gemahlen; das Silber wird dann nach dem Kuppelungsverfahren ausgeschmolzen, oder aber es wird das Erz chlorirt und darauf das Silber nach einem primitiven Amalgamationsverfahren mit Quecksilber ausgezogen.

Von Valle de los Angeles wanderte ich in einem halben Tag über einen ansehnlichen, von Kiefern- und Liquidambarwäldern, sowie zahlreichen Fächerpalmen bestandenen Bergzug nach S. Juancito. Der erste Anblick dieses Dorfes und der Bergwerksgebäude der „New York & Honduras El Rosario Mining Co." ist höchst überraschend: hoch oben an einem steilen Berghang zwischen 1600—1800 m Höhe überm Meer sieht man die weißangestrichenen, mit Zinkblech gedeckten Förderungsgebäude und die Wohnhäuser der Bergingenieure und Arbeiter sich erheben, zu denen eine prächtige Fahrstraße hinaufführt, welche sich den geringsten Einbuchtungen des Geländes anschmiegt und in schöngeschwungenen Serpentinen die Hauptsteigungen überwindet. Eine Drahtseilbahn führt über hohe Traggestelle hinweg, die enge Thalschlucht kühn überspringend, in zahlreichen eisernen Kästen das geförderte Erz nach dem Maschinenhaus hinab, welches mehr als 600 m tiefer liegt als das Mundloch des obersten Stollens; das Dörfchen S. Juancito liegt oberhalb des Maschinenhauses auf einem kleinen Plateau, während die Verwaltungsgebäude, die Lagerhäuser und die Wohnungen der Angestellten gleich dem Maschinenhaus auf dem Grund und am Rand einer engen, von riesigen Felsblöcken übersäten Thalschlucht gelegen sind.

Ich war von dem Verwalter des Bergwerks, Hrn. Gierlings, sehr freundlich aufgenommen worden und es wurde mir bereitwillig alles gezeigt, was ich zu sehen wünschte: Pochwerk, Amalgamationsbetrieb, Laboratorium

und das Bergwerk selbst. Das Erz findet sich in einem ziemlich breiten, steil nach Norden einfallenden Quarzgang, welcher durch alte Schiefer und junge Eruptivgesteine gleichförmig durchsetzt ist, ohne an der Kontaktstelle beider Gesteinsarten irgendwelche auffällige Erscheinung zu zeigen. Der Abbau geschieht durch eine Anzahl horizontaler Stollen, welche durch Schächte miteinander in Verbindung stehen; die Ventilation ist ganz vorzüglich; der längste Stollen besitzt fast 2 km Länge. Zwei der Stollen habe ich begangen unter der kundigen Führung eines spanischen Bergingenieurs, der in Freiberg i. S. studirt hatte.

Das geschäftige Treiben oben in der Mine wie unten im „Plantel" imponirte mir außerordentlich, denn der Gegensatz zwischen der kleinen, ruhelosen Bergwerksstadt und der großen, in sanftem Halbschlummer ruhenden, stillen Hauptstadt ist noch viel auffälliger als zwischen Santa Lucia und Tegucigalpa. Im Plantel von S. Juancito geben eine Anzahl großer elektrischer Bogenlampen die ganze Nacht hindurch ihr glänzendes Licht, während Tegucigalpa mühselig und spärlich durch Petroleumlampen erleuchtet wird. Hier in S. Juancito hat Jedermann seine bestimmte Beschäftigung, und soweit ich erkennen konnte und soviel man mir erzählte, wird die Arbeitskraft jedes Einzelnen auch bis zum äußersten ausgenutzt. In Tegucigalpa aber, wie im Lande überhaupt, haben die meisten Leute offenbar nur sehr wenig zu thun, und wenn sie etwas zu thun haben, so verschieben sie die Arbeit gewöhnlich mit aller Gewissensruhe auf den nächsten Tag; eben deßhalb ist auch so gar kein Zug und Fortschritt im Leben dieser Stadt und des ganzen Landes zu verspüren. S. Juancito aber zeigt, wie Energie und Intelligenz auch inmitten dieser Bevölkerung einen blühenden Betrieb ins Leben rufen können; jedem Besucher muß dieser Schauplatz zielbewußter Thätigkeit und rastlosen Schaffens ein Gefühl der Hochachtung und Bewunderung erwecken. Dieses Gefühl ist um so lebhafter, wenn man sich all die Schwierigkeiten vergegenwärtigt, unter welchen sich dieses Unternehmen tief im Innern eines schwachbesiedelten Landes mit höchst unvollkommenen Verkehrswegen allmählich herausbilden mußte. Fast alle Waaren und Gebrauchsgegenstände mußten auf dem Rücken von Maulthieren mehrere Tagereisen weit herbeigeschleppt, alle Arten von Reparaturen an Maschinentheilen müssen noch jetzt an Ort und Stelle gemacht werden; die Fahrstraße, welche S. Juancito mit Tegucigalpa verbindet, ist von der Bergwerksgesellschaft erbaut. Dieselbe hat auch ihre eigene Telegraphenstation und ihren eigenen Postdienst, um von den oft nachlässigen Regierungsbeamten unabhängig zu sein; kurzum, wir haben es hier mit einem vortrefflich organisirten, einheitlichen Unternehmen zu thun, welches ganz auf eigenen Füßen steht und mit größtmöglicher Arbeitsleistung auch großen Gewinn erzielt. Freilich hat auch S. Juancito unter der Entwerthung des Silbers schwer zu leiden und der Werth des geförderten Metalls ist (von $3\frac{1}{2}$ Mill. M. im Jahre 1885 auf $2\frac{1}{8}$ Mill. M. im Jahr 1897) gesunken, obgleich die Menge des geförderten Erzes zugenommen hat. Während aber viele Silberbergwerke Mittelamerika's infolge der Silberentwerthung eingegangen sind, hat S. Juancito auch diesen Schlag überwunden, wie es auch inmitten der politischen Umwälzungen des Landes stets seine Arbeit fortzuführen verstanden hat.

Zur Genesis des Aktions-Anarchismus.

Von Ernst Victor Zenker (Wien).

(Schluß.)

Marx begann den offenen Krieg, und Bakunin spielte in ihm nicht gerade le beau rôle. Vor allem trat der Generalrath in einem Zirkular vom 1. Januar 1870 energisch gegen die Zeitungstreibereien auf, welche gegen ihn seitens der Alliancisten veranstaltet wurden; bald darauf ging die Égalité in die Hand der Marxisten über, und Utin, der treue Parteigänger Marx' und ebenso geschworene Feind Bakunins, der sich damals erst in Genf niedergelassen hatte, wurde die Seele des Blattes. Und wie nun das Organ des romanischen Bundes offen Partei gegen die Anarchisten nahm, so auch das Bundeskomitee, in welchem sich auch die ehedem Bakunin ganz ergebenen Mitglieder, wie Guétat und Duval, entschieden auf die Seite seiner Gegner stellten. Gleich nach der Anerkennung der Genfer Alliance durch den Londoner Generalrath suchte diese bei dem internationalen Ortsverband (Comité central) um Aufnahme an, wurde aber abgewiesen; nach dem Baseler Kongreß wurde das Gesuch erneuert und abermals abgewiesen; nun wandte sich die Alliance an das Komitee des romanischen Bundes, wurde aber von diesem an den nächsten romanischen Kongreß gewiesen.

Unter solchen Umständen verriethen die Anarchisten die richtige Einsicht, wenn sie jetzt ihre ganze Agitation auf die Jura-Orte beschränkten und hier eine ganze Reihe von Meetings abhielten. In La Chaux-de-Fonds wurde eine „Sektion der sozialistischen Propaganda" gegründet, welche zwar vom Bundeskomitee in Genf nicht zum Bunde zugelassen wurde, dadurch aber, daß sie einen Lokalverband sämmtlicher (20) Arbeitervereine von La Chaux-de-Fonds begründete, immerhin ein gewisses Gegengewicht gegen den streng marxistischen „Internationalen Cercle" herstellte. Durch diese Agitation, aber nicht weniger durch eine sehr erfolgreiche Thätigkeit auf sozialpolitischem Gebiete, durch Intervention bei Strikes, durch Gründung von Produktivgenossenschaften, Widerstandskassen u. s. w. gelang es den Anarchisten, sich den weitaus größten Theil der Arbeiter des Jura zu sichern, als das entscheidende Ereigniß, der II. romanische Kongreß, herannahte.

Derselbe trat am 4. April 1870 zu La Chaux-de-Fonds im Lokale des „Internationalen Cercle" zusammen. Auf seiner Tagesordnung stand neben dem sozialpolitischen Programm die Entscheidung darüber, welches der Sitz des neugewählten Bundeskomitees sein sollte, sowie die Wahl des Erscheinungsortes und des Redaktionsrathes des Bundesblattes. Man wußte allgemein, daß die Anarchisten mit aller Macht dahin strebten, sowohl das Bundeskomitee, wie das Journal der ihnen ungünstigen Genfer Atmosphäre zu entrücken und nach einem Orte des Jura zu verlegen. Es sollte aber die Frage der politischen Taktik entschieden werden, es drehte sich auch um Prinzipfragen ernstester Natur. Marxisten und Bakuninisten standen sich zum ersteumal in zwei getrennten Heereshaufen gegenüber.

Der Streit entbrannte um die Zulassung der Delegirten der Genfer Alliance und der Sektion der sozialistischen Propaganda in La Chaux-de-Fonds. Die Marxisten bestritten das Recht der beiden Sektionen, auf einem Kongreß der romanischen Föderation zu erscheinen, und sie waren formell wohl insofern im Recht, als beide Sektionen nicht in die Föderation aufgenommen worden waren. Die Debatte über diesen Gegenstand wuchs sich aber bald zu einem Kampf der Prinzipien und Personen aus. Besonders Utin war es, der die heftigsten Anklagen gegen Bakunin und die Allianz erhob. Allein die Anarchisten blieben fest. Es stimmten nur die 18 Delegirten aus La Chaux-de-Fonds und

Genf geschlossen gegen die Zulassung der beiden Sektionen; Locle, Courtelary, Granges, Neuchâtel, Moutier, Vienne und Vevey, zusammen 21 Delegirte, votirten für die Allianze.

Als das Resultat der Abstimmung bekannt war, verließ die Minorität die Versammlung und wies die Majorität gleichfalls aus dem ihren Parteigenossen gehörigen Lokal. Die nunmehr 24 Delegirte zählenden Anarchisten führten den Kongreß, nachdem sie mehrere fruchtlose Versuche zur Versöhnung der Genfer gemacht hatten, in einem anderen Lokale fort. Sie beschlossen, daß das Bundeskomitee für 1870—71 aus Mitgliedern von La Chaux-de-Fonds und Locle gebildet sein sollte und gründeten ein Bundesorgan „Solidarité", welches unter Guillaume's Redaktion in Neuchâtel erscheinen sollte. In sachlicher Hinsicht beschloß der Kongreß der Majorität eine Resolution, welche allen Sektionen der Internationale empfahl, „sich von jeder Handlung fernzuhalten, welche die Umbildung vermittelst politisch-nationaler Reformen ins Werk zu setzen bezwecke und all ihre Thätigkeit auf die föderative Einrichtung der Gewerbegenossenschaften zu richten, als dem einzigen Mittel, den Erfolg der sozialen Revolution zu sichern, da diese Verbindung die wahrhafte Repräsentantin der Arbeit ist, die durchaus außerhalb der politischen Regierungen statthaben muß".

Die 18 Sezessionisten setzten ihrerseits gleichfalls den Kongreß fort, wählten ein Bundeskomitee mit dem Sitz in Genf und beschlossen eine Resolution, in welcher die Betheiligung an der Politik als ein Mittel zur Umbildung der sozialen Verhältnisse empfohlen wurde.

Der Riß zwischen den beiden Parteien war da und unheilbar; viel mag zu dessen Zustandekommen die Personenfrage beigetragen haben, aber auch in sachlicher Beziehung that sich eine Kluft auf, welche in ihrer ganzen Ausdehnung damals kaum die Führer selbst kannten.

III.

Der jurassische Bund.

Der vollständige Bruch vollzog sich jetzt rasch, und die Ereignisse, welche bis zu dem in der ganzen Frage endgültig entscheidenden Haager Kongreß eintraten, sind um so kürzer zu behandeln, als besonders der Londoner Generalrath in der Angelegenheit viel Tinte verspritzt und das ganze Prozeßmaterial wiederholt[1]) gesammelt hat. Er brauchte dabei nicht einmal zu vielen Entstellungen und Erdichtungen zu greifen, da ihm die zahlreichen Eseleien der Anarchisten, sowie die Schurkereien Netschajews, mit denen übrigens die Schweizer Anarchisten nichts zu thun hatten, vollkommen hinreichende Handhaben gegen Bakunin und seinen Anhang boten. Es muß übrigens zugegeben werden, daß die Rolle des Angreifers in diesem Bruderstreite mehr von den Marxisten, als von den Bakuninisten gespielt wurde. Die Letzteren machten wiederholt Versöhnungsversuche, die aber durch den Londoner Generalrath keineswegs gefördert wurden, der vielmehr offen Partei für das Genfer Bundeskomitee ergriff und dasjenige zu La Chaux-de-Fonds erst ignorirt und dann als zu Unrecht bestehend erklärte.

Der Ausbruch des Deutsch-französischen Krieges lenkte die Aufmerksamkeit der Menschen ausschließlich auf sich, und auch die Internationalen vergaßen ein wenig ihre kleinlichen feindlichen Streitigkeiten. Als aber am 4. September in Paris die Republik erklärt wurde, da lief den Jura-Anarchisten zum erstenmal der Verstand davon. Guillaume, der der Meinung war, es sei die „soziale Republik" proklamirt worden, erließ als Supplement zur „Solidarité" ein „Manifest an die Sektionen der Internationale", in welchem er alle Internationalisten mit lächerlichem Pathos zu den Fahnen rief, um nach Paris zu ziehen und an der Seite des republikanischen Frankreichs, welches die Freiheit Europa's[1]) darstelle, gegen das monarchische Deutschland, das den Despotismus und die Reaktion darstelle, zu kämpfen. Als sich bald darauf der Irrthum des wackeren Guillaume herausstellte, hatte er nicht bloß die Blamage zu tragen und das Leid, die „Solidarité" von der Schweizer Bundesbehörde gemaßregelt zu sehen, es fielen auch die Marxisten über die Anarchisten her, und von Seiten der Coullery und Utin, der „L'Egalité" und „La Montagne" regnete es förmlich Protestationen auf Guillaume und Bakunin und die Jurasektion herab.

Und nun gar der läppische Putsch von Lyon vom 28. Sept. 1870, mittelst welchem Bakunin allen Ernstes die gesammte staatliche Organisation Europa's hinwegzueskamotiren hoffte.[2]) Marjanow pflegte, wenn es Bakunin etwas zu arg getrieben, mit Bezug auf Herzens jüngstes Kind, welches „Lise" hieß, zu sagen: „Aber Alexander Iwanowitsch, es ist doch die große Lise, wie soll man ihr dafür zürnen — es ist doch ein Kind." Allerdings ein sehr harmloses Kind war „die große Lise" nicht, und vor allem waren die Marxisten nicht geneigt, über den Lyoner Streich hinwegzusehen. Einstweilen wurden Bakunin, Perron und Schukowsky von der Genfer Sektion, der sie noch angehört hatten, ausgeschlossen.

Auf die Anarchisten wirkten die Folgen solcher Thorenstreiche natürlich sehr ungünstig und es scheint, daß auf dem außerordentlichen Kongreß der Jurasektionen zu St. Imier vom 2.—9. Oktober 1870, bei dem es sehr heimlich hergegangen sein muß und von dessen Vorgängen wenig verlautet, eine sehr gedrückte Stimmung herrschte. Ein Vorschlag der Sektion Neuchâtel, daß sich die Sektionen formell als „Fédération jurassienne" konstituiren sollten, wurde als „verfrüht" abgelehnt und die Entscheidung hierüber auf den nächsten Kongreß verschoben. Die Kriegsereignisse, welche das gesammte Interesse auf sich lenkten, brachten wohl in der ganzen sozialistischen Bewegung eine Stauung hervor; deßhalb unterblieb auch der für 1871 geplante Kongreß des romanischen Bundes, und die Jurasektionen begnügten sich, im Mai 1871 einen Delegirtentag zu veranstalten, welcher das durch die Ereignisse stark dezimirte Bundeskomitee zu erneuern hatte und dasselbe aus den Sektionen Louvillier und St. Imier wählte.

Der Fall von Paris, und mehr noch die Kommune, machten jedoch das revolutionäre Feuer wieder neu aufschlagen, und damit wurde auch die Frage, welchen Ausgang der Bruderkrieg zwischen den Schweizer Sozialisten nehmen würde, wieder akut. Aus Frankreich kamen zahlreiche Kommunemitglieder und Kompromittirte in die Schweiz und verstärkten zum nicht geringen Theil die stark gelichteten Reihen der Anarchisten. Die alte „Alliance de la démocratie socialiste" löste sich im August 1871 auf, dafür traten aber zwei neue, vorwiegend aus Refugiés und Bakuninisten bestehende Vereine an ihre Stelle, die „Sektion der Propaganda und sozialistisch-revolutionären Aktion" und die „Sektion der sozialistischen Atheisten".

Der Londoner Generalrath glaubte endlich, gleichgültig ob auf die wiederholte, angeblich durch Robin vermittelte Initiative der Jurasektionen selbst hin oder nicht, die

1) Am vollständigsten in der Schrift: „L'Alliance de la Démocratie Socialiste et L'Association internationale des Travailleurs", London und Hamburg, 1873, deren Verfasser Utin ist. (Deutsche Ausgabe von S. Kokoski. Braunschweig 1874). Die Gegenschrift von anarchistischer Seite ist das vielfach citirte, höchst selten gewordene Buch „Mémoire présenté par la Fédération jurassienne etc. Louvillier s. a."

1) Was würde der brave Schulmeister Guillaume gesagt haben, wenn er den Einzug des russischen Kaisers in la France républicaine, que représente la liberté de l'Europe erlebt hätte?

2) Vgl. E. Zenker: Der Anarchismus.

Schweizer Frage nicht länger vertagen zu können. Sie bildete einen der hauptsächlichsten Berathungspunkte der vom 17.—23. September in London tagenden Konferenz. Das Komitee, welches die Frage zu studiren hatte, wurde von Marx präsidirt. Das Ergebniß war, daß die Konferenz die Entscheidung des Generalraths vom 29. Juni 1870, womit allein das Genfer Bundeskomitee als zu Recht bestehend anerkannt wurde, aufrecht erhielt, die Sektionen des Jura aufforderte, sich um die romanische Föderation zu ralliiren, und, wenn diese Vereinigung nicht zustande kommen sollte, die Bergsektionen aufforderte, sich zu einem eigenen „Jurassischen Bund" (Fédération jurassienne) zusammenzuthun.

In dieser Entscheidung wäre, abgesehen von der rein formellen Frage, daß die Jurasektionen thatsächlich die Majorität des romanischen Bundes repräsentirten und nicht die Genfer, nichts gelegen gewesen, was sie zu einer Kriegserklärung gemacht hätte; allein sie mußte dies in den Augen der Anarchisten durch den Umstand werden, daß der Generalrath sie nicht nur nicht zu den Verhandlungen über die sie betreffende Frage beigezogen, sondern nicht einmal von dem Stattfinden der Londoner Konferenz verständigt hatte, und daß auch die ferneren Beschlüsse der Konferenz einerseits durch die Erweiterung der autoritären Befugnisse des Generalraths die prinzipielle Kluft erweiterten, andrerseits den Kampf gegen die anarchistisch gesinnten Sektionen fortsetzten. So kehrte sich eine der Resolutionen gegen gewisse „separatistische Gruppen", welche sich sections de propaganda nennen, womit offenbar die leider neu erstandenen Sektionen der Refugiés in Genf gemeint waren. All dies zusammengenommen machte die Entscheidung der Londoner Konferenz zu einer Absage, als welche sie sowohl in London gemeint, als auch im Jura aufgefaßt wurde.

Die jurassischen Sozialisten beriefen für den 12. Nov. 1871 einen Kongreß nach Louvillier ein. Auf demselben waren neun Sektionen durch 16 Delegirte vertreten. Den Vorsitz führte A. Spichiger der Sektion Locle; Sekretäre waren Jules Guesde, damals Delegirter der Propagandasektion in Genf, und Charles Chopard der Sektion Courtelary. Bezüglich des Punktes 3 der Tagesordnung und „Reorganisation des romanischen Bundes und Revision seiner Statuten" beschloß der Kongreß, den romanischen Bund „als dessen einziger legitimer Repräsentant" für aufgelöst zu erklären und (entsprechend dem auf dem Kongreß zu St. Imier gestellten Antrag) unter den auf dem Kongreß vertretenen Sektionen[1]) und denjenigen, die sich eng anschließen sollten, einen neuen Bund zu gründen, der den Namen „jurassischer Bund" (Fédération jurassienne) führen sollte.

Die Statuten für diesen neuen Bund — der sich immer noch als einen Theil der Internationale betrachtete, gewährten den einzelnen Sektionen die unbedingte und weitestgehende Autonomie. „Das Bundeskomitee," heißt es in Art. 3, „ist mit keinerlei Autorität ausgestattet. Es ist bloß ein Bureau für Auskünfte, Korrespondenz und Statistik." Ein Wochenblatt „La Révolution sociale", welches ein Refugié der Pariser Kommune, Claris, seit einiger Zeit in Genf erscheinen ließ, wurde als Organ des jurassischen Bundes adaptirt, und endlich wurde der Text eines Zirkulars beschlossen, das an alle Föderationen der Internationale gesandt wurde. In diesem Schriftstück wurde der Londoner Generalrath in sehr umständlicher Weise diktatorischer Gelüste und Uebergriffe angeklagt und derlei Tendenzen bekämpft im Namen jener Revolution, deren Programm ist „Emanzipation der Arbeiter durch die Arbeiter selbst", mit Beiseitelassung jeder leitenden Autorität, möge dieselbe auch von den Arbeitern gewählt und geduldet sein. „Wir fordern," schloß das Memorandum, „in der Internationale die Aufrechterhaltung jenes Grundsatzes der Autonomie der Sektionen, welcher bis jetzt die Grundlage unsrer Vereinigung gebildet hat; wir fordern, daß der Generalrath zu seinem normalen Berufe zurückkehre, der darin besteht, ein einfaches Korrespondenz- und Nachweisungsbureau zu sein. Und diese Einheit, welche man errichten wollte durch Zentralisation und Diktatur, wir werden sie verwirklichen durch die freie Förderation autonomer Gruppen. Die Gesellschaft der Zukunft darf nichts anderes sein, als die Verallgemeinerung der Organisation, welche sich die Internationale geben wird. Wir müssen also uns so viel wie möglich dieser idealen Organisation zu nähern streben. Wie sollte aber eine Gesellschaft der Gleichheit und Freiheit aus einer autoritären Organisation hervorgehen? Es ist ein Ding der Unmöglichkeit. Die Internationale, als der Embryo der zukünftigen menschlichen Gesellschaft, muß daher von nun ab das treue Abbild unsrer Grundsätze der Freiheit und Föderation sein und aus ihrem Schoße jedes Prinzip verbannen, welches nach Autorität, nach Diktatur strebt." Zum Schlusse appellirt der jurassische Bund an einen in kürzester Frist einzuberufenden allgemeinen Kongreß der Internationale.

Das Zirkular der Anarchisten fand vielen Anklang in Belgien, Italien, einigen Gegenden Frankreichs und Spaniens, wo die alten Anhänger der Alliance zuhause waren. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Marxisten der Schweiz, welche am 7. Juni einen romanischen Kongreß zu Vevey abhielten, dasselbe ebenso feindselig aufnahmen, wie der Londoner Generalrath, welcher darauf in einem Flugblatt „Les prétendues scissions dans l'internationale", datirt vom 5. März 1872, antwortete.

Der von den Anarchisten angerufene Kongreß sollte am 2. September zu Haag stattfinden. Noch vor demselben versammelten sich jedoch die italienischen Internationalisten am 4. August zu Rimini, um hier einen Territorialverband zu gründen. Zu gleicher Zeit aber spielte dieser italienische Kongreß ein höchst bedeutsames Prävenire zu dem Haager Kongreß, welcher wohl zeigt, daß bei all dem Persönlichen und Kleinlichen, das bisher dem ganzen Streite angehaftet, dennoch ein Zug tiefer Unzufriedenheit mit dem diktatorischen und imperatorischen Auftreten der Koterie Marx vorwaltete, der weit über das kleine Gebiet des Jura hinausgriff und — wie sich auf dem Haager Kongreß zeigte — sogar bis in den Generalrath selbst reichte.

Der Kongreß von Rimini protestirte feierlich gegen die Beschlüsse der Londoner Konferenz und brach formell jede Solidarität mit dem Generalrath in London ab, indem er um so lauter die Solidarität mit allen Arbeitern betonte. Er schlug allen Sektionen, welche nicht die autoritären Grundsätze des Generalraths theilten, vor, am 2. Sept. 1872 ihre Delegirten statt nach Haag zu einem Kongreß der Antiautoritären nach Neuchâtel zu senden. Dieser Vorschlag kam zwar etwas zu spät, die Italiener ließen sich aber herbei, daß Datum des antiautoritären Kongresses auf den 15. September und als Ort des Kongresses St. Imier anzusetzen.

Inzwischen hatten die jurassischen Anarchisten zu La Chaux-de-Fonds (am 18. Aug. 1872) einen Kongreß abgehalten, auf welchem Schwitzgebel und Guillaume als Delegirte für den Haager Kongreß ernannt wurden und ihnen die gebundene Marschroute gegeben wurde, auf dem Kongreß das föderative und autonomistische Prinzip streng zu betonen, die Abschaffung des Generalraths und Ausrottung jeder

[1]) Es waren dies: die „Sektion Locle", die „Sektion der Propaganda" zu La Chaux-de-Fonds, die „Sektion Neuchâtel", die „Zentralsektion des Distrikts von Courtelary", die „Sektion der Graveure und Guillocheure" von Courtelary, der „Zirkel für soziale Studien" in Louvillier, der „Zirkel für soziale Studien" in St. Imier, die „Sektion Moutier" und die „Sektion der Propaganda und revolutionär-sozialistischen Aktion" in Genf.

Autorität aus der Internationale zu fordern und sich mit den übrigen antiautoritären Delegirten streng solidarisch zu erklären.

Der Haager Kongreß — welcher in der Geschichte der sozialen Bewegung für alle Zeiten ein denkwürdiges Ereigniß bleiben wird — trat am 2. September zusammen. Er war eine von Marx genau ausgeklügelte und konstruirte Maschine zur Vernichtung Bakunins. Der Generalrath war fast vollzählig erschienen; aber es war, wie schon erwähnt, ein bezeichnender Umstand, daß fünf Mitglieder desselben (Eccarius, Hales, Mottershead, Roach und Sexton) mit den Unzufriedenen stimmten. Die Vorgänge dieses Kongresses, sowie die Anklagen, welche daselbst wider die Bakuninisten erhoben wurden, können als bekannt vorausgesetzt werden. Die Beschlüsse des Kongresses in dieser Angelegenheit gingen dahin, 1. Michael Bakunin als Gründer der Alliance und wegen des Falles Netschajew aus der Internationale auszuschließen, 2. James Guillaume und Adhumar Schwitzgebel als Mitglieder der Alliance gleichfalls auszuschließen und 3. die auf die Alliance bezüglichen Dokumente zu veröffentlichen.

Damit war der Prozeß, der sich durch fast 5 Jahre hingezogen hatte, zu Ende. Marx und der autoritäre Sozialismus hatten ihn formell gewonnen. Marx wußte genau, wie viel es ihn gekostet hatte, diesen Scheinerfolg zu erzielen; er sah klar genug, um zu erkennen, daß es sich weder um eine reine Personenfrage, noch um eine Lokalfrage gehandelt habe, und hätte er es geglaubt, der Kongreß der Antiautoritären, der am 15. September zu St. Imier Delegirte aus Italien, Frankreich, Spanien und Amerika vereinte und sich zu einem lauten Protest gegen die Diktatur des Londoner Generalraths gestaltete, sowie der 3 Monate später (25. Dezember) zu Cordova abgehaltene Kongreß der spanischen Föderation, der den Protest von St. Imier mit gesteigerter Energie wiederholte, hätten ihn, den Weitsichtigen, eines Besseren belehrt. Allerdings, das dürfte Marx nicht geahnt haben, wie lange der damals bedeutungslose und unansehnliche „Jurassische Bund“ die mächtige und weltberühmte Internationale überleben sollte. Die Internationale sollte bald ihr kühnes Haupt zur Ruhe legen, der „Jurassische Bund“ aber lebte weiter und war berufen, in der Hand so fähiger Agitatoren wie Paul Brouffs und Fürst Peter Krapotkin als Pflanzstätte des gewaltthätigen Aktions-Anarchismus eine zwar nicht sehr anmuthige, aber um so bedeutendere Rolle zu spielen.

„Die Juraföderation,“ schrieb Krapotkin im Jahre 1882, „hat eine ungeheure Rolle in der Entwicklung der revolutionären Idee gespielt. Wenn man heute von Anarchie spricht, wenn es (1882) 3000 Anarchisten in Lyon und 5000 im Becken der Rhone, wenn es dann einige Tausend im Süden gibt, so hat die Juraföderation dazu am meisten beigetragen. Freudig muß ich fragen, wie war dies möglich? Ist die Anarchie erst 10 Jahre alt in Europa? Offenbar hat uns der Zeitgeist mit sich fortgerissen; aber in einer Gruppe kam dies zuerst zum Ausdruck, in der Juraföderation, der man also das Verdienst zuschreiben muß.“

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Theodor Fontane †.** Ein plötzlicher Tod hat den rüstigen Greis, den Neunundsiebzigjährigen, dahingerafft. So hat er es sich ja immer selbst gewünscht: nicht langsam sterben zu müssen, sondern mit einem raschen Schritt über die dunkle Schwelle schreiten zu dürfen. Ein solches Ende entsprach auch seinem ganzen Wesen als Schriftsteller und Mensch: das frische, derbe Zugreifen, wie es der Tod jetzt an ihm geübt, lag auch in seiner eigenen Art; es war ihm angeboren, und war ihm dann später weiter zugewachsen aus dem dürftigen landschaftlichen Boden heraus, auf dem er groß geworden, und aus dem harten Lebenskampfe, den er fast bis an sein Ende hat kämpfen müssen. Fontane, mögen wir ihn nun als Balladen- und Soldatenliederdichter, oder als ausgezeichneten Essayisten und Feuilletonisten, oder als den Romanschriftsteller von Gottes Gnaden betrachten, zeigt immer als wesentliche und auf den ersten Blick gefangennehmende Eigenschaft einen ausgesprochenen Wirklichkeitssinn, der ja auf märkischem Boden besonders gut zu gedeihen scheint, und bei Fontane überdies durch längeren Aufenthalt in England und durch die sich ihm aufdrängende Nothwendigkeit, das englische Leben scharf beobachten und schriftstellerisch darstellen zu müssen, besondere Kräftigung gefunden hat. Vor den Jahren, die er in England zubrachte, hatte sich der junge Dichter und Schriftsteller kaum viel von seiner engeren Heimath, Neuruppin, und dem nahegelegenen Berlin entfernt. Er hat schon damals, wie auch später, scharf um sein tägliches Brot kämpfen müssen, nachdem die Muse ihn aus der anfänglich ergriffenen Apothekerlaufbahn herausgelockt hatte. Aber dieses Kämpfen gerade war es, welches das Metall in seiner Natur zur reinen Ausbildung brachte, anstatt es zu zermürben, und über alle Sorgen und Mühen des Lebens hinaus hob ihn ja der schöne, derbe Humor, der ein weiteres Erbtheil seiner frischen märkischen Natur war. Die einstigen Mitglieder des „Tunnels unter der Spree“, die in Fontane einen ihrer anregendsten Genossen hatten, wissen noch heute von diesem Humor zu erzählen, und uns Anderen leuchtet er aus jedem seiner Bücher, aus jedem seiner Artikel nicht weniger klar heraus. Eine große Fülle von Schriften ist es, die der immer zu angestrengter Thätigkeit genöthigte Dichter hinterlassen hat. Fast kein Gebiet des öffentlichen Lebens gibt es, das er, der politischer Journalist, Reiseschriftsteller, Theaterkritiker und Kriegsberichterstatter in bunter Folge sein mußte, undurchstreift beiseite hätte liegen lassen. Ueberall schaut er mit klaren, offenen Augen drein, überall weiß sein Wirklichkeitssinn das Wesen hinter dem äußeren Schein zu entdecken, überall kommt seine Fähigkeit, plastisch zu schildern, aufs kräftigste zum Ausdruck. Man möge nur einmal mit seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, diesem trefflichen Werk, das seinen Namen zuerst auch in weitere Kreise trug, des Dichters Heimathland ernstlich durchstreifen und man wird wahrnehmen, welche Kraft der Schilderung sich da an jedem Punkt entfaltet, welch tief eindringender Sinn den Wanderer auf seinen Fahrten leitete. Und auch als der schon Sechzigjährige von dieser essayistischen Schriftstellerei auf einmal auf das Gebiet der Prosadichtung überging, als die wunderbar „wirklichen“ Novellen und Romane aus dem Leben der Gegenwart entstanden, die den Namen des Greises mit einem Schlag neben die der größten modernen Erzähler stellten, blieben der natürliche Sinn für das Wirkliche in den Erscheinungen, das frische Zugreifen bei der Auswahl der Probleme und die plastische Darstellung der Persönlichkeiten das Charakteristische seiner Schriftstellerei. In der gleichen scharfen, oft derben Weise, in der er vorher Länder und Landschaften und die allgemeinen Erscheinungen des öffentlichen Lebens geschildert, zeichnete er nun die Menschen und die „Irrungen und Wirrungen“ des individuellen Lebens. Wer die früheren Bücher Fontane's aufmerksam gelesen, hatte keinen Grund, in das allgemeine „Erstaunen“ mit einzustimmen, das sich darüber kund that, daß ein so „alter Herr“ an plastischer Kraft und an Kühnheit in der Erfassung der Probleme die stolzen „Jüngsten“ übertraf. Es herrscht vollständige Kontinuität in der schriftstellerischen Entwicklung Fontane's, und die Novellen und Romane seines Greisenalters, die mit Recht zu den werthvollsten Stücken unsrer modernen Erzählungsliteratur gerechnet werden, bilden nur die Krönung seines Lebenswerkes. Wer dazu den alten Herrn, der bis in die jüngste Zeit hinein emsig thätig und erstaunlich produktiv war, persönlich zu kennen das Glück hatte, konnte erst recht nicht über diese dichterische Krönung seines Werkes erstaunt sein, denn die Frische, die sich auch in seinen letzten Veröffentlichungen kund that, kam in seiner Persönlichkeit bis zuletzt mit fast noch größerer Deutlichkeit zum Ausdruck. Fontane hat in seinem letzten Werke, auf das morgen an dieser Stelle ausführlich eingegangen werden wird, anregende Rückblicke auf sein eigenes Leben und seine persönliche Entwicklung gegeben. Wir finden

da eine Persönlichkeit vor uns stehen, die manche verwandte Züge mit dem jüngst dahingegangenen großen Sohn der Mark, mit Bismarck, aufweist und das Kernhafte und Realistische der norddeutschen Natur neben einem reichen Empfindungsleben, das freilich ungern sich offen enthüllt und meist nur in einem derben Humor zum Ausdruck kommt, in sich zur harmonischen Blüthe schöner, freier Menschlichkeit entwickelt hat. Als eine solche Persönlichkeit wird Fontane stets einen hervorragenden Platz in unsrer Literatur einnehmen.

* **Düsseldorf**, 19. Sept. 70. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. (Zweiter Bericht.) Gegen 8½ Uhr vormittags eröffnete Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Mooren (Düsseldorf) die Versammlung mit Worten der Begrüßung und gab einen geschichtlichen Rückblick über die Entwicklung der Stadt Düsseldorf in baulicher, künstlerischer, wissenschaftlicher und gesundheitlicher Beziehung. Der Redner schloß mit einem begeistert aufgenommenen dreifachen Hoch auf Se. Majestät den Kaiser, an den ein Huldigungstelegramm abgesandt wurde. Nach einigen weiteren Begrüßungsreden begonnen die wissenschaftlichen Vorträge. Hr. Prof. Dr. Klein (Göttingen) sprach über das Thema „Universität und technische Hochschule". Die Technik gebrauche zweifellos eine große Zahl praktisch erzogener Ingenieure ohne weitgehende wissenschaftliche Ausbildung. Aber die Kandidaten für derartige Stellungen drängen sich doch gern auf die technische Hochschule, weil es vornehmer aussehe und nach einer ziemlich verbreiteten Meinung die spätere Carriere erleichtere. Ihnen komme das Verhalten zahlreicher Kreise entgegen, die an einer unterschiedslosen Vermehrung der Frequenz der technischen Hochschule interessirt seien. Diese Momente drohen dahin zu wirken, den Hochschulunterricht, unter Verkennung seiner eigentlichen Aufgabe, auf ein anderes Niveau herabzudrücken. Hier habe eine entschiedene Reform einzusetzen; es bestehe auch alle Hoffnung, daß dies geschehen werde. Diese Reform dürfe sich aber nicht darauf beschränken, daß die Hochschule verschärfte Aufnahmebedingungen stelle, es sei vielmehr die Forderung hinzuzufügen, daß der Staat der Entwicklung mittlerer technischer Fachschulen noch viel mehr Aufmerksamkeit schenke als bisher. Es handle sich hier nicht nur um eine Lebensfrage der Hochschulen als solcher, sondern ebensosehr um die gesunde Entwicklung der Industrie selbst. Im weiteren sei zu fordern, daß aus dem immer noch großen Kreise derjenigen, welche die technische Hochschule mit Fug und Recht besuchen, eine kleinere Zahl wesentlich weiter zu fördern sei, als die Gesammtheit, damit diese Führer auf dem Gebiete wissenschaftlichen Fortschritts werde. Er trete für die Entwicklung der technischen Hochschule ein. Unbeschadet aller Verbindungen, die man zwischen Universität und technischer Hochschule in Zukunft möglicherweise werde herstellen wollen, empfehle er den Angehörigen der Universität fürs erste, dahin zu arbeiten, daß die Wissenschaft überall da, wo sie hingehöre, auch voll zur Geltung komme, daß der Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, den man ja nie völlig aus der Welt schaffen werde, nicht zur Zerreißung des höheren Unterrichts führe. Eine Reform des Grundsatzes von Seiten der Universität sei viel wichtiger als die Vertheidigung sogenannter Vorrechte. Im übrigen verspreche er sich von den Einrichtungen der geplanten Art an der technischen Hochschule eine wohlthätige Rückwirkung auf die Universität selbst. Die technischen Hochschulen bedürfen zur Entwicklung ihres Spezialunterrichts Einrichtungen nach Art der Universitäten, diese letzteren wieder dürfen, gegenüber den Fortschritten des Ingenieurwesens wie der Neuzeit überhaupt, nicht länger die unbetheiligten Zuschauer spielen. Das Thema des Hrn. Medizinalraths Professor Dr. Tillmanns (Leipzig) lautete: „Hundert Jahre Chirurgie". Redner gab zunächst einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung der Chirurgie, wobei er bis auf das zweite Jahrhundert nach Christi Geburt zurückging, und wandte sich dann zu einer Schilderung der ungeahnten Förderung der Chirurgie, die diese durch die Einführung der Narkose, der fäulnißwidrigen Behandlung und durch ihre wissenschaftliche Vertiefung im letzten Jahrhundert erfahren hat, wobei er auch die Kriegschirurgie in den Kreis seiner Erörterung zog. Den letzten Vortrag der ersten allgemeinen Sitzung hielt Geh. Regierungsrath Prof. Intze (Aachen) über „Thalsperren". Der Redner faßte die Wirkungen, welche eine sachgemäße Aufspeicherung des Hochwassers im Gebirge und die Abgabe desselben in trockener Zeit den Gebirgsbewohnern biete, in folgenden Leitsätzen zusammen: 1. Schaffung gleichmäßiger Betriebskraft für die vorhandenen industriellen Werke in den Gebirgsthälern, und Anregung zur Verbesserung und Vergrößerung der Betriebswerke, sowie zur Verwerthung noch unbenutzter Wassergefälle. 2. Gleichmäßige Ausnutzung der Arbeitskräfte und Erhöhung ihrer Leistungsfähigkeit. 3. Vergrößerung der sichtbaren Niedrigwassermengen der Wasserläufe und damit verbundenen Verminderung ihrer Verunreinigung. 4. Verminderung der Vereisung der Wasserläufe im Gebirge und der Motoren an denselben durch Entnahme größerer Menge verhältnißmäßig warmen Wassers aus den bekanntlich selten weniger als 5° Celsius warmen unteren Schichten eines größeren Sammelbeckens. 5. Förderung der Wasserversorgung der Städte und der Bewässerung der Ländereien. 6. Vergrößerung des Wasserinhalts der Grundwasserbecken in trockener Zeit. 7. Verminderung der größten sekundlichen Hochwasserabflußmengen und der durch sie veranlaßten Schäden. 8. Verschönerung der landschaftlichen Reize der Gebirgsgegend durch große Wasserflächen; Förderung der Fischzucht, des Wasser- und des Eissports auf diesen Seeflächen und wesentliche Hebung jeglichen Verkehrs. 9. Schaffung einzelner größerer Kraftzentralen und Vertheilung der Energie durch elektrische Uebertragung auf größere Gebiete. 10. Schaffung einer wirthschaftlich gehobenen, ihrer heimathlichen Scholle erhaltenen zufriedenen und glücklichen Bevölkerung der Gebirgsgegenden. 11. Verminderung des Zuzugs von Arbeitern aus den Gebirgsgegenden in die großen Städte der Niederungen und Verminderung der damit vielfach verbundenen wirthschaftlichen und sozialen Mißstände." — Nach diesem mehrstündigen Vortrage wurde die erste allgemeine Versammlung geschlossen. Am Nachmittag traten die Abtheilungen zusammen; am Abend sollte ein Festkommers in der städtischen Tonhalle stattfinden.

* Die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wählte München als Ort für die nächstjährige Versammlung. Geh. Admiralitätsrath Prof. Dr. Neumayer (Hamburg) wurde zum ersten Vorsitzenden gewählt. Es wurde beschlossen, eine dauernde Kommission zur Erforschung und Bekämpfung der Tuberkulose zu wählen.

* **Brünn.** Der außerordentliche Professor der Mathematik an der hiesigen Technischen Hochschule, Emil Woelsch, ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* **Turin**, 21. Sept. Tel. Der Kongreß der Literarischen-Artistischen Vereinigung ist heute eröffnet worden. Der Eröffnungsfeier wohnten der Herzog von Aosta, als Vertreter des Königs, bei, ferner Prinzessinnen Lätitia und Helene, der Minister der Posten und Telegraphen, Nasi, die Spitzen der Behörden, sowie hervorragende Vertreter von Kunst und Literatur.

* **Brüssel.** Am 18. Sept. starb hier unerwartet im Alter von 74 Jahren der ordentliche Professor der pathologischen Anatomie an der freien Universität Jean Crocq, einer der hervorragendsten Aerzte Belgiens. Er war Begründer der Fachschrift „La Presse médicale belge" und Vorsitzender des Medizinischen Verbands Belgiens, außerdem Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Leiter der Universitätsklinik für innere Krankheiten. Auch in den medizinischen Kreisen Deutschlands wurde Crocq sehr geschätzt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Kell in München.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 23. September. Nummer 215.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Eine thüringisch-sächsische Malerschule des 13. Jahrhunderts.

Von Paul Weber (Jena).

Man scherzt darüber, daß es eine Liebhaberei der Gelehrten sei, ein Buch über ein Buch zu schreiben. Nun es gibt recht viele Bücher, die es wahrlich verdienten, daß nicht ein, sondern viele Bücher über sie geschrieben würden, sintemalen sie zu den kostbarsten und unverfälschtesten Kulturdenkmälern ihrer Zeit gehören, und denen dennoch diese Ehre bisher nur selten wiederfahren ist, — das sind unsre mittelalterlichen Bilderhandschriften. Sie führen zum allergrößten Theile in abgesonderten und wohlgehüteten Räumen unsrer Bibliotheken, manche auch in den Glaskästen der Museen, verhältnißmäßig wenige noch in den Sakristeien und Schatzkammern der Kirchen und Klöster ein beneidenswerth ungestörtes Dasein. Es gibt genug öffentliche Institute in Deutschland, die nicht einmal ein Verzeichniß ihrer illustrirten Handschriften besitzen, geschweige denn, daß es ein Handbuch gäbe, in welchem auch nur die werthvollsten mittelalterlichen Miniaturenhandschriften auf deutschem Boden nach Alter, Herkunft und Ausstattung versuchsweise zusammengestellt wären.

Das hat einerseits sein Gutes, denn die Illustrationen der alten Codices, meist Wunderwerke der Fein- und Kleinmalerei auf schwer zu blätterndem Pergament, sind nicht auf Massenbenutzung berechnet, und selbst die schonendste Behandlung von der Hand des einzelnen Forschers trägt doch nach und nach zu ihrem Untergang bei, — wenn auch längst nicht so schnell wie das zerstörende Tageslicht, dem soviele kostbare Miniaturen in den Schaukästen der Bibliotheken und Sammlungen jahraus, jahrein ausgesetzt sind. Andrerseits aber hat diese Unkenntniß des Materials zur Folge, daß wir in der Geschichte der mittelalterlichen Malerei außerordentlich langsam vorwärts kommen und auch bei den wichtigsten Fragen meist noch im Dunkeln tappen.

Die Zahl der wohlerhaltenen Miniaturenhandschriften aus allen Jahrhunderten des deutschen Mittelalters ist groß, viel, viel größer, als man im allgemeinen sich vorstellt, und Jeder, der daraufhin Bibliotheken, private und öffentliche Sammlungen, Kirchenschätze und Klosterbüchereien durchsucht, kommt aus der Ueberraschung nicht heraus. Aber was davon bis jetzt von der Forschung verarbeitet und der allgemeineren Kenntniß zugute gekommen ist, ist im wesentlichen doch auch heute noch nicht viel mehr als das, was sich ohne allzugroße Mühe von der Oberfläche abschöpfen ließ. Vieles, was für die allgemeine Kenntniß des mittelalterlichen Lebens, — von speziell kunstgeschichtlichen Fragen ganz abgesehen — recht werthvoll wäre, harrt noch heute sozusagen der Entdeckung. Ein unermeßliches Gebiet steht hier noch auf Jahrzehnte hinaus der Forschung offen, zumal wenn man bedenkt, daß in den anderen Kulturländern, vielleicht mit einziger Ausnahme Frankreichs, dieses ganze Arbeitsfeld noch viel mehr vernachlässigt steht, als bei uns, und daß Massen deutscher Miniaturenhandschriften sich in ausländischen Sammlungen und Bibliotheken befinden. Freilich ist es eine mühselige Arbeit. Aber die Geschichte der deutschen Malerei im Mittelalter wird doch wohl immer in erster Linie sich an die Denkmäler der Buchmalerei anschließen müssen, weil die Wandmalereien nur selten leidlich erhalten und unberührt von späteren Restaurationen auf uns gekommen sind, von der Tafelmalerei des eigentlichen Mittelalters aber nur äußerst wenige Denkmäler bis auf unsre Zeit hindurch gerettet worden sind, während die illustrirten Handschriften nicht nur in viel größerer Zahl, sondern auch meist in trefflichem Zustand erhalten sind und außerdem den Vorzug besitzen, daß sie sich in vielen Fällen genau datiren, oft auch lokalisiren lassen. Die Hauptaufgabe wird noch auf lange hinaus die bleiben, die Masse des vorhandenen Bestands nach Zeit und Ort zu bestimmen und dann die einzelnen Schulen auszuscheiden, wie sie in den verschiedenen Jahrhunderten in den verschiedensten Theilen Deutschlands nebeneinander bestanden haben. Ist erst einmal ein bedeutender Bruchtheil der Produktion einer solchen — bis ins 13. Jahrhundert meist klösterlichen oder bischöflichen — Schreibstube zusammengestellt, so ergeben sich dann daraus eine Fülle der wichtigsten Rückschlüsse auf den allgemeinen künstlerischen Charakter des betreffenden Zeitraums, ein Maßstab für die Werthung der künstlerischen Höhe der einzelnen Schreibstuben, zugleich ein Stück sicherer Basis für die Entwicklung der mittelalterlichen Bilderkreise. Bis jetzt ist diese Aufgabe im großen Ganzen gelöst erst für einen verhältnißmäßig kleinen Theil des Mittelalters, für die karolingische Kunstepoche. Ueber die wichtigsten Buchmalerschulen jener Zeit im Frankenreich, wenigstens soweit sie ihre Entstehung auf Karl den Großen und die von diesem ins Leben gerufene höfische Kultur zurückführen, sowie über die wichtigsten der aus diesen Schreibstuben hervorgegangenen Werke sind wir recht gut informirt durch die Arbeiten Janitscheks, speziell durch seine zusammenfassende Studie in der Prachtausgabe der Trierer Adahandschrift (Leipzig, Dürr 1889). Einigermaßen umrissen sind bis jetzt auch in ihrer Thätigkeit in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters die Schreibstuben von Reichenau, St. Gallen, Fulda, Echternach, Trier, für einzelne Epochen im 12. und 13. Jahrhundert die von Kloster Scheyern, Zwiefalten, St. Emmeran in Regensburg. Aber eine systematische Sammlung alles erreichbaren Materials einer bestimmten Schreibstube während einer bestimmten Epoche und eine völlige Durcharbeitung desselben nach allen Richtungen hin ist bis jetzt erst zweimal versucht worden, das erste Mal von Voege in seiner Studie über eine wahrscheinlich im Kölner Domkloster zu lokalisirende Malerschule um die Wende des

1. Jahrtausends,[1]) das zweite Mal in der kürzlich erschienenen Doktorarbeit Haseloffs „Eine thüringisch-sächsische Malerschule des 13. Jahrhunderts".[2])

Haseloff hat aus der Fülle der in Deutschland entstandenen Bilderhandschriften des hohen Mittelalters, über die er sich seit Jahren mit großer Ausdauer eine umfassende Uebersicht zu verschaffen bemüht ist, eine Gruppe herausgeschält, die ihm besonderen Erfolg versprach und in der That auch gebracht hat. Er ging dabei aus von zwei bereits lange bekannten und berühmten, ungefähr datirten und lokalisirten Denkmälern, zwei Psalterhandschriften des thüringer Landgrafenhauses, dem Psalter des Landgrafen Hermann von Thüringen in der königl. Hofbibliothek zu Stuttgart, und dem sogenannten Gebetbuch der heiligen Elisabeth im Museum zu Cividale im Friaul. Um diesen Kern herum gelang es ihm noch weitere zwölf, theils vollständig, theils fragmentarisch erhaltene Bilderhandschriften und eine Anzahl Einzelblätter zu gruppiren in den Bibliotheken zu Wolfenbüttel, Magdeburg, Hamburg, Breslau, Donaueschingen, Berlin, München, Wien, Köln, Karlsruhe, Hannover und Nürnberg. Es sind fast alles Psalterhandschriften aus dem Beginne des 13. Jahrhunderts, mit großer Pracht ausgestattete Gebetbücher für die Privatandacht hochgestellter Persönlichkeiten. Daß sie für den Handgebrauch hergestellt sind, beweist schon ihr handliches Format. Ein interessanter Zug für den veränderten Charakter ihrer Entstehungszeit läßt sich aus dieser Thatsache erkennen. Bis dahin findet man nämlich als reich ausgestattete Prachthandschriften kirchlichen Inhalts in erster Linie Evangeliare und Evangelistare. Handschriften dieser Klasse sind es, welche die Marksteine bezeichnen in der Entwicklung der Miniaturmalerei im 11. und 12. Jahrhundert. Das ändert sich mit einem Male um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert. Die reiche Pracht der bildnerischen Ausstattung wendet sich jetzt von jenen großen, für den kirchlichen Kultus bestimmten Folianten ab und den handlichen Psalterhandschriften für den Hausgebrauch zu. Deutlich erkennt man hierin das Aufkommen der höfischen Kultur, der weltlichen Kunstliebe, den Sieg der Frau Welt über die Sancta Mater Ecclesia, wie er sich unter dem Einfluß der Kreuzzüge angebahnt und um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert durchgerungen hatte. Man kann insofern eigentlich diese ganze, zwar allem Anschein nach noch von Klosterkünstlern hergestellte und mit kirchlichem Inhalt gefüllte, aber doch für den häuslichen Gebrauch weltlicher Personen berechnete Klasse von Kunstwerken mit einigem Recht schon der Profankunst zuzählen. Das bestätigt auch das Auftauchen persönlicher Momente in diesen Handschriften, die portraitmäßige Darstellung der Besitzer und ihrer Ahnen und Verwandten mitten zwischen religiösen Bildern und in direkter Beziehung zu heiligen Personen oder Symbolen, wofür einige der hier behandelten Handschriften zahlreiche sehr interessante Belege bieten.

Wie schnell sich die bildende Kunst nach dieser Richtung hin in jener Zeit wandelte, beweist die Thatsache, daß von nun an die Marksteine in der Entwicklung der mittelalterlichen Buchmalerei eben aus solchen halb-profanen Kunstwerken bestehen. Das rein Kirchliche stagnirt, das Weltliche schreitet vorwärts. Diese ganze Handschriftengruppe enthält die ersten und die besten Zeugnisse von dem überraschenden Aufschwung, den die deutsche Malerei vom Ende des 12. Jahrhunderts an genommen hat, und der sich dann weiterhin im 13. und 14. Jahrhundert in erster Linie in Werken fortsetzt, die auch inhaltlich ganz der Profankunst zuzurechnen sind. Von da an entgleitet ja überhaupt immer mehr und immer schneller der Kunstbetrieb den geistlichen Händen und wird Domäne der Laienkünstler. Wir stehen an der Wende der Zeiten. Es ist schade, daß der Verfasser kulturgeschichtliche Fragen dieser Art nur leise streift. Auf eine interessante Parallele möchte ich hier aufmerksam machen auf dem Gebiete der gleichzeitigen Plastik: Zu dem weitaus Bedeutendsten in künstlerischer Hinsicht, was das 13. Jahrhundert uns in Deutschland an Werken monumentaler Plastik hinterlassen hat, gehören in erster Linie solche Denkmäler, die an profane Personen anknüpfen, so die unvergleichlichen überlebensgroßen Portraitgestalten der Stifterpaare im Dome zu Naumburg, das Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde im Braunschweiger Dome, das Grabmal des Wiprecht von Groitzsch zu Pegau und des Grafen Dedo und seiner Gemahlin zu Wechselburg, der herrliche „Reiter" im Dome zu Bamberg und die Portraitfiguren Heinrichs II. und seiner Gemahlin ebenda, endlich das Reiterstandbild des großen Otto auf dem Marktplatze zu Magdeburg. Das sind wahre Marksteine der künstlerischen Entwicklung, die von den religiösen Gestaltungen der gleichen Zeit im besten Falle erreicht, in keinem Falle übertroffen werden.

Was zunächst an jener von Haseloff zusammengestellten Gruppe von Prachthandschriften für höfischen Privatgebrauch interessirt, ist neben ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung natürlich in erster Linie das rein Kunstgeschichtliche. Es ist schwer, die mannichfaltigen Ergebnisse der fleißigen und umfangreichen Arbeit nach dieser Richtung hin in wenigen Zeilen zusammenzudrängen. Vor uns entrollt sich ein kleiner Ausschnitt aus dem künstlerischen Betriebe jener Zeit, die malerische Thätigkeit einer — vielleicht in Hildesheim zu lokalisirenden — klösterlichen Schreibstube, deren Blüthezeit und allmähliches Absterben im Laufe des 13. Jahrhunderts wir an einer immerhin ziemlich kleinen und zufällig erhalten gebliebenen Zahl von Denkmälern deutlich verfolgen können; aber dieser kleine Ausschnitt wird ausgebreitet auf einem so reichen und weiten Untergrunde des allgemeinen künstlerischen Charakters jener Zeit, daß die Schlüsse, die von den sorgfältig ausgearbeiteten Bruchtheilen auf das Ganze gezogen werden, fast noch werthvoller sind, als die zuweilen etwas gar zu sehr ausgedehnte Detailbehandlung jenes einzelnen Ausschnitts.

Die Thätigkeit der hier geschilderten Buchmalerschule fällt in die letzte Zeit des romanischen Stils in Deutschland und in die Periode der aufkommenden Gothik. Deutlich ist das Eindringen des westlichen Einflusses an einer Reihe von Einzelheiten zu fühlen, wenn auch zunächst nicht in formaler Hinsicht. Auf der anderen Seite ist ein nachhaltiger Einfluß der oströmischen Kunst festzustellen, ein auffallend starkes „Byzantinisiren" in Formengebung und Scenenbildung. Dabei ist die vom Verfasser klar herausgestellte Thatsache sehr bemerkenswerth, daß diese Neigung zur Herübernahme byzantinischer Formen und Typen nicht etwa eine Spezialität unsrer Handschriftengruppe ist, sondern sich gleichermaßen in jener Zeit in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, viel stärker noch z. B. in Westfalen (Soester Schule) wiederfindet. Hand in Hand damit geht eine „Geschmacksumwälzung, die nicht nur ganz Deutschland, sondern, wenn auch in anderen Formen, andere Länder des Abendlandes durchzieht". (S. 349.) Eine eigenthümlich unruhige, knittrige, scharfbrüchige Formengebung ist das Resultat dieser Bewegung, durch welche die Schöpfungen unsrer Malerschule ihr ganz spezifisches Gepräge erhalten. Es ist die letzte Phase des romanischen Stils, sein „Todeskampf" gegenüber der machtvoll hereinbrechenden Gothik, die im schärfsten Gegensatz zu ihm steht.

[1]) Eine deutsche Malerschule um die Wende des 1. Jahrtausends. Ergänzungsheft VII zur „Westdeutschen Zeitschrift", Trier 1891.

[2]) Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 9, Straßburg, Ed. Heitz 1897. 8⁰. 377 S. Mit zahlreichen Abbildungen. 14 M.

In den letzten Werken dieser Richtung hat die von Byzanz wesentlich angeregte Unruhe, Gespreiztheit, Eckigkeit ihren Höhepunkt erreicht, eine Weiterentwicklung darüber hinaus ist nicht mehr möglich.

Zur weiteren Charakterisirung unsrer Handschriftengruppe sei außerdem noch hervorgehoben, daß sie mit der ganzen Richtung ihrer Zeit ein deutliches Streben nach Zierlichkeit und Eleganz theilt und dabei nach einer Durchdringung der althergebrachten Darstellungstypen mit einer gewissen Innigkeit strebt, was sich namentlich bei den Madonnenbildern in dem veränderten, menschlicheren Verhältniß zwischen Mutter und Kind offenbart. Im Ikonographischen zeigt die Schule einige Eigenarten, die sie scharf sondern von allen gleichzeitigen in- und ausländischen Schulen, soweit sich deren Bilderschatz bis jetzt überschauen läßt, so in der Ausgestaltung des Kalenders, dessen Monatsbilder nur landwirthschaftliche Scenen enthalten (während sonst in dieser Zeit die Darstellung höfischer Beschäftigungen und Liebhabereien hier eine große Rolle spielt), so in der ikonographischen Ausgestaltung einzelner Scenen, z. B. in der Darstellung der Taufe Christi, und endlich in der Initialornamentik. In der Farbengebung theilt sie die Eigenart des hohen Mittelalters, die darin besteht, daß die Farben ohne Rücksicht auf ihre Uebereinstimmung mit dem betreffenden Gegenstande in der Natur angewendet werden, also rein ornamental (blaue, grüne Pferde, gelbe Felsen und ähnliches). Ebenso besteht für das Einzelne der Körperbildung ein Schema, „eine bestimmte Gruppe von Linien und Schattirungen vertritt die Beobachtung nach der Natur“. Die Einordnung der Gestalt ins Bild erfolgt „nach dem Prinzip der Raumfüllung“, also wieder ornamental. Von „Realismus“ kann natürlich keine Rede sein.

Alle Denkmäler dieser Gruppe sind in Deckfarbenmalerei hergestellt. Der Hypothese Lamprechts und Janitschels vom „nationalen Federzeichnungsstil“ des hohen Mittelalters, der von ihnen als Träger der künstlerischen Entwicklung bezeichnet worden war, wird von Haseloff auch der letzte Rest von Berechtigung noch genommen, nachdem schon mehrfach in den letzten Jahren bald mehr, bald weniger ausführlich auf deren Unhaltbarkeit hingewiesen worden war.

Ein kurzer Ueberblick über den Inhalt möge zeigen, nach wie vielen Richtungen hin die Denkmälergruppe vom Verfasser durchgearbeitet worden ist: Nach der Schilderung der allgemeinen Ausstattung der Handschriften wird die Vertheilung der Bilder und Initialen erörtert und ihr Verhältniß zum Text (das oft recht lose ist). Genau wird sodann die Technik untersucht. Sehr ausführlich, manchmal meines Erachtens zu ausführlich, wird der Bilderkreis ikonographisch in allen seinen Einzelheiten beschrieben und charakterisirt, darauf die Initialornamentik. Dann folgt die stilistische Charakterisirung der Gestaltenbildung im einzelnen und allgemeinen, Gewandung, Stellung und Haltung, Geberdensprache, die Schilderung von „Leben und Ausdruck“ und schließlich von Architektur und Landschaft. Auf Grund aller dieser Untersuchungen wird dann im letzten Abschnitt Ort und Zeit der Entstehung unsrer Handschriftengruppe festzustellen versucht, wobei leider eine absolute Gewißheit nicht erzielt worden ist. Der Verfasser begnügt sich vorläufig damit, als zeitliche Grenze das 13. Jahrhundert, namentlich in seinen ersten Jahrzehnten, zu betrachten, als örtliche die nahen Beziehungen zum thüringischen Landgrafenhause auf der einen Seite, zu Hildesheim auf der anderen Seite.

Die Förderung, die der stilistischen und ikonographischen Forschung auf dem Gebiete der Miniaturmalerei des hohen Mittelalters durch Haseloffs Doktorarbeit zutheil wird, halte ich für recht bedeutend, vor allem auch deßhalb, weil der Verfasser sich nicht die Mühe hat verdrießen lassen, fast das ganze hier in Betracht kommende Bildermaterial photographisch aufzunehmen und alle wichtigeren Darstellungen aus der ganzen Handschriftengruppe dem Leser in 112 Lichtdrucken auf 49 Tafeln zugänglich zu machen. Nur so kann ja ein wirklicher und dauernder Nutzen der theoretischen Ausführungen dem Leser vermittelt werden. Umso unbegreiflicher ist es, daß der Verfasser von dieser großen Erleichterung, welche die reiche bildliche Ausstattung der wissenschaftlichen Beweisführung bietet, so gut wie keinen Gebrauch gemacht hat. Er spricht das ganze Buch hindurch, als sei der zweite, für die Dauer doch natürlich werthvollere Theil des Buches, die 112 Abbildungen, gar nicht vorhanden, er quält sich ab mit der umständlichen Beschreibung jeder Scene, jedes einzelnen Bildes, ohne auf die betreffenden Tafeln und Nummern der Abbildungen zu verweisen, wodurch er sich selbst und dem Leser eine Menge Arbeit hätte ersparen können. Stets nennt er nur die Nummer der Handschrift, um die es sich gerade handelt. Damit ist dem Leser aber nicht gedient, denn keinem von uns wird es je möglich sein, alle die besprochenen Handschriften bei der Lektüre des Haseloff'schen Buches vor sich nebeneinander auf dem Tisch liegen zu haben. Da nun aber das Auge während des Lesens das dringende Verlangen hat, das Gelesene gleichzeitig im Bilde nachzukontroliren, so muß der Leser, der es gewissenhaft nimmt, in jedem einzelnen der Hunderte von Verweisen auf die Handschriften den folgenden umständlichen Weg einschlagen: Zuerst in Register II nachsehen, ob die betreffende Darstellung überhaupt sich unter den Abbildungen findet, dann die betreffende Abbildung aufsuchen, was noch eine besondere Schwierigkeit hat, da je drei Tafeln wohl aus typographischen Rücksichten, in sich zusammengefaltet und rücksichtsloserweise außen ohne Numerirung sind, außerdem jedes solche Trifolium wieder ganz verschieden viel Abbildungen birgt. Da nun weiter die einzelnen Tafeln und Abbildungen unbegreiflicherweise keinerlei orientirende Unterschriften tragen, so muß man von hier aus zurückblättern zu Register IV, um zunächst festzustellen, aus welcher der 16 in Rede stehenden Handschriften denn die fragliche Abbildung stammt, und endlich muß man von da wieder vorgehen in den Text, um sich zu vergewissern, ob dies denn nun auch die gerade in Rede stehende Handschrift sei. Es bedarf keines Wortes weiter, um zu zeigen, wie qualvoll infolgedessen, ja unerträglich auf die Dauer ein einigermaßen gewissenhaftes Durchlesen des Buches auf diese Weise dem Leser gemacht ist. Lediglich von S. 309 bis 316 scheint dem Verfasser ein guter Genius geleuchtet zu haben, denn auf diesen 7 Seiten verweist er bei jeder herangezogenen Scene einfach auf die betreffende Abbildung. Warum nur auf diesen 7 Seiten von 359? Man steht hier vor einem psychologischen Rätsel und wird den Verdacht nicht los, daß es sich nur um eine Bequemlichkeit des Verfassers handelt, durch die er allerdings seine lehrreichen Ausführungen von vornherein um einen großen Theil ihres Erfolges gebracht hat.

Gerade weil der Inhalt der fleißigen Arbeit werthvoll ist, möchte ich auch ein zweites Bedauern nicht unterdrücken, nämlich darüber, daß der Verleger sich nicht entschließen konnte, trotz des hohen Ladenpreises des Werkes, für die zahlreichen Abbildungen ein etwas besseres Reproduktionspapier zu wählen. Nicht nur der künstlerische Eindruck, auch der wissenschaftliche Nutzen der von Haus aus so klaren und schönen Aufnahmen, der in erster Linie von der Deutlichkeit abhängt, ist dadurch bedauerlich beeinträchtigt.

Verdient die kunstgeschichtliche Behandlung der Arbeit vor allem auch wegen einer Fülle feinsinniger Beobachtungen

und wegen ihrer Ausdauer alles Lob, so kann dies leider von dem rein historischen Theil nicht in gleichem Grade behauptet werden. Augenscheinlich war der Verfasser durch die außerordentlich detaillirte Ausarbeitung der stilistischen und ikonographischen Seite ermüdet oder hielt das rein historische Moment für ein solches zweiten Ranges. Das dürfte es aber doch nicht sein. Meines Erachtens wird diese rein kunstgeschichtlich, soweit ich nachprüfen konnte, zuverlässige Arbeit erst dadurch zu einem wirklich brauchbaren, nach allen Seiten hin verwendbaren Bausteine für eine Geschichte der deutschen Malerei im Mittelalter, daß ihr die Bekrönung aufgesetzt wird durch eine möglichst scharfe Umgrenzung der zeitlichen und örtlichen Entstehungsmöglichkeiten. Daß hierin durch eine eingehendere Erforschung der Provenienz der einzelnen Handschriften und durch Verwerthung aller irgendwie in ihnen enthaltenen historischen Anhaltspunkte noch etwas mehr hätte geschehen können, möchte ich an einem Beispiel nach beiden Richtungen hin näher ausführen.

Die wichtigste Handschrift der ganzen Gruppe ist der Psalter der hl. Elisabeth im Museum zu Cividale. Ihm ist darum auch mit Recht der weitaus größte Raum unter den Abbildungen eingeräumt worden. Aus den Bildern der Litanei (die Litanei ist in allen diesen Handschriften den Psalmen beigefügt, ebenso das Kalendar, die Cantica und das eine oder andere Officium) ist zu ersehen, daß die Handschrift nicht von Haus aus für die hl. Elisabeth hergestellt worden ist, sondern für ihren Schwiegervater, den Landgrafen Hermann von Thüringen, und dessen Gemahlin Sophia. Jedenfalls hat Sophia das Buch im Gebrauch gehabt, denn die auf drei Seiten des Buches eingeschriebenen Gebete, in welchen in rührender Weise für das Seelenheil des Landgrafen gefleht wird, sind von einer Frau niedergeschrieben, wie aus dem Wortlaut klar hervorgeht. Sie können aber nur von einer weiblichen Person herrühren, die dem Landgrafen sehr nahe stand und auch sein Innerstes kannte. Ist auch nirgends eine Andeutung des Gattenverhältnisses zu erblicken, so kann meines Erachtens doch ein Satz, wie der: „Ich empfehle dir, Jesus, deinen Diener Hermann, der, obwohl in viele Verbrechen und Sünden verstrickt, doch von dir geschaffen und durch dein theures Blut erkauft ist und auf dich hofft ꝛc." [1]) sicher nur von Sophia niedergeschrieben sein. Die hl. Elisabeth kann nicht Verfasserin dieser Gebete sein — eine Möglichkeit, die Haseloff offen läßt — weil diese damals noch ein Kind war und selbst beim Tode des Landgrafen (1217) erst 10 Jahre zählte. Jene Gebete sind aber, was Haseloff hätte schärfer hervorheben müssen, noch bei Lebzeiten des Landgrafen geschrieben. Einem höchstens 10 jährigen Kinde kann aber unmöglich ein Urtheil darüber zugetraut werden, ob ihr Pflege- und prädestinirter Schwiegervater „in viele Verbrechen und Sünden verstrickt" sei und dennoch auf die Gnade Gottes hoffe. Der ganze Inhalt der übrigens tief ergreifenden Gebete paßt vorzüglich auf die letzten Lebensjahre des Landgrafen Hermann, wo derselbe, wie sich aus den Urkunden muthmaßen läßt, nicht mehr regierungsfähig war, wie er denn auch wahrscheinlich eines ungewissen Todes, sogar als Exkommunizirter und vielleicht im Wahnsinn gestorben zu sein scheint.[2]) Sätze, wie der: „Befreie ihn von der Herrschaft, den Nachstellungen, dem Betrug und Banden und Stricken und Gewalt ꝛc. aller seiner sichtbaren und unsichtbaren Feinde", erhalten doch ihre rechte Erklärung erst, wenn man sie als Herzensergüsse der um das leibliche wie geistige und seelische Wohl Hermanns gleichermaßen bangenden Gattin Sophia erkennt. Dies alles hätte der Verfasser doch wohl streifen dürfen.

Daß dann weiterhin das Gebetbuch sich thatsächlich in den Händen der hl. Elisabeth befunden hat, geht, wie Haseloff mittheilt, aus einer Eintragung von einer andern Hand des 13. Jahrhunderts hervor, wonach Elisabeth dieses Buch verschenkt hat, und zwar, wie Haseloff annimmt, „unzweifelhaft" an ihren Oheim, den Patriarchen Berthold V. von Aquileja, aus dessen Besitz dann weiterhin vermuthlich die werthvolle Handschrift in das Kapitelarchiv zu Cividale gelangt sei, um schließlich in unsrer Zeit im Museum zu Cividale Aufstellung zu finden. Hier hätten Belege für die „unzweifelhafte" Behauptung des Uebergangs an den Patriarchen von Aquileja nicht fehlen dürfen. Schließlich ist es doch nur eine Hypothese, und ich halte andere Möglichkeiten durchaus nicht für ausgeschlossen, ja sogar für sehr wahrscheinlich. Näher darauf einzugehen, liegt außerhalb der Aufgabe dieses Aufsatzes.

Nun, abgesehen von alledem: In dieser Handschrift befindet sich auf Fol. 332 eine große Darstellung der Dreieinigkeit (Abb. Haseloff Tafel 30), umgeben von den Symbolen der Evangelisten, von zwei Propheten und zwei Rauchfässer schwingenden Engeln. Unten aber knien die getreulich im Kostüm ihrer Zeit dargestellten Gestalten des Landgrafen Hermann (Herman lantgravius) und seiner Gemahlin Sophia. Hermann hatte zwei Frauen Namens Sophia; hier ist zweifellos die zweite dargestellt (Haseloff geht darauf nicht weiter ein), denn die (von Haseloff gar nicht erwähnte) Beischrift ist als Sophia ducissa (dcs) aufzulösen. Eine geborene ducissa war aber nur die zweite Gemahlin Hermanns, nämlich eine Wittelsbacherin; die erste war von einfachem Adel. Uebrigens ist jene erste Sophie nicht erst 1195 gestorben, wie Haseloff schreibt, sondern spätestens 1189, denn Anfang 1190 finden wir Hermann urkundlich bereits zum zweitenmal, eben mit der Wittelsbacherin, vermählt.[1]) Damit ist zugleich eine erste zeitliche Abgrenzung für die Herstellung der Handschrift nach oben hin gegeben, die sich Haseloff nicht hätte entgehen lassen sollen.

Jenes fürstliche Paar nun hält zwischen sich das Modell einer stattlichen dreithürmigen Kirche empor als eine Widmung an die über ihnen schwebende Dreieinigkeit. Haseloff rühmt mit Recht, daß die Darstellung dieser Kirche in realistischer Ausführung weit hervorrage über alles, was in der ganzen Handschriftengruppe sonst an architektonischen Darstellungen geboten werde, ja daß sie eigentlich ganz aus dem allgemeinen Rahmen herausfalle. Auf einem Schriftstreifen über diesem kleinen Kirchenmodell nun steht Renhersburdin. Reinhardsbrunn! — das Lieblingskloster und die Begräbnißstätte des thüringischen Landgrafenhauses, — wie schön würde sich aus diesem kleinen Hinweise ein wichtiger Anhaltspunkt für den Entstehungsort der Handschrift und damit wohl der ganzen Schule entnehmen lassen. Leider ist die Inschrift, wie sich schon aus dem Lichtdruck einigermaßen entnehmen läßt, jedenfalls nicht gleichzeitig. Haseloff nennt sie „modern", ohne auf ihr etwaiges Alter näher einzugehen. Sie ist also für Benennung des Kirchenmodells belanglos. Immerhin wäre die möglichst genaue Feststellung des Alters jener nachträglichen Eintragung, die vor dem Original doch wohl einigermaßen möglich ist, nicht gleichgültig gewesen, denn man fragt sich doch unwillkürlich, wer wohl im fernen Aquileja oder Cividale ein Interesse daran gehabt haben kann, diese Fälschung nachträglich ins

1) ... commendo famulum tuum Hermannum ... quamvis multis criminibus et peccatis irretitum, tamen a te creatum et precioso sanguine tuo redemptum et in te sperantem etc.

2) Vgl. hiezu die Zusammenstellung aller Nachrichten über Hermanns Ende in dem demnächst zur Ausgabe gelangenden Hefte des 2. Bandes der Regesta diplomatica Thuringiae, ed. Dobenecker. Jena 1898, unter Nr. 1672.

1) Vergl. Regesta diplomatica Thuringiae, ed. Dobenecker, Bd. II, Nr. 871.

Werk zu setzen und vor allem in welcher Zeit (falls nämlich wirklich die Handschrift seit dem 13. Jahrhundert immer dort gewesen ist!). Auch hätte nicht unerwähnt bleiben dürfen, daß die Form Renhersburdin höchst ungewöhnlich und urkundlich für Reinhardsbrunn sonst nicht nachzuweisen ist.

Natürlich ist mit dieser Thatsache der nachträglichen Eintragung jener Ueberschrift die Möglichkeit in nichts erschüttert, daß Reinhardsbrunn trotzdem die gesuchte Heimath jener Malerschule gewesen sein könnte. Ein Ort nicht zu fern der Wartburg und nicht zu fern von Hildesheim muß es ja nach den Ausführungen des Verfassers ohnehin gewesen sein. Haseloff läßt denn auch thatsächlich die Möglichkeit offen, daß die Handschriftengruppe in der Reinhardsbrunner Klosterschreibstube entstanden sein könne, ja er scheint doch auch im stillen etwas dieser Ansicht zuzuneigen, indem er seine Malerschule eine „thüringisch-sächsische“ getauft hat. Nähere Anhaltspunkte ließen sich ja zunächst nicht beibringen, da Reinhardsbrunner Bilderhandschriften sonst nicht erhalten zu sein scheinen. Die Bibliothek des Klosters ist schon 1292 einmal verbrannt, das Kloster selbst dann 1525 im Bauernkriege gründlich ausgeplündert worden. Hier nun hätte Haseloff wenigstens nach der negativen Seite hin ein ganz bestimmtes Ergebniß ziehen können: Reinhardsbrunn kann schon gar nicht die Heimath jener Malerschule gewesen sein, weil Landgraf Hermann sein Lebtag mit den Mönchen von Reinhardsbrunn in heftiger Fehde lag. Er war dem Kloster so feind, daß er es verschmähte, sich in der dortigen Kirche bei allen seinen Ahnen beisetzen zu lassen, ja er erbaute in Eisenach das Katharinenkloster als offene Demonstration gegen Reinhardsbrunn, und ließ in dessen Kirche seinen vor ihm gestorbenen Sohn beisetzen, wie dann später auch er selbst und seine Gemahlin hier ihre Ruhestätte fanden. Für einen so gehaßten Herrn wird sich die Reinhardsbrunner Klosterschreibstube nicht mit der Herstellung mehrerer Prachthandschriften bemüht haben.

Es hätte aber auch das nicht übergangen werden dürfen, warum jenes vom Landgrafenpaare emporgehaltene Kirchenmodell auf keinen Fall — einerlei, ob mit oder ohne Ueberschrift — die Darstellung der Reinhardsbrunner Kirche sein kann: Reinhardsbrunn ist schon 1086 vom Grafen Ludwig gegründet worden, also ein Jahrhundert früher ehe Hermann I. zur Regierung gelangte, und es ist nichts davon bekannt, und nach den oben mitgetheilten Thatsachen auch gar nicht anzunehmen, daß etwa Hermann einen prächtigen Neubau der Reinhardsbrunner Kirche in die Wege geleitet habe, was ihn schließlich berechtigt haben würde, auf jenem Bilde das Modell etwa des Neubaues der Kirche emporzuhalten.

Da nun aber jenes so auffallend realistisch gehaltene Kirchenmodell sich doch wohl auf eine Gründung Hermanns und Sophia's beziehen muß, so hätte der Verfasser weiter folgern können, daß damit wohl nur die einzige größere bekannt gewordene Kirchengründung Hermanns gemeint sein kann, eben die des Katharinenklosters in Eisenach, der nunmehrigen Grablege des Landgrafenhauses. Diese Gründung erfolgte um 1210. Ganz zwanglos hätte auf diese Weise der Verfasser eine äußerst enge Begrenzung für die Entstehungszeit jener wichtigsten Handschrift seiner Gruppe gewinnen können: Es bleibt dafür ein Spielraum von höchstens 6—7 Jahren übrig: 1210—1217.

Noch sei einem etwaigen vorschnellen Schlusse begegnet: Das Katharinenkloster zu Eisenach kann nicht der Entstehungsort der Handschrift gewesen sein, denn es war ein Nonnenkloster. In jenen von Sophia eingetragenen Gebeten wird aber für den Schreiber des Buches (nec non et pro eo qui hoc scripsit) — nicht für die Schreiberin — gebetet. Der Entstehungsort dürfte daher ein Männerkloster gewesen sein. Auch das hätte der Verfasser wenigstens kurz erwähnen können.

Mir scheint, daß sich bei genauer Heranziehung aller ähnlichen Anhaltspunkte — und es sind deren sowohl im Psalter Elisabeths wie in dem Psalter Hermanns in Stuttgart noch mehr enthalten, auch die andern Handschriften dürften zum Theil wohl noch einigen Ertrag liefern —, doch noch etwas mehr historische Festigung hätte erreichen lassen. Das soll natürlich nicht den Gesichtspunkt verdunkeln, daß es dem Verfasser bei dieser ganzen Studie in erster Linie um kunstgeschichtliche Ergebnisse zu thun war, die ja auch in reicher Menge gezeitigt worden sind. Freilich, je fester historisch fundirt eine stilistische Auseinandersetzung ist, desto werthvoller ist sie. Gewiß hat die Forschung noch viele werthvolle Beiträge zur Geschichte der deutschen Malerei im Mittelalter von dem eifrigen Verfasser zu erwarten.

Die Literatur über deutsches Erziehungswesen.

Die Erzeugnisse geistiger Arbeit haben heute auf fast allen Gebieten menschlichen Wissens einen Umfang erreicht, der es dem Einzelnen selbst in literarischen Zentren, wo große Büchersammlungen zur Verfügung stehen, nicht mehr gestattet, sich durch eigenes Umschauen auf dem Laufenden zu erhalten. Das Bedürfniß nach Literaturübersichten ist denn auch längst gefühlt und von den Einzelwissenschaften nach Maßgabe der vorhandenen Kräfte befriedigt worden. Nicht nur, daß die meisten Fachzeitschriften es für ihre Pflicht halten, ihre Leser durch bibliographische Zusammenstellungen zu unterrichten, es gibt auch für nicht wenige Gebiete selbständige Publikationen, die es sich als einzige Aufgabe gestellt haben, in der Form von Jahresberichten oder Spezialbibliographien möglichst vollständige, sei es kritische, sei es bloß aufzählende Uebersichten über die Gesammtheit des in einem bestimmten Fache Geleisteten vorzuführen. Ja, diese wegweisende Literatur ist ihrerseits wieder in einem Grade angeschwollen, daß es eines besonderen Studiums oder der täglichen Arbeit des Bibliothekars, dessen Handwerkzeug sie ist, bedarf, um sie mit schnellem Blicke zu übersehen und sagen zu können, welches der hülfsbereiten Bücher in einem einzelnen Falle am sichersten zum Ziele führt. Zwei umfangreiche Werke, die bereits im Jahre 1866 erschienene Bibliotheca bibliographica des Dresdener Bibliothekars Dr. Julius Petzholdt und die 20 Jahre jüngere Bibliographie des bibliographies des Konservators der Pariser Nationalbibliothek, Léon Vallée, wollen lediglich Führer durch diese Literatur der Führer sein, und es wäre sehr an der Zeit, wenn heute wieder einmal ein kundiger Bibliograph zusammenstellte, was in den letzten 10 Jahren auf dem Gebiete seiner „Wissenschaft“ geleistet worden ist, und dabei auf Grund praktischer Erfahrung anzugeben nicht versäumte, wessen man sich von einem jeden der Hülfsmittel zu versehen habe. Denn auch hier gilt es natürlich, die Spreu vom Weizen zu sondern.

Obwohl nun die in den Dienst bibliographischer Zwecke gestellten Kräfte gegenwärtig bereits sehr erheblich sind, so ist doch keineswegs schon überall ein befriedigender Zustand erreicht: für gewisse Theile des großen geistigen Arbeitsfeldes gibt es noch immer gar keine, für andere nur unvollkommene bibliographische Hülfsmittel. So ist die von einem Berliner Buchhändler alljährlich veröffentlichte juristische Literaturübersicht keineswegs, wie sie sich selbst nennt, eine Uebersicht der gesammten staats- und rechtswissenschaftlichen Literatur, sondern nur eine Zusammenstellung der Buchliteratur, während die sehr zahlreichen, in Zeitschriften erschienenen Arbeiten nicht verzeichnet sind; für das weite Gebiet der Erziehung und des Unterrichts aber fehlt es selbst an einer solchen engen Rahmen ausfüllenden Bibliographie noch heute. Vielleicht ist das Bedürfniß nach einer internationalen Uebersicht

über die Arbeiten auf pädagogischem Gebiete nicht stark genug, um die zu einer so gewaltigen bibliographischen Leistung erforderlichen Kräfte in Bewegung zu setzen; daß es ganz fehle, wird Niemand behaupten, der von dem Einfluß eines Rousseau oder Locke auf deutsches Erziehungswesen eine Vorstellung hat; das würde auch schon die bloße Thatsache der Existenz einer Revue internationale de l'enseignement bestreiten. Aber gewiß ist, daß das nationale Interesse auf erzieherischem Gebiet stark überwiegt: trotz unleugbarer Beeinflussung durch ausländische Strömungen bleibt unser Erziehungswesen ein im Kern **deutscher** Organismus, der selbständig geworden und gewachsen ist, und dessen Gedeihen wir nur fördern können, wenn wir über die Bedingungen seiner bisherigen Entwicklung immer mehr Licht zu verbreiten und aus seiner deutschen Eigenart zu erkennen bemüht sind, welchen Zielen diese Entwicklung in der Gegenwart zustrebt.

In den Dienst dieser Aufgabe hat sich die Gesellschaft für deutsches Erziehungs- und Unterrichtswesen gestellt. Sie hat nicht nur in den Monumenta Germaniae paedagogica für pädagogische Quellen verschiedenster Art, insbesondere für Schulordnungen aus allen Ländern deutscher Zunge, für zusammenfassende Darstellungen der Geschichte des Unterrichts in einzelnen Fächern oder des Wirkens einzelner hervorragender Pädagogen ein würdiges Sammelwerk geschaffen; sie sucht auch durch eine in ihrem Auftrage von Professor Dr. Kehrbach herausgegebene umfassende Bibliographie ein klares Bild von dem gegenwärtigen Stande praktisch-pädagogischer Thätigkeit, sowie von den Fortschritten in der Erforschung des deutschen Erziehungswesens vergangener Zeiten zu geben.

Unter dem Titel: „Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge", wird in Monatsheften ein bibliographisches Verzeichniß der ganzen in deutscher Sprache erscheinenden und auf Deutschland bezüglichen pädagogischen Literatur geboten. Und das ist selbst bei reichlichen Hülfsmitteln eine gewaltige Leistung. Um sich eine Vorstellung von der Riesenarbeit zu machen, die es hier zu bewältigen gilt, bedenke man, daß in dem ersten, jetzt abgeschlossen vorliegenden, nur das eine Jahr 1896 berücksichtigenden Band der Bibliograpie 3008 Bücher, 4412 Aufsätze, einschließlich der Beschreibung von Lehrmitteln, und 739 behördliche Verordnungen verzeichnet worden sind. Und dabei handelt es sich nicht etwa um eine trockene Titelregistrirung. Vielmehr ist überall, wo den Bearbeitern ein Buch oder Aufsatz selbst zu Gesicht kam, mit kurzen, hier und da auch ausführlicheren Worten der Inhalt angegeben. Wer je eine bibliographische Arbeit gemacht hat, weiß, was das bedeutet. Daß allein die Zusammenstellung der nackten 4412 Titel von Zeitschriftenaufsätzen eine ansehnliche Leistung ist, wird man begreifen, wenn man erfährt, daß zu diesem Zwecke 1470 Zeitschriften durchgesehen wurden, von denen in nur 620 sich thatsächlich brauchbares Material fand. Wie viel vergebliche Arbeit bedeutet das, wie viel redlichen Fleiß, von dem keine Spur etwas meldet! Und doch betont der Herausgeber in dem Nachwort zum ersten Jahrgang mit vollem Recht, daß man von keiner Zeitschrift von vornherein annehmen kann, daß Fragen aus dem weiten Gebiete der Erziehung, des Unterrichts und Studiums in ihr nie erörtert wurden. Es habe sich z. B. in der „Klempner-Zeitung" ein Beitrag zum Zeichenunterricht, in den „Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins" ein Aufsatz über Schülerreisen, in der „Deutschen Bauzeitung" ein solcher über Volksschulbauten gefunden. Da eine Gesammtbibliographie der deutschen Zeitschriftenliteratur noch immer fehlt, so galt es also nichts geringeres als alle in deutscher Sprache erscheinenden Zeitschriften, soweit sie irgend zugänglich waren, auf pädagogische Literatur zu durchforschen. Soweit sie zugänglich waren! Die Schwierigkeit, die hiemit angedeutet ist, vermag der Außenstehende kaum zu würdigen. Daß der Herausgeber des Verzeichnisses es an redlichstem Bemühen nicht hat fehlen lassen, darüber besteht kein Zweifel. Ungefähr 8000 Zuschriften wurden an deutsche, österreichische und schweizerische Verleger von Büchern und Zeitschriften gerichtet, die Unterstützung der Regierungen und Behörden zur Erlangung der offiziellen Verordnungen in weitestem Umfang erbeten, schließlich wurden etwa 3350 Tagesblätter um Zusendung derjenigen Nummern ersucht, in denen zur Aufnahme geeignete Beiträge sich finden. Diese Bemühungen waren nur zum Theil von Erfolg gekrönt; an behördlicher Unterstützung hat es dem Werk am wenigsten gefehlt, Verleger aber und Presse haben nicht in allen Fällen für die Wichtigkeit der Sache, um deren Förderung sie ersucht wurden, hinreichendes Verständniß bewiesen.

Freilich, das im ersten Jahrgang bewältigte Material ist schon so ungeheuer, daß man sich fragt, wohin es denn hätte führen sollen, wenn der Herausgeber nirgends eine Fehlbitte gethan hätte. In der That, so dankbar wir das bisher Gebotene anerkennen, irgend welche Beschränkung bei der Wahl der aufzunehmenden Titel scheint uns eine unumgängliche Forderung, wenn nicht der weitere Fortgang des Unternehmens in Frage gestellt werden soll. Ursprünglich war beabsichtigt, jährlich 12 Hefte erscheinen zu lassen, von denen jedes die Literatur des vorangehenden Monats zu verzeichnen habe. Der erste Jahrgang nun hat seinen Umfang schon von 12 auf 15 Hefte heraufsetzen müssen und ist zum Theil infolgedessen mit nicht unbeträchtlicher Verspätung erschienen. Bei der von Jahr zu Jahr wachsenden literarischen Produktion ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß das Verzeichniß, wenn es wie bisher nach unbedingter Vollständigkeit strebt, binnen kurzem zu seiner Herstellung einen Kostenaufwand beanspruchen muß, der die Einhaltung des jetzigen Preises (20 M. jährlich) unmöglich machen und damit gleichzeitig die Gefahr der Verengerung des Abonnentenkreises heraufbeschwören wird. Es ist gewiß bei einer Bibliographie eine herrliche Sache um die Vollständigkeit. Aber das Streben nach diesem Ideal hört auf lobenswerth zu sein, wenn die auf minderwerthiges oder gänzlich werthloses Material zu verwendende Arbeit eine Ausdehnung gewinnt, die die Erreichung des gesteckten Zieles in Frage stellt. Und das scheint mir hier der Fall zu sein. Will man grundsätzlich durchaus nichts seinem Inhalt nach in den gegebenen Rahmen Gehöriges von der Verzeichnung ausschließen, keinen in einem provinzialen Winkelblättchen oder etwa in einem Tischlerkalender gedruckten Erguß über Fortbildungsschulen u. dergl., so jagt man einem Phantom nach. Ich behaupte gar nicht, daß an so abgelegenen Orten ans Tageslicht tretende Aufsätze nicht auch sehr lesenswerth und der Registrirung werth sein können. Aber ich bestreite, daß der Bibliograph nur aus Besorgniß, einen Artikel, auf den hinzuweisen es sich verlohnt, zu übergehen, sich jeglicher Kritik zu begeben und zehn werthlose, von denen auch die glühendste Phantasie sich nach jahrhundertelangem Lagern keinen Kulturwerth versprechen kann, mit aufzunehmen habe. Wir Menschen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind von einer solchen Ehrfurcht vor allem Historischen befangen, daß wir nur zu leicht in den Irrthum verfallen, unsre Nachkommen werden die Geisteserzeugnisse unsrer Zeit mit derselben heiligen Scheu betrachten, wie wir etwa die mittelalterlichen. Das heißt die Rechnung ohne den Wirth machen. Es liegt uns fern, diesen wirklich hervorstechenden Charakterzug unsrer Zeit zu schelten; nur ihm verdanken wir ja die außerordentlichen Erfolge, die die geschichtlichen Wissenschaften aufzuweisen haben, nur durch sein Wirken war es möglich, weite Gebiete längst versunkenen Geistes- und Kulturlebens zu erhalten. Aber hüten wir uns, diese Ehrfurcht auf Gebiete zu übertragen, wo sie fruchtlos bleiben muß. Wer weiß den sich redlich abmühenden Bibliographen dafür Dank, daß sie mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und großem Aufwande an Kraft jede dem Drucke überlieferte Expektoration verzeichnen? Uns, die Zeitgenossen, fördert es nicht, wenn wir auf solche Leistungen hingewiesen werden, vielleicht schadet es uns sogar, weil wir in der irrigen Vermuthung Brauchbares in dem Artikel zu finden, Zeit und Geld daran setzen, ihn zu erlangen. Unsre Nachkommen aber werden ganz gewiß mit rücksichtsloser Kälte an der so mühevoll zusammengetragenen

Spree vorübergehen und staunend über unsre Hochachtung vor Druckerschwärze den Kopf schütteln.

Die hier zu sparende Kraft könnte dagegen nutzbringend auf ein anderes Gebiet geleitet werden. Wer die gesammte Literatur über deutsches Erziehungs- und Unterrichtswesen vorführen will, sollte unsres Erachtens nicht versäumen, auch auf umfang- und inhaltreiche Bücherbesprechungen zu verweisen. Von dieser Art Literatur ist in dem in Rede stehenden Verzeichniß gänzlich abgesehen, aber zu leugnen ist doch nicht, daß eingehende und sachkundige Kritiken oft geradezu den Werth von Ergänzungen zu dem kritisirten Werke beanspruchen dürfen, und jedenfalls zur Förderung der Sache, sei es direkt, sei es durch Anregungen, unendlich viel mehr beitragen, als eine lange Reihe scheinbar selbständiger Leistungen. Zu erwägen möchte auch sein, ob nicht die wichtigere, auf deutsches Erziehungswesen bezügliche ausländische Literatur Aufnahme verdiente; in den durch den Titel des Verzeichnisses gegebenen Rahmen würde sie wohl hineinpassen.

Dr. Alfred Schulze.

Mittheilungen und Nachrichten.

Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches von **Theodor Fontane.** Berlin, F. Fontane u. Co. 1898. — Ein Buch, fesselnd, anregend und anheimelnd von der ersten bis zur letzten Seite. Die Zeit, die der Titel angibt, hat der Verfasser nicht streng innegehalten, manchmal greift er zurück, noch häufiger weit darüber hinaus, aber dies Hin und Her, dies scheinbar Planlose paßt sehr gut zu dem Plauderton, in dem die ganze Darstellung gehalten ist. — In der Hauptsache handelt es sich in dem Buche um das Jahrzehnt 1840—1850, jene unreifen, verschwommenen, hoffnungsfrohen und so beglückenden Tage, die als die vormärzlichen im Gedächtniß derer mit hellem Glanze bestrahlt geblieben sind, die damals jung gewesen. Und es war eine andere, freiere und frischere Jugend, die unter dem vormärzlichen Druck gedieh, als die von heute, freilich auch nicht so klug und praktisch, wie diese. Aber ob aus unsern Jungen einst solche Alte werden mögen, wie Fontane einer war und wie wir noch so manche Andere aus jener Zeit kennen? Die wunderliche Welt, die das Leipzig und Berlin von damals bildeten, ist mit großer Kunst und Kraft neu hervorgezaubert, und manche Genrebilder aus des Verfassers Apothekerjahren, aus seinem Uebergang zum Schriftstellerthum, aus seinen Journalistenfahrten sind ungemein reizvoll. Aus der Fülle der Persönlichkeiten, die wir in kurzen kühnen Strichen oder in scharf ausgeführten Miniaturbildchen kennen lernen, seien nur Max Müller, Julius Faucher, Max Stirner, Graf Strachwitz, Wilhelm Wolfsohn, Wollheim de Fonseca, Paul Heyse, Theodor Storm erwähnt, von denen Allen und noch manchen Anderen Fontane uns manche feine, charakteristische und neue Züge zu erzählen weiß. Und neben diesen Trägern nachmals berühmter Namen, die wir in ihren Anfängen, ihren Schwächen und Eigenheiten kennen lernen, sind nicht minder interessante Gestalten die merkwürdigen Charakterköpfe aus des Dichters Verwandtschaft, besonders der Onkel August und die Tante Pinchen. Und alles — Dinge, Menschen und Zeiten durch das klare, kluge und milde Auge des Greises geschaut, der lächelnd auf die Träume und Thorheiten der Jugendzeit zurückblickt, aber mit dem Lächeln des befreiten und befreienden Humors. Und welche Weisheit und Erfahrungsfülle ist in so vielen unscheinbaren Bemerkungen enthalten! — Mit besonderem Humor plaudert Fontane vom journalistischen Handwerke, von dem fröhlichen Zusammenhausen in der Redaktion der „Kreuz-Zeitung", von dem legitimistischen französischen Marquis, als welcher George Hesekiel die Leser der „Kreuz-Zeitung" ein Zeitlang mystifizirte, lange bevor der bekannte Bernauer Korrespondent erfunden (oder entdeckt?) worden war. Am werthvollsten und interessantesten sind die feinen Bemerkungen über einzelne Mitglieder der literarischen Vereinigung „Der Tunnel über der Spree", ganz besonders das Kapitel über Theodor Storm, dessen kleine Unbeholfenheiten und große dichterische Vorzüge Fontane lebendig behandelt. Ueber den Vorwurf der Frivolität, den Storm ihm einmal machte, sagt Fontane: „Ich habe nichts dagegen, auch jetzt noch nichts, für frivol gehalten zu werden. Meinetwegen. Aber ich sehe mir die Leute, die mit solchem Urtheil um sich werfen, einigermaßen ernsthaft an." Und derartiges sei ihm von Personen, die vielleicht zu solchem Ausspruch berechtigt gewesen wären, nie gesagt worden, sondern immer von solchen, die in ihrer literarischen Produktion um vieles mehr auf der Kippe standen, als er selbst. „Und zwar waren es immer Erotiker, Generalpächter der großen Liebesleidenschaft. Diese unterscheiden zwei Küsse, den Himmelskuß und den Höllenkuß, eine Scheidung, die ich gelten lassen will. Was ich aber nicht gelten lassen kann, ist der diesen Erotikern eigene Zug, den von ihnen applizirten Kuß, er sei wie er sei, immer als ‚den Kuß von oben', den Kuß ihrer lyrischen oder novellistischen Konkurrenten aber nimmer als einen Kuß aus der entgegengesetzten Richtung anzusehen." Dabei spricht Fontane aber in den wärmsten Tönen von den dichterischen Eigenschaften Storms. Einmal sagte er von ihm: „Wundervolle Worte, wie sie nur Storm schreiben konnte, voll jenes eigenthümlichen Zaubers, den fast alles hat, was aus seiner Feder kam. In etwas spezifisch Poetischem steht er ganz einzig da", und ein andermal: „Alles hat was zu Herzen Gehendes, überall das Gegentheil von Phrase, jede Zeile voll Kraft und Nerv" und am Schluß des ihm gewidmeten Kapitels heißt es: „Als Lyriker ist er, das mindeste zu sagen, unter den drei, vier Besten, die nach Goethe kommen. Dem Menschen aber, trotz allem, was uns trennte, durch Jahre hin nahegestanden zu haben, zählt zu den glücklichsten Fügungen meines Lebens." Endlich seien noch die Aeußerungen des Verfassers über Politisches erwähnt, unter denen gar manche frappiren und zum Widerspruch reizen mögen, aber alle sind sie in hohem Grade bemerkenswerth und namentlich für denjenigen lehrreich, der zu den behandelten Gegenständen einen ganz anderen Standpunkt einnimmt. — Man wird das Buch des leider nun Dahingegangenen mit Genuß und Behagen lesen und gern später wieder zur Hand nehmen; wo man's packt, da ist's interessant.

Sigmund Schott.

Aus meinem Leben. Erlebtes und Gedachtes. von **Heinrich Frhrn. Langwerth v. Simmern.** Erster Theil: In der Erwartung. Zweiter Theil: Nach dem Sturm. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock), Steglitzerstr. 4. 1898. — Der bekannte Parlamentarier und Führer der Deutsch-Hannoveraner gibt in seinem Werke eine außerordentlich fesselnde, gut geschriebene Darstellung seines politischen Werdeganges. Es bildet eine Ergänzung seiner früheren Veröffentlichung: „Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrichs v. Klinggräff)" (1891—1893), zeichnet sich aber vor dieser durch zusammenhängende Darstellung aus. Man lernt den Standpunkt des Verfassers begreifen und ehren, bedauert aber dabei, daß so viel Geist und Charakter an eine verlorene Sache gewandt wurde. Nach unserm Gefühl geht das Buch allerdings über die Katastrophe von 1866 zu leicht hinweg, und doch sucht man gerade darüber ausgiebige Belehrung. Doch läßt es sich ja verstehen, daß persönliche Rücksichten dem Verfasser noch Schweigen auferlegt haben.

Paul Seliger (Leipzig).

* **Düsseldorf,** 20. Sept. **70. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.** (Dritter Bericht.) Bald nach Schluß der gestrigen allgemeinen Sitzung traten die Abtheilungen zusammen, in vielen von ihnen wurden sofort die Arbeiten aufgenommen und heute früh überall fortgesetzt. — In der **Abtheilung für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht** wurden unter der Leitung des Stadtverordneten Professor Dr. Schwalbe (Berlin) pädagogische Fragen von allgemeinem Interesse erörtert. Professor Dr. **Baumann** (Göttingen) behandelte in einem längeren Vortrag: „**Gymnasium und Realgymnasium, verglichen nach ihrem Bildungswerth mit Rücksicht auf die Ueberbürdungsfrage.**" Nach den Lehrplänen der höheren Lehranstalten von 1891 soll das Ziel der ethischen Bildung besonders, neben Religion und Geschichte, durch die deutsche Sprache und zugleich durch sprachlich-logische Schulung erreicht werden. Dagegen enthält der Lehrplan nichts davon, daß die naturwissenschaftlichen

Fächer auch eine ethische Bedeutung haben. Der Vortragende hält gerade die naturwissenschaftlich-ethische Schulung für einen wichtigen Faktor in der sozialen Frage. Denn die soziale Frage betreffe nicht nur die materielle Lage des vierten Standes, sondern auch die geistig-ästhetische und intellektuelle Hebung. Die Lehrpläne legen dem sprachlichen Unterricht für das Intellektuelle die Hauptbedeutung bei. Bei der induktiven Schulung, bei der die Deduktion nur als Probe gelten darf, bleibt das Gymnasium in den naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächern zurück. Darin ist ihm das Realgymnasium überlegen. Die naturwissenschaftlich-mathematische Methode, sofern ihre einzelnen Schritte stets von Jedem nachprüfbar sind, kann zugleich eine Anleitung werden zur allmählichen Gewinnung einer Summe von Ueberzeugungen. — An den Vortrag schloß sich eine Debatte nicht an. Eine lebhafte Auseinandersetzung rief dagegen der zweite Vortrag hervor, den Professor **Dahn** (Braunschweig) über das Thema: „Durch welche Aenderungen in der Organisation unsrer höheren Schulen läßt sich die geistige Ueberbürdung beseitigen?" hielt. Der Vortragende geht in seinen Ausführungen von dem Gesichtspunkte aus, daß eine Ueberbürdung unsrer Lehrkräfte allgemein vorhanden sei. Die Ursachen der Uebermüdung erblickt Dahn vor allem in der inkonsequenten Einführung neuerer Lehrmethoden, ohne daß man die alten beseitigt habe. Dahn empfiehlt neben dem Abgehen von der übergroßen Sparsamkeit einige Aenderungen im Lehrplan selbst und wünscht, daß geringere Anforderungen im allgemeinen gestellt werden, damit Lehrer und Schüler mehr Gelegenheit zur freien Bethätigung der individuellen Begabung finden. Schließlich befürwortet Dahn auch noch die Abschaffung der Abgangsprüfungen. — In der an diesen Vortrag sich anschließenden, sehr lebhaften Debatte, an der sich mehrere Schulmänner betheiligen, werden diese Forderungen Dahns nach vieler Richtung hin bekämpft und eingeschränkt, im wesentlichen aber die Grundgedanken der Rede als richtig anerkannt. — In derselben Abtheilung wird am Donnerstag Professor Eulenburg (Berlin) über die Frage der Schulermüdung vom hygienischen und nervenärztlichen Standpunkt sprechen. — In der Abtheilung für **Hygiene und Bakteriologie** berichtete Dr. **Pfeiffer** (Weimar) über **die jüngsten Pockenvorkommnisse in England und das neue Vaccinationsgesetz**, sodann sprach Prof. Dr. **Kruse** (Bonn) über „**Physische Degeneration und Wehrfähigkeit europäischer Völker**". Man habe es hier nur mit der körperlichen Degeneration zu thun. Viele Leute befinden sich in dem naiv-pessimistischen Glauben, daß die Vergangenheit ein besseres Geschlecht aufzuweisen hatte, als die Gegenwart. Diese Ansicht findet sich schon bei Homer. Bei den Untersuchungen dürfe man freilich nicht Mammuthknochen zum Vergleich nehmen. Die Aegyptologen wundern sich, daß die Mumien so ähnlich seien der heutigen Bevölkerung. In Frankreich haben die Rekrutirungslisten von 1817 bis 1869 zwar manche Schwankungen ergeben, die Unterschiede seien aber veranlaßt durch veränderte Einstellungsmaßnahmen. Eine Degenerirung lasse sich in keiner Weise nachweisen, im Gegentheil, 1869 war die Lage der mittleren Bevölkerungsklassen eher gestiegen. In Frankreich nach 1870 trat ein Abfall der Untauglichen von 40 auf 20 Proz. ein, das lag daran, daß nach dem Kriege Alles eingestellt wurde, was Waffen tragen konnte. In Italien ist alles gleich geblieben. In Oesterreich war von 1870—1872 das Kontingent sehr groß, daher wurde auch die Zahl der Unbrauchbaren kleiner. Eine Degeneration lasse sich auch hier nicht nachweisen. In Preußen lasse sich bis auf 1851 zurückgreifen. Leider haben wir keine genaue Statistik. Nach den Einstellungstabellen hat die Zahl der gänzlich Unbrauchbaren und ebenso die der weniger Tauglichen und der Ersatzreserve seit 1870 immer mehr aufgehört. Das liege aber weniger an einer Erstarkung des Volkes, als an einer Aenderung der Kriterien. Wir haben 55 Proz. eingestellt, Frankreich jetzt schon 75 bis 80 Proz., so daß wir noch 20 Proz. zur Verfügung haben, denn Niemand werde glauben, daß bei uns die physischen Verhältnisse der Bevölkerung ungünstiger seien als in Frankreich. Die Behauptung, daß das Land 10:1000, die Stadt nur 3:1000 zum Militärdienst stelle, sei stark übertrieben. Der Unterschied betrage höchstens einige Prozent, aber nicht das Dreifache. Es fehlt uns in Deutschland eine regelmäßige Publikation der militärischen Rekrutirungsstatistik wie sie alle uns umgebenden Länder haben. So können wir nur auf alte Zahlen zurückgreifen, und da ergibt sich, daß im Bezirk Aachen-Düsseldorf der Industriekreis Krefeld den höchsten Prozentsatz Brauchbarer gestellt hat; dann kommen erst nacheinander Moers (agrarisch), Düsseldorf (industriell), Rees (agrarisch) und Kempen (Hausindustrie) mit günstigen Ziffern. Unter den ungünstige Resultate liefernden Bezirken befinden sich zwar Solingen, Lennep-Mettmann, aber auch rein agrarische, wie Grevenbroich, Cleve. Ebenso sind im Kölner Kreis Köln-Land, Bonn, Mülheim a. Rh. und Köln-Stadt noch über dem Mittel, und die Kreise, die die meisten Untauglichen liefern, sind gerade die agrarischen. Berlin, verglichen mit dem III. Armeekorps, ist zwar schlechter, aber Duisburg, Düsseldorf stehen wieder weit über dem Durchschnittsmaß. Das sind Beweise gegen die Behauptung, daß die Industrie und die städtische Lebensweise die Bevölkerung ständig untergrabe. — Die an diesen Vortrag sich anschließende Debatte ließ ebenfalls besonders den Wunsch nach einer Rekrutirungsstatistik hervortreten, der in dem folgenden von der Versammlung gefaßten **Beschluß** seinen greifbaren Ausdruck fand: „Die hygienische Sektion der 70. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte spricht den Wunsch aus, daß zugunsten weiterer hygienischer und anthropologischer Ermittlungen die Rekrutirungslisten im Deutschen Reich in derselben Weise ausführlich und jährlich publizirt werden, wie in den Nachbarländern."

* **Berlin.** Dem approbirten Arzt und seitherigen Privatdozenten an der Universität Marburg, Dr. Angelo **Knorr** aus München, wurde die Funktion eines Dozenten für Hygiene an der kgl. thierärztlichen Hochschule, sowie die Funktion eines Adjunkten bei der Seuchenversuchsstation dieser Hochschule übertragen.

* **Königsberg i. Pr.** Der Professor für Staats- und Kirchenrecht an unsrer Universität, Geh. Rath Dr. **Zorn**, wird mit Beginn des kommenden Wintersemesters einem Ruf an die Universität **Göttingen** Folge leisten. — Für das Fach der physikalischen Chemie hat sich Dr. phil. Richard **Loewenberg** soeben hier habilitirt.

* **Wien.** Aus dem diesjährigen Lektionskatalog der hiesigen Universität ist das interessante Novum zu verzeichnen, daß Dozent Dr. Karl **Brockhausen** ein einstündiges Kolleg über „**die Geschäftsordnung parlamentarischer Körperschaften**" abhalten wird.

* Schon seit Monaten ist die **belgische Südpolexpedition verschollen** und mit Besorgniß harrt man in Brüssel und Antwerpen auf Nachrichten über ihren Verbleib. Die Besorgniß wird noch erhöht, weil das Postamt in Punta Arenas im Feuerlande alle für die Mitglieder der belgischen Südpolexpedition eingegangenen Postsachen als unbestellbar nach Antwerpen zurückgesendet hat. Man weiß auch dort nichts über den Verbleib dieser Expedition.

Jahrgang 1898. München, Samstag, 24. September. Nummer 216.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Frage der Reorganisation der bayerischen Industrieschulen.

Im Laufe der kommenden Woche wird im kgl. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten unter dem Vorsitz des kgl. Staatsministers v. Landmann eine Kommission zusammentreten zur Berathung einer Neuorganisation der bayerischen Industrieschulen, wie sie in den Kammerverhandlungen vom 31. März d. J. von Seiten des kgl. Staatsministers in Aussicht gestellt worden ist. Bei der hohen sozialen und wirthschaftlichen Bedeutung, welche unserm gesammten technischen Unterrichtswesen heute zukommt, mag es gerechtfertigt erscheinen, die Grundzüge der geplanten Neuorganisation, welche in einem „Entwurf zu einer Umgestaltung der Industrieschulen“ den zu den Berathungen eingeladenen Technikern, Industriellen und Schulmännern mitgetheilt worden sind, eingehender zu erörtern.

Wir beginnen unsre Betrachtung mit einem kurzen Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung der bayerischen Industrieschulen und ziehen sodann die Gestaltung des preußischen technischen Unterrichtswesens, sowie die Verhältnisse im übrigen Deutschland, in Oesterreich und in der Schweiz zum Vergleiche heran. Hiedurch gewinnen wir dann den Standpunkt, von welchem aus der im „Entwurf“ vorgelegte Plan zu beurtheilen ist.

I. Geschichtliche Vorbemerkungen zur Entwicklung der bayerischen Industrieschulen.

Die Organisation unsrer Industrieschulen knüpft in ihrer jetzigen Gestalt an diejenige der drei 1833 errichteten „polytechnischen Schulen“ zu München, Nürnberg und Augsburg an, welche ihrerseits wieder an die Stelle der unter Utzschneider 1827 gegründeten „polytechnischen Zentralschule zu München“ getreten waren.[1])

Der vom Minister Wallerstein herrührenden Instruktion vom Jahre 1833 zufolge sollten diese älteren polytechnischen Schulen vorzugsweise praktischen Unterricht ertheilen, und zwar die Münchener Schule in erster Linie auf dem Gebiete der Bautechnik, die Nürnberger auf dem der Metallindustrie, während die Augsburger Schule besonders die Textilindustrie und die technische Chemie pflegen sollte. Indeß trat schon hier der eigentlich technische Unterricht in den mechanischen Werkstätten, welcher nur fakultativ war, fast ganz zurück und lag das ganze Gewicht des Unterrichts auf Mathematik, Naturwissenschaften und Zeichnen als den obligatorischen Unterrichtsgegenständen. Nur der Münchener Schule war außer den drei allgemeinen Kursen noch ein vierter Fachkurs für Bautechniker angegliedert, in dessen zweitem Theile Vorlesungen an der Akademie der bildenden Künste und an der Universität zu hören waren. Später (1841) sonderte sich ein eigener (für die Kandidaten des Ingenieurfaches obligatorischer) „Ingenieurkurs“ ab, der 1857 in eine „Bau- und Ingenieurschule“ verwandelt wurde, zugleich unter Vereinigung mit den bis dahin an der Akademie der bildenden Künste abgehaltenen Hochbaukursen. Als Vorbildungsanstalten für den Besuch der polytechnischen Schulen dienten fast durchweg die Gewerbeschulen, die mit einem 3jährigen Unterricht an die sechste Klasse der Volksschule anknüpften.

Schon in diesem Stadium der Entwicklung des technischen Unterrichtswesens tritt also eine Absonderung ein der ersten Jahreskurse der polytechnischen Schule, welchen nach Form und Lehrziel der Charakter der Mittelschule zukommt von den speziellen Fachkursen, aus denen sich später die technische Hochschule entwickelt hat.

Forderte nun aber die eminente Entwicklung der gesammten Technik, welche von der Mitte unsres Jahrhunderts an rechnet, auf der einen Seite den Ausbau der polytechnischen Schulen zu Hochschulen der Technik, wie sie anderwärts, insbesondere in Karlsruhe und Zürich, nach dem Vorbilde der altberühmten école polytechnique zu Paris entstanden waren, so verlangte sie andrerseits auch die weitere Einrichtung und Ausgestaltung von Schulen für die Ausbildung von Technikern mittlerer Stufe als Hülfsarbeiter in den Konstruktionsbureaux, als Leiter und Aufseher in technischen Betrieben und Fabriken, wie auch an dritter Stelle die Einrichtung von Schulen für Werkmeister und Bauhandwerker.

So drängen die Pläne, die von den 60er Jahren beginnend zur Reorganisation des gesammten technischen Unterrichtswesens entstehen, nach der Schaffung einer großen polytechnischen Lehranstalt — welche zuerst durch die bayerische Ständekammer im Jahre 1861 gefordert wird, und weiter nach dem Ausbau der niederen und mittleren technischen Schulen. Das Jahr 1864 bringt eine erste Neuorganisation der Gewerbeschulen, sowie, unter Aufhebung der polytechnischen Schulen zu Nürnberg und Augsburg, die Pläne für eine polytechnische Schule in München mit Lycealcharakter; in dieselbe Zeit fällt die Errichtung der Realgymnasien, welche als Vorbildungsanstalten für den höheren technischen Beruf, insbesondere eben für jene Münchener polytechnische Schule gedacht waren, während den Gewerbeschulen die Ausbildung des Handwerkers zufiel. Die so angebahnte Organisation konnte indeß nicht von langer Dauer sein. „Ihr Hauptfehler war,“ wie ein Gutachten des nachmaligen Direktors der Münchener Technischen Hochschule, v. Bauernfeind, „Ueber die Errichtung einer höheren technischen Schule zu Nürnberg“ (aus dem Jahre 1867) besagt, „daß sie den

[1]) Man vergleiche hiezu die Antrittsrede von Kluckhohn bei Uebernahme des Direktorats der technischen Hochschule im Jahre 1877 „Ueber das technische Unterrichtswesen in Bayern bis zur Gründung der polytechnischen Zentralschule in München (1827)“ und weiterhin dessen anschließende Rede „Ueber die Gründung und bisherige Entwicklung der kgl. technischen Hochschule zu München“ (gehalten 1879).

Unterricht an den Gewerbeschulen auf eine zu niedrige Stufe herabzudrücken sucht, den Schülern dieser Lehranstalten den Uebergang zur polytechnischen Schule geradezu abschneidet, und diese letztere Schule nicht zu einer technischen Hochschule erhebt."

Und es fährt dann dieser Bericht, der für die gegenwärtige Organisation unsrer Industrieschulen maßgebend geworden ist und ihre Begründung enthält, folgendermaßen fort:

„Nach jener Verordnung (vom Jahre 1864) besteht die Aufgabe der neuen polytechnischen Schule nur darin, künftige technische Staatsdiener zu bilden, und es bleibt den Eltern, deren Söhne Privattechniker werden sollen, nichts anderes übrig, als diese auf eine auswärtige polytechnische Schule zu schicken, wo man glücklicherweise die Aufnahme nicht von der Kenntniß der lateinischen Klassiker abhängig macht. So muß die Organisation von 1864 durch eine andere ersetzt werden, welche es Jedem möglich macht, sich seine technisch-wissenschaftliche Ausbildung, unabhängig von der Kenntniß der alten Sprachen, im Inlande zu erwerben."

„Wenn in Bayern, wie es in anderen Staaten schon geschehen ist, die polytechnische Schule zur Hochschule der Technik erhoben wird, so setzt der Besuch dieser Anstalt ein Lebensalter von mindestens 17 Jahren und eine diesem Alter angemessene Reife des Geistes und Festigkeit des Charakters voraus. Wenn aber der Eintritt in die bestehenden Gewerbeschulen mit dem 12. und der Austritt mit dem 15. Lebensjahre erfolgen kann, und wenn nicht zu bezweifeln ist, daß ein bloß 3jähriger, an den Elementarunterricht der Volksschule sich anschließender technisch-wissenschaftlicher Unterricht, wie ihn die Gewerbeschule bietet, jene Reife des Geistes und Charakters nicht zuwege bringen kann, welche von der Hochschule gefordert werden muß, so ist klar, daß ein unmittelbarer Uebergang von der Gewerbeschule an die technische Hochschule nicht möglich ist, und daß, da dieser Uebergang (wegen des Lateinischen) auch nicht durch das Realgymnasium vermittelt werden kann, Schulen geschaffen werden müssen, welche zwischen der Gewerbeschule und technischen Hochschule stehen, wie die Realgymnasien zwischen dieser letzteren und der Lateinschule."

„Solche Schulen — ich will sie vorläufig „höhere Gewerbeschulen" nennen, in der Schweiz heißen sie „Industrieschulen" — würden aber, wenn sie bloß die Brücken bilden sollten, auf welchen die Gewerbeschüler zur Hochschule gelangen können, für die Förderung der Industrie bei weitem nicht genug leisten, indem die Zahl der Techniker höherer Ordnung stets nur eine ziemlich beschränkte sein wird; diese Schulen müssen vielmehr das Hauptgewicht darauf legen, diejenigen Techniker, welche nicht gerade die höchsten, aber die am häufigsten vorkommenden praktischen Aufgaben zu lösen haben, soweit theoretisch auszubilden, daß sie mit Aussicht auf Erfolg ihre praktische Laufbahn beginnen und auf derselben ohne eine andere Schule als die des Lebens rüstig weiterschreiten können; mit anderen Worten: die höhere Gewerbeschule, welche uns noch fehlt, muß für gewisse technische Berufskreise eine abgeschlossene und für andere eine vorbereitende Bildung gewähren."

Die hiemit bezeichnete doppelte Aufgabe wird nun in dem Gutachten noch weiter folgendermaßen erörtert: . . . „so sollte sich die „höhere Gewerbeschule" oder das „gewerbliche Polytechnikum" der Stadt Nürnberg als erste Aufgabe die folgende, zu deren Lösung zwei Jahreskurse genügen, stellen: die aus der Oberklasse der Gewerbeschule tretenden Jünglinge, welche später ein höheres Gewerbe wirklich betreiben wollen, theoretisch dafür auszubilden. Diese Gewerbe zerfielen a) in mechanisch-technische, und es fänden hier ihre Ausbildung: künftige Werkmeister in mechanischen Werkstätten, selbständige praktische Mechaniker, Mühlenbauer u. dgl., b) in chemisch-technische, wohin zu rechnen wären: Werkführer in chemischen Laboratorien und Fabriken, Färber, Bleicher, Bierbrauer, Destillateure u. s. w.; c) in bautechnische, wozu die Steinmetze, die Maurer- und Zimmermeister, Bauschaffner u. dgl. gehören."

„Jene zweikursige Schule würde gleichzeitig und ohne irgend einen Mehraufwand eine Vorbereitungsschule sein für diejenigen, welche in den eben bezeichneten drei Richtungen Techniker höherer Ordnung werden wollen und ihre volle theoretische Ausbildung nur auf einer vollständigen polytechnischen Schule erlangen können."

„Zu den Schülern, welche die fragliche höhere Gewerbeschule nur als Uebergangsschule benutzen würden, dürften zu zählen sein: ad a) künftige Obermaschinisten, Maschinenmeister, Konstrukteure, Dirigenten von Spinn- und Webereien u. dgl.; ad b) künftige Fabrikanten, Dirigenten von Zuckerfabriken, Gasanstalten, Hüttenwerken u. s. w.; ad c) Bau- und Fabrikingenieure, Kulturtechniker, Geometer u. s. w."

„Will" — so fährt der Bauernfeind'sche Bericht fort — „die Stadt Nürnberg nicht bloß eine zweikursige höhere Gewerbeschule, sondern eine Anstalt schaffen, welche auch der eben bezeichneten Kategorie von Technikern eine für ihre Praxis hinreichende theoretische Ausbildung gewährt, so könnte dieses durch einen dritten Kurs geschehen, der für jede der drei Abtheilungen ein Spezialkurs wäre und sich an die vorausgehenden zwei Kurse der höheren Gewerbeschule unmittelbar anreihte. Damit ginge dann die höhere Gewerbeschule in eine polytechnische Schule über."

„Dieser Uebergang ließe sich vermitteln, ohne an den beiden ersten Kursen das Geringste zu ändern, und da eigentlich nur die höhere Gewerbeschule ein wahres Bedürfniß für den Staat und die Stadt Nürnberg ist, indem eine kgl. polytechnische Schule mit dem Schuljahr 1868/69 zu München ins Leben tritt, so dürfte es räthlich erscheinen, vorläufig nur eine zweikursige höhere Gewerbeschule zu errichten und hiezu Staatsmittel in Anspruch zu nehmen."

So sind denn auch, wesentlich nach den Bauernfeind'schen Plänen, mit der Errichtung des Polytechnikums zu München zweikursige Industrieschulen zunächst in München und Nürnberg, später noch in Augsburg und Kaiserslautern ins Leben gerufen worden, über deren Aufgabe das bezügliche Dekret vom 9. September 1868 das Folgende bestimmt:

„Die Industrieschule ist eine öffentliche Unterrichtsanstalt, welche den aus dem obersten Kurse der Gewerbsschulen tretenden oder den Nachweis gleicher Vorbildung liefernden Jünglingen, die sich einem ausgedehnteren und höheren Gewerbs- oder Fabrikbetrieb zu widmen beabsichtigen, die hiefür nothwendigen, umfassenderen Kenntnisse und Fertigkeiten in den technischen Wissenschaften und Künsten in abschließender, für die unmittelbare praktische Anwendung berechneter Weise zu vermitteln bestimmt ist."

„Zugleich gewährt sie als technische Mittelschule denjenigen Technikern der Privatindustrie, welche eine höhere, vollständige theoretische Ausbildung an der polytechnischen Schule in München zu erlangen streben, die zum Uebertritte an diese technische Hochschule erforderliche Vorbereitung."

Die hiemit bezeichnete Doppelaufgabe haben unsre Industrieschulen bis heute beibehalten. Gelegentlich der Umänderung der Gewerbeschulen zu sechsklassigen Realschulen (im Jahre 1876/77) war zwar die Frage des Ausbaues der Realschule in einer ausschließlich für das höhere technische Studium vorbereitenden „Oberrealschule" eingehend erörtert. Im Gegensatz zu der sogleich zu besprechenden Organisation in Preußen sollte aber auch die vorgeschlagene Oberrealschule die Aufgabe der Vorbildung für die Hoch-

schule nicht an Stelle der Industrieschule, sondern gemeinsam mit ihr übernehmen. Ein Gutachten des Rektors Mann über die Reorganisation der Gewerbeschulen (vom Jahre 1875) sagt hierüber:

„Die Weiterführung der Schüler in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern, sowie im Zeichnen bis zur Schwelle der technischen Hochschule hat die Aufgabe der Oberrealschule mit derjenigen der Industrieschule gemein." Und zur Begründung dieses zweifachen Weges heißt es weiter: „Es gibt Jünglinge, denen bei allem Talent für theoretisches Erfassen und bei allem jugendlich begeisterten wissenschaftlichen Streben das praktische Geschick dermaßen abgeht, daß sie selbst bei Aufbietung des größten Fleißes in den eigentlich technischen Uebungen kaum die Linie der Mittelmäßigkeit zu erreichen vermöchten, während sie die Befähigung in sich tragen, sich zu höchst intelligenten wirksamen Bürgern, ja zu Männern der Wissenschaft entwickeln zu können. Junge Leute dieser Art werden sich am glücklichsten entfalten, wenn sie den Weg nach der technischen Hochschule durch eine Oberrealschule nehmen. — Umgekehrt gibt es Knaben mit angeborener glücklicher Hand, mit ausgeprägtem praktischen Geschick, die aber in den Fächern der allgemeinen Bildung äußerst schwerfällig, langsam und mit einem Erfolge arbeiten, der zu der aufgebotenen Kraft in krassem Mißverhältnisse steht. Für diese ist es angezeigt, als Vorbereitungsanstalt für das Polytechnikum die Industrieschule zu benutzen."

Die in diesem Gutachten vorgeschlagene Oberrealschule kam nicht zustande; denn für diejenigen Schüler, welche auf Grund einer vertieften allgemeinen Bildung und ohne die vorherige Erwerbung von Fachkenntnissen sich zum Studium an einer technischen Hochschule vorbereiten wollten, war, abgesehen vom humanistischen, insbesondere das Realgymnasium mit seiner Betonung der neueren Sprachen, von Mathematik, Naturwissenschaften und Zeichnen der gewiesene Weg, während sich für die mehr nach praktischer Bethätigung Veranlagten die Industrieschulen als Vorbereitungsschulen für die technische Hochschule trefflich bewährt hatten.

II. Die preußische Oberrealschule.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die gleichzeitige Entwicklung der technischen Mittelschulen in Preußen. Hier sind es die 1850 neu organisirten „Provinzialgewerbeschulen", welche mit unsern „polytechnischen Schulen" älterer Ordnung in München, Nürnberg und Augsburg verglichen werden können. Aehnlich wie in München den drei allgemeinen Kursen ein vierter Fachkurs angegliedert wurde, erweiterte auch das „Technische Institut" (später Gewerbe-Institut, Gewerbe-Akademie genannt) in Berlin allmählich seinen Lehrplan durch Zufügung einer obersten technischen Klasse, für welche die Provinzialgewerbschulen Vorbereitungsanstalten wurden, und aus welchem sich ähnlich wie in München aus der Bau- und Ingenieurschule die Technische Hochschule entwickelte. Auch hier erwuchs also mit der Entwicklung der technischen Wissenschaften den Provinzialgewerbeschulen neben ihrer ursprünglichen Aufgabe, für den unmittelbaren Eintritt in das Handwerk und in das Gewerbe zu dienen, die andere, für höhere technische Studien vorzubereiten.

Ueber die hiedurch entstandenen Schwierigkeiten äußert sich die „Denkschrift über das technische Unterrichtswesen", welche im Jahre 1879 vom Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten verfaßt wurde, folgendermaßen: „Die preußische Gewerbeschule (nach ihrer Reorganisation von 1870) diente einem doppelten Zweck. Sie wollte künftige Gewerbetreibende, Chemiker, Bau- und Maschinentechniker, welche ihre Ausbildung auf der Schule abschlossen, für die Praxis berufsmäßig ausrüsten, und sie wollte zugleich diejenigen jungen Leute, welche von der Schule auf das Polytechnikum übergingen, für das letztere wissenschaftlich vorbereiten. Zur Erfüllung des ersten Zwecks mußte sie eine Fachschule, zur Erfüllung des zweiten eine allgemeine Bildungsanstalt sein. Da sie beides zugleich wollte, wurde sie eine Mischung von beiden. In den unteren Klassen überwog die theoretische, in der obersten (Fachklasse) der sachmäßige Unterricht. Da aber für den künftigen Polytechniker die allgemein bildenden Fächer auch hier nicht aufgegeben werden konnten, so schied man die Fachklasse in zwei Gruppen, von denen die erstere (Abtheilung A) für den Besuch der Hochschule vorbereitete, die fremden Sprachen und sonstigen allgemeinen Disciplinen fortsetzte, während die zweite (Abtheilung B, C, D) die für die Baugewerbe, die mechanisch-technischen und chemisch-technischen Gewerbe zum Eintritt in die Praxis erforderliche Fachbildung gab. Allein die Erfahrung lehrte, daß mit dieser Organisation keinem der beiden Zwecke völlig genügt werden konnte. An den Polytechniken bemerkte man, daß es den Abiturienten der Gewerbschulen — bei sehr umfassenden mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen und einer die Gymnasien und Realschulen weit übertreffenden Vorübung im Zeichnen — an sprachlich-historischer Durchbildung fehle, was begreiflich war, da sie auf drei Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch) zusammen wöchentlich nur 6 Stunden verwendet hatten. Und was die Vorbereitung für die Praxis betrifft, so fand man, daß das eine Jahr Fachunterricht für eine intensive Kenntniß der technischen Hülfswissenschaften und Uebung im Entwerfen und Konstruiren von Gebäuden, Maschinen u. s. w. nicht ausreiche. Die wissenschaftlichen und die praktischen Ziele der Schule durchkreuzten sich und mußten sich umsomehr gegenseitig stören, als der Unterricht der Abtheilung A und der übrigen Abtheilungen vielfach kombinirt war. In der Abtheilung A lehrte man die Disciplinen, welche wie die Baukonstruktionslehre, Maschinenlehre, Feldmessen und Nivelliren, für den Schüler, der sie später auf dem Polytechnikum trieb, vorzeitig waren; dagegen waren in den praktischen Abtheilungen die Lehrkräfte selten, welche zum Unterricht die volle Erfahrung des Bauplatzes, des Maschinenbaues, des Fabrikbetriebs mitbrachten. Das Resultat war denn auch, daß die Abtheilungen B, C, D an der Mehrzahl der Anstalten gar nicht, oder nur sporadisch besucht wurden. Erheblich größer war der Besuch der für das Polytechnikum vorbereitenden Abtheilung A, er übertraf die Gesammtfrequenz der übrigen Abtheilungen um mehr als das Doppelte."

Für die durch diese Erfahrungen nothwendig gewordene Reform stellt nun aber die Denkschrift ein Grundprinzip auf, welches eine andere Entscheidung der Frage als die, welche sie in Bayern gefunden hat, herbeiführen mußte: „Jeder Fachunterricht soll anknüpfen an eine bestimmte Stufe allgemeiner Bildung, sei es die der Volksschule oder die einer mittleren oder höheren Lehranstalt, aber die Fachschule darf nicht selbst wieder Vorbereitungsanstalt für eine höhere Fachschule sein." „Soweit also die Gewerbeschule die Aufgabe beibehalten will, für technische Studien vorzubilden, muß der eigentliche Fachunterricht aus ihr fortfallen und sie ausschließlicher als bisher allgemeine Bildungsanstalt mit besserer Pflege des sprachlich-historischen Gebiets werden. Soweit sie aber ihre Schüler direkt für den gewerblichen und technischen Beruf vorbereiten will, muß sie den allgemein bildenden Unterricht früher abschließen, den Fachunterricht früher beginnen und gründlicher betreiben. Das Prinzip der Reform mußte also sein, die bisher verbundenen Zwecke zu trennen, die bestehenden Gewerbeschulen in zwei Gruppen zu theilen und den Lehr-

plan einer jeden dieser Gruppen voll und ganz dem einen Zweck entsprechend aufzustellen." Um einen weiteren Mangel, die Ungleichmäßigkeit des aus den verschiedensten Lehranstalten kommenden Schülermaterials, zu beseitigen, wurden weiter die schon an manchen Orten errichteten Vorklassen einheitlich organisirt, so zwar, daß die neue Oberrealschule als Vorbereitungsanstalt für die technischen Hochschulen mit dem Unterbau eines 6jährigen Lehrgangs und drei oberen Klassen einen 9jährigen, die mittleren technischen Fachschulen einen 6jährigen Unterbau und zwei Fachklassen umfassen sollten. Maßgebend für die Organisation des Unterbaues war dabei neben der Erreichung einer einheitlichen Vorbildung auch der Wunsch für den Abschluß des Unterbaues das Recht zum einjährig-freiwilligen Militärdienst mit aufzunehmen.[1])

So hat sich in Preußen ebenso wie in Bayern für die technischen Mittelschulen ein besonderer Unterbau in einer sechsklassigen Realschule allmählich entwickelt, wobei diese Realschulen ihrerseits wieder neben ihrer Aufgabe, für die Industrieschule, bezw. für die Oberrealschulen und mittleren technischen Fachschulen vorzubereiten, noch die ursprüngliche Aufgabe der Gewerbeschulen beibehalten haben, dem Handwerker und Gewerbetreibenden eine bessere allgemeine Bildung, als sie die Volksschule vermittelt, darzubieten.

Der Nachdruck, welcher durch die Verordnungen vom Jahre 1879 in Preußen auf die Errichtung von Oberrealschulen gerichtet wurde, die Berechtigungen, welche zu Anfang diesen Schulen (die auch als Vorbereitungsanstalten für den technischen Staatsdienst anerkannt wurden), zuerkannt worden sind, brachten es mit sich, daß die Mehrzahl der preußischen Provinzialgewerbeschulen in Oberrealschulen umgewandelt wurden, während dagegen nur wenige eigentlich technische Mittelschulen als Vorbereitungsanstalten für den unmittelbaren Eintritt in die Praxis entstanden.

Es ist beachtenswerth, was in einem Bericht des Vereins deutscher Ingenieure „Ueber die preußische Oberrealschule" (aus dem Jahre 1898) über das so entstandene Mißverhältniß und zur Kritik der Stellung der Oberrealschule gesagt ist: ... „Trotz der Zustimmung der von der Regierung befragten Sachverständigen kann man getrost behaupten, daß sie (d. i. die Oberrealschule) von der Bevölkerung nicht willkommen geheißen wurde. Die große Zahl von Städten, die sich jahrelang blühender Provinzialgewerbeschulen erfreut hatten, sahen sich durch die wiederholten Umwandlungen vor Entscheidungen gestellt, bei denen manche von ihnen schließlich lieber auf die Schulen ganz verzichteten, als daß sie sie in einer geänderten Form fortbestehen ließen, die ihren Ansichten und Bedürfnissen nicht entsprach. Die Industrie sah ohne Sicherheit des Ersatzes mit lebhaften Bedauern Anstalten schwinden, die ihr bisher jahraus jahrein zahlreiche in Mathematik, Naturwissenschaften und Zeichnen tüchtig vorbereitete Hülfskräfte, theils unmittelbar, theils auf dem Wege durch die technischen Hochschulen geliefert hatten. Von den Fabrikanten, Ingenieuren und Lehrern der Technik, die heute an der Spitze stehen und Deutschland seine hervorragende Stellung im gewerblichen Wettkampf der Völker verschafft haben, ist eine große Anzahl durch die Provinzialgewerbeschulen hindurchgegangen; noch heute erinnern sie sich des großen Vorsprungs, den sie auf der Technischen Hochschule infolge ihrer Vorbildung vor den vom Gymnasium stammenden Studirenden hatten. Die Umwandlung der Provinzialgewerbeschule in die Oberrealschule ist zum großen Theil das Ergebniß schulmännischer Erwägungen; sie ist weder aus den Bedürfnissen der gewerblichen Praxis zu erklären, noch ist bei ihrer Errichtung diesen Bedürfnissen durch Ersatz des bisher Vorhandenen ausreichend Rechnung getragen worden. Deßhalb hat es sich auch alsbald herausgestellt, daß eine so vollständige Beseitigung des mittleren Fachunterrichts, wie sie eine strenge Durchführung des Systems zur Folge gehabt hätte, nicht möglich sein würde; an einigen Oberrealschulen blieben neben den neunklassigen Allgemeinschulen Fachklassen bestehen, und zwar deren zwei mit Jahreskursen, denen es oblag, die eine der Aufgaben der früheren Provinzialgewerbeschulen nach wie vor zu erfüllen. Solche Fachschulen bestanden und bestehen zum Theil noch in Aachen, Breslau, Gleiwitz, Barmen, Hagen, Brieg und Potsdam; zum Theil haben sie es zu großer Blüthe gebracht, wie in Hagen und Breslau, zum Theil sind sie eingegangen, wie in Brieg und Potsdam.

III. Die technischen Mittelschulen nach dem Entwurf des Vereins deutscher Ingenieure vom Jahre 1889.

So brachte es die Organisation der Oberrealschulen mit sich, daß in Preußen stärker als bei uns das Bedürfniß nach Einrichtung und Ausbau von eigentlichen technischen Mittelschulen erwuchs. Der Verein deutscher Ingenieure hat in einer Denkschrift vom Jahre 1889 Aufgaben und Lehrpläne einer solchen, und zwar vorzugsweise für den maschinentechnischen Betrieb ausgearbeitet, die in der „Technischen Mittelschule für den Maschinenbau" in Köln, wesentlich mit Unterstützung des Vereins, ihre Verwirklichung fanden, und welche auch den neuerrichteten, beziehungsweise umgewandelten Fachschulen in Dortmund und Hagen im wesentlichen zugrunde liegen.

Folgen wir diesem Berichte, so spricht sich derselbe zuvörderst über Aufgabe und Nothwendigkeit der technischen Mittelschule folgendermaßen aus:

„Die technische Mittelschule, ursprünglich in verschiedenen Staaten die erste und einzige technische Lehranstalt, ist auch nach der Entwicklung des Hochschulwesens, das aus den gesteigerten wissenschaftlichen Anforderungen der Industrie emporgewachsen ist, noch ebenso unentbehrlich wie zur Zeit ihrer Gründung. Die Hochschule ist nicht berufen, die Mittelschule überflüssig zu machen, sie etwa — nur als eine verbesserte Form — durch erhöhte Leistungsfähigkeit zu ersetzen; sondern ihr fallen vor allen Dingen die Aufgaben zu, welche infolge der vermehrten, rein wissenschaftlichen Hülfsmittel der Industrie über den Rahmen der Mittelschule hinausgehen. Die Mittelschule dagegen hat nach wie vor die gewöhnlichen Bedürfnisse der Praxis zu befriedigen und in erster Linie die große Zahl von Beamten heranzubilden, welche zur technischen Betriebsleitung in Maschinenfabriken, Gießereien, Kesselschmieden, Walzwerken, Spinnereien, Webereien, Papierfabriken u. s. w. zur Ueberwachung von Maschinen- und Feuerungsanlagen, in Gas- und Wasserwerken, in Zuckerfabriken, Brauereien und chemischen Fabriken u. s. w. erforderlich sind, welche als Hülfsarbeiter in Konstruktionsbureaux für Maschinen-, Heizungs- und Feuerungsanlagen u. s. f. Verwendung finden, oder welche als zukünftige Besitzer und Leiter gewerblicher Anlagen sich die dazu erforderlichen technischen Kenntnisse verschaffen wollen."

„Außer der Verschiedenheit der Aufgaben machen wirthschaftliche Rücksichten von großer Bedeutung die Pflege und Erhaltung der technischen Mittelschule neben der Hochschule unabweisbar nothwendig. Diese Rücksichten, welche kein Volk vernachlässigen darf, wenn es im industriellen Wettbewerb bestehen will, sind: Zeit und Geld. Sie zwingen dazu, auch für die Ausbildung derjenigen Sorge zu tragen,

[1]) Ein Gesichtspunkt, welcher auch beim Ausbau unsrer bayerischen Gewerbeschulen zu sechsklassigen Realschulen (im Jahre 1877) eine wesentliche und nicht durchweg im Sinn der ursprünglichen Aufgaben der Schule liegende Rolle gespielt hat.

welche durch die Unzulänglichkeit ihrer Mittel genöthigt sind, zunächst bescheidene Lebensziele ins Auge zu fassen, und deren Befähigung und Thatkraft es überlassen bleiben muß, sich im späteren Berufsleben, in dem freien Wettbewerb, welchen die Industrie ungehindert gestattet, auch ohne die erleichternde Hülfe einer umfassenden Schulbildung selbst weiter emporzuarbeiten."

„Die gegenwärtig für die Ausbildung eines Ingenieurs auf der technischen Hochschule erforderliche Zeit berechnet sich wie folgt:

Das zum Besuch einer technischen Hochschule berechtigende Abgangszeugniß von einer neunklassigen höheren Schule wird nach den statistischen Erhebungen durchschnittlich erlangt

im Alter von	19½	Jahren
dazu für Militärdienst	1	Jahr
„ praktische Arbeit	1	„
„ Studien an der technischen Hochschule .	4	Jahre
so daß durchschnittlich im Alter von	25½	Jahren

das Studium beendet ist. Hiezu kommt dann meist noch die für die Staatsprüfung erforderliche Zeit, so daß im Alter von 26—27 Jahren der junge Mann den ersten Versuch eigenen Erwerbens und selbständigen Schaffens macht. Das ist gegenüber andern Völkern, insbesondere gegenüber den auf dem Weltmarkte am schärfsten uns bedrängenden Engländern und Amerikanern, für die gewöhnlichen Bedürfnisse der Technik ein Aufwand an Zeit und Geld, welcher uns dauernd benachtheiligen muß, wenn man auf diesen Ausbildungsweg alle Ingenieure verweisen wollte. Es darf nicht übersehen werden, daß das Hochschulstudium, abgesehen von den hier nicht zu erörternden Anforderungen des Staates an die Vorbildung seiner höheren technischen Beamten, nur für einen Theil der Privatbeamten unsrer Industrie die unerläßliche Vorbildung bietet, und daß die Zahl der Stellungen beschränkt ist, welche durch die Höhe ihrer Einkünfte einen genügenden Ausgleich für die materiellen Opfer einer so ausgedehnten Schul- und Studienzeit gewähren. Weise Sparsamkeit gebietet der Industrie, sich für die Mehrzahl ihrer Hülfskräfte auf einen enger abgegrenzten Fachunterricht zu beschränken und die weitere Berufsausbildung der Praxis zu überlassen. Jedoch fehlen hiefür im größten Theile Deutschlands die geeigneten Lehranstalten, und die Industrie muß heute die ihr von der technischen Hochschule zugehenden Ingenieure vielfach in mäßig besoldeten Stellungen verwenden, zu denen sie sich nach Ausbildung und Alter nicht mehr eignen."

„Auch ein Blick auf die jungen Leute, welche gegenwärtig die technischen Hochschulen besuchen, läßt die Nothwendigkeit technischer Mittelschulen erkennen. Der Bedarf der Industrie an Hülfskräften mit einer der Leistungsfähigkeit solcher Mittelschulen entsprechenden Vorbildung ist größer, als an Ingenieuren mit höherer allgemeiner und wissenschaftlich gesteigerter Berufsausbildung. Nur künstlich wird infolge des Mangels an ausreichender Zahl gut organisirter Mittelschulen und infolge der hiedurch eingetretenen Gewöhnung der Bevölkerung ein Theil der jungen Leute auf Hochschulen hingeleitet und dort als Hospitanten zugelassen, deren Vorbildung und Fähigkeiten den zu stellenden normalen Anforderungen der Hochschulen nicht gewachsen sind, und die darum auch nur in seltenen Fällen hervorragender Begabung die Ziele dieser Anstalten erreichen. Die übermäßig große Zahl der Hospitanten auf unsern technischen Hochschulen beweist aufs deutlichste die Nothwendigkeit technischer Mittelschulen."

Was nun weiter die vom Verein deutscher Ingenieure vorgeschlagene Organisation der technischen Mittelschulen betrifft, so ist für dieselbe zunächst neben den wirthschaftlichen Rücksichten, welche eine möglichste Abkürzung des Wegs erheischen, die Frage nach der Höhe der zu fordernden Allgemeinbildung von Belang, für welche die vorbereitenden Schulen einzutreten haben, während die Mittelschule selbst als reine Fachschule allgemein bildende Fächer in ihren Lehrplan nicht mit aufnimmt. Hierüber spricht sich der Bericht dahin aus, daß die auf den technischen Mittelschulen auszubildenden jungen Leute, in der Regel zwischen den Leitern der Werke und den Arbeitern stehend, ihre Stellung — von Fachkenntnissen abgesehen — nur dann richtig auszufüllen vermögen, wenn ihre Allgemeinbildung sie einerseits befähigt, ihren Vorgesetzten auch in allgemeinen Fragen der Betriebs- und Geschäftsleitung ein Gehülfe, ja sogar ein Stellvertreter zu sein und wenn sie ihnen andrerseits den Arbeitern gegenüber das Ansehen des höher Gebildeten verschaffen. Diese Rücksichten, sagt der Bericht, veranlassen uns, die durch das Recht zum Einjährig-Freiwilligendienst gekennzeichnete Allgemeinbildung für den Eintritt in die technische Mittelschule zu verlangen. Hiebei ist für uns nicht in erster Linie die Erwägung maßgebend, ob die auf diese Weise gewährleistete Vorbildung gerade die zweckmäßigste für eine technische Mittelschule sei oder ob die durch unser Verlangen sich vielleicht noch mehr steigernde Gewöhnung der breitesten Volksschichten, ihre Söhne bis zur Erlangung des Zeugnisses des einjährigen Dienstes die Allgemeinschule besuchen zu lassen, vom wirthschaftlichen Standpunkt aus besonders ersprießlich genannt werden kann. In erster Linie ist für uns die Thatsache maßgebend, daß es in unserm Vaterlande einem jungen Mann, welcher nicht imstande war, die Berechtigung zum einjährigen Dienste zu erwerben, ganz außerordentlich schwer wird, sich diejenige Stellung im Leben zu erringen, welche den von uns ins Auge gefaßten Technikern unentbehrlich ist."

Die weitere Ausgestaltung der Mittelschule kann nun, ihrem Charakter als reiner Fachschule entsprechend, lediglich mit Rücksicht auf die technische Ausbildung erfolgen; demgemäß fordert der Lehrplan vor allem als weitere Vorbedingung für den Eintritt eine ausreichende praktische Vorbildung, wenn möglich von 2 jähriger Dauer und gibt hiefür die folgende sehr beachtenswerthe Begründung:

„Wenn auf Grund der eingehendsten Erörterungen und Umfragen die Unentbehrlichkeit einer praktischen Ausbildung selbst für die auf technischen Hochschulen durchgebildeten Ingenieure allgemein anerkannt wird, trotzdem diese in einem reiferen Lebensalter die doppelte Zeit auf ihre Fachstudien verwenden und noch leichter hier und da Gelegenheit zu einer vorzugsweise rein wissenschaftlichen Berufsthätigkeit finden, so dürfte sie für Techniker mittleren Rangs, welche hauptsächlich für Betriebs- und Werkstättenleitung bestimmt sind, ganz außer Frage stehen."

„Die Verlegung der praktischen Thätigkeit in die Zeit vor dem Fachschulunterricht empfiehlt sich:

1. um diese Ausbildung überhaupt sicher zu stellen und auf diese Weise zu verhindern, daß sich die Zöglinge durch Aussichten auf eine bezahlte Beschäftigung dazu verleiten lassen als Zeichner und Kopisten bei mangelnder praktischer Durchbildung ihre selbständige Laufbahn zu beginnen und sich damit allerdings auch gleichzeitig die Aussichten auf eine für die Dauer befriedigende und sich allmählich günstiger gestaltende Lebensstellung von vornherein abzuschneiden;

2. um dem intensiven Unterricht in der technischen Mittelschule eine wichtige, einheitliche Grundlage zu sichern und dadurch die Nachtheile verschiedenartiger Vorbildung wenigstens in dem wichtigen Punkt der praktischen Anschauungen zu beseitigen;

3. mit Rücksicht darauf, daß wenn sich die Schüler auch in richtiger Würdigung der Vorbedingungen für eine aussichtsvollere Zukunft im allgemeinen zu der nachträglichen Ableistung der praktischen Thätigkeit entschließen sollten und

hiezu durch die Forderungen der Industriellen selbst gedrängt würden, doch dem Fachunterricht auf der Schule zunächst eine wesentliche Grundlage seines Erfolges wegen des mangelnden Verständnisses für die zu behandelnden Gegenstände fehlte;

4. im Hinblick auf den Nachtheil einer längeren Unterbrechung zwischen dem Abschluß der Fachschulbildung und ihrer Verwerthung, da diese Unterbrechung sich andernfalls infolge der in jener Altersstufe abzuleistenden Militärdienstpflicht auf drei Jahre ausdehnen würde, einen Zeitraum, in welchem das noch nicht durch fortdauernde Anwendung gefestigte theoretische Wissen sicher zum größten Theil wieder vollkommen verloren ginge, während praktische Anschauungen und Fertigkeiten erfahrungsmäßig viel länger erhalten bleiben;

5. weil die praktische Thätigkeit einem Ausruhen des Geistes entspricht und die Kräftigung des Körpers durch vorausgegangene praktische Arbeit, sowie das inzwischen erlangte reifere Alter eine stärkere geistige Anstrengung der Zöglinge in der durch andere Forderungen knapp bemessenen Schulzeit gestattet. Die für die vorausgehende praktische Thätigkeit im allgemeinen anzunehmende Altersstufe von etwa 17 Jahren dürfte nach den Erfahrungen im Lehrlingswesen zu keinen Bedenken hinsichtlich körperlicher Ueberanstrengung Veranlassung geben;

6. weil die praktische Thätigkeit den jungen Leuten Gelegenheit bietet, den technischen Betrieb selbst kennen zu lernen und ihre Neigung und Begabung dafür zu prüfen, so daß sie gebotenenfalls mit geringem Verlust an Zeit und Geld einem Beruf entsagen können, zu dem sie sich nicht eignen."

„Die Art der Werkstätte, in welcher die praktische Ausbildung erlangt wird, ist insofern von Wichtigkeit, als sie möglichst dem Lehrstoff der technischen Mittelschule entsprechen, auf ihn möglichst gut vorbereiten soll. Daraus ergibt sich von selbst, daß die vollständige Maschinenfabrik mit Gießerei, Schmiede, Dreherei, Schlosserei und Montage die geeignetste Stätte ist und als solche in der Regel gewählt werden sollte."

Auf die Praxis der Werkstätte folgt dann die Schule mit einer zweijährigen Schulzeit, für welche der Vorschlag die folgenden Grundsätze aufstellt:

„Der weite Kreis, für welchen die Mittelschule zu wirken berufen ist, schließt die Absicht aus, durch sie für einzelne Sondergebiete der Industrie eine besondere Fachbildung zu liefern. Sie soll nur dasjenige Maß allgemeiner technischer Kenntnisse gewähren, dessen alle eingangs aufgeführten Beamten der Privatindustrie und Fabrikanten gemeinsam bedürfen, welche an der Herstellung und Ueberwachung von Maschinen und Feuerungsanlagen betheiligt sind, oder den technischen Betrieb von Fabriken mit solchen Anlagen zu leiten haben. Eine weitere Zersplitterung des technischen Unterrichtswesens auf der Stufe der Mittelschule führt zur Berücksichtigung besonderer Interessen, für die der Staat nicht mehr in vollem Umfang allein einzutreten verpflichtet ist."

„Soweit die Forderung einer weiteren Gliederung des Fachschulwesens vor allem die Gewährung einer genauen Kenntniß der Handgriffe und Arbeitsvorgänge eines bestimmten Industriezweigs im Auge hat, dürften hiefür in erster Linie überhaupt nur niedere gewerbliche Schulen in Betracht kommen. Andrerseits wird, sofern es sich bei der weiter auszudehnenden Sonderausbildung um diejenigen Bedürfnisse der Fabriken handelt, welche in das Gebiet der chemischen Technologie hinüberreichen und daher bei ihren Betriebsleitern außer der Kenntniß des Maschinenwesens auch gewisse chemische Kenntnisse voraussetzen, auch hier ein auf der technischen Mittelschule ausgebildeter Ingenieur ohne Schwierigkeiten mit seiner allgemein naturwissenschaftlichen Bildungsgrundlage sich leicht die gewöhnlichen Hantirungen aneignen, sofern sie, wie häufig, innerhalb handwerksmäßiger Grenzen bleiben. Darüber hinausgehende Anforderungen werden einen Chemiker von Fach erheischen."

„Demnach deckt sich die von der technischen Mittelschule zu gewährende Ausbildung im wesentlichen mit derjenigen eines Maschinentechnikers und umfaßt als Hülfswissenschaften: Elementarmathematik einschließlich der beschreibenden Geometrie und der Grundzüge der Kurvenlehre, Mechanik, Physik und einen kurzen Abriß der Experimentalchemie. Die eigentliche fachwissenschaftliche Ausbildung hat sich vor allem auf ausreichende Zeichenfertigkeit, gründliche Kenntniß der Maschinenelemente, der wichtigsten Kraftmaschinen, Pumpen und Hebezeuge, der Werkzeugmaschinen, sowie auf die Elemente der Baukonstruktionslehre zu erstrecken."

Es ist für unsre Zwecke nicht von Belang, auf die näheren Details des Unterrichtsplans, wie er nach diesen vorstehenden Grundzügen vom Verein deutscher Ingenieure ausgestaltet ist, und wie er den Neuorganisationen der preußischen mittleren Fachschulen für Maschinenbau im wesentlichen zugrunde liegt, einzugehen. Für die Folge wird vielmehr die Frage von Bedeutung sein, inwieweit für unsre anders gearteten Verhältnisse in Bayern die dort niedergelegten Grundsätze ihre Verwerthung finden können und müssen. (Schluß folgt.)

Zur Nordischen Alterthumskunde.

Der weitbekannte Direktor des Nationalmuseums zu Kopenhagen steht nicht nur an der Stelle, wo alles zusammenfließt, was die Kenntniß von der Vorzeit dieser Lande begründet und erweitert; er ist auch der Berufenste und Fähigste, die Summe dieser Kenntnisse in „gemeinfaßlicher Darstellung" den weitesten Kreisen klar und schön darzubieten und hat dies aufs neue durch ein schönes Buch[1]) dargethan. Daß es ein wichtiges und nicht nur um der Wissenschaft willen dringendes Anliegen ist, ein solches Werk zur Hand zu haben, auch für uns deutsche Reichsbürger, wird manchem Landsmann in Altdeutschland nicht gleich klar sein. Ist man doch dort auch der eigenen Urvergangenheit unsäglich weiter entrückt als hier, von ihr geschieden durch reiche und mannichfaltige Entwicklungsgänge, die sich zwischen sie und die Gegenwart geschoben haben, und deren jeder Theil deutlichere und sprechendere Spuren hinterlassen hat als jene Urzeiten. Wer aber in unsrer nördlichsten Mark, dem Herzogthum Schleswig, lebt, oder auch nur hereinstreift, etwa mit der langen Eisenbahn über ihren Rücken her fährt, wo ihm dann, bald bis zum Greifen nahe, bald den Sehkreis ferner begrenzend, oft Bergen und Gebirgen gleichend auf dem flachen stillen Lande, einzeln und geschaart, die schönen runden Hügel vorübergleiten, in denen die Helden der Vorzeiten schlafen, sinnend gelagert in einsamer Heide nicht anders als vor tausend Jahren — dem ragt die Vergangenheit greifbar in die eigene Zeit herein. Der Torfgräber, der im Thorsberger Moor in Angeln, wie der, der im Sundewitt in den Neudammer Wiesen seinen Brennstoff sticht, stößt auf ungezählte Stücke, Kleider, Waffen, Schmucktheile, Gefäße, ja Wagen, Boote — Zeugen eines alten, kräftigen, von Thaten erschütterten Lebens. Knochen der Menschen und ihrer Thiere dazwischen. Goldene Trinkhörner mit wundersamer Zier, silberne Schalen, prächtig geschmückt und räthselhaft, sind dem Ackerboden entnommen, und von ihnen spricht das Volk. Man mag wohl sagen, in jeder Schreibstube finden sich Steinkeile als Beschwerer: schwerlich gibt es ein Dorf, wo nicht da und dort mehrere Gegenstände zusammengetragen liegen; zahllose kleine

[1]) Nordische Alterthumskunde, nach Funden und Denkmälern in Dänemark und Schleswig von Sophus Müller. Straßburg, Trübner 1898. Dritter Halbband.

Sammlungen und auch größere vereinigen Thon-, Stein- und Erzfunde in sich. Was haben nicht alles im letzten Dänenkriege preußische und österreichische Offiziere davon an sich gebracht und mitgenommen, öfters auch frischweg durch eigene Ausgrabungen hervorgefördert; und bei jeder Heeresübung, wie auch jetzt in diesem Augenblick, wiederholt sich das im kleineren. Aber immer wieder mußte sich das Verlangen regen, die Funde in geistige Verbindung gesetzt zu sehen, so daß ihnen, die doch der Geschichte angehören, innerhalb der Geschichte die gebührende Stellung angewiesen und die richtige Beleuchtung gegeben würde; aber in diesem Verlangen nach zusammenhängender übersichtlicher Belehrung sah man sich hoffnungslos verlassen. Die gelehrten Einzeldarstellungen, überdies fast ausnahmslos in dänischer Sprache geschrieben, konnten diesem Begehren nicht genügen.

Sophus Müller gibt in seinem Buche diese Belehrung; er scheidet die Erscheinungen in ihre Gruppen und Abtheilungen, läßt uns die eigenthümliche Art, die zutretenden auswärtigen Einflüsse erkennen und die Uebergänge und Entwicklungen betrachten. So baut das Werk eine Periode nach der anderen vor uns auf, die Funde und die an ihnen gemachten Beobachtungen durchgehend, betrachtend und erläuternd, stets das Verhältniß zu den uns bekannten auswärtigen Völkern und deren Einflüsse auf das germanische Volk hervorhebend. Der Beginn der europäischen Eisenzeit, die vorrömische Periode, die „römische" Zeit, deren Name mit vollem Bedacht gewählt ist, und als der Abschluß die der Völkerwanderung, bilden den Inhalt dieses Halbbandes und werden nacheinander geschildert, worauf sich die Darstellung in der „jüngeren Eisenzeit" der Behandlung des letzten Theiles, der nachrömischen Zeit, nähert und so dem Ziel zustrebt, das da ist, wo die Zeit beginnt, die wir als „historische" zu bezeichnen gewöhnt waren.

Es kann nicht beabsichtigt sein, hier auf den eigentlichen Inhalt des Werkes ausführlicher einzugehen, das ja selbst, nach seiner Absicht, eine Uebersicht ist, von einer Erscheinung zur anderen schreitend; man kann nur die Freude und Genugthuung aussprechen, daß uns die gewünschte Uebersicht über das Gebiet in so klarer und schöner Weise gegeben wird. Was sonst als einzelne Merkwürdigkeit erschien, ist hier, der Darstellung der Kulturgeschichte einverleibt, als Theil eines Ganzen an seine Stelle gebracht. Es fehlt dabei natürlich auch nicht an neuen, überraschenden Ergebnissen der Forschung; auf manche Erscheinungen wird zur Erhöhung des Reizes für den Leser in ausgiebiger und liebevoller Darlegung breiter eingegangen.

Die Arbeit des Uebersetzers muß man im ganzen als sehr befriedigend erklären, und die Sprache ist ausgezeichnet klar und rein. Nur hätte er durchaus in gewisser Richtung im Verdeutschen weitergehen müssen; auch fehlt es ihm gewiß an einer ausreichenden Kenntniß Schleswigs. Schon in seiner Vorlage konnte er doch sehen, wie Eigennamen in einer fremden Sprache zu geben sind — oder ist die deutsche Sprache darin schlechter zu behandeln als andere Sprachen? Der Däne schreibt natürlich Slesvig, Hamborg, Als, Fyn; aber Hr. Jiriczek bietet uns in der angeblichen Verdeutschung nicht nur Vedel statt des längst gebräuchlichen Wedel, Ribe statt Ripen, Vimoor (und Vimose) statt Wimoor, sondern schreibt sogar Skaersbjerg bei Kvaern für Scheersberg bei Quern (im ganz deutschen Angeln), Sundeved, Dannevirke; er muthet uns zu, zu wissen, daß wir unter Hygum Sogn (sprich Sonn) das Kirchspiel Hügum, unter Horns Herred die Horaser Harde zu verstehen haben, und schreibt von der Elev Feldmark; neben dem Thorsberger Moor kennt er ein Thorsbjergmoor, neben dem Neuenburger See auch einen Neufchateler See. Dergleichen erweckt, wenn man den Unwillen der Deutschen nicht achtet, den Hohn des Auslandes. Uebrigens bedürften auch die Maße u. dgl., um Allen verständlich und werthvoll zu sein, einer beigefügten Uebertragung in die uns bekannten. Warten wir ab, ob das Register, von dessen Vollkommenheit für die Brauchbarkeit des trefflichen Werkes doch sehr viel abhängen wird, hierin einiges bessert.

R. H.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Düsseldorf**, 21. Sept. 70. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. (Vierter Bericht.) Nachdem in der heute früh um 8 Uhr unter dem Vorsitz des Geh. Med.-Raths Prof. Dr. Waldeyer abgehaltenen Geschäftssitzung München zum nächstjährigen Versammlungsort gewählt war, wurde an Stelle des statutarisch aus dem Vorstande ausscheidenden Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Waldeyer (Berlin) Wirkl. Geh. Admiralitätsrath Prof. Dr. Neumayer (Hamburg) zum ersten Vorsitzenden gewählt. Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Leube (Würzburg) wurde zweiter Vorsitzender. Aus dem Vorstand scheidet ferner aus Geh. Rath Prof. Dr. v. Recklinghausen (Straßburg) und es treten neu ein: der Professor der Zoologie Hertwig (München) und Professor Dr. Grützner (Tübingen).

In den wissenschaftlichen Ausschuß wurden gewählt a) für die naturwissenschaftliche Hauptgruppe: Prof. Dr. Boß (Würzburg), Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Hauck und Prof. Dr. van't Hoff (Charlottenburg), Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Märcker (Halle a. S.), Prof. Dr. Göbel, Direktor des Botanischen Gartens in München, Geh. Hofrath Dr. Wilhelm Blasius (Braunschweig), Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Franz Eilhard Schulze (Berlin), Prof. Dr. Penck (Wien), Prof. Dr. Johannes Ranke (München), Oberrealschuldirektor Schotten (Halle a. S.); b) für die medizinische Hauptgruppe: Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Naunyn (Straßburg i. E.), Geh. Med.-Rath Prof. Dr. König (Berlin), Prof. Dr. Fehling (Halle), Geh. Hofrath Prof. Dr. Erb (Heidelberg), Prof. Dr. Mendel (Berlin), Sanitätsrath Dr. Steffen (Stettin), Prof. Dr. Wilhelm Engelmann (Berlin), Prof. Dr. Kollmann (Basel), Prof. Dr. Oswald Schmiedeberg (Straßburg).

Von Professor Posner (Berlin) ist ein Antrag gestellt worden, in Erwägung zu ziehen, ob sich die immer geltender machende Begründung von Zweigvereinen in Deutschland und Oesterreich empfehle. Der wissenschaftliche Ausschuß hat beschlossen, diesen Antrag einer besonderen Kommission zur Berathung zu überweisen. Ein von Professor Hueppe (Prag) im Auftrag der in Braunschweig eingesetzten Tuberkulose-Kommission gestellter Antrag, die Versammlung möge genehmigen, daß in der Donnerstag-Sitzung der hygienischen Abtheilung eine permanente Kommission zur Bekämpfung der Tuberkulose eingesetzt werde, wird nach eingehender Begründung seitens des Antragstellers und längerer Debatte angenommen. Darauf wurde nach Erstattung des Kassenberichts die Geschäftssitzung geschlossen. Um 10 Uhr vormittags traten die medizinische Hauptgruppe unter Geh. Medizinalrath Professor Dr. His (Leipzig) und die naturwissenschaftliche Hauptgruppe unter Geh. Hofrath Professor Dr. Wislicenus (Leipzig) zusammen. In der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe hielt der Erbauer der am 1. November d. J. zur Eröffnung gelangenden Rheinbrücke in Düsseldorf, Professor Krohn (Sterkrade) einen durch zahlreiche Lichtbilder erläuterten interessanten Vortrag über „Die Entwicklungsgeschichte eiserner Brücken und der Bau der neuen Rheinbrücke bei Düsseldorf", während Professor Pietzker (Nordhausen) über „Philosophie und Naturwissenschaft" sprach. — In der medizinischen Hauptgruppe hielt den ersten Vortrag Professor M. v. Frey (Zürich) über „Die Thätigkeit des Herzens in ihren physiologischen Beziehungen". Professor v. Frey gab einen Ueberblick über die Verhältnisse in der Anatomie und Physiologie des Herzens. Ein Thierherz, das aus dem Organismus herausgenommen wird, wird noch stundenlang oder sogar tagelang schlagfähig und schlagend erhalten, wenn dasselbe mit entsprechender Salzlösung genährt wird und in einem Raum sich befindet, in welchem Sauerstoff unter zwei Atmosphären Druck eingeleitet wird. Dieses auch für Laien verständliche und für Gelehrte sehr werthvolle Experiment erregte auf dem Physiologenkongreß im letzten August das größte Aufsehen. — „Ueber die Erkrankungen der Gefäßwandungen als Ursachen und Folgen von Zirkulationsstörungen" sprach Professor Thoma (Magdeburg). Einen dritten Vortrag hielt an Stelle des erkrankten Professors Krehl (Jena) Professor W. His jun. (Leipzig) über „Vorgänge im Herzen und Gefäßsystem unter pathologischen Bedingungen". In einer kombinirten

Sitzung der Abtheilungen für Hygiene und Bakteriologie und für Pädagogie sprach heute Nachmittag Prof. Dr. Kraepelin (Heidelberg) über „Messung geistiger Leistungsfähigkeit und Ermüdbarkeit“. Hieran schloß sich ein Vortrag von Professor Dr. Schmidt-Bonnard (Halle) über „Entstehung und Verhütung nervöser Zustände in höheren Lehranstalten“, zu dem auch Oberrealschuldirektor Schotten (Halle) das Wort ergriff. Es folgte dann noch eine sehr lebhafte Debatte über die Ueberbürdung der Schüler, die aber nichts wesentlich neues zutage förderte.

-rt- Veränderung im großen Andromedanebel? Gerade vor 13 Jahren erschien bekanntlich im großen Andromedanebel plötzlich ein neuer, röthlich gefärbter Stern, dessen Helligkeit allmählich bis zu der eines Sterns der 6. Größenklasse anwuchs, dann aber so rasch wieder abnahm, daß am Ende des Jahres 1886 der Stern wieder völlig verschwunden war und der Nebel wieder sein früheres Aussehen hatte, das er auch, wie gelegentliche Beobachtungen zeigten, bis in die letzte Zeit beibehielt. Vor wenigen Tagen nun theilte ein Hr. Merlin in Volo (Griechenland) der Greenwicher Sternwarte mit, daß er mit einem achtzölligen Fernrohr neuerdings eine deutliche sternartige Verdichtung im Kern des großen Andromedanebels gesehen habe. Mehrfache, sofort von verschiedenen Sternwarten vorgenommene Nachforschungen ließen die Wahrnehmung des Hrn. Merlin als unrichtig oder doch als zweifelhaft erscheinen. Wie aber die Zentralstelle für Kometentelegramme in Kiel mittheilt, hat der russische Astronom Hr. Seraphimow in Pulkowa in der That die fragliche Verdichtung ebenfalls gesehen, so daß an der Realität derselben nicht mehr zu zweifeln ist. Man darf auf die weitere Entwicklung dieser interessanten Erscheinung sehr gespannt sein.

* Mr. Francke Woodward in New-York hat eine Reihe von Experimenten unternommen bezüglich der Fähigkeit von Lichtstrahlen, einen luftleeren Raum zu durchdringen. Er benutzte eine luftleer gemachte Glasröhre, die er auf beiden Enden, ausschließlich zweier kleiner kreisrunder Oeffnungen, mit schwarzem Papier bedeckte. Durch die Röhre gesendete Lichtstrahlen verloren 19/20 ihrer Stärke. Der Verlust war um so größer, je vollständiger die Luftleere erreicht war. Sendete man aber Kathodenstrahlen hindurch, so trat kein Verlust ein. Mr. Francke folgert hieraus, die Sonnenstrahlen müßten Kathodenstrahlen sein, sonst würde die Erde dunkel bleiben.

* Ein Komitee von Schneebergfreunden beabsichtigt, wie die „N. Fr. Presse“ erfährt, die Errichtung einer Hochwarte auf dem Schneeberg, welche dem Andenken der erhabenen Naturfreundin Kaiserin Elisabeth gewidmet sein und wissenschaftlichen und touristischen Zwecken dienen soll. Eine Sternwarte und eine meteorologische Gipfelstation (ähnlich jener auf dem hohen Sonnblick) sollen geschaffen werden. Ferner soll sich oberhalb dieser beiden Warten der „Elisabeth-thurm“ erheben, welcher das vollständige Panorama des Hochschneeberges gewähren wird. Eine vollkommene Rundschau ist bekanntlich heute von keinem der beiden Gipfel (Kaiserstein und Klosterwappen) möglich. Deßhalb soll die geplante Warte etwa in der Mitte zwischen den beiden Gipfeln, diese überragend, errichtet werden, und zwar in Verbindung mit einer Wetterschutzhütte. Für diesen Bau will man noch in diesem Jahre den Grundstein legen.

G. Zum Gedächtnisse Caedmans, des Nestors der englischen Dichter, wurde in Whitby, wo die Ruinen einer im Jahre 657 gegründeten Abtei stehen, deren erster Propst Caedmon war, ein Kreuz errichtet. Wie wir der „Academy“ entnehmen, wird in diesen Tagen der poeta laureatus die Enthüllung des Kreuzes vornehmen, und Englands Dichter und Gelehrte werden den Verfasser des ersten altenglischen „Hymnus“, des „Lobgesangs der Schöpfung“ und der „Genesis“ feiern.

* **Braunschweig.** An der hiesigen Technischen Hochschule werden von jetzt ab, im Gegensatz zu der Entscheidung im vorigen Jahre, auch Damen als Hörerinnen zugelassen werden, und zwar zunächst zu den Vorlesungen des Professors Dr. P. J. Meier über Allgemeine Kunstgeschichte und des Gymnasialoberlehrers Elster über Literatur.

* **Aachen.** Der Professor für Mineralogie und Petrographie an der hiesigen Technischen Hochschule, Dr. Arzruni, ist am 22. September infolge eines Blutsturzes gestorben. Er entstammte einer in der gelehrten Welt wohlbekannten armenischen Familie aus Tiflis und war als Student nach Deutschland gekommen, wo er, durch wissenschaftliche Leistungen ausgezeichnet, seither geblieben war.

* **Berlin.** An der hiesigen Universität sind der Privatdozent der inneren Medizin, Prof. Dr. Alfred Goldscheider, leitender Arzt am städtischen Krankenhause Moabit, und der Privatdozent der Augenheilkunde, Prof. Dr. Karl Horstmann, zu außerordentlichen Professoren befördert worden.

* **Breslau.** Die hiesige Sternwarte hat in dem Engelmann'schen Refraktor ein neues größeres Fernrohr von 3 m Brennweite erhalten. Es soll mit anderen Instrumenten demnächst in Baracken auf einer Oder-Insel Aufstellung erhalten bis zu der dringend nothwendigen Verlegung der ganzen Sternwarte auf einen geeigneten, außerhalb des Dunstkreises der Stadt gelegenen Platz.

* **Greifswald.** Staatsanwalt Dr. jur. v. Mack in Wilmersdorf ist zum ordentlichen Honorarprofessor für Militärrecht und Kriminalistik an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Basel.** Auf den Lehrstuhl für Botanik an unsrer Universität ist an Stelle des nach Halle gehenden bisherigen Inhabers Dr. Georg Klebs der außerordentliche Professor Schimper aus Bonn berufen worden. — Mit Beginn des Wintersemesters wird Zivilgerichtspräsident Dr. Karl Chr. Burckhardt, der von seinem Amte zurückgetreten ist, eine Professur der Rechte an unsrer Hochschule übernehmen.

* **Bern.** Am 21. September ist hier der Professor der klassischen Philologie an unsrer Universität, Dr. Hagen, im Alter von 54 Jahren gestorben.

* **Kamerun,** 21. Sept. Tel. Der Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Valdivia“ mit der deutschen Tiefseeexpedition an Bord ist hier wohlbehalten eingetroffen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Georg Polonsky: Gewissen, Ehre und Verantwortung. Literar-psychologische Studien (Ibsen, Gleb Uspenski, Leo Tolstoi). München, Hermann Lukaschik (G. Franz'sche Hofbuchhandlung) 1898. — Franz Rittweger: Frankfurt am Main im Jahre 1848. Ein Beitrag zur Städtegeschichte. Frankfurt a. M., Karl Jügel (M. Abendroth) 1898. — Dr. Hugo Neumann: Handausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. 3. Lfg. Berlin, Franz Vahlen 1898. — Dr. August Hofmann: Die gesammten Materialien zum Bürgerlichen Gesetzbuch. 1. u. 2. Lfg. Ansbach, C. Brügel u. Sohn 1898. — Festschrift zur Feier der Vollendung des Deutschen Hauses in Indianapolis. Indianapolis, Pitts u. Smith 1898. — Das Reichsgesetz, betreffend die Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften. Erläutert von Dr. Maurer. 2. Aufl. Besorgt von Amtsrichter F. Birkenbihl. Berlin, Franz Vahlen 1898. — Oberroßarzt König: Veterinärkalender 1899. In 2 Abtheilungen. Berlin, August Hirschwald 1899. — *Robert Bell:* Chloroform. Its Absolutely Safe Administration. Glasgow, Robert Love Holmes 1898.

Jahrgang 1898. München, Montag, 26. September. Nummer 217.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Dänische Novellistik.

Von Albert Geiger.

Wer als Ideal moderner dänischer Prosa die Novellen und Romane Jakobsens, des zweifellos bedeutendsten Vertreters derselben, vor Augen hat, der wird sich etwas enttäuscht fühlen, wenn er die dänischen Novellen von Hermann Bang, Sophus Schandorf, Erna Juel-Hansen u. A. liest, die uns Marie Kurella in ihrer neuen Sammlung übersetzt hat.[1]) Bei Jakobsen die blühende, glühende, bis zur Mimosenhaftigkeit fein empfundene Schilderung einer weichen, üppigen Natur, in der sich Menschen mit romantischem Bedürfniß und romantischen Ideen bewegen — hier nichts Ueppiges, Berauschendes; die Natur Grau in Grau, wo sie Hintergrund ist; die Konturen der handelnden und sprechenden Menschen schärfer, trockener, weniger verschwimmend. Eine gewisse Eintönigkeit, welche den nicht tiefer Dringenden abschrecken kann. Aber doch im einzelnen wie viel feine Beobachtung, wie viel Stimmung in Schattirungen, deren Verschiedenheit das Auge des Literaturfreundes entzückt! Alle diese Novellen zeigen eine Virtuosität der Technik, eine Treffsicherheit, ein plastisches Können, die den geschärften Blick und das unablässige, gewissenhafte Herausarbeiten der Realisten des Nordens aufs neue dokumentiren.

Wenn man mit einem Bilde die wehmüthig-heitere Stimmung der Eingangsnovelle: „Ein schöner Tag“ von Hermann Bang ausdrücken wollte, so möchte ich am liebsten an das silberne Licht eines Oktobertages nach einer Reihe von trüben Tagen denken, wenn die sterbende Sonne noch ein müdes, mildes, letztes Lächeln durch graue Schleier sendet und die letzten Blätter an den Bäumen zittern. Im Leben des Schuladjunkten Etvos und seines Weibes Adolfa ist es schon lange, lange Herbst geworden. Ein dürftiges Einkommen, neun Kinder — das alte Lied. Aber hier fingen es zwei Menschen, die mit ihrer Begeisterungsfähigkeit für alles Hohe, Schöne, Gute es werth wären, ein besseres Loos zu haben als die ewige Katzbalgerei mit der Noth des Daseins in den vier Wänden, die von Jahr zu Jahr schmuckloser geworden sind. Da beschert ihnen das Schicksal in übermüthiger Laune einen schönen Tag, vielleicht den letzten Goldblick ihres Lebens. Eine berühmte Klavierkünstlerin soll im Musikverein des kleinen Städtchens spielen. Und wie es nun kommt, weiß Niemand — sie lädt sich gerade zu Adjunkt Etvos zum Mittagessen ein, der als Komiteemitglied des Vereins sie an der Bahn hat abholen helfen. Welch ein Glück für ihn, den Musikenthusiasten und eifrigen Sänger! Welche Ehre, dem General und all den anderen vornehmen Komiteemitgliedern vorgezogen zu werden! Aber die Kehrseite der Medaille: woher das Geld nehmen, das viele, viele Geld, das solch eine Bewirthung kostet? Denn sie müssen doch der Künstlerin zu Ehren eine große Gesellschaft geben; das ist klar.... Und sollten sie sich nachher noch einmal so sehr abrackern müssen.... Etvos entschließt sich, 100 Kronen zu entleihen; und beim Delikatessenhändler holt man auf Borg. Eine Köchin wird engagirt. Und nun entwickelt sich in dem kleinen Haushalt ein wahres Tohuwabohu. Ueberall sind die Kinder im Weg; kein Service ist da; in der Küche fehlt es am Nöthigsten; das Zimmer soll festlich dekorirt werden u. s. w. Aber alles kommt ins Blei und das Gastmahl kann vor sich gehen. Ebenso ergötzlich wie der vorhergehende Trubel ist dieses Gastmahl geschildert mit der steten Furcht der Wirthe vor unvorhergesehenen Zwischenfällen: nebenan sind unter Obhut der klugen, kleinen Emmeline die Kinder, die ab und zu mit einem heftigen Fall an die Thüre ihre Anwesenheit kundthun; dann wünscht die Pianistin plötzlich Bier und die letzten Oere des Adjunkten werden aufgewendet, diesen Wunsch zu befriedigen; in dem engen Gemach muß der Lohndiener förmlich seiltanzen, um nicht jeden Augenblick ein Saucenunglück anzurichten — schießlich aber kommt doch Stimmung ins Ganze. Und endlich setzt sich die Pianistin gar ans Klavier und spielt einige Kleinigkeiten; und Etvos wird aufgefordert, seinen Tenor erschallen zu lassen! Die berühmte Künstlerin begleitet ihn. Die beiden Leutchen sind wie berauscht. Frau Etvos ist es, als sähe sie eine Vision — mitten im Zimmer. Und Etvos schwimmt in Wonne — ja, er fragt ernsthaft den Reisebegleiter der Pianistin, den Tenoristen, „ob es schon zu spät wäre zum Ausbilden —“. O, es war ein wunderschöner Tag für das Ehepaar. Aber als alle Gäste gegangen sind, Etvos mit ihnen, um den Tenoristen zum Hotel zu begleiten, als die tiefe Stille um Frau Etvos her ist, da faßt sie eine unsägliche Beklemmung. „Lange ging sie im Zimmer hin und her — überall standen die verlassenen Stühle und auf dem Tische eine Menge leerer Gläser; sie löschte die Lichter und Lampen aus, eine nach der andern, und ließ nur ein Lämpchen brennen — das alte Halbdunkel war wieder da.... Dann sank sie plötzlich auf einen Stuhl zusammen, lehnte den Kopf an ihr altes Klavier und weinte bitterlich....“ Der Alltag ist wieder eingekehrt, und sie fühlt es: für immer!

„Metje Kajsa“ von Berndt Lie ist eine höchst interessante Novelle. Sie muthet zwar nicht so sympathisch an wie die vorige. In „Ein schöner Tag“ sind die Menschen uns näher; und der Sonnenstrahl in ein sonst freudearmes Leben hinterläßt einen warmen Nachglanz in uns, eine elegische und doch angenehme Stimmung. In Berndt Lie's Novelle erhalten wir einen tiefen Einblick in das Norweger Bauernleben. Ungeschmeichelt, in harten Strichen, stellt uns der Verfasser zwei Typen vor Augen: die Wittwe Metje Kajsa, eine Finnländerin, und Henrik Eliesersen, ehemals ihr Knecht, jetzt ihr Geliebter und Herr. Metje Kajsa ist unschön; aber aus ihrem Auge leuchtet eine Flamme unter

[1]) Kollektion Wigand. Leipzig 1898.

den schwarzen Haarsträhnen hervor. Sie ist zäh und leidenschaftlich zugleich. Wie die herbe, karge Natur eines Theiles dieser Länder die Menschen zwingt, sich förmlich in sie einzubohren, um ihr Früchte abzuringen, so läßt sie auch ihr Gefühl sich an eine Persönlichkeit festsaugen, sei's in der Liebe, sei's im Haß. Metje Kajsa hat sich für ihren Geliebten geopfert; er hat einen Postdiebstahl begangen; sie hat sich statt seiner der That bezichtigt. Auf sie, die übelgelittene „Kvänin“, die Eingewanderte, hat sich von vornherein der Verdacht gelenkt; man nimmt keinen Anstand, sie zu schwerer Strafe zu verurtheilen. Aus dem Gefängniß zurückkehrend, hört sie auf dem Schiff, das sie nach Beivi, ihrem Hof, und zu ihrem Geliebten tragen soll, daß er sich mit ihrer verhaßten Nebenbuhlerin verheirathet hat. Das trifft sie wie ein Blitz vom Himmel. Mit ihrem Opfer hat sie geglaubt, sich ihn zu sichern. Und nun! ... Da kehrt sich ihre Liebe in Haß. Sie scheint der böse Dämon Henriks geworden zu sein; Unglück verfolgt ihn, Brand, Viehschaden, alle möglichen Unglücksfälle, für die man in der Umgegend allgemein Metje Kajsa verantwortlich macht. Dieweil scharrt sie Thaler auf Thaler zusammen; ihre einzige Freude ist, an dem Elend Henriks sich zu weiden. Aber eines Tages, da sie Henrik ein Pferd weggesteigert hat, das ihm die Umwohner nach einem Uebereinkommen ohne Hinaufbieten überlassen wollten, da geht er zu ihr hin, den Jammer im Blick und der gebrochenen Gestalt. Und wie er zu ihr redet mit dem Ton, den sie seit 20 Jahren nicht mehr gehört hat, flehend, da wandelt sich's in ihr. Die alte Liebe wird wach. Beim Pfarrer des Kirchspiels, dem Einzigen, der ihr, der „Hexe des Dorfes“, freundlich gewesen war, hinterlegt sie ein Testament, worin sie Henrik ihre gesammte Habe vermacht. Auf dem Rückweg vom Pfarrer erfriert sie in den Bergen....

Man sieht: es lebt auch in dieser armseligen Finnin etwas vom Geiste der nordischen Brünnhild; groß im Lieben wie im Hassen.

Noch düsterer in der ganzen Färbung ist die Novelle „Rinderpest“. War bei der vorigen Novelle das Hochgebirge und das stürmische Meer ein Hintergrund, der etwas Befreiendes hatte, so vereinigt sich hier das dänische Flachland in trostlosen, unendlichen Nebelschleiern mit dem Niederdrückenden des ganzen Vorgangs zu einer tief beklemmenden Wirkung. Hart, wie die Figuren eines alten Holzschnittes, treten die Gestalten der Geschichte heraus. Sie spielt zu der Zeit, da in den Städten die Aufklärung sich zu regen beginnt, auf dem Lande aber der platteste und krasseste Aberglaube, oder — wie in diesem Falle der Rinderpest — statt des Verlangens nach Selbsthülfe die stumpfe, fatalistische Gottergebenheit herrscht; etwa in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ein Professor von Kopenhagen, der das Land bereist, um über die Seuche Erhebungen anzustellen, kommt in ein elendes Dorf, dessen Bewohner, dem Verzweifeln nahe, theils zu allerhand Zaubermitteln ihre Zuflucht nehmen, theils mit dem Pastor zusammen das Unglück, das ihre Existenz untergräbt, als eine Prüfung Gottes ansehen. Zwischen dem Pastor, einem jener Fanatiker, die sich Gott nicht anders als im Strafgericht und die Kreatur nicht anders als duldend denken können, und dem gelehrten, aufgeklärten Professor kommt es zu einer heftigen Kontroverse: Weltanschauung gegen Weltanschauung. Da die Bauern sich auf die Seite ihres Seelenhirten stellen, verläßt der Professor, von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt, das Dorf. Den tragisch abschreckenden Schluß des Ganzen bildet die Hinopferung eines Findelkindes. Zuerst haben die Bauern ein Stück Vieh lebendig begraben, um die Seuche abzuwenden; es mögen hier Reste des heidnischen Kultus im Spiele sein. Nun wird es mit einem Menschenopfer versucht: die alte Maren Smeds räth es, und Rasmus Gasse, der sie befragt hat, der Dorfweise, führt es aus. An der Landstraße hat sich ein Theil der Böschung infolge des endlosen Regens abgelöst und ist hinabgestürzt; ein anderer Theil droht nachzufolgen; eine geringe Nachhülfe kann ihn zum Fall bringen. Unter der Böschung sitzt das Findelkind, ein scheues, elendes Wesen, und verzehrt sein Vesperbrot. Da folgt ein Ruck mit Rasmussens Schaufel; die Erde stürzt hinab und begräbt das Kind.... In dunkler Nacht ziehen die Bauern ihre kranken Thiere über das unheimliche Grab. Dadurch glauben sie die Rinder heilen zu können.

Zu einem gewissen trockenen Humor raffen sich die beiden Novellen auf: „Madam Larsen und ihr Mittelkind“ und „Der Vater“. Dennoch wird man eine trübe Stimmung während des Ganzen nicht los, und die Schlußwendung ist in beiden Stücken durchaus elegisch. Die erste Novelle führt uns in Arbeiterkreise, in eine Familie, die mit den bekannten sozialistisch-utopistischen Ideen durchsetzt ist. Madam Larsen hat die Theorien über die freie Liebe ins Praktische umgesetzt und, während ihr Mann in Amerika war, eine Art von Gewissensehe mit einem halbgebildeten Schriftsetzer geführt: die Frucht derselben ist das „Mittelkind“, von ihr so geheißen, weil es zwischen den beiden Söhnen aus rechtmäßiger Ehe das Licht der Welt erblickt hat. Madam Larsen ist im übrigen eine tüchtige Person, sauber und arbeitsam und sucht die Kinder zu was Ordentlichem zu erziehen. Ihr kühnes Sichhinwegsetzen über die gesetzlichen Schranken wird entschuldbar, wenn man ihren Mann, einen stark vergröberten Sam Weller, mit dem feineren und für sie im Besitze aller Bildungsschätze befindlichen Schriftsetzer Simonsen vergleicht. Als Simonsen nun nach Amerika geht, fühlt sie sich sehr verlassen; ihr größtes Glück ist sein Kind, das Mittelkind, das sehr gute Anlagen zeigt. Aber nun kommt die Strafe der unerbittlichen Gesellschaft. In der Schule wird der kleine Ferdinand verhöhnt mit Knittelversen:

Mein Bruder ist ein Mittelkind,
Ist nicht seinem Vater sein Sohn,
Von wem er ist, das weiß ich nicht,
Doch die Mutter weiß es schon.

Und endlich wirft ihr ältester Sohn ihr mit höhnenden Worten ihren Fehler vor. Da verläßt sie mit ihrem jüngsten Sohne und dem Mittelkind die Stadt.... Larsen tröstet sich mit philosophischer Ruhe über den Verlust der Gemahlin.... Die Gestalten sind gut gezeichnet; eine knappe Charakteristik berührt wohlthuend. Die Novelle zeigt übrigens, welch empfindliche Schädigung gewisse Ideen für die Familie insbesondere des Arbeiterstandes bedeuten, wo die sittlichen Bande leichter zerrissen werden denn sonstwo, aber auch das Familiengefühl nicht so stark ist.... Bedenklicher ist das Problem in der Novelle: „Der Vater“. Ein Dienstknecht, der zur Zeit seine Militärpflicht erfüllt, wird auf Anerkennung eines Kindes verklagt, obwohl er bestimmt weiß, daß nicht er diese Verpflichtung zu erfüllen hat. Da aber die Mutter mittlerweile stirbt, nimmt er statt des wirklichen Vaters sich des Säuglings an und bringt ihn in der Stadt bei einer Frau unter, die ihm für solche Dienste empfohlen worden ist. Rührend ist es nun, wie der halb einfältige, halb rohe Bauer allmählich das Kind liebgewinnt. Er wüßte sich selbst nicht zu sagen, ob das Mitleid mit dem armen, hülflosen, verstoßenen Ding ihn so erfaßt; aber als es endlich stirbt, da weint er wie um sein eigenes Kind.

Es wäre zu verwundern, wenn in einer dänischen Novellensammlung nicht auch das eine oder das andere Stück die feinen und delikaten Seelenvorgänge der erwachenden Sexualität des Weibes behandeln würde. Am interessantesten

ist meiner Ansicht nach hier das kleine Genrestück: „Johannisnacht“ von Jakob Worm-Müller, während die Bagatelle: „Liebe und Geographie“ von Erna Juel-Hansen und die Novelle: „Ein Lehrer“ mir weniger den Eindruck bestimmt auftretender Originalität machten. „Johannisnacht“ zeigt aufs neue, daß eine Verschmelzung von Natur- und Seelenstimmung oder die Kontrastwirkung derselben den Reiz der Erzählung ungemein erhöht. Darin können alle dänischen Novellisten von Jakobsen lernen. Am wenigsten vermögen Olivier Sandströms: „Anfechtungen“ zu befriedigen. Hier erscheint das Subjektive zu wenig in poetische Anschauung umgesetzt. An einer Reihe feiner und stimmungsvoller Züge fehlt es auch bei diesen Novellen nirgends. Hinsichtlich ihrer Stellung in der Entwicklung der dänischen Prosaliteratur bekunden diese Novellen im großen Ganzen eine Neigung zum Gegenständlichen, eine Entfernung vom allzu Stimmungshaften, die nur mit lebhafter Freude zu begrüßen ist.

Zur Frage der Reorganisation der bayerischen Industrieschulen.

(Schluß.)

IV. Die Organisation technischer Mittelschulen in den übrigen deutschen Bundesstaaten, in Oesterreich und in der Schweiz.

Werfen wir nunmehr noch einen Blick auf die Ausgestaltung des technischen Unterrichtswesens der anderen Länder deutscher Zunge, so schließt sich zunächst Baden mit seinen neunklassigen Oberrealschulen fast durchweg an die entsprechende Einrichtung in Preußen an. In Württemberg dienen der Vorbereitung für das mathematisch-naturwissenschaftliche und das technische Hochschulstudium neben dem Realgymnasium insbesondere die zehnklassigen Realanstalten, deren in Mathematik und Physik weitgehender Studienplan die Abkürzung der Hochschulstudien am Polytechnikum in Stuttgart gegenüber den Absolventen von Oberrealschulen und humanistischen Gymnasien um zwei, bezw. um ein Semester gestattet. Demgegenüber treten hier die eigentlichen mittleren technischen Fachschulen, von der Baugewerbeschule in Stuttgart abgesehen, zurück.

Anders haben sich die Verhältnisse in Sachsen gestaltet, wo die „technischen Staatslehranstalten zu Chemnitz“ gerade die Bedürfnisse der gewerblichen und industriellen Berufsbildung auf ihrer mittleren und unteren Stufe ganz besonders entwickelt haben. Diese technischen Lehranstalten sind aus der 1836 gegründeten höheren Gewerbeschule hervorgegangen, der 1837 eine Baugewerkeschule, 1855 eine Werkmeisterschule angeschlossen wurde, während gegenwärtig mit den Anstalten noch eine Anzahl spezieller Fachschulen für technische Gewerbe verbunden ist. Die höhere Gewerbeschule, welche für uns allein in Betracht kommt, verfolgt in erster Linie das Ziel, für den unmittelbaren Eintritt in die Praxis der mechanischen und chemischen Technik, der Elektrotechnik, sowie des Baufachs vorzubereiten. Erst in zweiter Linie ist sie Vorbereitungsanstalt für die Technische Hochschule zu Dresden, die indessen von den Zöglingen der Gewerbeschule in der Regel nur zur Vervollständigung ihrer technischen Ausbildung, nicht aber im regelmäßigen Studiengang besucht wird. Im Gegensatz zu der Einrichtung der technischen Mittelschulen in Preußen mit ihrem nur zweijährigen Kurse ist das Fachstudium an der Chemnitzer Gewerbeschule, welches wie jene an die durch die Berechtigung zum einjährigen Dienst gegebene Vorbildung anknüpft, auf 3 bis 4 Jahre ausgedehnt und bietet vorzugsweise nach der theoretischen Seite einen weit umfangreicheren Lehrstoff dar, als die gleichen preußischen Anstalten.

Auch die mittleren Fachschulen in Oesterreich, wie beispielsweise die deutsche Staatsgewerbeschule in Brünn, bieten im allgemeinen einen vierjährigen Kursus. Insofern derselbe aber an einer niedrigeren Stufe der Vorbildung anknüpft, treten hier in den ersten beiden Jahren die allgemein bildenden und die vorbereitenden mathematisch-naturwissenschaftlichen und graphischen Fächer gegenüber den erst mit dem dritten Jahre beginnenden eigentlichen Fachgegenständen zurück, und naturgemäß umfassen diese letzteren auch ein weit geringeres Programm, als es beispielsweise die Chemnitzer Schule darbietet. Ein Uebergang von dieser mittleren technischen Schule zur Hochschule ist ausgeschlossen. Als Vorbildungsanstalten für die letzteren gelten vielmehr vorzugsweise achtkursige Realschulen und Realgymnasien, deren Lehrgang im ganzen demjenigen unsrer analogen deutschen Anstatten entspricht, in welchem nur dem Unterricht in den Naturwissenschaften und im Zeichnen ein besonderes Augenmerk gewidmet ist.

Die Trennung der für das Hochschulstudium vorbereitenden Schulen von den mittleren technischen Schulen ist auch für das Unterrichtswesen der Schweiz charakteristisch. Hier ist allen Schulen der Unterbau einer 6jährigen Burgerschule, der Primärschule, gemeinsam. Die auf das Universitätsstudium sich vorbereitenden Schüler besuchen dann von hier ab die auf sechs und ein halb Jahreskurse bemessene Gymnasialabtheilung der Kantonschule;[1]) an die Primärschule schließt (mit Einführung fremdsprachlichen Unterrichts) die dreikursige Sekundärschule an. Der Besuch der zwei ersten Klassen derselben ist obligatorisch für diejenigen, welche zur Vorbereitung auf technische und kaufmännische Berufsarten in die Industrieschulabtheilung der Kantonschule aufgenommen werden wollen. Diese letztere ist in $3^1/_2$ jähriger Dauer Vorbereitungsanstalt für die technische Hochschule.

Der Vorbereitung auf die mittleren technischen Berufsstellen dienen die Technika (wie beispielsweise das Technikum des Kantons Zürich in Winterthur), welche, abgesehen von der Möglichkeit des Uebertritts von der Industrieschule aus, regulär an die dritte Klasse der Sekundärschule anknüpfen. Die Industrieschule trägt ihren Namen nach dem Endzweck, nicht nach dem Inhalt ihres Studienganges, insofern derselbe nicht fachwissenschaftlich, sondern allgemein bildend ist und auf modern sprachlicher und naturwissenschaftlicher Grundlage sich aufbaut. Das Technikum dagegen ist eine reine Fachschule für Bau- und Maschinentechniker, Elektrotechniker, Feinmechaniker und Chemiker, die in durchschnittlich sechs Semestern, von denen die ersten beiden dem vorbereitenden mathematisch-naturwissenschaftlichen und graphischen Unterrichte gewidmet sind, die Vorbereitung für den unmittelbaren Eintritt in die Praxis gewährt. Ein Uebertritt an das Polytechnikum in Zürich ist ausgeschlossen. Regel, aber nicht Vorbedingung, für den Eintritt in das Technikum ist eine vorangegangene praktische Thätigkeit im betreffenden Fache.

Wenn wir noch die zahlreichen privaten technischen Lehranstalten berühren, wie sie, ohne die Forderung spezieller Vorschulen, mit einem auf das Nothwendigste zugeschnittenen Lehrprogramm und mit mehr mechanischen als wissenschaftlichen Lehrmethoden, zahlreich in Deutschland bestehen und zum Theil nicht geringe Frequenz aufweisen, so geschieht es, um auch hieran die Nothwendigkeit des Ausbaues staatlich organisirter Schulen für die mittlere Technik zu kennzeichnen.

[1]) Die Angabe bezieht sich speziell auf die Kantonschule in Zürich, die aber im wesentlichen auch als typisch für die Organisation jener in den übrigen Kantonen betrachtet werden kann.

V. Grundzüge für eine Umgestaltung der bayerischen Industrieschulen.

Die einschneidendste Frage, welche für eine Umgestaltung der bayerischen Industrieschulen, wie sie nunmehr schon seit mehreren Jahren in Aussicht genommen ist, entschieden werden muß, ist wieder dieselbe, welche schon bei der Organisation der Industrieschulen vom Jahre 1868 in Bayern, bei den Verhandlungen von 1879 in Preußen die wesentliche war: Kann eine technische Mittelschule die Doppelaufgabe, für das Hochschulstudium vorzubereiten und zugleich abschließende Schule für den unmittelbaren Eintritt in die Praxis zu sein, vereinigen?

Aus den Erörterungen, welche von Seiten der bayerischen Handelskammer, wie von Seiten der betheiligten Behörden und aus dem Gutachten der Technischen Hochschule in München sich ergeben, lassen sich die Forderungen, welche bei einer Umgestaltung der bayerischen Industrieschulen nach den beiden Richtungen ihrer Lehraufgabe zu stellen sind, in folgenden Sätzen, auf welchen der zur Kommissionsberathung gestellte „Entwurf zur Umgestattung der Industrieschulen“ gegründet ist, bezeichnen: 1. „Für den unmittelbaren Eintritt in die Praxis reicht die bisher an den Industrieschulen gebotene Ausbildung nicht vollständig aus. Die an den „mittleren Techniker“ gegenwärtig herantretenden Anforderungen bedingen eine Erweiterung und Ergänzung des Unterrichtsstoffs, welche die Anfügung eines dritten Jahreskurses erforderlich machen. 2. Für die Vorbildung zur technischen Hochschule genügt der bisherige Umfang eines 2jährigen Unterrichts; in demselben ist aber den allgemein bildenden Fächern ein größeres Gewicht als bisher einzuräumen, während dagegen die eigentlich technischen Fächer zurückzutreten haben.“

Zwingen diese beiden Forderungen zu einer Trennung der Lehraufgabe? Der ministerielle Entwurf kommt zu dem Schluß: „Die Vereinigung der beiden Aufgaben, welche den Industrieschulen bisher gestellt waren — nämlich einerseits eine abschließende Ausbildung für den unmittelbaren Eintritt in die Praxis zu gewähren, andrerseits eine vorbereitende Ausbildung für den Uebergang zur technischen Hochschule zu bieten — ist sachtich möglich und angemessen, für die Stellung und Gestaltung der Industrieschulen wichtig und richtig und der bisherigen Entwicklung unsres technischen Unterrichtswesens entsprechend.“

Was zuvörderst die Industrieschule als Vorbildungsanstalt für die Hochschule anlangt, so sprechen die oben (im Abschnitt II) gekennzeichneten Erfahrungen der preußischen Gewerbeschulen, wie sie in der Denkschrift niedergelegt sind, gegen eine Vereinigung hier nur insoweit, als die Nothwendigkeit einer intensiveren sprachlich-historischen Durchbildung den eigentlich technischen Fächern gegenüber stark zur Geltung gebracht werden muß. Für die Vorzüge aber, welche die Aufrechterhaltung der Vereinigung beider Lehraufgaben für die zur Hochschule gehenden Studirenden mit sich bringt, sprechen die an der hiesigen Technischen Hochschule mit den tüchtigen Absolventen der Industrieschulen gemachten Erfahrungen. Ein Bericht des Professors Finsterwalder gelegentlich der vorjährigen Absolutorialprüfung spricht sich hierüber folgendermaßen aus: „Die Industrieschule bricht mit dem sonst allgemein durchgeführten Grundsatz, die Schüler bis zum Eintritt in die Hochschnle mit Fachbildung zu verschonen. Die 25jährige Praxis hat gezeigt, daß dieser Bruch mit der Tradition im ganzen sicherlich weit mehr gute als schlimme Folgen nach sich gezogen hat. Die Industrieschulen liefern, wie von keiner Seite geleugnet wird, arbeitsfähige, arbeitswillige, intelligente Studirende, die die Prüfungen mit bestem Erfolg bestehen und sich dann in der Praxis vorzüglich bewähren. Sie bilden ein fast unentbehrliches Ferment für das Gros der Stndirenden humanistischer Herkunst, das letztere zwingt, mit Ausbietung einer ihnen bis dahin fremden Energie das vielgestaltige Studium der Technik und ihrer grundlegenden Wissenschaften zu betreiben und die mangelnden Fertigkeiten im Zeichnen und Konstrniren zn ergänzen. Wenn an der Technischen Hochschule in München das Studium auf einer wissenschaftlichen Höhe steht, um die nns andere Hochschulen mit Recht beneiden, so trägt dazu in nicht geringem Maß das von den Industrieschülern gelieferte Studentenmaterial bei, das dem vortragenden Lehrer die Gewähr bietet, auch in schwierigeren Pnnkten Verständniß zn finden und ihn davor bewahrt, mit steter Rücksichtnahme auf allgemeine Verständlichkeit sich dem Niveau der Plattheit zu nähern. Hervorragende Lehrer grundlegender Wissenschaften anderer Hochschulen haben erklärt, mit ihrem Schülermaterial den Stoff nicht bewältigen zu können, der unsern Studirenden nicht nur zugemuthet, sondern, wie die Prüfungen erweisen, von ihnen auch verarbeitet wird. Bei uns ist eben das Gros der Studirenden humanistischer Herkunst von einer starken Minderheit von Indnstrieschülern durchsetzt, welche infolge ihrer sachlichen und naturwissenschaftlichen Vorbildung das allgemeine Niveau heben, während dort die kaum geringere Minderheit von absolvirten Unterprimanern oder gar nur Einjährigberechtigten das allgemeine Niveau drückt. Es darf dann nicht wundernehmen, wenn anderwärts der Kampf um die Reorganisation des technischen Hochschulunterrichts am lautesten tobt, wenn die Vertreter der praktischen Fächer mehr Raum haben wollen, um mit ihrem langsam arbeitenden Schülermaterial das Nothwendige zu erreichen, und die Vertreter der theoretischen Fächer sich dem Vorwurf aussetzen, unverhältnißmäßig viel Zeit auf eine doch ungenügende Ausbildung zu verwenden. Wenn wir in München kaum mehr als den leichten Wellenschlag jener Brandung verspüren, die anderwärts die Grundfesten des wissenschaftlichen Studiums der Technik erschüttert, so liegt das unter anderem daran, daß bei uns einerseits für theoretische Fächer nicht bloß Zeit gebraucht, sondern in ihnen auch etwas geleistet wird, und daß andrerseits das Verständniß und der gute Wille für die praktischen Fächer in hoherem Maß vorhanden ist als anderswo. Beides verdankt man der Industrieschule.“

An einer anderen Stelle sagt der genannte Bericht: „Bei der Erörterung einer gewiß nothwendigen Reorganisation der Industrieschule muß die Nothwendigkeit betont werden, der Realschule eine Fortsetzung nach oben zu geben, die bis zur Hochschule führt. Das Fehlen einer solchen würde die Realschulen noch viel mehr proletarisiren, als es ohnedies schon der Fall ist, und ihnen die Zufuhr an Intelligenz aus dem besitzenden Gewerbestand zu deren eigenem Schaden abschneiden. Man verschließt sich ferner heutzutage nicht mehr ganz der Erkenntniß, daß vielerlei Wege zur harmonischen Ausbildung der geistigen Kräfte führen, und daß es höchst achtbare und keineswegs unideale Naturen gibt, die sich nicht ohne weiteres 8 oder 9 Jahre lang für das unbestimmte Ziel einer nicht differenzirten Allgemeinbildung interessiren lassen, die vielmehr frühzeitig nach einem greifbaren, realen Mittelpunkt ihres Strebens verlangen. Solche Naturen entwickeln sich naturgemäß häufiger und energischer in dem Milieu der Realschule als in jenem des Gymnasiums. Keineswegs ist deßhalb ein allzu leichter Zugang von der Realschule zur Hochschule zu wünschen, weder im Interesse der Hochschule selbst, dem nur mit hervorragenden Kräften aus jenen Kreisen gedient ist, noch mit Rücksicht auf den Gewerbestand, für dessen Bedürfnisse die technischen Mittelschulen in erster Linie zu sorgen haben. Nach diesen Gesichtspunkten und den bisherigen Erfahrungen halte ich eine Anpassung der noth-

wendigen Zwischenstufe zwischen Real- und Hochschule an den Gymnasialtypus, sei es als französisch-englische oder als mathematisch-naturwissenschaftliche Oberrealschule, für durchaus unzweckmäßig und erblicke das Heil in einer weiteren Ausgestaltung der bewährten Kombination, welche uns die heutige Industrieschule bietet. Das Fach soll den Mittelpunkt des Studiums bilden, die allgemeinen Disciplinen sollen dasselbe nicht nur ermöglichen, sondern auch veredeln. Die Industrieschule muß eine Schule harter Arbeit und praktischer Bethätigung bleiben, sie darf nicht durch weitgehende Rücksicht auf schwächliches Schülermaterial in der Erfüllung ihrer Aufgabe gehindert werden. Sie soll nicht unnöthig, namentlich nicht ohne Rücksicht auf praktische Bedürfnisse in das Bereich der Hochschule übergreifen und nur jene als reif für die Hochschule entlassen, die auch in den allgemein bildenden Fächern Tüchtiges geleistet haben." —

Diese Thatsachen und Erfahrungen führen zu dem Schlusse, daß es zunächst im Hinblick auf die Stellung der Industrieschule zur Hochschule sachlich gerechtfertigt ist, die beiden Lehraufgaben auch ferner zu vereinigen.

Es soll aber hier hervorgehoben werden, daß damit in keiner Weise die Industrieschule als die alleinige oder auch nur als die hauptsächlichste Vorbereitungsanstalt für die technische Hochschule bezeichnet wird. Die Grundsätze unsrer heutigen allgemeinen Bildung, die Anforderungen der höheren Berufsstellen in sachlicher und in sozialer Beziehung lassen die Gymnasialbildung — mag man sie auch dabei im einzelnen modifizirt wünschen — als die reguläre Vorbildung jedes Hochschulstudiums erscheinen. Aber nach dem Vorhergehenden ist es von nicht zu unterschätzendem Vortheil für den Hochschulunterricht, wie von wesentlichster Bedeutung für die Stellung und Ausgestaltung unsrer Real- und Industrieschulen, ihren tüchtigen und begabten Schülern den Zugang zum höheren Studium wie bisher zu ermöglichen.

Die Trennung der Lehraufgaben würde die Umwandlung der Industrieschulen in technische Mittelschulen ohne Hochschulberechtigung zur Folge haben, weiter aber die Errichtung von Anstalten, welche, den preußischen Oberrealschulen nachgebildet, den Uebergang von der Realschule zur Hochschule vermitteln und damit die Errichtung neuer, mit sehr beschränkten Berechtigungen ausgestatteter Schulen, deren Typus als allgemein bildende Anstalten mit wesentlich sprachlicher und mathematisch-naturwissenschaftlicher Richtung in einer für die Forderungen der Gegenwart richtigeren Form schon im Realgymnasium vorhanden ist.

Vergleicht man dazu noch die Entwicklung der preußischen Oberrealschulen, die infolge der mangelnden Berechtigungen niemals zu einer großen Frequenz gekommen sind, die erst nach der jetzt immer lauter, aber wohl immer noch zu früh geforderten Entscheidung für eine ganz erhebliche Erweiterung ihrer Berechtigungen wirklich zu erstarken vermag,[1]) vergleicht man die oben im II. Abschnitt erwähnte Kritik des Deutschen Ingenieurvereins über die Einführung der Oberrealschule (aus der Denkschrift über „die preußische Oberrealschule"), so wird dadurch das obige Urtheil gegen die Neuschaffung solcher Schulen noch weiter begründet.

Anders gestaltet sich die Frage nach der Möglichkeit, die beiden Lehraufgaben an der Industrieschule zu vereinigen, wenn wir sie mit Rücksicht auf die zu gewährende Vorbildung für den unmittelbaren Eintritt in die Praxis betrachten. Hier genügt das für die zur Hochschule gehenden Schüler reduzirte Maß technischer Ausbildung in keiner Weise und es wird die Nothwendigkeit ein drittes spezifisch technisches Studienjahr anzufügen unabweisbar. Reicht dieses nunmehr für die zu fordernde praktische Durchbildung hin, ist es wirthschaftlich möglich, gerade für den Eintritt in den mittleren technischen Dienst noch ein weiteres Studienjahr zu fordern, muß nicht zudem noch eine praktische Vorschule im Fabrikbetrieb oder industriellen Etablissement für den Eintritt zur technischen Mittelschule gefordert werden? Das sind die Fragen, welche der genauesten Ueberlegung bedürfen!

Beginnen wir mit der zuletzt aufgeworfenen Frage. Wir haben ausdrücklich (im Abschnitt III) die Gründe aufgeführt, welche der Verein deutscher Ingenieure in seinem Gutachten über die technischen Mittelschulen für die Ablegung einer 2jährigen Praxis vor dem Eintritt in die Mittelschule anführt. Aber ihnen stehen andere gegenüber: die 2jährige Praxis unterbricht den geregelten Studiengang zwischen Vorbereitungsschule und Fachschule in einer speziell für die theoretischen Theile des Unterrichts sehr störenden Weise. Wird in Rücksicht auf die technischen Fächer eine gewisse einheitliche Grundlage durch die in der Praxis gewonnenen Erfahrungen und Anschauungen geschaffen — so weit dies bei einer möglichen großen Verschiedenheit der zur Vorbildung dienenden technischen Etablissements überhaupt der Fall sein kann —, so wird die Fortsetzung des Unterrichts in der Mathematik, in den Naturwissenschaften, in der technischen Mechanik erschwert, da das in der vorbereitenden Schule (Realschule) gewonnene theoretische Wissen während der Jahre der Praxis zu einem großen Theile wieder verloren ist. Und auch die allgemein bildenden Fächer, die modernen Sprachen, später auch für den mittleren Techniker wichtig und wesentlich, werden zu so früher Periode aufgegeben, zum großen Theile verloren sein. Und sind die Vortheile, praktische Erfahrungen schon zu Anbeginn in großen technischen Etablissements zu sammeln, wirklich so groß gegenüber der Möglichkeit, auch auf der Schule selbst, in systematisch eingerichtetem Betriebe der Lehrwerkstätte sich für die Praxis vorzubereiten? Sie wären es ohne Zweifel, wenn in den technischen Etablissements, sagen wir etwa in dem Betriebe einer vollständigen Maschinenfabrik, dem Eleven wirklich Gelegenheit geboten werden könnte, alle Theile eines solchen Betriebs in geregelter Folge kennen zu lernen? Hier aber gestaltet sich die Ausführung anders als die Wünsche des Lernenden. Im ökonomischen Betriebe der Fabrik ist in der Regel kein Platz für weitergehende, auf das Allgemeine zielende Unterweisung, die weitgehende Arbeitstheilung läßt nur das Einzelne, nicht den Zusammenhang hervortreten. Und sollen denn auch die „mittleren" Techniker, von den das Hochschulstudium ergreifenden ganz abgesehen, die Details praktischer Handgriffe und Fertigkeiten allein und nicht vielmehr gerade den Zusammenhang, das Ineinandergreifen der einzelnen Verrichtungen, Leitung und Vertheilung der einzelnen Arbeiten in der Praxis kennen lernen? Kann ihnen hiezu im Fabrikbetriebe — wenn er sich nicht speziell daraufhin einrichtet — Gelegenheit geboten werden? Wie stehen nicht an, zu behaupten, daß dies im Betrieb der Lehrwerkstätte besser und sicherer erreicht werden kann. Freilich darf dann die Unterweisung in einer solchen nicht darauf hinauslaufen, geschickte Eisendreher ausbilden zu wollen, die auf möglichst unrationelle Weise einem kleiner und kleiner werdenden Eisenklotz eine Anzahl technisch niemals verwendeter Profile abgewinnen, und mit dem größten Aufwand an Material die kleinste Schraube herzustellen wissen.

„Der Unterricht in der praktischen Mechanik," sagt hier der Entwurf, „bezweckt einerseits, den Unterricht über

[1]) Die Denkschrift des Vereins deutscher Ingenieure über „die Oberrealschule" von 1898 fordert in erster Linie völlige Gleichberechtigung der drei Schularten mit 9jährigem Lehrgang, Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule hinsichtlich der Zulassung zu allen Studien an Universität und technischer Hochschule und der Zulassung zu allen Berufszweigen des öffentlichen Dienstes. In zweiter Linie befürwortet sie Abkürzung der Studienzeit an den technischen Hochschulen für die Absolventen der Realgymnasien und Oberrealschulen gegenüber der für die Absolventen humanistischer Gymnasien vorgeschriebenen.

Maschinenelemente, Maschinenkunde und mechanische Technologie durch unmittelbare Anschauung und eigene praktische Bethätigung zu unterstützen und zu ergänzen, andrerseits die Schüler für die unmittelbare Verwendung in Maschinenfabriken vorzubereiten.“ „Für die Methode des Unterrichts in der Werkstätte ist zu betonen, daß das Endziel desselben die systematische Einführung in den praktischen Maschinenbau ist, daß er somit in der engsten Verbindung mit dem Unterricht in der mechanischen Technologie stehen, sowie durch größere und kleine Exkursionen in mechanischen Werkstätten ergänzt werden muß. Es darf auch schon bei der als Einleitung unerläßlichen Anweisung in den Elementararbeiten die Erwerbung der Handfertigkeit niemals als Selbstzweck betrachtet und allzuviele Zeit auf dieselbe verwendet werden. Es kommt hier, wo es sich nicht um die Ausbildung von Maschinenarbeitern handelt, weniger auf das Können, als auf ein genaues Kennen an, und es ist über die speziellen Manipulationen hinaus das Augenmerk vielmehr auf die Disposition der Arbeiten, auf das Ineinandergreifen der einzelnen Bearbeitungsstufen, sowie auf die Verwaltung und den Betrieb der Werkstätte zu richten.“

„Die Werkstätte soll einen vollständigen Fabrikbetrieb im kleinen darstellen und sämmtliche im praktischen Maschinenbetrieb vorkommenden Verwaltungs- und (so weit möglich) Betriebszweige umfassen. Bei der Ausführung der größeren Objekte je durch die einzelnen Schülergruppen ist eine vollständige Fabrikbuchführung — Buchführung über Arbeit und Arbeiterlöhne, Materialverwaltung, Berechnung der Herstellungskosten — zu organisiren.“

So eingerichtet, in steter Verbindung mit dem Unterrichte in den technischen Fächern wird die Lehrwerkstätte auch für die zur Hochschule sich Vorbereitenden eine nützliche Vorschule sein, deren Lehrstoff dort die nothwendige theoretische Ergänzung erfährt.

Aber auch noch in anderer Richtung bedarf der Unterrichtsstoff für die unmittelbar zur Praxis übergehenden Studirenden einer Ergänzung. Der Entwurf steht sie in der mechanisch-technischen Abtheilung, in einer weiteren Ausgestaltung des Unterrichts in der Maschinenkunde, für deren Umfang die Vorschläge des Vereins deutscher Ingenieure als bestimmend erachtet werden können, und weiter — entsprechend der modernen Entwicklung eines großen Industriezweigs, in welchem sich ganz besonders der Bedarf an mittleren Technikern geltend macht — auf die Einführung der Elektrotechnik. In der Bauabtheilung hat der Entwurf eine gründlichere Durchbildung in den Fächern des Hochbaues, weiter aber — wenigstens für eine der Industrieschulen Bayerns — die Einführung des Unterrichts im Straßen- und Eisenbahnbau vorgesehen. Die zum mittleren Eisenbahndienst gehenden Absolventen der Industrieschule waren bisher fast ausschließlich in den Fächern des Hochbaues unterrichtet und konnten sich die für ihre Verwendung im Straßen- und Eisenbahnbau erforderlichen Kenntnisse lediglich im praktischen Dienst erwerben. Der Entwurf sucht daher einem in dem Gutachten der Generaldirektion der bayerischen Verkehrsanstalten vom 23. Dez. 1897 ausgesprochenen Wunsche in dem Umfange Rechnung zu tragen, welchen die Prüfungsordnung für den mittleren technischen Eisenbahndienst (nach der Bekanntmachung des kgl. Staatsministeriums des kgl. Hauses und des Aeußern vom 22. Nov. 1885) bezeichnet. Der Studienplan der chemischen Abtheilung hat eine der Ausdehnung der Studienzeit entsprechende Erweiterung und Vertiefung erfahren und soll in dieser Gestalt die abschließende Ausbildung des technischen Chemikers mittleren Ranges gewähren, wie er in großen Fabrikbetrieben mit vorzugsweise anorganischen Laboratorien (z. B. in der Eisenindustrie, in Soda- und Schwefelfabriken) vielfach Verwendung findet, während dagegen die Ausbildung des selbständigen Fabrikchemikers, insbesondere soweit es sich um die Verwendung in synthetischen Laboratorien handelt, nach wie vor Aufgabe der Hochschule verbleiben muß.[1])

Es ist ganz unumgänglich, für die hiemit bezeichnete Erweiterung des Lehrprogramms auch die Ausdehnung des unmittelbar zum Eintritt in die Praxis führenden Studienganges auf 3 Jahre vorzusehen. Der Lehrplan der mittleren maschinentechnischen Fachschulen kann nur durch eine sehr hohe Stundenzahl, durch die Vorbedingung einer vorangegangenen 2jährigen praktischen Thätigkeit und unter Streichung aller allgemein bildenden Fächer auf 2 Jahre beschränkt werden. Unsre heutigen Erwerbsbedingungen in den technischen Fächern mit ihrem internationalen Charakter lassen aber speziell auch eine Weiterbildung in den modernen Sprachen für den mittleren Techniker zum mindesten erwünscht erscheinen.

Es wird nun insbesondere Sache der zu den Kommissionsberathungen einberufenen Techniker und Industriellen sein, zu entscheiden, inwieweit unter Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse dem mittleren Techniker ein weiteres Studienjahr zugemuthet werden kann. Die an den technischen Mittelschulen in Chemnitz, an den Schweizer Techniken, wie an den österreichischen Anstalten gemachten Erfahrungen sprechen durchaus für die Möglichkeit einer solchen Ausdehnung, welche eine vertiefte und umfassendere Ausbildung gewährleistet.

Auf der anderen Seite besteht kein Anlaß, für die zur Hochschule übertretenden Schüler den bisherigen 2jährigen Unterrichtsgang zu verlängern. Ist damit auch der Zugang zur Hochschule durch einen nur 8jährigen Studiengang an der Mittelschule im Gegensatz zu dem 9jährigen des Gymnasiums gegeben, so erfolgt dafür der Zugang zur Realschule in der Regel von einer späteren Klasse der Volksschule aus, als der Uebertritt zur Lateinschule.

Die bisherigen Erfahrungen mit den von den Industrieschulen kommenden Studirenden der technischen Hochschule lassen es aber geboten erscheinen, in den zwei ersten Jahrgängen der Industrieschule einerseits den allgemein bildenden Fächern ein größeres Gewicht einzuräumen, andrerseits die eigentlich technischen Fächer (wenigstens nach ihrer konstruktiven Seite) zurücktreten zu lassen.

Bedenkt man, daß der Ausbildung in den sprachlichen Fächern, Deutsch, Französisch und Englisch, auf der Real- und Industrieschule eine weit größere Gesammtstundenzahl gewidmet ist, als auf dem Gymnasium, so kommt man zu dem Schlusse, daß hier weniger auf eine Vermehrung der Stundenzahl als auf eine Erhöhung der Bedeutung und Werthschätzung dieser Fächer geachtet werden muß. Es ist eine Erfahrungsthatsache, daß bei gleichzeitigem Betreiben von allgemeinen und fachlichen Studien das Interesse der letzteren so sehr überwiegt, daß die ersteren nur zu leicht vernachlässigt werden. Und hierin liegt, abgesehen von dem Mangel an häuslicher Erziehung und Förderung, welcher nur zu häufig empfunden wird, der Grund für die bisherigen geringen Erfolge des sprachlichen Unterrichts. Endlich fehlt bei der hohen Gesammtstundenzahl des bisherigen Studienplans die für den erfolgreichen Betrieb der sprachlichen Fächer so nothwendige Zeit zur häuslichen Arbeit.

Der vorliegende Entwurf hat deßhalb eine Verminderung der Gesammtstundenzahl erstrebt; er hat weiter die

[1]) Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß gewichtige Stimmen für den technischen Chemiker durchweg Hochschulausbildung verlangen und für unsre süddeutschen Verhältnisse die Möglichkeit für niedriger ausgebildete Chemiker entsprechende Verwendung zu finden, verneinen. Die an den Schweizer Techniken und in Chemnitz gemachten Erfahrungen sprechen dagegen ebenso wie die Verhältnisse der großen Industriegebiete in Sachsen und in den Rheinlanden für den Bedarf und die Brauchbarkeit von Chemikern mittleren Ranges.

Gesammtstundenzahl für die allgemein bildenden Fächer auf 10 Wochenstunden gegenüber den bisherigen 7 erhöht, legt aber besonderes Gewicht auf eine Aenderung der Prüfungsordnung für den Uebertritt zur technischen Hochschule, welche die Bedeutung der allgemein bildenden Fächer zu erhöhen geeignet ist.

Mit Bezug auf die technischen Fächer konnte der Entwurf für die beiden ersten Jahre eine Beschränkung eintreten lassen in dem Sinne, daß wesentlich nur die graphische und elementar konstruktive Seite derselben den Unterrichtsstoff der beiden ersten Jahre bildet. So ist in der mechanisch-technischen Abtheilung der Fachunterricht in den beiden ersten Jahren auf Maschinenzeichnen und Maschinenelemente, Maschinenkunde und mechanische Werkstätte beschränkt, in der bautechnischen Abtheilung A (für Hochbautechniker) auf Bauzeichnen und Baukonstruktionslehre für Hochbauten, sowie Baumaterialienlehre, in der bautechnischen Abtheilung B (für Straßen- und Eisenbahnbautechniker) ebenso auf Bauzeichnen, Baukonstruktionslehre für Hochbauten, Hochbaukunde für Straßen- und Eisenbahnbautechniker, Baumaterialienlehre, in der chemischen Abtheilung auf technische Chemie und die praktischen Arbeiten im chemischen Laboratorium.

Damit ist eine der Hochschule erwünschte und nicht zu weit gehende Vorbildung in fachlicher Richtung geschaffen, während andrerseits auf dieser Grundlage für die zur Praxis übertretenden Schüler das dritte Jahr die volle Durchbildung, wie sie der Techniker mittlerer Stufe bedarf, zu gewähren vermag.

Was den Betrieb der theoretischen, insbesondere der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer anbetrifft, so lassen die gewonnenen Erfahrungen eine Aenderung insofern nothwendig erscheinen, als ihnen die stete Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der Anwendung die Auswahl und Behandlung des Stoffes in höherem Grade als bisher bedingen muß. Für die Vorbereitung zur Praxis erscheint diese Forderung selbstverständlich, für die Vorbereitung zur Hochschule aber ist sie nützlich, weil gerade diese die eigentliche Vertiefung in theoretischer Richtung zu bieten hat, für welche auf der Mittelschule die Reife des Urtheils fehlt.

So kommt, die Erfahrungen, welche wir im Voranstehenden näher auszuführen versucht haben, zusammenfassend, der Entwurf zu dem Ergebnisse, „daß, wenn wir der naturgemäßen Entwicklung unsrer Industrieschulen folgen, kein Anlaß besteht, eine Trennung der beiden Lehrziele unsrer Industrieschulen durchzuführen. Indeß muß betont werden, daß die Industrieschulen in ihrer neuen Organisation vor allen Dingen für die abschließende Ausbildung des mittleren Technikers in höherem Grade befähigt werden müssen als bisher. Wie anderwärts, so macht auch in der Entwicklung unsrer Industrie das Bedürfniß nach Technikern mittleren Ranges, die ihre Ausbildung in kürzerer Zeit und mit geringerem Kostenaufwand vollenden, in steigendem Maße sich geltend. Sie für den unmittelbaren Eintritt in die Praxis vorzubereiten, ist die wichtigste Aufgabe der Industrieschule. Der Hochschule aber sollen nur die tüchtigsten und fähigsten Schüler zugeführt werden."

* * *

Im Abschluß dieser Erörterungen fügen wir noch die Vorschläge bei, welche der Entwurf bezüglich der am Schlusse des zweiten, beziehungsweise dritten Jahres abzuhaltenden Schlußprüfung der Industrieschule enthält.

Die zur Hochschule übertretenden Studirenden haben sich (wie bisher) am Schlusse des zweiten Jahres einer Prüfung zu unterziehen. Nun erkennt die dermalige Reifeprüfung den technischen Fächern ein allzu großes Gewicht gegenüber den mathematisch-naturwissenschaftlichen und insbesondere gegenüber den sprachlichen Fächern zu. So hat z. B. die in wenigen Stunden des letzten Sommersemesters gelehrte Vermessungskunde fast denselben Einfluß wie die gesammte Mathematik. Es dürfte sich daher empfehlen, bei einer Neugestaltung dieser Prüfung eine Zusammenfassung der sämmtlichen Fächer in drei Gruppen vorzunehmen, nämlich in:

1. Die allgemein bildenden Fächer (Deutsch, Geschichte, Französisch, Englisch),
2. Die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer (Analysis, Geometrie, Elemente der Infinitesimalrechnung, darstellende Geometrie, Physik, Chemie, technische Mechanik),
3. Die technischen Fächer (je den einzelnen Abtheilungen entsprechend).

Die Ertheilung des Reifezeugnisses für die technische Hochschule sollte dann von der Erreichung der Note II in jedem der beiden ersten Theile, der Note III im dritten Theile abhängig gemacht werden.[1]) Dadurch würden die Interessen der Hochschule am besten gewahrt bleiben und von ihr Elemente ferngehalten werden können, für welche die Hochschulausbildung nicht paßt, während dieselben andrerseits sehr wohl den Aufgaben des mittleren Technikers gewachsen sein können.

Die am Schlusse des dritten Jahres abzuhaltende Prüfung sollte ihrerseits unter starker Betonung der technischen Fächer den Beweis der Befähigung zum unmittelbaren Eintritte in die Praxis geben. Sie würde speziell die Vorbedingung zu bilden haben für den Eintritt in den mittleren technischen Staatsdienst (im Eisenbahn- und Maschinenbau), während sie andrerseits eine Berechtigung zum Uebertritt an die Hochschule nicht gewährt.

* * *

So weit der auf Veranlassung des kgl. Staatsministeriums ausgearbeitete Entwurf. Die zur Berathung der Umgestaltung unsrer Industrieschulen einberufene Kommission bietet in ihrer Zusammensetzung die beste Gewähr dafür, daß die technischen, die wirthschaftlichen, wie die schulmännischen Fragen, welche dabei zu entscheiden sind, nach allen Seiten ihre sachgemäße Würdigung finden.

Mögen unsre durch mehr als 25 Jahre bewährten Industrieschulen bei einer neuen Gestaltung in erhöhtem Maße befähigt werden, unsrer Industrie und Technik zu dienen und ihr in den beiden Richtungen ihrer Doppelaufgabe tüchtige, wohlvorbereitete Kräfte zuzuführen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Düsseldorf**, 22. Sept. 70. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. (Schlußbericht.) Die heutige Sitzung der Abtheilung für Hygiene und Bakteriologie beschäftigte sich unter dem Vorsitz von Prof. Hueppe (Prag) mit der Bekämpfung der Tuberkulose in Deutschland, eine Frage, welche wohl das Hauptinteresse der diesjährigen Tagung in Anspruch nimmt. Zunächst erstattete Prof. Dr. Blasius (Braunschweig) Bericht über die Sitzung

[1]) Obwohl wir uns bisher absichtlich von der Erörterung irgendwelcher Berechtigungsfragen ferngehalten haben, so sei doch an dieser Stelle erwähnt, daß es sehr wohl angängig erscheint, auf Grund dieser strengeren und insbesondere die Bedeutung der allgemein bildenden Fächer in stärkerem Maße betonenden Reifeprüfung die Zulassung zum Eintritt in den technischen Staatsdienst zu gewähren. Umsomehr als schon bisher das mit der ersten Note in Mathematik und Physik abgelegte Absolutorium der Industrieschule die Zulassung zu den Staatsprüfungen für die Lehrer der Mathematik und Physik an den technischen Mittelschulen gewährt und dadurch dem Staate eine Reihe der tüchtigsten Lehrkräfte zugeführt worden sind.

der in Braunschweig gewählten Tuberkulose-Kommission. Dem Vorsitzenden der Kommission ist am 8. September vom Präsidenten des deutschen Zentralkomitees zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke, Staatssekretär des Reichsamts des Innern, Staatsminister Graf v. Posadowsky-Wehner, ein Schreiben zugegangen, in dem mitgetheilt wird, daß das Präsidium des Zentralkomitees zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke in seiner Sitzung vom 16. August beschlossen hat, im Frühjahr nächsten Jahres einen Kongreß zur Berathung aller mit dem Heilstättenwesen in Verbindung stehenden Fragen unter Führung der hervorragendsten Männer der Wissenschaft nach Berlin einzuberufen. In der Sitzung am 1. Juni beantragte Dr. Liebe (Breslau): 1. Bildung einer Gesellschaft zur Bekämpfung der Tuberkulose; 2. Bildung eines Heilstättenverbandes, 3. gemeinsames Arbeiten dieser beiden Verbände und schließlich, die Einführung der Volkshygiene der späteren „Gesellschaft" zu überlassen. Stabsarzt a. D. v. Pannwitz verwies in der Kommission darauf, daß das Komitee für Volksheilstätten dasselbe Ziel habe und nur die Errichtung von Volksheilstätten als nächstes Mittel ins Auge gefaßt habe. Prof. Blasius schlug sodann der Kommission folgende Resolution vor: „Die in Braunschweig gewählte Kommission schlägt der Abtheilung für Hygiene der Düsseldorfer Naturforscherversammlung vor, den Vorstand zu veranlassen, in Uebereinstimmung mit dem wissenschaftlichen Ausschuß einen dauernden Ausschuß zur Bekämpfung der Tuberkulose zu ernennen." Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen. Es sprach sodann Prof. Dr. Finkler (Bonn) über „Ernährungszustände bei Fieber, speziell bei Lungentuberkulose". Die Erhöhung des Stickstoffes und des Eiweißstoffes in der Ernährung der Phthisiker muß künftig mehr beachtet werden, weil das Eiweiß in hervorragender Weise, mehr als alle anderen Nährstoffe (Kohlenhydrate und Fette) imstande ist, dem Kräfteverfall entgegenzuarbeiten. Finkler verweist auf sein in der Praxis eingeführtes Nährmittel Tropon, das gerade bei seiner Billigkeit für die Ernährung armer Phthisiker eine große Rolle spielen werde. In der Diskussion bemängelt Dr. Gumpert (Berlin) die Beschaffenheit des Tropons, besonders seinen schlechten Geschmack, und empfiehlt deßhalb ein anderes Nährmittel, das Somatogen, das sich als vorzügliches Eiweißpräparat erwiesen habe und vollkommen geschmacklos und geruchlos sei. Auch Dr. Burckardt (Berlin) wendet sich gegen das Tropon, sowie gegen die einseitige Begünstigung der Eiweißstoffe. Hierauf folgte eine Rede von Landrath Heydweiler (Altona) über das Thema: Wer soll Volksheilstätten bauen? Dr. Friedeberg-Berlin besprach als Vertreter des Zentralverbands der Ortskrankenkassen, welche über 1½ Millionen Mitglieder repräsentiren, die sozialpolitischen Maßnahmen und die Schwindsuchtsbekämpfung, während Dr. Weicker (Görbersdorf) die „Familienfürsorge und die Fürsorge für Entlassene" behandelte und als Unterlagen für eine gesetzliche Regelung folgende Punkte als nothwendig der Berücksichtigung erklärte: 1. Es ist wünschenswerth, daß der Familie des verheiratheten Versicherten bei Ueberweisung des Letzteren in eine Heilanstalt eine Unterstützung verbleibt, welche mindestens die Höhe des ganzen Krankengeldes erreicht und nicht zwei Drittel des Taglohns übersteigt. Die Unterstützung ist vor, resp. gleichzeitig mit der Ueberweisung festzusetzen. 2. Hat der Ueberwiesene zu Erwerbszwecken freiwillig zu einer Hülfskasse gesteuert, so sind die Zahlungen dieser Kasse ihm ungeschmälert zu belassen und nicht auf die Familienunterstützung aufzurechnen. 3. Die Familienunterstützung hat sich auf die gesammte Zeitdauer des Heilstättenaufenthalts zu erstrecken. Eine besondere Fürsorge will Redner den Arbeiterwohnungen zugewendet sehen. Die von Tuberkulose durchseuchten Wohnungen der Arbeiter seien die Herde der Schwindsucht. Hierauf sprach Dr. Liebe (Breslau) über: „Der Alkohol in den Krankenhäusern". Redner wendet sich gegen die Anwendung des Alkohols zu Heilzwecken im allgemeinen und besonders bei Lungenschwindsucht. Dettweiler habe den Alkohol als unentbehrlich bei Fieber von Phthisikern bezeichnet. Aber schon seine Schüler haben sich gegen diese Lehre gewendet. Die Anwendung des Alkohols als Heilmittel nehme immer mehr ab. Die Volksheilstätten hätten die Pflicht, dieses Gift fernzuhalten. Eine Befreiung des Volkes vom Alkohol werde eine Besserung der Zustände und eine Beseitigung der Tuberkulose bewirken. Pflicht der Aerzte in den Volksheilstätten wäre es, mit gutem Beispiel voranzugehen und sich stets nüchtern und mäßig zu zeigen. Die Gebildeten und Intelligenten müßten belehrend auf die unteren Volkskreise und besonders auf die Studenten einzuwirken suchen. Mit der Verbreitung dieser Regeln werde viele Noth und vieles Elend aus der Welt verschwinden. Als letzter Redner sprach Dr. Sommerfeld (Berlin) über die „Beurtheilung von Heilerfolgen in Lungenheilstätten". — Die größeren Vorträge wurden am Nachmittag fortgesetzt. Zunächst behandelte Dr. Lazarus (Berlin) „Die Tuberkulose im Krankenhause", dann Dr. Jakobsohn (Berlin) „Das Pflegepersonal in Spezialkrankenanstalten, insbesondere in Lungenheilstätten". Nachdem hierauf eine Diskussion über sämmtliche in der heutigen Sitzung gehaltenen Vorträge stattgefunden hatte, wurden die Verhandlungen geschlossen. — 23. September. Heute fand die zweite allgemeine, die wissenschaftlichen Verhandlungen abschließende Sitzung aller Abtheilungen statt. Nach Verlesung mehrerer inzwischen eingelaufener Begrüßungstelegramme, darunter auch des Sr. Majestät des Kaisers, ergriff als erster Redner Professor Martius (Rostock) das Wort zu einem Vortrage über „Krankheitsursachen und Krankheitserscheinungen." Die moderne Heilkunde hat von jeher damit gerungen, sich von dem einseitigen naiv ätiologischen Denken frei zu machen. Dies gelang ihr, so schien es wenigstens, durch den mit glänzender Technik durchgeführten exakten Nachweis des längst geahnten Contagium vivum als Krankheitsursache. Die ungeheure Bedeutung, die diese durch das Thierexperiment gewonnenen Thatsachen erlangten, lag in ihrer — voreiligen — Uebertragung auf die menschliche Pathologie. War dieselbe richtig, so mußte jede natürliche Infektion eines Menschen mit einem spezifischen Krankheitserreger von der typischen Krankheit gefolgt sein. Diese Annahme erwies sich als falsch. Die Thatsachen beweisen einmal, daß Infektion und Erkrankung keineswegs sich deckende Begriffe sind, dann aber auch, daß zum Ausbruch der Krankheit nach erfolgter Infektion noch etwas anderes gehört, nämlich, daß das infizirte Individuum auch erkrankungsfähig ist. Redner geht dann auf den Begriff der Spezifizität und Disposition ein und kommt zu dem Schluß, daß die Auffassung, die das kausale Verhältniß zwischen Krankheitsanlage und Krankheitsauslösung bei den Infektionskrankheiten erklärt, sich nun aber nicht bloß auf diese beschränke, sondern ein allgemeines Prinzip darstelle, das die Pathogenese innerer Krankheiten überhaupt beherrscht. Der zweite wissenschaftliche Vortrag wurde von Professor van t'Hoff (Berlin) über „Die zunehmende Bedeutung der anorganischen Chemie" gehalten und gipfelte in dem Hinweis, daß die Chemie neubelebt worden sei durch Anschluß an die Physik, speziell an die Wärmelehre, welche jetzt in erster Linie der anorganischen Chemie zugute kommt, wie anfangs dieses Jahrhunderts die Einführung des Gewichtsgesetzes. Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge fand ihren Abschluß mit einem Vortrag des Privatdozenten Dr. Martin Mendelssohn (Berlin) über „Die Stellung der Krankenpflege in der wissenschaftlichen Therapie". Nach einigen Dankesworten des Professors Dr. Waldeyer an die Herren vom Ortsgeschäftsausschuß wurde die 70. Naturforscherversammlung geschlossen.

* **Gießen.** An der hiesigen Universität ist als etatsmäßiger Assistent zur Unterstützung der Professoren des bürgerlichen Rechts in den praktischen Uebungen der Privatdozent Dr. Jung bestellt worden.

* **Aus Oesterreich.** Zu außerordentlichen Professoren an der aus der Reorganisation der Orientalischen Akademie hervorgegangenen Konsularakademie in Wien wurden ernannt: Ministerial-Vizesekretär Dr. Arnold Krasny und der Privatdozent an der Wiener Universität Dr. Hermann Schullern Ritter v. Schrattenhofen. — Der ordentliche Professor der Geburtshülfe und Gynäkologie an der Universität in Krakau, Dr. Anton Mars, ist zum ordentlichen Professor dieser Fächer an der Universität in Lemberg ernannt worden.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Schantung und Kiau-tschou.

Von Friedrich Hirth.

I.

„Kein Mensch
Muß das Unmögliche erzwingen wollen.“
(Schiller, Iphigenie in Aulis.)

Wenn ein sonst ehrlicher Mann, der nie Medizin studirt hat, anfängt Rezepte zu schreiben und guten Rath in Krankheitsfällen anzubieten, so wird es Niemand einfallen, ihn deßhalb für einen Arzt zu halten. Wehe, wenn ihm seine Kuren mißlingen, denn es gibt häßliche Namen für Jeden, der sich allzu laut der nicht besessenen Kunst zu rühmen pflegt; und wenn es ihm auch gelingt, durch geschickte Reklame seinen Namen in Aller Munde zu bringen, so daß Tausende seiner imaginären Kraft vertrauen, so gibt es doch immer genug Wissende, die das Echte vom Unechten zu unterscheiden verstehen.

Ganz anders liegen die Dinge auf Gebieten, die dem täglichen Leben fernstehen, deren Verständniß nur bei einer verschwindend kleinen Anzahl sachverständiger Kenner vorausgesetzt werden kann. Solche Gebiete werden gern als Tummelplätze des Dilettantismus betrachtet. Ein solcher Tummelplatz ist die Sinologie. Es gibt wohl kaum einen anderen Wissenszweig, der so sehr wie sie zum Opfer unberufener Gönner geworden ist.

Sinologie ist nach der Anschauung des Referenten weiter nichts als auf die chinesische Sprache und Literatur angewendete Philologie, und diese wurde seinerzeit durch Curtius treffend durch das „Wiedererkennen des Erkannten“ erklärt. Die Sinologie als Wissenschaft ist genau dasselbe; ihre Disciplinen und Methoden decken sich mit denen der klassischen Philologie. Wer auf diesem Gebiet mit Erfolg arbeiten will, muß in Bezug auf das Chinesische ähnlich vorbereitet sein, wie der klassische Philolog auf das Lateinische und Griechische. Es folgt daraus, daß chinesische Sprach- und Literaturkenntnisse den Kern des Wissens bilden müssen, auf den die Thätigkeit des sinologischen Forschers begründet ist. Wo diese fehlen, ist auf Erfolg nicht zu rechnen.

Referent wurde zu diesen Betrachtungen aufs neue veranlaßt, als er vor einigen Tagen das jüngste Werk des Frhrn. v. Richthofen[1]) nach Prüfung der darin niedergelegten sinologischen Ansichten aus der Hand legte. Der Verfasser ist Geolog und Geograph; er hat die chinesische Sprache nicht studirt und war nie imstande, auch nur eine Seite eines chinesischen Buches in der Ursprache zu verstehen. Dies würde nun zwar an und für sich keinen Vorwurf bilden, wenn er sich darauf beschränkt hätte, die Forschungsresultate der Fachleute einfach zu reproduziren. Aber dies genügte seinem Ehrgeiz nicht. Ein unglücklicher Hang, das „Unmögliche erzwingen“ zu wollen, führte ihn dazu, wie in seinem vor 21 Jahren erschienenen Werk „China“ (Bd. I), so auch hier einen Ton anzuschlagen, der bei mangelhaft unterrichteten Lesern den Eindruck gründlichen Wissens hinterlassen muß, um als Autorität über Fragen zu gelten, deren Lösung ohne die nöthigen Sprach- und Literaturkenntnisse nun einmal nicht möglich ist. Hr. v. Richthofen schreibt eine gute Feder. Durch blendende Darstellungsweise versteht er es, den nichts ahnenden Leser gefangen zu nehmen, der in den wenigsten Fällen in der Lage ist, die oft recht plausibel klingenden Ansichten des Verfassers auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen.

Wie sehr diese Ansichten der Prüfung bedürfen, beweist schon die Schilderung der wirthschaftlichen Verhältnisse von Schantung, die einen wesentlichen Theil des Inhalts dieser neuen Publikation bildet. Zu ihrer Beurtheilung gehören keinerlei Sprachkenntnisse; die einfache Erfahrung, wie sie ein großer Theil des am chinesischen Handel interessirten Leserkreises besitzt, genügt, bei reiferem Nachdenken mindestens stutzig zu machen. Welchem Zweck kann das Leugnen von Thatsachen dienen, die jedem Europäer, der nur einige Jahre in China zugebracht hat, bekannt sind? Hr. v. Richthofen bekämpft z. B. (S. 275) die Ansicht, daß Schantung eine arme Provinz sei, indem er gegenüber „neueren Schriften“ auf die Berichte „aus den zwei letzten Jahrhunderten“ verweist. Nichts spricht deutlicher für den veralteten Standpunkt seiner Anschauungen, als die Logik, mit welcher er den leider mit elementarer Gewalt sich uns aufdrängenden Thatsachen der Gegenwart die Schilderungen längst vergangener Zeiten entgegensetzt. Als ob nicht das Elend der furchtbaren Hungersnoth, die im Gefolge der Dammbrüche des Gelben Flusses einem großen Theil der Bevölkerung unsägliche Leiden auferlegte, Leiden, die das Mitleid der ganzen zivilisirten Welt in Bewegung setzten, in unser Aller Gedächtniß wären! Wenn Hr. v. Richthofen mit Bezug auf seine vor nahezu 30 Jahren ausgeführte Reise sagt, er habe von einem eigentlichen Darben der Bevölkerung selbst in dem ärmeren Osten nichts gemerkt, so dürfen wir jetzt nur die Hoffnung aussprechen, daß eine Reihe von glücklichen Jahren die damaligen guten Zeiten zurückrufen möge. Die Zeiten haben sich seitdem sehr zu ungunsten des Volkswohlstands, namentlich im Westen der Provinz, geändert. Wer ein Erbe antritt, soll sich zunächst einen Ueberblick über Aktiva und Passiva zu verschaffen suchen; die Hoffnungen, die Deutschland auf seine neue Kolonie setzen darf, sind ja, im allgemeinen sowohl, wie auch mit Hinblick auf die noch zu hebenden mineralischen Schätze, deren Kenntniß uns der Verfasser erschlossen hat, günstig genug, um eine Beurtheilung der Verhältnisse zu ermöglichen, die uns gestattet, auch die

[1]) „Schantung und seine Eingangspforte Kiautschou“ von Ferdinand Frhrn. v. Richthofen. Mit drei großen Karten außer Text, drei kleinen Karten im Text und neun Lichtdrucktafeln. Berlin, Dietrich Reimer 1898.

Passiva mit in den Kauf zu nehmen. Klugheit und Vorsicht gebieten uns, alles in Betracht zu ziehen, was den Erfolg eines Unternehmens gefährden kann und über Mittel zur Bekämpfung vorhandener Uebelstände nachzudenken. Beschönigung von Thatsachen, die so bekannt sind, wie Flußüberschwemmung, Mißernten, Hungers- und Heuschreckennoth in Schantung, ist in einem Werk, wie das vorliegende, nicht am Platz. Ueber die Heuschreckenplage in Schantung sagt der Verfasser:

„Als nach der deutschen Festsetzung in Kiau-tschou die ersten Notizen über die Provinz erschienen, ließ sich wieder Du Halde erkennen. So gilt noch immer die Heuschreckenplage als eine ihrer schlimmen Charakterzüge. Dieser üble Ruf scheint sich darauf zu gründen, daß der später bei der Kartenaufnahme betheiligte Jesuit Pater Bouvet am 17. Juli 1693 einen verheerenden Schwarm dieser Insekten am Großen Kanal erlebt hatte. Die Plage tritt zuweilen ein, aber Schantung scheint darunter nicht mehr zu leiden, als die Nachbarprovinzen." Das ist nun aber eben gerade genug. Auch hierin liegt eine schönfärberische Entstellung der Wirklichkeit. Als ob Heuschreckenschwärme eine Erfindung Du Halde's oder der Missionäre wären, deren Berichte er benutzte. Der Schaden, den sie in China den Ernten thun, ist bekannt genug, ebenso, daß Schantung oft genug von der Plage heimgesucht wird. Wenn Hr. v. Richthofen in China nie etwas von Heuschreckenschwärmen gesehen hat, so mag das daran liegen, daß er nicht lange genug im Lande gelebt hat. Wer die Heuschreckenplage, wie Referent, aus persönlicher Anschauung kennt, kann nicht umhin, sie für ein großes Unglück zu halten. Die Lokalchroniken geben genügende Auskunft über diese, sowie andere Landplagen. So werden allein für Kiau-tschou zur Zeit Marco Polo's in verhältnißmäßig kurzer Frist folgende Unglücksjahre registrirt:

1288: Wassersnoth in Kiau-tschou; die Bevölkerung lebt von Eicheln (der Frucht der Quercus sinensis).
1321: Hungersnoth in Kiau-tschou.
1327: Heuschrecken in Kiau-ſi und Umgegend.
1330: Hungersnoth in Kiau-tschou.
1337: Deßgl. in Kiau-tschou und Wei-tschou.
1343: Erdbeben in Kiau-tschou und Kau-mi.
1344: Dürre in denselben Gebieten.
1345: Hungersnoth in Kiau-tschou.
1346: Erdbeben in Kiau-tschou.
1347: Deßgl. in Tschang-i, Kiau-tschou und Kau-mi.
1348: Ueberschwemmung in Kiau-tschou und Kau-mi.
1349: Hungersnoth in Kiau-tschou; Kannibalismus.
1359: Heuschrecken in Wei-tschou und Kiau-tschou; die Ernten werden vollständig vernichtet. Die Heuschreckenschwärme sind so dicht, daß sich die Sonne von ihren Wolken verdunkelt, Menschen und Pferde an freier Bewegung gehindert werden. Die hungernde Bevölkerung lebt von Heuschrecken und begeht Kannibalismus.
1362: Ein Tsi-fang genanntes Insekt (der Kornwurm? der Reiskäfer?) zerstört die Ernten in Yo-hien und Kiau-tschou.
1391: Heuschrecken und große Hungersnoth in Tsi-mo.

Die genannten Landplagen sind heute kaum seltener als vor 600 Jahren. Ein Blick auf den Abschnitt „Unhappy Occurrences" in den von der Seezollbehörde in China herausgegebenen „Decennial Reports" für 1882 bis 1891 zeigt, wie zahlreich in dem kurzen Zeitraum von 10 Jahren auch neuerdings die Landplagen in Schantung sein können. Wir finden dort:

1881: Deichbrüche am Gelben Fluß bei Tsi-nan-fu.
1882: Große Flächen durch den Gelben Fluß überschwemmt; Ernten zerstört und ganze Dörfer weggeschwemmt.
1883: Weitere Ueberschwemmungen und große Noth in den angrenzenden Gebieten.
1884: Große Hungersnoth infolge der Ueberschwemmungen.
1886: Heuschrecken vernichten einen Theil der Ernte. Wiederholte Deichbrüche bringen großes Elend über 20 Distrikte der Provinz.
1887: Ueberschwemmungen an der Grenze von Tschi-li und Schantung, sowie später an mehreren anderen Orten in der Provinz.
1889: Ueberschwemmungen. Als Folge der wiederholten Deichbrüche, „the people were exceptionally poor, for the failure of crops in 1888 had left them nothing to fall back on, and the neighbouring provinces, from which food can usually be obtained, had suffered in these years even more than Shantung; consequently, in 1888—89 famine raged throughout the province," u. s. w.

Die Greuel der großen Hungersnoth in Schantung sind ihrer Zeit in allen europäischen Zeitungen besprochen worden, und der Verfasser muß bei seinen Lesern ein kurzes Gedächtniß voraussetzen, wenn er glaubt, sie dürfen in einem Bericht über die wirthschaftliche Entwicklung der Provinz einfach mit Stillschweigen übergangen werden. So lange die Ursache zu dergleichen Landplagen fortbesteht, d. h. solange die Ufer des Gelben Flusses nicht mit wirksameren Mitteln gegen Deichbrüche geschützt sind, können sich dergleichen Dinge jederzeit wiederholen. Ein europäisches Syndikat, das der chinesischen Regierung die dazu erforderlichen Arbeiten abnähme, würde vielleicht geringere Aussicht auf Millionenprofit haben, aber dem Lande mindestens so großen Nutzen bringen, wie die aus begreiflichen Gründen bevorzugte Spekulation auf Eisenbahnbau und Kohlenbergwerke.

Was der Verfasser über die kommerziellen Verhältnisse des Landes sagt, ist in vielen Punkten recht dürftig. Die schönsten Quellen zu einer Schilderung der gegenwärtigen Entwicklung des Handels, so namentlich die von der chinesischen Seezollbehörde herausgegebene jährliche und vierteljährliche Handelsstatistik, sowie die damit verbundenen Handelsberichte, besonders auch die Berichte der englischen und deutschen Konsuln in Chefoo, werden unbenutzt gelassen. Der Verfasser unterschätzt die Bedeutung dieser offiziellen Veröffentlichungen, wenn er in seinen Vorbemerkungen (XV) betont, daß sie sich „nur auf das exzentrisch gelegene Tschifu" beziehen. Es kann ihm doch unmöglich unbekannt sein, daß der gesammte Fremdenhandel der Provinz Schantung sich vor der Eröffnung von Kiau-tschou in diesem Vertragshafen vereinigte. Höchstens könnte man Chinkiang für die Einfuhr als Konkurrenzhafen nennen; doch hätte der Verfasser auch hier statistische Nachweise unter den Handelsberichten dieses Hafens gefunden. Der Handel hätte es vor allen Dingen verdient, in wohldurchdachten Zügen und mit derselben Sorgfalt behandelt zu werden, die unser Auswärtiges Amt in den Berichten der deutschen Konsuln in den chinesischen Vertragshäfen zu finden gewohnt ist. Den Schilderungen der Kohlenfelder im Innern soll ja die ihnen zukommende Wichtigkeit umsoweniger abgesprochen werden, als sie geeignet sind, eine günstige Prognose für die Zukunft der entstehenden Kolonie zu stellen; für den Augenblick jedoch, scheint es, müssen wir darauf bedacht sein, da anzuknüpfen, wo Chefoo mit seiner kommerziellen Entwicklung angekommen ist. Denn solange die mineralischen Schätze des Landes noch nicht thatsächlich erschlossen sind, muß der Handel den Schwerpunkt der kolonialen Entwicklung bilden.

Wer es unternimmt, von der kommerziellen Entwicklung der Provinz ein wirklich zuverlässiges und nicht bloß der Unterhaltung seiner Leser dienendes Bild zu entwerfen, sollte sämmtliche von Chefoo ausgehenden Handelsberichte gelesen haben — eine ermüdende, aber unerläßliche Arbeit, da brauchbare Körner unter recht vielem Ballast zerstreut sind; aber diese brauchbaren Körner, sorgfältig und mit

der Akribie des Statistikers zusammengestellt, hätten doch Ergebnisse liefern müssen, die den im Tone der Kennerschaft vorgetragenen Ansichten des Verfassers weit vorzuziehen gewesen wären. Die Kunst, Zahlen reden zu lassen, setzt ja hier mehr als auf manchem anderen Gebiete intimes Verständniß ihrer Entstehungsweise voraus; die chinesischen Zolltabellen sind daher oft auf den in den Handelsberichten enthaltenen Kommentar angewiesen. Da sie mit derselben Sorgfalt ausgearbeitet werden wie irgend eine Handelsstatistik Europa's, dürfen wir auch erwarten, daß sie mit demselben Fleiße benutzt werden wie diese. Wer in Sachen des chinesischen Handels überhaupt mitreden will, muß entweder in China leben oder doch mindestens die chinesischen Zeitungen regelmäßig und mit einem gewissen Interesse ad hoc studiren. Das ist es gerade, worin der Verfasser am meisten fehlt, daß er mit seinem innersten Herzen nicht bei der Sache ist, sondern seine Kenntniß des Handels nur für diese besondere Gelegenheit schnell etwas zustutzt. Man sieht auf Schritt und Tritt, daß der Verfasser nicht gewohnt ist, über Handelsverhältnisse nachzudenken, daß er das Wichtige nicht vom Unwichtigen zu unterscheiden gelernt hat und gewisse Fragen mit einer Ungenauigkeit behandelt, die man dem Verfasser eines offiziellen Berichtes nie verzeihen würde. Dahin gehört z. B. die wichtige Frage der Währung. Wenn der Verfasser (S. 118) sagt: „Nach jetzigem Kurs ist 1 Shanghai-Tael ungefähr gleich 3 Mark," so wird dabei der für die Beurtheilung aller Schätzungen so wichtigen Entwerthung des Silbers in nur mangelhafter Weise Rechnung getragen. Thatsächlich wurde der Tael Ende Mai 1898, als der Verfasser sein Vorwort schrieb, mit M. 2.50 notirt. Von der Sapeke wird (S. 117) gesagt: „Ehemals soll gesetzlich der Werth von 1 Liang Silber gleich 1000 Tsiën bestanden haben; jetzt schwankt der Kurs von 1400 bis 2000 und kann im Mittel zu 1600 angesetzt werden." Dem Verfasser scheint dabei das seit einiger Zeit in allen chinesischen Zeitungen mit Erstaunen besprochene Phänomen der Entwerthung des Silbers nicht nur gegenüber der Gold-, sondern auch der Bronzewährung vollständig unbekannt zu sein. Der Shanghai-Tael wird heute kaum noch mit 1200 Käsch bezahlt (1897: 1160 bis 1250) und es scheint, daß der Kurs sich in Zukunft noch viel ungünstiger gestalten wird. Der Verfasser eines im „Ostasiatischen Lloyd" vom 13. Juni 1898 erschienenen Berichtes berechnet aus einer Analyse der aus Kupfer, Zink, sowie geringen Prozenten Eisen, Blei, Silber u. s. w., bestehenden Bronzemünzen die Unkosten, welche durch die Herstellung der Sapeken der Regierung erwachsen, und kommt zu dem Schlusse, daß, wenn einmal der beim heutigen Silberwerthe thatsächlich eintretende Verlust realisirt werden wird, ein weiteres Sinken im Werthe des Taels auf 850 bis 900 Käsch nicht ausgeschlossen ist. Danach sind des Verfassers Berechnungen der Arbeitslöhne in einer chinesischen Kohlengrube (S. 119) selbstverständlich zu berichtigen.

Was sollen wir zu der Art sagen, in der der Verfasser den wichtigsten Stapelartikel der Ausfuhr, die Strohborde (S. 273), behandelt? Thatsachen, die bei den zahlreichen am Handel von Schantung betheiligten Europäern, man darf wohl sagen, das Tagesgespräch bilden, werden hier mit einem leicht hingeworfenen „On dit" abgefertigt. „Strohborde soll (sic) theils von Haitschousu, theils aus den nordwestlichen Theilen der Provinz kommen." Darüber besitzen wir u. a. aktenmäßiges Material in einer den von der Seezollbehörde herausgegebenen „Decennial Reports" beigefügten Karte, wo die über alle Theile der Provinz zerstreuten, auch im äußersten Süden (Ma-t'óu-tsi) zu findenden Produktionsgebiete mit ihren Märkten angegeben sind. Wenn gesagt wird: „der Hauptverbrauch dieser geflochtenen Bänder ist für die Anfertigung von Strohhüten im südlichen China; doch soll neuerlich eine Ausfuhr nach New-York begonnen haben," so scheint der Verfasser zu vergessen, daß es unter seinen Lesern doch recht viele gibt, die als Kaufleute, Konsuln oder Zollbeamte seit Jahrzehnten die Pulsader des Handels ex officio zu fühlen Gelegenheit hatten und die über dieses „soll" einigermaßen überrascht sein werden. Nichts verräth deutlicher die Flüchtigkeit des Interesses, das der Verfasser dem gegenwärtigen Stand der Handelsverhältnisse entgegenbringt. Die von ihm mitgetheilten statistischen Nachweise beschränken sich auf die in abgerundeten Summen der letzten vorliegenden Ausfuhrtabelle (1896) entnommenen Werthe einer geringen Anzahl von Positionen. Damit kann selbstverständlich nur die oberflächlichste Neugier des der Kolonialentwicklung fern stehenden Publikums befriedigt werden. Wer sich über den Handel von Schantung mit Erfolg orientiren will, dem ist damit nicht gedient. Bei einem Stapelartikel, wie Strohborde, ist es für das koloniale Interesse, das wir an ihm nehmen dürfen, gewissermaßen Lebensfrage, ob er lediglich dem einheimischen Bedürfniß dient oder fremden Märkten zugeführt wird. Erst die Ausfuhr nach dem Auslande bringt dem europäischen Spekulanten den erwarteten Nutzen, während das lokale Geschäft zum größten Theil in den Händen der Eingeborenen liegt. Es wäre daher zu bemerken gewesen, daß ein Theil des Rohmaterials zwar nach Canton versendet, dort aber in Strohhüte für den amerikanischen Markt verarbeitet wird. Ferner pflegen sich die in den beiden Konkurrenzhäfen Chefoo und Tientsin verschifften Ausfuhrmengen als „Einfuhr von chinesischen Häfen" in der Statistik für Shanghai wiederzufinden, um auch hier in der Ausfuhrtabelle als „Re-exports to Foreign Countries" zum zweitenmal eingetragen zu werden. Bis vor kurzem veröffentlichte nun die Seezollbehörde in Shanghai in der vierteljährlich erscheinenden „Customs Gazette" einen Nachweis über die Bestimmung der nach dem Ausland verschifften Stapelartikel, zu denen auch die Strohborde (Strawbraid) gehörte. Mit Hülfe dieses statistischen Materials und der in den Handelsberichten gegebenen Erklärungen hätte sich der Verfasser ein ganz verschiedenes Bild von dem Artikel „Strohborde" machen können. Er hätte den aktenmäßigen Beweis liefern können, daß er nicht nur nach New-York ausgeführt werden „soll", sondern thatsächlich ausgeführt wird, auch nicht nur „neuerdings", sondern seit einer langen Reihe von Jahren, schon damals, als der Verfasser seine ersten „auf Autopsie begründeten" Studien in Schantung machte. Neben dem amerikanischen kommt jedoch auch der englische Markt in Betracht, der in früheren Jahren den größeren Prozentsatz in Anspruch nahm. Vor allen Dingen wäre eine eingehendere Besprechung der Gefahren hier am Platze gewesen, die der Strohborden-Industrie von Schantung aus der japanischen Konkurrenz erwachsen und von denen man sagen kann, daß sie augenblicklich zu den brennenden Fragen des dortigen Handels gehören. Ist nun auch die moderne Entwicklung der Strohborde viel älter als der Verfasser anzunehmen scheint, so spricht doch nichts für das Vorhandensein dieser Industrie im grauen Alterthum, wie auf S. 303 in folgenden Worten angedeutet wird:

„Wenn unter den Abgaben zur Zeit des Kaisers Yau (soll heißen: Yü) ein Ausdruck als „feines Grasgewebe" übersetzt wird, so könnten wohl feine Strohgeflechte damit gemeint sein. Wenigstens entspricht ihm kein anderes der späteren oder heutigen Erzeugnisse des Landes."

Hier handelt es sich weniger um eine kommerzielle als eine durch philologisches Studium zu begründende kulturgeschichtliche Frage. Der Verfasser hatte vor 22 Jahren die Kühnheit, seine eigene, wie er sagt, „wörtliche" Uebersetzung des Yü-kung (d. h. Tribut des Kaisers Yü, 2200 v. Chr.), eines der schwierigsten Texte, die in der

chinesischen Literatur zu finden sind, derjenigen unsres ersten Meisters der Sinologie, des vor kurzem in hohem Alter in Oxford verstorbenen Prof. James Legge, gegenüberzustellen; mit welchem Rechte, darf man den Worten des greisen Gelehrten entnehmen, der noch vor 1½ Jahren sich über v. Richthofens „China“ folgendermaßen äußerte: „I have been surprised all along at the reputation which his book has obtained for him. He may be great in geology and other scientific departments, but I could not understand how his knowledge of Chinese could be but of the smallest.“ Legge trifft hier in dürren Worten den Nagel auf den Kopf. Jeder Fachmann wird ihm beistimmen. Das bekannte v. Richthofen'sche Werk ist dem Referenten als wahrhaft „monumental“ erschienen, wie es gern genannt wird, überall, wo es sich um geologische und geographische Dinge handelt. Der sinologische Theil dagegen enthält so viele Mißverständnisse, daß der Fachmann, dem an ihrer Widerlegung gelegen wäre, vor der Arbeit zurückschrickt, die ihm dadurch aufgebürdet würde. Die als „Strohgeflechte“ erklärten „feinen Grasgewebe“ bringen die v. Richthofen'sche stellenweise Bearbeitung des Yü-kung aufs neue in Erinnerung. Ob wohl der Hr. Verfasser je imstande gewesen ist, ein lediglich in chinesischer Sprache geschriebenes Wörterbuch wie das Tzï-tién des Kaisers Kang-hi oder das P'ei-wön-yün-fu ohne Dolmetscher zu benutzen? Nachdem er aus der Tributliste der alten Provinz Ts'ing-tschóu (vgl. Legge, Schu-king, Bd. I, S. 102: „Its articles of tribute were salt, *fine grass-cloth*, and the productions of the sea, of various kinds; with silk,[1]) hemp, lead, pine-trees and strange stones, from the valleys of Tae“) die Strohborde des modernen Handels herausgelesen hat, darf man dies füglich bezweifeln.

Der im Urtext gebrauchte Ausdruck tsch'i (mit dem Klassenhaupt „Seide“ und dem phonetischen hi, „selten“, zusammengesetzt) wird in dem 100 n. Chr. erschienenen alten Wörterbuch Schuo-wön, sowie in sämmtlichen Kommentaren als „die feinen Fasern der Ko-Pflanze (Dolichos trilobus)“ erklärt. Es wird daraus ein in ganz China wohlbekanntes Gewebe verfertigt (vgl. des Referenten „Chinesische Studien“, Bd. I, S. 164). Legge übersetzt das Wort daher richtig durch „fine grass-cloth“. Weit davon entfernt, der Bedeutung des Wortes mit Hülfe der einzigen dabei maßgebenden Hülfsmittel auf den Grund zu gehen, übersetzt nun Hr. v. Richthofen — nicht aus dem Chinesischen, sondern aus dem Englischen nach Legge's „fine grass-cloth“ — „feines Grasgewebe“, weiß aber augenscheinlich nicht, daß „Grass-cloth“ ein im fernen Osten wohlbekannter Terminus für die aus gewissen Rhea-Fasern hergestellten Gewebe ist, worüber u. a. Meyers Konversationslexikon s. v. „Chinagras“ jederzeit Auskunft gegeben hätte. Der Ausdruck tsch'i hat also mit Strohborde absolut nichts zu thun.

Die kleine Welt der sinologischen Fachleute, die leider über ein viel zu geringes Personal verfügt, um es den besser situirten Disciplinen im Aufdecken auch nur der gröbsten Fachirrthümer gleichzuthun, ist sich ja längst darüber klar, daß es ein vollständig hoffnungsloses Beginnen ist, wissenschaftliche Probleme, die ausschließlich in der chinesischen Literatur wurzeln, ohne die tiefste Kenntniß der Sprache und ihrer Denkmäler lösen zu wollen. Wenn Hr. v. Richthofen trotzdem unaufhörlich bemüht ist, seinen unbestrittenen hervorragenden Verdiensten in seinem eigenen Fache auch noch diejenigen eines Forschers auf unserm Gebiete hinzuzufügen, wozu ihm die elementarsten Vorkenntnisse fehlen, so bleibt für die Denkenden unter seinen Lesern nur der Schluß übrig, daß ihm das Verständniß für die Schwierigkeiten zur Erwerbung einer gewissen Kompetenz und damit die Werthschätzung der sinologischen Forscherarbeit vollständig abgeht. Er würde sonst schwerlich auch in diesem neuesten Werke eine solche Vorliebe für sinologische Probleme an den Tag gelegt haben.

Es würde viel zu weit führen, wollten wir auch nur den kleinsten Theil der Mißverständnisse aufzudecken versuchen, zu denen ein solches Vorgehen führt. Es ist ja ganz klar, daß Thatsachen der chinesischen Kultur, Geographie und Geschichte, die ausschließlich dem Inhalt einheimischer Literaturdenkmäler entnommen werden können, sich nur solchen Forschern erschließen, die ein chinesisches Buch aus dem Urtext heraus entziffern können. Eine mäßige Kenntniß des Chinesischen, womit sich so Mancher begnügen zu können glaubt, ist dabei oft schlimmer, als gänzliche Unkenntniß. Wenigstens kommt für den, der mit weniger anspruchsvollen Kenntnissen zu operiren wagt, alles darauf an, daß er bei jedem Schritt genau die Grenzen seines Wissens kennt. Beim Verfasser ist dies nicht der Fall.

Nichts ist charakteristischer für sein allzu großes sinologisches Selbstvertrauen, als die Art, wie Hr. v. Richthofen früher unbekannte Thatsachen über „die Bedeutung des Namens Kiau-tschóu“ festzustellen sucht. Das Material dazu ist lediglich in chinesischen Büchern enthalten. Wer diese versteht, kann in verhältnißmäßig kurzer Zeit das Wichtigste über die Vorgeschichte, Namen u. s. w. zusammenstellen. Aber aus der Erde stampfen läßt sich hier absolut nichts. Wäre es da nicht das einfachste gewesen, sich an einen Kenner der chinesischen Literatur mit der Bitte um Orientirung zu wenden? Statt dessen werden die alten „Kiau-Barbaren“, die Frucht einer schon vor Jahren begangenen Verwechslung (S. China, Bd. II, S. 175) wieder aufgewärmt, für deren Vorkommen in der chinesischen Literatur uns der Herr Verfasser bis heute jeden Beweis schuldig geblieben ist; und daran wird mit einer Zähigkeit festgehalten, als ob es sich um eine längst erwiesene Thatsache handle. Um dem Leser zu zeigen, was die chinesischen Bücher über die Vorgeschichte von Kiau-tschóu, die dort ehemals hausenden Stämme und die Entstehung des Namens sagen, sei hier ein kurzer Auszug mitgetheilt, der sich beträchtlich erweitern lassen wird, wenn eines Tages eine aktenmäßige Geschichte des Gebiets als erwünscht erscheinen sollte. Man wird bemerken, daß von allem, was hier mitgetheilt wird, der Bericht des Hrn. v. Richthofen absolut nichts enthält.

Zu den frühesten Versuchen, Thatsachen der historischen Geographie für die einzelnen Gebiete des damaligen China in knappen Mittheilungen zusammenzustellen, gehört das Werk des Encyklopädisten Tu Yu, der im Jahre 812 n. Chr. verstorben, in seinem Werke „T'ung-tién“ das Muster zu der berühmten, wenn auch von Europäern bedeutend überschätzten Encyklopädie des Ma Tuan-lin hinterlassen hat.

Tu Yu läßt das Gebiet von Ts'ing-tschóu, das im frühen Alterthum dem größten Theil des heutigen Schantung entsprach, schon unter dem Kaiser Schau-hau, dessen Regierungszeit in das 26. Jahrhundert v. Chr. verlegt wird, von einem Stamme Namens Schuang-kiu bewohnt sein. Die Schuang-kiu wurden in der Folge — ob durch Namensänderung oder Verdrängung aus ihren Gebieten, mag dahingestellt sein — durch die Stämme Ki-schö und P'u-ku ersetzt, von denen die ersteren der Zeit des Kaisers Schun und der vom großen Yü begründeten Dynastie Hia, also etwa dem 23. bis 19. Jahrhundert v. Chr. angehörten. Die P'u-ku befanden sich am Ende der Schang-Dynastie (1154 v. Chr.) unter den Angesessenen in den Feudalstaaten des damals noch wenig umfangreichen China; ihrer Herrschaft wurde, als sie sich mit anderen gegen

[1]) „With silk“, d. i. „nebst Seide“. Der Verfasser verwechselt with und white und übersetzt (S. 88) „weiße Seide“.

Tsch'öng Wang, den zweiten Herrscher der Tschóu-Dynastie (1115 bis 1078), empörten, von diesem ein Ende gemacht. Schon vor dieser Zeit (1122) hatte Tsch'öngs Vater Wu Wang das Reich in eine Anzahl Lehnsfürstenthümer getheilt, von denen das Land Ts'i, das einen Theil des heutigen Schantung umfaßte, seinem alten Freund und Rathgeber Schang-fu zugefallen war. Von diesem geht eine Reihe von Herzögen von Ts'i aus, deren Chronologie sich bei Legge (Ch'un Ts'ew, Prolegomena, S. 108) mitgetheilt findet.

Es ist schwer, für diese älteste Periode festzustellen, wo die Legende aufhört und die Geschichte anfängt. Erst mit der Geschichte des Feudalstaates Ts'i, dessen Hauptstadt im alten Lin-tz'i in der Gegend des heutigen Ts'ing-tschóu-fu zu suchen ist, dürfen wir der Ueberlieferung einiges Vertrauen schenken. Unter einem der Herzöge von Ts'i diente der durch seine katonischen Schrullen bekannte Philosoph Yen Ying (starb 493 v. Chr.), über dessen Leben und Ansichten in einem gleichzeitigen, gut augeschriebenen und den sogenannten „Zehn Philosophen" (Schï-tzï) eingereihten Werke, dem Yen-tzï-tsch'un-ts'iu, berichtet wird. In einem dort (Kap. 4) mitgetheilten Gespräch mit dem Herzog King von Ts'i (546—488 v. Chr.) sagt der Philosoph: „Einst wohnten die Schuang-kiu auf diesem Gebiete: ihnen folgte das Haus Ki-schï; darauf folgte Po-ling von Pang, ihm wiederum das Geschlecht P'u-ku, dessen Nachfolger T'ai-kung (d. i. Schang-fu, der Gründer des Hauses Ts'i) war."

Es scheint daraus wenigstens das Eine hervorzugehen, daß die Gelehrten am Ende des 6. Jahrhunderts dieser Tradition, die im Tso-tschuan (Legge, Tsch'un Ts'ew II, S. 684) reproduzirt wird, Glauben schenkten. Nach einer anderen Stelle (Legge, op. cit. S. 667) war Schuang-kiu der Titel eines Beamten des Kaisers Schan-hau.

Ist es auch unwahrscheinlich, daß das Gebiet von Kiau-tschóu schon in jenen ältesten Zeiten an den Schicksalen des Staates Ts'i unmittelbar betheiligt war, so leitet doch die Geschichte dieses Lehnsfürstenthums später in die von Kiau-tschóu hinüber. Zur Zeit des Kaisers Yü, d. h. ca. 2200 v. Chr., werden in der bekannten Landbeschreibung des Yü-kung unter Ts'ing-tschóu, dem heutigen Ost-Schantung, als dem Lande „zwischen dem Meere und dem Gebirge Tai", nur zweierlei Barbarenstämme genannt, die Yü, die das Land am Vorgebirge bewohnten, und die Lai, die im heutigen Lai-tschóu-fu Viehzucht trieben. Es ist im Yü-kung nirgends von „Kiau-Barbaren" die Rede (vgl. Legge, Schu-king I, S. 102). Ueberhaupt scheint es, daß wir in dieser Zeit, von den Berichten über das Hauptgebiet Ts'ing-tschóu abgesehen, nichts näheres über die an der Bucht liegenden Strecken erwarten dürfen. Dafür bekommen wir einen sicheren Anhalt in der Zeit, der die unter dem Namen Tsch'un-ts'iu bekannte, wahrscheinlich mit Unrecht dem Confucius als Verfasser zugeschriebene Geschichte des Staates Lu gewidmet ist. Die Herzöge von Lu waren ebenfalls Lehnsfürsten der Könige von Tschóu, deren Dynastie von 1122 bis 255 v. Chr. reichte. Das Geschichtswerk Tsch'un-ts'iu bildet in knapper chronologischer Aufzählung gewissermaßen die Hofchronik der Herzöge von Lu für die Jahre 721 bis 478 v. Chr. Ein Schüler des Confucius schrieb dazu eine Erweiterung unter dem Namen Tso-tschuan, die uns bisweilen als Kommentar zu den dürftigen Andeutungen des Hauptwerkes dienen muß. Aus diesen müssen wir schließen, daß die an die Ostküste der Bucht von Kiau-tschóu grenzenden Länderstrecken als der östliche Theil eines in der Chronik oft erwähnten kriegerischen Staates Namens Kü zu betrachten sind, der das Küstenland nach Südwesten hin bis über das heutige J-tschóu-fu hinaus bedeckte und dessen Name in dem heutigen Kü-tschóu erhalten ist. Zum Staate Kü, dessen Bewohner oft als Kü-jön, d. h. „die Mannen von Kü", also nicht als Barbaren erwähnt werden, gehörte z. B. das jetzige Nachbargebiet von Kiau-tschóu, Tschu-tsch'öng-hién, dessen Stadt, damals Móu-lóu genannt, im Jahre 718 von Kü erobert wurde (S. Legge, op. cit. Bd. I S. 15), um erst 536 dem Staate Lu übergeben zu werden (Bd. II, S. 603). Unter Wu Wang, dem ersten Kaiser der Tschóu-Dynastie (1122—1115 v. Chr.) war nach der Chronik von Lai-tschóu-fu das Gebiet Kü eine Lehnsherrschaft mit der Hauptstadt Kié-kön; das alte Kié-kön, zur Zeit der Han Ki-kin-hién genannt, lag 50 Li südwestlich vom heutigen Kiau-tschóu, wo nach der Lokalchronik zwei Pagoden als Ost- und West-Ki-kin die ursprüngliche Lage anzeigen. Als im Jahre 548 v. Chr., so wird im Tso-tschuan berichtet, der Markgraf von Ts'i das Gebiet von Kü mit Krieg überzog, drang er in Kié-kön (bei Legge, Ch'un Ts'ew II, S. 508: Këae-kin) ein. Kié-kön, lit. „Ursprung der Kié", dürfte dem Namen nach mit den alten Kié-Barbaren in Zusammenhang stehen. Nur ist zu bemerken, daß die Vize-Grafen von Kü sich als Nachkommen des Urkaisers Schau-hau betrachteten, also wohl sicher echte Chinesen waren. Mit diesen ein Jahrhundert früher erwähnten Kié, welcher Name von Legge durch Këae wiedergegeben wird, jedoch auf keinen Fall mit Kiau in Kiau-tschóu zu verwechseln ist, hat es folgende Bewandtniß.

In der Chronik Tsch'un-ts'iu wird unter dem 29. Jahre des Herzogs Hi, d. i. 630 v. Chr., berichtet: „Kié Ko-lu (d. i. Ko-lu vom Lande Kié) kam zu Hofe." Die erweiterte Paraphrase des Tso-tschuan fügt hinzu: „Ko-lu von Kié stattete dem Herzog einen Hofbesuch ab und wohnte oberhalb Tsch'ang-yen. Da der Herzog wegen einer Versammlung der Fürsten abwesend war, schickte man ihm Futter für sein Vieh und Reis, wie es die Etikette vorschrieb." Erst durch die späteren Scholiasten des Alterthums erfahren wir, daß Kié der Name eines kleinen Barbaren(!)-Staates im Osten von Lu und zwar im Süden des späteren Kiau-tschóu war. Der Besuch wurde im Winter desselben Jahres wiederholt, bei welcher Gelegenheit der Barbarenhäuptling freundlich empfangen wurde. Ein Jahr später überzogen die „Mannen von Kié" (Kié-jön) ein benachbartes Gebiet im Süden mit Krieg.

Mit diesem ehemaligen Häuptling aus der Nähe Kiau-tschóu's ist von dem verstorbenen gelehrten, aber von einer jede Vernunft überwuchernden Phantasie besessenen Terrien de Lacouperie unerhörter Unfug getrieben worden. Weil Ko-lu nach dem erweiterten Berichte des Tso-tschuan sich bei seinem zweiten Besuch damit eingeführt hatte, daß er aus dem Brüllen einer Kuh herauszuhören verstand, wie viel Kälber ihr zu Opferzwecken weggenommen waren, schließt er, indem er die alte Aussprache des Namens, Kot-lo als Transskription erklärt, daß der Mann eigentlich Gôtra hieß und indischer Herkunft war. Die Mannen von Kié aber waren für ihn die Nachkommen von Phöniziern, die sich an der Bucht von Kiau-tschóu festgesetzt hatten, um Handel zu treiben. Tsi-mo, die Nachbarstadt von Kiau-tschóu, war von diesen nach ihren Emporien an der arabischen Küste Safar, Sophar oder Zabar genannt worden. So wird die ebenso einfache wie einleuchtende chinesische Erklärung aus tsi, „nahe" und Mo, dem Namen des bei der Stadt vorbeifließenden Gewässers, durch eine gelehrte Utopie ersetzt. Referent hat selten so viel blühenden Unsinn unter einem solchen Aufwand von Gelehrsamkeit entstehen sehen. Wer sich für diese Forschungen interessirt, von denen (was kaum glaublich ist) der verstorbene Professor von der Gabelentz ihrem Urheber versichert haben soll, „noch ehe fünfzig Jahre vergangen seien, werde die in der Sinologie allmächtige Routine im strahlenden Lichte dieser Entdeckungen herabklettern," während der alte Legge,

nach ihrem Werthe gefragt, seine Kritik auf das einzige Wort „Moonshine“ beschränkte, wird über diese angeblichen Beziehungen zwischen der Bucht von Kiau-tschóu und den alten Phöniziern in dem Werke „Western Origin of the Early Chinese Civilisation“ (London, 1894) noch recht viel interessantes Material finden. Hr. v. Richthofen hat recht daran gethan, daß er bei seinen historischen Mittheilungen diese Quelle nicht — gekannt hat.

Wie die Mannen von Kié unerwartet auf der Bildfläche erscheinen, so verschwinden sie auch wieder unbemerkt. Sie werden nach ihrem Feldzug vom Jahr 629 nicht weiter erwähnt; doch lebt die Erinnerung an das alte Volk in der Nähe von Kiau-tschóu fort. Ein Kié-t'ing (lit. „Pavillon der Kié“) wird in den Lokalchroniken unter den „Alterthümern“ (Ku-tschi) als 70 Li südlich von der Stadt Kiau-tschóu befindlich erwähnt und 50 Li südwestlich ein Ko-lu-wang-schö-t'ing. Das Land des Ko-lu wird in der Lokalchronik von Kiau-tschóu als „Lehns-Staat“ (föng-kuo) bezeichnet und ein „Grab des Ko-lu von Kié“ wird noch im 10. Jahrhundert als 100 Li nordöstlich vom damaligen Tschu-tsch'öng-hién liegend erwähnt (Huan-yü-ki). Auszüge aus diesen Lokalchroniken finden sich in der 6. Abtheilung (Kap. 281—88) der chinesischen Riesen-Encyklopädie T'u-schu-tsi-tsch'öng, von denen sich je ein Exemplar in der Kgl. Bibliothek und im Museum für Völkerkunde zu Berlin befinden.

Vier Denkfehler.

Von Karl Werner.

Im Vorjahre erschien von einem wenig bekannten Verfasser eine kleine Schrift, die den sonderbaren Titel „Vier Denkfehler der heutigen zivilisirten Menschheit“ führte, aber nicht jene Beachtung fand, die sie verdiente. Der Verfasser, dem wir bereits ein sehr geistreiches, jedoch leider gleichfalls wenig bekannt gewordenes Buch „Grundzüge einer Mechanik der Gesellschaft“ verdanken, ist der Seminardirektor Eduard Sacher in Krems a. d. Donau; er widmet die vorliegende Denkschrift den Lehrern des Volks, welche bei ihrem Erziehungsgeschäft die traurigen Verhältnisse der Armen am besten kennen lernen und in diesem Massenelend den größten Feind der gedeihlichen Entwicklung der Jugend erblicken. Sie sind aber auch deßhalb in erster Linie verpflichtet, die Quellen der Gesellschaftskunde eifrig aufzusuchen, um — unbeirrt von dem Parteigetriebe — vor allem zu erfahren, wo die Fehler und Irrthümer der heutigen sozialen Zustände liegen. Auf einige will Sacher aufmerksam machen.

Man darf nun aber nicht meinen, daß die vorliegende Schrift bloß oder auch nur vorzugsweise für Pädagogen geschrieben sei; sie erweckt bei jedem Denkenden Interesse, und wir halten uns deßhalb für verpflichtet, ein größeres Publikum darauf aufmerksam zu machen, gleichviel, ob man dem Autor zustimmen werde oder nicht. Die strenge, unerbittliche Logik des Gedankengangs, sowie die leichte und klare Darstellung werden unter allen Umständen geeignet sein, die Bekanntschaft der Broschüre und des Gedankengangs des Verfassers zu rechtfertigen.

Man hat nach Sacher die Ursachen der Massenarmuth in Einrichtungen und Umständen zu suchen geglaubt, die daran völlig unschuldig sind. Weder die Staatsform, noch die Dichte der Bevölkerung bilden einen richtigen Grund für sie, denn in Republiken wie in absolut regierten Staaten, in dünn bevölkerten Gegenden wie in übervölkerten Städten ist sie vorhanden; ebensowenig ist die Nationalität oder die Zahl der Juden daran schuld, da das Elend bei allen zivilisirten Völkern und auch dort zunimmt, wo wenig oder gar keine Juden wohnen; ja selbst das Zollsystem und der Militarismus oder das Geldwesen können nicht als belastend angeführt werden, da bei dem öfteren Wechsel zwischen Freihandels- und Schutzzoll oder Prohibitivsystem, oder in Ländern, die fast keine Soldaten haben, wie z. B. England und Nordamerika, endlich auch in Staaten mit Gold-, Silber- und Papierwährung sich dieselbe traurige Erscheinung zeigt. Der Fehler muß also anderswo liegen, und der Autor findet ihn in unsrer falschen Auffassung von naturwissenschaftlichen Begriffen.

Zur Begründung seiner Ansicht geht er von dem Grunsatz aus, daß das Gesetz von der Erhaltung der Energie (d. i. jener, aus sämmtlichen physikalischen Kräften bestehenden Urkraft) auch für das Gebiet der menschlichen Wirthschaft gelten muß, und daß der Verlust auf der einen Seite stets einen Ueberfluß auf der anderen und umgekehrt erzeugen müsse, und ferner, daß die Benutzung der Naturkräfte, die zum Maschinen- und technischen Betriebe führte, die Arbeit nicht illusorisch mache, sondern erleichtere und vielleicht auf andere Gebiete hinüberlenke. Wenn nun doch eine über den Bedarf steigende Produktion und zugleich aus Arbeitsmangel Massenarmuth entstehe, so kann das nur „die Folge von Denkfehlern der gesammten zivilisirten Menschheit sein“. Worin liegen nun diese?

Das Gesetz der Erhaltung der Energie läßt sich für die Volkswirthschaft in dem Satz zusammenfassen: Nur die Arbeit erzeugt wirthschaftliche Werthe und umgekehrt: wirthschaftliche Werthe entstehen nur durch Arbeit. Nach dem naturwissenschaftlichen Werthbegriff kann es aber kein Eigenthum geben, das sich ohne menschliche Arbeit von selbst vergrößerte, da es ja in der menschlichen Wirthschaft keine Werthe gibt, die von selbst entstehen oder von selbst wachsen. Wenn wir aber dennoch uns ein Eigenthum denken können, das sich ohne Arbeit selbst vermehrt, so gerathen wir mit dem naturalistischen Fundamentalgesetz in Widerspruch. Da letzteres aber in seiner Einfachheit uns nicht zu einem Denkfehler verleiten kann, so muß der Denkfehler in unserm Eigenthumsbegriff liegen.

Aus diesem ersten Denkfehler — der übrigens beim Vorhandensein der Sklaverei und später der Hörigkeit und Leibeigenschaft nicht so auffallend vorliegt, da hier durch menschliche Arbeit, also nicht ohne Thätigkeit, eine Mehrung des Eigenthums eintritt — entwickelt sich sogleich ein zweiter und das ist die Vergrößerung des Vermögens durch die Zeit. Diese bildet nämlich das Maß für die Vermehrung. Der Zuwachs des Vermögens, den man Zins nennt, wird nur auf Grund eines angenommenen Zeitmaßes, vor sich gehen, z. B. nach Ablauf eines Jahres, und der Schuldner wird dann, ob er Geld oder Grund und Boden ausgeborgt hatte (Pacht), dem Gläubiger, der zur Vermehrung seines Besitzes nicht das geringste dazu thut, die bestimmte Summe bezahlen müssen. — Dadurch wird aber der Begriff der Zeit vollständig falsch aufgefaßt. Die Zeit ist zwar eine Bedingung alles Geschehens, hier aber, wo sie als Maßstab zur Eigenthumsvergrößerung dient, wird sie Erwerbsmittel für den Eigenthümer. Das ist gegenüber dem naturwissenschaftlichen Begriff der Zeit ein Denkfehler, der übrigens die Gesetzgebung aller Zeiten beschäftigt und dessen historische Entwicklung der Verfasser in einem kleinen Exkurse beleuchtet.

Freilich, meint er, könnte man sagen, das Zinsgeben- und -Nehmen ist eine zwischen zwei Personen ganz freiwillig übernommene Verpflichtung, und in der That wird sie überall erst dort eintreten, wo bereits die nach dem ersten Denkfehler entstandenen Vermögensverhältnisse obwalten — allein die durch Noth hervorgerufene Unterordnung ist nur eine scheinbar freiwillige und wurzelt in der Unmöglichkeit, auf andere Weise sich helfen zu können. Es mag ja sein, fährt er fort, daß der Gläubiger in einem einzelnen Fall sogar als Wohlthäter des Schuldners erscheint, allein er schädigt stets die Gesammtheit, die schließlich auf irgend eine Art den Zins ohne wirkliche Gegenleistung aufbringen muß. Er illustrirt diese Behauptung mit folgenden Worten:

„Wenn wir eine Waare weit überzahlen müssen, wissen nur sehr Wenige, daß die Ueberzahlung auf irgend eine Art zum Zinszahlen verwendet wird; wenn der Lohn der Arbeiter immer kleiner wird, verstehen nur Wenige, daß der Unternehmer den Lohnabzug zum Zinszahlen braucht. Dieses Nichtwahrnehmen und Nichtverstehen der Wirkungen des Zinses geht so weit, daß heute, wo

Tausende und Tausende von Unternehmern und Landwirthen durch den Zins zugrunde gehen, sie ihren Untergang nicht dem Zins, sondern einer der vielen Widrigkeiten des Wirthschaftslebens zuschrieben oder die Regierung dafür verantwortlich machen."

Nach einer kurzen Widerlegung der Ansicht, daß es ohne Zins kein Großkapital und ohne ein solches keine großen Unternehmungen, z. B. Eisenbahnen geben könne, geht er zur Erörterung des dritten Denkfehlers der gegenwärtigen zivilisirten Menschheit über, welcher in einem falschen Begriff des Raumes liegt.

Nach dem Grundsatze von der Wertherzeugung durch Arbeit kann der Raum, so wenig wie die Zeit, ein Wirthschaftsobjekt abgeben. Er hat für den Menschen einen unendlichen Werth, da er eine Geschehensbedingung ist, kann aber auf wissenschaftlichen Werth wie ein Arbeitsprodukt, das man kaufen und verkaufen kann, keinen Anspruch machen. Und dennoch wird er nach unserm heutigen Eigenthumsbegriff „in der Stadt nach Kubikmetern und auf dem Lande nach Hektaren" veräußert oder vermiethet und verpachtet. Es ist also auch hier ein Widerspruch vorhanden, der auf einer falschen Begriffsauffassung — also auf einem Denkfehler beruht, dessen Ursache gewiß nicht in der Naturwissenschaft liegt. Der Raum — (Grund und Boden) — bildet zwar durch seine Naturprodukte ein Erwerbsmittel, doch nimmt ihm das seine Unentbehrlichkeit, mithin seinen unschätzbaren Werth keinesfalls und es ist keine Waare im gewöhnlichen Sinne, weil sein Preis weder von der Größe, noch von seiner Fruchtbarkeit, sondern bloß von der Bevölkerungsschichte abhängt.

Wie es kam, daß Grund und Boden allmählich verkäuflich wurde, weist unser Autor in geistreicher Weise als einen sich aus der Sklaverei entwickelnden Rechtsirrthum nach, der willkürlich dem Eigenthum als solchem den Raum zutheilte. Er setzte damit auch für spätere Generationen ein Unrecht fest, indem er eine große Menge des nothwendigen Existenzmittels beraubte und den „raumlosen Menschen" erschuf, der mit dem Verlust des Raumes den Anspruch auf Wohnung und Nahrung verloren hatte und dessen Schatten selbst in den Raum eines Anderen fiel. Er hört damit auf, ein freier Mensch zu sein und muß als Wohnungsmiether oder als Bodenpächter einige Monate jährlich lediglich für den Raumbesitzer arbeiten. Dieser Denkfehler — meint Sacher — hat in der Volkswirthschaftslehre eine ernste Grundlegung bis jetzt verhindert, „denn sobald man endliche (die gewöhnlichen Waaren) und unendliche Werthe (den Raum) gleichzeitig zu messen versucht, kann man unmöglich ein Maß für wirthschaftliche Werthe ermitteln und ohne Werthmaß gibt es keine Werthschätzung, ohne die eine Wirthschaftslehre nicht den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, ja nicht einmal den Anspruch auf praktische Verwendbarkeit machen kann."

Eine weitere Folge dieses Denkfehlers besteht darin, daß der „raumlose" Mensch durch die Noth gezwungen wird, sich als Sache zu vermiethen, wie es zuerst im römischen Dienstvertrag (locatio conductio operarum) ausgesprochen wurde. Zwar vermiethete der Freie bloß seine Arbeitskraft; da jedoch diese von der Person nicht getrennt werden konnte, wurde er rechtlich nur als Sache behandelt. Das war in Deutschland anders, wo die Unterordnung unter einen selbstgewählten Herrn stattfand; da wußte man von einem Arbeitsvertrag im römischen Sinne nichts. Als aber das römische Recht eindrang, änderten sich die Anschauungen der dominirenden Klassen und dem Sinne nach herrschen heutzutage überall die Prinzipien der alten Römer. Der Arbeiter scheint zu einer Sache erniedrigt und daraus entsteht allgemeines Unbehagen, Haß zwischen Unternehmern und Arbeitern und ein erbitterter Lohnkampf. Alles infolge des Denkfehlers, daß der römische Arbeitsvertrag für eine Gesellschaft von Freien passen soll.

Von da ist wohl nur mehr ein Schritt zum vierten Denkfehler, welcher darin besteht, daß man allgemein glaubt, die Gesellschaft könne bei fortschreitender Arbeitstheilung ohne ein regelmäßig funktionirendes Ausgleichsorgan von selbst regelmäßig wirthschaften.

Je größere Fortschritte die Arbeitstheilung macht, desto schwieriger ist es, den gegenseitigen Austausch halb- oder ganzfertiger Arbeitsprodukte ohne Schaden für die Einzelnen und ohne Uebervortheilungen ordentlich zu regeln. Während man im Mittelalter in der Marktpolizei ein solch vermittelndes Organ besaß und selbst auch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts wenigstens theilweise mit ihrer Einwirkung zufrieden war, wurde ihr Einfluß allmählich mehr gelähmt, besonders als man im Interesse der politischen Freiheit die Macht der Regierungen so viel als möglich einzuschränken suchte. Und da letztere froh waren, einer anstrengenden Thätigkeit von zweifelhaftem Erfolg enthoben zu werden, so löste man die Marktpolizei ganz auf und proklamirte damit die „wirthschaftliche Freiheit". Und dies zu einer Zeit, wo nicht mehr „Bedarf und Deckung", sondern „Angebot und Nachfrage" die maßgebenden Schlagworte waren und wo man einer eingreifenden Gesetzgebung um so mehr bedurft hätte, je mehr die auf dem Egoismus gegründete Konkurrenz überhandnahm und eine richtige Preisbildung fast nirgends mehr zuließ.

Obgleich nun auch nach des Verfassers Ansicht die Folgen des Wettbewerbs auf dem Gebiete der gewerblichen Produktion sich derzeit noch nicht mit Sicherheit feststellen lassen, so hat doch auf dem Bereiche des Handels die Konkurrenz ganz unnöthige Ausgaben verursacht, und wenn schon 1850 Stuart Mill berechnete, daß neun Zehntel aller Kaufleute in England unproduktiv thätig seien, so dürfte sich diese Zahl heutzutage bedeutend gesteigert haben; jedenfalls aber liefert diese Thatsache den Beweis, daß sich hier die Konkurrenz zur Herstellung richtiger Waarenpreise nicht bewährte. Sacher plaidirt denn auch für ein regelndes Funktionsorgan und gibt hiemit eine positive Weisung, wie ein begangener Denkfehler korrigirt werden könne. Bezüglich der anderen wirthschaftlichen Gravamina, die er erbrachte, verweist er auf sein demnächst erscheinendes Werk: „Die Gesellschaftskunde als Naturwissenschaft", welche demnach eine Ergänzung der gegenwärtigen Schrift bildet. Das Letztere verdient übrigens schon an sich, der Vergessenheit entrissen und den Lesern empfohlen zu werden, wenngleich seine Argumentation Vielen auf den ersten Blick ganz absonderlich erscheinen dürfte.

Mittheilungen und Nachrichten.

-sch- **Die Ausstellung in der kgl. Bibliothek zu Bomberg zum 100jährigen Geburtstoge des Stifters der Kunstsammlung Joseph Heller.** Seit dem Jahre 1875 besitzt die kgl. Bibliothek in Bamberg in ihrem prächtigen großen Saale ein Ausstellungslokal für ihre Cimelien, ihre kostbarsten Handschriften und seltensten Blockbücher und Wiegendrucke, sowie für Werke der graphischen Kunst und für Handzeichnungen und Aquarelle. Zur Feier des 100jährigen Geburtstags J. Hellers aber, der die kgl. Bibliothek 1849 mit einem Vermächtniß bereicherte, wie es aus der neuesten Zeit etwa nur noch die Stadtbibliothek in Siena durch die Stiftung Giuseppe Porri's aufweisen kann, waren einige Räume der kgl. Bibliothek zu Ausstellungszwecken verwendet worden; selbstverständlich wurden nur Gegenstände aus der Heller'schen Sammlung vorgeführt. Diese aber ließen das Großartige der Stiftung erst recht in den Vordergrund treten: Handschriften, Wiegendrucke, bibliographische Seltenheiten, Kupferstiche, Holzschnitte, Handzeichnungen, Aquarelle, Glasgemälde und Münzen (Medaillen). Der Vorstand der Sammlung, Hr. kgl. Oberbibliothekar Dr. Leitschuh, dem wir die Veranstaltung der Ausstellung und eine zu dem Jubeltage erschienene Festschrift danken, hat unter Beihülfe des Hrn. Privatdozenten Dr. Leitschuh aus Straßburg i. E. aus dem großen, kostbaren Material der Stiftung eine wissenschaftlich und kunsthistorisch hochinteressante Auslese für den Zweck der Feier des Gedenktags gehalten, in der Belehrung und Genuß zu gleichem Rechte gelangen. Für den Historiker wie für den Lokalforscher, für den Gelehrten wie für den Laien bot sich Gelegenheit zu Studien mannichfachster Art. Zu bedauern ist nur, daß diese Ausstellung, wie sie jetzt sich zeigt, infolge

der außerordentlich beschränkten Raumverhältnisse in den nächsten Tagen schon wieder verschwinden muß. Es wäre unstreitig ein großer Gewinn für Bamberg, wenn die Heller'sche Kunstsammlung mit der Zeit über größere Räumlichkeiten verfügen könnte, um eine dauernde Ausstellung veranstalten zu können.

* **Ueber den Ursprung der germanischen Runenschrift** sprach der geistvolle norwegische Philologe Professor Sophus Bugge auf der nordischen Philologenversammlung in Christiania höchst bemerkenswerthe Ansichten aus. Sophus Bugge hat vor ungefähr einem Jahrzehnt durch seine Zurückführung der nordischen Götter- und Heldensagen auf jüdisch-christliche Legenden und griechische Mythen in Gelehrtenkreisen großes Aufsehen erregt, und seine jetzigen Ausführungen sind nicht minder geeignet, die Aufmerksamkeit seiner Kollegen auf ihn zu lenken. Der norwegische Gelehrte erklärte, daß die Runenzeichen auf einer Kenntniß des lateinischen Alphabets beruhen, fügte aber hinzu, daß noch andere Alphabete ihren Beitrag zur Entstehung der Runenschrift geliefert hätten. Die ersten Stämme, welche sich der Runenschrift bedient hätten, sollen die Gothen gewesen sein. Bei ihnen läßt sie sich bereits im 4. und 5. Jahrhundert, also nach vor Ulfilas nachweisen. Zugleich mit anderen Bildungsbestandtheilen haben die Gothen auch die Kenntniß der Runenschrift von südländischen Völkerstämmen übernommen. Die Runenschrift, so führte Bugge weiter aus, zeige nicht nur Aehnlichkeit mit den lateinischen und griechischen Buchstaben, sondern weise auch eine Verwandtschaft mit dem armenischen Alphabet auf. Nehme man diesen Weg der Runenschrift an, so könne sich diese frühestens um 270 gebildet haben. Diese Voraussetzung sei allerdings nur dann aufrecht zu halten, wenn man die ältesten Funde von Runensteinen, die man in dänischen Mooren gemacht, nur bis in das 4. Jahrhundert und nicht, wie ein anderer bekannter Forscher auf diesem Gebiete, Montelius, will, in eine weit frühere Zeit zurückführe.

* **Zu Witterungsbeobachtungen in höheren Luftschichten** werden seit einigen Jahren auf dem Blue Hill Observatory in Amerika mit gutem Erfolge **Drachen** verwendet, die mit selbstschreibenden Meßeinrichtungen versehen sind und dadurch eine größere Tragfähigkeit erhalten, daß an das Hauptseil in passenden Abständen die Schnüre kleinerer Drachen geknüpft werden. Am 26. August haben, wie die „Voss. Ztg." berichtet, die Herren Clayton und Ferguson wieder ein solches „Drachen-Tandem" aufsteigen lassen, das mit der Spitze die Höhe von 12,124 Fuß = 3695 m über dem Meeresspiegel erreichte. Der Drachen an der Spitze hatte eine Fläche von $6\frac{1}{2}$ Geviertmeter, die anderen Drachen waren zusammen 14 qm groß. Alle waren mit selbstregelnden elastischen Zügeln versehen, durch die verhindert werden sollte, daß die Drachen einen gefährlichen Zug ausübten. Fünf englische Meilen Seil im Gewicht von 75 Pfd. wurden abgelassen, während das Gewicht der Drachen sammt den Instrumenten und den Nebenseilen 37 Pfd. betrug, so daß im ganzen 112 Pfd. in die Höhe gehoben wurden. Der von Hrn. Ferguson hergestellte Meteorograph bestand aus Aluminium, wog nur 3 Pfd. und verzeichnete Temperatur, Luftdruck, Feuchtigkeit und Windgeschwindigkeit. Der Aufstieg begann um 11 Uhr vormittags, der höchste Punkt wurde $4\frac{1}{4}$ Uhr nachmittags erreicht. Die Drachen kamen in einer Höhe von etwa einer englischen Meile über der Erdoberfläche durch Wolken; oberhalb der Wolken war die Luft sehr trocken. Auf dem höchsten Punkt betrug die Temperatur $3\frac{1}{3}$ Grad Celsius, während am Boden der Thermometer 24 Grad Celsius zeigte.

-rt- **Budapest,** 24. Sept. **XVII. Versammlung der Astronomischen Gesellschaft.** Am gestrigen Abend hatten sich die aus allen Theilen Deutschlands, sowie aus fast allen übrigen Staaten Europa's in ungewöhnlich großer Anzahl hier eingetroffenen Mitglieder der Astronomischen Gesellschaft zu einer zwanglosen Zusammenkunft im Saale des „Erzherzog Stephan" vereinigt, wobei alte Bekanntschaften erneuert und neue angeknüpft wurden. Heute früh um 9 Uhr wurde die im Sitzungssaal der kgl. ungarischen Akademie der Wissenschaften tagende Versammlung in Gegenwart des Unterrichtsministers, Sr. Exzellenz Dr. **Julius v. Wlassics,** des Präsidenten der ungarischen Akademie, Baron **Eötvös**, sowie zahlreicher Gäste aus hiesigen wissenschaftlichen Kreisen durch den Vorsitzenden Professor **Seeliger** (München) eröffnet. Der Minister begrüßte die Gesellschaft in einer längeren, in französischer Sprache abgehaltenen Anrede. Hierauf ergriff das Wort Baron **Eötvös**. Namens der ungarischen Akademie begrüßte er die Versammlung auf das wärmste. Er sprach dabei sein Bedauern aus, daß infolge von mancherlei Hindernissen für die Pflege der Astronomie bisher in Ungarn nicht sehr viel geschehen sei, versicherte aber, daß dem in Zukunft gründlich abgeholfen würde, indem demnächst auch in Ungarn dieser erhabenen Wissenschaft eine würdige Heimstätte errichtet werden soll. Nachdem der Vorsitzende für diese Willkommgrüße den Dank der Gesellschaft ausgesprochen hatte, wurde in den geschäftlichen Theil der Verhandlungen eingetreten. Professor **Seeliger** theilte mit, daß die Gesellschaft seit der letzten Versammlung in Bamberg (1896) nicht weniger als 16 Mitglieder durch den Tod verloren hat, und widmet dem Andenken von **Tisserand**, **Gyldén**, **Gould**, v. **Härdtl** u. A. einige kurze, warm empfundene Worte. Darauf berichtet Professor **Lehmann-Filhés** (Berlin) über die seit 1896 erschienenen Publikationen der Gesellschaft. Er macht die erfreuliche Mittheilung, daß im Einvernehmen mit dem Vorstand der Gesellschaft die Redaktion der „Astronomischen Nachrichten" in Zukunft die in den letzteren erscheinenden Ephemeriden von Kometen und Planeten gesondert herausgeben wird.

Ueber den Stand des von der Astronomischen Gesellschaft ins Werk gesetzten Zonenunternehmens erstattet den üblichen Bericht, an Stelle des am Erscheinen verhinderten Hrn. **Auwers** (Berlin), Hr. Staatsrath **Nyrén** (Pulkowa). Die Beobachtungen für den Zonenkatalog der Sterne vom Pol bis zu — 2° Deklination sind sämmtlich fertig, ebenso von dem weitaus größten Theil derselben die Redaktion und der Druck. Ausständig sind noch die in Cambridge (England), Dorpat, Leiden, Leipzig, Lund, Kasan und Nikolajew beobachteten Zonen, welche aber ebenfalls schon theilweise im Druck sich befinden. Was die Zonen der südlichen Sterne anlangt, so ist von allen an der Beobachtung derselben betheiligten Sternwarten ein reger Fortgang der Beobachtungs- und Rechnungsarbeiten zu melden.

Hierauf berichtet Prof. **Weiß** (Wien) über den Stand der definitiven Bahnberechnungen aller im gegenwärtigen Jahrhundert erschienenen Kometen. Was die 17 periodisch wiederkehrenden Kometen unsres Säkulums anlangt, so ist die rechnerische Verfolgung derselben durchaus gesichert, da Dr. **Hillebrandt** (Wien) an Stelle des verstorbenen Frhrn. v. **Härdtl** den Winnecke'schen, Dr. **Bidschoff** (Wien) den Tempel'schen Kometen übernommen hat. Nicht ganz das Gleiche ist der Fall hinsichtlich der 80 nichtperiodischen Kometen, von denen Erscheinungen seit 1800 beobachtet wurden: es haben sich für dieselben bis jetzt erst 50 Rechner gefunden.

Den Kassenbericht erstattet an Stelle des am Erscheinen verhinderten Rendanten der Gesellschaft, Prof. **Bruns** (Leipzig), Prof. **Müller** (Potsdam). Die Finanzlage der Gesellschaft ist außerordentlich günstig. Die durch den Druck der Publikationen der Gesellschaft entstandenen erheblichen Ausgaben konnten durchgehends aus den laufenden Einnahmen bestritten werden, so daß eine Inanspruchnahme des nutzbringend angelegten Gesellschaftsvermögens nicht erforderlich war. Bei der nunmehr folgenden Wahl neuer Mitglieder werden 27 Herren, welche seit der letzten Versammlung sich zur Aufnahme in die Gesellschaft gemeldet hatten, gewählt. Die Mitgliederzahl der Gesellschaft beträgt nunmehr 338 (im Durchschnitt der letzten 10 Jahre etwa 339). Endlich sind noch Anträge für den Ort der nächsten Versammlung entgegenzunehmen. Prof. **Valentiner** und Prof. **Wolf**, die Leiter der neuen Sternwarte auf dem Königsstuhl, laden die Gesellschaft für 1900 nach Heidelberg ein. Die Beschlußfassung hierüber findet erst in einer der nächsten Sitzungen statt.

Hiemit ist der geschäftliche Theil der heutigen Tagesordnung erledigt. Ueber die nunmehr folgenden wissenschaftlichen Vorträge werden wir in der nächsten Nummer berichten.

Jahrgang 1898. München, Mittwoch, 28. September. Nummer 219.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung:
Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.—
(Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die
Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Tripolitanien und der Karawanenhandel nach dem Sudan.

Während in den letzten Dezennien sich eine fast vollkommene Theilung des afrikanischen Kontinents unter die Großmächte vollzogen hat und die Küstenterritorien weniger vom Standpunkt ihrer Landflächen beurtheilt wurden, als hinsichtlich ihres Werthes für die dem Verkehr zu eröffnenden Hinterländer, stand Tripolitanien als unantastbares Dominium der Hohen Pforte außerhalb ernsteren Begehrens und kam seine Bedeutung als Handels- und Wirthschaftsgebiet selten zu ausführlicher Betrachtung und Berechnung. Dr. Grothe, der vor kurzem aus den Barka-Ländern zurückgekehrt ist, hat unter den Eindrücken, die ihm Land und Leute hervorbrachten und die er demnächst in einem Buche über die Landschaftsbilder und Völkertypen Tripolitaniens verarbeiten will, sich die handelspolitischen Fragen zur Besprechung ausgewählt und sie in einer Broschüre besonders im Hinblick auf die deutsche Verkehrs- und Kolonialpolitik dargelegt.[1])

Unausgebaute, aber meist treffliche Häfen geben Zugang zur Küste, Tripolis, Choms, Misrata im Westen, Benghasi, Derna, Bomba, Tobruk im Osten. Aber trotz dieser natürlichen Disposition zur Inangriffnahme ökonomischer Ausbeutung liegt Tripolitanien gegenwärtig in härtester Abgeschlossenheit und von einer chinesischen Mauer umschlossen, die jedem Schritt ernster Kulturarbeit entgegensteht.

Ein Verweis auf die Geschichte jener Landkomplexe lehrt, wie vortheilhafte Bedingungen durch die physikalische Beschaffenheit derselben für die Existenz und Blüthe von Handelsemporien gegeben waren. Eine reiche Fünfstädterepublik hellenischen Blutes und Geistes, sich zusammenfügend aus der Pentapolis von Euesperides (dem heutigen Benghasi), Ptolemais, Teuchira, Cyrene, Apollonia, blühte auf dem Boden Cyrenaika's, ein Dreistädtebund, der von Oea (dem heutigen Tripolis), Sabatra und Lebda, war Herr der Westlande. Und die zeitweiligen Beherrscher dieser Gebiete, Karthager, Griechen und Römer, hatten nicht zum kleinsten Theil ihre Wohlhabenheit dem Tausch- und Güterverkehr zu danken, den sie mit den Völkerschaften der Küste und des Innern, den Nasamonen, im Winkel der großen Syrte, den Lotophagen an der kleinen Syrte, den Garamanten, der Oasenbevölkerung des heutigen Fessân, den Gätulern des Saharagebiets und wie die Völker alle in der antiken, theils recht fabelhaften Geographie heißen, auf den noch heute begangenen Karawanenstraßen betrieben. Rom wußte durch seine Kohorten, deren südlichsten strategischen Stützpunkt seit Augustus Garama, Djerma, in Phozania, dem heutigen Fessân, bildet, die Handelszüge nach dem Innern unter starke, schützende Obhut zu nehmen. Als die Fahne des Propheten nach Nordafrika schwenkte, fiel die Vermittlerrolle für den nordafrikanischen Handel den Arabern zu. Das Kamel, das im nordwestlichen Afrika wohl zu Anfang unsrer Zeitrechnung auftauchte, wandert anläßlich der arabischen Heereszüge immer zahlreicher ins Land und schafft als fähigstes Transportthier der Wüste die beste Grundlage für die Aufnahme regelmäßiger Handelsunternehmungen nach dem Süden.

Gegenüber der immer noch mangelhaften Kenntniß vom Landcharakter Tripolitaniens, gegenüber der Meinung von der Oede und Starrheit seiner Komplexe darf nicht genug betont werden, daß Tripolitanien, einen Rauminhalt von der fünffachen Größe Italiens fassend, auch gewaltige Strecken des Ackerbaulandes bietet, so im eigentlichen Tripolitanien die gesammte westliche Sahel- oder Küstenzone vom Suâra bis Tripolis, den östlichen Sahel, von Tripolis bis Misrata, die Thäler der Saharavorberge und die Steppen, wie die Humusflächen längs der südlich des Randgebirgs laufenden Wadis, das Flußbett des Semsem, Sofdjenin und Merdum, die Oasengebiete des Innenlandes, einen guten Theil der Savannen der großen Syrte, ferner in Cyrenaika die gesammte, den Bergen vorgelagerte Flachküste, die Thalschluchten des Dschebel-el-achdar, des „Grünen Gebirges", sowie die Hochebenen des Barka-el-homra, des „rothen", d. h. thonerdereichen Landes. Diese Strecken stellen ein Kolonisationsgebiet dar, größer als Deutschland, zu jeder Kultur, zum Cerealien- und Obstbau, zu jener der gemäßigten, sowie zu solcher der subtropischen Zone geschaffen. Der Verfasser legt im einzelnen die günstigen Handelsbedingungen dar, welche aus der Garten- und Dattelbaumkultur des Landes, aus dem Oliven- und Weinbau, der Seidenraupenzucht, dem Getreidebau, den Naturprodukten des Halfa, Salzes, Natrons und Schwefels sich ergeben. Bei genauer geologischer Erforschung dürfe man manche Ueberraschung erwarten, ähnlich wie in Algerien die Entdeckung von Kalksulfatlagern lange unbekannte Schätze zutage förderte.

Der Hauptwerth Tripolitaniens aber besteht in seinem Hinterland; so schrieb schon vor 25 Jahren Gerhard Rohlfs, der gediegenste Kenner desselben und der beherzteste Verfechter einer Neubelebung dieses Landstriches. Die wichtigsten und begangensten Karawanenstraßen sind die, welche von Rhadâmes auslaufen. Von hier gehen sie nordwestlich durch den Areg, die südalgerische Sanddünenzone, nach Uargla und dem Sûf; südwestlich über El Biod nach Insalah, der bedeutendsten der Tuat-Oasen, und weiter nach Timbuktu, oder südöstlich direkt nach Timbuktu über Temassinin, Amgid, das Egereplateau, Ideles, in südlicher Richtung über Rhat und das Aïr- oder Asbenhochland, über Tintellust und Agades nach Sinder, Tessaua, Kanô, Sókoto. Solche Karawanen, die nach Bornu, Tibesti und Wadai sich bewegen, wählen den Weg durch die Hammâda el Homra

1) Tripolitanien und der Karawanenhandel nach dem Sudan. Von Dr. L. H. Grothe. Leipzig, Seele u. Co. 1898.

oder über die kanffähige Djofrao-Oase nach Mursuk, eine Straße, die durch manche wohlbewohnte Gebiete, vorbei an friedlichen Volksstämmen, geht, und bei der seltener, als auf den westlichen den Tuâng unterworfenen Wegen, die Karawanenhändler unter Razzia's oder Tributzahlungen zu leiden haben. Von Mursuk über Gatrun und die Kawâr-Oase bis Baerua, nördlich von Kuka, beginnt der gefährlichere Theil der Reise, der Marsch durch die wasserlose Wüste der wandernden Dünen, meist zur Nachtzeit ausgeführt, bei dem die Gestirne die Wegweiser bilden. Die beschwerlichste und längste Tour bewältigen die nach Wadai bestimmten Karawanen. Haben sie in Tripolis ihren Ausgangspunkt, so wandern sie längs der Küste bis Sirt, dann südlich bis Djoffra oder Sella und von dort über Kufea nach Wadai. Ziehen sie von Benghasi aus, so richten sie sich über Djâlo gleichfalls nach Kufea. Während die westlichen und zentralen Itinerare uns durch die Berichte englischer, französischer und deutscher Reisender genugsam bekannt sind, wissen wir nur weniges über die östlichen nach Tibesti, Borku und Wadai laufenden Wege. Ein Europäer nur, Nachtigal, drang 1869 in Tibesti ein. Derselbe durchquerte auch als Erster Wadai. Wiederum ein Deutscher wagte sich nach Wadai, Vogel, der, wegen seiner astronomischen Instrumente verdächtig, vom Sultan von Wadai als gefährlicher Zauberer hingerichtet wurde. Rohlfs, der sich 1879 Wadai zum Reiseziel nahm, mußte in Kufea vor dem muselmanischen Fanatismus Kehrt machen.

Die Geschichte Tripolitaniens und die der wissenschaftlichen Erforschung seiner Hinterländer ist seit dem Anfang dieses Jahrhunderts eng mit dem Bestreben verknüpft, den handelspolitischen Werth derselben aufzuklären. Die ersten stillen Begehrlichkeiten leiten sich aus der Zeit her, da der Kampf um den kolonialen Vorrang im Mittelmeer zwischen England und Frankreich sich in größter Bitterkeit abspielte, seit Napoleon I. Nach der vollkommenen Niederwerfung Frankreichs sendet England seine ersten großen Expeditionen ins tripolitanische Hinterland, 1818 Ritchie und Lyon, 1820 Oudney, Denham und Clapperton, welche in der That auch die ersten sicheren Kenntnisse vom Tschadsee und den Ländern des Niger eröffneten. Alle weiteren Reisen, auch die der Deutschen Barth, Vogel und Overweg, sind hauptsächlich Kundschafterzüge im englischen Interesse. Als die koloniale Wiederaufrichtung Frankreichs mit der Occupation Algeriens (1831) begann, tastete es allmählich auch nach der tripolitanischen Handelssphäre. Die Franzosen wurden nicht müde, nach ihrem Einmarsch in Tunesien (1881) neue Pläne für ihre Festsetzung in der Sahara aufzubauen. Das Projekt Roudaive's, das sie 10 Jahre lang auf ernsteste beschäftigte, ging dahin, aus den tunesischen Schotts und der dahinterliegenden Wüste, die unter dem Meeresspiegel sich befinden, ein Binnenmeer zu schaffen und so auf bequeme Weise in jenen Landstrichen für den Tausch- und Güterverkehr Eingang zu finden. Später tauchte die Idee des „chemin de fer transsaharien“ auf, ein Projekt, das gegenwärtig alle Gemüther in Athem hält. Die jüngsten Reisen von Fourreau (1891) und Gaston Mery (1893) scheiterten an der unveränderlich feindseligen Gesinnung der Hoggar- und Asdjer-Tuâregs. Kapitän Monteil (1894) war der letzte Europäer, der die Bornulandschaften vor ihrer kriegerischen Verwüstung zu sehen Gelegenheit hatte. Der letzte auf Rhadâmes gerichtete Kundschafterzug der Offiziere Cazemajou und Dumas blieb ohne besonderen Erfolg. Ueberhaupt haben alle die geschilderten, seit Jahrzehnten von den Franzosen mit bewundernswerther Hartnäckigkeit und stetem Zielbewußtsein betriebenen Mühen noch wenig Handelszüge nach den französischen Dependenzen zu leiten vermocht, ein vollgültiger Beweis, daß die alten, in Rhadâmes und Rhat, also auf tripolitanischem Gebiet endenden Straßen von der Natur gegeben und darum die bevorzugten sind, andrerseits im Charakter und den Gewohnheiten der Anwohnerschaft jener Landstriche wurzeln. Wäre das nationale deutsche Staatengebilde ein Vierteljahrhundert früher entstanden, so hätte durch die Thätigkeit seiner Pioniere Barth, Rohlfs, Nachtigal, Vogel, Beurmann, Bary, die damals ohne Selbstsucht der Wissenschaft dienten, die politische Karte Afrika's wohl ein anderes Gesicht erhalten.

Die Form des Karawanenhandels, die Art der Ausrüstung, ihre Zusammensetzung, der Einkauf und Absatz der Waaren, das Markt-, Kredit- und Zahlungssystem, welches uns der Verfasser nach eigener Anschauung schildert, weisen fesselnde völkerpsychologische Merkmale auf. Die Leitung der Karawane wird, sofern ein Geschäftshaus Ausrüster derselben ist, einem Karawanenführer fast durchweg arabischer Rasse übergeben. Ehrlichkeit ist die Grundlage dieser Geschäfte, was zur Gewährung hoher und langer Kredite führt. Gehen auf offener Straße mehrere Kamele zugrunde, und stellt der Weitertransport ihrer Ladungen sich als unmöglich heraus, so ist eine Niederlegung der betreffenden Güter am Wege die herrschende Praxis. Nie hat man gehört, daß an solchen, gewissermaßen der Obhut der Natur anheimgegebenen Gütern sich irgend ein menschliches Wesen vergriffen hätte. Schreitet der Karawanenführer das nächste Jahr den gleichen Weg, so wird er die noch am selben Ort vorhandenen Waaren wieder aufladen und mit sich führen. Der eigentliche Karawanenhandel ist durchaus Engrosgeschäft und die Karawane selten ein kommerziell oder gesellschaftlich streng abgeschlossenes Ganzes. Die Ankunft einer größeren Karawane wird meist durch einen mehâri-Reiter, d. h. Rennkamelreiter, am Marktorte ein bis zwei Tage vorher angezeigt. Bestimmt geregelt sind die Frachttarife. Der Umsatz, resp. Ein- und Verkauf der Güter geht zwischen den Karawanenhändlern und ansässigen Kaufleuten gegen Baarzahlung, häufiger jedoch in der komplizirten Tauschform gegen Abschätzung des Werthes der einzelnen Waaren vor sich. Die Maße für die im Sudan verhandelten Waaren sind arg verschieden. Echte Seide wird nach der Armlänge vom Ellbogen zum Handgelenk gemessen, die geringeren Seidenstoffe, Satin, Seidenbänder, gute, feingemusterte Leinen nach dem Meter, Baumwollenstoffe, deren Arten nach Dutzenden differiren und alle bei den Eingeborenen eine eigene Namensbezeichnung haben, sowie Musseline und grobe Leinen nach dem Ballen verschiedentlicher Größe; Spiegel und Taschentücher setzt man nach dem Dutzend ab, Kaffee, Thee, Zucker, Seidenabfälle nach dem Pfund, Nadeln nach Tausenden, Glasperlen grober Art nach Paketen, feinerer Gattung nach Stücken, letzteres gewiß eine zeitraubende Handelsoperation. Als Geld läuft im tripolitanischen Gebiet und seiner nächsten Handelsdependenzen selten die türkische Goldlira, häufiger das große Silberstück des Medjidié (4.30 Fr.) und der Mariatheresienthaler (fl. 2.30) um. Letzterer kursirt auch in Timbuktu und weiter. In den westlichen Sudanländern dient bei größeren Geschäften das mitkâl Goldstaub als Werthmesser (=13 Fr. = 4.27 gr). In Sókoto, Kanô und Kuka dient die Kaurimuschel (3000 Stück = 5 Fr.) bei allen Preisschätzungen durchaus als Einheit u. s. w.

Gegenüber der Blüthe des tripolitanischen Karawanenverkehrs vom Ende der 60er bis zur Mitte der 80er Jahre ist die heutige Handelslage außerordentlich matt. Um 1885 begann die Rentabilität der Karawanengeschäfte nachzulassen, und zwar namentlich infolge der Errichtung von Straußzüchtereien am Kap der Guten Hoffnung, die den Preis einer der Hauptsudanwaaren auf das empfindlichste drückten.

Ein Aufleben des Karawanenhandels zeigte sich in den Jahren 1890 und 1891, jedoch legte der Ausbruch

der Kämpfe in Zentralafrika den Verkehr mit dem Innern mit einem Schlage wieder lahm. Diese Ereignisse waren für Tripolis und seine engagirten Kapitalien einer Katastrophe gleich. Rabah, der nach seinen Eroberungen im Mittelpunkte der gewonnenen Reiche, in Dekwa, in der Nähe des Tschadsees im nordöstlichen Winkel der von Kamerun ausgehenden deutschen Interessensphäre gelegen, eine neue Residenz gründete, suchte bald eine Belebung des Karawanenhandels zu schaffen. Das Monopol einzelner tripolitanischer Großfirmen ist gebrochen. So wäre bei steigender Sicherheit der Karawanenstraßen dem europäischen Kapital Gelegenheit gegeben, über Tripolis mit der Handelsarbeit nach dem Sudan einzusetzen. Hauptsächlich drei wichtige in Tripolis anlangende Artikel haben Provenienz aus dem Sudan, Elfenbeinzähne, Straußenfedern und Felle. In geringerer Quantität findet die Zufuhr von Goldstaub, Gummi, Indigo, Natron, Schwefel, Heilkräutern statt. Der Sklavenhandel, früher das einträglichste Geschäft der Karawanen, hält sich gegenwärtig nur noch in bescheidenen Grenzen. Von den europäischen Erzeugnissen, die als Tausch- oder Verkaufsgut nach der Sahara oder dem Sudan gehen, sind gut ein Drittel deutschen Ursprungs. Den Sudan als Bestimmungsort haben vornehmlich die Kolonialprodukte Kaffee, Thee, Zucker, ferner Droguen, Kerzen, Quincaillerie, Seidengewebe und Seidenabfälle, Baumwoll- und Wollstoffe, Leinen, Waffen, Pulver, Glaswaaren, Spiegel, Perlen, Korallenimitationen, Achatspangen, die sogenannten Boxringe, herzförmige, bunte Glasblättchen, welche als Hals- und Brustschmuck von den Bewohnerinnen der Sudanlandschaften getragen werden. Mit einigen Waaren beherrscht Deutschland beinahe den tripolitanischen Markt, nämlich mit Eisen- und Drahtwaaren, Werkzeugen, Messern, Nadeln, Droguen, Galanterie-, Lederartikeln und Wollstoffen, nicht zum geringsten Theile infolge der rheinischen und sächsischen Industrie. Fur andere Erzeugnisse würde sich in Tripolitanien ihm ein Absatzgebiet ergeben, wenn eine der deutschen Dampfergesellschaften, deren Schiffe von Hamburg und Antwerpen die Hauptplätze des Mittelmeeres besuchen, von Tunis oder Malta aus auch Tripolis anlaufen wollten, so daß die Preisnotirungen franko Bord Tripolis bei Verringerung der Frachtsätze unter Wegfall der Umladespesen sich niedriger stellen würden. Heute erfolgt noch alle deutsche Einfuhr auf fremden Dampfern. Trotz des starken Antheils, den Deutschland an der tripolitanischen Einfuhr hat, ist es bis heute nach dem Urtheil des Verfassers konsularisch so ungenügend wie möglich vertreten.

Wie wir oben dargelegt haben, steht Frankreich im Begriffe, mit Aufwand aller denkbaren Mittel, durch militärische Expeditionen, Handels- und sogenannte Freundschaftsverträge mit den Stämmen, welche thatsächliche Herren der Steppen, Sanddünnen, Wüsten und Bergplateau sind und noch lange bleiben werden, durch Straßenbauten, Fortifikationen, Bahnlinien von Algerien und Tunesien aus sich die Herrschaft über die Sahara- und Sudanländer zu erobern. Alle dort interessirten Nationen, Franzosen, Engländer und Deutsche, arbeiten daran, den Sudanhandel nach Süden zu leiten. Tritt dieser Zeitpunkt aber ein, ehe dem tripolitanischen Gebiet ein wirthschaftlicher Aufschwung gegeben ist, so wird seine eigentliche Bedeutung als Transitland für Zentralafrika geradezu lahmgelegt. Die Mittel und Wege zur Hebung seiner Verkehrsadern gestalten sich durchaus nicht so schwierig und unüberwindlich, wie es auf den ersten Blick scheinen will. Einige Bahnlinien von mehreren hundert Kilometern, nicht länger als solche bereits in Algerien, Tunesien, Aegypten, Syrien, Kleinasien bestehen, vermöchten, zugunsten der Türkei unter Berücksichtigung strategischer Interessen gebaut, die Stapellagerorte des Innern, Rhadâmes wie Mursuk, mit der Küste in unmittelbaren und schnellen Konnex zu setzen und an diese Plätze Ausgang und Ende der Sudankarawanen zu verlegen. Als solche Linien schlägt der Verfasser vor: Tripolis-Suâra-Rhadâmes, Tripolis-Rhariân, Tripolis-Misrata-Sokna-Mursuk. Die genannten Bahnrouten würden selbst über die projektirten französischen Linien der Transsaharaeisenbahnen triumphiren können. Sie wären um 2—300 km kürzer als eine Linie Algier-Larhuat-El Golea oder Philippeville-Biskra-Uargla und würden außerdem dem Zentrum Afrika's um fast zwei Breitengrade näher treten. Deutschlands Politik im Orient richtet sich heute darauf, die Türkei widerstandsfähig zu machen und ihr wirthschaftliche Belebung zu geben. Wie die deutsche Unterstützung, Kapital und Arbeit, in Kleinasien ins Werk getreten ist, läßt sich dieselbe wohl auch in anderen Provinzen des ottomanischen Reiches verwerthen. Ein gewaltiger Vortheil böte sich für jede Kulturarbeit und alle nach Zentralafrika gerichteten Bestrebungen, die in Tripolitanien unter türkischer Flagge eingeleitet würden: sie hätten niemals den Islamfanatismus Nordafrika's zum hartnäckigen Gegner. Deutschland darf an der Eröffnung, der Entwicklung und den Schicksalen der Sudanländer mehr betheiligt sein, als man bei oberflächlicher Prüfung seiner afrikanischen Interessen annimmt. Von drei Punkten bereits greift es in den Sudan hinein: von Kamerun her in die zentralafrikanischen Landschaften von Adamaua und dem Tschadsee, von der Togobesitzung über Salaga, sowie von der westmarokkanischen Küste her durch seine zahlreichen Handelsniederlassungen in Casablanca, Massagan und Mogador nach dem westlichen Sudan. Dies sind in kurzem die gründlichen und weitausholenden handelspolitischen Anschauungen des zielbewußten Reisenden, denen der Grundton aller echten Politik, weitschauender Patriotismus, nicht abzusprechen ist.

H. Zimmerer.

Schantung und Kiau-tschóu.

Von Friedrich Hirth.

II.

In der Literatur des Tsch'un-ts'in ist der Name Kiau weder einzeln noch in Zusammensetzungen zu finden. Als ersten Anklang daran müssen wir daher, soweit unsre Quellen reichen, den Namen eines Fürstenthums Kiau-tung (lit. „Osten von Kiau") betrachten, das am Ende der Ts'in-Dynastie (255 bis 206 v. Chr.) eine Rolle zu spielen anfängt. Daß jedoch schon vorher unsres jetzigen Kolonialgebietes mit Interesse gedacht wurde, geht aus einer Ueberlieferung hervor, deren geschichtlicher Hintergrund uns im 28. Buche des Schi-ki von Ssï-ma Ts'ién beschrieben wird (vgl. die Uebersetzung von Prof. Ed. Chavannes in dem Werke „Le traité sur les sacrifices Fong et Chan de Sema T'sien", Peking 1890, S. 25 ff). Danach hatte sich der Mystizismus chinesischer Philosophen seit der Zeit der Fürsten von Ts'i Namens Wei und Süan (377 bis 312 v. Chr.) auf die Entdeckung der Inseln der Seligen geworfen, um den Verkehr mit ihrer Geisterwelt zu ermöglichen. Man hoffte sie im Meere nicht allzuweit von der Küste Schantungs zu finden. Was diesen nebelhaften Berichten schließlich zugrunde lag, darüber geben Schlegels schöne Forschungen von allen bisher gemachten Vermuthungen die befriedigendste Auskunft (Problèmes géographiques, XVIII, „Les trois Iles enchantées", Toung Pao, vol. VI). Der große Literaturverbrenner Kaiser Schï Huang-ti, legte, nachdem er mit der Tradition der alten Philosophen gebrochen, ganz besonderen Werth auf die bevorstehenden Enthüllungen. Er rüstete daher von Zeit zu Zeit Expeditionen zur Küste aus, ließ Kinder auf Booten sich weit hinaus ins

offene Meer wogen und bestieg selbst hohe Berge, um Ausschau zu halten. Die Geister wurden dabei sicher nicht entdeckt, aber diese ganze Epoche ist kulturgeschichtlich wichtig, weil das Suchen nach einem Ersatz für die von den Urkaisern ererbten Anschauungen einen zeitweisen Umschwung im Glauben des Volks erzeugte, der sich namentlich auch in den Phantasiegebilden der Kunst durch die Erschaffung wunderbarer, früher unbekannter mythischer Gestalten, angeblich als Frucht der vom Kaiser erspähten Enthüllungen aus der Geisterwelt des Meeres, äußerte. Eine dieser Expeditionen brachte den Kaiser auch auf den Berg Lau-schan, an dessen Fuß sich heute das deutsche Lager von Tsingtau erstreckt. Diese Sage, wenn wir es so nennen wollen, da sie im Berichte des Ssï-ma Ts'ién nicht erwähnt wird, findet sich im Huan-yü-ki des 10. Jahrhunderts als alte Ueberlieferung mitgetheilt. Auch ein auf der gegenüberliegenden Seite der Bucht gelegener hoher Berg Namens Sü-schan wird mit diesen mystischen Liebhabereien in Zusammenhang gebracht. Dorthin soll der Kaiser seinen Geisterbanner, den Schwindler Sü Fu geschickt haben, um vom Berge als Versammlungsort aus eine Schaar von 2000 Knaben und Mädchen zu einer Meerfahrt zu führen, deren Zweck die Entdeckung eines Lebens-Elixirs auf den Inseln der Seligen (P'öng-lai) war. Der Sü-schan wird noch in den modernen Lokalchroniken als im Gebiete von Kiau-tschóu liegend erwähnt. Sü Fu, nach dem der Berg benannt wurde, war der Spiritus rector, der den Kaiser in seinen vergeblichen Anstrengungen immer wieder zu neuen Unternehmungen anspornte. Historisch sind wohl sicher die Berg- und Meerfahrten an der Küste von Schantung, wo besonders gern weit ins Meer sich erstreckende hohe Aussichtspunkte zur Ausschau nach den Geistern und den sie suchenden Flotten ausersehen wurden, so u. a. das dazu besonders geeignete Vorgebirge von Chefoo und die als Lang-yé-t'ai berühmte Halbinsel (etwa vierzig Seemeilen südwestlich von Tsingtau, in der Nähe von der auf der v. Richthofen'schen Karte als „Wangkia-Bay" bezeichneten Bucht). Ausführliche Berichte sind darüber im Schï-ki (Kap. 6, übersetzt von Chavannes, Bd. II, S. 143 ff.) zu finden, wo der Text einer im Jahre 219 v. Chr. vom Kaiser errichteten, später verloren gegangenen Steininschrift mitgetheilt wird. Eine darauf bezügliche kleinere Inschrift, von Schï Huang-ti's Nachfolger herrührend, wurde auf Veranlassung des Dichters Su Tung-po im 11. Jahrhundert nach einem Originalabklatsch abermals auf Stein gemeißelt und dürfte in dieser Form am Ort ihrer ursprünglichen Aufstellung (Lang-yé-t'ai) erhalten sein. Von Tsingtau aus würde sich dahin eine Picnic-Fahrt, verbunden mit Nachfragen nach den dortigen Alterthümern, eventuell photographischen Aufnahmen und Abklatschen alter Inschriften, vielleicht als lohnend erweisen. Lang-yé war der Name eines größeren Gebiets während der Ts'in-Dynastie, hat jedoch mit Lanka (Ceylon, so nach de Lacouperie) nichts zu schaffen.

Erst am Ende dieser Dynastie Ts'in findet sich zuerst ein Name für die Gegend von Kiau-tschóu, in der das erste Zeichen (kiau = Leim) Verwendung findet. Wir lesen im Schï-ki (Chavannes, Bd. II, S. 291), daß der Usurpator Hiang Yü ca. 207 v. Chr. einen gewissen T'ién Schï als Fürsten von Ts'i absetzte und zum Fürsten von Kiau-tung ernannte. Bis dahin hatte dieses Gebiet einen Theil des alten Lehnsfürstenthums Ts'i gebildet. Hiang Yü, der eine Zeitlang die Zügel der Hegemonie in seinen Händen hielt, theilte Ts'i in drei Fürstenthümer, von denen das Land „im Osten des Flusses Kiau" Kiau-tung genannt wurde. Hauptstadt desselben war Tsi-mo, das jedoch seiner Lage nach nicht genau dem heutigen Ort dieses Namens entsprach. Nach einer Reihe von Investituren, die unter den Sprößlingen der Familie T'ién (so hießen die Fürsten von Ts'i) unter dem Einfluß des Usurpators vorgenommen wurden, kamen die Fürstenthümer von Ts'i nach heißen Kämpfen mit Hiang Yü unter den Einfluß des siegreichen Hauses Han, und nachdem durch verwandtschaftliche Beziehungen der ganze Besitz noch enger mit diesem verbunden ward, kam es, daß nach dem kinderlosen Ableben eines dieser Fürsten Kiau-tung unter Kau-tsu, dem ersten Kaiser der älteren Han-Dynastie, mit anderen Gebieten als Kammergut in den Besitz des neuen Kaiserhauses überging. Im Jahre 154 v. Chr. empörten sich einige Lehnsfürsten gegen den Kaiser King-ti; sie wurden jedoch nach schweren Kämpfen besiegt und endeten durch Selbstmord oder Hinrichtung. Die Fürsten von Kiau-tung und Kiou-si (lit. „Westen des Flusses Kiau") befanden sich unter den in der Hauptstadt Tschang-an hingerichteten Rebellen. (S. darüber de Mailla, Hist. de la Chine, II, S. 575, wo sich ausführliche Nachrichten über die Gründe und den Verlauf dieser Kämpfe finden.) Kiau-tung wurde infolge dessen noch enger mit dem Hause Han verknüpft und so wie Kiau-si zur unmittelbaren Domäne der Krone gemacht, wobei Söhne des Kaisers als Lehensfürsten eingesetzt wurden. Unter den nun folgenden Ernennungen ist die interessanteste die des erst 4jährigen zweiten Sohns Tsch'ö zum Fürsten von Kiau-tung, dessen aus altem Geschlecht stammende Mutter 150 v. Chr. von der Stellung einer Haremsdame zur rechtmäßigen Kaiserin erhoben wurde. Dieser minorenne Fürst von Kiau-tung (Kiau-tschóu) war kein Anderer als der später durch die glänzendste Regierung, von der die chinesische Geschichte zu berichten weiß, ausgezeichnete Kaiser Wu-ti, der Gründer einer neuen Kulturepoche des bis dahin von der Welt des Westens abgeschlossenen Reichs. Schon drei Jahre später wurde der „Fürst von Kiau-tung" zum Kronprinzen erhoben, um 140 v. Chr. seinem Vater auf den Kaiserthron zu folgen, worüber uns der chinesische Herodot Ssï-ma Ts'ién in seinem Schï-ki Bericht erstattet. Das damals aus acht Kreisen bestehende Fürstenthum hatte nach den statistischen Aufzeichnungen des Ts'ién-han-schu bereits eine Bevölkerung von 323,000 Seelen.

Man könnte die Entwicklung von Kiau-tschóu mit sehr viel ausführlicheren Einzelheiten bis hieher und weiter verfolgen; vorläufig sei nur bemerkt, daß nach einer Reihe von territorialen Verschiebungen der Name in seiner jetzigen Zusammensetzung Kiou-tschóu sich zum erstenmale im Jahre 529 n. Chr. findet. In der Provinzialchronik, sowie auch im Huan-yü-ki, der Reichsgeographie des 10. Jahrhunderts, wird zu dieser dem Geschichtswerk Wei-schu entnommenen Notiz hinzugefügt: „Der Name stammt daher, daß innerhalb dieses Gebiets sich der Kiau-Fluß (Kiau-schui, lit. „Leimwasser") befindet. Schon im Schï-ki wurde in einer aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. stammenden Scholie ad vocem „Kiau-tung" dieser Name als „Osten des Kiau-Flusses" erklärt. Eine Reihe weiterer Namensänderungen übergehend, finden wir ein „Kiau-tschóu" abermals unter den Mongolen im Jahre 1285 als Theil des größeren Gebiets I-tu-lu mit den Kreisen Kiou-si, Tsi-mo und Kau-mi. Hier ist es noch ein Tschóu ersten Ranges. Als Tschóu zweiten Ranges wird es erst seit 1368, dem Anfang der Ming-Dynastie, verzeichnet, anfangs zu Ts'ing-tschóu, später — wie noch heute — zu Lai-tschóu-fu gehörig.

Der genannte Kiau-Fluß wird zuerst im „Buch der Gewässer" und seinem Kommentar, dem Schui-king-tschu, einem nach seiner jetzigen Gestalt im 3. Jahrhundert n. Chr. abgeschlossenen, vielleicht stellenweise schon dem Anfang unsrer Zeitrechnung angehörenden Werke über die Flüsse China's (Kap. 26 ad finem) ausführlich beschrieben. Danach entspringt der Fluß am Berge Kiau-schan (lit. „Leim-Berg") im Gebiet von K'iéu-tsóu-hién, wie Kiau-tschóu damals noch hieß. Der sich in die Bucht ergießende

Yang-ho soll demselben Gebirge entspringen. Der Kian-schan des Alterthums entspricht nach den Lokalchroniken dem heutigen T'ié-küé-schan, 120 Li südwestlich von Kiau-tschóu, der sich auf der chinesischen Wu-tsch'ang-Karte unter 35° 55′ n. Br. und 3° 35′ östlich von Peking eingetragen findet.

Nach diesem Kiau-Fluß sind nun verschiedene Ortschaften und Gebiete benannt worden, die im Laufe der Jahrhunderte in dieser Gegend eine Rolle spielten, namentlich Kiau-tung, Kiau-si, Kiau-yang, Kiau-schui und schließlich auch Kiau-tschóu.

Die Bedeutung des Zeichens kiau, mit dem vom Schï-ki ausgehend in sämmtlichen Texten des Alterthums wie der Neuzeit, sowie auf allen chinesischen Landkarten, alle diese Namen geschrieben werden, ist „Leim" als Kulturwort ältesten Vorkommens. Bereits im Tschóu-li, einer der ältesten Quellen für die chinesische Kulturgeschichte (12. Jahrh. v. Chr.), werden die verschiedenen Arten Leim, die in der Herstellung von Pfeil und Bogen eine große Rolle spielten, ihrer Entstehung nach (ob aus Hirschhorn, Fischgräten, oder Pferde-, Kuh-, Rhinoceros- oder Rattenhaut bereitet) eingehend besprochen (s. die Uebersetzung von Ed. Biot, Bd. II, S. 585). Das hier, wie an zahllosen alten und neueren Stellen, für „Leim" gebrauchte Wort ist unser kiau, das im Chinesischen ebenso zweifellos „Leim" heißt, wie das französische „colle" oder das englische „glue". Erst in übertragenem Sinne finden sich Bedeutungen wie „klebrig", „kleben", „an etwas festhalten", „hartnäckig". So kommt im „Buch der Lieder" (Schï-king, bei Legge, Bd. II, S. 415) das Zeichen im Sinne des geistigen Festhaltens vor, wo Viktor v. Strauß (S. 378) frei übersetzt:

Wenn ich den hohen Herrn erblicke,
Befängt sein Tugendruhm mich ganz.

Sehen wir nunmehr, welchen Weg Hr. v. Richthofen einschlägt, um sich über seine gänzliche Ohnmacht in der Vermittlung derartiger Thatsachen hinwegzutäuschen. Die Kiau-Barbaren, mit denen er seit dem Erscheinen des ersten Bandes seines Werkes „China" (1877) einen wahren Kultus getrieben hat, sind das Produkt einer Verwechslung, wie sie eben nur einem Forscher passiren kann, der ohne die Kenntniß des chinesischen geschriebenen Wortes arbeiten zu können glaubt. Auf Seite 384 des genannten Bandes, wo von den wilden Stämmen der vorklassischen Zeit die Rede ist, werden vier Stämme der von den Chinesen „I" genannten Barbaren unterschieden; zunächst die Huai-i. Darauf sagt der Verfasser: „Zwei andere Stämme, die Kiau-i und Lai-i scheinen sich in das östliche Schantung getheilt zu haben, so zwar, daß die ersteren wesentlich im Süden, in der Gegend des heutigen Kiau-tschóu, die anderen im Norden, von Lai-tschóu-fu bis Teng-tschóu-fu, und weiter östlich, lebten."

Die Mittheilungen des Hrn. v. Richthofen sind, wie selbstverständlich, nicht nach dem Chinesischen bearbeitet, sondern, wie er selbst sagt, dem von Legge (Ch'un Ts'ew, Prolegomena S. 122 ff.) in englischer Sprache zusammengestellten Berichte entnommen. Hier müßten nun also die Kiau-Barbaren zu finden sein. Sie finden sich aber nicht. Statt dessen lesen wir bei Legge (S. 130): „Këae was the name of a small tribe of the E, — in the present Këaou Chow, department of Lae-chow." Hr. v. Richthofen verwechselt also die Namen Këae und Këaou bei Legge, die in den chinesischen Texten mit gänzlich verschiedenen Schriftzeichen geschrieben werden und höchstens in der alterthümlichen englischen Transkription, deren sich Legge bedient, eine entfernte äußerliche Aehnlichkeit haben.[1])

[1]) Vgl. oben die Verwechslung von with und white. Wer den chinesischen Urtext vergleicht, ist vor solchen Irrthümern am sichersten geschützt.

Die Barbaren von Këae aber sind die in dem oben vom Referenten mitgetheilten Berichte Kié-jön, d. i. „Mannen von Kié", genannten, so heißen sie im Tsch'un-ts'iu. Sie stehen mit dem Namen Kiau in Kiau-tschóu, der späteren Bezeichnung ihrer Heimath, in keiner Weise, auch nicht phonetisch in irgend einem Zusammenhang. Trotzdem bilden die „Kiau-Barbaren" für Hrn. v. Richthofen seit jener Zeit ein Dogma, an dem nicht gerüttelt werden darf. Die Kiau-Barbaren wurden demgemäß auch auf der historischen Karte (Tafel VII zu S. 386) neben den Lai-Barbaren eingetragen.

Kurz nach der Besetzung von Kiau-tschóu nahm Referent in einem am 6. Dez. 1897 vor der Abtheilung München der Deutschen Kolonialgesellschaft gehaltenen, später an verschiedenen Stellen in extenso abgedruckten Vortrag über „Die Bucht von Kiau-tschau und ihr Hinterland", Gelegenheit, die Ableitung des Namens Kiau-tschóu vom Flusse Kiau-schui, d. i. „Leimwasser", „Leimbach" zu berühren. Darauf wurde ihm von unserm sinologischen Autokraten in einem am 26. Dezember veröffentlichten Beitrag zu den „Preußischen Jahrbüchern" (Kiau-tschou, seine Weltstellung und voraussichtliche Bedeutung, Sonderabdruck, S. 26) folgende Zurechtweisung zutheil: „Man schreibt den Namen Kiau mit einem Zeichen, welches „stolz" bedeutet. Die Deutung als „Leimstadt" beruht auf einem Irrthum. Der Stamm der Lai wurde 563 v. Chr. unterjocht; der der Kiau etwas später. Wahrscheinlich wurde daraufhin die Stadt gegründet."

Im Januar sah sich der Verfasser veranlaßt, in den „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde" (1898, S. 71) eine sehr gelehrt klingende, aber aus nichts weniger als sachmännischem Wissen hervorgegangene Abhandlung über „die Rechtschreibung des Namens Kiau-tschou" zu veröffentlichen. Darin sagt er: „Kiau ist der Name eines in alten Schriften oft erwähnten Volkes, welches anfangs zu den Barbaren gerechnet, sich lange unabhängig erhalten hat. Als es im 6. Jahrhundert v. Chr. unterworfen wurde, errichtete man eine Stadt, von der aus wahrscheinlich der angegliederte Distrikt verwaltet wurde, und gab ihr den Namen des Volkes." Von alledem ist in den alten Schriften nichts zu finden. Sollte jedoch Hr. v. Richthofen sich auf bisher unbekannte Schriftquellen stützen können, so wäre nähere Mittheilung darüber selbstverständlich erwünscht.

Einige Monate später fängt der Verfasser an, seine Forschungsergebnisse mit Zweifel zu betrachten. Drei Sinologen waren nöthig, ihn zu folgendem Geständniß zu bringen, das in den genannten „Verhandlungen" auf S. 130 abgedruckt ist:

„Bei der Erörterung der Schreibart des Namens Kiau-tschou habe ich auch über dessen Bedeutung gesprochen und die Silbe Kiau als die Bezeichnung einer ehemals hier ansäßigen unabhängigen Völkerschaft dieses Namens betrachtet. Hr. Professor A. Conrady in Leipzig hat mir auf Grund eingehender sinologischer Argumentation mitgetheilt, daß dies irrig ist. Das in dem Namen Kiau-tschou für die erste Silbe angewandte Schriftzeichen wird in der That, neben einem anderen von gleicher Aussprache, zur Bezeichnung von „Leim" gebraucht, wie das bereits von Hrn. Professor Fr. Hirth erkannt und mir auch von Hrn. Karl Himly in Wiesbaden bestätigt worden ist. Es dürfte also, nach übereinstimmender Meinung von drei Autoritäten, entgegen der bisher von mir als Nicht-Sinologen vertretenen Ansicht, die Uebersetzung „Leimstadt" richtig sein."

Professor Conrady hatte kurz vor dem Erscheinen dieser Berichtigung (in Nr. 26 der Beil. z. Allg. Ztg. vom 3. Febr. 1898) auf eine Quelle Kiau-tsing („Leimquelle") aufmerksam gemacht, aus deren Wasser durch 7tägiges Kochen eines Eselsfelles darin eine Medizin gegen Dys-

menorrhoe gemacht werde. Diese, dem chinesisch-englischen Wörterbuch von Giles entnommene Bemerkung hat nun zwar mit dem Namen Kiau-tschóu nichts zu thun, da der Ort Tung-o, nach welchem die auf dem Droguenmarkt von Chefoo und Chinkiang als Eselsleim (engl. Asses' Glue) bekannte feine Leimsorte O-kiau benannt wurde, im Westen der Provinz weit außerhalb der alten Gebiete Kiau-tung und Kiau-si lag, so daß eine Entlehnung des Namens umsoweniger wahrscheinlich ist, als eine andere Etymologie bereits vorliegt. Aber der Eselsleim hat doch wohl dazu beigetragen, die Ansicht des Hrn. v. Richthofen zu modifiziren. Aber wie!

Reichlich sechs Monate, nachdem der Zweifel an seinen Kiau-Barbaren zuerst angeregt wurde, stellt sich das Resultat seiner wiederholten „Forschungen" wie folgt (S. 252):

„Die Stadt ist alt und führt ihren Namen in Erinnerung an die Kiau-Barbaren, die einst das Land innehatten und im 6. Jahrhundert v. Chr. unterjocht wurden. Die nach ihnen von den Chinesen Kiau-schang-kóu genannte, jetzt als Kiau-tschou-Bai bekannte Meeresbucht ist jedenfalls in der Zeit, als das Land noch mit Wäldern bedeckt war, nicht so versandet gewesen wie jetzt."

Dem Ausdruck „Kiau-Barbaren" fügt der Verfasser die Anmerkung hinzu: „Dies ist neuerlich bezweifelt worden, weil die Silbe K i a u in Kiau-tschou mit einem Zeichen geschrieben wird, w e l c h e s n e b e n d e r B e d e u t u n g „s t o l z, h o c h m ü t h i g" s o n d e r b a r e r w e i s e i n z w e i n a c h w e i s b a r e n F ä l l e n f ü r e i n e A r t v o n L e i m g e b r a u c h t w o r d e n i s t. Da ich die oben bezeichnete Ableitung des Namens früher als die einzige vertreten hatte, glaubte ich den mir zugegangenen, von sinologischen Autoritäten stammenden Ausdrucken des Zweifels daran Raum geben zu sollen, obgleich mir ein Sinn in dem Ausdruck „Leimstadt" nicht zu liegen schien. Inzwischen ist mir von einer der chinesischen Sprache vollkommen mächtigen, durch langen Verkehr mit Schantung ruhmvoll bekannten Autorität die feste Versicherung gegeben worden, daß in der Silbe Kiau durchaus nur die Erinnerung an die gleichnamigen Barbaren fortlebt, daß jedoch diese Silbe phonetisch verschieden geschrieben worden ist, und das jetzt für sie angewandte Schriftzeichen nur zur Bezeichnung des Klanges gebraucht wird, der ihm gegebene Sinn aber gar keine Rolle spielt."

Die gesperrt gedruckten Worte legen von der heillosen Verwirrung, die der Verfasser in dem so einfachen wahren Sachverhalt angerichtet hat, beredtes Zeugniß ab. Das Zeichen Kiau, das zur Darstellung des Namens Kiau-tschóu dient, heißt und hieß nie „stolz, hochmüthig"; es heißt und hieß nie „eine Art Leim", sondern „Leim" überhaupt. Referent hat sich lange vergeblich bemüht, eine Erklärung dafür zu finden, wie der Verfasser zu der so absolut unrichtigen Deutung des Wortes kommen konnte, da doch jedes chinesische Wörterbuch darüber Auskunft gibt. Hätte der Verfasser wenigstens eines der größeren Lexika (Morrison, Williams oder Giles) benutzt, so wäre ihm der fatale Irrthum erspart geblieben. Derselbe läßt sich nur aus dem kleinen Vokabular des Pekinger Dialekts von G. C. Stent erklären, dem einzigen Wörterverzeichniß, dessen typographische Einrichtung bei nachlässigem Ablesen einen solchen Lapsus oculi möglich erscheinen läßt. Dort finden sich dicht hintereinander erklärt:

1. chiao (Zeichen Nr. 1342 bei Giles), proud, haughty;
2. chiao (das Zeichen von Kiau-tschóu), glue, to glue.

Nachdem das suchende Auge die Identität des glücklich entdeckten Leimzeichens mit dem Zeichen, das auf der chinesischen Landkarte über der Bucht an der Stelle von Kiau-tschóu zu lesen ist, festgestellt hatte, glitt es unversehens in die nächsthöhere Zeile. Wenn Hr. v. Richthofen sich im übrigen auf eine ungenannte „ruhmvolle Autorität" beruft, so ist der Wissenschaft mit derartigen Begründungen unter keinen Umständen gedient. Wir sind nun einmal keine Autoritätsgläubige, deßhalb hätte der Hr. Verfasser wohlgethan, wenn er uns statt dessen den Namen des chinesischen Autors (chapter and verse) genannt hätte, aus dessen Aufzeichnungen hervorgeht, daß seine Kiau-Barbaren nicht aus den alten Kié- (bei Legge Këae-) Barbaren durch unrichtiges Ablesen entstanden sind. Der Name „Kiau-schang-kóu" als Bezeichnung der Bucht von Kiau-tschóu ist dem Referenten weder auf chinesischen Karten, noch in den Lokalchroniken vorgekommen. Der Verfasser setzt hier wieder etwas als allgemein bekannt voraus, was vielleicht nur ihm allein kund geworden ist. Jedenfalls müssen wir genau wissen, wie die Silbe Kiau in diesem Namen geschrieben wird, um zu sagen, ob darin ein Anklang an die Kié-Barbaren oder der Leim von Kiau-tschóu enthalten ist.

Hoffentlich hat der Leser dieser Erörterungen darüber nicht die Geduld verloren. Sie schienen dem Referenten nöthig, um den psychologischen Vorgang zu erklären, der dem zugrunde liegt, was man den „typischen Irrthum" bei den sinologischen Versuchen des Hrn. v. Richthofen nennen könnte. Solche Irrthümer lassen sich nur durch gründliche Kenntniß der chinesischen Schriftsprache vermeiden. Wer chinesisch nur mit dem Ohre in sich aufnimmt, anstatt mit dem Auge, ist beständigen Verwechslungen ausgesetzt.

So wurde seinerzeit („China", Bd. I, S. 24) der chinesische Ausdruck Han-Hai, womit gewisse Steppengebiete in der südlichen Mongolei bezeichnet werden, willkürlich durch „das trockene Meer" übersetzt, während das Zeichen für „trocken" zwar „han" ausgesprochen, aber ganz verschieden geschrieben wird. Gegen die Theorie eines ehemaligen zentralasiatischen Meeres soll mit dieser Bemerkung keinerlei Einwand gemacht sein; aber die Anwendung des chinesischen Namens, der wohl so wenig wie der des Gebirgs Changai (spr. Khan-hai) als „Meer" zu verstehen ist, scheint nur aus dem Mißverständniß des mit dem Ohre anstatt mit dem Auge erfaßten ersten Zeichens (han) entstanden zu sein, wie schon vor Jahren von Bretschneider bemerkt worden ist. Denn gerade, wo man von altem Meeresboden am ersten reden könnte, im Tarim-Becken, ist auf chinesischen Karten der Ausdruck Han-hai nicht zu finden.

Um noch ein Beispiel anzuführen, das in charakteristischer Weise zeigt, wie durch Uebersetzungsfehler, bei weitem die häufigste Quelle sinologischer Irrthümer, und das Lesen von Schriftworten lediglich mit dem Ohr durch Vermittlung der Transskription die wunderbarsten Entstellungen entstehen, möge auf das Gebirge Ping-nan verwiesen sein, von dem Hr. v. Richthofen (China, Bd. I, S. 449 u. 454) viel Wesens macht und das in der That gar nicht existirt. Bei der Schilderung der Reisen des Generals Tschang K'ién sagt der Autor:

„Auf dem Rückweg kam Tshang-kiën nach dem Gebirge Ping-nan und wollte von da durch das Land der Kiang gehen, wurde jedoch von den Hiung-nu gefangen genommen und entkam nach einem Jahr."

Diese Thatsache begründet sich auf eine Stelle im Schi-ki des Ssï-ma Ts'ién, wo zu lesen ist: huan ping Nan-schan yü tsung Kiang-tschung kui, u. s. w. Zu dem sonst als Kopulativpartikel verwendeten Zeichen ping bemerkt der Scholiast: „hier pang zu lesen", in welchem Sinn das Zeichen nach K'ang-hi verbale Bedeutung hat, also hier: „den Nan-schan entlang gehend". Hr. v. Richthofen ist, wie für so viele andere in seinen Quellen enthaltenen Uebersetzungsfehler, so auch für diesen nicht verantwortlich, wenn er auf Grund der Brosset'schen Ueber-

setzung von einem „Gebirge Ping-nan“ spricht, während Tschang K'ién thatsächlich „den Nan-schan entlang durch das Gebiet der Kiang“ zurückkehren wollte. Aber er macht, da er wieder mit dem Ohr anstatt mit dem Auge arbeitet, die Sache noch schlimmer, als sie war. Brosset hatte das vermeintliche „Ping-nan-schan“ nach Tibet verlegt; dagegen verwahrt sich Hr. v. Richthafen, indem er sagt: „Der Name Ping-nan zeigt, daß das Gebirge im Süden eines ebenen Landstrichs lag.“ Er verwechselt also die beiden, auch in der Aussprache verschiedenen Zeichen ping, „die Kopulativpartikel ‚und‘“ und p'ing (aspirirt und in ganz verschiedenem Tan gesprochen), „eine Ebene“. Eine salche Fehlerquelle kann selbstverständlich nur für den in Betracht kammen, der den Inhalt der chinesischen Urtexte nicht „durch Autopsie“ kennen gelernt hat. Wer aber in der Lage ist, solche Namen nur nach ihrer transskribirten Form beurtheilen zu können, sollte doch wenigstens mit den Elementen der chinesischen Sprache genügend vertraut sein, um zu wissen, daß ein Laut wie ping einige Dutzend verschiedene Bedeutungen haben kann.

Der Leser halte diese Ausstellungen nicht für einen Erguß kleinlicher Bekrittelungssucht. Die Sache hat ihre ernste Seite. In einem Fach, das durch zahlreiche Gelehrte vertreten ist, wie das Sanskrit oder die semitischen Sprachen, wäre ein Reisender von noch so hervorragender Stellung, der seine dilettantischen Leistungen in dieser Weise einem Gebiet aufzudrängen versuchte, das er von Haus aus nicht als das seinige betrachten darf, gleich bei seinem ersten Auftreten von allen Seiten auf seine Irrthümer aufmerksam gemacht worden; eine Erscheinung wie sie Hr. v. Richthofen auf dem Gebiet der Sinologie vorstellt, würde von den Arabisten und Sanskritforschern schlechterdings nicht geduldet werden. Die Sinologen, die imstande sind, die hier so nothwendige Kritik zu üben, sind jedoch leider sehr dünn gesäet und überdies nicht immer in der glücklichen Lage, unabhängig und durch keinerlei kollegiale Rücksichten behindert, ihre Ansicht aussprechen zu können. So ist es gekammen, daß der Verfasser durch geschmacklose Lobsprüche, die jedes thatsächlichen Hintergrundes entbehren (man lese z. B. die Kritik des v. Richthofen'schen Werkes in v. Gutschmids kleinen Schriften, wo der Verfasser, als ob daran Niemand zweifelte, als Kenner der chinesischen Sprache gepriesen wird), geradezu dazu verleitet worden ist, bei jeder Gelegenheit die Ralle des Kenners nicht nur in seinem Fach, sondern auch in Sachen der Sprache, der Literatur, der Realien u. s. w. zu übernehmen, wozu ihm jede Qualifikation ab ovo gefehlt hat. Von seiner rein kompilatorischen Thätigkeit abgesehen, hat er demgemäß leider auch solche Forschungsergebnisse angestrebt, die lediglich dem Sprach- und Literaturkenner vorbehalten sind, und dies hat den Werth seiner in so schöner, lesbarer Form gebotenen Arbeit beträchtlich herabgesetzt. Wie dieselbe jetzt vorliegt, ist der Leser vor seiner Behandlung aller sinologischen Fragen unbedingt zu warnen. In der Hauptsache gibt ja allerdings der Verfasser nur das wieder, was frühere Sinalagen bereits erforscht hatten; wo diese das Richtige treffen, mag auch er nicht irren, wa sie sich irren, irrt er mit; wa er aber auf eigene Faust spekulirt, befindet er sich meistens im Irrthum.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- **Budapest**, 24. Sept. XVII. Versammlung der Astranamischen Gesellschaft. Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnet Praf. Schur (Göttingen) mit Mittheilungen über die aan ihm bearbeitete Herausgabe der gesammten Beobachtungen des berühmten Bremer Astronomen Olbers. Hr. Schur wurde bei diesem umfangreichen Unternehmen durch einen Enkel van Olbers in opferwilligster Weise unterstützt, so daß die Drucklegung des nunmehr zum Abschluß gelangten Sammelwerkes gesichert ist.

Dr. Bidschoff (Wien) macht Mittheilung über mehrere auf der Wiener Sternwarte ausgeführte Beabachtungsreihen, die sich auf die Bestimmung aan genauen, außerhalb des Meridians ermittelten Pasitianen aan sehr schwachen Fixsternen, sawie aan Nebelflecken beziehen. Diese Beabachtungen, sawie ihre definitiae Berechnung sind gegenwärtig zum Abschluß gelangt; mit dem Druck ihrer Ergebnisse ist bereits begannen. Auf eine Anfrage van Prof. Knapf (Jena) theilt Praf. Weiß mit, daß die aon der Wiener Sternwarte ausgeführte Neubearbeitung van Argelanders nördlichen Zonen fertiggestellt ist; die Drucklegung des neuen Katalags ist schan beträchtlich vargeschritten.

Im nächsten Vartrag berichtet Praf. Brendel (Göttingen) in Kürze über den Stand der Herausgabe van Gauß' Werken. Die wesentlichsten Punkte dieses Vartrages decken sich mit unsern in der „Beilage“ über den gleichen Gegenstand gebrachten Mittheilungen. Neu und interessant ist die Mittheilung Praf. Brendels, daß er unter den nachgelassenen Papieren von Gauß Zettel mit der vollständigen Berechnung der Pallasstörungen aufgefunden hat, aus denen heraorgeht, daß Gauß die Thatsache, daß die Umlaufszeit des Planeten Jupiter zu der des Planetaiden Pallas im kanstanten Verhältniß aan 7 zu 18 steht und daß dieses Verhältniß van selbst wieder hergestellt wird, wenn es irgendwie gestört wurde, nicht nur bereits erkannt, sandern auch richtig gedeutet hat (als die Falge van Libratian, welche Pallas besitzt). Schließlich theilt Prof. Brendel noch mit, daß mit der Drucklegung des achten Bandes van Gauß' Werken demnächst begannen werden kann.

Im letzten Vartrag des heutigen Tages berichtete Dr. Haletschek (Wien) in Kürze über Versuche zur Klassifizirung der Helligkeiten aan Nebelflecken und Sternhaufen. Er hat es unternammen, die Helligkeit dieser cölestischen Objekte nach dem Gesammteindruck, den sie unter Benutzung von entsprechenden aptischen Hülfsmitteln auf die Netzhaut des Auges machen, in ähnlicher Weise, wie dies bei den Fixsternen geschieht, in Größenklassen zu theilen und ist dabei jetzt schon zu einigen interessanten Ergebnissen gelangt. Unter anderem zeigte es sich, daß auch hier jede folgende Größenklasse etwa dappelt sa aiel Objekte enthält, als die aorausgehende, wie dies ja auch bei den Fixsternen, wenigstens bis zu einer gewissen Helligkeitsgrenze, der Fall ist. Haletschek hat in den Kreis seiner Untersuchungen auch zwei Nebelflecken einbezogen, die schan seit längerer Zeit in Verdacht standen, daß ihre Helligkeit periadischen Aenderungen unterliege, indeß konnte er bis jetzt etwas derartiges nicht wahrnehmen.

Hiemit war die Tagesordnung für den ersten Tag erledigt.

Für den Nachmittag falgte die Versammlung der ehrenvollen Einladung zu einem Dejeuner, die der Hr. Kultusminister v. Wlassics an sie hatte ergehen lassen. Van den zahlreichen hiesigen Notabilitäten, die hieran theilnahmen, sei nur des greisen Dichters Maurus Jokai gedacht, den Staatsrath Nyrén (Pulkawa) nach Erledigung der affiziellen Trinksprüche in einem Toast feierte. Die launige Erwiderung des Dichters, in der er auf die gegenwärtigen, van Rußland ausgegangenen Friedensbestrebungen hinzielte, fand stürmischen Applaus.

Ebensa fand der Varschlag van Prof. Walf (Heidelberg), den aon ihm erst kürzlich entdeckten kleinen Planeten 1898, DR auf den Namen „Hungaria“ zu taufen, allerseits freudige Zustimmung. Den Tag beschlaß eine Dampfbaotfahrt auf der Donau, mit der ein Ausflug auf die Margaretheninsel verbunden wurde.

* Die Deutsche Gealagische Gesellschaft hielt am 27. Sept. ihre diesjährige Hauptversammlung in Berlin ab und feierte damit ihr 50jähriges Jubiläum. Der Sitzung wahnten der preußische Handelsminister Brefeld und Geheimrath Schmidt als Vertreter des Kultusministeriums bei. Geheimrath Hauchecarne (Berlin), Direktor der preußischen gealagischen Landesanstalt und Bergakademie, gab in seiner Begrüßungsrede eine fesselnde Darstellung aan der Entwicklung und den Bestrebungen der Gesellschaft und wies besonders

auf die bedeutsamen Ergebnisse der neueren geologischen Landesaufnahmen im Maßstabe von 1:25,000 hin. Nach den Glückwunsch- und Begrüßungsreden durch die sehr zahlreich eingetroffenen Vertreter in- und ausländischer Gesellschaften und nach Wahl des Prof. Frhrn. v. Richthofen zum Vorsitzenden hielt den ersten Vortrag Prof. **Wahnschaffe** über **die geologische Entwicklung des norddeutschen Flachlandes.** Darauf sprach Bergassessor Prof. **Bornhardt** über **die Geologie unsres ostafrikanischen Schutzgebiets**, deren Untersuchung er im amtlichen Auftrage in den letzten Jahren unternommen hat.

T. **Der IV. internationale Tuberkulosen-Kongreß in Paris** hat seine Thätigkeit mit der Annahme einer Reihe von **Beschlüssen** beendet. Zunächst wird ausgeführt, daß der „ausgetrocknete, in Staub übergegangene Auswurf" Schwindsüchtiger am meisten zur Verbreitung der Krankheit und zur Ansteckung beiträgt, und gegenüber dieser Thatsache wird auf folgende Maßregeln gedrungen: In allen dem Publikum zugänglichen Räumlichkeiten sind hygienische Spucknäpfe aufzustellen und deutliche Plakate anzubringen, durch die Jedermann zu der alleinigen Benutzung dieser verpflichtet wird. Diese Maßregel soll so schnell wie möglich von den Behörden überall im Bereich ihrer Verwaltung durchgeführt werden, **besonders aber in den Schulen.** Schwindsüchtige dürften nicht mit anderen Kranken zusammen in Genesungshäusern untergebracht werden, besonders gilt dies für Kinder, die in der Genesung begriffen sind. Ein Aerzteausschuß soll eingesetzt werden, um für die unentgeltliche Behandlung der ärmeren Volksklassen in Lungenheilstätten Sorge zu tragen. Es sollen möglichst viele und kleine solcher Heilstätten errichtet werden. Der ständige Ausschuß des Kongresses soll die Oberleitung der Weltausstellung in Paris für das Jahr 1900 ausdrücklich ersuchen, zur Aufklärung über die Gefahr der Schwindsuchtsansteckung mitzuwirken, indem den Besuchern der Ausstellung Gelegenheit gegeben wird, sich über Entstehung und Verhütung der Schwindsucht belehren zu lassen. Es sollen weiterhin zeitweilig internationale Versammlungen zum Zweck der Erforschung und besonders der Vorbeugung der Tuberkulose einberufen werden. Endlich hat der Kongreß einen Beschluß gefaßt, der in Deutschland einiges Staunen veranlassen wird, daß nämlich „dem betrügerischen Gebrauch des Tuberkulin, durch den das Vorhandensein der Tuberkulose bei dem zum Verkauf oder zur Ausfuhr bestimmten Vieh verheimlicht werde, Einhalt zu thun sei". So wenig das Tuberkulin die Hoffnung auf einen Heilwerth bei der menschlichen Tuberkulose gerechtfertigt hat, so wird doch sein Nutzen für die Entdeckung der Krankheit beim Rindvieh unsres Wissens hierzulande sehr hoch angeschlagen.

* **Ueber eine werthvolle archäologische Entdeckung durch einen Blitzschlag** wird aus **Volterra** in Italien gemeldet: Vor einigen Tagen entlud sich über Volterra und Umgegend ein heftiges Unwetter. Der Blitz fuhr in eine alte Pinie, die auf dem Gipfel einer kleinen Anhöhe stand. Der Besitzer des Terrains ließ den Baum fällen. Als die Arbeiter die Wurzeln auszuheben suchten, brachten sie ein prachtvolles etruskisches Grab ans Licht. Das sehr geräumige Grab ist von runder Form und wird durch eine viereckige Säule gestützt. Ringsum ist es mit Steinplatten gedeckt, die so aufeinandergeschichtet sind, daß sie eine Wölbung bilden. Der Zugang zu dem Grabe führt durch zwei Thüren, die ungefähr 1 m voneinander entfernt sind; sie sind so gut erhalten, daß man sie für eben gebaut halten könnte. Das Grab enthält Aschenurnen in großer Zahl und viele andere Gegenstände.

* Der isländische Forschungsreisende Dr. **Th. Thoroddsen** ist dieser Tage von seiner letzten Forschungsreise auf Island nach Kopenhagen zurückgekehrt, und damit hat er die Aufgabe, die er sich vor einigen Jahrzehnten gestellt, vollbracht. Ganz Island ist jetzt nach 17 Jahre langer Arbeit Dr. Thoroddsens geologisch und geographisch erforscht.

* **Berlin.** Auf eine Anfrage eines Universitätskurators hat der **Kultusminister** unterm 22. September d. J. der „N. A. Ztg." zufolge in Betreff der **Universität Freiburg in der Schweiz** folgende Antwort ertheilt: Auf den Bericht vom 15. August d. J., betr. die von der Universität Leipzig beschlossene Entziehung der Anerkennung der Universität Freiburg in der Schweiz als Hochschule, erwidere ich Ew. Hochwohlgeboren, daß in Preußen eine Anerkennung der genannten Lehranstalt als Universität **nicht stattgefunden** hat und daher auch die Zurücknahme einer solchen nicht in Frage kommen kann.

-th. **Freiberg** (Sachsen). Am 25. September starb hier nach langem Leiden der frühere Direktor der kgl. Bergakademie, Geheimer Bergrath Professor Dr. Hieronymus Theodor **Richter**, in der wissenschaftlichen Welt hauptsächlich bekannt durch seine in Verbindung mit Reich erfolgte Entdeckung des Indiums und durch die Herausgabe der Werke seines Lehrers Karl Friedrich Plattner: „Vorlesungen über Hüttenkunde" (2 Bände, 1860 und 1863) und „Probirkunst mit dem Löthrohr" (1865, von Dr. Kolbeck neu bearbeitet). Die ordentliche Professur für Löthrohrprobirkunde bekleidete der Verstorbene seit 1863, die für allgemeine Hüttenkunde seit 1873. Die Leitung der kgl. Bergakademie führte Richter von 1875 bis Michaeli 1896.

* **Paris. Victor Debay** ist Neuling auf dem Gebiet des Romans. Seine zwei ersten Werke sind wenig beachtet worden, aber das dritte, l'Amie Suprême, hat viele Leser entzückt. Diese Dichtung vertritt die Spezialität des Musikerromans, die bisher wenig gepflegt wurde, mit großem Glück. Es gehört allerdings, um ihn ganz zu verstehen und zu würdigen, einige Musikkunde und sehr viel Musikschwärmerei dazu. Man muß mit Gluck, Beethoven, Wagner und Schumann vertraut sein, um die von Debay behauptete große Macht der „letzten Freundin", unter der er die Tonkunst versteht, mitzuempfinden. Die Handlung des Romans ist einfach. Ein talentvoller, junger Komponist findet in einer gefeierten Konzertsängerin einen feurigen Apostel seiner Kunst. Der etwas männlich angelegten Künstlerin, die ihn liebt, zieht er ein zartes junges Mädchen vor, das sich von ihm abhalten läßt, ins Kloster zu gehen. Bald darauf stirbt die Angebetete an der Auszehrung, aber die Gefühle des Komponisten sind ihrem Andenken über das Grab hinaus geweiht. Auch ihm bleibt, wie der Sängerin, nur noch die Tonkunst als letzte Freundin übrig. Trotz dieser Einfachheit enthält der Roman viel Abwechslung, weil alle möglichen Vorkommnisse des Pariser musikalischen Lebens zu interessanten Episoden verarbeitet sind. Wer von diesem ein anschauliches Bild haben will, dem ist Debay's Roman besonders zu empfehlen. Aber auch die Charakterzeichnung und der Stil weisen Vorzüge auf. Für deutsche Leser ist es interessant, daß eine der Hauptpersonen des Romans, ein musikliebender Kupferstecher, ein Deutscher ist. Nur war es ungeschickt von dem Verfasser, daß er aus diesem edlen Charakter einen Deserteur gemacht hat.

* **Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller (e. V.).** Der vor einigen Monaten in Wiesbaden verstorbene Schriftsteller August **Demmin** hat in seiner letztwilligen Verfügung die Pensionsanstalt und den Schriftstellerverband in hochherzigee Weise bedacht. Ueber die einzelnen Punkte des Testaments ist nunmehr zwischen den beiden Korporationen einerseits und den hauptsächlich mit Legaten bedachten Personen andrerseits ein vorläufiges Abkommen getroffen worden, nach dem sich der Antheil der Pensionsanstalt an dieser Erbschaft auf ca. 15,000 M., bezw. eine dieser Summe entsprechende Rente, beziffern dürfte. Auch sonst hatte die Anstalt in den letzten Monaten erfreuliche Zuwendungen zu verzeichnen, so u. a. eine Spende des Hrn. Dr. O. Blumenthal mit 1000 M. Das Gesammtvermögen der Anstalt wird Ende dieses Jahres 400,000 M. übersteigen — nach nur 5 jährigem Bestehen der Anstalt gewiß ein Erfolg. Am 1. August hat die Pensionsanstalt die ersten Renten und Zuschüsse ausbezahlt und damit ein neues Gebiet ihrer Thätigkeit betreten. — Die auf der Wiener Hauptversammlung beschlossenen Statutenänderungen haben die Genehmigung der kgl. bayer. Regierung erhalten. Der Vorstand der Anstalt hat unter Berücksichtigung dieser Aenderungen, die durchgehends Verbesserungen bedeuten, einen neuen Prospekt ausgegeben, der mit den ebenfalls neu bearbeiteten Auszügen aus den Rententabellen ein praktisches Mittel zur Orientirung über die Anstalt bietet. Beide Drucksachen sind vom Bureau der Anstalt, **München**, Max-Josephstraße 1,0, jederzeit kostenlos zu beziehen.

Jahrgang 1898. München, Donnerstag, 29. September. Nummer 220.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Neues aus der Technik.

Von W. Berdrow.

Von einer Reihe chemisch-technischer Fortschritte, die uns in unsrer heutigen Rundschau zuerst beschäftigen sollen, seien zunächst einige erfolgreiche Versuche zur Gewinnung neuer spinnfähiger Fasern und anderer Nutzungsprodukte aus der Pflanzenwelt erwähnt, über welche Dr. Kalckhoff im „Polyt. Zentralblatt" berichtet. Zu den vielen Verwendungen, die man dem Torf zu geben versucht, hat schon früher die Herstellung spinnbarer Torffasern durch die chemische Reinigung und theilweise Lösung langfaserigen Torfes mit Hülfe von Säuren oder Alkalien gehört. Nur ist es bisher kaum gelungen, die Torffasern anders als versuchsweise zu groben Geweben zu verarbeiten. Nunmehr sind, vielleicht im Anschluß an die gelungene Herstellung spinn- und webefähiger Holzfasern nach dem Claviez'schen Verfahren, auch die Versuche zur Verwerthung des Torfes für die Textilindustrie wieder aufgenommen worden. Nach einem deutschen Reichspatent von E. Geige sollen sich Torffasern durch einen neuen chemisch-mechanischen Prozeß so fein, weich und schmiegsam verarbeiten lassen, daß sie zur Herstellung feiner Garne völlig geeignet werden. Die rohen Fasern des zerkleinerten Torfes werden zunächst in einer alkalischen Lösung ausgelaugt, nach dem Trocknen in feinere Fasern zerrissen und dann zur Zerstörung, beziehungsweise Umwandlung der noch vorhandenen Stärke- und Eiweißstoffe mit Säure behandelt. Durch einen Gährungsprozeß wird der entstandene Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerlegt und die Faser alsdann durch mehrere Wasch- und Entfettungsprozesse vollkommen von allen störenden Beimengungen befreit. Die erhaltenen feinen Fasern sind weich, indifferent und lassen sich leicht spinnen und färben. Die aus den Bastfasern der großen Urticeen schon seit alter Zeit gewonnenen und zur Herstellung der groben, meist ungebleichten Nesseltuche gebrauchten Garne leiden fast ebenso wie die früheren Produkte der Torffaserindustrie meist an einer starken Inkrustirung mit Harzen oder Gummi, welche durch die vielen zur Reinigung der Nesselfasern schon vorgeschlagenen Verfahren doch nur unvollständig beseitigt wurden. Ein neues englisches Verfahren von Warbauston bewirkt die auch früher schon übliche Reinigung der Nesselfasern mit Seife, Soda und Petroleum unter besonderen, der Zersetzung und Auflockerung der störenden Bestandtheile günstigen Umständen. Die Fasern werden im geschlossenen Raum mit den gewöhnlichen Reinigungsmitteln erhitzt oder gekocht und durch die gleichzeitige Entwicklung von Kohlensäure einem starken Druck ausgesetzt, der das Eindringen der Lösungsmittel in die Fasern und ihre Befreiung von harzigen Beimischungen wesentlich erleichtert. — Eine andere englische Erfindung von H. W. Langbeck bezweckt den Ersatz des theuren Roßhaars durch ein wohlfeiles, ebenso elastisches und haltbares Surrogat. Kokosnuß- oder Agavefasern werden zu diesem Zweck in einer Lösung von kaustischem Natron in Wasser gekocht, mehrfach gewaschen und so ihres Gehalts an Dextrin u. s. w. beraubt. Nach dem Färben und Trocknen sollen die Fasern durch Imprägnirung mit einer Schellacklösung, die dann zum größten Theil durch die Behandlung im Zentrifugalapparat wieder ausgetrieben wird, die Elastizität des echten Roßhaars erhalten und je nach der Trocknungsmethode in der Hitze ein krauses, zur Polsterung geeignetes, oder bei gewöhnlicher Temperatur ein glattes, webefähiges Material ergeben.

Leider hält mit den Erfolgen der künstlichen Faserherstellung zum Ersatz für die gewöhnlichen gröberen Rohstoffe der Textilindustrie das Surrogat des edelsten Gespinnstes, die künstliche Seide, noch immer nicht den Vergleich aus. Aeußerlich von dem Aussehen echter Seide kaum noch zu unterscheiden, steht die Kunstseide in mehreren wichtigen Eigenschaften doch bedeutend hinter derselben zurück. Die nitrirte Cellulose, welche bei der Herstellung der Kunstseide durch die Behandlung von Baumwollfasern mit Salpeter und Schwefelsäure entsteht und durch eigenthümliche Methoden zu den haarfeinen Kollodiumfäden der künstlichen Seide versponnen oder vielmehr gepreßt wird, ist noch weit entfernt, die Festigkeit der reinen Cellulose, geschweige denn diejenige der Seidenfaser zu erreichen, und ein zweiter, ebenso großer Fehler ist ihre leichte Entzündlichkeit, die wohl überhaupt das größte Hinderniß für die allgemeinere Einführung der Kunstseide bildet. Trotzdem breitet sich ihre Verwendung stetig aus; im vorigen Jahr hat die schweizerische Strohhutindustrie mit Erfolg den Versuch gemacht, ein schmales, bandförmiges Flechtwerk von starker Kunstseide in derselben Weise wie sonst das feinere Stroh als Rohmaterial besserer Hüte zu verwenden, von denen besonders die farbigen sehr gelobt wurden, da die mit Anilinfarben behandelte Kunstseide es der echten an Glanz fast noch zuvorthut. Auch die Posamentenindustrie hat sich der Kunstseide schon in ziemlich großem Umfang zu bedienen angefangen, immerhin aber bleibt bis zur Erzielung eines völlig tadellosen, der echten Seide nicht nachstehenden Produkts der Technik noch viel zu thun übrig.

Ein Gebiet, auf dem die Chemie ständig neue Erfolge erringt, ist die Ausscheidung der Edelmetalle aus ihren Erzen. Kaum sind die älteren, mit Hülfe des Quecksilbers arbeitenden Goldscheideprozesse endgültig durch das Cyanverfahren als das billigere und einen größeren Reingewinn an Gold ermöglichende verdrängt, so soll in den australischen Goldbezirken schon wieder eine neue Erfindung von noch besseren Resultaten begleitet gewesen sein, nämlich die Goldgewinnung mit Hülfe übermangansauren Kalis. Nach „Dinglers Polyt. Journ." wird das gemahlene Golderz mit Seesalz und Schwefelsäure gemischt und erhält dann einen Zusatz von Permanganat, dessen Aufgabe es ist, aus der beim Zusammentreten von Schwefelsäure und Salz sich

bildenden Salzsäure erhebliche Mengen von Chlor frei zu machen, die alsdann bei der großen Verwandtschaft zwischen Chlor und Gold selbst die in sehr armen Gesteinen enthaltenen Goldpartikel ausscheiden und begierig an sich reißen. Aus dem entstehenden Goldchlorid läßt sich dann das Metall leicht gewinnen. Ob die dem neuen Verfahren nachgerühmten Vorzüge nicht übertrieben sind, mag die Zukunft entscheiden; es soll in erster Linie selbst dem Cyanprozeß an Ergiebigkeit überlegen sein, und bei einem Versuch in den Minen von Neu-Queensland aus goldarmen Rückständen, denen man mit Cyan nur den fünften Theil ihres Edelgehalts abgewinnen konnte, 95° des Goldgehalts herausgezogen haben. (? D. Verf.) Ferner soll es an Gesundheitsschädlichkeit sowohl dem Quecksilberprozeß als dem Cyanverfahren nachstehen, billiger als beide sein und endlich sich auch auf kupferhaltige Golderze anwenden lassen, die dem Cyanverfahren bis jetzt unzugänglich waren. Sollte wirklich die Goldgewinnung mit übermangansaurem Kali den bisherigen Methoden so unvergleichlich überlegen sein, so läßt sich in der That annehmen, daß auch der noch junge Cyanirprozeß ziemlich schnell wieder aus der Technik der Goldgewinnung verschwinden wird, und das wäre für seine Interessenten um so unangenehmer, als gewisse Industrien, z. B. die Leuchtgasbereitung, in dem elektrischen Goldscheideprozeß mit Hülfe des Cyans just ein neues und vielversprechendes Absatzgebiet für eines ihrer wichtigsten Nebenprodukte sich öffnen sahen.

Von der großen Aufmerksamkeit; die gegenwärtig auf die Erzeugung und Verwerthung neuer Kohlenstoffverbindungen (Carbonate und Carbide) verwandt wird, zeugen die nachstehenden Versuche und Erfindungen. Auf die Herstellung des im vorigen Jahr erfundenen Kaliumpercarbonats ist der Aluminium-Aktiengesellschaft in Neuhausen in Verbindung mit zwei persönlichen Patentnachsuchern ein Patent ertheilt, unter dessen Schutz die elektrolytische Herstellung von Percarbonaten (Salze von stark oxydirenden Eigenschaften) aus einer Lösung von kohlensaurem Ammonium oder von Alkalicarbonaten fällt. Gleich mehreren Carbiden sind auch die Percarbonate von so starker Reaktionskraft, daß ihre chemische Zersetzung (wie etwa beim Calciumcarbid) schon beginnt, wenn sie bei gewöhnlicher Zimmertemperatur mit dem Wasser in Berührung treten. Sie entwickeln unter diesen Umständen Sauerstoff und Kohlensäure, dagegen reinen Sauerstoff, sobald sie in ein Gefäß mit alkalischem Wasser geworfen werden. Schon die letztere Eigenschaft ist ganz angethan, ihnen gewisse technische Verwendungen zu sichern, und auch auf ihren Werth als Bleichmittel konnte bei ihren stark oxydirenden Wirkungen von vornherein hingewiesen werden. Nach neueren Untersuchungen von A. v. Hansen ist das Percarbonat des Kaliums in seinem Wirkungskreis den früher für ähnliche Zwecke verwandten Superoxyden des Bariums oder Natriums durch seinen Mangel an ätzenden Eigenschaften überlegen, es gibt bei der Zersetzung im Wasser unter mäßiger Temperatur etwa 50 l Sauerstoff pro Kilogramm ab und muß wegen seiner hygroskopischen Eigenschaften sorgfältig vor Feuchtigkeit geschützt werden, was ja beiläufig jeder Verbraucher von Calciumcarbid ebenfalls erfährt. — Dem großen Beherrscher des elektrischen Schmelzofens, Moissan, ist es übrigens neuerdings u. a. gelungen, das Carbid des Eisens und damit den im Stahl zur Erzielung der Härte und Festigkeit wirksamen Bestandtheil zu entdecken. Sättigt man im elektrischen Ofen geschmolzenes Eisen von 3000° mit Kohle und kühlt dann die Verbindung plötzlich im Wasser ab, so findet man in der zerschlagenen Masse große Mengen von Krystallen, welche die Zusammensetzung CFe_3 haben und bis auf den Unterschied der Größe schon äußerlich den Kohlenstoffkrystallen des Stahls gleichen. Die chemische Untersuchung hat alsdann auch die innere Identität beider erwiesen.

Zur Ausnutzung der starken chemischen Reaktionskraft des Calciumcarbids und Acetylens werden ebenfalls fortgesetzte Versuche gemacht. Leider sind die Bestrebungen, die lebhafte Anziehungskraft des Calciumcarbids auf Sauerstoff, Phosphor und Schwefel zur Reinigung des Flußeisens zu benutzen, bisher ziemlich ohne Erfolg geblieben, und insbesondere hat man bereits die ziemlich entmuthigende Erfahrung gemacht, daß die mit Carbid hergestellten Flußeisenblöcke später beim Auswalzen Acetylen in hinreichenden Mengen entwickeln, um das ganze Walzwerk zu verpesten. Vergeblich waren bisher auch die Versuche, Calcium mit Mangan zu legiren, um auf diese Weise vielleicht einen in der Hüttenindustrie verwendbaren Körper zu erhalten. Das Calcium zeigt sich auch in der zu Verwandtschaften sonst so geneigten Verbindung mit dem Kohlenstoff unfähig, mit dem Mangan oder Eisen eine Legirung einzugehen. Für andere Verbindungen hat sich das Calciumcarbid nach den bisherigen Versuchen in der That als ein recht brauchbares Reduktionsmittel bewährt, ohne daß diese Ergebnisse bis jetzt zu wesentlichen technischen Neuerungen geführt hätten. Mit Blei, Zinn, Kupfer, Nickel, Kobalt, Wolfram und anderen Metallen verschmolzen, scheint das Calcium bei der Erhitzung seines Carbids mit dem Oxyd des betreffenden Metalls Legirungen einzugehen. Warren, der die reduzirenden Eigenschaften des Calciumcarbids längere Zeit studirt hat, glaubt solche Legirungen auch mit Eisen und Mangan erhalten zu haben, doch werden diese Resultate nach den gegentheiligen Erfahrungen deutscher Chemiker mit Vorsicht aufzunehmen sein. — Mit Erfolg ist nach einem Bergmann'schen Patent das Acetylen benutzt worden, um chemisch reines Graphit zu erzeugen. Eine gewisse Menge einer wässrigen Lösung von Wasserstoffoxyd wird auf 150° erhitzt und einem Strom von Acetylen unter starkem Druck ausgesetzt, wobei sich Graphit und Wasser ausscheidet.

Auch die Carbidproduktion, von deren Vervollkommnung die Fortschritte der Acetylenbeleuchtung in erster Linie abhängen, hat neuerdings eine Erfindung von bedeutendem Werth zu verzeichnen gehabt. Wenn es auch bereits gelungen war, den Preis des Calciumcarbids von seiner anfänglichen Höhe um etwas herabzubringen, so sind doch die Carbidpreise in den letzten 2 Jahren bei weitem nicht in dem Maße gefallen, wie man es anfangs erwartet hatte. Die Carbidherstellung nach dem Moissan'schen Prozeß im elektrischen Ofen krankt an zu vielen Uebelständen, um ökonomische Resultate zu geben. Die gewaltige Schmelzhitze des elektrischen Ofens kommt nicht ohne die gleichzeitige Erzeugung eines starken Luftstroms zustande, und dieser Luftstrom schließt eine um so stärkere Erzeugung von Asche und von mitgerissenen oxydirten Partikelchen ein, je feiner die beiden Rohstoffe der Carbidproduktion, Kalk und Kohle, vor ihrer Mischung und Erwärmung gemahlen worden. Man ist also gezwungen, die Kalkkohlenmischung in verhältnißmäßig grober Form in den Ofen einzuführen, und damit ist wieder der Uebelstand verbunden, daß das Produkt eine ziemlich ungleichmäßige Beschaffenheit erhält und bei weitem nicht diejenige Ausbeute an Gas gibt, die man von reinem Calciumcarbid verlangt. — Noch andere Uebelstände, die dem elektrischen Ofen unter allen Umständen eigen sind, vertheuern die Carbidfabrikation nach dieser Methode sehr erheblich. Die Stromwiderstände in den Kohleelektroden, durch welche die Elektrizität in das Innere des Ofens geleitet wird, und in dem bereits geschmolzenen und in Carbid verwandelten Theil des Ofeninhalts erhöhen den Strombedarf derartig, daß man praktisch fast doppelt so viel Elektrizität verbraucht, als der Prozeß der Schmelzung theoretisch verlangt. So kommt

es, daß trotz aller behaupteten Verbesserungen und Fortschritte noch heute kaum eine Fabrik existirt, die mehr als 3 kg Carbid pro Tag und elektrische Pferdekraft produzirt. — Diesen Uebelständen ein Ende zu machen und zum erstenmal einen gedeihlichen Fortschritt in die Carbidindustrie zu tragen, scheint der Nicolai'schen Carbidmaschine, einer Erfindung des Direktors der Deutschen Elektrizitätsgesellschaft zu Berlin, vorbehalten zu sein. Die Carbidmaschine verdankt ihre Entstehung den bei einer langen Versuchsreihe gemachten Erfahrungen, daß erstens das Kalk- und Kohlengemisch im Zustand der feinsten Pulverisirung das beste Carbid ergibt, daß es aber nicht bei der Schmelzung dem in einem geschlossenen Ofen entstehenden Luftstrom ausgesetzt werden darf; daß zweitens die einmal geschmolzene und in Carbid verwandelte Masse nicht, wie es beim Moissan'schen Ofen unumgänglich ist, längere Zeit im geschmolzenen Zustand beharren darf, sondern möglichst schnell zur Erkaltung und Erstarrung gebracht werden muß; daß endlich drittens das Produkt um so besser wird, in je dünnerer Schicht das Gemisch von Kalk und Kohle dem elektrischen Schmelzbogen ausgesetzt wird. Nach diesen Prinzipien ist die Nicolai'sche Schmelzmaschine wie folgt konstruirt. Am Umfang eines großen horizontal liegenden Rades befindet sich eine schmale und flache, mit der Oeffnung nach oben zeigende Rinne, die bei der Rotation des Rades oder der Scheibe einen in sich geschlossenen Kanal bildet. Diese Rinne wird mit dem zu schmelzenden Gemisch von Kalk und Kohlenstaub angefüllt und bildet gleichzeitig den Mischraum, das Schmelzgefäß und den Raum zur Erkaltung des fertigen Carbids. An einer Stelle des während der Arbeit unausgesetzt langsam rotirenden Rades wird die Rinne durch eine einfache Schüttvorrichtung mit dem Schmelzgut gefüllt. Gleich darauf passirt sie einige von oben federnd auf die Rinne gedrückte Rädchen oder Scheiben, die das Gemisch festpressen, damit es beim Schmelzen nicht in alle Winde zerstiebt. Bei der Weiterdrehung passirt dann das eben gefüllte Stück der Rinne den elektrischen Flammenbogen, unter dessen Einfluß in einem Augenblick die Schmelzung stattfindet, während die Drehung der Scheibe das fertiggestellte Carbid gleich darauf dem Einfluß des elektrischen Flammenbogens wieder entzieht. Schnell erkaltend würde auf diese Weise ein ringförmiger Stab von Carbid entstehen, der jedoch die Rinne der Maschine niemals ganz ausfüllen darf, weil an einem anderen Punkt unausgesetzt die Neubeschüttung mit dem fein gemahlenen Rohstoff vor sich geht. Dem Carbid bleibt demnach nur eben Zeit zum Erkalten, bevor er durch die Rotation der Scheibe und mit Hülfe scharfer, genau eingestellter Messer spanförmig aus der Rinne herausgeschält wird, um der Neubeschüttung mit Kalk und Kohle Platz zu machen. Bei der fast völlig durchgeführten Ersparung menschlicher Arbeitskräfte soll die Carbidmaschine genügen, um die Herstellungskosten des Calciumcarbids etwa auf die Hälfte der bisherigen zu vermindern, und wenn damit auch die Verkaufspreise im gleichen Maß sinken, so darf man für die Zukunft der schon jetzt rasch aufblühenden Acetylenbeleuchtung gewiß noch schnellere Fortschritte voraussagen.

Einmal von chemisch-elektrischen Problemen handelnd, wollen wir gleich hier den augenblicklichen Stand einer eben dahin gehörigen Frage erörtern, deren Lösung für die ganze weitere Entwicklung der Elektrotechnik von einschneidender Bedeutung sein wird. Die direkte Erzeugung von Elektrizität mit Hülfe von Kohle, sei es auf thermischem, sei es auf chemischem Wege, oder unter gleichzeitiger Benutzung beider, ist ein alter Wunsch, zu dessen Befriedigung gewisse unvollkommene Methoden schon vor recht langer Zeit bekannt waren. Die Prebeck'sche Entdeckung der elektrischen Erregbarkeit zweier verschiedener Metalle, die an der Berührungsstelle erwärmt und am entgegengesetzten Ende abgekühlt werden, wurde schon im Jahre 1822 gemacht, und seitdem sind „Thermosäulen" der verschiedensten Anordnung und zum Theil von ziemlich bedeutendem Wirkungsgrad bis in die neueste Zeit konstruirt worden. Ihrem Gebrauch für umfassendere als Laboratoriums- oder medizinische Zwecke und dergleichen steht sowohl die Kostspieligkeit als die leichte Verletzbarkeit und die immerhin, absolut betrachtet, geringe Ergiebigkeit derartiger Apparate entgegen. — Aus der neuesten Zeit sind auf jedem der beiden Wege, die man zur Lösung des Problems der unmittelbaren Elektrizitätserzeugung beschritten hat, Bestrebungen und auch gewisse Erfolge zu bemerken. Die einfachste Lösung würde es vielleicht sein, wenn man die bei der Oxydation der Steinkohle entstehende Wärme, also unmittelbar die Verbrennungshitze, auf lohnendere Weise, als mittelst der bisherigen Thermosäulen, elektrisch ausnutzen könnte. Schon im vorigen Jahr machte Marcel Deprez in Comptes rendus darauf aufmerksam, daß ein solcher Weg vielleicht durch eine neuere Entdeckung Guillaume's geöffnet sei. Diese Entdeckung besteht darin, daß magnetische Eisennickellegirungen ihren Magnetismus sehr schnell verlieren, wenn man sie über eine gewisse Grenze hinaus erwärmt, um ihn wieder zu gewinnen, sobald sie alsdann um denselben Wärmebetrag wieder abgekühlt werden. Da der kritische Punkt, bei welchem diese Vernichtung der magnetischen Kraft vor sich geht, von dem Nickelgehalt der Legirung abhängt, so läßt sich nach den Berechnungen Deprez' unschwer solche Legirung herstellen, deren magnetischer Koeffizient, wenn man so sagen darf, so gewählt ist, daß der Magnetismus bei einer ganz bestimmten Temperatur auftritt und wieder verschwindet. Eine 30proz. Nickellegirung würde ihren größten magnetischen Gehalt bei einer Temperatur von 50° entwickeln, um ihn bei 100°, einer durch kochendes Wasser oder nicht gespannten Dampf leicht und sicher herzustellenden Temperatur, wieder zu verlieren. Deprez will nun nach der „Elektrotechnischen Rundschau" einen Apparat konstruiren, der aus einem Bündel von 30 Proz. nickelhaltigen Eisendrähten zwischen den Polen eines Hufeisenmagneten bestände; eine um die Spule jenes Drahtbündels gewundene Spirale soll dabei einer isolirten Leitung zugehören, in welcher ihrer Richtung nach wechselnde Ströme entstehen, so oft jenes Drahtbündel durch Erwärmung auf 100° seines Magnetismus beraubt wird und denselben bei der nachfolgenden Abkühlung wieder erhält. Nach demselben Prinzip will Deprez die Wärme auch direkt in mechanische Arbeit umsetzen und glaubt die Apparate so konstruiren zu können, daß sie für die Praxis wirkliche Bedeutung erlangen und auch wirthschaftliche Vortheile bieten.

Aussichtsreicher als diese Lösung, die doch zu nahe an die Konstruktion der älteren thermo-elektrischen Batterien streift, um ein starkes Vertrauen in ihre praktische Brauchbarkeit zu rechtfertigen, erscheint die Elektrizitätserzeugung auf rein chemischem Wege. Gerade die Chemie entwickelt Jahr für Jahr eine Fülle neuer vielversprechender Mittel und Wege, und speziell die Elektrochemie hat in den letzten Jahren so viele Erfolge erzielt, daß man ihr ohne einen übergroßen Aufwand von Optimismus auch diesen noch wird zutrauen können. Die Möglichkeit, bei der Oxydation der Kohle zu Kohlenstoff und Kohlensäure gleichzeitig elektrische Energie frei zu machen, ist als ein Weg zur rationellen Erzeugung großer Elektrizitätsmengen schon längst bezeichnet worden, und die Versuche Dr. Jaqués' in Boston haben neuerdings eine Methode erschlossen, mittelst deren dieses Ziel anscheinend zu erreichen ist. Durch genaue Wägungen und Messungen gelang es

dem Genannten, festzustellen, daß die theoretisch bei der Verbindung von Sauerstoff und Kohlenstoff zu erwartende elektrische Energie wirklich praktisch zu erhalten ist. Der schwache, auf diese Weise mit Hülfe kleiner Apparate zu erzielende Strom hat eine Spannung von etwa 1 Volt und kann durch Hintereinanderschaltung einer Reihe ähnlicher Elemente erhöht werden. In den kleinen, zunächst konstruirten Apparaten Jaqués' befindet sich der Kohlenblock in einem Bad von flüssiger Potasche, welches durch die Wärme eines kleinen Oefchens im geschmolzenen Zustand erhalten wird. Ein in den Behälter eingeblasener Luftstrom liefert den Sauerstoff, der im Moment seines Freiwerdens in dem heißen Kalibad sich mit der Kohle verbindet und die letztere in den Zustand positiver elektrischer Spannung versetzt, während ihre eigene Elektrizität sich durch den geschmolzenen Inhalt der leitenden Wandung des Gefäßes mittheilt. Aus dieser einerseits, dem Kohlenblock andrerseits tritt der erzeugte kontinuirliche Strom in die Leitung über und kann bei genügender Stärke zur Beleuchtung, zum Maschinenantrieb u. s. w. benutzt werden. In einem Jaqués'schen Carbongenerator mit rund $^1/_4$ kg stündlichem Kohlenverbrauch im Gefäß und rund $^1/_3$ kg Brennstoffaufwand zur Schmelzung des Kalibads wurden 2.16 elektrische Pferdekräfte im gleichen Zeitraum erzeugt, was nach Abzug von $^1/_{10}$-Pferdekraft für den Betrieb der Luftpumpe einen Reingewinn von 1336 Wattstunden und für $^1/_2$ kg Kohle abgab. Das wären 32 Proz. der theoretisch zu erwartenden Energie und nach Jaqués' Angaben zwölfmal mehr, als man in einer Dampfdynamo-Anlage von mittlerer Größe erzielen kann. — Ganz unantastbar ist vielleicht dies Exempel nicht. Zur Erzeugung einer Stundenpferdekraft mittelst Dampf gehören in großen Anlagen $^3/_4$—1, in kleineren 1—1$^1/_2$ kg Steinkohlen; bei der Umwandlung der Dampfkraft in Elektrizität dürften bei dem hohen Wirkungsgrad der Dynamomaschine kaum mehr als 10 bis 15 Proz. verloren gehen. Demnach beliefe sich die elektrische Energie beim Aufwand von $^1/_2$ kg Kohle auf etwa $^1/_4$-Pferdekraft oder 150 Wattstunden, also $^1/_4$ der mit dem Carbonerreger erzeugten Energie. Natürlich würde dieses Resultat, ja es würde schon die Hälfte oder der vierte Theil davon genügen, um der Elektrizitätserzeugung auf dem heute üblichen Weg ein schnelles Ende zu machen, wenn nicht andere Hindernisse und Uebelstände einstweilen dieses Resultat noch sehr zu ungunsten des Carbongenerators beeinträchtigten. Ob diese Umstände in der schwierigen Herstellung und Unterhaltung des Generators von Jaqués, ob sie in dem Aufwand an Potasche oder in anderen Ursachen bestehen, jedenfalls sind sie vorhanden und bis jetzt noch so wirksam, daß es, wie der Obengenannte selbst zugibt, noch sehr vieler Verbesserungen bedarf, um die chemische Erzeugung von Elektrizität auf diesem Weg gegen die bisherige mechanische auch nur konkurenzfähig zu machen.

Um noch im losen Zusammenhange einige Mittheilungen über neuere technische Fortschritte verschiedener Gebiete zu machen, erwähne ich zuerst die jüngsten Nachrichten über die Nutzbarmachung der Gezeiten. Die schon vor einigen Jahren für die Küstengegenden an der Jade und der Emsmündung, insbesondere für die Umgebung von Wilhelmshaven, Norden und Emden angeregten Versuche, die Fluthströmungen durch Aufspeicherung zur mechanischen bezw. elektrischen Ausnutzung zu bringen, scheinen trotz des Interesses, das ihnen verschiedene große Firmen der Elektrotechnik entgegenbrachten, nicht zur Ausführung gekommen zu sein. Dagegen ist von der französischen Küste ein Fall solcher Ausnutzung bekannt geworden, der beweist, daß selbst in den rohesten Anordnungen die Ausnutzung der Gezeiten gewinnbringend werden kann. Im Departement Côte du Nord befindet sich beim Hafen Ploumanach ein 1$^1/_2$ ha großes, vom Meere durch einen Deich abgesperrtes Wasserbecken für die Austern- und Krebszucht, welches sich, mit dem Meeresspiegel auf gleichem Niveau liegend, leicht in ein Staubecken zur Ansammlung von Meereswasser während der an dieser Stelle sehr bedeutenden Fluth verwandeln ließ. Ohne der Austernzucht Schaden anzuthun, wird der Wasserspiegel in diesem Teiche täglich zweimal durch Schleusen um 4—5 m erhöht und ebenso oft dient das aufgespeicherte Wasser zum Betriebe einiger alter Räder, von denen das eine für die elektrische Beleuchtung nutzbar gemacht ist, das andere mittelst einer Pictet'schen Eismaschine den Eisbedarf der dortigen Fischereibetriebe deckt. Die Größe des Wasserbeckens soll hinreichend sein, um eine Verzehnfachung der jetzt benutzten Kraft zu gestatten. Ihren ersten erheblichen Aufschwung scheint übrigens die Gezeitenausnutzung erst der im vergangenen Sommer erfolgten Konstruktion eines speziell für diesen Zweck bestimmten Wassermotors durch den Ingenieur Knobloch in Hamburg erfahren zu sollen. Die Knobloch'sche horizontal liegende Turbine für niederen Druck hat die Bestimmung, das periodische Eintreten der Ebbe und Fluth derart aufzunehmen und zu verarbeiten, daß daraus eine ununterbrochen wirkende Betriebskraft resultirt. Auch der neue Ebbe- und Fluthmotor hat zur Voraussetzung die Anlage großer, niedrig gelegener Sammelbassins, die sich mit dem Eintritt der Fluth füllen und während der Ebbe entleeren, aber sein Vorzug ist es, den zwischen dem Meere und diesen Sammelbecken oscillirenden Fluth- resp. Ebbestrom zweimal, beim Eintritt ins Staubecken und beim Zurückfluthen zur See, zu benutzen. Die Turbine liegt am Eintrittspunkt des Zuflußkanals in das Sammelbassin und beginnt schon bei einem ganz geringen Wasserüberdruck von einer Seite her zu arbeiten. Beim Zunehmen der Fluth aber nützt sie nicht das anwachsende Gefälle aus, daß ja ohnehin durch die allmähliche Füllung des Bassins und das Steigen des Unterwasserspiegels sich sehr schnell wieder verringern würde, sondern sie wird durch einen Schwimmer gleichzeitig mit der steigenden Fluth gehoben, so daß sie beständig unter gleichem und zwar niedrigem Druck arbeitet. Ihr Oberwasserspiegel, nämlich das Niveau des Meeres, liegt beständig gleich weit, sagen wir z. B. 30 cm, über den Turbinenschaufeln, ihr Unterwasserspiegel ist das mit dem Heben des Schwimmers gleichzeitig ansteigende Niveau des Sammelbeckens. Sobald die Fluth ihren Höhepunkt erreicht hat, wird durch Umschaltung der Schützen im Zuflußkanal der Oberwasserspiegel und der Zufluß der Turbinen in das Sammelbecken, der Unterwasserspiegel mit dem Abfluß ins Meeresniveau verlegt, so daß nunmehr genau derselbe Prozeß sich rückwärts abspielt. Das Staubassin beginnt sich zu entleeren, die Turbinen mit ihren Schwimmern sinken ebenso allmählich, wie sie sich vorhin gehoben haben, der Unterschied zwischen dem äußeren und inneren Wasserspiegel bleibt auch jetzt beständig der gleiche und die Arbeit der Turbinen setzt sich ungestört fort, bis die neue Fluth und damit eine abermalige Umkehr des Arbeitsprozesses beginnt. Zur Ausnutzung der Knobloch-schen Erfindung, von der man sich große Stücke verspricht, sollen an den Ufern der unteren Elbe, wo die Fluthhöhe ziemlich bedeutend ist, große Anlagen für die Gezeitenausnutzung erbaut werden, an deren Ausführung mehrere bedeutende Firmen der Elektrotechnik und des Wasserbaues betheiligt sind.

Eine für Wasserbauten sehr wichtige Entdeckung wurde vor nicht langer Zeit beim Bau einer steinernen Bogenbrücke zu Ehingen in Württemberg gemacht, wo man bei den Gründungsarbeiten für die Brückenpfeiler auf einen lockeren, durchaus nicht tragfähigen Kiesgrund stieß. Wohl um die Ausführung kostspieliger Gründungsarbeiten, wie

sie sonst im schwimmenden Boden erforderlich sind, zu umgehen, versuchte man den nassen Kiesgrund durch das Eintreiben dünnflüssigen Zements im ganzen Umkreis der projektirten Pfeiler in eine feste Masse zu verwandeln, und dieser Versuch gelang über Erwarten gut. Durch tief in den Boden getriebene Rohren, die während der Arbeit allmählich höher gezogen wurden, trieb man eine dünne Zementlösung unter starkem Druck in den Boden hinein und hatte den Erfolg, daß sich der schwimmende Kies sehr bald in einen festen, großen Betonblock verwandelte, auf dem man die Pfeiler wie auf ursprünglichen Fels gründen konnte. Das Verfahren wird bei den unendlichen Vorzügen, die es vor der Gründung auf eingerammten Pfahlrosten, vor den schwierigen Arbeiten unter Luftdruck und den sonstigen älteren Baumethoden für ähnliche Fälle besitzt, unzweifelhaft eine große Zukunft haben.

Ueber ein neues Verfahren zur Herstellung von Porzellan oder einem geeigneten Porzellansurrogat berichtet die „Pharmazeutische Zentralhalle". Die Masse dieses Ersatzmittels, deren Zusammensetzung jedenfalls vom Erfinder geheim gehalten wird, läßt sich, obwohl an Feuerbeständigkeit dem Porzellan gleichkommend, dennoch bei sehr hohen Temperaturen in Formen gießen, und das bedeutet gegenüber der Herstellung des Porzellans auf der Drehscheibe nicht nur eine bedeutend wohlfeilere Arbeit, sondern auch die Möglichkeit einer weit genaueren Größe und Eintheilung bei wissenschaftlichen Instrumenten. Der Thonguß wird im elektrischen Ofen bei etwa 3200° geschmolzen und dann in eine erhitzte, feuerbeständige Form gegossen. Beim Erstarren schwindet die Masse so wenig, daß das Maß dieser Zusammenziehung fast vernachlässigt werden kann, und die Glätte der Oberfläche ist für die meisten Zwecke auch ohne Glasur hinreichend. Andernfalls läßt sich eine Glasur durch nachträgliches Erwärmen auf 1800—1900° und durch eine feine Schicht aufgestreuten Glaspulvers leicht erzielen. Aus der Art der Herstellung kann man ohne weiteres ersehen, daß der Thonguß mehr auf die Fabrikation von wenn auch exakten und der Chemie gewiß willkommenen Massenartikeln berechnet ist, als auf die Anfertigung feinerer künstlerischer Arbeiten. Den meisten Zweigen der Porzellanindustrie wird deßhalb durch die neue Erfindung vermuthlich weniger Konkurrenz gemacht werden, als ihr Urheber glaubt oder hofft. Zur Herstellung von Meßgeräthen, chemisch-physikalischen Instrumenten und auch für billigere und doch dem Porzellan gleichwerthige Massengeschirre mag dagegen der Keramik durch dies neue Hülfsmittel wohl eine willkommene Ergänzung ihres Könnens geboten werden. Durch ein besonderes Verfahren, wahrscheinlich durch die Beischmelzung gewisser Metalle oder Metalllegirungen, hofft man dem Thonguß auch noch die Eigenschaft einer gewissen Elastizität zu geben, um ihn in kaltem Zustande biegen oder hämmern zu können. Damit wäre dann zwischen dem sogenannten Emailgeschirr und dem Porzellan eine neue Zwischenform geschaffen, für welche es in dem unendlichen Bereich des praktischen Gebrauchs wohl nicht an Verwendungszwecken fehlen wird.

Die Entwicklung großer Städte im Jahre 1897.

Das Zuströmen der Bevölkerung in die größeren Städte und das dadurch gegebene mehr oder weniger rapide Anwachsen dieser ist als ein charakteristischer Zug der derzeitigen Volksentwicklung anzusehen, welcher sich nicht nur vereinzelt bei einzelnen Ländern, sondern eigentlich durchweg bei sämmtlichen zivilisirten Staaten, wenn auch in einem der Höhe nach verschiedenen Maße zeigt. Auch für das Jahr 1897 ist die besagte Bewegung wahrzunehmen; wir wollen dieses an einigen hauptsächlichen Städten, für welche die bezüglichen Daten zu erlangen waren, näher zeigen; diese Daten beruhen aber durchweg nicht auf exakten Volkszählungen, sondern geben, wie solches ja nicht anders zu ermöglichen, lediglich die Zahlen der fortgeschriebenen Bevölkerung, sie können daher einen Anspruch auf eine volle Genauigkeit bis auf die einzelne Person nicht machen, sind aber immerhin doch vollkommen genau genug, um den thatsächlichen Stand mit ausreichender Sicherheit zu bezeichnen. Von vornherein müssen wir dabei aber noch bemerken, daß es sich bei den hauptsächlichsten Städten, auf welche sich unsre Betrachtung nur erstrecken kann, weniger um ein ganz besonderes Steigen mit einem hohen Prozentsatz handelt; diese hauptsächlichsten Städte weisen durchweg schon eine hohe Bevölkerungsziffer auf, die nach Hunderttausenden bezw. Millionen rechnet, ihre Gebürtigkeitsziffer bleibt in der Regel oder vielfach unter dem Durchschnitt, während die Sterbeziffer diesen überschreitet. Dieser Unterschied muß zunächst durch die stärkere Einwanderung ausgeglichen werden, und erst der Ueberschuß kann als besondere Bevölkerungszunahme in Betracht kommen, die sich in einem höheren Prozentsatz der Zunahme äußert. Der Ueberschuß kann absolut schon ganz bedeutend sein, wirkt aber auf den Zunahmeprozentsatz doch bei der schon an sich hohen Bevölkerungszahl der in Frage stehenden Städte weniger steigend ein; um hier eine bessere Einsicht zu ermöglichen, werden wir jedesmal die absolute und die prozentuale Zunahme angeben, daneben aber behufs Vermeidung einer größeren Zahlenanhäufung lediglich die für den 31. Dezember 1897 festgestellte Bevölkerungszahl bei den einzelnen Städten in Klammern anfügen.

Beginnen wir zunächst mit deutschen Städten, so hat die Hauptstadt des Deutschen Reichs, Berlin (bei einer fortgeschriebenen Einwohnerschaft von 1,708,490 am 31. Dezember 1897), in der Zeit vom 31. Dezember 1896 bis zum 31. Dezember 1897 um 19,650 Köpfe oder um 1.1 Proz. zugenommen; diese Zunahme, namentlich die prozentuale, dürfte nun kaum als besonders hoch erscheinen, wenn man berücksichtigt, daß das Bevölkerungswachsthum auf dem Gebiet des Deutschen Reichs sich im Gesammtdurchschnitt der 5 Jahre von 1890 bis 1895 für das Jahr auf 1.12 Proz. stellt; aber für Berlin kommt dabei gerade wesentlich mit in Frage, daß das eigentliche durch die Großstadt bedingte Wachsthum sich in ganz hervorragender Weise auch in den nicht einverleibten größeren und kleineren Vororten vollzieht und also bei der Zunahme der engeren Stadt Berlin nicht mit zur Anschauung kommt. Stärker als Berlin hat sodann München (418,000 Einwohner 1897) zugenommen, nämlich um 12,000 Einwoher oder 2.9 Proz., das prozentuale Wachsthum ist mithin nahezu dreifach so groß wie das im Deutschen Reich. Noch übertroffen wird aber die bayerische Hauptstadt durch die sächsische; Dresden (347,485) hat sich im Jahre 1897 um 13,419 Köpfe oder 4.0 Proz. vermehrt. Die beiden letzten deutschen Städte, welche wir noch berücksichtigen wollen, Hamburg und Leipzig, bleiben dahinter allerdings wieder zurück; Hamburg (641,780) zeigt eine Zunahme von 16,228 oder 2.5 Proz., und Leipzig (413,529) eine solche von 10,068 oder 2.4 Proz. Bei den großbritannischen Städten ist ebenso, wie dort das allgemeine Bevölkerungswachsthum geringer ist, die Vermehrung meist unbedeutender als bei den deutschen, und dies trifft namentlich auch wieder für die Hauptstadt zu. Für London (4,463,169) beträgt die Bevölkerungszunahme des Jahres 1897 27,214 Personen oder 0.6 Prozent; nach der Verhältnißzahl etwas darüber stehen Manchester (534,299) mit 4738 oder 0.9 Proz. und Birmingham (505,772) mit 4531 oder 0.9 Proz., weiter folgen Sheffield (351,848) mit 4570 oder 1.3 Proz., Glasgow (714,919) mit 9867 oder 1.3 Proz. und Leeds (409,472) mit 7023 oder 1.3 Proz.; eine ganz besondere Höhe der Prozentualzunahme erreicht aber endlich Edinburgh (292,364) mit 15,850 oder 5.7 Proz. Von den französischen Städten haben wir die Daten für Paris und Lyon zur Verfügung; bei beiden ist die prozentuale Vermehrung verhältnißmäßig hoch, zumal mit Rücksicht auf die allgemeine Bevölkerungsentwicklung

in Frankreich; Paris (2,511,629) hat um 86,924 oder 3.5 Prozent zugenommen, Lyon (466,767) um 28,690 oder 6.5 Proz. Die Entwicklung der Hauptstädte Oesterreich-Ungarns gleicht wieder mehr der der deutschen Städte, wenn auch ein wenig hinter derselben zurückbleibend; Wien (1,542,294) weist ein Anwachsen der Bevölkerung von 15,671 oder 1.0 Proz. auf, Budapest (592,528) ein solches von 13,253 oder 2.2 Proz. und Prag (369,494) ein solches von 4862 oder 1.3 Proz. Die niederländischen Städte Amsterdam und Rotterdam differiren unter sich ziemlich erheblich; Amsterdam (495,683) hat sich nur um 7911 oder 1.6 Proz. vermehrt, Rotterdam (288,863) dagegen um 12,525 oder 4.5 Proz. Sodann können auch noch einige russische Städte in Betracht gezogen werden; die Daten sind aber insofern eigentlich nicht vergleichbar, als die Bevölkerungszahlen für 1896 auf der früheren mehr auf Schätzung beruhenden Feststellungsweise Rußlands beruhen, während bei den Zahlen für 1897 das Ergebniß der ersten großen Volkszählung in Rußland in Frage kommt; nach den zu vergleichenden Zahlen hätte St. Petersburg (1,267,023) um 312,623 oder 32.7 Proz. zugenommen, Moskau (988,610) um 235,241 oder 31.2 Proz., Warschau (614,752) um 61,109 oder 11.0 Proz. und Odessa (404,651) um 51,654 oder 14.7 Proz.; die exorbitante Höhe der Zunahme muß an sich schon einen Zweifel an der Richtigkeit der Daten erwecken. Endlich können wir auch noch einige amerikanische Städte heranziehen, deren prozentuales Verhältniß dem der europäischen Städte vollkommen entspricht; aus Nord-Amerika nehmen wir New-York und Philadelphia, aus Süd-Amerika Buenos Aires; New-York (1,971,363) hat sich im Jahre 1897 um 49,418 Personen oder um 2.5 Proz. vermehrt, Philadelphia (1,214,256) um 25,463 oder 2.0 Proz. und Buenos Aires (738,484) um 26,389 oder 3.7 Proz. Durchweg zeigen uns also die herausgehobenen großen Städte beachtenswerthe Bevölkerungszunahmen, und zwar erscheinen diese Zunahmen nicht etwa nur für ein einzelnes Jahr, sondern sie entsprechen mehr oder weniger genau dem regelmäßigen sich schon eine Reihe von Jahren zeigenden Wachsthum.

Im Anschluß an die Bevölkerungszunahme wollen wir noch kurz die Verhältnißzahlen bezüglich der Gebürtigkeit und der Sterblichkeit für die genannten Städte und einige weitere bezüglich des Jahres 1897 anfügen, dabei die Städte nach der Höhe dieser Verhältnißzahlen ordnend. Was zunächst die Gebürtigkeit anlangt, so kamen 1897 auf 1000 Einwohner Geburten unter Außerachllassung der Todtgeburten in Lyon 18.0, in Baltimore 21.7, in Paris 23.6, in St. Petersburg 25.4, in Edinburg 27.3, in New-York 27.3, in Berlin 27.4, in Dublin 29.2, in Kopenhagen 29.7, in London 29.9, in Amsterdam 30.6, in Prag 30.6, in Leeds 31.5, in Madrid 31.5, in Wien 32.1, in Manchester 33.2, in Birmingham 33.2, in Hamburg 33.3, in Glasgow 33.4, in Sheffield 34.3, in Dresden 34.5, in Liverpool 35.2, in Leipzig 35.4, in München 36.1, in Rotterdam 36.1, in Breslau 36.4, in Warschau 37.5, in Budapest 38.2, in Buenos Aires 40.9. Bezüglich der Sterblichkeit ordnen sich die Städte nach der Höhe der 1897 auf 1000 Einwohner entfallenden Sterbefälle in folgender Weise: Madrid mit 29.8, Dublin mit 28.9, Moskau mit 28.6, Breslau mit 25.6, Leipzig mit 24.5, Liverpool mit 24.3, Budapest mit 23.3, Manchester mit 23.0, Baltimore mit 23.0, Glasgow mit 21.9, St. Petersburg mit 21.8, Birmingham mit 21.5, Wien mit 21.3, Edinburg mit 21.2, Sheffield mit 21.1, Bordeaux mit 20.6, Odessa mit 20.6, Dresden mit 20.4, Warschau mit 20.2, Leeds mit 19.8, New-York mit 19.7, Leipzig mit 19.6, Prag mit 19.4, Buenos Aires mit 19.3, Lyon mit 18.8, Philadelphia mit 18.7, Paris mit 18.6, London mit 18.1, Kopenhagen mit 17.8, Rotterdam mit 17.6, Berlin mit 17.4, Hamburg mit 17.2, Amsterdam mit 15.2. Die in Betracht gezogenen deutschen großen Städte stehen im allgemeinen, sowohl in Bezug auf die Geburtsziffer, wie in Bezug auf die Sterblichkeit, verhältnißmäßig günstig da.

Dr. Z.

Mittheilungen und Nachrichten.

Th. Thoroddsen: „Geschichte der isländischen Geographie." Vorstellungen von Island und seiner Natur und Untersuchungen darüber in alter und neuer Zeit. Autorisirte Uebersetzung von August Gebhardt. Zweiter Band: Die isländische Geographie vom Beginn des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1898. Druck und Verlag von B. G. Teubner. XVI. 383 S. gr. 8⁰. — Den ersten Band dieses hochverdienstlichen Werkes, das eben kein anderer Mensch auf der Erde als nur der Verfasser schreiben konnte, haben wir bereits an diesem Ort angezeigt. Der zweite ist überraschend schnell nachgefolgt, und wir haben dafür besonders auch dem Uebersetzer Dank zu zollen, der sich seiner Aufgabe ganz ersichtlich mit Hingebung gewidmet und ein sehr lesbares Buch zustande gebracht hat. Nur am Titel kann man, wenn man will, etwas aussetzen, denn derselbe entspricht dem ungleich umfassenderen Inhalt, wie ja auch das Vorwort andeutet, durchaus nicht. „Kulturgeschichte von Island" wäre wohl eine zutreffendere Bezeichnung gewesen, denn obwohl nicht verkannt werden soll, daß die auf die Erforschung der Natur- und Volkskunde der Insel in den verschiedenen Zeitaltern bezüglichen Abschnitte mit besonderem Fleiße gearbeitet sind, so kommt doch auch vieles vor, was mit Geographie im üblichen Wortsinn gar nichts zu thun hat, was aber nichtsdestoweniger höchst interessant ist, und gewiß nicht gern gemißt werden würde, weil eben eine andere Möglichkeit, sich darüber zu unterrichten, gar nicht vorhanden ist. Wir rechnen dahin den ebenso düsteren wie merkwürdigen Abschnitt über die Geschichte des Hexen- und Zauberwahns, welcher auf der weltabgeschiedenen protestantischen Insel ebenso wie in den vom „Malleus Maleficiorum" beherrschten Ländern blühte und zahlreiche Opfer forderte, so schwierig es bei der herrschenden Holzarmuth auch oft war, Scheiterhaufen errichten zu können. Die nahezu unglaubliche Vertrautheit des Autors mit allem, was über sein heimathliches Eiland jemals gedruckt oder auch nur geschrieben worden ist, ermöglicht es ihm, seine Darstellungen so naturwahr und treu zu gestalten, daß man in der That einen tiefen Einblick in das Gemüths- und Geistesleben des harten, ernsten Normannenvölkchens erhält.

Ein glückliches Loos, das geht aus Thoroddsens zweitem Bande noch mehr als aus dem ersten hervor, ist den Insulanern niemals beschieden gewesen. Rührige und wissensdurstige Leute, wie sie sind, haben sie mit der ungastlichen Natur ihres Vaterlandes, mit dem herrschenden Aberglauben, zu welchem ein melancholischer Grundzug den Nordländer nur allzu leicht hindrängt, und nicht zum wenigsten mit der dänischen Regierung und deren krassen Monopolgelüsten sich viel herumschlagen müssen, und überdies mußten sie es noch mit ansehen, daß über ihr trotz alledem geliebtes Vaterland bis in die allerneueste Zeit herein — es wird ein drastisches Beispiel von 1897 (!) angeführt — die unglaublichsten und lächerlichsten Fabeln in die Welt gesetzt wurden. Wir erfahren, daß die gebildeten Isländer, vorab die Pfarrer und Kreisbeamten („Syffelmänner") es sich redlich angelegen sein ließen, ihre Heimath kennen zu lernen, und die Geschichte der physischen Erdkunde erhält in dieser Hinsicht eine Reihe werthvoller Bereicherungen, obwohl es z. B. auffällig ist, daß die Nachrichten über das unstreitig größte Naturwunder, die intermittirenden Heißwasserbrunnen, ziemlich spärlich fließen. Auch für die mathematischen Wissenschaften war ein guter Boden vorhanden, und mit geodätischen und kartographischen Arbeiten war man schon lange vor dem Zeitpunkte beschäftigt, da Dänemark seine Ingenieuroffiziere zu Vermessungszwecken nach der Insel entsandte. Auch war man stets bereit, das Wissen des Auslandes über Island zu verbessern, und es ist ganz anerkennenswerth, was einzelne isländische Gelehrte, denen von europäischen Gesellschaften Fragebogen über die dortigen Naturverhältnisse übermittelt worden waren, bei der Ausfüllung derselben niederschrieben. Wenn dabei manch sonderbares Zeug mit unterläuft, so wolle man nicht vergessen, daß vor 200 Jahren solche Dinge noch nicht den Eindruck hervorbrachten, den wir heutzutage von ihnen empfangen.

Ungemein vertraut erweist sich der Verfasser auch mit der geographischen Literatur der behandelten anderthalb Jahrhunderte, aus welcher er alle für seine Absicht irgend bedeu-

samen Notizen ausgezogen hat. Darunter befindet sich gar manche, den Geographen wenig oder gar nicht bekannte Schrift, so z. B. diejenige des Polen Streys von 1638 (S. 205); gefreut hat es uns, auch des wackeren, fast nirgendwo beachteten Nürnberger Insel-Monographen Wülfer (S. 231) mit Lob gedacht zu sehen. Zu S. 107 möchten wir bemerken, daß neben der bequemen Auslegung des heiligen Augustinus, der zufolge Thiere aus der Arche nach den entfernten Inseln von Engeln transportirt worden waren, seit der frühesten Karolinger-Zeit schon eine rationellere Auffassung, die des (hibernischen) Pseudo-Augustinus, herlief; es hätten vor der Sintfluth Landverbindungen zwischen jenen Ländern und der Alten Welt bestanden, die auch später noch theilweise existirt und den wandernden Thieren als Brücke gedient haben sollten.

S. Günther.

* **Goethe's Beziehungen zu Steiermärkern.** Von Franz Ilwof. Graz 1898. Druck und Verlag von „Leykam". — Ich begreife sehr wohl den Wissenstrieb, der in die entlegensten Theile eines großen Daseins hineinleuchten will; wenn auch der Werth dieser Bemühungen nicht stets ein gleich hoher, ja zuweilen ein recht minimaler ist. Im vorliegenden Büchlein mischt sich mit obigem Motiv noch ein Stück Lokalpatriotismus. Denn im Grunde vermag es doch kaum tiefer zu interessiren, daß Kilian Brustfleck in der Burleske „Hanswursts Hochzeit" u. s. w. ein steierisches Vorbild hatte; oder daß die Dame, mit der Goethe in Neapel schöne Stunden verbrachte, die steierische Gräfin Lanthier war. Dankenswerth sind die Ausführungen über Goethe's Beziehungen zu dem Orientalisten Hammer-Purgstall. — Um die Persönlichkeit Goethe's beginnt sich allmählich ein Arabeskenwerk zu spinnen, das fast verwirrend wirkt; besonders da es immer mehr Usus zu werden scheint, daß auch die bescheidenste Abhandlung dem Publikum in Buchform geboten wird.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

-rt- **Budapest**, 26. Sept. XVII. Versammlung der Astronomischen Gesellschaft. In der heutigen zweiten Sitzung fanden zunächst einige geschäftliche Gegenstände Erledigung; als Ort für die im Jahre 1900 stattfindende XVIII. Versammlung der Gesellschaft wird einstimmig Heidelberg gewählt, wofür Prof. Valentiner dankt. Die wissenschaftlichen Vorträge werden sodann fortgesetzt.

Der Gegenstand des ersten Vortrags ist die Herausgabe eines Jahresberichts der gesammten astronomischen Literatur. Prof. Wislicenus (Straßburg), der sich bereit erklärte, die Herausgabe dieses Jahresberichts unter gewissen Bedingungen zu übernehmen, entwickelte kurz die Gesichtspunkte, welche hiebei seiner Meinung nach als maßgebend zu betrachten sind und welche sich in Kürze zusammenfassen lassen in der Forderung von möglichster Vollständigkeit hinsichtlich der anzuführenden Publikationen, vollkommener Objektivität und möglichster Kürze der einzelnen Besprechungen. Das Unternehmen ist als ein selbständiges gedacht, doch ist für seine Sicherstellung, wenigstens für den Anfang, eine mäßige pekuniäre Unterstützung durch die Astronomische Gesellschaft nöthig, wogegen deren Mitglieder den Jahresbericht zum Nettopreis beziehen können.

Prof. Seeliger (München) theilt mit, daß die Vorschläge des Hrn. Wislicenus bereits den Gegenstand von sehr eingehenden Vorbesprechungen innerhalb des Vorstandes bildeten, daß Hr. Wislicenus für die Herausgabe des geplanten Jahresberichts bereits einen Verleger gefunden hat, der sich mit äußerst geringem Nutzen begnügt, und daß endlich auch Hrn. Wislicenus bei der Stellung seiner Vorschläge die größte Selbstlosigkeit geleitet hat. Der Astronomischen Gesellschaft ist ein gewisses Aufsichtsrecht zugedacht, sie würde zu dem neuen Unternehmen etwa in dem gleichen Verhältniß stehen, wie zu den „Astronomischen Nachrichten"; der Herausgeber hätte der Gesellschaft alle 2 Jahre Bericht zu erstatten. Der erforderliche jährliche Zuschuß würde den Betrag von 1500 M. auf keinen Fall überschreiten, welcher Betrag bei der äußerst günstigen Finanzlage der Gesellschaft leicht aufzubringen ist.

An der nunmehr eröffneten, sehr animirten Debatte betheiligte sich eine größere Anzahl von Herren. Schließlich unterbreitete der Vorsitzende der Versammlung namens des Vorstandes den Antrag:

„Die Versammlung der Astronomischen Gesellschaft ermächtigt den Vorstand, die Herausgabe eines astronomischen Jahresberichts zu unterstützen und dazu Geldmittel in angemessener Höhe bereitzustellen."

Die Abstimmung über diesen Antrag ergibt dessen einstimmige Annahme, wofür Prof. Wislicenus dankt.

Den nächsten Vortrag hält Prof. Porro (Turin). Er theilt zunächst mit, daß er im Verein mit Prof. Hermann Davis in New-York eine Neubearbeitung derjenigen Palermitaner Beobachtungen auszuführen im Begriff ist, welche die Grundlage des berühmten, im Anfang dieses Jahrhunderts erschienenen Sternkatalogs bilden. Prof. Porro wird die Rektaseensionen, Prof. Davis die Deklinationen bearbeiten. Die Arbeiten Porro's sind bereits soweit vorgeschritten, daß ein Katalog der Rektaseensionen der Fundamentalsterne fertiggestellt ist. Weiterhin theilt Prof. Porro mit, daß die beiden italienischen Astronomen Bianchini und Montanari bereits im Anfang des vorigen Jahrhunderts die später von Herschel unter der Bezeichnung „Sequenzen" (Sternfolgen) vorgeschlagene Methode zur Abschätzung der Helligkeit von Fixsternen kannten und praktisch ausübten, und legt zum Beweis dessen Abzüge der von den beiden genannten Astronomen hergestellten Karten der einzelnen Sternbilder vor.

Nach kurzer Mittagspause werden nachmittags die Vorträge fortgesetzt. — Prof. Wolf (Heidelberg) berichtet über ein neues Objektiv von Pauly in Jena. Dieses Objektiv hat 21.2 cm Durchmesser und 4.50 m Brennweite, also sehr kleinen Oeffnungswinkel. Seine Leistungen sind, wie die von Prof. Wolf ausgeführten Untersuchungen zeigten, ganz vorzüglich. Insbesondere ist das sogen. „sekundäre Spektrum" (die chromatische Abweichung) so gut wie vollständig beseitigt, da die sämmtlichen Strahlen zwischen den Fraunhofer'schen Linien C und F in einer Ebene vereinigt werden, so daß thatsächlich die Bilder vollkommen farblos sind. Eine Vergleichung mit anderen Gläsern, die Prof. Wolf ausführte, zeigte, daß nur die Fraunhofer'schen Objektive annähernd ebenfalls diese Forderung erfüllen, daß aber bei den Linsen der berühmten Glaskünstler Clarke und Grubb dies nur theilweise der Fall ist. Prof. Wolf hat mit dem neuen Objektiv den Arctus (den hellsten Stern im Bootes) beobachtet und glaubt, einen bisher unbekannten schwachen Begleiter desselben wahrgenommen zu haben. Von hervorragender Schönheit sind die von diesem Glase entworfenen Bilder der Planeten und des Mondes; bei guter Luft konnte Prof. Wolf die Farbe der Oberflächen derselben mit großer Sicherheit beobachten, so daß zu vermuthen steht, daß die Einführung Pauly'scher Objektive für die Oberflächenbeobachtung der Planeten und des Mondes neue Gesichtspunkte eröffnen wird.

Im Anschluß hieran gibt Dr. Pauly (Jena) noch einige nähere Aufschlüsse über seine neuen Objektive. Dieselben sind nicht mehr, wie die bisherigen Jenenser Gläser, Phosphatgläser, sondern Silikatgläser, doch ist der Vortragende vorläufig nicht berechtigt, über die chemische Zusammensetzung der Letzteren genauere Mittheilungen zu machen. Während die Phosphatgläser durch den Einfluß der Witterung häufig Schaden litten, erweisen sich die neuen Linsen als vollkommen wetterfest, sie wurden probeweise 2 Jahre lang im Freien dem Wind und Wetter ausgesetzt, ohne den geringsten Schaden zu nehmen. Die sonst bei den Objektiven so gefürchtete Schlierenbildung erwies sich, wie angestellte Versuche zeigten, hinsichtlich der Güte der Bilder ebenfalls als vollkommen unschädlich. — Prof. Wolf legt noch eine größere Anzahl seiner ausgezeichneten photographischen Daueraufnahmen der Milchstraße vor.

Dr. Marcuse (Berlin) spricht sodann über die von ihm getroffenen Vorbereitungen zur photographischen Ausführung von geographischen Ortsbestimmungen mittelst eines azimutal montirten Instruments. Er hat bereits sehr zufriedenstellende Resultate erlangt, so daß die photographische Methode hinsichtlich der Leistungsfähigkeit der rein optischen Methode gegenüber mindestens als gleichwerthig zu betrachten ist.

Im letzten Vortrag spricht Prof. Franz (Breslau) über die Gestalt des Mondes. Betrachtet man die Oberfläche des-

selben als Gleichgewichtsfigur, so muß letztere ein dreiachsiges Ellipsoid sein. Prof. Franz ist nun durch Ausmessung von Mondphotographien, die auf der Licksternwarte aufgenommen wurden, zu dem Ergebniß gelangt, daß der Durchmesser des Mondes in der Richtung gegen die Erde nicht, wie man bisher annahm, um etwa 5 Proz., sondern nur um 2.7 pro Mille größer ist, als in der zum Visionsradius senkrechten Richtung. Er kommt noch auf die diesbezüglichen Arbeiten von Hansen und Newcomb zu sprechen; ein Irrthum, in den er hiebei verfiel, ward von Prof. Seeliger richtig gestellt. Herr Witt (Berlin) ist der Ansicht, daß man den von Prof. Franz gefundenen Betrag nicht nothwendig als reell zu betrachten brauche, da seiner Erfahrung nach eine Verzerrung in der Richtung der optischen Achse immer vorhanden ist, wenn das photographische Objektiv dem aufzunehmenden Objekte relativ nahe steht.

Hierauf wurde die Sitzung geschlossen. Eine Rundfahrt durch die Stadt und ein von der ungarischen meteorologischen Reichsanstalt gegebener Theeabend beschlossen den Tag.

T. **Das Streichholz der Zukunft.** Wer sollte nicht aus vollem Herzen der Ansicht zustimmen, daß unser Streichholz verbesserungsbedürftig ist! Das Gift ist unsern modernen Sicherheitsstreichhölzern — „brennen nur an der braunen Reibfläche" — allerdings genommen, damit aber auch die köstliche Fähigkeit der alten giftigen Zündhölzer, eben von der braunen Reibfläche unabhängig zu sein. Man kann daher unsern Chemikern nur dankbar dafür sein, wenn sie dauernd bestrebt gewesen sind, diese beiden Eigenschaften, die Nichtgiftigkeit und das Ueberallzünden, in einem einzigen Erzeugniß zu vereinigen, dem dann der Ehrentitel des „Streichholzes der Zukunft" sicher wäre. Die belgische Regierung hat sogar einen bedeutenden Preis für die Lösung dieser Aufgabe ausgesetzt. Mehrere wissenschaftliche Zeitschriften melden jetzt gleichzeitig aus England, daß ein Mann Namens Cordes die ersehnte Erfindung gemacht hat. In erster Linie kommt es bekanntlich darauf an, die Verwendung des gelben Phosphors auszuscheiden, da dieser sowohl unter den Arbeitern der Zündholzfabriken als gelegentlich unter den Benutzern des fertigen Produkts durch seine giftige Eigenschaft Unheil stiftet. Der rothe oder amorphe Phosphor dagegen scheint völlig ungiftig zu sein, denn man hat Hunden eine große Menge davon zu fressen gegeben, ohne daß es ihnen im geringsten geschadet hätte. Die neue Zündmasse enthält demgemäß Phosphor auch nur in der amorphen Form, daneben chlorsaures Kali. Diese beiden Bestandtheile, die z. B. zur Herstellung der Zündhütchen für Kinderpistolen verwandt werden, würden für sich allein ein Zündholz von sehr unerfreulicher Explosionsfähigkeit abgeben, und sie müssen daher durch Zusatz anderer Stoffe in ihrer Wirkung abgeschwächt werden. Demgemäß enthält die Zündmasse außerdem noch Tünche, Stück, Wasserglas und Leim. In dieser Zusammensetzung entzündet sich die Masse ganz in derselben Weise wie die der bisher benutzten Streichhölzer, aber nicht nur an präparirten Flächen, sondern bei der Reibung auf jeder beliebigen Fläche. „English Mechanic" meldet, daß bereits in größerem Maßstabe Versuche zur Fabrikation solcher Streichhölzer in England gemacht werden und daß dieselben daher binnen kurzem auf dem Markte erscheinen werden. Cordes ist ein Londoner Arbeiter, der angeblich den Lockungen der belgischen Regierung widersteht, um englischen Fabriken den ersten Antheil an seiner Erfindung zu sichern. Es wurden bereits vor einiger Zeit dem Ministerium des Innern und dem Regierungs-Laboratorium Proben des neuen Streichholzes überreicht.

* **Jena.** Am 26. Sept. hielt hier die Deutsche morgenländische Gesellschaft auf dem Burgkeller ihre Jahresversammlung. Zahlreiche Theilnehmer, auch aus dem Auslande, hatten sich zu den von Prof. E. Wilhelm (Jena) geleiteten Verhandlungen eingefunden. Im nächsten Jahre wird die Versammlung zugleich mit der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen stattfinden.

* **Erfurt,** 27. Sept. Heute starb hier unerwartet der in ganz Thüringen wohlbekannte Schulmann Stadtschulrath Dr. Vorbrodt im Alter von 60 Jahren. Er hat die hiesige Realschule, die zweite Bürgerschule und die gewerbliche Fortbildungsschule ins Leben gerufen und sich überhaupt um die zweckmäßige, den Bedürfnissen des modernen Lebens angepaßte Ausgestaltung des hiesigen Schulwesens die größten Verdienste erworben. Seine Thätigkeit wirkte vorbildlich auch für viele anderen thüringischen Städte.

* **Berlin,** 28. Sept. Die Verhandlungen der Deutschen geologischen Gesellschaft wurden gestern, nach der Besichtigung der Sammlungen der geologischen Landesanstalt und des Museums für Naturkunde, unter dem Vorsitze des Geheimraths v. Zittel (München) fortgesetzt. Prof. Barrois (Lille) machte zunächst einige Mittheilungen über die im Anschluß an den 1900 in Paris stattfindenden internationalen Geologenkongreß geplanten geologischen Ausflüge. Diese sollen sich auf alle Theile Frankreichs erstrecken. Sodann hielt Landesgeologe Dr. Keilhack (Berlin) einen höchst interessanten Vortrag über das pommersche Urstromthal, in welchem er die einstige Existenz eines gewaltigen, 25 Quadratmeilen umfassenden Sees in der Gegend des heutigen Warthe- und Oderbruchs und verschiedener kleinerer Stauseen bei Rummelsburg, Belgard und im Gebiete des Stettiner Haffs nachwies. Prof. Steinmann (Freiburg) sprach hierauf über die Entwicklung des Diluviums in Süddeutschland, Dr. Edm. Naumann (Frankfurt a. M.) über eine geologische Reise durch Mexico. An die Sitzung schloß sich eine Vorbesichtigung des für das Museum für Naturkunde bestimmten Beyrich-Denkmals. Zum Vorort der nächstjährigen Hauptversammlung wurde München gewählt.

* **Wien.** Am 1. Oktober d. J. tritt der Professor der Ohrenheilkunde Dr. Joseph Gruber in den Ruhestand. Der Gelehrte, welcher gegenwärtig im 71. Lebensjahr steht, habilitirte sich im Jahre 1863 als Privatdozent für theoretische und praktische Ohrenheilkunde an der Wiener Universität. 1870 wurde er zum außerordentlichen Professor und 1873 zum Vorstand der damals neu errichteten Ohrenklinik ernannt. Wie man uns mittheilt, soll nun diese Klinik nach dem Rücktritt Professor Grubers aufgehoben und mit der Ohrenklinik des Professors Dr. Adam Politzer verschmolzen werden. — Der versicherungstechnische Kurs, dessen Organisation sich gut bewährt hat, tritt in das 5. Jahr seines Bestandes. In demselben lesen in diesem Jahre die Professoren Dr. Allé, Czuber, Ministerialrath Dr. Herrmann, Oberinspektor Dr. Blaschke und Inspektor Dr. Serfawy des versicherungstechnischen Departements im Ministerium des Innern, Sektionsrath des Reichsgerichts Dr. Hugelmann und Professor Kleibel.

G. **Genf.** Der Große Rath des Kantons Waadt hat einen Gesetzentwurf zur Erhaltung historischer Denkmale eingebracht. Das neue Gesetz, dessen erste Lesung am 5. September stattfand, verfügt die Ernennung eines „kantonalen Archäologen", sowie einer ständigen Kommission in Lausanne unter dem Titel „Commission des Monuments Historiques", deren Aufgabe es wäre, alle Gebäude innerhalb des Kantons Waadt, die nationales, historisches oder künstlerisches Interesse bieten, zu überwachen und amtlichen Bericht darüber zu erstatten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Richard Degen: Die Leipziger Finkenschaft und ihre Gegner. Ein Beitrag zur Geschichte des modernen Studententhums. Leipzig, Oskar Gottwald 1898. — Derselbe: Die A. D. C. Burschenschaften keine Burschenschaften? (Cyklus akademischer Broschüren Heft XIII.) Ebd. 1898. — Gustav Naumann: Antimoralisches Bilderbuch. Ein Beitrag zu einer vergleichenden Moralgeschichte. Leipzig, H. Haessel 1898. — Kapitän Alfred Dreyfus' Briefe aus der Gefangenschaft. Berlin, Siegfried Cronbach 1899. — Unsre Offiziere vor dem Feinde. Persönliche Erlebnisse aus den Feldzügen 1864, 1866 und 1870/71. Bd. I, Lfg. 1. Berlin, Militär-Verlagsanstalt 1898. — Dr. phil. Ludwig Goldschmidt: Kant und Helmholtz. Populärwissenschaftliche Studie. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1898.

Jahrgang 1898. München, Freitag, 30. September. Nummer 221.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Neue Erzählungen.

Besprochen von Alexander v. Weilen.

In der Literatur erheben sich heute dieselben Klagen wie in Kunstausstellungen: man vermißt die großen, heroischen Gemälde und fühlt sich durch die Menge der Genrebilder leicht abgespannt und angeödet. Auch die Schriftsteller geben am liebsten Skizzen, angedeutete Problemchen, der historische Roman liegt ganz brach, ja selbst eindringende psychologische Analysen größeren Umfangs werden immer seltener. Auf der einen Seite ist dies ja bedauerlich, zumal da in diesen Kleinstücken der Erzählungskunst allzusehr der stoffliche Reiz, die Anekdote an und für sich, den Ausschlag für die Beurtheilung der dichterischen Begabung geben muß, ein höchst zweifelhaftes Kriterium; auf der anderen Seite aber entsprechen diese kleinen Formen mit ihrem kleinen Inhalte auch der Zeit, in der sie geschaffen worden, und die überlebensgroßen Gestalten unsrer Ahnen hätten in den niedlichen Hütten, in die wir Leben wie Literatur bergen, keinen Raum. Der Ruf nach Göttern findet nur da Erhörung, wo man Götter glaubt. Wenn sich auch die Unmöglichkeit, große Gestalten im Sinne vergangener Zeiten zu schaffen, am stärksten und sichtlichsten im Drama kundgibt, auch die Prosaerzählung gibt ihr Bestes auf inhaltlich wie räumlich eng begrenztem Gebiete.

Umsomehr fallen Werke ins Auge, welche die engen Grenzen kühn erweitern. Dazu rechne ich nicht jene historischen Romane, welche einen Strumpf, den die Mühlbachs, Scheibes u. a. unvollendet gelassen haben, getrost weiter stricken. Ein derartiger Leihbibliotheksroman liegt z. B. in Oskar Mysings „Beresina“ (Berlin, O. Janke, 3 Bde.) vor, eine Haupt- und Staatsaktion unter dem prunkenden Aushängeschild des Namens Napoleon, verquickt mit einer abenteuerlichen, effektgierigen Liebesgeschichte. Ebensowenig kann eine Marlitt-Geschichte, wie E. v. Wald-Zedwitz': „Man sagt“ (Leipzig, List) Anspruch auf ernsthafte Beachtung machen, wenn auch das Publikum an dem jungen Manne, der von einer theatralischen Sendung à la Wilhelm Meister phantasirt, um urplötzlich seine künstlerischen Ideen, die allerdings niemals ernst waren, aufzugeben und in den friedlichsten Hafen der Ehe einzufahren, sowie an den vielen lustigen und traurigen Verliebten männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich nach schrecklichen Verwirrungen doch zu den richtigen Pärleins zusammenfinden, und an den kleinen Hofintriguen sein Gefallen finden kann. Immerhin wird ihm das flott geschriebene Buch die Zeit vertreiben, und das ist's ja, was so viele Leser vom Romane verlangen. Eine andere Wirkung, die dickleibigen Büchern öfter eigen zu sein scheint, geht von A. Herz: „Sie liebten sich“ (Dresden und Leipzig, Pierson) aus: diese ganz unklar und formlos erzählte Geschichte eines Frauenherzens, stofflich an Gabriele Reuter erinnernd, ist wohl eines der unfehlbarsten Schlafmittel.

In diesen und vielen ähnlichen Werken lebt eine alte Tradition weiter; die Erweiterung, von der oben gesprochen wurde, kann sich nur dadurch vollziehen, daß Gedanken unsrer Zeit in den Mittelpunkt der Dichtung treten und sie erfüllen. Die beiden groß angelegten Romane, die diesmal vorliegen, stehen unter dem Zeichen Friedrich Nietzsche's. Derselbe Ausgangspunkt — aber welch verschiedene Resultate!

Nietzsche, der Dekadent, ist der geistige Vater von Gabriele d'Annunzio's: „Lust“ (übersetzt von M. Gagliardi, Berlin, Fischer). Mit diesem Buche ist dem deutschen Leser sozusagen das „Werk“ des Italieners überliefert und sein innerstes Wesen in dieser dem Selbstportrait angenäherten Studie erschlossen. Aber seine Bedeutung geht weiter: es ist ein Denkmal einer ganzen Epoche und eine „Ars amandi“ des endenden Jahrhunderts und des raffinirten Ueberkulturmenschen. Der Inhalt ist in wenige Worte zu fassen: Andrea Sperelli's Verhältniß zum Weibe. Und dies erschöpft nicht etwa nur das Buch, nein, den Helden selbst, der nur in physischen und geistigen Sensationen, die alle wieder auf Liebe zurückgehen, dahintaumelt. Auch an Charakteren im landläufigen Sinne fehlt es gänzlich: schattenhaft bleiben die Gestalten der beiden Frauen, und sowohl das liebedürstende, wie das in erzwungener Keuschheit widerstrebende Weib werden in gleicher Weise Opfer ihrer Sinne. Das Vergeistigte der Leidenschaft, das der Dichter in Maria zeichnen will, wird, obwohl er mit rhetorischen Tagebuchblättern arbeitet, doch nur wieder rein physisch, und die Frauen der Gesellschaft unterscheiden sich nicht im mindesten von den Hetären, welche eine episodistische Scene vorführt. Denken und Wollen — das sind die zwei Dinge, welche d'Annunzio's Gestalten abgehen, vor allem dem Helden, welcher das feinste, empfindlichste Barometer für erotische Sensationen verkörpert. Andrea Sperelli ist ein Künstler des „Genusses“ — vielleicht wäre so der Titel „Piacere“ besser wiederzugeben gewesen —, er schwelgt im höchsten Raffinement der Sinne durch die ihm eigenen künstlerischen Gaben. Er ist Dichter, Kupferstecher, Kavalier ohne Tadel, ein Meister der Form, wie der Dichter selbst; ihm ist er ein Abkömmlung jener Renaissance, wie er dieselbe mit trunkenen Augen schaut, als eine Orgie aller Künste, aller Schönheiten, gekrönt von dem Schönsten, dem Weibe. Selbst die Wollust wird ihm durch Erinnerung an ein Bild, ein Gedicht, eine Statue erst vermittelt, die schöne Natur spricht zu ihm erst durch das Medium der schönen Kunst. „Man muß sich sein eigenes Leben schaffen, wie man ein Kunstwerk schafft“, lehrt ihm sein Vater; das klingt wie ein Goethe'sches Wort, aber eigentlich ist in ihm das Verhältniß umgekehrt: er schafft sich erst aus dem Kunstwerke das Leben. Und dies ist ein bedeutender Unterschied. Sein ästhetischer Sinn ist sein einziger Führer,

Herz, Temperament, moralischen Sinn — all dies entbehrt er gänzlich. Sophismen tragen ihn von Erlebniß zu Erlebniß, die Kunst des Daseins besteht für ihn „im Verdunkeln der Wahrheit“, durch Lüge gewinnt er die Frauen, und es ist nur gerecht, daß er sie durch Lüge wieder verliert. Ihm selbst, wie seinem Dichter, fehlt die echte Leidenschaft, die naive Freude am Weibe, wie sie z. B. einen Casanova auszeichnet, und es ist unendlich charakteristisch, wie er, um den Schein der echten Liebe zu erwecken, zu Goethe's ewigen „Römischen Elegien“ greifen muß, und durch reine Empfindung des Deutschen seinen erborgten Flitterstahl deckt. Alle die betäubenden Parfüms, wie sie aus den hinreißenden Schilderungen strömen, ja auch gelegentlicher Weihrauchduft, vermögen nicht die Sinne so vollständig zu umnebeln, daß man nicht erkennen sollte, wie hinter all den herrlichen Worten nur die niederste Libertinage steckt, das Aufgeben jeder Persönlichkeit, und das Buch erscheint thatsächlich als das „Breviarium arcanum der eleganten Korruption“. Wahre Gemälde werden von der Villa Schifanoja, dem Meere in wechselndsten Stimmungen, dem aufgeregten Rennplatze entworfen, alle diese Bilder gehören in das „Scenarium der Liebe“, ohne die dieser „zart empfindende Histrione“, wie der Dichter mit Recht seinen Helden nennt, die „Komödie der Liebe“ nicht begreift. Aber ein eintöniger, ermüdender Glanz liegt über dem Werke gebreitet, das Instrument hat nur eine einzige Saite, die immer wieder angeschlagen wird, die Virtuosität ist eine lediglich technische Ausbildung. Töne des Humors wie der Tragik klingen nirgends an. Nicht umsonst singt Sperelli einen Hymnus auf den Vers, in seiner formellen Vollendung; das ganze Werk ist ein Kunstwerk der Form, das eben durch den Mangel an entsprechendem Inhalte zu einem künstlichen Werke wird. Das Buch könnte im höchsten Grade gefährlich sein, wenn es nicht zum Glücke so unpopulär wie nur möglich wäre. Auch in diesem Sinne ist der Verfasser ein Schüler Nietzsche's, und Sperelli spricht seine innerste Ueberzeugung aus, wenn er die in Afrika gefallenen Soldaten als „vierhundert rohe Kerle, die wie das Vieh gestorben sind“, verächtlich abfertigt.

Nietzsche's Uebermensch tritt in die Welt der Zukunft in der merkwürdigen Dichtung Eva's: „Der letzte Mann“. Apokalyptischer Roman. (Berlin, Vita.) Sie spielt nach Bellamy's „Im Jahre Zweitausend“; die uniformirenden Friedensrepubliken ohne Kunst, ohne Individualitäten sind in vollster Blüthe, die Abschaffung aller Heere soll eben ins Werk gesetzt werden. Da erhebt sich der Mann der Kraft, das Ich in seiner intensivsten Verkörperung in Gestalt des Präsidenten Leontes, an seiner Seite ein blonder Dämon, „das Ewig-Unveränderliche, das Männer gebiert und liebt“; Tausende und Abertausende, des Jochs der Nüchternheit müde, schaaren sich um ihn, und das Reich der Gleichheit ist im Sturm gestürzt, der große Usurpator wird zum Herrn der Erde. Es ist bedenklich, an Voraussetzungen, die ganz im Reich der Phantasie ruhen, zu mäkeln; aber der Zweifel steigt doch auf, ob denn, wenn einmal der Friedensstaat vollendete Thatsache geworden, so große Willenskräfte in einzelnen Individuen noch möglich sind. Das Schaffen des Einen bedingt das Verkümmern des Anderen. Was sich nun, in dem ganz zügellosen Reich ungebundenster Freiheit, geleitet von ebenso unumschränkter Tyrannis, abspielt, läßt sich nur mit Bildern von Rochegrosse vergleichen. Es sind wüste Orgien, gemalt in den brennendsten Tönen, eine erhitzte Phantasie schwelgt in Visionen von Roth, wahre Symphonien der verschiedensten Schattirungen der einen Farbe erklingen. Ueberall gibt der Dichter erzählte Bilder, er stellt ganze Züge wie zur Schau auf, er malt mit Worten und schwelgt in den ekstatischen Fiebervorstellungen. Echtes, starkes Talent vereint sich hier oft mit Krampfhaftem, kraftgenialisch Erzwungenem, und der Uebermensch Leontes erhält oft eine bedenkliche Aehnlichkeit mit Hebbels Holofernes. Das „Königsvolk“, das er zu schaffen gesucht, ist eine wüste Bande, die Kunst, die er befreit, artet in groteske Hyperbeln aus. Den Gipfel bildet das große Fest der Sonne, das seinen tragischen Abschluß in der Todtgeburt des ersehnten königlichen Sprossen findet. Ueber das entartete Geschlecht siegt nun wieder eine neue Macht der Ordnung, die vollständig rätselhaft und unklar bleibt, das Reich des Schönen geht in Flammen zum Himmel, Leontes selbst endet mit der Gattin auf wilder, entsetzlicher Flucht als der einsame Uebermensch im tosenden Meere. Dieser letzte Theil fällt stark ab. Aber es ist ein eigenthümliches Werk und hat einen eigenthümlichen Verfasser, dessen Begabung sich erst noch klären muß, ehe sie ein abschließendes Urtheil erlaubt.

Wo ein moderner Dichter nach einem historischen Stoff greift, ist es eine abnormal psychologische Seite, die ihn zu seinem Helden führt. Leopold Svends „Prinzessin Charlotte“, Roman der Mutter Fredericks VII. von Dänemark (Berlin, Fischer), zeichnet eine unbefriedigte fürstliche Frau, die nach einer mit etwas Theatermache inscenirten Ingénue-Jugend aus langweiliger Ehe heraus die bedenklichsten Ausflüge macht, um in hohem Alter nach bekanntem Erfahrungssatz zur Betschwester zu werden. Eine Erklärung für diese ans Pathologische streifende Natur sucht und gibt der Verfasser nicht, höchstens daß er gelegentlich auf „vererbte Triebe und Neigungen“ hindeutet; er erzählt aber sehr gewandt und weiß besonders die Stimmungen der beiden Höfe, der mecklenburgischen Heimath und Dänemarks, gut wiederzugeben. Nur in den Liebesscenen zeigt sich ein kleiner Hang zu Uebertreibungen, und mit symbolischen Motiven des Milieu wird ein allzu reicher Aufwand getrieben: selbst die Kerzen flammen bedeutungsvoll, die Töne der Violine klingen vielsagend und sogar „alle Blumen im Gemach vergaßen zu duften, so sehr erschraken sie“. Stofflich nahe steht dem großen Roman eine kleine Geschichte von Birger Wörner: „Allerhöchst Plaisir. Ein Barock-Interieur“ (Berlin, Fischer), das Schicksal eines Mädchens, das von der Geliebten des dänischen Königs zu seiner Gattin avancirt. In Ton und Stimmung dem vorerwähnten Werk verwandt, wird die Erzählung durch allzu große Kürze und Knappheit gelegentlich undeutlich und geht sprunghaft vor. Für derartige Themen ist Breite der Ausführung nothwendig, sonst bleibt, wie hier, nur eine spannende Anekdote übrig.

War hier der Inhalt größer als die Form, so fehlt Benno Rüttenauer, der schon manche hübsche kleinere Geschichte erzählt hat, das richtige Maß, um eine so weite Hülle, wie er sie diesem Romane „Zwei Rassen“ (Berlin, Fischer) gegeben, auszufüllen. Der Verfasser möchte gern die Gegensätze von romanischem und germanischem Stamm sowohl im Großen wie in einzelnen Vertretern zeichnen; er möchte gern den Bildungsweg, den ein deutscher Schriftsteller in Paris in Leben und Kunst mitmacht, geben und eine Herzensgeschichte in ihrer Bedeutung für seine Entwicklung durchführen. Aber es bleibt bei dem Versuch. Er kommt über Tiraden gegen das versumpfende deutsche Geistesleben nicht heraus, während Kraft und Ueberschuß französischer Jugend im wüsten Treiben eines Pariser Tanzlokals studirt wird; er ergeht sich behaglich in breiten Reflexionen und Deklamationen, und zwar zumeist aus dem Mund seines Helden, eines ganz unfähigen Burschen, der, ohne das Geringste zu leisten, von seinem Talent und Schriftstellerberuf redet; sowohl den Sinnenmenschen, wie den Künstler, die das Buch voraussetzt, bleibt es schuldig. Und seine Erfahrungen krönt ein Verhältniß mit einer

Pariser Grisette, das einen ganz unwahrscheinlichen Abschluß findet. Doch fehlt es nicht an hübsch beobachteten kleinen Zügen, besonders in den Liebesscenen, und einigen frischen Episoden. — Da versteht Otto Behrend den zarten Kern seines „Roman einer Liebe" (Berlin, Fischer) ganz anders aufschwellen zu machen. Eine ältere Geschichte läßl sich schwer denken: Ein adeliger Lieutenant und ein armes braves Mädel kommen zusammen, von Freundschaft und Hochachtung reden sie sich noch vor, wo schon längst die Liebe und das Verlangen in ihr Herz gezogen, der Friede des sommerlichen Landlebens ist der „große Galeotto", der zustande bringt, was geschehen mußte. Mit rührender Einfachheit und Wahrheit werden die leisesten Regungen der beiden Herzen belauscht und wiedergegeben, von den naiven Selbstbelügungen bis in die niedlichen Kindereien der keimenden Liebe hinauf, all die zarten Schwankungen der unausgesprochenen Empfindungen, die sich in feiner Weise besonders in Gegenwart eines unbetheiligten Dritten kundgeben, finden Ausdruck bis hinauf auf die reine, ihrer inneren Wahrheit bewußten Sicherheit des Mädchens. Peter Nansen hat hier entschieden Pathe gestanden. Der tragische Abschluß allerdings, der freiwillige Tod des Mädchens, den der abwesende Geliebte als einen natürlichen auffassen soll, ist ein gewaltsames Durchhauen, nicht die nothwendige Lösung durch eben die zarten Finger, welche den Knoten leicht geschlungen haben. In Einfachheit verwandt, aber noch stiller und ruhiger, der nordischen Landschaft gleichend, die es schildert, ist Hermann Bangs „Am Wege" (Berlin, Fischer), nach seiner im Vorjahr besprochenen brillant lärmenden Zirkusnovelle um so überraschender wirkend. Es ist ein meisterhaft eintönig gestimmtes Genrebild von einer kleinen Eisenbahnstation und kleinen Leuten, ungesprochenen Empfindungen, an denen ein zartes Frauenherz verblutet. Nur ein Augenblick der Leidenschaft bricht ins vegetative Dasein der Frau Bai ein, als ein Mann in ihre kinderlose Ehe mit dem derben Bahnhofinspektor tritt. Sobald sie sich aber über ihre Gefühle klar geworden, trennen sie sich auch in selbstverständlicher Entsagung; sie geht langsam dahin, Kuchen backend und Tisch deckend für den behaglich genießenden Gatten, dem nach ihrem Tod eine gleiche Bequemlichkeit in einer zweiten Ehe zu winken scheint. Und die Züge sausen vorüber, regelmäßig, in Freud und Leid, und der Pfarrhof bleibt mit den stillen Insassen und das alte Fräulein Jensen mit dem dicken Mops. . . . Je mehr man sich in das Werk versenkt, desto inniger wird seine tief innerliche Ruhe auf den Leser sich schmeichelnd herabsenken.

Man wird aber sofort aufgeschreckt, wenn man Marie Janitscheks: „Ins Leben verirrt" (Berlin, Fischer) zur Hand nimmt. Ein eben flügge gewordener Student kommt durch Zufall auf das Gut einer jungen, weltabgestorben dahinlebenden Baronin, seine als ungeheuer mächtig hingestellte Persönlichkeit reißt das Weib mit sich hinaus ins fluthende Leben, dem sie sich nicht gewachsen fühlt. Nachdem er sie aber ganz bezwungen, wendet er sich von ihr ab, die ihm „nur ein Problem, keine Geliebte" war, läßt sie vergeblich um ein Wort der Zuneigung betteln, bis sie sich verzweifelt in die Fabrikmaschine stürzt, die ihn nach ihrer Meinung ihr abtrünnig gemacht hat. Wieder gibt die Verfasserin eine unwahre Konstruktion von Menschen und Dingen, ins Groteske verzerrend und dabei kalt und leidenschaftslos.

Dasselbe muß man, bei aller Anerkennung des großen Talents, Stimmungen zu analysiren, von Emil Marriot sagen. Eine reine, ungetrübte Freude bereiten selbst ihre besten Sachen nicht; der vorliegende Roman „Auferstehung" (Berlin, Freund u. Jeckel) zählt nicht zu ihnen. Es war von vornherein kein glücklicher Gedanke, ihrer so abgeschlossenen Dichlung „Seine Gottheit" einen zweilen Theil nachzuschicken und den im Zuchthause begrabenen Dr. Eugen Holtz wieder ins Leben treten zu lassen. Abstruseste Psychologie aber ist es, die Nichte der von ihm ermordeten Ellen vorzuführen, wie sie sich in den Mann schon vor seiner Rückkehr verliebt, heimlich zu ihm eilt und in wirklicher Leidenschaft für den herabgekommenen alten und kranken Sträfling, den Vernichter ihrer Familie, entbrennt, So ist es das Problem an und für sich, über dessen widerliche Manierirtheit all die Technik, die in den Dialogen der beiden Hauptfiguren liegl, nicht hinweghilft. Auch die Lösung ist höchst unglücklich, daß sie ein ganz verschwommen gezeichneter Freund aus den Händen des entsagenden Geliebten befreit, um sie später heimzuführen, wodurch für sie die Ehe zu einem Refugium wird, gegen das sie selbst wie die Verfasserin oft so lebhaft protestirt haben. Kalt und verlogen — das ist das ganze Buch. Marriot scheinl sich selbst in der Figur des Buroff gezeichnet zu haben, der seine größte Freude darin findet, sich die Komödien und Tragödien des Lebens von Anderen vorspielen zu lassen und theilnahmslos neugierig zuzusehen.

Der Vortritl unter den neu erschienenen Novellensammlungen gebührt unbedingt Arthur Schnitzlers „Die Frau des Weisen" (Berlin, Fischer), mit der der Wiener Dichter eine führende Stelle unter den deutschen Erzählern sich errungen hat. Von den Franzosen war er ausgegangen, heute hat er seinen eigenen Stil gefunden und nur eine Technik sich zu eigen gemacht, die an die Maupassants erinnert. Die etwas erkünstelte Müdigkeit hal sich in melancholischen Ernst gewandelt, die Blasirtheit, die gelegentlich zu verspüren war, ist heute zur überlegenen betrachtenden Auffassung des Lebens geworden. Wie Gabriele d'Annunzio siehl er sich selbst und seinen Empfindungen von außen zu, er ist neugierig, was er fühlen wird; „wir lachen und weinen und laden unsre Seele dazu ein," sagl er einmal. So zerlegt er sich selbst ganz in „Ein Abschied" bei den Nachrichten von der Krankheit der geliebten Frau, und an ihrer Leiche: „Der Schmerz," ruft er aus: „klopft an, nur ich lasse ihn nicht ein, aber ich weiß, daß er draußen steht, durchs Guckfenster seh' ich ihn." Er kann sich so weit von seiner Erregung trennen, daß er sich klar wird, was das Zusammentreffen mit dem ahnungslosen Gatten für ihn bedeuten werde: „Er wußte, daß ihm diese Begegnung später einmal schauerlich und komisch zugleich vorkommen würde." Er gleicht dem Italiener in manchem künstlerischen Zuge seines Wesens, das aber nur dem so erscheinen kann, der nicht versteht, daß diese Künstlichkeit eben ein Theil der Natur selbst ist. Nichts kann bezeichnender sein, als wenn der verzweifelte Liebhaber in seinem Schmerze den Ausdruck findet: „Ich bin ihr Seladon, ihr erschütterler Seladon." Aber er unterscheidet sich von d'Annunzio wesentlich durch die Tiefe der Empfindung, die er zuerst fühlt und durchmacht, um sie später zu reflektiren, durch den hohen sittlichen Ernst, der so schön in der den Titel gebenden Novelle zutage tritt, durch die Erfindungsgabe, die sämmtlichen in dem Bande vereinten Erzählungen auch das rein stoffliche Interesse verleiht, vor allem aber durch den Wienerischen Einschlag, der Freude am Mädchen, die auch den Spuk der todten Geliebten in der Geschichte „Blumen" zu bannen weiß, der Nachgiebigkeit für Stimmungen, der leicht erregten und leicht abgeschüttelten Träumerei. Nicht leicht kann ein größerer, ungetrübterer Genuß bereitet werden, als durch diese Dichtungen.

Dieser reifen Künstlerschaft steht in Ernst Hardts „Priester des Todes" (Berlin, Fischer) eine noch ganz unsichere, nach allen Seiten herumtastende Anfängerschaft gegenüber, die aber Besseres für abgeklärtere Zeiten erwarten läßt. Von den 13 Erzählungen, die hier vereint

wurden, sind manche nur ganz hingeworfene, skizzenhafte Bilder; zumeist gefällt sich der junge Dichter in grausiger Stimmungsmalerei, er kann gruseln machen wie Edgar Allan Poe. Man träumt mit ihm den „Traum vom Tode“ und sieht die Gehenkten, welche den nächtlichen Wanderer unter dem Galgen umlagern. Er hat echte Töne mystischer, zarter Stimmung; Anderes, so sein Anruf an die „Einsamkeit“, sein „Anschauen“ des eigenen Wesens, ist mehr traditionelle Pose als wirkliche Empfindung. Vor allem hat der Dichter noch sich selbst zu suchen. — Dasselbe ist der Fall mit Rosa Mayreder-Obermayer, die in ihren „Uebergängen“ (Dresden, Pierson) eine Reihe kleiner, überraschend scharf beobachteter Bilder bietet und eine für Frauen seltene satirische Begabung offenbart. Besonders „Der Klub der Uebermenschen“ und „Ein Märtyrer“ zeigen volles Verständniß des modernen Lebens, daneben findet sich manches Unfertige, Schablonenmäßige und Angelernte. Doch überwiegt das Eigenartige. — Fannie Pröger kommt diesmal ganz ernst mit „Thränen“ (Berlin, Fischer), und ihre helle Individualität kleiden die schwarzen Farben nicht so recht. Sie gibt abgeschlossene Genrebilder, oft von starker malerischer Wirkung, sie zieht aus einem dankbaren Stoff in „Wie der Preßl das Arbeiten verlernt hat“ nahezu den tragischen Extrakt, überall wird man die sichere Kunst bewundern; nur gelegentlich, wie in „Begegnung“, dem Zusammentreffen eines geachteten Mannes mit seiner Jugendgeliebten, die das Verhältniß zur Dirne gemacht, wird in den Auflagen stark mit leerer Rhetorik gearbeitet. Die Verfasserin und wir mit ihr sind erst in den letzten Erzählungen, „Von der Pfeife und dem Kaffee“, einer humorvollen Bauerngeschichte, und dem köstlichen „Stein der Weisen“, der meisterhaft den Briefstil des 16. Jahrhunderts nachbildet, ganz zu Hause. — Durch die Novellensammlung Thomas Manns: „Der kleine Herr Friedemann“ (Berlin, Fischer) zieht als leitendes Motiv die dem Leben nicht gewachsene Innerlichkeit. Sei es, daß, wie in der ersten Geschichte, der physische Defekt den Buckelhans von der Liebe ausstößt, sei es, daß ein suchender Geist an den Gaben, die das Leben bietet, keine Befriedigung findet, wie in „Enttäuschung“ oder ein einsamer Beobachter das Gefallen an sich selbst verliert, wie in dem psychologisch meisterhaft geführten „Bajazzo“ — überall droht ein Fragezeichen am Ende des Lebens, und Mancher sucht die Antwort im freiwilligen Tode. Der Dichter weiß aber auch das Gegenbild zu geben: mit einem an ein Hebbel'sches Wort anklingenden Satze: „Man stirbt nicht, bevor man einverstanden ist“, bejaht er den „Willen zum Leben,“ der den Sieg energischer, zielbewußter Menschen feiert. Thomas Mann ist entschieden die bedeutendste dichterische Begabung, die uns diesmal unter den Neulingen begegnet. Dagegen verspricht die Bekanntschaft, mit G. v. Beaulieu wenig, dessen kleine Geschichte „Sein Bruder“ (Berlin, Fischer) recht geziert und widerlich mit der Verkleidung einer Frau in einen Mann nicht ohne frivole Pointen spielt. — Ein neuer Band O. E. Hartlebens, dessen ältere Sammlungen inzwischen neun wohlverdiente Auflagen erlebt haben, wird immer mit Freude begrüßt. Auch im „Römischen Maler“ (Berlin, Fischer) lacht wieder der echte kernige deutsche Humor, leben wieder die naiven Männergestalten, die er so plastisch zu schaffen weiß. Wie ergötzlich sind die Figuren der Dichter in „Das Kalbscotelette“ und „Der Romancier“, der schwer unter der Forderung des Erlebten zu leiden hat, wie fein satirisch das Märchen „Der bunte Vogel“. Und feuriger Geist des italienischen Weines braust in der Titelnovelle. Einzelne Sentenzen sind geradezu in Metall geprägt, z. B. wenn der Dichter von der Liebe sagt: „Mit zwanzig Jahren weiß man genau, was das ist, später wird's einem immer schleierhafter.“ Künstlerische Feinschmecker wie Publikum können sich an dieser Gabe in gleicher Weise erfreuen. — Mehr für den Gaumen der Ersteren ist Karl Gjellerups „Das Briefcouvert. Studie eines Graphologen“ (Berlin, Fischer) bestimmt. Die schöne Wissenschaft der Graphologie bildet den Anknüpfungspunkt eines ihrer Jünger mit einer lustigen Sängerin, die freilich von ihrer angeblichen Wiener Heimath wenig verspüren läßt, sie soll auch einen unbesonnenen Freier vom entscheidenden Schritte abhalten; sie thut es zwar nicht, behält aber in der bald getreunten Ehe recht. Zu der lustigen Geschichte passen die kleinen Randzeichnungen, die einem im Traum erscheinen könnten, recht wenig. — Das Publikum wieder wird sich an Otto v. Leixners zwei Erzählungen: „Der Frack Amors“, „Der Stipendiat des Freiherrn von Erd“ (Berlin, Jancke) gütlich thun. Sie sind ebenso unbedeutend als harmlos, aber flott erzählt und gemacht. Das ist die Dutzendwaare, die zu allen Zeiten blühte, nicht schadet und nicht nützt und weder dem Leser, noch dem Dichter Kopfzerbrechen verursacht.

Die heiligen Stätten in Palästina.

In den widersprechendsten Formen hat sich der Zug nach dem heiligen Lande am Jordan von jeher kundgethan: neben dem einsamen Pilgrim, dem die Sehnsucht, das Grab des Herrn mit leiblichen Augen zu schauen, inbrünstig das Herz schwellte, zogen glänzende Ritterschaaren in klirrender Waffenrüstung oder golddurchwirkten Prunkgewändern übers Meer nach Osten. Nicht heiliger Sinn durchglühte ihre Brust, nicht der Gedanke, den Staub zu küssen, den einst des Heilandes Fuß betrat, hatte sie aus ihren Burgen und Höfen im Abendland in die Ferne getrieben: der ritterliche Kampf mit den Heiden, der Traum von einem Königreich Jerusalem hatte ihnen lockend vorgeschwebt, die blaue Blume der Romantik sahen sie an den kleinasiatischen Gestade leuchtend erblühen. Und wieder Andere sah die Geschichte nach jenem Lande ziehen, die, jeder anderen Waffe bar, durch die Macht ihres glühenden Glaubens allein das heilige Grab den Händen der Ungläubigen entreißen wollten: psalmodirende Kinderschaaren, die auf dem rauhen und weiten Wege elendiglich zugrunde gingen, langhin sich streckende Züge von hohläugig dreinschauenden, die Geißel schwingenden Asketen strebten vergeblich den heiligen Stätten zu. Neben ihnen wallte mit gramdurchfurchten Zügen der Fluchbeladene, der nur durch mühselige Fahrt zu dem Geburtsort des Heilands von der Strafe für schwere Missethat sich loskaufen konnte oder zog mit glänzendem Troß der Templer oder Johanniter der Ordensniederlassung zu, die an der syrischen Küste die Zugänge zum Jordanland beschützte. Durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die Anfänge der neuen Zeit hinein winkt dieses Gebiet der heiligen Stätten der abendländischen Christenheit wie ein geheimnißvolles Idol aus der Ferne herüber; die unerhörtesten Anstrengungen werden gemacht, um es in dauerndem Besitz zu hatten; eine ganze neue Kultur entspringt aus den Zügen und Kämpfen, die um seinetwillen durch Jahrhunderte hindurch unternommen werden. Aber weder die gläubige Inbrunst der Pilgerschaaren, noch die Kriege und politischen Bemühungen der Päpste, Fürsten und Ritterorden können das Kleinod für das Abendland retten; es blieb in den Händen der Ungläubigen, die es entstellten und in Schmutz und Elend verkommen ließen, unterstützt durch die Gleichgültigkeit Europa's, das im Beginn der neuen Zeit, nur allzusehr mit sich selbst beschäftigt, oder auch von dem neuentdeckten glänzenderen Westen angezogen, Palästina fast vergessen zu haben schien.

Erst in unserm Jahrhundert ist das Interesse für das Land der heiligen Stätten im Abendland wieder wachgeworden. Aber in welch ganz anderer Form thut doch heute der Zug dahin sich kund! Nicht mehr im ritterlichen Wagen gilt es den Hort, das heilige Grab, zu

erringen, und nicht abermals ist es der Ansturm der einen Kultur gegen die andere, den jenes Land entfesselt. Im unangetasteten Besitz des Islam, der dort auf dem alten Tempelplatz des Judenthums, auf der Pflanzstätte des Christenthums sich ein eigenes wichtiges Heiligthum errichtete und es mit der Himmelfahrtslegende seines Propheten umspann, liegt Palästina heute als ein zugrunde gerichteter, öder Landstrich da. Dort, wo der römische Eroberer einst auf der Brücke zwischen den drei alten Welttheilen stand, wo die Ströme der asiatischen und griechischen Kultur ineinanderfließend sich kreuzten, und wo noch Jahrhunderte später der Kampf um das Mittelmeer in typischer Weise zwischen Kreuzfahrern und Moslemin zum Austrag kam, fristen jetzt einige spät eingewanderte arabische Stämme nur kümmerlich ihr Leben; dort wo einst fast ein Jahrhundert hindurch die abendländischen christlichen Ritterorden herrschten, hadern jetzt einige wenige Tausende orientalischer Christen mit der noch geringeren Zahl der „Lateiner“ und Protestanten um den Vorrang in der Pflege der angeblichen heiligen Stätten und in der Legendenbildung hinsichtlich der von ihnen besessenen Ruinen. Der Antheil, den das Abendland an diesen Stätten und an den kirchlichen Stiftungen und Gründungen nimmt, die im Laufe dieses Jahrhunderts dort durch einen neuerdings wieder lebhafter sich kundgebenden kirchlichen Sinn errichtet wurden, treibt daheim in Europa keine größeren Wellenkreise, wenn nicht, wie es in diesen Tagen ja wieder geschah, nationale Eifersüchtelei aus dem Hader der Konfessionen sich Nahrung saugt. Eher noch ist es ein rein kolonisatorisches Interesse, welches heute, besonders in Deutschland, die Blicke wieder auf den engen Küstenstrich um Jaffa und die fruchtbaren Hänge des Libanon lenkt. Und am meisten, das möge man sich ja nicht verhehlen, ist es doch in unsern Tagen lediglich der touristische Hang, der zu der Fahrt nach dem einst gelobten Land die Menschen antreibt. Sieht man von den noch heute durch wirklich fromme Inbrunst nach Jerusalem geführten russischen Pilgerzügen ab, so kann man wohl von Pilgerfahrten nach Palästina heute nicht mehr reden, es sei denn, daß man Stangen'sche und Cook'sche Reisegesellschaften metaphorisch so nennen wollte. Der gläubige Sinn ist nach dieser Richtung hin heute nicht mehr massenbewegend, wie er es im Mittelalter war. Nur in dem Einzelnen wirkt er auch heute wieder zuweilen so mächtig, daß er aus der Reise nach dem syrischen Gestade und dem Jordanthal eine Wallfahrt zu den heiligen Stätten im reinsten Sinn des Wortes macht.

An Berichten über solche Einzelfahrten nach dem heiligen Lande, die als Wallfahrten gedacht und durchgeführt wurden, ist die neuere religiöse Literatur außerordentlich reich. Jedoch muß man an die Mehrzahl dieser Berichte mit sehr kritischem Auge herantreten: häufig sind sie von konfessionellem Standpunkte aus verfaßt und deßhalb einseitig in Lob und Tadel, noch häufiger hat das überwallende fromme Gefühl vor des Berichterstatters Auge einen feinen, rosigen Nebel gebreitet, durch den der Leser Personen und Orte und Sitten nur unklar erkennen kann. Selten paart sich kritischer und echt wissenschaftlicher Sinn in diesen modernen Pilgern mit dem heiligen Enthusiasmus, der sie nach dem räthselvollen Lande trieb. Und doch müßte das der Fall sein, wenn anders wir eine richtige Anschauung von dem Kreuzfahrer des 19. Jahrhunderts gewinnen sollen.

Ein einziges Buch [1]) ist uns bisher in die Hände gefallen, das die eben genannten Erfordernisse in außerordentlich feiner und anziehender Weise in sich vereinigt. Es ist vor ganz kurzer Zeit erschienen und kommt also gerade recht, um uns hinsichtlich der Fahrt des Kaiserpaares nach Palästina zu einem richtigen Standpunkt zu verhelfen, und es ist von einem Mann verfaßt, in dessen Darstellung, wie es seine Stellung als Prediger an einer Berliner Kirche und als Professor an der dortigen Universität von vornherein vermuthen läßt, ein tiefes religiöses Empfinden mit wissenschaftlichem Urtheile Hand in Hand geht. Hr. v. Soden ist in diesem Frühjahr fast genau dieselbe Straße gefahren, die das Kaiserpaar jetzt im Herbst einschlagen wird. Er hat schon an vielen Orten, die er berührte, die Vorbereitungen für die Kaiserreise wahrnehmen können. Aber er ist nicht auf der ausgefahrenen Heerstraße des großen Touristenstromes allein geblieben, sondern hat, wie es ihm das Herz gebot oder wie es sein wissenschaftlicher Forschersinn erheischte, kleine Streifzüge nach links nnd rechts ausgeführt, die uns überall eine originelle Betrachtungsweise der Dinge und oft ganz ungeahnte Durchblicke eröffnen. Was er uns nun von den offiziell zu solchen gestempelten und in den Reiseführern als solche hervorgehobenen „heiligen Stätten“ kündet, ist freilich oft enttäuschend genug: historischer Irrwahn, abergläubische Profanationssucht, konfessioneller Eifer haben einen Schleier von Lüge und Trug über jene Stätten gebreitet, den umsonst ein einfaches Gemüth zu durchdringen suchen wird. Aber neben diesen offiziellen Orten, die jetzt jedem Palästinareisenden gleichsam aufs Menu gesetzt werden, liegen abseits die stillen Stätten, aus denen des Kundigen Auge und die liebevoll sich versenkende Seele den Charakter des eigentlichen Palästina herauslesen kann. An ihnen verweilen wir mit dem Verfasser besonders gern; dort versteht sein feiner, für landschaftliche Eigenthümlichkeiten geöffneter Sinn, uns das Leben der Vergangenheit heraufzubeschwören und die Gestatten der heiligen Geschichte vor uns wiedererwachen zu lassen. Manche Züge in diesen unmittelbar nach der ersten Anschauung und Empfindung hingeworfenen Reisebriefen des feinen Beobachters und kritischen Reisenden überraschen durch ihre frappante Naturwahrheit, und sicher wird das anspruchslose Büchlein für Viele, die jetzt zu der echt modernen Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten Palästina's sich rüsten, der beste Reisebegleiter sein.

O. B.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Königsberg i. Pr.** Als Nachfolger des Professors Dr. Cornill ist Prof. Dr. Giesebrecht in Greifswald auf den Lehrstuhl für alttestamentliche Exegese und semitische Sprachen an die hiesige Universität berufen worden.

* **Wien.** Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften trifft die Vorbereitungen für eine Expedition zur Erfoeschung des Inneen von Südarabien, insbesondere von Hadramaut. Zu diesem Zweck wuede von Hrn. Althainz in Stockholm dee Dampfer „Gottfried“ gemiethet. — Zum Professor an der hiesigen Technischen Hochschule ist der Ingenieue Richard Eagtänder, eine Autorität auf dem Gebiet des Dampfkessel- und Maschinenwesens, ernannt worden.

[1]) Reisebriefe aus Palästina. Von H. v. Soden. Berlin, Julius Springer 1898.

Inhaltsverzeichniß zum III. Quartal 1898 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten“, von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Artikel, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Soziales.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

3. Literatur.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

III. Verfasser, soweit sie genannt.